II Gusinde 2016 Tulgan

ANTHROPOS-BIBLIOTHEK
EXPEDITIONS-SERIE
II.

MARTIN GUSINDE

Die Feuerland-Indianer

II.

I: Gusinde SH6 Yahgan

DIE FEUERLAND INDIANER

ERGEBNISSE MEINER VIER FORSCHUNGSREISEN

IN DEN JAHREN 1918 BIS 1924, UNTERNOMMEN IM AUFTRAGE DES MINISTERIO DE INSTRUCCION PÚBLICA DE CHILE

IN DREI BÄNDEN

HERAUSGEGEBEN VON

MARTIN GUSINDE

PROFESSOR DE ANTROPOLOGIA GEN. EN LA UNIVERSIDAD CAT. UND EHEM. SEKTIONS-CHEF IM MUSEO DE ETNOLOGIA Y ANTROPOLOGIA ZU SANTIAGO, MITGLIED D. KAISERL. L. DEUTSCHEN AKADEMIE DER NATURFORSCHER, MIEMBRO DE LA ACADEMIA DE CIENCIAS NATURALES DE CHILE, ACADEMICO CORRESPP. DEL MUSEO DE LA PLATA, MEMBRE CORRESPONDANTE DE LA SOCIÉTÉ DES AMÉRICANISTES DE PARIS

BAND II

DIE YAMANA

MÖDLING BEI WIEN

VERLAG DER INTERNATIONALEN ZEITSCHRIFT „ANTHROPOS"

1937

[ii]

1: Gusinde SH6 Yahgan

DIE YAMANA

VOM LEBEN UND DENKEN DER WASSERNOMADEN AM KAP HOORN

VON

MARTIN GUSINDE

MIT 105 ABBILDUNGEN IM TEXT, 5 FARBENTAFELN, 8 TIEFDRUCKTAFELN, 2 GEOGRAPH. KARTEN

MÖDLING BEI WIEN

VERLAG DER INTERNATIONALEN ZEITSCHRIFT „ANTHROPOS"

1937

[iii]

Satz und Druck
Bücher in Tiefdruck · Text in Buchdruck · Faksimiletafeln in Offset
Buchbinderarbeit
Missionsdruckerei St. Gabriel, Mödling bei Wien

All rights reserved. — Copyright 1937, by Martin Gusinde. — Published May, 1937
Printed in Austria.

Vorwort

Mehrere Ursachen verschiedener Art haben das Erscheinen des vorliegenden Werkes verzögert. Eine davon ist sein ansehnlicher Umfang. Man wird es mir wohl nicht verübeln, daß ich die gesamte Darstellung so ausführlich als möglich geboten habe. Als ich im September 1923 von dem kleinen Häuflein der Yamana, die sich noch des Lebens freuten, für immer Abschied nahm, wußten es sie sowohl wie ich selber, daß ihre Volksgemeinschaft nicht mehr lebensfähig wäre und daß binnen kurzem der Letzte ihres Stammes ins Grab sinken würde. Während der Niederschrift und Drucklegung dieses Werkes habe ich in größeren Zeitabständen zuverlässige Nachrichten aus dem Kap Hoorn-Archipel erhalten, die mir den Tod so mancher meiner feuerländischen Freunde meldeten. Zu Beginn dieses Jahres 1937 erreichten die Überlebenden, einige Bastards eingerechnet, nicht einmal mehr die Kopfzahl 25. Nach einigen Jahren wird es keinem europäischen Forscher möglich sein, weder Yamana in ihrem eigentlichen Heimatgebiete anzutreffen, noch weniger ihren einstigen Kulturbesitz kennenzulernen. In Anbetracht einer solch betrüblichen Sachlage habe ich in diesem Buche alle jene Kenntnisse und Beobachtungen niedergelegt, die ich auf meinen vier Reisen gewonnen habe. Sie zu erweitern oder zu vertiefen, da manche Einzelheiten ungeklärt geblieben sind, ist heute nicht mehr möglich. Mag man das eigenartige Völkchen der Yamana noch so sehr bedauern, es ist für immer vorüber.

Der Beschreibung der Pflanzen- und Tierwelt des Kap Hoorn-Archipels habe ich bewußt eine reichliche Ausdehnung gegeben. Jeder Leser wird sich davon überzeugen, daß die dort heimischen Tierarten, noch mehr als die Pflanzenarten, auf die wichtigen Glieder der gesamten Kulturform, nicht zuletzt auf das eigentliche Geistesleben dieses Volkes, einen durchaus bestimmenden Einfluß ausgeübt haben. Die Tätigkeit der englischen Missionare während eines halben Jahrhunderts hat unvermittelt die uralte Lebensweise der Yamana in gänzlich andersartige Bahnen gelenkt. Dieses grundstürzende Geschehnis, erläutert an ungewöhnlich zahlreichen Berichten, verdient es wohl, daß es unter mehrfacher Rücksicht eingehend behandelt wurde. Die geographischen Bezeichnungen wurden hier in der Form wiedergegeben, die an Ort und Stelle gebräuchlich ist. Die wissenschaftliche Klassifikation der Vögel erfolgte vorwiegend nach der bekannten Abhandlung Roberto Darbenz'a, da mir die wertvolle Monographie Charles E. Hellmayr's erst nach Abschluß meines Manuskriptes zugänglich wurde. Personennamen erscheinen immer in Majuskelschrift und die Namen von Schiffen stehen regelmäßig in Anführungszeichen. Einige wenige Yamana bezeichne ich hier mit ihrem christlichen Namen; ihre ortsüblichen Namen, die teilweise sehr lang und schwer leserlich

sind, werde ich bei einer späteren Gelegenheit bekannt geben. Über die Sprache der Yamana liegen mehrere Einzelabhandlungen vor und in vielen Berichten finden sich kürzere oder längere Angaben. Da sie ansehnlich viele Ungenauigkeiten enthalten, habe ich die zahlreichen vorliegenden linguistischen Einzelheiten bei meiner Bearbeitung nur selten berücksichtigt; jetzt, da das Yamana-English-Dictionary des Rev. T. Bridges veröffentlicht ist, braucht sich niemand mehr abzumühen, aus zweiter oder dritter Quelle zu schöpfen. Die häufig verwendeten phonetischen Zeichen in Yamana-Wörtern sind in meiner kurzen Abhandlung (s) erklärt worden.

Sämtliche Darstellungen auf den Tiefdrucktafeln sind Wiedergaben eines geringen Teiles meiner eigenen photographischen Aufnahmen; die erste Farbentafel ist eine Nachbildung einer farbenphotographischen Aufnahme mit einer Lumière-Platte. Die in den Text eingestreuten Zeichnungen hat Herr Eduard Sauser in Wien hergestellt; ausgenommen die Nachzeichnungen einheimischer Tierarten in den Abbildungen 9, 13, 58, 76, 82, 91, 92, 94, 95, 100 und 105, welche ich Frau Koller S. in Wien verdanke.

Sowohl das Bundes-Ministerium für Unterricht in Wien, als auch der Hwste Herr P. J. Gruber, Sup. gen. SVD. in Rom, hat durch hochherzige Zuwendung einer eigenen Geldsumme zur Drucklegung dieses Buches beigetragen. Öffentlich dafür zu danken, ist mir eine angenehme Pflicht.

Bereits im Vorwort zum Band I dieses Werkes habe ich in aufrichtiger Anerkennung jener hochherzigen Personen gedacht, die zur Förderung der Wissenschaft vom Menschen durch ihre persönliche Hilfe und die erforderlichen Geldmittel dazu beigetragen haben, daß meine vier Reisen nach der Südspitze der Neuen Welt zustande gekommen und von reichem Erfolg begleitet gewesen sind. Der gastfreundlichen, immer hilfsbereiten Familie Lawrence am Canal de Beagle bleibt das unbestreitbare Verdienst, in derart selbstloser Weise mich bei meinen Forschungen unterstützt zu haben, daß ich nach ergiebiger Feldarbeit das vorliegende Werk zusammenstellen konnte. Insbesondere hat Nelly Lawrence, dieser vollendete Typus einer Yamana-Frau, mit besorgter Aufmerksamkeit mir den Eingang in die eigenartige Geisteswelt ihres Volkes geöffnet, die in solchem Ausmaß andern Europäern nie zugänglich gemacht worden ist. Dieses Buch ist ein untrüglicher Zeuge meines aufrichtigen Dankes an jene schlichte, liebenswürdige, edle Feuerländerin vom Kap Hoorn-Archipel.

Laxenburg bei Wien, im Mai 1937.

Martin Gusinde SVD.

[VII]

Inhaltsverzeichnis

Seite

Erster Teil: Heimat und Geschichte 1

A. Die Heimat 4

a. Die örtlichen Bedingungen 7
1. Die Landschaft 9
2. Die Witterung 18

b. Die Pflanzenwelt 26

c. Die Tierwelt 33

B. Geschichte der Yamana-Forschung 45

a. Berichte aus älterer Zeit 48

b. Forschungen seit Eröffnung der Mission 135

c. Meine eigenen vier Reisen 161
1. Meine erste Reise 164
2. Meine zweite Reise 172
3. Dritte Reise gemeinsam mit W. Koppers 181
4. Meine letzte Reise 187

C. Die Yamana einst und jetzt 192

a. Stammesname 193

b. Stammesgruppen 199
1. Die fünf Dialektgruppen 199
2. Andere Einteilungsversuche 208

c. Allgemeine Körperform 214

d. Volksstatistik 222
1. Schätzungen aus älterer Zeit 222
2. Zählungen aus neuerer Zeit 223
3. Ursprüngliche Volksstärke 227

e. Herkunft 230

f. Verhältnis zu Nachbarstämmen 233
1. Yamana und Selk'nam 234
2. Yamana und Halakwulup 241

g. Unter Einfluß des Europäertums 246
1. Die Yamana im Urteil älterer Zeit 247
2. Die Yamana im Urteil der Neuzeit 256
α. Aussagen verläßlicher Beurteiler 256
β. Rettungsdienste der Yamana 264
3. Einige Yamana in Europa 267
4. Die letzten Yamana im Film 286

1: Gusinde SH6 Yahgan

Seite

5. Die Tätigkeit englischer Missionare 288
α. Geschichte der Mission 288
β. Erfolge und Mißerfolge 308
6. Die Europäer im Urteil der Yamana 332
α. Benennungen für Europäer 332
β. Geringschätzung der Europäer 333
7. Vernichtung und Untergang 339
α. Eingeschleppte Krankheiten 340
β. Andere europäische Einflüsse 348
γ. Heutige Daseinsform 356

Zweiter Teil: Das Wirtschaftsleben 365

A. Die Wohnung 367

1. Dauersiedlungen fehlen 368
2. Die zwei Hüttenformen 371
α. Die kegelförmige Hütte 375
β. Die kuppelförmige Hütte 378
3. Die Hütte als Wohnung 379
4. Das Gemeinschaftslager 390
5. Das Feuer 392

B. Die Kleidung 399

1. Kleidungsstücke des Mannes 401
2. Kleidungsstücke der Frau 405
3. Kleidungsstücke der Kinder 407
4. Zweck der Kleidung 409
5. Bearbeiten der Felle und Häute 412

C. Reinlichkeit und Körperschmuck 416

1. Körperpflege 417
2. Reinlichkeit in der Hütte 424
3. Körperbemalung 427
4. Schmuckknochen 433

D. Gerätschaften, Werkzeuge, Waffen 437

1. Das Rindenkanu 438
α. Die Rindenstücke 440
β. Sein Aufbau 443
γ. Sein Zubehör 448
δ. Seine Leistungsfähigkeit 452
ε. Einbaum und Kahn 457
2. Bogen und Pfeil 461
α. Der Bogen 464
β. Der Pfeil 466
γ. Der Köcher 469
3. Die kleine Harpune 470
4. Die große Harpune 474
5. Wurfspieß und Speere 477
6. Dolch und Lanze 479

Seite
7. Die Schleuder 481
8. Fanggeräte 485
a. Die Schlingenleine 485
β. Der Schlingenstab 486
γ. Muschelgabel, Muschelbrecher, Krabbengabel 487
δ. Die Angel 490
9. Handwerkszeug 491
α. Der Schaber 492
β. Das Messer 494
γ. Der Pfriemen 495
δ. Keil und Hammer 496
ε. Verwendung des Eisens 497
10. Gegenstände aus Leder, Haut, Rinde 498
11. Körbe 502
12. Technische Fertigkeiten 508

E. Der Nahrungserwerb 511
1. Jagd auf Robben 514
2. Jagd auf Wale 517
3. Jagd auf Vögel 521
α. Pinguine 523
β. Kormorane 524
γ. Wildgänse 528
δ. Dampfschiffenten 530
ε. Andere Entenarten 532
ζ. Besondere Fangweisen 533
4. Jagd auf Guanacos, Ottern, Füchse 534
5. Die Frau auf Nahrungssuche 538
α. Nahrungsmittel aus dem Tierreich 539
β. Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreich 553
6. Der Nahrungserwerb im Jahresverlauf 558
7. Der feuerländische Hund 560

F. Die Ernährungsweise 568
1. Was sie entbehren müssen 569
2. Wie sie die Beute zerlegen 576
3. Wie sie die Nahrung zubereiten 581
4. Wie sie essen 585
5. Wie sie Lebensmittel aufbewahren 594

G. Die Muschelhaufen 596
1. Ihre Anlage 596
2. Die eingebetteten Gerätschaften 604
3. Ihr Entstehen 608

H. Das Nomadendasein 611
1. Der Wandertrieb 612
2. Unterwegs im Kanu 614
3. Auf dem Lande 619
4. Umweltbedingtes Wanderleben 623

Dritter Teil: Gesellschaftsordnung und Stammesbrauch Seite 627

A. Freite und Ehe 628

a. Brautwerbung und Heirat 630
1. Das heiratsfähige Alter 631
2. Werben der Heiratsfähigen 634
3. Das Gattenideal 637
4. Freiheit bei der Gattenwahl 639
5. Pflicht zur Witwenheirat 646
6. Beteiligung der Verwandten 648
7. Ehehindernisse 650
8. Die Hochzeitsfeier 654
9. Schwiegereltern und Schwiegerkinder 658

b. Das Eheleben 661
1. Monogamie 663
2. Polygamie 665
3. Arbeitsteilung der Gatten 671
α. Betätigung des Mannes 673
β. Betätigung der Frau 675
γ. Zusammenarbeit der Gatten 677
4. Wechselbeziehung der Gatten 680
5. Ehescheidung 688
6. Ehelosigkeit 691

B. Eltern und Kind 693

a. Der Säugling und seine Pflege 694
1. Freude am Kinde 694
2. Das Gebären 700
3. Die Eltern des Neugeborenen 707
4. Behandlung des Säuglings 714
5. Kindermord 724
6. Kindersterblichkeit 726
7. Namengebung 729
8. Entwicklung des Säuglings 733

b. Das ältere Kind und seine Erziehung 736
1. Trennung der Geschlechter 737
2. Erzieherische Betätigung 741
α. Die Erzieher 742
β. Erzieherische Maßnahmen 744
γ. Erzieherische Erfolge 751
3. Mädchen in der Monatsruhe 753
α. Vorschriften für die Mädchen 753
β. Frauen in den Monaten 757
γ. Deutung der Menstruation 758
4. Das Spiel der Kinder 759
α. Spiele der Knaben 760
β. Spiele der Mädchen 763
γ. Gesellschaftsspiele 766
5. Wechselbeziehung der Eltern und Kinder 773

Seite

C. Verwandtschaft und Stammesgemeinschaft 777

a. Die Verwandtschaft 779
1. Die Einzelfamilie 779
2. Der Verwandtenkreis 782
3. Verwandtschaftsbezeichnungen 784

b. Die Stammesgemeinschaft 797
1. Ihre Gliederung 798
2. Ihre Leitung 802

D. Die Jugendweihe 805

a. Kenntnisnahme durch Europäer 808
1. Die ersten Anzeichen 809
2. Meine Anteilnahme 812
α. Meine erste Jugendweihe 813
β. Meine zweite Jugendweihe 818

b. Vorbereitung der Feier 821
1. Anlaß und Dauer 823
2. Entferntere Vorbereitung 826
α. Die Teilnehmer 826
β. Die Prüflinge 827
γ. Leiter und Vorsteher 828
δ. Der Versammlungsplatz 830
3. Nähere Vorbereitung 831
α. Bau der Großen Hütte 832
β. Bau der Küchenhütte 837
γ. Ordnungsdienst 838

c. Verlauf der Feier 841
1. Zusammenkunft der Erwachsenen 843
2. Einführung der Prüflinge 848
α. Abholen im Lager 849
β. Empfang in der Großen Hütte 850
γ. Die Paten 852
3. Tagesordnung für die Prüflinge 854
α. Die äußeren Maßnahmen 855
β. Die Belehrungen 864
γ. Die Arbeitsübungen 900
4. Tagesordnung für die Erwachsenen 904
α. Allgemeine Bestimmungen 906
β. Besondere Förmlichkeiten 908
γ. Gesang und Tanz 917

d. Abschluß der Feier 947
1. Die Anläße 947
2. Das Schlußfest 952
3. Sinn und Wert der Jugendweihe 955

E. Eigentumsverhältnisse 961

a. Die Eigentumsgüter 962
1. Gemeinschaftsgüter 963

Seite
2. Sondereigentum 967
α. Persönlicher Besitz 967
β. Familienbesitz 970
b. Das Besitzrecht 972
1. Urheberrecht des Höchsten Wesens 972
2. Besitznahme 974
3. Beschaffung und Herstellung 976
4. Tauschen, Leihen, Schenken 977
5. Verletzung des Besitzrechtes 982

F. Fehden und Blutrache 985
a. Die Anlässe 986
b. Gewöhnliche Streitereien 991
c. Die Blutrache 995

G. Allgemeine gesellschaftliche Pflichten 1000
a. Brauch und Recht 1002
b. Der wechselseitige Verkehr 1006
1. Besondere Umgangsformen 1006
2. Allgemeine Verkehrsweise 1018
c. Das Gemeinwohl 1024
1. Rechtliche Bestimmungen 1024
2. Allgemeine Fürsorge 1027

Vierter Teil: Die Geisteswelt der Yamana 1031

A. Religion und Sittlichkeit 1033
a. Erforschung der Yamana-Religion 1033
1. Urteile der Reisenden 1035
2. Urteile der Missionare 1038
3. Eigene Ergebnisse 1040
b. Inhalt der Yamana-Religion 1044
1. Persönlichkeit des Höchsten Wesens 1045
α. Sein Name 1045
β. Seine Eigenschaften 1047
2. Religiöse Betätigung 1054
α. Allgemeine Übungen 1054
β. Bittgebete 1055
γ. Dankgebete 1058
δ. Klagerufe 1062
ε. Rufe verschiedenen Inhalts 1072
c. Ursprünglichkeit der Yamana-Religion 1075
1. Ihr Eigenwert 1077
2. Ihre Eigenart 1081
d. Allgemeine Sittenvorschriften 1086
1. Ihr Inhalt 1087
2. Ihre Ursprünglichkeit 1090

1: Gus inde SH6 Yahgan

Seite

B. Seelenglaube und Trauer 1093

a. Die menschliche Seele 1093

b. Jenseitsglaube 1096

c. Trauer und Totenfeiern 1101

1. Das Sterben 1101
2. Die Bestattung 1104
3. Kleine Trauerkundgebungen 1111
4. Allgemeine Trauerveranstaltung 1126

C. Kosmogonie und Mythologie 1139

a. Das Werden der Welt 1142

1. Himmel und Erde 1143
   α. Die ersten Ansiedler 1141
   β. Der ältere Sonnenmann 1145
   γ. Der jüngere Sonnenmann 1147
   δ. Der Regenbogen 1148
   ε. Die Mondfrau 1152
   ζ. Die Sintflut 1153
   η. Herkunft dieser Persönlichkeiten 1157

2. Die Kulturbringer 1159
   α. Die Yoalox-Familie 1159
   β. Die Erfindung des Feuers 1160
   γ. Die Jagd nach Vögeln 1161
   δ. Das Erjagen der Seelöwen 1162
   ε. Die Erfindung der Pfeilspitze 1163
   ζ. Die Erfindung der Harpunenspitze 1165
   η. Der Erwerb von Tran 1167
   ϑ. Der Anfang der Libido sexualis 1168
   ι. Der Anfang der Körperbemalung 1168
   κ. Der Anlaß zur ersten Menstruation 1169
   λ. Das erste Gebären 1174
   μ. Die Schwester der Yoalox verliebt sich 1176
   ν. Das Sterben wird eingeführt 1182
   ξ. Die Yoalox gehen fort 1183

b. Mythen und Sagen 1186

1. Erklärende Mythen 1187
   α. Die Geschichte von den Kormoranen 1187
   β. Die Rache der Haubenscharbed 1188
   γ. Die Geschichte vom Uhu 1190
   δ. Die Geschichte vom Fischotter 1193
   ε. Die Geschichte vom Seegans-Pärchen 1195
   ζ. Die Geschichte vom kleinen Specht 1197
   η. Die Spechtgeschwister 1199
   ϑ. Die Geschichte vom Spechtpärchen 1201
   ι. Die Rache des Geierfalken 1201
   κ. Wie der Geierfalke sein Weib verlor 1205
   λ. Der selbstsüchtige Fuchs 1207
   μ. Die Geschichte vom Steinmenschen 1209
   ν. Die Geschichte vom Seelöwenfels 1214

Seite

ζ. Die Geschichte vom Laiawaia-Fehen 1216
ε. Die Geschichte von der Reiherfrau 1219
κ. Die Geschichte von der kaumerigen Großmutter 1220
ρ. Die Geschichte von der Wasserassel 1222
σ. Die Geschichte von der Elefantenrobbe 1225
τ. Die Geschichte vom Grindwal 1226
υ. Die empfindliche Brillenibis-Frau 1232
φ. Von den Brüdern der Brillenibis-Frau 1233
χ. Die Geschichte vom Schwiegervater 1238
ψ. Die Geschichte vom alten Guanaco 1240

2. Belehrende Mythen 1243
α. Die Geschichte vom jugendlichen Schwager 1243
β. Die Geschichte vom böswilligen Schwager 1250
γ. Eine Geistergeschichte 1252
δ. Die Geschichte vom Junggesellen 1256
ε. Eine Junggesellengeschichte 1257
ζ. Die Geschichte vom tüchtigen Schlounderer 1258
η. Die Geschichte von den Vigunkormoranen 1259
ϑ. Die Geschichte vom Hochseevogel 1260
ι. Die Geschichte vom Schwertwal 1261
κ. Die Geschichte vom Alleswisser 1262

3. Geschichten vom Medizinmann 1266
α. Die Geschichte vom Habich 1266
β. Die Geschichte vom unehrerbietigen Schwiegersohn 1269
γ. Die Geschichte vom Sperling 1271
δ. Die Geschichte von den Steinspitzenmachern 1273

4. Ergänzende Bemerkungen 1276

D. Geisterglaube und Aberglaube 1278

a. Die Geistergruppen 1278
1. Die Menschenfresser 1280
2. Die Wassergeister 1285
3. Die Waldriesen 1288
4. Die Schutzgeister 1294

b. Die Formen des Aberglaubens 1296
1. Träume 1296
2. Abergläubische Vorstellungen 1300
α. Abergläubisches aus der Tierwelt 1301
β. Abergläubisches aus dem Alltag 1305

E. Die Kina-Feier 1312

a. Kenntnisnahme durch Europäer 1313
1. Frühere Angaben 1313
2. Meine persönliche Beteiligung 1316

b. Vorbereitung der Feier 1317
1. Anlaß und Dauer 1318
2. Die Teilnehmer 1319
3. Der Lagerplatz 1322
4. Aufbau der Großen Hütte 1323

Seite

c. Verlauf der Feier 1326
1. Der Beginn 1327
2. Einführung der Prüflinge 1334
3. Die Ursprungsmythe 1337
4. Die Tagesordnung 1343
α. Tagesordnung für die Männer 1346
β. Tagesordnung für die Prüflinge 1350
γ. Tagesordnung für die Frauen 1357
5. Die Geisterauftritte 1359
α. Vorbereitung und Darbietung 1359
β. Die einzelnen Geister 1362
d. Abschluß der Feier 1375
e. Kulturhistorische Beurteilung 1378

F. Das Medizinmannwesen 1383
a. Persönlichkeit des Medizinmannes 1384
1. Seine Volksverbundenheit 1384
2. Seine körperliche Beschaffenheit 1389
3. Seine seelische Veranlagung 1391
b. Berufung des Medizinmannes 1394
1. Die persönliche Berufung 1394
2. Die Medizinmannschule 1399
α. Die Vorbereitung 1400
β. Der Verlauf 1402
γ. Der Abschluß 1412
c. Betätigung des Medizinmannes 1413
1. Sein Wirken für Stammesgenossen 1416
α. Krankenheilung 1417
β. Allgemeine Hilfeleistung 1421
γ. Schadenbringende Betätigung 1424
δ. Kraftproben 1426
2. Seine Beziehungen zu Geistern 1428
α. Die Yefalel 1429
β. Die Haushelfe 1430
d. Eigenart des Medizinmannwesens 1433

G. Die geistige Befähigung 1435
a. Geisteskraft und Sinnestätigkeit 1437
1. Verstandestätigkeit 1437
2. Charakter 1439
3. Ausbildung der Sinne 1442
b. Allgemeines Wissen 1444
1. Werten und Zählen 1446
2. Zeitbestimmung 1447
3. Himmelskunde 1450
4. Geographisches Wissen 1451
5. Pflanzenkunde und Tierkunde 1454

Seite
4. Heilkunde 1456
7. Die Sprache 1459
c. Kunstgefühl 1462
1. Schönheitssinn 1462
2. Kunstbetätigung 1465
d. Gesellschaftlichkeit 1471
1. Versammlungen 1471
2. Betätigungen 1474

H. Eigenart der Yamana-Kultur 1480

Quellennachweis 1483
Stichwörter-Verzeichnis 1489
Verzeichnis einiger Yamana-Wörter 1498
Personennamen-Verzeichnis 1500

[XVII]

Verzeichnis der Abbildungen

1. Abbildungen im Text

1. Winter am Canal de Beagle 1
2. Immergrüne Buche, Nothofagus betuloides 5
3. Sommergrüne Buche, Nothofagus pumilio 9
4. Maytenus magellanica 15
5. Sommergrüne Buche, Nothofagus antarctica 29
6. Ribes magellanicum 31
7. Senecio Darwinii 32
8. Buchenast mit Wucherung 34
9. Elefantenrobbe, Macrorhinus leoninus 60
10. Erste Darstellung der Yamana vom Februar 1624 33
11. Homme du canal de Noël dans la Terre de Feu, Dezember 1774 60
12. Pernettya mucronata 121
13. Lithodes antarctica 364
14. Die Feuerzange 396
15. Sandale 404
16. Schamschurz für Mädchen 408
17. Berberis ilicifolia 420
18. Delphin-Oberkiefer als Kamm 422
19. Kamm aus Walhorte, nach Lothrop (b): 130 423
20. Farbenbeutel 430
21. Gelenkband aus Guanacoleder 434
22. Nahelochner des Fischottern als Gelenkband 434
23. Halskettchen, nach Lothrop (b): 126 436
24. Auftreiben der Schneckengehäuse 436
25. Das Rindenhaus 441
26. Knochenkeil 442
27. Knöcherner Rindenablöser, nach Spencer: 137 442
28. Handschuh aus Leder, nach Hyades (q): Pl. XXXII 448
29. Ruderformen 449
30. Schöpfer aus Rinde der Drimys Winteri 451
31. Tau aus der Binse Marsippospermum grandiflorum 451
32. Pfeilspitzen aus Schiefer, Bein, Kieselstein, nach Hyades (b): 35 467
33. Kleine Harpune 471
34. Wie ein Schaft aus einem Stamme herausgeschnitten wird 472
35. Die große Harpune 473
36. Zweizackige Harpunenspitze 475
37. Der Fischspeer 479
38. Der Dolch 480
39. Dolch- und Lanzenspitzen aus Stein 481
40. Die Schleuder 482
41. Der Mann trägt die Schleuder um den Hals gehegt 485
42. Muschelbrecher aus Berberis ilicifolia 489

42. Schaber 406
44. Schaber, nach Hyades (q): Pl. XXXII 408
45. Steinklinge, nach Lehmann (h): 180 409
46. Pfeilmann mit Schaftschäfte 410
47. Lederbeutel 411
48. Lanze aus Knochen von Pferdefüßen 412
49. Wurfspeerarmen grandiflorum 413
50. Das feste Korbgeflecht, nach Lehmann (h): 135 416
51. Randstück des losen Korbgeflechtes, nach Lehmann (h): 137 417
52. Randstück des offenen Korbgeflechtes, nach Lehmann (h): 139 417
53. Das offene Flechtwerk, schematische Zeichnung 418
54. Lange Knochenspitzen 419
55. Kleine Harpune 420
56. Gebrauch der Schleuder, aus „Science et Nature", Paris 1884 421
57. Vogelpfeil 422
58. Pfeilwurfarm strieps 423
59. Die große Schlingenleine 424
60. Der Schlingenstab 425
61. Wurfriegel 426
62. Krebsangel 427
63. Fischleine am einem Algenstrang 428
64. Fischleine aus einer Schneckenleine 429
65. Knoch zum Fischen 430
66. Bachwurf mit Wurfwurf 431
67. Perspektive pamila 432
68. Hand und Händin, aus „Science et Nature", Paris 1884 433
69. Gebrauch des Senglöcherbeins, aus „Science et Nature", Paris 1884 434
70. Älterer Darstellung einer Muschelbeschaffung, aus Wallon (a): I. 139 435
71. Muschelbeschaffung bei Bahia Buchanan, nach Lehmann (h): 192 436
72. Muschelbeschaffung bei Puerto Majellanes, nach Lehmann (h): 196 437
73. Dabib- und Fischspieren, nach Lehmann (h): 191 438
74. Verschiedene steinerne Gerätschaften, nach Vanoni (o): 122 439
75. Steinerne Schaber, nach Lehmann (h): 190 440
76. Aaxtreglischer, Harmonipell ster 441
77. Bemalung der Brust 442
78. Embothrium coccineum 443
79. Bemalung in der Hexerbe 444
80. Bemalge, Adenocystis utricularis 445
81. Gerüst der Großen Hütte 446
82. Leuregiaeum avarendyi 447
83. Photoverteilung bei der Jugendweihe i. J. 1922 448
84. Gesichtsbemalung der Prüflinge 449
85. Gesichtsbemalung der erwachsenen Teilnehmer 450
86. Muster von Traueranstrich 451
87. Sanglöcherbein und Kreuzstichbein 452
88. Diamedea exulans 1099
89. Muster von Traueranstrich 1130
90. Zierleiste für Traueranstrichmuster 1131
91. Pfeilwurfarm ausgeführter 1180
92. Der große Speckt, Ipaeruster ausgeführter 1200
93. Der schwarze Kopfgeier 1213
94. Fischleine, Lauru feline 1277
95. Seehund, Otaria jubata 1301

Abbildungen auf Farben- und Tiefdrucktafeln XIX

96. Schwarzdruck der Kino-Prüfklappe ... 1901
97. Kino-Schlieren für die Prüfklappe ... 1902
98. Tabak ... 1903
99. Querschnitt mit Tree gefüllt ... 1904
100. Propeller, Propeller schräg ... 1905
101. Schlieren in schräger Anordnung ... 1906
102. Schlieren eines ... 1907
103. Schwarzdruck ... 1908
104. Schwarzdruck ... 1909
105. Photogramm ... 1910

2. Abbildungen auf farbigen Tafeln

Tafel I. Skalen am schiefen Canal de Bergle, nach einer Farbenphotographie ... 1
Tafel II. Skalen von Zeichnungen in der Jugendschrift-Skala ... 876
Tafel III. Zeichnungen und Tonmuster für die Jugendschrift-Skala ... 1400
Tafel IV. Skalen von der Kino-Skala, zwei von Stufe, eine von Leiter ... 1500

3. Abbildungen auf Tiefdrucktafeln

1. Tonnen-Skala
2. Tonnen-Pyra
3. Tonnen-Kinder
4. Kanten beim Spiel, vgl. Seite 740
5. Am Strande des schiefen Canal de Bergle, am Blick auf die Skalen
6. Gerüst für die Kinoskalen basieren einen Skalenkanten
7. Gerüst für einen Gesamtkanteblätter
8. Das Wiederholte-Spiel, vgl. Seite 748
9. Das Skalenkanten-Spiel, vgl. Seite 749
10. Das Ausgleich-Spiel, vgl. Seite 1478
11. Das Abkürzen-Spiel, vgl. Seite 1477
12. Prüfkurve Einübung, der Schwarzkurve
13. Wiederer bei der Jugendschrift beim Prüfklappe Ausfall
14. Skalen für die Jugendschrift, Tonnenskala
15. Skalen für die Jugendschrift, Achtenskala
16. Einfache Gestaltsbetrachtung im Ornament, vgl. Seite 941
17. Beziehung der Wiederer im Ornament, vgl. Seite 959
18. Beziehung der Wiederergebilden, vgl. Seite 949
19. Die Ornament-Tafelkarten, mit Gestalt als Prüfling, i. J. 1900
20. Die Ornament-Tafelkarten, mit Gestalt und Kontrast, i. J. 1900
21. Die Ornament-Beziehung nicht der Tonnenreihe, vgl. Seite 963 und 1967
22. Gestalt mit seinem Form Gestalt und Gestalt
23. Beziehung der Ingenieure in der Hochschulausschuss, vgl. Seite 1488
24. Der alte Ansatzstab als Hochschulgestalt
25. Gestalt der Kino-Skala mit Hochlinguren
26. Wiederer beim Kalenderspiel-Spiel, vgl. Seite 1200
27. Kino-Gestalt
28. Kino-Gestalt
29. Kino-Gestalt
30. Kino-Gestalt

33 Abbildungen und Farbtafeln

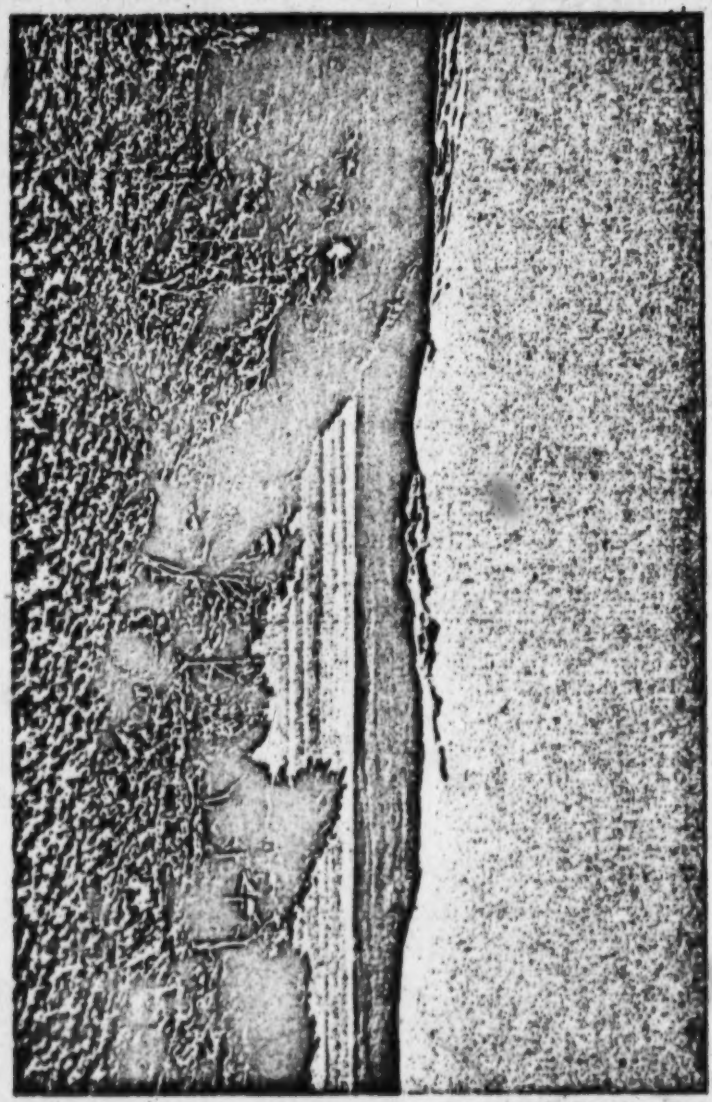
[illegible]

4. Verzeichnis der geographischen Karten

[illegible]

5. Druckfehler-Berichtigung

[illegible]



[FACING P. 1]

ERSTER TEIL

Heimat und Geschichte

Kap Hoorn und seine sturmgepeitschte See sind seit ihrer Entdeckung der Schrecken aller Seefahrer. Trutzig und sieghaft ragt dieser Felsenblock in die kalten Wasserströmungen und in die eisigen Winde hinein, die das lebenmordende Reich des Südpols entsendet. Wie an einem unerschütterlichen Eckpfeiler nimmt hier der amerikanische Erdteil seinen Anfang und zieht sich, lang sich streckend und sich verbreiternd, hoch hinauf in das gegenüberliegende Reich von Eis und Schnee. Wilhelm Julius Schouten, ein holländischer Flottenführer, und sein jugendlicher Begleiter, Jacob Le Maire, haben als erste Europäer das Kap Hoorn am 29. Januar 1616 gesichtet. „Sie glaubten, daß es der südlichste Punkt und Bergpfeiler aller nordwärts liegenden Länder und Inseln der Tierra del Fuego und ganz Amerika's sei, und gaben ihm den Namen 'Het Kap van Hoorn' zu Ehren der Stadt Hoorn, aus welcher der Kapitän Schouten und die Mehrzahl ihrer Rheder, so wie auch einige ihrer Reisegefährten gebürtig waren. Sie erkannten damals noch nicht, daß das Cap Hoorn bloß die südlichste Spitze einer kleinen Insel sei. Weil sie diese südlichste Partie Amerika's nur von ferne sahen, erschien ihnen der ganze dortige Insel-Archipel als ein zusammenhängendes Ganze" (Kohl: 445). Tatsächlich schließt sich, wie es die genaue Forschung in den folgenden Jahrhunderten erwiesen hat, jenem südlichsten Felsen nach Norden und Nordwesten ein wildzerzaustes Inselgewirr an, das sich wie ein Bollwerk der Südspitze des eigentlichen Festlandes vorlagert; zwischen diesem und dem eigentlichen Archipel windet sich die enge Magellan-Straße durch. Auf der

Cp. 1]

Ostseite sind es die langgezogenen, schweren Wogen des Atlantischen, auf der Westseite die stürmischen, unruhigen Wellen des Stillen Ozeans, die dagegen fast unaufhörlich mit dräuender Stoßkraft anschlagen und selten nur die unverrückbaren Felsenufer leicht plätschernd umschmeicheln.

Die Gesamtheit jener vielgestaltigen und verschieden großen Eilande nennt man einfachhin "Das Feuerland". Fitz-Roy (a): 132 rechnete hierzu, ohne irgendwelche Einschränkung, „all the islands southward of the Strait of Magalhaens (including Staten Land), as far as the Diego Ramirez islets". Eigentlich gebührt nur der größten Insel im Osten die Bezeichnung "Isla Grande de la Tierra del Fuego" (Bd. I, 1). Der wohlberechtigte und brauchbare Vorschlag der Mission Scientifique du Cap Horn, man möchte sich auf die Benennung "Magellanische Inselwelt" einigen, fand leider keine Beachtung und die geographische Namengebung für jene Gegend blieb nach wie vor schwankend. Die Eilande im Süden des Canal de Beagle, letzteren in seiner ganzen west-östlichen Ausdehnung einbezogen, bezeichnet man gern als den "Kap Hoorn-Archipel". Diese Umschreibung soll, wegen ihrer Einfachheit und Bestimmtheit, auch im vorliegenden Buche bevorzugt werden.

Einem Dreieck gleich läßt sich der sogenannte Kap Hoorn-Archipel mit langen, geraden Strichen umgrenzen. Er ist die Heimat der südlichsten Feuerland-Indianer und somit der am meisten nach Süden vorgeschobene, von menschlichen Wesen erfüllte Lebensraum auf der Erde. Nächste Nachbarn dieser Yamana sind die Selk'nam (Ona) auf der Isla Grande im Nordosten und die Halakwulup (Alakaluf) in jenem Inselgewirr, das sich als das sogenannte westpatagonische Inselreich von der Peninsula Brecknock beim westlichen Ausgange des Canal de Beagle bis weit nach Norden hinauf ausdehnt.

Mit vollem Recht genießt der äußerste Süden der Neuen Welt seinen schlechten Ruf und seine gefürchtete Berühmtheit; denn für manches stolze Schiff ist er zum Verhängnis geworden und seine tückischen Gewässer haben den kühnsten Wagemut vieler erprobter Seefahrer gebrochen. Seit Jahrhunderten braust nun schon bedrohlich der heulende Sturm über die zerrissenen Inseln und zerklüfteten Felsen hinweg, oder er peitscht sie unter klatschendem Aufschlag mit eisigkalten Regenschauern, oder er hüllt sie in dichte Schneewirbel ein; das ewig unruhige Meer bedroht auch weiterhin einen jeden, der sich seinen unberechenbaren Launen vertrauensselig überläßt, mit sicherem Untergange in seinen schaumgekrönten Wogen, die über grundlose Tiefen mächtig dahinrollen. Alle jene Einzelunternehmungen unerschrokkener Seeleute und die Entdeckungsfahrten kühner Forscher, die während der letzten vier Jahrhunderte in ihren kleinen, schwankenden Fahrzeugen den Kampf mit den Wogen und Stürmen in der Kap Hoorn-Nähe aufgenommen haben, sind eine glänzende Geschichte übermenschlichen Heldentums und großartiger, unerreichbarer Entdeckerleistungen. Außergewöhnlich stark fühlt man sich angeregt, darin herumzublättern. Indes, in die vorliegende Abhandlung können nur jene Forschungen und Beobachtungen einbezogen werden,

die zur Kenntnis und zum Verständnis der körperlichen Eigenart, der Lebensgewohnheiten und Einrichtungen jener dort beheimateten Eingeborenen mehr oder weniger beigetragen haben. Dieses Buch ist ausschließlich der Ethnographie der Yamana, den alteingesessenen Urbewohnern des gefürchteten Kap Hoorn-Archipels gewidmet.[1]

Kein Wunder, daß die ersten in Europa verbreiteten Nachrichten über menschliche Lebewesen, die auf jenen abgelegenen, unfreundlichen Eilanden ihr Dasein fristen, großes Befremden erregt haben und daß deren Erforschung von den Seefahrern bei weitem nicht mit der Aufmerksamkeit betrieben wurde, mit der eine zügellose Phantasie und eine uneingeschränkte Beurteilung sich deren Daseinsweise auszumalen beliebte. Bis in die Neuzeit hinein blieben völkerkundliche Mitteilungen aus dem Feuerlande immer lückenhaft und unzureichend. Erst jetzt, kurz vor dem unaufhaltsamen Aussterben der wenigen letzten Yamana, kann eine in etwa vollständige Beschreibung der Kulturform jenes südlichsten aller Indianerstämme der Öffentlichkeit übergeben werden. Die Gelegenheiten zu deren Erforschung waren früher unvergleichlich vorteilhafter[2] und jene entfernten Gewässer sind von vielen Schiffen verschiedener europäischer Nationen durchquert worden; ihr Ziel jedoch war die Entdeckung neuer Welten und die Eroberung fremder Länder, nicht aber die Kenntnis und das Verstehen andersgearteter Menschen. Überdies trieben die von allen Seiten eindrängenden ernsten Gefahren in der Kap Hoorn-Gegend alle Seeleute zu eiliger Fahrt an; sie trachteten unterschiedslos dem drohenden Unheil möglichst schnell zu entfliehen. Trotzdem gelang es nicht allen, diese gefährliche Stelle zu umschiffen und sie fanden einen kläglichen Untergang in den erbarmungslosen Wellen. Kaum ein anderes Küstengebiet dürfte so dicht und so reichlich, wie jenes, mit den zermalmten Trümmern gescheiterter Fahrzeuge und zerschellter Schiffe besät sein.[3]

---

[1] Einen guten geschichtlichen Überblick über Entdeckungsfahrten und Forschungsergebnisse in der Antarktis gibt Deas: 241—257. Vgl. zur Ergänzung auch den Abschnitt: "Historique des voyages au Détroit de Magellan", in Martial: 56—72.

[2] Für einzelne Reisende waren die Forschungsmöglichkeiten allerdings knapp und beschränkt, für andere aber sehr günstig. Daß ihrem Bemühen sich zuweilen starke Hindernisse in den Weg gestellt haben, sei unumwunden zugegeben. An sie erinnert Darapsky (b): 276 mit folgenden Worten: „Todos los historiadores están llenos de las hazañas de aquellos conquistadores regionales; y donde quiera el esfuerzo de los españoles, de fundar una colonia en Puerto Hambre, había franqueado, se miraba ella con el más profundo terror la tierra de los aspectos gigantes y el verdor archipiélago habitado por la raza más infima del género humano. De modo, que si los pocos de aquellos osados eran hechos contra los elementos, si los triunfos de la conquista han sucumbido con datos positivos la eternia ésteira de la virgen América."

[3] Hierher gehört es nicht, die gutbegründete Erfahrung der bedeutendsten Seeleute von der schwierigen Schiffahrt in jenen Gegenden zu wiederholen. Wer diese heute durchquert, wird in seinem mit modernster Technik ausgestatteten Dampfer oder Motorboot nicht weniger von der unverminderten Verwüstungswut der dort tosenden Naturgewalten bedroht und erschüttert. Er erlebt an sich selber die Schrecken des gefürchteten Inselreiches und sieht, um mit Pereyra (d): 168 zu reden, „con cuanta se hallan cubiertas de

Mit der sich steigernden Sicherheit der Seefahrt[4] häufte sich das Zusammentreffen der Europäer mit den dortigen Eingeborenen. Die fast nur gelegentlichen Beziehungen, die dabei angeknüpft wurden, dehnten sich langsam weiter aus. Später faßten anglikanische Missionare sogar mitten unter jenen Feuerländern festen Fuß. Selbstverständlich schlossen sich diesen Glaubensboten außer Siedlern schnell noch Geschäftsleute an, die alle miteinander heute das ganze Gebiet beherrschen und für sich allein beanspruchen. Je mehr jedoch das Ausländerwesen sich dort ausbreitete und einnistete, um so schneller wich unter seinem übermächtigen Andrange das uralte Indianertum zurück. Heute ist es nur noch in einigen unvollständigen Resten und zusammenhangbosen Trümmern erhalten, die längst schon dem baldigen Untergange rettungslos überantwortet sind. Wenige Jahrzehnte europäischer Beeinflussung haben auch in jenem abgelegenen Weltwinkel genügt, um das dort festverwurzelte, uralte und lebensfähige Volk mit unheilvollen Todeskeimen ganz zu durchsetzen und von der Erdoberfläche restlos abzudrängen.

A. Die Heimat

Eine engbegrenzte, unfreundliche Inselwelt ist den Yamana, den südlichsten Erdenbewohnern, als Lebensraum zugefallen. Ihr weites Vorrücken an den südlichen Polarkreis heran läßt von vornherein auf sehr ungünstige Witterungsbedingungen schließen, die der Pflanzen- und Tierwelt nur einen knappen Raum zur Entfaltung freigeben. Wo die Sonne ihre Licht- und Wärmefülle nicht ausschüttet, gedeiht das Leben nur spärlich und kümmerlich. All das wirkt sich hemmend und einschränkend auf die Daseinsmöglichkeiten, im besonderen nachdrücklich bestimmend und richtunggebend auf die Wirtschaftsform der Eingeborenen aus. Sie sind und bleiben auf das, was sie umgibt, scheinbar so notwendig angewiesen, als könnten sie von dort nicht

---

Hindernis vorliegen, de cuevas y misterios desbordan, de maderas destrozadas y fierros torcidos, trozigos muestran de algún drama ignorado, de algún cuadro de terror, de algún grito de desesperación enfurecido por las soledas agnas del Océano". Vgl. hierzu "Anuario Hidrográfico de la Marina de Chile", año V, VI, VII; Santiago 1879, 1880, 1881, sowie FACALOE: 95, MARKHAM, PORTER (2): 75 und a. m. KOHL: 315 und MARTIAL: 54 geben eine vollständige Zusammenstellung der wichtigsten Quellen für Berichte über die früheren Entdeckungsfahrten durch das Kap Hoorn-Gebiet.

[4] Früher waren die kühnsten Seeleute allen erdenklichen Zufällen wehrlos ausgeliefert und eine verhältnismäßig gute Kenntnis der örtlichen Bedingungen, nützte ihnen dagegen fast nichts. Das ersieht man beispielsweise aus "LA PEROUSE'S Entdeckungsreise in den Jahren 1785 bis 1788", wo es u. a. heißt: „In dergleichen offenen Buchten (wie Bahia de Buen Suceso), wo die See mit dem größten Ungestüm an das Gestade schlägt, muß man nicht selten volle Tage lang warten, ehe man es wagen darf, die Boote ans Land zu schicken. Hätten sich überdies Südwinde eingestellt und mich in die Notwendigkeit gesetzt, einer Zeitlang in dieser Bay zu bleiben: so würde mittlerweile die schöne Jahreszeit verstrichen seyn, mein Schiff konnte den größten Schaden leiden, auch meine an Bord befindliche Mannschaft durch Strapazen so abgemattet werden, welches dem Fortgang der ganzen Reise gewiß nachtheilig gewesen wäre" ("Magazin", Bd. 14, S. 155).

mehr heraus. Die Schöpferkraft indes, mit welcher der Mensch sich über die Naturkräfte hinausheben und mit der er auch diese in seinen Dienst einzwängt, feiert trotzdem seine Triumphe. Ein Zeugnis dafür liefern auch die Feuerländer. Im Vergleich mit dem Kulturgut anderer Völkerschaften ist im besonderen ihre Wirtschaftsform, ohne Deuteln und Übertreibung, außerordentlich bescheiden und dürftig; der genaue Beobachter aber erkennt sie mit überraschender Deutlichkeit als eine vorzügliche, vielseitige Anpassung an die Umwelt und als die einzig vorteilhafte für ein Naturvolk, das allein auf sie und auf seine eigenen Kräfte angewiesen ist. Man mag an der Sonderkultur, die unsere Yamana sowohl wie ihre beiden Nachbarvölker zur Ausgestaltung gebracht haben, den mächtigen Einfluß ermessen, den der Lebensraum auf Völkerschaften mit einfachen Kulturformen auszuüben imstande ist.[3] Kaum je wird man die Umweltbedingungen eines Naturvolkes zu ausführlich schildern können; denn erst sie vermitteln ein volles Verständnis jener Kulturform und Lebensgestaltung, die es im Rahmen solchen Zwanges und solcher Beschränkung geschaffen hat.

Abb. 2. Immergrüne Buche

Mit der vorhin angedeuteten Ungunst der Verhältnisse ist vor allem die niedrige Jahrestemperatur und das rauhe Klima gemeint, verbunden mit ungewöhnlich reichlichen Niederschlägen in einer hohen Luftfeuchtigkeit. All dem, was auf das Gemüt und auf die gesamte geistige Haltung eines Menschen nichts weniger als günstig einwirkt, gesellt sich noch das ständige Stürmen aus dem eisigen Süden und das Gefahrdrohende der nimmermüden Meereswogen[4] bei. Das alles behindert aber auch das Gedeihen der höheren Pflanzen in einer Weise, daß man sich wundert, wie trotzdem die antarktischen Buchen (Abb. 2) sich zu einem teilweise prächtigen Waldbestand

[3] Wie offensichtlich diese Tatsache für die nördlichen Nachbarn auf der Isla Grande zutrifft, lehrt der besondere Abschnitt: "Der Selk'nam in vollendeter Anpassung an seine Heimat", in Bd. I, 305. Die örtlichen Bedingungen der Halakwulup stimmen weitgehend mit denen unserer Yamana überein, was im III. Bande dieses Werkes noch zu zeigen sein wird.

[4] Auch in neuester Zeit, trotz des staunenswerten Fortschrittes der Schiffsbautechnik, wiederholen sich noch entsetzliche Schiffsunglücke in der Nähe des Kap Hoorn. Einige

zusammenschließen und als Einzelstücke sogar die Felsen des Kap Hoorn selber verschönern. Die niederen Pflanzen, zumal die Moose, entwickeln sich in der reichlichen Feuchtigkeit sehr üppig. An Landtieren kann man nicht viel erwarten; statt dessen aber gibt es eine gute Auswahl an individuenreichen Seesäugetierarten und eine fast unübersehbare Menge von Seevögeln vieler Gattungen. Eine stark betonte Einförmigkeit bildet den Hintergrund der gesamten dortigen Pflanzen- und Tierwelt.

An dem düsteren Anstrich des Landschaftsbildes hat auch die europäische Besiedlung nichts verbessert. Von vornherein war an eine merkliche Umgestaltung der Boden- und Wachstumsverhältnisse nicht zu denken. Für die Wohnungen, Werkstätten und Maschinenanlagen mußte man einen Haustyp wählen, der dem reichlichen Niederschlag genügend Rechnung trägt. So entstanden die einstöckigen, kistenförmigen Bretterbauten mit grauem Wellblechbeschlag. Widerlich sind sie anzuschauen und außerordentlich langweilig nehmen sich ganze Reihen dieser Häuser aus, die das heutige Ushuaia bilden. Dieses Städtchen entstand aus den bescheidenen Anfängen einer Missionsstation, die als Zweiggründung der Zentralstelle auf Isla Keppel hier von den anglikanischen Missionaren im Jahre 1869 eröffnet worden ist. Um den Missionar Thomas Bridges sammelten sich nach und nach die Indianerfamilien, die aus verschiedenen Gegenden heranströmten. Im Oktober 1884 richtete die argentinische Regierung hier eine Sub-Prefectura für den ganzen Süden der Republik ein und damit begann die Besiedlung jener den Eingeborenen sehr vertrauten Bucht mit einigen zehn Häuschen für Europäer. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte vermehrte sich deren Zahl, besonders seitdem die geräumige Strafanstalt erbaut worden ist. Die Bevölkerungsziffer schwankt ständig, im Mittel aber rechnet man etwa 700 Ansiedler und 500 Sträflinge. Ushuaia liegt malerisch schön am Fuße einer hohen, schneebedeckten Gebirgskette, deren Fuß dichte Buchenwälder bedecken. Auch ist es gut geschützt gegen Nordwinde, erhält aber während der langen Wintermonate keine Mittagssonne; im kurzen Sommer bietet es einen angenehmen Aufenthalt. Wachstum und Lebensfähigkeit dieses Städtchens hängt allein von der größeren oder kleineren Zahl der Gefängnisbeamten ab; denn Vieh- und Holzwirtschaft sind in jener Gegend bedeutungslos.[7]

Schon 1889 wurde in der Bahía Buen Suceso eine weitere Sub-Prefectura eingerichtet und gleichzeitig damit ein Militärposten in der Bahía Sloggett. Die Notwendigkeit hierfür ergab sich aus dem massenhaften Andrange von Goldsuchern (Bd. I, 154). Als aber nach wenigen Jahren planlosen Raubbaues die Erfolge ausblieben und die vielen Arbeiter sich von dort wieder verzogen, wurden auch jene beiden Behörden abberufen.

---

besonders beklagenswerte Ereignisse hat Pozzi (d): 166 zusammengestellt. Anschließend daran schildert er sehr anschaulich das unheilvolle Wüten der unbezähmbaren Naturgewalten.

[7] Ausführliche Nachrichten über Ushuaia bringen Agostini: 162, Hyades (q): 388, Nordenskjöld (f): 214 und Roncagli: 233.

Bald darauf versuchten andere Neuankömmlinge dort ihr Glück mit Schafzucht, seitdem der frühere Missionar Thomas Bridges im heutigen Puerto Harberton und auf Isla Gable sich eine eigene Farm eingerichtet und von den Falkland-Inseln die ersten Zuchtschafe am Canal de Beagle eingeführt hatte. Nach und nach erstanden einzelne Farmen, so in Puerto Eugenia, in Punta Remolino, in Puerto Rosa und an einigen anderen geschützten Stellen des östlichen Canal de Beagle. Über die Bahía Yendegaia hinaus nach Westen ist kein Versuch unternommen worden; die außerordentlich hohe Feuchtigkeit ist für Zuchtvieh unerträglich. Wohl aber nach Süden hin versuchte mancher sein Glück, ermuntert durch das Vorgehen der Missionare bei Eröffnung einer Missionsstation in der Bahía Tekenika, und es entstanden Farmen in Bahía Windhound, in der Caleta Wulaia, an der Mündung des Rio Douglas, auf Isla Bertrand und anderswo. Kurz vor meinem ersten Besuche brach ein derartiges Unternehmen auf Isla Hermite zusammen. Sogar in der allernächsten Nachbarschaft des Kap Hoorn hat es ein gewinnsüchtiger Unternehmer gewagt, Zuchtschafe auszusetzen! An einzelnen Orten wurden Sägewerke eingerichtet, beispielsweise in Lapataia, in Punta Remolino, in Puerto Brown; aussichtsreich jedoch sind diese Unternehmungen nicht.

Auch dann, wenn nach wenigen Jahren die letzten Ureinwohner verschwunden sein werden, bietet jener äußerste Süden keine Aussichten auf wirtschaftliche Erfolge. Die großartige Pracht seiner Gebirge und Landschaft ist von volkreichen Städten zu weit abgelegen, als daß sie eine starke Anziehungskraft auszuüben vermöchte. Nach wie vor steht die rauhe, unfreundliche Natur unbesieghar im Besitze ihrer Vorherrschaft da.

Fast der ganze Heimatbereich der Yamana rechnet politisch zu Chile. Erst einige Jahre nach der internationalen Einigung über die Grenzen im ganzen Feuerlande wurden, vom Cabo Espíritu Santo auf dem Ostufer der Isla Grande längs des Grenzmeridians (68° 36' 38.5" W.) bis nahe der Bahía Lapataia, 25 Pyramiden in zwei Arbeitsabschnitten (Januar bis April 1894 und November 1894 bis März 1895) aufgerichtet. Dadurch ist endgültig festgelegt, daß nur das Nordufer des östlichen Canal de Beagle zu Argentinien gehört.*

a. Die örtlichen Bedingungen

Deutlich und scharf ist der sogenannte Kap Hoorn-Archipel, die Heimat der Yamana, durch natürliche Schranken vom Heimatgebiet ihrer feuerländischen Nachbarn getrennt. Die Nordgrenze verläuft dem Nordufer des Canal de Beagle entlang und zwar östlich bis etwa zur Bahía Aguirre an der Südostspitze der Isla Grande, nach Westen bis zum äußersten Vorsprung der Península Brecknock. Sein Nordufer bilden schroffe und steile Felswände der

---

* Vgl. H. Steffen: Bemerkungen zur Karte der chilenisch-argentinischen Grenze im Feuerland; in "Petermann's Geographische Mitteilungen", Band 43, S. 177—179 und 1 Karte; Gotha 1897.

Isla Grande, während ein vielgestaltiges Inselgewirr sich zu seinem Südrande zusammendrängt und ihn gegen die Wogen des Stillen Ozeans deckt. Am 14. April 1830 wurde er von Fitz-Roy, dem Befehlshaber der "Beagle", entdeckt, nach der er seinen Namen erhielt. Der eigentliche Lebensraum der Yamana aber ist alles, was an Inseln und Eilanden, an Wasserarmen und Kanälen, an offenen Häfen und stillen Buchten südlich von jener langen Uferlinie bis zum Kap Hoorn selber liegt.

Diese Inselwelt wird fast genau vom 55. und 56. Grade südl. Breite, sowie vom 66. und vom 72. Längengrade eingeschlossen. Auf die nördliche Erdhälfte übertragen entspricht der gleichen geographischen Breitenlage die der dänischen Insel Seeland mit Kopenhagen. Die geradlinige Entfernung der am meisten nach Osten und nach Westen vorspringenden, bereits genannten Grenzpunkte beträgt etwa 380 km, vergleichbar der Entfernung zwischen Berlin und Kopenhagen. Daß trotz dieser fast mittleren geographischen Breitenlage der Kap Hoorn-Archipel seine berüchtigt ungünstigen Witterungsbedingungen aufweist, braucht nicht zu befremden, empfängt er ja doch unmittelbar den eisigen Wind und die kalten Meeresströmungen aus der Antarktis, während Dänemark nach Norden hin durch die skandinavische Ländermasse gedeckt wird und die Vorteile des warmen Golfstromes genießt. Völlig schutzlos liegt dieses Inselreich dem Wüten der Naturgewalten ausgeliefert und offen da.

Die zuverlässige Forschung hat erwiesen, daß jenes Dreieck zwischen Kap Hoorn, Peninsula Brecknock und etwa Punta Julieta bei Bahía Aguirre von den Yamana selber als ihr ausschließliches Heimatgebiet immer und ununterbrochen betrachtet worden ist. Spegazzini (a): 160, einer der neuzeitlichen Reisenden, äußert sich folgendermaßen: Die Volksgruppe „de los Yagan vive en todas las costas e islas del Sur hasta el Cabo de Hornos, no pasando nunca en sus emigraciones al Oeste, más allá de la isla de London, y del canal de Brecknock, al Este de la isla Nueva y de la Bahía de Sloggett". Von vielen anderen Forschern ist diese Umgrenzung, wie noch weiter unten ausführlicher wird zu beweisen sein, bestätigt worden.[9]

Eine verhältnismäßig geringe Ausdehnung besitzt dieses Heimatland der Yamana: trotzdem unterscheidet man sehr deutlich morphologisch und landschaftlich zwei verschiedene Gebiete. Der regenreiche, dichtbewaldete Westen ist ein genaues Bild des weiter nach Norden sich hinziehenden westpatagonischen Inselreiches; hier hat sich bis in die Gegenwart hinein eine ausgedehnte Masse von mächtigem Inlandeis erhalten, das sich als prachtvolle Gletscher in die salzigen Fluten ergießt. Die östliche Hälfte jenes Landes zeigt den Einfluß der bis fast zur Mitte der Isla Grande übertragenen typischen Pampaformation des Festlandes; diese prägt sich zwar ganz so

[9] Am allerjüngster Zeit noch findet sich bei Segucza: 105 folgende Fußnote: „Miss Hamilton, from Mr. Bennett: 'Western limit of Yaghans, end of Gordon Island; eastern limit, Sloggett Bay'." Früher sogen diese Eingeborenen tatsächlich ein wenig weiter, nämlich bis zur Halbinsel Brecknock im Westen und zur Bahía Aguirre im Osten.

deutlich dort nicht mehr aus, bildet aber doch noch weite, offene Ebenen, die mit Buchenbestand (Abb. 3) abwechseln. Hier sind die Niederschläge viel geringer als im Westen. Die Grenze zwischen dieser West- und Ostzone, die selbstverständlich ganz scharf sich nicht zeichnen läßt, ist eine wellige Linie, die von Punta Divide durch die Angostura Murray zur Bahía Nassau verläuft.

Die hier nur kurz angedeuteten, nicht unerheblichen Unterschiede spiegeln sich in einigen Sonderformen im Wirtschaftsleben der dortigen Eingeborenen wieder. Aufgabe der folgenden Zeilen ist es, das Landschaftsbild nur insoweit aufzurollen, ferner die Pflanzenwelt und endlich die Tierwelt nur unter der Rücksicht zu beleuchten, als sie die Lebensweise der Eingeborenen zu verstehen helfen und die Haltung dieser zur gegebenen Umwelt erklären. Sowohl Geologie wie Meteorologie, Flora und Fauna jener südlichsten Ecke der Neuen Welt sind von Fachleuten verschiedener Nationalität, am meisten von schwedischen Forschern gründlich und fast vollständig untersucht worden; ihre weit zum Südpol hin vorgeschobene Lage hat doch die Aufmerksamkeit der Wissenschaft in Europa auf sich gelenkt und eine starke Anziehungskraft ausgeübt.

Abb. 3. Sommergrüne Buche

1. Die Landschaft

Der Kap Hoorn-Archipel zeigt weder in Form noch Aufbau eine erkennbare Regelmäßigkeit. Wo immer man hinschaut, erscheint er dem Auge wie eine wirr zerrissene Landmasse, durch die mit jeder Flut stark gepreßte Wogen sich schlängeln. Man trifft dort Inseln der verschiedensten Größe und Gestalt an, entweder als nackte, niedrige Steine, über die jede Sturmwelle hinwegfegt, oder als hohe, bewaldete Felsen mit sanft ansteigenden Ufern und mit glatten, aufrechten Wänden, in die sich die salzige Flut unablässig hineinfrißt. Der Meeresboden fällt fast überall bereits unweit vom Ufer in unerreichbare Tiefen ab und die steil herausragenden Felswände werden nur bei außergewöhnlich starkem Zurückweichen der Ebbe ein wenig freigelegt. In jenem Gebiete gibt es ungezählte Stellen, die dem Indianer das

Landen mit seinem leichten Rindenkanu sehr bequem machen; aber bei weitem nicht alle bieten ihm auch den Schutz, den er zum Übernachten und zum Aufrichten seiner Hütte nötig hat. Am größten ist die Isla Hoste, mit ihren nach allen Seiten in merkwürdigen Formen ausgreifenden Halbinseln. Östlich von ihr, nur durch die enge Angostura Murray getrennt, zieht sich die viel kleinere Isla Navarino mit einer in etwa geschlossenen Form und mit abgerundeten Küsten hin. Nördlich der Península Cloué liegt die ansehnliche Isla Gordon, die den westlichen Canal de Beagle in einen Nordwest- und in einen Südwestarm spaltet; beide trennen sich voneinander an der Punta Divide. Rund um die größeren Landmassen herum lagern sich regellos verschiedengeformte Eilande, zackige Riffe und trotzige Felsen, wie die von einem großen Block wüst heruntergeschlagenen Trümmer; sie halten sich standhaft und unerschütterlich in dem ruhelosen, tosenden Meere. Die schaumgekrönten Wellen zernagen aber doch das harte Gestein und machen es an der Oberfläche brüchig, sie bohren tiefe Höhlen und geräumige Grotten aus, in denen unübersehbare Massen von Seevögeln und ganze Herden von Seesäugetieren reichlichen Schutz und sichere Deckung finden.

Die kleinen Eilande und streckenweise auch die größeren Inseln werden meist von einem schmalen Küstenstreifen aus schwerem Geröll und grobkörnigem Kies umkränzt, den Ebbe und Flut blendend weiß waschen und teilweise zu feinem Sand abscheuern. Bei Hochflut wird er meistens vom Wasser überdeckt. Angefangen von dieser Grenze höchsten Wasserstandes landeinwärts ist das Erdreich mit Moos und Gras, mit Buschwerk oder Baumwuchs bestanden. Jede größere Insel ist ein Fels oder Hügel oder Berg, vereinzelt ein Gebirgsstock mit mehreren Ausläufern; ihre Ufer steigen entweder sanft vom Wasserrande her auf oder erheben sich schroff als steile Wände mehr oder weniger senkrecht aus dem Wasser, ohne dem Rindenkanu für eine Landung den geringsten Raum freizugeben. Manche Gipfel erreichen eine ansehnliche Höhe. Als bedeutendster überragt der Pico Navarino auf der Insel gleichen Namens mit 1195 m alle übrigen Erhöhungen dieses Inselgebietes. Das ganze Jahr hindurch sind sie mit Schnee und Eis gekrönt. Im Frühsommer ergießen sich die Schmelzwasser als schäumende Sturzbäche oder als tiefeingeschnittene, silberhelle Wasserbahnen in die Tiefe, wo sie in steilwändige Fjorde oder in stille Lagunen oder in ausgedehnte Moore einmünden. Außerordentlich zahlreich sind die größeren und kleineren Bäche, auch gibt es einige Flüsse. Sie haben in ihrem kurzen Unterlauf ein sehr geringes Gefälle und schlängeln sich oft in vielen Windungen dahin. Nicht selten laufen sie in Moore aus, mit denen die meisten Kordillerentäler angefüllt sind. Häufig zeigen die Täler eine gewisse Ausdehnung und werden von steilen Wänden eingefaßt. Auf ihren Torf- und Wiesenmooren gedeiht eine üppige Sumpfvegetation. Hie und da übertönt ein verborgener Wasserfall den ruhigen Wellenschlag einer zurückliegenden Bucht, plätschernden Bächlein mit kurzem Lauf begegnet man auf Schritt und Tritt, um die schneeverhüllten Bergesgipfel heult ruhelos der Sturm.

In dieser unübersehbaren Abwechslung von Inseln und Eilanden gleicht kaum eine Uferbildung der anderen; in welcher Richtung auch immer man geht oder fährt, unaufhaltsam ändern sich Form und Gestalt des Landschaftsbildes. So folgt auf eine steile Küste ganz unerwartet eine stille Bai, der sich eine zerrissene Felsklüft anschließt, und nicht weit hiervon zerstückeln tiefeinschneidende Einbuchtungen eine ausgedehnte Landmasse. Überall drängt sich ungeduldig die salzige Flut landeinwärts vor, zerfetzt nicht selten selbst hohe Felsmassen mehrere hundert Meter tief und schlägt unaufhaltsam gegen die harten Steinwände. Breite Strandflächen fehlen fast ganz.[10] Indes gibt es verborgene, gesicherte Plätzchen allerorts, obgleich sie manchmal erst nach weiten Abständen zwischen langgezogene Steinwände und enge Fjorde eingeschoben sind; liebliche Buchten mit schneeweißem, schmalem Uferrande erhalten Deckung durch trutzige Gebirgsgipfel oder durch überhängende Felsen. Deutlicher hier wie sonstwo erkennt man das Bestreben des Waldes, bis zur Wasserlinie sich vorzudrängen. Das sind die Stellen in jenem verwirrenden Durcheinander verschlungener Wasserarme und unregelmäßig gewundener Kanäle, an denen der Indianer einen sicheren Unterschlupf sucht, wenn die allmächtigen Naturgewalten ihm erbarmungslos ein jähes Verderben androhen. Die wüst zerzauste Umrißgestalt jener vielen Inseln und Eilande ist das Zerstörungswerk der ewig bewegten salzigen Flut.

Weite Ebenen sucht man in jenem Inselreich vergeblich, alles ist hügelig und gebirgig.[11] Eine in etwa einheitlich ausgeprägte Richtung der Gebirgszüge erkennt man auf den ersten Blick; denn die großen Massive verlaufen vorwiegend von Westen nach Osten, mehr oder weniger als Fortsetzung der durch die Magellan-Straße unterbrochenen Cordillera de los Andes. Die Gipfelreihe auf Isla Inés und Isla Clarence ragt über 1000 m zwar nicht hinaus, ist aber das ganze Jahr hindurch mit Schnee und Eis bedeckt. Auf dem südlichen Teile der Isla Grande jedoch, der ganz nahe an den Canal de Beagle heranrückt und sozusagen sein nördliches Ufer bildet, gewinnt die Kordillere ihren Hochgebirgscharakter wieder zurück und erreicht im Monte Bove ihre bedeutendste Höhe, nämlich 2400 m. Ihn umstellen einige andere Berge, die nur wenig niedriger sind und die als Massiv die Cordillera Darwin von etwa 130 km Länge bilden. Weiter nach Osten erhebt sich der kürzere, nordwest-

---

[10] „Muy raras veces se halla una formación de playa, las hay especialmente en las bahías, en conexión con los conos de deyección de los arroyos que ahí desembocan; pero tales playas apenas si tienen unos pocos metros de ancho, porque pronto empieza el monte más espeso, en el que es casi imposible penetrar" (Kuhn: 157).

[11] Für größere europäische Ansiedlungen eignen sich die im Kap Hoorn-Gebiet naturgegebenen Bedingungen deshalb nicht, weil die wenigen ebenen Flächen nur sehr geringe Ausdehnung aufweisen. Das kleine Städtchen Ushuaia kann sich allein als zwar schmale Häuserreihe in östlich-westlicher Richtung am Fuße des hohen Monte Olivia hinziehen. Hierzu sagt Kuhn: 158, daß „por lo general la costa fueguina es una costa acantilada, inaccesible; sólo en algunas pequeñas bahías hay lugar para un establecimiento (estancia o aserradero), como Harberton, Brown, Almanza, Lapataia, que yacen en una soledad casi absoluta".

lich-südöstlich verlaufende Gebirgszug der Las Pirámides, der fast in seiner ganzen Länge und auf jeder seiner beiden Seiten von den Wellen der tief einschneidenden Bahía Lapataia und der Bahía Yendegaia umspült wird. Zu der nördlich davon gelegenen Sierra Valdivia gehört der Monte Olivia,[11] nach Agostini: 192 über 1320 m hoch, der den Hintergrund der Bahía Ushuaia bildet. Auf diese Kette folgt nach Osten die Sierra Sorondo, deren Ausläufer sich noch weit über Puerto Harberton hinaus hinziehen; ihre Gipfel aber halten sich niedrig. Also nicht nur der westliche, sondern auch der östliche Abschnitt des nördlichen Canal de Beagle-Ufers wird von steil aufsteigenden Bergketten gebildet.

Diese Höhen, angefangen vom Monte Navarro im Westen bis etwa zur Bahía Ushuaia, tragen ein langgezogenes Schnee- und Eisfeld, das nirgendwo eine nennenswerte Unterbrechung erfährt und aus dem einzelne scharfkantige Gebirgszacken sich trutzig in den freien Luftraum recken. Fast das ganze Jahr hindurch sind sie von undurchsichtigen Wolkenballen eingehüllt und die leichten Nebelschleier darunter zerfetzen an den spitzen Steinrändern. Dieses ungeheuere Eislager entlädt sich nach Süden als prachtvolle Gletscher, die dicht nebeneinander sich herunterwälzen und meist unmittelbar in die salzige Flut einmünden. Vereinzelt nur baut einer dieser gewaltigen Eisströme an seinem unteren Ende eine Stirnmoräne auf und er selber schmilzt in der Tiefe nach beiden Seiten hin ab. Der eine und andere Gletscher, wie im Puerto Garibaldi und im Seno Ventisquero, liegt weit im Inneren eines engen, malerischen Fjordes zurück, und seine vielen Eisblöcke von ansehnlicher Größe werden mit jeder Ebbe in den offenen Canal de Beagle abgetrieben. Durch sie und noch mehr durch solche Eismassen, die in dieser Wasserstraße selber zuweilen in bedrohlicher Menge sich von ihrem Gletscherstrome loslösen, wird der sogenannte Nordwest-Arm für die gebrechlichen Rindenkanus der Eingeborenen sehr gefährlich. Letztere vermeiden es bekanntlich, sich hier länger als nötig aufzuhalten.

Die größeren Gletscher sind durch die Mission Scientifique untersucht worden.[12] Auf ihr Ergebnis beruft sich Nordenskjöld (i): I, 28 und schreibt: „Der Yendegaya-Glacier kommt von einem großen Eisfeld an der Nordseite des Darwinmassivs und endet in einer Entfernung von 7 km vor dem Fjord; an zwei Stellen bildet das Eis bedeutende Absätze, welche dem Ganzen ein stufenförmiges Aussehen verleihen. Der Avalanche-Gletscher[13] kommt von der Südseite desselben Massivs und erreicht das Meer, wo losgerissene, mehrere

---

[11] Irrtümlicherweise hat sich die Bezeichnung Monte Olivia eingebürgert, weswegen ich hier diese Schreibweise beibehalte. Richtiger muß man Monte "Ulowaia" sagen. Dieses letztgenannte Wort ist indianischen Ursprungs, Kanoe: 138 bezeugt ausdrücklich diese Form.

[12] Martial: 128. Vgl. auch Agostini: 54 und Kanoe: 67; endlich Hyades: Géologie; in Mission Scientifique du Cap Horn, vol. IV: Paris 1884.

[13] Diesen Namen erhielt der Gletscher vom jugendlichen Charles Beauvoir selber, der an diesem Rande beinahe sein Leben gelassen wäre.

Kubikmeter betragende Blöcke umherschwimmen. Seine Länge sei mindestens 10 bis 20 km. Unter dem Namen 'Glacier Darwin' wird ein anderer Gletscher, wie es scheint der Ostspitze der Gordoninsel gegenüber gelegen, beschrieben und abgebildet. Er kommt aus einem großen Eisfelde an der Südostseite von Monte Darwin. Die vordere Zunge hat eine Länge von mehreren Kilometern und läuft in einer Entfernung von etwa 1 km von dem Meere in eine bis 50 m hohe Eismauer aus, die zuweilen senkrecht, zuweilen zerklüftet 'wie die Türmchen einer Cathedrale' ist. Vor der Eismauer liegt ein hoher Erdwall, wahrscheinlich eine frühere Endmoräne, die jetzt mit Wald bewachsen ist.[1] Vielleicht den größten Eisgebiet des ganzen Archipels ist das, welches die Halbinsel Cloué (NW. Teil der Isla Hoste) bedeckt. Ein großer Gletscher, welcher in einem schmalen tiefen Fjord mündet und Glacier Pasquí benannt wurde, endet in dem Meere mit einer 200 m breiten und 40 bis 50 m hohen Eismauer ... Einige kleine Gletscher in der Umgebung von Ushuaia sind alle nur kleine Hängegletscher. Gegenüber der Romanche Bay liegt ein schöner Eisstrom, der für mehrere andere typisch ist. Das Eis füllt ein ziemlich niedriges Kesseltal aus; vorne liegt etwa an der Waldgrenze ein moränenartiger Wall. Gegen die See endet dieses Kesseltal mit einem verhältnismäßig breiten, sehr steilen Absturz, frei von aller Vegetation, während die steilen Seitenwände waldbedeckt sind; über dieser Wand bildet der Gletscher einen Eisfall. Es scheint fast sicher, daß das Eis selbst diese Einsenkung ausgehöhlt und in später Zeit ausgefüllt hat."[2] Die an sich reichlichen Niederschläge fallen auf den Höhen auch im Sommer fast nur als Schnee statt als Regen. Die übrigen Witterungsbedingungen helfen dabei mit, daß sich solch ausgedehnte Eisfelder bilden, die sich kaum verkleinern, trotz ihrer Lagerung in verhältnismäßig niedrigen Breitengraden."

Am eigenartigen Formenreichtum und am unaufhörlich wechselnden Farbenspiel dieser wunderbaren Naturgebilde, die häufig in das Düster einer feuchtigkeitschwangeren, eintönig grauen Luftschicht eingefaßt sind, kann sich das heimatlich arbeitende Auge vielmal sättigen. Im östlichen Abschnitt des Canal de Beagle fehlen Gletscher ganz und gar. Die Gebirgszüge sind eben

---

[1] Eine ausführliche Beschreibung dieses Gletschers findet sich in Martinez: 486.

[2] Die Gletscher, die sowohl am Canal de Beagle wie auch an der südlichen Abdachung der dortigen Gebirgszüge sich ausbreiten, sind eine überraschende Eigenart des Feuerlandes. Sie erklärt sich folgendermaßen: „Die ungewöhnliche Entwicklung dieser Gletscher und ihre Ausdehnung bis zum Meeresspiegel wird in der Hauptsache durch die große Feuchtigkeit des Klimas bedingt, die eine tiefe Lage der Schneegrenze (900 m) zur Folge hat. Es ist heute erwiesen, daß zur Bildung und Entwicklung von Gletschern in ungeheurer Schneemassen nötig sind, daß die Sommerwärme nicht imstande ist, diese völlig zu schmelzen. An der westlichen Abdachung des Feuerlandes und der patagonischen Anden vereinigt sich tiefe Temperatur mit reichem Niederschlag die unerläßliche Voraussetzung für Gletscherbildungen" (Anonymus 2:6). Und damit stimmen die Beobachtungen von Lenz: 93 überein: „Hallándose el límite inferior de la nieve sólo a una altura entre 900 y 1000 metros, resulta que la cordillera fueguina, a pesar de su altura para considerable, está muy cargada."

niedriger, sie fallen steven sanfter zur Küste hin ab, die Savannen sind weiterhin verbreitet und zum trockenen, frühlingsarmen Sommerhalbjahr kommt; erst weiter landeinwärts beginnt der Wald. Landungsstellen für die Rindviehherden der Tamuna gibt es demnach im Osten viel mehr als im Westen."

Der eigentliche Cordillera de los Andes gleicht die französischsche Gebirgswelt fast ganz in ihrem geologischen Aufbau. Überwiegend wird sie von dunkelgrauen kristallinischen Schiefern der paläozoischen und vermutlichen Erdperiode gebildet, die ferneren jene charakteristische Formgebung der einzelnen Berge und Gipfel bestimmen. Die vielen unregelmäßigen Verschiebungen der geologischen Schichtenlager lassen auf starke Umwälzungen in der Frühzeit unserer Erde schließen. Auch tertiäre Ablagerungen finden sich mancherorts und deren „Anordnung wechselt in den verschiedenen Gegenden recht bedeutend", wie Nansen (S. I, 19 f.) festgestellt hat. Die geologischen Verhältnisse können hier nicht weiter erörtert werden;[*] hinzuweisen ist nur noch darauf, daß breite Flüsse gänzlich fehlen. Durch tiefeingeschnittene Täler ergießen herausrasende Sturzbäche der einsamen Schneewasser ins Meer.

Zwar zeigt der östliche Kap Hoorn-Archipel viele schöne Landschaftsbilder, aber der Westen übertrifft mit seiner wundervollen Pracht viele ausgesucht herrliche Gegenden in der Alten und Neuen Welt. Vor allem im Nordwest-Arm des Canal de Beagle „eröffnet sich dem Freundling eine der großartigsten Szenerien der Erde. Er nimmt seinen einen Beginn von Ihm an. Zu beiden Seiten erheben sich die riesenhaften Alpen, von welchen große Gletscher ausgehen, die oft gewaltiger als die schönsten in Norwegen oder in der Schweiz zu schauen sind. Die unübersehbaren dunklen Urwälder erstrecken sich längs des Kanales in einem breiten Gürtel von der Schneegrenze nieder bis zu den Moorbasen und Meeresgrund, wo das tosende Sturmgischt stellenweise ganz unerwartet von einem Gletscher, der sich schlängelnd durch den Wald verwärts bis zum Meere drängt, unterbrochen wird. Und hier kann man dicht neben dem üppigen Grün des Strandes bläuliche Eismärchen wunderbestimmen sehen ... Über die ganze Natur liegt hier die Freiheit und Ungebundenheit einer Wildnis gebreitet, die nicht von den wenigen Kanoes, die dicht am Strande entlang sind, gestört wird. Ushuaia selbst sogar hat diesen Gepräge

---

[*] Der ganze Südwesten der Isla Grande ist in seinem inneren Aufbau noch sehr unvollständig erforscht, obwohl bereits sehr wertvolle Untersuchungen durchgeführt worden sind. Hinweise sei an die Reiseschilderungen von Bove, Fitz-Roy, Hyades, Moreno Giacomi, Nordenskjöld und Agassiz. Einen bedeutenden Fortschritt brachten die Filchnerschen, die Kapitänleutnant Prinzmann von seinem Flugzeug aus gemacht hat.

[*] Vgl. die Sonderveröffentlichungen von Darwin: Geological Notes on South America, London 1846; Nansen (vol. II), und Lyell; Brogniart: Mission Scientifique du Cap Horn, vol. IV, Paris 1867; Caldcleugh: II); Steinmann: Die Alter der Schichtformationen in Feuerland, Berlin 1908; Quensel: Geologisch-Petrographische Studien in der Patagonischen Cordillere, Upsala 1911; Lamarque: Un' escursione geologica nella Patagonia e nella Terra del Fuoco, Roma 1885; Enquin: Sur la constitution de la Cordillère de la Terre de Feu, Paris 1908.

der Wildnis" (Dem: 81). Das Farbenspiel der Gletscher und der kleinen Eisberge hat es Fitz-Roy (a): 216 besonders angetan. Er, der Entdecker dieser Welt des Eises, pries in bewegten Worten ihre Wunder: „Wherever these enormous glaciers were seen, we remarked the most beautiful light blue or sea green tints in portions of the solid ice, caused by varied transmission or reflection of light. Blue was the prevailing colour, and the contrast with its extremely delicate hue, with the dazzling white of other ice, afforded to the dark green foliage, the almost black precipices, and the deep, indigo blue water, was very remarkable. Miniature icebergs surrounded us; fragments of the cliff, which from time to time fall into a deep and gloomy basin beneath the precipice, and are floated out into the channel by a slow tidal stream." Diese gewaltigen Eismassen sind eingefaßt in das tiefe Grün dichter Buchenwälder, die, in moorartigem Boden wurzelnd, ganz nahe an die Gletscher herandrücken. Sie schieben vor sich die blühende Fuchsie und die antarktische Veronika her, deren Blüten bis zum Eisstrome hinüberreichen und hier sogar noch den scheuen Kolibri anlocken. Die bunte Farbenmischung im feuerländischen Landschaftsbilde hält auf Schritt und Tritt das staunende Auge gefesselt."

Abb. 4. Nassauvia magellanica. ½ n. Gr.

Zwar ist das Gebiet klein und ein Fernstehender vermutet, dort nur einheitliche Gleichförmigkeit in Form und Gestalt anzutreffen; vielmehr stößt man überall auf die größten, kaum glaublichen Gegensätze. Sie äußern sich auf verschiedene Art und Weise, einerlei ob man die Inselgruppe im orographischen oder geologischen, im klimatischen oder tier- und pflanzengeographischen Sinne betrachtet: sowohl aus dem Bau des Landes selber wie auch aus den dort herrschenden physikalischen Verhältnissen erklären sie sich.

---

* Von vielen Reisenden, bei denen angelangen, sind die Wunder dieser Gletscherwelt mit staunenden Blicken betrachtet und mit begeisterten Worten gepriesen worden, namentlich auch von Agassiz und Scherzer: 36, sodann von G. Pfannschmidt in seinem Buche: "Silberkanäle über Feuerland". Diese Übersetzung trägt auch der von ihm aufgenommenen prachtvollen Film.

Wer bedauert nicht schon das Hinsterscheiden der ungeheuren Einsamkeit in dem immergrünen Wald! Über beiden trommeln sich Vögel, die man nur warmen Erdstrichen kennt. Dann ein üppiges Wachsen niederer Pflanzen auf dem durchnäßten Boden und im Unterholz, in dem ein ganzes Heer niederer Tiere kriecht und krabbelt, genau so wie im Tropenwald. Verläßt man aber die innersten, geschützten Wasserarme und wagt man sich bis an den außenliegenden Sund vor: Wie ist die Natur hier so tot und kahl, so lebensfeindlich und gefahrdrohend! Die nackten Felsen starren einem oft wie Grabsteine, blanke Grinsegesichtern all jener, die von der tückischen Flut in die Tiefe gezogen worden sind. Alles, was hier sein Leben fristet, erscheint mit dem Fluche schwerster Lähmung beschwert. Ramonca Fonseca erscheinderte in dieser toten Öde, die nur im Sommer ein wenig belebt wird und dann, wenn so irgendwelcher Jahreszeit die ungebändigten Naturgewalten sich wieder für eine Zeitlang entfesseln. „Wie öde, wie todt ist alles auf den gefrorenen Klippen des Feuerlandes! Wie kurz die Jahreszeit, in welcher sich dort auch einige Lebenskraft regt! Was ist die träge Bewegung der einsigen Geschöpfe dortiger Gegend, der Wallfische, der Robben und Pinguine, im Vergleich mit der Schnelligkeit und dem Feuer, welche unter einem wolkenlosen Himmel in allen Thierarten wirkt!" (Gonzalez Fonseca [b]: 110).

Man erschrickt, wenn man sich an den Sinn der Namen erinnert, den viele der dortigen Inseln, Felsen und Kanäle tragen; sie erzählen, ein jeder für sich, wie g e f a h r d r o h e n d dieser südliche Rand des Feuerlandes jedem kühnen Eindringling empfängt. „Die ersten Entdecker dieser Küste nannten sie die Küste der Verwüstung (Coast of Desolation), oder die öde Küste, und diese Benennung kommt ihr mit vollem Rechte zu." So äußerte sich Gonzalez Fonseca (a): II, 373, während Admiral Anson sie mit erhobener Stimme als „the most horrible country which it was possible to conceive" bezeichnet. Mag man auch auf Felsengründe stoßen oder in stürmischer Nacht vor Anker liegen, das Dröhnen der gewaltigen Wogen vom Südsee her und ihr dumpfes Anschlagen gegen den harten Stein macht einen stets erzittern. Wie von heißer Angst gepeitscht beschleunigt jeder die kurze Fahrt an der Südküste Brechawerk vorbei, um, von Nordwesten kommend, mit dem Blick in den offenen Ozean an den Furien-Felsen vorbei, schaudernd in den geschützten Port Brechawerk einzubiegen. Sogar der Riesendampfer "Cap Polonio", den ich auf meiner vierten Reise von Punta Arenas bis Ushuaia benutzen durfte, geriet auf dieser kurzen Strecke durch die Gewalt der allseitigen Wogen in beängstigendes Schwanken: Unausgesetzt geschaukelt war es, wie dieser Ozeanriese gegen die Übermacht der wütenden Wassermassen ankämpfte! Und er rettete sich doch hinüber in die Ruhe des Kanals. Sogar bei geglätteter See ist die Fahrt um diesen Felsen ein Wagnis. Vor wenigen Jahren schrieb Wanne: 134, ein erprobter Matrose: „Wir hatten eine günstige Wetterperiode erwartet und fanden am nächsten Morgen den Ozean heftiger denn je. Trotzdem nahm die kühne, glattgewaschenen Felsen drohend zu, und die ungeheure Dünung ging immer noch sehr stark auf und nieder. In tiefe Wasser-

Sicher führen wir hinein, um im schönen Museum Ausgruf zu üben. Wie ein kleiner Imbiß kredenzen wir auf dem ausgebreiteten Leinen Datteln von der Insel Fehra herum. Die Kamele schmausen gierig, wenn sich die leeren Wagen an dem mastigen Stein brechen. Mit dampfenden, schwindelfeinen Gelten schlagen die Wasserträger über den Umsitzen zusammen." Das schickt jeder heute noch, der heiße Limonaden des Bordstein glückbringenden einen glatten Sou will). Ist er zurückgekehrt der Gefahr entronnen, stürzt er sich selbst in die schwindelnde Freude der Gletscherwelt verwirrt.

Wunderbar schön ist diesen Fleckchen Erde, kennzeichnenswert jedem, der es betreten und mit offenen Augen genießen darf. Ich kann nicht umhin, noch einmal diese schwere Herrlichkeit in mir aufleben zu lassen und mir vorzuführen, was Max Strasser dort empfunden hat: „Die wundervollen, oft 15 bis 20 Meilen langen Gletscher breiteten aus dem schönsten blauen und grünen Eise und dem reinsten Schnee; ihre mächtig aufragenden Wände ragten gerade aus dem Wasser empor, und die ungeheuren Eismassen, welche sich beständig lösten und mit donnerähnlichem Getöse in die Flut hinabstürzten, kamen dann in gewaltigen Wellen zu jenseitigen Ufer krachend hoch emporschlagen. Die Berge sind hier keineswegs so hoch, wie die Alpen in Europa, aber sie machen trotzdem einen weit überwältigenderen Eindruck, weil sie in ihrer ganzen Höhe von Fuße bis zum höchsten Gipfel deutlich sichtbar sind; die schönsten Gletscher Norwegens und der Schweiz erscheinen neben diesen verhältnismäßig unbedeutend. An diesem Theile der Meerenge glänzten die mit dem reinsten Schnee bedeckten jungfräulichen Spitzen gebirgiger Tiroms. Gewöhnlich sind diese Gebirgsgipfel in einen Schleier von Nebel, Schnee und Regen eingehüllt, und nur selten erblickt man sie so deutlich, wie wir sie dann sahen ..." Ein Naturverhaltnisgleich unvergleichbarer Herrlichkeit ist die Zusammenfügung bei wolkenfreiem Licht. „Hoch am Himmel prangte hier und hell der Mond; der jungfräuliche Schnee der Firnen war von einem leichten rosigen Schimmer überhaucht, allmählich wurde der Schein kräftiger, leuchtender und bildete einen wunderbaren Contrast zu den tiefen Schatten, welche Felsen, Eisberge und Alles umgaben wie mit einem dichten Schleier umhüllte. Majestätisch ging die Sonne empor; die ersten Sonnenstrahlen der Berge ging in ein brennendes Gold und dann in blendendes Weiß über; die tiefen Dunkelheit wichen sich immer tiefer in die düsteren Thäler, durchdringen die wunderbaren Wirkel und brachten die mannichfachen Farbenmischungen und Schattierungen von Grün, Roth und Grau hervor. Je weiter wir kamen, um so großartiger gestaltete sich das Bild. Die wundervollen Alpenlandschaft dehnte sich vor unseren Blicken aus; über den ungeheuren Kuppeln der Berge ragten schlanke, eingespannte Spitzen und Zacken empor; undurchdringliche dehnten sich blendendweiße Schneefelder, schwindelnd tiefen die Wellen den Fuß hinaufbrausenden Gletschern, schöne Grün schauen die Ufer, mannichfaltig jeden Vorsprung; vielfältige Flechten schmiegten sich an verschiedenen Felsen, rankten an steilen Klippen sich empor. Die phantastischen Contouren der Eisberge glichen schneebedeckten Ungeheuern, die schönsten blauen Lasten

gewagten in Angriff genommen Schwenke, und die bronzefarbene Flach, welche an Bildern mit der Farbe des Elements vertrauten, erwählte jeden Bild mit solcher Klarheit und Deutlichkeit vorlich, daß man wieder an verschiedene vornehmen, wo die Wirklichkeit aufhörte und die Täuschung begann."

Knapp 200 km von dieser gut gelungenen Wanderroute entfernt regt der andere Kap Hoorn-Fahrer aus der Schiffer kannte und mehr unverständlich im Texte erläuterten, grundlegen Wegen.

3. Die Witterung

Von den ersten Entdeckern jener Gegend bis herauf in unsere Tage wird unverbrüchlich die derige außerordentlich **ungünstige** Witterung beklagt und gefürchtet, die für viele zum Verderben geworden ist. Was vermutet wieder von verdammte eine das ganze Jahr hat sich gleichbleibende Kälte, die mit außerordentlich hoher Feuchtigkeit verbunden ist, denn der Kap Hoorn-Archipel liegt ja noch in mäßigen Breitengraden. Eine häufige Erfahrung hat bereits Cameron (6) ausgesprochen: „Alle Entdeckerfahrer stimmen darin überein, daß es in der südlichen Hemisphäre unter gleichen Breitengraden doppelt so kalt, wie in der nördlichen ist." Aber auch Wind und Wetter haben ihre Schrecken.

Außer der ungünstigen Lage eines polwärts Drehung auch Südens hin ist die hohe **Wassergebundenheit**, die von daraus sich herausstellt, für die Witterungsbedingungen verschiedene verantwortlich. Die Kap Hoorn-Strömung stößt genau auf den Feuerländischen Landstrich und verläuft von hier aus in östlicher Richtung weiter. Bald treten sich im Osten der Isla de los Estados die ungemessene "Corriente de Falkland", die von hier an sich in zwei Arme spaltet und nach Norden verläuft (Kramer 140). Einfangs treiben diese Strömung ein ganz wilde an das Feuerland heran. Sie besitzt eine Durchschnittstemperatur von nur 4° und eine Strömungsgeschwindigkeit von 2 km. Auf den Luftverkehr im Kap Hoorn-Gebiet wirken, nach Assmann (8), auch „die ersten, ungemessen Brasilianische Warmströmung einen gewissen Einfluß aus, sie kommt im Süden herum, begleitet die patagonischen Küsten und spendet eine kleine Idee von Gewalt des Feuerlandes. Diese warme Warmströmung, die eine Erwärmung und somit ein Aufsteigen der sie begleitenden Luftmassen hervorruft, stößt die von der Kordillere herabkommenden kälteren und schwereren Luftmassen an sich heran und begünstigt so die Entwicklung und Stärke der Winde, die in jener Zone ganz besonders heftig auftreten." Unmittelbare Einfluß auf die Kontinente der derigen Eigenschaften übt weiter diese noch jene Warmströmung aus, denn die Isolaren verlaufen sich so wenig als möglich von den Küsten.

Über die genauere Strömungen, wie eben der Kap Hoorn-Strom, sind die Urteile für die nahen englischsten **Wetterverhältnisse**, die sich wiederholt an gleichen Tage in den Winter und Sommermonate voll ziehen. Der Wetterumschlag erfolgt meist plötzlich, einerlei ob im Nord-

[illegible] Wintervorräte beschränken, oder ob auf einen ruhigen, ununterbrochenen Regenschauer den ganzen Nachmittag andauert. Von einer mehr oder weniger sich gleichbleibenden Regelmäßigkeit der Witterungsbedingungen im Sommer und im Winter wurde man dort nichts. Darwin (1: 229 [illegible] sich hierzu folgendermaßen: „Los condiciones climatológicas varían considerablemente de año en año. Aun en la Tierra del Fuego central se han sufrido grandes sequías durante el verano, seguidas después, para los infortunados indígenas, de la escasez de la acostumbrada provisión de mariscos. Algunos años las frías y las lluviosas permanecen casi la misma. Hasta ese año [illegible] nunca sospeché, por lo general, en la estación más hermosa del año." Plötzlicher Schneefall ist auch im Hochsommer keine unerwartete Erscheinung, ich habe sie mehrmal erlebt. Im Weihnachten 1934 lag Wanne 32 mit seinen kleinen Felsenriffen „wieder in einer Decke der Hoffnung Bruchstück vor Anker. Obwohl wir auf der südlichen Halbkugel waren, hatten wir doch Weihnachtswetter, es hatte geschneit und die ganze Gegend war in ein weißes Kleid gehüllt. Was machte das Kap Hoorn daraus, ob es Winter oder Sommer war, es gestaltete das Wetter nach seinem Vergnügen". Ein Jahrhundert früher hatte Fitz-Roy (a): 214 den feuerländischen Sommer durchgemacht: „Northerly winds usually begin again, during the summer months; but all manner of shifts and changes are experienced, from north to south by the west, during that season, which would hardly deserve the name of summer, were not the days so much longer, and the weather a little warmer. Rain and wind prevail during the long, north-west class in the short days." Die derzeitigen Eingeborenen empfinden sogar einen plötzlichen, sehr bedeutenden Wetterumschwung kaum merklich, hingegen gewisse europäische Ausrüstungen und selbst Gebäude dadurch unsicher in Verlegenheit.

Um die Witterungsbedingungen in dem sie sich kleinen Kap Hoorn-Archipel richtig zu beurteilen, ist es wohl angebracht, [illegible] Wetterverhältnisse zu vergleichen. Der Westen, nämlich vom Meridian über Puerto Divisa bis Brookwash, als natürliche Fortsetzung der Westpatagonischen Landschaften, bildet die ganze breite Regenzone mit den "Regenwäldern", wie die Botaniker sich ausdrücken. Die Niederschlagsmenge ist hier ganz ungewöhnlich groß. Obwohl genaue Beobachtungen nur in der Bahia Orange von der Mission Isapenapa durchgeführt worden sind, behauptet Dusen (a): 417, daß die Niederschlagsmenge jährlich über die Höhe von 4 m als von 3 m erreicht. Allerdings ist die Niederschlagsmenge hier so groß, daß die Regenmesser für einen der regenreichsten Teile des Erdballes gehalten werden muß. Sie ist ziemlich gleichmäßig über das ganze Jahr verteilt". Man darf aber nicht übersehen, daß die Bahia Orange, mit einer Niederschlagsmenge von 1500 mm sich in einer gegen die vorherrschenden Winde geschützten Lage befindet; je weiter man nach Süden und Südwesten vordringt, also bis an den offenen Pazifischen Ozean, um so mehr erhöht sich die Niederschlagsmenge in dem von Dusen gemessenen Ausmaße. Der schwedische Botaniker Skottsberg (g): 11 berechnet [illegible] Klima des westpatagonisch-feuerländischen Kanal- und Inselgebietes

gebieten als kalttemperiert mit sehr geringem Unterschied zwischen Sommer und Winter, sehr stürmisch, sehr regenreich mit Regen zu allen Jahreszeiten."[29] Die Osthälfte des Yamana-Gebietes ist eine "mittelfeuchte Zone" und zwar die der "Mischwälder", weil die typischen Sommerwälder erst weiter im Innern der Isla Grande beginnen. Für Ushuaia, das in dieser Zone liegt, wird, nach Mitteilungen von Dusén (a): 446, die Niederschlagsmenge mit 511 mm angegeben. Nur 50 km genau südlich davon liegt die Bahía Orange, in der bekanntlich eine Niederschlagsmenge von 1500 mm nachgewiesen worden ist. Noch weitere 20 bis 30 km nach Süden und nach Westen erhöht sie sich zumindest um das Doppelte. Die Übergänge von der einen Zone in die andere vollziehen sich zwar allmählich, aber mit schnellem Ansteigen.

Meistenteils sind die Niederschläge, Regen mehr noch als Schnee, vom Wind und Sturm begleitet: Am häufigsten ziehen sie aus dem Südwesten herauf. Was Lehmann: 171 für die Bahía Orange festgestellt hat, gilt mit geringen Schwankungen nach unten und nach oben für das ganze Inselgebiet: „La précipitation de l'eau sous toutes ces formes, pluie, neige, grêle ou grésil, cristaux de glace, est extrêmement abondante sur les pentes ou sur les sommets des montagnes voisines du Pacifique, aussi bien que sur les rivages occidentaux de l'archipel Fuégien. Dans ces regions, d'un bout de l'année à l'autre, la pluie ou la neige ne cesse guère de tomber, hiver comme été." Zahlreich sind schwere Platzregen, die fast immer strichweise fallen. Erst prasseln sie mit lautem Aufschlag auf die außenliegenden Felsen und Inseln nieder, die deshalb fast durchgehends bis zum Meeresspiegel herunter nackt abgewaschen sind. Über sie hinweg zieht das Unwetter weiter, entlädt sich teilweise über den Wasserarmen und inneren Inseln, und stößt schließlich auf höhere Gebirgszüge, die es nur selten überschreitet. Oft und oft erreichen die schweren Platzregen sogar den Canal de Beagle. Noch häufiger hüllt feiner Staubregen die ganze Landschaft mehrere Tage ein; er ist zuweilen fast undurchsichtig wie dichter Nebel. Mit viel Gewalt fegen Schneewirbel über die Gegend hinweg. Ruhig und sanft, in dicken Flocken, fällt der Schnee nur selten; dafür aber umso öfter in Form von ganz feinen, kristallenen Körnchen. An den vielen geschütztesten Stellen, in Tälern und Buchten, die zu nordwärts gerichteten Wänden und Abhängen liegen, dort lagert er drei bis vier Monate am Boden. Von jenen weiten Flächen aber, die vor den Süd- und Südwestwinden gar keinen Schutz haben, wird er baldigst weggewischt. Daraus erklärt sich der seltsame Anblick, daß ausgedehnte Schneeflächen von niedrigen Höhen an bis hinauf zu den Bergesgipfeln nur die Ost- und Nordostseite der Gebirge, die oft allein mit Baumwuchs bestanden sind, als zusammenhängende oder unterbrochene Flecke bedecken." Hagel mit kleinsten und großen Schlossen

[29] Er fügt Tabellen an, aus denen „die Variation in den Niederschlagsmengen" von einigen Punkten in dieser Region gut ersichtlich ist.

[30] Schon Fitz-Roy (b): 312 ist darauf aufmerksam geworden, daß an den südwestlichen, außenliegenden Inseln: „the higher land is covered with snow throughout the year, and you find the heights close to the sea thickly wooded towards the east, though

ist nichts seltenes in jener Gegend, er wird meist von stürmischen Luftbewegungen hergetrieben." Dafür wird sie von sehr dichten Nebeln fast ganz verschont, ebenso von Blitz und Donner. Mächtige Böen steigen vom Süden und Südwesten her auf und künden warnend durch dicke Wolkenmassen ihr Kommen an; furchtbar werden sie, wenn sie Schnee und schweren Hagel mitbringen. Klare Tage und zumal solche, an denen die helle Sonne vom wolkenlosen Himmel herniederscheint, gibt es außerordentlich wenige. Großartige Wolkengebilde zeigen sich oft, meist aber ist der graue, eintönige Vorhang schwerer, regenschwangerer Atmosphäre vor das Himmelsblau gezogen. Zusammenfassend sagt Fitz-Roy (b): 313 hierzu: „Fogs are extremely rare on this coast; but thick, rainy weather, and strong winds prevail. The sun shows himself but little; the sky, even in fine weather, being generally overcast and cloudy. A clear day is a rare occurrence." Düster und unfreundlich ist diese Gegend, es regnet das ganze Jahr hindurch und im Westen fast jeden Tag."

Selbstredend steht in ursächlichem Zusammenhange mit alledem auch eine ungewöhnlich hohe Luftfeuchtigkeit. „Die Atmosphäre in der Gebirgszone des Feuerlandes und auf den südlichen Inseln ist häufig nahezu voll gesättigt; der jährliche mittlere Feuchtigkeitsgrad wird auf 83 Prozent geschätzt, monatlich schwankt er zwischen 75 und 85 Prozent" (Agostini: 96). Damit stimmt sehr gut überein, was Hyades (f): 554 in der Bahia Orange beobachtet hat: „L'état hygrométrique de l'air est, par suite, très élevé et correspond à 82 pour toute l'année. Il varie peu entre l'hiver et l'été, qui ne sont pas, d'ailleurs, au cap Horn, des saisons bien marquées." An diese Bedingungen sich zu gewöhnen, gelingt nicht jedem Europäer; den dortigen Eingeborenen sind sie selbstverständlich. Man bedenke, daß nach den von Lefnay: 169 durchgeführten Untersuchungen „l'atmosphère de la région maritime de la Terre-de-Feu, est souvent dans un état très voisin du point de saturation". Hingegen ist der Luftdruck niedrig. Nach Gagen: 509 beträgt er für den ganzen Süden durchschnittlich 752 mm, für die Bahia Orange, nach Lefnay: 148, genau 747,18 mm als Jahresmittel. Dieser niedrige Barometer-

---

barren on their western sides owing to the prevailing winds. Those heights are seldom covered with snow, because the sea winds and the rain melt it soon after it falls".

[a] Lefnay: 173 berichtet: „A plusieurs reprises, pendant que les sommets de 250 m à 300 m des collines voisines blanchissaient sous une épaisse couche de grêlons, nous avons remonté, en aval de la mer, une ondée abondante aux gouttes larges et glacées qui, bien certainement, représentaient des grêlons fondus à leur passage dans la couche atmosphérique inférieure."

[b] Die meteorologischen Beobachtungen der Mission Scherpereel in der Bahia Orange während eines ganzen Jahres (1882 bis 1883) haben nach Hyades (f): 551 ergeben, „qu'il y a eu, pendant l'année, 278 jours pluvieux et 70 jours de neige: la hauteur totale de l'eau tombée a été de 1 m, 333, dont 2 m, 60 de neige qui correspondent à 0 m, 30 de pluie. On a compté chaque mois en moyenne 25 jours pluvieux, dont 7 ou 8 au moins de grêle ou de neige". Hierbei ist zu beachten, daß die genannte Gegend längst nicht die größte Niederschlagsmenge im Kap Hoorn-Archipel aufweist.

stand muß als Ursache für die während des ganzen Jahres stürmisch bewegte Atmosphäre bezeichnet werden.[24]

Wiederholt wurde schon darauf hingewiesen, daß in dortiger Gegend, und zwar während des ganzen Jahres, die Winde mit ungewöhnlicher Stärke auftreten. Am häufigsten sind die aus dem Südwesten bis Nordwesten und sie herrschen fast ununterbrochen durch nahezu neun Monate. Im Sommerhalbjahr machen sie 75 Proz. aller Winde, im Winterhalbjahr 47 Proz. aus; während des letzteren betragen die Ostwinde 22 Proz. Die mittlere Geschwindigkeit der Winde ist im Sommer größer als im Winter, abgesehen von denen aus dem Nordnordwesten und Nordosten. Der Januar ist der am meisten bewegte Monat; denn alle drei bis vier Tage kehren die Stürme wieder und zwar fast ausschließlich aus dem Süden und Südwesten. Im Mai beginnen die warmen und trockenen Ostwinde, auch Nordwinde setzen ein; beide halten bis Juli an. Westwinde nehmen wieder im Oktober überhand und sie gewinnen bis Januar, dem subantarktischen Hochsommermonat, beständig an Stärke (Lepray: 146). Man kann von einem andauernden Windzug aus dem Süden oder Westen sprechen.[25] Hyades (f): 555 nennt 23 km 766 m als mittlere Stundengeschwindigkeit, „avec une vitesse maxima diurne de 52 kil, 82 en été et de 44 kil, 4 en hiver. La plus grande vitesse de vent observée a dépassé 39 mètres à la seconde". Windstöße sind fast immer sehr stark und plötzlich. Nach Fitz-Roy (b): 313, „gales of wind succeed each other at short intervals, and last several days ... South-west and southerly winds rise suddenly as well as violently". Einigkalt sind die Winde aus dem Südsüdwesten und Südosten, hingegen linde die aus dem Nordosten. Mit Recht wird die ganze Kap Hoorn-Gegend wegen ihrer unberechenbaren, stürmischen Unruhe von den Segelschiffen gefürchtet und die mächtigen Windstöße haben ihr eine berüchtigte Berühmtheit eingebracht.

Dabei ist die Luft nur selten ganz klar und durchsichtig. Fast immer hängt am Himmel irgendwelche Bewölkung, häufig eine schwere Dunstschicht und noch öfters das gleichförmige Grau eines unmittelbar bevorstehenden Regens. Sonnige Tage sind selten, immerhin im Winter ein wenig häufiger als im Sommer. Hyades (f): 555 bestätigt, daß „le soleil brille ra-

---

[24] Fitz-Roy (b): 314 macht folgende Bemerkung: „Much difference of opinion has prevailed as to the utility of a barometer in these latitudes. I may remark, that during some year's careful trial of a barometer and sympiesometer (Adie's), I found their indications of the utmost value."

[25] Nach Hyades (f): 555, „le vent est presque continuel dans les parages du cap Horn; les vents d'Ouest dominent toute l'année". Genauer drückt sich Fitz-Roy (b): 314 aus: „Westerly winds prevail during the greater part of the year. The easterly wind blows occasionally in the winter months, and at times very hard, but it seldom blows in summer ... When the fury of the north-wester is expended, which varies from twelve to fifty hours, or even while it is blowing hard, the wind sometimes shifts suddenly into the south-west quarter, blowing harder than before. This wind soon drives away the clouds, and in a few hours causes clear weather though perhaps with heavy squalls passing occasionally."

remont: Il y a en moyenne 1 heure de soleil pour 4 heures de ciel couvert. En juin 1883 on n'a constaté que 28 heures de soleil pendant tout le mois". Vergleicht man die Verteilung des Sonnenglanzes auf die Tagesstunden innerhalb eines gewissen Zeitraumes, so ergibt sich die auffällige Erscheinung, daß, um mit Lepaay: 177 zu sprechen, „les chances de voir briller le soleil augmentent avec sa hauteur."[36] Im Jahre 1882/83 betrug die Bewölkung 7,9 für das ganze Jahr, 8,5 für den Sommer und 7,5 für den Winter. Fitz-Roy (b): 314 schreibt: „The most usual weather in these regions is a fresh wind between north-west and south-west, with a cloudy overcast sky." Er gibt auch zu, daß „at times the weather is comparatively fine and settled for perhaps a fortnight but those periods of quiet are few". Dem gegenüber aber sei betont, daß zwei bis drei zusammenhängende Tage schönen Wetters eine große Seltenheit sind.

In all den vorher gezeichneten Bedingungen ist selbstverständlich kein Raum für eine angenehme, günstige Temperatur. Die vorherrschende Feuchtigkeit, das trübe Wetter mit schwerer Bewölkung, der kalte Wind und die häufigen Niederschläge lassen keine rechte Freude aufkommen. Will man die Wirklichkeit genau schildern, wird man sich auf eine lange Beschreibung einlassen müssen; denn die örtlichen Unterschiede sind in dem an sich kleinen Gebiete doch ganz ansehnlich. So hat es den Anschein, als ob in den Berichten dieser und jener Reisender auffällige Widersprüche lägen; tatsächlich traf der eine ausnahmsweise sehr günstiges und der andere schauerlich schlechtes Wetter an.[37] Am sichersten geht, wer die Temperatur an den verschiedenen Punkten genau beobachtet. Ganz allgemein jedoch gilt, daß weder starke Hitze noch bedeutende Kälte auftritt. Nach Hyades (g): 6 stellte die Mission Serurier, während ihres einjährigen Aufenthaltes in der Bahía Orange, das Folgende fest: „Die Mitteltemperatur des Dezember, des wärmsten Monates, überstieg nicht +7,9° C, während allerdings die des Juni, des kältesten, nicht unter +2,2° C fiel." Das allein beweist den geringen Ausschlag nach oben und nach unten. Doch hat Hyades (f): 555 und (g): 33 auch bestimmte Zahlen für die gleiche Stelle genannt: „Von einer strengen Winterkälte ist hier keine Rede; die Mitteltemperatur beträgt zwar nur +5,40°, sie überstrigt im Sommer nicht +7,17° und fällt im Winter nicht unter +3,56°." Der höchste Thermometerstand war +23° am 20. Februar, um 11 Uhr vormittags; der

---

[36] „Ce résultat, au moins curieux, est facile à expliquer par la considération des nuages portés des nuages auxquelles donne lieu le soleil à diverses hauteurs au-dessus de l'horizon" (ib.).

[37] Demgegenüber hat bereits Wenzel (a): 119 den richtigen Standpunkt genannt: „Das Clima dieser Gegend ist von den verschiedenen Reisenden sehr verschieden geschildert worden, sie mögen wohl alle Recht haben, aber sie urtheilen nur nach einem kurzen Zeitraum. Es hängt hauptsächlich vom Wind ab, der in der Mitte des Sommers aus Süden kömmt, wo er über das bereiste Süd-Schottland weht, wodurch das Thermometer auf 38° fällt; kömmt der Wind von der entgegengesetzten Seite, so ist die Witterung so schön wie in England während des Sommers."

niedrigste war —7°, um 3 Uhr morgens am 7. August 1883." Doch haben extreme Temperaturen niemals lange an. Nach Hyades (f): 555 beispielsweise, „dans le mois le plus chaud (février 1883) les températures extérieures ont varié, à 7 jours d'intervalle, de +24,5° à 9°; dans le mois le plus froid (août 1883), cette variation a été de +11° à —7,3°, à 10 jours d'intervalle". Aus Ushuaia wurde für das gleiche Jahr ein Maximum von +25° und ein Minimum von —9° gemeldet. Stellt sich, wie ich das selber einigemale erlebt habe, große Hitze oder empfindlicher Frost ein, sind beide immer nur von kurzer Dauer, was frühere Reisende längst beobachtet hatten. Zweifelsohne ist das eine angenehme Erscheinung in den sonst wenig erfreulichen Wetterbedingungen. An jedem Tage des ganzen Jahr hindurch bewegt sich, nach Mittelmaßen, das Thermometer nur zwischen einigen Graden, nämlich „de 4°, vers 3 h du matin, cette température moyenne diurne s'élève, vers 1 h du soir, à 8° environ; c'est donc un écart de 4° au plus qui existe entre ces extrêmes moyens diurnes" (Lenay: 160). Als eine übersichtliche Zusammenfassung sind die folgenden Zahlen, die Gallan: 509 für die ganze Inselgruppe aufgestellt hat, zu werten: das Jahresmittel wäre 6,1°, die mittlere Temperatur des Sommers 10,8° und die des Winters 1,3°. Somit ist es weder ungewöhnlich heiß noch kalt. Die Temperatur des Bodens unterliegt demzufolge noch geringeren Schwankungen."

Da die Wärmeunterschiede während eines ganzen Jahres sich nur zwischen engen Grenzen bewegen, fehlt demzufolge eine deutliche Trennung der Jahreszeiten voneinander. Man würde letztere noch viel weniger, ja zuweilen fast gar nicht empfinden, bliebe das buntfarbige Wechselspiel der sich ändernden Flora aus. Vor allem sind es die blattwerfenden Buchen, die mit den auffälligen Gegensätzen ihrer kräftigen Farbentöne jedes Jahresviertel unübersehbar deutlich in die Landschaft zeichnen. Der Sommer fällt auf Januar, Februar und März, der Winter auf Juli, August und September; der wärmste Monat ist Januar und der kälteste ist Juli. Die Übergänge vollziehen sich sehr sanft und die Unterschiede verwischen sich zuweilen ganz und gar. Im Sommer erlebt man nicht seltener Schneefälle als warme Tage im Winter. Für beide Erscheinungen kann ich mich auf eigenes Erleben berufen." Besondere Ausnahmen treffen überdies noch ein. So berichtet Bove beispielsweise: „A milder winter than that (1882) which we spent in Beagle Channel, had never been known within the memory of man. We were only

---

[1] Aus Lenay: 158 ist diese Angabe genommen. Hyades (f): 555 schreibt: „La température moyenne, pendant l'année des observations, qui a compté 73 jours de gelée, s'est élevée à +2°,68 avec un maximum de +24°,5 et un minimum de —7°,3."

[2] Für die Bahía Orange nennt Hyades (f): 555 als mittlere Jahrestemperatur +5°,87 in einer Tiefe von 0,15 m und +5°,64 bei einer Tiefe von 0,30 m. Genaue Einzelheiten ersieht man aus Lenay: 163.

[3] Kurz und bündig drückt sich Bove: 32 aus: „Now white man at Ushuaia told me that it was a climate in which winter and summer alternated every week, and that describes the matter fairly well."

visited by snow on two or three occasions. It fell in very small quantities, and disappeared in a very few days. The months of June and July, the depth of winter, were unusually fine. For days and days together there was not a breath of wind, nor was there a cloud to be seen. I asked myself several times, if these could be the same lands that FITZ-ROY and DARWIN depicted in such sad colours! Ours, however, was an exceptional year. The mild temperature was no doubt due to the unusual prevalence of the north-east winds" (MM: XVII, 235; 1883). Im Gegensatz hierzu sagt DUSEN (a): 419 vom Jahre 1897, „daß man seit Menschengedenken keinen so heißen und trocknen Sommer erlebt habe, und als Wirkung dieses trocknen Sommerklimas wurde besonders hervorgehoben, daß der Waldboden ziemlich vollständig ausgetrocknet sei".

Nach den genauen Beobachtungen des bekannten FITZ-ROY (b): 315 sind in der Nachbarschaft des Kap Hoorn die Äquinoktialmonate die schlechtesten des ganzen Jahres und um diese Zeiten herrschen schwere Stürme vor. Vom August bis Oktober gibt es vorwiegend sehr schlechtes Wetter, häufig treten starke Winde, Schnee, Hagel und Kälte auf. Dezember bis Februar sind die wärmsten Monate mit langen Tagen und einigem Schönwetter. Während dieser ganzen Zeit finden sich vorübergehend starke Winde mit viel Regen ein. Der März ist sehr bewegt und wegen seiner Stürme der ungünstigste Monat, obgleich er nicht so viel Regen wie der vorausgegangene Sommer bringt. Vom April bis Juni zeigt sich das beste Wetter und obwohl die Tage kurz sind, ist es mehr als zu den übrigen Zeiten des Jahres sommerlich. Ostwinde stellen sich häufig ein, die von gutem, klarem und beständigem Wetter begleitet sind. Schlechtwetter fehlt zwar nicht ganz, ist aber nicht so häufig wie in den übrigen Monaten. Im Juni und Juli geht es genau so, allerdings blasen die Ostwinde im Juli stärker. Im Kap Hoorn-Archipel ist also, wie man sich auszudrücken pflegt, der Typ eines konstanten Klimas vertreten. *Trotz der auffällig geringen* Temperaturschwankungen während des langen Jahres herrscht demnach in der dortigen Gegend fast ununterbrochen schlechtes, regnerisches Wetter, fegen schwere oder leichte Stürme oft darüber hinweg und der Himmel ist fast beständig mit Wolken verhangen.[21]

---

[21] Meteorologische Beobachtungen mit ausführlichen Tabellen enthalten fast alle Tagebücher jener Schiffe, die den südlichsten Abschnitt des Feuerlandes durchquert haben. Besonders seien noch erwähnt, als Ergänzung zu den bereits aufgezählten, die von FITZ-ROY (b): 311—317, mit "Some Observations upon the Appearance and Character of the Sea Coast of Tierra del Fuego; a brief Description of the Anchorages: and a few Remarks upon the Station, Wind and Weather", aus dem Jahre 1830; ferner seine Mitteilungen in (b): 1—64. L. F. MOUCHEZ: Mission du Cap Horn: Rapport sur les recherches hydrographiques de la "Romanche", dans l'archipel du cap Horn; Comptes Rendus hebd. des séances de l'Académie des Sciences, tome 98, Janvier—Juin 1884, p. (19)—(21): Paris 1884 J. LAYNAC: Mission du Cap Horn: Sur le climat du cap Horn; ibidem p. (25)—(31) bringt neue Beobachtungen und Übersichtstabellen über die einzelnen Monate von September 1882 bis August 1883. Vgl. ANDERSON: 23, HANSON (b): 291, DUSEN (a): 445, HAMER: 323, SKOTTSBERG (f): 14 und (g): 9 u. a. m.

Zum Abschluß lasse ich eine eindrucksvolle Beschreibung aus der Feder Barclay's (a): 62 fc'gen. Die Heimat der Yamana „presents the aspect of a submerged mountain chain, whose summits now are alone visible. The islands thus formed are exposed to the full force of continual southerly gales. Their steep sides, naked save for the moss that clings to some meagre crevice, are streaked 500 feet high with the white sea-drift. On their lee side, and in less exposed situations leading to the inner channels, they are covered with a dense growth of stunted beech woods. In a latitude of only 55° to 56° S., the line of perpetual snow comes as low as 1500 feet above sea-level. During a short week the summer climate will present all the variations which, in the same latitude north, might reasonably be looked for throughout a twelve month. Hurricane gusts alternate with breathless calms, showers of rain and sleet with a hothouse sun. This is the land of the Yahgans, the men who mark the limit of human life in the south, whose hunting-grounds are disputed only by the sleek seals and screaming gulls that play around the Horn". Gar so fürchterlich, wie manche Seefahrer es an vielen Einzeltagen erlebt haben, ist das Klima in jener südlichsten Inselwelt das ganze Jahr hindurch denn doch nicht.[25]

b. Die Pflanzenwelt

Angesichts der wenig vorteilhaften Witterungsbedingungen möchte man einen nennenswerten Baumwuchs im Kap Hoorn-Archipel kaum vermuten. Skottsberg (g): 11 folgend, muß man „das Klima des westpatagonisch-feuerländischen Kanal- und Inselgebietes als kalttemperiert mit sehr geringem Unterschied zwischen Sommer und Winter, sehr stürmisch, sehr regenreich mit Regen zu allen Jahreszeiten" bezeichnen.[26] Um so mehr überrascht die Pracht der subantarktischen Buchenwälder und zwar dann am meisten, wenn diese in das zarte, frische Frühlingsgrün gehüllt sind oder wenn sie den purpurroten Blättermantel im Herbste tragen. Bald aber gewahrt man eine empfindliche Artenarmut, verbunden mit weitgehender Einförmigkeit der gesamten Pflanzenwelt. Anders kann es auch nicht sein, fehlt doch sowohl die Kraft der Sonne wie eine anhaltende Wärme. In fast gesättigter Luftfeuchtigkeit, unter häufigen Stürmen und Schneefällen gedeiht eben

---

[25] Sehr beachtenswert ist neben Wenzel's Urteil (vgl. Fußnote 27) auch das von Agostini: 23: „Der Gegensatz in den Berichten der Reisenden erklärt sich einfach daraus, daß die einen das Feuerland nur an der Südwestküste längs dem Stillen Ozean berührten, von der Isla Desolación, deren Name gewiß wenig ermutigend klingt, bis zum Kap Hoorn, während die andern in die Kanäle vordrangen und das Land weiter im Norden und Osten erforschten. Nach unserer eigenen genauen Kenntnis des Landes können wir feststellen, daß der feuerländische Archipel nicht entfernt so abstoßend ist, wie ihn manche beschrieben haben, weder im Klima noch in der Beschaffenheit des Bodens."

[26] Hamy: 323 sagt: „La température n'est jamais extrême, jamais chaude, jamais froide non plus; mais on tout temps il neige et il pleut. C'est bien là le type d'un climat constant, à variations peu nombreuses, mais régulières."

kaum eine beschränkte Zahl von höheren Pflanzenarten. Um so üppiger wuchert die Kleinwelt der Kryptogamen.[26] Eine jede der beiden Gruppen weist etwa 300 Arten auf. Die meisten in Europa heimischen Familien haben hier ihre Vertreter, manche allerdings nur einen einzigen.

Das ganze Heimatgebiet unserer Feuerländer bildet den südlichen und östlichen Abschluß des etwa im Golfo de Peñas beginnenden Regenwaldes. Die Botaniker pflegen zwar die unmittelbare Umgebung von Ushuaia, also den Kern der mittleren Yamana-Zone bis etwa Puerto Harberton im Osten, noch in den Bereich der Sommerwälder einzubeziehen. Indes glaube ich darauf nicht eigens Rücksicht nehmen zu brauchen, weil jener schmale Streifen einer etwas anderen Waldform sich im Wirtschaftsbetriebe unserer Eingeborenen nicht auswirkt; dem aufmerksamen Auge eines Europäers entgeht er keinesfalls. Die geschlossene Ausdehnung des Regenwaldes ist trotzdem beschränkt; denn erstens steigt er nur zwei- bis dreihundert Meter hoch an und zweitens sind bei weitem nicht alle unterhalb der Baumwuchsgrenze liegenden Flächen bewaldet. Dunkelgrüne Waldflächen wechseln mit offenen rotbraunen oder braungelben Wiesenmooren und schütter bestellten Waldmooren ab, aus unregelmäßigen Rasenflächen erheben sich nackte Felsen. Über die Verteilung des Waldbestandes entscheidet offensichtlich das Klima und die Ortslage. Ohne sich der Übertreibung schuldig zu machen, muß man sagen, daß der Regenwald eigentlichen Windschutz sucht. Am deutlichsten erkennt man dieses sein Bestreben daran, daß die nach Norden und nach Nordosten abfallenden Gebirgswände fast vollständig und dicht mit Baumwuchs bestellt sind, hingegen die vor dem Süd- und Südwestwinde offen daliegenden Flächen ganz nackt sind. Auch umsäumt dieser Wald die kleinen Häfen und stillen Buchten, er füllt geschützte Täler und verborgene Schluchten aus, sogar in Fugen und Ritzen hoher, steiler Felsen *auf der Lee* klammern sich die Wurzeln einzelner Bäume fest. Doch bin ich weit entfernt davon zu behaupten, daß sich die wirkliche Verteilung der bewaldeten Flächen allein aus den Windverhältnissen erkläre.[27]

Der Regenwald erscheint ganz eindeutig durch die fast ausnahmslose Alleinherrschaft der schönen, immergrünen Buche *šŕ'šĺ* (Nothofagus betuloides) gekennzeichnet. Ihre Neigung, dichtgedrängt zu stehen, schafft den eigentlichen Urwald. In seiner dunkelgrünen Tönung unter einem fast ständig bedeckten, nebelgrauen Himmel macht er einen düsteren, zuweilen

[26] Dusén (a): 140 hat den südlichsten Zipfel der Neuen Welt in drei Zonen zerlegt. An Hand übersichtlicher Tabellen beweist er die schnelle Abnahme der Zahl der phanerogamen Arten vom trockenen über das mittelfeuchte zum feuchten Gebiete, während die Artenzahl der Kryptogamen von jenem zu diesem erstaunlich ansteigt. Wie weit diese drei Gebiete voneinander abweichen wird daraus ersichtlich, daß nur wenige Arten in ihnen gleichzeitig vertreten sind.

[27] Nach Hyades (b): 1341, „on footit n'existerait que dans les endroits abrités des vents d'ouest; les collines servent de rempart contre cet agent destructeur qui maintiennent exclusivement au niveau des plateaux montagneux les sommets des arbres croissant sur les pentes exposées à l'ouest".

unheimlichen Eindruck; aber unglaublich verschieden gestaltet sich der Anblick, wenn die Sonne ihr helles Strahlengold darüber ausgießt. Eine bedeutende Höhe erreicht die immergrüne Buche nicht, meist steigt sie nur bis etwa 12 m empor, ausnahmsweise bis 15 m oder gar 20 m, und dabei zeigt sie eine Dicke von höchstens 35 cm Durchmesser. Die schönsten und kräftigsten Bäume findet man nicht in der regenreichen Gegend, sondern an der Grenze zum mittelfeuchten Gebiete hin. Eingestreut als Einzelstücke, hauptsächlich in den Niederungen und an Lichtungen, beobachtet man eine Magnoliacee, den Winterrindenbaum *ûkûtta* (Drimys Winteri), der durchschnittlich nur 10 m hoch wird und zuweilen die beträchtliche Stammdicke von 20 cm erreicht.[26] Er zeigt sich sehr empfindlich gegen den Westwind, der schnell seine Blätter und Rinde zum Trocknen bringt. Am Waldesrande steht häufig die Leñadura *ôiyahur* (Maytenus magellanica), die durchschnittlich bedeutend kleiner bleibt (Abb. 4). Der einzige Nadelbaum, der sich bis zum Canal de Beagle vorgeschoben hat und in versprengt gestellten Einzelstücken westlich der Punta Divide angetroffen wird, ist eine Cypresse *Ilpaix* (Libocedrus tetragona); sie wird hier nie über 10 m hoch und kommt als waldbildend nicht in Betracht. Schließlich gedeiht als Kurzstammbäumchen mit scharlachroten, weithin leuchtenden Blüten der *mâku* (Embothrium coccineum). Mit Vorliebe stellt er sich in die Küstenwälder, an Waldränder und Flußufer; hier bildet er nicht selten einen wichtigen Bestandteil der Uferdickichte, selbst an Stellen, wo starker Wind die Waldbäume nicht hochkommen läßt.

Was im besonderen die **subantarktischen Buchen** betrifft, so spielt, wie gesagt, Nothofagus betuloides die alleinherrschende Rolle im feuchten Urwalde und zwar ganz ausschließlich westlich von Punta Divide. Nach Osten hin, auf beiden Ufern des Canal de Beagle, erscheint in Form von kleinen Beständen auch die sommergrüne Buche *kûnis* (Nothofagus pumilio) eingestreut, die auffällig die Nordküste der Isla Navarino hervorragt, aber nicht weiter nach Süden vordringt. Sie bildet hier nicht mehr, wie inmitten der Isla Grande, stattliche Wälder. Die andere blattwerfende Buchenart *kôtôrus* (Nothofagus antarctica), die in der Gegend südlich des Rio Grande auf Isla Grande in herrlichen Beständen gedeiht, vereinigt sich hier an Bächen oder am Seeufer zu kleinen Hainen oder Galeriegehölzchen und besetzt größere Flächen regelmäßig nahe den Gletschern oder nicht von unten aufsteigend in breiten Streifen bis, oben zur Grenze des Baumwuchses

[26] Bereits Carlos Fonseca (a): II, 375 erwähnte „unter anderen diejenige Baumart, deren Rinde als ein trefflicher Gewürz durch den Capitain Wintra zuerst nach Europa gebracht und ihm zu Ehren Wintera's-Rinde genannt worden ist ... Der eigentliche Winter-Rindenbaum gelangt an den Ufern der magellanischen Meerenge, desgleichen auf der Halbinsel von Tierra del Fuego, zu einer ansehnlichen Größe; hingegen an diejenigen unwirthbaren Küste dieses Landes, wo wir uns jetzt befanden (Christmas Sound), erreicht er nicht über zehn Fuß Höhe und bleibt auch dann noch gemeiniglich ein krummer, unansehnlicher Busch".

hinauf. Wenn im Herbste ihre Blätter sich in Scharlach- oder Weinrot verfärben, heben sich diese leuchtenden Flecken glühend aus der weiten Landschaft heraus. Nicht minder farbenprächtig ist im Frühling der auffällige Gegensatz des jungen Blattgrüns zur dunklen Tönung der immergrünen Buchen. Die Nothofagus antarctica (Abb. 5) entwickelt eine staunenswerte Anpassungskraft und gedeiht noch auf Höhen, welche die beiden anderen Buchenarten nicht erreichen.[27] An geschützten Orten wird sie 15 m hoch und sogar noch mehr; wo sie schweren Winden ausgesetzt ist, bildet sie ein dichtes Buschwerk und preßt sich eng dem Boden an. Dergleichen Bestände zu überqueren geschieht am leichtesten dadurch, daß man darüber hinwegschreitet. Ein eigenartiger Anblick ist es, einzelne Bäume dieser Buchenart mit nur wenigen Wurzeln in Felsenspalten fest verankert zu sehen, wie sie dem wüsten Sturm, der sie beugt und zerzaust, immer noch siegreich Trotz bieten. Die merkwürdigsten Wachstumsformen bilden sich dabei heraus. Sogar auf den Felsen des eigentlichen Kap Hoorn hat, neben der Nothofagus betuloides, auch jene blattwerfende Buche Wurzel geschlagen (vgl. Dusén [2]: 421). Indes trifft man Drimys Winteri nur auf den nördlichen Inseln Wollaston und noch bis zum Cabo Falso de Hornos an.

Abb. 5. Immergrüne Buche

Die matte Beleuchtung bringt es mit sich, daß die ganze Landschaft einförmig und traurig erscheint. Aber das Waldesinnere ist unvergleichlich düster und dunkel, weil die Baumkronen ein dichtes Blätterdach bilden, das nur an vereinzelten Stellen ein Sonnenstrahl zu durchdringen vermag. Blätter und Äste, Zweige und Stämme triefen vor Feuchtigkeit und

[27] Entgegen der Ansicht Hrams' (1): 294 sei festgestellt, daß die Nothofagus antarctica im allgemeinen erst etwa 300 m über dem Wasserspiegel beginnt und mindestens bis auf 500 m hinaufreicht, während die Nothofagus betuloides sich unter 300 m hält. Dusén (2): 138, 389 berichtet: „Nothofagus antarctica verbreitet, wenn sie sich aufwärts verbreitet, allmählich und findet sich in der alpinen Region nur als niedriges Gebüsch oder am häufigsten als zwergartige, an den Boden gedrückte Sträucher, die einen Durchmesser von kaum 0,5 m erreichen. So weit ich mich erinnere kann, gibt es kaum einen Baum, dessen Form und Größe innerhalb so weit von einander entfernten Grenzen schwanken, wie Nothofagus antarctica."

der Erdboden ist von der reichlichen Nässe ganz und gar durchweicht. Unter solchen Bedingungen erkranken die Stämme sehr bald und brechen zusammen. In wüstem Durcheinander bedecken sie den Boden und vermodern unter schweren Mengen von allerlei Flechten, Moosen und Farnen. Zwar fehlt es im subantarktischen Buchenwalde fast ganz an dem niederen Buschwerk und an dem sogenannten Unterholz; jetzt sind es jene Massen von verfaulenden Stämmen, die eine Wanderung außerordentlich behindern.“ Übel wirkt allein schon der schwere Moderduft und der hohe Wassergehalt der Luft. Zur Sommerszeit sind diese düsteren Buchenwälder trotzdem etwas belebt; oft und oft hört man das aufdringliche Hämmern des Spechtes und das Gekreisch kleinerer Papageienschwärme, auch lassen vereinzelte Vögel kurz ihre Stimme vernehmen, kleine Wasserratten schleichen leise dahin und silberhelle Bächlein murmeln; zumindest aber schüttelt der Wind rauschend die Äste oder heult der Sturm durch die dichten Blätterkronen. Still und einsam jedoch ist der Wald im Winter, wenn auf weiten Strecken die Buchen mit entblätterten Zweigen dastehen und wenn aus dem Gezelt der immergrünen Bäume die munteren Vögel entflohen sind. Dann sind auch die lustigen Bächlein zugefroren und die ganze Landschaft liegt erstarrt unter einer dicken Schneedecke. Gegen den bleifarbenen Himmel heben sich nur einige steile Gebirgszacken ab, die weder Eis noch Schnee halten; sonst ist alles in eine gleichmäßig düstere Farbentönung eingetaucht. Nahe dem Meeresufer und noch mehr von gewisser Höhe an wird der Wald oft und unregelmäßig von nackten Felsen oder von dünnbestellten Wiesen oder von ausgedehnten Mooren unterbrochen; erst auf den höchsten Abhängen der Berge, weit jenseits der Baumgrenze, gewahrt man größere oder kleinere Schneeflecken, die auch während des Sommers liegen bleiben. Abgesehen vom jungen Frühlingsgrün flimmert über den bewaldeten Flächen, wenn man sie von weitem betrachtet, eine leichte bräunliche Farbentönung.

Fast überall umsäumt den Urwald ein mehr oder weniger geschlossener Gürtel von Sträuchern, die zuweilen, je nach den Lichtbedingungen, auch ein wenig in das Innere vordringen. Zu dieser Strauchflora gehört vor allem die in hellem Gelb blühende Berberis ilicifolia und Berberis microphylla, Rubus magellanicus mit seinen großen Blättern (Abb. 6) und Chiliotrichum diffusum mit seiner reichen Fülle weißer Blüten. Viel niedriger hält sich die zarte Fuchsia magellanica, die den Schatten der Waldränder anscheinend nicht entbehren kann, dafür aber den größten Teil des Jahres hindurch

---

* Hammerschmidt (1): 314 hat sich im gleichen Sinne geäußert: „Kreuz und quer liegen gewaltige, halbverwandelte, von Moos überwachsene Stämme und niedrige Büsche, wie die stachligen Berberis, Ribes dazwischen und mit den Stämmen auf weite Strecken undurchdringliche Dickichte. Je weiter man kommt, um so undurchdringlicher wird der Wald, bis man auf den westlichsten Inseln jene üppig gewölbten Urwälder antrifft, die mit ihren immergrünen Pflanzen so sehr an die Tropen erinnern und wo man auch zu Fuß nur langsam und mit der größten Anstrengung vorwärts kommt.“

1: Gusinde SH6 Yahgan

blüht.[29] Auf offener Fläche steht die Pernettya mucronata dichtgedrängt, daß man sich kaum einen Weg hindurchbahnen kann, mag sie nur 20 cm oder bisweilen sogar 80 cm hoch sein. Ähnliches gilt von der immergrünen Baccharis magellanica und Baccharis patagonica, die mit Senecio-Arten abwechseln (Abb. 7). In den Mooren und Heiden wuchern als wichtigste Zwergsträucher Empetrum rubrum, Gaultheria serpyllifolia und Myrteola nummularia. Ausschlaggebend wird die Physiognomie des feuerländischen Regenwaldes dadurch bestimmt, daß die Chusquea-Arten fehlen.

Abb. 6. Ribes magellanicum. 1/3 n. Gr.

Auf die Kräuterflora, im besonderen auf die vielen einjährigen Pflanzen hier einzugehen ist unmöglich. Kurz sei noch hingewiesen auf die biologisch sehr merkwürdigen phanerogamen Polsterpflanzen in stattlicher Artenanzahl, die weite Flächen bedecken, einerlei, ob als Flachpolster oder als Kugelpolster. Keine einzige Liane tritt hier auf und meines Wissens überschreitet weder Philesia noch Prionotes, welche beide im südlichen Westpatagonien so häufig sind, die Hallbinsel Brecknock. Höhere Epiphyten kommen nicht vor und auch die epiphytische Farnflora ist arm; am häufigsten sieht man Asplenium magellanicum, Polypodium Billardieri, Hymenophyllum secundum und

[29] Pflanzen (2): XXXVII wiederholt ein Wort des Botanikers Gaudichaud: „An den stürmischen, ungastlichen Küsten von Fuegia verbirgt so dem Buchenwalde einen eigenthümlichen Reiz, wenn auf dem moorigen Boden oder unmittelbar am Gletscherrande das Auge durch die Blumen der Fuchsia und des asterähnlichen Nassauvientzeuche erfreut wird."

1: Gusinde SH6 Yahgan

tortuosum, ferner an schattigen Stellen das zierliche Hymenophyllum pectinatum und endlich Blechnum magellanicum. Der Reichtum an Kryptogamen ist fast unübersehbar; denn „peu de régions sont aussi saturées d'humidité" (Hariot: 323). Im Walde wuchern viele Pilzarten in Masse, die, weil nicht giftig, fast ausnahmslos genießbar sind. Auf besonderen Wulstungen an Buchenästen (Abb. 8) entwickeln sich die beliebten Cyttaria-Arten, von denen Cyttaria Darwini, weißlich gelb und von der Größe einer Walnuß, am meisten auffällt. Weite Flächen des Feuerlandes sind vermoort. Zu den Charaktermoosen dieser Moore zählen, außer dem alles verdrängenden Sphagnum, besonders Dicranum- und Rhacomitrium-Arten; zwischen ihnen schießt Marsippospermum grandiflorum hoch. Auch Waldboden, Steine und die Baumstämme sind von Moospolstern überdeckt. Von Lebermoosen (Hepaticae) behauptet sich Lepicolea am stärksten. Aus der Gruppe der Flechten sind, neben Stictaceen, einige boreale Typen zu nennen, beispielsweise Cladina, Cladonia, Stereocaulon u.a. Außer einigen anderen Parasiten verleiht das vielverbreitete Myzodendron punctulatum,* neben Usnea barbata, dem subantarktischen Buchenwalde mit seiner schwachen Beleuchtung einen märchenhaften Schimmer. Am auffälligsten von den vielen Meeresalgen tritt schließlich die gewaltige Macrocystis pyrifera hervor.

Abb. 7. Senecio Darwinii. ⅓ n. Gr.

Die geringe Wärme und der Mangel an Sonnenlicht sind die letzten Ursachen dafür, daß nur eine kleinblätterige Flora aufkommen und daß eine buntfarbige, reiche Blütenpracht sich im Kap Hoorn-Gebiete nicht entfalten kann. Einige genügsame, neuestens von Europäern eingeführte Nutzpflanzen erfordern auf gutem, geschütztem Boden sorgfältige Pflege, trotzdem tragen sie nicht viel. Wie Hyades (g): 6 berichtet, wurden bereits durch die Mission Scientifique in Bahia Orange 1882 „zwei Versuchsgärten angelegt, der eine im Walde, der andere in sandigem Boden am Meeresstrande; Bohnen, Erbsen, Kohl, Salat, Rettig, Petersilie wurden in verschiedenen Varietäten angepflanzt, im Strandgarten auch Kartoffeln. Letztere

* Vgl. die Sonderabhandlung von C. Skottsberg: Myzodendraceae, in: Das Pflanzenreich, IV, 68, von A. Engler, Leipzig 1914.

allein gaben einen kleinen Ertrag, Salat und Rettig wachsen kümmerlich, die anderen Sorten gar nicht. Auf dem Terrain der Missionsstation [Ushuaia] hat man erheblich günstigere Resultate erzielt; der Boden ist freilich dort besser und die Lage geschützter, auch der Sommer, da das offene Meer weiter abliegt, wärmer, wie der Winter kälter." Der dortige Erdboden könnte also weder die Eingeborenen noch die angesiedelten Europäer ernähren. Die wenigen grasenden Rennttiere, die gefüllt werden, haben sehr geringen Wert und finden nur beschränkte Verwendung. Dem reichen Holzvorrat allerdings ist es zu danken, daß die Feuerländer in den ungünstigen Witterungsbedingungen ihrer Heimat ein beschwerdeloses Dasein fristen können."

c. *Die Tierwelt*

Die Seefahrer der frühesten Zeit bereits hatten ihr Augenmerk auf die Vertreter aus der Tierwelt, die den südlichsten Ausläufer des amerikanischen Festlandes bevölkern, gerichtet. Seinerseits hat Charles Darwin jenes Inselreich als eine selbständige geographische Provinz beurteilt und mit ihm zahen auch andere Beobachter in der Magellan-Straße eine deutlich einschneidende tiergeographische Grenze, als ob die Eigenart der Fauna nach Süden hin von jener des Festlandes verschieden wäre. Indes, wie neuerdings Nan[illegible] (1): 6 erweisen konnte, haben „spätere Untersuchungen dies nicht ganz bestätigt und besonders Commerson's Fund einer feuerländischen Eidechse (Pygodactus pertinatus Dum.) und die Arbeiten der französischen Cap Horn-Expedition haben die Ansicht von einer feuerländischen, vielleicht gar antarktischen Provinz von Landtieren erschüttert". Die genauen Forschungen seit Mitte des verflossenen Jahrhunderts haben jene für die Tiergeographie wichtige Frage endgültig in dem Sinne beantwortet, daß die

---

[1] Außer den genannten Abhandlungen über die Pflanzenwelt des südlichsten Feuerlandes seien noch erwähnt:

S. Agnew: La vegetación en la Tierra del Fuego. Lectures publicas. La Plata 1896.

N. Agnew: Essai de Flore raisonnée de la Terre de Feu "Anales del Museo de La Plata", 1902.

Agnew et Kuntz: Enumération des plantes du canal de Beagle; "Revista del Museo de La Plata", tome VII, p. 353—401; 1896.

Carlos Bruch: Tierra del Fuego y sus turberas, 119 pgs; Buenos Aires 1917.

Hariot: Mission Scientifique du Cap Horn, tome V. Paris 1907.

F. Lorentz: Plantae de vorone en la Tierra del Fuego; "Revista del Museo de La Plata", tome VIII, p. 1—24; 1897.

K. Rauh: Grundzüge der Pflanzenverbreitung in Chile; Leipzig 1907.

C. Spegazzini: Plantae per Fuegiam collectae; "Anales del Museo Nacional", tome V, pgs 39—104; Buenos Aires 1896.

C. Spegazzini: Relaciones botanicas; "Bulletino de la Soc. Geographica Italiana", anno XVII, vol. XX, serie II, vol. VIII, p. 126—130; Roma 1883.

W. H. H. Wootton, vol. II, p. 290—299: Vegetation of Staten Island and Cape Horn. Vgl. auch Bruch (b): 233, Spegazzini in Bory (c): 117 und die ausführlichen Quellenangaben in Skottsberg (g): 863.

Magellan-Straße eine gewisse Grenze bildet, hinter der nach Süden hin die Flora sowohl wie die Fauna plötzlich weit ärmer erscheint, und zwar in viel zu hohem Grade, als sich dies aus der geringen Breite der Straße selber und aus dem unbedeutenden Unterschiede des Klimas erklären ließe. Jedoch treten weder Pflanzengenossenschaften noch Landtiere im Feuerlande auf, die auf dem Festlande fehlen würden. Einige Landsäuger indes kehren die Magellan-Straße nicht überschritten, nämlich Strauß (Rhea Darwini), Puma (Felis concolor),* Hirsch (Cervus chilensis) und Stinktier (Conepatus Humboldtii). Weiters vermißt man im Süden die Schlangen und Batrachier (Frösche, Laubfrösche, Kröten), die Skorpione und viele Insekten, denen man auf dem Festlande begegnet. Zur Erklärung dieser Erscheinung nimmt Hyades (?) an, „daß klimatische Verhältnisse oder andere" Umstände erst in sehr später Zeit die Einwanderung der nördlicheren Formen erlaubt hätten."

Abb. 6. Buchfinken mit Weberneste. ½ n. Gr.

Und somit unter dem verhältnismäßig milden Klima des Kap Hoorn-Archipels zoologische Sonderformen nicht zu erwarten, möchte auch das auffallende Auftreten von Seevögeln und die Vorliebe für Uferdickichte einiger Singer nicht darüber hinwegtäuschen, daß die dortige Tierwelt ärmlich ist.

Nur eine gewisse Anzahl von höheren und niederen Tieren findet die erforderlichen Lebensbedingungen. Wären die rauhen Küsten nicht, so dürften einige Strandläufer und sicher auch viele Vögel hinzutreten, aber auch in jenen kleinen Inselreichen nur sehr wenige Lebewesen. Tatsächlich trifft man auf dem Lande außer kaum einigen Vertretern höherer Tiergattungen nur, die weder durch ihre Gestaltung noch durch ihr Aufkommen hervorstechen. Zwar schmücken sich manche Vögel einen bunten Gefiederes; doch auch dessen Farben sind matt und blaß, dunkel und unauffällig, wie die aller übrigen Lebewesen. Dergleichen Abstimmungen im Unterschiedene grauen entsprechen in den dichten Dunkel einer vom grauen Himmel überzogenen, an Bäumen armen Landschaft hinein, wo die Sonne nur selten ihren Vollglanz zeigt und Regenschauer mit schweren Stürmen abwechseln. Es ist als ob auch die Tiere erschauderten vor der Umgebung des trostlosen Feuerlandes.

Als größtes der Landsäugetiere tritt die wiederkauende Art der südamerikanischen Cameliden, nämlich das Guanako, auch Lama huanacus

---

* Diese bekommen Hudson in Kap. VIII, daß „die Gewandte of a puma were noticed by him [Lieutenant Kinnis] on several places". Darin hat er sich bestimmt getäuscht und die Fußspuren dürften von großen Katzen herrühren.

chen), sogar den Canal de Beagle überschritten und bevölkert die Isla Navarino. Da es gut schwimmen kann, hat es diese Insel wohl über Isla Gable, wo es früher angetroffen worden ist, erreicht. Westlich der Augustus Bucht kommt es innerhalb des Yamana-Gebietes nicht vor." Nach seiner Größe und Gestalt gleicht es am meisten dem europäischen Edelhirsch und ist gewöhnlich in kleineren oder größeren Rudeln. Seine Eigenschaften und Gewohnheiten wurden, weil es das einzige hirschartige Jagdtier der Selk'nam ist, bereits in Bd. I, II ausführlich dargelegt." Im Wirtschaftsleben der Yamana hat es eine verhältnismäßig geringere Bedeutung, vor allem deshalb, weil es nur im Osten auftritt. Seinen südlichen die östliche Gruppe unserer Eingeborenen nicht ganz erreichenden, denen sie nähern es so vollständig wie die Selk'nam den ihm. Auch jagen sie es mit Bogen und Pfeil in der gleichen Weise wie diese, vollführen dabei vorwiegend im Winter, wenn es die tiefverschneiten Höhen verlassen muß und an den Uferhängen sich aufhält.

In allen Teilen, doch nicht sehr häufig, begegnet man dem großen Fuchs (Canis sive Cerdocyon magellanicus), einem kräftigen Tiere, das nach seiner Entwicklung und Stärke dem nordischen Wolfe gleicht. Dieser Fuchs ist bekanntlich der größte seiner Art in Südamerika. Er trägt einen dichten, fast langhaarigen, schön gefärbten Pelz." Früher gab es auf Isla Hoste die meisten Füchse, seit einigen Jahrzehnten hat ihre Zahl ebenfalls merklich abgenommen. Wenn 137 berichten, auf der Halbinsel Beerbank „Lagen wir schlaftrunken sogar zwei Füchsen, ihre Felle waren natürlich ebenso wertlos wie die Gegend und mir war es ein Rätsel, wie sie überhaupt da leben konnten. Es war doch immerhin der westlichste Zipfel von Feuerland". Außer diesem großen Fuchse zeigt sich auch der kleinere Canis griseus an einzelnen Stellen. Die Yamana erkennen weder diesen noch jenen eine verwandtschaftliche Beziehung. Anders ist es jedoch mit dem Fischotter (Lutra felina), der in noch deutlich erkennbarem Formen auftritt." Die Eingeborenen

---

* Diesen Tatbestand hat Darwin (a) 197 bereits erkannt. „Dieser Bezirk, welcher die Südspitze des Festlandes, bzw. Feuerland mit Navarin Insel, einer dritten gemeinsam hat, ist der einzige, wo ich Guanaco gesehen habe. Ich habe sie niemals auf den westlich gelegenen Inseln gesehen, obwohl sie auf einigen von ihnen leicht zu erreichen sind, und obwohl die Indianer sie oft dort hin bringen, um sie zu essen. Sie sind, wie mir versichert wurde, nicht imstande, zu schwimmen, und ich habe selbst gesehen, wie sie sich weigerten, einen Fluß zu durchschreiten, der nicht breiter war als der Santa Cruz, und wie sie dann lange Zeit an seinem Ufer hin und her liefen, bis sie eine Furt gefunden hatten." Im gleichen Sinne schreibt später Hyades (a) 190, daß „guanacos en numerosos rebaños en Ostion y la isla de Navarin".

* Der Eingeborene vor seiner Selk'nambehandlung von Feuerland (g) erwähnt.

* B. Pregrave hat als erster 1886 diesen seltenen Tier beschrieben. Vgl. die Beobachtungen von Hyades (a) 190, Lista (a) 71, Spegazzini (b) u. a.

* Das Lebensbild eines Wesens hat damit Sinn, daß „auch Gebrauchsmuster können den Gesamtwert primitiver Kunst- und Kulturmittel beeinflussen können. Diese Gesichtspunkte verdienen sich dringlicher Geltung, die wirke an den offenen Gesichtern in der Kultur Bedeutung, sondern an den weit verborgenen Quellen haben. Der Kulturmensch pflegt besonders die sinnvollen, zweckmäßigen Seiten Gesichtsform und von Kulturmittel können. Wissen können an dieser Gesichtsform, die sollen dem Bereich eben wirke, jedes kann seinen besonderen Aufgang. Schon an der Art der Bauer mit sich, wie für sie Tier ich war sein kann. Sogar in dem Gesichtsausdruck sie sich verschmelzen".

selber halten beide durch besondere Namen auseinander und bezeichnen den großen Innenotter als djapug, den viel kleineren Außenotter als djijik. In Gewohnheiten und Lebensweise weichen sie von ihren europäischen Verwandten nicht ab. Beide werden ihres Felles wegen von den Indianern verfolgt, in neuester Zeit aber so zürhaftlichen von europäischen Pelzjägern ausgebeutet, daß die Eingeborenen ihr Glück in sehr versteckten Kanälen und in fast unzugänglichen Wasserarmen versuchen müssen." Die Feuerländer verschmähen das Fleisch der Otaria."

Von den drei Arten aus der Ordnung der Fledermäuse (Chiropteren) sieht man Vespertilio magellanicus und die graue Fledermaus mit den langen Ohren, genannt aperéte (Myotis chiloensis), am häufigsten. Abgesehen von einer schwarzen Ratte aréuina, die neuerdings durch die stärkere europäische graue Ratte kálu aréuina verdrängt worden ist, und von dem erst kürzlich eingeführten, heute verwilderten Kaninchen yamdrua" gibt es noch einige Mäuseartea als Vertreter der Nagetierordnung (Rodentia).

Ehedem tummelten sich in unerhalblicher Zahl die gewaltigen Meeresungeheuer aus der Unterordnung der Walfische (Cetaceen) nicht nur ganz nahe den feuerländischen Küsten, sondern auch weiter nach Norden hinauf. Jahrzehntelange Ausbeute mit wirksamen Geschossen durch gewissenhafte Walfänger hat jene Geschöpfe auf einen kleinen Restbestand zurückgeführt und herrscht einige Arten gänzlich vernichtet. Gegenwärtig verirrt sich nur selten noch ein jüngeres Tier in die Kanäle des Kap Hoorn-Archipels; früher war es gar keine Seltenheit, daß einer jener ungeschlachten, lebensmüden Ungeheuer auf die Küste geartet oder gegen eine Insel abgetrieben wurde." Die größten Tiere sind die Blauwale, nämlich Balaenoptera intermedia, genannt Antipodipim, Balaenoptera Schlegelii, genannt

---

" Beispielsweise berichtet der oben genannte Wenzel 1866, daß mit zwei Booten von einem kleinen Kutter aus diesem Tierem nachgegangen war: „Am 18. Dezember 1924 [also nach einer Jagd von kaum zwei Wochen] hatten wir schon sechsundzwanzig Otaria erbeutet. Am 23. Dezember beschlossen wir, den Fang abzubrechen und die Heimreise anzutreten. Hundertzwei Otaria und fünf Pärchen hatten wir erbeutet."

" Früher erwähnte Bennett (RR: III, 113; 1869) „an animal called by the Indians 'caupolin', which is very shaggy, about as large as a sheep, has very large and powerful claws and fronts teeth; it lives in the densest forests on the layers, fungus, and sap of trees. It climbs with ease. I think this animal must be a sloth." Spätere Berichterstatter wie Ch.: 250 sich selber und sprach von dem „animal de aquel dulce Shamaibo Yaqui". Also war jenes sagenhafte Tier weiter nichts als ein Flachstier.

" Dumont (1): 330 behauptet: „En la Isla Noblet se ve cazar de la Gragia hay una especie de conejo, el Lepus (Oryctolagus) magellanicus, vulgarmente dicho Liepus cuniculus que ha vuelto al estado salvaje." Doch ist es Tatsache, daß diesen Kaninchen sich auch an vielen anderen Stellen findet und beispielsweise den Stolen der Isla Bartolomé gänzlich unterwühlt hat.

" Anläßlich seines Aufenthaltes in der Bahia Buen Success schreibt Jaime Cook (1): IV, 31 im Dezember 1774: „La Lieutenant nous apporte que la Baie étoit remplie de habitans en de veaux marins. Nous aprimes ensuite quil des habitans dans le Détroit, comme on vient le dire; car le nom de la terre de Feu en particulier, il y en a un grand nombre."

hapodynytes, und *Balaenoptera geographica*, genannt *colóyis*. Außerdem leben dort der Südwal, *Balaena australis*, unseren *Mamko*, der Schnabelwal, *Ziphius* spec?, genannt *Hyis*, und endlich der Buckelwal, *Megaptera longimana*. Sie alle sind unsere Freund[l]anderen eine ergiebige Nahrungsquelle für mannigfaltige Dinge, die sie benötigen. Es verdient sich, die in biologischer Hinsicht wertvollen Beobachtungen einzufügen, die Cranese Fenerun (a): 309 im Dezember 1774 bei der Bahia Buen Success gemacht hat: „...Einige dreißig große Wallfische und eine unzählige Menge Seehunde machten sich im Wasser um und neben uns lustig. Die Wallfische schwammen verhältnismäßig paarweise beisammen, welches anzeigen schien, daß dies die Zeit ihrer Begattung sei. So oft sie auf der Seite des Schiffes, wo der Wind herkam, Wasser von sich blasen, hatten wir jedesmal einen unerträglich faulen und ungesunden Geruch auszustehen, der drei bis vier Minuten anhielt. Bisweilen legten sie sich auf den Rücken und plätscherten mit ihren langen Brustflossen auf dem Wasser, welches einen Knall verursachte, als wenn ein halbpfündiges Stück abgefeuert wird. Dieses Spiel hat vermutlich zu den Mutmaßungen Anlaß gegeben, daß der Swerdfisch und der Wallfisch miteinander kämpfen. Der Swerdfisch wird gemeiniglich als ein langer Fisch vorgestellt, der aus dem Wasser springt, um dem Wallfisch einen derben Schlag beizubringen. Ob mehrere sie auch den Schwertfisch mit hinein, der diese Gelegenheit wahrnehmen soll, um dem armen Wallfisch den Bauch aufzuschlitzen. Der geringen Entfernung wegen, in welcher sich die Fische von uns befanden, konnten wir bei der oft wiederholten Bewegung der Flossen deutlich sehen, daß die innere Seite dunkelbraun, ingleichen der Bauch weiß, das übrige hingegen schwarz ist. An einem, der sich kaum 200 Fuß weit vom Schiffe herumwälzte, nahmen wir viele in die Länge laufende Falten oder Runzeln auf dem Bauch wahr; diesen Kennzeichen zufolge gehörte er zu der Gattung, welche beim Ritter von Linné Balaena Boops heißt. Diese Gattin angenommen, die der Länge nach nicht weniger als 80 Fuß und im Durchmesser 10 Fuß betrug, ich muß sie unwillkürlich ganz und gar aus dem Wasser springen und dann fühle ich jedesmal mit gewaltigem Getöse zurück, so daß es um sie her schäumte ...“ Über einen gemeinen Thresher oder Schwertwal ist Cook ungefähr, *Spalacii*, einer Varietät von Orcinus orca (Orca gladiator), der wütendste Verfolger aller Wale und Aufseher der Seehündlein, vor allem der kleinen Schwertwale, Feinde[n] ernährer, bekannt als einfach. Häufig sieht man den Thresher, Vanis von Delphinus Peronii, der im Zwischenlicht spielt und im Nebellicht schlafen hält, Lamna den Grind, Globicephala melas, genannt erhalten, und endlich den Lamnaschnabelhöhlfisch, Lagenorhynchus Fitzroyi, unseren ernährer. In den mythologischen und abergläubischen Vorstellungen der Bewohner des Feuerlandes spielten gerade die Delphine[n] eine bedeutende Rolle.

---

[a] Vgl. R. A. Philippi: Los delfines de la costa central de la América del Sur. “Anales del Museo Nacional de Chile”), Santiago 1893.

Jahre sind in ihren Wirtschaftsmitteln die Flaccocrocobiere (Pantipodier) von einer Bedeutung, die gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Davon macht jede Gattung und Art, die sich ernähren läßt, einen Anspruch. Vorzüglichvorzüge sind die Bubbre in dieser Insicht nicht nur vielbesuchtig, sondern auch als Arten kaum minder reich vertreten, wie in den nördlichen Meeren. Überdies zeigen die südlichen Formen eine mannigfaltigere Gestalt. Zwar fehlt in den australischen Gewässern die Familie der Walrosse (Odobenidae), dafür aber stellt die der Ohrenrobben (Otariidae), ebenbild wie die der Seehunde (Phocidae) zahlreiche Arten. Ihre Lebensweise im Wasser sind diese Säugetiere durch mächtige Fettmassen ungeschickt, die unter der Haut liegen und die einen glatten Abrundung den äußeren spindelförmigen Körperformen bewirken.

Unsere Pantipodier bewältigt und ernährt gar sehr die Fettschichten, das Fleisch und das Fett, dieser Leder dieser Pinnarafüßler, deshalb jagt es allen jenen Tieren, die an den Küsten seiner Heimat sich aufhalten, eifrig nach. Es kennt die genau nach Art und Gewohnheit, nach Alter und Geschlecht, mit denen Lebensgewohnheiten und natürlichen Anlagen ist es vollkommen vertraut; es schätzt die Verwendbarkeit des Felles, die Schmackhaftigkeit des Fleisches und Fettes, die Haltbarkeit der Knochen dieser und jener Art mehr oder weniger, und endlich gibt es einen jeden dieser bestimmten Eigenschaften. Unterschiedslos gelte es ein jedes dieser Tiere auf die gleiche Weise an, sei es auf dem Lande, sei es auf dem Wasser. Bekanntlich sind alle Bubbre, von meistern in ihrer Jugend, sehr neugierig und vom Natur aus vertraulich. Der Jäger, der von einigen Kenn aus ingend einen dieser Tiere beobachtet, vermag durch vielseitigen Pfeifen, durch leises Klopfen mit einem Steckens, durch sanftes Rufen mit Stimme, durch geschickliches Schlagen gegen die Wasserbeschläge mit den Ruderblatte dasselbe mühelos an sich heranzulocken, daß es es möglich mit Speeren oder Harpunen tödlich verwunden. Tagtäglich liegen einzelne Tiere und ganze Herden, sich sonnend und schlafend, auf den Küsten und Klippen heran; diese verschaffen den sichre gelenk sie im Wasser ihrer Nahrungsquelle nach. Paul und gewöhnlich versammeln sie sich auf den Stranden aus und gehen selbst dadurch deutlich zu erkennen, wie lästig ihnen jede Störung ist und wie sorgsam sie gemieden werden wollen; schwerfällig nur verharrte sie in langen Zwischenräumen ihre Lage, um bald den Bauch und bald den Rücken, bald die eine und bald die andere Körperseite den erwärmenden Sonnenstrahlen entgegen zu kehren. Während sich ihnen der Mensch, so unvorsichtig sie sich meist von ihm fernhalten, einen Sonnenstrahlen unwillig von Plätze.

Da, wie hinreichend bekannt ist, alle Bubbre sehr gesellig sind, versammeln sie sich dort an großen Herden, wo die Gegend frühe und einsam ist, wo Störungen durch andere Wesen ihnen fast ganz fremd bleiben; deshalb werden sie hier oftmals von so lebhaften und sie erfreuen keine Scheu zu kennen, wenn menschenwesen sie Mensch in ihre Nähe aufnimmt. Gern kehren sie von gleichem Stelle an den Küsten, in die einzelnen Bühle, auf die

verschiedenartige Klänge erzielt und führen sich an diesem Lieblingsgeräusche sehr wohl.

In gemeinsamer und geschickter Art Pflanzenstoffe im Wasser sind, um sie schließlich besonders sie sich auf dem Lande. Das ist mehr als Kühnheit als Lustlos. Das Tier erhebt seinen Körper Gewicht nach dem Verhältnis mancher Bauges wenig, denn es wirft sich auf die Brust, krümmt den ganzen Rumpf so einen hohen Bogen zusammen, stützt sich darauf auf die vier schwingen Pfoten und schnellt endlich durch plötzliche Streckung seines ganzen Körpers nach vorn. Bei diesem Prinzip der Fortbewegung ist ganzer Pfoten und durch kommt das Tier auch nur sehr Stelle. Vermöge stützen es sich, wie Klettern einen Gegenstand, auf Hinterfüßen und Vorderpfoten zugleich, vermöchte aber dabei möglichst jede Bewegung nach vorn, um nicht vornüber zu kippen, denn viel schwerer liegt es mit dem Kopfe nach hinten hinten sein, ohne den Gleichgewichte zu verlieren. Darum kommen solchen Sprung und dadurch gelangt es einen ziemlich Bäumen gerade von vorne an, nicht aber von der Seite.

Jedes alte Männchen verteidigt seine Weibchen auf Leben und Tod, ebenso schützt das Muttertier leidenschaftig sein Junges. Der Zeit nun, da die Weibchen ihren ausgebrochenen Tieren gefangen, versuchen die Jungen Weibchen in gemeinsamer Gesellschaft auf dem Strande und jene ist es dann Jäger ein Leichtes, mehrere hintereinander zu erlegen. Auch dann noch, wenn die jungen Tiere etwas erwachsen sind, bleiben die Weibchen einen Beobachtungskreis noch eng zusammen beisammen. Jedes dieser Männchen besitzt verschiedene mehrere Weibchen meist seine Gerade und hält sie hier sich allein ungestört zusammen. Selten nur begegnet man einem Einsiedler. Auf dem Lande gebrauchen Jagen den Angriff noch mehrere beisammen, ein Unmensch, der es wagen Fortpflanzung die Robbenjagd ganz bedeutend erschweren. Das ständige, ausdauernde Liebesspiel dieser Tiere zeigt einen höheren Reiz und einen mehr Verschiedenheit durch die geschmeidigen, abgerundeten Bewegungen, die an sich schon anziehenden Klängen.

Im Kap Horn-Archipel wird noch heute auch die eigentliche Heimat dem Ohrrobbe jährlich in großer Zahl und in schlauer Weise gejagt. Das männliche Tier erreicht ausnahmsweise 2 m Länge, das Weibchen bleibt kleiner und schwächer. Die Farbe des kurzhaarigen Felles ist ein bräunliches Schwarz, bei alten Tieren schwarz mehrere weiße, silberähnliche Querstreifen durch. Überall trifft man diese Art an, auf den Klippen und am Strande, im Sommer und in den ewigen Eisschollen oder der Strömung. Sie übertrifft, kaum Robben gleicht den einen großen, alten Bullen. Die Bewegungen der jungen Tiere im Wasser sind von entzückender Gewandtheit und vornehmer Geschicklichkeit. Im ganzen stehen die Seelöwen, wegen ihrer geringeren Körpergröße und beweglicheren Beweglichkeit, auf dem Lande weniger plump als ihre Verwandten.

In diesen gehört zunächst die Mähnenrobbe oder Ohrrobbe (*Otaria jubata*), so genannt, weil sich bei den Männchen den starken Halsmähne an einen kurzen

Wilkens, die den Weißfisch (Gbl), vorliegen. Erstere werden bis 3 m lang und 14 Zentner schwer, diese bleiben ansehnlich kleiner. Die Färbung der erwachsenen Tiere ist ein schneeweißgelbes Braun, die der jungen ein gleichmäßiges, dunkles Rauchschwarz. Bei sehr starken, leidenschaftlichen Gebrüll wird man abwechselnd dunkle Linien, wenn die ganze Herde einstimmt, an Gestalten dann sogar eine prachtig rosenfarbige Erscheinung. Die jungen Wilkens

Abb. 9. Weißwangiger Weißseitendelfin (Lagenorhynchus leucopleurus)

sind Schafe. Die Wilkensweibchen haben die Gewohnheit, während die jungen Tiere geboren werden und die alten sich begatten, zusammenhaltend auf dem Lande zu verweilen und auf jedwede Nahrung gänzlich zu verzichten. Erst nach Wochen nach ihrer Geburt sind die jungen Tierchen imstande im Wasser zu gehen, so lange schwimmen Jungen die Alten auf dem Rücken; währenddessen schließen sie sich nur vom eigenen Fett und saugen selbst. während sehr viel ab. Diese Gewohnheit ist wohl auch unter den Wasserbewohnenden Tierchen bekannt.

Merklich kleiner als die beiden genannten Ohrenrobben ist der südamerikanische Seebär, die Bärenrobbe *tépéra* (Arctocephalus australis), in dortiger Gegend als "lobo de dos pelos" bekannt. Nur selten noch läßt er sich gegenwärtig in der Nachbarschaft des Kap Hoorn sehen. Die Tiere dieser Art, einst in bedeutender Zahl, sind wegen ihres kostbaren Pelzes von Robbenjägern rücksichtslos verfolgt und sehr verringert worden. Bekanntlich bleiben sie den größten Teil des Jahres ununterbrochen auf hoher See und kommen nur anläßlich der Fortpflanzung für insgesamt vier Monate an eine Küste, wo sie jahrein, jahrein die gleiche Landungsstelle wählen, um nachher wieder in der Hochsee zu verschwinden. In nennenswerter Menge ist endlich noch die falkländische Robbe *léfkpéma* (Otaria falklandica) vorhanden. Das erwachsene Tier mißt etwa 1½ m und ist auf dem Rücken gleichförmig hellgrau gefärbt."[9]

Die südliche Elefantenrobbe *hálaynaxa* (Marrorhinus leoninus) ist eine Bärenrobbe aus der Familie der eigentlichen Seehunde. Früher war sie bis zur Isla Juan Fernández hinauf an der chilenischen Küste anzutreffen; heute sieht man sie in der Kap Hoorn-Gegend selten und weiter im Süden leben nur noch wenige Vertreter. Die Elefantenrobbe (Abb. 9) gleicht in ihrem Äußeren und in ihren Lebensgewohnheiten den anderen Robben, übertrifft sie aber weit an Körpergröße, die bei männlichen Tieren sogar 6 m,[10] bei weiblichen reichlich 3 m beträgt. Die Nase der ersteren verlängert sich zu einem kurzen, stumpfen Rüssel, daher der Name Rüsselrobbe und See-Elefant. Aus der Unterfamilie der Mönchsrobben treten dort noch die Seeleoparden *péigus* (Ogmorhinus aru Leptonychotes Weddelli), ferner *mokójnixuyónax* (Ogmorhinus leptonyx) und endlich der sehr seltene *alocánuna* (Lobodon carcinophagus) auf. Alle drei erreichen eine mittlere Größe.[11] Damit schließt die Reihe der in jener Gegend heimischen Säugetiere ab.

Die langgezogenen flachen Küsten, die vielen steilen Felswände und zerklüfteten Steinmauern sind ein günstiger Standplatz für weit mehr Vertreter aus der Vogelwelt, als das Innere der Inseln, das Dunkel der Wälder und die Höhe der Bergesgipfel. An unübersehbaren Massen von

---

[9] Wilhelmi (a): 82 hat von den Lebensgewohnheiten der falkländischen Robbe, des See-Elefanten und der verwandten Arten eine ausführliche und genaue Schilderung hinterlassen. Daraus ersieht man, wie bereits zu seiner Zeit jene Tiere in ungeheuren Mengen vernichtet worden sind.

[10] Darwin (c): 250 behauptet sogar, „que alcanzan hasta ocho metros de largo". Er fügt hinzu: „Los Ramadas eléfantes de mar han sido desde mucho tiempo objeto de tales persecuciones por parte de los balleneros y balleneros norteamericanos, a causa del aceite que de ellos consiguen, que es ahora muy difícil encontrarlos cerca de la Tierra del Fuego e islas vecinas. Se han refugiado más allá del límite de los témpanos de hielo y sólo de vez en cuando aparece por casualidad algún ejemplar sobre las costas magallánicas." Auch Hyades (b): 1312 bestätigt, daß „quant à l'Eléphant de mer, c'est une espèce presque entièrement détruite."

[11] Vgl. R. A. Philippi: Los focas chilenas del Museo Nacional. "Anales del Museo Nacional de Chile"; Santiago 1892.

Scharben, Möwen und Pinguinen wimmelt es auf einzelnen Stellen. Wenige Arten kleinerer Vögel treten in Schwärmen auf, so der Papagei und der Austernfischer, die Strandläufer und die meisten Finkenarten. Die übrigen Vertreter des Federvolkes zeigen sich in beschränkter Zahl. Flüchtig seien hier nur jene genannt, die durch ihre Anwesenheit jene Landschaft beleben und kennzeichnen.

Von den Tagraubvögeln (Raptores diurni) sieht man den mächtigen Condor oder Rabengeier *ɣēʳiyáŋ* (Cathartes aura), den großen Geierfalken *kōtŏla* (Polyborus tharus), den Hühnergeier *ilaxája* (Catharista atratus), den grauen Geierfalken *kixinteka* (Circus cinereus), den Bussard *kilaxila* (Buteo poliosomus), den Habicht *yaokallŋ* (Milvago chimango), den eleganten Falken *ahimagdja* (Ibycter australis), den Habicht (Accipiter chilensis) und vereinzelt den starken Bussard (Geranoaetus melanoleucus). Die Nachtraubvögel (Raptores nocturni) jener Gegend sind der große Uhu *kuhúrux* (Bubo magellanicus), die hellfarbige Ohreule *sita* (Nyctalops seu Asio accipitrinus), die Tag- oder Erdeule *vafutŏla* (Speotyto cunicularia), die gesprenkelte Nachteule *hátanatĕfkir* (Syrnium rufipes) und endlich der kleine Waldkauz *Ifkhŏja* (Glaucidium nanum).

Sperlingsvögel und Stieglitze, Drosseln und Meisen beleben Wiese und Wald. Oft hört man den Schrei kleiner Schwärme vom grünen Papagei *klnŏr* (Microsittace ferruginea) und das Hämmern des großen Schwarzspechtes *lána* (Ipocrantor magellanicus), sowie das leise Klopfen des kleinen Spechtes *dĕrĕhárux* (Dendrocopus lignarius). Zutraulich nähern sich die kleinen Baumläufer *tĕrĕkálina* (Aphrastura spinicauda) und *Ellix* (Cistothorus platensis), der winzige Zaunkönig *čánux* (Zonotrichia canicapilla) und der noch kleinere *kuluŭánuxu* (Troglodytes horizensis) schaut neugierig aus seinem Dickicht hervor auf den Fremden, der den stillen Wald durchschreitet. Am Rande der Bächlein fliegt der schöne Eisvogel *ŏgeyeŋ* (Ceryle torquata var. stellata) auf und hier, wo offene Fuchsiablüten sich sanft neigen, schwirrt als seltener Gast sogar ein Kolibri *amára* (Sephanoides sephaniades) vorüber. Der rothrüstige Star *xiŏŋ* (Trupiales militaris) wie auch die vielköpfigen Scharen der grüngelben Finken *tyarín* (Spinus seu Chrysomitris icterica) und *lukuámlŋ* (Spinus seu Chrysomitris barbatus) bringen frische Farbe und etwas Leben in das Fleckchen Erde, auf dem sie sich niederlassen. Im hohen Grase versteckt sich die gewöhnliche Schnepfe *čukŋ* (Gallinago nobilis), die häufige Sandschnepfe (Thinocorus orbignyanus) und das ihr nahestehende Rebhuhn (Attagis malouinus).

Den Strand beleben kleine Gruppen von Austernfischern *xiuilĕr* (Haematopus ater), sowie die Schwärme niedriger Wasser- und Stelzenläufer, unter die sich der kleine Haubentaucher *twáŋa* (Podiceps americanus), der Seetaucher *taperŏla* (Podiceps calipareus) und der größere Steißfuß *kayyáma* (Aechmophorus major) mischt. In den Sümpfen geht der dunkelgraue Nachtreiher *tŏrux* (Nycticorax obscurus) und der kräftige, rostbraune Brüllreiher *Ifyuna* (Theristicus melanopis) seiner Nahrungssuche nach.

Sehr günstig ist das ganze Gebiet für Enten, die reichlich und in verschiedenen Größen vertreten sind, aber matte Farben zeigen. Am stärksten sieht man *ulyen* (Anas cristata), die Dampfschiffente *álukul* (Tachyeres brachypterus), *dŏlila* (Tachyeres patachonicus), *mŭlŏpa* (Nettium flavirostre), *ulpatax* (Querquedula cyanoptera), *lámri* (Querquedula versicolor) und *wŏcabiá* (Dafila spinicauda). Drei Arten von Wildgänsen kennzeichnen auffällig jene Landschaft, nämlich die Magellansgans *klmpe* (Chloëphaga picta), die buntgefärbte Graukopfgans *lárux* (Chloëphaga poliocephala) und endlich die streng monogam lebende Molinasgans *ĭthuĭ* (Chloëphaga hybrida). Auch der Schwarzhalsschwan *wŏnume* (Cygnus melanocoryphus) und der mächtige Pelikan *lthukuta* (Pelicanus thagus) zeigt sich zuweilen. Dauernd schießen Möwen durch die Luft und sammeln sich raubgierig dort, wo etwas zu erhaschen ist; dichtgedrängt sitzen sie auch auf niedrigen Felsen und bedecken flächenweise den ebenen Strand. Genannt seien hier nur *hiwápa* (Larus dominicanus), *wŏmar'kipa* (Larus glaucodes), die laute *tŏkuia* (Leucophaeus Scoresbyi) und die weißhäuchige Seeschwalbe *ŏdix* (Sterna hirundinacea).

In Klüften und Felsenhöhlen, die zum Meere hingewendet und den Stürmen ausgesetzt sind, nisten massenhaft die Scharben. Das Kap Hoorn-Gebiet besitzt seine eigenen Arten; am häufigsten sieht man die Haubenscharbe *wánĕnim* (Phalacrocorax gaimardi), die schwarze Scharbe *yŏkex* (Phal. atriceps), den magellanischen Kormoran *ĕyeyx* (Phal. magellanicus) und den farbenschillernden Viguakormoran *tuquĭlŭwa* (Phal. olivaceus). Auch die Pinguine sind hier zu Hause, obenan der Brillenpinguin *ŏdrŏa* (Spheniscus magellanicus), außerdem der kleinere Felsenpinguin *kelŏlma* (Spheniscus Humboldti), der goldhaarige Pinguin *kúlawina* (Catarrhactes chrysocome) und der Goldschopfpinguin *gĕrámux* (Catarrhactes chrysolophus), endlich der Riesenpinguin *laiamŭnapi* (Aptenodytes patagonica), der nur selten sich zeigt.

Im tosenden Unwetter tummeln sich auf der Hochsee die gewaltigen Sturmvögel und schwingen sieghaft über den schaumgekrönten Wellen in majestätischer Anmut auf und nieder. Stundenlang möchte man ihrem selbstbewußten Schweben durch das Wüten der Naturgewalten zuschauen! Am bekanntesten sind die beiden großen Albatrosse *gĕrápa* (Diomedea exulans) und *dálalux* (Diomedea melanophrys), sowie der kleine schwarze Albatros *yŏpadálalux*. Im Wetterleuchten zeigen sich der langschwingte *kárul* (Macronectes giganteus) und der *kiŏlam* (Phoebetria fusca) mit den Sturmtauchern *tuquĭlŭwa* (Puffinus griseus) und *ilpin* (Pricella glacialoides) vergesellschaftet. Wütende Raubvögel der Hochsee sind *wilanlla* (Megalestris skua chilensis) und der gefürchtete *winerkŏra* (Leucophaeus scoresbii). Noch viele andere, weniger charakteristische Vögel[*] sind den dortigen Eingeborenen gut bekannt und tragen auch besondere Eigennamen; doch jagt man sie nicht. Manche Arten ziehen sich im Winter nach Norden zurück, dann ist die Gegend sehr einsam und fast ganz leblos.

[*] Vgl. die ausführlicheren Darstellungen von Chapman, Dabbene (a) und (d), Dem. Hermanos, Ostheldt in: Mission Scientifique du Cap Horn, tome VI. Quelch u. a. m.

In den vielen und reißenden Bächen, die immer eiskaltes Wasser führen, gibt es nur wenige, kleine Fische, darunter Galaxias maculatus. Der Reichtum, den die Meeresarme bergen, ist unergründlich. Dies bestätigend schrieb Banner: „Fish are plentyful and of many kinds, such as the trout, mullet, smelt, eales, mackerel, red herring, and many other large fish, whose names in English I do not know" (MM: III, 114; 1869). Nach Crawshay: XXVIII, „most of these Fishes are edible, but among them the Atherines (Atherinichthys), misnamed Smelts, take the first place". Für die Eingeborenen haben dichtgedrängte Heringschwärme *Hôôi* hohe Bedeutung, die dann und wann sich auf ebene Uferflächen schieben und von einigen anderen größeren Fischarten begleitet sind. Jene Arten echter Heringe sind Clupea sprattoides und Clupea pectinata. In seichten Buchten stehen zur Sommerszeit ansehnliche Elginus maclovinus am Grunde und verschiedene kleinere Arten leben im dichten Gewirr der schwimmenden Macrocystis-Stämmchen. Außerdem finden sich Makrelen, Rochen, Schleimaale,[*] Brassen und Schellfische. Doch besteht zu Recht, „as regards Freshwater Fishes, the Antarctic region generally is poor in variety of types" (Crawshay: XXVIII). Die jene Gegend kennzeichnenden Familien sind Haplochitonidae und Galaxiidae. In der Bahia Orange hat Hyades (r): 294 beobachtet, daß acht bis zehn verschiedene Arten mittelgroßer Fische im Dezember erscheinen und nach März wieder verschwinden. Diese allein haben ein schmackhaftes Fleisch. Von kleineren Fischen verkörpern dort drei Arten während des ganzen Jahres, die man bei Ebbe leicht mit der Hand faßt, die aber selten gefangen werden, weil ihr Fleisch wenigst gut ist.

Die Zahl der Insekten- und Spinnenarten ist verhältnismäßig gering;[**] auch die der Muscheln und Schnecken, obgleich letztere in unübersehbarer Menge auftreten. Das gilt vor allem für die Miesmuschel *kwaf* (Mytilus chilensis) und *kyêdja* (Mytilus edulis), für Trochus, Fissurella, Patella, Purpura, Subcancilla, Phasianella, Voluta, Chiton, Venus, Martesia u. a. m. Die Mehrzahl der Weichtierarten ist dort bodenständig, sie bildet somit eine eigene malakologische Gruppe. Von den vielen Krebstieren sind die große Krabbe *aplya* (Lithodes antarctica) und die kleinere *atyhâlal* (Paralomis verrucosus) am bekanntesten, bei ersterer beträgt der Abstand der Spitzen des vierten Beinpaares zuweilen 50 cm und mehr. Endlich seien von Stachelhäutern (Echinodermen) auch die vielen Seesterne und der schmackhafte Seeigel (Echinus) genannt.[***]

[*] In seichteren Buchten steht Mixine australis im mittleren Canal de Beagle auf.

[**] Hyades (k): 282 berichtigt ebenfalls, daß „en la Tierra del Fuego hay relativamente pocos insectos, y los que existen no son muy numerosos. Hay que exceptuar, sin embargo, los mosquitos, que en algunas ocasiones son insoportables." Vgl. Hyades (r): 317.

[***] Die Mannschaften der "Adventure" und der "Beagle" haben eine umfangreiche Sammlung von Säugetieren, Vögeln und niederen Arten angelegt und nach England zur Untersuchung mitgenommen. Kent: 329—334 veröffentlichten darüber einen "Catalogue of the most interesting Specimens of Natural History that were collected during the voyage". Vgl. auch Cunningham und endlich O. Nordenskjöld: Wissenschaftliche Ergebnisse der Schwedischen Expedition nach den Magellansländern 1895—1897, Band 2; Stockholm (1900).

In matten, blassen Farben ist die Tierwelt des südlichsten Feuerlandes gehalten, durch große Sonderformen fällt sie ebensowenig auf, und als Gegner stellt sie sich passend hinein in die graue Beleuchtung unter dem wolkenschwer verhangenen Himmel. In das leise Rauschen und in den schwerben Wellenschlag der zinnoberroten Flutes mischt sich das heisere Kärren der Möwen und das schrille Lachen der Seeschwalben, unterbrochen vom Brüllen einiger träger Seelöwen und vom pfeifenden Heulen eines kurzen Windstoßes. Aber wenn der Sturm sich erhebt, der schaumgekrönte Wellen und schwerre Unwetter tobend vor sich hertreibt, dann verbirgt sich angstvoll alles Getier und nur die mächtigen Sturmvögel wiegen sich im weiten Bogen über den erregten Fluten. Auch die Menschen erschaudern unter den entfesselten Naturgewalten im Bereiche des Kap Hoorn. Selten nur grüßt in einer sternenklaren Nacht vom pechschwarzen Himmel her friedenverkündend und hoffnungsfreudig das leuchtende Kreuz des Südens.

B. Geschichte der Yamana-Forschung

Als der iberische Flottenführer Fernando de Magallanes unter unsäglichen Mühen die Ostküste des südlichen Amerika abgesucht und trotz offener und heimlicher Meuterein seiner Mannschaft die enge Meeresstraße erreicht hatte, die heute seinen Namen ehrt, da führte ihn sein Glück auf diesem schwierigen Wasserwege vom 21. Oktober bis zum 28. November 1520 weiter bis zum Ausgange in den Stillen Ozean. Die Verbindung der beiden Weltmeere war damit eröffnet.“ Im Februar 1570 zeigte zum Sarmiento de Gamboa erstmalig, daß man nicht minder vom Westen nach Osten die vor wenigen Jahrzehnten aufgefundene Wasserstraße überwinden könne, so gefährlich auch ihre engen und gewundenen Ufer sein mochten. Mit unsagbarer Freude hatte Europa diese hochbedeutsame Entdeckung umjubelt, durch welche sich für die Beurteilung der Erdoberflächengestalt und für den Welthandel ganz ungeahnte Möglichkeiten eröffneten.

Erneut wurde Europa auf die Vorteile dieser Wasserstraße hingewiesen, als der deutsche Seeoffizier Georg Spilbergen im holländischen Auftrage auf einer durch mehrere Glück gebrüteten Reise in der kurzen Frist von nur neunundzwanzig Tagen, nämlich vom 28. März bis 6. Mai 1615, die südliche durchquerte. Die jetzt wiederum aufflammenden Völkerrechtskämpfe zwischen Spaniern und Holländern waren der Anlaß dazu, daß weitere Flotten entsandt wurden.“ Diese waren es, die neben ihren Hauptzielen ganz andere Art viele Kenntnis auch dunkle Stellen im Weltbilde aufzuhellen halfen.

---

* An dieser Stelle ist wenigstens kurz hinzuweisen auf die heute vorzüglichen Werke über die erste Weltumseglung von Hermann, Pigafetta und Kretzschmer.

* Die politischen Hintergründe dieses scharfen Gegensatzes und die nationalen Ziele der kampfartigen verschiedenartigen Unternehmungen sind in S. Rosen: Geschichte der Entdeckungen

Für den Süden der Neuen Welt erhielt die Vermutung eines selbständigen und zusammenhängenden Südkontinentes bald ihre endgültige Berichtigung. Bereits Magallanes hatten die zahlreichen Wasserarme, die im westlichen Feuerlande nach Norden und nach Süden hin sich erstrecken, ahnen lassen, daß sie unmittelbar in das sogenannte "Südmeer" einmünden. Dieser Tatbestand wurde bei Drake volle Überzeugung, da er glaubte, die Südwestküste und überhaupt die Südspitze des Feuerlandes erreicht zu haben, von der aus sich der offene Ozean nach Süden hin weitet. Einwandfreie Klarheit brachte wenige Jahrzehnte später, im Januar 1616, die überraschende Entdeckung durch die beiden Holländer Le Maire und Schouten jener von ihnen selber so benannten "Meerenge Le Maire", durch die sie bis zum südlichsten Felsen jenes Archipels vordrangen und der von ihnen den Namen "Het Kaep van Hoorn" [1] erhielt. Damit war das besondere Ziel dieser holländischen Flotte erreicht, die ausdrücklich mit der Aufgabe betraut worden war, einen anderen Verbindungsweg zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean im Süden der Magellan-Straße zu suchen. „Die neue Le Maire-Straße ist mithin, wie Kohl: 126 begründet, ebenso planmäßig und nicht zufällig aufgefunden, wie die Magellan's-Straße selbst." Durch diese Tat der Holländer wurde die Entdeckung des iberischen Flottenführers fast ganz in Schatten gestellt; denn der soeben aufgefundene Seeweg durch die Le Maire-Straße versprach größere Bequemlichkeit und höhere Entfaltungsmöglichkeit als die Magellan-Straße.

In der Folgezeit trat der Inselcharakter des Feuerlandes immer deutlicher in die Erscheinung und das offene Südmeer wurde der von den späteren Schiffahrtsunternehmungen meist bevorzugte Durchgang von einem Ozean in den anderen. Jenen beiden Holländern waren auf der gleichen Spur, auf der neuen "Via Regia", unmittelbar die beiden Nodales gefolgt, die als erste das östliche Feuerland wirklich erforscht haben (Bd. I, 26).[2] Demnach war mit dieser zweiten glücklichen Durchquerung der Le Maire-Straße ein weiterer Beweis erbracht, daß dieser neue Verbindungsweg gegenüber der Magellan-Straße tatsächlich ganz erhebliche Vorteile den Seefahrern bietet. Naturgemäß in Holland und in Spanien erwachte das lebhafteste Verlangen, sich dieses „so weit geöffnete Tor, das viel breiter und dabei achtzehn Mal kürzer sei, als die Magellan-Straße", ausgiebig zunutze zu machen. Schon mit der stattlichen Flotte von elf großen, bestverproviantierten Schiffen, der sogenann-

---

der Entdeckungen (Berlin, 1881), S. Günther: Geschichte der Erdkunde (Leipzig 1904), A. Kirchhoff: Die Entwickelung der Anschauungen über die Erde (Potsdam 1931), und in ähnlichen Werken dargelegt.

[1] Diese Bezeichnung wählten sie, wie Kohl: 128 nach dem Urtext wiederholt, „zu Ehren der Stadt Hoorn, aus welcher Capitän Schouten und die Mehrzahl ihrer Rhederei, wie auch einige ihrer Kriegsgefährten gebürtig waren".

[2] „Es ist überhaupt, so unglaublich es erscheint, die erste Forschungsreise längs dieser Partie des Feuerlandes, die wir sicher nachweisen können ... Noch im Jahre 1788 wünschte man in Spanien diese [für verunglückte Gothäte des Feuerlandes nach der Aufnahme Nodal's" (Kohl: 126).

1: Gusinde 2 - SH6 Yahgan

ten "Nassauischen Flotte" (S. 51), die bereits 1623 auslief, traten die Holländer wieder in offenen Krieg mit den Spaniern. Nacheinander folgten sich in längeren oder kürzeren Zwischenräumen Seefahrtsunternehmungen verschiedener Art, an deren Masten die Fahnen der maßgebenden europäischen Staaten flatterten. Zeit zu gewinnen auf jenem neuen Weltwege und unbehelligt den bald berüchtigten Stürmen der Kap Hoorn-Gegend zu entkommen war ihr ängstliches Sorgen in jenen südlichen Gewässern. Die Küsten und Buchten selber genau zu untersuchen lag ihnen fern; denn die Ungunst der Witterungsbedingungen riefere sie an, je eher je lieber den unheimlichen Stürmen und gefährlichen Wogen zu entrinnen. Viel weniger noch hätten sie sich dazu verstanden, der dortigen Eingeborenen wegen vor Anker zu gehen und sich bei ihnen länger aufzuhalten. Nur wenn das Unwetter sie zwang, wider Willen in einem Hafen eiligst Schutz zu suchen, traten sich Europäer und Indianer gegenüber. Dergleichen Besuche waren also, trotz ihrer Seltenheit, jedesmal nur eine übel erzwungene Gelegenheitssache.

Erst seit einem Jahrhundert hat der Fortschritt des allgemeinen Wissens auch im E r f o r s c h e n jener fernen Gegend deutlich Wandel geschaffen. Mit den Fahrten der "Adventure" und der "Beagle" begann das sachgemäße Erkunden und Untersuchen der vielverrufenen, wenig bekannten Feuerlandinseln, sowie gleichzeitig damit ihrer Bewohner." Kurz darauf erschienen englische Missionare auf dem Plane, deren langjährigere Zusammenarbeit mit den Eingeborenen die Kenntnis ihrer Sitten und Gebräuche steigerte. Als Erfolg dessen begann das wissenschaftliche Bemühen weiterer Kreise Europas um die kulturelle Eigenart der Feuerländer, häufiger besuchten von jetzt an ausländische Schiffe den Kap Hoorn-Archipel mit handelspolitischen Absichten und als die Grenzregelung zwischen Argentinien und Chile zustandegekommen war, wurde auch ein mehr oder weniger regelmäßiger Verkehr mit den inzwischen dort angesiedelten Weißen eingerichtet. Parallel zu dieser aufsteigenden Entwicklung der Verkehrsverbindungen mit dem äußersten Süden und zum Besitzergreifen aller verwertbaren Naturgüter durch die Weißen läuft der beklagenswerte Niedergang und die unaufhaltsame Verminderung der Zahl der Eingeborenen, so daß merkwürdigerweise mit dem erreichten Beherrschen des Kap Hoorn-Archipels durch die Fremden auch der Untergang der einheimischen Bevölkerung vollendet erscheint.

Aufgabe dieser Zeilen kann es nicht sein, die Geschichte der Entdeckungs- und Aufklärungsfahrten durch den Süden Amerikas zu wiederholen, mögen einzelne derselben sich auch noch so bedeutungsvoll und aufschlußreich her-

---

* Daß bereits frühere Reisen mehr oder weniger in den Dienst der kontinentalen Erdforschung zur Aufhellung des noch unbekannten Weltbildes gestellt worden waren, wird niemand leugnen. Eine gewisse Berechtigung kann man der Einteilung, die Maucha (2) vorschlägt, nicht absprechen. Er handelt erst die ozeanischen Untersuchungen bis einschließlich der J. Ulloaschen ab und führt dann fort: „Les voyages exécutés jusqu'alors avaient eu toujours pour but, soit une spéculation de guerre, soit une affaire commerciale; de cette époque datent les expéditions scientifiques."

ermitteln. Vielmehr werden aus der älteren Zeit nur jene Reisebeschreibungen und Tagebücher herangezogen, die kürzere oder längere Mitteilungen über die Eingeborenen enthalten. Im Anschluß an jene Quellenauszüge werden einige kritische Bemerkungen über die Reisen der wissenschaftlichen Forscher, die das feuerländische Interesse aufgenommen haben, dargelegt.

a. *Berichte aus älterer Zeit*

Einem glücklichen Zufall ist es zu danken, daß L'Hermite, dessen Flotte als erste den Seeweg durch die Le Maire-Straße rund um das Kap Hoorn in den Stillen Ozean eröffnet hat, gleichzeitig damit als erster Europäer die Bekanntschaft mit den dort beheimateten Yamana machen konnte. Ihm sind andere kühne Seefahrer durch jenen offenen Verbindungsweg zweier Weltmeere gefolgt, die sich noch viel weiter in den einsamen Süden vorgewagt haben. Was sie unternahmen waren in erster Linie handelspolitische Ziele, denen die geographische Forschung und die Erweiterung oder Bereicherung des Kartenbildes untergeordnet blieb. Weder die Ländereien noch deren Bewohner hatten ihnen verwertbare Vorteile, weswegen sie diesen sowohl wie jenen schnell wieder den Rücken kehrten, um in den sturmbewegten Gewässern ihre Fahrzeuge nicht zu gefährden. Unmöglich konnten sie von vornherein eine Landung in dem Wirrwarr unbekannter oder unsicher bestimmter Ufer an vielen Inseln und Eilande, die von Winden und Wogen dauernd gepeitscht werden, auf ihren Reiseplan setzen; vor der Übermacht entfesselter Naturgewalten flüchtend, suchten sie notgedrungen Schutz in stillen Buchten und in sicheren Häfen des feuerländischen Archipels.

An derglichen Stellen war es, wo ihnen gelegentlich einzelne oder mehrere Eingeborene unter die Augen traten, deren ungewöhnliches Benehmen sie befremdete. Erst später, nämlich mit Kent und Fitz-Roy, werden auch die Indianer selber zum besonderen Gegenstande eingehender Beobachtung gemacht. Seither hallte in England und bald darnach im übrigen Europa der Gedanke festen Fuß und wurde der Wunsch nur Tat, jenen rückständigen Menschen die Vorteile einer christlichen Zivilisation zugänglich zu machen.

Kein einziger jener Männer, die gewissenhaft das Tagebuch ihrer schwierigen Segelfahrt führten, konnte und wollte sich von einer eingehenden, gründlichen Beschreibung der Eingeborenen beeinflussen. Das war auch gar nicht anders zu erwarten. Sie nahmen eben ihre wenigen diesbezüglichen Beobachtungen als Erlebnisse und Erfahrungen im gleichen Sinne auf, wie jene über die fremdartige Tierwelt oder über die außergewöhnlichen Naturerscheinungen. Obwohl ihren Schilderungen ganz offensichtlich System und Methode abgeht, hierin sie dennoch einen unverhältnismäßigen Vorzug, nämlich den einer naturnahen Genauigkeit. Eine außerordentlich schwierige Beobachtungsgabe war den natürliche Einstellung, mit der diese weitgereisten Männer begabt waren. Daher erweisen sich so viele ihrer Mitteilungen als

unverwischbar bedeutsam. Was im besonderen ihre völkerkundlichen Aufzeichnungen auszeichnet, ist frühe von verschwindender Angst, die Beurteilung der Eingeborenen sowie deren Sitten und Einrichtungen zu fördern und zu fördern oder auch irgendwelcher Richtung hin zu überreden. Der gewaltige Eindruck und die unerwartete Überraschung, die unbekannte Körperform, fremdere Denkweise, allgemeine Aufregung und unangenehm klingende Sprache der Indianer ihnen verursachten, waren so mächtig und wirksam, daß sie wie erzwungen die Feder bei der Niederschrift über die Gesamtheit des wirklich Erschauten nicht hinausgleiten ließen. Mit der handschriftlichen Wiedergabe des Erlebten war an sich so viel Neues, Überraschendes und Ungewohntes festgelegt, daß ein Wunsch zu Ergänzungen und Übertreibungen, herausgenommen aus dem Reiche der blauen, lebensunerfahrenen Phantasie, kaum leise sich regte. Allerdings knüpften die Seeleute an die von ihnen erschaute, oder befremdliche Wirklichkeit gar manche Erwägungen und Schlußfolgerungen an, die immer auf Vergleiche mit europäischen Verhältnissen hinauslaufen. Derjenigen Erweiterungen und Anwendungen jedoch kamen sich auf den ersten Blick von all dem trennen, was als unverfälschtes, echtes Eigentum der Indianer dargestellt wurde.

Was den Mitteilungen der älteren Seefahrer über ihre Erlebnisse mit den fremdländischen Eingeborenen ein ungewöhnliches Gepräge verleiht, ist die herbstliche, derbe, unverblümte Offenheit ihrer Ausdrucksweise, verbunden mit kurzgefaßter Bestimmtheit. Weltumsegelnde Seeleute sind immer karg in Worten und da ihr Zusammensein mit den Indianern sich zumeist auf nur wenige Stunden beschränkte, deshalb sind ihre Aufzeichnungen regelmäßig sehr kurz ausgefallen, so sehr wir heute das bedauern. Mit dem, was sie erwähnen, halten sie sich an das Äußerliche, an das Sinnfällige. In unbehinderterem gedanklichem Verkehr fehlte es hüben wie drüben an der Kenntnis der Sprache und mit Zeichen allein lassen sich seelische Empfindungen, religiöse Anschauungen und mythologische Vorstellungen nicht ergründen. Aufklärungen aus diesem Gebiete würde man vergeblich in jenen älteren Reisewerken suchen. Um so wertvoller aber sind die genauen Angaben über das weit zurückreichende Bestehen jener einheimischen Gebräuche und Einrichtungen, die sich in der Folgezeit ganz verloren haben, oder die abgeändert worden sind, oder die vereinzelt bis in die Gegenwart hinein sich erhalten konnten. Eben dadurch werden jene Aufzeichnungen zu ethnologischen Fundgruben von außerordentlichem Werte. Sie belehren uns, wie nicht anders zu erwarten, das überraschend Ungewöhnliche in Körperform und Kleidung, in Wohnung und Ernährungsweise, in gesellschaftlichem Brauch und das besonders Auffällige im Ausdruck ihrer Gefühle während der Anwesenheit der Fremden.

Merkwürdigerweise fehlte es damals noch an jedweder Beeinflussung durch Europäer und europäische Kulturgüter. Das Lebensbild, wie es in jenen Darstellungen gezeichnet wird, beruht demnach in unverfälschter Ursprünglichkeit auf. Um den Eindruck des Unmittelbaren, der die älteren Berichte

auszuarbeiten, seine Aussagen jener Quellen nicht zu verwerfen, habe ich die Tafel, die an den Anfang dieses Werkes kommen, in empirischer Fassung aufgezeichnet. Freilich gibt es bei dem und bei jenem Beobachtungsgebiete einzelne Abschnitte, die sich inhaltlich wiederholen; dieser Umstand ist kein Nachteil, vielmehr bestärkt er den Leser in der Sicherheit und Gewissheit des Mitgeteilten.

In dieser Einführung ist das Anerkennungsbedürfnis verhalten, was die Kritik von der Beurteilung und Wertung der Aufzeichnungen jener älteren Autoren fordert und erwartet. Nur so weit die Nachrichten über den Verkehr der Yamana mit den Weißen, über deren Einrichtungen und Lebensweise enthalten, wurden sie herangezogen.[1] Im Verlaufe der weiteren Ausführungen verweise ich nur gelegentlich auf bestimmte Einzelheiten aus dieser alten Quellen, die ja als Gemeingut für sich allein sprechen und an sich von hohem Werte sind.

JOHANNES van WALBEECK: Im Verfolgerweg zur Auszeichnung der kürzlich entdeckten Magellan-Straße, in der bewußten Absicht, die Handelsmacht über das "Mar del Sur" zu erringen, folgten auf die ersten den Spaniern interessierten aufgetretenen Engländer auch bald die Holländer. Ihr besonderes Interesse galt die "Gewürzinseln", die nur auf dem Seewege westlicher Richtung erkundet und sicherer zu erreichen hofften. Weitere Schiffe wurden ausgerüstet und verfolgten nacheinander die heimatlichen Häfen; die Flotte waren zuerst Sonne de Wate und Sonne de Comet im Jahre 1598, dann jene von Spilbergen im Jahre 1614 und gleich danach auch La Maire und de Schouten im Jahre 1615 (S. 1).[2] Ihnen folgte Jacques L'Hermite unmittelbar im Jahre 1623, der allem um die neuentdeckte La Maire-Straße für die Holländer wertvollste auszunützen. Hierzu hätten Pfarrerschiffer war es beschieden, als erster Europäer mit dem Stamme der Yamana bekannt zu werden und die ersten Mitteilungen über sie in seine europäische Heimat zu bringen. Sehr bald wurde im Zusammenhange mit diesen erfassenen Neuigkeiten sogar einer Zeichnung von jenen Eingeborenen, eine entdeckten Menschen verbreitet (Abb. 10).

Die Beschreibung der Eingeborenen und ihrer Gebrauchsgegenstände aus erster und ältester Quelle ist naturgemäß von größter Bedeutung.[3] Hierneben erscheint es völlig gleichgültig, welchem Teilabschnitt an jener Entdeckungsfahrt der gute Bericht zu danken ist. Wahrscheinlich hat Wassenaer den Tage-

---

[1] Die ausführlichen Gesamtberichte über die älteren Entdeckungsfahrten durch den indianischen Süden Amerikas habe ich nicht. Über einzelnen Ort, wohin Sir Bay, Yamana y Puerto, Bernardo, Hunter und Kane, von den Verhältnissen des ersteren Teil nach Fitzroy, Commodore Narrative, Illustrations II und Hyades (ogl. I).

[2] Die Tagebücher dieser verschiedenen Flottenführer bei Hunter ausführlich und Kane auszugsweise wiedergegeben.

[3] Auch Cranmer 1934 bezeichnet diesen Bericht als "very curious and an important source on the Yahgans, containing a rather lengthy and detailed description of the natives met in the Nassau Bay district".

durch den [illegible] Flotte geführt." Ein Mitglied dieser "Narvaezschen Flotte" war der Offizier der Landschildwache Antonio Ulloa, der, von jenem ermächtigt, einige eigene Beobachtungen niederzuschreiben pflegte. In der Heimat hat er den ursprünglichen, neue Interessen [illegible] "offiziellen" historischen Bericht, der von einer anderen Feder stammt, im Deutschen übersetzt und mit Bemerkungen aus seinen persönlichen Erlebnissen erweitert." Ehe diese seine Niederschrift wieder ich hier zu und zwar in der [illegible] Wiedergabe, die Simmons [illegible] veröffentlicht hat."

Unter Führung des kundigen Piloten Vaccorro Jorez, der schon unter den beiden Narvaez zum Gegenden kommen gekommen hatte, ging die "Narvaezsche Flotte" im Februar 1620 aus Südafrika der Isla Narvaezia, wahrscheinlich in deren östlichen Teile, ostwärts in der heute als Bahia Nassau bekannten großen Einbuchtung, vor Anker. Darauf schreibt: „Als die Narvaez Wasser holten, kamen Wilde zu ihnen, die sie durch Gebärden sehr freundschaftlich anredeten. Gleich darauf entstand ein so heftiger Sturm, daß 19 Mann von uns an Land blieben mußten, indem sie nicht wieder zu ihren Chalouppen kommen konnten. Den folgenden Tag fand man von diesen 19 Mann nur noch zweyen am Leben. Die Wilden waren gegen Abend gekommen und hatten 17 mit ihren Schlaeuden und Keulen getödtet, welches ihnen leicht gefallen war, weil die Unsrigen kein Gewehr bey sich hatten. Indessen hatte keiner von ihnen diesen Barbaren die geringste Beleidigung zugefügt. Man fand an dem Ufer nur 2 Todte, vermuthet sich auch der oberste Steuermann und zweyen Schiffknechte befanden. Diese hatte man in vier Theile zerschnitten, und jener war auf eine ausserordentliche Art zerfleischet worden. Die übrigen hatten die Wilden schon fortgeschleppet, um sie zu essen. Man erblickte nachhero keine Chalouppe mehr, wovon sich nicht in jeder 8 bis 10 Mann zur Vertheidigung befanden; es war zu spät, denn dieses wilde Volk lies sich nicht weiter sehen ... Der Vicealmiral kam an die Küste in derjenigen Gegend, wo man in einer andern

---

* Diese Ausgabe enthält das gesamte umfangreiche Material [illegible] Texte: Memoire bibliographique sur les journaux des navigateurs hollandais, p. 99. Amsterdam 1867.

* Über die Zusammenkommen dieses Berichtes [illegible] die weiteren Kritiker [illegible] Ausgabe [illegible] Narvaez [illegible] 140 aus: „Im Jahre 1628 kehrte auch der obengenannte [illegible] Narvaez [illegible] aus seinem Reise der Südsee [illegible] heim und [illegible] dem bald darauf [illegible] 1629 seine [illegible] Übersetzung [illegible] Veröffentlichung [illegible] Narvaez [illegible] Sprachen [illegible] und in verschiedenen Werken wieder abgedruckt wurden."

* Gemäß der [illegible] Übersetzung [illegible] Narvaez [illegible] Narvaez [illegible] Narvaez

Bay, die wir Wiethaus nannten, Rauch gesehen hatte, und fand einige Hütten der Wilden, die ihn anredeten; worauf er in einem Kanot innerhalb einer Insel[14] ankerte, die man nach dem Capitän unserer Landtruppen Terhalten nannte."

In der hier angeschlossenen Beschreibung faßt Duncan all seine Beobachtungen zusammen. Man ersieht daraus, daß er Einzelheiten an mehreren Stellen hergeholt sein muß und auf gewisse örtliche Unterschiede, die er gewissenhaft unterstrichen, aufmerksam geworden ist.

„Die Einwohner dieses Landes sind so weiß, als die Europäer, so wie wir an einem jungen Kinde sehen. Allein sie reiben sich den Leib mit einer rothen Farbe, und malen sich mit verschiedenen anderen Farben und auf mancherley Art. Einige haben das Gesicht, die Arme, Hände, Schenkel und andere Glieder roth und den Ueberrest des Leibes weiß gemalet, alles aber mit Puncten von anderen Farben gefleckt. Andere sind halbroth, oder ganz roth auf der einen Seite und ganz weiß auf der andern; mit einem Worte, jeder malet sich nach seinem Gefallen. Sie sind stark und wohlgebauet, und überhaupt mit den Europäern fast von einer Größe. Sie haben schwarze dicke und lange Haare, welche ihnen ein fürchterliches Ansehen geben; ihre Zähne sind so scharf, als die Schneide eines Messers. Die Männer gehen ganz unbekannt, allein die Weiber bedecken ihre natürlichen Theile mit einem Stücke Leder. Sie sind wie die Männer gemalet, und tragen um den Hals, Halsbänder von Muscheln oder Schneckenschalen. Einige haben eine Haut von Seehunden auf den Schultern, die sie aber nicht sehr wider die Kälte, die hier sehr heftig ist erhitzen kan, daher es zu verwundern ist, wie sie solches ertragen können. Ihre Häuser, oder vielmehr ihre Hütten sind von Bäumen verfertiget, unten rund, und endigen sich oben, wie die Gewölbe, fast in eine Spitze,[15] worin sich eine kleine Oefnung befindet, um den Rauch durchzulassen. Sie sind inwendig 2 oder 3 Fus tief in die Erde gegraben, von Aussen aber mit Erde überzogen. Alles Hausgeräthe in diesen Hütten besteht in einigen Körben von Binsen, worin sich die Werkzeuge befinden, deren sie sich zum Fischfang bedienen, nehmlich Seile und Angeln, welche letztern aus Stein sehr künstlich und fast wie die Unsrigen verfertiget sind; sie hängen Muscheln daran,[16] und bekommen auf diese Art so viele Fische, als sie nur wollen. Sie sind auf verschiedene Art bewaffnet; einige haben Bogen und Pfeile, an deren Enden sich steinerne und sehr künstlich gearbeitete Spitzen befinden; andere bedienen sich langer Wurfspieße mit einem scharfen Knochen an der Spitze, der mit Hakeln versehen ist, damit er desto besser in dem Fleische halte; auch

---

[14] Diese liegt etwa 10 km südlich von der Isla Lennox.

[15] Im östlichen Gebiete der Yamana wurde die Wohnhütte fast ausschließlich in Kegelform errichtet. Sehr beachtenswert ist es, daß schon der erste und älteste Beobachter darauf hinweist.

[16] Diese Wendung beweist deutlich, daß eigentliche Angelhaken nicht gebräuchlich waren und daß man nur ein Stückchen Fleisch als Köder am Ende des Angelfadens festklemmte, kleine Steinchen dienen als Senker.

andere haben Keulen, Schleuder und sehr scharfe Messer von Stein. Sie führen niemals ohne ihre Waffen, weil sie, so viel wir erfahren konnten, beständig mit einem andern Volk in Krieg verwickelt sind, welchem einige Meilen von ihrem Lande in Osten von Goeree und auch der Insel Terhaltren zu wohnen. Dieses Volk ist ganz schwarz gemahlet, so wie dasjenige, welches an der Bay Schapenham wohnet. Die Einwohner der Windhondbay aber gehen fast ganz nackt ...

Ihre Canoes sind sehr sonderbar. Sie schälen einen der grössten Bäume alle Rinde ab, und krümmen solche so gewölbt, daß sie die Gestalt der vorrömischen Gondeln bekommen. Zu dem Ende legen sie die Rinde auf ein gewisses Holz, fast so, wie man in Holland die Schiffe auf dem Zimmerplatz legt. Wenn sie die gehörige Gestalt bekommen, bestreuen sie solche inwendig von einem Ende zum andern, mit Querhölzern, solche fest zu halten, und bedecken diese Hölzer mit einer andern Rinde, vermittelst deren das Fahrzeug dicht, und für dem Wasser sicher wird. Diese Canots sind 10 bis 16 Fus lang, und fast 2 Fus breit: sie können 7 bis 8 Mann fassen, ohne daß man an den Seiten einen Vorsprung nöthig habe, welcher sie denn so gebrechlich gebaut, als einer Chaloupe mit Rudern.

Was ihre übrigen Sitten und Gemüthsart betrifft, so sind diese Leute den Thieren ähnlicher, als den Menschen. Denn anders, daß sie die Menschen verzehren und das Fleisch derselben roh und blutig essen, so bemerket man bey ihnen nicht den geringsten Funken der Religion oder Polizey. Im Gegentheil leben sie wie das Vieh; wenn sie sich bey einander befinden, und genugsam nöthig hat, sein Wasser abzuschlagen, lassen sie solches einander auf den Leib, wenn sich nicht derjenige, der in der Nähe ist, aus dem Wege macht. Sie bewaffnen die Weiber der Europäer nicht, und können sich, wenn sie einen Spiess oder einige Pfeile sehen, nicht einbilden, daß man damit verwundet könne, dahero sie auch kein Bedenken tragen, die Klinge eines Säbels in die Hand zu nehmen; indessen bewiesen sie Geschicklichkeit genug, behutsam, listig und verschlagen zu seyn. Sie erbieten gegen die Fremden freundschaftlich, suchen aber zu gleicher Zeit nur Gelegenheit sie zu übervortheilen, sie auszuplündern und zu ermorden so wie sie es in Ausübung der 17 Mannern von einem unserer Schiffe gethan. Mit einem Worte diejenigen, welche häufig in die Bay Nassau einlaufen wollen, können sicher handeln, Wasser, Holz und Pflanzen daselbst erlangen; wie denn haben auch der Bay Schapenham zu, welche Volk auch Fische zuzuführen können, und weiter nichts als viele Muscheln gewohnt. Von allen Dingen muß man sich hüten, daß man den Wilden nicht traue, so gut sie sich auch stellen, man muß immer im Gewehr seyn, und sich um Volk zu bekommen, nicht tief in das Land wagen, wo, wie wir wissen, es Volk, und andere Feindseligkeiten giebt; denn diese Verhaltungs und die Massregeln, die man zu dessen Behutsamkeit nehmen könte, würden sehr empfindlich ausschlagen. Wenn wir erwähnen, daß es in dem Feuerlande Volk[1] geben müsse, ist dieses, weil wir es vor-

[1] Unwahrscheinlich sind hiernach Gerüchte gewesen, die sich auf das Vorhandensein besonderer wirklich fremder, jedenfalls auf den anderen Inseln der Bay Nassau befindlicher wilder verlassen (S. 96).

schiedenen Orten Thierbeth und Gebrauchsarten gemacht haben. Uebereinstimmend berichtete ein Soldat, als die Jacht vor Cacheu [Canal de Cacheu] vor Anker lag, und derselbe sich wenig im Land hierin gegangen war, dass Pferdefleisch, daß er vielen Volk auf einer Wiese weiden gesehen."

So sehr jedermann die Ausführlichkeit dieses Berichtes über die Cacheu begrüßt, so wird er trotzdem nicht minder den verhängnisvollen Anfang dieses ersten Zusammenstoßes mit Europäern bedauern. Die Vorgänge werden aber unmöglich geschildert und somit erschwert es unseren, die Ursachen oder Anlässe der Erwerbung von sicherlicher Meinung heute noch klarlegen zu wollen. So viel jedoch ist wohl sicher, daß man nicht gezwungen ist, mit Dennis auf Menschenfresserei zu schließen.

Der Wert dieser ersten Mitteilung über die südlichsten Bewohner der Erde wird außerordentlich durch das eingefügte Bild (Abb. 10) gesteigert. Offensichtlich lehlt dieser Zeichnung die wissenschaftliche Genauigkeit einer Photographie; dennoch vermag sie an viel Naturwahrheit im allgemeinen und gestattet einen einheitlichen Blick in den gegenständlichen Besitz der Eingeborenen, daß sie als bedeutsames kulturgeschichtliches Dokument uns weit wertvolleren Zeit je länger je mehr geschätzt werden wird. Dem Texte ist voranstehend die uns wichtigste Stelle zusammengestellt. Sonstige zu entnehmen."

Außerdem sind wichtige geographische Entdeckungen dieser "Nassenbeben Flotte" zu danken. Die seemannsmäßige bei Kap. 145 zusammengestellt: „Bei der Untersuchung der Nassen Bai bemerkte L'Hermite auch, daß das Cap Hoorn, wirklich Staaten und La Maire als einen continentalen Theil und Landtheile des großen Feuerlandes dargestellt hatten, nur einen kleinen Inselgruppe angehörte, die man nun nach dem Entdecker 'die L'Hermite-Inseln' nannte, wirklich Namen sie noch tragen. Es wurden auch noch einige andere neue Buchten und Barbaren des Feuerlandes gefunden und benannt. So die 'Windhund-Bay' (nach einem Schiffe der Flotte 'de Windhund' genannt), der Canal 'Cocos Road', die 'Schuppenhaus's-Bay' (im Thore des Windhundes der Flotte Staatsmann so genannt), deren holländische Namen eine Anspielung an die Expedition L'Hermite's, welcher mehr zur Kenntnis der Geographie des Südens des Feuerlandes beigetragen hat, als irgend einer anderen Entdeckungsreisen, auch jetzt auf den englischen Admiralitäts-Karten figurieren." Als Ergänzung dieses Textes ist noch die maßgebende Urteil Jacob Roggeveen's: III, 10 an: „Die niederländischen J. Van Weerwens, made a chart of 'Staats le Maire' and of the NE part of the 'Terra del Fuego', which is here copied from the 'Journal'. It furnishes the most authentic geography, we have of Nassau Bay, and of the land within Cape Horne, and bears the marks of having been done with much care and examination."

Nach weiterer geschichtlicher Verarbeitung entwickelte sich demgemäß die Schiffe dieser "Nassauischen Flotte" bei Jean Pierre[illegible].

---

* Weil mir das Originalwerk über diese Reise nicht zugänglich war, habe ich diese Bild aus dem bekannten Sammelwerke De Bry's: Collectio peregrinationum in Indiam occidentalem, pars VIII, genommen.

JOACHIM D'ARQUISTADE: Dieser den Ehrendolch "Pour une la Baie Saint François" verliehenden Marineoffizier [illegible] sich zwar keine Note de M. B. de Cosmos, relative à une exploration de la baie Saint-François, remontant à 1715, et qui démontre que la baie Orange n'est autre que la baie dénommée en appelée Saint-Bernard, S y a deux siècles, par la capitaine d'Arquistade, de Saint-Malo". Die Bahia Orange liegt auf der

Abb. 16: Eine Darstellung des Cosmos von Palomar 1680

Chronik der Provinzen Rundy. Während die im April 1715 von der Gesellschaft [illegible] ausgeschickte[illegible] wurde, entdeckte man [illegible] von der Anwesenheit der dort [illegible] Cosmos."[1]

„Dynot traurig dann im Jahr des [illegible] und [illegible] von [illegible], ist man gar [illegible], so [illegible] [illegible] [illegible]

ouvrages qui vont faire connaître les Cours de nos galaxies, deux longueurs d'y vont bourrasser de gouter de longs courbes et d'autres bornes."

Les 17 Août, jusque la nuit de ce jour apparente ne plaisance, exécute des travaux de l'Ouest de cette grande Comète, selon toute la nuit d'après quantité de Cours dans l'enfoncement de cette Cours, ce qui obligea le 18 de cette la durer d'Empêcher ces demandes à leurs avec 6 de ses officiers pour apprendre ce que ces Cours pouvaient signifier. Ils y trouvèrent encore ces enfoncements par 17 ouvrages très petits extérieurement de cours, ils pouvaient toute la journée en remarquables avec eux à se chauffer aux toutes fois et pouvait entendre, quelques signes et gestes de bouche et de corps qu'ils pouvaient faire et ne se fera ils virent rendre de leurs cabanes faites environ les petits dessins dont il a été parlé. Ils y virent aussi plusieurs de leurs Cavaux et quantité de petits enfants qui grimpaient dans les arbres comme des singes et les leurs voulu rapporter la nuit. Le soir on se quittait ces ouvrages leurs firent présent de quelques uns de Cloches, et de quelques colliers de verres qu'ils voulaient en vain, ces pauvres créatures allaient la nuit, sur le dessus d'Empereurs le leur montrant de la main, une cognaillement des leurs en leur faisant entendre de la main qui venait apporter d'eau, voulant par là signifier que ces autres venait la nourriture de toutes choses".

Deux ethnologues sont [illegible] [illegible] [illegible] auf der Karte des Inselarchipels [illegible] [illegible] [illegible]

nicht mehr begegnen. Schließlich verließen sie den heimatlichen Hafen am 1. Juni 1771.

Bereits ein Jahr später, am 13. Juli 1772, sog er an einer zweiten Weltumseglung mit und führte von der beiden Naturforscher Joseph Banks Fouanea und dessen Sohn Gannet als wissenschaftliche Adjutor mit. Über südlichen Amerika näherte sich die Flotte diesmal von Neu Seeland kommend, und zwar den Inseln am Westausgange der Magellan-Straße. Das bedrohliche Unbesetzbarkeit in den Witterungsverhältnissen dieser entlegensten Gegend sollten die neuen Reisenden bald erfahren. Sie erblickten, wie Stanneca Fouanea schreibt, „am 18. [Dezember 1774], nicht lange nach Mitternacht, Land. Es war die Gegend um das Cap Desolado ... Derjenige Teil von Amerika, den wir jetzt vor uns hatten, sah höchst traurig aus! Gegen drey Uhr Morgens sahen wir dicht an die Küste heran, die undurchdringlich in dichten Nebel gehüllt war ... Um elf Uhr Lauten wir an einer weit in See ragenden Landspitze vorüber, die Capitain Cook Cap Gloucester benannte ...“ Beim Cap Noir, „dem so bloßer Name, seit Anson's Zeiten, allen Seefahrern zum Schrecken geworden ist, hatten wir die heftigsten Stürme, nichts aber eine so milde Witterung erwartet. Drein mehr Leute an uns, vermittels einer ganz entgegengesetzten Erfahrung, jenem Wahn ein Ende machen zu können“ (Stanneca Fouanea [a]: II, 369). Nahe dem York Minster-Felsen, auf der Isla Wareneau südöstlich der Bahia Cook, gingen sie „nach einer einundvierzigtägigen Fahrt, auf welcher wir von Neuseeland bis zum Cap Desolado, so schnell als glücklich quer über das ganze Südmeer weggesegelt waren, zum zweytenmale wieder vor Anker“ (ib. II, 372). Hier verblieb die Flotte etwa einen Monat. Die beiden Fouanea widmeten sich der Beobachtung der dortigen Tierwelt und hatten davon mehr reichhaltige, ausführliche Schilderungen niedergelegt. Die Mannschaft feierte hier auch das Weihnachtsfest und „ihren Hafen, den wir jetzt verließen, nannt der Name Christmas Sund (Weihnachtshafen) beygelegt“ (ib. II, 380). Am 28. Dezember 1774 wendete die Anker gelichtet und die Flotte nahm Richtung auf das Kap Horn. Bald ließ sie die Isla Hiberiana zurück, umsegelte die südlichste Felseninsel und erreichte am nächsten Tage, am 29. Dezember, abermals die Bahia Stern Narrow (Bd. I, 11).

Während einer kurzen Aufenthaltes bei Isla Wareneau hatte die Besatzung nur zweimal Gelegenheit, wenige Hauptworte,“ darunter fehlte das Wort "Freiheit" aus dem Munde Lam, zu erlernen. An einer analogen Stelle im Heimatgebiete der Yanaua Nahua sie sich nicht aufgehalten. Kapitän Cook, dessen ausführliche Logbuchaufzeichnungen (s. über die unzureichenden Verhältnisse des südlichen Feuerlandes ein erstes helles Licht werfen, schildert die Indianer mit den Worten Stanneca Fouanea's. Ob dabei habe auch ich mich

[a] Stanneca Fouanea (Bd. II) sagt selber: „Wir fanden die Einwohner des Feuerlandes in der Gegend des Christmashafen, in gar geringer Anzahl. Unsere Seefahrer haben diese bedauerns Geschöpfen von Amerika ehemahls sehr wenig beachtet gefunden, und selbst den Anblick des hiesigen Felsengebirges, selbst einiger Erfahrungen von der dortigen Witterung haben nur Einige, daß sich nur wenig Menschen daselbst aufhalten können.“

an die Mitteilungen dieses unverdächtigen Zeugen, er hat sie seinem eigenen unsäglichen Buch[1] gelegentlich eingefügt, das sein Leben später als Gruselmärchen in deutscher Sprache erscheinen ließ. Was ich daraus hier zusammenfassend wiederhole, bezieht sich auf die Insel Waerenga und deren allernächste Umgebung. Georges Pouverau (a): II, 374 weist hin auf einen „Ort von Wildnissen unter diesen Inseln, welche unbewohnte Hütten standen. Die Beschreibung und Abbildung einer solchen Hütte, welche in der gedruckten Nachricht von Capitain Cook's erster Reise um die Welt befindlich ist,[2] gaben vollkommen auf diese Anzeichen, nur mit dem Unterschied, daß die Hütten hier nicht mit Seekuhfellen bedeckt waren. Vielleicht wird diese Deckung auch nicht allezeit gebraucht, oder, je nachdem die Wilden diesen Vorhang vorziehen, als ein unentbehrlicher Teil der Wohnung überall mitgenommen. Hier war blos das Gerippe der Hütten vorhanden, und das bestand aus cylindrischen Zweigen, die gutförmig nach guter Hütten Lattwerk, welches nur künstlich aus so dünnen Holze gemacht worden wie ....“

Während ein kleiner Teil der Mannschaft den einheimischen Wassermann durchfahren, um das Innere zu lernen, „hatten sich einige Eingeborne in eine kleine Canoe beim Schiffe gewagt. Sie wurden nun als ehrsame, ernste, aber harmlose Gesellschaft beobachtet, die ihre Speere, Seekuhfelle u. dgl. freiwillig und zutraulich weggegeben. Es ist uns leid, daß wir sie nicht genauer hatten, durch ward dem Schalen bald abgeholfen, denn am folgenden Morgen kamen sie, den Regen angerufen, wieder. Ihre Canoe waren aus Baumstämmen verfertigt, welche, der Größe nach zu urtheilen, wohl schwerlich in diesen Inseln gewachsen seyn konnten. Einige kleine Stücken dieses ausser Riggen, um die Nieder in der Mitte, oder da wo der größte Druck des Fahrzeuges ist, auszubessern, dem Boot machten auf jeder Seite ein langes Stockwerk aus, über den die Nieder herausgetrieben und festgemacht war. Mitten im Canot lagen vielleicht Steine neben einem Haufen Erde und Kienruß, vermuthlich die Wilden beständig ein Feuer.“[3] Hier war auch [illegible] nötig, weil sie durch pflanzenfressende Nahrung sich eben nicht zu erwärmen vermögen. Die Ruder waren aus Holz und schlecht gearbeitet. In jedem Canot waren fünf bis sechs Personen, Kinder mit eingerechnet, alleine, stets daß alle andere Nationen in den Inseln gemei-

---

[1] Die vorausgehenden Ausgaben sind [illegible] Georges Pouverau unter: „Observations made during a Voyage round the World on physical geography, natural history and ethic philosophy“ (London 1778) herausgegeben, die später von seinem Sohne unter dem Titel „Georges Pouverau's, Beobachtungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung ... (Wien 1781) veröffentlicht wurden sie. Diese Übersetzung verwende ich unter Georges Pouverau (b). Wegegen wurde „Georges Pouverau's Reise um die Welt ... beschrieben und herausgegeben von seinem Sohne und Reisegefährten Georges Pouverau“ (Berlin 1796) als selbständiges Werk da, das später dem „Gesammelten Werken“ einverleibt wurden ist. Diesen letzteren Band zitiere ich unter Georges Pouverau (c).

[2] Einzelne zu der Abbildung der Hütten jenen Eingeborenen, die Cook bei [illegible] in der Bucht Ohne-Namen angetroffen haben und die den Namen Endeavours gehörten (Bd. I, 81).

[3] Damit stimmt die erste kleinere Abbildung bei Georges Pouverau (b) (bei ganz überein.

möglich unter keinem Zweifelsfall, selbst wenigstens mit einem leichten Zweifel angegriffen konnte, ging bei diesem hier alles in der einfachen Stille so und sagte dabei am Schlusse, wie wir eine Antwort oder Begründung erwarteten, gehen sie fast keinem anderen Laut von sich, als das Wort Proserpina.[1] Diejenigen, welche Ihre von Bernoccone in der Magdalenakirche Straße, nächst mit von unserer geringen Hohe gesehen, führten ohne diesen Wort fast beständig im Munde, weshalb es auch diesen Namen den Namen Proserpina beilegten. Auf vielfältiges Zureden konnte selbst von diesem Lesenen im Schiff, doch hörten sie nicht das geringste Zeichen von Freude blicken, erkannten auch ganz ohne Vergnügen zu sein".

Ihre Körperstatur und Kleidung dafür sich Pamerea bei 11. 1861 wohl deshalb so unterschied, weil ihre geschaftlicher Verschiedenheit der Namen von den Nebenfrauen in die Augen fiel. „Sie waren von kurzer Statur, kleiner (ihre 1 Fuß 4 Zoll (englischen Maßes) lang, hatten dicke gerade Köpfe, breite Gesichter, sehr platte Nasen und die Backenknochen waren ihre Augen sehr hervorragend, die Augen selbst waren von besserer Farbe, ihre Lider und weiß, der Haar schwarz, ganz gerade, mit Thran eingeschmiert und lang Haare wild und wirr um den Kopf. Innerst den Ohren standen einige einzelne Haare auf dem Kinn, und von der Nase bis in den Mündchen, wenn offener Mund war ein beträchtlicher Canal vorhanden. Diese Züge machten zusammen genommen das vollständigste und widrigste Bild von dem wilden Thiere aus, welches dem englischen Gesichte von Menschen bekannt ist. Ihre Hautfarbe hat von jener dieser Physiognomien eine sehr einfache, charakteristische Erscheinung verbreitet. Schultern und Brust waren breit und stark gebaut, der Unterleib des Körpers aber so enge und eingeschnürt, daß man sich kaum vorstellen konnte, es gehöre zum obigen. Die Beine waren dünn und krumm und die Knie viel zu stark. Die einzigen ebenen Gliedmaßen sind, bemerkt in einem obigen kleinen Verhältniß, welchen vermittels einer Schnur um den Hals befestigt war. Uebrigens gingen sie ganz nackend, ohne auf den, von Anständigkeit und Reinlichkeit bei uns Lesbern wünsche, die geringste Rücksicht zu nehmen. Ihre Lebensdauer war allermeinen mit einem kupferähnlichen Glanze und bei manchen auch durch aufgetragene Farben von weißen oder weißen Ocker erhöhet. Es scheint folglich, daß die Begriffe von Schmuck und Zierath über und mitgenommen bei uns sind, als die von Reinlichkeit und Schamhaftigkeit. Die Weiber waren beinahe wie die Männer gekleidet, nur etwas kürzer, ihre Gesichtszüge auch nicht minder häßlich und widrig (456. 11).

Einige wenige hatten jedoch außer dem Fell, welches die Schultern bedeckte, auch einen kleinen Lappen, kaum eine Hand groß, vorn am Schurze herabhängend, der vermittels einer Schnur um die Hüften befestigt war. Die

---

[1] Schwerlich klingt es, daß von diesen schlechten Leuten die Namen die edelste Kunst, die bei den Griechen blühte, genannte wurde. Eine Erklärung dieses Namens [illegible] 30 versucht.

Indessen Bonté mit Mandchette tournez autour des Hals und auf dem Kopfe tragen sie eine Art Mütze, aus etlichen langen Gänsefedern zusammengefügt, die gewöhnlich aufrecht in die Höhe stunden. Ein einziger Kerl hatte sein Insbesondere durch ein darum gewundenes Stückchen Cramoisin-Tuch verschönert und sich dadurch etwas mehr Ansehn gegen die Kälte verschafft. Die Kinder hingegen waren völlig nackt und selbst selbst den Mütters um den im Canot

Abb. 11. Homme de couleur de Bonté dans le Terre de Feu. — Hongaben 1774. Nach Jeune Cook.

[illegible] Frauen, einerseits über dreiundzwanzig hundertstel von Lilien. Sie [illegible] nichts leichter als andere Worte von sich hören, als den Ausruf Frauenlob, und dieser wurde hierzulande wie eine Liebkosung, gewöhnlich aber in einem [illegible] Tone ausgesprochen.

Charakteristisch und andere Kleinigkeiten nahmen sie mit über der Gleichgültigkeit und Achtlosigkeit an, mit welcher sie auch ihre Waffen, je nuger ihre aufmerksame Sachmännlichkeit annimmt, oder gegen den roten heute, den Bauer gebeten regt, ausgaben. Überhaupt war die Charaktere die schwerste Wertung von Unaufmerksamkeit, Gleichgültigkeit und Unfähigkeit ...

Bogen und Pfeile waren ihre einzigen Waffen. Die Bogen sind sehr klein, [illegible] und aus einer Art Bambusholz gemacht, die Pfeile hingegen von anderem Holz, meistens zwei und drei Fuß lang, an einem Ende gefiedert und am anderen zweigt. Die Spitzen werden aus Knochen und, wenn der Pfeil gebraucht wird, angesetzt, und an diesem Behelf trägt sie der Schütze in einem kleinen ledernen Beutel bei sich. Sie thaten eigentlich nur damit und wußten von vielen mehr als einer einzige solche Spitze anzubringen lassen, die aus einem gebrochenen dreieckigen Steinchen bestand. Nächst diesen Waffen haben sie auch Speere, die aber blos zum Fischfang dienen. Der Schaft ist sehr Fuß lang und oben wie unten dreikant gleich dick. Am unteren Ende ist ein Spalt befindlich, in welchem zu seiner Zeit ein spitzgearbeiteter, etwa zwölf Zoll langer und nur mit einem Widerhaken versehener Knochen eingefügt und festgehalten wird" (Bl. [o]: 382).[7]

Der gemeinen Mannschaft war es unmöglich, sich diesen Eingeborenen durch die Sprache verständlich zu machen.[8] Doch ergab die Einfachheit ihrer Lebensweise unseren Naturforschern so bruchstückhafte Beobachtungen an, die teilweise die bisherigen Gedankengänge jener Zeit durch das Reich der Naturvölker einschränkten.[9] Diese alten werden schließlich die Beobachtungen über die Lebensdauer der Tamana ausgeschlossen.

„Diese ungleichlichere Beweisen einen Schluß auf gleichlichere Lander [illegible] ziehen, [illegible] Schwindelfreiheit, welches [illegible] wichtig macht. Das dunnartige [illegible] Fett genossen sie am liebsten und hatten auch den

---

[7] In einer anderen Stelle zählt Cranzow Tamana (Bl. [o]: 3) mehr auf und sagt: „Alle Gerätschaft, die wir bey ihnen erblickten, bestand in einem geflochtenen Körbchen, einer Art Tasche, aber Stücke von Kanonenrohr, einem Stück von Leinen, an einem langen Stab von krummen Holz befestigt, womit sie der Schwalben von den Felsen schlugen, einem schlechte geschnitzten Bogen und schlechten Pfeilen."

[8] Cranzow Tamana (Bl. [o]: 384) klagt sehr darüber, „daß wir unserer Zeichengeräthe, die doch unser Herrlich gegeben hatten, nur bei diesen Leuten hier nichts anzuwenden, Gelegenheit hier den Klagen wären. Eben so wenig Lust es denen wir von den Speisen bekamen, gern da auf dem Schiffe nichts dem Gaumen schon Verlangen erregen, es war es denen auch gleichviel, ob wir sie verzehrten oder nicht ..."

[9] „Man konnte sich, wie Cranzow Tamana (Bl. [o]: 384) schreibt, doch nur einzig und allein die kühlen, bedeutungsvollen Gesichter dieser Menschen vorstellen, um heute

Seevolk davon an. Vielleicht ist es Instinct, der ihnen dies ranzige Fett verzehren heißt, denn alle in kalten Erdstrichen wohnende Völker sollen es für Leckerbissen halten und dadurch in Stand gesetzt werden, die Kälte besser zu ertragen. Die natürliche Folge einer solchen Nahrung war ein unerträglicher fauler Gestank, der aus ihrem ganzen Körper ausdunstete und sich allem, was sie nur an und um sich führten, mitgetheilt hatte. Dieser Gestank war uns dermaßen zuwider, daß wirs unmöglich lange bei ihnen aushalten konnten. Mit geschlossenen Augen konnte man sie bereits in der Ferne wittern. Wer die Seeleute und ihre sonst eben nicht ekle Begierden kennt, wird kaum glauben, was doch wirklich geschah, nämlich, daß es ihnen, dieser unerträglichen Ausdünstung wegen, gar nicht einmal einfiel, mit den andern Frauenzimmer genauere Bekanntschaft zu machen. Die Matrosen gaben ihnen Pökelfleisch und verschimmelten Zwieback; sie machten sich aber nichts daraus und konnten kaum dahingebracht werden, es zu kosten. Lehrte sie etwa der Instinct, daß diese Speisen vielleicht noch ungesunder wären, als halbverwestes Seehundsfleisch?...

Wir bemerkten unter ihnen nicht den mindesten Unterschied des Standes, weder Oberherrschaft noch Abhängigkeit. Ihre ganze Lebensart kam dem thierischen Zustande näher, als bei irgend einem andern Volk. Es dünkt mir daher überaus wahrscheinlich, daß sie keine selbständige Nation ausmachen, sondern nur als einzelne, von den benachbarten Völkerschaften ausgestoßne Familien anzusehen sind, die durch ihren Aufenthalt im ödesten unfruchtbarsten Theil von Tierra del Fuego fast jeden Begriff verloren haben, der nicht mit den dringendsten Bedürfnissen in unmittelbarer Verbindung steht. Sie irren, der Nahrung wegen, aus einer Bucht in die andre..."

Am 27. Dezember 1774, am Tage vor der Ausfahrt der Flotte aus dem Paso Christmas, kamen die nämlichen Eingeborenen „wieder an Bord, doch hielten sie sich nicht lange auf, weil wir ihres unleidlichen Gestanks wegen uns nichts mit ihnen zu schaffen machten. Sie riefen ihr Losungswort *Pesserähh* manchmal mit einer so kläglichen Stimme und so gedehnt aus, daß wir glaubten, sie wollten damit betteln; wenn wir sie aber darauf ansahen, so war in ihren Mienen nicht die geringste Bestätigung dieser Vermutung, nichts begehrendes, nichts als das unbedeutende Angaffen der tiefsten Dummheit

---

überzeugt zu werden, daß wir bei unserer gepriesenen Verfassung unendlich glücklicher sind. So lange man nicht beweisen kann, daß ein Mensch, der von der Strenge der Witterung beständig unangenehme Empfindung hat, dennoch glücklich sei, so lange werde ich keinem auch so beredten Philosophen beipflichten, der das Gegentheil behauptet, weil er entweder die unerschöpfliche Natur nicht unter allen ihren Gestalten beobachtet, oder wenigstens das, was er gesehen, nicht auch gefühlt hat. Möchte das Bewußtsein des großen Vorzugs, den uns der Himmel vor so vielen unserer Mitmenschen verliehen, nur immer zu Verbesserung der Sitten und zur strengern Ausübung unserer moralischen Pflichten angewandt werden; aber leider ist das der Fall nicht, unsere civilisierten Nationen sind vielmehr mit Lastern befleckt, denen sich selbst der Elende, der unmittelbar an das unvernünftige Thier grenzt, nicht schuldig macht. Welche Schande, daß der höhere Grad von Kenntnissen und von Gesittungskraft bei uns nicht bessere Folgen hervorgebracht hat!"

ausgedrückt"... In eben diesem Sinne ist auch das Schlußwort gehalten, in das Georg Forster (a): 455 einen Vergleich der Feuerländer mit andern Naturvölkern" zusammenfaßt. Er sagt: In jenem „Winkel der Erde hatten wir nicht ohne Mitleid die armseligen Wilden vom Tierra del Fuego gesehen; halb verhungert, betäubt und gedankenlos unfähig sich gegen die Rauhigkeit der Witterung zu schützen und zur niedrigsten Stufe der menschlichen Natur bis an die Grenzen der unvernünftigen Thiere herabgewürdigt".

Reinhold Forster hat sich einmal (in Georg Forster [b]: 261) zu dem unwandelbaren Beharren der Yamana auf ihren einfachen, althergebrachten Gerätschaften folgendermaßen geäußert: „Auffallend war es mir, daß dieses blödsinnige Volk, den Vorrath des schönsten Bauholzes, der in der dortigen Gegend angetroffen wird, nicht besser benutzt, und bessere Häuser und Kähne daraus verfertigt. Man möchte vielleicht einwenden, sie wissen das Holz nicht zu zerschneiden und zu einem Behuf zu verarbeiten, es fehlt ihnen an Werkzeugen u. s. f.; allein dies ist nicht der Fall, sie können allerdings das Holz bearbeiten, denn die Stangen, woran sie ihre knöchernen Muschelhaken befestigen, sind zehn bis zwölf Schuhe lang, ganz gerade, glatt und achteckig. Eben so sehr muß man sich wundern, daß sie bey einem Vorrath von Robben-, Fuchs- und Guanacofellen, an welche sie doch hin und wieder lederne Riemen genähet hatten, nie darauf verfallen sind, zu ihrer eigenen Bequemlichkeit noch einen Schritt mehr zu tun, und die Felle dergestalt zur Kleidung zuzuschneiden und zusammenzunähen, daß sie dadurch gegen die Strenge der Witterung vollkommen geschützt würden. Nichts stellt uns ihren tiefen Verfall so lebhaft vor Augen, als diese mit Blödsinn vergesellschaftete Unbehulfenheit. Es ist wahr, eben diese Eigenschaften machen sie gleichgültig und unempfindlich gegen ihr Elend; allein schwerlich ist es bloß angeborene Indolenz und Gleichgültigkeit, die sie zu einer gemächlichen Lebensart unfähig macht; sondern man muß vielmehr zum allem obigen schließen, daß sie die unglücklichen Opfer der Rache oder des Uebermuths ihrer stärkeren Nachbarn geworden, und von denselben hieher, in die unfreundlichste Gegend von Südamerika, vertrieben worden sind."

Die Eigenart der feuerländischen Kulturverhältnisse, die jeden Beschauer auf den ersten Blick befremdlich anmutet, hat scharfsinnige Beobachter, wie die beiden Forster es waren, unwiderstehlich zu allerhand Erklärungsversuchen gedrängt. Mögen diese letzteren auch überwiegend verfehlt ausgefallen sein, die nüchterne Schilderung alles Gegenständlichen, das damals noch von jedweder Vermischung mit europäischem Einfuhrgut frei war, ist demungeachtet außerordentlich wertvoll. Die Zeichnung von einem Feuerländer jedoch, die James Cook in sein großes Reisewerk aufgenommen hat und hier (S. 60) wiedergegeben ist, vermittelt keinen zuverlässigen Eindruck und ist für die Beurteilung der Gesichtsbildung der Yamana nicht maßgebend.

---

[a] In anderer Verbindung schreibt Georg Forster (b): 243 kurz: „Die Feuerländer selbst sind allen Ansehens nach, das elendeste aller Völker."

ANDREAS SPARRMANN: In den gleichen Tagen, an denen die Schiffe des englischen Flottenführers James Cook dort vor Anker lagen, erreichte auch Sparrmann 96 mit dem schwedischen Schiffe "Schloss Stockholm" den südlichsten Teil des Feuerlandes. Obwohl er nichts über die Bewohner aussagt und er sich nur wenige Tage dort aufhielt, verdient sein allgemeines, knapper Urteil es doch, hier eingerechnet zu werden; es beweist nämlich, wie es mancher Seefahrer der damaligen Zeit gar kein Verständnis für die Eigenart der fremden Völkerschaften aufbrachte. Er schreibt: „In einer Zeit von sechs Wochen waren wir über den Ozean zwischen Neuseeland und der südlichsten Spitze von Amerika weggesegelt, so daß wir den 29 December an der mittägigen Küste des Feuerlandes die Anker warfen. Hier sahen wir die allerelendesten Menschen in der Welt. Den 29sten segelten wir Hoorns Vorgebirge vorbey, und den 31sten, den Tag vor dem Neujahre, gingen wir bey einer kleinen Insel, nahe bey Staatenland vor Anker." Weiteres berichtet er über die Feuerländer nicht.

JAMES WEDDELL: Erst fünfzig Jahre später erhalten die Yamana wieder den kurzen Besuch zweier europäischer Schiffe. Dem wenig bekannten seemännischen Unternehmen des englischen Flottenführers Weddell kommt auch deshalb eine besondere Allgemeinbedeutung zu, weil ihm nicht unwichtige Entdeckungen im Antarktischen Meere zu verdanken sind. Er beginnt seinen Bericht[*] mit folgenden Worten: „Da es mir auf meiner Reise gelang, zu einer höheren südlichen Breite zu dringen als bisher geschehen war, so hielt ich es für nützlich, besonders in hydrographischer Hinsicht, die Hauptumstände meiner Reise bekannt zu machen. Unser Zweck war, Robbenhäute zu holen; die dazu bestimmten Fahrzeuge waren die Brigg 'Johanna' von 160 Tonnen und der Cutter 'Beaufoy' von 65 Tonnen, beide auf gewöhnliche Weise ausgerüstet und auf zwei Jahre verproviantiert: die Brigg, mit 22 Personen bemannt, stand unter meinem Befehl, der Cutter, mit 13, unter dem des Hrn. Matthew Brisbane." Am 17. September 1822 verließ diese Flotte den heimatlichen Hafen und steuerte geradewegs auf das südliche Eismeer los. Die genauen Beobachtungen über die antarktische Tierwelt und die zahlreichen Mitteilungen über die Falklandinseln müssen hier beiseite gelassen werden. In der Bahia S. Francisco, zwischen Isla de Hornos und Isla Hermit, also im Süden der Wollaston-Gruppe, begegnete diese Flotte am 26. November 1823 den ersten feuerländischen Eingeborenen, die in zwei Kanus herankamen. Ausführlich schreibt Weddell (a): 92—98 darüber:

„Als die Feuerländer näher kamen, erhoben sie eine Art Gesang und machten eine Menge Pantomimen, wie ich später erfuhr, lauter Zeichen der Freundschaft. Als sie 8 bis 10 Yards vom Schiff waren, machten wir ihnen

[*] Vom englischen Originalwerke ist eine deutsche Übersetzung ausgegeben worden. Weil dieselbe durchaus richtig und vervollständig ist, wie meine Überprüfung ergab, habe ich ausnahmsweise für den Verzug gegenüber der ursprünglichen Niederschrift gegeben und führe sie unter der Abkürzung: Weddell (a) an.

ähnliche Zeichen und winkten ihnen an Bord zu kommen, aber sie blieben in der Entfernung. Ihr Betragen bewies großes Erstaunen, sie waren so lebhaft bewegt, daß sie über eine Viertelstunde ohne Unterbrechung laut sprachen. Endlich als sich ihr Staunen etwas gelegt hatte, ruderten sie um das Schiff herum, betrachteten es von allen Seiten und erkundeten augenscheinlich, ob es todt oder lebendig wäre, denn da sie nie zuvor ein Schiff gesehen hatten,* wußten sie nicht, was sie daraus machen sollten. Endlich erhielten sie mehr Zutrauen, kamen an die Steuerbordseite und zwei Männer stiegen heraus. Da sie jämmerlich aussahen, so glaubte ich ihnen mit Nahrungsmitteln den besten Dienst erweisen zu können, sie erhielten Zwieback, Wein und Brodt: Fleisch aßen sie wenig, Brodt und Wein wurden gar nicht angerührt.

Ich bemerkte, daß sie ihre Weiber nicht aus den Canoës herausließen, was ich mit Recht der bei den Wilden gewöhnlichen Eifersucht zuschrieb, doch wollte ich die Damen nicht verstimmen, ich schickte ihnen also etwas Wein in einer Porzellanschale. Das Gefäß erregte ihre Aufmerksamkeit so, daß sie bei der Untersuchung denselben den Wein verschütteten, und es einen Umstände bekamen. Ich dachte nicht daran, es würde so verlangen und glaubte, sie würden es herausen, um daraus zu trinken, aber am Tage merkten sich ich es in kleinen Stückchen am Hals der Weiber hängen.

Die Männer staunten Alles an, was sie sahen, das Uhrwerk zog besonders ihre Aufmerksamkeit auf sich, und vor einem Kessel am Gallionen, der 200 Gallonen hielt, erhielten sie so erschrocken. Da ich einen Vorrat einsalzen Brods an Bord hatte, so schenkte ich jedem ein Stück, worüber sie sehr erfreut waren; sie verließen uns mit diesem Geschenk augleich, und begaben sich nach ihren Hütten, die in der Nähe des Hafens lagen.

Am 27. [November] bei Sonnenaufgang erschienen sie wieder und erhoben ein großes Geschrei, das ihre Angst über unsere Dahlreihen zusammenbrechen schien. Ich hatte Befehl gegeben, daß keiner eher an Bord gelassen werden sollte, bis die Mannschaft auf dem Deck versammelt wäre, was um 4 Uhr geschah. Nach einiger Zeit erschien noch ein drittes Canoe, das ebenfalls an das Schiff kam, was bewies, daß unsere ersten Gäste ihren Landsleuten unsere freundliche Aufnahme gerühmt hatten. Nun waren 22 Personen an Bord, Männer, Weiber und Kinder und jetzt, da sie von unserer Freundschaft überzeugt waren, wurden sie immer zutraulicher. Ich zeigte ihnen die Cajüte, wo besonders der glänzende Ofen und der Spiegel sie am interessieren schien. Vor dem Spiegel betrugen sie sich ganz wie Affen, und machten eifrig das zurückgeworfene Bild hinter dem Glas, und ob sie sich gleich gewiß oft genug im Wasser gesehen hatten, so war doch ihre Urtheilskraft nicht scharf genug, um die Aehnlichkeit beider Erscheinungen zu entdecken. Da ich die Neigung der Wilden zum Diebstahl wohl kannte, so ließ ich beständig Acht auf sie geben, aber als der Hauptboatsmann von Hawke zurückkam, meldete er,

* Natürlich war ja unser auch nie ein europäisches Schiff an jenen südlichen Inseln vor Anker gegangen.

daß sie die Reife von einem Fall abgenommen hatten. Auch hatte, trotz unserer Aufmerksamkeit, ein Meister in der Kunst, zu stehlen, einen starken eisernen Nagel entwendet. Ich hielt es deshalb für ratsam, ihnen eine Idee von der Straflosigkeit des Diebstahles zu geben; der Nagel wurde an das Tauwerk gebunden und erhielt einen dicken Hieb mit dem neuen Beilagen, wobei ich ihm deutlich zu machen suchte, wofür er bestraft würde. Dieß Verfahren hatte die erwünschte Wirkung, keiner nahm von nun an auch nur den kleinsten Stückchen Eisen ohne Erlaubniß.

Am 27. [November] hatten wir schönes Wetter; die Zimmerleute fällten Bäume und zogen sie in Booten, was den Frauenzimmern vielen Spaß zu machen schien, die Säge gefiel ihnen so wohl, daß sie sie gewiß gestohlen haben würden, wenn wir sie nicht über die Nacht an Bord gebracht hätten. An diesem Tage kamen blos Männer und Knaben an Bord, wahrscheinlich waren die Frauen anderweit beschäftigt. Unter ihnen war ein hübsch gewachsener Bursch von 14 bis 15 Jahren, den ich gern bei mir behalten hätte, aber als er meinen Wunsch bemerkte, kletterte er schnell in das Canoe zurück und kam nicht wieder an Bord.

Am 28. [November] war der Wind so veränderlich, daß er rund um den Compaß herumging. Am Morgen erschienen die Frauenzimmer wieder, aber in einer andern Tracht oder eigentlich Farbe, denn die Weiber, die zuerst roth waren, waren jetzt gelbschwarz, und die Männer waren mit weißen und rothen Streifen verziert, die horizontal und konzentrisch über das Gesicht liefen. Sie glaubten sehr schön geputzt zu seyn, hatten aber ein sehr gewöhnliches Ansehen.

Im Anfang unserer Bekanntschaft gaben sie mir die Kleinigkeiten, die ich von ihnen verlangte, ohne Weiteres, jetzt aber hatten sie schon eine Idee vom Tauschhandel und verlangten gewöhnlich irgend etwas Glänzendes, wie Knöpfe u. dgl., um Lebensmittel dagegen abzugeben. Ich bin überzeugt, daß sie das Eisen für unseren größten Reichthum hielten. Den besten Handel machte ein hübscher junger Matrose, mit dem sich vorzüglich die Weiber abgaben, doch weiß ich wirklich nicht, ob sie sich nicht vielleicht in seinen Gesellschaft irrten. Durch ihn erhielt ich einen jungen Hund, der sich durch seine Klugheit auszeichnete; sie haben nur diese einer Art Hunde, die dem Fuchs sehr gleich und ziemlich die Größe eines Schäferhundes hat. Sie lieben ihre Hunde sehr, und wenn sie irgend einen Gegenstand einer übernatürlichen Kraft zuschreiben, so sind es wahrscheinlich die Hunde, denn ihre Aufmerksamkeit und Sorge für den Wohl derselben ist außerordentlich.

Am 29. [November] war das Wetter schön, am Morgen kam der "Broughton", der zugleich von den Frauenzimmern einen Besuch erhielt. Sie begingen bei dieser Gelegenheit mehrere kleine Diebstähle, von welchen ich nur einen als Beweis ihrer Nachahmungsgabe anführen will. Ein Matrose hatte einem Frauenzimmer einen einzelnen Topf voll Caffee gegeben, er trank ihn aus und wendete alle Kunst an, ihn zu stehlen. Nach einiger Zeit fiel dem Matrosen ein, daß er den Topf nicht zurückerhalten hatte, er verlangte ihn, aber statt

den Topf gab ihm der Feuerländer jedes seiner Worte deutlich zurück. Endlich wandte der Matrose sich ärgerlich, nahm eine drohende Stellung an und rief in heftigem Tone: du kupferfarbiger Spitzbube, wo ist mein Zinntopf? Der Feuerländer nahm genau dieselbe Stellung an und rief mit demselben Tone: du kupferfarbiger Spitzbube, wo ist mein Zinntopf? Alle Umstehenden brachen in lautes Gelächter aus, denn die Nachahmung war sehr täuschend, nur der Matrose selbst erwachte und untersuchte den Dieb, der den Topf unter dem Arm verborgen hatte. Er sollte bestraft werden, aber Hr. Banks erbarmte ihm die Tränen und schickte den Dieb in sein Canoe mit dem Bedeuten, nicht wieder an Bord zu kommen.

Am 2. Dezember [1823] um Mittag versammelten sich die Feuerländer an der Küste und fuhren mit den Canoes aus dem Hafen heraus, ohne daß wir früher bemerkt hatten, daß sie wegziehen wollten. Ich vermuthete, sie hätten uns einige Kleinigkeiten gestohlen, und wollten sich nun mit ihrer Beute heimlich entfernen; statt ihres gewöhnlichen Geschreies hörte man auch nicht einen Laut und sie ruderten so dicht an der Küste, daß man sie kaum bemerken. Ich hielt anfangs ein Boot heranrudern, und verfolgte sie, sie ruderten mit allen Kräften, aber vergebens, ich hatte sie ein, und sie schienen allerdings eine Unterredung nach gestohlenem Gut zu erwarten. Aber ich beschenkte jeden Mann mit einem Stück Reif und jede Frau mit einem glänzenden Halfpenny, der durchlöchert war, damit sie ihn an den Hals hängen konnten; sie waren sehr erfreut über dieser Gaben, die sie keineswegs erwartet hatten, und als ich mit einem Händedruck von jedem Abschied genommen hatte, ruderten sie mit ihrem gewöhnlichen Freudengeschrei davon.

In Ehren der Menschheit möchte ich gern diesen so geringgeschätzten Menschen einen andern Achtung in intellectueller Hinsicht verschaffen, aber ich muß leider angeben, daß sie noch auf der allerniedrigsten Stufe stehen. Bei dem Adel der Welt erscheint es beinahe unglaublich und ist gewiß nicht erfreulich für das menschliche Geschlecht, daß ein Volk so lange in seiner alten Unwissenheit stehen bleibt.

Da ich bei den Feuerländern nichts fand, was eine fremde Hand verrieth, so läßt sich wohl daraus schließen, daß wir die ersten waren, welche sie besuchten, wenigstens für die jetzige Generation waren wir es gewiß. Bei ihnen gilt dieselbe Sitte, wie bei vielen andern Wilden, nämlich daß den Weibern alle Arbeit aufgebürdet wird, sie rudern, während der Mann ruhig im Canoe sitzt, sie sammeln die Muscheln, ernähren die Kinder, bauen die Hütten, kurz sie verrichten Alles, was Mühe kostet, dagegen zeigen die Männer viele Zärtlichkeit für ihre Weiber und Sorgfalt für ihre Kinder. Einen Zug ihrer häuslichen Liebe bemerkte ich bei einem unerwarteten Besuch ihrer Hütten, wo sie in der Furcht, ich käme, um ihre Kinder zu stehlen, diese mit ihren Armen umschlungen und trotz allen Zeichen der Freundschaft von meiner Seite ließen sie sie nicht wieder los.

Diese Feuerländer waren kleiner Gestalt, ich maß zwei Männer, von denen einer 5 F. 4 Z., der andere 5 F. 5 Z. hatte. Ihre Gesichtsbildung und die

Form ihrer Köpfe ist bei den meisten Indianern gewöhnliche: sie haben flache Nasen, kleine Augen, volle gut gebildete Brüste, schwache Arme, ihre Schenkel sind dünn und schlecht gestaltet, wahrscheinlich weil sie die Gewohnheit haben, auf den Waden zu sitzen, in welcher Lage sie ein höchst unbehilfenes Ansehn haben. Die Frauen sehen besser aus, als die Männer, manche unter ihnen haben interessante Züge, und meines Erachtens zeigten sie auch einen lebhafteren Beobachtungsgeist. Das einzige Bekleidungsstück der Männer ist ein Fell, das von den Schultern bis auf den halben Rücken herabreicht; einigen fehlte auch dies kärnliche Gewand. Die Frauen tragen ein größeres Fell und sind überhaupt so bekleidet, daß sie die Sittlichkeit nicht verletzen, und selbst die kleinsten Mädchen sind so verhüllt, was ein Gefühl der Schamhaftigkeit beweis't, wie man es selten unter so ungebildeten Völkern findet.

Diese kurze Schilderung mag dem Leser einen allgemeinen Begriff von diesen entfernten Südländern geben, in der Folge werde ich noch mehrmals auf die Bewohner jener Gegenden zurückkommen und durch genaue Mittheilungen aller meiner Beobachtungen den Leser in den Stand zu setzen suchen, ein richtiges Urtheil über ihren Character zu fällen." Daß Wendell (a): 92 selber ein erhebliches Vorurtheil gegen sie mitgebracht hatte, ist seinen Zeilen unschwer zu entnehmen.

Wenige Tage später ging die Flotte im südlichen Seno Alto Nuevo vor Anker. „Wir hatten eben das Loth ausgeworfen, als wir vier Canoes voll Feuerländer sahen. Zuerst schienen sie erstaunt, dann machten sie ihrem Gebrauch gemäß ein Freudengeschrei und allerlei lächerliche Pantomimen. Wir ruderten bis auf 12 Yards auf sie zu und zeigten ihnen Stücken von eisernen Reifen, um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Wie unsere ersten Gäste, waren auch diese eifersüchtig oder sehr besorgt für ihre Weiber, die Männer stiegen in zwei Canoes und kamen allein zu uns gerudert. Wir suchten ihr Zutrauen zu erhalten, und machten ihnen Zeichen, mit uns nach den Schiffen zu rudern, was sie thaten und selbst ihre Weiber mitbrachten: jetzt, wo die Männer selbst mit ruderten, blieben sie in der hohen See neben unserem Walfischboot. Da diese Feuerländer von einem anderen Stamme[*] waren, und ein besseres Ansehen hatten, als unsere früheren Gäste, so versprachen wir uns neue Unterhaltung von diesem Zusammentreffen. Sie zeigten übrigens dasselbe Erstaunen, wie jene, und bewiesen gar nichts, was eine Bekanntschaft mit Europäern verrieth, weßhalb ich auch von diesen glaube, daß wir die ersten Fremden waren, die sie sahen. Sie hatten allerlei selbstgefertigte Dinge bei sich, die wir größtentheils durch Tausch an uns brachten. Auch ihnen waren unter allen Dingen Eisenstückchen das Angenehmste, denn die einzigen Instrumente, die sie zum Schneiden hatten, waren Muschelschalen, und unsere Geschenke werden noch nach vielen Jahren zum Beweis unseres freundschaftlichen Verkehrens dienen.

---

[*] Genauer gesagt, müßte es heißen, diese gehörten einer anderen Dialektgruppe an als jene; obwohl damit allein ein bedeutender Unterschied im Körperbau nicht gegeben ist.

Da wir nach der Trennung von dem 'Beagle' nur zwei Kanoes zu unserer Disposition behielten, so hielt ich es für nöthig, ein Canoe von den Feuerländern zu uns zu laufen. Da Jemand eine solchen Fahrzeug einige Mühe und Arbeit kostete, so glaubte ich mich freigebig zeigen zu müssen, ich bot ihnen zwei ganze eiserne Reife, wovon sie vor Freude aufjauchzten; in weniger als 5 Minuten war die ganze Familie mit allen ihren Geräthschaften in ein anderes Canoe gestiegen, und hatte uns das ihrige übergeben. Ich hieß es sogleich auf das Schiff bringen, bei welchem Transport sich meine Leute über die Schwere desselben beklagten, was sich daraus erklärte, daß der ganze Boden 6 Zoll hoch mit Lehm als Ballast belegt war, wodurch das Canoe vor dem Anbrennen gesichert war, denn sie haben beständig Feuer darin. Es war 18 F. 4 Z. lang, und hielt an der breitesten Stelle 3 F. 2 Z.; es war aus starken Birkenrinde gebaut, die breiter schien als sie die Bäume an der Küste liefern, und wahrscheinlich aus dem Innern herbeigebracht worden war. Das ganze Fahrzeug bestand aus drei Stücken, zwei bildeten die Wände und eins den Boden, alle waren durch viele Zweige an einander befestigt. Die Rippen waren von halbcirkelförmiger Gestalt, mit der flachen Seite nach unten, so daß sie sich vertical berührten, und durch den Leim zusammengehalten, ein starkes Canoe bildeten, das selbst gegen den Wind rasch geht. Die innere Einrichtung zeigt von einer gewissen Ordnung: in der ersten Abtheilung liegen die zum Fischen nöthigen Geräthschaften, in der zweiten sitzen die Weiber, die das erste Ruder führen, in der vierten sammelt sich das Wasser, das ausgeschöpft wird, dann kömmt der Aufenthaltsort der Männer, hierauf der der Weiber, welche das hinterste Ruder führen, und endlich kommt der Raum, in welchem sie ihre sonstigen Geräthschaften aufbewahren. Ihre Speere liegen gewöhnlich quer über dem Stern." Wie wortvoll diesen Letztern Einen erscheint, ist aus obigem Zitat sehr deutlich zu erkennen.

„Nachdem ich das Canoe und die Ruder in Sicherheit gebracht hatte, kehrte ich zu den Feuerländern zurück, die ich noch immer sehr eifrend über ihren Handel fand. Sie fingen jetzt an zu hungern und richteten deßhalb ihre Aufmerksamkeit auf einige meiner Leute, die Fischlein sieden, um Beere daraus zu bereiten, wie sie die an den Knochen sitzende schleimige Substanz benannten, erhalten sie sie ab, und aßen sie begierig. Dieß Mahl erschien mir schon sehr unappetitlich, aber an einer anderen Stelle traf ich sie bei einer noch ekelhafteren Mahlzeit: sie verzehrten nämlich schmutzigen ranzigen Robbenfett, das schon mehrere Tage da gelegen hatte. Dieß Schauspiel war mir zu widerlich, daß ich sie zwang aufzuhören, und ihnen frischen Thran und etwas Brodt geben ließ, das sie sogleich in ihr Canoe tropfen. Da wir keinen Branntwein an Bord hatten, so gab ich ihnen Wein, aber er behagte ihnen so wenig als ihren Landsleuten am Cap Horn.

Das gewöhnliche Wurfzeug der Feuerländer ist die Schleuder, die sie zum Robben- oder Otternfischen verfertigten; sie ist etwa 3 Fuß lang und hat die gewöhnliche Gestalt, die Bänder bestehen gewöhnlich aus schmalen Därmen, die gut zusammengeflochten, und durch geschickt geschlungene Knoten ver-

kundschaften sind.“* Ich unterhielt einige Schlendrians von Ihnen, und bat einen der geschicktesten von die Art sich ihrer zu bedienen, zu zeigen, er that es, aber Hr. Bennett verstand es wenigstens eben so gut, wurscheinlich sie nicht wenig entfernt waren. Ihre Speere bestehen aus einem Knochen, sind 7 Fuß lang, scharf zugespitzt, und haben vier Zoll von der Spitze, einen Widerhaken an der einen Seite; sie haben auch eine andere Art, die an einer Seite mit vielen kleinen spitzigen Widerhäkchen besetzt ist, und an einer 10 F. langen, glatten, gerade hölzerner Stange befestigt wird. Am Knochen ist ein kürzerer oder längerer Stiel von Haut befestigt, und dieser Wulst dient ihnen bei allen Jagden. Sie halten den Speer in der Mitte, zielen mit dem rechten Auge, und werfen dann mit großer Sicherheit.

Nach dem Mittagsmahl machte sich das Schiffsvolk mit unsern Gästen einen Spaß zu machen, ein lustiger Matrose fing an zu singen und zu tanzen, wo denn die Feuerländer sogleich einen Kreis um ihn bildeten und Gesang und Tanz auf das Commando nachahmten. Endlich artete der Tanz in ein Kampfspiel aus, in welchem ein Matrose und ein Feuerländer rangen; ich hoffte der Fremde würde geworfen werden, aber trotz dem, daß der Matrose ein kräftiger 22jähriger Bursche war, täuschte ich mich, er stand fest und war wenigstens eben so gewandt, als der Matrose, so daß es bestritten war, dieser würde endlich unterliegen. Einige Feuerländer glaubten ihren Landsmann in Gefahr, und sprangen ihm zu Hülfe, worauf ich sogleich dem ganzen Kampf ein Ende machte. Die Feuerländer schienen einer Art Triumph zu trauen, was mir sehr unangenehm war, ich verbot streng jeden ähnlichen Kampf, weil es gefährlich war, den Fremden die Idee einer gleichen Kraft und Gewandtheit beizubringen.“

Ich bemühte mich sehr zu erforschen, ob sie eine Idee von einem göttlichen Wesen hatten, ich las ihnen ein Capitel aus der Bibel vor, nicht als wenn ich geglaubt hätte, sie würden es verstehen, sondern nur ihnen dadurch deutlich zu machen. Sie schienen mich nicht zu verstehen, ahmten aber genau Alles nach, was ich that, und bei'm Nachsprechen hielten sie ebenso, wie ich, die Stimme hellen, und erhoben sie wieder. Übrigens zeigten sie die größte Aufmerksamkeit, und sahen mir mit Erstaunen starr in das Gesicht. Einer von ihnen hielt sein Ohr an das Buch, und schien zu glauben, es spräche; ein anderer wollte es in sein Canoe mitnehmen, kurz alle zeigten ein Interesse dafür.

Auch bei diesem Stamm fehlte es nicht an Dieben, als man ihnen den Gebrauch eines Feuerzeugs wies, entwendete einer den Stahl und verbarg ihn unter seinem Arm. Ich schickte den Verbrecher unter ernsten Drohungen, die er sehr gut verstand, in sein Canoe zurück. Sie trieben Einwanderungsfelder

---

* Die einzelnen Angaben sprechen dafür, daß die verunstalteten "Thiere" dicke zusammengenähte Schurzfelle waren.

** Später hat auch Fitz-Roy am Klaphintschkhäuse seiner Mannschaft verboten, sich in Wettspiele und in Ringkämpfe mit den Eingeborenen einzulassen.

mit einem Feuerstein zusammen, und fangen die Funken in einer trockenen wollenähnlichen Substanz auf. Unsere Matrosen verschenkten ihre alten wollenen Kleider, und die Feuerländer verklebten nun in einen solchen Lappen Canitas, einer hatte einen Ärmel an, der andere ein Hosenbein, der dritte einen Westenrücken u. s. w.

Einen Artikel schienen sie nicht zu haben, auch keinen zu bedürfen; sie betrugen sich gegeneinander mit der größten Liebe und Freundlichkeit. Alles gemeinschaftlich, durch mitgeben jeder einen Biss, etwas von was sie erhalten, sey es nun der Ehre willen, es erwarten zu dürfen, oder aus es zurück zu bekommen. Diese verwandtschaftliche Vertraulichkeit und die freundlichen Betragen gegen uns sprechen gewiß sehr zu ihren Gunsten; ihre geringe Civilisation ist bloß eine Folge der Gottlosigkeit, sie mögen übrigens mehr Gelehrigkeit als alle andern wilden Stämme, mit denen ich je zusammenkam."

Nach einer sehr gewagten Fahrt an den südlichen Inseln Diego Ramirez bekamen die Schiffe in den Sund Adm Nares zurück. In der Bahia Inglesa beobachtete Wimmer (2): 100 am 24. Dezember 1833 einen anderen Gruppe von Eingeborenen. Darüber schreibt er: „Die Wohnungen der Feuerländer waren auf einer Insel am Eingang der Bai, so daß sie unsere Ankunft augenblicklich bemerkten, sie kamen bald in mehreren Canoes herum, erhoben ihr gewöhnliches Geschrei und bestreuten ihre Arme mit, diese Bemalung auch mit einem Pinsel und Fremde gewünschten Gefühl. Ich bewog sie bald an Bord zu kommen, wo ich mehrere bemerkte, die eine andere Gesichtsbildung hatten, sie hatten kahle Nasen und waren etwas größer als die übrigen Feuerländer. Es schien mir, als wären diese Abkömmlinge von den Spaniern, die sich vor 244 Jahren an der Magellans-Straße niedergelassen, aber nur 7 Jahre dahlebten; meine Vermuthung wurde dadurch bestätigt, daß sie zwei spanische Wörter kannten, Canoa, das Canoe und Perro, der Hund. Mein Freiwilligenjäger, ein gebürtiger Spanier, sprach natürlich mit ihnen spanisch, aber er fand keine weiteren Spuren ihrer Kenntniß dieser Sprache. Da sie unsere Worte immer wiederholten, so war es sehr schwer, ihre Sprache kennen zu lernen, doch gelang es mir endlich den Sinn folgender Wörter zu erfahren: Sayano, Wasser, Alanish, das Weib, Shereno, Billigung, Nash, Vorschuß. In allen Wörtern scheint das S und Sh vorzuherrschen . . .

Am 27. Dezember erhielte ich den 'Beagle' mit einem Zuwachs von 14 Mann von der Brigg nach den Diego Ramirez-Inseln. Gegen Mittag kamen gegen 40 Feuerländer an Bord; ich ließ sie durch einen Matrosen genau bewachen, aber da sie überall herumgingen, so waren kleine Diebstähle nicht ganz zu verhüten. Ich schenkte ihnen Bekleidung und einer jungen Hündin, die etwa 8 Wochen alt war, aber dennoch stahl ein 60jähriger Mann eine kleine Hündin, die ein Matrose für sich aufbewahren wollte. Gewöhnlich lachen die Feuerländer, wenn man sie bei einem Diebstahl ertappt, aber dieser alte Mann war sehr betroffen, ging augenblick in sein Canoe und kam nicht eher wieder an Bord, als bis ich ihm mehrmals durch Zeichen zu verstehen gegeben hatte, er soy wieder an Bord aufgenommen.

Unser Stamm war eben so hoffärtig wie die andern, doch waren einige ganz merkwürdig, wenn man nämlich den rothen Ocker, mit dem sie bemalt waren, für ein Gewand gelten lassen will. Wir hatten nur wenig Kleider mehr zu verschenken, weil wir Kälber zu Freigebig gewesen waren, doch gab ich mehreren für die Gesellschaft, die sie auf dem Rücken hatten, irgend ein Kleidungsstück. Einem schenkte ich ein weißes Baumwollenes Hemd, das er sogleich anzog, und voller Freude unter seinen Gefährten herumhüpfte; dies Geschenk wurde sehr gerühmt, jeder trug es 10 bis 12 Minuten lang; dann rissen sie es in kleine Fetzchen, die sie gewissenhaft untereinander vertheilten.

Da ich, um das Schiff warm in die Höhe zu bringen, im hintersten Raum mehrere Pfanne mit Wasser aufhängen ließ, so ließ ich die Feuerländer Wasser tragen, was sie bald eben so gut verrichteten als meine eigenen Leute. Auch zum Ziehen und Hohlen benutzte ich sie, wenn Kraft nöthig war, wo sie großen Eifer zeigten, nur war der Gesang dabei kaum zurückzuhalten; besonders als sie bemerkt hatten, daß ein Matrose bei der Arbeit sang, glaubten sie, es gehöre dazu und arbeiten alle zusammen. Die Weiber blieben mit den kleinern Kindern fast am Schiff in den Canots, wo wir sie von Zeit zu Zeit mit kleinern Geschenken erfreuten. Um zu erfahren, welchen Eindruck die Musik auf sie machen würde, ließ ich die Violine spielen, was ihnen zu gefallen schien, doch fand die Querpfeife noch mehr Beifall und am besten gefiel ihnen Vereinsmusik. Die Weiber schienen von dem Gesang eines jungen Menschen, der eine hübsche Stimme hatte, ganz bezaubert. Ich zeigte ihnen einige Seemänner, die ihre Kunstverwandschaft nur kurze Zeit feuerten, am längsten brannten sie die mit hellen glänzenden Farben angemalten.

Als wir im Schiff ein Faß voll Leim fanden, den wir von den Falklandsinseln mitgebracht hatten, beschmierten sie sich am ganzen Körper damit und schienen über ihre neue Kleidung sehr erfreut. Die Weiber legten nicht so viel auf, und wenn der Leim trocken geworden war, rieben sie ihn wieder ab.

Da ich bemerkte, daß ein Feuerländer an bösen Augen litt, so bereitete ich eine Salbe und bestrich ihn damit. Er begriff meine Absicht sogleich und war nach 3 Tagen völlig hergestellt. Ich schnitt ihm das über die Augen hängende Haar ab, um jedem Rein zu verhüten, aber seine Landsleute glaubten, daß dieses zur Verschönerung sei und kamen alle zu mir, um sich die Haare schneiden zu lassen, welchen Wunsch ich gern erfüllte und sie noch obendrein mit Mehl puderte. Den Weibern gefiel dieser Kopfputz außerordentlich wohl, aber ich fand ihn wegen unseres geringen Vorraths für die Zukunft nicht räthlich.

Ich machte sie mit der verheerenden Wirkung der Feuergewehre bekannt, bei'm Abfeuern einer Kanone schrien die Weiber, die Männer wurden blaß und sahen mit einem grimmigen Stamm nach dem Geschütz. Ich bemerkte einen verschmitzten muthigen Burschen unter ihnen, der der angestellte Dieb dieses Stammes zu seyn schien; er wurde eines Tages erwischt, als er beschäftigt war, das Eisenzeug von der großen Stange abzubrechen; ich befahl ihm durch Zeichen, herabzukommen, aber er achtete nicht darauf;

um ihn zu erschrecken, zielte ich mit einer Taschenpistole nach ihm, worauf er herabsprang, aber auf dem Deck nahm er eine drohende Stellung an und warf mir einen Lappen in das Gesicht. Um dieser Grobheit zu begegnen, ergriff ich meine Vogelflinte und legte sie auf ihn an, wo er denn augenblicklich nach dem Vordertheil des Schiffs lief, wohin ihm seine Gefährten mit großem Geschrei, in welches auch die Weiber einstimmten, folgten. Ich legte das Gewehr nieder und schickte den Übelthäter in sein Canoe, doch war für heute das gute Vernehmen gestört und unsere Gäste entfernten sich viel früher als gewöhnlich.

Da ich jetzt nur 8 Mann an Bord hatte, worunter zwei Knaben waren, so hielt ich es für nöthig, sie mit Säbeln und Pistolen zu bewaffnen, im Fall die Feuerländer sich irgend einer Feindseligkeit erkühnen sollten. Am Morgen des 30sten, um 4 Uhr, kamen 40 bis 50 Feuerländer an Bord, ehe es meine Leute nur bemerkt hatten. Der Unterschiffer kam augleich in meine Cajüte und meldete, die Feuerländer wollten das Schiff in Besitz nehmen, ein Verdacht, der nicht ganz unbegründet war. Als ich, die Pistolen in der Hand, die Treppe heraufstieg, fand ich mehrere in Begriff, herabzuspringen, sie flohen augleich und die auf dem Deck befindlichen brachte ich bald zur Ordnung. Ich nahm von diesem Versuch weiter keine Notiz und in kurzer Zeit trat das alte freundschaftliche Vernehmen wieder ein. Um Mittag versammelte ich sie um mich herum, und versuchte wie bei dem vorigen Stamm, ob sie einige Idee von Gott und der Zukunft nach dem Tode hätten. Es schien mir, als hätten sie irgend einige solche Ahnung, sie sahen einander mit großem Erstaunen in das Gesicht und sprachen mit leiserer Stimme; übrigens bemerkte ich nie eine Art Gottesdienst unter ihnen.

Ich tauschte einige Menge Kleinigkeiten von ihnen ein, als Halsbänder, Körbe, Bogen und Pfeile. Die Halsbänder bestanden aus gewundenen Muschelschnuren von schöner glänzender Farbe, die nahe an der Oeffnung durchlöchert und auf eine sehr zierliche geflochtene Schnur aufgereihet waren. Das Band war nicht dicker als eine dünne Pfeifenrauchschnur, bestand aber aus 5 einzelnen Streifen, und war so kunstreich geflochten, daß man sich kaum denken kann, daß es bloß mit der Hand gearbeitet sey. Die Körbe bestanden aus starkem Gras und waren ebenfalls künstlich gefertigt. alle Halme waren in rechten Winkeln verbunden wie ein Gewebe und oben war ein Griff, der die halbe Circumferenz des Korbs hatte.

Die Bogen waren gewöhnlich 3 F. 8 Z. lang und aus einem glatten, festen, elastischen Holz bereitet: die Schnur besteht aus Rehhirschhaut oder geflochtenen Därmen.[*] Die Pfeile sind von hartem Holz und fein polirt, 25 Zoll lang und vorne mit einem eingekrümmten dreieckigen, spitzigen Stein versehen. Wenn der Pfeil irgendwo eindringt, so kann das Holz herausgezogen werden, der Stein aber bleibt stecken. Sie bewaffnen auch eine andere Waffe, nämlich

[*] Auch hier handelt es sich um mehrere zu einer dicken Schnur geflochtenen Schnuren, die allerdings den Eindruck einer Darmsaite erweckt.

ein ihnen so gastfreiester Einsatz wird voraus in einem 9 Zoll langen Griff eingepaßt und dient wahrscheinlich als Dolch. Krieg schienen übrigens diese Männer nicht zu führen, doch sah ich drei Männer unter ihnen, die Narben am Körper hatten, welche von Wunden herrschten schienen.

Am Heute [Donnerstag] kam der 'Beagley' mit einer Quantität Kokosnüssen an. Gleich nach der Ankunft des 'Beagley' erschienen die Feuerländer, wahrscheinlich in der Hoffnung auf einen Schmaus von Kokosnußbrei und Fett, wie sie auch von Hr. Bennett erhielten. Unsere Leute schnitten den Thieren von den Fellen ab, zu welcher Arbeit sich auch unsere Gäste anboten, um die Fettstreifen zu erhalten. Sie stellten sich ziemlich geschickt an, aber bald bemerkte ich, daß sie auch andere Absichten hatten, einer hatte ein großes Fell in kleinen Stückchen auf eine listige Weise unter seinen Arm verborgen. Der Unterschiffer bemerkte es, als der Dieb sich eben entfernen wollte, der Feuerländer lachte herzlich, aber als ich hervortrat, sprang er in sein Canoe, weil er wohl wußte, daß er sich gegen mich vergangen hatte. Seit sie einer Idee von Tauschhandel bekommen hatten, stahlen sie auch mehr und zwar suchten sie das auf dem Cutter gestohlene Gut auf der Brigg für Dinge zu vertauschen, die ihnen besser gefielen.

Da wir jetzt wieder stark genug waren, um sie nicht zu fürchten zu brauchen, so ließ ich den Burschen, der mir den Lappen in das Gesicht geworfen hatte, wieder an Bord und machte ihm deutlich, daß er jetzt ganz in meiner Gewalt sey, da er aber sich sehr furchtsam und unterthänig bezeigte, so wurde er begnadigt.

Nachmittags ging ich mit Bennett auf die Insel zu den Feuerländern, denen ich unsere Absicht vorher deutlich gemacht hatte; sie ruderten vor uns her und einige empfingen uns am Ufer, von wo sie uns nach ihrer Stadt führten, die aus wenig schlecht gebauten Hütten bestand und von etwa 60 Personen bewohnt wurde. Der erste Umstand, der mir auffiel, war, daß sie alle Weiber und kleinen Kinder entfernt hatten, sie waren in den Wäldern, wo sie überall Feuer anzündeten. Es schien dieß eine Art Freudenbezeugung über unsern Besuch, vielleicht aber war es auch ein Signal, für andere Feuerländer; wirklich kamen zwei fremde Canoes an. In einer Hütte fand ich eine ganz zahme Seemöwe, was die Neigung dieser Völker zu den Thieren beweis't. Ich ließ der Sicherheit halber das Boot in der Nähe und die ganze Mannschaft war bewaffnet, so daß wir unbesorgt unter ihnen herumgehen konnten. Da ich Muscheln zu essen wünschte, so räumten sie mir sogleich welche und jeder beeilte sich, mir die besten zu bringen. Der alte Mann, der die kleine Bibel gestohlen hatte, zeigte sich hier zum ersten Mal wieder und ich gab ihm zu verstehen, daß ich ihm verziehen habe. Um sie etwas zu schrecken, schoß ich auf einen Schuß mit meiner Doppelflinte zwei Möven, worüber sie, besonders die neu angekommenen, sehr erstaunt waren.

Meine Leute tanzten und sangen mit den Feuerländern, aber als einige in die Wälder gehen wollten, so wurden sie besorgt für ihre Weiber, weßhalb ich die Matrosen zurückhielt. Diese Schonung von unserer Seite vergalten sie

übrigens ganz und gar nicht, ein Frauenzimmer bekanntlich einen unserer Schiffsjungen, den er für ein Mädchen hielt, so unverschämt, daß er sich erkundigte, in der Bucht nachzukommen wollte, um fernere Nachrichtungen zu empfangen. Nachdem wir unsere Neugierde befriedigt hatten, segelte wir ihnen Lebewohl und kehrten an Bord zurück.

Einen Kreuzer sah ich nicht unter diesen Booten, auch keinen Lehmer, bis auf einen einzigen, den der Schlag getroffen hatte. So viel ich bemerken konnte, betrug die Zahl der Weiber etwa ⅓ von der der Männer und von den Alten betrifft, so konnte sich alle in 4 Classen abtheilen. Die ältesten waren 2 Männer, die ich zwischen 60 und 70 schätzte, dann kamen 24 Männer und Weiber gegen 40 Jahre, dann 27 von 20 bis 30, und die übrigen 26 bestanden aus Knaben, Mädchen und Kindern.

Am 1. Januar [1824] landeten die Frauenzimmer an der Spitze der Bai und eröffneten den Gefechter an. Da der Bauch, der Richtung des Windes gemäß, gerade auf uns zukam, ließ ich einen Pfiff über den Kopfe abschießen, aber sie kehrten sich nicht daran und fuhren fort anzuziehen, so daß wir ganz in den Bauch eingehüllt waren und ich mich genöthigt sah, einen Kanonenschuß zu thun, natürlich auch einen Stoß, so daß keiner Menschen standen, aber doch so nahe, daß sie das Pfeifen der Kugeln hörten. Da wir sie den Knall hörten, eilten sie in ihre Canoes und ruderten so schnell als möglich nach ihren Hütten. Da sie wohl gut wußten, daß uns der Bauch sehr zuwiderwar, so machte ich die Bewegung für einen wirklichen Nordwest halten und damit einen kräftigen Manövergrund für ein Ende machen.

Am andern Morgen kamen die Frauenzimmer an Bord, aber nur diese, als wären gestern irgend etwas vorgefallen; sie betrugen sich sehr freundlich. Um 10 Uhr kehrten wir die Anker und gingen bei V. nach dem Platze Kamirrelaarlo, der 'Broadley' bleibt hier liegen. Bis zum 6ten [Januar] blieben wir bei jenem Inseln unter Segel, dann kehrten wir zurück. Als nun die Frauenzimmer sahen, schienen sie eine Streit zu fürchten und ruderten eilig auf die Seite. Da der ganze Stamm nebst mehreren Freunden, im Ganzen über 11 Canoes um die Brigg herum waren und deren jedes wenigstens 7 Personen enthielt, so hielt ich es für räthlich, dem 'Broadley' ein Signal zu machen, der auch augleich ein Boot abwarfen. Hr. Bennett kam selbst und versicherte, die Frauenzimmer hätten sich sehr ordentlich betragen und es habe nicht den geringsten Auftritt mit ihnen gehabt."

Abschließend legt Wawell (a): 119 seine Beurtheilung der Lebensbedingungen und Kulturverhältnisse der dortigen Eingeborenen vor: „Was nun endlich meine Erfahrungen über die Frauenzimmer betrifft, so kann ich wohl sagen, daß ich niemals so unerfahrne Menschen sah, übrigens meine ich nicht, wie es viele Reisende, daß dies einer mangelhaften geistigen Organisation zuzuschreiben ist, im Gegentheil sie scheinen mir ziemlich bildsam. Beinahe alle Reisenden, die mit den Frauenzimmern[*] zusammengetroffen sind, stellen

[*] Damit sind auch Vertreter der beiden anderen Stämme, besonders die Kabinda-Neger gemeint, von denen man um diese Zeit in Europa schon ziemlich gehört hatte.

die als die schönsten Glieder der menschlichen Gesellschaft auf und sprechen ihnen die Fähigkeit zur geistigen Ausbildung ab, ohne nachzudenken, welche Ursachen diesen Zustand hervorgebracht haben, der auch meinem Gefühle stark von der Lauheit abhängt.

Es ist wohl nicht leicht der Fall, daß ein Volk, wenn es einmal die Vorstufe einer besseren Lebensweise erklommen, sie ganz und gar wieder vergißt. Demnach waren die Vorfahren dieser Völker in dauerndem Zustand, wenn man nicht annimmt, daß sie aus den Nestern der Magellanstraße in diese unfruchtbaren Gegend gekommen sind, wo sie weder Gelegenheit noch Mittel fanden, ihren Körper anzustrengen und sie nach und nach vergaßen. Da es nur wenig vierfüßige Thiere auf diesen Inseln gibt, so können die Bewohner derselben nicht von der Jagd leben und sind genöthigt sich vorzüglich mit dem Fischfang zu beschäftigen, was sie wenigst, an der Küste zu wohnen, wo die Kälte und der Nebel wie die Unfruchtbarkeit des Bodens jeder geistigen Entwicklung zu besonders widerstehen.

Die rauhe Gluth, verbunden mit der in der Landluft liegenden Schwierigkeit die Umgegend zu durchstreifen, erzeugt eine Unthätigkeit bei diesen Völkern, der man wohl ihren kleinen Wuchs zuschreiben muß, denn wenn sie wirklich von den Nestern der Magellanstraße gekommen sind, so müssen ihre Vorfahren größer und kräftiger gebaut gewesen seyn. Hätten sie sich durch die Jagd ernähren müssen, so würden sie gewandter, stärker und gewiß auch geistig thätiger sein. Die geistige Natur hat ihnen einen unausbleiblichen Vorrath von Schwierigkeiten angewiesen, von dem sie vermöglich leben, dessen Fang aber so einfach ist, daß sie gar keinen Vortheil dem Individuo, nicht einmal Geduld oder Ausdauer, wie bei der Jagd, durch welche sich so viele wilde Völker ausgebildet haben, haben sie die Thiere zu List überzugehen besser studiren. Die Nahrung der Feuerländer liegt an allen Küsten, sie bringen guten Tage einmal in den Canälen zu, wodurch ihre Schwäche und Fülle eines schlechten Genusses entstehen; wirklich sind auch die Weiber, die immer rudern müssen, auch schlechter gebaut als die Männer. Das rauhe gebirgige Land an der Südseite ist nicht zum Ackerbau tauglich, doch ist es noch N. O. besser und das Clima etwas milder.

Mir bleibt nun nichts übrig, als diese Völker, für die ich mich lebhaft interessire, den wahren Menschenfreunden zu empfehlen, die hier ein noch unbebautes, aber nicht unfruchtbares Feld für ihre Bemühungen zur Verbesserung ihrer Mitmenschen finden. Wenn das hehre menschliche und christliche Erbarmen sie ermuntert ist, wo man der Hülfe bedarf und sie willig annimmt, so sind gewiß unter allen unwirthbaren Völkern die Feuerländer die, welche es am meisten verdienen, daß für ihre geistige Ausbildung etwas geschieht."

Besonderer Dank gebührt diesem englischen Physiologen für die genaue Beschreibung der wichtigsten Gebrauchsgegenstände und Waffen der Feuerländer, sowie der zwei Formen ihrer Wohnhütten und dgl. m. Im Verkehr mit ihnen hat er ihre geistige Verwahrlosung vorzüglich gewürdigt. Schließlich

Hafen wie auch darauf hinführen, daß in der englischen Originalausgabe des Reiseberichtes neben der Titelseite die Anfügen 1832 "Men and Women of Tierra del Fuego drawn from nature by J. Wickham" (als Beschrift) angefügt ist.

PHILIPP PARKER KING und ROBERT FITZ-ROY. Kurz einiges zur militärischen Laufbahn des King-Enkels-Artzlegel sowie an die Bedeutung der englischen Expeditionsschiffe "Adventure" und "Beagle" kurz, die sich in Zeitfolge dem Forschungsaufgaben während der Jahre 1826 bis 1830 widmeten und einige Namen in jenen südlichen Gewässern aufgeladen haben. Die ersten Fahrt der genannten beiden Schiffe stand unter dem Oberbefehl des Kapitäns P. Parker King, der englisch Kommandant der "Adventure" war, bis zur Rückkehr der Flotte nach England im August 1830. In den Jahren 1826–1830 war Robert Fitz-Roy Kommandant der "Beagle". Die britische Admiralität hatte für diese Fahrten u. a. folgende Weisungen als Hauptaufgabe erteilt: „Whereas we think fit that an accurate Survey should be made of the Southern Coasts of the Peninsula of South America, from the northern entrance of the River Plata, round to Chiloe, and of Tierra del Fuego ... You are to avail yourself of every opportunity of collecting and preserving Specimens of such objects of Natural History as may be new, rare, or interesting; and you are to instruct Captain Stokes" und all the other Officers, to use their best diligence in increasing the Collections in each ship ..." (Instr. I/V). Zweifelsohne verdienen die Anmerkungen über die Volkseigenheiten der Eingeborenen, sowenigen es auch bedeutsame sind, daß diese Expedition anthropologisch wichtiges Material beigesteuert hat.

Beide Schiffe verließen Plymouth am 22. Mai 1826 und gingen bereits am 19. August in Rio de Janeiro vor Anker. An der portugiesischen Küste wurden die übrigen Eingeborenen gesichtet und im Januar 1827 war das Expeditionsgeschwader Anfang Januar.

Nach sehr ergebnisreichen Fahrten unter Führung des Kapitäns P. Parker King durch die Magellan-Straße und durch die benachbarten Kanäle, sowie auch durch das westpatagonische Inselmeer, erreichten die Flotte, jetzt unter dem Oberbefehl von Fitz-Roy, am 23. Januar 1830 die Isla Nuñez, getrennt von der Peninsula Brunswick. Hier wurde sie in die Point Possession abgetrieben, wo sie bei der Isla Sidney sicher ankern konnte. Der Kapitän Wickham wurde mit einem starken Boote nach Cabo Desolación entsandt, dessen südlichstem Vorsprung der Isla Basket in der Bahia Desolada. Auf diesem weltabgeschiedenen Eilande, „strange to say, traces of the Fuegians (a wigwam, etc) were found, which shows how far they will at times venture in their canoes" (Kom. 288). Das waren die ersten Spuren von Yamana-Indianern.

---

* Dieser war Kommandant der "Beagle" von ihrer Ausfahrt an bis zu seinem Tode im August 1836. Nach den schon Fitz-Roy den Oberbefehl über diese Schiff. Staunliche Absätze aus Darwin' Tagebuch hat Kirk in seinen veröffentlichen Briefe aufgenommen.

dessen ohne Expedition begegnete. Ein barbarisches Wetter entschuldigte sich englisch gegen die Menschheit, die zum ersten Male sich so weit in den Süden vorgewagt hatte. Im Logbuch heißt es: „30th January 1830. A continued gale, with rain and thick weather throughout the day. During the night the weather became rather more moderate; but on the morning of the 31st, the wind again increased to a gale, and towards noon, the williwaws were so violent, that our small cutter, lying astern of the ship, was fairly capsized, though she had not even a mast standing ... Considering that this month corresponds to August in our climate, it is natural to compare them, and to think how hay and corn would prosper in a Fuegian summer. As yet I have found no difference in Tierra del Fuego between summer and winter, excepting that in the former the days are longer, and the average temperature is perhaps two degrees higher, but there is also then more wind and rain." The gale still continued, and prevented any thing being done out of the ship" (King: 290).

Weil das Boot schon einige Tage ausgeblieben war, befiel den Flottenführer berechtigte Unruhe. „At three this morning (5th February 1830), I was called up to hear that the whale-boat was last-stolen by the natives; and that her coxswain and two men had just reached the ship in a clumsy canoe, made like a large basket ... They had been sent by the master, who, with the other people, was at the cove under Cape Desolation, where they stopped on the first day. Their provisions were all consumed, two-thirds having been stolen with the boat, and the return of the natives, to plunder, and perhaps kill them, was expected daily" (King: 291). Ohne Verzug eilte der Kommandant den gefährdeten Matrosen zu Hilfe. Er erreichte sie, trotz ungünstiger Witterung, an ihrem Unglücksorte und erkundigte sich unverzüglich nach dem Verbleib des Bootes, das „must, indeed, have been taken away, just before daylight, by the natives". Als die Matrosen den Verlust gewahr geworden waren, merkten sie sogleich darnach und obwohl sie Anzeichen von der Anwesenheit mehrerer Eingeborener entdeckten — „they found the wigwams, evidently just deserted: the fire not being extinguished" —, war ihr Suchen nach dem Fahrzeuge einige Tage lang vergeblich. Sie kamen aber schließlich den Dieben auf die Spur, ohne indes das gestohlene Boot zu erlangen und ohne den Ort zu erfahren, wo es versteckt gehalten wurde. „Disappointed in the hope of obtaining a guide, we determined to prevent these people [eine kleine Gruppe von Indianern] from escaping far, and upsetting any intelligence likely to impede the return of our boat, which we daily expected: we therefore destroyed two canoes, and part of a third, that the natives were building, and burned every material which could be useful to them in making another canoe."

---

[*] Die in jenen Gegenden herrschenden außerordentlichen Witterungserscheinungen hat Fitz-Roy (b): 311—317, auf entsprechenden Beobachtungen fußend, in einem besonderen Abschnitt seines Werkes zusammengefaßt. Er überschreibt denselben mit: "Some Observations upon the Appearance and Character of the Sea Coast of Tierra del Fuego; a brief Description of the Anchorages; and a few Remarks upon the Seasons, Wind, and Weather."

Die Matrosen kannten die Boote noch dann für ein wichtiges Beute nicht aufgeben und fuhren von einem Boote zum anderen. Indem einer guter Worte lang hatten sie sich schließlich bewußt und kamen endlich wieder zur Bilde zurück, von der die Boot entwendet worden war. Sie brachten jene Eingeborenen, denen sie hier von weitem ansichtig wurden, für die Bootsdiebe und überfielen sie. In einem wüsten Handgemenge wurde ein Indianer getötet, andere entwichen und mehrere Personen — zwei Männer, drei Frauen und zwei Kinder — wurden gefangen genommen. „When fairly embarked, and before we asked any questions, the natives around very anxious to tell us where our boat was; but pointed in a direction quite opposite to that which they had previously shown us." In der Hoffnung, endlich das langgesuchte Boot zu erreichen, steuerte die gefangene Mannschaft in der angegebenen Richtung weiter. Die Eingeborenen wurden scharf bewacht; trotzdem entwichen einen Nachts drei Männer in den dichten Wald, wo sie nicht mehr eingeholt werden konnten.

Unermüdlich setzten die Matrosen ihre durch einen besonderen Umstand erschwerten Bemühungen fort. „Next day (19th February 1830) I passed over to Gilbert Island, and in a cave found such recent marks of natives, that I felt sure of coming up with the chase in the course of the day. When the Fuegians stop anywhere, they generally hack a few trees, to repair their canoes or cover their wigwams; but those whose traces we were following, had made long journeys without stopping; and, where they did stay, hacked no trees, which was one reason for supposing them to be the party in our boat. In the course of the day we pulled nearly round the Gilbert Islands, looking into every cove."

Entsetzt durch die Nutzlosigkeit aller Anstrengungen gab der Kommandant endlich weitere Bemühungen auf. In Händen einzelner Indianer, denen er begegnet war, hatte er wohl Stoffreste und kleinere Gegenstände entdeckt, die der Mannschaft des verlorenen Bootes entwendet worden waren; diesen letzteren jedoch konnte er nirgends auffinden. Wieder waren einige Tage nutzlos vergangen und so entschloß man sich schließlich zum Hauptschiffe zurückzukehren. „We reached the 'Beagle' in the evening (23rd Febr. 1830), but found that all the other prisoners, excepting three children, had escaped by swimming ashore during the preceding night. Thus, after much trouble and anxiety, much valuable time lost, and as fine a boat of her kind as ever was seen being stolen from us by these savages, I found myself with three young children to take care of, and no prospect whatever of recovering the boat ... Much time had certainly been spent in this search, yet it ought not to be considered as altogether lost"; denn verschiedene Beobachtungen von Bedeutung für die allgemeingeographische Auffassung und für die Schiffbarkeit jener Gegend sind währenddessen durchgeführt worden.

Mit vollem Rechte konnte somit der Oberbefehlshaber folgendes Ergebnis buchen: „Considering the extent of coast we had already examined, we ought to be thankful for having experienced no other disaster of any kind, and for having had the means of replacing his loss" (King: 389—405).

Das erste Zusammentreffen des Kapitäns Fitz-Roy mit den Yamana war für ihn mit so viel Enttäuschung und Benachteiligung verbunden,* daß aller Wahrscheinlichkeit nach diese unangenehme Erfahrung mit ihnen nicht ohne Einfluß auf seine spätere Gesamtbeurteilung jener Eingeborenen und ihrer Einrichtungen geblieben sein konnte. Eine überaus wichtige Überzeugung aber hat er bereits hier, im Stewart Harbour in der Bahía Desolada gewonnen, die er am 20. Februar 1830 niederschrieb: „I became convinced that so long as we were ignorant of the Fuegian language, and the natives were equally ignorant of ours, we should never know much about them, or the interior of their country; nor would there be the slightest chance of their being raised one step above the low place which they then held in our estimation. Their words seemed to be short, but to have many meanings, and their pronunciation was harsh and guttural."

Die Schiffe hielten sich noch immer bei den außenliegenden Eilanden. Der Flottenführer schickte am 2. März 1830 den Obermaat mit einigen Matrosen zu Vermessungen aus und „he might have been expected to return in a week or ten days... Two of the three children, left by their mother at Stewart, Fuegians he might find most to the westward, whence they would soon find their friends. The third, who was about eight years old, was still with us: she seemed to be so happy and healthy, that I determined to detain her as a hostage for the stolen boat and try to teach her English" (King: 409). So kam dieses unmündige Mädchen auf die englische Flotte.

Endlich glaubte sich der Kapitän frei von den lästigen Eingeborenen. Doch schon am Morgen des nächsten Tages „some Fuegians in a canoe approached us, seeming anxious to come on board. I had no wish for their company, and was sorry to see that they had found us out; for it was to be expected that they would soon pay us nightly as well as daily visits, and steal every thing left within their reach. Having made signs for them to leave us, without effect, I sent Mr. Wilson to drive them away, and fire a pistol over their heads, to frighten them. They then went back, but only round a point of land near the ship; so I sent the boat again to drive them out of the harbour, and deter them from paying us another visit. Reflecting, while Mr. Wilson was following them, that by getting one of these natives on board, there would be a chance of his learning enough English to be an interpreter, and that by his means we might recover our lost boat, I resolved to take the youngest man on board, as he, in all probability, had less strong ties to bind him to his people than others who were older, and might have families. With these ideas I went after them, and hauling their canoe alongside of my boat, told a young man to come into it; he did so, quite unconcernedly, and

* Hohes Lob gebührt dem Flottenführer wegen seines maßvollen Verhaltens gegen die treulosen und angriffslustigen Eingeborenen. Er betont nachdrücklich: „I mention these incidents to show what was our behaviour to these savages, and that no wanton cruelty was exercised towards them" (King: 396).

sat down, apparently contented and at his ease."[96] The others said nothing, either to me or to him, but paddled out of the harbour as fast as they could. They seemed to belong to the same tribe as those we had last seen. This afternoon (4th March 1830) ... FUEGIA BASKET[97] told YORK MINSTER[98] — the man I took out of the canoe — all her story; at some parts of which he laughed heartily. FUEGIA, cleaned and dressed, was much improved in appearance: she was already a pet on the lower deck, and appeared to be quite contented. YORK MINSTER was sullen at first, yet his appetite did not fail; and whatever he received more than he could eat, he stowed away in a corner: but as soon as he was well cleaned and clothed, and allowed to go about where he liked in the vessel, he became much more cheerful" (KING: 409).

Wenige Tage später traf FITZ-ROY, in einem kleinen Hafen, auf eine aus vierzehn Männern und zwei Frauen bestehende Schar von Eingeborenen. Aus Furcht vor ihnen, „I resolved to drive them out of the harbour, as it was absolutely necessary. Already they, or their countrymen, had robbed us of a boat, and endangered the lives of several persons; and had they been allowed to remain near us, the loss of that part of another boat which was already built would have followed ... Another motive for searching the canoes, arose from seeing so many men without women ... At all events they came prepared for war, being much painted, wearing white bands on their heads, carrying their slings and spears, and having left all their children and dogs, with most of their women, in some other place. Two boats being manned and armed, I went with Lieut. KEMPE and Mr. WILSON to chase the Fuegians, who were paddling towards another part of the harbour. Seeing the boats approaching, they landed and got on the top of a rock, leaving the canoes underneath with the two women. From their manner I saw they were disposed to be hostile, and we therefore approached leisurely. Their canoes being within our reach, I told the bowman to haul one alongside that we might search it, but no sooner did his boathook touch it, than a shower of stones of all sizes came upon us; and one man was knocked down, apparently killed, by the blow of a large stone on the temple. We returned their volley with our firearms, but I believe without hitting one of them. Stones and balls continued to be exchanged till the cutter came to our assistance. The Fuegians then got behind a rock, where we could not see them and kept close. Their canoes we took, and finding in them some bottles and part of our lost boat's gear, we destroyed them" (KING: 413). Nach diesem Vorfall fürchteten sich die Indianer und

---

[96] Auf diese Weise kam der zweite Vertreter des Yamana-Stammes an Bord des englischen Schiffes, wo kurz vorher bereits die kaum achtjährige FUEGIA BASKET aufgenommen worden war.

[97] Diesen Namen gab FITZ-ROY dem Yamana-Mädchen „in remembrance of the basket-like canoe by which we received intelligence of the loss of our boat" (KING: 410).

[98] Wie begreiflich, wurde dieser Name dem städtischen, freien Felsvorsprunge mit doppeltem Gipfel auf der Isla Waterman entlehnt, den JAMES COOK zum ersten Male beschrieben und sogar gezeichnet hat (Vgl. KING: 407, 411).

verstockten sich im Walde auf der Isla Wittlebury. Als sie am nächsten Tage das Boot ihrer europäischen Angreifer sich nähern sahen, löschten sie ihre Feuer aus, um ihren Gegnern die Möglichkeit zu nehmen, sie zu erkennen. Die Matrosen indes durchforschten den Lagerplatz, fanden jedoch nur leere Hütten und daneben „a piece of 'King's white line', quite new, was picked up; therefore our boat had been there, or these were some of the people who stole her... Looking round on the other side of that island, we saw two canoes paddling right away from the islands. Knowing... that they were the fugitives from the wigwams, we gave chase, and came up with them before they could land, but so close to the shore that while securing one canoe, the other escaped. From that which we seized a young man and a girl jumped overboard, deserting an old woman and a child, whom we left in order to chase the young man; but he was so active in the water that it was fully a quarter of an hour before we could get him into our boat. Having at last secured him," we followed the others, but they had all landed and hidden, so we returned across the sound with our captive" (King: 415). Die Jagd auf eine andere kleine Gruppe erwies sich bald als erfolglos und wurde eingestellt. „So by thus harassing them I hoped to be freed from any more of their visits while we remained in the neighbourhood."

Die bisherigen Erfahrungen zugrunde legend macht Fitz-Roy gerechtfertigte Schlüsse auf die Art, wie Europäer jene Eingeborenen behandeln müssen und begründet das folgendermaßen: „The bodily strength of these savages is very great (York Minster is as strong as any two of our stoutest men), which, with their agility, both on shore and in the water, and their quickness in attack and defence with stones and sticks, makes them difficult to deal with when out of their canoes. They are a brave, hardy race, and fight to the last struggle; though in the manner of a wild beast, it must be owned, else they would not, when excited, defy a whole boat's crew, and, single-handed, try to kill the men, as I have witnessed. That kindness towards these beings, and good treatment of them, is as yet useless, I almost think, both from my own experience and from much that I have heard of their conduct to sealing vessels. Until a mutual understanding can be established, moral fear is the only means by which they can be kept peaceable. As they see only vessels which when their boats are away have but a few people on board, their idea of the power of Europeans is very poor, and their dread of fire-arms not nearly so great as might be imagined" (King: 415). Sicherlich aber wird zur Befriedung jener Eingeborenen der betrübliche Umstand nicht beigetragen haben, daß wieder ein junger Indianer von jenen Europäern auf ihr Schiff verschleppt wurde.

---

[1] Dieser Mann ist der dritte Yamana, der der Übermacht dieser Engländer sich ergeben mußte und von ihnen, gleichzeitig mit seinen beiden Landsleuten, fortgeführt wurde. In England erlag er schon nach einem Monat den Blattern und hat sein Heimatland nie mehr wiedergesehen.

Fitz-Roy fährt mit seiner Beschreibung fort: „From this cove we returned to the 'Beagle'. My Fuegian captive, whom I named 'Boat Memory', seemed frightened, but not low-spirited; he eat enormously, and soon fell fast asleep. The meeting between him and York Minster was very tame, for, at first, they would not appear to recognise or speak to each other. Boat was the best-featured Fuegian I had seen, and being young and well made, was a very favourable specimen of the race: York was one of the stoutest men I had observed among them; but little Fuegia was almost as broad as she was high: she seemed to be so merry and happy, that I do not think she would willingly have quitted us. Three natives of Tierra del Fuego, better suited for the purpose of instruction, and for giving, as well as receiving information, could not, I think, have been found" (King: 416).

Dem soeben eingefangenen Yamana-Manne fiel es besonders schwer, sich an das Leben auf dem Schiffe und an das Zusammensein mit den beiden anderen Stammesgenossen zu gewöhnen. Schon am folgenden Tage, dem 10. März 1830, machte Fitz-Roy einige Beobachtungen, die ihn über seine Absichten mit den drei Feuerländern etwas beruhigten. Er schreibt: „This morning, having been well cleaned and dressed, Boat appeared contented and easy; and being together, kept York and him in better spirits than they would probably otherwise have been, for they laughed, and tried to talk, by imitating whatever was said. Fuegia soon began to learn English, and to say several things very well. She laughed and talked with her countrymen incessantly." Der Flottenführer nahm sich seiner Gefangenen gleich anfangs mit aufrichtiger Menschenfreundlichkeit an und hat sie alle später aufs beste in England betreut. Seine Bemühungen um diese drei Vertreter eines sehr primitiven Volkes werden weiter unten noch ausführlich dargestellt. Zum Verständnis aber all dessen schien es angebracht zu erwähnen, bei welch merkwürdigem Spiel des Schicksals jene drei Yamana auf die englischen Expeditionsschiffe gekommen sind.

Wenige Tage später, am 14. März 1830, traf Fitz-Roy abermals mit einigen Feuerländern zusammen: „most of whom were armed with slings, spears, and cutting weapons made with pieces of iron hoop fastened on a stick. They were very troublesome, especially at night, and obliged him [den Bootsmaat] to keep them at a distance. Their respect for a musket was not so great as might have been expected, and unless they saw it tolerably close, and pointed directly at them, they cared not. The boat's crew bought some fish from them, for buttons and other trifles. From forty to fifty men, besides women and children, were seen in one place alone; and many were met elsewhere" (King: 417).

Auf der Weiterfahrt kamen den Engländern zunächst keine Eingeborenen mehr zu Gesicht. Am 3. April 1830 verzeichnete Fitz-Roy in seinem Tagebuch: „Our Fuegians were becoming very cheerful, and apparently contented. We gave them as much fresh provision (birds and fish) as we could obtain with guns and lines, and hitherto they had fared very well. All that was shot

went to one stock, from which it was divided in rotation to the messes, the sick being first provided for, and then the Fuegians" (King: 427).

Doch schon nach zwei Tagen stellten sich wieder andere feuerländische Besucher ein, wahrscheinlich Leute der Wollaston-Dialektgruppe. Nur so erklärt sich die sprachliche Verschiedenheit der drei Yamana an Bord von den neuen Gästen, die hier in der Bahia Schapenham, im Südosten der Peninsula Hardy, auftauchten. Fitz-Roy indes „was sadly grieved at finding that some Fuegians who arrived were not of the same tribe as our captives, nor even spoke the same language. On the contrary, much enmity appeared to exist between them, though their colour, features, and habits were similar. At first, York and Boat would not go near them, but afterwards took delight in trying to cheat them out of the things they offered to barter, and mocked their way of speaking and deck; but the instant she saw them, terrified and ran away. Some one told her, in jest, to go into their canoe and live with them, which frightened her so much, that she burst into tears and ran below to hide herself. After they were gone, Boat and York made us understand they had had fights with that tribe, and showed the scars of wounds received from them. By the help of signs we could comprehend much of their meaning, but very few words were yet learned on either side" (King: 427). Dieses Erlebnis bringt deutlich zum Ausdruck, daß sich Feindschaften zwischen den einzelnen Gruppen entwickelten, die zuweilen sehr lange anhielten.

Am gleichen Tage beobachtete der Flottenführer die besondere Form der Wohnhütte und der Fischangel der dortigen Eingeborenen. Auf Grund dessen gab er sich auch jetzt wieder klar Rechenschaft von den örtlichen Verschiedenheiten der indianischen Gebrauchsgegenstände innerhalb des engbegrenzten Heimatgebietes.

Währenddessen war der Schiffsoffizier Murray damit beschäftigt, den nördlichen Teil der großen Bahia Nassau auszukundschaften. Wie er seinem Befehlshaber, dessen Schiff gut verankert in der Bahia Orange lag, am 14. April 1830 berichtete, sah er „great numbers of natives near the narrow passage"[*] and upwards of a hundred canoes were seen in one day, each containing from two to six people. These Fuegians had much guanaco skin, and many of the bones of that animal made into spear-heads, but very little seal-skin. The wigwams were large and commodious, compared with those of the western tribes, being built of small trees piled up endwise, and tied together at the top, their outside being covered with bushes, grass, etc, to keep out the cold, and the earth inside scooped out much below the surface of the ground. Some could hold about twice as many people as the western wigwams: but all were not so large. Every canoe gave chase to our boat, eager to see the strangers, and exchange small fish, spear-heads, or arrows, for buttons,

[*] Damit kann wohl nur die Angostura Murray gemeint sein, die durch einen engen Wasserarm den Canal Beagle mit der Bahia Nassau verbindet.

bonds, and other trifles. No arms or offensive weapons were seen among them, excepting fish spears, bows, arrows, and slings: they had not even clubs nor such lances as are used by the western tribes. They seemed to be more tractable, and less disposed to quarrel than those of the west. Wherever the boat went, she was followed by a train of canoes, each full of people, and having a fire smoking in the middle. Where they got the guanaco skins was a question not easy to answer . . .[101] One native showed how they ran, and their shape, and how they were killed, also the kind of noise they made" (King: 429).

In den folgenden Tagen wurde die Erforschung der Isla Kap Hoorn und ihrer nächsten Umgebung durchgeführt. Bei nördlicher Fahrtrichtung erreichte die Flotte vorerst die Isla Nueva und ankerte in einem Hafen der Isla Lennox. Ein Teil der Mannschaft suchte nun die südlichen und östlichen Ufer der Isla Navarino ab. Am 5. Mai 1830, nahe der Bahía Windhound, „we saw four fine guanacoes feeding close to the water. They did not seem to be much alarmed; but walked away from us round a projecting part of the shore" (King: 439).[102] Auch hier wurden „several canoes, full of natives" gesichtet.

Am Abend des 6. Mai 1830 richteten sich die Seeleute nahe der Angostura Murray ein einfaches Nachtlager ein. In der Morgenfrühe des nächsten Tages, „soon after we set out, many canoes were seen in chase of us: but though they paddled fast in smooth water, our boat moved too quickly for them to succeed in their endeavours to barter with us, or to gratify their curiosity . . . When we stopped to cook and eat our dinner, canoes came from all sides, bringing plenty of fish for barter. None of the natives had any arms; they seemed to be smaller in size, and less disposed [illegible] mischievous, than the western race: their languages sounded similar to that of the natives whom we saw in Orange Bay. We found a very large wigwam, built in a substantial manner,[103] and a much better place to live in than many of the huts which are called houses in Chiloe. I think twenty men might have stood

---

[101] Dennoch läßt sich diese Frage leicht beantworten; denn auf der Isla Navarino gab und gibt es eine gute Zahl von Guanacos. Mitglieder der "Nassauischen Flotte" haben diese großen Tiere bereits entdeckt (S. 35, Fußnote 13). Daß von dorther jene Gegenstände herstammen mußten, deutet Fitz-Roy (ib.) selber an; schreibt er doch, daß „the people made signs to Mr. Murray that they came from the eastward", wo die genannte Insel liegt, und „none pointed towards the north". Einen Monat später sah er selber an den Ufern der Bahía Windhound „several guanacoes near the shore as we passed along" (King: 415). Sogar auf der Isla Nueva beobachtete Murray „a large guanaco, and just afterwards a whole herd feeding, for which he seemed to be doing the duty of a sentinel . . . Traces of, and paths made by guanacos, were very numerous in every direction" (ib.).

[102] Fitz-Roy (ib.) hat diese Tiere genau beobachtet. „They appeared to be much larger than those I had seen near Port Desire, on the Patagonian coast, their bodies being far heavier, and their tails longer and more bushy." Zwar nicht in diesen, wohl aber in anderen kleinen Äußerlichkeiten unterscheiden sich die Guanacos in den beiden genannten Gebieten voneinander (Vgl. Bd. I, 11).

[103] Die Möglichkeit wäre nicht von der Hand zu weisen, daß diese außergewöhnlich große Hütte für irgend eine der geheimen Zeremonien, wie sie bei den Yamana üblich sind, errichtet worden war.

upright in it; in a circle; but, probably, of these Fuegians, it would house thirty or forty in the cold weather" (King: 439). Bald traf Fitz-Roy hierselbst mit Eingeborenen zusammen. „These Fuegians appeared to think the excrescences which grow on the birch trees, like the gallnuts on an oak, an estimable dainty. They offered us several, some as large as an apple, and seemed surprised at our refusal. Most of them had a small piece of guanaco, or sealskin, on their shoulders or bodies, but not enough for warmth: perhaps they did not willingly approach strangers with their usual skin dress about them, their first impulse, on seeing us, being to hide it. Several, whom I surprised at their wigwams, had large skins round their bodies, which they concealed directly they saw me. Fish and the birch fungus must be their chief food, for shell-fish are scarce and small: but they catch an abundance of excellent rock-fish, smelt, and what might be called a yellow mullet. Guanaco meat may occasionally be obtained by them, but not in sufficient quantity to be depended upon as an article of daily subsistence" (King: 440).

Die Flotte gelangte bald in den Canal de Beagle hinein und fuhr in westlicher Richtung weiter. „No natives were seen, though a few wigwams of the round-topped kind, were passed. The westernmost sharp-pointed, or Yapoo wigwam, was on the main-land, close to the island of the Devil; it was made of small trees, piled up in a circle (the branches and roots having been broken off) with the smaller ends meeting at the top." Wegen ihrer größeren Maßverhältnisse hielt man diese Hütte für ein "Meeting-House"; auch deshalb, weil man diesen Platz als neutrale Stelle zwischen den beiden benachbarten Gruppen deutete.

„Next day (11. Mai 1830) we landed, for dinner and rest, near the Murray Narrow, and close to a wigwam, whose inmates ran away; but soon returned, on seeing us seated quietly by their fire. We bought fish from them for beads, buttons, etc, and gave a knife for a very fine dog, which they were extremely reluctant to part with; but the knife was too great a temptation to be resisted, though dogs seemed very scarce and proportionably valuable. Afterwards we continued our route, but were stopped when in sight of the Narrow by three canoes full of natives, anxious for barter. We gave them a few beads and buttons, for some fish; and, without any previous intention, I told one of the boys in a canoe to come into our boat, and gave the man who was with him a large shining mother-of-pearl button. The boy got into my boat directly, and sat down."[204] Seeing him and his friends seem quite contented, I pulled onwards, and made sail. Thinking that this accidental occurrence might prove useful to the natives, as well as to ourselves, I determined to take advantage of it. The canoe, from which the boy came, paddled towards the shore; but the others still paddled after us, holding up fish and skins to tempt us to trade with them. 'Jemmy Button', as the boat's crew called him,

[204] So kam der vierte Vertreter des Yamana-Stammes auf das englische Schiff. Niemand konnte ahnen, welche bedeutende und einflußreiche Rolle er später spielen würde.

on account of his price, seemed to be pleased at his change, and fancied he was going to kill guanaco, or *wanakóye*, as he called them — as they were to be found near that place." Während der Fahrt durch Bahía Windhond „ten canoes had come, at different times, to the ship; but the natives were extremely quiet and inoffensive, and, sold our people a large quantity of fish".

Über die vier jugendlichen Eingeborenen an Deck der "Beagle" schrieb Fitz-Roy am gleichen Tage, den 13. Mai 1830 ganz kurz: „Our Fuegians were in high spirits, and the meeting between them and Jemmy Button was droll enough: they laughed at him, called him *Yapoo*, and told us to put more clothes on him directly" (King: 445).

Nicht ungenau ist es, zu sagen, daß die Isla Nueva die Ostgrenze des Yamana-Gebietes darstellt. Murray bestätigt dies: „Near Cape Graham we saw a large party of Indians, with several canoes, one of which, paddled by two men and a woman, came alongside of our boat, and they sold us some fine fish, for the large price of two metal buttons and a small string of beads" (King: 446). Als bald danach, am 19. Mai 1830, die "Beagle" selber am östlichen Ufer der Isla Lennox vor Anker ging, „natives had come alongside at various times, to sell fish for old buttons and other trifles. It was amusing to witness York and Boat taking in these people, by their bargains. The same men who, two months back, would themselves have sold a number of fish for a bit of glass, were seen going about the decks collecting broken crockery-ware, or any trash, to exchange for the fish brought alongside by these '*Yapoos*', as they called them; not one word of whose language did they appear to comprehend" (King: 449).

An dieser Stelle endlich verließ die englische Flotte die Heimat der Yamana und steuerte nordwärts in den Atlantischen Ozean hinein. Die "Adventure" und die "Beagle" liefen in Rio de Janeiro am 6. August wieder aus und erreichten Plymouth Sound am 14. Oktober 1830. King führte noch den Oberbefehl über die gesamte Flotte, indes sind die meisten der oben nachgedruckten wertvollen Abschnitte dem Tagebuche des Fitz-Roy, der bereits die "Beagle" befehligte, entnommen. Ein so inhaltsreiches und vielgestaltiges Bild der Lebensgewohnheiten und Besitzgüter jener fernen Inselbewohner hat er auf Grund seiner unmittelbaren Beobachtungen entworfen, daß man dasselbe beim Studium der feuerländischen Kulturverhältnisse nicht missen möchte, deshalb, weil doch bis dahin die Eingeborenen noch nie in so anhaltende Berührung mit den Europäern gelangt waren.[100]

---

[100] Ein Mitglied dieser Expedition des Kommandanten King war James Macdonald, der ebenfalls seine Erlebnisse und Erfahrungen mit den Eingeborenen in einem besonderen Werke niedergelegt hat. Da dieselben aber über die oben wiederholten Mitteilungen bezüglich nicht hinausgehen, so habe ich davon Abstand genommen, sie hier einzuschalten. Zur Begründung kann ich auch auf Cooper: 108 hinweisen, der den Verfasser folgendermaßen einschätzt: „He seems to have been an exact observer, but his account is sketchy, popular, anecdotal, and lacking in detail."

ROBERT FITZ-ROY: Seit 1828 gehörte Kapitän Fitz-Roy der englischen Forschungsexpedition "Adventure" und "Beagle" an, und zwar als Befehlshaber des letztgenannten Schiffes. Auf der Heimfahrt in der ersten Hälfte des Jahres 1830 befanden sich an Bord seines Schiffes die drei jugendlichen Yamana-Männer York Minster, Boat Memory, Jemmy Button und die kleine Fuegia Basket. Ununterbrochen war er darauf bedacht, sie genau kennenzulernen und dadurch einen Einblick in die Gedankenwelt und Geistesverfassung des ganzen Stammes zu gewinnen. Diese Bemühungen setzte er auch weiterhin fort. „During the time which elapsed before we reached England, I had time to see much of my Fuegian companions; and daily became more interested about them as I attained a further acquaintance with their abilities and natural inclinations. Far, very far indeed, were these of the number from deserving to be called savages — even at this early period of their residence among civilized people — though the other, named York Minster, was certainly a displeasing specimen of uncivilized human nature" (Fitz-Roy [a]: 1). In England selber, wo die Flotte am 14. Oktober 1830 einlief, sorgte er für seine feuerländischen Schützlinge nach bestem Wissen und Können (S. 136). Trotzdem starb Boat Memory an den Blattern bereits November 1830, obwohl er gute Pflege im Royal Naval Hospital zu Devonport erhalten hatte.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1831 wiederholte die britische Admiralität ihre frühere Entscheidung, die "Beagle" nochmals in die Kap Hoorn-Gegend zur Fortsetzung der hydrographischen und geographischen Beobachtungen zu entsenden. Der Oberbefehl wurde Fitz-Roy übertragen. Mit Sorgfalt und Eifer traf man die Vorbereitungen für die vielen und verschiedenartigen Bedürfnisse, die "Beagle" selber mußte [illegible] in Dock gehen und gut verstärkt werden. Als diese Arbeiten sich dem [illegible] näherten, wurden die drei jungen Yamana mit einer reichen Auswahl [illegible] Gegenständen aus Walthamstow geholt, und schließlich besorgte man genügend Vorräte an guten Lebensmitteln und den besten Instrumenten.[**] „Anxious that no opportunity of collecting useful information, during the voyage, should be lost; I proposed to the Hydrographer that some well-educated and scientific person should be sought for who would willingly share such accomodations as I had to offer, in order to profit by the opportunity of visiting distant countries yet little known. Captain Beaufort approved of the suggestion, and wrote to Professor Peacock, of Cambridge, who consulted with a friend, Professor Henslow, and he named Mr. Charles Darwin, grandson of Dr. Darwin the

[**] Wie Fitz-Roy (a): 43 selber anerkennt, „never did a vessel leave England better provided, or fitted for the service she was destined to perform, and for the health and comfort of her crew, than the 'Beagle'. If we did want any thing which could have been carried, it was our own fault; for all that was asked for, from the Dockyard, Victualling Department, Navy Board, or Admiralty, was granted". In einem Briefe an Professor Henslow vom 15. Nov. 1831 sagt Charles Darwin (c): 195 übereinstimmend damit: „Kein Schiff hat England je mit einem solchen Satze von Chronometern verlassen, nämlich vierundzwanzig, und ebenso sehr gute."

post, as a young man of promising ability, extremely fond of geology, and indeed all branches of natural history. In consequence an offer was made to Mr. Darwin to be my guest on board, which he accepted conditionally; permission was obtained for his embarkation, and an order given by the Admiralty that he should be borne on the ship's books for provisions. The conditions asked by Mr. Darwin were, that he should be at liberty to leave the 'Beagle' and retire from the Expedition when he thought proper, and that he should pay a fair share of the expenses of my table" (Fitz-Roy [a]: 18).

Als die "Beagle" den englischen Hafen verließ, waren 74 Personen an Bord. Wegen anhaltender Stürme hat sich die Ausfahrt bis Ende Dezember verzögert; am 27. Dezember 1831 endlich ging sie von Barnpool aus in See.

Nach wiederholtem, verzögerndem Aufenthalt an der östlichen Küste Südamerikas waren gegen Ende des Jahres 1832 die magellanischen Gewässer erreicht. Als das Schiff am 15. Dezember am Cabo Peñas auf dem Ostufer der Isla Grande vorbeifuhr, zeigten sich mehrere Eingeborene. „They were tall men, on foot, nearly naked, and accompanied by several large dogs. York Minster and Jemmy Button asked me to fire at them, saying that they were 'Oens-men', very bad men. Our Fuegian companions seemed to be much elated at the certainty of being so near their own country; and the boy was never tired of telling us how excellent his land was, how glad his friends would be to see him, and how well they would treat us in return for our kindness to him" (Fitz-Roy [a]: 119).

In Bahía Buen Suceso besuchten Darwin, Hamond und andere eine kleine Gruppe von Eingeborenen.[107] „One of the Fuegians was so like York Minster, that he might well have passed for his brother. It was amusing and interesting to see their meeting with York and Jemmy, who would not acknowledge them as countrymen, but laughed at and mocked them. It was evident that both of our Fuegians understood much of the language in which the others talked; but they would not try to interpret, alleging that they did not know enough." Am 22. Dezember wurde Kap Hoorn gesichtet, Bahía Nassau nach schwerem Kampfe mit Sturm und Wellen erreicht, Bahía Windhond vorübergehend als Zufluchtsstätte genommen und in der sicheren Goree Road der Anker geworfen.

Am 18. Januar 1833 unterbricht Fitz-Roy (a): 129 seine Tagebuchaufzeichnungen und schiebt in sein Werk einen besonderen Abschnitt[108] über die "Southern Aborigines of South America" ein. Er bekennt: „Of the tribes which scantily people Patagonia and Tierra del Fuego, far less is yet known than might generally be expected. Although frequently seen by white men,

---

[107] Dieses Zusammentreffen auf der Isla Grande am 17. Dezember 1832 hat Darwin (d): 231 sehr anschaulich geschildert (Bd. I, 36). Der Originalbericht ist betitelt: Journal of Researches in Geology and Natural History of the various countries visited by H. M. S. "Beagle" under the command of captain Fitz-Roy (London 1839).

[108] Gemeint ist "Chapter VII" seines Buches: "Proceedings of the Second Expedition..."

and often holding intercourse with them, probably no person even moderately educated, excepting FALKNER, has staid among them long enough to become acquainted with, and describe their peculiarities." Über die Bewohner des Feuerlandes „a few notices are to be found in narratives of various voyagers; but the imperfect description here given is principally derived from the natives who went to England in the 'Beagle'; and from Mr. Low, who has seen more of them in their own country than any other person".

Diese Selbstbewertung ist quellenkritisch von hoher Bedeutung; denn nachweislich hat FITZ-ROY das heimatliche Gebiet der Yamana nach allen Richtungen hin durchkreuzt und überall kleinere wie größere Gruppen derselben gesehen; für Erklärungen und Deutungen all seiner Beobachtungen blieb er ausschließlich auf das Urteil der jugendlichen Personen angewiesen, die er an Bord der "Beagle" mit sich führte. Allein schon ihr geringes Alter und ihre nicht unbedeutend lange Abwesenheit von den eigenen Landsleuten lassen es begreiflich erscheinen, daß sie selber über viele Dinge keine genaue Anschauung besessen haben konnten. Überdies war ein freier Gedankenaustausch dadurch behindert, daß sie selber der englischen Sprache auch später noch nicht mächtig waren. Wie weit sie sich überhaupt darin mit ihren europäischen Freunden verständlich machen konnten, findet sich nirgends bestimmt angegeben.

Demnach befremdet es nach den Ergebnissen neuzeitlicher Untersuchungen nicht, wenn FITZ-ROY's geographische Abgrenzungen und besondere Benennungen der einzelnen Stammesgruppen meistenteils unzuverlässig sind. Das gilt bereits für die Kennzeichnung der Yamana als Volkseinheit; schreibt er doch: „Beyond a range of high mountains to the southward of the *Yaʻana* [die südlichsten Tehuelche], is the tribe formerly called *Key-ahuar*, now probably the *Tekeenica*. These are the smallest, and apparently the most wretched of the Fuegians. They inhabit the shores and neighbourhood of the Beagle Channel. The number of adults in this tribe may be about five hundred."

Auch weist er mit sicherer Beurteilung auf die Schwierigkeiten der Forschung hin: „The difficulty of obtaining either language or information from the Fuegians can only be well appreciated by those who have had intercourse with them, or with the New Hollanders; whose mimickry of what one says is as perplexing as the same trick is when speaking to the Fuegians" (FITZ-ROY [a]: 132). Geographisch trennt er von den Nachbargebieten die eigentliche "Tierra del Fuego" ab und rechnet hierher „all the islands southward of the Strait of Magalhaens (including Staten Land), as far as the Diego Ramirez islets".

Die körperliche Beschreibung der Yamana ist treffend ausgefallen, weil der Wirklichkeit und vielen Beobachtungen entnommen: „The Tekeenica, natives of the south-eastern portion of Tierra del Fuego, are low in stature, ill-looking, and badly proportioned. Their colour is that of very old mahogany, or rather between dark copper and bronze. The trunk of the body is large, in proportion to their cramped and rather crooked limbs. Their rough, coarse, and extremly dirty black hair half hides yet heightens a villainous expression

of the worst description of savage features. Passing so much time in low wigwams, or cramped in small canoes, injures the shape and size of their legs, and causes them to move about in a stooping manner, with the knees much bent; yet they are very nimble, and rather strong.

They suffer very little hair to grow, excepting on their heads. Even their eyebrows are almost eradicated — two muscleshells serving for pincers. This aversion to the smaller tufts of hair does not extend to the thatch-like covering of their ugly heads, which is lank, covered with dirt, hanging about their ears, and almost over their faces. Just above their eyes it is jagged away by a broken shell, if they have not a piece of iron hoop for a knife, the pieces cut off being scrupulously burned. In height varying from four feet ten to five feet six, yet in the size of their bodies equalling men of six feet, of course they look clumsy and ill-proportioned: but their hands and feet are rather small with respect to the size of their bodies, though not so in proportion to their limbs and joints, which, excepting the knees, are small. Their knees are all strained, and their legs injured in shape, by the habit of squatting upon their heels. Awkward and difficult as such a posture appears to us, it is to them a position of easy rest." Über die Gestalt der Frauen fügt er hinzu: „They are short, with bodies largely out of proportion to their height; their features, especially those of the old, are scarcely less disagreeable than the repulsive ones of the men. About four feet and some inches is the stature of these one-Fuegians — by courtesy called women. They never walk upright: a stooping posture, and awkward movement, is their natural gait. They may be fit mates for such uncouth men; but to civilized people their appearance is disgusting. Very few exceptions were noticed. The colour of the women is similar to that of the men. As they are just as much exposed, and do harder work, this is a natural consequence: besides, while children, they run about quite naked, picking up shell-fish, carrying wood, or bringing water. In the colour of the older people there is a tinge of yellow, which is not noticed in the middle-aged or young. The smoke of wood fires, confined in small wigwams, hurts their eyes so much, that they are red and watery."[109]

Aus den Angaben über Kleidung, Schmuck und Körperpflege sollen an dieser Stelle nur wenige wiederholt werden, alles Weitere findet sich an passenden Stellen dieser Abhandlung eingestreut: „Sometimes these satires upon mankind wear a part of the skin of a guanaco or a seal-skin upon their backs, and perhaps the skin of a penguin or a bit of hide hangs in front; but often there is nothing either to hide their nakedness or to preserve warmth, excepting a scrap of hide, which is tied to the side or back of the body, by a string round the waist."[110] Women wear rather more clothing

[109] Noch ausführlicher ist die Beschreibung der körperlichen Besonderheiten der Feuerländer, die Fitz-Roy (a): 175 weiter unten gibt und die fast ausschließlich für unsere Yamana gilt.

[110] Ungenau indes ist es, wenn er diesen eigentlichen Rückenbehang folgendermaßen deutet: „Even this is only for a pocket, in which they may carry stones for their slings, and hide what they pick up or pilfer."

[than men], that is, they have nearly a whole skin of a guanaco, or seal, wrapped about them, and usually a diminutive apron. The upper part of the wrapper, above a string which is tied around the waist, serves to carry an infant. Neither men nor women have any substitute for shoes."

Nun folgen noch einige Worte, die den Gesamteindruck dieser Indianer auf Europäer vervollständigen: „The effects of their oiling, or greasing themselves, and then rubbing ochre, clay, or charcoal, over their bodies; of their often feeding upon the most offensive substances, sometimes in a state of putridity; and of other vile habits, may readily be imagined" (Fitz-Roy [a]: 139).

Nach knappen Angaben über die Wohnhütte und das Kanu der Yamana beschließt er seine Mitteilungen über sie mit einer eindrucksvollen Schilderung der Landschaft: „The country of this people may be briefly described by saying that deep but narrow arms of the sea intersect high mountainous islands, many of whose summits are covered with snow, while the lee or eastern sides of their steep and rocky shores are more than partially covered with evergreen woods. Between projecting rocky points are sandy or stony beaches, fronting very small spaces of level land, on which the huts of the natives are generally placed. Almost throughout the year, cloudy weather, rain, and much wind prevail; indeed, really fine days are very rare. Being so near the level of that great climate agent, the ocean, frost and snow are far less frequent than might be expected in a high latitude, among snow-covered mountains, of which the sight alone inclines one to shiver." [111]

In den darauf folgenden Tagebuchaufzeichnungen finden sich noch sehr viele Beobachtungen über die Eingeborenen eingestreut. Um jeden falschen Schluß aus seiner Schreibweise zu verhüten, macht er selber eigens aufmerksam und betont: „As there is much similarity in the habits of all the tribes above-mentioned who use canoes, and we know little of the *Yacana* [die Yamana]," [112] I shall speak . . . of the Canoe Indians, as one body" (Fitz-Roy [a]: 143).

Will man demnach jene Mitteilungen herausgreifen, die sich bestimmt und ausschließlich auf die Yamana beziehen, kann man nicht umhin, den Reiseweg der "Beagle" genau zu verfolgen und dabei zu beachten, ob sich die Mannschaft im Gebiete dieses Indianerstammes oder in der Heimat der Halakwulup aufhält. Indes paßt folgendes Verhalten in gleicher Weise auf beide

---

[111] Ausführlich und zusammenfassend hat Fitz-Roy (b): 1—64 und (b): 311—317 die Wetterbedingungen jenes Gebietes beschrieben.

[112] Seine Bedenken über die unzulängliche Schreibweise der befremdlich klingenden Worte und mancher Eigennamen hilft er nicht entkräften; zum mindesten kann man daraus ersehen, wie sehr er sich um möglichste Genauigkeit in all seinen Beobachtungen bemüht. Unumwunden bekennt er: „There is so much difficulty in deciding upon the orthography of words whose sounds are variously given by individuals even of the same tribe, and which, caught by ears of varying acuteness, are written down according to the pronunciation of different languages, that one may trace some connexion between the names Ken-ee, Key-yus; Keyahass or Keyahas; Kekenika, or Tekenica, and Kenneka. This last term is taken from Van Noorts (Burney, vol. II, p. 215). Perhaps the country there called 'Cain' may be that inhabited by Jemmy Button's Ons-aw-ers."

Sidmouth: „When discovered by strangers, the instant impulse of a Fuegian family is to run off into the wood with their children, and such things as they can carry with them. After a short time, if nothing hostile is attempted by the intruders, and if they are not too numerous, the men return cautiously, making friendly signs, waving pieces of skins, rubbing and patting their bellies, and shouting. If all goes on quietly, the women frequently return, bringing with them the children; but they always leave the most valuable skins hidden in the bushes. This hasty concealment of and re enter skins in the woods of visits from seafarers,[*] who frequently robbed Fuegians families of every skin in their possession, before the natives understood the motives of their expeditions in boats into the interior waters of Tierra del Fuego. Sometimes nothing will induce a single individual of the family to appear; men, women and children hide in the thick woods, where it would be almost impossible to find them and do not show themselves again until the strangers are gone: but during the whole time of their concealment a watchful look-out is kept by them upon the motions of their unwelcome visitors.

Scarcity of food, and the facility with which they move from one place to another in their canoes, are, no doubt, the reasons why the Fuegians are always so dispersed among the islands in small family parties, why they never remain long in one place, and why a larger number are not seen many days in society. They never attempt to make use of the soil by any kind of culture: seals, birds, fish, and particularly shell-fish, being their principal subsistence: any one place, therefore, soon ceases to supply the wants of even one family: hence they are always migratory. In a few places, where the meeting of tides causes a constant supply of fish, especially porpoises, and where the land is broken into multitudes of irregular inlets and rocks, whose shores afford an almost inexhaustible quantity of shell-fish, a few families may be found at one time, numbering altogether among them from twenty to forty souls; but even these approaches towards association are rare, and these very families are so migratory by nature, that they do not remain many months in such a spot, however productive it may be, but go wandering away among the numerous secluded inlets or sounds of their country, or repair to the outer sea-coast in search of seals, a dead whale, or fragments of some wrecked ship" (Fitz-Roy (a): 177).

Der englische Flottenführer, der ein offenes Auge für die merkwürdige Lebensart der Feuerländer besitzt, bemüht sich auch weiterhin, seine Erfahrungen und Beobachtungen treu und wahr niederzulegen. So gelingt es ihm, ein ziemlich vollständiges Bild von der gesamten gegenständlichen Kultur und täglichen Beschäftigung dieser Eingeborenen zu entwerfen, zwar nur in groben Zügen und in allgemein gehaltenen Andeutungen, doch immerhin im Wesentlichen unterrichtend. Was er über Religion und Geisterfurcht, über Seelenglaube und Bestattung der Toten, über gesellschaftliche und ehrliche Ein-

[*] Diese Gewohnheit gewissenloser Matrosen und Robbenschläger haben auch die folgenden Jahrzehnte beobachtet und es auch heutigentags noch nicht ganz verschwunden.

richtungen, über Nahrungsgewinnung und Jagdwaffen, über Wohnung und Kleidung, endlich über Waffen, Werkzeuge und Gerätschaften aufgezeichnet hat, soll weiter unten in die eigentliche Abhandlung eingefügt werden. Auffallen dürfte es, wie ausdrücklich er für die bei den Yamana übliche Menschenfresserei eintritt, obwohl er, wie auch Captain Duncan, sich dafür doch nur auf wenige, durchaus ungenügende Andeutungen der jugendlichen, von ihm nach England geführten Eingeborenen stützen kann. In jedem Kapitel seines Tagebuches findet sich auch manches für die Ziele des vorliegenden Werkes geeignete Mitteilungen; mehr Raum indes stellt er im 2. Bande der "Narrative" für all jene Ereignisse frei, die sich an die Rückkehr der drei Yamana nach Europa an ihren Landsleuten und an den allerdings mißglückte Einpflanzen einer englischen "Kulturpflanze" unserm Matthews in ihr Gebiet knüpften.

Fitz-Roy (a): 205 urteilt seiner Schützlinge wirklich ab und zwar in „Jemmy's 'own land', which he called Woollya"; trotz mancher Bedenken hielt er auch den englischen Katechismus Matthews bei den Eingeborenen zurück.

Eigenartig war das erste Zusammentreffen der drei aus Europa Heimkehrenden mit ihren Landsleuten nach langem Getrenntsein. Bei der Einfahrt in die Angosturo Murray am 20. Januar 1833 „several natives were seen in this day's pull; but as Jemmy told us they were not his friends, and often made war upon his people, we held very little intercourse with them. York laughed heartily at the first we saw, calling them large monkeys; and Jemmy assured us they were not at all like his people, who were very good and very clean. Fuegia was shocked and ashamed, she hid herself, and would not look at them a second time. It was interesting to observe the change which three years only had made in their ideas, and to notice how completely they had forgotten the appearance and habits of their former associates; for it turned out that Jemmy's own tribe was as inferior in every way to the worst of those whom he and York called 'monkeys dirty fools not men'. We gave them 'Fuegians',but York called them, some peccaries, and crossed over to the north side of the channel to be free from their importunities; but they followed us speedily".

Auf der Weiterfahrt „we passed along a coast of country where no natives were seen. Jemmy told us it was 'land between bad people and his friends'; (neutral-ground probably)". Kurz danach wurde „a small party of Tekeenica natives, Jemmy's friends" sichtbar. Die Sprache dieser Gruppe, „who were the first of Jemmy's own tribe whom we met, seemed softer and less guttural than those of the 'bad men' whom we had passed near the clay cliffs; and the people themselves seemed much better disposed, though as abject and degraded in outward appearance as any Fuegians I had ever seen". Hier erlebte Fitz-Roy (a): 204 einige merkwürdige Überraschungen und erfuhr manches über die feindlichen Einfälle der Selk'nam in das Yamanagebiet.

Als sich die kleine Flotte zur Weiterfahrt einrichtete, sah sie von allen Seiten die Kanus der Eingeborenen herankommen; um aber von ihnen, die mit

Jemmy und Yorx befreundet waren, nicht belästigt zu werden, eilte sie schnell davon. „In a very short time there were thirty or forty canoes in our train, each full of natives, each with a column of blue smoke rising from the fire amidships, and almost all the men in them shouting at the full power of their deep sonorous voices ... After a few hours (pulling hard to keep ahead of our train) we reached Woollya, and selected a clear space favourably situated for our encampment, landed, placed sentries, and made the various arrangements necessary for receiving the anticipated visits of some hundred natives." Ohne Verzug wurden daselbst für Matthews und seine drei indianischen Begleiter geräumige Blockhäuser errichtet, in denen sie bequem wohnen und ihre vielen Geschenke unterbringen konnten. Jemmy sah hier auch seine Mutter und Brüder wieder. Die Erzählung über das Verhalten und Schicksal der soeben Gelandeten möchte ich hier abbrechen und in anderem Zusammenhange später wieder aufnehmen.

Danach begab sich Fitz-Roy (a): 210 mit seinen beiden Booten durch die Angostura Murray in den westlichen Canal de Beagle zu neuen Forschungen. Öfters begegneten ihm größere und kleinere Gruppen von Eingeborenen, denen er regelmäßig auswich. Bis Cabo Desolación drang er vor und kehrte bald in östlicher Richtung zurück; überall machte er geographische Entdeckungen und benannte u. a. den "Darwin-Sound" nach seinem jungen, wissenschaftlichen Begleiter. Am 4. Februar 1833, „nearly opposite to Shingle Point, we met a large party of natives. All of them appeared in full dress, being bedaubed with red and white paint, and ornamented, after their fashion, with feathers and the down of geese. One of their women was noticed by several among us as being far from ill-looking: her features were regular, and, excepting a deficiency of hair on the eyebrow, and rather thick lips, the contour of her face was sufficiently good to have been mistaken for that of a handsome gipsy. What her figure might be, a loose linen garment, evidently one that had belonged to Fuegia Basket, prevented our noticing. The sight of this piece of linen, several bits of ribbon, and some scraps of red cloth, apparently quite recently obtained, made me feel very anxious about Matthews and his party ... At daybreak next morning (6th Feb.) we were again hastening towards Woollya".

Die Überraschung und Enttäuschung war nicht gering. Angesichts der anscheinend bedrohlichen Haltung der Eingeborenen glaubte Fitz-Roy den hilflosen Matthews in dieser Wildnis nicht zurücklassen zu dürfen. Letzterer fügte sich und begab sich auf das Boot. Eiligst wurden all seine Sachen verladen, ohne daß die Indianer zu Gewalttaten oder Räubereien schritten. Ergebnislos also endete der schöne, bestgemeinte Plan, unter der Anleitung und durch das Beispiel eines opfermutigen, selbstlosen Engländers die dortigen Eingeborenen zu einer bequemeren Lebensweise und höheren Gesittung zu führen.

Währenddessen lag die "Beagle" im Canal Gorre verankert. Darthin steuerten nun die beiden Boote wieder zurück und fanden alles in bester Ord-

sung. Indes schon nach zwei Tagen, am 10. Februar 1833, segen sie abermals zu Vermessungen aus, durchquerten Bahia Nassau „and explored the western part of Ponsonby Sound. Natives were seen here and there, but we had little intercourse with them" (Fitz-Roy [a]: 223). Noch einmal landete die Mannschaft für einige Stunden an der Küste von "Woollya" [Wulaia], um nach dem Befinden der drei nahen aus Europa heimgekehrten Yamana zu schauen. Diese schienen sich, trotz einiger Mißverständnisse, bei ihren Landsleuten wieder zurechtgefunden zu haben. So nahmen Fitz-Roy, Matthews und die englischen Matrosen von ihnen Abschied, kehrten in ihren Booten zur "Beagle" zurück und rüsteten sich zur Fahrt nach dem Norden. Am 21. Februar gingen sie unter Segel und konnten schon in der folgenden Nacht in der Bahia Buen Suceso die Anker werfen. Weil die Flotte dringend sich neu verproviantieren mußte, fuhr sie über die Falklandinseln nach Montevideo.

Noch war die umfangreiche Forschungsarbeit dieser englischen Schiffe im unbekannten indianischen Süden der Neuen Welt nicht beendet. Am 6. Dezember 1833 also, „with a supply of provisions and coals, sufficient for at least nine months, the 'Beagle' and her tender [the 'Adventure'] sailed together from Monte Video" (Fitz-Roy [a]: 314), abermals südwärts. Bei günstiger Witterung „on the 25th Feb. 1834, we anchored at the Hermite Islands, on the north-east side of Wollaston Island. Thence, on the 27th, we crossed Nassau Bay to Goree Road, and the following day entered the Beagle Channel. The 1st of March passed in replenishing our wood and water at a river, where we had an opportunity of making acquaintance with some Yapoo Tekeenika natives, who seemed not to have met white men before".

Am 5. März 1834 zeigte sich die "Beagle" vor der Wulaia-Küste. Nach einigem Warten wurde das Kanu der Jemmy Button und der seiner Begleiter Tommy Button sichtbar, die kurzig dem englischen Schiffe entgegenruderten. Das unverhoffte Wiedersehen der Freunde war herzlich. Jemmy erzählte die sonderbaren Vorgänge, die sich hierselbst während der Abwesenheit der "Beagle" abgespielt hatten,[99] und begleitete Fitz-Roy an jene Stelle, wo vor einem Jahre die drei Bleichhäuser aufgerichtet worden waren. Einige Kartoffeln schienen wirklich aufgegangen zu sein und wurden ausgegraben; von den anderen Pflanzungen war nichts mehr hier zu sehen. Besonders betrübend klang die Erzählung Jemmy's über das Verhalten seines früheren Begleiters Yoka, der ihn vieler Gegenstände beraubt hatte.

Ihrer unerwartet neue Entdeckung berichtete Fitz-Roy in seinem Entschlusse, nicht noch ein zweites Mal den zweifelhaften Versuch zu machen, Matthews als einzigen Europäer bei diesem Volke zurückzulassen. Und so gab er sich schweren Herzens mit der Hoffnung zufrieden, daß all sein Bemühen um die drei jugendlichen Feuerländer, die er nach England geführt, dort in treue Pflege und Erziehung gegeben und später in die Heimat zurückgebracht hatte, für einen späteren Zeit nicht ganz vergeblich sein dürfte.

---

[99] In anderen Zusammenhängen sollen die wichtigsten Einzelheiten wiederholt werden.

Für immer sahen sie damit Abschied von Jemmy und seinem Volke. Am 9. März 1834 war die "Beagle" bereits vor den Falklandinseln und hat seitdem die Wogen des Kap-Hoorn-Gebiets niemals mehr durchkreuzt.

So schätzenswert Fitz-Roy's wirkliche Mitteilungen sind, weil sie einer frühen Zeit entstammen, in der die Yamana-Indianer europäischer Schiffe noch nicht beträchtlich beeinflußt waren, darf man doch nicht vergessen, daß sie an Genauigkeit und Vollständigkeit nicht zu vergleichen sind mit Darwin's Aufzeichnungen. Die Bedingungen zu einer gründlicheren Forschung waren eben noch nicht gegeben und die verhältnismäßig nüchtige Schilderung der Eingeborenen trübte das ruhige Beurteilen mancher allgemeinethnischen Tatsachen. So ist von vornherein einzuschränken, daß die Angaben der drei indianischen Gewährspersonen, denen in ihrer jugendlichen Alter die volle Kenntnis der ganzen Stammesüberlieferungen und die abgeklärte Beurteilung, die erst eine lange Lebenserfahrung zur Reife bringt, fehlten, nur sehr geringe Zuverlässigkeit hatten.[1] Von diesen aber war Fitz-Roy (a): 181 fast vollständig abhängig; denn er bekennt: „I confer relating all that I know of these tribes, in consequence of the intercourse carried on with them by the 'Beagle''s officers and myself, and the visit of York, Jemmy, and Fuegia to England."[2] Es verschweigt eine der größten Schwierigkeiten nicht, nämlich die Unmöglichkeit an festen Gedankenaustausch und bekennt (a: [a]): 180): „Of the Fuegian language we know but little, although three of the natives went so many months with us." Endlich bringen auch einige gute Zeichnungen wichtige Einzelheiten der Yamana deutlich zur Darstellung. Diese wenigen Anmerkungen schmälern jedoch nur wenig die hochinteressanten Verdienste, die sich King und Fitz-Roy samt ihrer Mannschaft um die Geographie, Hydrographie und Meteorologie jener unwirtlichen und schwierigen Gebiete (S. 8) erworben haben und die ihnen alle Zukunft lohnend markieren wird.[3]

CHARLES ROBERT DARWIN. Aus allen Beobachtungen und Situationsschilderungen, die von diesem Seefahrer über die südlichsten Feuerland-

[1] Als seinen Gewährsmann für die westlichen Gebiete nennt er Wanscie Lee. Dieser trat am 4. Februar 1830 mit der "Adventure" zusammen „and immediately offered his services as a pilot; they were accepted, provisionally, ... trusting that the Admiralty would approve of my so engaging a person who, in pilotage and general information about the Falklands, Tierra del Fuego, Patagonia, and the Galapagos Islands, could afford us more information than any other individual, without exception" (Fitz-Roy [a]: 181).

[2] Sehr bezeichnend ist der Eindruck, den Fitz-Roy (a): 206 gewann, als jene Drei nach langer Abwesenheit ihren heimatlichen Landstrich wieder betreten waren: „It was interesting to observe the change which these years only had made in their ideas, and to notice how completely they had forgotten the appearance and habits of their former associates."

[3] Außer vielen anderen Schriftwerken hat auch King (a): 168 hingewiesen auf „the scientific Results drawn Conversations, die Ihr die Hydrographie und Geographie der südlichsten Partie Süd-Amerikas mehr tut, als irgend eine Schrift.... Außer dem obengenannten Werke [Narrative of the surveying voyages ...], der Geschichte-Erzählung der Expedition, gingen von derselben noch noch mehrere andere die Navigation betr-

indianer eingegeben worden sind, bei keiner so allgemeine Verbreitung gefunden und keine so leidenschaftliche Übertragung geschaffen, wie die der jungen Dakota. Was über den Charakter einer Indian Mission hinaus wurde wie Beziehe als weil als wegen bei einer Allgemeinbetrachtung irgendwelcher primitiver außereuropäischen Völkerschaften überhaupt vorgenommen gelegt, nun gehe wohl nicht fehl, wenn man behaupten, daß es die europäische Diakonie einiger Jahrzehnte in Bezug auf die Naturvölker kontinuierlich beeinflußt hat.

Zu einer Zeit, in der die dumme romantische Geringschätzung der roten Volk der Naturvölker nicht nur vorherrschend, sondern, wegen der allzeitigen Richtung gewordene war, gaben die presbyterianischen Missionare der South American Missionary Society die günstigen Erfolge ihrer Arbeit und Predigt unter den vielgeschmähten Feuerländern in überraschender Mitteilungen bekannt. Angesichts der unendlichen Beziehe und der unbeugsamen Tatsachen hat Darwin selbst, jetzt schon als alter Mann, die wenigen Urteile und unendlichen Übertragen aus seiner Jugendzeit hätten gelassen und den überraschenden Erfahrungen der Missionare, die auf ein jahrzehntelanges Zusammenleben mit den Eingeborenen hinweisen konnten, vorbehaltlos zugestimmt. Ein ganz eigenartiges Spiel des Schicksals war es, daß unter den Briefwechsel des jugendlichen Darwin immer und überall wiederkehrt, hingegen seiner späteren wissenschaftlichen Entwicklung mit einem allgemeinen Übergang angedeutet wurde. Darwin bestand bei so verschiedenen, daß die Feuerländer selber ins tiefere Leben verbrüderlichen Einschätzung, in das der unendlichen jungen Naturforschers die bereits vor Jahrzehnten sehr wertlig gewirkt hatte, auch weiterhin verblieben.

Einen warme die "Adventure" und die Beglaubigt, die "Beagle", von denen unsere Feuerländer wurden in England gebracht (S. 88), als Fitz-Roy den Plan zu heftiger Rückkehr in die Bay Shoen-Gegend sowie, denn seine Expeditionsleute Begleiter glaubte er persönlich an ihren Landsleuten besser zu wissen.[1] Durch Verfügungen der britischen Admiralität wurde ihm der Oberbefehl über die letzteren angewiesen Plater[2] genommen und aus seine

---

unsere ausschweifende und hochgespannte Schriften, Indianer, Indian Missionar, Darwin, Landungsplatz, geschützte Unternehmungen von Jahren, und alle diese Werke ausgesprochenen Bilder von der schönen Landlage unserer jetzigen Kolonie dieser Eingeborenen, an der spätere Nachfolger nur noch hier und da einen verbesserungen und an bessere kamen". Indem weiß Kapitel 178 die Bedeutung und den Verbindlichkeit spätere Verbesserungen wenig schmälern, versprach er in seiner Veröffentlichung wegen „Zeit, erspare und verschiedene Nachfolge der Verschiedenheiten der Schriften von Cook und Cook-Bay haben eine ganze Reihe von namentlich englischen Beschäftigen gefunden, welche an Verhältnis der letzten Jahrzehnten (bis etwa 1872) der Magellan-Straße betrachten."

[1] Beide Quellen (S. 227 ausführen) „Diese Eingeborenen in ihrem Vaterlande wieder einzuführen, war einer der hauptsächlichsten Beweggründe für Captain Fitz-Roy, seine gegenwärtige Reise zu unternehmen."

[2] Bis dieser für die deutsche Zeit bedeutsame Ausdruck in der Form von allen möglichen Arten verändert und der dadurch völlig fremden Gestalt des Schiffsführers der „Beagle" unendlich ungeeignet wurden (S. 88), den Erfolg keinen durfte die Bezeichnung und Namen (S. 198) schreiben: „Er ist ein Beweis für die glänzende Beschäftigung des Captain

Goethes Treffen an in seiner Begleitung einen unterschiedlich gebildeten Mann wie, Die Wahl Sid und Clemens Brentano, den damals bei erschütternden Lebensjahren stand und den sich gern zur Teilnahme an jener langen Fahrt entschloß (S. 90).[1]

Innerhalb seiner Mitteilungen sich auf kleine Beobachtungen von Eigentümlichkeiten und unwichtigen Entscheidungen beschränken, sind die Skizzen ausführlich, denn Clemens war, obwohl sehr Freundlich, ein guter Beobachter und an denselben Zeit Lebhaft energischen Einfühlungen in den Lap Skizzen-Original noch gehen. Seine Skizzen gewinnen Charakterzeugen und seine Schilderungen charakterisierende Bedeutungen, die in den gesellschaftlichen, geistig-theoretischen und religiösen Gehalten jener Eingeführenen Landschaftsbilder, Seine Skizzen sehr wenig Gleich, Selbst die war wenig sichre Einleitungen in den Gesellschaftskreis der Gräfinnen, denen er begegnete, war ihm wegen völligen Unkenntnis der französischen Sprache nicht möglich und die drei jugendlichen Personen, die sich mit ihm auf dem gleichen Schiff befanden, verstand sich in Englisch sich, deutlich genug zu verständigen.[2] Einzelige Beobachtungen sollte sich jeder von Augen halten, der Brentano's Berichte Schlank zu schätzen gewonnen hat.

Die Fluss, die am 17. September 1801 den Rhein überquert verlassen hatte, lief genau die Jahr später in die Bahn Ihren Namen ein, hier erstmals Skizzen (S. 224) den städtischen Bewohnern der Lily Grande einen kurzen Besuch ab (Bd. I, 36).[3] Bald danach bewegte sich die Fluss in den gelben

---

Freiheit und unsere Hilfsmittel, daß wir [die Wright] unterhalten sie, aber einen einzigen Spanier verstand sie haben, und daß sie war in einem einzigen der vielen Häuser, welche wir an besuchen hatten, in großen Gefahr war."

[1] Die Skizze, welche unvollständig geworden, dem damals Clemens Brentano Goethes und Wandgemälde-Gedanken war in wichtige Aufgabe zugewiesen, sind am besten am ersten Briefwechsel mit Paul Clemens zu studieren. (Vgl. Cles Briefen. 1877, I. Bde. 1877.) Sie enthalten Briefe voll einer Freundschaftlichkeit und eine Wirk eingehenden gewichtige Studien.

[2] Goethes Schlagen an sie (22. 1796) sich selbst: „Möglich alle dies [von England nach Hage Reisen] unterhaltenden Freundinnen] unterhalt gut Englisch sprechen, als schreiben konnten, so war es doch eigentümlich schwierig, mit Aufführung von diesen in Betreff des Lebensweise durch Landleute zu erhalten, dies war zum Teil einer Folge der allgemeinen Lebensfreiheit, die niederländer Klimaten an gewohnen. ... Dabei war es ganz unmöglich, durch Übersetzungen konversieren, als einen eigenen Sinne, was er behaupten hatten, auch wirklich recht verständlich haben." Sehr charakteristisch bemerkt, ich an begeisterter daß diesen jugendlichen Personen die verständliche Schilderung der vaterländischen Gebräuchen dann Vollen obging.

[3] Die Gräfin, die das bei Gelegenheit an dem französischen Emigrantenen Abenteuern, sollen hier mit einem eigenen Worten [vgl. I, 20] geschildert werden. Es hat sie in einem Briefe aus Tübingen aus 23. Juli 1801 niedergelegt: „Ich habe eben meine geendet, was mich unbeschäftigt in Erinnerung gewesen hätten, als der neue Gedanken einen Wilden, da war ein weiteres Freundschaften, eine langen Haar weiter machen, eine Gesicht war mit Farbe bemalen. In dem Gesichtsraum lage ein Landmesch, welchen, glaube ich, allen denen, die das nicht gesehen haben, ganz unbegreiflich sein wird, denn auf einem Felsen verbaut sich — Thor aus und machen Gesichtsbäumen, gegen welche die Lumpe der Bauernhäuser Thore noch verschönern sind. ..." Vgl. Steinen, wie es in [vgl. I, 20] schreibt.

lichen Gewässern der Kap Hoorn-Gegend und das Grausen in den sturmgepeitschten Wogen bleibt selten einem Seefahrer erspart."[133]

Ehe Darwin seine Erlebnisse mit den dortigen Bewohnern schildert, erwähnt er (in [d]: 237) die drei „Feuerländer, welche wir an Bord hatten ... Die Eingeborenen wurden von einem Missionär R. Matthews begleitet, über welchen, ebenso wie über die Eingeborenen, Capitän Fitz-Roy einen ausführlichen und ausgezeichneten Bericht veröffentlicht hat". Am Weihnachtsabend 1832 mußte die "Beagle" in Wigwam Cove, nahe dem Cap Hoorn, Schutz suchen und hier war es, wo Darwin (d): 243 die ersten Spuren der Lebenshaltung dieser Eingeborenen sah. „Die Bucht erhielt ihren Namen 'Wigwam' von einigen Feuerländer-Wohnungen. Doch könnte jede Bucht in der Nähe mit gleichem Rechte so genannt werden. Die Einwohner, welche hauptsächlich von Muscheln leben, sind genöthigt, beständig ihren Aufenthaltsort zu wechseln; sie kehren aber nach Zwischenräumen zu denselben Stellen zurück, wie offenbar aus den Haufen alter Muscheln hervorgeht, die oft viele Tonnen im Gewicht betragen müssen ...

Der Wigwam der Feuerländer ist in Größe und Dimension einem Heuschober ähnlich. Er besteht einfach aus einigen wenigen abgebrochenen in die Erde gesteckten Ästen und ist an der einen Seite sehr unvollkommen mit ein paar Gras- und Binsenschichten bedeckt. Das Ganze kann nicht mehr als die Arbeit einer Stunde sein und wird nur für wenige Tage benutzt. In Goeree Road sah ich einen Ort, wo einer der nackten Leute geschlafen hatte: er bot absolut nicht mehr Schutz dar, als das Lager eines Hasen. Der Mann lebte offenbar allein für sich, und York Minster sagte, er sei ein sehr schlechter Mann, der wahrscheinlich irgend etwas gestohlen habe. An der Westküste sind indes die Wigwams im Ganzen besser, denn sie sind dort mit Robbenfellen bedeckt ...

Während wir eines Tages in der Nähe der Wollaston-Insel ans Land gingen, ruderten wir neben einem Canoe mit sechs Feuerländern. Es waren dies die verächtlichsten und elendesten Geschöpfe, die ich irgendwo gesehen habe. An der Ostküste haben die Eingeborenen, wie wir sie gesehen haben,

---

„Doch mit auch das Gefühl der Erhabenheit, welches ... die waldbedeckten Berge des Feuerlandes in mir erregt haben, einen unauslöschlichen Eindruck auf meinen Geist gemacht. Der Anblick eines nackten Wilden in seinem Vaterlande ist ein Ereigniß, welches niemals wieder vergessen werden kann."

[133] Eine einzige Bemerkung aus den wiederholten Hinweisen Darwin's mag hier genügen. Er schreibt (in [c]: I, 322): „Der südlichste Theil des Feuerlandes ist ein entsetzlicher Ort; Sturm folgt auf Sturm und zwar in so kurzen Intervallen, daß es schwierig ist, nur irgend etwas auszufangen. Wir waren 23 Tage lang auf der Höhe von Cap Horn und konnten auf keine Weise nach Westen vorwärts kommen. Der letzte und entscheidende Sturm, ehe wir den Versuch aufgaben, war ganz ungewöhnlich schwer. Eine See zertrümmerte eines der Boote, und es war so viel Wasser auf den Verdecken, daß es überall schwammen; beinahe alles Papier zum Trocknen der Pflanzen und die Hälfte der ausgewählten Sammlung ist verdorben." An anderer Stelle (in [d]: 240—243) äußert er sich ausführlicher darüber.

Guanaco-Mäntel[124] und auf der Westküste besitzen sie Robbenfelle.[125] Unter diesen centralen Stämmen haben die Männer meist eine Otterhaut oder irgend einen schmalen Streifen ungefähr so groß wie ein Taschentuch, der kaum hinreicht, ihren Rücken bis hinab zu den Weichen zu bedecken. Er wird quer über die Brust durch Schnüre festgehalten und, je nachdem der Wind bläst, von einer Seite zur andern geschoben. Diese Feuerländer aber in dem Canoe waren völlig nackt, und selbst eine ganz erwachsene Frau war absolut nackt. Es regnete stark und das Süßwasser zusammen mit dem Spritzen von den Rudern rieselte an ihrem Körper hinab. An einem andern nicht weit entfernten Hafenplatze kam eines Tages eine Frau, welche ein vor kurzem geborenes Kind stillte, an die Seite des Schiffes und blieb dort aus bloßer Neugier, während die Schloßen herabfielen und auf ihrer nackten Brust, ebenso wie auf der Haut ihres nackten Säuglings tauten.

Diese armen elenden Geschöpfe waren in ihrem Wachstum verkümmert, ihre häßlichen Gesichter waren mit weißer Farbe beschmiert, ihre Haut schmutzig und fettig, ihre Haare verwirrt, ihre Stimme mißtönend und ihre Geberden heftig. Erblickt man solche Menschen, so kann man sich kaum zu dem Glauben bestimmen, daß sie unsere Mitgeschöpfe und Bewohner einer und derselben Welt sind... Des Nachts schliefen fünf oder sechs nackte und kaum vor dem Winde und Regen dieses stürmischen Klimas geschützte Wesen auf der Erde wie Tiere zusammengekrümmt. So oft Ebbe ist, müssen sie Winter oder Sommer, Tag oder Nacht aufstehen, um Muscheln von den Felsen zu sammeln; und die Weiber tauchen entweder, um See-Igel zu sammeln, oder sitzen geduldig in ihren Canoes und schnellen mit einer mit einem Köder versehenen Schnur ohne irgendwelche Haken kleine Fische heraus. Wird eine Robbe getötet oder das treibende Aas eines Walfisches entdeckt, so gibt es ein Fest; und solche elende Nahrung wird nur durch einige wenige geschmacklose Beeren und Pilze gewürzt.

Sie leiden oft von Hungersnöten; ich hörte, wie Mr. Low, der Capitän eines Robbenjägers, der sehr genau mit den Eingeborenen des Landes bekannt war, eine merkwürdige Schilderung des Zustandes von einer Gesellschaft von hundertfünfzig Eingeborenen an der Westküste[126] gab, welche sehr mager und in großer Not waren. Eine Reihe von Stürmen verhinderte die Frauen, Muscheln von den Felsen zu sammeln, auch konnten sie nicht in Canoes ausfahren, um Robben zu fangen. Eine kleine Partie dieser Leute machte sich eines Morgens auf den Weg und die anderen Indianer erklärten ihm, daß sie

---

[124] Das gilt nicht etwa für die östlichen Yamana, sondern für die in Bahía Buen Suceso beobachteten "Fuß-Indianer". Vgl. Darwin (d): 234.

[125] Mir scheint es nicht unwahrscheinlich, daß diese Angabe sich auf die eigentlichen Halakwulup im westpatagonischen Inselgebiet bezieht.

[126] Aus dieser Ortsangabe wird ersichtlich, daß die folgende Schilderung fast sicher von den Halakwulup hergenommen ist. Doch stellten sich die gleichen Verhältnisse auch bei den Yamana ein. Daß diese letzteren ebenfalls der Menschenfresserei beschuldigt wurden, ist bekannt.

sich auf eine viertägige Reise aufmachten, um Nahrung zu holen: bei ihrer Rückkehr ging Low hin, um sie zu treffen, und fand sie äußerst ermüdet: jeder trug ein großes viereckiges Stück fauligen Walfischspecks mit einem Loch in der Mitte, durch das sie ihren Kopf gesteckt hatten, gerade so wie die Gaucho ihren Poncho oder Mantel tragen. Sobald der Speck in einen Wigwam gebracht war, schnitt ein alter Mann dünne Scheibchen davon ab, murmelte ein paar Worte über sie, röstete sie eine Minute lang und verteilte sie dann an seine verhungerte Gesellschaft, welche während der ganzen Zeit ein tiefes Stillschweigen bewahrte. Mr. Low glaubte, daß, sobald ein Walfisch an das Ufer geworfen wird, die Eingeborenen große Stücke davon im Sande begraben als Hilfsvorrat in Zeiten der Hungersnot, und ein eingeborener Knabe, den wir an Bord hatten, fand einmal einen in dieser Weise begrabenen Vorrat.[107]

Sind die verschiedenen Stämme miteinander im Krieg, so sind sie Kannibalen. Nach den übereinstimmenden, aber völlig unabhängigen Zeugnissen des von Mr. Low mitgenommenen Knaben und Jemmy Button's ist es gewiß richtig, daß, wenn sie im Winter vom Hunger geplagt werden, sie eher ihre alten Weiber töten und verzehren, ehe sie ihre Hunde schlachten. Als der Knabe von Mr. Low gefragt wurde, warum sie dies täten, antwortete er: ‚Hunde fangen Ottern, alte Weiber nicht.' Dieser Knabe beschrieb die Art und Weise, in welcher sie durch Halten über Rauch und daher durch Ersticken getötet werden; er machte ihr Geschrei zum Scherz nach und beschrieb die Teile ihres Körpers, welche als die besten zum Essen betrachtet werden. So schrecklich ein derartiger Tod durch die Hand ihrer Freunde und Verwandten sein muß, so ist es doch noch peinlicher, an die Furcht der alten Weiber zu denken, wenn der Hunger anfängt zu drücken. Es wurde uns gesagt, daß sie häufig in die Berge davon laufen, daß sie aber von den Männern verfolgt und zu dem Schlachthaus an ihren eigenen Herd zurückgebracht werden.

Capitän Fitz-Roy konnte niemals sicher ermitteln, ob die Feuerländer irgend einen bestimmten Glauben an ein künftiges Leben haben. Sie begraben zuweilen ihre Toten in Hühlen und zuweilen in den Bergwäldern; wir wissen nicht, was für Ceremonien sie ausführen. Jemmy Button wollte keine Landvögel essen, weil sie todte Menschen äßen, sie erwähnen nicht einmal gern ihre todten Freunde. Wir haben keinen Grund zur Annahme, daß sie irgend eine Art religiösen Dienstes ausüben; obschon vielleicht das Murmeln des alten Mannes, ehe er den fauligen Speck seiner verhungerten Familie austheilte, etwas Derartiges sein mag. Jede Familie oder Stamm hat einen Zauberer oder Beschwörungsdoctor, dessen Geschäft wir niemals sicher ermitteln konnten. Jemmy glaubt an Träume, aber wie ich gesagt habe, nicht an den Teufel; ich glaube, daß unsere Feuerländer viel abergläubischer waren als einige von den Matrosen." Die Betätigung höherer Geisteskräfte erkennt Darwin (d): 246 diesen Eingeborenen demnach nicht zu; er hält ihr ganzes Wirtschaften für

[107] Daß die Yamana übrschüssige Fett- und Fleischmengen tatsächlich auf besondere Weise zu konservieren pflegten, wird weiter unten noch erörtert werden.

Instinkthandlungen, obwohl er das Kanu als „ihre ingeniöseste Arbeit, so elend es ist", beurteilt.

Sechs Tage währte der Aufenthalt hier in Wigwam Cove wegen schlechten Wetters. Vom neuen Landungsplatze im Canal Goree ruderte Fitz-Roy mit drei großen Booten und einer Schaluppe in den östlichen Ausgang des Canal de Beagle hinein, um seine drei indianischen Schützlinge in Wulaia an Land zu setzen (S. 94). „Am nächsten Tag (20. Jan. 1833) glitten wir auf der glatten Fläche mit unserer kleinen Flotte weiter und kamen in einen bewohnteren Bezirk. Wenige, wenn überhaupt einer, dieser Eingeborenen konnten jemals einen weißen Menschen gesehen haben. Sicherlich konnte nichts ihr Erstaunen beim Erscheinen der vier Boote übertreffen. Auf allen Punkten wurden Feuer entzündet, sowohl um unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, als auch um die Neuigkeit weit und breit zu verbreiten. Einige der Männer liefen Meilen weit dem Ufer entlang. Ich werde niemals vergessen, wie wüst und wild eine Gruppe uns erschien: es erschienen plötzlich vier oder fünf Leute am Rand einer überhängenden Klippe; sie waren absolut nackt und ihr langes Haar hing um ihr Gesicht herum; sie hielten rohe Stöcke in ihren Händen und von der Erde aufspringend, schwangen sie ihre Arme um die Köpfe und stießen das widerlichste Geschrei aus.

Um die Mittagszeit landeten wir unter einer Gesellschaft Feuerländer. Anfangs waren sie nicht geneigt, freundlich zu sein, denn bis der Capitän an der Spitze der anderen Boote heranruderte, hielten sie ihre Schleudern in der Hand. Wir entzückten sie aber bald durch unbedeutende Geschenke, wie z. B. rotes Band, was sie um ihre Köpfe banden. Sie hatten unsere Zwiebacke gern: als aber einer der Wilden mit seinem Finger etwas von dem in Zinnbüchsen präservirten Fleisch berührte, was ich aß, und es weich und kalt fand, zeigte er so großen Widerwillen dagegen, wie ich vor faulendem Speck gezeigt haben würde. Jemmy war durch und durch beschämt von seinen Landsleuten und erklärte, sein eigener Stamm wäre hiervon ganz verschieden, worin er aber in unseliger Weise sich irrte. Es war ebenso leicht, diese Wilden zu amüsieren, als es schwer war, sie zufrieden zu stellen. Junge und alte, Männer und Kinder hörten nicht auf, das Wort *'Yammerschooner'*, was 'gib mir' bedeutet, zu wiederholen. Nachdem sie fast jeden Gegenstand, einen nach dem andern, selbst die Knöpfe an unseren Röcken bezeichnet und ihr Lieblingswort in so viel Ausdrucksweisen, als nur möglich, gesagt hatten, sprachen sie es dann in einem neutralen Sinn aus und wiederholten tonlos *'Yammerschooner'*. Nachdem sie für jeden einzelnen Gegenstand sehr eifrig geyammerschoonert hatten, wiesen sie, einen sehr einfachen Kunstgriff brauchend, auf ihre jungen Frauen und kleinen Kinder, was soviel heißen sollte als: ‚Wenn ihr's mir nicht geben wollt, dann werdet ihr es doch denen da geben.' Am Abend waren wir genötigt, ... nicht weit von einem Trupp Eingeborener zu bivouakieren."

Danach wiederholt Darwin (d): 251, was Jemmy dem Kapitän Fitz-Roy über die gefürchteten "Oens-Männer" mitgeteilt hatte. Bei der Augostura Murray gingen die Boote vor Anker. „Des nachts schliefen wir dicht an der

Verbindung des Ponsonby Sound mit dem Beagle-Canal. Eine kleine Familie von Feuerländern, welche in der Bucht lebte, war ruhig und harmlos, und vereinigte sich bald mit unserer Gesellschaft um ein prächtiges Feuer.

Während der Nacht hatte sich die Nachricht verbreitet und zeitig am Morgen (23. Jan. 1833) kam ein frischer Trupp an, welcher zu den Tekeniks oder zu Jemmy's Stamm gehörte. Mehrere von ihnen waren so schnell gelaufen, daß ihre Nasen bluteten, und ihr Mund schäumte infolge der Schnelligkeit, mit der sie sprachen. Und mit ihren nackten, über und über mit Schwarz, Weiß und Rot beschmierten Körpern sahen sie aus wie so viele Dämonen, die miteinander gekämpft haben. Wir gingen dann (von zwölf Canoes, von denen jedes vier oder fünf Leute hielt, begleitet) weiter Ponsonby Sound hinab, nach dem Orte, wo der arme Jemmy erwartete, seine Mutter und Verwandten zu finden. Er hatte bereits gehört, daß sein Vater tot war; da er aber in Bezug hierauf einen 'Traum in seinem Kopfe' gehabt hatte, so schien ihm das nicht sehr am Herzen zu liegen; er tröstete sich wiederholt mit der sehr natürlichen Betrachtung: ‚Ich nicht helfen.' Er war nicht imstande, irgendwelche Einzelheiten in Bezug auf den Tod seines Vaters zu erfahren, da seine Verwandten nicht darüber sprechen wollten ...

Wie früher angeführt, beabsichtigte Capitän Fitz-Roy, York Minster und Fuegia zu ihrem eigenen Stamm zu bringen; da sie aber den Wunsch aussprachen, hier zu bleiben und da der Fleck eigentümlich günstig war, entschloß Capitän Fitz-Roy, die ganze Gesellschaft mit Einschluß des Missionärs Matthews ans Land zu setzen. Fünf Tage wurden darauf verwandt, ihnen drei Wigwams zu bauen, ihre Effekten zu landen, zwei Gärten zu graben und Samen zu säen.

Am nächsten Morgen nach unserer Ankunft fingen die Feuerländer an, hereinzuströmen, auch kamen Jemmy's Mutter und Bruder. Jemmy erkannte die Stentorstimme eines seiner Brüder schon in einer ungeheuren Entfernung. Die Begegnung war weniger interessant als zwischen einem frei auf das Feld gelassenen Pferde und einem alten Gefährten, dem es wieder zugesellt wird. Kein Zeichen von Zuneigung machte sich bemerklich; sie starrten einfach einander eine kurze Zeit an und die Mutter ging augenblicklich wieder fort, um nach ihrem Canoe zu sehen. Durch York hörten wir indes, daß die Mutter über den Verlust Jemmy's untröstlich gewesen sei und überall nach ihm gesucht habe, da sie glaubte, daß er uns, nachdem wir ihn in das Boot genommen hatten, bald wieder verlassen haben würde. Die Weiber zollten der Fuegia viel Aufmerksamkeit und waren sehr freundlich mit ihr. Wir hatten bereits bemerkt, daß Jemmy beinahe seine Muttersprache vergessen hatte. Ich sollte meinen, es habe kaum ein anderes menschliches Wesen mit einem so kleinen Sprachvorrat gegeben als ihn, denn auch sein Englisch war sehr unvollkommen.

Während der nächsten drei Tage ging alles friedlich fort, in welcher Zeit eben die Gärten gegraben und Wigwams gebaut wurden. Wir schätzten die Zahl der Eingeborenen auf ungefähr hundert und zwanzig. Die Frauen arbeiteten hart, während die Männer den ganzen Tag lang herumlungerten und uns

beobachteten. Sie baten um alles, was sie sahen, und stahlen, was sie konnten. Sie waren entzückt über unser Tanzen und Singen, und interessierten sich ganz besonders daran, uns in einer nahegelegenen Bach waschen zu sehen; allem anderen schenkten sie nicht viel Aufmerksamkeit, nicht einmal unseren Booten ... Am 27. Jan. 1833 verschwanden indes plötzlich alle Frauen und Kinder. Wir waren darüber etwas beunruhigt, da weder York noch Jenny die Ursache ausfindig machen konnten ... Matthews beschloß mit seiner gewöhnlichen ruhigen Stärke, bei den Feuerländern zu bleiben, welche an sich keine Unruhe zeigten; und so verließen wir sie denn, um ihre erste schreckliche Nacht zuzubringen. Bei unserer Rückkehr am Morgen waren wir sehr froh, sie alle ruhig und die Männer damit beschäftigt zu finden, von ihren Canoes aus Fische zu speeren ..."

Auf der Weiterfahrt erreichten die Boote unter Führung Fitz-Roy's am 29. Januar 1833 die Punta Divide, „wo sich der Beagle-Canal in zwei Arme teilt. Wir fuhren in den nördlichen [Brazo noroeste] ein. Die Szenerie wird hier selbst noch großartiger als vorher. Die hohen Berge an der nördlichen Seite bilden die granitische Achse oder das Rückgrat des Landes. An vielen Stellen erstrecken sich prachtvolle Gletscher von der Seite der Berge bis an den Rand des Wassers. Es ist kaum möglich, sich irgend etwas Schöneres vorzustellen, als das beryllartige Blau dieser Gletscher. Die vom Gletscher in das Wasser gefallenen Bruchstücke schwammen fort und der Canal mit seinen Eisbergen bot für eine Meile lang ein Miniaturbild des Polarmeeres dar". Selbst Darwin (d): 257 wurde von diesen Naturwundern überwältigt.

Als die kleine Flotille am 6. Februar 1833 nach Wulaia zurückgekehrt war und mit der eben eingerichteten neuen Siedlung ganz unerwartete Enttäuschungen erlebte, wie Fitz-Roy (a): 220 sie geschildert und Darwin (d): 259 sie wiederholt hat, war auch Matthews aller Mut entschwunden und er verließ diese Gegend.[128] Darwin erwähnt dann noch, abweichend von der Ansicht des Kapitäns Fitz-Roy: „Obschon unsere drei Feuerländer nur drei Jahre lang unter civilisierten Menschen gewesen waren, so bin ich doch sicher, sie würden gern ihre neue Lebensweise beibehalten haben; dies war aber offenbar unmöglich. Ich fürchte, es ist sogar sehr zweifelhaft, ob ihr Besuch ihnen von irgendwelchem Nutzen gewesen ist."

Weitere Einzelheiten über das Verhalten der Eingeborenen und über den Fortgang der Fahrt hat Fitz-Roy fast wörtlich mit Darwin übereinstimmend niedergeschrieben, sie brauchen nicht nochmals angeführt zu werden (S. 96). Was aus des letzteren Werken hier wiederholt wurde, verrät eine offensichtliche Geringschätzung der Eingeborenen und zwar aus einer sehr starken Voreingenommenheit heraus, die selbst eindeutige Tatsachen nach jener Richtung hin umbiegt. Diese Einstellung Darwin's (e): I, 223 kann man sogar aus einem ganz durchsichtigen Werturteile ableiten: denn er schreibt: „Die

[128] Schließlich wurde dieser selbstlose Mann, wie Darwin (d): 259 erzählt, von dieser Flotte „im Neuseeland gelassen, wo sein Bruder Missionär war".

Feuerländer leben in einem elenderen Zustande der Barbarei als ich jemals ein menschliches Wesen zu sehen erwartet hätte. Sie sind in diesem unbarmherzigen Clima absolut nackt, und ihre temporären Häuser sind denen gleich, wie sie Kinder im Sommer aus Baumzweigen sich bauen. Ich glaube nicht, daß irgend ein Schauspiel interessanter sein kann als der erste Anblick von Menschen in ihrer ursprünglichen Wildheit." Jeder Kritiker wird sich nun gegenüber dieser Beurteilung selber einzurichten wissen; ihm kommt vorteilhafterweise die spätere Meinungsänderung DARWIN's zur Hilfe. Darauf hier schon hinzuweisen scheint mir nötig, um von vornherein die Mitteilungen über seine Erlebnisse mit den Feuerländern in das rechte Licht zu rücken.

„Als JENNY am 9. März 1833 die 'Beagle' verlassend das Land erreichte, zündete er ein Signalfeuer an, der Rauch stieg auf und sagte uns ein letztes und langes Lebewohl, als das Schiff auf dem Wege in das offene Meer hinaus war." Es vergingen einige Jahrzehnte und das in den 50er Jahren begonnene Wirken der Missionare aus der South American Missionary Society zeitigte seine ersten schönen Früchte. Früher hatte DARWIN (d): 263 noch geschrieben: „Ich glaube, in diesem äußersten Teile von Süd-America existiert der Mensch in einem niedrigeren Zustand der Veredelung, als in irgend einem anderen Theile der Welt." Obwohl die Arbeiten der Missionare inzwischen einen guten Verlauf genommen hatten, beurteilte DARWIN dieselben immer noch als gänzlich zwecklos. Der spätere Vice-Admiral B. J. SULIVAN, sein alter Freund und früherer Begleiter an Bord der "Beagle", der inzwischen mit jener Missionary Society in engere Verbindung getreten war und der den Fortgang des missionarischen Wirkens unter den Yamana genau verfolgte, ließ DARWIN die verschiedenen Berichte darüber nach und nach zukommen. So konnte es nicht ausbleiben, daß dieser sich nun endlich von der Unrichtigkeit seiner früheren Behauptungen überzeugte und für die Ehrenrettung der vielgeschmähten Feuerländer sowie für eine richtige Beurteilung ihrer geistigen Veranlagung eintrat.

Die öffentliche Meinung griff diese Sinnesänderung in lebhaften Erörterungen auf und es folgten sich allerhand Auseinandersetzungen deswegen. In übersichtlicher Kürze und Vollständigkeit sind die wichtigsten Vorkommnisse in einer Randbemerkung zu einem Briefe DARWIN's an SULIVAN, die dessen Sohn zum Verfasser hat, zusammengetragen. Ersterer hatte am 30. Juni 1870 von seinem Wohnsitze Down aus an seinen langjährigen Freund geschrieben: „... Ich hatte noch niemals ein Wort über den Erfolg der Mission im Feuerlande gehört. Es ist äußerst wunderbar und beschämt mich, denn ich hatte immer ein gänzliches Mißlingen prophezeit. Es ist ein großartiger Erfolg. Ich werde stolz darauf sein, wenn Ihr Committee es für passend hält, mich zum Ehrenmitgliede Ihrer Gesellschaft zu wählen ..." (DARWIN [e]: III, 123). Diesem fügt der zweitälteste Sohn DARWIN's noch an: „Meines Vaters Zusammenhang mit der südamericanischen Mission, auf welchen im vorstehenden Brief Bezug genommen ist, hat Veranlassung zu einigen öffentlichen Bemerkungen gegeben und ist in gewisser Ausdehnung mißs-

1: Gusinde SH6 Yahgan

verstanden worden. Der Erzbischof von Canterbury sagte in seiner Rede bei der Jahresversammlung der südamericanischen Missionsgesellschaft, am 21. April 1885, ‚daß die Gesellschaft die Aufmerksamkeit Charles Darwin's erregt und ihn bei seiner Erforschung der Wunder des Reiches der Natur zu der Ueberzeugung geführt habe, daß es noch ein anderes Reich gebe, ebenso wunderbar und dauernder'" (Darwin [e]: III, 124). Einige Erörterungen über diesen Gegenstand erschienen in den "Daily News" vom 23., 24. u. 29. April 1885.[129]

Auch schrieb Admiral Sir James Sulivan persönlich an dasselbe Journal und erklärte ausführlich: „Ihr Artikel in den 'Daily News' von gestern veranlaßt mich, eine correcte Darstellung des Zusammenhanges zwischen der südamericanischen Missions-Gesellschaft und Mr. Charles Darwin, meinem alten Freunde und fünf Jahre lang meinem Schiffsgenossen zu geben. Ich habe in naher Verbindung mit der Gesellschaft gestanden von der Zeit von Captain Allen Gardiner's Tod, und Mr. Darwin hatte oft gegen mich seine Ueberzeugung ausgedrückt, daß es gänzlich nutzlos sei, Missionäre zu einem solchen Volke von Wilden zu schicken wie die Feuerländer seien, wahrscheinlich die niedrigste von allen Menschenrassen. Ich hatte ihm immer erwidert, daß ich nicht an die Existenz menschlicher Wesen glaube, welche zu niedrig ständen um die einfache Botschaft des Evangeliums von Christus zu verstehen. Nach vielen Jahren, ich denke ungefähr 1869 [es scheint im Jahre 1867 gewesen zu sein], ich kann aber den Brief nicht finden, schrieb er mir, daß die neueren Berichte der Mission ihm bewiesen, daß er Unrecht und ich Recht gehabt hätte in Betreff unserer Schätzung des Characters der Eingeborenen und der Möglichkeit, ihnen durch Missionäre Gutes zu thun: er hat mich, der Gesellschaft einen beiliegenden Cheque auf 5. engl. Pfund zu schicken als ein Zeichen des Interesses, welches er an ihrem guten Werke nehme. Am 6. Juni 1871 schrieb er: ‚Ich freue mich sehr, so gute Berichte über die Feuerländer zu hören, es ist wunderbar!' Am 10. Juni 1879: ‚Der Fortschritt der Feuerländer ist wunderbar und wäre es nicht wirklich so gekommen, so würde es für mich ganz unglaublich gewesen sein.' Am 3. Januar 1880: ‚Ihre Auszüge [aus einem Journal] über die Feuerländer sind äußerst merkwürdig und haben mich sehr interessiert. Ich habe oft gesagt, daß der Fortschritt von Japan das größte Wunder der Welt wäre, ich erkläre aber, daß der Fortschritt der Feuerländer beinahe gleich wunderbar ist.' Am 20. März 1881: ‚Die Schilderung der Feuerländer hat nicht bloß mich, sondern meine ganze Familie interessirt. Es ist wahrhaft wunderbar, was Sie von Mr. Bridges über ihre Ehrlichkeit und ihre Sprache gehört haben. Ich würde sicherlich vorausgesagt haben, daß alle Missionäre der Welt das nicht hätten thun können, was gethan worden ist.' Am 1. Dezember 1881 schrieb er mir, als er mir seinen jährlichen Beitrag für die Waisenanstalt bei der Missionsstation schickte: ‚Nach dem [Missionary Jour-

[129] In den "Daily News" vom 24. April 1885 wird auch ein Brief Darwin's an Kapitän Parker Snow erwähnt, in dem er ausdrücklich betonte: „Der Erfolg der Missionsniederlassung beweist in der Tat, daß ich eine ganz irrige Meinung über Natur und Fähigkeiten der Feuerländer gehabt habe."

nal] zu urtheilen scheint die Mission im Feuerlande einen wunderbar guten Fortgang zu nehmen." [130]

Die unparteiische Anerkennung der Erfolge jener Missionare und die vornehme Art, mit der DARWIN seine frühere irrige Ansicht zurückgenommen hat, ist ein günstiges Zeugnis für sein ehrliches Wahrheitsstreben. Was nach kritischer Sichtung aus seinen Berichten zu weiterer Benützung für die Ethnographie der Yamana übernommen werden kann, läßt sich unschwer erraten.

W. H. B. WEBSTER: Im gleichen bedeutungsvollen Jahre 1829, da die Untersuchungsarbeiten des englischen Flottenführers King sich ihrem Ende zuneigten, bahnte sich die "Chanticleer" mühsam, doch erfolgreich ihren Weg durch die gefährlichen Gewässer der Antarktis. Sie hatte Portsmouth am 21. April 1828 mit dem besonderen Auftrag verlassen, „to ascertain the true figure of the earth, by a series of pendulum experiments at various places in the northern and southern hemispheres".

Als sie, fast ein Jahr später, vor Deception Island die Anker lichtend das antarktische Gebiet verließ und wieder den feuerländischen Gewässern zusteuerte, lief sie westlich von Kap Hoorn in die Bahía San Francisco ein. „We continued our course into the bay, and entered the second opening on its western side, named St. Martin's Cove." [131] Here all the beauties of the wildest Alpine scenery burst upon our view. As we passed into the cove, a wigwam was discovered, the smoke from which was curling among the trees. Shortly after a canoe, with several of the Indians, was observed paddling out towards the vessel. They were apparently inclined to come on board, to which no encouragement was given, as they were likely to prove troublesome" (I, 173). Es war der 25. März 1829.

„During a few days after our arrival, we were much gratified with the company of some Fuegian people, as the natives of Tierra del Fuego are called. A friendly intercourse was opened between us and a party of them, whose wigwams we found at the bottom of the cove. The usual presents were made them of a few trinkets and stained glass beads, with which they were much pleased, and proceeded to ornament their persons. As it was our intention to remain in St. Martin's Cove some time, we made a point of conciliating these people, and keeping on as friendly terms with them as possible. We frequently paid visits to their habitations, carrying with us some articles

[130] Diese Angaben habe ich aus DARWIN (e): III, 122 genommen. Sie finden sich auch in MM: XXII, 54; 1888 und wurden unter dem Titel "DARWIN's Urteil über die Feuerländer" von Pfarrer NEUBERG im "Kosmos", Handweiser für Naturfreunde, Bd. VI, Heft 8; Stuttgart 1909 der deutschen Leserwelt abermals ins Gedächtnis gerufen. Besondere Beachtung verdient "Mr. CHARLES DARWIN's opinion in 1832 of the Fuegians, and in 1880 of the Society's Work in Tierra del Fuego", die in schöner Gegenüberstellung unter "Interesting Records" als Anhang zu MM: XVIII, 20; 1884 veröffentlicht wurde.

[131] Ausführliche hydrographische und naturkundliche Beobachtungen über diesen geschützten Ankerplatz hat Kapitän H. FOSTER aufgezeichnet; sie wurden als "Memoirs on St. Martin's Cove, April 1829" in WEBSTER: II, 265 veröffentlicht.

of trifling value: gilt buttons seemed to attract their attention very much, and they expressed great delight when presented with them. Among other things we gave them some hatchets, and showed them their use. They received them, but did not seem to take much interest in learning their application to any useful purpose. A very little labour seemed to exhaust them; and instead of doing it themselves, they were continually applying to our men to cut wood for their fire. They would even ask them to launch their canoes, and appeared to possess neither the spirit of industry nor exertion; and in consequence of not employing themselves in pursuits which required exercise, they seemed to be weak and incapable of undergoing labour.

The Fuegian wigwam is probably one of the most wretched of this kind of structure. A few green boughs of trees is all that the Fuegian can find to construct the habitation which is to protect him from the cold, wet, and boisterous climate of Tierra del Fuego. It is of a circular form, generally not larger than will afford room for a family of five or six persons, who squat themselves round a fire in the middle in listless apathy. This miserable habitation boasts not the meanest or most common utensil, and the bare ground forms its floor. Here they sit, with occasionally a seal-skin covering thrown over their shoulders, and some times an apron of some animal's skin tied round their middle; but neither of these appear by any means to be indispensable articles of dress, and many are in a state of nudity; all suffering alike from the effects of smoke on their eyes. The dog, the faithful companion of man in every clime, lives on terms of the most intimate friendship with them, sharing alike their bed and board. The Fuegian dog is an animal of a good size, and of a better appearance than might be expected from the nature of his food. The animal bears considerable resemblance to a fox in his general appearance: he is very ferocious, and not unlike an Esquimaux dog.

In one of my visits to their wigwams, with the view of instructing them how to be useful to themselves and to each other, a red pocket-handkerchief attracted their attention. This I presented to the youngest female in the company, which consisted of five persons. The girl, to my great surprize, deliberately tore it into ribands, and began to ornament her hair with it; she also tied some pieces round her wrist, having previously offered me some dried fish in return for my present. We had given them fish-hooks, lines, knives, needles and thread, scissors etc. and I endeavoured to instruct them how to use the latter articles, so essential to the economy and manufacture of dress among ourselves. The Fuegians are decidedly a tractable and docile people, fully capable of receiving instruction: and I took no small pains in teaching one of the women the art of using a needle and thread to the best of my humble abilities in that line. I might have spared my trouble; for the woman on whom my pains had been bestowed, deliberately made a hole with the needle and then drew the thread out of it, and proceeded quietly to insert it into the hole the needle had made. This was the more provoking, because, in spite of all my instruction, she still persisted in doing it.

Those people betrayed great apathy and indifference at our appearance. In the course of our attempts to obtain a knowledge of their character and disposition, we found them uniformly mild and good-natured, with most frequently a smile on their countenance. There was nothing ferocious either in their manners or appearance, but at the same time we found no symptoms of fear or cowardice among them. They would scarcely listen to the sound of a flute, but they would join in a song, or rather endeavour to follow the air with their voices, and gave us the opportunity of hearing that they were soft and melodious. On our showing a glass to one of the women, after looking at herself in it, she rubbed it over her face and then laid it aside.

The Fuegian men are an indolent race of beings; they cultivate no ground, and like the women take little or no exercise. The riches of a Fuegian family consist of a canoe, a dog, and their fishing tackle. They are of a chubby appearance, generally well-conditioned, of moderate stature, but rather inclining to be short than otherwise. They have no beards, and only a few short hairs on their upper lip; they have dark glistening eyes, with long fine and soft black hair; their teeth are white and regular, and the calves of their legs are very small.

The Fuegian women are rather less in stature than the men; they are also stouter, and have slender wrists with rather small hands and handsome tapering fingers, which they use with a gracefulness not to be found elsewhere among their class in the scale of the creation. Their habits are simple and inoffensive; their general demeanour modest and becoming. They are remarkably quick in speech, and imitated our words frequently with considerable success, repeating what was said with great rapidity. They have a filthy habit of daubing soot and grease mixed together on their faces: they disfigure their legs with streaks of a white pigment, the principal ingredient of which is grease: they also anoint their hair with a mixture of grease and red ochre; all of which tends not a little to render the vicinity of their persons by no means desirable. They wear necklaces made of shells, the principal of which is a little red snail-shell; and their persons are also decorated with various bone ornaments strung together. The only emblem of cleanliness which we could discover was the jaw of a porpoise, for it appears that the minuteness and regularity of the teeth enable them to use it as a comb, a contrivance which cannot be considered but as highly creditable to these people. The children are in general potbellied, but good looking.

The women, as is the case with most other Indians, are the obsequious servants of the men, their idle lords and masters. They paddle the canoe and fish while the men indolently look on; in fact, the women perform all the laborious duties which belong properly to their male companions. The first canoe that came to us after our arrival was paddled by two women, while the men in her were idly looking at us.

The Fuegians subsist principally by fishing, and have recourse to a remarkable expedient to supply the place of a hook. They fasten a small

limpet in its shell to the end of a line, which the fish readily swallows as bait. The greatest care is then taken by them not to displace the limpet from his stomach in drawing the fish gradually to the surface of the water; and when there, the woman watches a favourable moment, and with great dexterity, while she retains the fish by the line with one hand, seizes hold of it with the other and quickly lifts it into the canoe. It is evident that there is no little care required in this operation, and some degree of management is necessary to keep the limpet-shell, the substitute for the hook, in the possession of the fish; for, by any sudden jerk which the fish is likely to give, it would be very easily displaced, and he would find himself at liberty. The women, however, are particularly expert at this method of taking fish; and we were more than once amused by it. There are a vast number of limpets and muscles, on which they principally subsist, although they manage to catch a porpoise now and then, or a seal,' which affords them a temporary luxury. They live much on berries, and are sometimes so fortunate as to catch a few birds. In order to do this, the Indian secretes himself, and decoys them by imitating their notes, until they are sufficiently near to be within the range of his arrow.

The canoes of the Fuegians are constructed principally of the bark of the beech-tree wrapped and secured round a series of half-hoops of the wood of the same tree, which serve as ribs, and are placed at short distances apart. They are plastered with clay, which renders them heavy, although they are not more than nine feet in length. The upper sides of the canoe are kept together by means of three thwarts or cross pieces, and the persons in them are generally seated on the bottom. They never make use of a sail, but invariably propel them with paddles; a small fire is generally seen in the middle of them; and they use a little cup made of a peculiar flat sea-weed much resembling leather, for the purpose of baling the water out of it. The canoe constitutes the principal riches of a Fuegian family: it affords them the means of transporting themselves from one place to another, and also enables them to obtain the principal part of their food.

The only weapons we observed among these people were slings, bows and arrows. The latter are neatly made, and pointed with obsidian. Their bows and arrows are employed for the destruction of birds; warfare appears not to trouble these people; happily for them it has not reached their shores. They use a dried lichen as tinder, and procure fire by the friction of two pieces of pyrites, a fire-stone with which their country abounds. One night we fired some rockets for the purpose of obtaining difference of time, and the poor Indians were so alarmed by them, that they fled into the woods and stayed there the whole night. In fact, they were so alarmed, by them that they forsook us early the ensuing morning, and never returned again, imagining that we were in possession of an evil spirit which we could always let loose among them at pleasure" (I, 185).

CHARLES WILKES: Zu einer Weltumsegelung war die nordamerikanische Flotte unter dem Oberbefehl des Kapitäns Wilkes im Jahre 1838 ausgezogen und erreichte Ende Februar 1839 die Bahía Orange am Ostufer der Peninsula Hardy. Der Flottenführer hat die eigenen Beobachtungen über die feuerländischen Eingeborenen ausführlicher dargelegt, als seine beiden Reisebegleiter Colvocoresses und Jenkins, die ebenfalls ihre Erlebnisse niedergeschrieben haben.[143] Bei Bewertung der folgenden Aufzeichnungen darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß die Eingeborenen während der vorausgegangenen Jahrzehnte zwar noch sehr selten, aber immerhin doch einige Male mit den Weißen in Berührung gekommen waren. Der lange Bericht verliert trotzdem nicht an Bedeutung, weswegen ich ihn fast ungekürzt wiederhole.

„During our stay, we had, at various times, visits from the natives. They were all at first very shy, but after they found our friendly disposition towards them, they became more sociable and confiding.

Before our departure from Orange Harbour, a bark canoe came alongside, with an Indian, his squaw, and four children. The tribe to which they belonged is known by the name of the *Petcherai* Indians. They were entirely naked, with the exception of a small piece of sealskin, only sufficient to cover one shoulder, and which is generally worn on the side from which the wind blows, affording them some little shelter against its piercing influence.

They were not more than five feet high, of a light copper colour, which is much concealed by smut and dirt, particularly on their faces, which they mark vertically with charcoal. They have short faces, narrow foreheads, and high cheek-bones. Their eyes are small and usually black, the upper eyelids in the inner corner overlapping the under one, and bear a strong resemblance to those of the Chinese. Their nose is broad and flat, with wide-spread nostrils; mouth large; teeth white, large, and regular. The hair is long, lank, and black, hanging over the face, and is covered with white ashes, which gives them a hideous appearance. The whole face is compressed. Their bodies are remarkable from the great development of the chest, shoulders, and vertebral column; their arms are long, and out of proportion; their legs small and ill made. There is in fact little difference between the size of the ankle and leg, and when standing, the skin at the knee hangs in a large loose fold. In some, the muscles of the leg appear almost wanting, and possess very little strength. This want of development in the muscles of the legs is owing to their constant sitting posture, both in their huts and canoes. Their skin is sensibly colder than ours. It is impossible to fancy any thing in human nature more filthy. They are an ill-shapen and ugly race. They have little or no idea of the

[143] In übersichtlicher Beurteilung seiner Arbeiten im südlichsten Amerika schreibt Kohl: 170 etwas zurückhaltend: „Der Amerikaner Charles Wilkes ... teilte in seinem Werke (vol. I. pag. 119—161) manche nützliche Bemerkungen über die südlichen Partien des Feuerlandes, die dortigen Wollaston-Inseln, das Cap Hoorn, die Diego Ramirez-Inseln und die Bewohner dieser Gegenden mit. [Diese Reise wurde jedoch] hauptsächlich nur für die Kenntnis der entlegeneren antarktischen Gegenden, Inseln und Eismeere wichtig."

relative value of articles, even of those that one would suppose were of the utmost use to them, such as iron and glass-ware. A glass bottle broken into pieces, is valued as much as a knife. Red flannel, torn into strips, pleases them more than in the piece; they wound it around their heads, as a kind of turban, and it was amusing to see their satisfaction at this small acquisition.

The children were quite small, and nestled in the bottom of the canoe on some dry grass. The woman and eldest boy paddled the canoe, the man being employed to bale out the water and attend to the fire, which is always carried in the bottom of the canoe, on a few stones and ashes, which the water surrounds. Their canoes are constructed of bark, are very frail, and sewed with shreds of whalebone, sealskin, and twigs. They are sharp at both ends, and are kept in shape as well as strengthened by a number of stretchers lashed to the gunwale. These Indians seldom venture outside the kelp, by the aid of which they pull themselves along, and their paddles are so small as to be of little use in propelling their canoes, unless it is calm ...

Their huts are generally found built close to the shore, at the head of some small bay, in a secluded spot, and sheltered from the prevailing winds. They are built of boughs or small trees, stuck in the earth, and brought together at the top, where they are firmly bound by bark, sedge, and twigs. Smaller branches are then interlaced, forming a tolerably compact wicker-work, and on this grass, turf, and bark are laid, making the hut quite warm, and impervious to the wind and snow, though not quite so to the rain. The usual dimensions of these huts are seven or eight feet in diameter, and about four or five feet in height. They have an oval hole to creep in it.[1] The fire is built in a small excavation in the middle of the hut. The floor is of clay, which has the appearance of having been well kneaded. The usual accompaniment of a hut is a conical pile of shells opposite the door, nearly as large as the hut itself.

These natives are never seen but in their huts or canoes. The impediments to their communication by land are great ... They appear to live in families, and not in tribes, and do not seem to acknowledge any chief.

On the 11th of March three bark canoes arrived, containing four men, four women, and a girl about sixteen years old, four little boys and four infants, one of the latter about a week old, and quite naked. The thermometer was at 46° Fahrenheit. They had rude weapons, viz., slings to throw

[1] Daß hiermit eine kuppelförmige Hütte gemeint ist, wird aus dem besonderen Hinweis ersichtlich, den WILKES: I, 133 auf die davon abweichende Form im Osten des Yamana-Gebietes macht: „In a small cove on New Island, a different description of hut was seen by the officers of the 'Relief'. Not having met with any natives, it was not in their power to ascertain if it belonged to the same tribe. It was built of logs, with their upper ends leaning together in the form of a cone, and nearly circular at the base; the interstices were filled with grass, leaves, and earth, in which some grasses had taken root, and were growing." Und um jeden Zweifel auszuschließen fügt er an: „It is represented in the tail-piece." Diese ganze Schilderung stammt von CHAVOCOMMERS: 36 und wird von mir weiter unten (S. 117) mit denen eigenen Worten wiederholt werden.

stones, three rude spears, pointed at the end with bone, and notched on one side with barbed teeth. With this they catch their fish, which are in great quantities among the kelp. Two of the natives were induced to come on board, after they had been alongside for upwards of an hour, and received many presents, for which they gave their spears, a dog,[1] and some of their rude native trinkets. They did not show or express surprise at any thing on board, except when seeing one of the carpenters engaged in boring a hole with a screw-auger through a plank, which would have been a long task for them. They were very talkative, smiling when spoken to, and often bursting into loud laughter, but instantly settling into their natural serious and sober cast.

They were found to be great mimics, both in gesture and sound, and would repeat any word of our language, with great correctness of pronunciation. Their imitations of sounds were truly astonishing.

Their mimicry became annoying, and precluded our getting at any of their words or ideas. It not only extended to words or sounds, but actions also, and was at times truly ridiculous. The usual manner of interrogating for names was quite unsuccessful. On pointing to the nose, for instance, they did the same. Any thing they saw done they would mimic, and with an extraordinary degree of accuracy. On these canoes approaching the ship, the principal one of the family, or chief, standing up in his canoe, made a harangue. He spoke in *C* natural, and did not vary his voice more than a semitone. The pitch of the voice of the female is an octave higher. Although they have been heard to shout quite loud, yet they cannot endure a noise. When the drum beat they invariably stopped their ears, until it ceased. On hearing a pistol or gun fired, they immediately did the same. They always speak to each other in a whisper. Their cautious manner and movements prove them to be a timid race. The men are exceedingly jealous of their women, and will not allow any one, if they can help it, to enter their huts, particulary boys.

The women were never suffered to come on board. They appeared modest in the presence of strangers. They never move from a sitting posture, or rather a squat, with their knees close together, reaching to their chin, their feet in contact and touching the lower part of the body. They are extremely ugly. Their hands and feet were small and well-shaped, and from appearance they are not accustomed to do any hard work. They appear very fond and seem careful of their young children, though on several occasions they offered them for sale for a trifle. They have their faces smutted all over, and it was thought from the hideous appearance of the females, produced in part by their being painted and smutted, that they had been disfigured by the men previous to coming alongside. It was remarked that when one of them saw herself in a looking-glass she burst into tears.

---

[1] Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß Wilkes: I, 129 außergewöhnlich leichte [illegible] Hund von den Eingeborenen eintauschen konnte, während Ross: II, 285 dies nicht erreicht hat.

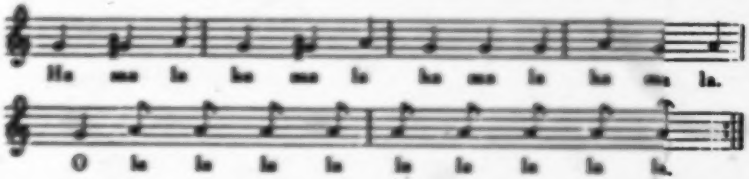
The men are employed in building the huts, obtaining food, and providing for their other wants. The women were generally seen paddling their canoes. When this party of natives left the ship and reached the shore, the women remained in their canoes, and the men began building their temporary huts: the little children were seen capering quite naked on the beach, although the thermometer was at 40° [Fahrenheit]. On the hut being finished, which occupied about an hour, the women went on shore to take possession of it. They all seemed quite happy and contented ...

Towards evening, Messrs. Wallnutt and Drayton visited their huts ... On landing, one of the men seemed anxious to talk with them. He pointed to the ship, and tried to express many things by gestures; then pointed to the southeast, and then again to the ship, after which, clasping his hands, as in our mode of prayer, he said 'Elouh, Elouh', as though he thought we had come from God.

After a little time they gained admittance to the hut. The men creeping in first, squatted themselves directly in front of the hut to crush their bodies. The women were squatted three feet behind the men, the eldest in front nursing the infants.

After being in the hut Mr. Drayton endeavoured to call the attention of the man who had made signs to him before entering, to know whether they had any idea of a Supreme Being. The same man then put his hands together, repeating as before, 'Elouh, Elouh'. From his manner it was inferred that they had some idea of God or a Supreme Being.

Their mode of expressing friendship is by jumping up and down. They made Messrs. Wallnutt and Drayton jump with them on the beach, before entering the hut, took hold of their arms, facing them, and jumping two or three inches from the ground, making them keep time to the following song:



Their food consists of limpets, mussles, and other shell-fish. Quantities of fish, and some seals, are now and then taken among the kelp, and with berries of various kinds, and wild celery, they do not want. They seldom cook their food much. The shellfish are detached from the shell by heat, and the fish are partly roasted in their skins, without being cleaned.

When on board, one of them was induced to sit at the dinner table, when, after a few lessons, he handled his knife and fork with much dexterity. He refused both spirits and wine, but was very fond of sweetened water. Salt provisions were not at all to his liking, but rice and plum pudding were

agreeable to his taste, and he literally crammed them into his mouth. After his appetite had been satisfied, he was in great good humour, singing his '*Hey mah leh*', dancing and laughing. His mimicry prevented any satisfactory inquiries being made of him relative to a vocabulary.

One of these natives remained on board for upwards of a week, and being washed and combed, he became two or three shades lighter in colour. Clothes were put on him. He was about twenty-three years of age, and was unwell the whole time he was on board, from eating such quantities of rice, etc. His astonishment was very great on attending divine service. The moment the chaplain began to read from the book, his eyes were riveted upon him, where they remained as long as he continued to read. At the end of the week he became dissatisfied, and was set on shore, and soon appeared naked again. It was observed on presents being made, that those who did not receive any began a sort of whining cry, putting on the most doleful-looking countenances imaginable.

They are much addicted to theft, if any opportunity offers. The night before they left the bay, they stole and cut up one of the wind sails, which had been scrubbed and hung up on shore to dry. Although we had no absolute proof of it, we are inclined to the belief that they bury their dead in caves."

Was WILKES: I, 125 bisher mitgeteilt hat, gilt für die Eingeborenen in der Bahia Orange und ihrer nächsten Umgebung. Am 29. März 1839 bewegte sich die Flotte durch den nördlichen Teil der Bahia Nassau, wo ihm (I, 146) andere Eingeborene entgegenkamen.

„We were here visited by a canoe with six natives: two old women, two young men, and two children. The two women were paddling, and the fire was burning in the usual place. They approached the vessel singing their rude song, '*Hey mah leh*', and continued it until they came alongside. The expression of the younger ones was extremely prepossessing, evincing much intelligence and good humour. They ate ham and bread voraciously, distending their large mouths and showing a strong and beautiful set of teeth. A few strips of red flannel distributed among them produced great pleasure; they tied it around their heads as a sort of turban. Knowing they were fond of music, I had the fife played, the only instrument we could muster. They seemed much struck with the sound. The vessel at this time was under way, and no presents could persuade them to continue any longer with us ... We found them also extremely imitative, repeating over our words and mimicking our motions. They were all quite naked.

I have seldom seen so happy a group. They were extremely lively and cheerful, and any thing but miserable, if we could have avoided contrasting their condition with our own.

The colour of the young men was a pale, and of the old a dark copper colour. Their heads were covered with ashes, but their exterior left a pleasing impression. Contentment was pictured in their countenances and actions, and produced a moral effect that will long be remembered."

Nicht überflüssig scheint es mir, den mit obigem Berichte vorliegend übereinstimmenden aus der Feder des Lieutenants Colvocoresses, der zur Mannschaft Wilkes' gehörte, ohne Kürzung sofort anzufügen.

GEORGE MUSALAS COLVOCORESSES: Als Mitglied der nordamerikanischen Flotte des Kommandanten Charles Wilkes hat sich auch Lieutenant Colvocoresses an der Weltumseglung in den Jahren 1838 bis 1842 beteiligt. Sehr knapp berichtet er über die Eingeborenen der Isla Grande, die als kleine Gruppe von vierzehn Männern in der Bahía Buen Suceso zwischen dem 22. und 24. Januar 1839 ihm unter die Augen kamen. Auf der Weiterfahrt traf er mit den gleichen Familien der Yamana zusammen, die auch Wilkes und Jeremy in jenen südlichen Gewässern beobachtet haben (S. 112).[*]

In kurzgefaßter Erlebnisse führt Colvocoresses: 36 aus: „On the 24th we quitted Good Success Bay ... On the 25th, at 5. P. M., anchored off north-eastern side of New Island. On the following morning, after breakfast, we visited the shore. We saw no human beings, but found near the beach a hut, which bore many traces of being inhabited. It contained a large number of muscle-shells, which looked fresh, a part of a seal-skin, and a large heap of ashes. We also observed that the ground about the entrance was hard and destitute of vegetation. The hut was constructed of logs, the lower ends of which were spread round so as to form nearly a perfect circle, while the upper ends leaned against each other.[**] The interstices were filled with earth and grass. In the centre was a hole, about two feet in circumference, for the smoke to pass through. The entrance was from the west, and was about three feet in height and two feet wide. We had not time to examine much of the interior of the island, but that which did come under our observation presented a scene which we did not expect to witness in so high a latitude. There

[*] Zum wissenschaftlichen Stabe der Expeditionsteilnehmer gehörte auch Charles Pickering, der den Teil "The races of man" als Vol. IX des vom Kommandanten Charles Wilkes geleiteten umfangreichen Reiseberichtes geschrieben hat. Er selber ist keinen einzigen Yamana ansichtig geworden, wie seine eigenen Worte (pag. 58) bestätigen: „In February, 1839, the 'Vincennes' came to anchor in Orange Harbour, and on the day of our arrival, a small canoe made its appearance, coming from the direction of the inlet of Cape Horn, which was nearly in sight. I was on shore at the time; and before I could reach the ship's side, the canoe departed, without giving me a distinct view of the occupants. During the nine following days, that elapsed before the sailing of the 'Relief', no other natives made their appearance; and notwithstanding I landed at different points almost every day, and extended my walks as far as six miles inland, the whole country appeared to be a solitude. Sometimes, however, in following the coast, I would come upon a deserted hut ... After the sailing of the 'Relief', the natives made their appearance more frequently; and from oral descriptions, and the drawings of the artists, I was enabled to satisfy myself of the physical identity with our Northern aboriginals." Sein Werk bemerkt ich also hier nicht weiter zu berücksichtigen.

[**] Diese Angaben sprechen unzweideutig für eine kegelförmige Hütte, wie auch von früheren Berichten hier im südlichen Teile der Yamana-Heimat bereits erwähnt worden war.

was an abundance of vegetation, and much more advanced than any which we saw at Good Success Bay . . .

Visited [Jan. 27] a hut [in a harbor 53° 28' 36" S, 67° 37' 00" w] in which was found a knife and a piece of Guernsey frock; the knife was originally a part of an iron hoop . . .

On the following day we quitted the harbor where we had remained so long in search of Orange Bay. Passed a number of islands, which answered to the description given of those in the vicinity of Orange Bay by Captain Kane. At 6 P.M., came to in a large, beautiful bay; it was nearly circular in shape, and was bounded on all sides with undulating hills, covered with evergreen foliage, to their very summits.

We had scarcely brought the anchor when a canoe, with five natives, three men, a woman and child, came alongside. Upon invitation two of the men came on board without manifesting the slightest hesitation or distrust, and we were not a little surprised to find them so entirely different from those we had seen at Good Success Bay. They spoke an entirely different language, were of a low stature, ill-shaped, and wore their hair long. In short, indeed, was the difference that we could no longer doubt that those seen at Good Success were Patagonians, and had in all probability come there in quest of game, while these were the real Terra del Fuegians.

They were not more than five feet high, of light copper-color, which was much concealed by sweat and dirt; indeed, it would be impossible to imagine anything in human nature more filthy and disgusting. They had short faces, narrow foreheads, and high cheekbones. The hair was long, lank and black, hanging over the face, and was covered with ashes. Their bodies were remarkable, for the great development of the chest and shoulders; their arms were long and out of proportion; their legs were small and very much bowed. The woman was young, but not better-looking than the men. She was seated at one end of the canoe, and appeared to take an equal share with the men in the labors of the paddle. We invited her on board repeatedly, but she would not venture; doubtless she was afraid of offending the men, who are very jealous. The child had an interesting countenance, and was I should judge, about three years of age, though it was still in arms. It was attired in the same manner as the rest; a piece of sealskin, about a foot square, tied around its waist, being all the poor little thing had on to protect it against one of the coldest days that we had yet experienced.

Our two friends appeared to be much pleased with their visit; their countenances and manner plainly indicated the pleasure which they felt on seeing so many new objects. When about to leave, we made them some presents in the way of clothes, with which they all appeared to be greatly pleased, and insisted upon giving us in return some bows and arrows. It was very amusing to see them in their new dress; they seemed about with amazing affectation of dignity, and gave themselves a thousand consequential airs.

Their imitation of sounds was truly astonishing; we tried them with the

flute and guitar, and they followed the sounds accurately. They were also found to be great mimics in action; anything they saw, they would imitate, and with an extraordinary degree of accuracy. They were very talkative, and often burst into a loud laughter when with each other; but whenever they discovered that we were watching them, they looked as grave as judges, and said but little. We also observed that they spoke to each other in a whisper.

Their arms consisted of bows, arrows, and spears. They use the latter for killing the seal, which is found in great abundance in all the bays, and which they esteem to be excellent food.

As we early knew next day another canoe, with seven natives, came along-side, and asked permission to come on board, but finding it could not be granted as early in the day, they paddled off again, and we saw no more of them.

In the afternoon we visited the shore, and very soon fell in with the natives, who came on board on the day of our arrival. They immediately commenced jumping up and down, which is their mode of expressing friendship. One of them, who had a pair of gumshoes given him, had them cut round his neck, and another had the shirt of his coat cut off; the reason he assigned for doing so was that they were in his way. Their hut was constructed after the manner of that we saw at New Island, and bore quite a neat and comfortable appearance. The ground was swept clean, and in the centre a large fire was burning, over which hung a string of fish. The other articles which it contained were some shells, which were carefully laid upon some clean leaves, and the blanket we had given to the woman on the previous day. They seldom cook their food much. The shell-fish are detached from their shell by heat, and the fish are partly roasted in their skins without being cleaned. It was evident that our acquaintance was being treasured at these people, we had not gained their confidence; for, on seeing us approach the hut, the woman fled with her child, nor could we prevail upon the men to come here to return...."

Die Eskimo-Sprache [illegible] sich auf Einzelwörter, die in Parry Relief [illegible] Parry ging bald darauf in Robin Orange vor Anker und [illegible] [illegible] erhielt weiter:

„Da der Morgen nach [illegible] Orange Bay] [illegible] mit sechs Mann, Frau und zwei Frauen, kamen alle zu [illegible], bringend mit [illegible] Speer-Bogen und [illegible] [illegible] [illegible], welche [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

as if in expectation of receiving any present from us. They were perfectly naked, with the exception of a small otter skin thrown over their shoulders, which greatly surprised us, for the ground was still thinly covered with snow. Their women and children they had probably sent out of the way when they saw us approaching; and there was not an article of any kind to be seen in their miserable 'wigwam'. We stayed a short time with them to establish a friendly confidence, and at parting they again shouted to us 'Yamma Coyna', which we adopted as a symbol of friendship. They embarked in their canoe soon after we left the shore ..."

Abb. 12. Perrettya mercenata ⅔ n. Gr.

Zu allerhand genauen Beobachtungen, beispielsweise über die verschiedenen Arten von Speeren, bot sich hier gute Gelegenheit und Rose II, 303 stellt sie in folgenden Zeilen zusammen: „During our stay in St. Martin's Cove we had frequent visits from the natives: they came in small parties, and always took up their quarters in the wigwam at the head of the Cove, which seemed to be a kind of joint property. It was a most miserable shelter from the inclement weather of this period of the year; but so inured to it are these people that it was not unusual to see them walking knee-deep in the snow on some of the bitterest days, without any covering beyond a small otter skin over the shoulders, reaching about half way down the back. The Fuegians are truly described as the most abject and miserable race of human beings ...

Overawed by our superior numbers, they were kept in good order, with the exception of a few trifling instances of petty theft. They are admirable mimics, and were fond of the company of our people, singing and dancing with them, and entering into every kind of fun, for which seamen are so famous; and it was both amusing and interesting to witness their attempts to repeat the words and tunes of their songs, which they accomplished with a wonderful degree of facility. Landing one morning unexpectedly, I found our people teaching them to wash their faces; but the soap making their eyes smart, their ablutions were afterwards confined to the feet and hands: they then powdered their hair with flour, and decorated them with ridiculous ornaments, the natives greatly enjoying their altered appearance, brightened

in no small degree, by the present of a complete suit of clothes each, and many useful articles they got on board the ship: they went away in the evening rich and happy.

The greatest number we saw at one time amounted to on more than fifteen. They were living together like one family, near the beach in Joachim Bay, and the parties which visited us generally consisted of three men, two women, and two or three children. The men came on board the ships without hesitation, but the women were never allowed to leave the canoe, and employed themselves diving for sea eggs, or picking up limpets, which are their principal food.

The only weapons we saw in their possession were spears of three kinds ... They were of various sizes, according to the purpose to which they were applied, and to suit the power and size of the person using them. The largest was a beech wood staff, nine feet long and four inches in circumference, with a strong bone head, thirteen inches long, quite straight, and tapered to a fine point: the bone head, which was fitted into a socket at the heavier end of the spear, was secured by a strong seal skin thong, about a foot from each end of the spear, and used only for the destruction of the largest kind of seals. The bone head, when struck into the animal, trips out of the socket and acts as a toggle, whilst the released staff performs the part of a buoy.

Another spear, longer and lighter than the above, stained with red ochre, and armed with a barbed bone head, finely pointed, but without any seal skin thong attached, was probably employed against the smaller kinds of seals, or perhaps in warlike meetings, for the first party we met had spears of this nature concealed in the wood.

The third kind of spear was hardly five feet long, and proportionably slender, armed with a bone head with seventeen notches, increasing in size from the point to the heel, securely fixed to the spear by a lashing of seal skin, and probably used for killing birds.[140]

In one of the canoes that came alongside the ship, we observed three arrows of very rude make, pointed with obsidian, which they were unwilling to part with,[141] and the bow they kept carefully concealed. In the same canoe was a white dog, which they were so much afraid of losing that I could not prevail upon them to let me see it. This party were strangers; and, on landing at the head of the cove, they were received in silence, and with a solemn countenance, by our first friends. They walked up to the wigwam, and seated themselves in a circle round the fire, without speaking a word

[140] Eine solch genaue und ausführliche Beschreibung der wichtigen und jedem Besucher zugänglichen Harpunen bzw. Speere ist von keinem Seefahrer der früheren Zeit verfaßt worden.

[141] Auch anderen europäischen Besuchern haben die Yamana überhaupt nicht oder nur sehr ungern ihre Pfeilspitzen abgegeben. Daraus läßt sich wohl schließen, wie mühsam und umständlich es für sie selber war, sich dieselben anzufertigen oder zu erwerben, und wie notwendig sie dieselben benötigten.

1: Gusinde SH6 Yahgan

or manifesting any expression of satisfaction or otherwise, at meeting. The women, as usual, remained in charge of the canoe, and in about an hour they all left the harbour. They had come from one of the neighbouring islands, and were in a more filthy state than any we had before seen; their bodies and heads being smeared with red ochre, mixed with oil or grease of intolerable smell ...

They are an indolent race, throwing the labour of paddling the canoes and collecting shell-fish upon the women. Their conduct throughout the whole period of our stay was peaceable and inoffensive, and their cheerfulness and good temper rendered their presence agreeable to us rather than otherwise; and, from the number of useful presents they received in the shape of knives, axes, saws, and all kinds of carpenters' tools, fishing-lines, hooks, and a great variety of other articles, I trust our visit will not have been without considerable benefit to them.

Their language is most difficult and unpronounceable, so that we could only communicate with each other by signs, and of course could not gain any knowledge of their religious ideas ...

They do not entertain that objection to having their hair cut, which Captain King mentions of the Fuegians in Fortescue Bay.[142] After reading that anecdote I thought it right to proceed with caution to induce them to let my coxswain cut a lock from off some of our visitors; on presenting each of them with some hair they had seen him cut off my head, they did not make the least objection to his cutting theirs and giving it to me; and before we left the harbour, nearly all of them ad their long dirty hair removed, and expressed much satisfaction at their short crop, which greatly improved their appearance."

Manche wertvolle Ergänzung erfährt diese immerhin ausführliche Beschreibung durch die Eigenbeobachtungen eines Offiziers des Ross'schen Geschwaders, die hier sogleich angeschlossen werden.

ROBERT M'CORMICK: Auf drei ausgedehnten und bedeutungsvollen Reisen hatte sich dieser englische Seeoffizier eine reiche Erfahrung gesammelt, so daß er dem Flottenführer J. C. Ross auf der neuen Reise um die Welt (S. 120) ein wertvoller Begleiter war. Die drei Schiffe fuhren am 19. September 1839 von England ab. Nach einem kurzen Aufenthalt bei den Falklandinseln warfen sie Anker am 20. September 1842, also genau drei Jahre nach Abschied vom heimatlichen Hafen, in nächster Nähe des Kap Hoorn, nämlich in St. Martin's Cove, am östlichen Ufer der Isla Hermite.

Die selbständigen Mitteilungen M'Cormick's (I, 303) über das Benehmen der wenigen Eingeborenen an jenen Gestaden enthalten einige brauchbare Einzelheiten, die es verdienen, neben den Erfahrungen des Flottenführers Ross, hier wiederholt zu werden. Darin heißt es: „The morning was fine; both

[142] Diese letzteren gehörten zum Stamme der Halakwulup.

captains landed before breakfast to select a spot for the observatory. I could see from the ship the smoke curling up from the native hut or wigwam, and five of the Fuegians on the beach, all naked, with the exception of a seal-skin mat thrown over one shoulder, the shoulder to windward. They shouted for us to come on shore, and exhibited no appearance whatever of fear or astonishment. Their canoe was lying on the shingle beach. The weather in the afternoon became overcast with snow squalls . . .

I landed for the first time at eight a. m. [21. Sept. 1842] on the shores of Tierra del Fuego in the boat taking the observatory on shore. Three of the natives met us as we landed, saluting us with their customary expression, whatever it meant; the words were '*Yammer skooner*'. I shook hands with them all round, giving each an anchor-button from my uniform jacket. In their canoe I saw the white pigment with which they smear themselves over. I went to the wigwam, a dome-shaped hut,[169] about the size and form of an ordinary haycook, formed by a number of branches of trees driven into the ground and forming a circle, having the ends brought together at the top, and the interstices filled in very rudely with the smaller branches, leaving a small opening fronting the beach as a doorway. In the centre of the interior a few embers were still smouldering on the bare ground; a bag made of the skin of the steamer-duck, having the feathers inside, and a piece of the skin lay in one corner; from the roof was suspended a calabash-shaped bottle made of kelp, near which stood two spears with barbed bone heads, and on the ground lay four pieces of sticks tied together at their ends by means of rushes, the whole forming an oblong square, the use of which I could form no notion of.

Whilst I was examining the spears, the youngest of the three Fuegians, a youth of about seventeen perhaps, entered the wigwam, and I struck a barter with him for one of them, giving him half a dozen anchor-buttons from my jacket in exchange, with which he appeared to be highly satisfied. He had a goodnatured expression of countenance."

Der 22. September 1842 war „a fine, mild, sunny day. At nine a. m. a canoe containing six Fuegians, three of them men, two children, and one woman, came round the north head into the cove. They first went alongside the 'Terror', and then paddled towards us. Two of the men came on board, the oldest remaining with the woman and children in the canoe. One of those on board had several necklaces, and a fillet bound round his head, and the hair smeared over with the white pigment, giving him the appearance of being powdered. He had a mat over one shoulder in the usual fashion, and, with the exception of this, naked as he was born; his face was streaked transversely with bars of some brown pigment. They made very significant signs for something to eat, and accompanied by their stereotyped expression of '*Yammer skooner*', which probably meant 'Give me'; so I gave them some biscuit, which

[169] Es ist beachtenswert, daß frühere Reisende an diesem Ankerplatze die gleiche kuppelförmige Wohnhütte angetroffen haben.

they ate readily enough. In the centre of the canoe was a fire placed on some clay.

In the after-part of the canoe lay four or five spears, near them the old man was seated, his face barred with black pigment. In the bows the woman reclined with a paddle in her hand, and a young child in her lap; [illegible] lay an old rush basket or two and a spear-head. I handed her a few anchor buttons, and part of a gilt percussion-cap case for the basket and the spear-head. The cap case seemed especially to take her fancy, for she at once suspended it round the child's neck. In the bottom of the canoe lay a pile of firewood, with some rabbits and upland geese they had got from the 'Terror', and under which a dog had ensconced himself out of sight.

Their coarse, black hair, daubed over with the white pigment, contrasted strangely with their dark, copper-coloured skins, all smeared with paint, which together with their very crooked, spindle-like, ill-shaped lower extremities, gave them no very prepossessing aspect. All these defects, however, were counterbalanced by their good natured, inoffensive manner, and singular talent for mimicry, repeating every word spoken in the most clear and distinct imitation. On leaving us they paddled towards the wigwam containing the cove family of natives, but their meeting seemed one of a very apathetic character: not a word appeared to be exchanged between them. The woman and children did not land at all, never leaving the canoe. About noon they paddled round the north headland, the way they came, and were soon afterwards followed by all the party from the wigwam in their own canoe, leaving the cove wholly to ourselves; I heard the dog barking on shore before they left.

On Saturday, the 24th, the two canoes returned to the cove about eight a. m. with six men, four women, and four children, but left again at one p. m., after calling alongside both ships. Weather overcast, with drizzling rain ...

Sunday, 6th [Nov.] Captain Ross to-day brought on board with him the two stranger natives I saw last evening. They walked about the decks dancing and singing and eating biscuit, seemingly quite happy. The captain gave them two small saws and some fish-hooks, and I gave them a knife and some buttons, of which they are exceedingly fond. One of them in return took a fillet of beads from his head and presented me with it. I measured their heights; one stood five feet one inch, and the other four feet ten inches, and they were the bestlooking we have seen. They left the cove this evening" (I, 303).

Gelegentlich sah M'Cormick während seines Verweilens in jenem Hafen noch den einen und anderen Eingeborenen, ohne sich näher mit ihnen einzulassen. Auch an ihren Hütten ging er vorbei. Jedoch über seine oben wiederholten Eindrücke hinaus hat er nichts niedergeschrieben.

WILLIAM PARKER SNOW: Um das Jahr 1855 bot sich diesem „late commander of the mission yacht 'Allen Gardiner'" wiederholt Gelegenheit, kleinere Gruppen von Yamana an verschiedenen Stellen (Isla Picton, Isla

Lennox, Canal de Beagle und Wulaia) zu beobachten. Sein Zusammentreffen mit ihnen war immer nur zufällig und der Verkehr mit ihnen stets kurz. Erwägungen religiöser Art waren mitbestimmend bei seinem Entschlusse zur Fahrt nach dem fernen Süden Amerikas,[144] wo Kapitän ALLEN GARDINER samt seinen Begleitern, ehe er sein edles Werk unter den Eingeborenen beginnen konnte, des Hungertodes gestorben war. Daher auch als Einleitung die "brief history of Captain GARDINER's Missionary Labours" und die im Reiseberichte oft wiederkehrenden Hinweise auf missionarisches Wirken überhaupt. Die Gesamtdarstellung hält sich im leichten, ansprechenden Lesertone.[145]

Snow (a): I, 4 war sich von vornherein bewußt, wie verschiedentlich die Eingeborenen von dem und jenem europäischen Besucher beurteilt werden. „Of the inhabitants, their character and habits have been variously represented. Some voyagers speak of them as being among the very lowest of the human race, others give them a more favourable position. Some assert their character to be a compound of stupidity, indifference, and inactivity. But what I found them to be will appear in this narative. I may, however, here observe, that in the accounts given I find that much of what is said arises, as I imagine, from a slight or a longer acquaintance with them, as the case may be" (Snow [a]: I, 4).

Das Unternehmen wurde von der *Patagonian Missionary Society* eingeleitet, und zwar für ein zivilisatorisch-missionarisches Ziel; deshalb hatte man zur Bemannung „no one but strictly religious men and belonging to the Church" zugelassen, denen sich ein eigener Katechist anschloß.[146] Einen fertigen Missionar jetzt schon mitzuschicken, ließ sich nicht ermöglichen, (Snow [a]: I, 22), auch rechnete man mit einem nur kurzen Verweilen des Schiffes dortselbst.[147] Am 24. Oktober 1854 fuhr die "Allen Gardiner" aus.

---

[144] Anderswo (b): 261 schreibt er: „My particular object was to get acquainted with the natives and try to discover JEMMY BUTTON."

[145] Auch COOPER meint, „his account is sympathetic and seems to be careful and exact as far as it goes".

[146] Beim "Farewell Meeting" am 15. Oktober 1854 erhielt der Kapitän u. a. noch folgende Weisungen: „As the 'Allen Gardiner' is a mission yacht, the Committee direct that she should be employed only in such wise as you may justly consider likely to promote the interest of the objects in view, namely, the instruction and civilization of the natives of South America. You must ever hold yourself in readiness to carry the missionaries to Tierra del Fuego and Patagonia, for the purpose of visiting the natives, and to aid them in intercourse with such; and to bring back to the station whatever people they may induce to accompany them. The Committee expect that you will be also ready to help the party on shore with your counsel and personal exertions, and with the employment of your crew, whenever the necessities of the vessel can dispense with them, and the mission party ashore requires such additional strength. It is considered desirable, as soon as the station is somewhat arranged, and the clergymen and catechist, or one of them, can accompany you, to proceed to Woollya, in Navarin Island, to search for JEMMY BUTTON."

[147] „The visit of the vessel was but short in Tierra del Fuego, and nothing in the way of teaching the natives could be attempted by persons wholly ignorant of their language" (VSA: XIII, 79; 1866).

Nach längerem Aufenthalte bei den Falklandinseln mußte das Schiff zweimal nach Montevideo steuern und war jedesmal bald wieder zur Stelle. Am 11. Oktober 1855 endlich versuchte man eine Fahrt in die Kap Hoorn-Gegend. Dem Andenken des Kapitäns ALLEN GARDINER und seiner heldenmütigen Begleiter wurde über ihrem Grabe im Puerto Español an einem Baume eine Gedenktafel befestigt, sowie eine kurze religiöse Feier gewidmet. Wenige Tage später warf die "Allen Gardiner" in Banner Cove am Nordufer der Isla Picton wieder Anker. Hier sah SNOW (a): I, 324 die ersten Yamana-Leute. „We had no sooner made all fast, and stowed the sails, before a canoe was observed approaching us from the long arm of the cove running to the southward; and ere the natives could be well made out their stentorian voices were heard as if quite near, shouting *'Yamma Scoona! Yamma Scoona!'* In a few moments more (for they paddled very swiftly) they were alongside.

There were three men and two women in the canoe, and all of them gesticulating and shouting with great vehemence, except one of the women, who seemed to be more quiet than the rest. Frothing at the mouth, and making rapid motions with their arms, they at first appeared as if they were savagely indignant at our having violated the quiet of their native waters; but in a few moments we had them on the most friendly terms, laughing and mimicking whatever we did. They were fine, powerful-looking men, each in a state of savage nudity, and though shaggy as regards their uncombed hair, and otherwise repulsive, I could not help being greatly surprised at finding them so superior to what I had been led to expect the Fuegians really were. As regards the women I was particularly struck with some peculiarities which showed — savage and degraded as they otherwise might be — a certain degree of modesty and decorum exceedingly gratifying to witness; nor had I afterwards occasion to lessen this feeling of my mind in reference to them.[169] The men, though in the primitive garb I have described, had no notion of its being repugnant to us, or that it was at all singular. On permission being given they leaped on board, and were speedily clothed with some old apparel belonging to us. My wife gave each of the women part of a coloured shawl, and their childish expressions of delight afforded us great satisfaction. As it was important that this their first visit to us should give them a favourable impression, I did everything I could think of to create such an impression, and not without success.

They had but few things worth bartering for, as memorials of our visit — bone spears, rush baskets, slings, a skin that DAUT-A-WAIE had with him, and put on when he came on board, were among those I obtained. They were very fair and honest in their dealings with us: and when in the canoe they invariably handed me the article I made them understand I wanted, when giving a glass necklace, beads, or buttons for it expressly. They first received

---

[169] Fast die gleichen Zeilen über den äußeren Eindruck, den ihre körperliche Gestaltung hervorrief, wiederholen sich in SNOW (b): 262.

the, to them, valuable goods from me, and then handed me up what was expected in exchange. On one occasion there was misconception about an article, and they immediately returned me what I had just bestowed, which of course I again gave them, if only for their honourable dealing. Nor would one take what was intended for another, but if a button or trinket was meant for a particular person, it was passed on to him or her without delay. All these things I noticed on their first visit to us, and it gave such a favourable impression of them, that I could not help feeling greatly delighted. Towards sunset I made signs that it was time to go to bed, and soon comprehending me, they departed with many friendly expressions, and much good humour.

Thus ended this our first day amongst the haunts of these dreaded savages! And how truly gratifying it had been to me I need hardly mention. I was amazed! And even now I cannot help looking back to it with wonder! There was a total absence of everything that could make us afraid of them; and to express in words all that I experienced of delight and joy at this friendly meeting would be more than I can fitly do."

Am nächsten Tage fuhr Snow (a): I, 334 in einem Boote die Küste ab. Von ferne entdeckte er eine indianische Einzelfamilie, der er sich erst nach langem Zaudern und unter allerlei Befürchtungen näherte. Als er ans Ufer gesprungen war, sah er sich augenblicklich von den Eingeborenen umringt. Diese aber zeigten sich sehr gutmütig und begleiteten ihn zum Lagerplatze, der sich im Hintergrunde befand. „Their wigwam a good sized one, was close to where I was seated, and I could perceive a large fire in the middle of it, the smoke from which hung heavily inside, or came slowly through an opening left at the top. Their small, sharp, ferret-like dogs were exceedingly troublesome; but the men who had visited the ship on the preceding day, seeing how I was annoyed, drove the animals away, though they quickly returned to bark at the stranger. Seeing the natives were friendly, ... I made signs to those around me, collected them in a circle, and knelt down, and uttered aloud a brief and earnest prayer to Almighty God that he would bring these poor creatures to a knowledge of Him. During this brief act of devotion, the natives were quiet and observant in a remarkable manner, and seemed as if they after my using the word, their cessation from the hitherto incessant *Yamma Scoona*, and their kneeling down as I knelt, struck me as if they had a sense of what addressing the Deity was. However, when I had concluded, and taught them to say after me in a quiet, reverent manner, 'God', pointing at the same time to the sky faintly seen beween the trees, I moved from my position, and allowed them again to use their tongues freely as before ...

It was enough; I had won their hearts, even before I had bought their good-will with the trinkets that I now began to give. To the women and children I gave first, and then finding they wished me to go inside their wigwam, where some of the more aged were seated, I did so; and there in a place pointed out to me as more free from the smoke, and with the principal portion of the family, twenty-two in number, squatted in a circle around,

I soon got myself entirely into their good graces, and in less than a quarter of an hour from the time I jumped out of the boat uncertain what would be the issue, I was upon the most friendly terms with them all ... Some of the women and girls were marked with red and black ochre, and one young woman, who would have been really handsome if washed and clothed, seemed as if in mourning, with her face so blackened. All the females wore girdles around their bodies, and some had skins on their shoulders and about the waist. The men, too, had painted marks about them ...

I found in the woods two canoes they were building, but no endeavour of mine to purchase one of them proved successful. They appeared to be well made, of the bark of the tree, having ribs of stout and strong pliable twigs, and stretched open by sticks thrown across from the upper edges. On the water they carried a fire in the canoe, which was fixed upon a bed of earth, and attended to by the women. There was a space left as a sort of well in the bottom, and one man was always using a small calabash to bale the water out. Here on shore, as in their canoe, I noticed signs of delicacy and propriety on the part of all the females, which struck me as most remarkable.

As it was now our dinner hour, ... I departed from them, making signs that we would soon return; but some of them speedily followed us, and one canoe was alongside the ship when, in the afternoon, I prepared with my wife to pay them another visit. For particular reasons I gave orders that no canoes were to be allowed close alongside whenever I was absent; and on this occasion I called upon our Fuegian friends to follow me in the boat. This they did; and bidding them give me their line made of grass, I gave them a tow. And now behold, what was here occurring in Banner Cove! The ship quietly at anchor, and one of the boats gliding swiftly over the water, pulling after it a native canoe filled with the poor savages, men and women, all of whom were screeching with delight and child-like pleasure; no could we refrain from a game of play between two lots of grown-up children than a first day's intercourse between the Christian inhabitants of a highly-civilised land and the wild denizens of a distant region not far from the southern pole. The laugh, however, was soon changed; for owing to their being unable to comprehend about the rope, and fastening it to the bows instead of well towards the midship part of their canoe, they were propelled along somewhat crab-like, first to their astonishment, and then to their alarm. The fat woman was very earnest to be cast off; accordingly I let them adrift, and then preceded them to the vicinity of their wigwam.

On landing again, men, women, children, and dogs, received us with the usual noise, and my wife and I walked to their encampment amidst a perfect din, expressive of pleasure at our arrival; the men hugging me (rather too closely on account of their want of cleanliness), and the women, surrounding and in loud tones *maquisce-ing* my wife, as they made signs of glad welcome. The young women and children all made a great deal of my wife — their eyes

expressing their friendly feelings. They admired her apparel, and when she gave a red shawl and dress to the fat woman (to whom the rest seemed to defer), their *Cutta-cuttas* knew no bounds. But the showy trinkets, beads, and ornaments were their greatest delight; and to show us that nothing of what we had before given them was destroyed, all the presents were brought out, and each individual selected and put on what belonged to him or her, the pic-a-ninnies receiving the articles which had been given for them. In the wigwam, which we were again invited to enter, the women and children were this time assembled alone, one old man excepted. They squatted down in a peculiar way, and left a vacant place, which was the clearest from smoke, for my wife and myself to occupy; but we preferred standing.

While inside I had an opportunity of counting their number, the men being close by the door outside. I found this family to consist of two old women and two old men; four young women, say from 16 to 20 years of age; two girls about 14; four young and middle-aged men; with six grown-up boys and two infants. I could see nothing of what they lived upon, except heaps of mussel and limpet shells; but I afterwards came across some of their edible fungus.

After stopping with them for an hour or so, during which time my wife had much ingratiated herself with the women — especially the mothers, who were pleased with the way in which we patted and took notice of their children — we left the wigwam." Bald hatte sich ein ungezwungener freundschaftlicher Verkehr des Ehepaares Snow (a): I, 336—341 mit den Eingeborenen entwickelt. „They were always very glad to see my wife, and whenever I went alone invariably asked for her by signs and words ... A laugh was created among us on one occasion by the fat old woman, who, on being asked by the catechist for a piece of the food she was eating, actually pulled a bit out of her mouth, as a sailor would his quid, and offered it to him. As may be imagined, it was shudderingly declined. They appeared to have no idea of cleanliness, for a dirtier set of individuals I have rarely met with; and I imagine they never attempt to wash themselves ..."

Wertvoll ist ein Hinweis auf die Körpergröße. „As regards the stature of these natives, I can only say that I found it different, both at Banner Cove, Lennox Island, and Beagle Channel, to what I had expected They were robust-looking, and of the middle height, as the measurement I took of one or two showed me [5 feet 4 inches; 5 feet 3½ inches, average]. Their legs are the most diminutive portion of their frames" (Snow [a]: I, 346).

Nochmals wird die Form und Bauart der Wohnhütten erwähnt: „Their wigwams are not only well built, and of good size, but display some taste and ingenuity — primitive though such may be. The last wigwam made by them was about ten feet in diameter. The ground was sunk into a hollow of some inches below the surface; stout poles of a tapering form are placed with their thickest ends in a circle on the ground, and their points, meeting at the top, are bound together and then covered with grass — apertures being

left for the smoke and a doorway. This doorway, in the wigwam I am speaking of, was made to look something like an arch by a curved piece of timber which had been selected for the purpose, and made the entrance appear like the letter h. In this wigwam the whole party took up their abode, apparently sleeping on tufts of grass — many of which I noticed inside, hanging up to dry.

At this new wigwam I one day found the whole family, having apparently moved here from the old place I had seen them in on the first and second days of my visit. Here, the girl ANUNCIATA seemed to be even more attractive than before; whether she thought herself a belle or not I am unable to say, but certainly she did not attempt any vain display. Nevertheless she seemed in this new abode, where there was less dinginess and smoke, considerably more interesting than when we first noticed her. She was, as I have already said, a rather handsome girl of, as I should imagine, about fifteen years old. She had brilliant dark eyes, with a fairer countenance than the rest, soft and agreeable features, and a particularly reserved and modest deportment. Her limbs were well formed; and had she been dressed, or even properly washed, I have no doubt she would have been considered as entitled to the name of a beauty. She won our hearts in particular — I speak of myself and wife —, by her naive manner, her quiet attention to what we said, her gentle ways, ready desire to learn, and the evident wish she had to keep some sort of garment about her when amongst strangers. But all the women were alike as regarded that deportment which, whether amongst civilised or savage, always tends to elevate their character more, and enhance their claims to our respect."

Eine beachtenswerte Beobachtung fügt SNOW (a): I, 349 hier ein: „They were very fond of their children, and any notice we took of the little ones always gave them pleasure. This I observed on my first visit; and it was, in addition to firearms in my breast coat-pocket, one of the means I was prepared to use, had there been occasion when I went alone amongst them. A child in my arms was, I considered, a guard against any sudden attack upon me, if they loved their offsprings as most savage tribes do. But I also noticed that their dogs claimed a large share of affection, as well as the children. Indeed, it has been said that they will not hesitate, when pressed with hunger, to first sacrifice the old women, and then the second wives, before the dogs will be attacked — but of this I have no proof.

They did not appear to know the use of tobacco or pipes, nor understand the gun, though they comprehended that by some means I managed to deprive the birds I brought them of life. I took care never to fire unless sure of my aim, and this convinced them of my power to insure death. Neither music nor fire makes them express any wonder. Late at night they go fishing; and some mornings, at low water, I have seen them hunting for shell fish. They were always delighted with my whistling, dancing, and singing amongst them — all speedily imitating and joining with me in the fun; and undoubtedly it was a strange sight, as I know some of my crew

9*

unceasingly thought, to see me capering round and round a circle made by united hands of myself and a dozen of those savages, men, women, and children, the latter in particular screaming with joy and laughter. But many of my crew could not understand my motives, nor what led me to do it. Those who have been far afield amidst wild tribes, will readily comprehend them.

I found the Fuegians in this place remarkably quick in catching our words, and uttering them tolerably well; and this led me to again consider that here, amongst them, ought to have been the mission station, not in the Falkland Islands" (Snow [a]: I, 351).

Etwa eine Woche hatte sich Snow bei diesem kleinen Lager in Banner Cove auf Isla Picton aufgehalten. Am 29. Oktober 1855 steuerte er auf die Wulaia-Gegend zu, wo er JEMMY BUTTON zu finden hoffte. Erst nach vielen Bedenken, trotz dringlicher Warnungen von verschiedenen Seiten[169] her, hat er sich zu dieser Fahrt entschlossen. „Snowstorms, showers, and squalls now came on in rapid succession; and soon the hills and surrounding scenery were covered with a mantle of white, very different to the look they presented in the early morning." So ging Snow (a): I, 361 bei Isla Lennox vor Anker.

Bald kamen zwei Männer und zwei Frauen heran. „If I had thought well of the appearance of the natives in Banner Cove, I had still more reason to think well of those here; for without the smallest exaggeration, I consider two of the men we met with were really very fine specimens of the human race. Like the Picton islanders they yelled as if trying to force the words into our heads; and like them, also, they soon became very friendly, with us. I gave them a few trifles and before dark they returned on shore. We remained at this place part of two days. I found only one wigwam on the main island where I landed, and its occupants were the two men and their wives, with the three children that had visited us on board. I stopped some short time with them ... I now crossed over to a small island, where I observed more smoke. There I found another solitary family, consisting of one man, his old blind mother, and three boys. This wigwam was prettily situated in a small valley, surrounded by evergreens. This man was the other individual I have spoken of as being much different to the notion we have of the Fuegians. He was erect, powerful, tolerably well proportioned, and showed signs of possessing great physical strength. Like all his brethren, he wore nothing round him, and shirt I afterwards gave him I have reason to believe was torn up and divided fairly. Two of the boys in this family

[169] Snow (a): I, 356 beruft sich auf einen Brief des "Committee of the Mission Society" und erwähnt darum: „Lastly, it was the shoals, as I was cautioned, ‚of numerous natives who could surround us with a hundred canoes at once, and if caught in a storm and our sails were to split we should probably never be heard of any more; while if becalmed or at anchor, the number of the natives would make our position very dangerous'. Thus Woollya, though in some respects desirable to reach, was in others a place that required from me a great deal of consideration about visiting." Aus diesen und anderen Mitteilungen ist ersichtlich, welch unüberwindlicher Schrecken vor den feuerländischen Eingeborenen viele Kreise Europas beherrschte.

willingly came off to the ship in our boat, their father himself taking them to the beach, and leaving them with us. One of them was a shrewd knowing lad of about 14, the other a pretty looking little fellow of about 6 years old. They remained with us that afternoon, and received some presents and trifling articles to clothe them. But I could not induce them to stay. There was everywhere a great repugnance shown to our having possession of the children after a certain length of time. One of these began to cry bitterly; and my wife had much trouble in attempting to pacify the little fellow, the father on shore shouting and making signs for us to return his children; I therefore landed them, and they were much pleased to get to their home again."

Nach einem vergeblichen Versuche, die Bahía Nassau zu erreichen, lief die "Allen Gardiner" in den Canal de Beagle ein. Weiter westlich, „canoes on both sides the channel shot out from behind some craggy corner or sheltered nook (and there were many such places, and apparently pretty ones too), and endeavoured to overtake us, making signs that we should stop, and shouting with all their might. It was evident that many of them, if not all, had never seen a ship or strangers like us before. Astonishment was depicted on their features; and one or two amongst them even ceased from their common *yamma scoona*" (Snow [a]: II, 11).

Je mehr sich das Schiff der Angostura Murray näherte, um so zahlreicher wurden die Kanus, die von allen Seiten herankamen. „In these canoes were several rather robust men, and one or two women. The latter had the same peculiarities about them as those at Banner Cove, except that it struck me their breasts were more elongated ... I bartered with them for whatsoever they had for disposal, giving buttons and ribbons for bone heads, necklaces, and spears. While they were alongside, a sunfish passed, and our visitors immediately speared it, and threw it from their spear on to the deck for us. And though they tried to take bits of iron, ringbolts, or anything else that struck their eye and was within their grasp, yet the same honesty in bartering was evinced here as at Banner Cove. The men, however, were not at all to be despised ... After some short consultation together, the men all got into one canoe, and, sending the women off in another, began, through the two old men, to clamorously demand something from us. Their noise, and the stunning effect it had, made me try to stop it by outdoing them; and I therefore took the speaking trumpet, and made a much greater noise than they. This had the desired effect. From a daring vociferous cry, they fell to laughing, and seemed pleased that I had made myself on a par with them — becoming, afterwards, quite as talkative, but not quite so bold.

Those on the other side of the ship and under the counter were the reverse. They had but little to say, were apparently living in their astonishment, and had a ready and pleasant smile whenever I looked over the side at them. They had all come from the south of the channel, Navarin Island, and, from their having nothing to say to the others, I imagine they were of a totally different tribe" (Snow [a]: II, 12).

Ohne Aufenthalt wurde Angostura Murray erreicht. Unweit der Isla Button ruderten zwei Kanus auf die "Allen Gardiner" zu, und, wie durch ein Wunder, ertönte aus einem derselben der laute Ruf: „Jan-ues Button, me!" Die Überraschung war auf beiden Seiten unsagbar groß. Snow suchte sogleich Jemmy zu überreden, daß er auf sein Schiff käme; denn er wollte ihn gewinnen und zugleich vorbereiten für eine spätere Christianisierung der eigenen Landsleute. Doch weder er noch seine nächsten Verwandten wollten ihre Heimat verlassen![150] Obwohl Snow seine Hoffnungen enttäuscht sah, ließ er trotzdem die natürlichen Rechte jener Eingeborenen ungeschmälert und betont: „Savages they may be: degraded, miserable, wretched beings! But they have hearts as well as we; and their way of thinking may not be the same as ours on the question. Let us then go to them; not inveigle them to us."

In der Morgenfrühe des nächsten Tages hatte sich Jemmy mit etwa hundert seiner Landsleute wieder eingefunden und Snow (a): II, 45 befürchtete, doch gänzlich grundlos, einen Überfall.

„Jemmy, when he got on board, was dressed as he had left us on the previous evening, but looking more hideous and deplorable than I could have imagined. He had evidently lain down in his clothes upon the earth, — a light red clayey substance as it appeared, — and covered his new pink-striped shirt with some of the soil. He was dirty, and, by contrast, with garments on like ourselves, more wretched than his companions. However, I soon gave him the things I had selected; and then requested him to have his wife and daughter on board, that Mrs. Snow might bestow something upon them. There was some slight hesitation on their part about this. Mrs. Button evidently did not like to come; but at last, mounting the ladder, and, assisted by her husband, she got on deck, and, with her daughter, soon went below into the cabin.

I here observed the same womanly delicacy as I had noticed at Banner Cove. She seemed to be shy about coming from her canoe, where she had been squatted in the usual way, and evidently did not like mounting a ladder, crossing over the bulwarks, and appearing amongst strangers. And similar to this was the daughter, though in a less degree. They were both without a single rag of covering upon them, except the mother, who had the smallest fraction of a badge... However, in a few moments after they had gone below, my wife had clothed them, and then, with Jemmy, I descended to the cabin, and we had another talk together."

Da schlechtes Wetter drohte, mußte der Kapitän die Anker lichten lassen. Sein Abschied von Jemmy und dessen Landsleuten fiel kurz aus. Die "Allen Gardiner" wandte sich südwärts, erreichte, trotz schwerer See, die Wollaston-Gruppe, fuhr um das Kap Hoorn herum, wo Rauch und menschliche Wesen vom Deck aus gesichtet wurden, und ging an der früheren Landungsstelle auf

[150] Er schreibt: „I expressly put the question in every possible and attractive form, both as regarded the adults, and the younger branches, but a decided and positive negative was the reply from one and all."

Isla Lennox vor Anker. Ohne weiteren Zwischenaufenthalt und ohne erneut mit Eingeborenen zusammenzutreffen lief die "Allen Gardiner" in Puerto Stanley auf den Falkland-Inseln ein.

Über seine Erfolge war Snow (a): II, 102 sehr erfreut und seine Genugtuung wurde noch durch die Zufriedenheit gesteigert, die das Committee of the Mission Society dem wackeren Kapitän aussprach. „Thus ended the 'Allen Gardiner's' first visit to Tierra del Fuego."

Seitdem verblieb W. P. Snow noch einige Zeit in Diensten der Patagonian Missionary Society als Kapitän des Missionsschiffes. Wegen gewisser Unstimmigkeiten schied er aus. So warm er zwar für die Verchristlichung der Feuerländer begeistert war, konnte er doch die Absicht der Patagonian Missionary Society, die Eingeborenen nach den Falkland-Inseln zu verpflanzen, nicht billigen.[111] Die Erfahrungen der Missionare in der Folgezeit haben seiner Beurteilung überzeugend Recht gegeben. Was er im letzten Teile seines Werkes über Pläne zur Gründung einer Mission auf Isla Keppel erwähnt, kann hier übergangen werden.

Nachdem Snow (b): 261 den Befehl über die "Allen Gardiner" niedergelegt hatte, kehrte er nach England zurück. In einem Vortrage, den er vor der Ethnological Society of London i. J. 1861 hielt, faßte er seine Erfahrungen mit den Yamana kurz zusammen. Dabei betonte er: „In speaking of these savages, I cannot help saying that I do not consider them so degraded as many persons do. I look from effect to cause, and thus trace their present condition to the nature of circumstances." Er steht somit als der mutige Mann da, der es in der Mitte des XIX. Jahrhunderts als erster gewagt hat, die Feuerländer etwas besser als halbtierische Wesen einzuschätzen.

Mit diesem Berichte schließe ich den älteren Abschnitt in der Geschichte der Yamana-Forschung ab. Was ihm ein besonderes Gepräge verleiht ist das sehr seltene und immer nur kurzfristige Zusammentreffen von Indianern mit Weißen. In Wirklichkeit sind es ja doch nicht einmal zehn Expeditionsschiffe, die in der langen Zeit von mehr als zweihundert Jahren ihre Erlebnisse mit den Eingeborenen in die damalige Kulturwelt mitbrachten. Sie haben die Kulturform der Yamana nicht zu ändern vermocht, weswegen die Darstellungen aus dieser langen Periode, zwar zahlenmäßig gering, ein ungetrübtes Bild unverfälschter Ursprünglichkeit aufrollen.

b. Forschungen seit Eröffnung der Mission

Der Kap Hoorn-Archipel wurde seit seiner Entdeckung von den europäischen Seeleuten gefürchtet und gemieden. Vom Jahre 1616 an, da der holländische Flottenführer Schouten jenem südlichsten Felsen seinen Namen gegeben hatte, bis zu den umständlichen Vermessungen in dem von King

[111] Ausführlich erörtert er diese alles in einem besonderen Abschnitt, betitelt "Missionary Plans", im Appendix zu Snow (a): II, 309—317.

und Fitz-Roy entdeckten Canal de Beagle haben selten Schiffe die unruhigen Gewässer jener Gegend befahren. Nur die wenigsten von ihnen haben sich für einige Stunden oder Tage mit den dortigen Eingeborenen abgegeben. Trotzdem genügten diese spärlichen und kurzen Zusammenkünfte, daß letztere von den Europäern einen ersten Eindruck und für das Europäertum etwas Sinn bekamen. Doch waren es bloß einzelne Personen oder einzelne Familien, die im Verlaufe langer Jahrzehnte und meist für ein einziges Mal in ihrem Leben mit jenen europäischen Fremdlingen ganz vorübergehend etwas zu tun bekamen. Ein nennenswerter Einfluß ist von diesen auf sie nicht ausgegangen.

Mit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts trat hierin eine Wendung ein. Der englische Kapitän Robert Fitz-Roy wurde, nachdem er die äußeren Lebensverhältnisse der Yamana kennengelernt hatte, von der edlen Absicht beseelt, den ganzen Stamm kulturell zu heben. Er wählte vier jugendliche Eingeborene aus, die er nach England führte, um sie hier ausbilden zu lassen. Zu ihrer erzieherischen Förderung wurde tatsächlich das Beste getan, damit ihr Aufenthalt in Europa nutzbringend ausfiele (S. 88). Als sie später in ihre Heimat zurückgebracht worden waren, gingen sie in ihrem Volke wieder unter. Nachweislich haben sie ihre Stammesgenossen nicht merklich gehoben und die aufgewandten Mühen sind wohl ihnen persönlich, nicht aber einem größeren Kreise ihrer Umgebung zugute gekommen (S. 96).

Zweifelsohne durch den Versuch des Fitz-Roy angeregt, entschloß sich wenige Jahre später ein anderer englischer Seemann, der vielgenannte Allen Gardiner, zur ersten Gründung einer Missionsstation unter den Feuerländern, weil er den verlassensten Eingeborenen Südamerikas einige Hilfe bringen wollte. Zwar scheiterte sein von ihm persönlich geleitetes Unternehmen: denn er und seine heldenhaften Begleiter besiegelten es mit dem Tode. Trotzdem sollte sein Gedanke und Plan bald danach doch Wirklichkeit werden. In England bildete sich eine bereits von Allen Gardiner angestrebte Missionsgesellschaft, die ihr Hauptaugenmerk auf die südlichsten Bewohner des Feuerlandes richtete und ihre besten Kräfte dafür zur Verfügung stellte. Im Februar 1855 wurde die erste Missionsstation auf der Isla Keppel in der westlichen Falkland-Gruppe gegründet. Nach mancherlei Erfahrungen und einigen empfindlichen Enttäuschungen eröffnete man Anfang 1869 eine neue Niederlassung in Ushuaia, inmitten des Yamana-Gebietes, von wo aus später noch weitere Versuche zu kleineren Gründungen gemacht wurden. Ununterbrochen waren mehrere Personen, die näher oder entfernter dem Verbande der South American Missionary Society angehörten, im Missionsdienste für die Yamana tätig, bis diese letzteren an Kopfzahl sich so sehr verringert hatten, daß die Missionare im Jahre 1916 ihr Werk endgültig aufgaben.[10]

[10] Die Geschichte der anglikanischen Missionstätigkeit wird anmerkungsweise weiter unten dargestellt werden, inzwischen sei verwiesen auf die ziemlich vollständigen Abhandlungen von Mazza, Pozzuoli und Mazza und Stirling, die als beste Quellen gelten. Vgl. auch Martial: 216.

Mit dem Eindringen der Missionare ins Heimatgebiet der Yamana[164] erfolgte ein tiefer Einschnitt in dem bisherigen Ablauf ihres Stammeslebens und es vollzog sich die große Wendung zur Abkehr von ihrem uralten, durch die Jahrhunderte unverfälscht bewahrten Erbgut ihrer Väter. Das besondere Ziel der Missionare war es, die bisherige Daseinsform und die geistige Verfassung der Eingeborenen gründlich umzugestalten, sowie aus ihnen selber ganz andere Menschen zu bilden. Ihre Absichten und Pläne setzten sie mit bestimmter Entschiedenheit und zäher Ausdauer durch, ließen sich weder von manchen Mißerfolgen wankend machen noch bei Enttäuschungen entmutigen, ja regten unermüdlich die Hände für ihr Werk, je mehr sich ihre Hoffnungen zu verwirklichen schienen. Die Missionare also waren es hier, die bewußt auf eine Umbildung der feuerländischen Kultur hinarbeiteten.

Der Einsatz so vieler und wirksamer Mittel mußte endlich denn doch das äußere Bild der Lebenshaltung unserer Yamana, je länger je mehr, verändern. Ihnen wurden im Laufe der Zeit auch viele neue Bedürfnisse und Wünsche anerzogen, deren Erfüllung sie nach und nach sogar mit Einsatz ihrer Körperkraft und Arbeit anstrebten. Das führte sie in den jüngsten Jahrzehnten schließlich auch in eine Geisteseinrichtung hinein, die offensichtlich von dem, was bei den früheren Geschlechtern herrschend und maßgebend gewesen war, abwich. Eine innere Umgestaltung dieser Feuerländer zum moralisch Besseren und zum geistig Höheren haben die Missionare zwar angestrebt. Daß sie dabei erfolglos geblieben sind, gereicht ihnen wahrhaftig nicht zum Vorwurf; denn die Bedingungen auf Seiten der Eingeborenen zu einer wirksamen Beeinflussung waren außerordentlich ungünstig. Überdies besaßen sie von alters her ihre eigenen hohen sittlichen Werte, die ihrem Menschtum vollauf genügten. Zweifellos hat die Mission es erreicht, daß neuerstens einzelne Personen aus dem Yamana-Volke ihrer ursprünglichen Kultur etwas entfremdet wurden und es hätte noch eines Aufwandes von vielen Jahrzehnten bedurft, ehe diese Menschen alle in die Vorteile der europäischen Kultur hineingewachsen wären und ehe ihre Verchristlichung sie auch innerlich erfaßt hätte. Die erforderlich lange Zeit hierfür war ihnen nicht vergönnt; denn alles Unheil, das die verheerende Begleiterscheinung des Europäertums bildet, ergoß sich auch über sie und überlieferte ihr ganzes Volkstum samt seinen einst zahlreichen Trägern einem vorschnellen Untergange.

Bald nachdem sich die Missionare in Ushuaia niedergelassen hatten, strömten andere Europäer in jenes Inselreich ein. Zunächst die Goldgräber, die zwar viele Landstriche überfluteten, die aber nach einer kurzen Frist von wenigen Jahren von dort gänzlich wieder verschwanden. Andere die Farmer, denen es um eine dauernde Ansiedlung in jenen Gebieten, die sich in etwa zur Viehzucht oder zur Anlage von Sägewerken eigneten, zu tun war. Thomas

[164] Auf der Isla Grande war es ein Mitglied der gleichen anglikanischen Missionsgesellschaft, Thomas Bridges, der vom Canal de Beagle aus eine erste Annäherung an die Selk'nam anstande gebracht und damit ein Einfallstor für die vielen nachströmenden Weißen geöffnet hat (Bd. I, 42).

Bennett hat das Verdienst, von den Falkland-Inseln die ersten Schafe an den Canal de Beagle gebracht und deren Zucht hierher verpflanzt zu haben. Sein Beispiel hat andere Wagemutige zu gleichen und ähnlichen Unternehmungen angefeuert, so daß gegenwärtig alle ertragfähigen Flächen, sogar bis zu den südlichsten Inseln hinunter, von den Weißen bewohnt sind (S. 6).

Während dieser Entwicklung schlief, wurden die Eingeborenen nach und nach zurückgedrängt, ja bis auf die südlichsten Inseln und Wasserarme abgedrosselt. Allerlei Äußerlichkeiten haben sie als Gewohnheitseinrichtungen bei den Fremden beobachtet und teilweise nach ihrer Zweckbedeutung erfaßt. Dies und jenes gewöhnten sie sich selber schließlich auch an und hüllten dafür mancherlei Einheimisches ein.

Die Missionare, vor allem Despard, Stirling und Bridges, treten in den nach unverfälschten Kulturbesitz der Yamana ein. Auf ihrer Ausgangs- und unter ihrem Angriff vollzog sich langsam die Wandlung bei einzelnen Personen. Über das Ursprüngliche und über die Neuerungen vermochten sie in ihren Schriften die beste Auskunft zu geben, aus ihrer Erfahrung haben fast alle späteren Besucher des Canal de Beagle reichlich geschöpft. Ein bemerkenswertes Kennzeichen dieser neueren Zeit in der Geschichte der Yamana-Forschung ist es, daß sie bis vor etwa 25 Jahren vollständig von den Berichten der Missionare beherrscht wird. Sogar Hyades beruft sich in seinen ausgedehnten Veröffentlichungen immer wieder auf Bridges. Was Wunder also, wenn in den Mitteilungen von dem und jenem Reisenden gewisse Gedankengänge und Auffassungen genau wiederkehren, bestimmte Einzelheiten sich wiederholen, gleichgerichtete Werturteile betont werden und das an sich weite Gebiet des Geistigen nicht nur kaum ausdrücklich angedeutet, sondern mit einigen dürren Worten teils abgetan teils völlig verzerrt dargestellt wird. Wirklich zuverlässig sind die wenigen Mitteilungen, die dieser und jener Reisende den Brüdern Lawrence verdankt. Letzterer kennen die Yamana von Grund auf und sind in ihrem Urteil streng sachlich. Den übrigen Ansiedlern und Seebutern gelten die Indianer insgesamt nicht mehr wie eine überflüssige, unliebsame Bande, die man sich je weiter je lieber fortwünscht; ihr Urteil ist gänzlich wertlos und nicht selten herzlich gefärbt.

Gegenüber so mancher unrichtigen und unvollständigen, einseitig übertriebenen und mangelhaften Bewertung der Einzelsphäre aus dem Gesamtbesitz der feuerländischen Kultur, je nach den verschiedenen Quellen, erwächst dem Kritiker eine schwere Aufgabe. Dieser wird es um so leichter genügen können, je mehr er selber in den äußeren Besitzstand und in die gesamte Geistesverfassung jener Indianer eingedrungen ist. In den folgenden Zeilen werden die Arbeiten jener Reisenden kurz besprochen, die über unsere Yamana etwas Neuenswertes veröffentlicht haben; darin nehmen die häufigen Mitteilungen der Missionare einen bevorzugten Platz ein. Die kritische Erörterung von Einzelangaben erfolgt erst später im Text, nämlich bei Gegenüberstellung verschiedener Quellen oder als Stütze anderer Behauptungen.

Vergleicht man den gänzlich Eindruckslosen in den wiederholten Stich-

[illegible] Bemühen an manchen evangelischen Schäfte bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts mit der mühsligen Rückwanderung, welche durch die Missionstätigkeit in die Lebensform dieser [illegible] hineingetragen wurden ist, erscheint die Grenze für die Forschungsgeschichte unserer Themen sehr günstig durch das Jahr 1850 gezogen.[1]

THOMAS BRIDGES: Jedes einzelne Jahrgang der Monatsschrift der South American Missionary Society beständigt die aufmerksamliche Begleitung ihrer Missionare in der Bewährungsprobe. Sie haben voraussichtlich viel geschrieben und die ausführlichsten Einzelheiten mitgeteilt, sogar kürzliche persönliche Erlebnisse und die kleine Durchleben einer Schiffen wegen der neue Briefschreiben an. Infolgedessen wurde in jenen "Magazin" einer Unmenge von Bemerkungen und Beobachtungen zusammengetragen und aufgehäuft, die dem Ethnologen kostbarstenmaßen Worte sind. Außerdem kommt dazu noch der günstige Umstand, daß die vielen Mitteilungen und Abhandlungen der Missionare fast ausschließlich in jener Monatsschrift vereinigt sind.[2]

Ein Lorem Wort sei unserer jenen Missionare gewidmet, die sich mit ihrer arbeitsamkeitlichen Tätigkeit besonders hervorgetan haben, mögen auch ihre Veröffentlichungen[1] vor denen aus der Feder des Rev. Bridges, nach Umfang, weit zurückstehen.

Bei jenen Männern, die zur Gründung der ersten Niederlassung am 1. Februar 1855 auf der Isla Keppel zusammengetroffen waren, stand auch Clement Pascoe. Ihm war es auf seiner ersten Reise mitten in den Kap Hoorn-Archipel hinein vergönnt, mit drei von zwei Jahrzehnten von Fitz Roy nach England gefährten Jemmy Button zusammenzutreffen und mit ihm Eingeborenen bekannt zu werden. Während er sich in diesen ersten Wochen am Verständnis für ihre Lebensart und Gewöhnung, für ihre Sitten und Gebräuche bemühte, betrug in England am 1. Juni 1855 Rev. G. Pascoe Bridges mit seiner Familie und seinen zwei jugendlichen Adoptivkindern, sowie mit einigen Engländern, drei Segler "Hydaspes". Bald nach seiner Landung auf Isla Keppel am 28. August übernahm er die Superintendentur, welches war sehr

[1] Die gleiche Linie war auch Lawrence 60 gezeichnet. „The modern study of the Yahgans and their language really begins with the arrival of the missionary party under the Rev. Mr. Bridges at Cape Bell Harbor, Navarin Island, in the spring of 1857. Rev. G. the Rev. Mr. Bridges was the pioneer in the field of Yahgan linguistics, it is to the genius and labors of a successor, the Rev. Thomas Bridges, that we are indebted for most of what we know of the Yahgan tongue ... Other papers from his pen covered nearly the whole field of Yahgan culture."

[2] Allerdings sind die [illegible] Jahrgänge außerordentlich selten und Lawrence 139 hat registriert hierin, daß „the British Museum has the whole series, complete as regards even those sets are owned by the La Plata Museum and by Prof. Ameghino, of Buenos". Ich fand die auch in der Stadtbibliothek von Göteborg in Schweden. Wie allgemein bekannt, so habe auch ich die Bilder nicht gesehen, jene 40 Jahrgänge durchzublättern und nach einzelnen Mitteilungen über die Yamana abzusuchen.

genaue Angaben auf die Franzosen gestützt. Er verfügte über mehr Kraft, um sie für die Ziele der Mission zu gewinnen, und konnte so erreichen, daß 1838 die ersten Eingeborenen getauft wurden. Er unterstützte C. Pascoe auf die im Journale ihre verschiedenen und interessanten Erfahrungen an. Von ersterem liegen ausgedehntere Mitteilungen vor, von letzterem nur wenige Briefe, die er bereits am 4. November 1839 [in Wales] verwerten konnte.[39]

Im Januar 1840 traf Rev. W. H. Townsend[40] als neuer Superintendent auf dem Fallmissionsfelde ein. Er schreibt: Der Eingeborenen in ihren Heimatgebieten möglichst bald mehr zu werden. Townsend (cf. 222) berichtet: „Im Jahre 1840 machte ich mit Mr. Townsend meinen ersten Besuch im Franzosdale, wohin ich während der zwei vorhergehenden Jahre die Sprache schon hatte." In Townsend's Briefe sind nur wenige Bemerkungen aus der Kultur der Tamana eingewoben. Am 31. Dezember 1839 wurde er zum ersten Male gegen Cherokee beschäftigt. Anschließend auch von Townsend bei der Wiederbesorgung R. S. Rev. auch dem Südes gekommen. Bezüglich Angaben über die Ehren seiner Anfangsjahre im Süden fand ich weder in den offiziellen Schriften der Missionary Society noch in Cherokee (cf. 49). Er weiß aber verschiedene zwei Jahre sich dort aufgehalten haben und zwar von 1844. Aus seinen Briefen entnehmen Aufzeichnungen von geringem Umfange über die Lebensverhältnisse und über die Sprache der Tamana.[41]

Einen jener beiden Adoptivsöhne, die Francisco Ostenaco von Isla Esagual gebracht hatte, war Tamana Ostenaco, der zwei christliche Jahre erhielt.[42] In seiner jugendlichen Natur wurde er bis die Ansatz auch unbeständig. Weil unseren Franziskaner hinterlassenschaft, über seine er alle Christliche und Religiöse wegen mit der leichten Lebhaftigkeit sind, die einem gewachsenen Kinderen eigen ist. Schon bezeugt er den Studium der Indianersprache und machte darin bemerkenswerte Fortschritte. Sie Lehrer Ostenaco berichtet auf dem ersten Besuche bei den Tamana sehr ausführlich und eingehend, in ihren Über-

[39] Seine [illegible] Aufzeichnungen und Briefe sind später von C. W. Pascoe gesammelt und mit einer guten Schilderung seines Lebens und Wirkens als Skizzen herausgegeben worden.

[40] Sein Lebenslauf, Wirken [illegible] seiner starben war Sprache. Er wurde am 11. Jan. 1807 geboren, war 1837 in der South American Missionary Society tätig, die selbständig "Pamplona Mission" [illegible], sog 1842 als Missionar nach Valparaiso und gründete, als genau [illegible], von Isla Esagual aus 1844/45 die Niederlassung in Ostenaco und wurde bald darauf zum englischen Bischof für den ganzen Süden berufen. Nachdem er hier einen ganzen Missionsbezirk [illegible] hatte, starb er Santiago am 19. Nov. 1902 (Bibl. [illegible]).

[41] Diese "Notes taken by myself" [illegible] cf. Notes by the Tamana by Wilkie, ebenso [illegible] cf. Missionary Intelligencer, R. S. Rev. von [illegible] 1844, [illegible] Wilkinson [illegible] Notes from Tamana Council" [illegible] von C. C. Pascoe in [illegible] Cherokee herausgegeben. Ich führe beide auf meine Notes (1) und (2).

[42] Der Namen [illegible] Ich [illegible] Angaben, die nicht vollständig [illegible] sich unseren [illegible] Notes. Der genaue Lebenslauf des Tamana Ostenaco, der als Fischkind war, ist nicht bekannt.

Sprache, für die wichtigsten Formeln sehr günstig."[*] Der junge Bennie gewann rasch Anfang an großes Vertrauen. Als Oberst sich Ende 1861 mit seiner Familie in die "Alten Gardens" von Rickleben nach England einschiffte, wurden diese damals noch verwahrlosten Bennies die gesuchtesten Angelegenheiten der Eingeborenen verwiesen und diese selber ihre unterwürfig.[**] John für John war er mit Sorge zusammen und je besser er ihre Sprache verstand, desto gutmütiger lernte er sie auch kennen.

Bennies Briefe beim Studium der Tamana eine ganze ungewöhnliche Fähigkeit und einen wertvollen Fund. Sein Adoptivvater Rev. P. Bennie hatte ihm darin ein gutes Beispiel gegeben. Bis zum 4. Oktober 1859 war der letzteren Sammlung Grundwörterbuch Vokabeln und die Tamana angewachsen. Daß er bei der Niederschrift von verdorrten auf möglichen Genauigkeit bemühte, gibt er am 23. Januar 1859 ausdrücklich an: „The system I follow is that of A. Ellis, commonly called phonetic" (VP, VII, 30; 1860). Diese wertvollen Verschriften, hauptsächlich die Verschriftlichung durch die Übernahme eines wertvollen phonetischen Systems, setzen Bennies für seine Sprachstudien ein. Von einem Jahre zum anderen nahm der Umfang seiner Aufzeichnungen zu, was er in seinen Briefen des öfteren ausspricht. Am 23. September 1862 schrieb er beispielsweise: „I have today finished a new vocabulary of Pangium, and have reason to think it is generally correct." Noch knapp einem Jahre, am 24. August 1863, schrieb er „certainly upwards of 7000 words in the dictionary.... I hope soon to be able to send you a grammar and dictionary of this language" (VP, XI, 37; 1864). Die Arbeit war, wie leicht ersichtlich, hart und saure. Am 16. September 1861 bekagte er sich: „Their language is horribly corrupt, and though engrossed often, yet the habit is so strong that they overcome it very slowly."

Für wenige Monate unterbrach er seine Aufzeichnungen und den Fabrikbesuche, um sich zur Eheschließungsreise 1865 in London zum Diakon weihen zu lassen. Kaum nach seiner Rückkehr, nämlich am 4. Februar 1866, verfaßte er den Hauptteil der englischsprachigen Bücher von Isle Kuppel nach Uduwala, dem Hauptsitz der gesamten Tamana-Gebiete, und begann Bennies neue Sprachstudien. Volle zwanzig Jahre arbeitete mehrere Lehrer außer Bennies diesen Amt versehen.

---

[*] Bennie (ebd.) 12 sagt heute: „His Excellency complained that I perplexed him by his knowledge of their language." Durchschnittlich Lehrer sich Bennies 1865: „Der gestrige eigentliche war bei sämtlichen gestrigen sehr gestritt so gestritt alles war bei Religionen, bei englischen Gesetzen dann bei gestrigen Sprachen, gar sehr gelte eigentlichen 'Phonetic movement', dem Engländer sonst, sondern ganz gelten sonstig sondern Bennies war einen Ausweis 1 so gestritt 1 so schreiben."

[**] Nach Bennie (a) 180 gestrigen Angaben, „the missionary farm and property were left under the care of Wharton Rumsayes, the natives being under the charge of Mr. Bennie, a young man who had been adopted and brought up by Mr. Bennie, and who has proved himself in every way worthy of the trust reposed in him. His duty was to continue the instruction [of the natives] and, in the absence of a clergyman, to conduct daily and Sunday worship".

In seinen Bemühungen um genaue Kenntnis dieser feuerländischen Sprache ließ er nicht nach. In seinen Briefen weist er gelegentlich darauf hin und äußert sich am 19. September 1877 ausführlicher.[162] Welche Fortschritte er im Laufe der Jahre machte, drückt er in bestimmten, ständig anwachsenden Zahlen für die zusammengetragenen Vokabeln aus. Am 1. April 1880 behauptet er schließlich: Die Yamana-Sprache „has a considerable compass of words, at least 30.000, which was ample for the people who spoke it when we found them".

Seitdem nahm diese überraschend hohe Zahl, gleichsam als Gradmesser für den Reichtum der Sprache, ihren Weg in Bücher und Zeitschriften verschiedener Art; denn sie erregte berechtigtes Aufsehen gegenüber der außerordentlich einfachen Kulturform dieser Feuerländer, über welch letztere in besonderen Darwin ein unverdient geringschätziges Urteil abgegeben hatte. Sechs Jahre später nennt Bridges eine noch höhere, von ihm selber errechnete Zahl und sagt: „My dictionary of Yahgan has 1081 pages, each averaging 30 words which multiplied make 32,430 words. In forming this work it was not my object to multiply labours." Diese wenigen Mitteilungen beweisen zweifelsohne eine ganz ungewöhnliche Arbeitszähigkeit; denn Verbesserungen und Ergänzungen nahmen eben kein Ende.

Aus der Feder des Rev. Tn. Bridges liegen drei zusammenfassende größere Manuskripte bestehend aus Vokabeln und Wortverbindungen der Yamana-Sprache[163] vor, außerdem noch kürzere Abhandlungen über einzelne Teile aus der Grammatik.[164] Nicht genug damit, hat er sogar einige Übersetzungen geliefert, nämlich vom Lukas-Evangelium, von der Apostelgeschichte und vom Johannes-Evangelium, die er zum Gebrauch der Indianer drucken

---

[162] „My chief occupation apart from my regular duties ... has been the thorough sifting of many words (Yahgan), which I was not quite sure of, and the thorough examination of a portion of my latest dictionary, with a view to the writing a standard one of the Yahgan from it, and also, yet chiefly to perfect my own knowledge of this wonderful language. Jemmy Mason is my valuable assistant in this work, and for the past month I have been seated with him at least 4½ hours a day. I write up each day if possible what we go through, and I find on comparing what we have done with what remains to be done that this work will occupy me at least 7 months uninterruptedly at the rate of 50 hours steady work a week in revising and copying. I realise that I shall thus speedily perfect my knowledge in Yahgan. I find the standard will contain at least 15.000 words, simple and compound, and I could even double this number if I put down every combination" (MM: XII, 31; 1878).

[163] In einer eigenen Abhandlung habe ich (gg): 171 die Aufeinanderfolge dieser drei Manuskripte festgestellt und gleichzeitig wahrscheinlich gemacht, daß eine andere Niederschrift des umfangreichen Wörterbuches nicht vorhanden ist.

[164] Vgl. hierzu die drei kurzen Mitteilungen von M. Gusinde: Unveröffentlichte Dokumente über die Feuerländer; "Ethnologischer Anzeiger", Jhrg I, Heft 4, S. 274—277; Stuttgart 1927. Ferner: Die Manuskripte über die Yamana-Sprache des Pastors Thomas Bridges; ibidem, Jhrg. I, Heft 5, S. 371; 1928. Endlich: Kurze Notiz über das Yamana-Wörterbuch-Manuskript des Rev. T. Bridges; ibidem, Jhrg I, Heft 6, S. 210; 1928. Ergänzende Bemerkungen finden sich in Gusinde (gg): 177 und (hh): 180.

ließ, ohne daß sein Name genannt ist.[165] Legt man all diese Stücke zusammen, so steht man staunend vor einer gewaltigen Arbeit, die Bridges neben seinen zeitraubenden Verpflichtungen als Missionar und als Superintendant des ganzen Unternehmens überwältigt hat.[166]

Auf das Wörterbuch-Manuskript waren, seitdem Frederick A. Cook es nach Europa gebracht hatte, die Augen vieler Sprachwissenschaftler gerichtet. Ein wechselreiches Geschick war ihm beschieden, da es durch mehrere Hände ging. Zwei Versuche, dasselbe drucken zu lassen, erst in London und dann in Brüssel, blieben aus diesem und jenem Grunde schon in den ersten Anfängen stecken. Weil es an sich einen unschätzbar hohen wissenschaftlichen Wert darstellt und weil es eine glückliche Ergänzung zu der hier vorliegenden Monographie über die Yamana abgibt, habe ich mit entschiedenem Kraftaufwand dieses umfangreiche Werk endlich doch aus dem Drucke heben können, dank der unumgänglichen Unterstützung, zu der die Kinder des Rev. Th. Bridges hochherzig sich entschlossen hatten und dank der fleißigen Hilfe, die Dr. F. Hesterhann mir dabei geleistet hat.[167]

Die aufmerksame Beschäftigung mit der Sprache, weit mehr aber noch der jahrzehntelange engste Umgang mit den Yamana vermittelte diesem Missionar auch eine Fülle von Einzelkenntnissen der Lebensart und Gebrauchsgegenstände, der Sitten und Gebräuche, der Vorstellungen und Gedankengänge jener Eingeborenen. Er hat sie tatsächlich gut in seinen Briefen, im Wörterbuch und in einigen besonderen Aufsätzen angebracht. Ein aufmerksamer Leser wird bald merken, wie Bridges' Wissen allmählich anwuchs und wie seine Beurteilung des gleichen Dinges im Laufe der Jahre sich klärte. Demnach sind in seinen älteren Berichten die Angaben über alles Augenfällige um so zuverlässiger und wertvoller, als damals eine fremde Beeinflussung noch nicht Platz gegriffen hatte; hingegen gewährleisten die neueren

---

[165] Diese drei Stücke wurden von der South American Missionary Society in London herausgegeben und sind von der gleichen Größe, nämlich 11 × 10 cm:

Gospl Looc Ecamanwari: The gospel of St. Luke translated into the Yahgan language. 128 pgs; London 1881;

Apos'ndian Wushtwagu: The Acts of the Apostles translated into the Yahgan language, 118 pgs; London 1883;

Gospel Jon Ecamanwari: The gospel of St. John translated into the Yahgan language. 94 pgs; London 1886.

[166] Als erster hat Koppers (b): 123 eingehend Bridges' Abhandlungen über die Yamana-Sprache gewürdigt. Vgl. auch seinen Aufsatz: "Wo befindet sich das Manuskript letzter Redaktion des großen Yamana(= Yagan)-Lexikons des Th. Bridges?", im "Anthropos", Bd. XXI, S. 991—995; Mödling 1926. Endlich sei noch hingewiesen auf Fußnote 164.

[167] Die vollständige Geschichte dieses Yamana-Wörterbuches, von seinen ersten Anfängen bis zum fertigen Druck, hat Gusinde (gg): 159 und (hh): 179 zusammengestellt. Auch Barclay hat sich ausführlich darüber in BD: IX ausgesprochen. Dieses Werk liegt nun vor und ist betitelt: "Yamana-English, a Dictionary of the speech of Tierra del Fuego", by the Reverend Thomas Bridges, Superintendant of the South American Missionary Society in Tierra del Fuego from 1870 to 1887; edited by Dr. Ferdinand Hestermann and Dr. Martin Gusinde; printed for private circulation only. XXIV and 664 pgs. Mödling 1933.

Mitteilungen über die gesellschaftlichen Einrichtungen und über das eigentliche Geistesleben die meiste Sicherheit oder höhere Wahrscheinlichkeit.[169]

Bei Bewertung dieser Quellen darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß Bridges niemals eine gründliche Bildung genossen, nicht einmal den vollständigen Lehrgang einer Volksschule durchgemacht hat. Außerdem wuchs er auf und verbrachte sein ganzes Leben in einem ungewöhnlich engen Kreise. Beide Umstände haben von Grund auf und richtunggebend seine geistige Verfassung bestimmt, was aus seinen vielen Briefen ganz deutlich zu ersehen ist. Eine stark betonte Engherzigkeit, die zur empfindlichen Unduldsamkeit bei Dingen sich steigerte, die ihm auf seiten der Eingeborenen nicht genehm waren oder die er nicht verstand, wird von letzteren ihm auch heute noch nachgesagt. Weiter unten erst kann es im einzelnen dargestellt werden, mit welcher Voreingenommenheit er alles Einheimische als niedrig und wertlos oder als verderblich und unsittlich einschätzte, wie hart er sogar Einrichtungen und Gewohnheiten aburteilend verdammte, die, wie beispielsweise ihre Jugendweihe, offensichtlich hohe erzieherische und sittliche Werte enthalten. Er besaß nicht genügend geistige Selbständigkeit, um etwas Wertvolles oder Lobwürdiges bei den Yámana zu sehen und anzuerkennen. Daher die düsteren, unfreundlichen Farben, mit denen er gewohnheitsmäßig die Teilgebiete aus der Yamana-Kultur zeichnete, daher die schroffe, unduldsame Art, mit der er alles Einheimische mit der Wurzel auszureißen bestrebt war.

Als Persönlichkeit war er, wie kaum anders aus dem Gesagten zu erwarten ist, bei den Eingeborenen nicht beliebt; viele mieden ihn wegen seines herrischen Auftretens und blieben der Mission fern, um nicht ihre überlieferten, gehaltvollen kulturellen Einrichtungen aufgeben zu müssen. Die meisten der bejahrten Leute bewahrten sich ihren gesunden Sinn für den Wert des guten Alten und gaben es auf übles Bereden oder verständnisloses Beschimpfen hin nicht preis. Je mehr sie sich überzeugen mußten, daß Bridges für ihr eigenes Empfinden und Fühlen, für alles, was ihnen lieb und teuer war, nicht nur kein Wohlwollen, sondern offensichtlich Widerwillen empfand und betonte, um so mehr verschlossen sie vor ihm viele ihrer Gebräuche, um so strenger verbargen sie vor ihm ihre religiösen und mythologischen Anschauungen. Auffällig ist es ja, wie kärglich wenig sich gerade hiervon in den umfangreichen Aufzeichnungen Bridges' findet. Weil dieser Missionar den Feuerländern seelisch nicht nahegekommen ist, hat sein Wirken nicht den Erfolg aufzuweisen, daß sie innerlich vom Christentum erfaßt worden wären.

Kurz muß noch erwähnt werden, daß die anglikanischen Missionare nach ihren ersten sichtbaren Erfolgen bei den Yamana glaubten, auch die benachbarten Selk'nam in ihren Einflußbereich einbeziehen zu müssen. Zur gleichen Zeit setzten nämlich ernsthafte Versuche gewissenloser Europäer ein,

[169] Abgesehen von anderen wertvollen kurzen Abhandlungen begann er unter dem Titel: "Tierra del Fuego" eine ganze Reihe von Aufsätzen im MM: XXII, 207; 1888, die aber durch spätere Veröffentlichungen überholt wurden.

weite Landstriche auf der Isla Grande von den Indianern mit Feuerwaffen rücksichtslos zu säubern. Vorerst war es den Missionaren darum zu tun, den hilflosen Eingeborenen sicheren Schutz zu bieten. Im Januar 1878 durchquerten Bischof Stirling und Rev. Bridges mit ihren Begleitern den nordwestlichen Teil der Isla Grande (MM: XII, 102; 1878). Vier Jahre später brachten zwei andere Versuche, mit den Selk'nam am östlichen Ausgange des Canal de Beagle zusammenzutreffen, keine Erfolge. Wohl aber lief bald danach ein dritter Versuch gut aus. Nochmals begab sich Bridges im Juli 1885 zum Nordufer der Isla Grande; doch mit den bereits sehr geängstigten und erschreckten Selk'nam konnte er keine Verbindung bekommen. Von weiteren Annäherungsversuchen der anglikanischen Missionare an diese Eingeborenen findet sich nichts in den Berichten.[169]

Gegen Ende 1886 unternahm Bridges die ersten Schritte, um sich von der South American Missionary Society zu verabschieden. Er verschaffte sich das argentinische Bürgerrecht und erwarb ein größeres Landstück auf dem Nordufer des östlichen Canal de Beagle. Nach seiner Entlassung aus jenem Missionsverbande[170] richtete er unter Aufwand vieler Mühe seine eigene Farm ein und lebte als Gutsbesitzer nur noch seinen Geschäften.[171] Die Verbindung mit den Yamana hat er nicht nur nicht aufgegeben, sondern zog letztere sogar viel heran und gab ihnen Beschäftigung auf seiner Farm. Am Manuskript seines Wörterbuches hat er nicht mehr weitergearbeitet, wohl aber noch Kleinigkeiten in das seiner Grammatik nachgetragen. Nach einem arbeitsreichen Jahrzehnt auf seiner Farm bei Puerto Harberton begab er sich schwer erkrankt nach dem Norden und starb auf der Rückfahrt von Buenos Aires am 28. April 1898 gegenüber dem Cabo de Corrientes. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind für immer mit dem Namen der südlichen Feuerländer unzertrennlich verknüpft.

Zum Nachfolger Bridges' in der Superintendancy wurde Rev. John Lawrence bestimmt, sein langjähriger Mitarbeiter in Ushuaia. Als dieser sein Amt antrat, hatte der Verfall des Yamana-Volkes samt ihrer kulturellen Eigenart bereits eingesetzt und steuerte seitdem unaufhaltsam der völligen Auflösung zu. Lawrence hat dem Volkstum dieser Feuerländer wenig Auf-

[169] Ausführlich sind die Bemühungen dieser Missionare um die Bewohner der Isla Grande in Bd. I, 46 geschildert worden. Dort werden auch die verschiedenen Quellenschriften genannt.

[170] Sein Austritt veranlaßte verschiedene Gerüchte. Ihrerseits gab die South American Missionary Society bekannt: „Feeling that this enterprise [der Erwerb einer eigenen Farm] is scarcely compatible with the purely Missionary work of the Society, Mr. Bridges tendered his resignation, and the Committee have felt bound to accept it, although they did so with much regret, recalling the essential services which he has rendered." Bei dieser Gelegenheit wird ihm das ehrenvolle Zeugnis nicht versagt, daß „Mr. Bridges' career has been so unique that all missionary societies have learnt to honour his name" (MM: XXI, 127; 1887).

[171] Er hat es zu einem ansehnlichen Reichtum gebracht, wie aus dem offiziellen Census, den der argentinische Gouverneur Gonov 391 in Ushuaia aufgestellt hat, zu entnehmen ist.

merksamkeit geschenkt, obwohl er ihre Sprache beherrschte; nur einzelne Kleinigkeiten aus seinen Briefen wird der Ethnologe verwenden können. Er erfreute sich einer ungewöhnlich aufrichtigen Hochschätzung bei den alten Indianern, die ihn oft und gern in Punta Remolino besuchten. Im Oktober 1932 ist er gestorben. Mit einer zweimaligen Unterbrechung von einigen Monaten hat er sechzig Jahre am Canal de Beagle zugebracht.

Seitdem auch LAWRENCE wegen seines hohen Alters aus dem tätigen Missionsdienst ausgeschieden war, führte Rev. John WILLIAMS bis 1916 an der Mündung des Rio Douglas die Betreuung der kleinen Herde weiter. Er hat die Yamana-Sprache gut gelernt und ließ im Druck ein dünnes Heftchen von Gebeten erscheinen, das er in einer zweiten Auflage[172] sehr erweiterte. Da die Eingeborenen bereits viele Äußerlichkeiten von den Europäern übernommen hatten, schrieb er nichts über ihre Lebensweise und Anschauungen.

Man muß jenen anglikanischen Missionaren das ehrenvolle Zeugnis ausstellen, daß sie durch ihre zahlreichen Briefe und durch einige Schriften unsere Yamana weiten Kreisen in Europa bekannt gemacht haben. Im besondern werden die Ethnologen und Sprachforscher ihnen alle wissenschaftlich verwertbaren Mitteilungen und Aufzeichnungen aufrichtig danken.

ENRICO H. GIGLIOLI: Zwar hat sich dieser junge Marinelieutenant am Viaggio intorno al globo della reale pirocorvetta italiana "Magenta" in den Jahren von 1865 bis 1868 beteiligt und die Magellan-Straße dabei durchquert, doch gilt als sozusagen sicher, daß er keines einzigen Yamana ansichtig geworden ist. Aus seiner Feder stammt eine Beschreibung verschiedener Gerätschaften dieses Feuerländerstammes, die nicht in allen Teilen zuverlässig ist.

GIACOMO BOVE: Auf die ursprünglichen Forschungspläne in den antarktischen Gewässern dieses italienischen Marineoffiziers hier näher einzugehen, läßt sich nicht rechtfertigen. Darüber enthalten genug die "Informes preliminares presentados a S. S. E. E. los Ministros del Interior y de Guerra y Marina de la República Argentina". Seinem Unternehmen wurde das Schiff "Cabo de Hornos" zur Verfügung gestellt, das der Kapitän PIEDRABUENA befehligte. Außer BOVE befanden sich der Geologe LOVISATO, der Zoologe VANCIGLIERRA, der Botaniker SPEGAZZINI und der Lieutenant G. ROSCAGLI an Bord.[173]

Am 25. Dezember 1881 verließ das Fahrzeug den Hafen von Montevideo, lief erst in Santa Cruz, dann bei den Staaten Inseln und endlich in Punta

[172] Es ist überschrieben: Oración matutina y vespertina, Colectas (Yahgan). 107 Seiten, Größe 11 × 14 cm, herausgegeben von der S. Am. Missionary Society, London [1907].

[173] Vgl. BOVE (g) über Organisation dieses Unternehmens, über Begleiter, Reiseweg und Ergebnisse. Auch hat er darüber eine briefliche Mitteilung an HYADES geschickt, welche dieser (k): 619 veröffentlichte. Als gute Ergänzung erweist sich JUAN M. NOGUERA: Conferencia sobre la expedición a los mares australes y Tierra del Fuego realizada por el capitán BOVE; im "Boletín del Instituto Geográfico Argentino", tomo V, p. 147—165; Buenos Aires 1884.

Arenas an. Hier trennten sich die Expeditionsmitglieder und verstreuten sich auf kleineren Schiffen nach verschiedenen Richtungen. Bovɛ erlitt bei der Bahía Sloggett mit seinem Schooner "San José" am 31. Mai 1882 einen schweren Schiffbruch.[174] Am 5. Mai wurde ein Boot nach Ushuaia geschickt. Ehe das Missionsschiff "Allen Gardiner" zu Hilfe kam, hatten sich bei den Verunglückten am 9. Juni einige stattliche Selk'nam eingefunden, deren ganzes Äußere auf jene einen überraschenden Eindruck machte. Auf der Missionsstation Ushuaia fanden jene Schiffbrüchigen die beste Aufnahme, wofür später die italienische Regierung offiziell dankte (MM: XVII, 30; 1883). Am 1. September 1882 traf Bovɛ wieder in Buenos Aires ein.

Ein zweites Mal verweilte er vom Februar bis April 1884 in feuerländischen Gewässern. Dabei lernte er die dortigen geographischen Bedingungen des Archipels und die kulturellen Eigenheiten der Yamana besser kennen. Er (d): 288 hebt eigens hervor: „Il breve tempo da me passato tra gli Alacaluf e gli Ona, non mi concede di parlare dettagliatamente di essi. I segnenti cenni sopra i Fuegini dovranno quindi considerarsi come appartenenti ai Yagan, tra cui sono stabiliti i missionari, e dai quali io ottenni gran parte delle informazioni da me raccolte in queste brevi pagine."[175] In der Tat sind es nur wenige Mitteilungen, die Bovɛ gemacht hat; sie scheinen nur umfangreicher zu sein, weil seine kurzen Aufsätze als wörtliche Übersetzungen in italienischer, spanischer, englischer und deutscher Sprache veröffentlicht worden sind. Auch er verdankt die meisten seiner Angaben den Missionaren. Jene wenigen Ergänzungen, die er von sich aus angefügt hat, widersprechen den übereinstimmenden Beobachtungen anderer zuverlässiger Reisender offensichtlich. Viel Vertrauen erwecken seine Mitteilungen demzufolge nicht.[176]

Später wurde Bovɛ von der italienischen Regierung zu Forschungen an den Congo-Fluß geschickt. Im Januar 1887 nahm er seinen Abschied von der italienischen Marine und endete durch Selbstmord am 14. September 1887.[177]

CARLOS SPEGAZZINI war Bovɛ's Begleiter auf dessen erster Reise. Neben botanischen Arbeiten, denen er sich fleißig widmete, beobachtete er in jenen wenigen Wochen auch die Eingeborenen. Selbstverständlich machte er sich die Erfahrungen und Mitteilungen der Missionare zu eigen. Viele völkerkundliche Einzelheiten brachte er nicht zustande, dafür fehlte es an Zeit. In einem öffentlichen Vortrage zu Buenos Aires am 12. Oktober 1882 hebt er trotzdem nachdrücklich hervor: „Todo lo que communico, fué observado por mí, o se refiere a datos de personas dignas de fé; no os aseguro, sin

[174] Diese erregte Szene schildert Bovɛ (c): 99 sehr ausführlich. Auszug: 223 bietet sie in deutscher Übersetzung.

[175] Das wiederholt sich bei Bovɛ: Fuegia and the Fuegians, in MM: XVIII, 187; 1884.

[176] Auf seine geographischen Berichte vor allem bezieht sich Hyades(a): 12 Empfehlung: „Recomiendo a quien tenga que estudiar nuestro lejano Sud, el conocimiento de la obra de Bovɛ."

[177] Vgl. den kurzen Nachruf im "Boletín del Instituto Geográfico Argentino"; tomo VIII, p. 225; Buenos Aires 1887.

embargo, que no incurra en algún error, por el espacio de tiempo relativamente corto, que permanecí entre ellos, y por las dificultades que se me presentaban para entenderlos y hacerme entender de ellos." Auch legt er (a): 164 Wert auf den Nachweis, noch „indios que no han sufrido ninguna influencia civilizadora" angetroffen zu haben. Unvergleichlich wertvoller indes sind seine botanischen Beobachtungen und Sammlungen, hat er doch ein Herbarium mit 1108 Species und Varietäten zusammengestellt.[179] Aus seiner Feder ist endlich eine lange Reihe von Yamana-Wörtern und Redewendungen erflossen, sogar eine vergleichende Wortliste des Selk'nam und Yamana mit italienischer Übersetzung; doch sind diese Dinge bislang noch nicht veröffentlicht worden."[179]

DOMINGO LOVISATO: Dieser gute Beobachter ging vom 1. Mai bis 17. Juni 1882 dem geologischen Aufbau des Feuerlandes nach. Mehr Möglichkeiten, die dortigen Eingeborenen kennen zu lernen, als seine Begleiter Bove und Spegazzini, hatte er nicht. Auch gab er (b): 132 sich unumwunden Rechenschaft über die Notwendigkeit, deren Sprache zu verstehen und wies auf die bedenklichen Fehler in der Schilderung der feuerländischen Indianer durch King und Fitz-Roy hin, die auf unzuverlässige Dolmetscher angewiesen waren. Lovisato's besonderes Verdienst ist die gute Beschreibung einiger alltäglicher Gegenstände aus dem Besitze unserer Yamana.

MISSION SCIENTIFIQUE du CAP HORN: Mit diesem Namen bleibt eine unschätzbar wertvolle ethnographische Leistung im Feuerlande für immer verknüpft. Das Hauptziel dieses Unternehmens waren genaue, nach einheitlichem Plane durchgeführte meteorologische und erdmagnetische Beobachtungen, auf Grund internationaler Übereinkunft und zwar für die Zeit vom 1. September 1882 bis zum gleichen Tage 1883. Frankreich hatte sich entschlossen, eine derartige Beobachtungsstation in der Kap Hoorn-Gegend einzurichten. Dem Kommandanten Martial wurden die allgemeine Leitung und die hydrographische Untersuchung anvertraut, der Schiffsarzt Paul D. Hyades zu anthropologisch-ethnographischen und Dr. Hahn zu naturkundlichen, im besonderen geologischen Beobachtungen ausersehen. Ein Stab von Helfern stand ihnen zur Seite. Die französische Regierung stellte die Fregatte "La Romanche" zur Verfügung und wünschte, daß noch genaue Vermessungen und Sondierungen vorgenommen würden. Mit bester und reichlicher Ausrüstung verließ das Schiff den Hafen von Cherbourg am 17. Juli 1882 und ging am 6. September dieses Jahres an jenem Punkte, der für die Untersuchungen erwählt worden war, in der Bahia Orange vor Anker.

---

[179] Vgl. Informe VIII: Relación botánica, por Carlos Spegazzini, in Bove (c): 107 bis 121; enviz Plantae per Fuegiam anno 1882 collectae; "Anales del Museo Nacional"; tomo V, p. 29—104; Buenos Aires 1896.

[179] Diese Manuskripte hat Prof. Dr. R. Lehmann-Nitsche mir auf meine besondere Bitte dankenswerterweise aus Buenos Aires zur Verfügung gestellt.

Am 26. September begannen die regelmäßigen Beobachtungen, zu denen auch der Venus-Durchgang am 6. Dezember 1882 zählte. Während sich die einzelnen Forscher ihrer Sonderaufgabe widmeten,[100] befuhr die "La Romanche" den Canal de Beagle und viele seiner Nebenarme; dabei wurden 2470 km Küste untersucht. Auf Grund dessen erfuhr die bis dahin geltende Marinekarte tiefgreifende Änderungen, die ANCOT: 275 leicht ersichtlich eingetragen hat. HAHN (e): 341 sammelte eifrig Pflanzen und Tiere. Rückblikkend auf seine eigene Arbeit sagte er: „Pendant toute une année nous n'avons cessé de réunir des observations et des collections, et nous espérons que, au point de vue de l'Histoire naturelle des regions magellaniques, l'expédition de la 'Romanche' aura donné d'utiles résultats."

Die nächste Nachbarschaft der Beobachtungsstation hat zwar auch HYADES nach Pflanzen und Tieren abgesucht, sein Hauptaugenmerk war jedoch auf die Eingeborenen gerichtet. Über das erste Zusammentreffen mit ihnen sagt er (g): 2 nur: „Schon bei der Ankunft des Schiffes sah man an verschiedenen Küstenpunkten Rauch aufsteigen und am folgenden Morgen kamen ein paar aus Rinde erbaute Piroguen, jede eine Familie enthaltend, langseit, um Lebensmittel und besonders Schiffszwieback gegen die geringen Erzeugnisse ihrer Industrie, Halsbänder aus Knochen oder aus kleinen Muschelschalen, Harpunenspitzen und dergleichen einzutauschen. Sie erschienen nicht im geringsten erschreckt oder beunruhigt: Tabak und Branntwein waren ihnen noch unbekannt, alte Kleider nahmen sie wohl, aber in erster Linie stand ihr Sinn auf Eßbarem." Später gestand er (ibidem): „Es ist nicht gerade leicht, den Eindruck genau in Worte zu fassen, welchen die erste Begegnung mit diesen sonderbaren Geschöpfen auf uns machte. Wohl hatten wir während der langen Überfahrt alles zusammengelesen, was frühere Besucher, wie WEDDELL, FITZ-ROY, DARWIN, WILKES über die Feuerländer geschrieben und nach der übereinstimmenden Aussage aller hielten wir sie für die erbärmlichsten, am niedrigsten stehenden Bewohner unseres Erdballes. Nun kamen sie an Bord ohne das geringste Mißtrauen, Männer, Weiber und Kinder, nackt vom Scheitel bis zu Sohle oder höchstens mit einer erbärmlichen Otterhaut oder Robbenhaut über den Schultern und wir mühten uns ab, an ihnen die charakteristischen Züge zu finden, welche wir nach den Beschreibungen erwarteten. Was uns am meisten wunderte, war, daß wir kein Wort von ihrer Sprache verstanden, obwohl wir die Vokabularien der Alikhoolyp (Alaculoof bei BARCLAY) und der Tekinika bei FITZ-ROY sehr eifrig studiert hatten."

---

[100] Den Reiseweg beschreibt ANCOT umständlich. Seinerseits schildert HAHN (e) die Fahrt der "Romanche" im ganzen Archipel bis zu den Falklandinseln, sowie seine Beobachtungen über die Pflanzen- und Tierwelt. Von HYADES (d) und (g) endlich werden die reichen ethnographischen Ergebnisse eng zusammengefaßt. Eine gute Abbildung in ANCOT: 273 zeigt die Anlage der Beobachtungsstation in Bahia Orange. Allgemeine Bemerkungen über die Expeditionsmitglieder und über die verschiedenen Arbeitsziele macht MARTIAL: Physique du Globe: Rapport sur l'expedition française du cap Horn: "Comptes rendus de l'Académie des sciences"; tome 97, p. 1117—1120; Paris 1883.

Am 11. November lief das Missionsschiff "Allen Gardiner" in der Bahía Orange ein, an dessen Bord sich auch Rev. Thomas Bridges befand. Dieser bat Hyades um seine ärztliche Hilfe, weil unter den Eingeborenen in Ushuaia eine fieberhafte Krankheit ausgebrochen war, die arge Verheerungen anrichtete. So kam letzterer in Beziehung mit Bridges, der ihn in seinen völkerkundlichen Forschungen[161] richtunggebend gefördert hat. Immer und immer wieder beruft sich Hyades, besonders in seinem Hauptwerke, auf jenen Missionar.

Das Arbeiten mit diesen Eingeborenen selber war nicht leicht, wie er (g): 39 bald erfuhr. „Im längeren Verkehr mit den Franzosen legten die Feuerländer wohl nach und nach einen Teil der ursprünglichen Scheu und Zurückhaltung ab, aber sie blieben durchaus ihren alten Sitten getreu und zeigten nicht die geringste Lust, etwas von den Fremden zu lernen. Nur zur Essenszeit kamen die benachbarten Familien regelmäßig und hockten vor dem Stationsgebäude nieder, um die Überbleibsel in Empfang zu nehmen ... Die Bevölkerung wechselt übrigens ziemlich rasch; länger als zwei Monate hielt kaum eine Familie in der Nähe der Fremden aus, trotz der gebotenen Vorteile, es schien sie eine Art Heimweh nach ihrem herumschweifenden ungebundenen Leben zu ergreifen und sie verschwanden ohne Abschied, um alsbald durch andere ersetzt zu werden. Dreißig bis vierzig Individuen lagerten gewöhnlich in der Nähe der Station, und, als nach Verlauf der ersten paar Monate die Franzosen eine gewisse Anzahl der gebräuchlichsten Worte gelernt hatten, entwickelte sich mit denselben auch ein einigermaßen freundschaftliches Verhältnis. Einzelne ließen sich sogar zu Dienstleistungen herbei; halfen beim Wegebau und trugen Holz, doch schien ihnen das nicht recht zu gefallen und man konnte nie auf sie rechnen; große Ansprüche machten sie freilich auch nicht dafür und mit einigen Brocken Brot oder Zwieback waren sie jederzeit zufrieden. Nur einer oder zwei blieben der Station treu und entschlossen sich zu regelmäßigen Arbeiten." Freilich war es eine starke Behinderung auf beiden Seiten, daß man sich durch die Sprache nicht verständigen konnte.

Von diesem allerdings sehr bedeutungsvollen Umstande abgesehen, befand sich Hyades in den bestmöglichen Forschungsbedingungen; denn die Eingeborenen dort im Süden führten ihr Leben von ehedem ohne erkennbare fremde Einflüsse. Nicht wenige hat er (f): 552 zu Gesicht bekommen. „A la baie Orange, après avoir appris les mots usuels de la langue indigène, j'ai observé, dans de très bonnes conditions pour leur étude complète, 120 individus de tout âge et des deux sexes qui ont séjourné plus ou moins longtemps immédiatement à côté de la mission scientifique française, en menant la vie de parfaits sauvages, sans que notre voisinage parut en rien influencer leurs coutumes ou leurs moeurs." Auch versichert er (d): 305, daß einige

[161] Ausdrücklich entschuldigt sich Hyades (j): 118 und erklärt, „comment il ne m'est pas arrivé de demander à la Société des instructions ethnologiques spéciales sur les recherches à faire au Cap Horn".

Familien, „provenant des environs, dans un rayon de 40 à 50 kilomètres, venaient successivement à la Mission par groupes de deux ou trois familles qui passaient près de nous plusieurs jours et quelquefois plusieurs semaines. Très souvent nous avons vu revenir d'anciens visiteurs après une absence plus ou moins longue."

Das lange Zusammensein mit so vielen Eingeborenen — ob es nun 120 waren oder knapp 150, wie Hyades (j): 150 an anderer Stelle erwähnt — hat es den Franzosen ermöglicht, das Wirtschaftsleben der Yamana genau zu beobachten und eine vollständige Sammlung ihrer Gebrauchsgegenstände zustande zu bringen. Leider fehlten ihnen die erforderlichen Sprachkenntnisse, um die gesellschaftlichen Einrichtungen und das reiche Geistesleben aufzuhellen. Sie alle, im besonderen Hyades, bemühten sich um eine gerechte Würdigung all des Fremdartigen, dem sie gegenüberstanden; ganz entschieden nahmen sie Stellung gegen die falschen Behauptungen von Menschenfresserei oder geistiger Minderwertigkeit dieser Feuerländer.

Die anthropologischen Beobachtungen wurden zu eingehenden anatomischen Untersuchungen erweitert. Gewiß, Hyades (c): 142 und (d): 306 hebt hervor, daß es ihm ein Leichtes gewesen ist, „prendre un très grand nombre de mesures anthropologiques, de moulages, de photographies. Hommes et femmes se prêtaient avec complaisance à toutes ses recherches". Doch darf ich nicht verschweigen, daß mir gegenüber, also nach etwa vierzig Jahren noch, die älteren Leute sich über Gipsabdrücke, die von den Geschlechtsteilen einiger junger Frauenspersonen gemacht worden waren, höchst empört geäußert haben. Auch das Benehmen einzelner Hilfspersonen aus jener Expedition hat wiederholt schweren Anstoß bei den Eingeborenen hervorgerufen. Die Einzelheiten, welche mir erzählt worden sind, übergehe ich hier. Aber man trifft, wie ich betonen möchte, bei vielen primitiven Völkern mehr Schamgefühl und reineres sittliches Empfinden, als bei manchem Europäer, der zu ihnen kommt.

Sogar fünf Leichen in Alkohol konnten nach Paris befördert werden. Bei seinen sprachlichen Aufzeichnungen hat Hyades aus den Manuskripten des Rev. Tn. Bridges geschöpft, aber viel auch selber gesammelt.[102] Kurze Angaben macht er sogar über die Halakwulup, weil eine Frau dieses Stammes damals in der Bahía Orange lebte; nicht aber über die Selk'nam, mit denen die Franzosen keine Verbindung bekommen konnten.[103]

Obwohl Hyades (f): 552 sich bemühte, in seinem Urteil gerecht zu sein, war er nicht frei von Voreingenommenheit. Nach dem langen Verweilen der "La Romanche" in jenen Gewässern schrieb er: Die Yamana „ont conservé à la baie Orange les mêmes habitudes et les mêmes moeurs: s'il pouvait maintenant les revoir en passant, le regretté Darwin porterait sur eux le même jugement

[102] Vgl. Hyades (q): 280. Nach Gusinde (gg): 165 hatte Bridges drei Jahre vorher die letzte Niederschrift seines Yamana-English Dictionary beendet.

[103] Mißmutig äußert sich Hahn (e): 340 hierzu: „Malgré notre vif désir de faire ample connaissance avec eux, nous n'avons pu les voir de près."

sévère; je ne doute pas non plus que s'il était resté en 1832 au milieu de ces sauvages une année entière, comme nous venons de le faire, il n'eut présenté sur leur compte une appréciation moins rigoureuse".

Stellt man das gesamte Ergebnis der Mission Scientifique zusammen, so wird man die ausgedehnte wissenschaftliche Leistung mit Recht bewundern. Außerordentlich wertvoll ist es, daß durch sie die Volkseigenheiten der Yamana zu einer Zeit sichergestellt worden sind, da sie noch ihre unverfälschte, ursprüngliche Reinheit besaßen.

JOHN RANDOLPH SPEARS: Dieser von einer nordamerikanischen Zeitung ausgesandte Berichterstatter hat sich anfang 1891, vom Norden der Isla Grande kommend, nur zwei Tage in Ushuaia aufgehalten, ohne anderwärts mit unseren Eingeborenen näher bekannt zu werden. Anscheinend hat ihn die Absicht geleitet, die geschäftliche Ausbeute des Landes und besonders der Goldwäschereien zu beobachten.

Für seine harten, teilweise sehr vorwurfsvollen Urteile über die Missionstätigkeit der Anglikaner und im besonderen über das Verhalten des damaligen Superintendant Thomas Bridges gegen die Eingeborenen bleibt er persönlich verantwortlich. Wie Cooper: 129 meint, sind seine ethnographischen Angaben, „it seems, based chiefly if not entirely on good written sources".

ALEJANDRO CAÑAS PINOCHET: Einem gelegentlichen Hinweis entnehme ich, daß der genannte Verfasser im Sommer 1894/95 das Feuerland bereist hat. Nirgends erwähnt er, wie lange er sich dort aufgehalten und welche Stellen er besucht hat; nur einmal spricht er ganz flüchtig über seine Fahrt zur Isla Dawson. In seiner langen Abhandlung vermißt man die deutliche Scheidung der drei feuerländischen Stämme voneinander. Wie er zu dem Stoffe, den er vorlegt, gelangt ist, sagt er: 331 selber: „Nosotros que hemos visitado la Tierra del Fuego, que hemos estado en medio de esos indios, que hemos recogido datos e informaciones de personas serias y conocedoras de ellos, porque han podido observarlos por mucho tiempo de cerca, estamos en situación de decir la verdad, y de describir a esos naturales tal cual son y al través de relaciones, en las cuales si se halla alguna verdad, es la falta casi absoluta de verdad."

Seine Beschreibung des dinglichen Kulturbesitzes der Feuerländer ist gut, alles Weitere aber lückenhaft und unbestimmt. Die zwei Tafeln mit der Unterschrift "Grupos de indios onas: hombres y mujeres" und "Grupo de mujeres onas" stellen nachweislich Indianer des Chaco an der Nordwestgrenze von Argentinien dar.

Anerkennenswert ist das redliche Bemühen dieses Verfassers; denn seine Absicht war es, „a describir a los fueguinos, sin otro interés que el de pintarlos bajo su verdadero aspecto, bajo su verdadera faz". Zweifelsohne hat sein Aufsatz zu einer unvoreingenommenen Beurteilung der Feuerländer vonseiten einzelner leidenschaftsloser, überlegender Leser beigetragen. Doch

1: Gusinde SH6 Yahgan.

bietet er nichts Neues über das hinaus, was bis dahin schon durch andere Reisende veröffentlicht worden war.

OTTO NORDENSKJOELD: Zunächst in einer vorläufigen Mitteilung über sein Forschungsunternehmen hat NORDENSKJOELD (f): 212, der bekannte schwedische Geograph erklärt: „In der Absicht, vergleichende Untersuchungen zwischen dem Norden und dem südlichsten bewohnten Teil der Erde anzustellen, legte ich im Jahre 1894 der Stockholmer Geographischen Gesellschaft den Plan einer wissenschaftlichen Expedition nach den Magellansländern vor und fand auch für die Sache so viel Interesse, daß schon im folgenden Jahre von Schweden eine derartige Expedition ausgehen konnte, an welcher ich nebst den Herren DUSEN (als Botaniker) und Dr. ONELIN (als Zoologe) teilgenommen habe. Im November 1895 machten wir [von Buenos Aires aus] an Bord eines argentinischen Kriegsdampfers die Reise nach dem Feuerlande ... Nach 14 tägiger Reise landeten wir in der Bucht von San Sebastián." Von hier aus versuchten diese Schweden erst einen Streifzug durch den nördlichen Teil der Isla Grande und dann einen anderen bis zum Fuße der Kordillere im Süden. Nach mühsamer Forschungsarbeit von etwa zehn Wochen in jener Gebirgsgegend erreichten sie Ushuaia, „die wichtigste Ortschaft in dieser Zone, Hauptstation der englischen Mission und Residenz des Gouverneurs des argentinischen Territoriums Tierra del Fuego. Sie hat etwa ein paar Hundert Bewohner: Regierungsbeamte, Deportierte und Leute, die unter den in der Umgebung lebenden Kolonisten und Goldgräbern einige Geschäfte treiben" (in [f]: 215).

NORDENSKJOELD und seine Begleiter verfolgten andere wissenschaftliche Ziele, weswegen sie sich eingehender Untersuchung der Yamana nicht widmen konnten. Deren Kopfzahl allerdings schätzte der Expeditionsführer damals auf etwa 300. Auch läßt er es sich angelegen sein, die irrigen Behauptungen DARWIN's über diese Eingeborenen zurückzuweisen, ohne zu leugnen „la miserable vida que llevan, tal vez más miserable que la de ninguna otra raza del jénero humano ... Todo el que conozca la vida de esos hombres podrá convencerse de que son más dignos de compasión que de desprecio". Schließlich nennt er (e): 163 noch „otras circunstancias que dan la prueba positiva de que no son faltos de intelijencia". Den englischen Missionaren vorwiegend dankt er seine Kenntnisse von den Lebensverhältnissen der Indianer.

Es waren eben ausschließlich geologische und geographische, botanische und zoologische Beobachtungen, denen diese schwedischen Fachleute sich gewidmet haben. Ihnen ist eine bedeutende Aufhellung der landschaftlichen Bedingungen jener fernen Gegend geglückt und ihre Abhandlungen sind wirklich grundlegend.[104] Im besonderen maßgebend für die Besiedlung des südlichsten Amerika durch den Menschen sind die geologischen Ergebnisse:

[104] Vgl. die zahlreichen Einzeluntersuchungen, veröffentlicht von OTTO NORDENSKJOELD: Wissenschaftliche Ergebnisse der schwedischen Expedition nach den Magellansländern 1895—1897; 3 Bände, Stockholm (o. J.).

denn „die gemachten Sammlungen von Tier- und Pflanzenversteinerungen deuten auf ein Klima der Tertiärzeit hin, das e t w a s, aber nicht viel wärmer war als das jetzige. Nachher trat eine Eiszeit ein. Das Eis hat die Feuerlandinsel fast vollständig bedeckt und die Magellanstraße ausgefüllt, ist aber nördlich von 52° S. Br. nirgends nach der jetzigen atlantischen Meeresküste vorgedrungen. Es könnte scheinen als ob diese verhältnismäßig geringe Ausbreitung den Beobachtungen widerspreche, welche in den subtropischen Gebirgsgegenden gemacht wurden. Wahrscheinlich hat sie aber mit einer allgemeinen Landsenkung in Verbindung gestanden, und das damalige Festland war vielleicht noch viel nördlicher vollständig eisbedeckt. Als die Glacialzeit aufhörte, lag das Feuerland nur etwa 60 m niedriger als jetzt. Es hat sich nachher gehoben, aber jetzt scheint die Erhebung unbedeutend zu sein oder gar nicht stattzufinden". Dieser Tatbestand, weil noch ungeklärt, kann leider bei Beurteilung der alten Muschelhügel nicht verwertet werden. Auch hat Nordenskjold (f) als erster m. W. eine genaue geologische Karte vom Feuerland entworfen.

EXPEDITION der "BELGICA": Auf ihrer Fahrt zum südlichen Eismeer ging anfangs Dezember 1897 die "Belgica" in Punta Arenas vor Anker. Sie lag hier vierzehn Tage, „in welcher Zeit die Vorräte ergänzt und das Schiff wieder vollkommen in Stand gesetzt wurde, während wir die Umgebung durchstreiften" (Cook [d]: 81). Am Abend des 21. Dezember legte das Schiff im Hafen von Ushuaia an. „Am folgenden Morgen gingen wir nach dem Frühstück an Land. Die Art unseres Auftretens war vom anthropologischen Standpunkt aus interessant ... Den Herren John Lawrenc und Thomas Bridges sind wir für ihre wertvolle Unterstützung bei unserer Indianerforschung zu lebhaftem Dank verpflichtet." Unmittelbar danach kündigt Cook (d): 86 an, „die anthropologischen Beobachtungen, Messungen und Sprachforschungen sollen in einer eigenen Publikation veröffentlicht werden". Auf diese wird man vergeblich warten!

An der Erforschung der Yamana haben sich die Mitglieder der "Belgica" nicht ansehnlich beteiligt. Insofern nur verdient dieses Unternehmen erwähnt zu werden, als Cook, nach Rückkehr der "Belgica" zur Magellan-Straße, wo die Expedition sich auflöste und jedes Mitglied nach eigenem Plane einige Beobachtungen weiterführte, das Manuskript des Yamana-Wörterbuches aus der Feder des kurz vorher verstorbenen Rev. T. Bridges von der Witwe übernahm und nach Europa brachte. Wie sich das Schicksal dieses Werkes in späterer Zeit gestaltete, ist auf S. 143 nachzulesen.[105]

[105] Die genauen Einzelheiten finden sich bei Gusinde (gg): 170 zusammengetragen. Daß aus der Feder Cook's die angekündigte Veröffentlichung nicht mehr zu erwarten ist, hat mir G. Lecointe, der damalige Kapitän der "Belgica", vor nicht langer Zeit auverlässig mitgeteilt (Bd. I, 58). Ursprünglich hatte nämlich Cook, was Lecointe: 220 seinerzeit bestätigte, folgende Arbeiten in Aussicht gestellt: Medical Report, Report upon the Ona, A Yahgan grammar and dictionary.

Am 3. Januar 1898 fuhr die "Belgica" in östlicher Richtung weiter und gegenüber Puerto Harberton lief sie auf ein Riff.[106] Als es heller Morgen wurde, erschien Lucas Bridges mit einigen Indianern und bot seine Hilfe an. Cook ging ans Land. Nach einigen Stunden hob sich das Schiff wieder und war gerettet. Am folgenden Tage fuhr die "Belgica" weiter. Auch bei dieser Gelegenheit konnte Cook keine nennenswerten Beobachtungen machen.

JOSÉ J. ALVAREZ: Im leichten Stil der Unterhaltungsschriftstellerei, die nur dem Leser mit einigen Neuigkeiten die Zeit vertreiben will, ist das kleine Büchlein dieses Fray Mocho gehalten. Alle Seiten des Lebens und Treibens im Feuerlande werden in kurzen Strichen gezeichnet, die Mühen der Ansiedler, die Anstrengungen der Goldgräber, die Arbeiten der Missionare und die Eigenart der Eingeborenen knapp dargestellt. Doch fehlt jener Redeweise der bestimmte Ausdruck und die scharfe Umrißlinie. Als verläßliche Quelle kommt dieses Werkchen nicht in Frage. Sein Verfasser scheint anfangs 1898 in sehr kurzen Wochen das Feuerland durcheilt zu haben, bestimmte Zeitangaben fehlen.

JERMÁN WIEGHARDT: Dieser deutsche, seinerzeit in Santiago de Chile tätige Lehrer, den ich persönlich dort kennengelernt habe, gibt nirgendwo genaue Hinweise über seinen Aufenthalt im Feuerlande. Aus einem kurzen Worte geht hervor, daß er im Jahre 1896 dort gereist ist.[107] Anscheinend hat er nur einige leicht erreichbare Siedlungen der Europäer und die Goldwäschereien besucht, wirkliche Verbindung mit den Eingeborenen hat er indes nicht angeknüpft.

Sein Aufsatz enthält keine neuen Entdeckungen. Er erweist sich vielmehr vom Anfang bis zum Ende als eine Blütenlese aus neueren Reisewerken, denen ganze Abschnitte wörtlich entnommen sind, doch ohne die mindeste Quellenangabe. Die meisten seiner Zeilen hat Wieghardt aus Bove und Hyades herausgeholt und sich, wohl aus Unkenntnis des Stoffes, der eigenen Beurteilung enthalten. Seine einzige Abhandlung: El territorio de Magallanes, tomo VI: Indijenas fueguinos i patagones, primera parte, sowie die beiden Heftchen: Estudios sobre la Jeolojía del Territorio de Magallanes (Santiago 1904) wurden in Santiago bald als wortgetreue Abschreiberei erkannt und gewürdigt.

W. S. BARCLAY: Im Januar und Februar 1902 weilte dieser Reisende als Gast auf der Farm der Geschwister Bridges am östlichen Canal de Beagle. Seine Kenntnis von den dortigen Feuerländern verdankt er fast restlos den Mitteilungen, die Lucas Bridges ihm gemacht hat. Auf der Isla Grande ist er (a): 62 mit Roberto Dabbene (a): 3 und mit Carlos Gallardo zusammengetroffen, in deren Gesellschaft er eine kurze Strecke durchquert hat.

[106] Cook (d): 106 schildert diesen Unfall kurz, Lecointe: 54 aber sehr ausführlich.

[107] In seinen Estudios sobre la Jeología del Territorio de Magallanes, primera entrega (Santiago 1904), schreibt er pág. 11 nur: „Cuando en 1896 visité a Lennox e islas adyacentes..."

Von FRED LAWRENCE erfuhr ich noch, daß BARCLAY sich auch einige Tage in Ushuaia aufgehalten, hier aber keinen Verkehr mit den Yamana angestrebt, sondern sich mit Photographieren viel beschäftigt hat. LAWRENCE war wiederholt sein Begleiter bei kurzen Ausflügen in die Umgebung von Ushuaia und später auf der Fahrt nach Punta Arenas. Auffällig gerecht und sachlich beurteilt BARCLAY (d): 130 manche ernste Mängel in der Arbeitsweise der Missionare, aus welchen den Eingeborenen zuweilen schwerer Schaden erwachsen ist.

Auf dieser Reise nahmen die freundschaftlichen Beziehungen BARCLAY's zur Familie BRIDGES ihren Anfang, die seitdem weiterhin unterhalten worden sind. Hieraus erklärt es sich, daß er von ihr aufgefordert wurde, zum Yamana-English Dictionary des Rev. THOMAS BRIDGES eine längere Vorrede zu schreiben (S. 143).

ROBERTO DABBENE: Als Begleiter des CARLOS CALLANDO (Bd. I, 59) hat der genannte Ornithologe in den wenigen Wochen vom 19. Januar bis 26. Februar 1902 den langen Weg von Montevideo über die Isla Grande zu den Falkland- und Staaten Inseln und von da über Isla Dawson nach Punta Arenas zurückgelegt.

Zu völkerkundlichen Untersuchungen fehlte es an Zeit und Gelegenheit. Später ließ er zwei Aufsätze erscheinen, in denen er den Sitten und Gebräuchen der Yamana einen breiten Raum gewährt. Doch legt er (b): 168 darin nicht ausschließlich Eigenbeobachtungen vor, sondern macht eine Zusammenstellung, „reuniendo algunas observaciones personales a los numerosos datos suministrados por los distintos viajeros que han visitado el archipiélago fueguino". Erfreulich ist immerhin sein Bemühen um gerechte und verständige Beurteilung der Eingeborenen und ihrer Einrichtungen. Er gesteht (a): 78 auch ein, daß „la mayor parte de estos datos sobre las costumbres de los indios me fueron suministrados por mi apreciado amigo y compañero de viaje Sr. W. S. BARCLAY, el cual a su vez los obtuvo del señor LUCAS BRIDGES". Dieser Hinweis betrifft hauptsächlich Mitteilungen über die Selk'nam.

CHARLES W. FURLONG: Den Lesern seiner kurzen Aufsätze, die etwa ein Dutzend ausmachen und in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind, stellt sich dieser nordamerikanische Oberst als „Artist, Author, Scientist and Explorer" vor. Im Sommer 1907/08 durchquerte er die Isla Grande und besuchte mehrere Punkte am Canal de Beagle in etwa drei Monaten. Hast und Eile trieb ihn voran, für gründliche Kleinarbeit blieb ihm keine Gelegenheit.

Was ihm die Brüder BRIDGES über die Selk'nam und die Brüder LAWRENCE über die Yamana mitgeteilt haben,[188] verquickt er mit den eigenen Erkundigungen. Seine Effekthascherei[189] ist durchsichtig und Einzelbeobach-

[188] Auch COOPER: 90 betont: „Many of his cultural data are, moreover, derived verbally from the very best first-hand authorities, the LAWRENCE and BRIDGES brothers."

[189] Hierher gehört seine (r): 182 Behauptung: „While ethnic work has been done by an

tungen verallgemeinert er, harmlose Vorkommnisse und Alltäglichkeiten deutet er als Abenteuer oder drohende Gefahren. Beispielsweise hat der Indianer SELKNAM weder auf FUEGINO (a): 345 noch auf sonst jemand einen Angriff geplant, als er das Messer an seinem Gürtel wieder in die richtige Lage brachte. Eine arge Übertreibung ist es, wenn er (b): 127 behauptet, daß schiffbrüchige „sailors have managed to enter the archipelago only to be brutally butchered by the Fuegians. It is no enviable lot to be found by them defenceless in any of the innumerable out-of-the-way places of their habitat".

Die Eingeborenen haben ihn mir als ungeduldig im allgemeinen und als stürmisch bei seinen Fragen geschildert.[99] Als er vom alten CHARLES einen Gesichtsabdruck in Gips machen wollte, ging er dabei unvorsichtig vor, daß jener Indianer fürchtete zu ersticken. Seitdem hat sich kein Yamana mehr zu ähnlichen Versuchen bereitgestellt. Die selbstbewußte Redeweise dieses Reisenden könnte leichtgläubige Leser irreführen.[100]

ANTONIO COJAZZI: Das Werk dieses Schriftstellers aus dem Salesianerorden erschien fast gleichzeitig mit CARLOS GALLARDO's: LOS ONAS. Bekanntlich (Bd. I, 61) hat TONELLI „brevemente nell 1910" die Isla Grande besucht und wohl auch die Yamana gestreift. Seine eigenen Beobachtungen sind in des erstgenannten Verfassers Werk mit früheren Aufzeichnungen der Salesianermissionare vereinigt worden. Dort heißt es u. a. auch: „Finora i Salesiani non hanno un vero centro stabile di missione fra questi Indi; però un missionario ogni anno fa un' escursione dall' isola grande ad Harberton ed isola Navarino, istruendo gli Indi che incontra; ad Ushuaia risiede permanentem e un sacerdote salesiano, il quale ha l'occasione di istruire questi Indi quando si recano alla capitale per gli aranbi coi civilizzati" (COJAZZI: 105). Wer die bis dahin nicht bekannten Einzelheiten, die dieses Werk enthält, entdeckt hat, wird an keiner Stelle angegeben.

ALBERTO DE AGOSTINI: Im Südosten der Isla Grande hat dieser bekannte italienische Forscher, Priester der Salesianer-Genossenschaft Don Bosco's, als erster einige herrliche Fjorde entdeckt und manche schwierige Bergspitzen erstiegen. Ihm sind künstlerisch hochwertige photographische Aufnahmen und eine verbesserte geographische Karte von Magallanes zu danken. Er hat somit einen bedeutenden Anteil an der wissenschaftlichen Aufhellung jenes Gebietes in neuester Zeit.

---

occasional scientist or explorer along the coasts, it fell to my lot to be the first to pass through certain interior sections of their country alone with Onas..." Tatsache ist, daß er von LUCAS BRIDGES sowohl Führer als auch Pferde erhalten und auf den längst bekannten Reisewegen die Isla Grande durchquert hat.

[99] Über seinen kurzen Aufenthalt auf der Farm Río Douglas sagt er (b): 130 bezeichnend: „My time was entirely occupied in close study of these Indians, and leaving no stone unturned in acquiring information and data of this all but vanished people."

[100] Manche Angaben in seinen ersten Veröffentlichungen hatten schon im "Globus", Bd. 96, S. 228 (Braunschweig 1909) berechtigten Widerspruch hervorgerufen.

Kurze Monate war er zunächst in Ushuaia angestellt, wo er vorübergehend mit den Yamana in Berührung gekommen ist. Weit eingehender hat er im Sommer 1910 und 1913, sowie auf einer späteren Reise im Sommer 1922/23 die Selk'nam beobachtet. Zu seiner kursen Beschreibung der Eingeborenen hat er geschöpft aus „den eigenen persönlichen Beobachtungen und genauen Bezeugungen der Salesianer Missionäre Borgatello, Zenone und Beauvoir" (Bd. I, 61).

Keine Bucherscheinung der letzten Zeit hat das Feuerland in solch farbenprächtiger Naturwahrheit zur Darstellung gebracht, wie sein Originalwerk in italienischer Sprache, an dessen glänzende Ausstattung die deutsche Ausgabe nicht heranreicht.[192]

Ein anderer Italiener namens G. B. de Gasperi hat sich an dem Forschungsunternehmen des Dr Agostini zur Cordillera de Darwin von Januar bis März 1913 beteiligt. Die von ihm veröffentlichten kursen statistischen Angaben über die Volksbewegung der feuerländischen Indianer verdankt er den Mitteilungen von E. A. Zwank und Lucas Bridges.

JOSÉ E. RODRIGUEZ: Aus einzelnen Angaben im Büchlein: Riquezas y Bellezas Australes (Buenos Aires 1921) ist zu entnehmen, daß sein Verfasser im Sommer 1920/21 das Feuerland eilig durchquert hat. Seine Mitteilungen über die Selk'nam sowohl wie über die Yamana sind weiter nichts als das oft wiederholte, oberflächliche Gerede von Leuten, die sich hoch erhaben dünken über die „miserable existencia de los últimos seres humanos (yaganes) que habitan una zona conceptuada por todos los viajeros como imposible de sustentar la vida" (pg. 315).

Ein besonderer Abschnitt: Apuntes referentes a los indios de Tierra del Fuego (pags 315—335) ist von Percival A. Reynolds eigens für dieses Büchlein am 15. Februar 1920 geliefert worden. Er erweist sich als sachlich und inhaltsreich; denn der Verfasser ist Schwiegersohn des Rev. Thomas Bridges und hat lange Zeit auf der Farm Vismonte bei Rio del Fuego zugebracht. Die Mitteilungen über die Selk'nam sind unvergleichlich ausgedehnter als die über unsere Yamana.

Der genannte argentinische Oberst hat in diesem Werkchen auch vier Photographien von Selk'nam-Indianer eingefügt, die ich auf meiner ersten Reise aufgenommen und von denen ich Abzüge den Indianern auf meiner zweiten Reise geschenkt habe. Wie ich in Erfahrung bringen konnte, hat er diese Bilder für je einen argentinischen Peso den Indianern abgekauft und sie dann in seinem Büchlein veröffentlicht, ohne aber daran zu denken, die Herkunft derselben anzudeuten.

[192] Vgl. meine Besprechung dieses Werkes und seine Erwiderung im "Anthropos", XX, 368; 1925 und XXI, 718; 1926. Gleichzeitig sei hingewiesen auf seinen Aufsatz in der "Rivista Illustr. della Esposizione Missionaria Vaticana"; anno II, Nr. 26, p. 813; Roma 1925. Endlich auf: Turismo argentino nella Terra del Fuoco, in "La via d'Italia e dell' America Latina"; anno XXX, nro 2, Febbraio 1924.

MILCIADES A. VIGNATI: Zu Beginn des Jahres 1921 hat dieser argentinische Ethnologe die Muschelhaufen auf der Ostküste der Isla Grande und in der Umgebung von Ushuaia als erster gründlich untersucht. Die Gerätschaften, die er persönlich ausgegraben hat, sind von ihm nachher mit anderen, die früher schon nach Buenos Aires gelangt waren, ausführlich beschrieben worden. Jene Muschelhaufen reichen zumindest bis kurz vor den Eindringen der ersten Europäer in den Kap Hoorn-Archipel zurück und „el carácter del contenido arqueológico de los concheros difiere tan en absoluto de lo que se ha descrito hasta ahora como propio de los aborígenes fueguinos, que la simple comparación evidencia que aquellos pertenecen a una época anterior libre de toda influencia exótica". So beurteilt er (a): 142 zusammenfassend seine Ergebnisse.

Weitere Grabungen würden wichtige Aufschlüsse über die Vorgeschichte der ersten Besiedler des untersten Südamerika vermitteln. Zumindest konnte dieser Forscher (b): 5 bereits jetzt feststellen, „que las piezas pertenecientes de los concheros fueguinos, no obstante la indiscutible semejanza de sus formas, pueden englobarse, en conjunto, dentro del instrumental patagónico. Surge, así, nuevamente, el problema del portadores étnico que se debe asignar a los indios fueguinos en relación a las demás tribus del sur". Seine Untersuchungen werden teilweise ergänzt durch jene, die Lothrop an anderen Muschelhaufen nur drei Jahre später durchgeführt hat.

SAMUEL K. LOTHROP: Kurz nachdem ich selber im März 1924 das Feuerland nach meinem vierten Aufenthalte verlassen hatte, kam dieser nordamerikanische Ethnologe an, nämlich im November des gleichen Jahres. Von Punta Arenas begab er sich in Begleitung des Gonzalo Bascuñán nur Farm am Rio del Fuego und erbrukte seiner ersten Aufmerksamkeit den Selk'nam in zwei Lagern am Lago Fagnano. In Puerto Harberton (a): 220 „we were entertained by Captain and Mrs. Segundo Nielsen and Mrs. Jane Lawrence for several weeks. Accompanied at times by Captain Nielsen and Mr. Eric Feuerhake we travelled in the boat to visit Ushuaia, Remolino, Puerto Magallanes [sic!], Puerto Enjroia, and other points on Navarin island; also Gable island, Picton island, and Cambaceres bay. As a result we came into contact with almost all the surviving Yahgan Indians and obtained a collection which includes practically everything listed by Dr. Cooper, as well as other objects as yet not described in print. In addition we inspected nearly eighty ancient campsites, thus obtaining a small archaeological collection".

Insgesamt drei Monate, nur Sommerszeit 1924/25, hat Lothrop (b): 11 im Feuerlande verbracht und dabei sich hauptsächlich um eine möglichst vollständige Sammlung der Gebrauchsgegenstände der Selk'nam und der Yamana bemüht. In seinem Hauptwerk hat er sie gut beschrieben, hingegen den geistigen Besitz derselben nur kurz abgehandelt. Er gibt dafür folgende Begründung an: „Although the studies of Cooper and Koppers had not then appeared in print, I was told that they had worked chiefly on the religion,

initiation ceremonies, folklore and linguistics." Now, in which known Zeit hätte er wirklich solche weite [illegible], also was er [illegible] hat. Da er die bekanntesten früheren Quellen gut ausgewählt hat, wurde sein Werk zur besten zusammenfassenden Darstellung der Ethnographie der Arrernte und Umgebung.

BALDWIN SPENCER: Erst als die Telegraphenlinie verlegt wurde, ist es europäischen Kreisen bekannt geworden, daß dieser verdiente Australienforscher in seinem hohen Alter noch eine Reise nach dem Frankenland unternommen hatte. Aus dem Tagebuch, das er geführt hat und das bald nach seinem Hinscheiden veröffentlicht wurde, ist eingesehen das besonders wissenschaftliche Ziel ersichtlich, dem er durch diesen Unternehmen zustrebte.

Er verließ London am 17. Februar 1929 und traf in Point Arrow mit Gilbert Wallace, dem Sohne des auch bekannten, letzten englischsprechenden Missionars James Wallace (1837-1911) zusammen, in dessen Begleitung er am 1. Mai seiner nächsten Reise. Nach vier Tagen landete er in Uelmala. Am nächsten Abend war er bereits auf der Farm Sir Douglas. Herr Wallace hatte den Indianer Gamma mit Familie von der Isla Shanti herum und Spencer begann sofort die Aufnahmen; doch dieser zeigte sich „extremely disturbed to discuss any important matters, so said nothing about this". Auch im Verlauf der folgenden Wochen betreut Spencer's hauptsächlichen Arbeiten im Bezug von vier Eingeborenen und deren Familienmitgliedern, mit denen er vielfältig zusammenarbeitet.

Als Gamma merkte er eine dicke Erfahrung, die er: „I realized straight away that the only way to get anything out of the natives nowadays is by giving them drink."[**] Nachdem dieser Indianer unserem Forscher drei Wochen Gesellschaft geleistet hatte, entfernte er sich wieder und sog sich nach Isla Shanti zurück. Während der ganzen Zeit war er mit seiner Familie von Spencer 75 vollständig beköstigt und am Schluß auch mit 100 dollars. Preis entlohnt worden. Schon diese wenigen Angaben zeigen, wie mühsam und kostspielig die Forschung gegenwärtig bei den Tarumm ist; trotz dieser Opfer fällt das Ergebnis meist spärlich aus.

Bei seinem Eintreffen durchaus, also am 9. Mai, fühlte sich Spencer ziemlich. Schonung gewährte er sich nicht, ja sehr sogar auf den gegenüberliegende Ufer, nur Wochenende der Isla Shanti an der Ausgabe Murray. Die letzten Zeilen trug er am 10. Juli in sein Tagebuch ein. Wie seine Begleiterin Miss Kenmore mitteilt, ist er in der Nacht vom 13. zum 14. Juli 1929 an [illegible] sanftem Herz gestorben.

Wie gewöhnlich erscheint es unbegreiflich, warum dieser erfahrene Forscher gerade zur strengsten Winterszeit nach Frankland gekommen ist. Er war nicht mehr jung, hatte er doch auf jenen Insel am 22. Juni nach seinem

[**] Seine vorsichtige [illegible] in [illegible] seiner Aufzeichnungen von Miss Kenmore sich darüber aus: „The Professor has no faith in these half-civilized young Tylgans, and will accept nothing until he has talked with some of the old men."

gift. Geburtstag gefeiert. Seine Bedeutungen, die über Bekannte nicht hinausgehen, war ihm so verschieden nicht mehr vorgekommen. Sein in langsamen Bildern gehaltener Tagebuch dürfte das Übertreten sein, was über die Kultur- und Lebensverhältnisse der Tonnen gesammelt worden ist.

An Persönlichkeiten hat es ihm nicht gefehlt, die hier in unserer Tage hinein ganz Grosses Freundschaften aufgenommen haben, wie in den Lebensläufen und sprachlichen Eigenheiten hinreichend hingen. Trotz der Selbständigkeit, mit der die verschiedenen Gruppen bei ihren Arbeiten vorgegangen sind, haben sie sich doch mehr oder weniger die Erfahrungen des Ihr. Th. Bauern zunutze. Dadurch erhielten ihre Arbeiten auch gewissen Richtung hin mehr eine gemeinsame Färbung. Stark gelegt sich in den Veröffentlichungen auch den Beginn der Missionstätigkeit durchsetzt auch eine Schlagwortreiche Eigenschaft deutlich aus, insofern hat man die früheren Leiter der Lehrerkurse und mehr auch die Vorgänger der Tonnen, nicht ihre die ausgedehnteren Forschungen gewissen Grenzen gezeichnet worden.

Man ist man auch die hellen Bauten unserer Freundschaft übrig. Das merkte man ihre Eifrigen Ihrer Tätigkeit haben sie mit einigen Jahren vorwärts ganz verlassen oder gelähmende eingeschätzt. Es verlorene Bedeutungen ist heute die Gründlichkeit vorbei. Ebenso traurig stimmt die Tatsache, daß sie nun die Erforschung der Primitivvölker herausgegeben vorhandener Werke wie Bücherei Sammlungen auch den Charakter in sein wissenschaftlichen Lehrmaterial im Freundschaften Leiter stellte und als letzter Bruchteil der Tonnen sein Leben in jener vorhandenen Einsamkeit beschließen mußte.

c. Meine eigenen alten Reisen

Eine besitzen Mission der Kulturverarbeiten hat gl'ren jahre am Vorabschnitte für die ausgedehnten Welt den Naturvölkern gelöst und sogar in einige Kreise der Gebildeten ist auch kein Interesse von deren Bedeutung im Hinblick der Menschheitsgeschichte eingedrungen. Merkwürdig mag es klingen, doch kann man ausreichig behaupten, daß gewisse Veröffentlichungen einen einheitlichen Protestanten für die Eingeborenen im eigenen Lande, die auch mehr oder weniger dem ausgedehnte Lebensweisen beibehalten, nicht nur keine Aufmerksamkeit zeigen, sondern sie vielmehr als überflüssige Schmarotzer betrachten oder sie als minderwertige Wesen bisher haben, ja sie sogenannte wie gefährliche Feinde ansehen. Was hier alltäglich Urteile und sehr geringschätzige Bemerkungen über die Eingeborenen sogar im Munde gebildeter Personen, der Gemeinschaftsgeist und allgemeiner Bildung sonst besonders sollte. In Santiago de Chile gelang es mir, einen kleinen Kreis von meinen Gästen, die Eingeborenen des Feuerlandes zu interessieren, vermochte es mancher auch fand ich verständnisvolle Männer, durch deren Überredung das ganze Unternehmen sehr bedeutend und vielleicht sogar erfolgreicher gestaltet wurde.

Mich selber trieb die dringliche Notwendigkeit an, mit verwendlichen

Als die letzten Reste der chilenischen Feuerländer nach den Forschungen der amerikanischen Völkerkunde zu untersuchen, schien dieser Gesichtspunkt noch eine Möglichkeit, wissenschaftliche Nachrichten von dem einstmals scharfen Einschnitten jener Eingeborenen übermittelten sich seit 1911. In diesem Jahre war ich nach Chile gekommen und hatte von Anfang an jeden Gedanken einer besonderen Aufmerksamkeit gewidmet.

Trotz mancherlei, was in Mitteilungen und Gerüchten unglaubwürdig und widersprechend war, enthielten Handschriftenberichte über die Verständigung und Bekehrung von Yahgan-Indianern eine unverkennbare deutliche Sprache, manches Erlebnis gaben es als besonderen Glücksfall, ein einzelnes Kanu mit Feuerländern vom Dampfer aus beobachten zu haben, immer schwerer endlich ist es, aus Berichten in den Zeitungen von Punta Arenas und in den Monatsblättern der Salesianer-Missionare, letzterer bereits seit Jahrzehnte vorher eine sehr Tätigkeit unter den Selk'nam und Halakwulup ausgeübt. Sogar das offizielle South American Missionary Magazine beschäftigte sich auf seine Nachrichten über die Familie der beiden letzten Missionare Lawrence und Williams, ohne weitere auch den Eingeborenen zu gedenken; so gab 1916 sogar das englischsprachige Monatsblatt der schottischen Witwen unter den Namen öffentlich bekannt.

Sehr zeitraubend war es, wenn ich immer und immer wieder von Leuten, die drei Jahre bereist hatten, erfahren wollte, die Eingeborenen zählten nur noch noch wenigen und hätten ihre früheren Lebensweise längst aufgegeben, was einige von ihnen auch bestätigen hätten, erwähnten in der Vergangenheit mit dem Europäertum als widerlichen Zustand und sie selber wären durch Alkoholgenuß und Unsittlichkeit gänzlich ungesund geworden. Gegenüber den vielen gleichlautenden Berichten über die Lage der wenigen indianischen Überbleibsel und gegenüber dem ausgedehnten Sachverhalt, daß europäische Siedlungen bereits das ganze Feuerland beherrschten, erschien mir auch die wissenschaftliche Fahrt zum fernen Süden als sinnlos und zwecklos.

Im Jahre 1911 hatte ich von einer Reise durch das weite Gebiet der chilenischen Araukaner eine reiche Sammlung ihrer Gebrauchsgegenstände zum Museo de Etnología y Antropología in Santiago mitgebracht. Dabei kam mir Schade zum Bewußtsein, wie wenig bis dahin die Eingeborenen im südlichen Chile bekannt waren und daß die vorhandene Sammlung noch nicht systematisch geordnet sind. Das geschah, im Jahre 1913 durch meinen guten Chef Dr. Max Uhle eingerichtete und seit 1916 durch Dr. Aurelio Oyarzun weitergeführte Museo hatte es sich zur Aufgabe gemacht, den gesamten prähistorischen Kulturkreis der in chilenischen Grenzen ansässigen Eingeborenen zu umfassen. Hierbei hätten die Feuerländer nur so wenig Lücken bieten, da gerade sie als Träger dieser altertümlichen Kulturform einen bedeutenden Platz im geschichtlichen Werden des südamerikanischen Völkerbildes einnehmen. Irgendwelche Dinge, so sagte ich mir, würden bestimmt, trotz der veränderten Lebensverhältnisse, auch in ihren Händen sein, die an vergangene und aufgegebene der Väter weit reichen. Außerdem glaubte ich anthropologische Messungen und anatomische Beobachtungen durchführen. Diese

erschien ich als um so notwendiger, weil diesbezüglich nur sehr bescheidene Versuche vorlagen; sie wurden um so dringender gefordert, weil die Feuerländer wegen ihrer Stellung zu anderen südamerikanischen Völkerschaften vermutlich auch ihre besonderen Rasseneigenheiten entwickelt hatten.

Gewiß, es lagen Veröffentlichungen über diesen und jenen Stamm mehr oder weniger reichlich vor.[20] Einige von ihnen erschienen als sehr wertvoll und durchaus zuverlässig, angefangen von den Mitteilungen jener Seeleute, die als erste Europäer die Magellan-Straße befuhren und jener der "Nassauischen Flotte", die mit den südlichsten Feuerländern die ersten Beziehungen angeknüpft hatten (S.51). Bei mühsamer Auswertung der Quellen konnte man ein verhältnismäßig vollständiges Bild der Wirtschaftsform jener Eingeborenen zusammenstellen, überdies einige Grundzüge ihres Gesellschaftslebens erkennen. Daß sie aber auch ihren besonderen geistigen Besitzstand aufzuweisen hätten, mochte dieser immerhin sehr gering sein, durfte man, trotz DARWIN's anderslautenden Behauptungen, mit gutem Recht vermuten. Nie konnte ich mich der Ahnung ganz erwehren, daß im Gedächtnis einiger alter Leute zumindest noch wenige Bruchstücke der religiösen und mythologischen Vorstellungen ihres Volkes sich erhalten haben dürften, die unbedingt gerettet werden mußten; denn wenn europäischer Einfluß auch das äußere Bild der Lebensform eines primitiven Volkes schnell abzufärben imstande ist, bleibt die Seele der Eingeborenen noch lange in der Vorstellungswelt ihres Volkes verwurzelt.

Diese Erwägungen und einige Rücksichten rein persönlicher Natur bestimmten mich schließlich, die Vorbereitungen zu einer Reise nach dem Feuerlande entschieden zu betreiben. Zumindest konnte ich über die Lage der Eingeborenen und über die Möglichkeit, sie nach dieser oder jener Richtung zu erforschen, endgültig Klarheit schaffen.

Was an wertvollen und brauchbaren Berichten über die Feuerländer bislang vorlag, war der Feder solcher Personen erflossen, die verschiedener Nationalität angehörten, hingegen stieß ich nur sehr vereinzelt auf chilenische Quellen. Berechtigterweise erwartete man allgemein, daß chilenische Kreise sich an der Aufhellung des Kulturbildes der Feuerländer beteiligen, weil letztere, ausgenommen den östlichen Teil der Isla Grande, innerhalb der politischen Grenzen des Freistaates Chile beheimatet sind. Jenen Erwartungen entsprach schließlich die chilenische Regierung und im besonderen die Leitung des Museo de Etnología y Antropología in Santiago dadurch, daß sie das ausgedehnte und langwierige Forschungsunternehmen mir anvertraut und durch ihre hilfsbereite Unterstützung zu einem ergebnisreichen Erfolge geführt hat.

Bereits im Bd. I, 62 habe ich die Grundgedanken, die mich bei meinen Forschungen geleitet, und die Arbeitsweise, die ich eingehalten habe, mit

[20] Die große Menge von Abhandlungen über die Feuerländer, die JOHN M. COOPER in seiner Analytical and Critical Bibliography of the Tribes of Tierra del Fuego (Washington 1917) bis dahin fast vollzählig zusammengetragen hat, überrascht auf den ersten Blick. Aber der Wert einer jeden derselben ist sehr unterschiedlich.

reichlicher Ausführlichkeit dargelegt. Somit kann ich mich im Folgenden darauf beschränken, den tatsächlichen Ablauf meines Unternehmens bei den Yamana in knapper Form zu berichten. Unvermeidlich werde ich dann und wann mein Arbeiten unter den Selk'nam und Halakwulup streifen müssen.

Wenn ich heute, von einer gesicherten Stelle aus, an die beschwerlichen Reisen und an die mühevollen Anstrengungen zurückdenke, gleichzeitig aber auch den Umfang und Gehalt dessen überblicke, was sie mir eingetragen haben, so fühle ich mich reichlichst entlohnt. Herzlich danke ich allen, die an meinen Reisewegen gestanden und mich durch ihre aufrichtige Hilfsbereitschaft auf diese oder jene Weise wirksam gefördert haben.

1. Meine erste Reise

Mit frohen Hoffnungen verließ ich in der Nacht zum 8. Dezember 1918 den Hafen Valparaiso im Dampfer "Magallanes". Selbstverständlich war es nicht meine Absicht, im fernen Süden unbekannte Landstriche zu entdecken oder neue Indianerstämme aufzuspüren. Die landschaftlichen Bedingungen der feuerländischen Inselwelt waren damals hinlänglich bekannt, obwohl im gebirgigen Südwesten der Isla Grande einige Strecken noch auf ein genaues Vermessen warteten. Mein ganzes Bemühen zielte darauf ab, möglichst viel vom Kulturgut jener wenigen Feuerländer zu retten, die als letzte Vertreter ihres einst starken Volkes übriggeblieben waren: denn ich wünschte die Lücken in früheren Berichten auszufüllen und manche Ungenauigkeiten richtig zu stellen.

Da ich diese Forschung im Auftrage der chilenischen Regierung ausführte, waren mir von vornherein bedeutende Erleichterungen und ansehnliche Förderungen sicher. Nicht nur die behördlichen Personen haben mich tatkräftig überall unterstützt, ich konnte mich auch vertrauensvoll an private Unternehmer und beliebige Ansiedler wenden, die sich zur Mithilfe an meinen Plänen stets bereit gezeigt haben. Wer in jenen Gebieten ansässig ist, kennt aus eigener Erfahrung die vielen Nöte und Bedrängnisse, in die ein Einzelreisender ganz unverhofft gerät; er leistet schnell und gern Hilfe, weil alle, die im gleichen Raume aufeinander angewiesen sind, von einem stark betonten Gemeinschaftgefühl beseelt werden.

Obwohl die geringen Mittel, über die ich verfügte, mir kaum eine andere Wahl gelassen hätten, so war es doch von vornherein mein überzeugter Entschluß, auf einen eigentlichen Begleiter zu verzichten und die Lager bzw. die Hütten jener Eingeborenen ganz allein zu besuchen. Letztere sind scheu und mißtrauisch gegen jeden Fremden; sie geraten in Angst, wenn mehrere ihnen entgegentreten, die, wie es meistens sich ereignet, schwer bewaffnet sind. Was die Feuerländer an gemeinsten Gewalttätigkeiten von den Europäern erfahren haben, war keinem ehrlich denkenden Menschen, der darnach sich ein wenig umsah, unbekannt geblieben. Was Wunder, wenn die Eingeborenen, nach den übelsten Erlebnissen mit den Europäern, aufs Höchste eingeschüch-

tret waren und jedem Fremden mit stärkstem Argwohn begegneten. Eben um sie von dieser Haltung abzubringen und ihnen von vornherein den Weg zum Vertrauen zu eröffnen, glaubte ich ganz allein in ihre Gemeinschaft eintreten zu sollen. Ein unzweideutiger Beweis meines Vertrauens auf ihre Menschenfreundlichkeit und liebevolle Behandlung lag offensichtlich darin, daß ich sorglos vor sie hintrat und sonder Furcht mich ihnen überließ, mochten sie ein geschlossenes Lager bilden oder als Einzelfamilien die Wildnis durchqueren. Tatsächlich, es ist eine sehr wirksame Empfehlung, wenn man ganz allein und ohne die gefürchteten Feuerwaffen sich ihnen nähert; jeder Argwohn fällt innerhalb weniger Tage, wenn man, unbekümmert um den Lebensunterhalt und um die persönliche Sicherheit, in den Ablauf ihres Tagewerkes sich einstellt und sich ganz in die Abhängigkeit von ihnen begibt.

Für die Forschung selber erfließen aus diesen Voraussetzungen unschätzbare Vorteile. Hat der fremde Gast mit einer für seine Arbeit unerläßlich notwendigen Einfühlungsgabe sich im Alltag der Indianer schnell zurechtgefunden und deren ganzes äußeres Gebaren tunlichst so weit übernommen, daß er sonderlich gar nicht mehr auffällt, sondern wie ein Mitläufer reibungslos ihrem Verbande eingegliedert erscheint, eröffnet sich von diesem Augenblicke an die Möglichkeit zu einer einwandfreien, ergebnisreichen Forschung. Jeder einzelne Indianer gibt sich unbefangen und hemmungslos, im Familienkreise wickelt sich der Wirtschaftsbetrieb ohne Behinderung ab, die Äußerungen des Gemeinschaftslebens erfolgen so natürlich, als wäre der Fremde überhaupt nicht anwesend. Eine solch vollständige Eingliederung in Sein und Leben des fremden Volkes, das nur kleine Gruppen bildet und meist sogar in alleinstehende Familien aufgelöst ist, gelingt nur dem Einzelforscher. Als solcher ist er nämlich ganz und gar auf die wenigen Eingeborenen seiner nächsten Umgebung angewiesen, wird von ihnen schärfstens beobachtet, hat nicht einmal die Möglichkeit zu einem kurzen Gedankenaustausch mit Seinesgleichen und bleibt den Eingeborenen, wie diese sehr bald fühlen, wehrlos ausgeliefert. Diese Hilflosigkeit kommt dem Forscher zugute, wenn er sie auszunützen versteht; die Eingeborenen werden sie von sich aus niemals zu Übergriffen gegen dessen Freiheit mißbrauchen. Daß die Indianer zuweilen auch ihre Forderungen an den Weißen stellen, dem sie durch lange Wochen Tag und Nacht für unausgesetztes Fragen und für allerhand Dienstleistungen zur Verfügung stehen, und daß sie dabei, in ihrem Unverstand, sich zuweilen von merkwürdigen Werturteilen leiten lassen, befremdet einen erfahrenen Reisenden nicht.

Die soeben bezeichnete Lage zwingt ihn unausweichlich, sich wegwerfender Urteile über das, was er sieht und erlebt, zu enthalten und den Eingeborenen selber als vollwertigen Menschen zu begegnen, vor allem auf dem Gebiete der geschlechtlichen Sittlichkeit eine blanke Unbedenklichkeit zu beweisen. Man darf eben nie aus dem Auge verlieren, daß auch jeder "Wilde" sein Rechtsurteil und Ehrgefühl immer bei sich trägt; er läßt es, ohne mehr oder weniger schwer gekränkt zu werden, nicht verletzen, auch nicht von einem Europäer, welchem gegenüber er nur in bestimmter Richtung ein Minderwertigkeits-

bewußtsein verspürt. Weiters soll man nie übersehen, daß ihre Gebräuche viel sinnvoller und manche Einrichtungen weit zweckdienlicher sind, als es auf den ersten Anblick scheint. Vertieft man sich nämlich dahinein, wird man zuweilen sogar zur eigenen Beschämung wahrnehmen, wie die hohe Erfahrungsweisheit und die genaueste Beobachtung mehrerer Geschlechter am Zustandekommen von dem und jenem mitgeholfen haben. Endlich sei auf einen Umstand hingewiesen, der eine noch stärkere Wirkungskraft als die beiden genannten Rücksichten besitzt. Vor allem was Sitte oder Gewohnheit ist oder was die Vorväter überliefert haben und als Stammesbrauch gilt, zeigt die Volksgemeinschaft der Primitiven und jeder Einzelne von ihnen eine unbegrenzte Ehrfurcht und gesteigerte Hochachtung. Falls ein Fremder es sich herausnimmt, darüber zu spötteln oder nur verächtlich zu reden, hat er für immer die Gunst jener Leute, zu denen er gekommen ist, verspielt.[106] Der Wohlerzogenheit jener Wilden ist es zu danken, daß mancher Europäer, trotz schwerer Verunglimpfung, deren er sich durch sein unvorsichtiges Benehmen schuldig gemacht hat, mit heiler Haut davonkommt; einzelne Völker schlagen schnell zu und mancher dieser heißspornigen Eindringlinge hat es allein sich selber zuzuschreiben, daß er umgebracht worden ist.

Die Erörterungen in diesem Sinne weiterzuführen ist hier nicht der Ort. Als aufrichtiger Freund meiner Indianer will ich unumwunden eingestehen, daß ich zuweilen in flammenden Zorn geraten bin, wenn ich Zeuge war, mit welch hochnäsigem Protzertum hohle Dummköpfe die indianischen Sitten und Gebräuche beredet haben, mit welch angequälter Großsprecherei sie die geistige Veranlagung und charakterliche Befähigung der Eingeborenen herunterzusetzen sich bemühten, mit welch ekelhafter Selbstüberhebung, hinter der sich gemeinste Lüsternheit verbarg, sie die unbesiegbare geschlechtliche Sittlichkeit standhafter Frauen und Mädchen begeiferten. Eine Frage an jene Leute, woher sie das Recht zu dergleichen erniedrigenden Urteilen und zu ihrer wegwerfenden Behandlung der Eingeborenen nähmen, wäre von ihnen unbeantwortet geblieben; denn nur stockdummer Eigendünkel, der sich unter Eingeborenen ohne Kontrolle zu sein glaubt, ist solch jedauerlicher Entgleisungen fähig. Mir aber wird, um die positive Seite hervorzukehren, jeder Forscher darin beistimmen, daß er die größten Erfolge immer dann erzielte, wenn er sich bemüht hat, den Primitiven in jeder Weise gerecht zu werden. Ganz besonders aber dann, wenn er trachtete, sie niemals in ihrer Hochschätzung für alles, was ihnen heilig und wert ist, zu verletzen.

[106] Auf bestimmte Einzelheiten hier einzugehen lohnt sich nicht. Ist es doch erwiesen, daß Rev. Thomas Bridges während seiner jahrzehntelangen Missionstätigkeit kein wahres Verständnis für die Lebensform der Yamana, noch viel weniger den rechten Sinn für ihre geistige Veranlagung und für den Inhalt ihrer gesamten Überlieferung zu erkennen gegeben hat. Eben weil ihm die Einfühlung in die Seele dieser Feuerländer ganz und gar abging, haben sich bessere ihm innerlich kaum in etwa genähert. Unter seinem starken Einfluß wurden auch die übrigen Missionare in der seelischen Annäherung an die Eingeborenen behindert. Welchen Erfolg demnach das gesamte Missionswerk erreicht hat, ist unschwer zu erraten.

Nach glücklicher Fahrt durch das westpatagonische Inselgebiet landete ich in Punta Arenas. Von den gastfreundlichen Salesianerpatres bin ich in all meinen Bestrebungen während meines ganzen Aufenthaltes in Magellanes tatkräftig gefördert worden. Infolge eines Streiks der Hafenarbeiter mußte ich, um keine empfindliche Einbuße an Zeit zu erleiden, meinen ursprünglichen Arbeitsplan ein wenig ändern, fand aber bald Gelegenheit, auf die Isla Grande zu kommen, wo ich mehrere Wochen bei den Selk'nam mit gutem Erfolg beschäftigt war (Bd. I, 68). Ein kleiner Unfall zwang mich, meine Untersuchungen bei ihnen vorschnell abzubrechen. In nächster Nähe vom Indianerlager am Lago Fagnano arbeitete damals vorübergehend eine argentinische Vermessungskommission; diese rüstete sich eben, das Gebirge im Süden zu überschreiten, um an den Canal de Beagle zu gelangen. Mein gesundheitliches Befinden war zwar ernstlich gefährdet, doch hatte ich einige Gewähr, in jener großen Gesellschaft den beschwerlichen Ritt wagen zu dürfen. Die schweren Anstrengungen durch ganze elf Stunden trieben allerdings das Fieber immer höher und in bedenklichem Zustande am späten Abend des 18. Februar 1919 erreichte ich schließlich die Häuser der Farm bei Puerto Harberton. Das ist der Grundbesitz, den Rev. THOMAS BRIDGES nach seinem Ausscheiden aus der South American Missionary Society erworben und eingerichtet hatte. Wer die Kordillere in nördlicher oder südlicher Richtung überqueren will, kommt unvermeidlich hier durch; denn von hier aus hat seinerzeit der genannte BRIDGES, im Einverständnis mit der argentinischen Regierung, den einzigen Reitweg nach Norden angelegt.

Was ich auf dieser Farm fand war nicht nur eine gewisse Bequemlichkeit, sondern weit darüber hinaus auch eine verständnisvolle Pflege. Ich mußte unweigerlich zurückbleiben, während jene argentinische Kommission bereits am nächsten Tage abzog. Mit hohem Fieber blieb ich ans Bett gefesselt. Bald trat Besserung ein und am fünften Tage konnte ich aufstehen. Mühsam nur bewegte ich mich, gestützt auf zwei Stöcke, benützte aber die Abwesenheit von Mischlingen und Weißen an jenem Sonntage, um mit einem chilenischen Arbeiter an einer nicht weit abliegenden Stelle das Skelett eines jugendlichen Yamana und den Schädel eines älteren Indianers zu heben. Die sorgfältige Pflege, die mir der norwegische Kapitän SIGURD NIELSEN im Verein mit seiner liebenswürdigen Gattin durch jene sechs Tage gewidmet hat, werde ich stets in dankbarer Erinnerung bewahren.

Wie man in jenen Gegenden nicht nur vom häufig unbeständigen Wetter, sondern auch von allerlei Zufällen abhängig ist, so bot sich mir ganz unerwartet in aller Morgenfrühe des 24. Februar die günstige Gelegenheit, in einem kleinen Kutter nach Ushuaia zu fahren. Nichts hätte mir mehr erwünscht sein können als diese einladende Bequemlichkeit. Der Weg zu Pferde ist sogar für einen tüchtigen Reiter ermüdend und lästig, während man vom kleinen Fahrzeuge aus die herrliche Landschaft mit ihren wechselreichen Umrissen und Farben unbeschwert genießt und in weniger als der halben Zeit das Ziel erreicht.

An jenem Morgen war der östliche Canal de Beagle spiegelglatt und ein fast wolkenfreier Himmel wölbte sich darüber. Begeistert deutete ich diese wunderschöne Wirklichkeit als verheißungsvolles Vorzeichen für ein ergebnisreiches Arbeiten unter den Yamana, in deren frostiger Heimat ich mich bereits befand. Noch war ich keines einzigen von ihnen ansichtig geworden. Wohl aber haben die ausgedehnten Muschelhaufen an den vielgewundenen Ufern der Bahía Harberton meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; darin herumzugraben war ich leider behindert. Während der Fahrt fielen mir andere, nicht minder mächtige Muschelhaufen an den Ufern der Isla Gable und noch viele kleinere wie größere zu beiden Seiten des Canal de Beagle auf.

Nach reichlich zwei Stunden wurde Puerto Remolino sichtbar, wo heute die Familie des ehemaligen Missionars Rev. JOHN LAWRENCE, ein langjähriger Mitarbeiter des Rev. THOMAS BRIDGES und sein Nachfolger in der Superintendancy, eine Schaf-Farm und ein Sägewerk besitzt. An dieser Stätte durfte ich keinesfalls vorbeifahren; denn sie ist seit vielen Jahren ein Sammelpunkt der Eingeborenen. Sie wissen sich hier nicht nur sicher vor allen Unbilden und Übergriffen, die sie durch gewissenlose Europäer erfahren, sie werden auch bestens unterstützt und reichlich beschenkt, erhalten gelegentlich Arbeit auf der Farm und erledigen manche Aufträge, für die sie mit Lebensmitteln oder Bargeld entlohnt werden. Im wahrsten und weitesten Sinne des Wortes ist Punta Remolino für sie eine Zufluchtstätte und eine immer fließende Quelle bei ihren vielen Bedürfnissen. Später sollte ich das alles überzeugend erfahren. Längst war mir bekannt, wie oft die Familie LAWRENCE früheren Reisenden eine erhoffte Verbindung mit den Eingeborenen ermöglicht hat; ihre Hilfsbereitschaft ist dort im Feuerlande weit und breit bekannt. Also betrat ich zuversichtlich ihr Haus.

Schon bei meinem ersten Besuche hätten meine Pläne und Ziele, die ich kurz darlegte, kaum mit mehr Verständnis und mit tiefer empfundener Anteilnahme aufgenommen werden können. Leider nur wenige Stunden durfte ich hier verweilen, da die übrigen Reisenden Ushuaia noch bei Tageslicht erreichen wollten; der leichte Südwestwind hatte sich inzwischen bedrohlich verstärkt. Als ich von der freundlichen Familie LAWRENCE kurzen Abschied nahm, sicherte sie mir die bestmögliche Aufnahme zu; ich versprach, in wenigen Tagen zurückzukommen.

Beim Verlassen des Hauses begegnete ich drei Erwachsenen. Das waren die ersten Yamana, die ich sah. FRED LAWRENCE nannte mir ihre Namen und zeichnete mit einigen Worten ihren Charakter. Auf den ersten Eindruck hin, den sie auf mich machten, kam ich mir völlig ratlos vor. Diese drei Personen waren tatsächlich himmelweit von jener Vorstellung verschieden, die ich mir bereits in meinen Jugendjahren auf Grund von CHARLES DARWIN's "Reise eines Naturforschers um die Welt" gebildet hatte. Menschenwürdig sahen sie aus. Sie steckten in schmutzigen, überweiten Kleidungsstücken, die ihnen am Körper schlaff herunterhingen und die sie eher verunstalteten als zierten. Gesicht und Haltung aber stimmten zu den Bildern, die in reicher Auswahl

von der Mission Scheppuhuse du Cap Horn veröffentlicht worden sind; ihr scheues Wesen und der mißtrauische Blick waren echt indianisch. Ich starrte diese Menschen an, während sie vorübereilten, wie versteinert stand ich da. Erst ein lauter Ruf des Kapitäns aus dem Kutter heraus löste mich von dieser Stelle und ich eilte zum Fahrzeug. Bald werde ich doch wieder an diesem Orte sein, dachte ich; also fiel mir die Trennung nicht schwer. Jene Gestalten schwanden mir nicht mehr aus dem Gedächtnis und während der Weiterfahrt ließ ich mir vom Führer des kleinen Kutters, trotz unruhiger See, andauernd über die Yamana erzählen. Nach reichlich zwei Stunden landeten wir in Ushuaia.

Glücklicherweise konnte ich bereits nach zwei Tagen mit Hilfe eines Stockes fast unauffällig herumgehen. Sogleich machte ich dem argentinischen Gobernador meinen Besuch, legte ihm meine Pläne vor und erreichte leicht die Erfüllung meiner besonderen Bitten. Nachdem ich das große Gefängnis besichtigt hatte, begegnete ich auf der einzigen breiten Straße dieser kleinen Ortschaft nahe dem Strande einem bejahrten Indianer, der mit seiner Frau eben an Land gestiegen war. Alfredo hieß er, der liebe Alte, wirklich ein Stück verkörperter Yamana-Überlieferung! Wir sind ein Jahr später miteinander sehr vertraut geworden und unter seiner strengen Leitung habe ich bei diesem Indianerstamme meine erste Jugendweihe erlebt. Den nächsten Vormittag verbrachte ich auf der kleinen Halbinsel, die durch viele Jahre der Mittelpunkt der anglikanischen Missionstätigkeit gewesen war. Damals hatten sich hier viele Eingeborene nacheinander zusammengefunden. Gegenwärtig trifft man hier nichts mehr von den ehemaligen Gebäuden an, wohl aber Handwerkereinrichtungen, eine Schlächterei und einige Wirtschaftsräume, die kürzlich erst errichtet wurden. Keiner der heutigen Yamana betritt mehr diese Halbinsel, liegt doch hier der Friedhof der ehemaligen Missionsstation, durch den jeder abermals an das rasche Hinschwinden seines Volkes schmerzlich erinnert würde. Wenige Tage später zählte ich die letzten Reste und fand kaum noch sechzig reinblütige Yamana.[169]

In Ushuaia hielt es mich nicht länger; denn zuverlässige Mitteilungen über die Indianer hätte ich doch nicht so reichlich sammeln können, daß ein ausgedehnter Aufenthalt sich rechtfertigen ließe. Obwohl ich nur mühsam meinen kranken Fuß gebrauchen konnte, besorgte ich mir entschlossen ein Pferd und ritt wieder nach Punta Remolino. Sieben Stunden war ich unterwegs. Der beschwerliche Reitweg verläuft eng am Nordufer des Canal de Beagle durch wirren Waldbestand; er war durch starken Regenfall in der letzten Nacht sehr aufgeweicht worden und streckenweise gefährlich. Doch bildet er die einzige Verbindung zu Lande zwischen den genannten Punkten.

Die Aufnahme im Hause der Familie Lawrence war so herzlich, daß ich mich von Anfang an wie daheim fühlte. Ein nettes, bequemes Zimmer erhielt ich angewiesen, in dem ich all meine Sachen für die geplante Forschungs-

[169] Vgl. Bd. I, 91 und die gedrängte Zusammenstellung der Zählungen und Schätzungen der Yamana-Bevölkerung aus früheren Jahrzehnten in Gusinde (a): 35.

arbeit zurechtlegte. Sofort nahm ich engere Fühlung mit den einzelnen Mitgliedern dieser Familie. Der ehrwürdige Rev. John Lawrence sah auf eine fünfzigjährige Missionsarbeit im Dienste dieser Eingeborenen zurück. Sein zweitältester Sohn Fred war neben ihnen aufgewachsen und hatte zeitlebens die engste Berührung mit ihnen. Etwa zwanzig Jahre lebte er schon in glücklicher Ehe mit Nelly, einer Yamana von reinstem Blute, die in ihrem ganzen Wesen und Denken die Eigenart ihres Volkes ausdrückte. Bei ihren sechs Kindern, mehr bei den drei älteren Mädchen als bei den drei jüngeren Knaben, überwiegt der Indianertypus um vieles. Das Yamana sprachen sie von Kindesbeinen auf und verkehrten darin regelmäßig mit ihrer Mutter, während sie mit ihrem Vater meistens englisch redeten. Jedoch kannten sie von den Gebräuchen der Eingeborenen nur das alltäglich Augenfällige. Der jüngere Bruder Alberto Lawrence hat sich mit Einzelheiten der Yamana-Kultur nicht abgegeben, verstand aber die Sprache. Ganz hervorragend ist in allem Martin Lawrence, der älteste der drei Brüder beschlagen, der mir schon in Ushuaia sehr behilflich gewesen war. Bald fühlte ich heraus, wie bestimmt meine Fragen beantwortet wurden und wie ergebnisreich alle Erkundigungen ausfielen. Mit den örtlichen Bedingungen machte ich mich schnell vertraut. Einige einfache Bretterhäuschen mit Wellblechdach, in kurzem Abstande das eine vom andern, schlossen sich landeinwärts an die Hauptgebäude an und bildeten zwei Reihen, zwischen denen ein breiter Fahrweg verlief.

Als ich in Punta Remolino eintraf, waren bloß sechs ältere Yamana anwesend. Die Schafschur war längst vorüber und unmittelbar danach hatten sich alle Familien, die dabei beschäftigt gewesen waren, wieder in die entfernteren Kanäle zurückgezogen. Jene wenigen suchte ich unverzüglich auf und Fred Lawrence bemühte sich in den ersten Tagen, mich immer besser bei ihnen einzuführen. Mit dem blinden Whaits, nach Ansicht des John Lawrence der älteste aller Yamana, und mit seiner Frau hatte ich mich bald angefreundet. Zusehends legten auch die anderen ihre Scheu und ihr noch größeres Befremden ab, weil ich in ausgesucht zutraulicher Form, die sie bislang von den Weißen nicht gewohnt waren, mit ihnen verkehrte. Ganz offen hat mir Whaits das eingestanden. Ob aus Genugtuung und Freude darüber oder ob aus einem anderen Grunde, ich weiß es nicht, zeigte sich dieser gute Alte ungewöhnlich redselig, wenn ich auf mythologische Vorstellungen zu sprechen kam. Er deckte mir Dinge auf, die in früheren Reiseberichten nicht einmal angedeutet worden waren, und ich kam Einzelheiten auf die Spur, die ich mit gutem Ergebnis später verfolgt habe. Bei den ersten anthropologischen Untersuchungen stieß ich auf keinen Widerstand.

Einer anderen Kulturform, als jener der Selk'nam, die ich soeben verlassen hatte, stand ich hier gegenüber! Das fühlte ich deutlich bereits in den ersten Tagen. Wichtiger indes und bedeutungsvoller für ein ergebnisreiches Arbeiten war die Überzeugung davon, wie so ganz verschieden von den Bewohnern der Isla Grande diese Yamana behandelt sein wollten. Nicht geringe Mühe mußte ich, aus der Empfindungswelt der Selk'nam kommend, aufbieten, um mich auf

1: Gusinde SH6 Yahgan

die Voraussetzungen für das Vertrauen dieser Eingeborenen umzustellen. Die richtige Art der Annäherung und des Umganges mit ihnen fand ich schließlich heraus. Wäre mir diesmal kein weiterer Erfolg beschieden gewesen, ich erachtete ihn viel höher und bedeutsamer für die spätere Forschung als diese oder jene Mitteilung.

Von einem Tage zum andern erfaßte ich es deutlicher, daß Punta Remolino der günstigste Platz ist, an dem ich zuverlässig die Untersuchung der Yamana durchführen könnte. Daß sich noch vieles aus dem Kulturleben dieses Volkes würde herausarbeiten lassen, erschloß ich aus vielen Anzeichen. Endlich liebäugelte ich mit der Hoffnung, die Grundgedanken des Volkstums der beiden anderen feuerländischen Stämme um so bestimmter und sicherer erfassen zu können, nachdem ich einmal die vollauf erlebt hätte, von denen das gesamte Kulturgut der Yamana getragen wird. Die zuletzt genannte Erwägung hat mich entscheidend bei meinem Arbeitsplane bestimmt, auf sie führe ich den reichen endgültigen Erfolg zurück. Auf Forschungsreisen kommt man wiederholt in die Zwangslage, so oder so zu wählen; das Glück muß einem hold sein, damit man sich dorthin wendet, wo der größere Erfolg liegt.

Tatsächlich hat mich das Glück außergewöhnlich dadurch begünstigt, daß es mich mit Nelly Lawrence zusammenführte. Diese Frau war ganz Feuerländerin: ihr Äußeres zeigte die typischen Eigenheiten ihrer Rasse und am Kulturgute ihres Volkes hing sie mit jeder Faser ihres Herzens. Ich weiß selber nicht, wie es gekommen ist, daß sie mir von Anfang an mit ganz besonderer Gewogenheit gegenübertrat: oft habe ich beobachtet, daß sie vor europäischen Gästen der Regel nach eine scheue Zurückhaltung zu erkennen gibt. Sobald sie mein aufrichtiges Bemühen um das unverfälschte Erbgut ihrer Väter durchschaut hatte, galt ihr keine Anstrengung zu schwer, um mir alles zu gewähren und jedweden zu verschaffen, was mich fördern konnte; auch bot sie ihren ganzen Einfluß vor ihren Landsleuten und vor ihrem Gatten auf, um alles Wünschenswerte mich wissen und erleben zu lassen. Dieser regsamen und klugen Frau sei es aufrichtig gedankt, daß ich bei Erforschung der Yamana unerwartet schöne Erfolge erzielt habe.

Die erste Fühlungnahme mit den Yamana und die Anfangsarbeiten waren gelungen, mein Entschluß, hier abermals einzusetzen, stand fest. Die gastfreundliche und hilfsbereite Familie Lawrence lud mich zu einem neuen Besuche im nächsten Sommer ein, im besonderen sicherte mir Nelly, in ihrer stillbescheidenen aber bestimmten Art, ihre tatkräftige Mithilfe zu. Nachdrücklich stellte sie mir in Aussicht, eine große Zahl ihrer Landsleute zusammenzurufen, damit ich sie alle insgesamt sehen und kennenlernen könnte. Wichtige Erkundigungen zog ich noch ein und erbat mir mancherlei Erklärungen, die ich bei den Vorkehrungen zur nächsten Reise berücksichtigen wollte, um gut gerüstet hier wieder auf dem Plane zu erscheinen. Als ich Abschied nahm, sah ich bereits einen guten Teil meiner Hoffnungen für den nächsten Sommer erfüllt, dafür bürgten mir die vertrauensvollen Worte, mit denen die Familie Lawrence zur baldigen Rückkehr einlud.

Ein längeres Verweilen hier in Punta Remolino oder an einer anderen Stelle des Kap Hoorn-Archipels hätte nur geringen Erfolg gehabt; denn die einzelnen Indianerfamilien hatten sich überallhin verloren und jede war willens, den Winter eben dort zu verbringen, wo sie von ihm überrascht würde. Auch die wenigen Personen, denen ich hier zufällig begegnete, waren nur zu kurzem Besuche abgestiegen. Der Frühsommer ist die Zeit, da die Yamana-Familien sich im Canal de Beagle sammeln. Wir standen bereits am Ende des Sommers. Demnach mußte ich nächstes Jahr bedeutend früher zur Stelle sein, dann würde ich die Mehrzahl von ihnen antreffen.

Den Heimweg nahm ich über Ushuaia nach Punta Arenas. Auf der Fahrt durch den westlichen Canal de Beagle bin ich keinem einzigen Feuerländer begegnet. Von einem Besuch der schwer zugänglichen Halakwulup mußte ich diesmal absehen, denn meine Zeit war um. Zumindest hatte ich in den vergangenen Wochen einen oberflächlichen Überblick über die heutige Daseinsweise der Selk'nam und Yamana gewonnen, auf Grund dessen mir die Fortführung der Forschung als lohnend erschien. In großen Umrissen lag mein Arbeitsplan bereits fest, nämlich im nächsten Frühsommer bei den Yamana mit ganzer Kraft einzusetzen, unbekümmert darum, ob mir noch Zeit und Gelegenheit zu einem Besuche bei den Selk'nam und Halakwulup übrig bliebe. Auf dieses Ziel waren während der folgenden Monate in Santiago alle Vorbereitungen der nächsten Reise gerichtet.[197]

2. Meine zweite Reise

Wo immer sich Gelegenheit bot, war ich seit meiner Rückkehr aus dem Feuerlande bemüht, über die Lebensverhältnisse der dortigen Eingeborenen aufklärend zu berichten. Tief eingewurzelte Anschauungen ließen sich selbstredend nicht so bald austilgen und mancherorts brachte man meiner Darstellung sogar Mißtrauen entgegen. Nicht selten beurteilte man mich als einen, den die Schwärmerei für das Indianertum gänzlich blind für die Tatsache ihrer Minderwertigkeit gemacht hätte. Einzelne sogar erachteten meine Zukunftspläne nach wie vor als zwecklose Geldverschwendung und unverantwortlichen Zeitverlust. Immer deutlicher kam es mir zum Bewußtsein, daß ich erst eine erdrückende Fülle von Beobachtungen und Beweisen heimbringen müßte, ehe in weiteren Kreisen eine gerechte Beurteilung der Feuerländer sich durchsetzen würde. Manche vergebliche Bemühungen und sogar bittere Enttäuschungen überwand ich im Hinblick auf die aussichtsreichen Möglichkeiten der Forschung und ließ mich in den Vorarbeiten für einen nächsten Besuch des Feuerlandes nicht aufhalten.

[197] Viele Einzelheiten aus meiner ersten Reise, auch solche, die unsere Yamana betreffen, sind in Bd. I, 89 und in Gusinde (a): 31 und (k): [18] zusammengetragen.

In diesem Berichte wie auch in den folgenden über meinen Aufenthalt im Feuerlande sind Schilderungen der Landschaft und der Witterungsverhältnisse bewußt vermieden worden. Nur der allgemeine Verlauf der Forschung sollte in großen Zügen gezeichnet werden, um das Verständnis für meine Arbeitsweise und für die Ergebnisse im allgemeinen zu vermitteln.

Drückend war die Sorge um die erforderlichen Mittel. Wie in Argentinien so traf man mehr noch in Chile gerade damals umfangreiche Vorbereitungen zur Feier der 400. Wiederkehr des Entdeckungstages der Magellan-Straße. Auf diesen Anlaß wies ich in chilenischen Kreisen nachdrücklich hin und erinnerte an die Pflicht, daß die im Magellan-Gebiet beheimatete Indianergruppe nun endlich, kurz vor ihrem Untergange, erschöpfend erforscht und daß ihr Kulturgut für die Geschichte Chiles gerettet werden müßte. In den maßgebenden Kreisen fand mein Vorschlag verständnisvollen Widerhall. Abermals übertrug mir das Ministerio de Instrucción Pública die Forschungsreise nach dem Süden und versprach, einen Teil der Kosten zu decken. Wieder war es der Hochwürdigste Herr Erzbischof von Santiago Don Crescente Errazuriz sowie eine kleine Gruppe von gebildeten Chilenen, die mich ausreichend mit Geldmitteln versahen.

Am 5. Dezember 1919 fuhr ich zum zweiten Male hinaus ins Feuerland. Der Küstendampfer "Chiloé" brachte mich nach Punta Arenas, das ich nach drei Tagen bereits mit der Escampavia (Aufklärerschiff) "Yelcho" der chilenischen Marine wieder verließ. Sie steuerte auf die Halbinsel Brecknock zu. Ausgerechnet bogen wir bei diesem gefährlichen Felsen in den stillen Canal de Beagle an einem der 10 Tage des Jahres — wie die Seeleute sich auszudrücken pflegen — ein, an denen die immer tosende See sich glättet und ein wolkenfreier Himmel sich spiegelt. Ich fragte nicht, ob ich dazu berechtigt wäre, ich tat einfach so, als wäre die Gunst jenes Tages ein Schicksalswink für eine gedeihliche Forschung! Glänzender Sonnenschein war über die prachtvolle Gletscherwelt im Brazo Noroeste ausgegossen, an der wir ruhig vorbeiglitten. Als die "Yelcho" in Ushuaia für einige Stunden vor Anker ging, waren wir wieder außer Bereich der überwältigenden Allmacht einer unberührten Natur.

In der Angostura Murray an Wulaia vorbei fahrend widmete ich einige Minuten der Erinnerung an das Bluthad vor genau fünfzig Jahren, am 6. Nov. 1859, in dem der Missionar G. Phillips und die Mannschaft der "Allen Gardiner", insgesamt acht Personen, einen gewaltsamen Tod gefunden hatten.[109]

Auf der Weiterfahrt wurden die nebelhaften Umrisse der Islas Wollaston immer bestimmter. Langgezogene schwere Wellen rollten vom Süden herauf, daß unsere kleine "Yelcho" mühsam stampfte. Da und dort lagen zertrümmerte Schiffskörper und geknickte Masten herum. Die wildzerzausten Buchen wandten sich vom eiskalten Südwinde ab. Alles war in tiefgrauen Nebel gehüllt. Im Heulen des Sturmes glaubte man die Stimmen vieler Toten zu hören, all jener Eingeborenen, die noch vor wenigen Jahrzehnten dieses Inselreich bevölkert hatten und heute nicht mehr sind. Menschenleer sind die Küsten und Buchten, die Inseln und Wasserarme. Es schaudert einem in dieser Gegend!

Am Abend des 22. Dezember 1919 fuhren wir in die Mündung des Rio Douglas ein und wurden vom Verwalter dieser Farm Señor Schilling freund-

[109] Dieses traurige Geschehnis ist ausführlich in G. W. Phillips und in Mabin (a): 100 geschildert. Weiter unten kommt es nochmals zur Sprache.

lich begrüßt. Der Pächter selber, Señor Carlos Crooke, befand sich ebenfalls an Bord. Er hatte vor zwei Jahren diese Farm vom Rev. John Williams übernommen. Dieser hat bekanntlich als der letzte der anglikanischen Missionare hier seine Tätigkeit bis zum Jahre 1916 weitergeführt, nämlich bis die South American Missionary Society endgültig dieses Arbeitsfeld aufließ. Einige bescheidene Gebäude, die vordem für die Indianer aufgerichtet worden waren, standen noch. Der kleine Friedhof lag etwas abseits, ihn hielt seit Jahren niemand instand. Merkwürdigerweise hatten sich diesen Sommer keine Yamana hier eingefunden. Nach Gründen dafür zu suchen dürfte kaum zu einem Ergebnis führen; denn sie sind in ihren Entschließungen nicht minder unberechenbar als die Witterung in ihrer Heimat.

Den günstigen Vorteil der langen Tage nützte ich zunächst zu Arbeiten auf dem Friedhof aus, wo 30 Indianer beerdigt lagen, ein jeder in einer einfachen Kiste als Sarg. Die Bodenbedingungen waren derart, daß alle Särge unter Wasser standen, weswegen die Skelettreste sich gänzlich aufgelöst hatten und nicht mehr gehoben werden konnten.

Nachher fand ich Gelegenheit bis zur Isla Bertrand vorzudringen und ein gutes Stück am Südwestufer der Isla Navarino entlang zu laufen. Überall begegnet man größeren oder kleineren Muschelhaufen, die es laut verkünden, daß viele Familien sich durch manche Jahrhunderte an diesen Stellen vorübergehend niedergelassen hatten.

Durch Herrn Schilling wurde ich auf einen unvollendeten Einbaum aufmerksam gemacht, der südlich von den Gebäulichkeiten und etwa 700 m von der Küste entfernt im Walde lag. Zumindest zwanzig Jahre dürfte keine Hand mehr an ihm gearbeitet haben, so deutliche Anzeichen der Zerstörung durch die Witterung trug das feste Buchenholz. Durch Feuer ist er ausgehöhlt worden und nur das eine schmale Ende stand offen. Die Wände waren, weil erst ein wenig bearbeitet, noch sehr dick. Eine europäische Eisenaxt hatte man verwendet. Dieses Stück, das den Übergang vom Rindenkanu zum flachen Boote der allerjüngsten Zeit bildete, ließ ich von den Matrosen an die Küste schleifen und an Bord der "Yelcho" bringen. Heute wird es im Museo Histórico de Chile zu Santiago aufbewahrt.

Zufällig brachte ich in Erfahrung, daß kürzlich eine ansehnliche Gruppe von Eingeborenen in Punta Remolino zusammengekommen sei. Deshalb verzichtete ich auf die Überfahrt in die Bahía Tekenika, an deren Ufer vorübergehend eine Niederlassung von anglikanischen Missionaren bedient worden war. Mehr als Grabungen auf dem Friedhofe und in den Muschelhaufen hätte ich dort sowieso nicht ausführen können. Ob sie erfolgreich gewesen wären? Viel mehr durfte ich mir vom Zusammensein mit den Indianern selber versprechen. Deshalb ließ ich mich gegen Mittag des 26. Dezember nach Punta Remolino überführen, von wo die "Yelcho" zu ihrem Ausgangshafen Punta Arenas zurückkehrte.

Meine Erwartungen wurden weit übertroffen. Die Familie Lawrence empfing mich mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit und ein reichliches Dutzend

Indianerfamilien hatte sich nahe dem Wirtschaftsgebäuden eingerichtet. Gleich am ersten Tage eröffnete mir die gute Nellv, daß sie zeitig genug nach ihren Landsleuten ausgeschickt und daß sie selber mit ihnen auf mich gewartet hätte. Sie ließ mir nicht einmal Zeit, meine Sachen auszupacken und mich in dem Zimmerchen, das mir schon im vergangenen Jahre angewiesen worden war, etwas einzurichten; es drängte sie, mich durch die einzelnen Hütten zu führen und mit den Indianern bekannt zu machen. Diese gaben vor mir weder Scheu noch Befremden zu erkennen; denn ich kam ja in Nellv's Begleitung. Sicherlich erkundigte sich jeder noch gar manchen Dingen, über die Nellv ihnen Auskunft gab. Ob alles, was sie erklärte, der Wirklichkeit entsprach, weiß ich nicht; denn sie unterhielten sich in ihrer Sprache, die ich nicht verstand. Wir gingen also von einer Hütte zur anderen, in jeder redete man kurz über mich und dabei lernte ich die ganze Indianersiedlung kennen.

Als am Abend die Mehrzahl der Männer sich in Alfuzzo's Hütte zusammengefunden hatte, trat auch ich ohne Umschweife ein und setzte mich unverfroren in ihren Kreis; jenen Alten begrüßte ich herzlich und überlaut, weil wir uns ja schon vor einem Jahre in Ushuaia begegnet waren (S. 169). Sogleich begann ich damit, von meiner Reise zu erzählen und zwar in leichtem Spanisch, so daß die meisten bequem folgen konnten. Ich ließ sie wissen, daß ich lange bei ihnen zu bleiben beabsichtigte, weil ich sie alle sehr gern hätte. Endlich zeigte ich ihnen Photographien von der Landschaft, von den Selk'nam und von ihren eigenen Landsleuten, die ich im vergangenen Jahre aufgenommen hatte. So vertraulich und selbstverständlich ging es in jenem Kreis her, als wäre ich ihnen seit langem bekannt. Um wie viel leichter als die mißtrauischen Selk'nam sind doch diese Yamana zu gewinnen! Das war eine wertvolle Erfahrung, die ich gleich am ersten Tage machte. Nach Mitternacht erst gingen wir auseinander.

Seitdem verbrachte ich tagtäglich mehrere Stunden in der Gesellschaft dieser Leute. Zuweilen begleitete mich Nellv zu den Frauen, die am Feuer ihrer Hütte saßen, und die sich doppelt lebhaft benahmen, zumindest redseliger zeigten, wenn sie dabei war. Ihnen hatte es Nellv eindringlich beigebracht, daß sie mich über alles und jedes belehren, mir ihre Gerätschaften und Gebrauchsgegenstände zeigen, ihre Arbeiten und Beschäftigungen erklären, die früheren Einrichtungen und die Lebensweise der Vorfahren schildern. Also brauchte ich nach den ersten Tagen, in denen die Frauen und Männer ihre leichte Zurückhaltung ablegten, nur irgendwo mich hinzustellen oder herumzudrängen, schon fingen sie von selber mit ihren Erklärungen und Beschreibungen an. Je mehr ich mich darüber freute und je begieriger ich aufhorchte, um so geschäftiger schilderten sie und um so eindringlicher erklärten sie mir, was sich gerade bot. Schnelle Fortschritte machte ich in dem Verständnis für ihr ganzes Wirtschaftsleben und viele aus ihren gesellschaftlichen Einrichtungen beobachtete ich tagtäglich. Einige Leute standen mir immer zur Verfügung; ich brauchte ja nur ihre Hütten zu betreten, wo sie jedesmal mich gern sahen. Mit sorgender Aufmerksamkeit schaute Nellv oft zu. Sie erkun-

digte sich, ohne daß ich es merkte, bei einigen ihr ergebenen Indianerinnen, was mir erzählt und gezeigt worden war. Anschließend daran beriet sie mit ihnen, was ich noch wissen und erfahren müßte. Wirklich, sie war dauernd hinter ihren Landsleuten her, daß ich über alles und jedes, was sie ihr eigen nennen, genau und ausführlich unterrichtet würde. Günstigere Forschungsbedingungen brauchte ich mir nicht zu wünschen.

Die ersten zwei Wochen füllte ich mit unmittelbaren Beobachtungen sowie mit Fragen nach dem und jenem aus. Überdies begleitete ich die Indianerinnen an den Strand, wo sie Muscheln suchten, und in ihren flachen Kähnen auf den Kanal hinaus, wo sie Fische fingen und Krebse aufspießten. So machte ich mich mit der tagtäglichen Beschäftigung einer Yamana-Frau sehr vertraut. Hingegen bot sich vorderhand weniger Gelegenheit, die Verpflichtungen der Männer gut zu beobachten; denn sie waren durch die Schafschur in Anspruch genommen. Am Sonntag und an regnerischen Tagen allerdings blieben sie sich selbst überlassen und dann hielt ich mich zu ihnen. Wann immer einige etwas unternahmen, was ich noch nicht mitgemacht hatte, schloß ich mich ihnen an. Dabei sah ich, wie sie die Seelöwen auf dem Lande beschleichen und zur Strecke bringen, wie sie diese Tiere von ihrem Boote aus anlocken und harpunieren, wie sie die verschiedenen Seevögel im Wasser töten und den Fischotter erlegen. Eines Nachts begleitete ich sie beim Scharbenfang an einer Felswand nahe Puerto Brown. Die Zeit von einem Samstag mittag bis zum späten Sonntagabend verbrachte ich mit elf Indianern in Puerto Róbalo; dabei suchten wir die Muschelhügel nach alten Gerätschaften ab. Hier stellten sie geschickt auch ein großes Fischnetz, das wir von der Farm mitgebracht hatten, und machten einen ergiebigen Fang. Was immer sich bot, machte ich mit; denn ich wollte das gesamte Wirtschaften dieser Indianer erleben und ihr Arbeiten mit eigener Hand erproben. Dadurch bewahrte ich sie vor dem lästigen Fragen: zu ergänzenden Erklärungen, die man sich erbittet, sind die Indianer gern bereit. Eines Abends sagte mir der alte Alfredo unvermittelt: „Wie merkwürdig tun doch die Weißen, daß sie bei allem, was sie an uns hier sehen, immer wieder fragen: Warum? — Je nun, bei uns ist eben alles so, wie es ist; deshalb fragt niemand von uns: Warum ist dieses so und jenes so!"

Die Yamana hatten sich nicht nur an meinen ungezwungenen Verkehr gewöhnt, ich war ihnen allmählich auch lieb geworden. Regelmäßig verbrachte ich den Tag in Gesellschaft der Frauen und Kinder, abends suchte ich den Kreis der Männer auf. Diese traten am liebsten in Alfredo's Hütte zusammen. Ergab es sich aber, daß ich in einer anderen Hütte mich niederließ, kamen die Männer wie gewohnheitsmäßig dorthin nach.

Eine Zeitlang hatten sie mich nun schon mit ihren mythologischen Vorstellungen vertraut gemacht, als eines Abends bei der üblichen Aussprache, anschließend an eine bestimmte Mythe, das Wort *čičyus* fiel. Als ich dessen Bedeutung erfahren wollte, wirkte meine Bitte höchst eigenartig. Jeder hüllte sich in befremdliches Schweigen und nahm eine Haltung ein, als wäre jenes

Wort überhaupt nicht gefallen; aus dem Benehmen der ganzen Runde mußte ich schließen, daß hier aus Unachtsamkeit etwas ausgeplaudert worden und ein Name gefallen war, der nie hätte verraten werden dürfen. In dieser peinlichen Lage wagte ich nicht mehr zu reden, noch viel weniger nach dem Sinn des Wortes *čiɛ̈ɣaŋa* zu forschen; der Faden unserer bislangen flüssigen, angeregten Unterhaltung war plötzlich zerrissen und jedermann vermied es ängstlich, ihn nochmals aufzugreifen. Lange starrte jeder schweigend vor sich hin; auf ihren Mienen las ich einen stillen Vorwurf gegen jenen, den die Vorsicht um Wahrung eines bedeutsamen Geheimnisses verlassen hatte. Als plötzlich draußen einige Hunde mit lautem Kläffen sich ins Fell gerieten, sprangen die Männer mit betont übereilter Erregung auf, als müßten sie ein großes Unheil verhüten! Der Bann der peinlichen Lage war plötzlich gelöst und jeder ging ganz verstohlen in seine Hütte zurück. Ich selber wagte es nicht, jemanden anzusprechen.

In dieser Nacht mied mich der Schlaf bis in die frühen Morgenstunden. Ruhelos warf ich mich auf meinem Lager hin und her; denn ich erkannte deutlich genug, daß ich mit dem Worte *čiɛ̈ɣaŋa* einer Sache auf die Spur gekommen war, der ich nachgehen mußte. Wie gequält überlegte ich, welcher Weg mich am sichersten dorthin führen könnte; denn aus den Männern etwas herauszupressen schien mir, nach ihrem Benehmen am Abend zu urteilen, ganz aussichtslos. NELLY galt mir schließlich als die einzige, auf die ich meine Hoffnung setzte. Wie aber sollte ich mich ihr mit dieser Angelegenheit nähern, da durch meine Frage auch sie möglicherweise in größte Verlegenheit geraten könnte? Und wenn es sich gar um einen Gegenstand handelte, den Frauen nicht wissen dürfen? Erst am anderen Morgen kam ich zu einem bestimmten Entschluß. Wo immer ich ihr begegnete, zeigte ich eine jammervolle Miene, daß sie unwillkürlich auf eine ungewöhnlich mißliche Stimmung oder auf ein schwerliches Unglück bei mir schließen mußte. Zwei Tage hielt sie diesen meinen Anblick aus; am dritten endlich näherte sie sich mir in ihrer schlichten, wohlwollenden Art mit der leisen Frage, ob ich krank wäre. „Ich ja", erwiderte ich ihr mit zaghafter Stimme, „sehr krank bin ich, und zwar im Gemüte!" Mitleidig machte sie mir Mut und versprach, mir zu helfen. Zwar redete sie sanft und etwas unbestimmt; aber nach erster Frauenweise lag ein deutlich fühlbares Fragen darin. Da sagte ich ihr ohne Umschweife: „Am vorvorgestrigen Abend saß ich mit den Männern zusammen. Außerordentlich Schönes haben sie mir von den Yamana der früheren Zeit erzählt. Ich hörte zum ersten Male vom *čiɛ̈ɣaŋa*. Sicherlich ist das etwas ganz besonders Schönes! Doch als ich die Männer darüber befragte, daß jeder auf seine Lippen und verriet mir nicht eine Silbe ... Eben deshalb bin ich so traurig! ... Seitdem ich hier weile, haben mir Frauen und Männer unvergleichlich herrliche Dinge der Yamana von ehedem erzählt; aber über *čiɛ̈ɣaŋa* verraten sie mir nichts. Das kann ich nicht länger ertragen! Ich bin sehr traurig!" Mit ruhigen Augen schaute NELLY mich an und in ihren Blicken las ich, daß sie richtig mit mir fühlte. Da sie sich sogleich entfernte, ohne ein Wort zu sagen, hatte ich die

Gewißheit, sie wird mich bald aus meiner Lage befreien. Ihre ganze Art war mir längst bekannt. So brauchte ich jetzt nur abzuwarten, was sie in die Wege leiten würde.

Seit einigen Tagen hatte ich mich jeden Nachmittag regelmäßig mit den alten Frauen zusammengefunden. Meistens gesellte sich auch Nellay zu uns. Auf die Mythen nämlich bin ich aufmerksam geworden, die dieser Stamm als kostbares Erbgut durch viele Generationen gehütet hat. Die alte Jokis, Alexander's Frau, kannte die meisten und wußte sie am besten zu erzählen; darüber war man sich allgemein einig. Jedoch war sie des Spanisch nur wenig mächtig und ich mußte auf eine gute, verläßliche Hilfskraft angewiesen. Bevor ich mich an Pater Lawrence wandte, damit er mir in dieser wichtigen Sache mit seinem Rate behilflich sei, hatte Nellay von ihm bereits erwirkt, daß ihr Bruder Calderon zu meiner Verfügung stünde, so lange ich ihn benötigte. Er war ein gewecketer, junger Mann und bediente sich des Spanisch mit Leichtigkeit; manche altertümliche Wendungen der Yamana waren ihm weniger vertraut und einige ganz unbekannt, hier half Nellay selber aus. Zumindest waren es vier Personen, mit denen ich eine möglichst wörtliche Übersetzung der alten Erzählungen zustande brachte. Stundenlang saßen wir einen Tag um den andern beisammen und dabei gewann ich den reichen Mythenschatz der Yamana. Auf den beiden folgenden Reisen suchte ich wohl darnach weiter; wirklich Neues über das hinaus, was ich diesmal zusammengetragen hatte, fand ich nicht mehr, abgesehen von kurzen Ergänzungen und belanglosen Einzelheiten. Als besonders wertvoll beurteile ich den mannigfaltigen Erzählungsstoff, der die Person der beiden *Ypálay* und ihrer Schwester umkleidet. Der jüngste dieser drei Geschwister nimmt die Stelle eines Kulturheros ein, wie *Kwányip* in der Vorstellung der Selk'nam.[166]

Vier Tage, nachdem ich Nellay wegen den Worten *Áiŋaya* angesprochen hatte, saß ich wieder mit ihr im Kreise dieser Frauen. Von der Schwester der beiden *Ypálay* war die Rede gewesen und nach einer kurzen Pause fügte sie an: „Die Erzählungen, die wir in diesen Tagen wiederholt haben, werden den im Reißverband stehenden Kindern eigentlich erst während des *Áiŋaya* bekannt gemacht. Von den *Ypálay*-Geschwistern spricht man ihnen vorher niemals; die Mädchen allerdings, unmittelbar ihrer ersten Menstruation, erfahren davon einen gewissen Teil. Zum *Áiŋaya* kommen die Familien zeitweilig zusammen; dann werden alle Knaben und Mädchen, die den Reißverband erreicht haben, eingeführt. Eine harte Schule[167] ist es für sie. Nachher gelten sie als Erwachsene und dürfen sich verheiraten. Das *Áiŋaya* ist das Schönste, was wir haben. Ich selber möchte es wieder einmal erleben; seit langem haben wir es nicht mehr wiederholt. Wir werden es in nächster Zeit abhalten und es auch *dir* zeigen!" Ihre Worte klangen wie wie eine beschwörende Zusicherung.

[166] Vgl. die Gegenüberstellung dieser mythologischen Gestalten in Gusinde (II).

[167] Dieses Wort, dessen Inhalt Nellay vom Schulunterricht und den Missionsschulen gut kannte, verwendete auch anderen Personen für jene Zeremonie. Ich schloß daraus, daß auch sie eine gehörige Jugendstrafe und Lehre nicht darin nicht gefunden.

Deshalb sprach ich ihr meine Freude darüber aus, daß sie es mir ermöglichen wollte, das Schönste von dem, was ihre Landsleute besitzen, zu erleben. Am nächsten Sonntag konnte ich unbemerkt beobachten, wie FRED LAWRENCE den um ihn versammelten Männern während zwei Stunden nachdrücklich zuredete. Bald darauf kam er zu mir und erklärte ausführlich, daß er die Männer aufgefordert habe, unmittelbar nach Beendigung der Schafschur die *čiŋaŋo*-Feier zu veranstalten und den Wunsch seiner Gattin NELLY zu erfüllen, mich daran teilnehmen zu lassen. Nach langem Widerstreben hatte er deren Bereitwilligkeit hierfür erreicht. Was mich betrifft, forderten die Männer, ich müßte als eigentlicher Prüfling jene Veranstaltung mitmachen. Ohne Zaudern versprach ich ihm, diese Bedingung zu erfüllen; denn ich durfte mir die Gelegenheit, eine Jugendweihe zu erleben, selbst unter schwersten Opfern nicht entgehen lassen. Am Nachmittag verhandelte FRED LAWRENCE abermals mit den alten Indianern, die jetzt sich ruhiger benahmen, weil ich auf ihre Forderung eingegangen war.[201]

Durch NELLY wurden nun auch die Frauen mit jenem Plane vertraut gemacht. Sie sorgte in ihrer stillen, aber sicheren Regsamkeit, daß ihre Landsleute die erforderliche geistige Verfassung für jene Feier anstrebten und sich sofort darauf einrichteten. „Je mehr Leute beisammen sind, um so schöner ist es!" hatte mir NELLY wiederholt versichert. So war es ihr auch darum zu tun, alle Familien in Punta Remolino zurückzuhalten. Als die täglichen Arbeiten der Schafschur beendet waren, wirkte FRED LAWRENCE nochmals auf die Indianer ein, daß sie ohne Zeitverlust mit der *čiŋaŋo*-Feier beginnen sollten. Da er ihnen so viele Hammel zusicherte, als sie währenddessen benötigen würden, war ihnen die letzte Ausflucht versperrt und es lebte stark auch in ihnen die Freude an jener Veranstaltung wieder auf.

Eifrig rührten sie die Hände zum Bau der Großen Hütte, die sie nahe den Wirtschaftsgebäuden aufrichteten. Lieber wäre es ihnen gewesen, auf eine einsame Insel zu ziehen, um von vornherein vor jeder Störung durch Fremde sicher zu sein; aber sie wollten und mußten NELLY berücksichtigen, die sich zu beteiligen wünschte und ihnen auf eine abgelegene Stelle nicht hätte folgen können. Kaum waren die entfernteren und näheren Vorbereitungen beendet, als eines Abends, genau wie die beiden anderen Prüflinge, auch ich mich in die Große Hütte einführen lassen mußte. Darin verbrachte ich allerdings nur zehn Tage, lernte aber in dieser kurzen Zeit den ganzen Verlauf der Feier genau kennen und erlebte sie vollständig. Eine harte Probe war sie für mich, weil ich alle Anstrengungen und Einschränkungen, denen die eigentlichen Prüflinge unterliegen, ausnahmslos auch über mich ergehen lassen mußte. Ungemein schmerzlich empfand ich es, daß es mir während der ganzen Zeit verboten blieb, schriftliche Aufzeichnungen zu machen und Fragen zu stellen, galt doch für mich die gleiche strenge Ordnung, die jeden indianischen Prüfling verpflichtet, regungslos zu sitzen und mit niemandem zu reden. Aus

[201] Diese Vorgänge wurden bereits in Gusinde (b): 109 kurz geschildert und kommen weiter unten ausführlich zur Sprache.

dem Großhäuptling trug ich zwar nach Abschluß der Feier in mein Tagebuch ein, wußte auch, konnte aber über vieles keine Auskunft erhalten, weil diese Feuerländer außerhalb der Großen Hütte über den Verlauf des *Kina*-Festes nicht reden. Trotzdem freute ich mich des schönen Gelingens, als erster Europäer dieser geheimen Veranstaltung beigewohnt zu haben. Mit diesem Erfolge allein war der Aufwand an Zeit und Geld der ganzen Reise vollauf gerechtfertigt.

Von der Enthüllung, die mir jene sechs Tage in der Großen Hütte eingebracht hatten, erholte ich mich schnell. Die einzelnen Indianerfamilien hielt es hier in Puerto Eversdyck nicht länger zurück. Eine wie die andere nahm bald Abschied und machte sich davon. Gleichzeitig damit entschwand mir die Möglichkeit zu weiteren Beobachtungen und Erkundigungen. Vergeblich hätte ich mich bemüht, einen Großteil von ihnen zurückzuhalten; mehrere Wochen waren sie bereits fortgewesen und der Wandertrieb regte sich in ihnen wieder sehr stark. Für die Mühen und Umstände, die es mir machte, mehrende hiesige zurückzukehren, hatten sie kein Verständnis. Anfriedig wiederholten sie mir, ich möchte mich im nächsten Sommer abermals bei ihnen einfinden, dann würden sie mir weiter zur Verfügung stehen. Die älteren Männer waren im besonderen, ich möchte die Jugendweihe ein zweites Mal über mich ergehen lassen, um mir die Berechtigung zur Teilnahme an der geheimen Männerfeier zu erwerben. Sie gaben mir, voller Freude über den günstigen Verlauf der Jugendweihe, ihr eigenes begeistertes Verlangen nach dem *Kina* zu verstehen, das seit langem nicht mehr wiederholt worden war. Aus ihrer munteren Stimmung heraus vergaßen sie mir auch manscherlei andere Dinge und ihre Angebote klangen so überzeugend, daß ich ihnen meine Rückkehr für Ende diesen Jahres 1920 versicherte. Wir schieden voneinander in der freudigen Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen.

Eine Gereiztheitsempfindlichkeit erfüllte ich, wenn ich freudig in aller Öffentlichkeit anerkennen, daß mein erster Erfolg auf diesem zweiten Reise fast ganz dem Eingreifen von Nelly und Pater Lawrence zu danken ist. Hätten sie jenen starken Druck auf die Yamana, dem diese sich schwerlich entziehen konnten, nicht ausgeübt, wäre die *Kina*-Feier niemals zustande gekommen und mir die Teilnahme nicht möglich geworden. Überall war es mir gelungen, eine ansehnliche Zahl von Gebrauchsgegenständen und Werkzeugen der Yamana zusammenzutragen. Von hohem Wert ist ein Kindenkanu, das auf meinen verschiedenen Reisen Pater Lawrence von alten Frauen hatte anfertigen lassen und das er für das Museo de Etnología y Antropología in Santiago bestimmte. Dieses Stück ist das letzte seiner Art, das ein geübter Meister hergestellt hat; denn schon damals war, von Frauen abgesehen, kein Yamana mehr zu diesem Kunstwerk fähig. In einer geschützten, seichten Lagune hat man es mir bis zu meiner Wiederkehr aufbewahrt, um verschiedene Einzelheiten und vervollständigendes Verzeren zu vermeiden. Selbstverständlich hielt ich es mir nicht entgehen, darin einige Fahrten auf dem Canal de Beagle hinaus zu unternehmen, um auch selber zu erfahren, welchen hohe Unsicherheits- und schwankende Gleichgewichtsgefühl man empfindet, wenn man in einem dieser leichten und

Arbeiten Fähigkeiten besitzt. Diese Kenntnisse und die weiteren von mir gemachten Gegenstände habe ich später durch einen Kurier nach Puerto Arenas befördern.

Ungefähr war meine Aufenthaltszeit bei den Yamanas und viele Überredungskunst hat es gekostet, mich aus dem Gesichtskreis und aus den gastlichen Feuergruppen zu entfernen, der von diesen Leuten und von ihren Fähigkeiten ausströmte. Schließlich dauerte mir das Arbeiten unter Dach weit ungemütlicher als unter den Zelt'lanas. Bei letzteren jedoch war die Lebensgefährdung viel bedeutender und die vielfältige Kunst kann einer harten Entbehrung gleich. Freundlichen und zugänglicher sind die Yamanas auch in der Unterhaltung, in der sie viel strahlen, die Phantasiefähigkeit, mit der sie mir gefabelte haben, wurde ich ihnen jedenfalls beträchtlich danken.

Während ich nur Alacalufe erlebte, überlegte ich durch einige Tage meine Arbeitsweise und die Ergebnisse. Ein guter Griff war es bestimmt, daß ich mir meine bei den Yamanas den Eindrücken in die Gesichtswerk und Denkweise der Feuerländer erworben hatte. Dieser Vergleich half mir dabei, den verschlossenen Zelt'lanas näher zu kommen und auch sie in ihren Interessen zu verstehen. Die Familie Lawrence zeigte sich für alle von der aufgebotenen Mühe reichlich entlohnt, angesichts der vollen Gewißheit, die mir diese zweite Aufenthalt verschafft hatte. Für einen späteren Rückkehr hat sie mir erneut ihre Hilfe und Unterstützung zu. Puerto Bremdines verließ ich in der sicheren Überzeugung, daß ich bald wiederkommen würde.

Den Weg zu den Zelt'lanas legte ich diesmal in umgekehrter Richtung zurück, nämlich von Puerto Bremdines entweder nach Puerto Harberton, von dort nach Harberton über den Gebirge zu den Lago Fagnano und dann weiter zum anderen Lager der Zelt'lanas an der Mündung des Río del Fuego. Von hier wandte ich mich über die katholische Missionsstation der Salesianer am Río Chico westwärts in den Norte der Isla Grande zur Estancia Viamba, ritt am Ufer der Bahía Inútil entlang und erreichte schließlich die kleine Ortschaft Porvenir, von wo ich nach Puerto Arenas übersetzte. Für kurze Zeit eilte ich noch in die Cagoal von Última Esperanza[64] und schiffte mich am 28. Februar in Puerto Arenas endlich zur Rückfahrt nach dem Norden ein. Damit endete meine zweite Feuerlandreise, während welcher ich drei Viertel der Zeit den Yamanas gewidmet habe.[65]

3. Dritte Reise gemeinsam mit W. Lorenzo

Bisher hatte ich mich überall im Magellanes-Gebiet um westliche Angaben über die Halakwulup bemüht, denn ich hielt es für notwendig, möglichst bald auch mit ihnen die ersten Beziehungen anzuknüpfen. Im ausgehenden

[64] Im anderen Teile habe ich über meinen Besuch in jener berühmten Höhle berichtet, nämlich in Zeit 100 und in dem Aufsatz: Estudio actual de la cueva del Milodon (Última Esperanza, Patagonia central), "Revista Chilena de Historia Natural", anno XXV, p. 201—270, Santiago 1921.

[65] Ausführlich wurden die Ergebnisse dieser Reise im Bd I, 10 und in Zeitschrift 100 dargelegt, dem offiziellen Bericht an das Ministerio de Instrucción Pública de Chile

vorgesprochenen Gedanken sind sie behaupten, gegenwärtig jedoch [illegible] sie sich [illegible] unmöglich im nördlichen Teile des Landes zwischen der Magellanstraße und dem Golfe de Peñas auf.[1] Um diesen mehr zu konnen und mit ihnen langsam vorhalten zu können, wäre es uns empfehlenswerthesten gewesen, in einem eigenen Fahrzeug die einzelnen Wasserstraßen zu durchsuchen und sie in allen Lücken und Winkeln aufzusuchen; doch für eine solche [illegible] Unternehmen fehlten uns die Mittel.

Mitte 1909 hatten mich die ungarischen Forscher F. Baranzo und C. Herzog mit ihrem Plane interessant gemacht, einen nördlichen Teil der patagonischen Zentralkordillere unter dem Namen Ofqui, nämlich das St. Valentin-Massiv zu erforschen. Der bedeutsame Arbeitsplan hat sich gut mit dem von mir geplanten Gebiete der Ostkordillere vereinigen. Also übersiedelte ich dem kaiserlichen Ministerium in Wien in Chile einen ausführlichen Bericht mit der Bitte, es möchte uns für diese doppelte Forschung ein geeignetes Schiff zur Verfügung stellen. Der Gesuch wurde günstig erledigt und uns die Antwort gesandt, wir könnten Mitte Dezember abfahren. Eine unvorhergesehene Notwendigkeit zwang die Marinebehörde jedoch, das für uns bestimmte Schiff gänzlich umzurüsten. Wir erhielten zwar bald darauf und eine Zeitverlust ein anderes Schiff angewiesen, da dieses aber bedeutend kleiner war, blieb mir keine andere Wahl, als meine Gesellenexpedition kurzweg aufzugeben. Der Gedanke hatte bereits begonnen, daß ich mich auf einen anderen Reiseplan wieder mehr konzentrieren konnte. So verzichtete ich in diesem Gedankenkomplex auf einen Besuch bei den Feuerländern und erhielt mich jenen beiden ungarischen Forschern zu deren gegenwärtigen Unternehmen an.[2]

Kaum war ich von der zweitägigen ungarischen Kordillere bei Mitte 1910 nach Santiago zurückgekehrt, als ich meine Vorbereitungen für eine dritte Reise an den Tamango wieder aufnahm. Obwohl wegen meiner Schwierigkeiten zu überwinden, denn eine außerordentliche Finanznot nahm mir jede Hoffnung auf Unterstützung vonseiten der chilenischen Regierung. Allerdings erhielt ich mit den chilenischen Aufzug zur Weiterführung meiner ethnographischen und sprachwissenschaftlichen Arbeiten im Feuerlande. Wieder war es der Kartenreichtum Herr Landschaft von Santiago, Don Carnevaro Simonsen, der bereitwillig mit aus der Verlegenheit half und die erforderlichen Mittel zur Reise spendete. Dem war es ermöglicht darum zu tun, daß durch eine erneute Erforschung der Feuerländer die leidigen Fragezeichen Cholen auch offener Lücken sich schließen.

Um diese Zeit hatte ich Herrn P. Wenzeslaus Gusinde S.V.D., den wackeren, rüstigen Begleiter der "Anthropos" in St. Gabriel-Mödling bei Wien, über

---

[1] Die ungefähren Grenzen dieses Gebietes und seine gegenwärtige Verbreitung sind [illegible] in Gusinde, Die Halakwulup, Band VI, Die endgültige Begrenzung wird im III. Bande dieses Werkes erfolgen.

[2] Vgl. den vorläufigen Bericht unserer Expeditionsleiters Franziska Baranzo: La expedición de la Sociedad Central Geográfica Austro-Húngara, "Ofqui", volumen I, pag. 3–15. Genaue Daten [illegible] ausführlicheren Angaben enthält Bd. I, 96.

meiner besten Freundschaften kennenzulernen und mit meinen lebhaftesten Plänen vertraut gemacht. Da er gegen Ende 1911 den Gedanken an eine Reise nach Nordamerika erwog, bat ich ihn, auf Anregung meines Direktors Dr. Arnsperger, an einem Besuche nach Chile mir gleichzeitig schlug ich ihn vor, sich an meiner dritten Fahrt an den Feuerländern beteiligen zu wollen. Diese Einladung überzog er auf Herrn P. Wiemken Lorenzo S.V.D., meinen Confrater und Studiengenossen, der sich auch bald bei mir einfand. Mit Bedauern auf das größte ich den dreijährigen Aufenthalt unserer und viel Vorsorge, daß unsere meiste Zeit auf die Tonnen verwendet würde, wo ebenso auch viel zu tun übrig gelassen war. Der Aufenthalt in Punta Arenas und an anderen Stellen am Canal de Beagle ist gänzlich gestrichen, ebenso wenig fanden wir besondere hängenbleibe Anerkennungen. Mit den genannten Feuerländern hatte ich mich bisweilen so gut angefreundet, daß ich ausersehen, sich darauf hatten dürfen, sie würden auch meinen Begleiter die ganzen Wintermonate verwenden.

Nachdem P. Lorenzo in Santiago eingetroffen war, benutzten wir Ende Dezember in Puerto Montt den Dampfer zur Fahrt nach dem Süden. Gegen meinen Vorgesetzten überraschte ich die gesamte Reisekasse und bat alles auf, damit auch dem dritten Forschungsgenossen von Nutzen wäre. Auf der vorliegenden Fahrt schilderte ich ihm eingehend meine bisherigen Erfahrungen und Erfindungen, um gewissenen die Untersuchungen erfolgreich weiterführen zu können. Bei unserer fast täglichen Ausgangsbahn gab es mir vertraute Ausgangen, für die ich hier auch öffentlich danken möchte. Unsere Zusammenarbeit ist angenehm verlaufen und hat ein günstiges Gesamtergebnis eingebracht.

Die Bibliothek in Punta Arenas kannten wir von früher. Da ich selber mit den Verhältnissen hinreichend vertraut war, hielt sich alles so einfach, daß wir unverzüglich weiterfahren konnten. Die Brüder Lovegren hatte ich wenig genug verständigt und unbändlich erwartet uns in Ushuaia der Kutter "Cardenal", der uns sofort nach Punta Evangelista brachte. Mit der gleichen Hochherzigkeit, die ich früher erfahren hatte, hielt diese bekennerhafte Familie diesmal uns beide willkommen. Nicht allerdings erwartete mir einen weiten Vorrat nicht, weil ich im vergangenen Sommer angekündigt war. Als ich mich bei meinen lieben Indianern schon hielt, fragten auch sie fast wie gewöhnlich, warum ich nie im letzten Jahre, entgegen meinem Versprechen, im Süden geblieben hatte! Mehrere Familien waren hier beisammen und das hielt meine beste Freude noch mehr überschäumen: dadurch konnte auch sie in unserer Gesinnungsfassung und wie früheren das Wiedersehen in aller Form.

Bald hatten wir uns abermals miteinander gewöhnt; ich verbrachte in ihren Hütten und wurde mich in ihren Kreis so selbstverständlich, als gehörte ich schon lange zu ihnen. Mein Begleiter hielt sich zog an mich und streunte wegen einem Einwand, wenn er überall mitist. Irgendwichtigen Bedenken und Bedenken begegnete ich von vornherein bereits dadurch, daß ich ihn an allen mitnahm, wie wenn er unentbehrlich mit mir verbunden wäre.

Wieder brachten es die äußeren Umstände mit sich, daß wir tagsüber fast ganz die Indianerinnen beobachteten und uns mit ihnen unterhielten. Am Abend, nach ihrer Arbeit auf der Farm, sammelten sich die Männer in dieser oder jener Hütte und hockten um das Feuer herum; nun traten wir in ihren Kreis ein. Bei dem diesjährigen Aufenthalt waren zwar noch einige Ergänzungen aus dem Wirtschaftsleben nachzutragen, hauptsächlich aber mußten bedeutsame Einzelheiten aus der allgemeinen Gesellschaftsordnung sichergestellt werden. Unauffällig, aber zielbewußt lenkte ich bei passender Gelegenheit auf die Jugendweihe hinüber, um herauszufühlen, ob diese Leute sie jetzt wieder abhalten würden. Später sprach ich es offen aus, daß ich gekommen wäre, um die geheime Männerfeier zu sehen, und daß ich die dazu erforderliche Vorbedingung gern erfüllen würde, nämlich ein zweites Mal als Prüfling in die Jugendweihe einzutreten.

Mit dem gleichen Erfolge wie auf meiner vorigen Reise trug ich auch diesmal meine besonderen Wünsche zunächst der immer hilfsbereiten Nellv vor; denn sie hatte es längst erfaßt, wie sehr ich jede Einzelheit aus dem Erbgut ihres Volkes schätzte. Sie selber hegte den sehnlichsten Wunsch, daß alles und jedes, was sie so hoch wertete, durch mich bei den Weißen bekannt würde. Nicht der geheimen Männerfeier wegen verwendete sie sich bei ihren bejahrten Landsleuten, sondern wegen ihrer besonderen Vorliebe für die Jugendweihe allein, an der sie teilzunehmen plante; sie drängte also, daß letztere wiederholt würde. Gar nicht lange dauerte es, bis in der Allgemeinheit die Absicht, das *čiɛ́yus* abzuhalten, handgreifliche Form annahm. Doch nicht mehr in Punta Remolino, das etwas ungünstig lag, sondern in dem geschützten Puerto Mejillones sollte es stattfinden. Meinerseits hatte ich zugesichert, für Lebensmittel, zumal für Mehl und Hammel zu sorgen. Daß an die Jugendweihe sogleich die geheime Männerfeier sich anschließen würde, klang aus den Unterhaltungen mit den führenden Alten wie selbstverständlich. Das Hauptziel der diesjährigen Reise schien also gesichert.

Während des ganzen Januar wurden die Männer tagsüber durch Arbeiten bei der Schafschur oder beim Wegebau in Anspruch genommen. Wir blieben demnach bei unserer Beobachtung und Aussprache größtenteils auf die Frauen angewiesen. Ihnen ist es zu danken, daß wir zu unserer eigenen Überraschung tiefen Einblick in die religiösen Anschauungen dieses Stammes erhielten, der seit langem bekanntlich als Musterbeispiel einer völlig religionslosen Menschengruppe mit Aufdringlichkeit vorgeführt worden war. Außerdem halfen sie bei Erkundigungen nach der Sprache und im besonderen bei der genauen Bestimmung der Sprachlaute. Vier Dialekten innerhalb des Yamana kamen wir auf die Spur, die ich im nächsten Jahre richtiger auf fünf erweiterte und für die ich die genauen geographischen Grenzen zeichnete. An den langen Abenden unterhielten wir uns selbstverständlich allein mit den Männern, die zwar von ihrem Tagewerk ermüdet, aber zu leichten Aussprachen gern bereit waren.

Voraussichtlich für zwölf Tage waren diese Indianer noch auf der Farm

beschäftigt und die Frauen wünschten sich inzwischen auf die bevorstehende Jugendweihe ungehindert vorzubereiten. Schnell entschloß ich mich, diese kurze Zeitspanne mit einem Besuch der Selk'nam auszufüllen; denn die guten Beziehungen zu ihnen durfte ich nicht erkalten lassen, wollte ich meine früher aufgenommenen Arbeiten gelegentlich zu einem erfolgreichen Abschluß bringen. Auch lag mir daran, meinen Begleiter mit diesem feuerländischen Stamme wenigstens vorübergehend bekannt zu machen.

Bereitwilligst stellte uns Fred Lawrence zwei Führer und die Pferde zur Verfügung. Am Morgen des 1. Februar brachen wir auf und schlugen die Richtung nach Puerto Harberton ein. Von dort überquerte ich zum dritten Male das Gebirge. In dem mir bekannten Lager am Lago Fagnano trafen wir nur einige Selk'nam an, unter ihnen war mein lieber Freund Ventura. Leider konnten wir uns nur kurze Zeit bei ihm aufhalten, trotz der Freude, die das Wiedersehen ihm bereitete. Unzweideutig ließ ich ihn wissen, daß ich möglicherweise mit beginnendem Winter, sicherlich aber im nächsten Sommer zu einem längeren Aufenthalt zurückkommen würde. Damit schieden wir voneinander. Auf der Farmabteilung Nueva Harberton, zum Grundbesitz der Geschwister Bridges gehörig, waren viele Selk'nam-Männer vereinigt, die hier große Viehherden zusammentrieben. Einige gute Bekannte begrüßte ich herzlich und wechselte mit ihnen freundliche Worte.

Am nächsten Tage ritten wir weiter, um die Hauptgebäude der Farm Vismonte an der Mündung des Río del Fuego noch vor Abend des 4. Februar zu erreichen. Groß war unsere Enttäuschung, als wir in dem früher dichtbevölkerten Lager nur fünf Familien antrafen (Gusinde [c]: 100). Zu wertvollen Beobachtungen und kleineren, vornehmlich sprachlichen Arbeiten bot sich *trotzdem gute Gelegenheit. Schließlich traten wir am 11. Februar den Rückweg an, um bei unseren Yamana nicht zu spät einzutreffen* (Koppers [a]: 23).

Während sie ihre Farmarbeiten in Punta Remolino abschlossen, sammelte ich die Lebensmittel und Geschenke, sorgte auch für gute Stimmung durch Tabak, den ich unter die Männer, und durch begehrte Gebrauchsgegenstände, die ich unter die Frauen verteilte, und regelte das Geschäftliche mit Fred Lawrence. Erst im letzten Augenblick klugerweise ließ Nelly uns wissen, daß sie sich nicht sofort uns anschließen könnte und später nachkommen würde.

In der Morgenfrühe des 1. März wurden alle Habseligkeiten der Indianer, unser eigenes bescheidenes Gepäck und schließlich die reiche Menge an Lebensmitteln auf den Kutter "Garibaldi" verladen, wir alle stiegen ein und fuhren quer über den Canal de Beagle zum Puerto Mejillones auf dem Nordufer der Isla Navarino. Unverzüglich begannen die Vorbereitungen zur Jugendweihe. Beim freundlichen Pedro, dem die Leitung dieser Veranstaltung zufiel, hatte ich es nach einigem Zureden erreicht, daß mein Begleiter unter den gleichen Bedingungen wie ich daran teilnehmen durfte. Wer zum zweiten Male als Prüfling das *čiẽ̃ŋaŋ* über sich ergehen läßt, wird nicht mehr zu den Strengheiten verpflichtet, denen er bei der ersten Jugendweihe unterliegt. Demzufolge hinderte mich jetzt niemand daran, schriftliche Aufzeichnungen zu

machen und gelegentlich mit leiser Stimme um einige Erklärungen zu bitten; diesmal war es mir ein Leichtes, den gesamten Verlauf der Feier ununterbrochen auf dem Papier festzuhalten. Solch bedeutsamer Vorteil, der mir vor zwei Jahren versagt war, kam sofort auch meinem Begleiter zugute. Mit lebhafterer Anteilnahme als vordem wickelte sich dieses *čiźɣus* ab, was sich wohl daraus erklärt, daß mehr Leute beisammen und alle ungestört unter sich waren.

Mit großer Genugtuung schloß man diese Feier am Abend des 6. März ab, um sogleich zum *klos* überzuleiten. Als es wirklich begann, sahen wir uns am Ziele des diesjährigen Arbeitsplanes. Eine kegelförmige Hütte war eigens aufgerichtet worden. Die einzelnen Geisterauftritte liefen genau so ab, wie es bei diesen Indianern ehedem üblich war. Einzelne Szenen allerdings mußten sie sich vorher ernstlich überlegen; denn seit drei Jahrzehnten wiederholten sie jetzt erst wieder einmal dieses Fest. Jüngere Männer, die es zum ersten Male erlebten, empfanden dabei eine außerordentliche Freude; doch auch die Alten vergnügten sich mit großer Lust. Am 12. März schlossen auch diese Veranstaltungen.

Für kleinere Arbeiten boten sich in den folgenden Tagen günstige Gelegenheiten und manche Erklärungen zu jenen beiden geheimen Feiern wurden nachgetragen. Phonographische Aufnahmen fielen gut aus und auch meine Pflanzensammlung erweiterte sich ganz ansehnlich. Am 17. März verließen wir Puerto Mejillones, diese kleine indianische Siedlung, in den flachen Booten unserer Eingeborenen.

In Punta Remolino mußten wir der lieben NELLY ausführlich über alles berichten, was sich in Puerto Mejillones abgewickelt hatte. Sie empfand eine unaussprechliche Freude über unsere eigene Genugtuung und Zufriedenheit. *Die Yamana selber konstruierten sich am gleichen Tage, da wir abzogen,* in den vielverschlungenen Wasserarmen ihrer Heimat.

Trotz günstiger Aussichten einer Weiterführung der Forschung bei den Selk'nam (Bd. I, 101) rüsteten wir zur Heimreise und verpackten die umfangreichen Sammlungen. Auf meine Bitte an die chilenische Marinebehörde in Punta Arenas holte uns der Minenleger "Orompello" am 7. April in Punta Remolino ab. Mit herzlichem Dank schieden wir von der gastfreundlichen Familie LAWRENCE und von unseren Yamana. Überraschend reichen Erfolg nahmen wir auch von dieser Reise mit nach Hause. In Punta Arenas fanden wir sofort Anschluß zur Rückkehr nach Santiago.[166]

[166] Ausführlich wurde diese Reise und das gute Ergebnis von Koppers (2) und in seinen folgenden Mitteilungen geschildert:

Die Feuerlandreise von Gusinde-Koppers zu Anfang 1922; "Anthropos", Bd. XVI/XVII, S. 539—524; Mödling, 1921/22.

Bericht über die von Gusinde-Koppers zu Anfang 1922 zu dem Feuerlandstamm der Yaganes veranstaltete Forschungsreise. "Annales du XX Congrès Intern. des Américanistes", vol. I, p. 309—314; Rio de Janeiro 1924.

Vgl. auch Bd. I, 96 und Gusinde (2): I. Endlich: Drei Fahrten zu den Feuerländern. "Anthropos", Bd. XIV/XV, S. 1130—1132; Mödling 1919/20.

4. Meine letzte Reise

In den verflossenen Jahren hatte ich auf drei Besuchen bei den Yamana eine wahre Fülle ihres Kulturgutes gehoben, so daß alle Wesensteile ihrer Wirtschaftsform, ihrer Gesellschaftsordnung und ihres Geisteslebens als bekannt vorlagen. Kleine Lücken blieben trotzdem offen; denn man könnte von Jahr zu Jahr immer neue Nebensächlichkeiten aufdecken, die das Gesamtbild vervollständigen und erweitern. Unausweichlich aber mußte ich einer bedeutsamen Einrichtung nachspüren, deren Auswirkungen die Seelenverfassung des ganzen Stammes beherrscht, nämlich der sogenannten Medizinmannschule. Bei den Selk'nam hatte ich früher eine weit umfangreichere Arbeit noch unerledigt gelassen; im besonderen hoffte ich es zu erreichen, ihre geheime Männerfeier zu sehen und ihren Mythenschatz mir anzueignen, der, nach meinen Erfahrungen bei den Yamana, hier kaum geringer sein dürfte. Schließlich oblag mir noch, die vielseitige Untersuchung der Halakwulup in Angriff zu nehmen, von denen ich bislang nur einige sprachliche Beobachtungen aufgezeichnet hatte. Allerdings war ich jetzt endlich über ihre geographische Verbreitung im westpatagonischen Inselgebiet und über jene wenigen Stellen, an denen Einzelfamilien vorübergehend lagern, hinreichend sicher unterrichtet. Für eine neue Reise fehlte es also nicht an Arbeit, um unsere Kenntnis von den Kulturverhältnissen der drei feuerländischen Gruppen zu vervollständigen.

Mache man mir keine Vorwürfe, daß dieses Forschungsunternehmen sich sehr in die Länge zog. Mit Schwierigkeiten ganz eigener Art hat die gründliche Untersuchung eines Nomadenstammes zu ringen: diese steigern sich, wenn derselbe in Einzelfamilien aufgelöst ist, von denen eine jede sich in unzugängliche Wasserarme verliert. Der aufmerksame Forscher fühlt es bald heraus, daß alle Ergebnisse unzuverlässig bleiben, wenn er sich mit dem Befragen und Beobachten nur dieser und jener Personen oder Familie zuwendet gibt. Sie allein werden ebensowenig imstande sein, ihm die ganze Fülle des Stammesgutes zu übermitteln.

Eine Tatsache ist es, deren forschungsmethodischer Wert nicht hoch genug veranschlagt werden kann und dem ich auf meinen Reisen oft begegnet bin, daß Einzelpersonen, die dem weißen Forscher allein gegenüber stehen, bei ihren Aussagen sich nicht nur unsicher fühlen, sondern es auch wirklich sind. Sie können sich meist nur sehr schwer auf Fragen, die häufig ungeschickt gefaßt sind und unvermittelt ihnen vorgelegt werden, gar nicht so bestimmt und so schnell einstellen, daß sie zu einer verläßlichen Antwort fähig wären: aber da man sie drängt und wenigstens irgend etwas herauszupressen versucht, reden sie schließlich kurzerhand dies oder das daher, sich selber kaum ihrer Worte klar bewußt. Sind jedoch mehrere beisammen und läßt der fremde Besucher eine Frage fallen, beteiligen sich alle Anwesenden an der Lösung, wenigstens in ihren Überlegungen, sie tauschen ihre Ansichten aus und einigen sich auf eine einzige Antwort, die wirklichen Wert besitzt. Nicht minder bedeutsam ist der andere Umstand, daß der Forscher sich das Vertrauen eines ansehnlichen Teiles der primitiven Bevölkerung erwarben haben muß, wenn

er geheime Veranstaltungen erleben will. Gegen seine Zulassung wehrt sich von vornherein der starke Widerstand einer überwiegenden Mehrheit, die unentschlossene einzelne Stammesmitglieder nicht einmal wagen, viel weniger erreichen. Geraume Zeit braucht es offensichtlich, bis der günstige Eindruck, den der Europäer auf einen kleinen Teil des Volkes gemacht hat, sich so nachdrücklich herumspricht, daß auch viele andere das Verlangen spüren, ihn kennenzulernen. Erst wenn er die Mehrheit des Stammes für sich gewonnen hat, kann er damit rechnen, bei einer passenden Gelegenheit den Eingeborenen selber günstigen Gelegenheit zu den gemeinschaftlichen Feiern zugelassen und mit den streng gehüteten Kultgeräten vertraut gemacht zu werden.

So ließ ich auch jeder der drei ersten Reisen vom Herbst zum Frühjahr diese Eingeborenen beider Stämme sich in ihren Gedanken und Unterhaltungen mit dem beschäftigen, was wir gemeinsam gesehen, getan und erlebt hatten. Vom ersten Zusammentreffen an war es mein aufrichtiges Bemühen, sie zu verstehen, ihnen vollauf gerecht zu werden und sie nicht im mindesten zu verletzen, am allerwenigsten ihre Einrichtungen, in des Wortes weitestem Sinne, in Lächerlichkeit oder minderer Bewertung zu ziehen. Für diese Art der Behandlung haben die Primitiven ungemein ein überaus feines Empfinden und darnach richten auch sie ihr Verhalten gegen den Europäer ein.

Während sie ihre Erfahrungen und Urteile für sich allein überdachten und in ihrer Stammesgemeinschaft weitertrugen, blieb auch mir Zeit und Ruhe, in deren Geistesverfassung und charakterliche Anlagen, in deren Vorzüge und Schwächen, in deren Gedankenfolge und Handlungsweise mich einzufühlen. Immer wieder überlegte ich, wie diese anscheinend von uns weit abstehenden Menschen am schnellsten und sichersten zu gewinnen wären. Die Wirklichkeit überzeugte mich, daß genau die gleichen Kräfte, die in europäischen Verhältnissen wirken, auch bei den "Wilden" rasch zu gutem Erfolge führten; denn ganze Menschen sind auch sie und darüber hinaus naturwahr. Verstehende Würdigung des Fremdartigen und feines Gefühl für die Umgangsform mit diesen einfachen, aber aufgeschlossenen und empfindsamen Menschen bedeutete eine gewisse Entwicklungszeit; diese lag für mich zwischen den einzelnen Reisen, in der ich die letzten Erlebnisse überdachte und nachwirken ließ, um das richtige Vorgehen beim nächsten Besuch einzuschlagen. Auch das Fortgehen muß gelernt werden, mag man auch so glückliche Verabredungen besitzen. Wenn aber diese sogar fehlt, der soll lieber daheim bleiben.

Auf ein ganzes Jahr richtete ich mich ein. Das Ministerio de Instrucción Pública de Chile gewährte mir den erforderlichen Urlaub und gute Freunde stellten die Mittel bei. Besonderen Dank bin ich auch meinen Gönnerinnen schuldig, die mich von meinen Verpflichtungen im Liceo Alemán zu Santiago entlasten haben, sowie meinem Direktor, Herrn Dr. Adelelmo Ogassen, der mich während der Vorbereitungen tatkräftig unterstützt hat.

Zunächst wollte ich bei den Yamana längeren Aufenthalt nehmen, die während der Monate Januar und Februar sich in ansehnlicher Zahl auf der Farm Punta Remolino zu sammeln pflegen. Vor Beginn des Winters würde

es an der Zeit sein, das Gebirge in nördlicher Richtung zu überschreiten, um in den langen Wintermonaten bei den Selk'nam die geheime Männerfeier mitzumachen. Im Frühjahr oder beginnenden Sommer könnte ich endlich versuchen, in den westpatagonischen Kanälen den Halakwulup nahezutreten. Nach diesen großen Linien habe ich meine vierte und letzte Feuerlandreise wirklich durchgeführt.

Im Dezember 1922 nahm ich von Santiago wieder Abschied und eilte auf dem kürzesten Wege nach Punta Arenas. Dank dem liebenswürdigen Entgegenkommender chilenischen Hafenbehörden und dem freundlichen Kapitän der "Cap Polonio" konnte ich schon nach zwei Tagen an Bord dieses Luxusdampfers nach Ushuaia weiterfahren. Hier stieg ich sofort in das einfache Fahrzeug einer Yamana-Familie und überwand mit einem einzigen Sprunge den ungeheuren technischen Aufstieg vom Indianerkanu zum Wunderwerk der neuzeitlichen Schiffbaukunst. Ohne Verzug begab ich mich nach Punta Remolino; denn in Ushuaia findet sich nur in langen Zeitabständen die eine und andere Yamana-Familie ein. Auf der Farm der Familie LAWRENCE wurde ich wieder als lieber Gast aufgenommen und sofort fühlte ich mich wie im Hause.

Wenige Indianer nur waren anwesend, aber die Nachricht von meinem Eintreffen verbreitete sich schnell und in knapp zwei Wochen liefen in Puerto Mejillones etwa fünfzig Leute zusammen. Eine sichtbare Freude und helle Begeisterung, mich wiederzusehen, hatte sie erfaßt. Gern kamen sie herbei: denn die Vereinigung vieler, so gering auch die Zahl der noch Überlebenden war, bot jedem Einzelnen reichliche Genugtuung bei den gemeinschaftlichen Spielen und bei dem ergiebigen Gedankenaustausch. Ungeduldig hatten sie auch in diesem Sommer auf mich gewartet. Eine Woche lang beschäftigte ich mich in Puerto-Remolino damit, die Ereignisse der letzten neun Monate aufzunehmen, sowie reichliche Lebensmittel, Geschenke und Andenken für die Indianer zusammenzustellen. Damit übersiedelte ich nach Puerto Mejillones, wo ich mit hellem Jubel von der gesamten feuerländischen Gesellschaft empfangen wurde.

Denn war ich mir bewußt, daß dieser Besuch mein letzter sein würde. Den kleinen Rest dieses Stammes noch einmal hier zu versammeln, bemühte ich mich von Anfang an. Etwa sechs Personen streiften auf den Wollastoninseln mit einigen Robbenschlägern herum und nach ihnen sandte ich eigens ein Boot aus; leider gelang es nicht sie aus der Abhängigkeit von jenen Europäern zu befreien. Von ihnen und wenigen Einzelpersonen samt Mischlingen abgesehen waren alle Yamana um mich vereinigt; ihre Gesamtzahl reichte damals nicht mehr an 70 heran. Oft erschauderte ich beim Anblick dieser Handvoll von Menschen, denen als Überbleibsel eines vielhundertköpfigen gesunden Volkes das grausige Schicksal nur noch wenige Lebensjahre gewährte!

Auf der vorigen Reise, nach dem erfreulichen Verlauf der *kina*-Feier, hatten die älteren Männer mir in Aussicht gestellt, zum *ldjma-yékamaï* zusammenzutreten. Ihre anderen beiden großen Veranstaltungen, nämlich die

Jugendweihe *čiŋgaya* und die geheime Männerfeier *kina* hatte ich bereits erlebt. Jene einzigartige Versammlung wollten sie mir nicht vorenthalten, damit, wie sie sagten, „ich alles Schöne erführe, was sie besitzen"! Im Verlauf der folgenden Wochen bekam ich es wiederholt zu spüren, wie der und jener aus innerem Drange mir Ergänzungen und Erklärungen nachtrug, gleichsam um sich nicht etwa einer Pflichtverletzung schuldig zu machen.

Als wichtigstes Ziel stand auf meinem diesjährigen Reiseplane die Anteilnahme am *Idima-yékamui*, das man passend mit Medizinmannschule umschreibt. Als ich mit meinem Ansuchen an die alten Männer herantrat und nachdrücklich die drei eigentlichen *yékamui* anging, zeigten sie sich mutlos und sehr zaghaft. Sie redeten sich dahin aus, daß die Zeit der tüchtigen, mächtigen *yékamui* längst vorüber wäre, daß sie selber nur sehr kleine Medizinmänner abgäben, daß sie endlich sich unfähig wüßten zu den überraschenden Künsten und unerreichbaren Proben, mit denen ihre Vorgänger im Amte alle Leute in Staunen gesetzt hätten. Gutwillig und wohlmeinend waren sie, das fühlte ich aus ihren Worten heraus; deshalb sagte ich ihnen sehr bestimmt und entschieden: „Tut, was ihr könnt! Jedenfalls verlange ich nicht zu viel, wenn ich wünsche, daß ihr zusammentretet und mit der Unterweisung der Prüflinge beginnt. Dabei braucht ihr keine besonderen Kunststücke vorzuführen! Ich gebe mich gern mit dem zufrieden, was ihr zeigen werdet; das läßt sich bestimmt machen. Wer der beste *yékamui* ist, das will ich am Schluß der Veranstaltung entscheiden, nachdem ich alles erfahren und einen jeden beobachtet habe. Mir kommt es darauf an zu sehen, wie die Teilnehmer in der *Idima*-Hütte leben und was den Prüflingen gelehrt wird, genau nach dem Brauch der Alten!" Damit hatte ich ihnen alle Mutlosigkeit genommen und gleichzeitig ihren Ehrgeiz angestachelt; es wurde ihnen leicht ums Herz und ihr Entschluß war bald reif. Der eine nach dem anderen verließ diesen Platz, wo wir verhandelt hatten, suchte seine Hütte auf und griff zur Axt, die er sich aufschulterte. Im Walde wählten sie passende Stämme aus, legten sie um und schleppten sie herbei. An der Stelle, an der im letzten Sommer die *kina*-Hütte gestanden hatte, errichteten sie die gleiche kegelförmige Hütte. Ohne Verzug begann das *Idima-yékamui*, das ich in all seinen Teilen beobachten konnte. Meinen feuerländischen Freunden werde ich es zeitlebens aufrichtig danken, daß sie mir die seltene Auszeichnung gewährt haben, in der Schule ihrer Medizinmänner[297] gesessen zu haben.

Mehrere Tage nach Abschluß dessen ereignete sich ein Todesfall, der die Aufmerksamkeit aller Leute, wie üblich, vollauf in Anspruch nahm. Die Frau des alten Thomas, die seit Jahren an einem schmerzlichen Unterleibsleiden gelitten hatte, starb. Weil viele Leute anwesend waren, ergab es sich von selber, daß sie zur gemeinschaftlichen Totenfeier *yamalaiemdjna* zusammentraten. Auch mich lud man dazu ein. Mit einer Naturhaftigkeit, der ich noch

[297] Die ersten vorläufigen Veröffentlichungen über das Medizinmannwesen finden sich bei Gusinde (d): 9 und (n): 968, sowie bei Koppers (a): 170.

nie begegnet war, ließen sie ihren schmerzlichen Empfindungen freien Lauf, ohne Menschenfurcht und ohne Verschämtheit; mit einer fast alltäglichen Selbstverständlichkeit wandten sie sich, einer nach dem anderen, mit Gebeten und Drohungen an ihre Gottheit *Watayineiwa*. Hierbei erlebte ich wirklich ihr religiöses Bewußtsein und schaute ihre religiöse Betätigung. Eine unschätzbar wertvolle Ergänzung zu den Mitteilungen über die Religion dieses Volkes vom Jahre vorher brachte mir dieses Ereignis.

Manche Einzelheiten sammelte ich noch ein, Unklarheiten aus den früheren Besuchen stellte ich richtig, an Gebrauchsgegenständen und Pflanzen erwarb ich, was mir noch fehlte. Nun wollte ich meine Forschung bei den Yamana endgültig beschließen. Wieder hatte ich zwei Monate auf Isla Navarino verweilt, ausschließlich umgeben von diesen Feuerländern. Ein strenger Winter hatte sich bereits angekündigt, darum durfte ich meinen Ritt ins Innere der Isla Grande nicht weiter hinausschieben. In voller Überzeugung, daß ich Bedeutsame Ereignisse bei Fortsetzung meiner Arbeit hier nicht mehr erreichen könnte, weil alles erschöpft zu sein schien, richtete ich mich auf den Abschied ein. Die alten Leute versicherten mir wiederholt, daß sie alles erzählt und jedes gezeigt hätten, was ihnen durch die Vorfahren überliefert worden war. Sie hatten mich nicht betrogen, so viel Ehrlichkeit mußte ich ihnen zutrauen. Mit Wehmut trennten wir uns; denn sie sowohl wie ich selber wußten und fühlten es, wir würden uns nicht mehr wiedersehen!

Während ich auf einem flachen Kahn, der dem alten SANTIAGO gehörte, den Canal de Beagle in der Richtung auf Punta Remolino durchquerte, überdachte ich das traurige Lebensschicksal dieses Volkes, das, wie so manches andere, im Verlauf eines halben Jahrhunderts durch das Europäertum an den Rand des baldigen Unterganges getrieben worden ist.

Auf der Farm der Brüder LAWRENCE rüstete ich mich unverzüglich für den Ritt zum Lago Fagnano. Die Zeit drängte; denn auf dem Gebirge, das ich nun abermals überqueren mußte, lag bereits Schnee. Das Wetter zeigte sich günstig und obwohl die Gipfel vereist waren, erreichte ich das kleine Lager der Selk'nam auf der anderen Seite. Bei ihnen blieb ich, erlebte die geheimen Männerfeier und erwarb eine schöne Sammlung von Mythen. Als ich mit geschwächter Gesundheit Mitte Juli, im strengsten Winter, von ihnen mich trennte, geriet ich beim Überschreiten des Gebirges in ernste Lebensgefahr. Dem wackeren Tom danke ich es, daß ich mich heute noch des Daseins erfreue (Bd. I, 116, Abb. 10).[100]

Am Canal de Beagle bin ich keinem Yamana mehr begegnet, wohl aber unterhielt ich mich noch oft und lange mit NELLY. Für sie war jeder meiner Besuche ein Ereignis besonderer Art. Beim letzten Abschied beteuerte sie mir, daß sie nun ruhiger das schwere Los ihres Volkes in dem frohen Bewußtsein trage, alle meine Beobachtungen, die ich in einem umfangreichen Buche zu

[100] Ein eigener Bericht über die Arbeiten bei den Selk'nam in diesem Winter findet sich bei Gusinde (d): 22 und (e): 522, sowie in Bd. I, 101.

sammenzustellen beabsichtige, werden auf ewige Zeiten eine Ehrenrettung für ihre vielgeschmähten Landsleute sein! Ihr versprach ich damals, daß ich dieses Werk auf das beste ausstatten plane. Leider hat sie dessen Erscheinen nicht mehr erlebt.

Noch einmal wiederhole ich es laut, daß ich den überraschend reichen Erfolg meiner vier Reisen der großzügigen Unterstützung und unschätzbar wertvollen Mithilfe der Familie LAWRENCE und im besonderen der nimmermüden NELLY verdanke. Die gründliche Kenntnis der feuerländischen Kultur, die ich mir bei den Yamana erworben habe, erwies sich bald als eine glückliche Vorbedingung für die Forschungsarbeit bei den Selk'nam und Halakwulup. Damit, daß ich hier angefangen habe, erhielt ich die günstige Richtung für mein ganzes Unternehmen.[20]

Mit nächster Gelegenheit fuhr ich in Begleitung von MARTIN LAWRENCE nach Punta Arenas zurück, wo ich am 7. September 1923 landete. Nach zwei Wochen brachte mich die Escampavia "Piloto Sibbald" der chilenischen Marine in das Gebiet der Halakwulup, wo ich einige Monate zubrachte. Nach einem kurzen Besuch des Tehuelche-Lagers am Fuße der argentinischen Kordillere kam ich wieder nach Punta Arenas. Hier verpackte und verschiffte ich die reichhaltigen Sammlungen.

Mit aufrichtigem Dank gegen die chilenischen und argentinischen Behörden, die gastfreundlichen Patres des Salesianerordens und viele hilfsbereite Privatleute verließ ich das Magallanes-Gebiet und traf Mitte April 1924 in Santiago ein. Auf ein ergebnisreiches Forschen schaue ich mit Genugtuung zurück und das Feuerland wird mir ein unauslöschliches Erlebnis bleiben.

C. Die Yamana einst und jetzt

Die als "Nassauische Flotte" bekannte holländische Expedition unter dem Befehle des Admirals L'HERMITE hatte im Februar 1624 in der Bahía Nassau einige Bewohner des Kap Hoorn-Archipels kennengelernt und in einem blutigen Überfall sogar einige Matrosen verloren; sie hat auch von jenen "Wilden" die ersten Nachrichten in Europa verbreitet (S. 50). Bis zum Beginn des XIX. Jahrhunderts sind nur selten die Mannschaften europäischer Schiffe mit den dort beheimateten Eingeborenen in Verbindung getreten. Seitdem um das Jahr 1850 die anglikanische Mission sich ihrer angenommen hatte, steigerten sich die bis dahin sehr lückenhaften Kenntnisse von ihrer völkischen und rassischen Eigenart, von ihren Sitten und Gewohnheiten, von ihrer Sprache und geistigen Verfassung. Dafür gebühret jenen Missionaren reichlichster Dank; denn durch ihre ersten Arbeiten und zahlreichen Beobachtungen wurde für die Forschungen in späterer Zeit, für das restlose Erfassen des gesamten Kulturbesitzes jenes Indianerstammes der Grund gelegt.

[20] Allgemeine Angaben über meine Arbeitsweise sind niedergelegt, außer in den bereits genannten Quellen, in Gusinde (c): 186 und (h): [34].

Während früher jene ferne Inselwelt allgemein gefürchtet und gemieden wurde, setzten mit den 80er Jahren die ersten Versuche europäischer Ansiedlung ein; diese führten im Laufe der nächsten Jahrzehnte dahin, daß nach und nach alle verwertbaren Landstriche von den Fremdlingen besetzt und die früheren Besitzer heimlos gedrängt wurden. Die anglikanische Mission hat eine ungeahnte Tätigkeit entfaltet und es von vornherein darauf abgesehen, den ganzen Stamm zu erfassen. Je leichter aber, von ihr unbewußt vorbereitet, das Europäertum sich dort entfalten konnte, um so mehr Nachteile und Schäden erwuchsen daraus für die Eingeborenen.

Von allem Fremdartigen, das ihnen gewollt oder ungewollt zugetragen wurde, müssen die eingeschleppten Seuchen als erste Ursache einer verheerenden Vernichtung genannt werden. Andere Umstände, obgleich jeder für sich von geringerer Wirkungskraft war, haben, zusammengeschlossen und in Verbindung mit den Krankheiten, einen Angriff von solch entsetzlicher Wirkung auf die Lebenskraft des Yamana-Volkes geführt, daß von ihm heute nur noch eine Handvoll Vertreter übrig geblieben ist. Während durch die vereinzelten Besuche europäischer Schiffe in den früheren Jahrhunderten die Wohlfahrt und Volksgesundheit jener Indianer keinen Schaden gelitten hatten, ist es den letzten acht Jahrzehnten vorbehalten geblieben, sie bis auf einen kleinen Rest auszurotten. Wer den geschichtlichen Verlauf aller Geschehnisse nachprüft, wird unumwunden zugeben: Wäre das Europäertum in jenen entfernten Erdenwinkel nie vorgedrungen, die Feuerländer hätten zwar auf ihrer dürftigen Lebenshaltung und den sehr einfachen Gebrauchsgegenständen verharrt, aber ihre unverminderte Volkseinheit würde noch heute mit unerbittlichem Lebenswillen über die Machtentfaltung aller unfreundlichen Naturkräfte ihrer Heimat obsiegen. Die Warnungen lauter Stimmen aus den letzten drei Jahrzehnten, den Untergang der Feuerländer hintanzuhalten, sind von den berufenen Stellen überhört worden. Bald hat die letzte Lebensstunde eines Volkes geschlagen, dessen Kulturform als eine der ersten auf amerikanischen Boden verpflanzt worden war und die ihre bedeutsamsten Bestandteile fast unverändert in der rauhen feuerländischen Umgebung durch Jahrhunderte so lange erhalten hatte, bis das Europäertum ihm den Todesstoß versetzte.

Nachdem ich zu Beginn des Jahres 1924 die noch vorrätigen Kulturgüter bei den letzten Überlebenden des Yamana-Volkes gesammelt und für die Wissenschaft gerettet hatte, schloß ich meine Forschungen ab. Gewiß dreihundert Jahre waren bis dahin verflossen, seitdem diesen Feuerländern in der Volkskraft ihrer unverwüstlichen Urwüchsigkeit die ersten Europäer sich genähert und auch gegenübergestellt hatten.

a. Stammesname

Von vielen Stellen der Erde ist es bekannt, daß der eigentliche Stammesname einer bestimmten Volksgruppe, erst lange nachdem man mit ihr selber vertraut geworden war, eindeutig festgelegt wurde. Diese Erscheinung, die

uns von den Selk'nam her noch in frischem Gedächtnis ist (Bd. I, 121), wiederholt sich auch bei den Yamana. Die Seefahrer der älteren Zeit hielten sich durchgängig an die von Magallanes geprägte Benennung und waren zweifelsohne im Recht, wenn sie die Bewohner des Kap Hoorn-Archipels ganz allgemein als "Feuerländer" ansahen.[111] D. ihnen durchgängig eine scharfe Beobachtungsgabe eigen war, vermochten sie nach gewissen äußeren Merkmalen und auffälligen Unterschieden die Eigenart der jeweiligen Gegend und die Abweichungen der Bewohner des einen Bezirkes vom anderen hervorzuheben. Meist benannten sie jene Völkerschaften in Anlehnung an den Namen der geographischen Örtlichkeit, zuweilen gaben selbst geringfügige Verschiedenheiten der einen Gruppe von der nachbarlichen jenen Seeleuten schon Veranlassung, die Zusammengehörigkeit beider zum gleichen Volke in Zweifel zu ziehen. Was an Benennungen, die als eigentliche Stammesnamen gedacht waren, von ihnen für die Bewohner dieser südlichsten Inselwelt aufgestellt worden ist, sind durchgehends Ableitungen vom Namen des jeweiligen Wohnortes dieser und jener Gruppe.

Als erster hat Fitz-Roy (a): 133 eine bestimmte Namengebung für die heute als Yamana bekannten Eingeborenen versucht. Im Zuge der Abgrenzung der verschiedenen Völkerstämme am unteren Ende Südamerikas erwähnt er, daß „westward of these people [gemeint sind seine *Yacana-kunny* or foot people, teilweise die eigentlichen Selk'nam[112]], separated from them by a ridge of mountains, was a tribe called *Kay-deie, Key-yus,* or *Key-es*". Das gilt offensichtlich zunächst für die westlichen Yamana,[113] wenn nicht gar für die Mehrheit dieses Stammes, und dürfte nach Auffassung des englischen Weltumseglers die Bezeichnung für die Bewohner der südlichen Inseln des Feuerlandes sein.

Doch mag ein besonderer Anlaß zum baldigen Abweichen von dieser Bezeichnung ausschlaggebend gewesen sein; denn Fitz-Roy verbessert sich selber und betont, daß südlich von den oben erwähnten *Yacana* „is the tribe formerly called *Key-ahnr*, now probably the *Tekeenica*".[114] Dieser letzte Ausdruck ist es nun, der von vielen späteren Schriftstellern bis in die neueste Zeit hinein übernommen und gebraucht wurde, und zwar entweder ausschließ-

---

[111] Vgl. hierzu die Ausführungen und Quellenangaben in Bd. I, 22, ferner bei Koppers: 110 und bei Gusinde (b): 39.

[112] Vgl. "Haga [Anton de la garde central del continente suramericano", sagte V. Fagnano. Diese Karte wurde wiederholt durch Prat-Nam (b) und verbessert durch Lehmann-Nitsche (b): 18. Eine ausführliche Begründung findet sich bei Lehmann-Nitsche (d): 299. Daß auch darüber hinaus diese Benennung bekannt war, ersieht man aus Segnano (a): 176.

[113] Allerdings beschränkte Lehmann-Nitsche (b): 18 diesen Namen nach den Grenzen in seiner Karte auf die südlichsten Bukkenberge.

[114] Von diesem Stamm der südlichen Fitz-Roy (a): 127 auch eine ausführliche Schilderung, in der es über Körper gesagt wird und die folgendermaßen beginnt: „The Tekeenika resemble in their make and proportions the Yacana del Fuego, are low of stature, ill-looking, and badly proportioned." Demnächst setzte er mit seinem "Tekeenika" die südlichere Gruppe der Feuerländer.

lich zur Bezeichnung der südlichsten Yamana-Gruppe oder teilweise auch als Benennung des gesamten Yamana-Stammes. Viele Jahre mußten erst verstreichen, bevor die richtige Bedeutung dieses seltsamen Wortes, das Fitz-Roy (a): 137 selber als eigentliche Stammesbezeichnung aufgefaßt hatte, klargestellt wurde. Wie er zu jener Wortbildung gekommen ist, erzählt Bridges (h): 207 ausführlich. Als nämlich Fitz-Roy sich auf einer Erkundigungsfahrt durch den Kanal "Putrusia" *[Putrusája*[316]*]* befand, fragte er „a un muchacho aborigen, llamado Jemmy Button, el nombre del estrecho. No comprendió la pregunta y dijo en su propia lengua: *Tekianaka*, con lo cual quería decir que le era un sitio desconocido. *Teci* significa 'ver', y *Tekianaca* quiere decir 'extraño, no visto antes'". Diese Antwort des Indianerjünglings, die Fitz-Roy nicht verstanden hat, gab er selber als eigentlichen Stammesnamen[317] an die Nachwelt weiter.

Nicht nur von ihm wurde er benutzt, sondern er wurde auf Grund seines eigenen Vorgehens auch bald Allgemeingut der Europäer. Noch bei Hyades (j): 149 beispielsweise, etwa fünfzig Jahre später, liest man: „On connaît suffisamment l'habitat, la zone de distribution de ces *Tekeniika*, qui se trouvent depuis les parages du cap Horn au sud, jusqu' au centre du canal du Beagle." Zweifelsohne besitzt die letztgenannte Benennung gegenüber der ersteren ebensowenig Berechtigung.

Eine zweite, ebenfalls von Fitz-Roy vorgeschlagene Stammesbezeichnung, "*Yappú*" bezw. "*Yappoos*", fand indes nirgendwo Anklang. Offensichtlich ablehnend klingen die Worte, mit denen Bridges (h): 207 sich äußert: „*Yappú* viene de *aiapuk [áiapuʒ]*, una nutria."[318] Ninguno de estos términos *[Tekiniika, Yappús]* es conocido por los yahganes."[319]

Demgegenüber verschaffte sich eine andere Benennung, die allerdings nur rein äußerlich der eigentlichen Stammesbezeichnung nahe kam, überall Eingang.[320] Wieder war es Thomas Bridges, der, nachdem er die Be-

[316] Das ist der einheimische Name für das Gebiet, welches heute als "Bahía Tekeniika" in die Landkarten eingezeichnet wird. Martial: 209 schreibt "Puntourouya".

[317] So wiederholt Hyades (q): 14, daß die südlichste Abteilung der feuerländischen Indianer „a été appelée Téképiika par Fitz-Roy, dans l'idée erronée que Téképiika ou Téképiika était le nom indigène d'une grande baie de l'île Hoste". Die gleiche Begründung bringen Dabbene (b): 169, Lehmann-Nitsche (h): 17, Lothrop (b): 97, Martial: 209 u. a.

[318] Lehmann-Nitsche (h): 19 vermutet, hinweisend auf die Mitteilungen von Fitz-Roy (a): 185, 203, daß „Japu es apodo dado por los Alakaluf a los Yámana, en general". Hier scheint dies unzweckmäßig; doch ist sicher, daß die Halakwulup für Fischotter eine andere Bezeichnung besitzen.

[319] Die von verschiedenen Beobachtern angegebenen Stammesnamen für die Yamana haben Barbas Ahana (b): I, 39, Hyades (j): 149 und Lista (b): 56, neuestens Pozzuoli (r): 176 und Cooper: 2 zusammengestellt.

[320] Diesen Unterschied betont Hyades (j): 150 folgendermaßen: „C'est le directeur actuel de la mission anglaise du canal du Beagle, qui leur a donné le nom d'Yahgan, lequel a sur le mot Tekeniika, qui n'avait aucune espèce de sens, l'avantage de désigner une localité (détroit de Murray ou Murray's Narrows), donc le nom indigène est Yahgo, et donc la voisinage de laquelle il y a une certaine agglomération de Fuégiens."

nennung für die südlichste und mittlere Yamana-Gruppe "*Tekeenika*" in ihrem wahren Sinn aufgelöst hatte, das Wort "*Yahgan*" als Eigennamen für den ganzen Stamm, also für das südlichste Volk der Feuerländer, vorschlug. Er selber gesteht dies ein: „Los *yahganes fueron* así llamados por mi por un distrito central llamado *Yahga*" (Bridges [h]: 207).[219] Das bestätigt der Missionar Aspinall: 270 ausdrücklich: „Der Stamm, unter welchem die Mission Ushuaia gegründet wurde, hat von Rev. Bridges den Namen *Jahgenen* erhalten, nach einer von ihm frequentierten Lokalität südlich vom Beagle Kanal."

Die Wahl dieser Benennung ist in weitem Maße w i l l k ü r l i c h.[220] Bei den Yamana heißt die am Ostende liegende Nordspitze der Isla Hoste *yápa* oder *yáka yiíka* und die von dorther genau nach Süden sich erstreckende Angostura Murray *yágan aiága* oder *yákan aiáka*. Weil nun diese Gegend im Herzen des Yamana-Gebietes liegt und weil Bridges — allerdings irrtümlicherweise — hier das Zusammenströmen vieler Einzelfamilien aus allen Richtungen vermutet hatte,[221] deshalb benannte er darnach den ganzen Stamm mit "*Yahgan*".[222] In der gleichen Richtung liegt auch der Umstand, den allein Ellis: 36 namhaft gemacht hat: „The language is called *Yaagan* because *Yaaga* is a district in the centre of the land, and the dialect spoken by the people inhabiting it, is that which Mr. Bridges has learned, and which he considers to be the best standard, because it is central, and differs less from the extremes than they do from each other. The name *Yaaganes* includes all the *Yaagan* — speaking people who occupy both shores of the Beagle Channel and the shores of all the islands south of it. But the natives do not use the term."[223] Einerlei nun, was Bridges bewogen haben mag, er war in *jener Zeit* der einzige Sachkenner und deshalb tonangebend; auch bedeute er selber sich überall dieses Indianer-

[219] Erstmalig hat Bridges sein Vorgehen im "South American Missionary Magazin", vol. XVII, London 1870 begründet (Vgl. auch MM: XXVII, 77; 1880). Die dahin wurde von den englischen Missionaren, die ausschließlich bei diesem feuerländischen Stamme tätig waren, der Bezeichnung: Fuegianer, Fuegians und sogar auch Tekeenikas pilgrimatis verwendet.

[220] Der Versuch Furlong's (c): 176, dieses Vorgehen durch Hinweis auf die Namengebung, die bei den Yamana üblich ist, zu rechtfertigen, kann nicht als stichhaltig gelten. Er schreibt: „Bridges called them 'Yahgan', wisely adopting, in the case of a tribe, a custom applied by them to individuals, for their names usually are taken from the place of birth." Die Entstehung des Stammesnamens geht ganz anders als die eines Personennamen vor sich.

[221] Hyades (q): 14 wiederholt, daß „le terme de Yahgans [fut] dicté, dit M. Bridges, du nom indigène des passes de Murray, entre le canal du Beagle et la baie Ponsonby, lieu de réunion d'un grand nombre de familles fuégiennes, aujourd'hui éparses ou disparues". Vgl. Lehmann-Nitsche (h): 12, der dieses Wort mit "Canal chico" übersetzt. Das ist deshalb nicht zutreffend, weil Yagoa ein Eigenname ist; das Wort yoha allerdings bedeutet: klein.

[222] Von Bridges selber wurde Bove (o): 136 darüber unterrichtet, der erläuternde beifügt: „Bevor Natura schrieben die Yagan von dem Kanale Jagamenduga, welcher die Insel Uaffa (Navarin) von Usin (Hoste) trennt und den Mittelpunkt der bewohnten Gebiete dieses Teiles von Feuerland bildet." Vgl. Bove (o): 135, Cabo P.: 324, Cojazzi: 101, Stanzen (k): 170, Ellis: 36, Furlong (j): 3 und (c): 176, Lawrence (b): 72, Hyades (q): 14 u. a.

[223] Aus dieser Darstellung ist eindeutig zu entnehmen, daß Bridges seinerseits einige wirklich vorhandene Stammesverschiedenheiten im Gebiete der Yamana erkannt hat.

worten. Zwar erfuhr es durch andere bald geringe Abänderungen in der Schreibweise, man findet *Yagan, Yaghan, Jagan, Jahagan* u. ähnl. m.; von fast allen Schriftstellern jedoch wurde es hervorgesucht und gebraucht. Trotz allem läßt sich nicht verhehlen, daß Bridges mit dem Hinweis auf die Gegend um *yégan ákkha* [die Angostura Murray] bewußt oder unbewußt einen guten Griff getan hat. Dieselbe nimmt wirklich die Mitte des ganzen Yamana-Gebietes ein und um diese Zentralgruppe mit eigenem Dialekt lagern sich die vier anderen Dialektgruppen, die damals von Bridges in ihrer Selbständigkeit innerhalb bestimmter Grenzen noch nicht deutlich genug erkannt worden waren.[110]

Sogar heutigentags ist diese Benennung überall noch so geläufig, daß anscheinend die einzig richtige Stammesbezeichnung *Yámana* sich nicht durchzusetzen vermag. Kein geringerer als Bridges selber hat den letztgenannten Ausdruck zuerst bekanntgegeben. In einer seiner späteren Abhandlungen äußerte er sich ausführlich: „*Esta palabra yámana aplicada especialmente a la humanidad, es altamente significativa, pues sugiere la idea de que el hombre es la forma más elevada de la vida. Esta palabra, en efecto, significa vivo; como sustantivo quiere decir vida, y como verbo vivir, revivir, devolver la vida o la salud.*" (Bridges [b]: 207) Die Allgemeinbedeutung des Wortes *Yámana* im Sinne von menschliches Wesen, Mensch, Volk, ist durch spätere Forschung sichergestellt worden.[111]

In einem mehr einschränkenden Sinne betrachten sich jene Eingeborenen als die eigentlichen Yamana, so daß das Wort *Yámana* so viel wie unser Volk, wir bedeutet. Insofern bewerten sie sich selber, in unverkennbar egozentrischer Einstellung, als die wirklichen Menschen, die nur gleichen Volkszugehörigkeit zusammengerechnet sind und die vergleichsweise *Nachbarvölkern* getrennt dastehen. Durch diese Namensgebung betonen sie auch gleichzeitig ihren Unterschied von den nicht-menschlichen Wesen, also von Lebewesen aus dem Tierreiche und aus ihrer Geisterwelt.[112]

[110] Näheres Hinweise auf diese Verhältnisse liegen vor bei Gusinde (a): 12, (b): 13 und (c): 1018.

[111] Bove (a): 136 schreibt: „Sie selbst legen sich den Namen *Iamana* (menschliches Wesen) bei." Dyerforth: 200 wiederholt: „*Los Yaganes entre sí Cabe de Hornos y la isla Grande se llaman a sí mismos simplemente yamanes (hombres) como la buena igualmente nuestra misma nacionen.*" Wenig Bearbeitung hat sein Ausdruck gefunden: „*Eingeborenes menschliches Wesen*" Pero el recurrente Bridges prefiere llamarlos *yahgan que* proviene la palabra *yégoix* (habitar)." Nicht in allen Teilen zutreffend ist, was Hyades: 36 schreibt: „They call themselves simply *Yamanes* or Men, and their language *Yámes' háoshe* or Men's Voice. *Yámanes* literally means *wound, whole, healthy, well, living, and yámanes* to live, be living, recover life or health, recover after sickness, or to heal or a wound ..." Enfolge Hyades (a): 14, „*Je nous que les Yahgans se donnent à eux-mêmes et que traduit ils se désignent des autres peuplades est yamanes, qui signifie hommes, individus, gens*". In gleichem Sinne äußern sich Cojazzi: 11, Dyerforth (b): 178, Pertuiset (a): 176, Lesson-Garnot (d): 230, Lesson (b): 24, Gusso (d): 136, Pertuiset (a): 25 u. a. m.

[112] Diese Deutung teilt Bove (a): 125 in folgender Weise: „*Nuestro abuy es llamar Iamana y hoje esta nombre se aveva con los otros seres existentes.*"

Nichts scheint deshalb so allseitig gerechtfertigt, als das einheimische Wort Yámana ganz ausschließlich zur Benennung dieses südlichsten Feuerländerstammes zu verwenden. Im vorliegenden Werke geschieht es jedenfalls, wie ich dieselbe auch in früheren Schriften folgerichtig mir gleich praktizieren hin."[97]

Der Vollständigkeit halber bleibt schließlich noch zu erwähnen, daß einige Reisende zu Beginn des XIX. Jahrhunderts jene Eingeborenen nach dem Rufe yamaddáns benannt haben, mit welchem letztere eben jeden Fremden bis zum Überdruss anzureden pflegten. Diesen Ausweg schlugen jene Europäer in Ermangelung einer sicheren Stammesbezeichnung ein; wahrscheinlich auch deshalb, weil das monotonhervorgestoßene Wiederholen des gleichen Wortes auf sie sehr lächerlich wirkte. Man vermutete hinter ihm den Sinn: „Sei gütig, sei freigebig!" Cook: 362 und Martin: 30 sagen mit Hyades (q): 314 dafür: „Segen gewinnen." Als Stammesname jedoch kommt dieses Wort ernstlich nicht in Betracht.

Ramón Faurens ist der einzige, dem wir entnehmen, daß den bei Ida Waterman im Dezember 1774 angetroffenen „wenigen Eingeborenen dieses das Wort 'Pearkeräh' aus dem Munde kam" (Vgl. James Cook (b): 182). Die dortigen Indianer gehören zweifelsohne zu den Yamana und auch nur von dieser kleinen Gruppe wird berichtet, daß sie dieses Rief angewendet haben. Ist der Ursprung dieses Wortes nun verschieden zu deuten,[98] so bleibt m. E. als nächstliegende Möglichkeit, daß es sich von den südlichsten Halakwulup bis zu den westlichen herr. südwestlichen Yamana verbreitet hat. Weil es zur früheren Zeit nur ein einziges Mal erwähnt wird und die von mir befragten Indianer es gar nicht kannten, ist zumindest der Schluß berechtigt, daß der Ursprung dieses Wortes nicht hier im Yamana-Gebiete zu suchen sei (S. 57).

An dieser Stelle läßt sich passend einfügen, daß unsere Eingeborenen gleichzeitig mit den benachbarten Halakwulup als "Kanu-Indianer" und auch als "Wasserwerkländer" bezeichnet wurden, im Gegensatz zu den Selk'nam auf der Isla Grande, die man "Fuß-Indianer"[99] nennt. Beide Worte wollen und können keine Stammesnamen sein; sie gelten nur schlagwortartig die Grundform der Wirtschaft dieser und jener Gruppe, wodurch sie sich in auffallender Weise voneinander unterscheiden, zu erkennen.

[97] Die schriftlichen Quellenbelege, aus denen die verschiedenen Benennungen der Stämme der Yamana zu entnehmen sind, hat Gusinde (c) zusammengestellt. Vgl. auch Gusinde (h): 74.

[98] Die Feuerentzündung, welche von den Halakwulup der Isla Clarence verwendet wird, trägt den gleichen Namen (Bd. I, 396). Auf Grund dessen ist der Erklärungsversuch von Gusinde (p): 29 entsprechend zu verwerfen. Vgl. auch die Bemerkungen Lucas Fernandez' (d): 38.

[99] Bekanntlich nennen diese Unterscheidung von Fitz-Roy (a): 132, Sulivan bei Darwin (1839: 237, 113, 1845) als übersetzungen, den "Ostmann" als "Fuß-Indianer" schließlich auch im Beiwort über seine neuen "Forschungen in Feuerland" (1839: 233, 182, 1870) Ausdrücken an die Selk'nam (Bd. I, 16, 132) als "Fuß-Indianer".

5. Stammesgruppen

Angesichts der so allen Leuten geringen Kopfzahl des gesamten Yamana-Volkes verwundert man kaum seine Aufteilung in Stammesgruppen, indes wird man bei Betrachtung der örtlichen Bedingungen seinen Grund einer anderen Ansicht. Innerhalb des langgestreckten Inselgewirres, das sie in ihren gewohnheitsmäßigen Kanukanoes durchquerten, hat Mutter Natur selber da und dort hindernde Schranken aufgerichtet. Insbesondere suchten sie nach Osten hin das Südufer der Isla Grande ab, ohne hier nur einmalige Lagunire-Stadien weiterzufahren. Nach Süden und Südwesten wagten sie sich über die Felsenklippen des Kap Horn und der Isla Hermite kaum je hinaus. Im Westen gehört Ihnen das letzte Ausläufer der Stockmark-Halbinsel endgültig Halt; denn um ihn herumzufahren ist nur an dem einen oder anderen Tage des Jahres, an dem die dort immer bewegte See sich für wenige Stunden glättet, möglich.*** Was in dem umgrenzten Distrikt zwischen den genannten drei Eckpfeilern an Wasserarmen und Kanälen, an Inseln und Inseln liegt, stand für den Aufenthalt der Kanus und für die Blütenfahrer der Yamana offen.

Ebensowenig wie die einen spezifischen Stammesnamen geschaffen haben und sich als Nachbarn, denn nur als die Yámana, als die Menschen hier in ihrem Gebiete bezeichnen, besitzen sie einen eigenen Namen für das Land, das ihnen zur Heimat geworden ist. Gruppenweise lassen sich höchstens fünf Bezirke unterscheiden, in denen bestimmtere Gewässer sich auch die gleiche Zahl von Dialektgruppen gebildet hat. Diese letzteren wurden und wurden durch Naturschätze und durch Besonderheiten der Landschaft voneinander abgesperrt, was jede einzelne vorlagt, für sich allein zu sichern. Auf Grund dieses haben sich wenige Eigenheiten ausgebildet, die einer jede von ihnen ausschließlich besitzt. Von allen gegenseitigen Abweichungen sind allmählich die dialektischen am größten. Dagegen besteht eine Aufteilung des ganzen Stammes einzig und allein nach den fünf Dialektgruppen zu Recht, die existiert zu werden verdient. Aus Unkenntnis dessen sind früher andersgeartete Versuche unternommen worden, die deshalb hier nicht ganz übergangen werden dürfen, weil sie zur Klarstellung mancher Verhältnisse beizutragen geeignet sind.

1. Die fünf Dialektgruppen

Die Inselwelt innerhalb des weiten gezeichneten weitgespannten Umrißrahmens fällt auf den ersten Blick eine naturbedingte Gliederung erkennen. Die besonders landschaftlichen Eigenart einer jeden der fünf Bezirke mag geringfügig sind bedeutungsvoll erscheinen; sie genügen vollauf, um einige

*** Im gleichen Sinne schreibt Fragano (S. 172) daß „Stockmark Peninsula was a somewhat impassable barrier to intercommunication between these two tribes (Yamana and Halakwulup). With an unusual record of about hundred days of rain and snow and the others sixty-five are pleasant, according to local reports the weather side of the bounding cliffs of Stockmark Peninsula was something which only the most daring or badly-governed undertook. And it was impossible for these canoe men to pass over the narrow, mountainous mountain ranges".

Sonderformen in das Kulturbild jeder einzelnen Gruppe einzufügen. Man erkennt darin die Auswirkung der unterschiedlichen Umwelt einer jeden Zone auf ihre jeweiligen Bewohner. Das unvermeidliche Abgeschlossensein der einzelnen Stammesgruppen voneinander hat am deutlichsten und tiefsten die Sprache beeinflußt und zur Entfaltung von den fünf Dialekten geführt.

Eine jede besitzt ihre auf geographischen Bedingungen begründete Selbständigkeit und deutlich erkennbare Eigenart. Von allen übrigen Inseln sondert sich auffällig die abgerundete Gesamtheit der Islas Wollastons ab. Überdies ist der von Südosten und von Südwesten her offene, breite Zugang zur Bahía Nassau nur selten gefahrlos zu überqueren. Die Wollaston-Bewohner bilden die Südgruppe der Yamatha und heißen Yïhkïnïgäja, Yïhkïmdalim, das Wort Yïhkïn bedeutet Gruppe am nahezu Inseln bestehend. Die Genannten werden von den übrigen Landsleuten als besonders wild und gefährlich geschildert, ihnen ist auch die Mehrzahl schiffbrüchiger Europäer in die Hände gefallen. Gerade nahe dem Kap Horn sind so manche englische Fahrzeuge gestrandet, Wind und Wellen haben wiederholt Schiffstrümmer und verunglückte Seeleute gegen seine steilen Felsenriffe getrieben. Zweifelsohne ist dieser und jener Europäer von den Eingeborenen umgebracht worden, den Anlaß zur Plünderung ganzer Schiffe wird man in jedem Einzelfalle nicht mehr mit Gewißheit ausfindig machen können. Das alles hat man jener südlichsten Yamana-Gruppe — und gleichzeitig damit ihren ganzen Stamm — auch bei den Europäern in sehr schlechter Beurteilung gestellt. Daß die Wollaston-Leute im allgemeinen eine charakterlich und sittlich niedrigere Stellung als die anderen Gruppen ihres Volkes eingenommen hätten, läßt sich zwar nicht erweisen; aber es ist nun einmal Tatsache, daß eine unbestimmte Furcht und eine unbegründete Abneigung sie vereint mit der Ostgruppe, im Urteil der übrigen Landsleute, in dunkelstem Lichte gerückt hat, als sie wirklich verdienten.

Wiederholt wurde mir gesagt, auf Isla L'Hermite hätte eine lange Reihe von Gruchlerkanoa ohne das bekannte Kanu gelebt. Erst im April 1923 erfuhr ich von alten Frauen, wie es dazu gekommen ist, daß jene Leute das unumgänglich notwendige Fahrzeug entbehren mußten. Die Bewohner der Isla L'Hermite waren mit ihren Nachbarn, den nördlichen Wollaston-Leuten, in Streit geraten und ihrer Kanoa beraubt worden. Mehreren Gruchlerkanoa war es wiederum unmöglich, auf anderer Inseln überzusetzen, wo sie sich geeignete Rindenstücke hätten erwerben können. Denn da die Bäume auf Isla L'Hermite wenigen gut gediehen und nur in geringer Größe sich entwickeln, fehlt dort die für den Kanubau passende Rinde. Widerwärtigerweise waren sie damals angewiesen, am Strande zu jagen und zu sammeln. Als nach längerer Zeit endlich einige Nachbarn sich auf Isla L'Hermite einfanden, ermöglichten sie es den dortigen Bewohnern wieder zu Fahrzeugen zu gelangen.[1]

[1] Tatsächlich sind die Bäume gewiss, wenn Fitz-Roy (a) 187 sagt: „Some of the families of this roaming division of the Yahcanies have no canoes, living entirely at a distance from the shore, and subsisting upon berries, birds-fingers, grasscoons, and birds. The bows and arrows of these men are longer and heavier, and they have some very fine dogs, which

Jenes Gebiet der Yamana, das sich nördlich der Isla Wellington, vom Längengrade 67° 30' bis zur La Maire-Straße erstreckt, gehört der Ost-gruppe, den Inokenggäle. Ihre Inokan, Inokan bedeutet der Osten, entsprin. Es umfaßt die östliche Küste der Isla Navarino, angefangen vom Westende der Bahía Windhund, vorbei am Canal Cuevo bis etwa zum Puerto Luisa auf dem Nordende der gleichnamigen Insel. Außerdem das diesem Hafen gegenüberliegende Nordufer des Canal de Beagle bis zum Estrecho de Lemaire, einschließlich der Isla Gable, Isla Picton, Isla Nueva und Isla Lennox, sowie der benachbarten Lüsianova Inseln. Die örtliche Ausdehnung der Ost-Yamana an die Bewohner der Isla Grande, seien es nun Haus- oder Schi'kana, hatte nicht nur Wirtschaftsbasis, sondern auch Handelsmonopole verschiedener Gebrauchsgüter zur Folge (Bd. I, 138). Diesem Umstande muß man es zuschreiben, daß die Ostleute sich von ihren übrigen Landsleuten weit abgesondert haben. Bezeichnend ist, daß ihre Westgrenze genau auf den Punkt fällt, bis zu welchem die Schi'kana kam. Diese vermochte sich am Canal de Beagle noch Westen vorgewagt haben. Daß die Ostleute als durchaus kriegerische Küstenvölker die anderen Yamana-Gruppen überragten und daß sie wirklich mit Bogen und Pfeil ausgerüstet waren, bringt auch den ihnen gewidmeten Anfangsstrophen weiterer Erklärung nicht mehr. Beides aber hat den Anlaß dazu, daß sie von ihren übrigen Stammesgenossen besonders gefürchtet wurden.

Vieles von der allgemeinen Furcht der übrigen Yamana-Gruppen vor den kriegerischen Schi'kana mag zudem auf die Ostleute übertragen worden sein, die sich ihrerseits in steiner Selbstüberhebung den Süd- und Zentral-kanes überlegen fühlten. Verständlich Überfälle gaben auf diese führten wirklich sich zum Glauben an das fast sagenhafte Volk der Oberyamana. Die unverhohlener Angst erwiesen sich die Leute der mittleren und westlichen Gruppen auch heute immer noch von einem selbständigen Volke vom Beagle und von der Existenz der Schi'kana [vgl. Bd. I, 122 über Wort gaina, gainöch, gaina yámana, Nordleute, d. h. Schi'kana], das von Ungarem Zeit im Innern der Isla Navarino gelebt haben soll. Es waren starke, kräftige, kriegerische Personen, ganz gleich den Schi'kana, die sehr gewandt als alleinige Waffe ihre Bogen und Pfeile führten und sich in große Mäntel aus Guanakofellen einhüllten. Ihr Gesicht und der Körper, so weit es unbedeckt blieb, war ganz schwarz. Obwohl diesen Volk im Innern der Isla Navarino lebte, wagten sich mehrere Männer doch den Küsten an den Strand vor, um einzelne Familien der Yamana zu überfallen und zu berauben. Einen Nachts, unter bei Wahrheit, hatten sie wieder die geringe Zahl der dort aufgerichteten Hütten überrannt und die Insassen getötet. Dabei gelang es einem Mädchen zu entkommen und sich vor den Mördern zu verbergen; aus seinem Versteck hörte es, wie diese sich unterhielten und was sie planten, weil sie in der Sprache der Yamana redeten. Als die Mörder wieder abgezogen waren, berichtete das Mädchen von

---

ers wanted to search for and bring home food. The dogs often caught the larger birds, which landing on the ground, as well as when they saw or smelt, as quickly the dogs as did upon their prey." Die Ihnen bewohnten die Südostküste der Isla Grande.

[illegible] Landschaft. So wurde das Tun jener Gläubigen bekannt. Auch an anderen Stellen führten sie ihre Überfälle aus. Blutrünstig ermordeten dabei immer nur Männer, niemals Frauen oder Kinder. Gelegentlich beobachteten einige Tamana einen Landsmann von der Küste — denn weiter im Innern wagte sich niemand vor — wegen die Stellen, an denen jene Räuber ihre Opfer aufgestöbert und seine Zeit gelagert hatten. Auch berichtete öfters einer und jene Frauen, daß sie, wie ihren Kopf im Kanal hat, Männer aus jenen Tälern auf den Lagern habe liegen gesehen, die sich hinter Felsspitzen verborgen, ein dreieckiges Felsstückchen vor die Stirn gebunden trugen (ähnlich den Brüll der Brüllaffen). Vgl. Bd. I, [illegible], wie Pfeil und Bogen einband, ohne einen Angriff auf die vorbeifahrende Familie bereit waren.

Anfang 1902 erzählte der alte Caramuru: „Es war vor langer Zeit. Einen Abends, als es schon etwas dunkel geworden war, gingen zwei Weiber aus dem Dorfe in ihren Kanoe auf den Kanal zum Fischen hinaus. Da sahen sie, kaum dem Ufer etwas entfernt, einen auf der Steppdecke zwei Männer ruhen. Diese trugen ein dreieckiges Lederstückchen vor der Stirn, einen Mantel aus Guanakofell um ihren Körper gehüllt und in ihren Händen Pfeil und Bogen, alles genau nach Art der alten. Die Weiber steuerten eine kleine Weile auf den Berg hinauf. Da erblickten jene beiden Männer, daß sie von den Weibern dort unten auf dem Kanal beobachtet wurden. Schnell duckten sie sich nieder und legten sich platt auf den Boden, daß sie von unten her kaum noch sichtbar waren. Kurz darauf kamen vorsichtig und heimlich schleichend noch andere Männer an jene Stelle dort hinein, sie kamen, einer hinter dem anderen, und duckten sich in gleicher Weise scheu gegen den Boden. Auch diese alle trugen das dreieckige Fellstück vor der Stirn, Bogen und Pfeil und den Guanofellmantel. So kamen sich auf jenen Anhöhe eine bedeutende Zahl jener Männer zusammengefunden. Endlich gewahren die beiden Weiber, die in ihren Kanoe auf dem Kanale saßen, sehr in Angst. Schnell verließen sie diese Stelle und ruderten angestrengt, um schnell ans Land zu kommen.

Hier erzählten sie augenblicklich den übrigen Männern und Weibern, was sie soeben erlebt hatten. Sie sagten: „Wir haben dort auf jenen Anhöhe viele Männer gesehen. Diese trugen ein dreieckiges Fellstück vor der Stirne und Bogen und Pfeile in ihren Händen; sie waren gekleidet wie die alten. Sie waren sehr groß und so stark wie die alten. Vermuten waren es nicht. Als diese sahen, wie wir sie beobachteten, duckten sie sich sogleich gegen die Erde und versteckten sich in Büschen und im Gras; gute waren sie kaum noch sichtbar. Erst sahen wir nur jene Männer, sehr bald aber kamen noch weitere dieser Männer heran und sie bildeten schließlich eine große Zahl! Deshalb kamen wir schnell zurück, um Furcht vor jenen Männern. Sie wurden uns gewiß heute Nacht überfallen und umbringen!"

Da befahlen die übrigen Männer und auch einige Frauen, sie sollten sich fertig über jene ungeheuren Weiber und sagten: „Das kann ja gar nicht sein! Sie habe noch keine gesehen, derartige Leute leben nicht auf jenen Land!" Darauf erwiderten beschämt die beiden Weiber: „Aber wir haben ganz deut-

Ich [illegible] Männer gesehen, wir haben uns gestern nicht gesehen! Wir wollen hier nicht länger bleiben, wir gehen sofort weg und werden uns an einem anderen Ort verstecken." Darüber beriet die Männer jetzt noch mehr und die beiden Frauen schämten sich. Sie stimmten ihnen [illegible] bestätigten schnell ihre Gründe und redeten nur nützliches [illegible]. Hier machten sie sich im Dunkel der Wälder einen kleinen, unübersichtlichen Platz und bauten sich [illegible].

Kaum [illegible], verließen jene beiden Weiber abgeschlossen waren, begann sich die Leute im Lager dann nur Nachrichten [illegible]. Noch war es nicht hell geworden [illegible] anderen Morgen, als schon einige Männer und Weiber in alten Eile nur [illegible] kamen, wo die beiden Frauen ihre Hütte heimlich aufgeschlagen hatten. Augenscheinlich und voller Schrecken erschien sie ihnen, daß mehrere viele große und starke Männer heimlich sich aus Lager herausgeschlichen und ihnen einen [illegible]. Unverzüglich berieten [illegible] was weiteres zum Thore war zu gelangen, hinderte sie entschieden und sich zu retten. Da sagten jene beiden Frauen: „Was waren denn jene Männer, die wir am letzten Abend dort oben auf den Anhöhen gesehen hatten, oder die Leute im Lager wollten es nun nicht glauben?

Nach zwei Tagen kehrten diese beiden Frauen mit den anderen Leuten, die hinüber sich gefährdet hatten, heimlich an ihren früheren Lagerplatz zurück. Hier sahen sie all die Leichen ihrer Verwandten und Freunde herumliegen, ebenfalls Bestimmt war getödtet oder niedergebrannt. Sie retteten sie alle sehr. Sie sagten sich jetzt: „Die haben jene Männer getan, die von unserm [illegible], Ungarn, [illegible], wandern, wagen. Wir haben jenen Leuten nicht glauben wollen und haben sie sogar angefeindet."

Der Ort, an dem Tausende [illegible] wurden waren, heißt: Szarvaskő [illegible] im Tale de Szana Bach, kann von der eigentlichen Ungarischen Ebene, [illegible] mit der Eile hat man dort die weiße [illegible] Männer in größerer Anzahl gesehen."

Wahrscheinlich betrauerte Cacamon, daß niemand an den Wahrheit dieser Begebenheit zweifle, die einzelne Leute der Völkerwanderung [illegible] diesem berichtet wurden waren. Gelegentlich hat sich auch der alte Mann [illegible] Erlebnisse beziehen. Es ist nur genauere Zeit [illegible] aus das Jahr 1000 durch den Tausch der [illegible] [illegible]. Plötzlich erblickte er am großen Lagerung zwei starke Männer jenes [illegible] Volkes. Diese [illegible] auf der Straße, als sie [illegible] wurden, [illegible], Schnell [illegible] sich diese [illegible] wollten, verschwanden [illegible] in einem [illegible]. Völlige [illegible] [illegible] [illegible] und wurde nicht [illegible]. — Selbstverständlich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Statt [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Aus der geschilderten Siedlungsweise geht mit genügender Sicherheit hervor, daß die Ukkhyamgahne kein seßhaftfindiges Volk waren, daß vielmehr weit umherschweifende, wirkliche Nomaden der Gebirgs- und in der Folgezeit Fischer und Jäger von den gleichen Gesichtspunkten, im Gegensatz der Zentralgruppe der sogenannte Volk auf der Isla Navarino geschaffen haben. Daß sich ebenfalls dort eine größere Zahl von Menschen aufhalte, verhindern die natürlichen Bedingungen; denn in geringer Entfernung von allen Küsten erhebt sich ein steiler Gebirgszug, der auf etwa 1300 m Höhe jederzeit Schneewolke trägt und von da an den weißen Stein zeigt. Wegen dieser geringfügigen Höhlung der Isla Navarino bildet es dort im Sommer, auch wegen der sich schließlichen gewaltigen Schneemassen im Winter, an jederzeit Jagdtiere ganz und gar.

Die Sage vom Volke der Ukkhyamgahne mag folgendermaßen entstanden sein. Eine kleine Anzahl von Gebirgen drang weiter in das Gebiet der mittleren Yamana mit dichterischen Absichten vor. Da sie natürlich meinen sich der Mittel zur Gastfreundlichkeit bedienten, begann sie sich denselben jetzt erst recht zu und, um nicht erkannt zu werden, bemalten sie sich den ganzen Körper mit Rotholzabkochungen. Bogen und Pfeile wollten sie geschickt zu handhaben. Nach diesen Vorbereitungen erschienen etwa sechs oder acht Männer an den Lagern ihrer Verbündeten heran. Ihre Frauen und Kinder gingen sie weit entfernt, aber dieses war wirklicher Absicht unterblieb. Vielleicht hatten sie von ihren Weggange von den Bergen die nötigen Sachen zusammengerafft, sich ein ganzes Stück [illegible] und nahe dem [illegible] Lager durch Winken ihrer Ankunft [illegible] durch Brennen ihres Körpers sich für den Überfall vorbereitet. Diese führten sie den gefangenen Gastfreund und Leute aus, die abwesenden in ihren Hütten selbst und auf eine unvorbereitete Verteidigung nicht vorbereitet waren. Daß diese Kinder den Ogfer niederwarfen, lag in ihrem Plane, um von diesen nicht etwa erkannt und verfolgt zu werden. Was an brauchbaren Gegenständen sie nicht wegschleppen konnten, vernichteten sie durch Feuer. Bei diesem Vorgehen verbrannten sie immer eine verschiedene Zahl von Gastfreunden. Deshalb erlebten sie ihre Rückkehr lange Zeit erfolgreich weiter. — Das dürfte der einzige Wahrheitskern jener Geschichten von den Ukkhyamgahne sein.

Man ersieht sich auch, daß jene Räuber einen abenteuerlichen aus Südchile der Isla Navarino erblickten, hier aber von vielen Yamana überrascht und umgebracht wurden wären; mit jener Zeit habe man keinen von ihnen mehr wiedergesehen. Wenn sich dies ereignet haben soll und war dabei beteiligt gewesen sei, weiß niemand.

Die dem ungefähren Gebiete in die mittlere oder Zentralgruppe der Yamana bewohnt. Ihre Gegenden liegt hier vor der Isla Gable, Punta Divide, an der sich der Canal de Beagle in den nordwestlichen und in den südwestlichen Arm (Seno Nassau und Bahia nassau) spaltet, bilden die Westgrenze. Sie gehören die beiden Ufer des Canal de Beagle, ferner auch Nahe bis der Augustaus Murray mit dem Lanzo Pennsby, ebenfalls bis Isla Navarin und Hiber-Schwede, und endlich das Westufer der

Isla Navarino bis hinunter zur Bahía Douglas mit der ihr vorgelagerten Isla Button. Den natürlichen Mittelpunkt dieser Landschaft bildet offensichtlich die Ukhuaia-Gegend. Nach allen Seiten hin sind die Grenzen dieses Bezirkes deutlich bestimmt. Als allgemeine Bezeichnung für die Zentralgruppe der Yamana benutzt man *Wákinʃǧila*. Daneben gibt es noch eine besondere Benennung für die Bewohner des ganzen langen Nordufers des Canal de Beagle, nämlich *Wájmanʃǧila*, bzw. *Wájmandájalímanʃǧila*; für die Leute an der Bahía Lapataia *Lapatájalímanʃǧila*, für jene in der Ukhuaia-Gegend *Ukwáʃjalímanʃǧila*, für jene um die Bahía Yendegaia *Yendegájalímanʃǧila*, für die Bewohner der Angostura Murray *Yagánguadájalímanʃǧila* bzw. *Yaguadájalímanʃǧila* und *Yákalumanʃǧila*; für die Bewohner des Estero Ponsonby *Agúʃalímanʃǧila*. Diese Benennungen sind Wortbildungen mit den geographischen Bezeichnungen für jeden einzelnen Bezirk.

Zwischen Punta Divide und dem äußersten Vorsprung der Halbinsel Brecknock, also in einer Ausdehnung von wenig mehr als drei Breitengraden, bewegt sich die Westgruppe der Yamana. Bis an die sturmgepeitschten, außenliegenden Inseln dringen sie nur selten vor; wohl aber befahren sie die Bahía Cook bis nahe an das Cabo Kekhlau auf der Halbinsel Clouet herum, halten sich indes den Außenküsten der Islas Londonderry fern. Als *die Inalumanʃǧila*, seltener *Inalumadájalímanʃǧila* bezeichnet man sie. Von den anderen Stammesgruppen werden sie gefürchtet, wohl deshalb, weil man sie den gefährlichen Halakwulup teilweise verbündet glaubt, teilweise sogar für diese hält.

An fünfter Stelle endlich ist die Südwestgruppe, die der *Haiwanʃǧila* zu nennen. Ihr gehört die ausgedehnte Inselwelt, die sich vom Cabo Kekhlau in der Bahía Cook zum Cabo Falso de Hornos und von da bis hinauf zum Südrande der Isla Milne-Edwards gegenüber der Bahía Douglas erstreckt. Von diesen Eingeborenen ist bekannt, daß sie sich bis an die außenliegenden Inseln im Süden vorwagen. Um das Cabo Falso de Hornos sind sie wohl nie herumgefahren, dafür aber benützen sie an schmalen Stellen zweier sich nahe liegender Buchten kurze Landübergänge, auf denen sie ihre Kanus mitschleifen. Die Leute an der Halbinsel Hardy sind als die *Ufyáraguanʃǧila*, die am Seno Año Nuevo und westlich davon als die *Haiwanʃǧilanʃǧila* bekannt. Endlich gehören noch zur Südwestgruppe die Leute am Südufer der Isla Navarino, angefangen vom südlichen Ausgange der Bahía Douglas bis zum Westrande der Bahía Windhond, die *Wanamiguanʃǧila*, die nur wenige zählen. Von anderen Mitgliedern der gleichen Südwestgruppe findet sich äußerst selten eine Familie an dieser ungeschütztesten Navarino-Küste ein, weil sie nur spärlichen Holzbestand und wenige Seetiere aufweist, mag auch die Jagd auf Guanacos hier immer ergiebig sein.

Aus den beiden erstgenannten Benennungen geht hervor, daß die westvorzugte Südwestgruppe in zwei Abteilungen zerfällt, und zwar infolge der naturbedingten Verhältnisse. Die *Haiwanʃǧilanʃǧila* verkehren zwischen dem Ostrande der südlichen Bahía Cook und dem Seno Año Nuevo. Hinter den vielen Inseln, zumal im Seno Año Nuevo selber, bietet sich ihnen ein günstiger

Aufenthalt; hier finden sie sicheren Schutz gegen Stürme und Meeresströmungen sowie reichliche Nahrungsmittel. Offensichtlich weniger glücklich sind die *Ufyáruguməğəla* gestellt, die nördlich der Península Hardy die weite Bahía Nassau vor sich sehen und südlich von dieser Halbinsel bis zur Isla Duperré am Osteingang zum Seno Año Nuevo nur spärliche Deckung finden. Beide Abteilungen dieser Südwestgruppe verkehren seit altersher nur wenig miteinander. Von den Westleuten aber bleiben sie scharf getrennt; denn es wäre ein gefährliches Wagnis, die offene Bahía Cook zu überqueren, an deren Ostufer immer eine starke Dünung hochgeht.

Sucht man nach den Gründen dieser Aufteilung des Yamana-Stammes in fünf Gruppen, so geben allein die tiefen Einschnitte des Ozeans in die langgezogene Inselwelt eine ausreichende Antwort. Höchstens an dem und jenem Tage während des Jahres, wenn überhaupt einmal, ist es für die Bewohner des Wollaston-Archipels möglich, die offene, breite See zu den Südleuten oder gar zu den Ostleuten hin zu überqueren. Die gleichen Behinderungen stellen sich zwischen die Süd- und Westleute. Wenn die Zentralgruppe sich bei Punta Divide gegen die Westleute und vor Isla Gable gegen die Ostleute abschließt, so dürfte dafür eine gesellschaftliche Rücksicht maßgebend sein; denn sie betrachtet jene als den Halakwulup verbündet und diese als im Verkehr mit den gefürchteten Selk'nam stehend.

Infolge der immerwährenden Absperrung der einen Gruppe von der anderen bildeten sich dialektische Verschiedenheiten heraus, die da und dort einen größeren oder geringeren Grad erreicht haben. Nur die sprachliche Abweichung der *Haiswáğallmdğla* von den *Ufyáruguməğəla* ist so gering, daß man beide in die eine Südwestabteilung zusammenschließen muß. Somit bleiben fünf Sprachgruppen bestehen.

Auf der Dialektentwicklung also beruht der eigentliche und tiefgehende Unterschied, welcher jede der geographisch getrennten Abteilungen deutlich kennzeichnet. Demnach ist man nur berechtigt, von fünf Dialektgruppen zu sprechen;[232] die Abweichungen nämlich der einen von der anderen wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Art sind gegenüber den sprachlichen unbedeutend und nebensächlich. Einige wenige seien hier genannt. Am auffälligsten ist der Gebrauch von Bogen und Pfeil sowie von Mänteln aus Guanacofellen bei den Ostleuten; diese weisen im Durchschnitt überdies eine etwas höhere Körpergröße auf, wohl wegen vereinzelter Heiraten mit Selk'nam. Die Wollaston-Leute nähren sich von Muscheln, die an ihren Inseln eine außerordentliche Größe erreichen, weit mehr, als die Leute im Zentrum, die

[232] Thomas Bridges, der sich mit jahrzehntelangem Eifer der Erforschung der Yamana-Sprache erfolgreich gewidmet hat, stieß schon ziemlich früh auf die bestehenden dialektischen Unterschiede (Vgl. seinen Brief vom 26. August 1863, in VSA: XI, 27; 1864), doch ist er in seinen vielen schriftlichen Mitteilungen weder zu einer genauen Aufstellung der Zahl noch zu einer deutlichen geographischen Abgrenzung der Gruppen gelangt. Erst mit der wertvollen Hilfe von Fred Lawrence und seiner Gattin Nellie ist mir dies anfangs 1923 gelungen (Vgl. Gusinde [d]: 17), was weiter unten nochmals zur Sprache kommen wird.

eifriger den Vögeln und Seesäugetieren nachjagen. Die Yamana im Westen bevorzugen neben den großen Krabben noch die Seeigel, welch letztere im Gebiete der Ostleute sehr spärlich sind. Neben all dem stößt man noch auf geringe Unterschiede in der Kleidung, insofern die Zentralgruppe die Felle von Seelöwen leichter erreicht, während von den Leuten des Südens, Südwestens und Westens die schöneren Felle vom Seehär und vom Fischotter, die sie sich bequem zu verschaffen wissen, bevorzugt werden.

Demungeachtet fühlen alle Abteilungen eine gewisse Zusammengehörigkeit und betrachten sich als ein selbständiges Volk. Tatsächlich fehlt es nicht am Wechselverkehr einzelner Familien aus verschiedenen Gruppen, so sehr derselbe auch auf außergewöhnliche Anlässe und sehr seltene Gelegenheiten beschränkt bleibt. Innerhalb der Grenzen der eigenen Abteilung erfreut sich jeder selbstverständlich uneingeschränkter Bewegungsfreiheit, wo er nach Belieben jagen und fischen, landen und wohnen kann. Die naturgegebenen Behinderungen und das bewußte Absperren des Verkehrs der Vertreter aus diesem und jenem Gebiete sind nicht überall gleich. Das Westufer der Halbinsel Cloué beispielsweise wird sehr gefürchtet; deshalb kommen die Westleute mit den *Haturdjalimdjala* äußerst selten in Berührung, mögen sie auch noch so oft im Brazo suroeste bis zu dessen Einmündung in die Bahía Cook vordringen. Den letztgenannten *Inalumdjala* fehlt zudem ein triftiger Antrieb, ihr engeres Heimatgebiet zu verlassen, wo sie reichliche Nahrung und allen weiteren Bedarf für einen gesicherten Lebensunterhalt finden; sie stehen sich vergleichsweise in jeder Hinsicht weit besser als die übrigen Teile ihres Volkes. Am schlechtesten kommen, zweifelsohne die *Yëkdjindjala* weg, die dem unaufhaltsamen, wüsten Toben der Naturgewalten nach allen Seiten hin schutzlos ausgesetzt sind. Selten nur landen Kanus an der langgezogenen Südküste der Isla Navarino; denn obwohl die Jagd auf zahlreiche Guanacos dorthin einladet, fehlt jeder Schutz gegen die offene Bahía Nassau.

Geschichtlich steht fest; daß die Abgeschlossenheit der einzelnen Gruppen gegeneinander vor einigen Jahrzehnten zur Gründung einer eigenen Missionsstation in der Bahía Tekenika zwang. Weil nämlich die Bewohner der Westküsten-Inseln und der Südwestgegend unentwegt den Missionaren in Ushuaia fernblieben, sahen sich die letzteren gezwungen, jene Eingeborenen in ihrer engeren Heimat aufzusuchen. Die Mehrzahl der wenigen heute noch lebenden Yamana entstammen dem Süden und Südwesten.

Die hier dargelegte Aufteilung des Yamana-Stammes in fünf Dialektgruppen mit eigenen Grenzen verdanke ich vorwiegend Fuhr Lawrence[***] und meinen zu seiner Mitteilungen sich anschließenden Aussprachen mit seiner Gattin Nelly und mit älteren Eingeborenen während meines vierten Aufent-

[***] Gleichfalls machte Lawrence (b): 130 *auf diese fünf dialektisch geschiedenen* Abteilungen mit ihrer geographischen Lagerung aufmerksam und beruft sich dabei auf den nämlichen Fuhr Lawrence, den er etwa ein Jahr nach meinem Weggange daselbst belehrt hat. Seine Angaben allerdings lassen viel an Genauigkeit zu wünschen übrig. Vgl. "Antiquity of the Yahgan dialects" in Lawrence (b): 1-6.

halten dortselbst i. J. 1923. Bereits zu Anfang 1922, nachdem erstmalig Kurzes (a): 19 eine eigenere Beobachtung auf dialektische Verschiedenheiten im Yamana gestoßen war, hatten wir diesen Gegenstand erörtert, allerdings viel zu flüchtig und ohne die Hilfe erfahrener Indianer. Damals hatte Fitz-Lawrence nur vier Dialektgruppen annahmt; später gestand er sein Versehen offen ein und half mit, den wirklichen Sachverhalt klarzustellen.[96]

2. Andere Einteilungsversuche

Angesichts der erwähnten richtigen und genauen Gliederung des gesamten Yamana-Volkes in fünf Dialektgruppen genügt es, die Vermutungen und Bemühungen früherer Reisender in Kürze zu erwähnen. Die betonten Unterschiede und die versuchte Aufteilung der Yamana, von denen die Seefahrer der ältesten Zeit sprechen, sind von vornherein nicht ernst zu nehmen. Ihnen kamen jeweilig zusammenlaufende ganz wenige Familien an dieser und jener Stelle, die oft weit voneinander entfernt lagen, zu Gesicht; sehr geringfügige Sonderformen Tieren ihnen deshalb stark auf und diese haben sie in ihren Tagebüchern weit über die Wirklichkeit hinaus hervor.[97]

Seit mehreren Jahrzehnten wurden die Mitteilungen über die im Volksganzen der Yamana bestehenden Abteilungen etwas bestimmter.[98] Der erste ernstere Versuch geht auf Fitz-Roy (a): 133 zurück, der eine allgemeine Verteilung der Eingeborenenstämme des südlichen Südamerika geben wollte. Die eigentlichen feuerländischen Völkerschaften wären, je nach den Gewässern, die er für dieselben gezogen hat, die *Yaruin-kunny* oder "boat people",[99] dann „westward of these people, separated from them by a ridge of mountains, a tribe called *Key-akur, Key-yus, or Key-es*", also unsere Yamana (S. 90), und endlich schließt er zwischen diese letzteren und die Chonos noch die „*Pay-yus*, living on the sea-coast", ein, nämlich die mittlere Schicht[100] der

[96] Vgl. hierzu: Gusinde (d): 17 und Koppers: Die fünf Dialekte in der Sprache der Yamana auf Feuerland; im "Anthropos" Bd. XXIII, S. 965—976; Mödling 1927.

[97] Viel zu wenig wird das Urteil, das der maßgebende Bourcier (d): 289 in dieser Hinsicht über den gesamten Yamana-Stamm ausgesprochen hat, berücksichtigt: „Among these are great differences of appearance, manners, habit, and features." Dergleichen individuelle Eigenheiten und Sonderentwicklungen haften sich jedoch innerhalb der Verwandtschaften, wie sie einem Volke von der geographischen Ausdehnung und von der anscheinlichen Kopfzahl unserer Yamana eigentümlich werden müssen.

[98] Was hierüber Bridges Ansatz (b): I. 39, Hyades (c): 158, Hyades (g): 149, Lawrence (h): 66 und Despagnes (e): 160 ausgesagt haben, ist belanglos.

[99] Zum ersten Male taucht hier die Bezeichnung "Fellachboote" für die Selk'nam und auch für die Patagonier auf, als Gegensatz zu den "Kanubooten", womit die Yamana und Halakwulup, vielleicht auch die Chonos gemeint sind. Beide Benennungen hat später Thomas Bridges in seinen vielen Schriften vollständig gemacht. Siehe S. 198 ist davon gesprochen worden.

[100] Auch die Halakwulup verfallen in drei geographisch getrennte Zweige. Vergleiche Gusinde (a): 220.

Haiskwabap.[***] Sich selber ergänzend erwähnt er als südlich von den *Yacana-kanny* wohnend nochmals „*the tribe formerly called Kay-ahoo, now probably the Tekeenika*". Mag er sich zuletzt wenig bestimmt ausdrücken, eine dreifache Unterabteilung kann man für seine "Tekeenica" doch herausdeuten; auf Einzelheiten innerhalb einer jeden derselben geht er nicht ein.[***] Zu genauerer Abgrenzung sind erst spätere Seefahrer gelangt.

Mit geringer Abweichung von den Aufstellungen Fitz-Roy's nennt Parker Snow sieben Volksstämme und bezeichnet die Bewohner der Isla Grande statt *Yacana-kanny* glattweg als Oenenen. Diese Bezeichnung, bzw. *Oens*, allerdings ohne solch bestimmte Anwendung, hatte bereits Fitz-Roy (a): 205, 325 und auch Darwin gebraucht. Schon hier sei vorweggenommen, daß man gewiß nicht fehlgeht, wenn man, im Urteile unseres Stammes selber, jene gefürchteten *Oens-enen* als die östliche Gruppe der Yaganen betrachtet.

Der oben genannte Snow (a): I, 346 hat als erster nicht allein auf Unterschiede in der Körperhöhe der Yaganen neu verschiedenen Gebieten[***] berechtigterweise hingewiesen, sondern auch mit gewisser Bestimmtheit dialektische Verschiedenheiten im Osten und in der Wulaia-Gegend, wo dergleichen wirklich bemerkt, aufgedeckt. Er schreibt: „I found that the *Tekeenica* column of words in the vocabulary contained in Capt. Fitz-Roy's appendix to his narrative, is the correct key; and by it therefore, so far as it goes communication can be held with the natives in these parts, though not with the *Yappo Tekeenica* at Banner Cove [auf Isla Picton] and neighbourhood" (VP: III, 68; 1856). Nachdem die englischen Missionare die sprachliche und auch kulturelle Verschiedenheit der Yaganen von den benachbarten Selk'nam und Haiskwabap erkannt hatten,[***] ist es auch Snow gelungen, unabhängig von Snow und mit Hilfe des Katechisten Ommanney, die dialektischen Abweichungen der westlichen von der östlichen Abteilung ausfindig zu machen.[***] Bei allem Fleiß und unermüd-

[***] Wahrscheinlich stammt der gänzliche Fitz-Roy (a): 130 mit den *Schooo-kooey* meint, die südlich von den *Kay-ahoo* angetroffen seien, soll in Band III dieses Werkes hinzugefügt werden. Auf den hier geschilderten Einteilungsgrundsatz kommt T. Pacheco seine Völkerkarte auf. Vgl. Lenoncourt-Vetromile (b): 18.

[***] Zum gleichen Ergebnis ist auch Lenoncourt-Vetromile (b): 19 auf Grund von Fitz-Roy's Bekanntschaft gelangt.

[***] Folgendermaßen schreibt: „As regards the manners of these natives, I can only say, that I found a difference, both at Banner Cove, Lennox Island, and Beagle Channel, to what I had expected." (Diese Beobachtung ist bald darauf als richtig bestätigt worden (S. 298).

[***] Snow (VP: VI, 82; 1859) drückte sehr bestimmt: Two Chief Tribes spoken, one St. August 1863, schreibt Bridges aus Ushuaia (VP: XI, 17; 1863) noch deutlicher: „I have good reasons to believe that three distinct languages only are spoken in the archipelago of Tierra del Fuego, viz., the language we are now learning, which is spoken in the southern division, the Alikoolip spoken in the north-western division, and the language of the Fuet Indians, who are confined to Tierra del Fuego."

[***] Allerdings hat Fitz-Roy (a): I selber die ersten Andeutungen an eine dialektische Verschiedenheit gemacht. Die Leute von Christmas Sound, die als Gäste eingeladen worden waren, hatten ihm an Hand über die Bewohner der südlichen Küste von Isla Navarino und den ganzen Osten mitgeteilt, daß sie ihre Feinde seien „and that they spoke of a different language".

Sohne Eden, mit dem Bridges das Studium der Yamana-Sprache betrieben hat, mußte er unausweichlich auf die wirklich vorhandenen Dialekte stoßen[205] und in seinem umfangreichen Dictionary sind einer guten Anzahl von Wörtern die Bemerkungen "East dialect" oder "South dialect" u. ä. angefügt. Demgegenüber befremdet es berechtigterweise, daß jener zuverlässige Kenner dieser Indianersprache sich an keiner Stelle seiner vielen schriftlichen Mitteilungen ausdrücklich und klar über die dialektische Verzweigung des Yamana-Volkes ausgesprochen hat. Erwiesenermaßen sind ihm dergleichen sprachliche Abweichungen zum Bewußtsein gekommen; im besonderen indes hat er sich dazu nirgends geäußert und hob nur wenige Unterschiede anderer Art hervor, ohne eine deutliche Scheidung durchzuführen oder die bestehenden Grenzen zu umreißen.[206] Weil Bridges überall mit vollem Recht als einziger und maßgebender Gewährsmann in Sachen der Yamana-Sprache galt und er in unerklärlicher Weise den bestehenden Dialekten keine nennenswerte Aufmerksamkeit schenkte, ging die übrige Welt der Sprachwissenschaftler und Ethnographen arglos daran vorüber. Daraus erklärt es sich, daß es erst mir im Jahre 1923 vorbehalten war, die fünf Gruppen des Yamana-Volkes mit ihren gegenseitigen geographischen Umgrenzung endgültig zu bestimmen.

Eine eigene Gliederung der Yamana, die vorwiegend ihre körperliche Gestalt berücksichtigt,[207] hat Fuenzalida (2): 176 versucht. Er meint, „there seem to have been among them four principal groups. These are the Beagle Channel and Murray Narrows group, who are the best formed; the Lennox Islanders, big-headed, ugly, powerful men; the Southwesterns, about Hoste Island, the most warlike and murderously inclined; and the Wollaston Islands group, the most wretched and most dwarfish".[207] Die gerichtete

[205] Den Zeilen des soeben angeführten Briefes fügt Bridges noch hinzu: „The natives on Grand or Picton Island perfectly understood Ouranan, but they spoke a different dialect to his."

[206] Gelegentlich betont er nämlich geringfügige Unterschiede einzelner Gruppen in der Ernährungsweise und schreibt z. B. am 1. Sept. 1880 (MM: XIV, 196; 1880): „The natives of the outer coasts of Navarin consider the natives of the inner waters inferior to themselves, because they live more upon vegetable food, and eat the cockle fish, all which they despise. On the other hand the natives of the inner coasts (not ocean coasts) called Wiiteeeoofe (i. e., creek men), despise the Atiolmanala (or ocean coast men), because they eat crab and such things, which they consider unfit for food, and because of their strange lingo, which they are much given to imitate derisively." In Mißachtung oder Unkenntnis der viel tiefer einschneidenden Dialektverschiedenheit läßt er also ganz offenbar als unterscheidendes Merkmal nur die "befremdliche Mundart" der einen Berücksichtigung finden.

[207] Auf ähnlich bestehende Unterschiede in der Körperbildung hatte Parker Snow (a): I, 236, schon früher aufmerksam gemacht. Später berichtete Ducrocq (VP: III, 69; 1856): „The whole tribe [the Wahaia-Legend] around us inferior in physical qualities to those in the Beagle Channel and eastward." All diese Angaben beziehen sich auf bedeutungslose Einzelverschiedenheiten.

[207] Nach dieser Darstellung wäre neben körperlichen Abweichungen die geographische Verteilung das Unterscheidende bei den einzelnen Gruppen. In unverkennbarem Gegensatz dazu betont der gleiche Fuenzalida (3): 7 an anderer Stelle, daß die „Yahgans comprised four

Charakteristik ist zumindest unvollständig, teilweise offensichtlich unrichtig, da nach dem von ihm selber aufgestellten "migratory principle"[1] jene Wollaston-Leute als „the weaker are forced south".[2] Sprachliche Unterschiede hat auch Furlong nicht erkannt; er wiederholt nur mit unnötiger Weitschweifigkeit, was Bridges an linguistischen Arbeiten geleistet hat.

Bestimmter im Ausdruck als die Genannten sind Barclay (a): 63, Hahn (a): 804, Martial: 129, 208 und Speegarius: 162; denn sie nennen kurzerhand zwei Dialektgruppen. Angesichts dessen nimmt sich die abwehrende Haltung eines Hyades (p): 339 und (j): 149 merkwürdig aus; man könnte fast von einer Ereiferung seinerseits jenen gegenüber sprechen: „Je crois nécessaire d'exprimer les réserves les plus formelles au sujet de l'opinion émise par le Dr. Hahn ... d'après laquelle les Tekeruika ou Yahgan se diviseraient en plusieurs branches, dont l'une, appelée *Atdoualikoua*, vivrait dans le New-Year's Sound, et aurait été étudiée à la baie Orange [par la Mission Schmidtsque]. J'ai vu, en effet, à la mission, et j'ai pu observer plusieurs individus provenant du New-Year's Sound, d'une baie appelée *Atdouaya* ... mais ils ne forment nullement, pour moi, une tribu dans les Yahgan, ou bien il faudrait subdiviser les Tekeruika en autant de tribus qu'il y a de localités fréquentées de préférence par quelques groupes d'indigènes." Damit ja kein Zweifel über seine an sich deutliche Meinung aufkomme, fügt er hinzu: „Il est certain qu'ils n'ont pas de nom particulier pour désigner leur pays ni leur race. Ils disent bien: les gens de la baie Packsaddle, *Pauthkouaya yamana*, du Pennsuley Sound, *Aanakouarbe yamana*; mais à peu près comme nous ferions dans une ville en parlant de tel quartier ou de telle rue."[3] Freilich benennt sich jede Einzelperson nach ihrem Geburtsorte und jede Familiengemeinschaft nach der von ihr bevorzugten Gegend; diese allgemein herrschende Gewohnheit hat jedoch nichts mit den Grenzen der großen Dialektgruppen zu tun. Hyades hat somit durch sein irriges Bemühen die fortschreitende Forschung bedauerlich aufgehalten.

Wer sind nun die von den Zentral-Yamana, besonders von den Bewohnern der Augustus Murray-Gegend so sehr gefürchteten Oens'men? Zuerst hat Fitz-Roy (a): 205, 325 diese *Oens* erwähnt, bald danach Parker Snow und später mancher englische Missionar. Nach der gebräuchlichen Auffassung der

family groups". Demnach würde das Band der Verwandtschaft den Zusammenhalt der einzelnen Gruppen bedingen. Brecia Dumbar (b): 170 hat im vorhinein mit guter Begründung dergleichen sonderbare Aufstellungen abgewiesen.

[1] Zwar bezeichnet sich Gusinde: I, die von Furlong (p): 136 und die von Bridges (d): 200 vermehrte Einteilung auf die gleiche Linie zu bringen, indem er schreibt: „The considerable differences noted by Prof. Furlong corresponds with what the Rev. Mr. Bridges remarked regarding the noticeable individual and local differences in the Yahgan's physical appearance and culture." Das wirklich Trennende jedoch sind, wie ich es an anderer Stelle begründet habe, nur die Dialektverschiedenheiten, die von keinem der beiden Beobachter genügend gewürdigt wurden.

[2] Die gleiche Ansicht spricht Hyades (1): 710 auch an anderer Stelle aus, wo er sich auf Bridges (MS: XVIII, 224; 1861) beruft, ohne indes letzteren richtig zu verstehen.

zentralen und westlichen Yamana ist die Ostgruppe ihrer eigenen Landsleute gemeint, obwohl ursprünglich damit die im Südosten der Isla Grande wohnhaften Selk'nam bzw. Haus bezeichnet wurden.

Eine dem nahestehende Vermutung hat bereits Snow (a): II, 12 ausgesprochen, hielt er doch jene Eingeborenen, *die östlich der* Augustus Murray vom Nordufer des Canale de Beagle her — im Gegensatz zu jenen, die vom Südufer dieses Kanals, d. h. von der nördlichen Navarino-Küste her — an sein Schiff herangerudert*en*, für die "*dreaded Oon'o-mora*".[**] Gewiß, man findet diesen Namen *auf die* Selk'nam bzw. Haus angewendet, weil beispielsweise ein solch gewichtiger Gewährsmann wie James Bridges selber in seinem Ausmaße sich nicht gleich blieb.[***] *Auf ihn sich berufend und vielleicht auch die* Erfahrungen des Missionars J. G. Phillips verwertend,[****] vorlegt Despard (VP: VI, 82; 1859) die „*Oona mora on the main-island*", nämlich *auf die* Isla Grande. Der genannte Indianer hat, wie Snow ergänzt, „*when in England, stated that this tribe [die westlichen Yamana] was always at war with the Oon'o mora*", mit denen hier nur *die östliche* Abteilung seiner Volksgenossen gemeint sein kann. An dieser Deutung hat er auch einige Jahrzehnte später noch festgehalten. Wegen des mörderischen Überfalles auf den Katechisten J. G. Phillips und seine Begleiter in Wulaia, am 6. November 1859, wurde ein gerichtliches Verhör aufgenommen, in dem es heißt: „*The massacre is attributed by James Bridges wholly to the Oon'o mora ... We feel convinced that the Oon'o mora were the real movers in the matter*" (VP: VII, 121; 1860).[*****] James Katechist, einer der Opfer in jener Metzelei, hatte ein Jahr vorher, am 1. Januar 1859 geschrieben, daß bei der Abfahrt des Missionsschiffes "*Allen Gardiner*" dort in Wulaia drei Eingeborene *für* Isla Keppel an Bord genommen wurden, „*who*

[**] Unklar bleibt Snow in seiner Erklärung trotzdem, weil er auch die Bewohner der Gruben Insel zu den "*Oonomora*" rechnet, was neue verwirrende auch auch bei späteren Schriftstellern findet. Z. B. schreibt Stanner (MM: XVI, 115; 1868) von "*Oonomora or Fuego Indians*".

[***] Fitz-Roy (a): 324 schreibt: „*James told us that these Oonomora crossed over the Beagle Channel, from eastern Tierra del Fuego, in canoes which they seized from the Yapoo Tekeenica. To avoid being separated they fastened several canoes together, crossed over in a body, and when once landed, travelled over-land and came upon his people by surprise, from the heights behind Woollya. James asserted that he had himself killed one of his antagonists.*"

[****] Er nannte bereits am 30. Dezember 1858 die „*Oonomora a neighbouring tribe*", die im Kanu nach Wulaia gekommen waren (C. W. Phillips: 144). Nach Phillips (a): 1860 sind die „*Ona-Lenes* von der Lennox Insel, einer benachbarten Stammes, welcher gelegentlich Besuch in Wulaia abstattete".

[*****] Im Colonial Secretary's Office auf den Falkland Islands erklärte James Bridges am 12. März 1860 u. a.: „*Down's country were killed Captain Fitz; all same as Patagonians, here and there now. My country is small channel, others from big waters; my country at Woollya, theirs over Patagonia*" (VP: VII, 130; 1860). Wo könnte es viele Selk'nam bzw. Haus-Leute in der Wulaia-Gegend kommen können, ohne eine große Zahl von Wasserfahrzeugen zu besitzen? Allen erklärt sich sofort und sehr leicht, wenn man als "*Oonomora*" die östliche Abteilung der Yamana annimmt. — Die hier abgehandelten Schwierigkeiten jener Eigennamen ist belanglos.

are of the Ona's race, living chiefly on Lennox Island and about Good Success Bay". In die begrifflichen Grenzen, die unsere westlichen Yamana der Bedeutung jenes Namens stehen, passen die Selk'nam bzw. Haus nicht hinein; eben deshalb nicht, weil diesen beiden Stämmen Kanoe und andere Wasserfahrzeuge fehlen. Indes, wegen gewisser Beziehungen der Ost-Yamana mit den Bewohnern der Isla Grande, haben Europäer zuweilen beide untereinander als die Oenenen aufgefaßt; doch das geschah zu einer Zeit, in der man sich der Stammesunterschiede bei den Feuerländern noch nicht bestimmt bewußt war.

Für die Herleitung dieses Wortes fehlt jeder geschichtliche Anhaltspunkt, eine sprachliche Deutung indes liegt nicht zu fern. Die letzten Zeiten, das o und new, werden auf englische Berichterstatter oder Fragesteller zurückgehen; denn ist es nicht unbeachtet, in new einen Zusammenhang mit gina zu vermuten. Sollte das wirklich zutreffen, gelangen wir auf diesem Wege zu dem bereits bekannten Ergebnis. Die Yamana bezeichnen ihre buchgewandten Nachbarn auf der Isla Grande, die Selk'nam und Haus, als die gina-yámana, die Nordleute, und die Ostleute des Canal de Beagle als gina-eináyan, der nördliche Wasserarm (Bd. I, 122).

In dieser Deutung unterstützt mich Despard (h): 717, der schreibt: „Natives of the large island [Isla Grande] — called Ouv-e-na Thin-en, englished Ouvenenne, coming from Ouv-enshin-nakov" [gleichlautende, nördliche Insel]. In BD: 10 finden sich neue, the Fuet Indian. Gewiß sind darunter mit Ouvenen zunächst die Falklandinseln gemeint,[***] aber auch die östlichen Yamana. Aus der Ferne den mittleren und westlichen Yamana-Gebieten wurden jene beiden Abteilungen an ihren Berührungspunkten weniger streng auseinander gehalten und wirkliche Überfälle von Leuten aus dem Osten kamen nur von den Inselnegern, die Kanoe benützen, ausgeführt werden.[***] So spricht vieles dafür, daß in der früheren Vorstellung jener Eingeborenen mit den Ouvenene fast ausschließlich die Ost-Yamana gemeint sind. Überfälle dieser letzteren wurden der Anlaß, um ihnen den Phantasienamen des Übeltäter-gina-Volkes zu schaffen.

Viel zu spät ist den Berichten von tief deutlich getrennten Dialektgruppen der Yamana erkannt worden, um jetzt noch die sprachlichen Eigenarten einer jeden derselben, sofern einigen wenigen auf dem Gebiete der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnung, sogar in der Geisteswelt, vollständig und sicher herausmerken. Die wenigen Überlebenden der ganzen Yamana-Stämme aus allen Teilen ihres Gebietes haben sich in den letzten Jahrzehnten mehr oder weniger eng zusammengeschlossen; bei diesem andauernden gegen-

[***] Bei BD: 380 finden sich: colyo for one of the natives of New Plymo and neighbouring islands and main.

[***] Im Deutlichkeit Lucas Bridges's (k): 211 Water nicht an schmalere Weise, schreibt daß „the Ona-speech, called by selenkos, Yaraskl, exists down upon conversers living on the shores of Wardsmouth (Beagle Channel), here and sometimes hill them, and take away their wives, but they do not, as supposed, cross the channel to Navarin Island, as they have no skill as navigators to cross".

einigen Versuche ging ihre sprachliche Eigenart verloren. Nur durch Fragen, die sorgfältig studiert beantwortet werden, läßt sich nachträglich ein Bild der früheren Wirklichkeit aufrollen."[*]

c. *Allgemeine Körperform*

Kaum je dürfte ein Naturvolk so einstimmig von vielen Beobachtern in den empfangenen, ja in widerlichen Farben geschildert worden sein wie die Yamana. Würde man zu diesem Bilde noch den trüben Hintergrund vorgefaßter, oft die trostlose, wilde und unbarmherzige Natur, in die dieses Volk hineingestellt ist, abgibt, und der greift seine unerforschlichen Schatten auf die Beobachter selber wirft,[**] man würde nicht viel zum Verständ dieses gewinnen. Sie würden nur zu mehr erschwerlich abschreckend, wenn man Gelegenheit hatte, kaum vorher die schönen Gestalten, die verschönern Gesichtszüge und den sicheren Selbstbewußtsein in Gang und Gebärde der beneidenswerten Selk'nam zu bewundern.[***]

Das eindrucksvolle Urteil eines Seefahrers und Reisenden mit der Entdeckungsgabe bis in unsere Tage reichlich viel Wirklichkeit und Liebe sich trotz übertriebener Vorliebe für diesen südlichsten Volk auf der Erde nicht von der Welt schaffen. James Cook (s.o. 99, der in sein Reisewerk die Erzählung von einem Yamana-Mann aufgenommen hat (1886, III), beurteilt diesen Indianerstamm unter zweifachem Rücksicht sehr ungünstig: „They are dwarfish in stature, dwarfish in mental development." Viel zu bekannt und überall leicht erreichbar ist die Erzählung, die Darwin von der "körperlichen Gestalt der Yamana entworfen hat, als daß sie hier wörtlich zu werden brauchte. Fitz-Roy (s.o. 127, der sie als "natives upon examination" bezeichnet, bewegt sich mit dem in fast gleichem Ausdrücken, wenn er hinzufügt: „The Fuegians, natives of the south-eastern portion of Tierra del Fuego, are low of stature, ill-looking, and badly proportioned. Their color is that of very old

[*] Koppe vgl. Jahr auch seinem letzten deutschen Aufenthalte wird Lawson (s.o. 128 und der gleichen Schwierigkeiten: „Today it is difficult to know just what dialect was in Gusinde, because the few surviving Yahgan live together much of the time and have found their speech." Die sprachlichen Sprachverhältnisse bei diesem Volke zu kennen die Erst Lingen werden.

[**] Richtig sieht Segovia (s.o. 178, „que hay en gente de exageración en el relato de varios viajeros, los que han descrito a los Yahgueses como seres repulsivos y de aspecto casi feo y casi repulsivo. Esta exageración puede haber sido causada por el estado miserable de abandono en que se encontraban esos indios cuando los que describieron en estado libre". Daniel Cleveland Gibbons, von bei Phillippson (s.o. 111) zu Wort bei: „Adults and the Lower order, when quite or shipwrecked, are very unjust illustrations Savages Indians Southern Seas."

[***] Auf diesen fast unfreiwilligen Gegensatz macht Pastor (s.o. 124) mit folgenden Worten aufmerksam: „A través de esos grandiosos espectáculos de la naturaleza, digno escenario de gigantes y titanes, vive, casi errante y fiera, un pequeño número hombres de cuerpo de cobre, que unos de otros llamados, cazadores, salvajes, casi antropófagos, que asustan en diversa procedencia con terroríficos estridentismos, en ocasiones sorprendentes con los hombres que a pocos leguas de distancia habitan la misma isla", ebenfalls mit dem Selk'nam.

mahogany, or rather between dark copper and bronze. The trunk of the body is large in proportion to their cramped and rather crooked limbs. Their rough, coarse, and extremely dirty black hair half hides yet heightens a villainous expression of the worst description of savage features . . ."[20]

Aus den vom Steamer mehrfach veröffentlichten Beschreibungen der Körperform jener Eingeborenen genügt hier ein einziger kurzer Auszug: „The people are invariably stout in their trunk, having little or no narrowing at the waist, and are short-necked, deep-chested, and of a vigorous frame. But in these particulars there are all degrees, some being even in health decidedly slender. In limbs, upper and nether, they are small, and their hands and feet are smallish . . . Features vary greatly as well as complexion, and the line of the person depends upon whether executed as exposed. Some have flat and very wide noses to an ugly degree, and others again are the reverse. With many the eyes have the Chinese dip, but in many this cannot be traced. The colour of the eyes varies from light hazel to deep black. The height of the men varies from 5 feet 2 inches to 5 feet 9 inches" (Stenhouse[4]: 299).

In der ersten Hälfte des Jahres 1882 hat Serra (e): 125 reichliche und genaue Beobachtungen gemacht, aus welchen hier er sich bei den Zentral-Yamana aufgehalten, vom dieser er sagt: „Los ojos en orbitados, anchos y grandes. Las pómulos sobresalientes, la frente baja y ancha hacia la línea de los ojos: la nariz chata y ancha, los ojos en general muy negros, pequeños, vivos, llenos de siniestros reflejos. Los labios son gruesos. Tienen las quichadas muy favorecidas y admiradas de nuestros hombres, entre los cuales los incisivos son, por el contrario son, tan opuestos que difieren muy poco de los de sus perros. La desproporción entre la cabeza, el busto y los miembros es tan notable, que parecen pertenecer a dos especies diferentes. Los pieruna y los brazos son de una flaqueza sorprendente y aun se admira como aquellas pardas sostener una cabeza tan voluminosa, y un pecho tan desarrollado. Es admirable también la pequeñez de sus manos y pies."[21] Einige gute Ergänzungen hierzu bietet Lawrence (b): 128, Serra's Beobachtungen, der sagt: „Trovianno uomini e donne di statura [illegible] gagliarda, raggiungenti in media 1 metro e 32 cent., tozza con capelli [illegible], arruffati, costantemente spettini, sempre lieti, mai molto loquaci, [illegible] larga, piana, di colorito olivastro; fronte bassa e larga sulla linea degli occhi, che sono infossati, piccoli, ristretti, lacrimevoli, cavi, incappati; naso schiacciato, capitò molto pronunciate, zigomi sporgenti, denti bianchi, brillanti; viso ed collo cavernosi, braccia e gambe corte

[20] Das wurde von spätern Beobachtern öfters widersprochen. Beispielsweise bekannte J. G. Paterson, als ihm die ersten Yamana am 21. Oktober 1855 auf Isla Lennox an Gestalt kamen: „They were not as unprepossessing in the plates in Captain Fitz-Roy's book represent them" (Paterson (c): 13). George Forsters damalige schrieb er über die Eingeborenen der Wulaia-Gegend: „Some of both sexes among the natives are good-looking, and the children are pretty fair Europeans. I have been agreeably disappointed in this respect."

[21] Diese Stelle wurde von Englischen übersetzern und Autor sich unter "People and the Peoples" in 1869, 1870, 1871, 1881.

e sottili che costeggiano un corpo grassissimo di larga cintura; muni a piedi piccolissimi; muscanti di pelo in tutte le parti del corpo." Noch im Jahre 1902 schrieb Dumont: 82 u. a.: „Sie sind klein und hässlich, krummbeinige und zusammengeschrumpfte Gestalten, in denen Darwin einmal fast das fehlende Glied [missing link] zu finden vermeint hatte." Fast gleichlautend klingt das Urteil, das Alcalufen: 272 im Jahre 1924 gefällt hat und demzufolge „die Jahgan und Alakaluf mißgestaltet, schwächlich und rachitisch sind".

Doch genug der Urteile aus dem letzten Jahrhundert. Unverantwortlich drängt sich die Frage vor, ob die körperliche Ausrüstung der Yamana wirklich so mangelhaft und ihre Gestalt tatsächlich außergewöhnlich unschön ist.[*] Darauf gibt Hyades (4): 122, der viel länger als die vorher genannten Beobachter, nämlich ein ganzes Jahr lang im Gebiete jener Eingeborenen sich aufgehalten und als Fachmann genaue Untersuchungen über ihre Körperbildung ausgeführt hat, folgende Antwort: „Le plupart des voyageurs, surtout les anciens, parlent des Fuégiens[**] comme d'une race rabougrie et chétive. Les qualificatifs de 'laid', 'abject', 'mal fait', 'maingre', 'dégoûtant' se rencontrent à chaque pas dans leurs descriptions. Il nous semble qu'il y a là beaucoup d'exagérations. Si l'on rencontre, en effet, parmi les Fuégiens, des individus laids et amaigris par suite de jeûnes prolongés, il y en a d'autres qui, étant bien nourris, présentent des formes très régulières et propres aux hommes de petite taille en général. La même remarque s'applique aux femmes; si certaines d'entre elles ressemblent à de vieilles sorcières, d'autres, au contraire, pourraient rivaliser par la beauté de leur corps avec les femmes européennes le mieux faites. Dans l'aspect des femmes extérieures, la question de maternité prime toutes les autres, et tel individu affaissé et exténué de fatigue, qui paraît laid et mal fait, acquiert souvent une grâce et une beauté de formes insoupçonnées après quelques jours d'un bon régime alimentaire." Mit absoluten Maßen und mit Verhältniszahlen begründet, er ausführlich seine Aussagen.

Zu dieser zweifarbenen, sich widersprechenden Beurteilung meinerseits Stellung zu nehmen fällt nicht schwer. Zunächst kann ich aus eigener Beobachtung die Meinung anderer Reisender bestätigen, daß es, um mit P. Snow (a): I, 325 zu reden, dem Yamana-Stamme nicht an „fine, powerful-looking men" fehlt. Unter den ersten Yamana, denen der Katechist J. C. Pakkers auf Isla Lennox im Oktober 1855 begegnete, befand sich „a very fine-looking young man, who had regular features, expressive eyes, and a beautiful row of white teeth"; neben ihm standen aber „two women, to whom no opposite description would apply" (C. W. Pakkers: 63). Von den Brüdern des vielgenannten Jemmy Button heißt es, sie seien „fine featured men" (VP: III, 69).

[*] Da für den III. Band dieses Werkes eine vergleichende Darstellung der Körperformen aller drei feuerländischen Stämme vorgesehen ist, genügt vorläufig eine kurze Zeichnung der hier einschlägigen äußeren Merkmale der Yamana. Vgl. Gusinde (xx).

[**] Aus dem Zusammenhange erhellt, daß diese Erklärung sich ausschließlich auf die Yamana, keineswegs auch auf die beiden anderen feuerländischen Stämme bezieht, denen mit keinem der Reisenden nicht in Berührung gekommen.

1856). Demnach kann es unter den jüngeren Frauen an ungewöhnlich großen Gestalten nicht mangeln, was auch mehrfach ausdrücklich hervorgehoben wird. Bei diesen Personen beiderlei Geschlechtes, mehr bei Frauen als bei Männern, prägt sich mit den fortschreitenden Jahren das Mißverhältnis zwischen Rumpf und Gliedmaßen stärker aus. Daß hierfür ganz allgemein die Lebensweise der entscheidende Anlaß ist, bedarf keines Beweises. Die Frauen verbringen den Großteil des Tages in zusammengekauerter Hockerstellung, sei es in ihren Fahrzeugen oder in ihrer Hütte; dann preßt sich im Knie auch die starke Belastung der Arm- und Brustmuskulatur durch andauerndes Rudern. Demzufolge entwickelt sich der Oberkörper unverhältnismäßig unter Benachteiligung der Unterarme und der Beine.[*] Obwohl jenes Mißverhältnis sich bei Männern im allgemeinen in engeren Grenzen hält,[**] erreichen wieder sie auch die Frauen einen ganz außerordentlichen Grad; durch das auffällig weite Vorwärtsneigen der Knie bei beiden Geschlechtern wird der Eindruck einer völlig unsicheren Stellung erweckt. Zu wirklichen Jammergestalten werden diese Indianer durch Abmagern bei unbefriedigender Ernährung. Läßt erklärlich auch ein Zittern im einkalten Winde oder im schweren Regenschauer über deren nackten, zusammengeschrumpften Körper, dann ist für den erstmaligen Beobachter das vollständige Bild des Elends fertig. Aber wenn man sich einmal daran gewöhnt hat, die unterschiedlichen Gestalten zu ordnen und ihre Form zu erkennen, aber sich beim Anschauen von dem auffallenden Schmutze befreien zu können, wird man vieles entdecken, was auf das sorgend auf das Schönheitsgefühl einen überraschenden Eindruck günstig und sogar ansprechend wirkt.[***] Sehr gefällige Längenverhältnisse der einzelnen Körperteile untereinander, ansprechende Formen und weiche Glättung der gesamten Körperoberflächen treten manch bei sorgfältig gepflegten jüngeren Personen in die Erscheinung.

Überprüft man die Urteile der meisten ernsthaften Beobachter, wird man gewisse Übereinstimmungen merken und auch erkennen, daß dieselben fast ausschließlich über jüngere Personen gefällt sind. Auch gilt es in Wirklichkeit auch unter diesen letzteren gutgebildete Gestalten. Allerdings stehen, wie

[*] Mark Lorenzo (ii): 48 „the women Yahgan, it is asserted, had better developed legs than the other groups because they hauled more frequently on shore".

[**] Bernhard Wilhelm I. 191 hat darauf hingewiesen, „that being cramped in sitting their legs are ill formed, and the females, who are the keepers of the canoes, from that circumstance are more shaped in the lower extremities than the men".

[***] Vergleichen mag Bernatzik (19?.??, 181, 183) wobei bald nach seinem ersten sehr unfreundlichen Zusammentreffen mit jenen Völker erfahren haben, wie seine niederschmetternde Beschreibung erkennen läßt: „It is a strange sight to see placed side by side the savage and civilized man. The first impression is one all disgust, the naked form, the long matted hair, which increased the apparent size of the head, the dirtiness of the person, and the strange unsmelt garments, all contributed to produce an unfavourable impression. The women particularly appear very ugly. But as the eye becomes accustomed to the naked form, and the senses want of attention to the toilet, and observes more really the form and expression of the features, the impression of ugliness wears off, and some appear even good looking."

Körperform entdeckt, die Männer nicht selten hinter den Frauen zurück.[*] Die wenig Körperpflege schafft bei beiden Geschlechtern innerhalb kürzester Zeit eine überraschend günstige Umwandlung.[**]

In einem anderen Zusammenhange werden die Beobachtungen Hilgers und meine eigenen Untersuchungen über die Körperform der Tamanu zur Darstellung gelangen. Als Ergänzung der oben zusammengestellten Anmaße folgt hier eine knappe Zeichnung der körperlichen Proportionsverhältnisse dieses Stammes. Die Tamanu sind eine kleinwüchsige Rasse. Als Mittelmaß ergibt Sitzr (k): 196 für 14 Männer 137.4 cm, Stamm für 27 Männer 138.7 cm, Stramm (g): 134 für 26 Männer 137.1 cm Sitz, was für diese 67 Tamanu im Mittelmaß 137.7 cm ergibt. Stammm (k): 179 ergeben 138.5 cm als mittlere Maß von 269 Männern. Ich selber (m) gewann aus den Messungen von 14 Männern 140.0 cm. Weitere Einzelheiten, auch solche über die Variationsbreite der Körpergröße, kann ich vorläufig beiseite[***]; es genüge, daß auch Stramm (g): 117 bei Männern „in toilte la plus fréquente est celle de 156 cm". Naturgemäß liegt die Körpergröße der Frauen unter der der Männer; hier aber ist sie niedriger als man erwarten würde. Von 33 Frauen haben Stramm (g): 119 genau 147.4 cm, Sitzr 147.5 cm und Stamm 147.1 cm errechnet, was im Mittel 147.3 cm ergibt. Am häufigsten findet sich bei Frauen eine Körpergröße von 145 cm und 146 cm. Somit beträgt der Höhenunterschied zwischen beiden Geschlechtern im Mittel 10.1 cm.[****] Ich selber habe bei 19 Frauen ein Mittelmaß von 147.8 cm gefunden und daraus stellt sich der mittlere Größenunterschied zwischen beiden Geschlechtern auf 12.2 cm. Das vom Normalen abweichende Längenverhältnis zwischen Rumpf und Gliedmaßen[*****] stimmt gut mit dem bei anderen kleinwüchsigen Rassen überein, Denniker sind

[*] Auf diesen Unterschied der Geschlechter hat Lacouture (k): 190 hingewiesen. „Devant par leur diminution les gli manini e le donne degli stessi. Vidgeon: I priori sono piccoli, rotondi, tozzi, tarchi, quadri; hanno spesi lavoro alle donne. Le quali quindi crescono, grossano, hanno lunga, vivono a meraviglioso lungho ed arrivano a lunghezza oltre lavoro e sono quindi molto bene collegate in confronto degli uomini e talvol quali hanno compro in paragone colle quelle."

[**] Übereinstimmende Ansichten haben wohl nur die Verfasser dieser Art, andere mehr noch die Skeptiker und die Forscher in den letzten Jahrzehnten ausgesprochen. Auf den vielen gleichbedeutenden Vorbau möge genügen, was Stamm (k): 170 hervorhebt hat, daß schließlich „nuove ha que una considerazione a que indagine su la minima misura tutti, loro y sole bisognerebbero misure giovane da lavorare regolare".

[***] Sie sind teilweise schon von Cameron (m) zu vereinen. Vgl. Cohen F.: Die und Lorenzen (?), sowie die Quellenangaben bei Cameron (m). Die geographischen Variationen seiner Verfahren, die Körpergröße des einen oder anderen Geschlechtes zu bestimmen, sind einer selbständigen Behandlung vorzuziehen, wenngleich sie hier nicht ungelegentlich erwähnt werden.

[****] Einen Vergleich der Körpergröße der Tamanu mit den benachbarten Stämmen, selbst mit den Pangasinan, Ilocano und Igorotenen bot, auf Grund ungenügender Unterlagen, Stramm (g): 119 vorzeitig versucht.

[*****] Übereinstimmend auch diesen Quellen sagt Stamm (k) zusammenfassend: „Altre Individuen ma un grossero Gruppi an Proporzion ostiglichiamo, der sich durch die Messungen an Indien neuen Ausnahmen fand." Diese besonderen Lage ist in seinem Aufsatze von

die Ruhe für den langen Kampf suchte zu bauen, der Armen aber für die ganze Kämpfernacht bauen zu lang."[1]

Im Vergleich zu heutigen Völk den Kampf natürlich groß und der kurze Rede zu dich aus. Bei Frauen natürlichen Ohren mehr noch als bei Männern erscheinen die Schultern heftig gebildet und der Oberkörper neues Brustbeinkorsett zeigt eine selbstverständlich schädliche Entwicklung. Der ganze Kampf ist auffallend kurz. Ohne Wachstum erscheinen die Extremitäten der Lebensweise dieses Indianers."[2] Wenn man bedenkt, daß die Frauen fast Tag für Tag den Boden umarbeiten und dabei wenig Bewegung ohnen, bedürfen sie, welcher natürlicher Überlegung dem Oberkörper zu gewinnen wird.

Die Ungleichheit bei den Lebensgewohnheiten verschiedenen Körperbestandteile wirkt sich nachteiligst auf die Reize aus, deren Wohlgefühl und Empfindung bei Arbeitsfolge unverhältnismäßig schwach sind. Sie verursacht den Eindruck von mehrfachem Gegensatz,[3] der auch dadurch verstärkt wird, daß bei entsprechender Haltung die Beine, und zwar in erhöhtem Maße über den Knien, viele Fülle mit ungewöhnlich starken Formen zeigt. Wie die Gegensätzlich dann wirkt die große Fülle und weiche Abrundung der Arme. Die bewundernswerte und oft schwere Arbeit macht die Glieder zwar groß, was Natur war aber stark an Linie und gut gebaut, verunziert sie im Gesamtbilde ästhetisch stärkste.[4] Wieder den Frauen auch den Männern ist es nun diese hier im Französische bedeutsame Wirkung zu tun, für die anderen die Schönheitsmittelpunkt sich eigentlich erhebt, wenig darüber hinaus erscheinen die Linien bei gewissen Schulen die Schultern dann Rücken und die Arme dann Finger als ausdrucksvollsten Merkmal.[5] Dem Europäer muß solches anderen als Häßlichkeiten. Die harte Arbeit und Lasten der Oberkörpern sich weit auch, wenn wenig, einer gebrauchen dem Fall ungeschöpflich sollen mit den gesamten Fülle dem Gesichtes und. Ob dies eine neue oder Folge des ungleichen ist oder diesen durch jenen bedingt wird, oder eine allgemeine

[1] Nach einer von Steinen gefertigten Photographie eines alten Trumai-Mannes bei Steinen, Zeichnungen eines Indianers, Tafel 1.

[2] Der Schriftsteller James Watson sagt hierzu in Travels in I. S. 2. „The general form of the Peruvian is peculiar; the head and body being particularly large, and the extremities unusually small; but the first are found though short. The peculiarity, no doubt, is owing to their mode of life; being a people who take little exercise, but at intervals undergo violent exertion in their canoes or expeditions."

[3] Der alten und neuen Zeit Vergleichungen sind die von Peruvian aus 1846 von „Die alte Frauenbilder gestellten in ungern Wegmann oder auch ungern Kleinen zu Gesicht, und dem Beine gekleidet und verhüllen, und die Lang der gebildeten Gesichts durchaus zu erwarten vielfachen Abweichungen in Farben von Körperbilder und Gesichtsbilder."

[4] Bemerkenswert ist ein schönes und ungewöhnliches Bild der Körperformen: „Die Frauen sind hier gut gebaut, besonders in ihren jungen Jahren, wo sie noch nicht so ungeheuer geschwollen sind, wie sie es in späteren Jahren werden."

[5] Eine ähnliche Ansicht findet sich bei Spix und Martius, Reise in Brasilien II, 1. „Die Indianerinnen sind im allgemeinen wohlgebaut, ihre Gesichtsbildung ist sehr angenehm, ihre Augen sind schön und lebhaft, ihre Zähne weiß und regelmäßig, ihre Hände und Füße klein, ihre Haare lang, schwarz und glänzend, ihre Brüste rund und fest, ihre Hüften breit, ihre Schenkel stark, ihre Waden voll und ihre Füße klein."

[illegible] Anlage vorliegt, weg [illegible] bleiben [illegible] bedeutet man bei jedem Tumor einen ungegrenzten Pfeil mit [illegible] Verdickung der Pfeilspitzengegend. Die [illegible] Stärke des Pfeiles [illegible] allmählich [illegible] Bedeutung an den Zehen hin.

Einen [illegible] [illegible] Kugel und Gewicht [illegible] [illegible] Kann es [illegible], daß der Kugel im Vergleich zur geringen Körpergröße zu groß und zu dick angefallen ist. Wirklich, man gewinnt zuweilen den Eindruck, daß Kugel und Rumpf dieses oder jenes Experiment sehr verschiedene Personen voraussetzen. Diese Mißverhältnisse wird auch durch die schweren, teilweise großen [illegible] [illegible], soweit durch die oft wenige Ausbildung der unteren Gliedmaßenpaare erhöht. Das Verschwinden der Schwanzgegend kommt nicht nur der Schwimmbewegung des Körpergewichtes, auch der ganze Gedanke erscheint ungewöhnlich hart. In den Schwimmhäuten wie bei Wasserkäfern und Fröschen dem ungewöhnlichen Körpergewichte sowie einer [illegible] die kräftige Nase mit kurzem Stiefen hinter an den [illegible] Augenhöhlen und an der gewölbten Stirn fällt. Die Verbindung des Gehirnes noch [illegible] [illegible] [illegible]

sehr wenig pflegen und kaum oberflächlich ordnen.[*] Die Körperbehaarung ist sehr schwach.[**]

Die natürliche Hautfarbe zu bestimmen ist nicht leicht, diese Frage läßt sich ebensowenig mit einem Worte lösen. Als Grundton mag allgemein ein im Braun oder im Gelb hinüber schwach abgetönter Weiß vorherrschen sein, das aber an allen gezogenen Stellen bis in tiefes Dunkelbraun übergeht, teils unter dem Einfluß des Rauches vom Herdfeuer, teils unter der Schärfe der rauhen Luft. Da für Körperverschönerung Fett nichts getan wird, zeigt die ganze Oberfläche, zumal ein volles Gesicht, einen spiegelnden Fettglanz, der einen weiten Blick etwas behebt.

Die Tamanu sind in ihrer Körperbildung dem Hohlschwanz etwas ähnlich, doch gibt es auch bedeutende Unterschiede. Mehr Übereinstimmungen kommen bei den Männern leichter vor. Das Gesicht der Hohlschwänze ist zweifelsohne größer und weniger als das der Tamanu, dafür aber besitzen diese letzteren im Durchschnitt eine geringere Körpergröße. In den letzten Jahrzehnten hat die langsamere Lebensführung dieses Stammes den Fettansatz bei Frauen sehr begünstigt und einige sind zu unförmlichen Fettklumpen angeschwollen, daß ihre Erscheinung als Abbildung vieler Unerbildsteine vielleicht abschreckt.[***] Ohne diesen Übelstand zu tun, muß man sie, so weit es sich um die Schönheit der Erwachsenen handelt, als vier Rasse im großen und ganzen mit unverhältnismäßig gebildetem Körper und mit auffallend feinen Händen bezeichnen.[****] Dieses frühe Bild, das jedem Beobachter unbefriedigt läßt und das teilweise sogar abstößt, wird allerdings nur wenig aufgehellt durch mehrere regelmäßige Formen,[*****] denen sich einige Männer in mittleren Lebensjahren und die meisten jugendlichen Personen erfreuen.[******]

[*] Über Körperbehaarung gibt Forster: 1858 Lesungen, aber verschiedene Worte: „the genitals, hairless and without exception unhairy. Some individuals more and stronger underneath the right shoulder, down forearm." Vgl. Anmerkung 1.

[**] Viele Reisende und ich selber stimmen Forster zu: Ich bin, der schreibt: „In Gesicht sollte es ist einfach, y sobre en los viejos aparecen algunos pelos en el labio superior y en la barba." Diese Erscheinung pflegen sie auszuzupfen.

[***] Darüber hätten es unser auch Leser wissen, doch nun es nicht die Regel. Kein. Ein ausführlicher einer Beobachtung Forsters vom 3. Februar 1858 in den Noble Savages: „The women, just mentioned, are the best looking I have seen among the Tongans, and really well-featured, but their size alarming, and the manner in which in corpulent are stand as does of the ears. Though young also, are enormously fat, and did justice to a dish of fingers and mackerel. Both she and her husband were gluttonously inclined."

[****] Kaum sagt Forster (RH. 1958, 186, 1864): „The Tongans have the largest of a severe race."

[*****] Bei diesen Verhältnissen spielen die roten tätowierten Ringelhaare mit. In ihrer tätowierten Form (vgl. I, 22) nur geringe Erwähnungen in den Originalen gefunden, ich sich aber nun so weite Abwesenheit, denn die Frauenhaare, denen es begegnete, „waren schön, natürlich gewellende Haare". Die roten Tätowierungen Mädchen erhielten es, wie Cook: „die beste glänzende, dunkle Augen, weiße und regelmäßige Zähne und ein eigentümlich anziehendes und bezauberndes Gesicht. Ihre Glieder waren wohlgeformt und oder die Schönheit oder nur ganz wenig gerundet, so hätte sie einen Anspruch auf den vollen Namen und die Bezeichnung als vollendete gehabt." Vgl. hierzu die Abbildungen in Bruno [illegible]

[******] Bruno hat die eigentümliche Körperform der Frauenhaare auch europäischen Kunst

d. Völkerrecht

Die Kapitel eines Staatsrechtes einer heutigen Staatengliederung genau zu erfassen ist mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Sie ergeben sich auch, wenn dieses Volk, wie eben unsere Tamara, in kleinen, nach Zahl schwankende Verwandtschaftsverbände zerfällt oder gar in Einzelfamilien sich auflöst, die, jede für sich, in den unübersehbaren Gevier von Wasserstraßen und Landen sich auch ihren Weg suchen. Die Mitteilungen aus der ersten Zeit des Zusammentreffens dieser Eingeborenen mit Europäern berichteten nur den Wert von wenig unseren Verwandtem. Die gleichzeitigen Berichterstatter gelangten später die englischen Missionare wegen ihres unbefangenen Verkehrens mit der Wirklichkeit jener Völker. Aus dem Vergleich dieser Mitteilungen mit der Wirklichkeit Überlebender, die sich bis in unsere Tage noch aus Überlieferung erhalten konnten, erwächst nun das farbenbunte Gemälde, das innerhalb von etwa achtzig Jahren die ehemals ungeordneten Volksbräuche so abgerundet sich verändernden Teil, so daß unaufhaltsam die Letzten dieser Generation in kürzester Zeit vom Erdboden verschwinden werden.

1. Schlußfolgerungen aus dieser Zeit

Die Forschungsergebnisse der Tamara berechtigen zur Genüge, daß sich den Berichterstattern dieser Zeit kaum je die Möglichkeit geboten hat, unvoreingenommene Schlußfolgerungen über dieses Volkstum zu vermitteln. Ihre Schriften gingen nur an einen sehr kleinen Kreis an einem entlegenen Platze von Asien, wo sie der zufällig dort vorbeikommende Eingeborenen-Missionar vorfand und sich dieses kaum durch Zeichen erklärend einen kurzen Zusammenhang verschaffen konnten. So viel aber haben sie mit Bestimmtheit erwähnt, daß jene Gegend nur sehr dünn bevölkert war. Dieses gaben sie sich besonders dann Bestimmtheit, wenn das gleiche Land mit seinen besseren Seiten auch Verkehrs einen Reichen bald darauf an einer anderen Stelle wieder begegnete, wo anderen Leute meist nicht so arbeit waren.

Aus dieser Zeit bildet dennoch genaue Nachrichten über die Kapitel der Tamara. Einig Siamese Fonseca hat im Oktober 1771 einen bemerkenswerten Vorschlag ausgearbeitet. Im Para Christmas hat er mit anderen Eingeborenen Bekanntschaft gemacht und gelangte zu folgender Erwägung: „Die Zahl der Einwohner ist so gering, daß ich auf diesem ganzen Lande, welches durch ausgiebige mit der Hälfte von Island gleiche Größe hat, ebenmöglich mehr als vierhundert Menschen annehmen kann, die überdies in ganz kleinen Familien zerstreut wohnen, oder vielmehr herumirren" (Siamese Fonseca (in) 1780). Bei dieser Schätzung hat er sich wahrscheinlich von der

gewiß besseren, doch wenden ihm nur einige Photographien zu Gebote. Die größere Mangel über sie so, daß es die bekannteren Unterschiede zwischen den Kasten und den Volksklassen, die heute im Vordergrund des Bildes stehen, gleichfalls übersehen hat. Eine gedrängte und doch vollständige Beschreibung der Eingeborenen unserer Tamara haben Lorenzo (?) und "Elsbeth", Band 41, Seite 200, (Bemerkung 1882) veröffentlicht. Vgl. auch Siamese (in) 1881, Siamese (in) 1911, Siamese (g) 1911 u. a. m.

[illegible] war wenig wollten, war es so [illegible] wenn sie [illegible] wollten, als er in der Lage des Tarzan-Gebietes nicht eingetragen ist, sondern war den ehemaligen Lehensmann [illegible] hatten hat.[1] Natürlich ein halbes Jahrhundert später waren Preußen (s. 14) die [illegible] Zahl war nur 200, die allmählich keinen Glauben wollten.[2] Sie ist auch deshalb wichtig, weil man nicht genau wissen kann, ob alle drei der von den genannten Unternehmen stammen sind. Daß es [illegible] eine sehr schwache Beteiligung jener Zone [illegible] wollten, läßt sich aus den Bedeutungen seiner Regierung (s. 158) ableiten. Dieser war mit mehreren Männern von Preußisch Israel aus die Pforte Christi eingetragen. Von dort wollte er [illegible] „gegeben wie [illegible] nicht unterkommen, dann konnte bis auf den Winter nur [illegible] schicken. Wir begegnen seinem Eingeborenen" auf der weiten Strecke bis Isla Stewart. Ob man aus einer mündlichen Überlieferung jenen Besitzes genau schließen darf, [illegible] will sehr nicht, ganz unwahrscheinlich war es jedenfalls in der Folgezeit nicht, denn wohl [illegible] man sehr [illegible] Eingeborenen benutzt.

Es verlohnt sich also nicht, bei den Verwaltungen [illegible] Gegner zu vermuten; denn verständige Angaben [illegible] wären sie selbstverständlich. Die bekannte [illegible] Regel, daß sie jenen Gebiet als sehr schwach besiedelt [illegible] und immer wieder gekennzeichnet haben.

2. Zählungen aus neuerer Zeit

Die ganze Begründung darf man den neuen Gesetzen der Mitglieder der South American Missionary Society als den Beginn einer neuen Abschnitte in der Geschichte der Yamana betrachten, denn wie auch die Lösung wurde der Geschäft, von nun an durch die Europäer bestimmt. Weder die einzelne Regierungsperiode und politischen Gebräuche haben die Eingeborenen den genauen Verlauf der Dinge bedeutet und im besonderen über die Völkerwanderung die besten Berichte abgegeben. Zwar ist es eine Unmöglichkeit, aber, wie Bennett (s. 33) betont, „einer sicheren Tatsache, daß die Eingeborenen gegen früher bedeutend abgenommen, in den letzten 30 Jahren [von 1863 bis 1893] aber den schnellsten Zerfall von statt Statt[3] Diesen stehen wir vor der Aufgabe den ehemals [illegible] Volksgenossen.

Die einzig brauchbaren Angaben über die Bevölkerungsziffer in den letzten sieben Jahrzehnten rühren von Bridges, von einer engen Verbindung mit den Eingeborenen haben wir der Wissen gewährt. Volle

[1] Um so wichtiger ist es, daß Schulmeister des Engländers, wie Bridges, Despard und Lawrence, die besonders besonders Verwandte B. Despard's waren, auch dieses über den Stillstand, das Gebiet genau bei, wenig ist wahrscheinlich.

[2] Fuego (Bridges (2) 138) haben sich [illegible] erhalten [illegible] Feuer weiß [illegible] die [illegible] Yaghan, wenn B. [illegible] eine [illegible] Bedeutung der Fremden die [illegible] angeben, [illegible] wenn [illegible], [illegible] in [illegible] Gruppe, [illegible] [illegible] [illegible]

Bekanntlich haben Hunde auch die wilden, verlegenen nicht bis etwa 1890, und die Trennung der einzelnen Stammgruppen voneinander bestehen blieb. Die Missionen hat hauptsächlich die Zusammengruppe erhalt, während der übrigens größere Teil der indianischen Bevölkerung sich von dieser Berührung fern hielt.

Die ersten Zahlen bei Bridges (a): 300 genannt, der behauptete, daß um 1830 „vielleicht acht volle Stammesnamen" mit etwa 3000 gewesen". Im Jahre 1869 schätzte er: „The entire number of Indians does not exceed 10,000. Of these there are about 2,500 of the Yahgan speaking nations, 2,500 to 4,000 who speak Alakaluf-dialect, and about 2,000 of Ona-name or Patagonian" (BSE, XVI, 113, 1869). Anfang 1880 gibt er eine Kopfzahl von etwa 3.000 an; mehrere Jahre später er eben hörten, daß dieselbe früher höher gewesen sei (YSA, 1.111, 1111, 1884). Im gleichen Jahre 1880 berichtete er, daß „in the course of a year from 1880 to 1880 persons visit the settlement of Ushuaia" (BSE, XVI, 73, 1880)[*]

Bis der ersten Hälfte des Jahres 1881 setzte sie große Seuche hauptsächlich unter jener Gruppe ein, die mit der Missionsstation an Ushuaia in Verbindung stand. Bridges schildert die Seuche als „affecting chiefly the women and children of the forest and bays" (BSE, 111, 11, 1881). Wenige Jahre später, am 24. Juni 1884, hat dieser Missionar eine eingehendere Zählung unternommen und schreibt darüber: „I have lately taken an almost perfect census of the Yahgan tribe, which numbers 273 men, all of whom names I have registered under their several clan names. Their wives and other adult females number 314, at least 60 of these are widows, and unmarried, and the actual number of children enumerated is 338, making a total of 925. Of orphan and young children I find there are not a few exceptions, say 30, which would bring up the yaghan tribe to 1000. The number of adults includes the youths over 17 years. The number of boys among the children as greatly exceeds the girls as the women do the men, making the sexes equal. This shows that the females reach maturity considerably earlier than the men, and this is certainly the case. Youths of 19 and 20 yrs would frequently associate for 14 and 15" (BSE, 1.113, 111, 1884).[**]

Über diese wohl zu niedrige Zahl[***] äußert Bridges selbst sein Bedenken:

[*] Die gleichen Zahlen bei Bridges (1) 136 wiederholt, der behauptet: „In 1869, Ona-Race (Indian) have numbers 4 000 .... These with him the children de Ona-Race." Auch Lawrence Hill schätzt und angiebt: „Until 1881 a the census 4 000 0 numbers der Fuegian & more Ongan are 4 also 2,000."

[**] Interessant ist dabei die Kindersterblichkeit der Eingeborenenstämme bei jugendlichen Personen unter, verglichen damaligen den allgemeinen europäischen Durchschnittsgrenzen.

[***] Diesen Schätzungsgrößen bei Bridges (2) 180 und (1) 111 selbst widersprechen, da der ursprüngliche Stamm, der als Ganzes den 31 August 1884 zeigt, fast zum ende: „The natives are certainly not more than a third of what they were some thirty years ago." Bridges verwechselte Bridges auch hier wieder den Kopfzahl um 1831, also an Beginn der missionarischen Tätigkeit, auf rund 3.000. Vgl. Bridges (1) 111, Martinic 111 und Acuerdo Bibliographien de la Revista de Chile, tomo XVI, p. 170, Santiago 1881.

ich sehe die Bevölkerung darin, daß er die an den Küsten der Tamara-Gebirge lebenden Familien nicht einbezogen hat. Im gleichen Bericht, dem die vorhergehenden Zitate entnommen sind, erwähnt er: „There were some twelve years ago, I believe, more than double their present numbers." Englisch liegt er die genaue Verteilung der Bewohner auf die einzelnen Bezirke an: „The coast of Waikato or Navarin Island, has 237 inhabitants, Hunter Island 258, Picton, Lennox, and New Islands, 15; the coast of Onslaud, from Spaniard Harbour to Brockmark Peninsula, has 218 the Westhaven and Hewett's Islands, 45; Caroline Islands, 30; Cooperskiel, 20; other western islands, 60" (MM. XVIII, 254; 1886).[37]

Genau zwei Jahre nach der letzten Volkszählung, nämlich am 15. Juni 1886, berichtet er wieder: „I lately made a census of the Talgan tribe, and find it slightly exceeds 600 persons. Of these 118 are men, 138 women, 95 boys, and 56 girls. These occupy the south coast of Onslaud, and all the coasts of the islands south of it, even to Hunter Island itself. Fully three-quarters of these people visit Onslaudia from time to time" (MM. XX, 217; 1886). Sollte wirklich innerhalb zweier Jahre die Bevölkerungsziffer sich um mehr als das Hälfte vermindert haben? Gewiß wirkten einige Faktoren damals schon verheerend. Aber dann ist es mit dieser Angabe unvereinbar, wenn Dawson gegen Ende des gleichen Jahres 1886 „the entire native population of some 900 souls or more" (MM. XXI, 8; 1887) verzeichnet. Diese letztgenannte Ziffer kommt vermutlich der damals dem wirklichen Stand der Kopfzahl am nächsten; denn bis zum Ende des Vorjahres hatte eine schwächende Masernepidemie[38] gewütet, der weit mehr Männer und Frauen zum Opfer gefallen waren,[39] so daß vor dieser Katastrophe die Bevölkerung viel über 2.000 betragen haben dürfte.

Bislang war Dawson Superintendent der Inselhäuptlings Missions. Auf diese Stelle verzichtete er im Jahre 1886 und schied ganz aus jenen Missionsverbande. Während der letzten Jahre hatten Krankheiten die indianische Bevölkerung schwer heimgesucht und Unlusts war es einem gefürchteten Hund für Fremden gewordene, denn die Eingeborenen je weiter um so lieber Gras bläuten. Schildern lassen die Berichte der Missionare über die Volkssitten einen weiß, durch welches Seelenleid auch weiterhin noch erweitert.

Inzwischen war auf Isle Grey von der Wallaston Gruppe eine kleine Station eingerichtet und dem Katechisten Bennett übertragen worden. Um das hatten sich bis Ende 1889 etwa 80 Eingeborene gesammelt. Dort erfahre der Missionar Aarmann (MM. XXIII, 214; 1889), daß die Gegend des Sees Ada Nuova von 300 bis 400 Leuten bebauen würde. Sicherlich ist das eine Übertreibung;

[37] Auch diese Statistik wurden nachweislich geographisch aufgeteilt und mit Hans oder geringen Bevölkerungsteil genannt. Die einzelnen Angaben bei Dawson (p) 200 nachgedruckt.

[38] Die Amerika Bibliographien (Jan. etc.) bezeichnen sie als „una epidemia de sarampión".

[39] Dawson bemerkt (p) 200 hierzu: „A la fin de l'année 1885 la rougeole a fait une apparition en Talgan, où elle a enlevé plus de la moitié de la population indigène." Vgl. Dawson (b) 418 und (a) 268.

denn nach einem unveröffentlichten Briefe des Rev. Th. Bridges vom 24. Dezember 1890, auf den Hyades (q): 391 sich beruft, reichte die Gesamtzahl der Yamana damals nicht mehr an 300 heran; „dont 100 aux îles Wollaston, 60 à Douzenet sur la propriété de M. Bridges, 40 à Ouchouaya et les environs, le reste errant en pirogues".[200]

Unaufhaltsam verringerte sich auch weiterhin die Zahl der Yamana. Mitte 1899 schrieb Bischof Stirling: „The number of natives (Yahgans) now living to be found in different places is less than 200; and during the year we came in contact with the majority of them" (MM: XXXIII, 217; 1899). Etwas später, Anfang 1902, erfuhr Lawrence auf seiner Fahrt von Ushuaia über Tekeniika nach Punta Arenas und zurück, „that there are upwards of seventy Yahgans who frequent Tekeniika,[201] and upwards of sixty more in the neighbourhood of Ushuaia and Punta Remolino, including Navarin Island. Outside of this there is scarcely a Yahgan to be found" (MM: XXXVI, 173; 1902); also im ganzen 130 Personen.

Die 1892 in Bahía Tekeniika eingerichtete Station wurde 1906 nach der Bahía Río Douglas, wo sie wegen günstigerer Lage die wenigen Eingeborenen mehr anziehen sollte, verschoben. Der damalige Vorsteher Rev. J. Williams errechnete für 1905 allein noch 130 Yamana (MM: XXXIX, 75; 1905). Da aber im gleichen Jahre weitere 32 starben und nur drei oder vier Kinder geboren wurden, blieben insgesamt 100 Seelen. Bei dieser Aufstellung scheint indes ein Irrtum unterlaufen zu sein; denn der genannte Williams erwähnt 1908, daß von den noch etwa 150 Eingeborenen sich 36 bei ihm aufhalten (MM: XLIII, 141; 1909).

Kurz bevor ich selber zum ersten Male jene Gegend betrat, hatte die South American Missionary Society endgültig ihre Tätigkeit dortselbst eingestellt, nämlich im Jahre 1916. Damals war, die wenigen Mischlinge eingerechnet, kein volles Hundert mehr am Leben.

Die von den Missionaren versuchten Aufstellungen stützten sich zumeist auf eigene Beobachtungen. Was hingegen Seeleute und Reisende über die Volkssterbe mitgeteilt haben, ist häufig nur eine Wiederholung missionarischer Berichte. Aus persönlicher Erfahrung heraus beurteilt Martial: 215 die von Fitz-Roy angegebene Zahl 500 als zu niedrig und glaubt, daß für das Jahr 1883 „la population actuelle yahgane doit être comprise entre 1300 et 1500 âmes". Bove hat auf seiner Reise keine Zählung vorgenommen. Wenn er die Yamana auf etwa 3.000 (MM: XVIII, 187; 1884) veranschlagt und Lovisato (b): 129 die gleiche Ziffer nennt, so stützen sich beide nachweislich auf Bridges. Das taten auch die Mitglieder der Mission Schythrough. Anfang 1902 hielt sich Barclay (a): 64 wenige Wochen in jenen Gegenden auf und schätzte die

[200] Nur wenig später schrieb Bridges (b): 233, die „2000 Yaganes de costumes fueron reducidos a unos 300, que es el número con que cuenta hoy la tribu".

[201] Hierher ist die im Jahre 1898 auf Isla Grey eingerichtete Missionsstation im September 1892 verlegt worden, weil der ursprüngliche Platz sich unter mehrfacher Rücksicht als ungünstig erwiesen hatte.

Yamana auf etwa 200;[***] „in 1908 the total number of the Yahgan tribe was only 170 all told" (Barclay [d]: 140), doch gibt er nicht an, wie er diese Zahl gewonnen hat. Holmberg (a): 53 bekannte im Jahre 1906: „Bridges calculaba en 1883 en 3000 los yaganes . . .; hoy, si hay más de 100 yaganes es mucho."[***] Zwei Jahre später zählte Furlong (r): 175 noch 175,[***] und 1916 kaum 100 Köpfe. Gusinde: 163 hat im Jahre 1913 E. A. Zwanck und Lucas Bridges über die Kopfzahl der Eingeborenen befragt, was ihm zur folgenden knappen Übersicht[***] befähigte: „Nel 1864 e fin verso il 1880 il numero dei Fuegini di razza Giagan (indios de las islas) era di circa 3000; nel giugno 1884, un vero censimento fatto a cura del Rev. Bridges fa ammontare i Giagan a 949; due anni dopo, nel 1886, la popolazione è ridotta a meno della metà, a circa 400 persone; nel dicembre 1890 i rappresentanti di quel gruppo non 300; sono circa 200 nel 1898; non arrivano a queste numero nel 1904, oggi [1913] sono una trentina, forse 110 contando i dispersi e gli ibridi."

Was meine eigenen Zählungen von 1918 bis heute ergeben haben, findet sich weiter unten S. 230 zusammengestellt. Bald darauf, nämlich im Jahre 1924/25, veranschlagte Lothrop (b): 25 die reinblütigen Yamana samt Mischlingen auf 40 bis 50, was etwas zu niedrig gegriffen ist. Die letzte Veröffentlichung stammt von Miss Hamilton, die am 29. Juni 1929 klagt, daß „only 50 are surviving of a tribe which numbered at one time nearly 3000" (Seymour 109).

Darin vermindert gleichen sich die Mitteilungen der Missionare und der Reisenden, daß sich die Volksstärke der Yamana seit Gründung der Mission und seit Einrichtung der Regierungsstation zu Ushuaia im Jahre 1884 andauernd und unaufhaltsam vermindert hat.

3. Ursprüngliche Volksstärke

Die oben nachgedruckten Zahlen und Ziffern aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts sind auf Grund unmittelbarer oder mittelbarer Beobachtungen von verschiedenen Männern aufgestellt worden. Doch verlohnt es sich, die durchschnittliche Bevölkerungsdichte in den früheren Jahrhunderten ausfindig zu machen. Offensichtlich kann unter den vorliegenden Bedingungen eine solche Schätzung nicht mehr als ein Versuch sein, doch darf ihm immerhin eine ausreichende Wahrscheinlichkeit zugemessen werden.

[***] Er behauptet: „Since the seal-fisheries opened up thirty years ago, followed by the gold rush of later years, their numbers dropped from 2.500 till to-day they number a bare two hundred all told."

[***] Unklar drückt sich Pacheco (d): 162 aus, wovergen seine Mitteilung kaum zu verwerten ist: „El número de indios yahanes que frecuentan la ecilla argentina del canal de Beagle, no llega a 100."

[***] Damit stimmt eine Angabe von Kaschatkin: 318 überein, daß die Yamana „durch Seuchen von etwa 3.000 Individuen (1862) auf 175 zusammengeschmolzen sind".

[***] Etwas Ähnliches hörten auch Cooper: 4 und Hyades (q): 309. Die von Furlong (r): 175 vorgelegte Zusammenstellung weist nicht nur Lücken, sondern auch Fehler auf und ist deshalb unbrauchbar. Verläßlicherer Zahlen nennt Wehrhahn: 8.

Nichts hindert vorauszusetzen, daß die örtlichen Bedingungen des Kap Hoorn-Archipels seit einer Reihe von Jahrhunderten mit den gegenwärtigen übereinstimmen. Sie gestatten weder Ackerbau noch Viehzucht, wodurch einer gesteigerten Volkszahl der Unterhalt gesichert wäre; die dorthin verschlagenen Eingeborenen blieben somit auf die übliche Form der Sammelwirtschaft angewiesen. Letztere aber forderte von vornherein einen erweiterten Raum. Da überdies die einzelnen Sippen oder der Zusammenschluß derselben zu den sogenannten Dialektgruppen sich in einem begrenzten Jagdgebiete halten mußten, das ihnen ein uraltes Gewohnheitsrecht zugewiesen hatte, durfte dasselbe niemals zu sehr eingeengt werden. Jeder Jäger verlangte in einer derart umgrenzten Spanne sich bewegen zu können, daß er an den verschiedenen Stellen, die er nacheinander aufsuchte, jeweils wieder die Tiere antraf, die durch seinen letzten Aufenthalt verscheucht worden waren. Das aber erforderte einen beträchtlichen zeitlichen Abstand des einen Besuches vom anderen am gleichen Orte, damit die erschreckten Jagdtiere sich inzwischen beruhigten. Währenddessen aber mußte die Familie weiterziehend sich an anderen Stellen die notwendige Nahrung besorgen. Keinesfalls genügte ihr für all diese Forderungen ein engumgrenztes Gebiet.

Hätten sich je Ansätze zu einer Übervölkerung gebildet, sie wären bestimmt im Keime erstickt worden. Mehr als eine gewisse Zahl von herumschweifenden Bewohnern trägt ein bestimmter Bezirk eben nicht; würde sie überschritten, zeigte sich bald der Mangel an Nahrungsmitteln und einzelne Familien wären zum Wechsel ihres Standplatzes gezwungen. Als Überzählige brächten sie nun auch ihre Nachbarn in Bedrängnis. Demnach würde eine zahlenmäßige Steigerung der gesamten Bevölkerung den Bestand des ganzen Volkes überhaupt gefährden, weil eine Abwanderung aus dem Kap Hoorn-Archipel ausgeschlossen ist.

Für das unumgänglich zu wahrende Gleichgewicht zwischen Bewohnern und Gegend waren Kräfte, die sich außerhalb jeder menschlichen Beeinflussung hielten, in Wirklichkeit immer tätig. Die schweren Lebensbedingungen in der Ungunst der äußeren Natur haben für den Ausgleich zwischen Geburten und Todesfällen gesorgt, so fruchtbar auch die feuerländischen Ehen durchgängig waren und so hoch das mittlere Lebensalter der Erwachsenen stand. Jene Härten, die zuweilen noch durch Hungersnöte oder durch sehr nachteilige Witterung verschärft wurden, ertönen eine wirksame Auslese fort, machte sie auch noch so sanft und unauffällig sein. Streitereien, Feindschaften und Kämpfe kosteten zwar dem einen und anderen das Leben, sie haben jedoch niemals einen Umfang angenommen, daß sie als ausmerzende Kraft gelten könnten. Die Unfälle, bei denen Erwachsene ihr Leben einbüßten, standen weit hinter der Säuglingssterblichkeit zurück; beide aber wurden durch den allgemeinen Kinderreichtum aufgewogen. Allerdings vermochte letzterer nur so lange alle Verluste an Menschenleben wieder auszugleichen, als verheerende Seuchen fernblieben. Die Zahl der Personen, die früher durch eine Krankheit ihr Leben vorzeitig beschließen mußten, ist kaum nennenswert. Die weiten

Lücken jedoch, welche neuerdings eingetretene Allgemeinerkrankungen bei schneller Aufeinanderfolge in die unvorbereitetsten Eingeborenen gerissen haben, ließen sich nicht mehr ausfüllen; unvergleichlich stärker als jede andere Ursache haben eben sie dieses Volk rasch in den Untergang getrieben."[*]

Als ausschlaggebende Triebfedern bei der Regelung der Bevölkerungsstärke haben sich unter den Yamana vor ihrer Berührung mit den Europäern demnach nur die äußeren Naturverhältnisse betätigt; was außerdem noch daran sich beteiligt haben mag, war von sehr untergeordneter Bedeutung. Erst mit dem, was die Neuzeit eingeschleppt hat, wurde das frühere Gleichgewicht so empfindlich gestört, daß es niemals mehr zurückgewonnen werden konnte."[**]

Mit alledem glaube ich eine verläßliche Voraussetzung für die Annahme geschaffen zu haben, daß das Verhältnis zwischen der Leistungsfähigkeit oder Ergiebigkeit des heimatlichen Bodens und den Forderungen einer bestimmten Bevölkerungszahl mit vielen Jahrhunderten bis zur Einsiedlung der Weißen ausgeglichen war. Die gegebene Volksstärke an sich darf als die höchste, die in jenen Grenzen unter den herrschenden Verhältnissen erreicht werden konnte, gelten. Berechnungen von verläßlicher Gültigkeit, die den für eine einzelne Familie erforderlichen Lebensraum bestimmen, lassen sich im ozeanischen Kap Hoorn-Archipel schwer durchführen; dort gibt es eben Buchten und Wasserarme genug, die von Europäern nur ungenügend untersucht worden sind.[***] Wenn man die bekannten fahrbaren Küsten abmißt, erhält man eine der Wirklichkeit sich nähernde Ausdehnung, die etwa 150 Kanus die freie Bewegung zur unbehinderten Nahrungssuche gestattet. Gibt man nun jedem Fahrzeuge im Mittel sechs Insassen[****], dann würde die ursprüngliche Volksstärke ein wenig unter 3000 bleiben. Darüber hinaus dürfte die Bevölkerung wohl nie angewiesen sein. Wir erhielt trotzdem die Zahl 2500 als am besten

[*] Gusinde 1931 hat acht Ursachen des Untergangs dieses Volkes genannt. Selbstverständlich sind sie untereinander von sehr verschiedenem Wert, was hier ausdrücklich hervorgehoben sei.

[**] Wie sehr diese Verhältnisse bei unseren Yamana mit denen der benachbarten Selk'nam übereinstimmen, habe ich (Bd. I, 107) ausführlich nachgewiesen.

[***] An diese Fehlerquelle für statistische Berechnungen hat W. H. Stallcup erinnert, der am 29. Juni 1867 über die südliche Gruppe, die er "Tekeenica tribe" nannte, folgendermaßen schrieb: „They live, however, so scatteredly, and principally within the quiet precincts of coves and secluded bays, that apart from special investigation with the aid of natives it is difficult for strangers to estimate their numerical force" (SW. I, 154; 1867).

[****] In dieser Durchschnittszahl bin ich unabhängig von Martinic 235 gelangt. Gerne reicht also der volle Übereinstimmung mit ihm. Er hatte die Gesamtzahl der Yamana-Bevölkerung während des Aufenthaltes der Missione Salesiana auf 1200 bis 1500 veranschlagt. „Pour établir ce chiffre, nous ne nous sommes appuyé que sur le nombre de pirogues différentes que nous avons vues (200 environ), en supposant chacune d'elles montée par six personnes; cette moyenne résulte des observations faites sur 45 pirogues où nous avons compté 300 indigènes." Daß es seiner berechtigten Voraussetzung der 121 Männer und 118 Frauen nur 149 Kinder gegenüberstanden, erklärt sich damit, daß viele Kinder sich damals auf der Missionsstation befanden und daß eine verhältnismäßig hohe Zahl von diese durch Seuchen hinweggerafft worden war.

in alle gegebenen Verhältnisse eingepaßt. Damit entfernen sich solche nur wenig von dem, was Bauern angenommen hatten, und stellt sich ganze einig mit Lawrence, der sehr scharfsinnig erklärte, wenn schon vor 1870 die Tocharer auf 2500 schätzen.[**] Von dieser Höhe ist die Volkszahl mit der Gründung der englischen Kolonie unaufhaltsam herabgegangen.

Die noch verbliebene noch fortschreitende und noch unbestreitbar wirksame Verringerung der Tocharer habe ich im Laufe meiner vier Reisen von sicheren Hilfe beobachtet. Leider gibt es keine Aufnahme mehr. Konnte ich bei meiner Wegzeit anfangs September 1913 noch 70 Überlebende zählen, in die wenige Monate eingeschlossen sind (Gemeinde [d]) 60, so verringert sich Nachrichten, die seitdem eingelaufen sind, diese unbestreitbare Zahl auf fast die Hälfte herunterzudrücken. Das beginnende Jahr 1923 zählt kaum noch 40 Tocharer (Gemeinde [m]) 142). Die wenigen Jahre sind leicht abzusehen, bis der Letzte dieses Volkes dahingerafft wird. Aber einen jeden Menschenfreund erfüllt Entsetzen bei dem Bewußtsein, daß etwa 70 Jahre nagen Beziehungen zu den Europäern zu entwickeln haben, genug vertrauensvolle und gutgesinnte Volk in seiner unwirtlichen Heimat zu vernichten.

a. Herkunft

Obwohl vielmehr wäre es, die Geschichte der Wanderungen des Tocharer-Volkes und die Bestimmung seiner gegenwärtigen Heimat bis auf ihre ersten Anfänge zurückzuverfolgen zu können. Ihre Kay Hsuan-Annalen selber sind dieser Indianer nicht vorgewesen. Ihre Herkunft aus der asiatischen Einöden verschwommen sind Erzählungen einer hilfosen Phantasie und vor glaubt, sie hätten in Bezirken von Chotanien bei die südlichste Wüstenei der Neuen Welt gewohnt,[**] der unterschieden die nordamerikanischen Täler den einzelnen südlichen Pueblo-Indianer Gruppe. Einig und allein vom Norden her ist der Einfall dieses Volkes in die weiten, nordwestlichen Landstriche erfolgt, die ihm heute Schauplätze geworden ist.[***] Wurde sie ihm zur Zufluchtsstätte vor nachdrängenden, mächtigeren Völkerschaften? Man wird fast an diese Annahme gezwungen; denn freiwillig dürften die ersten Tocharen sich in diesen abgelegenen unwirtlichen Gebiet kaum niedergelassen haben! Anderseits im Norden,

[**] Durch Irrtum noch in „die Zahl 3000 als Höchstzahl noch für möglich" (Gemeinde [n]) 73.

[**] Vgl. Pelliot, Histoire ancienne du Turkestan, „Bulletin de la Société de Linguistique de Paris", t. XXVI, num. 101, Paris 1925. P. Pelliot: Les Influences Polynésiennes en Amérique, „Compte rendus Acad. Inscriptions et Belles-Lettres", p. 206—212. Paris 1924. P. Pelliot: Les Polynésiens en Amérique, „Journal des Américanistes de Paris", t. XVIII, p. 1—35. Paris 1926.

[***] Die Stamm-L. Bei einheimischer Wendung „den Tokharen vom gesichtlichen entgegen, nämlich im Abendland, die und die nördlich wohnhaft", bei chinesischen gebräuchlichen Bezeichnung wie dem Bereich, daß „die weiße Abendsee den langen weißen ganz gewissen gelb um sie herumlaufen in den Ozeanen sein Gebirgsketten dann bis nördlich gelegenen ungeheuer Land". Gleich hier ist die Bezeichnung von einem „weißen Volke" (Bibl. XVIII, 101, 1861) der Tocharer und Kuchinesen.

eingenommen von den heute durch die Halakwulup besetzten Teilen, sind überall die Lebensbedingungen günstiger und der Nahrungserwerb ist weniger mühsam.

Diese kurzen Erwägungen sind allgemeiner Natur. Darüber hinaus liefern die Yamana selber für ihre Vorgeschichte oder Herkunft keinen einzigen Anhaltspunkt. Bridges (q): 18 sagt treffend: „Ils n'ont aucune histoire." Ebenso fehlt ihnen ein klarer Begriff für Zeittiefe; denn obwohl sie das weit zurückliegende Einst von der Gegenwart unterscheiden, vermögen sie durch nichts die Zeitspanne selber zu messen. Persönliche Erinnerungen wissen sie zwar nach ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge zu ordnen; aber das Wissen der Gesamtheit um frühere Ereignisse allgemeinen Charakters und um Geschehnisse universaler Bedeutung ist sehr schwach und lückenhaft. Schließlich mag ihre egozentrische Denkweise ihnen den Verzicht auf Vergleiche mit anderen Völkerschaften zur zweiten Natur gemacht haben, womit jeder Rest einer Erinnerung an entfernte Verhältnisse außerhalb des Kap Hoorn-Archipels geschwunden ist.

In der Erzählung vom Ursprung der Männerzeremonie, *kina* genannt, stößt man unmittelbarer auf einen Anklang an eine Wanderungsmythe. Darauf hinzudeuten scheint Martial: 214: „Une seule de ces légendes se rapporte à l'histoire des gens: elle a trait à l'histoire d'Oushouaia, où de nombreux vestiges prouvent qu'à une époque reculée vivait une population considérable." Schließlich wird man diese Mythe als sicheres Beweisstück für einen geschichtlichen Vorgang gelten lassen; aber eine schwache Wahrscheinlichkeit für den tatsächlich von den Kina-spielenden Frauen eingeschlagenen Weg dürfte man für wohl annehmen, zumal sie geographische Einzelheiten aus abgelegenen Bezirken wirklichkeitsgetreu erzählt. Außerdem heißt es darin, daß mit jenen Frauen auch gleichzeitig die Gesamtheit des Yamana-Volkes ihren Lagerplatz wechselte, bis die Gegend der Ushuaia-Bucht erreicht war und seitdem bewohnen sie diesen südlichen Landstrich. Damit wäre allein die Herkunft der Yamana aus dem nordöstlichen Teile der Isla Grande sichergestellt, mehr aber nicht."

In Anlehnung an jene geheime Feier zeigt sich Montes (d): 578 unentschlossen: „It is impossible to decide to-day whether these two races [Yamana und Halakwulup] proceed from the Southern Brazilian stock; but several of their usages undoubtedly belong to a former manner of living. Their masked dance and ornaments, for example, are remembrances of an old sunny fatherland. In their present cruel surroundings they are losing much of the better culture brought by their ancestors." Daß fremdartiger Kulturbesitz bei unseren Yahgan tatsächlich Eingang gefunden hat, ist leicht zu erweisen; aber die Herkunft des Volkstammes und die Eigenart seiner ursprünglichen Kulturform ist damit noch nicht sichergestellt.

Ist es berechtigt, eine von den heutigen Yamana abweichende, andersgeartete *frühere* Bevölkerung im Kap Hoorn-Archipel anzunehmen?

[**] Die genauere Ausarbeitung dieser Mythe macht weiter unten die Beschreibung der Männerzeremonie ersichtlich. Ausführlich liegt sie bereits bei Gusinde (q): 271 und (bb): 337 vor.

Ein einziger Hinweis auf diese Möglichkeit findet sich bei Segethe (a): 160, dem Lehnert-Nerucha (b): 18 einige Bedeutung beimessen möchte. Er besagt: „Por lo que he podido averiguar, parece que existen algunas reglas de otras tribus, destruidas o abandonadas por el desgraciado vigoroso de los Jajen; tienen muy poca diferencia fisica de las demás fueguinos aruañicos, solo hablan entre si un dialecto o una lengua especial; me han dicho que una de estas grupos vive en la isla Ermita y lleva el nombre de *Pürri*, mientras otro permanece en las islas Londonderry y se conoce bajo la denominación de *Adaipilin*."

Diese Vermutung beinhaltet, nach meinem Urteile, weiter nichts, als die Tatsache von den dialektischen Verschiedenheiten innerhalb des Yamana-Volkes; denn trotz bedeutender Übereinstimmungen werden ausschließlich sprachliche Abweichungen gebührend gemerkt. Diese allein aber begründen noch nicht die Wirklichkeit eines fremden Volkes. Die vermeintlichen Stammesnamen zeigen keine der Yamana-Sprache fremdartige Wortbildung, soweit diese aus der etwas ungenauen Schreibweise zu ersehen ist; sie dürften Ortsnamen sein. Was also Segethe angedeutet hat, besteht insoweit zu Recht, als dialektische Abweichungen der südlichen Yamana von den anderen Gruppen dieses Volkes gemeint sind."[99]

Ausschließend hierzu verdient auch erwähnt zu werden, daß die Yamana selber keine Erinnerung an ein Volk besitzen, das vor ihnen dieses Land bewohnt hätte, und daß unter den fast unübersehbaren geographischen Bezeichnungen sich keine einzige fremden Ursprungs findet[100]; vielmehr betonen sie, selber die *ersten* Bewohner und alleinigen Besitzer dieser ihrer Heimat immer gewesen zu sein.

Der Hinweis auf die vielen Muschelhaufen bestätigt ihre Behauptung. Eine Beschreibung dieser Gebilde, denen man in kurzen Abständen überall begegnet, wird erst weiter unten gegeben. Doch steht einwandfrei fest, daß die darin eingeschlossenen und von den blinden Naturkräften bloßgelegten Gegenstände aus Stein und Knochen das Gepräge der neuzeitlichen tragen; noch viel weniger sind Gerätschaften gefunden worden, die im Besitze unserer Zeitgenossen fehlen. Damit ist die Kulturgleichheit der Erbauer alter wie ältester Muschelhaufen und der jetzt lebenden Volksschicht erwiesen.

Da nun die wenigen Anzeichen für eine Besiedlung des Kap Hoorn-Archipels *vor* den eigentlichen Yamana bei einer genauen Prüfung durchaus versagen und auf der anderen Seite manches dafür spricht, diese als die ersten

[99] Diese Lösung hatte bereits Lehnert-Nerucha (b): 18 gegeben, der richtig die Abweichungen der von verschiedenen Seefahrern aufgezeichneten Wortlisten voneinander als Dialekte erklärt, „de los cuales uno sólo fué estudiado detenidamente por la admirable labor del misionero anglicano Reverendo Thomas Bridges".

[100] In einem "Memoire inédit" hat auch Bridges, wie Hyades (q): 18 mitteilt, diese beiden Beweisgründe gebührend gemerkt. Mit vollem Recht mißt er (o): 332 dem letzteren eine durchschlagende Bedeutung zu: „Es kann aus den geographischen Benennungen der sichere Schluß gezogen werden, daß die gegenwärtigen Bewohner die einzigen Besitznehmer des Landes gewesen sind, da keine Spur von einer anderen Sprache in den Benennungen der verschiedenen Plätze und Punkte wahrzunehmen ist."

Bewohner zu betrachten, müssen wir uns vorläufig mit dieser Wahrscheinlichkeit bescheiden. Sie wird noch durch das Ergebnis der sprachlichen und ethnologischen Untersuchungen eine erwünschte Stütze erhalten. Schließlich verdient auch die Überzeugung des Rev. Bridges einige Beachtung, „qu'il n'y a jamais eu aucun indigène dans l'archipel du cap Horn avant ceux qui l'habitent maintenant" (Hyades [4]: 18). Über Zeit und Richtung, in der die Einwanderung der Yamana erfolgt sein könnte, fehlt jeder sichere Anhaltspunkt; nur so viel darf als erwiesen gelten, daß sie vom Norden her in ihr Inselreich am Kap Hoorn eingefallen sind.

f. Verhältnis zu Nachbarstämmen

Das Wohngebiet der Yamana zieht sich zwar in die Breite, doch ist ein Verkehr mit den Selk'nam nur im äußersten Osten und mit den Halakwulup nur am westlichen Ausgange des Canal de Beagle möglich. Allein schon durch örtliche Bedingungen werden die Beziehungen unserer Eingeborenen zu ihren beiden Nachbarstämmen auf ein sehr geringes Maß eingeschränkt. Dazu kommen noch Behinderungen anderer Art. Aus alledem erhellt, wie unbedeutend die Wechselbeziehungen während der vergangenen Jahrhunderte gewesen sind. Mit dem Einbruch der Europäer in jene Gebiete hat sich die Lage der Eingeborenen insofern verschoben; denn sie wurden zwangsweise einander näher gebracht. Daraus entstandene Verwicklungen, die in den ungeordneten früheren Lebensverhältnissen unmöglich gewesen wären, haben somit sich diese vermittelnde Lösung der ursprünglichen Absperrung der einzelnen Stämme voneinander[107] nicht mehr wirklich auswirken, weil seitdem nicht allein die Yamana selbst, sondern auch ihre leidensvollen Nachbarn im gleichen Schnellschritt ihrem Untergange entgegengetrieben und alle insgesamt heute auf einer Handvoll Überlebender zusammengeschrumpft sind.

Engen also allein die örtlichen Bedingungen einen Verkehrsverkehr sehr stark ein, so stärkt im besonderen die verschiedene Wirtschaftsform eine hohe Scheidewand zwischen Selk'nam hier, Haus[107] und Yamana auf. Beide Küstenvölker erleiden fast alle früheren Berichterstatter, die sich über das

[106] Die Selk'nam flüchteten von um die Wende 1890 vor berittenen Indianerjägern aus ihrer ehemaligen Heimat in das Yamana-Gebiet, wo sie teilweise Schutz fanden. Vergleiche Band I, 161.

[107] In diesem Abschnitt gebrauche ich, der Einfachheit halber, nur den Wort Selk'nam zur Bezeichnung beider Gruppen, obwohl sprachlich die Haus einen großen Teil der Südküste ihrer Insel Grande bewohnt hatten. Banner war sich des wirklichen Unterschiedes jener beiden Abteilungen anfänglich nicht bewußt. Am 9. August 1927 schrieb mir sein Sohn Gualberto: „Lo que Tomás Banner Hano ono es realidad es hoosh... Los Yahgans también ignoraban la existencia del idioma ono por no haber tenido contacto con ellos. Hablando a los hoosh con quienes algunas veces trataban, [t]olam-ano, (los del Este." Die Trennung beider Gruppen läßt sich für die früheren Jahrhunderte nicht bestimmt urkundlich machen. Doch ist es viel sicher, daß Haus wie Selk'nam den Yamana gegenüber die gleiche Haltung bewahrt haben. Vgl. Bd. I, 136. Über die Kopfzahl der Haus vgl. Bd. I, 130 und Koppers A. Hollmann: 75.

Verhältnis dieser Stämme zueinander geschildert hatten, gänzlich von dem Auge verloren zu haben. Leichte durchsichtig ist die Abhängigkeit des einen Schreibers von anderen und dadurch variiert sich der Nachdruck dieser Behauptungen.

Zu meiner Prüfung stehe sich drei Kritiker gegenüber, widersprechende Urteile, die einander schroff gegenüberstehen, empfindet. Der katholische Salesianermissionar Beauvoir (a): 6 sagt: „Lejos de una cosa sólida y tranquila o los de los otros, cruzándose mutuamente insultos y amenazas, sin entenderse entre sí." Dieser allgemeinhaltlichen Charakterisierung halte ich das Urteil des protestantischen Missionars Bridges (b): 234 entgegen: „Cuando estas tribus vecinales distintas lindaron, eran frecuentes las matrimonios entre los individuos de una y otra tribu ... Al Oeste y Sud, los pagenes tenieron trato íntimo con sus vecinos a cada costado, conocían ambos lenguas y se acomodaban perfectamente al método de vida de unos y otros." Dergleichen Widersprüche lassen sich mannigfach leicht lösen: Beauvoir kannte die Yamana eben erst wenig wie Bridges die Selk'nam[1]. Damit aber ist der wirkliche Sachverhalt noch nicht geklärt und ich selber sehe mich gezwungen, die leidige alte gemeinen Kriterien, die den Wechselbeziehungen der feuerländischen Eingeborenen enge Grenzen gezogen haben, deutlich herauszustellen.

1. Yamana und Selk'nam

Auf dem langgezogenen Nordufer des Canal de Beagle gab es für ein Zusammentreffen von Yamana und Selk'nam nur Raum auf dem östlichen Endstück, also etwa von Puerto Brown bis Puerto Harberton bis Bahia Slaggett oder Bahia Valentin, je nach dem Gewährsmann, den man für die Ausdehnung der Yamana nur La Maire-Straße bis anführen[2]. Weiter nach Westen versperren hohe Gebirgsketten den Selk'nam das Vordringen bis zum Ufer des Canal de Beagle. Die mit jener Gegend sehr vertrauten Väter der alten Missionare Jean Lawanos haben mir, sich stützend auf die Aussagen der Yamana und auf ihre Eigenerfahrung von mehrig Jahren, versichert, daß die Selk'nam niemals die Gebirgszüge Sarmiento und Valdivia überquert haben, um zu ihren Nachbarn herunterzukommen. Nun ist zu beachten, daß die westliche Grenze der Ost-Yamana genau auf die Linie fällt, bis zu welcher die Selk'nam nach Westen vorzurücken imstande waren. Daraus erklärt sich auch, daß eine Beeinflussung der ersteren durch die letzteren unmittelbar nur hier erfolgen konnte und daß daraus die übrigen Yamana-Gruppen frei geblieben sind.

Mehrere über die Beziehungen beider Stämme wurde bereits in Bd. I, 138 gesagt. Vor der Tatsache kann man sich nicht verschließen, daß sowohl die einen wie die anderen nur selten jenen östlichen Teil des Nordufers

[1] Beauvoir (b): 218 bekennt selber: „Según cuanto el Sr. Tomas Bridges muy poco había estado con los Ona, ... apenas si los había visto y tratado algunas que otra vez, no había alcanzado a conocerlos, ni a entenderlos tambo menos."

[2] Siehe Gennaros über die Ostgrenze des Yamanagebietes weiter oben auf S. 8.

aufgemacht haben."[*] Das Sekt'anen war ein Donnerwetter an den Kopf geworfen worden, um es nicht zu jener Stunde, die starken, kalten Winden ausgesetzt ist, in seine Entfernung vom Strande bei den dichten Wald ihrem dürren Schutz.[**] Mehr noch als den Wind mußten die Yanomami Venezuelas den Mangel an geschützten Landungsplätzen an jenen Küstenstrichen überkommen, gegen den bei oft plötzlichem Wetterwechsel kaum Waffen bewahrten. So ist die Vorsicht, von dort endlich fort zu kommen. Obendrein ist die ganze Gegend ungesund. Sümpfe für den gegenseitigen Verkehr sehr ungünstig; einige Teile liegen ganz offen da und andere bestehen aus steilen Küsten, die meist vom Landen, wenn es überhaupt möglich ist, abhängend sind. Somit hört der Wechselverkehr der beiden Stämme auf die Gegend um Puerto Rosario und Puerto Barbarina beschränkt. Merkwürdigerweise gibt es hier zwar in vielen Dingen, doch niemals die Holzmühl derselben aus unserer Zeit; Reste alter Verhältnisse fehlen jedoch nicht ganz. Die sind auch beiden Seiten hin die Auswirkungen der gegebenen Grundbedingungen.

Ein ähnliches Nebeneinander bedingt auch nicht gesellschaftliche Beziehungen. Daher die Frage: Welche Analogie hatten sich jene beiden Stämme zu gegenseitigem Verkehr? Davon gab es nur wenige. Obenan steht Tauschhandel. Weil die Yanomami weder gute Bögen noch sichere Pfeile und Köcher zu bieten wie ihre Nachbaren herstellen konnten, erwarben sie sich diese Dinge gegen Kalebassöle, Spreugstäbe zur Wallnußernte, Farbstoffe und Halsketten aus Schneckengehäusen. Damit wird auch erklärt, warum die gesuchte Waffen von den Ost-Yanomami unverhältnismäßig häufiger als von ihren westlichen Stammesgenossen gebraucht wurden. Demnach dürften die Verkehrsbeziehungen zwischen den Sekt'anen kaum, Hand und den östlichen Yanomami, wenn auch nicht regelmäßige, so doch nicht gar zu seltene gewesen sein.[***]

Wechselbeziehungen jedoch hob dieser Umstand nur in beschränkterer Zahl entstanden kommen. Auch erschien es nicht an Zeit, daß die beiden Stämme sich hätten kennen lernen können, weil das Zusammentreffen meiner Familien der verschiedenen Stämme meist vom Zufall abhing. Mehr noch war eine ausgesprochene Abneigung der Sekt'anen gegen die niedrige Körperstatt-

[*] Wenmann: I bestätige, daß die Fallschirmen „wenn wenn hat, sehr abgerissen es hat meine ursprünglichen drei meinen Canal Bright". Damit stimmt Thomas (b): 250 überein, der bekommen, „wenn Regelung sehr verschiedenartig sehen hat beiden da war rasch".

[**] Die obige Ansicht Freeman's (c): 186, der Landbrise der Sekt'anen dürfen sich bis vor fünf Generation vom, habe ich bereits in Bd. I, 130 nachgewiesen. Wieder die Sekt'anen auch die Yanomami Kanoe und kennen dem fehr Grunde nicht verlassen. Freeman (c): 181 sieht allein da mit der Behauptung, daß „during the quieter season of the year [they] used canoes".

[***] Eine Erfindung Hamel's (a): 248 und (d): 61 ist es, daß „der dem selben es ausgesetzt war [als gar nie]". Trotz meiner Bemühungen ist es übrigens den Missionären der Missen Isaacsongen nicht gelungen, den eigentlichen Volksdialekten gegenüberzustehen. Hamel (l. c.) bedauert diese „Midget cannot will dürfe die feine ungeln zusammenmeer ever ever, some a'tream yo for wie de gole." Seine Urteile können nur mit Vorsicht aufgenommen werden.

und gedrungene Gestalt der Yamana auszeichnend. Nur die Verbindung einer Yamana-Mädchens mit einem Selk'nam-Burschen käme noch in Frage. Daß letzterer dem Spott der eigenen Landsleute über seine kleinwüchsige Gattin entgehen hätte, scheint mir unwahrscheinlich; und daß ein älterer Mann eine jugendfrische oder ältere Yamana in seine Hütte aufzunehmen vermöchte hätte, ohne den Widerstand seiner Gattin zu erfahren, ist einleuchtend. Das sind beachtenswerte Behinderungen der Wechselheirat. Schwerwiegender als diese Nebenrücksichten sind solche wirtschaftlicher Art, die mehr bei den Yamana in die Waagschale fielen. Darüber sind sie sich ebenfalls im klaren, daß für ihre Lebensweise und für die Pflichten in ihrem Alltag ein Selk'nam-Mädchen keine entsprechende Vorbereitung besitzt und daß es darum nur Last wäre. Mag es auch in jungen Jahren in ihren Volksverband aufgenommen werden, so ganz harmonisch gliederte es sich trotzdem nicht ein. Ungeachtet waren die gleichen Rücksichten beim Verlangen des jungen Selk'nam nach einem Yamana-Mädchen gelegen. Sie müssen um so mehr erwogen werden, als die Bedeutung der Frau im Wirtschaftsbetriebe dieses Naturvolkes unermeßlich ist. Das Nomadenleben des einen wie des anderen Volkes besitzt seine kennzeichnende Eigenart, die sich nicht überbrücken läßt.[**]

Was früheren Beobachter über Frauenraub der Selk'nam behauptet haben, ist keinesfalls immer sicher erwiesen. Den Selk'nam hätten noch so viele Yamana-Frauen, die sich in den Lebensbedingungen auf der Isla Grande weder auskennen noch zurechtfinden, nichts oder fast nichts genützt. Also fehlte es diesem Stamme an genügendem Anlaß zu Raubzügen, um sich Frauen der Nachbarn mit Gewalt anzueignen. Gewiß, wenn es einmal zum Kampfe zwischen beiden Gruppen kam, blieb es nicht aus, daß Kinder und Frauen der Yamana von den Selk'nam verschleppt wurden, wie das bei diesen allgemeiner Brauch war; aber wenn man sie nicht tötete, blieben sie wohl nur selten zurück und entflohen früher oder später. Von europäischen Beobachtern wird nur berichtet, daß die Raubzüge durch Selk'nam ausgeführt wurden wären, nicht aber umgekehrt. Nun sollte man meinen, wenn die Gefahr für die Yamana nur so groß gewesen wäre, hätten sie sich jener Küste ferngehalten, was ihnen um so leichter sein mußte, als sie gegenüber ihren Feinden unbestreitbarerweise allein im Besitze von Wasserfahrzeugen waren. Da aber der Tauschhandel höchst wahrscheinlich ungestört weiter gepflegt wurde, stählern Überfälle oder Kämpfe zu den seltenen Ausnahmen. In diesem Sinne sind die Behauptungen früherer Reisender zu berichtigen.

[**] Man darf sich darüber keine Meinungsverschiedenheiten lassen etwa durch den Hinweis, daß der weibliche Yamana gelegentlich Gemeinen jagen, oder durch das Verhalten eines gewissen Evans, von dem Bennett (1870: VIII, 198; 1874) erzählt: „He knows much of the Fuet Indians, or Ona. He and his people [Ahi-Yamana] are entire natives in the summer, and wander about, like the Ona, in search of Guanaco in the winter, and they know in part the Ona tongue, and their travels extend to Paltenique Cove, to St. Diego, and Valentyn and Aquire [Aguirre] Bays." Wesentlich sind die Yamana eben „Wassernomaden.

So viel ist sicher, daß die Yamana in einer beständigen Angst vor ihren einzelnen, schnellfüßigen Nachbarn leben und auch leben. Diese verursachte selbst die Annäherung Snijders, an der die Neugier gewungen hatte, nur wenig zu ändern. Nie selbst ist die Scheu und Besonnenheit auf, die geschlossene Yamana-Gruppen in ihrem eigenen Gebiete und im Schutze einer nahen Farm überfiel, wenn gelegentlich eine kleine Schar von Selk'nam-Leuten vorübergehend auftauchte. Dieses waren letztere sich vollauf bewußt und wurden erzeugt im Gefühl ihrer Selbstüberhebung gestärkt.[*] Anscheinend gab diese andauernde ungerechtfertigte Angst der Yamana vor den Selk'nam schon früher ihnen die Worte des Entsetzens ein, wenn sie über diese von Europäern befragt wurden. Ihnen Unterton hört man aus dem Urteil heraus, das Jemmy Button vor Fitz-Roy[**] und Darwin abgegeben hat. Letzterer erzählt: „Jemmy Button sagte uns oft, wie die wilden Oens-Männer, 'wenn das Blatt roth', von der östlichen Küste des Feuerlandes die Berge überstiegen und auf die Eingeborenen dieser Seite des Landes Angriffe machten. Es war äußerst merkwürdig, ihn zu beobachten, wenn er so sprach, seine Augen glänzen und sein ganzes Gesicht einen neuen und wilden Ausdruck annehmen zu sehen" (Darwin [d]: 252). Er hält danach unter den Begriff *Oenswen*, außer den Selk'nam, auch die Ost-Yamana gefaßt wurden.

[*] Die Erfahrungen, die Lista (b): 132 mit seinen Yamana-Führer Namens gemacht hat, sprechen an sich nicht für einen häufigen Verkehr beider Stämme. Eine Einzelperson begründet noch nicht eine Allgemeinerscheinung.

[**] Er (a): 286 berichtet: „We heard many long stories from Jemmy about the Oens, or Cois men, who live beyond the mountains at the north side of the Beagle Channel, and almost every year make desperate inroads upon thy Tekeenica tribe, carrying off women and children, dogs, canoes, spears, and spoils, and killing the men whom they succeed in making prisoners. He told us that these Oens-men made their usual excursions at the time of 'red leaf', that is in April or May, when the leaves of deciduous trees are changing colour and beginning to fall; just the time of year also when the mountains are least difficult to pass. At that period these invaders sometimes come down to the shores of the Beagle Channel in parties of from fifty to a hundred, mine upon canoes belonging to the Tapoo division of the Tekeenica-tribe, cross over to Navarin island, and thence sometimes to others, driving the smaller and much inferior Tekeenica people before them in every direction. By Jemmy's own account, however, these are hard battles sometimes, and the Oens tribe lose many; but as they always continue to carry away their dead, it seems that the advantage of strength is on their side."

Gemäß den örtlichen Angaben sind die Selk'nam gemeint; doch schließen sich Einzelschilderungen an, die sich mit der Eigenart dieses Stammes nicht reimen. Der östliche Nordufer des Canal de Beagle beherbergte immer nur wenige Einzelfamilien für einen kurzen und zufälligen Aufenthalt. Ihnen hätten die Angreifer unmöglich einen solchen Brute abnehmen können. Im April oder Mai, also im Spätherbst, ist es wegen Schneefall meist unmöglich den Gebirge zu überschreiten. Wenn aber regelmäßig diese Monate zu Überfällen ausersehen wurden, warum entfernten sich die dortigen Yamana nicht von dieser Küste, da sie sich ebenso gut auf der gegenüberliegenden einrichten konnten! Dort wären sie um so mehr geschützt, als ihnen die Angreifer, denen jedes Wasserfahrzeug fehlte, nicht folgen konnten. Vorausgesetzt, diese wären in einer Stärke von fünfzig bis hundert Mann angerückt, hätten sie sich erst neben bis zwanzig Kanus rechnen müssen, um die Küste verlassen zu können. Nun ist es gänzlich ausgeschlossen, daß zur genannten Zeit der Gebirge

überzeugt sich, wegen ihrer Verhaftung mit jenen, die Angst der westlichen Leute heute auch auf sie. Diese war wirklich begründet; denn die Ost-Yamana haben verschwindend Einheirate in das Gebiet ihrer benachbarten Landsleute unternommen.

Im Zusammenhange mit dem erwähnten Frauenraub steht die einigemal wiederholte Behauptung, daß die südlichen Selk'nam lose, flinke, aber die Fuhlen[illegible]aren, an der Bewegungsweise beider Stämme im Boote von b l o t o - w ä r b e i g e n F r a u e n wären. *Auf einer seiner anfänglich seltenen Booti*[illegible]*fahrten nach dem Osten mit Banneux im Juni 1882 machte*[illegible] *an der Bahia Skyring.* Er sagt darüber: „*As in former times, we saw, we find among these Eastern and Southern Ona a large minority of Yahgan women, who were very apparently shorter than the Ona women*" (MSM. XVI, 224; 1882) Zu solchen Vergleichen benutzt er nicht die geeignetsten Verkehrsmittel; denn den wirklichen Selk'nam war er vorher, auf seinem Marsch durch den nördlichen Teil der Isla Grande, anfang 1878 nicht nahe gekommen[illegible] und zwei spätere Versuche, mit östlichen Selk'nam am Canal de Beagle in Verbindung zu treten, erfolgten fehl.[illegible] Weiteres ist nicht ersichtlich, welchen Maßstab er bei seinem Vergleiche angelegt hat.[illegible] Wahrscheinlich benutzte die Hain imponant einer um wenig niedrigere Körpergröße als ihre Nachbarn auf der Isla Grande, somit auch deren Frauen (Bd. I, 129). Schließlich wird es sich

Übertäfle zumindest die gleiche Zahl von Yamana-Familien in der Gegend von Harberton gefunden hätte, denen es viele Kanoe abgenommen worden wären. Nahezu ausgeschlossen bleibt es, daß die Selk'nam sich in die westlichen Boote gerettet hätten, um dem Canal de Beagle zu überqueren, da sie der Schiffahrt völlig unkundig sind. Was hätten sie wahrscheinlich mit offenem Kanoe[illegible]? Weiber, Kanoe und Hunde benötigten sie nicht, gefangene Frauen und Kinder waren ihnen an solchen einer und am bisher Kampflust begaben sie sich nicht auf die gefährlichen Wellen. —

Mit Absicht habe ich obigen Bericht eingehender gestaltet, um an einem Beispiele zu zeigen, wie gefährlich die Verallgemeinerungen für die verschiedenen Eigenart der Selk'nam auf die Yamana sind.

Später spricht Bridges (b): 217 im gleichen Sinne von Einheiraten der Selk'nam; schwerwiegender dürfte noch das der gleichen Jenny Berrens als Gewährsmann. Doch verbessert er, daß „*they do not, as supposed, come the channel to Navarin Island, as they have no skill as navigators in canoes*".

[illegible] Übrigen Unterschiede, die die Missionierung der Selk'nam erschwert haben, wurde bereits in Bd. I, 46 eingehend hingewiesen. Vgl. MSM. XIII, 102; 1878.

[illegible] Die bekräftigt er in seinen Briefen vom 1. Januar und vom 16. Juni 1882 (MSM. XVI, 102, 223; 1882). Eine kurz darauf, bei einem dritten Versuch, hatte er so viel Glück, daß er „*fully persuade having nine different lives and hostile*" (MSM. XVI, 224; 1882) meint. Wenn der Kapitän der "Allen Gardiner", erhältlich (ib. p. 231) diesen Besuch ausführlich. Vergleicher Maßstab?

[illegible] Vorsichtiger drückt sich Lawrence (b): 130 aus: „*Le donne degli Ona sono discretamente basse e non molto obese, almeno la maggior parte di quelle che abbiamo veduto; abbiamo pur altre tutte le ragioni di credere appartenenti esse alla tribù dei Yahgan, ai quali degli Ona vengono rubate.*" Auch Martial: 135 bekommt, daß sich unter den Selk'nam viele Yamana-Frauen finden, „*que l'on reconnait aisément à leur taille plus petite*". Wie wenig glaubwürdig seine Worte sind, läßt der Nachsatz erkennen: „*Ils ne possèdent que peu de renseignements sur les Ona, qui sont les plus proches de ces indigènes*"; er hat sie jedenfalls nicht gesehen.

erwähnte Lamas, als jenes geringere Durchschnittsmaß — falls es vorhanden war — der Kenntnisse mit Yamana-Frauen vertauschen ist."[*]

Gleichzeitig begegnet man Hinweisen auf einen lebhaften Küstenhandel und auf eine nur wenige geringwertige Lehnwörter bei den östlichen Yamana gegenüber ihren westlichen Nachbarn. Um Bahía Buenaventura ist Haupt die Gelegenheit vorhanden, wären die wirklich vorhanden, genügt es nicht, dieser Wechselbeziehungen als einzige Begründung gelten zu lassen. Immerhin ergeben einige Verweisungen in dieser Richtung den gewiß wertvollen Hinweis, daß die Küstengruppe von den eigentlichen Seh'laam an den Ufern der Ost-Yamana nach den Süd-Yamana hin, die als die südlichste Gruppe dieses Volkes gelten, fortschreitend sich verringert. Hierbei wenige gegenseitige Relationen sicherlich nicht allein tätig.

Endlich liegt noch auch, daß beide Stämme an der Berührungsgrenze sich sprachlich beeinflussen konnten. In Wirklichkeit war es nicht mehr, als daß der eine und der andere hüben und drüben einige wenige der gebräuchlichsten Wörter zu verständigen wußte. Mängel oder gar völlige Kenntnis der Nachbarsprache vorgetäuscht ist naheliegt. Eine Probe davon liefert Bennett selbst, der auf einer Fahrt an Bord der "Allen Gardiner" einige Yamana als Matrosen bei sich hatte und am 19. Mai 1867 fand, „that these natives have intercourse with the 'Pan-Indians', and some of them know their language. I here give a few words: Kiemin [schwer], dog ..." (MM; I, 163; 1867). Als Bennett Anfang 1870 von Norden her in die Isla Grande einfuhr, war er von dem jugendlichen Dazwischen begeistert, „who is the purely Ona we obtained at Spaniard Harbour" (MM; XII, 128; 1870). Sogar dieser Versuche ungeachtet wagte seiner so geringen Sprachkenntnisse dessen, daß Bennett bekennen mußte: „I find Despaniol's knowledge to be very imperfect concerning the Ona and their country" (ib. p. 125). Bezüglich der vorherrschenden Beziehung scheint Lawrence am 25. März 1867 zutreffender, weshalb sein Urteil genauer zu sein scheint: „I was greatly surprised to hear some of the Ona women in talking to Cameron use many words of Yahgan, showing that the intercourse the eastern Ona has had with the eastern Yahgans had give facilities for acquiring a little knowledge of the language" (MM; XXI, 174; 1887). Einige Wortaufzeichnungen zwischen beiden Stämmen bringt Hyvernat und diese bearbeitet er mit sich, daß die Ost-Yamana einzelne Worte der Seh'laam übernahmen. Ob ungefähr diese letzteren von jenen etwas gelernt haben, kann heute zwar nicht mehr erforscht werden, darf aber als sicher gelten. Von jenen südlichen Seh'laam, mit denen ich selber lange in Verkehr gestanden habe, wußte keiner auch nur ein einziges Yamanawort.

Seitdem sich die protestantische Mission im Kap Hoorn-Archipel niedergelassen hatte, schwand immer mehr die äußere Grenze, die beide Nachbar-

[*] F. A. Coan (4): 90 gab die ebenso billige wie nächstliegende Erklärung ab. Bedauerlich, nur Fragen zu entführen, „geschahen (öfter so häufig, daß im südöstlichen Teile der [Gordon] Insel ein neuer Stamm entstehen, eine Mischrasse von Yahgans und Ona".

völker verschwinden würden. Auch dem bei den Cherokee beigetragen, beide einander näher zu bringen. Während der schweren Verfolgungen, denen die Seß'kwa im Laufe der Jahrhunderte ausgesetzt waren, entstanden die Feuer und auf der Missionsstation am Canal de Beagle. Jeweilige positive ganze Gruppen evangelischer nach Colonia verschlagen, so im Jahre 1901 von der argentinischen Regierung eine Sub-Prefectura eingerichtet worden war. Um das Jahr 1900 hatte die Auswanderung der Weißen gegen die Seß'kwa einen gewissen Höhepunkt erreicht und einzelne Pfahlbürger trafen sogar in Colonia auf, wo sie sich gerne nieder ließen. Reisender seine berichtet Lawrence am 18. Juni 1894 darüber: „We have another party of Ona Indians now at Colonia, part of the natives who formerly known to frequent the Argentine Sub-Prefecture at Canal Beagle Bay. They coming here was spontaneous."[1] Some of the men seem to have learnt a little Spanish, and most of them are evangelized, but they have no knowledge of English or Yahgan.... The men frequently visit the Mission Station. We can do but little for them under present circumstances, though the number is small.... But we must not be too hasty about the matter, as they may soon they feel disposed to return to their own tribes" (BFBS, LXVIII, 139, 1896). Lucas Bridges darauf, am 20. März 1896, schreibt er wieder: „At the present time there are some One Indians [etwa hundert] at Colonia than Yahgans, which has never been the case before, at least during our long residence in this country, and not very probable that such a thing happened previous to that, as there would have been some verbal tradition of it among the Yahgans" (BFBS, LXX, 127, 1896).[2] Einige gingen, andere kamen und „some of the Ona Indians are still here", wie Lawrence am 20. Mai 1896 (BFBS, LXX, 141, 1896) mitteilt. In jenen Jahren gab es eben andauernd Bewegung in der Bevölkerung, weil „they have been badly treated, and ... were seem to be scattered and driven from place to place" (ibi). Christianisierung bestärkte sich die Leitung der Missionsstation einige Seß'kwa herauszuholen und in Colonia anzusiedeln, um diese Volkes Sprache und Eigenart zu studieren, damit es später einmal wirksam bekämpft werden könnte. Man behandelte sie gut und pflegte sie auch Krähen, so wenig verbreitet man auf die sanftere große Zahl dieser Besucher war.[3] Lange indes blieben sie in den dann angewiesenen Verhältnissen nicht und hielten sich allgemein den Yamana fern.

[1] Die Stunde war etwa 140 km lahm wie es Fuß zurückgelegt, wenn sie Nordufer des Canal de Beagle entlang laufend.

[2] Er führt dann fort: „We have now about a hundred of the Ona natives at Colonia, most of them were brought here a few weeks' ago in the Argentine steamer "Uhuaia" from San Sebastian Bay. There were between thirty and forty children, and the majority of adults are women. They are in the sole care of the Governor, who wishes to show them every possible kindness to induce them to remain at Uhuaia in peace." Vor Abschluß des gleichen Briefes fügt er an: „A number of Ona (about eighty in number) have arrived, and are all clothed in their gaunese skins" (ib.).

[3] Vgl. die Briefe von Bennett vom 25. August 1893 (BFBS, LVII, 272), von Lawrence vom März und Mai 1894 (BFBS, LXX, 127, 141) und von Mrs. Bennett vom 27. Mai 1896 (ib. 144).

Eine amtliche Ausführung amerikanischen Gruppen von Tuvaluans hatten früheren Jahr nicht einmal keine ähnliche eigene Zusammensetzung auf den Ellice-Inseln vorhanden, während Tuvaluans wurden [illegible] wurden, was für die alte Zeit nur unbestimmbar gewesen wurden kann. Einzelne [illegible] einzelnen Mitgliedern der beiden benachbarten Ellice- abgeschlossen Kontinente konnte dies ausschließlich.[1] Diese hatten aber mit die wirtschaftlichen Ordnungen in der Neuzeit die Möglichkeit geschaffen. Nachdem Ellice- seine eigene Form in Form Gilbertese [illegible] hatte, mag er auf der vielen Tuvaluans und Gilbertese zusammen, die für den arbeitenden und von dem verbindlich wurden. Die jene, die sich auf einige Zeit ansiedelten, war die Lage um den ausgewählten Bekanntgewerb angenehmen und auf dieser neuen wirtschaftlichen Grundlage den Arbeitern für die Form Inseln. Tuvaluans der beiden benachbarten Volksgruppen sich an städtischer Gesellschaft zusammenfinden. Durch derartige Mischehen waren Angehörige, Lernende, der bis Mitte 1900 auf jener Form einen Beruf wurden, gleicht dieser weiteren an nehmen, so wenig [Gilbertese] wurden in zweiter in o Tuvaluans oder weiter dann[2] (BSR. XXXIII, 111, 1900). Daß der eine Hauptgrund war der Sprache der beiden verschiedenen eigene Inseln, ist selbstverständlich.[3] Zwei Jahre später betrachtet der gesamten Missionen, daß [illegible] von Funafuti Einem einige Gilbertese einzelnen Tuvaluans-Familien und Gilbertese-Mädchen vermehrt gekommen seien und „denn Ehe wären wenn in gut an Lately will among the Tuvaluans women“ (BSR. XXXV, 310, 1901). Jedenfalls war der amerikanischen Evangelisten bei für diese Entwicklung die Rede gerichtet, indem es für die derzeitigen Eingeborenen die Bedingungen der ehemaligen Verschiedenheiten änderte und ganz neue einsetzte.

Die in den letzten Jahrzehnten eingetretene Ausführung der beiden Rassen kommt sich in entgegengesetzter Folgen nicht verwischen, weil die Auflösung den ursprünglichen Gemeinschaften bereits begonnen hatte und der gänzliche Zerfall unvermeidlicher Folgen. In einer Zeit gab es einen beschränkten Verschiedenheit zwischen den südlichen Bewohnern der Ida Gruppe und den Ost-Tuvaluans, darüber hinaus jedoch wünschten keinen Anschluß und weiteren Landen wenig Freude an den Tuvaluans-Frauen, vermögen einer Wechselheirat war selten vorkommt kam. Jedenfalls Beziehungen der Gilbertese mit den übrigen Gruppen der Tuvaluans standen Gebräge hindernd im Wege.

3. Tuvaluans und Gilbertese

Der Archipel von Kap Ehern ist in seiner westlichen Hälfte [illegible] Ich mehr verschieden als in seinem anderen Teile. Die Lassen den übrigen Eingeborenen sehr ungern. Hinter den vielen Inseln und in den engen Wasserstraßen finden sie natürlich Schutz vor den Unwettern; auch hinter sich diese

[1] Vgl. BSR. XXX, 127, 1896 und den amtlichen Bericht vom 22. Juli 1901 (BSR. XXXV, 310, 1901).

[2] Auf einer Bevölkerung bei Lorenzen (BSR. XXI, 174, 1897) gebräuchlich hingewiesen

hier ergiebige Route zu wählen. Darum, die richtige Pfeife hervorzuholen. Die neuen Verbindungswege des Puss Benchsees oder den Canal Cumbre, die beide gegen die Hochland Benchsee zu miteinander in Verbindung stehen, dringen sie vor. In den weitgeöffneten Canal Corkburn vorzustoßen, in den fast unmerkbaren eine schwere See vom Südwesten herauf eindringt, ist für sie jedesmal ein Wagnis. Die Westküste der Peninsula Benchsee bildet eine scharfe Grenze, an der die Yamana grundsätzlich Halt machen. Die Naturgewalten entfalten dort oftmals eine Allmacht, der sie widerstehen weder ihre kümpferischen Kräfte noch ihre schnellen Fahrzeuge gewachsen. Wenige Tage im Jahre — und die sind gezählt — glättet sich die See, ohne daß die immer hohe Dünung ganz abnimmt. Aber wer würde sich vermessen genug, wenn er zufällig dem Canal Corkburn nahe ist, hinauszustechen und sich mutwillig zu verderben! Eine glückliche Rückkehr ist ihm nicht sicher, da Windstille schnelles auch wenigen Stunden in schweren Unwetter umschlägt. Für die Halakwulup wirken sich diese Hindernisse um so mehr aus, als sie ja längere Strecken gegen die heranwälzende Dünung zu kämpfen haben, die auch nahe den Küsten nur wenig von ihrer Stärke verliert.

Darum kann man entnehmen, wie schwer jene gefahrdrohende Grenze von der einen und von der anderen Seite überschritten wurde. Allem Anschein nach sind die Yamana kaum je im Canal Corkburn nach hinausgefahren, wohl aber drangen Halakwulup bis zum Canal Ballenero und sogar weiter nach Osten vor. Ihr Kommen war und ist immer eine vereinzelte Erscheinung. Abgesehen von den natürlichen Schwierigkeiten, die überwunden werden müssen, fehlte es an bedeutsamen Anlässen. In diesem gegenständlichen Kulturbesitz gleichen sich beide Stämme fast vollständig und der eine besaß nichts, was für den anderen hätte begehrenswert sein können. Ebensowenig gab es Unterschiede in den Jagdbedingungen, sogar die gesamte äußere Natur zeigte sich hier wie dort gleichmäßig unfreundlich. An Frauenraub als Anlaß zu Einfällen zu denken, ist unbegründet, obwohl die eine und andere Verheiratung, bei denen eine weibliche Person in den Nachbarstamm überging, sicherlich zustande gekommen sind. Kann man dem gegenüber von bewußter Absicht der Halakwulup, den Yamana nahezutreten, noch sprechen? Sicherlich nicht. Ich halte die Besuche der ersteren im Gebiete der letzteren als das Ergebnis zufälliger und unbeeinflußbarer Entschließungen des Augenblicks.[10]

[10] Zu allgemein hat sich Spegazzini (a): 168 ausgedrückt, „que los límites de una tribu están bien definidos, como una cosa Alacaluf es el territorio Jagan, si no es por un asunto particular o importante; observándose que los relaciones de los habitantes de la frontera son cordiales, y a veces hasta amigas, efectuándose matrimonios entre Jagan y Alakaluf." Sehr verschieden hiervon hat sich der wenig verläßliche Fray Mocho: 146 geäußert: „La raza Jahgan fué en su tiempo muy numerosa, pero hoy va desapareciendo poco a poco, debido, atreviéndome a mi opinión, a las robos de mujeres que en tiempo atrás le hacían los Alacaluf, quienes habían concluido casi las de su raza a fuerza de asesinarlas muy pocas el rudo trabajo de la pesca. Cuando se vieron sin mujeres, tuvieron gran decepción y con indios, que son malos y perversos como hijos del diablo, comenzaron

Trotz der Behinderung durch die Naturgewalten war der Verkehr zwischen West-Yamana und Süd-Halakwulup[107] *in alter Zeit* etwas weniger schwer als der zwischen Ost-Yamana und Selk'nam. Die Gleichheit der Wirtschaftsform[107] bei jenen beiden Gruppen hat dies bewirkt. Die einen Gruppe hatte von der anderen mehrere Worte aufgelesen, die bei Zusammenkünften der gegenseitigen Verständigung dienten. *Zu einer gewissen* Kenntnis der Sprache kam wohl niemand, weder hüben noch drüben, nicht einmal in neuerer Zeit, als der Wechselverkehr häufiger und langsamer wurde. Darum glaube ich, entgegen den Behauptungen der Miss Lawrence, feststellen zu müssen, sie hatte mir zwar öfters versichert, daß die westlichsten ihrer Landsleute sich mit den benachbarten Halakwulup sprachlich zu verständigen wüßten und sogar Lieder von ihnen übernommen hätten. Aber weder sie selber noch andere West-Yamana konnten mir ein einziges Wort dieser Sprache vorsagen, obschon mit einiger *Zeit* Zusammenkünfte auf den seitlich eingeteilten Farmen nicht selten waren.[108]

Obwohl Übereinkünfte und Lebensformen auf beiden Seiten der Grenze gleich waren, so Verkehrshindernis kam es nur ausnahmsweise; denn allgemein empfand der eine Stamm gegen den anderen starke Abneigung, manchmal unsere Eingeborenen gegen jene. Ganz kraß kommt dies im Vorwurf der Yamana gegen die Halakwulup, die sie als Menschenfresser verabscheuen, zum Ausdruck. Sie erzählen in einer alten Geschichte, bestimmt Ausnahmsfälle schauen, die Erlebnisse einiger ihrer Familien dort in *Aguasmilk*, im eigentlichen Heimatlande der Halakwulup. Möglicherweise nahm diese Erzählung ihren Stoff aus einem Überfall, der phantastisch ausgeschmückt wurde und der sich auf die folgenden Geschehnisse als Tat jener verantwortlichen Menschenfresser verwirkt hat. Ihr Seitenstück hat sie in der Erzählung von den *Ukákyenpfen*, die jenen gegenüber reicher ausgestattet ist. Ist auch die

---

a tamaninar cuantos los yaghanes. No se veian frecuentemente por Beechnuck, que no podian franquear, sino que tradicionalmente se mantuvo por mucho tiempo que ellos solos conocian; que aprendieron, según los viejos, unos años en el fondo de Bahia Desolación — y el otro a un costado de Vandegain, en el Canal del Beagle. Cuanto habian guerreado o vecino de los anteriores, yahganes y alacalufes."

[107] Dieser auf ein langgezogenes Gebiet verteilte Stamm zerfällt in drei durch deutliche Grenzen getrennte Gruppen, die ich auf meiner Reise 1923/24 entdeckt habe. Vgl. Gusinde (a): 539 und Lehmann-Nitsche (b): 21. Bereits bezeichnet die südlichste Halakwulup, die am 8. Oktober 1673 von Nicolas de Lafuente gekannt waren, sie „a harder people, more Yahgan, however, than Alacaluf(sic); but they know much of the latter language" (MM: VIII, 190; 1874).

[107] Sogar für eine und dieselbe Herkunft beider Stämme teilt Bove (a): 156 eine „Alcalouf und Jagan, die von gemeinschaftlichem Ursprung sind, trotz gleichwohl feindselig untereinander im Streite." Vgl. MM: XVIII, 187; 1884. Diese Ansicht vertritt auch Wellington: 6.

[108] Bezeichnend dafür ist meine Beobachtung, daß mit den zwei Halakwulup-Frauen, die Anfang 1922 zufällig nach Punta Remolino geführt waren, kein einziger Yamana sich zu unterhalten vermochte. Vgl. Gusinde (c): 433. Gleiches berichtet Martial: 13 von den drei Überlebenden, die nach Europa verschleppt und von dort nach Ushuaia gebracht worden waren: „Ils ne comprennent pas un mot de Yahgan."

Tatsache eines beschränkten gegenseitigen Verkehrs nicht zu leugnen, so herrschen darüber für die alte Zeit widersprechende Ansichten,[209] die den wirklichen Sachverhalt nicht klären. Man darf weiters nicht verkennen, daß die mittleren und südlichen Gruppen dieses Volkes ihre westlichen Landsleute mit den Halakwulup gleichsetzten, was ein Seitenstück zur Bedeutung des Wortes *Oens men* ist. Infolgedessen wurden Eigenheiten jener als Stammesgut dieser gedankenlos ausgegeben.

Seit der Mitte des XIX. Jahrhunderts entfaltete sich das Europäertum im südlichsten Amerika. Die dadurch geschaffenen Veränderungen brachten es mit sich, daß in neuerer Zeit Yamana und Halakwulup sich an der Berührungszone näherten. Die Mission in Ushuaia dürfte eine gewisse Anziehungskraft ausgeübt haben und die Missionare selber bemühten sich wirklich um jene Eingeborenen.[210] Die genauen Beobachtungen ergaben auch für diese Zeit ein sehr seltenes Erscheinen von nur kleinen Halakwulup-Gruppen im Gebiete der Yamana.

Wie viel die Niederlassungen der Europäer in Ushuaia zur gegenseitigen Annäherung beigetragen haben, ersieht man daraus, daß jene Indianer einen Landweg vom Seno Almirantazgo zur Bahía Lapataia benutzt haben, auf dem sie nachher zu ihrem Ausgangspunkte zurückgekehrt sind.[211] Nicht unwahrscheinlich ist es, daß den Halakwulup dieser Pfad am Río Roca durch das Lapataia-Tal oder von der Bahía Yendegaia aus schon seit altersher bekannt war;[212] sicherlich wurde er nicht viel benutzt. Früher fehlte dort die Massenansammlung, zu der die Anwesenheit der Missionare erst den Anstoß gab. Da die Besucher ihre Kanus zurücklassen mußten, besaßen sie beim Eintreffen am Canal de Beagle nur ihre Waffen, und weil Landtiere dort nur wenig auftreten, war ihr Aufenthalt wegen der schwierigen Nahrungsversorgung gefährdet. Auf die Yamana, die dauernd unterwegs sind, konnten sie sich von vornherein nicht verlassen. Erst mit der Missionsstation kam

[209] Bove (e): 158 und (g): 235 behauptet: „Dieselben Alakaluf, welche früher jährlich regelmäßige Streifzüge über den Nordwestarm des Beagle-Kanals machten, raubend und mordend, wo sie Jagan fanden, überschreiten jetzt [seit der Gründung der Mission von Ushuaia] nur selten die Insel Stewart und leben in gutem Einvernehmen mit den angrenzenden Jagan." In offenem Widerspruch dazu liest man bei Bridges (k): 234: „Al oeste y sud, los yaganes tuvieron trato intimo con sus vecinos a cada costado, conocian ambas lenguas y se acomodaban perfectamente al método de vida de unos y otros."

[210] „Pendant longtemps, M. Bridges a espéré pouvoir entretenir à Ouchouaya quelques-uns de ces indigènes pour apprendre leur dialecte, les familiariser avec la civilisation, les renvoyer ensuite dans leur pays et en faire venir d'autres ... Nous pensons que jusqu'à present ses tentatives ont été vaines" (Martial: 13).

[211] Ähnliche Landübergänge gibt es mehrere im Gebiete der Halakwulup. Darüber berichtet der III. Band dieses Werkes.

[212] Wenig verläßlich klingt, was Bove (MM: XVII, 262; 1883) behauptet: „Tradition reports that Yendaghia formed an easy means of communication between the Fuegians of the Beagle and for the Admiralty channels, but when that communication ceased is unknown." Diese Wanderung war nur während weniger Wochen im Herbst möglich und beanspruchte mehrere Tage; sie kann demnach als „bequemer" Übergang nicht gelten.

die für sie günstige Wendung;[335] allerdings in einer Zeit, da kein Eingeborener mehr vor der Verfolgungswut der Weißen sicher war.

Die Ankunft von zwölf Halakwulup-Männern in der Bahía Lapataia, im August 1885, war ein Ereignis, das man dort bislang noch nie beobachtet hatte. Am 2. September suchte Bridges sie auf und schrieb darüber: „To our great surprise and pleasure we found a party of twelve fine men from Dawson Island and neighbourhood. They had come a few days before, having crossed over from Admiralty Sound to Lapatia, and there here. These men are as much Ona as Alaculoof, both in language and appearance. In fact, Datamisik[336] could speak with at least one of them in Ona, though he is a native of Spaniard Harbour; and with other Oonucushtowar, from Londonderry Island in the west, could converse intelligibly, though with difficulty. Our old acquaintance Pedro,[337] from Europa was with them, and brought them here.[338] They were well clad in new guanaco hides, and were well provided with good bows and arrows. They had spent the winter inland, between Admiralty Sound and Lapatia, with their families, living on guanaco. Their condition was robust, showing they had good nourishment. We hear they wish to come here to live, and purpose bringing their families here. They asked permission to do so: of course I freely assented. We gave them assistance in food during the week they were kindly received by the natives here, who were much interested in them. At my suggestion, several of these accompanied them on their way back, but did not care to go more than two days' journey with them.... The Dawsonians say they wish to live here at Ooshooia because they can do so without fear of being shot, which is not the case in their own country, and in Ona-land. No doubt this move of theirs will lead to a large influx of Ona natives to Ooshooia, via Lapatia" (MM. XX, 33; 1886).[339]

Am 20. Februar 1886 berichtet er kurz: „Two Dawson Islanders came here from the north-west two days ago, and they say many others are coming. It is certain that from this time there will be constant communication with these people and their neighbours the northern Ona by way of the pass [zwischen

[335] Hyades (a): 203 stützt sich auf das, was ihm Bridges über diese Besuche mitgeteilt hat. Die Mitglieder der Mission Schmidtmeyer haben im Yámana-Gebiete nur zwei Halakwulup-Frauen gesehen. Vgl. Martial: 13.

[336] Diesen Indianer hatte Bridges als Begleiter auf seiner Erkundigungsreise durch den Norden der Isla Grande mitgeführt (Bd. I, 46).

[337] Zu den drei Überlebenden, die 1881 nach Europa verschleppt und von dort erst nach Ushuaia geführt worden waren, ehe sie ihr heimatliches Gebiet erreichten, gehört auch dieser Pedro, ein echter Halakwulup.

[338] In Ushuaia hatte jener Pedro die Einrichtungen der englischen Missionare kennengelernt und davon seinen Landsleuten erzählt. Erst daraufhin haben sich zwölf Männer zu dem langen Marsch entschlossen, an dem sie diesmal ihre Frauen und Kinder noch nicht teilnehmen ließen.

[339] Etwas später (l. c. 54) gibt er diesbezüglich noch einen ausführlichen „Account of a trip to Lapataia in quest of a party of Alaculoof and Ona families encamped there waiting assistance by boat to come to Ooshooia."

Seno Almirantazgo und Bahía Lapataia] they have found" (MM: XX, 101; 1886). Die Zusage jener beiden Männer erfüllte sich indes nicht. Bridges gestand am 15. Juni enttäuscht: „Of the Alaculoofs we have not heard anything for a long time, as they have not repeated their visit since December last" (ib. 217). Aus Ushuaia schrieb Lawrence drei Jahre später: „We have had the pleasure of welcoming to the Mission station a party of Alaculoof Indians. We were not altogether surprised at heir arrival, as some of them have previously visited Ooshooia. Once only on a former occasion have we had the opportunity of seeing the women and children. They have travelled many miles on foot, crossing mountains and valleys, and several rivers, some of which are sometimes impassable, the current being too strong to allow of their swimming across. On the present occasion the men only first reached Ooshooia, guanaco skins being their chief covering. The women and children were halting at Lapatia, about eight miles from our settlement" (MM: XXIII, 217; 1889). Von weiteren Besuchen der Halakwulup erzählen die Missionare seitdem nichts mehr, sie dürften sich später kaum wiederholt haben.

Auch die neuzeitlichen Berichte lassen also keinen Zweifel darüber, daß die Halakwulup sich mit den Yamana nur s e h r s e l t e n zusammengefunden haben, daß überhaupt weder hüben noch drüben ein Drang zu wechselseitigem Verkehr vorhanden war. Darin unterscheidet sich das Verhältnis der West-Yamana zu ihren Nachbarn von dem der Ost-Yamana zu den Selk'nam; denn die Letztgenannten hielten zumindest einen beschränkten Tauschhandel aufrecht. Von den Yamana sind weder in den Wortschatz der Selk'nam noch in den der Halakwulup nachweislich Wörter übergegangen; die ersteren haben von ihren beiden Nachbarn ebensowenig sprachliches Gut aufgenommen. Das spricht wohl am deutlichsten dafür, wie streng die schon naturbedingte Absperrung des einen Volkes vom anderen auch bewußt eingehalten wurde.

Unsere Eingeborenen gebrauchen für ihre westlichen Nachbarn die Bezeichnung *hálakulup yámana*, für ihre nordöstlichen Nachbarn *qóna yámana* in der Bedeutung von „Nordleute". Jenes Wort ist wohl als Eigenname zu betrachten; denn *halakwúlup* nennen sich die westlichen Feuerländer selber,[232] die damit sich ihrerseits von den Yamana absondern.

g. Unter Einfluß des Europäertums

Eine ernste Anklage gegen Vertreter der weißen Rasse enthalten die folgenden Zeilen. Was von zahlreichen Völkerschaften in anderen Teilen der außereuropäischen Welt berichtet wird, hat sich auch im entlegenen Feuerlande ereignet: Seit dem Einbruch der Weißen[233] in das Heimatland der

[232] Vgl. vorläufig Gusinde (b): 74, ausführlicher wird hierüber der III. Band handeln. Lehmann-Nitsche (b): 42 versucht eine andersgerichtete Erklärung dieses Stammesnamens.

[233] Wenn ich hier und weiter unten das Wort "Weiße", "Europäer" ohne bestimmte Angaben gebrauche, meine ich damit allgemein die Vertreter der europäischen Zivilisation, einerlei, ob sie in Europa oder in Argentinien bzw. Chile gebürtig sind.

Yamana haben letztere unaufhaltsam an Zahl und an Widerstandskraft verloren, bis sie rettungslos dem Untergange verfielen!

Seit dreihundert Jahren sind sie den Europäern bekannt. Niemals standen sie bei diesen in günstiger, freundlicher Beurteilung. Das Heimatland an sich wurde wegen seiner rasenden Stürme, seiner trügerischen Wogen und seines rauhen Klimas gefürchtet, die Bewohner selber galten als wilde Gesellen und gefährliche Menschenfresser. Gewinnsüchtige Fischer und Robbenfänger sind trotzdem in den gefahrdrohenden Archipel vorgedrungen. Sie haben den Eingeborenen keinen nennenswerten Vorteil gebracht, ihnen aber unleugbar schweren Schaden zugefügt. Aus aufrichtiger Menschenfreundlichkeit nahm die anglikanische Missionsgesellschaft sich jener Verachteten und Geschmähten an; doch kann leider auch ihr der Vorwurf nicht erspart bleiben, durch unkluges Behandeln dieses Naturvolkes und durch Einführung unzweckmäßiger Neuerungen seinen Untergang beschleunigt zu haben. Entschuldigungsgründe sollen gelten, sie ändern indes nichts an der beklagenswerten Wirklichkeit. Heute reicht die Zahl der noch lebenden Yamana an ein halbes Hundert nicht mehr heran. Bald sind auch jene Wenigen verüber und dann liegt ihre Heimat menschenleer da.

Die Yamana standen niemand im Wege und ihr Gebiet ist so unwirtlich, daß es sich für eine geschäftliche Auswertung durch den Europäer nicht eignet. Ein übelwollendes Schicksal hat die Weißen zu ihnen hingeführt und das allein genügte, um den ganzen Stamm zugrunde zu richten. Wann werden sich die Europäer endlich darüber Rechenschaft geben, daß Träger ihrer vielgepriesenen Zivilisation die Vernichtung oder zumindest die Schwächung fast sämtlicher primitiven Völkerschaften auf dem weiten Erdenrunde verschuldet haben!

1. Die Yamana im Urteil älterer Zeit

Zum Verständnis der folgenden Ausführungen ist es unumgänglich, in den Aussprüchen der einzelnen Reisenden immer den Maßstab europäischer Beurteilung zu sehen. Was dem Auge des fremden Beobachters am Eingeborenen gefiel oder mißfiel, das wurde niedergeschrieben. Die allgemeine und besondere Bewertung all dessen, was beobachtet wurde, nimmt weder Rücksicht auf das Empfinden und Schätzen des Indianers, noch auf Vorteile und Zweckdienlichkeiten, die sich vor der oberflächlichen Betrachtung des Europäers verbergen. Demnach, weil diese Naturkinder sich anfänglich nackt zeigten, erklärte man sie für bar aller Sittlichkeit; weil man sie in dürftigen Lebensverhältnissen antraf, galten sie als erbärmliche Wesen; weil ihre äußere Erscheinung wenig ansprach, hielt man sie als das Übergangsglied vom Tier zum Menschen.[209] Wie wenig der europäische Maßstab neben andersgearteten

[209] Gegen dieses rein europäische Werturteil wendet sich Bonnes (k): 234: „En otra época los yaganes fueron apenas tratados por seres humanos, se decía que eran antropófagos y se creía que vivían en ídem de orden social. Mas cuando fueron bien conocidos, se des-

äußeren Umständen und neben Völkerstämmen mit einer weit von der unsrigen abweichenden Geistesbildung angebracht ist, bedarf heute keines Nachweises mehr; die frühere Zeit kannte nur ihn.

Durchgehends galten primitive Völkerschaften in der Wertung der Seefahrer der vergangenen Jahrhunderte nur wenig; sie betrachteten die scheuen, arglosen Naturkinder als rechtlosen Spielball ihrer Willkür und erlaubten sich grobe Verbrechen gegen sie. Nicht anders erging es unseren Yamana. Um sie zu erschrecken oder zu verscheuchen, wurden Kanonen und Gewehre abgeschossen;[241] um den eigenen Landsleuten in der europäischen Heimat ein ungewöhnliches Schaustück vorzuführen, wurden einzelne Eingeborene eingefangen und gewaltsam verschleppt. Die scheue Zurückhaltung der feuerländischen Frauen und Mädchen aus naturgegebener Schamhaftigkeit stellte sich zwar schweren Verfehlungen von vornherein entgegen, aber das Benehmen der Mannschaft im allgemeinen verletzte doch jene harmlosen Naturkinder. Allmählich entwickelte sich bei den Eingeborenen eine bewußte Abneigung gegen jene, die ungerufen in ihr Gebiet eindrangen, und wurde sie durch neue Ungerechtigkeiten zu Haß und tödlicher Feindschaft geschürt. So erklären sich die Überfälle und Mordversuche, durch die sie ihrer Rachelust volles Genügen verschaffen wollten.

Durchblättert man die Tagebücher der Seefahrer, wird man ihren Mitteilungen durchaus mit der Behauptung gerecht, daß die Yamana den Fremden im allgemeinen freundlich und friedfertig begegnet sind. Argwohn und Verdacht, so ungerechtfertigt er war, zwang die Weißen zu allerhand Vorsichtsmaßnahmen und behinderte einen vertraulichen Verkehr. Trotzdem bekannten die Indianer eine furchtlose Offenheit und zutrauliche Arglosigkeit; willig gingen sie auf Späße und manche andere Art der Behandlung, die sie von den Seeleuten erfuhren, ein. Später, gewitzigt durch üble Erlebnisse und durch enttäuschte Vertrauensseligkeit, wurden sie zurückhaltender; sie hatten gelernt, im Weißen ihren Feind zu erblicken. Nicht selten verbargen sie sich beim Herannahen eines Schiffes aus Furcht, bestohlen und vergewaltigt zu werden. Schon zu Beginn des XIX. Jahrhunderts hatte Fitz-Roy (a): 177 beobachtet: „When discovered by strangers they always leave the most valuable skins hidden in the bushes. This hasty concealment of seal or otter skins is the result of visits from sealers, who frequently robbed Fuegians families of every skin in their possession, before the natives understood the motives of their expeditions in boats into the interior waters of Tierra del Fuego." Das ist eine wirkliche und in dieser bestimmten Form die einzige Ehrenrettung der Yamana aus alter Zeit. Allerdings verschweigen einige Be-

ruhrii que no eran caníbales ni polígamos y que, por lo general, respetaban las derechos que resultan de la vida de familia." Man bekommt den Eindruck, daß diese Ehrenrettung der Yámana direkt gegen die falschen Urteile Darwin's gerichtet ist.

[241] Furlong (b): 127 schreibt: „One American sealing master, passing within hailing distance of a group on shore, with wanton destruction poured a gun-load of grape-shot into them."

obachter nicht das sittsame und schickliche Benehmen der Frauen und Mädchen, das um so auffälliger auf sie wirkte, je weniger sie eine tadellose Haltung erwartet hatten.[242]

Abgesehen davon liest man viel häufiger sehr geringschätzige, wegwerfende Urteile als Vorteilhaftes und Angenehmes. Am meisten wird die dreiste Aufdringlichkeit und das anmaßende Fordern der Eingeborenen getadelt. Alles, was sie sehen, möchten sie sich aneignen; nie geben sie sich mit dem, was sie erhalten haben, zufrieden. Wurden sie am gestrigen Abend mit größerer oder geringerer Mühe vom Deck entfernt, so umkreisten sie schon beim nächsten Morgengrauen wieder das Schiff und schrien ihre zudringlichen Wünsche ununterbrochen hinauf, bis man sie, um sich ihrer zu entledigen, wenigstens mit einigen Geschenken bedachte. Gleichzeitig damit und nicht minder häufig wird ihre diebische Art von den Seeleuten gerügt. Zu ihrer Entlastung muß man gelten lassen, daß sie durchaus nicht immer die Absicht hatten zu stehlen. Zunächst dachten sie an Tauschhandel und waren darin nachweislich ehrlich. Darüber hinaus aber wurden sie fast unwiderstehlich von den fremdartigen Dingen bezaubert und ihr Verlangen, sich ihrer zu bemächtigen, sprengte alle Fesseln ihres Rechtsempfindens für Mein und Dein. In richtiger Beurteilung dessen spricht Snow (a): I, 347 ihnen unumwunden „honesty in bartering" zu und legt glaubwürdige Entschuldigungsgründe für ihr Benehmen vor.[243] Von der Schuld, daß seit altersher „as to the property of white men they were called thieves and robbers", spricht Speans: 67 sie aus folgenden Erwägungen heraus frei: „When they saw among white men a superabundance of good things, the taking of what they saw did not seem the evil thing that it would have been to the conscience of a white thif. They were in short socialists rather than thie[illegible]

Zufolge der herrschenden Stammesgewohnheiten war es bei ihnen eine Selbstverständlichkeit, von dem eigenen Überflusse so viel zu verteilen, bis alle Nachbarn sich mehr oder weniger gleichmäßig bedacht sahen. Die Flottenführer der älteren Zeit haben ihrerseits ganz außer acht gelassen, daß das plötzliche Erscheinen ihrer Schiffe mit allen Einzelheiten des Baues und Takelwerkes auf die Eingeborenen einen überwältigenden Eindruck machte, der sich in Worten gar nicht wiedergeben läßt. Daher ihr ungestümes Heranrudern, ihr drängendes Verlangen, ihr ungeduldiges Fordern, alles und jedes zu sehen und zu befühlen. Für eine richtige, uns eigene Wertung und Verwendung so vieler ungewöhnlicher Dinge fehlte ihnen jeder Begriff und jede

[242] Am lautesten geben Parker Snow und seine ihn begleitende Gattin ihrer Überraschung darüber Ausdruck.

[243] Er sagt: „That their cupidity is easily awakened cannot be denied; but I perfectly agree with what Captain Fitz-Roy has said on this subject and conceive that they are no more to be blamed for it, than civilised Europeans for yielding to extreme temptation if placed in the midst of abundant riches, and suffering from excessive poverty. Nay: I rather think they are to be more excused for this natural longing of theirs to possess our riches, even if they are not lauded for the honesty they undoubtedly evince in many of their transactions." An einem kleinen Vorkommnis erklärt er dies.

Erfahrung, sie streckten ihre Hände nach allem und jedem aus, allein schon deshalb, weil es eine neuartige, seltene Form oder eine schillernde Farbe oder einen metallenen Glanz besaß. Da blieb den Schiffsführern und Matrosen nichts anderes übrig, als alle erdenkliche Aufmerksamkeit aufzubieten, um von jenen flinken Gesellen an Geschicklichkeit im Zugreifen und im Wegschleppen nicht übertrumpft zu werden. Lästig wurde es ihnen, einen verschärften Wachedienst aufrecht zu erhalten, immer wieder die unheimlichen Besucher abzuwehren und trotzdem nachher entdecken zu müssen, daß manche Gegenstände entwendet worden waren. Nicht lange also währte es und die Yamana standen weit und breit in dem trüben Lichte, aufdringliches Gesindel und verwegene Spitzbuben zu sein.

Einen greifbaren Anlaß, gefürchtet zu werden, gaben diese Eingeborenen selber durch ganz wenige unleugbare Überfälle auf europäische Schiffe. In der Beurteilung der Weißen wurde es für sie verhängnisvoll, daß aus der ersten Flotte, die unter dem Befehl des Admirals L'Hermitte ihre Gewässer durchquerte, siebzehn Matrosen von ihnen ermordet worden sind (S. 51). Man kann sich heute nur in schwachen Vermutungen über den Anlaß jenes traurigen Ereignisses ergehen, die Verantwortung dafür fällt eben doch auf die Eingeborenen zurück. In den folgenden Jahrzehnten hat sich etwas Ähnliches in gleichem Umfang nicht mehr wiederholt. Indes, die Ermordung des Katechisten Phillips und seiner Begleiter zu Wulaia am 6. November 1860 reicht an jenen Zwischenfall heran und geht auf besondere Ursachen zurück (S. 294).

Abgesehen von dem letztgenannten Vorkommnis entsprangen die früheren Überfälle auf Europäer höchstwahrscheinlich dem Wunsche der Eingeborenen, in ihrem Gebiete keinen einzigen Fremdling zu haben. Sie duldeten es deshalb nicht, daß ein Weißer an Land ginge, und sie brachten zuweilen einen Schiffbrüchigen um, der nicht entweichen konnte. Diese Vermutung erfuhr ich aus dem Munde älterer Indianer, die ich über jene Ereignisse der früheren Zeit befragte. Zur Bestätigung, den richtigen Anlaß genannt zu haben, wies man darauf hin, daß es ihren Landsleuten der früheren Zeit nicht um Raub und Plünderung zu tun gewesen ist und daß sie die ans Land geworfenen Seeleute eben deshalb, um sie los zu werden, getötet haben; diese waren ja jeder Güter bar. Fred Lawrence hat mir wiederholt den gleichen Grund für dieses rücksichtslose Beseitigen der gestrandeten, hilflosen Europäer genannt.

Weil die europäischen Schiffe bei ihrer Fahrt vom Atlantischen zum Stillen Ozean und umgekehrt fast allein an den außenliegenden Inseln vor Anker gingen, kamen sie eigentlich nur mit den Wollaston-Leuten und deren nächsten Nachbarn in Berührung. So erlangten diese die traurige Berühmtheit, die gefährlichste Gruppe der Yamana zu sein. Die meisten Schiffsunglücke haben sich nachweislich an ihren Küsten ereignet. Als dann in neuerer Zeit der Schiffsverkehr um das Kap Hoorn anstieg und seitdem manches Segelschiff in kürzeren Zeitabständen vom Sturm gegen die Küste geworfen wurde,

hatten die Indianer gelernt, daraus N u t z e n zu ziehen. Ihre eigene schwere Lebenslage und der Reiz, den die fremdländischen Gegenstände auf sie ausübten, haben sie wohl dazu gedrängt, den Vorrat an Lebensmitteln und beweglichen Dingen aus dem gestrandeten Schiffe herauszuholen. Unausbleiblich kam es dabei zu Streitereien mit den europäischen Matrosen. Da diese in ihrer Hilflosigkeit oder wegen geringer Zahl auf die Dauer ihren Widerstand nicht aufrecht erhalten konnten, fielen sie unter den Keulen der Yamana, denen eben kein einziger Fremdling erwünscht war.

Unvorsichtiges und gewalttätiges Vorgehen der Weißen, verbunden mit Zudringlichkeiten gegen Indianerinnen, hat die Eingeborenen gereizt und zur blutigen Abwehr veranlaßt. Unter sich erörterten sie das Benehmen der Europäer und wenn später andere sich einfanden, nahmen sie an diesen Rache. Mit dieser B e g r ü n d u n g deckt sich fast vollständig die Ansicht, die lange vorher Dumont (a): 210 einigen Eingeborenen in seiner nächsten Umgebung herausgelockt hatte und die ich erst später in Europa gelesen habe. Er hatte sie gefragt, ob jene ihrer Landsleute, denen er noch nicht nähergetreten war, „would massacre a shipwrecked party; they unhesitatingly answer they would, on account of the following reasons: 1. They would be afraid to let strangers live among them, they would distrust them; they would think the strangers whose language they could not understand had evil designs against them. 2. They would kill them in order to take undisputed possession of all they might have. 3. They know sufficiently well strangers to be jealous and fearful of them; for they have heard of ship visiting their shores to steal their skins, ravish their wives, and do other deeds of violence. There are persons now living whose parents experienced such treatment, and there are several individuals over there, and descendants of these marriages. Thus through ignorance, covetousness, revenge and distrust, they would certainly murder all foreigners indiscriminately. And thus the wickedness of some men is dreadfully revenged upon the innocent." Die verruchten Weißen dürfen sich hier nicht festsetzen! Das war der ausschlaggebende Gedanke und die stärkste Triebkraft zu Mordanschlägen der Yamana gegen jene Eindringlinge.

In europäischen Kreisen wurde jedes Schiffsunglück ausführlich besprochen und die Eingeborenen sanken immer tiefer in der Achtung der gesamten Kulturwelt; jeder Flottenführer, der die Fahrt durch jene Gewässer dennoch wagen mußte, war froh, wenn er mit den wilden Gesellen dort nicht zusammentraf. Einen Vorteil aber hat ihnen diese schlimme Beurteilung und die nicht unbegründete Angst der Weißen gebracht, den nämlich, daß letztere sich möglichst fernhielten und gegen Frauen nicht zudringlich werden konnten.[241] Anscheinend zeigten also die Yamana ein ungleiches, u n t e r s c h i e d l i c h e s B e n e h m e n bei Ankunft von Europäern, insofern sie einigen freundlich, harmlos gegenübertraten und andere rücksichtslos umbrachten.

[241] In schöner Fassung hat Serrano: 75 diesen Gedanken gebraucht: „The Yahgan's deliberate ferocity — ferocity that was exercised with a purpose — was sufficient protection of the Yahgan maidens."

Dennoch glaube ich folgende Doppelregel zu erkennen: Seeleuten, die auf ihren Schiffen und in ihren Booten geblieben waren, trachteten sie nicht nach dem Leben; von solchen aber, die ans Land gestiegen waren, befürchteten sie, dieselben würden zurückbleiben und Schaden anrichten.

Mag man das Verhalten der Eingeborenen so oder so beurteilen, geschichtlich genau erwiesene Zusammenstöße ereigneten sich in früherer Zeit nur mit der "Nassauischen Flotte" in Bahia Nassau im Februar 1624 und mit der "Allen Gardiner" in Wulaia im November 1855. Rechnet man den Bootsdiebstahl, der an King's Flotte verübt worden war, sowie gelegentliche Zwistigkeiten mit der Mannschaft des einen und anderen Schiffes dazu, das dort vor Anker ging, dürften s ä m t l i c h e S t r e i t f ä l l e zwischen Indianern und Weißen genannt sein. Aber, wie immer bei solchen Dingen, vielen Gerede hat dem geringen Sachverhalt aufgebauscht, verallgemeinert und weit übertrieben.

Sowohl die Überfälle *auf Fahrzeuge*, die dort angelaufen sind, wie auch das Ausbleiben jener Einzelpersonen, die aus gekenterten Schiffen sich ans Ufer gerettet hatten, leisteten den besten Vorschub dafür, daß es allmählich in Europa üblich wurde, die Yamana als M e n s c h e n f r e s s e r zu bezeichnen. Die sogenannte "Nassauische Flotte" ist als erste mit diesem Eingeborenen behauptet geworden (S. 50). In seinem Berichte erzählt Duclos, „daß sie die Menschen zerrissen und das Fleisch derselben roh und blutig essen". Sieben- zehn Matrosen waren überfallen worden und am folgenden Tage „fand man an dem Ufer nur fünf Todte, ... die übrigen hatten die Wilden schon fortgeschleppt, sie zu essen". Dieser kurzen Darstellung ist deutlich genug zu entnehmen, daß jene Mannschaft keinen einzigen der Eingeborenen beim Verzehren von Menschenfleisch beobachtet hat. Trotzdem hat ihre Behauptung von Anfang an in europäischen Kreisen festen Glauben gefunden."[*]

Lange Zeit nachher wurde er durch [illegible] bekräftigt, was Fitz-Roy (a): 2 als Tatsache ausgab: „The acts of cannibalism occasionally committed by their countrymen, were explained to me [durch die [illegible] jugendlichen Yamana an Bord der "Beagle"] in such terms, and with such signs, that I could not possibly misunderstand them; and a still more revolting account was given, though in a less explicit manner, respecting the horrible fate of the oldest women of their own tribes, when there is an unusual scarcity of food. This half-understood story I did not then notice much, for I could not believe it;

[*] Etwa anderthalb Jahrhunderte später hat Gusinde Fuegia (a): 387 sich hierauf berufen: „Die holländischen Seefahrer und besonders Jacob L'Hermite, der die Nassauische Flotte im Jahr 1624 ins Südmeer führte, behaupten, daß die an den südlichen Küsten von Tierra del Fuego wohnenden Indianer, wirkliche Menschenfresser sind, die einander nicht etwa blos aus Hunger, sondern auch so oft sie sich eine gute Mahlzeit machen wollten, umbringen. Sollte diese gräßliche Gewohnheit irgendwo aus wirklichem Mangel an Lebensmitteln entstanden sein, so könnte sie höchstens bei einer kleinen Anzahl unglücklicher Menschen entstanden sein, die aus ihrer fruchtbaren Heimat in die äußersten wüsten Enden der Erde wären vertrieben worden. Ein solcher Stamm würde aber unmöglich lange bestehen können." Er selber beschuldigt sie dieser Sitte nicht.

but on, since that time, a familiarity with our language has enabled the Fuegians to tell other persons, as well as myself, of this strange and diabolical atrocity; and as Mr. Low was satisfied of the fact, from the concurrent testimony of other Fuegians who had, at different times, passed months on board his vessel,[*] I no longer hesitate to cite my firme believe in the most debasing trait of their character which will be found in these pages." Außerdem gibt er (a): 183 hierzu erklärende Einzelheiten: „From the concurring testimony of the three Fuegians above-mentioned, obtained from them at various times and by many different persons, it is proved that they eat human flesh upon particular occasions, namely, when excited by revenge or extremely pressed by hunger. Almost always at war with adjoining tribes, they seldom meet but a hostile encounter is the result; and then those who are vanquished and taken, if not already dead, are killed and eaten by the conquerors. The arms and breast are eaten by the women; the men eat the legs; and the trunk is thrown into the sea. During a severe winter, when hard frost and deep snow prevent their obtaining food as usual, and famine is staring them in the face, extreme hunger impels them to lay violent hands on the oldest woman of their party, hold her head over a thick smoke, made by burning green wood, and pinching her throat, choke her. They then devour every particle of the flesh, not excepting the trunk, as in the former case. Jemmy Button, in telling this horrible story as a great secret, seemed to be much ashamed of his countrymen, and said, he never would do so — he would rather eat his own hands. When asked why the dogs were not eaten, he said 'Dogs catch *loppo' (loppo [sloppy]* means otter). York told me that they always eat enemies whom they killed in battle; and I have no doubt that he told me the truth."

Mehr noch durch Darwin's Veröffentlichungen wurden die Feuerländer in aller Welt als Menschenfresser verschrien. Um diese Urteilssammlung zu vervollständigen, bleibt schließlich der kurze Satz zu nennen, den Snow (b): 264 ohne irgendwelchen Beweis angegeben hat: „They are cannibals from necessity, but I believe, not from choice."

Obwohl insgesamt vier Stimmen für das Bestehen der Menschenfresserei laut geworden sind, kann der Kritiker dennoch erweisen, daß jeder einzelnen die sachliche Begründung fehlt. Was Decken und Snow sagen, sind leere Redensarten, und der Bericht Fitz-Roy's, mit dem Darwin übereinstimmt, hält bei genauer Prüfung ebensowenig stand. Die bestimmten Worte des jugendlichen Jemmy Button erkläre ich mir entstanden aus dem abfälligen Gerede der westlichen und südlichen Yamana über ihre westlichen Nachbarn, als wären diese wirklich Menschenfresser; dies taten sie, ohne sich auf sichere Begebenheiten stützen zu können.[347]

---

[*] All das bezieht sich auf die Halakwulup, in deren Gebiet dieser englische Seemann einige Jahre gewesen ist.

[347] Sie wiederholen eine alte Erzählung von den "Menschenfressern" im Gebiete der Halakwulup, wenngleich sie sich voll Abscheu von diesen abwenden. Auch Bridges bezieht

Auf die von allgemein herrschenden gesellschaftlichen Gewohnheiten und Pflichten her leicht zu begründende Unmöglichkeit einer solchen Gewohnheit hier einzugehen, verlohnt sich nicht. Wirksamer dürfte die Stellungnahme aller späteren Reisenden und Beobachter gegen jene falsche Anschuldigung sein, die von den Teilnehmern an der Expedition der "Beagle" ausgestreut worden ist. Weitläufig ging Hyades (g): 35 darauf ein: „Die Erzählungen von gewohnheitsmäßiger Anthropophagie, wie sie seit den Reisen von Fitz-Roy in allen Büchern spuken, ... beruhen bekanntlich alle auf den Erzählungen der von Kapitän Fitz-Roy nach England mitgenommenen jungen Feuerländer, welche der "Beagle" nach ihrer Heimat zurückbrachte. Diese erzählten, daß sie, wenn sie im Winter allzu arg vom Hunger geplagt würden, die alten Frauen, die doch unnütz wären, lieber schlachteten, als sie einen Hund opferten; denn 'Hunde können Ottern fangen, alte Frauen nicht'. Die Schlachtopfer würden über das Feuer gehalten, bis sie erstickten und dann kunstgerecht zerlegt. Darwin erfuhr noch, daß die bejammernswerten alten Frauen in solchen Fällen manchmal in die Berge zu flüchten versuchten, aber von den Männern verfolgt und zurückgeschleppt wurden. An dieser ganzen Erzählung scheint kein wahres Wort zu sein; weder die seit fünfzehn Jahren im Feuerlande angesiedelten Missionare noch die französischen Forscher haben jemals einen solchen Fall von Anthropophagie konstatieren können, auch in längeren Hungerszeiten nicht, und auch die im Kampfe getöteten Feinde werden nicht aufgefressen." In mehreren Veröffentlichungen hat Hyades (p): 340 sich bemüht, jene Behauptung als falsch zu erweisen[*] und er (q): 257 hat sich verpflichtet gefühlt, all das nochmals übersichtlich zusammenzustellen „en raison de la singulière persistance avec laquelle on a continué à reproduire le récit de Fitz-Roy, accepté d'ailleurs par Darwin."

Die gleiche Entschiedenheit und sogar Entrüstung ersieht man aus den Worten, deren sich Missionare und neuzeitliche Forscher bedient haben. Schon Despard (b): 680 betonte: „They are not cannibal at all." Er war gleichzeitig mit Snow im Gebiete der Yamana (S. 125). Wenig später schlug Bridges (k): 234 eine noch schärfere Tonart an: „Sus costumbres hacían imposible el canibalismo, pues profesaban gran respeto por la vida e inculcaban el condigno castigo a los asesinos. Las historias propaladas de que mataban a las ancianas ineptas para el trabajo son pura fábula."[**]

sich hierauf und erklärt: „Ils tirèrent le cannibalisme en barreau. Leur tradition d'une tribu de cannibales dans l'extrême Ouest, est, je pense, une pure fable; toutes les fois que j'en ai causé avec les indigènes, ils se sont invariablement mis à rire; leurs idées sur cette tribu sont si peu définies qu'ils doutent, entre eux, de son existance" (nach Hyades[q]: 259). Vgl. Bridges (a): 207 und VSA: XI, 259; 1864.

[*] Sogar damit hält Hyades (d): 308 nicht zurück zu behaupten, daß „Fitz-Roy et Darwin, écrivant le contraire, ont été très vraisemblement les dupes d'une plaisanterie de Fuegiens".

[**] An anderer Stelle nennt er (h): 205 als Gegengründe: „El canibalismo es absolutamente imposible entre ellos, por la naturaleza misma de la sociedad aborigen, en la cual

Diesem Missionar, der ein ganzes Menschenalter im engsten Verkehr mit den Yamana zugebracht hat und der das wirklich verdiente Lob ihnen jedesmal nur mit sehr knapperm Maße zuteilt, muß man in solch ernsten Angelegenheiten ohne Einschränkung zustimmen. Nicht nur er, sondern auch der Missionar DESPARD haben lange mit dem inzwischen zum Manne herangereiften JEMMY BUTTON, dem Gewährsmanne des FITZ-ROY, zusammengelebt. Wenn nun beide so entschieden gegen dessen frühere Behauptung auftreten, ist vorauszusetzen, daß sie ihn überführen konnten, dem englischen Befehlshaber der "Beagle" Unrichtigkeiten mitgeteilt zu haben.

Reisende der letzteren Jahrzehnte sind in ihrem Urteil zwar von BRIDGES abhängig oder zumindest von ihm beeinflußt; aber sie betonen daneben, daß sie jenen Brauch selber nie beobachtet noch von Eingeborenen direkt erfahren und daß letztere sogar sich erregt gegen derartige Anschuldigungen aufgelehnt haben.[350] LOVISATO (b): 151 widmet einem ganzen Abschnitt, überschrieben mit „I Furghini non sono cannibali", der Abwehr jener grundlosen Verdächtigung und führt darin aus: „Non è vero che siano cattivi, che siano antropofaghi ... Soffrono la fama, ma non mangiano carne umana."

MARTIAL: 193, der einen Sinaco mit HYADES (f): 564 ist, übergehend, gebe ich letzterem nochmals das Wort, weil er sich sozusagen gedrängt fühlt, „de disculper les Fuégiens de l'abominable accusation d'anthropophagie qui pèse sur eux depuis les récits de FITZ-ROY et de DARWIN ... C'est là une pure invention, une fable comme les Fuégiens aiment à en raconter aux voyageurs et qui n'a rien de fondé." Kürzlich hat noch LOTHROP (b): 118 jene aus einem vergangenen Jahrhundert stammende falsche Meinung gründlich abgetan.[351] Ich selber beurteile die Angaben jener vier Ankläger nicht nur als ungenügend bewiesen, sondern, aus vielen Einzelheiten in den Anschauungen und Gewohnheiten dieser Eingeborenen heraus, als eine hochgradige Ungeheuerlichkeit: Menschenfresserei ist dort einfachhin unmöglich. All das genügt, um die Yamana von einer schweren, falschen Anschuldigung ganz rein zu waschen, die ebensowenig — um das hier einzufügen — ihre beiden Nachbarstämme verdienen.[352]

Bis vor wenigen Jahrzehnten galten die Yamana in der Allgemeinbeurteilung durch die Weißen als eine verachtungswürdige, geistig minderwertige

---

la vida humana es sagrada, que el hecho de que todo pariente de una persona asesinada cree su honor comprometido a vengar su muerte."

[350] So sagt BRIDGES (e): 332: „Den Kannibalismus verabscheuen sie und haben ihn immer verabscheut." SPEGAZZINI (a): 164 beispielsweise berichtet: „En cuanto a la antropofagia, me parece que no la practican, a lo menos al presente, y todos han protestado siempre a mis preguntas referentes a ella." Vgl. OBERG (g): 56.

[351] Er schreibt: „No white man has ever witnessed the act of anthropophagy among any of the Fuegian tribes, while in recent years those who have lived with the natives and come to know them well all agree that the idea of eating human flesh is as repugnant to a Fuegian as to a European."

[352] Eine übersichtliche und durchschlagende Widerlegung hat bereits COOPER: 176 veröffentlicht. ANDREE: 90 und KOCH-GRÜNBERG: 21 haben ohne Kritik die alten Berichte über

und sittlich niedrigstehende Horde.“* Die wenigen günstigen Berichte einiger Seefahrer haben eine Änderung der öffentlichen Meinung nicht entscheidend beeinflussen und durchsetzen können.

2. Die Yamana im Urteil der Neuzeit

Seitdem die englischen Missionare sich auf den Falkland-Inseln zur Christianisierung der Yamana niedergelassen hatten, begann für diese eine tiefgreifende und andauernde Beeinflussung durch das Europäertum. Dahinterhend drangen die Missionare in jene gefürchteten Gegenden vor und die Annäherung an die Gesamtheit jener wenig bekannten Eingeborenen war ihr Ziel. Erst nach ihren ersten Versuchen und unbefriedigenden Erfolgen auf breiterer Grundlage rückten andere Europäer nach, die vor allem von der Aussicht auf wirtschaftlichen Gewinn und auf schnelle Bereicherung an jenes Ende der Welt getrieben wurden. Fast plötzlich sahen sich die Yamana von allen Seiten durch europäische Ankömmlinge bedrängt, sie waren außerstande, sich auf die Dauer deren Einfluß zu entziehen und mußten sich schließlich den Stärkeren ergeben. Mit Recht kennzeichnet man das erste Auftreten der englischen Missionare als den Abschluß der ungestörten indianischen Volkslebens und als den Beginn einer neuen Wendegangen unter fremder Einwirkung, der in einer völligen Auflösung des althergebrachten Stammesgutes sein Ende fand.

a. *Aussagen zuverlässiger Beurteiler*

Mit dem häufigen und andauernden Verkehr zwischen Weißen und Indianern war es von selber gegeben, daß letzteres seitdem besser beobachtet und richtiger eingeschätzt wurden. Demnach ist es überraschend, wie innerhalb kürzester Zeit fast ausschließlich g ü n s t i g e U r t e i l e über die bislang schwer verdächtigten Indianer von einer Seite erflossen, die alle Voraussetzung einwandfreier Aussage erfüllte. Gemeint sind die Missionare, die zwar den gesamten äußeren Kulturbesitz der Eingeborenen als äußerst einfach und sehr armselig schildern, die Träger desselben aber nicht nur als vollwertig betrachten, sondern ihnen sogar günstige Veranlagung und gute Charakter-

---

Anthropophagie war wiederholt, erwähnen aber merkwürdigerweise Banner nicht. Bestimmt haben sich u. a. Bove (4): 298 und Cojazzi: 110 dagegen ausgesprochen. Seiner eigenen Beweisführung gibt Hyades (9): 259 folgende entschiedene Wortfassung: „La question est donc définitivement jugée: il est certain que les Fuégiens ne sont pas anthropophages; quant à leurs voisins, Alakaloef et Ona, rien n'autorise à penser qu'ils aient, ou qu'ils aient été coupables en cannibalisme.“ Weiteres Eingehen lohnt es nicht, da mit alledem der Sachverhalt sichergestellt ist. Demnach behält Rivet (2): 63 recht, daß „although this statement has since been repeatedly disproved, it has some time gained popular credence“.

* Frey Hieron. 146 schreibt: „La cosa yaghan es, a mirar a lo que dicen los misioneros ingleses que la han estudiado, la agrupación más miserable de hombres que hay sobre la superficie de la tierra ...“ Noch Körner können diese Feststellungen „ihre considerable common den sauvages européens les derniers degrés de l'échelle de la civilisation“.

eigenschaften sprechen.“[*] Andere Europäer, die ähnlich gelernt hatten, die Zweckmäßigkeit der indianischen Gebrauchsgegenstände und die Wesensart jener sprachkundigen Naturkinder zu verstehen, schämten sich dem Zeugnisse an, die von Missionaren herrührten. Alle zusammengenommen klingen fast wie eine Ehrenrettung der Yamana, deren Ruf in den zwei verbrungangenen Jahrhunderten fälschlich und ungerecht geschädigt worden war.

Vereint einige Urteile von Missionaren. Mit dem Verlaufe an verschiedenen Missionsstellen wurde die Erfahrung der englischen Missionstätigkeit erhärtet, ohne daß man die östlichen Yamana für den Untergang Allen Gardiner's und seiner Begleiter verantwortlich machen darf. Kaum hatten die ersten Missionare festen Fuß unter jenen Eingeborenen zu fassen vermocht, als, wahrscheinlich veranlaßt durch unklugen Vorgehen des Kapitäns, die grausame Bestrafung des Missionshelfers "Allen Gardiner", allein der Koch angenommen, von den ersteren Indianern am 6. November 1859 ermordet wurde.[**] In der Folgezeit haben sich ähnliche Unfälle nicht mehr wiederholt, vielmehr gestaltete sich das Verhältnis der Eingeborenen zu den Missionaren und damit gleichzeitig zu anderen Europäern von Jahrzehnt zu Jahrzehnt günstiger.

Gewiß, die Klagen der Missionspersonals über manche Unsitten und Charaktereigenschaften ihrer Schutzbefohlenen verstummten nie; daß sie immer berechtigt waren, erlaube ich mir zu bezweifeln. Viel Gutes wird ihnen daneben doch nachgesagt. Beispielsweise erwiesen sie sich unbekannten Fremden gegenüber vertrauensvoll. Als der Katechist Parker zum ersten Male auf Isla Lennox am 22. Oktober 1855 mehrere Eingeborene antraf, behandelten ihn diese zwar zurückhaltend, ließen ihn jedoch in die Hütten nicht eintreten. Der Gattin des Schiffskapitäns wurde dies gestattet und sie erzählte nachher, wie die Indianer bei ihrem Eintreten „were most anxious she should have a comfortable seat, and not be inconvenienced by the smoke. This is another proof of the kindness of their disposition, and that savages though they be, they possess a politeness and amiability which sometimes are not found amongst those who are considered to have advanced to a high state of civilization“ (Parker: 59). Fast gleichzeitig damit hat der Missionsleiter selbst, Rev. Despard, auf einer Fahrt durch das Gebiet der Yamana, einen noch günstigeren Eindruck gewonnen. Er trug am 1. Januar 1859 in sein Tagebuch ein: „We may now say, that during our four week's stay among

[*] Daneben liebt sich eine lange Reihe von Aussprüchen zusammenstellen, die deutlich zu erkennen geben, wie wenig Verständnis die meisten Missionare, trotz langjährigem Verkehrsbetrieb mit den Yamana, für eine richtige und innere Würdigung der geistigen und kulturellen Eigenart dieses Stammes entwickelt haben. Sogar noch im Jahre 1870 empfahlen Bischof Stirling mit einer sehr geringschätzenden Unterlichkeit: „I need not tell you of the degraded and wretched condition of the Fuegian Indians. They are to all intents and purposes without God in the world, and sunk to the lowest state that our humanity can exhibit.“ (SEM. IV, 9, 1870). Man wird durch diese Worte an Bedeutungen Darwin's sehr deutlich erinnert.

[**] Die ausführliche Beschreibung dieses folgenschweren Überfalles hat Parker gegeben.

the Pitchandram, there has been no breach in our unity; and save in the instances mentioned under their dates, no case of dishonesty. We have gone in and out among them, at one time 170 in number, without fear or hesitation. We have gone singly into their woods; we have gone, two with their lives and five. We have left our boat unfastened on their shores; have left our vessel for hours with only "cook" on board, and have had no reason to regret our confidence. I need hardly say, that we never took any weapon with us where we went for defence. Their habits we have watched with repulsion, and their ignorance we have detected with pity, and with many an attempt, not all unsuccessful, to reform the one, and remove the other" (VP: VI, 146; 1859).

Kein einziger der Missionare ist mit den Yanoama so vertraut geworden wie Ehrenreich.[*] Deshalb bemühte er sich (s): 205, die früher ausgegrabenen falschen Gerüchte zu zerstreuen. „Estos naturales han sido siempre mal apreciados y pintados peor de lo que eran. Así, se les dicen que son caníbales, haciéndose hasta perder de ellos que son más cariñosos que semblantes." Wie unermüdlich er sich unter ihnen gebogen wußte, gibt er (s): 333 zusammen mit: „Mit zwei Kanoebüchsen überwachte ich den Wurf im Jahre 1871 [d. h. die Missionsstation in Urbania], und schlugen wir unsere Residenz in Ulmenen auf, die wir selbst errichteten.... Mit keiner anderen Gewalt, als derjenigen der moralischen Überredung und der Gewöhnung an Arbeit ist es uns möglich gewesen, diese 13 Jahre in vollkommener Sicherheit unter ihnen zu leben, obwohl an Zeiten drei bis vierhundert Personen zugleich in Urbania gewesen sind, und es drei Jahre hindurch von einigen siebenhundert verschiedenen Personen besucht wird."

Als Ehrenreich den Versuch machte, die erste Missionsstätte im eigentlichen Bereiche der Yanoama zu gründen und einzurichten, bildete er als einziger Europäer viele Wochen im Urbania inmitten dieser Eingeborenen und berichtet am 28. Februar 1869 (MM: III, 102; 1869) voller *Begeisterung*, daß er von ihnen wieder liebevoll mit Indianer wäre. Weitere *Ergebnisse* aus der Feder anderer Missionare erübrigen sich. Nur sei noch angefügt, daß der jetzt [illegible]ige[*] Rev. John Lowrance, der seit 1869 im Urwalde weilt, noch weit mehr mit seiner Wertschätzung von den Yanoama spricht, ohne deren Schwächen und Fehler zu verkennen.

Nicht nur sich widerwend auf die Meinung der Missionare, sondern selbst von der unvoreingenommenen Beobachtung her nähern sich auch wissenschaftliche Reisende zu günstiger Beurteilung der Yanoama vorgefühlt. Manches dieser unwillkürlich auf jeden europäischen Besucher einen erschreckenden, zumeist wider-

[*] Nicht nur in seinen vielen Missionsbriefen kommt diese Vorliebe zum Ausdruck, er bekräftigte sie auch durch konkretere Worte: „Diesen Stamm kennen wir sehr genau, da wir mit ihm seit 1868 gelebt haben (S. 139). In diesen Jahren wurden mehrere Familien zum Christentum von der Station [illegible] auch der Gruppe [illegible] in den Schuldungsgruppe gebracht, wo die [illegible] Missionsgesellschaft ihre erste Station errichtete. In wenigen Jahren wurde [illegible] schwierige Sprache erlernt" (Ehrenreich: [illegible]).

lichen Eindruck,[60] trotzdem erkannte beispielsweise Lesson (b): 131 ihre gutmütige Gesinnung: „Non è vero che siano cattivi, che siano antropofaghi; anzi, usando con quei selvaggi maniere umane, li abbiamo trovati tutti buoni." Gleichzeitig äußerte sich Byron, allerdings nur über eine kleinere Gruppe, im nämlichen Sinne: „The inhabitants of Woodyhiis unfortunately do not enjoy a very good reputation; they number about forty, and are considered the most turbulent people of the Beagle Channel. But my experience was quite the contrary. I believe however, I gained them over by means of the influence of Ocuca, a Woman of uncommon intelligence. I shall always hold this good fellow in kindly remembrance" (BB): XVII, 262; 1883).

Um die Bedeutung solch freundlicher Bekundungen richtig einzuschätzen, muß man sich vergegenwärtigen, daß in damaliger Zeit die fabelhaften von Darwin aufgestellten Anschuldigungen in weiteren Kreisen als unumstößliche Wahrheit galten. Erst Byron (c): 139 „widerspricht mit Entschiedenheit den Angaben Darwin's über die Anwohner von Agua (Passaway Sound der Hoste Insel), welche letzterer als barbarisch beschreibt: als Byron zu ihnen kam, wurden gerade einige Kriegsgefangene freigegeben und zwei der allerältesten streckten die Hand nach dem Branntwein aus. Die Beschuldigung der Menschenfresserei und schlechten Behandlung der Gefangenen, welche der große Naturforscher gegen sie ausgesprochen, findet Byron ebenso unbegründet wie so manche ähnliche Beschuldigung, die bei näherer Untersuchung sich in ein Nichts auflöst."

Seit Ende der siebziger Jahre bemühte sich der Admiral Sullivan, ein begeisterter Förderer der South American Missionary Society und aufrichtiger Freund Darwin's, sogar diesen selbst von der mißbräuchlichen Beurteilung der Feuerländer und des missionarischen Wirkens unter ihnen abzubringen. Schließlich gelang ihm das und Darwin hatte so viel Wahrheitsliebe, unter dem Zwange der richtig erkannten Wirklichkeit seinen früheren Irrtum vorbehaltlos einzugestehen.[60] Seine Sinnesänderung gegenüber den Feuerländern drang in der Weltmeinung nur langsam durch. Demnach muß es fast als verspätet hingestellt werden, daß von anderer Seite damals Darwin's falsche Ansicht zurückgewiesen wurde. Wie kaum anders zu erwarten, wurde die wahrheitsgetreue Schilderung keineswegs begeistert aufgenommen; denn manchen Kreisen war es höchst unerwünscht, von liebgewonnenen Gedankengängen abgebracht zu müssen. Auch hat Darwin die Änderung seiner Ansicht über die Feuerländer während seiner letzten Lebensjahre nicht in solch wirksamer Form einer sehr breiten Leserwelt zugänglich gemacht, wie seine

---

[60] Bemerkenswert hat Spencer: II das abermals begründet: „Living then, 'destitute and naked in a land of frosts and freezing storms', one need not wonder that even miserable observers believed the Yahgan 'the most miserable specimen of humanity to be found on earth'".

[60] Nachdrücklich sei auf die "Interesting Remarks" als Anhang zu MN: XVIII, 26; 1881, und auf Spencer: Darwin's Urteil über die Feuerländer, "Kosmos", Bd. VI, Heft 4, Stuttgart 1880, hingewiesen.

17*

ersten Eindrücke im jugendlichen Alter. Daraus erklärt es sich, daß die von ihm selber ausgegangene Überzeugung jener Indianer sich nur schwerfällig den Weg in die Öffentlichkeit bahnte. Um so erforderlicher ist es, daß andere Reisende selbständig mit den Unzuträglichkeiten der früheren Zeit aufgeräumt haben.

Am gründlichsten taten dies die Mitglieder der Mission Senfftenau. Restlos hat Hranek (q): 257 den falschen Vorwurf wegen vermeintlicher Menschenfresserei beseitigt; die von anderen, vorwiegend von Pete-Bar geschilderte unwürdige Stellung und starke Arbeitsüberlastung der Frau beurteilt nach seiner Meinung (q): 371 nichts; endlich beweist er durch die ausführliche Schilderung vieler Einrichtungen und Gebräuche die dauernde verwandtschaftliche Denkungsart und gesellschaftliche Handlungsweise der Feuerländer. Von der etwas kürzeren Abhandlung Martrat's: 184—229 gilt das Gleiche. Bei genauem Zusehen erkennt man, daß seit geraumer Zeit die europäischen Besucher ein größeres Verständnis für die Eigenarten der Eingeborenen zu erkennen geben und daß dadurch allein diese letzteren in ein günstigeres Licht der Beurteilung rücken.

Vielleicht wendet jemand gegen diese Deutung ein, daß die wirkliche Ursache der verbesserten Verhältnisse auf das Wirken der Missionare zurückzuführen sei. Wiederholt liest man, beispielsweise bei Martrat: 220, von „influence favorable de la mission sur les Fuegiens".[*] Selbstverständlich sind es die Missionare selber, die oft und oft auf die Fortschritte der Indianer in der Annäherung an die europäische Zivilisation hinweisen und dafür Belege aus der unmittelbaren Beobachtung beibringen. Manche Schilderungen erwecken sogar den Eindruck, als ob wahre Gesittung und vollwertiges Menschentum den Feuerländern erst durch die Mission vermittelt worden sei. Demnach stehe ich all diesen Behauptungen mit Vorbehalt gegenüber und will kurz beweisen, welch große Absurdität gemacht werden müßten. Nicht im geringsten sollen dadurch die besten Absichten und die Arbeitsleistung der Missionare geschmälert werden.

Zweifelsohne wurden die seinerzeit auf der Missionsstation ansässigen Personen äußerlich umgewandelt.[**] Sie legten sich europäische Kleider an und wurden zu körperlicher Reinlichkeit verpflichtet. In Uebereinstimmung mit den Missionaren bemühten sie sich sogar, freie Blickkontakte zu vermeiden, richteten die Augen auf, besonders dann, wenn sie andere Yaganes-Familien in ihre ursprüngliche Seinsweise beobachteten und den Gegensatz zwischen

---

[*] Cet accroissement de bien-être matériel, d'instruction religieuse, il donne une indigène une éducation graduellement supérieure, capable de les influencer plus que ne pourraient le faire les visites éloignées d'une religieuse."

[**] Von den neun Halbig Personen, die im Laufe der Zeit auch ihre Kinder gebracht worden waren, sagt Martrat: 220, daß sie „y furent mis par bandelettes sous la civilisation". Das heißt allgemein nur ein äußerliches Eingewöhnen in europäische Lebensweise, denn tatsächlich dieser Landsleute Sitten nie bekämpft in die weiße Gesellschaft zurück. Ein überzeugendes Beispiel dafür ist Jemmy Button (S. 316).

hier und dort [illegible] konnten.[**] Die Erziehungsweise der Mädchen änderte sich der heutigen angepaßt; alle mußten sich mehr oder weniger einer bestimmten Tagesordnung fügen, an der das Beten, der Schulunterricht, das Handwerk und für die Kinder das Schlafen in einem gemeinschaftlichen großen Raume gehörte. Die Männer lernten mit europäischen Handwerkszeugen und Maschinen umgehen, Keller und Schacht pflegen, sogar kleine Gärten bestellen; den Frauen zeigte man das Nähen und Flicken, das Zubereiten von Nahrungsmitteln und Gemüsen, sogar das Handhaben eines einfachen Ofens.

Sind nun durch all diese Neuerungen die Eingeborenen wirklich auf eine höhere Stufe der Gesittung erhoben, sind sie äußerlich und innerlich [illegible] worden? Ganz allgemein gesagt: Nein! Denn die europäische Kleidungsweise und Kleidung, der Aufenthalt während des Tages und bei der Nacht in den großen Räumen hat dem körperlichen Befinden geschadet und ihre Gesundheit geschädigt. Freigebenste Hütten können ihnen nur für wenige Wochen des Jahres ein angenehmeres Wohnen bieten, wenn sie sich einen Einzelnen zu errichten imstande sind. Begehrliches kennen sie an ihrem Leben nur wenige Werkzeuge zu benutzen, die von Europäern zu ihnen hingebracht werden. Gewehr, Eisenpfeile und Streithämmer bedeuten eine fühlbare Erleichterung für alle ihnen bisher den Feuerländern selbst nicht vollkommen. Statt dessen haben sie den noch gewissen Nutzen [illegible] eingebüßt. Denn es wurde unmöglich im Bereiche seiner früheren Gebrauchsgegenstände und Waffen, einige Zeitlang es wirklich überhaupt nicht mehr an. Gleichzeitig verlor es die zusammengesetzte Geschicklichkeit und Sicherheit, die ihm bei Anwendung derselben eigen war. Schließlich ging die Handwerkskunst — wenn man sich so ausdrücken darf — überhaupt verloren. Der Hinweis auf die Kunst des Kajakbauens allein soll genügen, um in Erinnerung zu bringen, welcher Leistungen der Yamana fähig war.[***] Von seinem übrigen gegenständlichen Besitz sagt Lista-Documento 159 treffend: „Todos los objetos usual d'une extrême simplicité." Die ehedem beliebten Jagdvertiefungen wurden nicht mehr angewendet, körperliche Gewandtheit entartete in geradezu lächerliche Schwerfälligkeit, selbständiges Wagnen und Sich, an dem die Jagd auf dem Wasser und auf dem Lande herangeführt hatte, fand nur Entfaltung nur noch ein [illegible] Feld. Ein unerhörter Erfahrungsverlust hat der missionarische Einfluß binnen wenigen Jahrzehnten

[**] Viele Lücken weisen Berichte über die Erziehung der jüngeren Kinder, die den eingeführten Schulen Eltern und seine Gattin auf das gewisse haben. Ebenso ist [illegible] seine darauf hin, daß bei seiner Anwesenheit in jener Gegenden die Bewohner des südlichen Kap Horn-Archipels noch keine [illegible] Waffen gebrauchen hatten, während „in manchen [illegible] Dörfer manche [illegible] an einem [illegible] Tage, ohne bei [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

richtungen? Wenn er (ib. 386) es als Mangel anrechnet, daß „le sentiment religieux était nul chez ces indigènes", so hat er objektiv mit dieser Behauptung wohl Recht, aber seine subjektive Beobachtung war falsch. Schließlich verschweigt er nicht, wie leicht, von innerem Drange getrieben, jede Familie sich nach längerem Verweilen auf der Missionsstation von der aufgezwungenen europäischen Art wieder trennt, um zum freien Leben nach altem Brauch zurückzukehren,[99] das, weil naturhaft, auch ohne die scheinbaren Annehmlichkeiten der Zivilisation sie vollauf beglückt.

Hat die anglikanische Mission wirklich unsere Indianer auf eine höhere Kulturstufe erhoben, hat sie jene Menschen mehr geläutert gemacht und innerlich bereichert? Wenn man unvoreingenommen urteilt, sind es fast nur augenfällige, rein äußere Neuerungen, wie Kleidung und Gerätschaften, die von den Missionaren eingeführt worden sind; daß auch eine innere Umgestaltung der Allgemeinheit erfolgt wäre, ist nicht erweisbar. Etwas, das über diese Feststellung hinausreichen würde, ist nicht einmal den Worten des Bischofs Stirling zu entnehmen, der am 12. Februar 1894 von Ushuaia aus schrieb: „The change from what the Indians were to what they are is, Mr. Figuz [ein dort wohnhafter Kaufmann] says, remarkable. They are, as a rule, honest and trustworthy, and not given to violence; but latterly, through the evil influence of the miners, have been given to drink, the women not excepted" (MM: XXVIII, 70; 1894). Was Martial: 117 von den Bewohnern der sechs Hütten sagte, die er Ende Januar 1883 in Bahía Yendegaia angetroffen hat, nämlich daß „ils paraissent doux et inoffensifs", verdient mit Recht auf die Allgemeinheit angewendet zu werden. Gegen die bereits sprichwörtlich gewordene „Inferiorität" der Yamana erhebt sich Moreno (d): 577 und behauptet: „I have known personally the two individuals [eine Yamana und ein Halakwulup] who have been photographed and can state certainly that they do not in any way answer to the popular idea of the inferiority of these races ... This apparent inferiority is due to the land environment in which they obtain their foot."

Das engere, häufigere Zusammensein der Europäer mit den Yamana hat jenen die tiefere Einsicht in ihre Kulturverhältnisse und geistige Veranlagung vermittelt. Die daraus schöpfende Beurteilung fiel genauer und wahrheitsgetreu, deshalb günstig für die so lange verkannten Feuerländer aus.

β. *Rettungsdienste der Yamana*

Seit Mitte des letzten Jahrhunderts verkehrten europäische Schiffe häufiger in jenen südlichen Gewässern. Das trug dazu bei, daß die Eingeborenen

---

[99] Hyades (q): 387 bekennt offen: „Même ceux qui ont habité plusieurs années cette mission, qui y ont vécu comme des agriculteurs presque civilisés, finissent souvent par abandonner cette existence régulière pour retourner à leur pirogue, à leur vie errante et indépendante, en reprenant leur mœurs primitives sans que rien dans leur attitude puisse décéler leur contact prolongé avec la civilisation."

sich allmählich an das Auftreten der Fremdlinge gewöhnten und sich diesen weniger feindlich gegenüberstellten. Die Anwesenheit der Missionare, die mit vielen Familien engste Beziehungen angeknüpft hätten, halfen am meisten dabei mit.

Diese im Urteile der Feuerländer vollzogene Änderung duldete seitdem nicht nur nicht die weißen Seeleute, sondern ging bei Schiffsunglücken zu hilfsbereiter Tat über. Mehrere Mitteilungen liegen darüber vor. Als die Schiffbrüchigen der Fregatte "Oracle" am 7. März 1883 die Isla Herschell, nördlich der Isla de Hornos, erreicht hatten, sahen sie sich bald von Eingeborenen umringt. Dominguez: 142 versicherte: „Esta pobre gente ... mostraron por los náufragos la mejor voluntad." Wenige Monate später ereignete sich ein anderer Unfall, über den Barnes am 25. Juli 1883 (MM: XVII, 271; 1883) berichtet. Auf dem deutschen Kohlenschiffe "Erwin" war Feuer ausgebrochen, welches auf einen großen Teil der Ladung übergriff. Nahe dem Kap Hoorn verlor die Mannschaft die Fahrtrichtung, verpaßte in der weiten Bahia Nassau die Einfahrt in die Augustura Murray und fuhr um das ausgedehnte Ostufer der Isla Navarino herum. „Afraid of the natives they did not like to land, though they suffered very much ... They also picked up with a native who piloted them into Ushuaia. During the boat journey of eight days they only landed three times from fear of the natives." Am wirksamsten wurden diese Seeleute eines Besseren eben dadurch belehrt, daß ein Indianer aus freier Selbstentschließung sie sicher nach Ushuaia zur Missionsstation führte.[370] Übereinstimmend damit bestätigt Dabbene (b): 199, daß diese Eingeborenen [illegible] más de una ocasión han socorrido a náufragos cuyo buque había sido arrojado sobre los escollos de sus islas."[371]

Belehrt durch Enttäuschungen und Ungerechtigkeiten, die sie von seiten der Europäer immer wieder erfahren hatten und aushalten mußten, zeigten sie sich diesen gegenüber zurückhaltend und argwöhnisch. Das früher bis zur Aufdringlichkeit gesteigerte freudige "*Yamaskuna*" oder "*Pescheräh*" hatten sie sich längst abgewöhnt und sie rechneten nicht mehr auf Geschenke. Ihre angeborene Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft verpflichtete sie trotzdem, den in Seenot geratenen Weißen beizustehen. Rührend ist es, wenn man erfährt, was diese einst so "gefürchteten Wilden" für die Mannschaft der verunglückten "San Rafael" getan haben. R. J. Stirson berichtet (MM:

---

[370] Auch Hyades (j): 166 hatte erfahren, daß „l'équipage d'un navire allemand, qui avait pris feu en pleine mer au large du cap Horn, et qui cherchait à gagner le canal du Beagle dans ces embarcations, a été conduit jusqu'à la mission anglaise par un Fuégien, qui, spontanément, a offert son capitaine de le piloter".

[371] Wie menschenfreundlich sogar die Selk'nam und Haus sich der Schiffbrüchigen, die an ihre Küsten geworfen wurden, annahmen, ist in Bd. I, 150 geschildert worden. Ein Beispiel für mehrere. Der "Mercurio" von Valparaiso veröffentlichte am 4. Juli 1869 den Untergang des nordamerikanischen Schiffes "Dreadnought" am Cabo Peñas auf dem Ostufer der Isla Grande und berichtet von den vierzehn Leuten der Mannschaft: „The Indians treated them well, not offering them the slightest violence" und zwar durch siebenzehn Tage. (Vgl. hierzu MM: III, 178; 1869).

XVI, 237; 1882): „The poor crew were most tenderly cared for by the Fuegians, two of whom went sixty miles and brought the Rev. THOMAS BRIDGES to see the poor dead white men and bury them. Not a single article was stolen from the wrecked mariners, and the utmost humanity was displayed. Our beloved Queen was so much struck by the circumstances that she sent a message and presents to the kind-hearted natives that had thus cared for her poor sailors."

Wie wenig es in der Absicht dieser Indianer lag, die Europäer zu berauben, ersieht man aus dem, was Kapitän WILLIS anläßlich eines Schiffsunglückes mitteilte. Anfang 1876 war bei Indian Cove ein Segler gekentert, weswegen er persönlich bald danach diese Stelle besuchte. Schiffstrümmer und neun Leichen waren ans Land geschwemmt worden. Von den Eingeborenen sagte er: „They did not take anything of the corpses, and on relating what they saw to their fellows, tears fell from their eyes, while their hearts bled for the woes which befel the white men" (MM: X, 221; 1876). Sogar aufrichtiges Mitleid empfanden die Indianer über das Unglück der weißen Seeleute.

Gegenüber den Erlebnissen der Seefahrer aus früherer Zeit haben sich anscheinend im äußeren Benehmen der Eingeborenen durchgreifende Änderungen vollzogen. Die günstigen Urteile häuften sich neuerstens, so daß auf den englischen Seekarten der besondere Hinweis zur Beruhigung der Schiffahrer eingetragen wurde, sie hätten von den Indianern nichts mehr zu befürchten.[372]

Ob nun der Wandel im Verhalten der Yamana den Weißen gegenüber wirklich auch auf eine Änderung ihrer Gesinnung zurückzuführen ist, mag dahingestellt sein und wird sich wohl nicht mehr erweisen lassen; man kennt eben zu wenig die Umstände, die in der ersten Zeit den Angriff auf die Mannschaft der "Nassauischen Flotte" (S. 51) und einzelner anderer Schiffe verursacht haben. Will man aber zumindest zu einem g e r e c h t e n U r t e i l kommen, darf man nicht aus dem Auge verlieren, welch grobe Übergriffe die Europäer selber sich an den ahnungslosen Indianern erlaubt hatten, wodurch letztere zu Racheakten und zur Selbstverteidigung getrieben wurden.[373] Aus genauer Kenntnis der Verhältnisse heraus erklärte der Kapitän

---

[372] Er lautet (nach MM: XXII, 55; 1886): „Notice to Mariners: The Mission station Ooshooia, is established on the North shore of Beagle Channel, and which may be used as a place of refuge and relief to mariners shipwrecked in the vicinity of Cape Horn.

Mr. BRIDGES reports in August 1883 that the natives of Ponsonby Sound may be as safely trusted as those of other parts, and that they would be ready to pilot any shipwrecked men to Ooshooia; further, that a great change has been effected in the character of the natives generally, and that the Yahgan natives from Cape San Diego to Cape Horn, and thence round to Beechnock Peninsula, can be trusted. By command of their Lordships, FRED J. EVANS, Hydrographer. Hydrographic Office, Admiralty, London, January 12, 1884."

[373] Kürzlich hat LOTHROP (b): 11 ebenfalls hervorgehoben: „What provoked these attacks is a secret interred with their victims. Early voyagers habitually kidnapped natives to serve as pilots and thus aroused merited resentment."

Wilkes am 25. Mai 1876 in furchtloser Unparteilichkeit: „Sailors have been killed, but in most cases have been the aggressors, or have been killed in revenge, as all heathens avenge the deaths or injury of their countrymen. We have heard of some sealing men being killed by Indians near the Fury Islands, but the reason was they interfered with their women" (MM: X, 223: 1876).

An den sicher erwiesenen, sehr seltenen Überfällen auf fremde Schiffe und europäische Mannschaften tragen sicherlich die Yamana nicht allein alle Schuld. Wie wahr das ist, beweist eben ihr menschenfreundliches und selbstloses Bemühen um Schiffbrüchige.

3. Einige Yamana in Europa

Eine üble Gewohnheit der Seefahrer früherer Jahrhunderte war es, aus dieser oder jener Eingeborenensiedlung eine Person gewaltsam nach Europa zu verschleppen; sie wollten den eigenen Landsleuten das seltene und seltsame Schauspiel eines andersfarbigen Wilden bieten. Sarmiento de Gamboa, der als erster Europäer die Feuerländer zu Gesicht bekommen hat, ist ebensowenig zurückgeschreckt, schon gleich einen Menschenfang zu versuchen (Bd. I, 25). Andere und zwar bestgemeinte Absichten hegte Fitz-Roy der im Jahre 1830 vier jugendliche Yamana nach England mitführte. Wie er einen solchen Eingriff in das Recht auf freie Selbstbestimmung, die auch jedem Indianer zusteht, rechtfertigt, ist seine Angelegenheit. Manches Gute ist jenen vier Feuerländern zweifelsohne zuteil geworden. Aus ihrer Reise erwuchs später den Missionaren in den schweren Sorgen der beginnenden Fühlungnahme mit den Eingeborenen ein unschätzbarer Vorteil. Ein schnelleres Eindringen des Europäertums in jenen Volksstamm wurde vorbereitet, die Entwicklung der anglikanischen Mission auf ein sicheres Gelcis gebracht und das Schicksal der Yamana selber in ihrer Heimat folgenschwer bestimmt. Diese Erwägungen rechtfertigen es, die Geschichte jener vier Indianer ausführlich abzuhandeln; sie erzählt auch einen Teil der ersten Missionsversuche.[274]

Unterhaltend ist es zu erfahren, wie Fitz-Roy jene jugendlichen Yamana unter seine Obhut nahm. Damals, auf der ersten Reise der englischen Schiffe "Beagle" und "Adventure", war Kapitän King der Befehlshaber der gesamten Flotte und Fitz-Roy mit seinem Schiffe ihm unterstellt. Er (a): 4 berichtet seinem Vorgesetzten am 12. September 1830 in Form einer dienstlichen Angelegenheit, „that there are now on board of his Majesty's sloop, under my command, four natives of Tierra del Fuego. Their names and estimated ages are York Minster ... 26, Boat Memory ... 20, James Button ... 14, Fuegia Basket (a girl) ... 9 [years].

[274] Den breiten Originalbericht kürze ich nur insoweit, als die Schilderung des Schicksals jener vier Yamana keine Unterbrechung erleidet. Andere Mitteilungen werden ausgeschaltet, um diesen Abschnitt nicht zu überlasten.

I have maintained them entirely at my own expense, and hold myself responsible for their comfort while away from, and for their safe return to their own country; and I have now to request that, as senior officer of the Expedition, you will consider of the possibility of some public advantage being derived from this circumstance. I am now to account for my having these Fuegians on board, and to explain my future views with respect to them.

In February last, the "Beagle" being moored in 'Townshend Harbour', on the south-west coast of Tierra del Fuego, I sent Mr. MATTHEW MURRAY (master), with six men, in a whale-boat, to Cape Desolation ... Mr. MURRAY reached the place and secured his party and the boat in a cove near the cape: but during a very dark night, some Fuegians, whose vicinity was not at all suspected, approached with the dexterous cunning peculiar to savages and stole the boat. Thus deprived of the means for returning to the "Beagle", and unable to make their situation known, Mr. MURRAY and his party formed a sort of canoe, or rather basket, with the branches of trees and part of their way back to the "Beagle", by his directions. Assistance was immediately given to the master and the other men, and a chase for our lost boat was begun, which lasted many days, but was unsuccessful in its object, although much of the lost boat's gear was found, and the women and children of the families from whom it was recovered, were brought on board as hostages. The men, excepting one[373] of them, escaped from us, or were absent in our missing boat.

At the end of February the "Beagle" anchored in Christmas Sound; but before this time all our prisoners had escaped, except three little girls, two of whom we restored to their own tribe, near 'Whale-boat-Sound', and the other is now on board.[374] From the first canoe seen in Christmas Sound, one man was taken as a hostage for the recovery of our boat, and to become an interpreter and guide.[375] He came to us with little reluctance, and appeared unconcerned. A few days afterwards, traces of our boat were found at some wigwams on an island in Christmas Sound, and from the families inhabiting those wigwams I took another young man, for the same purpose as that above-mentioned. No useful information respecting our lost boat was, however, gained from them ... Some time afterwards, accidentally meeting three canoes, when away in my boat exploring the Beagle Channel, I prevailed on their occupants to put one of the party, a stout boy, into my boat, and in return I gave them beads, buttons,[376] and other trifles. Whether they intended that he should remain with us permanently, I do not know; but they seemed contented with the singular bargain. We pulled on along.

---

[373] Man nannte ihn BOAT MEMORY, um eine Erinnerung an den Verlust des Walfischbootes zu schaffen (S. 82). Er ist im November 1830 in London gestorben.

[374] Dieses etwa neunjährige Mädchen wurde FUEGIA BASKET benannt (S. 81).

[375] Ihm gab man den Namen YORK MINSTER (S. 81).

[376] Deswegen erhielt dieser Bursche den Namen JAMES (JEMMY) BUTTON (S. 86).

When about to depart from the Fuegian coast, I decided to keep these four natives on board, for they appeared to be quite cheerful and contented with their situation; and I thought that many good effects might be the consequence of their living a short time in England. They have lived, and have been clothed like the seamen, and are now, and have been always, in excellent health and very happy. They understand why they were taken, and look forward with pleasure to seeing our country, as well as to returning to their own.

Should not his Majesty's Government direct otherwise, I shall procure for these people a suitable education, and, after two or three years, shall send or take them back to their country, with as large a stock as I can collect of those articles most useful to them, and most likely to improve the condition of their country-men, who are now scarcely superior to the brute creation."

Dieses dienstliche, inhaltlich klare Gesuch leitete der Befehlshaber King an die Admiralität weiter. Die unverzügliche Antwort war in dem Sinne gehalten, daß die persönlichen Bemühungen Fitz-Roy's nicht nur nicht behindert, sondern auch von der höchsten Marinebehörde gefördert werden würden; sie wolle „afford him any facilities towards maintaining and educating them in England, and will give them a passage home again".

Mit überzeugtem Ernste und mit rechtschaffener Mannestreue erfüllte Fitz-Roy (a): 7 die schwierigen Pflichten, die er gegenüber den aus der Heimat entführten Yamana übernommen hatte. Er war ein Mann von Erfahrung, daher seine klugen Verfügungen: „I was, of course, anxious to protect the Fuegians, as far as possible, from the contagion of any of those disorders, sometimes prevalent, and which unhappily have so often proved fatal to the aboriginal natives of distant countries when brought to Europe; and immediately after our arrival in England, they landed with me, after dark, and were taken to comfortable, airy lodgings, where, next day, they were vaccinated, for the second time. Two days afterwards they were carried a few miles into the country, to a quiet farm-house, where I hoped they would enjoy more freedom and fresh air, and, at the same time, incur less risk of contagion than in a populous sea-port town."

Trotz sorgfältiger Pflege erkrankte schon Anfang November der etwa zwanzigjährige Boat Memory und „the symptoms of his disorder were like those of the small-pox". Auf Anraten der Ärzte und mit Erlaubnis der Admiralität wurden sämtliche Yamana in das gut geleitete Naval Hospital zu Plymouth gebracht, wo man ihnen ausgesuchte Pflege zuteil werden ließ. Trotzdem erlag Boat Memory seiner Krankheit noch im November 1830.

Wegen dienstlicher Verpflichtungen hatte sich Fitz-Roy für kurze Zeit aus London entfernen müssen. Unaufhörlich indes gedachte er seiner feuerländischen Schützlinge und schreibt (a): 9: „I had hardly reached London, when a letter from Dr. Dickson informed me of the untimely fate of Boat

Murray. He had been vaccinated four different times; but the three first operations had failed, and the last has just taken effect, when the disease showed itself. It was thought that the fatal contagion must have attacked him previously." Er widmet ihm eine schöne Charakterzeichnung: „This poor fellow was a very great favourite with all who knew him, as well as with myself. He had a good disposition, very good abilities, and though born a savage, had a pleasing, intelligent appearance. He was quite an exception to the general character of the Fuegians, having good features and a well-proportioned frame. It may readily be supposed that this was a severe blow to me, for I was deeply sensible of the responsibility which had been incurred; and however unintentionally, could not but fell how much I was implicated in shortening his existence."

Glücklicherweise verschonte die Ansteckung die drei anderen Yamana, die noch einige Zeit im Hospital verblieben. Frrz-Roy dachte weiter; denn er „was anxious that no time should be lost in arranging a plan for their education and maintenance" und ließ sie schließlich in einer Kutsche zu Rev. Joseph Wigram nach Walthamstow bringen, unter Aufsicht des Mr. Murray, des bekannten Maat der "Beagle". Wie dieser beobachtete, waren die seltsamen Ankömmlinge „much pleased with the rooms prepared for them at Walthamstow; and the schoolmaster and his wife were equally pleased to find the future inmates of their house very well disposed, quiet, and cleanly people; instead of fierce and dirty savages."

In Walthamstow blieben sie von Dezember 1830 bis Oktober 1831. Während der ganzen Zeit wurden sie gepflegt „with the utmost kindness by the benevolent men whose names I have mentioned; by their families, and by many others in the neighbourhood, as well as casual visitors.

The attention of their instructor was directed to teaching them English, and the plainer truths of Christianity, as the first object; and the use of common tools, a slight acquaintance with husbandry, gardening, and mechanism, as the second. Considerable progress was made by the boy and girl; but the man was hard to teach, except mechanically. He took interest in smith's or carpenter's work, and paid attention to what he saw and heard about animals; but he reluctantly assisted in garden work, and had a great dislike to learning to read. By degrees, a good many words of their own languages were collected (the boy's differed from that of the man and the girl) and some interesting information was acquired, respecting their own native habits and ideas. They gave no particular trouble; were very healthy; and the two younger ones became great favourites wherever they were known." Sogar ins englische Königshaus wurden sie im Sommer 1831 geladen und erhielten hier allerhand Geschenke.

Da vorübergehend von der britischen Admiralität der Plan erwogen wurde, die Erforschung der Kap Hoorn-Gegend nicht weiterzuführen, fühlte sich Fitz-Roy verpflichtet, persönlich die jungen Feuerländer auf einem passenden Schiffe in ihre Heimat zu begleiten; ihm schien es unverantwort-

lich, sie einer anderen noch so zuverlässigen Person anzuvertrauen.[379] Kaum hatte er mit einem Privatunternehmer[380] seine endgültigen Abmachungen über die Fahrt ins Yamana-Gebiet getroffen, als die Admiralität ihn wissen ließ, er möchte sich bereithalten, um abermals dorthin als Kommandant der "Chanticleer" zurückzufahren. Gleichzeitig bot sich Wilson in Walthamstow an, den heimreisenden Feuerländern zwei freiwillige Begleiter mitzugeben, „in order to attempt to teach them such useful arts as may be thought suited to their gradual civilization". Er fügte hinzu, daß „a subscription has been set on foot by gentlemen who are extremely desirous that this opportunity of extending the benefits of civilization should not be lost". Ein gleichzeitiges Schreiben der britischen Admiralität erlaubte, daß auf dem Marineschiffe nicht nur die drei Feuerländer, sondern auch zwei Begleiter befördert werden dürften. Die andere Verfügung wurde dahin abgeändert, daß die "Beagle" selber nach einer gründlichen Ausbesserung die Fahrt machen sollte (S. 88).

Schnell hatte Fitz-Roy daraufhin seine Entschließungen getroffen. Zwei geeignete Begleiter zu finden war nicht leicht, einer konnte bis zur Abfahrt der "Beagle" von Mr. Wilson bereitgestellt werden. Als noch im Oktober die drei Yamana von Walthamstow nach Plymouth kamen, „not a few boats were required to transport to our ship the large cargo of clothes, tools, crockery-ware, books, and various things which the families at Walthamstow and other kind-hearted persons had given. In the small hold of the "Beagle", it was not easy to find places for the stowage of so many extra stores ... Instructions were given, by the Secretary of the Church Missionary Society, to the young man[381] who wished to accompany the Fuegians" (Fitz-Roy [a]: 15).

Im Dezember 1831 verließ die "Beagle" abermals England. Die drei Feuerländer überstanden die lange Seefahrt gut. Nach kurzem Zusammentreffen mit einigen Haus-Indianern in Bahia Buen Suceso erreichten sie Bahia Windhond am 15. Januar 1833, konnten aber erst in der Goree Road am Südostufer der Isla Navarino vor Anker gehen. „Here, to my surprise, York Minster told me that he would rather live with Jemmy Button in the

---

[379] In einem Gesuch vom 23. Mai 1831 an die britische Admiralität weist er darauf hin, daß die drei Eingeborenen bereits vierzehn Monate von ihm abhängig wären und daß bis zur Rückkehr in ihre Heimat mindestens weitere fünf Monate verstreichen würden; sie erwarteten zur nächsten Sommerszeit (d. h. gegen Ende des Jahres) daheim zu sein „and should they be disappointed, I fear that discontent and disease may be the consequence". Er erbat sich einen Urlaub von zwölf Monaten, der ihm im Juni zugestanden wurde; denn er wollte auf eigene Kosten seine Schützlinge in die ferne Heimat begleiten (Fitz-Roy [b]: 90).

[380] Er (b): 90 nennt einen gewissen "Mr. Maughan, a ship-owner, of London" und druckt die vertragliche Vereinbarung ab.

[381] Ein gewisser Matthews, der vor der Ausreise allerhand an Ausrüstung und Gerätschaften, sowie Anweisungen über seine späteren Arbeiten und sein Verhalten gegen die Eingeborenen mitbekommen hatte (Fitz-Roy [b]: 93–97).

Tekeenica country then go to his own people. This was a complete change in his ideas, and I was very glad of it; because it might be far better that the three, York, Jemmy and Fuegia, should settle together. I little thought how deep a scheme master York had in contemplation.[209] Having moored the "Beagle" in security, I set out with four boats, carrying Matthews and the Fuegians, with all the stock of useful things which had been given to them in England.[210]

My intention was to go round the north-east part of Navarin Island, along the eastern arm of the Beagle Channel, through Murray Narrow, to the spot which Jemmy called his country: there establish the Fuegians with Matthews: — leave them for a time, while I continued my route westward to explore the western arms of the Channel, and part of Whalebost Sound: and at my return thence decide whether Matthews should be left among the natives for a longer period or return with me to the "Beagle"." (Fitz-Roy [a]: 127).

Genau nach diesem Plane kamen die Boote am 20. Januar 1833 in die Nähe der Angostura Murray. Hier sollten die drei Europabesucher die ersten ihrer L a n d s l e u t e w i e d e r s e h e n. „Several natives were seen in this day's pull; but as Jemmy told us they were not his friends, and often made war upon his people, we held very little intercourse with them. York laughed heartily at the first we saw, calling them large monkeys; and Jemmy assured us they were not all like his people, who were very good and very clean. Fuegia was shocked and ashamed; she hid herself, and would not look at them a second time. It was interesting to observe the change which three years only had made in their ideas, and to notice how completely they had forgotten the appearance and habits of their former associates; for it turned out that Jemmy's own tribe was as inferior in every way as the worst of those whom he and York called ‚monkeys — dirty — fools — not men'". York nannte diese Leute "*Yapoos*".

Am Abend des 22. Januar war eine kleine Bucht bei Angostura Murray erreicht, „and from a small party of Tekeenica natives, Jemmy's friends, whom we found there, he heard of his mother and brothers, but found that his father was dead. Poor Jemmy looked very grave and mysterious at the news, but showed no other symptom of sorrow. He went for some green branches, which he burnt, watching them with a solemn look: after which he talked and laughed as usual, never once, of his own accord, recurring to the subject of his father's decease."

Der Bericht geht weiter: „There were three men and two women ... Jemmy and York then tried to speak to them; but to our surprise, and much to my sorrow, we found that Jemmy had almost forgotten his native

---

[209] Seine wirkliche Absicht war jetzt schon, wie sich später zeigte, Jemmy zu beerben.

[210] By far the larger part of their property, including Matthews's outfit, was sent by Mr. Coates, Secretary of the Church Missionary Society.

language,[264] and that, of the two, York, although belonging to another tribe, was rather the best interpreter. In a few minutes the natives comprehended that we should do them no harm ... Being within a few hours' pull (row) of Jemmy's 'own land', which he called Woollya, we all felt eager, though anxious, and I was much gratified by seeing that Matthews still looked at his hazardous undertaking as steadily as ever, betraying no symptom of hesitation.

The attentions which York paid to his intended wife, Fuegia, afforded much amusement to our party. He had long shewn himself attached to her, and had gradually become excessively jealous of her good-will. If any one spoke to her, he watched every word; if he was not sitting by her side, he grumbled sulkily; but if he was accidentally separated, and obliged to go in a different boat, his behaviour became sullen and morose" (Fitz-Roy [a]: 205).

Wahrscheinlich wurde Jemmy's Erinnerung durch die heimatliche Landschaft geweckt. An den letztvergangenen Abenden erzählte er nämlich „many long stories about the *Oens*, or *Coin* men, who lived beyond the mountains at the north side of the Beagle Channel and almost every year make desperate inroads upon the Tekeenika tribe."

Bald war der Küstenstrich "Woollya" erreicht, wo Matthews mit den drei feuerländischen Europabesuchern angesiedelt werden sollte. „We selected a clear space favourably situated for our encampment, landed, marked a boundary-line, placed sentries, and made the various arrangements necessary for receiving the anticipated visits of some hundred natives. We had time to do all this quietly. We were much pleased by the situation of Woollya, and Jemmy was very proud of the praises bestowed upon his land. At our first approach, only a few natives appeared, who were not of Jemmy's family. The women ran away and hid themselves, but Jemmy and York contrived (with difficulty) to make the men comprehend the reason of our visit ... Many of our own party were occupied at a distance, cutting wood, digging ground for a garden, or making wigwams for Matthews, York and Jemmy ...

Canoes continued to arrive. While I was engaged in watching the proceedings at our encampment, and poor Jemmy was getting out of temper at the quizzing he had to endure on account of his countrymen, a deep voice was heard shouting from a canoe more than a mile distant: up started Jemmy from a bag full of nails and tools which he was distributing, leaving them to be scrambled for by those nearest, and, upon a repetition of the shout, exclaimed "My brother!" He then told me that it was his eldest brother's voice ... When [the canoe] arrived, instead of an eager meeting, there was a cautious circumspection which astonished us. Jemmy walked slowly to meet the party, consisting of his mother, two sisters, and four brothers. The old

[264] Er sah sich nur einem fremden Dialekt gegenüber; denn es wäre unbegreiflich, daß er nach knapp zwei Jahren, in ständiger Umgebung von zwei Landsleuten, die eigene Sprache vergessen hätte.

woman hardly looked at him before she hastened away to secure her canoe and hide her property, all she possessed — a basket containing tinder, fire-stone, paint, etc. and a bundle of fish. The girls ran off with her without even looking at JEMMY; and the brothers (a man and three boys) stood still, stared, walked up to JEMMY, and all round him, without uttering a word[265] ... JEMMY was unable to talk to his brothers, except by broken sentences, in which English predominated.[266] After a few minutes had elapsed, his elder brother began to talk to him; but although JEMMY understood what was said, he could not reply. YORK and FUEGIA were able to understand some words, but could not or did not choose to speak.

This first evening of our stay at Woollya was rather an anxious one. JEMMY passed the evening with his mother and brothers, in their wigwam, but returned to us to sleep. YORK, also, and FUEGIA were going about among the natives at their wigwams, and the good effect of their intercourse and explanations, such as they were, was visible next day (24th January 1833) in the confident, familiar manner of the throng which surrounded us while we began to dig ground for gardens, as well as cut wood for large wigwams, in which MATTHEWS and his party were to be established. Canoes still arrived, but their owners seemed as well-disposed as the rest of the natives, many of whom assisted us ... One wigwam was for MATTHEWS, another for JEMMY, and a third for YORK and FUEGIA. YORK told me that JEMMY's brother was ‚very much friend', that the country was ‚very good land', and that he wished to stay with JEMMY and MATTHEWS."

Ein kleines Stück Land nahebei wurde besät mit „potatoes, carrots, turnips, beans, peas, lettuce, onions, leeks, and cabbages. JEMMY soon clothed his mother and brothers, by the assistance of his friends. For a garment which I sent the old woman she returned me a large quantity of fish, all she had to offer; and when she was dressed, JEMMY brought her to see me. His brothers speedily became rich in old clothes, nails and tools ... An old man arrived, who was said to be JEMMY's uncle, his father's brother; and many strangers came, who seemed to belong to the *Yapoo Tekeenika* tribe. JEMMY did not like their visit; he said they were bad people, 'no friends' ... We discovered that JEMMY's eldest brother was a 'doctor' ... At sunset they went away as usual, but looking very grave, and talking earnestly."

In der Morgenfrühe des 27. Januar 1833 fuhren die Eingeborenen eiligst fort — „not half a dozen natives remaining. Even JEMMY's own family, his mother and brothers, left us ... In the evening, MATTHEWS and his party — JEMMY, YORK and FUEGIA — went to their abode in the three new wigwams. In that made for MATTHEWS, JEMMY also took up his quarters at first; the

---

[265] Diese kühle Begegnung von Mutter und Sohn erschien FITZ-ROY so ungewöhnlich, daß er erklärte: „Animals when they meet show far more animation and anxiety than was displayed at this meeting."

[266] Wohl absichtlich und zwar zur Selbsterhebung tat er das, es wurde bei ihm allmählich zur Gewohnheit. Vgl. DARWIN (b): 233.

space overhead was divided by a floor of boards, and there most of MATTHEWS' stores were placed. MATTHEWS was steady, and as willing as ever; neither YORK nor JEMMY had the slightest doubt of their being all well-treated; so trusting that MATTHEWS, in his honest intention to do good, would obtain that assistance in which he confided, I decided to leave him for a few days. At dusk, all that we could do for them being completed, we left the place sailed some miles to the southward."

Inzwischen richteten sich die neuen Ansiedler ein. „During the four days in which we had so many natives about us, of course some thefts were committed, but nothing of consequence was stolen. Notwithstanding the decision into which I had reasoned myself respecting the natives, I could not help being exceedingly anxious about MATTHEWS, and early next morning our boats were again steered towards Woollya ... We landed and ascertained that nothing had occurred to damp his spirits. JEMMY told us that these people, who arrived at daylight that morning were his friends, that his own family would come in the course of the day, and that the 'bad men', the strangers, were all gone away to their own country.

I set out on a westwards excursion, accompanied by Messrs. DARWIN and HAMOND: my intention being to complete the exploration of Whale-boat Sound, and the north-west arm of the Beagle Channel; then revisit Woollya, either leave or remove MATTHEWS, as might appear advisable, and repair to our ship in Goree Road."

FITZ-ROY (a): 210 trat diese Fahrt an, durchfuhr den westlichen Canal de Beagle bis zum Cabo Desolación und kehrte wieder um. Besorgnis um das Los der zurückgelassenen Freunde trieb ihn zur Eile an. Als er am 6. Februar 1833 durch die Angostura Murray fuhr, „several parties of natives were seen, who were ornamented with strips of tartan cloth or white linen, which we well knew were obtained from our poor friends. No questions were asked; hurrying on, at noon reached Woollya. Several canoes were on the beach, and as many natives seemed to be assembled as were there two days before we left the place. All were much painted, and ornamented with rags of English clothing, which we concluded to be the last remnants of our friend's stock. Our boats touched the shore; the natives came hallooing and jumping about us, and then, to my extreme relief, MATTHEWS appeared, dressed and looking as usual. After him came JEMMY and YORK, also dressed and looking well; FUEGIA, they said, was in a wigwam. Taking MATTHEWS into my boat, we pushed out a short distance to be free from interruption, and remained till I had heard the principal parts of his story."

Das war eine empfindliche Enttäuschung. DARWIN (d): 259 schrieb über diesen 6. Februar 1833 u. a.: „MATTHEWS machte uns eine so schlechte Schilderung des Betragens der Feuerländer, daß Capitän FITZ-ROY beschloß, ihn zum "Beagle" zurückzubringen. Seit der Zeit unserer Abreise hatte ein regelmäßiges System des Plünderns begonnen. Beständig kamen neue Trupps von Eingeborenen; YORK und JEMMY hatten viele Sachen verloren, beinahe

alles, was nicht unter der Erde verborgen worden war. Jeder Artikel schien von den Eingeborenen zerrissen und geteilt worden zu sein. Matthews beschrieb die Wache, die er beständig zu halten genötigt war, als äußerst ermüdend; Tag und Nacht wurde er von Eingeborenen umgeben, die ihn damit zu ermüden suchten, daß sie einen beständigen Lärm dicht an seinem Kopfe machten. Eines Tages kam ein alter Mann, den Matthews gebeten hatte, seinen Wigwam zu verlassen, unmittelbar darauf mit einem großen Steine in seiner Hand zurück. An einem anderen Tage kam eine ganze Partie mit Steinen und Stöcken bewaffnet und einige der jüngeren Leute und Jemmy's Bruder schrien beständig. Matthews beschwichtigte sie mit Geschenken. Ein anderer Trupp machte ihm mit Zeichen bemerklich, daß sie ihn nackt ausziehen und alle Haare von dem Gesicht und Körper ausreißen wünschten. Ich glaube, wir kamen gerade zu rechter Zeit, um sein Leben zu retten. Jemmy's Verwandte waren so eitel und albern gewesen, Fremden ihren Raub zu zeigen und die Art und Weise ihn zu erhalten. Es war geradezu melancholisch, die drei Feuerländer bei ihren wilden Landsleuten zu lassen; doch war es ein großer Trost, daß sie selbst keine persönliche Furcht hatten."

Fitz-Roy berichtet weiter: „Matthews only partizans were the women: now and then he left Jemmy to guard the hut, and went to the natives' wigwams, where the women always received him kindly. The men never took the trouble of going with him on these visits. York and Fuegia fared very well: they lost nothing; but Jemmy was sadly plundered, even by his own family. Our garden, upon which much labour had been bestowed, had been trampled over repeatedly, although Jemmy had done his best to explain its object and prevent people from walking there. When questioned about it, he looked very sorrowful, and with a slow shake of the head, said, ‚My people very bad; great fool; know nothing at all; very great fool'. It was soon decided that Matthews should not remain. I considered that he had already undergone a servere trial, and ought not to be again exposed to such savages." Ohne Zwischenfall konnten die vielen Sachen Matthews' auf die beiden Boote gebracht werden (S. 95). „When the last man was embarked, I distributed several useful articles, such as axes, saws, gimblets, knives, and nails, among the natives, then bade Jemmy and York farewell, promising to see them again in a few days and departed from the wondering throng assembled on the beach. When fairly out of sight of Woollya, sailing with a fair wind towards the "Beagle", Matthews must have felt almost like a man reprieved . . ." (Fitz-Roy [a]: 211–222). Bald war die "Beagle" erreicht, doch schon am dritten Tage zog die Mannschaft wieder zu neuen Erkundigungen und Vermessungen aus.

Nach einigen kurzen Fahrten (S. 96) wünschte Fitz-Roy (a): 224 seine feuerländischen Freunde n o c h m a l s z u s e h e n. Daher, am 14. Februar 1833, „with considerable anxiety I crossed over from Button Island to Woollya. In a few minutes after we saw Jemmy, York and Fuegia, in their usual dress. But few natives were about them, and those few seemed quiet and well

disposed. JEMMY complained that the people had stolen many of his things, but YORK and FUEGIA had contrived to take better care of theirs. I went to their wigwams and found very little change. FUEGIA looked clean and tidily dressed, and by her wigwam was a canoe, which YORK was building out of planks left for him by our party.[1] The garden was uninjured, and some of the vegetables already sprouting.

JEMMY told us that strangers had been there, with whom he and his people had 'very much jaw', that they fought, threw 'great many stone' and stole two women (in exchange for whom JEMMY's party stole one), but were obliged to retreat. JEMMY's mother came down to the boat to see us: she was decently clothed, by her son's care ... Finding that they were all quite contented and apparently very happy, I left the place, with rather sanguine hopes of their effecting among their countrymen some change for the better. JEMMY's occupation was hollowing out the trunk of a large tree, in order to make such a canoe as he has seen at Rio de Janeiro."[2]

Haben sich nun FITZ-ROY's hohe E r w a r t u n g e n, die er auf so viele Mühen und Sorgen gesetzt hatte, erfüllt? Beim Abschied sagte er sich: „I hoped that through their means our motives in taking them to England would become understood and appreciated among their associates, and that a future visit might find them so favourably disposed towards us, that MAYNGWS might then undertake, with a far better prospect of success, that enterprise, which circumstances had obliged him to defer,[3] though not to abandon altogether." Danach kehrten die Seeleute wieder zur "Beagle" zurück. Am 21. Februar 1833 verließ sie ihren Ankerplatz im Canal Goree und wandte sich gegen Bahia Buen Suceso.

Genau e i n J a h r s p ä t e r war die "Beagle" wieder in den feuerländischen Gewässern, um die früheren Untersuchungen weiterzuführen (S. 96). Die Bahia Nassau und der Canal de Beagle wurden abermals befahren, doch bot sich kein Zusammentreffen mit Eingeborenen. Deswegen plante FITZ-ROY einen letzten Besuch bei seinen Freunden, die er aus England vor Jahresfrist hierher zurückgebracht hatte: auch wünschte er zu erfahren, ob ein nennenswerter Erfolg ihrer europäischen Erziehung jetzt noch nachweisbar wäre.

Am 5. März 1834 hatte die "Beagle" wirklich das bekannte Wulaia erreicht (S. 96). „The wigwams in which I have left YORK, JEMMY and FUEGIA, were found empty, though uninjured: the garden had been trampled over,

[1] Der flache Kahn hat sich später allgemein eingebürgert, seitdem unsere Indianer von den dort errichteten Sägewerken die passenden Bretter und Eisennägel erwerben konnten.

[2] Möglicherweise ist das der erste Versuch im mittleren Yamana-Gebiet, ein Einbaum-Fahrzeug anzufertigen und zwar als Ersatz für das allgemein übliche Kanu aus drei langen, breiten Rindenstücken. Jener aber ließ sich nur mit einer europäischen Eisenaxt herstellen und diese fehlte JEMMY nicht.

[3] Nach Feuerland ist er nicht mehr zurückgekehrt, sondern hat sich zu seinem Bruder begeben, der in Neuseeland Missionar war (DARWIN [4]: 250).

but some turnips and potatoes of moderate size were pulled up by us. Three canoes were seen in the offing, paddling hastily toward us, from the place now called Button Island. Looking through a glass I saw that two of the natives in them were washing their faces, while the rest were paddling with might and main: I was then sure that some of our acquaintances were there, and in a few minutes recognised Tommy Button, Jemmy's brother. In the other canoe was a face which I knew yet could not name. It was indeed Jemmy Button — but how altered! I could hardly restrain my feelings, and I was not, by any means, the only one so touched by his squalid miserable appearance. He was naked, like his companions, except a bit of skin about his loins; his hair was long and matted, just like theirs; he was wretchedly thin, and his eyes were affected by smoke. We hurried him below, clothed him immediately, and in half an hour he was sitting with me at dinner in my cabin, using his knife and fork properly, and in every way behaving as correctly as if he had never left us. He spoke as much English as ever, and, to our astonishment, his companions, his wife, his brothers and their wives, mixed broken English words in their talking with him. Jemmy recollected every one well, and was very glad to see them all. I thought he was ill, but he surprised me by saying that he was 'hearty, sir, never better', that he had not been ill, even for a day, was happy and contented, and had no wish whatever to change his way of life. He said that he got 'plenty fruits', 'plenty birdes', 'ten guanaco in snow time', and 'too much fish'. Besides, though he said nothing about her, I soon heard that there was a good-looking young woman in his canoe, who was said to be his wife. While he was below, his brother Tommy called out in a loud tone: 'Jemmy Button, canoe come!' After some time the three canoes went ashore, laden with presents.

Next morning Jemmy shared my breakfast, and then we had a long conversation by ourselves; the result of which was, that I felt quite decided not to make a second attempt to place Matthews among the natives of Tierra del Fuego. Jemmy told me that he knew very little of his own language — that he spoke some words of English, and some of Tekeenica, when he talked to his family; and that they all understood the English words he used. York and Fuegia left him some months before our arrival, and went in a large canoe to their own country; the last act of that cunning fellow was to rob poor Jemmy of all his clothes; nearly all the tools his Tekeenica 'friends' had left him; and various other necessaries. Fuegia was dressed as usual, and looking well, when they decamped; her helpmate was also well clothed, and had hardly lost anything I left with him. Jemmy said, 'York very much jaw', 'pick up big stones', 'all men afraid'. Fuegia seemed to be very happy, and quite contented with her lot. Jemmy asserted that she helped to 'watch (steal) his clothes', while he was asleep, the night before York left him naked.

Not long after my departure in February 1833, the much-dreaded

Grausamkeit[*] eines in manchem, erwähnt, in Wandlyn; obligirt Jemmy's tribe to escape to the small islands, and carried off every valuable which his party had not time to remove. Until this time Yanu had appeared to be settled, and quite at ease, but he had been employed about a considerably large canoe, just finished when the inroad was made. He saved this canoe, indeed escaped in it, and afterwards induced Jemmy and his family to accompany him "to look at his land". They went together in four canoes (Yanu's large one and three others) as far west as Devil Island [etwa bei Punta Divide]; there they met Yanu's brother and some others of the Alikhoolip tribe;[**] and, while Jemmy was asleep, all the Alikhoolip party stole off, taking nearly all Jemmy's things, and leaving him in his original condition. Yanu's fine canoe was evidently not built for transporting himself alone; neither was the meeting with his brother accidental. I am now quite sure that from the time of his changing his mind, and desiring to be placed at Wandlyn, with Murrawee and Jemmy, he meditated taking a good opportunity of possessing himself of every thing.

He told Mr. Bynoe that he had watched day after day for the sprouting of the peas, beans, and other vegetables, but that his countrymen walked over them without heeding any thing he said. The large wigwams which we had erected with some labour, proved to be cold in the winter, because they were too high; therefore they had been deserted after the first frosts. Since the last depredations of the Orausaro, he had not ventured to live any longer at Wandlyn; his own island, as he called it [proximi ins Isla Button], affording safer refuge and sufficient food."

In allerlei wirren Selbstbekenntnis scheint sich Fuegchen (s. 324 nicht einzugestehen, daß sein Plan, mit Hilfe der Weißen die Vorherrschaft über seine Stammesgenossen zu gewinnen, durch einen einzelnen Missionar den Volk der Yamana in christlichem Sinne zu beeinflussen, Von allem, was er jemals drei jungen Leuten auf der langen Fahrt und in Europa gelehrt hatte, verspürte er sich dermaßen einigen Erfolg: „I cannot help still hoping that some benefit, however slight, may result from the intercourse of these people, Jemmy, Yanu and Fuegia, with other natives. Perhaps a ship-wrecked seaman may hereafter receive help and kind treatment from Jemmy Button's children.

That Jemmy felt sincere gratitude is, I think, proved by his having so carefully preserved two fine otter skins [for me]; by his asking me to carry a bow and quiver full of arrows to the schoolmaster of Walthamstow, with whom he had lived; by his having made two spear-heads expressly for Mr. Darwin; and by the pleasure he showed at seeing us all again. As nothing more could be done, we took leave of our young friend and his family.

---

[*] Er hatte kein Grund war, hier an anderen Eingeborenen als an den Orausaro zu denken (S. 277).

[**] Zweifelsohne ist der westliche Gruppe der Yamana gemeint, nicht der benachbarte Volk der eigentlichen Halakwulup (S. 280).

every one of whom was loaded with presents, and sailed away from Woollya" (Fitz-Roy [a]: 327).

Mit bitterer Enttäuschung sah dieser aufrichtige Seemann seine Pläne und frohe Hoffnungen, die er auf seine Bemühungen um die drei Yamana-Indianer gesetzt, jählings zerschlagen. Seine Opfer und Anstrengungen blieben indes nicht ohne einige gute Wirkungen; denn Jemmy Button hat später wenigstens den ersten Missionaren der South American Missionary Society bedeutungsvolle Dienste durch seine Kenntnis der englischen Sprache und durch seine Vertrautheit mit europäischen Verhältnissen geleistet.

Ehe dies erörtert wird, verdient eine deutliche Charakterzeichnung, die Darwin von jenen drei Europabesuchern entworfen hat, eingeschoben zu werden. Auf der Rückfahrt der "Beagle" nach Südamerika war er an Bord und konnte monatelang jeden einzelnen im täglichen Verkehr genau beobachten. Er (d): 237 schreibt, daß „in den Jahren 1826 bis 1830 Capitän Fitz-Roy eine Anzahl Eingeborener als Geiseln ergriff für den Verlust eines Bootes, welches gestohlen war; einige dieser Eingeborenen, ebenso wie ein Kind, welches er für einen Perlmutterkampf gekauft hatte, nahm er mit sich nach England, entschlossen, sie auf seine eigenen Kosten erziehen und religiös unterrichten zu lassen. Diese Eingeborenen in ihrem eigenen Vaterlande wieder einzuführen, war einer der hauptsächlichsten Beweggründe für Capitän Fitz-Roy, unserer gegenwärtige Reise zu unternehmen. Die Eingeborenen wurden von einem Missionär R. Matthews begleitet. Zwei Männer, von denen einer in England an den Blattern starb, ein Knabe und ein kleines Mädchen waren ursprünglich mitgenommen worden, und jetzt hatten wir an Bord York Minster, Jemmy Button (dessen Name sein Kaufgeld bezeichnet) und Fuegia Basket.

York Minster war ein verwahrloster, kurzer, dicker, kräftiger Mann. Seine Disposition war zurückhaltend, schwierigsam, mürrisch und, wenn er gereizt wurde, leidenschaftlich heftig. Seine Zuneigung zu einigen wenigen Freunden an Bord war sehr stark, sein Intellect gut.

Jemmy Button war ein ganz allgemeiner Liebling, doch war er gleichfalls leidenschaftlich, sein Gesichtsausdruck zeigte zuerst seine zärtlichen Anlagen. Er war heiter und lachte oft und war merkwürdig mitfühlend mit Jedem, der Schmerzen hatte: wenn das Meer unruhig war, war er oft etwas seekrank und pflegte dann zu mir zu kommen und in einer schmerzlichen Stimme zu sagen: "armer, armer Kerl". Aber nach seinem an das Wasser gewöhnten Leben die Idee in sich aufkommen zu lassen, daß ein Mensch seekrank wäre, war ihm zu lächerlich, und er mußte sich meist nach der Seite umdrehen und ein Lachen verbergen, worauf er dann sein "armer, armer Kerl" wiederholte. Er hatte viel Patriotismus und Behagen, seinen eigenen Stamm und sein Vaterland, in welchem, wie er mit Recht sagte, Massen von Büumen wären, zu loben; dabei schimpfte er auf alle anderen Stämme; er behauptete steif und fest, daß es in seinem Lande keine Teufel gäbe. Jemmy war kurz, dick und fett, aber auf seine persönliche Erscheinung eitel. Er pflegte stets

Handschuhe zu tragen, sein Haar war nett geschnitten, und er war englisch-lich, wenn seine blank geputzten Schuhe bemerkt wurden. Er liebte es, sich in einem Spiegel zu bewundern, und ein kleiner Indianerkamm mit einem hübschen Gesicht vom Rio Negro, den wir einige Monate lang an Bord hatten, merkte dies sehr bald und pflegte ihn zu verbergen. Jemmy, der immer etwas eifersüchtig auf die diesem kleinen Jungen gewidmete Aufmerksamkeit war, hatte den durchaus nicht gern und pflegte mit einer etwas verächtlichen Wendung den Kopfes zu sagen: "zu viel Leroche". Mir scheint es immer noch wunderbar, wenn ich an alle seine vielen guten Eigenschaften denke und mir dann sagen muß, daß er von derselben Rasse und ohne Zweifel auch von demselben Charakter war, wie die mitunter abscheulich Wilden, die wir zuerst hier trafen.

Fuegia Basket endlich war ein netter, bescheidener, verständnisvoller junger Mädchen mit einem im Ganzen angenehmen, aber zuweilen trotzigen Ausdruck. Sie lernte sehr schnell Alles, besonders Sprachen. Ihre Intelligenz dadurch, daß sie etwas Portugiesisch und Spanisch aufgeschnappt hatte, als sie eine kurze Zeit in Rio de Janeiro und Monte Video am Lande gelassen worden war, und in ihrer Kenntnis des Englischen. Vom Moment war sehr eifersüchtig auf irgend welche ihr gewidmete Aufmerksamkeit, denn offenbar war er gewillt, sie zu heiraten, sobald sie sich zu Ihre mündigen hätten."[*]

Obwohl alle drei ziemlich gut Englisch sprachen als verstehen konnten, so war es doch eigentümlich schwierig, viel Aufklärung von ihnen in Betreff der Lebensweise ihrer Landsleute zu erhalten."

Fitz-Roy hatte sich mit den nach England übersiedelten Feuerländern ein sehr hohes Ziel gesteckt. Innerhalb eines Jahres konnte selbst die beste Erziehung unbedeutende Kinder der Wildnis nicht so durchdrungen mit den Grundlagen der europäischen Kultur erstrebt machen, daß diese ihnen auch später in den heimatlichen Verhältnissen eine Lebensmöglichkeit gewähren würde. Unwiderstehlich überwiegt die Macht der Umwelt, die sie wieder zurück zur Lebensart ihres Volkes zieht, diese hat vielleicht Gewohnheiten und Fähigkeiten in früherer und weiterer Hinsicht aus! Nicht verwunderlich ist es, daß jene drei Europäerinnen schon nach kurzem Zusammenleben mit den eigenen Landsleuten sich ihnen in allem wieder anglichen.

Über das hinaus, was Fitz-Roy mit dem Volke der Yamana durch jene Drei erreichen wollte, hatte er sich noch ein allgemeineres Ziel gesteckt, das er (b): 90 in seinem Briefe vom 22. Mai 1831 an die britische Admiralität kennzeichnete: „By supplying these natives with some animals, seeds, tools, etc. and placing them, with some of their own tribe, on the fertile country lying at the east side of Tierra del Fuego, I thought that, in a few years, ships might have been enabled to obtain fresh provisions, as well as wood and

---

[*] Diese Beobachtung und andere Angaben wurden von W. Koppers: Individualforschung unter den Primitiven, im besonderen unter den Yahgan auf Feuerland (in: Festschrift P. W. Schmidt", S.549—561. Mödling/St. Gabriel, 1927) verwertet.

were, during their passage from the Atlantic to the Pacific Ocean, on a part of the coast which was always be approached with care and safety" ... Die reiche Natur des Feuerlandes hätte sich diesen Bestrebungen entgegengestellt, beispielhalfe wären sie durch Eingeborene allein durchgeführt worden.

Dennoch war, abgesehen von geschichtlichen Reisen für die drei Feuerländer selbst, nicht allen Beteiligten vergeblich. Für das später geplante missionarische Wirken war unschätzlich eine bedeutsame Vorarbeit geleistet worden. Als zwei Jahrzehnte danach das Unternehmen der englischen Marineoffiziere Allen Gardiner im September 1851 ein so kläglich-tragisches Ende genommen hatte und im Schoße der „Patagonian Missionary Society" die Errichtung einer Missionsniederlassung im Feuerlande erwogen wurde, erinnerte man sich auch lebhaft jener Zeit, die, nun drei Jahre Vergangenheit, über ein Jahr in England zurückliegen mochte. Wenigstens einen von ihnen auch lebend wiederzusehen, war die Hoffnung vieler, die jenen Plan zur Tat machen wollten; er sollte Lehrer und Führer der neuen Missionare sein, die dort das Werk begännen. Kurz vorher hatte sogar Allen Gardiner selber beabsichtigt, den am meisten vertrauenswürdigen Jemmy Button aufzusuchen.[**]

Als der Missionsgeist bald nach Eröffnung der Missionsstation auf Tahiti Keppel im Februar 1832 seine zweite Fahrt in das Seebereich der Yamana unternahm, hatte er Kapitän Parkers Store (cit. II, 21 darauf abgesehen, „procure Indians" ausfindig zu machen (I, 134). In seinem ausführlichen Berichte wiederholt er kurz die Geschichte der drei Schützlinge Fitz Roy's und schildert sein überraschendes Erlebnis an. Kaum hatte nämlich die "Allen Gardiner" die Augustus Murray durchquert, als soweit das Auge reicht, Kanus herangerudert, aus denen einer der Eingeborenen Verständigung der gemeinsamen Muttersprache bot, wiederholte Ruf: "Jem now Button no!" ertönte. Verblüfft standen alle da, als Jemmy Schilderung auf Deck des Segelers stand und aus freudiger Erregung allerhand Fragen in gebrochenem Englisch hervorsprudelte. Store (cit. II, 22 berichtet diesen seltsamen Zusammentreffen: „Jemmy was readily recognized from his resemblance to the account given of him in Captain FitzRoy's narrative. He was, as on the occasion of that gentleman's second visit in 1834 (I, 278), quite naked, having his hair long and matted at the sides, cropped in front, and his eyes affected by smoke. The same words used by Captain FitzRoy to describe him are applicable now, as well as of his wife, who was also 'good-looking', and seemed to be much attached to Jemmy and the children.

I should mention that by this time we had secured an odd spare deck, most of Jemmy's family and connections. There must have been at least sixty or seventy persons from various parts, surrounding us .... From what

[**] Diesen Plan gab er [illegible] John Fawn aus am 7. November 1850 bekannt: „As soon as the 'Dove Quest' leaves us, I purpose going to Button Island, and endeavouring to find out Jemmy, in the hope of persuading either himself or some of his relations to locate here" (Shaw-Stewart 68).

I could learn, it seems that he has had nine wives, and a family of three children grown up, and one quite young. One of his sons was married, and his daughters, apparently not more than fourteen years of age, was betrothed to a man old enough, as he appeared, to be her father. This daughter was mild and gentle in her manners, like her mother, delivered to the legs and dreadful. The brothers of James were, however, fearfully wild; though the whole of the native boroughers seemed to me inferior in physical qualities to those we had seen in the Bengal Council, and upwards.... They remained as quiet and peaceable as if we had previously obtained some power over them. But I understood from James that not all the natives I saw were of his 'congregation', James 'had sent' some amongst them. So long as they remained quiet, were the occasional 'powers around'.[1] I only took favourable notice of them."

Nach 10 Jahren wiederbesuchen Aufenthalten waren seinen Landsleuten James dieses Indianers die englische Sprache sogar nicht gänzlich unbekannt, seine Lebensbedürfnisse dort war in allen die seinen Indians.[2] Allgemeinen Interesse seinen Abwesenheit dieser und prüfung James war, nach Europa entschlossen, dieses dann besuchte ab. Beide verschiedene sich noch lange, bis die ungeschickte Macht sie wenig sich an erinnern. Durch gab James die Hoffnung nicht auf, dieses Mango Indian oder später für die großeste Missionar, erhielt herausragenden an Ideenen, den nächsten Tage wandern er und seine Landsleuten weiblich beschenken. Schließlich gab den Knaptide den Brüdern von Bildern. „Dieser gestaltet wenig an bis alt quarters, closely followed by several others, who were intent either upon taking his good things from him or trying to get a share of them.... I would say nay to the poor fellow; and that was the last I saw of James Barnes, the partly civilized Fuegian, — the man of many tongues, of much talk, and of great power in gaining an interest in the opinions, while it brought large sums to the present, — yet none the less a weak savage like his brethren.... In this, however, custom is everything. We like to be clothed; they do not, preferring the greater freedom which thereon from all external covering to their bodies given them." Damit konnten James bei Ihrem seinen Verschiedenen Gegenangriffen, welcher unter und

---

[1] Die Ersten 30 gibt man dieses Indians Bild bekannt. Das Buch von "Die gestaltung".

[2] Nichts verschieden von den Gedanken, den James und Ihren die 30 gemacht hat. „The man I saw before me was a wild, shaggy, half-naked-looking being, and in all respects like his brethren around him. Yet that same poor creature had been the grateful chief of friends here at home, had been presented to royalty, and finally was held in Fuegia as a powerful, talented man! Truly I could not but yearn in sympathy as I looked upon him, while in broken words of my own tongue he joyfully addressed me. It was evident, hardly enough that he was only retained some knowledge of the English language, but had actually taught a portion of it to his own relations. Unfortunately what they have understood was some of our worst words, though they evidently attached no wrong meaning to what was said." Wild Indians, with complete Mastery the Other Atmospheres such our Englishmen highly breathes, knows them an wheth.

[illegible] [illegible]

eine englische Freundin erfahren sollte durch Sara, daß er noch am Leben war.

Weil die Missionare der Welt bald beginnen wollten, wurde die "Alten Gardiner" noch einen dritt Jahren wieder in die Gegend von Walvis geschickt.[1] Englische Boer hatte in der Umgebung von Isla Bottom wiederholt nach Jonas Herero gesucht. Obwohl er sich mit den Eingeborenen nur durch Zeichen verständigen konnte, verfasste am 11. Juni 1858 im Namen jener Insel eine Karte auf, aus deren einem hat später der Ruf „Jonas Herr" ertönte. Es war wirklich der gesuchte Herero! Sobald wurde er auf Deck gerufen, bewirtet und mit einem Kleidern voll Tierbärenverlangen beschenkt. Einer langen Aussprache folgte. Am nächsten Tage hatte er sich entschlossen, der Glaubensbotschaft nach Isla Kruppel Folge zu leisten. Wirklich konnte am 14. Juni die "Alten Gardiner" mit Jan und seiner Familie an Bord den kleinen Walvis wieder verlassen.[2] Thereon (S. 72) beschrieb Herero's Gattin, von den selben nach Cranmer überführt, die „Lumpenmasse ... in colour, features, and form, looked like a middle-aged gipsy-woman"; der älteste Sohn war vierzehnjährig, die Tochter achtjährig und der jüngste Kind einjährig. Sechs Monate lebten diese Personen mit den Missionaren zusammen und halfen ihnen in den schwierig Anfängen der Sprachstudium. Leider sind schnell hatten sich jene Kinder der Wildnis in den europäisch Verhältnissen zurechtgefunden, waren aber auch so langen Trennung ganz die Eltern an.[3] Wegen der Entsendung des Katechisten Pennyn und seiner sieben Begleiter an Walvis am 6. November 1859 (S. 140) stellt Berens wohl keine Schuld. Bald nach diesem Ereignis war er wieder auf Isla Kruppel, doch war für Lorer Zeit, trotzdem dessen Kanzle über das war eventuell bis an den Missionare. Als Simpson am 7. März 1861 wieder einmal in Walvis eintraf, erfuhr er von einen dort angekommenen Fremden, der viele Leute und auch Jonas Herero [illegible] hinweggerafft hatte (1934, 33, 191; 1861).

Damit schieden diese eingeborenen Gehilfen aus der Geschichte der englischen Mission im Frühjahr aus. Der hat er wertvolle Dienste geleistet und damit nicht[illegible], was Fritz Bon an Liebe und Opfern für den aufgebracht hatte. Unter seiner leidige Begleiter auf der Reise nach England fand ich im sonnenbeschienen "Extract from Note Book" des Rev. Th. Bennett die knappe Angabe, daß um das Jahr 1871 „Jonas Herero and Francis Kruger are said to be still living". Beide haben nicht im entferntesten die Bedeutung des Jonas Herero für die eigenen Landsleute und für die Mission erreicht.[4]

[1] Cf. the unpublished "Journal of the Voyage of the 'Alten Gardiner' to Walfish April 1860 to June 24th, 1860", in 111/1, 219–238, London 1861.

[2] The Jonas and other Families to every Drive with Missionaries and see how all schools the Schützengraben an England entschlossen hat. Hahnen (111/1, 238–240, 1858) erwähnt beschrieben.

[3] Rev. T. Thereon schildert eingehender den Familienleben Herero's, der seine zwei Frau und drei Kinder bei sich hatte, und die Versuche Jans Cairns, diesen Sprache sich allmählich anzueignen (111/1, 231–233, 1858).

[4] Vgl. auch 111/1, 191, 1858 vermerken, ist in London eine kleine Schrift unter dem

Ein ähnliches Unternehmen wurde später in viel bescheidenerem Ausmaße wiederholt. Im August 1865 landete Rev. W. H. Stirling in London, begleitet von vier jugendlichen Yamana.[*] Das war der zweite Besuch von Feuerländern dieses Stammes in Europa. Er diente fast nur dem Zwecke, die Tätigkeit der Missionary Society einer breiten Oeffentlichkeit bekannt zu machen, weshalb häufige Berichte über diese seltsamen Gäste verschiedenerorts ausgegeben wurden. Doch hatte man einen gewissen Vorteil für diese Indianer selbst nicht ganz außer Acht gelassen und es mit ihnen darauf abgesehen, „that they may be improved by the grand spectacle of our civilised life" (VSA: XII, 49; 1865).

Die Auswahl seiner Begleiter hatte Stirling persönlich getroffen. Ein älterer Mann war kurz vor der Ausreise zurückgetreten, weil er sich von Weib und Kindern auf längere Zeit nicht trennen wollte. Von den vier anderen wird hervorgehoben: „They were free from entangling alliances, young, healthy, and capable of being easily stowed away in the 'Allen Gardiner'. One of them [sein Name war Tuxilpovs],[**] whose age is at a guess eighteen, is the son of the now deceased James Button, who visited England in 1830. He naturally was pleased at the prospect of visiting a country, where his father so many years before had been for a while resident. Another lad — Unooya, a contraction of Unoopatoosaloon — who is about the same age as J. Button's son, had proved himself a cheerful, and most good humoured, and ready hand on ship-board in the "Allen Gardiner"s coasting voyages. Of the other two one is an orphan, having lost both parents, and therefore it was less difficult to decide upon bringing him, when he had earnestly expressed his wish to come. His name is Mahastugadegenges. The fourth lad is called Szoorgges, yet intelligent and curious enough to wish to visit England, and not too young to profit by doing so. We put down the ages of the two last mentioned at twelve years, and eleven respectively. All four boys are healthy in appearance."[***]

Ihr Verbleiben in England war auf ein halbes Jahr berechnet. „Meanwhile they receive instruction for part of each day from a lady friend of the Mission, and spend another portion of the day in a carpenter's shop".[****]

Titel: „Providence: or the Early History of Three Barbarians" zur Zeit des Aufenthaltes jener drei Feuerländer daselbst erschienen. Trotz zahlreicher Suchens konnte ich dieses Schriftchen nicht erreichen.

[*] Irrtümlicherweise gibt Hyades (4): 6 das Jahr 1852 für den Besuch in England an.

[**] Wie dieser befremdliche Name entstanden ist, hat Bridges (1): 26 erklärt: „In the early days of the Mission this same James Button was asked the name of his son. He, thinking he was asked how many sons he had, replied 'three boys', which accordingly was understood to be the boy's name and clung to him even after, though his only name at the time was Mahastugadegenges from Mamohetegadegu, the place of his birth".

[***] Vgl. "Your furgian guests", in VSA: XII, 217—223; 1865. Hyades (3): 151 weist nur kurz auf die kleine Gruppe hin.

[****] Ein gewisser Dr. J. Bennet hat zu Clifton am 31. August 1862 einige Kopfmaße dieser jugendlichen Indianer bestimmt, die jedoch wissenschaftlich nicht verwertbar sind.

Dazwischen wurden sie größeren Versammlungen und einzelnen Missionsfreunden vorgeführt.[499] Im Dezember 1866 nahm die "Allen Gardiner" diese vier jugendlichen Indianer wieder an Bord und brachte sie nach bewegter Fahrt zu den Falkland-Inseln, wo sie von dem dort anwesenden kleinen Teile ihrer Landsleute empfangen wurden. Die anhaltend schwere See seit Montevideo hat die schwache körperliche Veranlagung Urupa's empfindlich getroffen; denn seine Mattigkeit nahm auf der Weiterfahrt immer bedrohlichere Formen an. Er starb am 2. April 1867 an Bord und wurde drei Tage später auf dem kleinen Friedhof der Missionsstation beigesetzt. So hat dieses immerhin gewagte Unternehmen ohne größeren Schaden geendet.[500]

Zeitigte der erste Besuch von vier bezw. drei Feuerländern in Europa als Ergebnis, daß durch sie das Wirken der bald nachfolgenden Missionare unter ihren Landsleuten eingeleitet und vorbereitet wurde, so machte die zweite Gruppe die vielen Missionsfreunde in England auf dieses Arbeitsfeld der South American Missionary Society erfolgreich aufmerksam.

4. Die letzten Yamana im Film

Obwohl dieser Abschnitt die geschichtliche Reihenfolge der Ereignisse durchbricht, findet er doch hier seinen besten Platz. Weniger um der Wissenschaft zu dienen, vielmehr bestimmt durch die neuzeitlichen Erfolge der Filmindustrie plante eine französische Gesellschaft eine Reise nach Feuerland für Anfang 1925, um die dortigen Eingeborenen im Filmstreifen aufzufangen. Sie lud mich unter günstigen Bedingungen zur Teilnahme ein und zwar mit der Verpflichtung, sowohl die geeigneten Orte zu nennen, wo reichliche Bilder von den Feuerländern gemacht werden sollten, als auch diese selber zu bewegen sich zur Verfügung zu stellen. Diesen Antrag anzunehmen, war ich wegen anderer Arbeiten verhindert, außerdem hielt ich die veranschlagte Zeit zur Reise durch das ausgedehnte Inselreich für viel zu kurz.

Jene Unternehmer führten tatsächlich ihren Plan aus. H. Wenzl: 185 schildert im letzten Abschnitt seines Büchleins diese "französische Kinoexpedition mit deutscher Besatzung" und sagt u. a.: „Wir schifften uns am 20. März 1925 [in Punta Arenas] ein. Der "Jupiter"[501] war ziemlich beladen . . . Die Expedition war acht Köpfe stark. Ein französischer Professor, Monsieur Castelnau, war der Expeditionsleiter, besonders für wissenschaftliche Zwecke. Ihm zur Seite stand ein kleiner, sehr gewandter Kinooperateur der Gaumont-Gesellschaft, Monsieur Le Saint. Ein Dolmetscher präsentierte sich in der Gestalt eines Chilenen französischer Abstammung, Señor Majorka.

---

[499] Von Isla Keppel aus empfahl Bridges dies unter anderer Rücksicht: „It is good that they be shown about as much as possible, so that they may on their return home have much to tell their people (VSA: XIII, 180; 1866).

[500] Vgl. den ausführlichen Bericht: "Four Fuegian Youths brought to England", in Mann: 38.

[501] Diesen Kutter hatte die Expedition erst in Punta Arenas gemietet.

Außer Pagels[407] war dann noch der Sohn eines deutschen Schlächtermeisters mitgekommen, der auch gern einmal so etwas sehen wollte. So waren, wir drei [Matrosen] mitgerechnet, acht Köpfe zusammen.

Die Franzosen hatten gute Karten und Bücher mit und wollten in erster Linie Indianer filmen, möglichst Wilde. Um wirklich etwas Gutes zu filmen, mußte meines Erachtens die Dauer der Expedition viel länger berechnet werden. Die Strecken in den Kanälen waren zu groß und die Gelegenheit, die Indianer richtig zu bekommen, nicht allzu häufig. Einige Tage würde man außerdem bei Sturm verlieren.

Unser erstes Ziel sollte Muñoz Gamero im Canal Smith[408] sein, wo die Franzosen hofften, einige Indianer zu treffen." Nachdem sie dieses Gebiet befahren hatten, wandten sie sich direkt nach Ushuaia am Canal de Beagle. „Nach einem Aufenthalt von fünf Tagen fuhren wir weiter östlich zur Estancia Remolino, wo sich ab und zu auch Indianer in der Nähe aufhalten sollten ... Aber auch dort fanden wir keine Indianer[409] vor. Wie uns der [Farmbesitzer] sagte, bestand nur eine Möglichkeit, Indianer anzutreffen, und zwar in Mejillones, auf der großen Insel Navarino ... Am nächsten Morgen fuhren wir weiter nach Mejillones, wo wir noch vormittags anlangten. Wir alle sahen zum ersten Male diese Station, die zu Chile gehört und die einen kuriosen Eindruck machte.

Durch Missionare waren die Yaganes schon zivilisierter geworden und hatten sich ein richtiges Dorf angelegt. Das Ganze machte mit den Bretterbuden und einer großen Festhalle mit einem überbrückten Fluß davor einen behaglichen Eindruck. Vier Tage lagen wir dort und filmten während dieser Zeit alle möglichen Bräuche der Yaganes. Wegen der beschränkten Zeit wurde viel Gekünsteltes gefilmt, denn die Franzosen hatten vor, einen Abstecher nach dem Kap Hoorn zu machen."

Außerdem wurden auf dieser Reise noch viele landschaftlich bemerkenswerte Stellen im Film aufgenommen. „Am 6. Mai [1925] liefen wir in Punta Arenas ein, die Kino-Expedition hatte ihr Ende erreicht. Allem Anschein nach waren die Franzosen mit dem, was sie erreicht hatten, zufrieden; sie hätten aber viel mehr haben können, wenn sie sich mehr nach uns gerichtet hätten." Da ich diesen Film nie gesehen habe, enthalte ich mich jeden Urteils über seine ethnographische Bedeutung: doch ist so viel sicher, daß er bemerkenswerte Bilder nicht zeigt, weil nur eiligst "Gestelltes" zur Aufnahme gelangt ist.

Zur Ergänzung sei hingewiesen auf den Film des Fliegerkapitäns Guyton

---

[407] Ein in Punta Arenas sehr bekannter deutscher Seemann.

[408] Die chilenische Marine hat hier eine Kohlenstation eingerichtet, die von Halakwulup-Familien besucht wird. Auf meiner vierten Reise habe ich diese Stelle zum Ausgangspunkte meiner Forschungen bei dem genannten Stamme gewählt. Vgl. Gusinde (d): 41.

[409] Zu dieser Farm der Brüder Lawrence kommen sie nur während der Schafschur im mittleren Sommer.

Pluzencnow[110] aus dem Jahre 1929, der wunderbare Landschaftsbilder und Höhenaufnahmen zeigt, jedoch nur ganz flüchtig ein einziges bejahrtes feuerländisches Ehepaar im Kahn.

Diese beiden Filme sind nicht mit so viel Sorgfalt und Sachkenntnis ausgeführt worden, daß sie das Kulturgut der Yamana für die Nachwelt als getreues Bild aufbewahren.

5. Die Tätigkeit englischer Missionare

Über die Wirksamkeit der englischen Missionare sind mehrere, leicht erreichbare Abhandlungen geschrieben worden,[111] weswegen im Rahmen dieses Werkes ein kurzer Abriß des geschichtlichen Verlaufes genügt. Der vielseitige Einfluß jedoch, der von jenen Männern auf die äußere Form des gesamten Stammeslebens und auf die geistige Haltung der Eingeborenen ausging, erweist sich bei genauer Betrachtung für die Völkerkunde im einzelnen und für die Menschheitsgeschichte im allgemeinen als so bedeutungsvoll, daß er kaum zu breit aufgerollt werden kann. Ob die Nachteile für den ganzen Stamm und für den einzelnen Indianer, die sich an das Auftreten der englischen Missionare hefteten, von den Vorteilen überholt worden sind, ist eine Frage, auf welche die geschichtlich erweisbaren Tatsachen selber eine unzweideutige und ausreichende Antwort geben.

a. *Geschichte der Mission*

Die gesamte, später weitverzweigte Tätigkeit der englischen Missionsgesellschaft in Südamerika wurde in ihren ersten bescheidenen Anfängen durch Allen Francis Gardener begründet. Er wurde am 28. Juni 1794 zu Basildon in der Grafschaft Oxford geboren und diente später als Offizier in der englischen Marine. Nach längeren Reisen in Afrika, Indonesien und Ozeanien verließ er Südafrika am 15. Mai 1838 und fuhr, begleitet von seiner Familie, über Rio de Janeiro, Buenos Aires und Mendoza nach Chile, das er vom Norden bis Süden durchquerte. Dabei streifte er auch Patagonien. Nach einem Besuche in Bolivien entschloß er sich zur Gründung einer Missionniederlassung unter den elenden und mißachteten Feuerländern, weil

---

[110] Dieser Film wurde angekündigt mit "Silberkondor über Feuerland". Die gleiche Aufschrift trägt auch die Reisebeschreibung selber.

[111] Vgl. Despard (b): 677, Phillips (a): 1009, VSA: XIII, 73—84, 1866; Bridges (b): 205, Marin, Marin-Stirling, Martial: 216, Gunckel: 13, Hyades (j): 151 und (q): 380, Hollenbeg (a): 15, Myers: 97, Koppers (b), Lothrop (b): 21 und Barclay (d): 130—150.

Die Zeitschrift der South American Missionary Society enthält eine sehr reiche Fülle von Einzelheiten aus dem missionarischen Wirken und aus dem Leben auf den Missionsstationen, ist aber als vollständige Sammlung sehr selten. Sie erschien in London von 1854—1862 (vol. I—IX) zunächst als "The voice of pity for South America", von 1863—1866 (vol. X—XIII) als "A voice for South America" und endlich von 1867 bis zur Gegenwart als "The South American Missionary Magazine".

er zweifelt den Verlassenen zu Hilfe eilen wollte,"[112] Nach kurzen Vorbereitungen ging er mit vier Begleitern an Bord der "Clymene", die am 7. Januar 1848 in Cardiff auslief und um die Südspitze von Südamerika an die peruanische Küste fahren sollte. Am 23. März 1848 war der kleine Hafen Banner Cove am Nordufer der Isla Picton erreicht und am Land wurde schnell ein einfacher Schuppen für die Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände errichtet. Schon der erste Besuch von Eingeborenen überzeugte ALLEN GARDINER davon, daß es hier an genügender Sicherheit fehlte.[113] Widerwillig, [illegible] besserer Einsicht folgend, wurden die Zelte abgebrochen und die vielen Sachen zur "Clymene" zurückgebracht. Alle verließen am 1. April wieder jene Insel.

Durch das Scheitern dieses Versuches nicht entmutigt,[114] warb ALLEN GARDINER für seinen Plan in England energisch weiter; auch diesmal nicht ohne Erfolg. Ein kleiner Ausschuß bildete sich, als dessen Vertreter er selber mit der mährischen Herrnhuthergemeinde persönlich in Verbindung trat; seine Vorschläge wurden von ihr jedoch abgelehnt. Als kurz darauf ein Versuch des Anschlusses an die Foreign Missions of the Church of Scotland ergebnislos blieb, stellte A. GARDINER sein Unternehmen auf eigene Füße und machte dafür eine umso rührigere Propaganda. Eine glückliche Fügung brachte ihn mit Rev. GEORGE PAKENHAM DESPARD zusammen, der als „a man of courage, energy, and piety" geschildert wird, „and a warm friendship sprang up between them" (MARSH-STIRLING: 50). Im März 1850 tagte der Ausschuß wieder in London und dabei wurde DESPARD mit den Aufgaben eines honorary secretary betraut.

Die inzwischen gesammelten Gelder reichten nicht aus, um den weitgespannten Plan A. GARDINER's zu verwirklichen. Trotz der gebotenen Einschränkungen konnte er mit sechs Begleitern, unter denen der Arzt RICHARD WILLIAMS[115] und drei Matrosen aus Cornwallis waren, an Bord der großen Barke "Ocean Queen" gehen, die Liverpool am 7. September 1850 verließ. Zwei Boote und reichliche Lebensmittel nahm er mit. Als Isla Picton am 5. Dezember 1850 erreicht war, verließen diese mutigen Männer die Barke und richteten sich für einen kurzen Aufenthalt ein. Die Ungunst des Siedlungs-

---

[112] Sein ganzes Lebenswerk war von religiösen Gedanken getragen, was sich von seiner guten Erziehung herleitet. „Carefully trained in the principles of the Christian faith, he was ever thankful for the debt he owed not only to God but to godly parents" (MM: XXVIII, 4; 1894). Die ausführlichste Lebensbeschreibung haben MARSH-STIRLING geliefert.

[113] DESPARD (b): 677 berichtet: „Brief experience of the character of the natives here persuaded him that their thievishness requiring a constant watch by him and his men over the boat afloat as well as over the house and stores on land, would soon wear them out."

[114] „He did not regard his recent attempt as a failure, but as a voyage of observation, showing what further means were required" (MARSH-STIRLING: 48).

[115] Dieser stand erst im Alter von 33 Jahren, als er der Einladung A. GARDINER's nach Feuerland folgte (MM: XXVIII, 37; 1894). Vgl. HAMILTON: Memoir of Richard Williams; London.

platzes und das aufdringliche Benehmen der Eingeborenen, mit denen A. Gardiner sich nur durch Zeichen verständigen konnte, veranlaßten ihn, das Lager nach Puerto Español in der offenen Bahía Aguirre zu verschieben. Aus Ursachen, die noch nicht klargestellt worden sind, starb bis Mitte September 1851 einer nach dem anderen dieser Männer, als letzter von ihnen A. Gardiner selber, der seine Aufzeichnungen bis zum 6. September geführt hatte."[116]

Nachdem das Missionskomitee in London lange schon vergeblich auf Nachricht gewartet hatte, wurde — merkwürdigerweise zwanzig Tage nach A. Gardiner's Tode — von Montevideo aus Kapitän Snyley mit dem Kutter "John Davison" zum Canal de Beagle geschickt, um Nachforschungen anzustellen. Als er am 21. Oktober 1851 in Banner Cove Anker geworfen hatte, sah er auf einer Felswand die Inschrift: „Gone to Spaniard Harbour". Schon am anderen Tage befand er sich an dieser Stelle, die ihm das entsetzliche Schicksal der gesuchten Männer zeigte. Während die traurige Nachricht den Weg nach England machte, traf die "Dido", von den Falklands Inseln kommend, in Banner Cove ein, von wo sie sofort nach Puerto Español hinüberfuhr. Kapitän Morshead untersuchte am 22. Januar 1852 das traurige Geschehnis und bereitete den Überresten dieser Missionshelden ein würdiges Grab.

1. Erste Missionsstation auf Isla Keppel: Der Schreckensbericht erschütterte weite Kreise Englands und weckte die Anteilnahme vieler Helfer. Nach mehreren Monaten waren ausreichende Mittel zusammengetragen, daß ein eigener Segler, auf den Namen "Allen Gardiner" getauft, am 24. Oktober 1854 von Bristol aus in See gehen konnte. Kapitän Parker Snow, der ihn führte, erhielt den Auftrag, den Katechisten Garland Phillips und den Superintendant Ellis nach Isla Keppel in der westlichen Falkland-Gruppe zu führen.[117] Diese Insel wurde bei der Landung am 5. Februar 1855 durch die gesamte Besatzung für die Patagonian Missionary Society in Besitz genommen. Die neuen Ankömmlinge hatten viele Bedarfsartikel mitgebracht und richteten sich erträglich ein, so weit es unter den gegebenen Verhältnissen möglich war."[118] Harte Arbeit mußten sie leisten, bis ein fester Hausbau vollendet war. Phillips: 87 schrieb am 12. März 1856: „Here we must cook, wash linen, mend clothes, garden, row, tar roofs, attend to cattle, shoot for game and provision for dogs, and — study. Real missionary pioneering this." Am 30. August 1856 wurde ihre Zahl durch Rev. G. P. Despard

[116] Das ausführliche Tagebuch ist bei Mansu-Spialso: 53—81 abgedruckt. Im Anschluß daran werden die verschiedenen Möglichkeiten erwogen, die jene festen Männer dem Hungertode überantwortet haben.

[117] Wie es bei ihrem Eintreffen dort aussah, ist in VP: V, 34; 1858 niedergelegt worden.

[118] Sie hatten ein Holzhaus von England mitgebracht, das hier zusammengesetzt und aufgebaut wurde. Der Grundstein dafür trug folgende Aufschrift: „Patagonian Missionary Society. Cranmer Settlement, Keppel Island, West Falklands. This is to commemorate the laying of the foundation-stone of this house, to be called 'Sulivan House', on the 28th of May, 1855. Present — J. Ellis, Superintendent; J. G. Phillips, Catechist; John Weeden, mason; Richard Dyas, carpenter" (Phillips: 49).

und seine Begleiter verstärkt, die in Port Stanley eingetroffen waren. Auf dem kleinen Schoner "Victoria" mußten sie zu ihrer Station übersetzen, weil Kapitän Snow sich zu dieser kurzen Fahrt nicht herbeiließ.[119] Einer von den beiden Adoptivsöhnen, die jener Missionar mitgebracht hatte, war der damals dreizehnjährige Thomas Bridges.[120]

Isla Keppel war mit einem bestimmten Ziele als Missionsniederlassung gewählt worden, das Despard (b): 678, in Übereinstimmung mit dem Komitee in London, unverhüllt nennt: „The main object of the plan was to bring over willing boys and girls for instruction and preparation to become teachers in their turn."[121] Selbst wenn man den Plan der Missionare von weiter Ferne aus betrachtet, kann man doch nicht umhin, ihn als befremdlich und wenig aussichtsvoll zu beurteilen. Diese Insel lag vom heimatlichen Gebiete der Yamana nicht nur zu weit entfernt, sie war überdies wegen der starken Meeresströmungen bei der Isla de los Estados mit kleineren Fahrzeugen gefahrlos kaum zu erreichen.

Im Dienste des genannten Zieles fuhr schon kurz nach Eröffnung dieser Niederlassung die "Allen Gardiner" am 11. Oktober 1855 in den Canal de Beagle; des Kapitäns Snow besonderer Auftrag war es, den von der Expedition Fitz-Roy's her bekannten Jemmy Button aufzufinden. Man landete zuerst in Puerto Español, wo Phillips am Grabe A. Gardiner's und seiner Begleiter am 19. Oktober 1855 eine religiöse Feier abhielt und eine Gedenkplatte anbrachte. Zwei Tage später wurde in Banner Cove das erste Kanu gesichtet, in dem drei Männer und eine alte Frau saßen, die „in ehrerbietiger Entfernung unter heftigen Gebärden das Schiff umkreisten ... Der Anblick dieser Leute war ein widerwärtiger. Sie trugen nur ein Seehunds- oder Biberfell wie einen Pilgerkragen um die Schultern geworfen, ihr langes Haar aber fiel in verwilderten Massen über die Schultern" (Phillips [a]: 1009). Als sich andere Kanus eingefunden hatten, wünschte Phillips einige Kinder sofort mitzunehmen, stieß aber beim Kapitän auf Widerstand, „who was not desirous of bringing any children to Cranmer at the present time, until the Mission is more completely organized" (Phillips: 66).

Ein glücklicher Zufall führte den Kapitän wirklich mit dem gesuch-

---

[119] Die Unstimmigkeiten dieses Schiffskapitäns mit dem Leiter der Missionsstation hatten kurz vorher begonnen, die Anlässe nennt er in seinem eigenen Werke. Er schied bald danach aus seiner Stellung. Vgl. VP: V, 169—178; 1858 und VP: VII, 1—6; 1860.

[120] Später (MM: XXVIII, 53; 1894) nahm der Dean Bradden in seinem "Report of Keppel" vom 28. Dezember 1893 Folgendes auf: Despard hatte kurz vor seinem Eintreffen auf Isla Keppel zwei Waisenknaben adoptiert „by way of thankoffering to God for success given to his school, and took them with him to Keppel. One died early. The other — by name Thomas Bridges — so profited by the training bestowed upon him that he became the chief missionary in the Southern Mission for many years". Vgl. auch Barclay's "Preface" in BD: IX, endlich Gusinde (gg): 160.

[121] Schon am 19. Dezember 1855 hatte Phillips: 68 einem Freunde in England offenbart: „I have made a proposition to the Comittee to let us bring Jemmy Button with his wife, girl, and boy, to Cranmer. There will be so many advantages attending it."

ten Indianer zusammen. Er machte ihm den Vorschlag, nach Isla Keppel zu folgen, doch vergeblich (S. 134). Despard, der als Vorsteher dieses Unternehmens inzwischen eingetroffen war, mußte schon im April 1857 eine kurze Reise bis zum Ostausgange des Canal de Beagle unternehmen und machte im Puerto Cinco de Mayo am Nordostufer der Isla Navarino seine erste Bekanntschaft mit den Yamana.[422] Später besuchte er mit Mr. Turpin an Bord der "Allen Gardiner" die Gegend von Wulaia und kehrte mit Jemmy Button und dessen Familie am 24. Juni 1858 nach Isla Keppel zurück.[423] Eine außerordentliche Freude erfüllte sämtliche Missionsmitglieder, da sie sich von der Anwesenheit jenes Indianers einen guten Anfang ihrer Berufstätigkeit versprachen. Wirklich half er ihnen bei Erlernung der Sprache[424] und der Lebensgewohnheiten seines Volkes; er selber fühlte sich wohl in seinem neuen Heim und „quite at home with us all".[425]

Diese feuerländischen Besucher blieben bis zum 16. November. Dann führte Despard persönlich, wie vereinbart war, sie auf der "Allen Gardiner" wieder nach Wulaia. Am 4. Dezember trafen sie hier ein und zwei Tage später gingen sie an Land. J. Button begann sofort „to build himself a wigwam of poles and branches, and took inside all his gifts from Grammer" (Phillips: 143). Außerdem wurde „unter Leitung des Zimmermanns der Bau des künftigen Missionsgebäudes begonnen. Etliche 30 Feuerländer hielten sich damals in der Nähe auf und schauten der Arbeit schweigend zu. Am 25. Dec. war das Haus bereits so weit fortgeschritten, daß man den anwesenden Eingeborenen darin mit vier großen Plum-Puddings einen Weihnachtsschmaus geben konnte. Übrigens litt man schon jetzt von den Diebsgelüsten der Eingeborenen. Die Rindenbekleidung des Hauses wurde mehrmals abgebrochen, wahrscheinlich um der eisernen Nägel sich zu bemächtigen. Die Diebereien kamen aber vorläufig auf Rechnung der *Oen*-Leute von der Lennox-Insel, eines benachbarten Stammes, welcher gelegentlichen Besuch in Wulaia abstattete. Das Haus sollte übrigens erst in künftigen Jahren

---

[422] Seiner (b): 679 bemächtigten sich eigenartige Gefühle: „Having been prepared to see persons preposterously ugly, and dirty to the offending of every sense, we could not well be painfully disappointed in them. We had the opposite feeling rather. Though they presented themselves, both sexes, stark naked, they did not look dirty, and whatever in them was offensive to the olfactory nerve proceeded from the wood-smoke, not from secretion in their skin." Weitere Einzelheiten über diese Reise sind in Mabel-Stirling: 92 wiederholt.

[423] J. Button hatte seine erste Frau namens Lashawyakkepa bei sich, die „in colour, features, and dress, looked like a middle-aged gypsy-woman", außerdem seinen vierzehnjährigen Sohn namens Threeboys, seine achtjährige Tochter und sein jüngstes Kind, das erst zwölf Monate zählte (Despard [b]: 677, 732). Vgl. S. 284.

[424] Despard (l. c. 98) hebt hervor: „It is wonderful how well J. Button remembers his English ... We are doing our best to learn as many Fuegian words as we can, but this is difficult to accomplish, as this people do not like to speak their language before us, and converse with each other in a whisper" (vgl. Hyades [j]: 151).

[425] Mabel-Stirling: 98. Dort finden sich auch Einzelheiten über diese Reise und über den freudigen Empfang, der dieser feuerländischen Familie auf Isla Keppel bereitet wurde.

benutzt werden" (PHILLIPS [a]: 1010).[425] Ohne Zaudern schlossen sich dem Missionar andere Eingeborene an. „Am 1. Januar 1859 verließ der Schooner wieder Feuerland mit neun eingeborenen Zöglingen, nämlich zwei älteren Ehepaaren und zwei jungen Burschen vom Wulaia-Stamm, einem jungen Ehepaar mit einem zweijährigen Mädchen vom *Oen*-Stamme und setzte sie am 5. desselben Monats bei Cranmer auf der Keppel-Insel ans Land. Ein gewisser OKOKKOENCES erwarb sich bald bei allen Europäern volles Lob" (PHILLIPS [a]: 1010).

Ein Jahr hatte man diese Eingeborenen zurückgehalten und am 6. Oktober 1859 ging J. GARLAND PHILLIPS mit ihnen an Bord der "Allen Gardiner", um sie heimzuführen.[427] DESPARD (l. c. 100) beschreibt sie folgendermaßen: „They are now decent in their habits, tidily dressed, and as far as our imperfect medium of communication goes, they have been taught the knowledge of God."[428] In Begleitung des genannten Katechisten befanden sich, außer den Indianern, acht Europäer, nämlich Kapitän R. S. FELL, sein Bruder John als Master, ALFRED COLE, der Koch, ein Zimmermann und vier Matrosen, darunter drei Schweden. PHILLIPS hatte geplant, Kaninchen mitzunehmen und sie auf einigen feuerländischen Inseln auslaufen zu lassen; es fehlen die Angaben, ob er dies ausgeführt hat. Am 1. November langte das Schiff in Wulaia an. Obwohl die Reise ohne weitere Störung verlaufen war, schienen durch die Eingeborenen einige Sachen aus dem Besitz des Schiffes entwendet worden zu sein. Bei der Landung wurden, auf Weisung des Kapitäns, alle Säcke und Beutel der Indianer genau durchsucht. Das erbitterte sie sehr und zeitigte bald schlimme Folgen.[429]

In den nächsten drei Tagen hatten sich etwa 300 Eingeborene in 70 Kanus

---

[426] Als der Missionar ihn noch fragte, ob er später zurückkehren möchte, antwortete er ausweichend: „Perhaps, by and by, me no tell now!" Das deckt sich mit folgender Bemerkung aus PHILLIPS (a): 1010: „Die Missionäre bildeten sich ein Wunder wie glücklich sie ihre fuegianischen Zöglinge durch Waschen, Kleiden, Beten und Arbeiten gemacht hätten. JEMMY BUTTON scheint sich jedoch auf der Keppel-Insel gründlich 'ennuyiert' zu haben. Als er in die Nähe seiner Heimath kam, konnte er nicht erwarten bis der Schooner Wulaia erreicht haben würde, sondern verlangte schon früher ans Land gesetzt zu werden, um zu Fuß nach Hause zu wandern, aus Furcht, die Missionäre möchten doch vielleicht das Schiff wieder umkehren lassen und ihn noch einmal nach Cranmer mitnehmen." Seine Landsleute bereiteten ihm einen Empfang ganz nach ihrer Art: „Kaum waren die Zöglinge gelandet, so fielen die Feuerländer über sie wie die Geier her und wollten ihnen ihre Kleider rauben. Auf seinen Hülferuf stieß daher ein Boot ab und nahm JEMMY und die Seinigen wieder an Bord auf."

[427] Genau eine Woche vorher hatte PHILLIPS: 181 einem von ihnen ein glänzendes Zeugnis ausgestellt: „A more industrious, good-tempered boy than OKOKONCENCES cannot be found, I am sure, in England; and he is of such an affectionate disposition, that cold indeed must be the heart that could withstand, or not reciprocate his kindly feelings."

[428] Für sich selber buchte er bei dieser Gelegenheit auch einen Erfolg: „I have got nearly a thousand words of Tekeniea, but am still a long way from ability to make a grammar of it."

[429] DESPARD (a): 1011 bemerkt hierzu: „Obgleich sie beschenkt ihre Heimat betraten, zeigten sie doch finstere Gesichter, weil man ihre Reisebündel kurz vor ihrer Entlassung

eingefunden, während die Europäer ein Blockhäuschen, das früher hier aufgestellt worden war, für eine kleine religiöse Veranstaltung herrichteten. Unauffällig hatten die Eingeborenen einen Überfall auf die Weißen geplant und zwar wohl aus Rache für das Mißtrauen, das den vom Schiffe Entlassenen bekundet worden war. „In den älteren Instructionen war streng angeordnet worden, daß stets etliche Personen an Bord zurückbleiben, nie alle zugleich ans Land gehen sollten, denn schon einmal hatten Feuerländer ein Schiff überfallen. Zur Einweihung des Missionshauses sollte aber Sonntag, 6. Nov. ein Gottesdienst am Lande gehalten werden, und zu diesem verfügten sich sämtliche Leute ans Ufer mit einziger Ausnahme des Schiffskoches. Dieser folgte vom Schooner aus den Seinigen mit den Augen. Als sie nach dem Hause giengen schlichen sich ein paar nackte Kerle an ihr Boot und schleppten die Ruder nach einem Wigwam, offenbar in der Absicht um ihnen das Mittel zum Rückzug abzuschneiden. Bald darauf sah er die Missionsleute aus dem Hause stürzen, verfolgt von den Feuerländern, die mit ihren Keulen nach ihnen schlugen. Die beiden Fell sah er unter diesen Streichen sinken, ebenso geschah es den andern. Hr. Phillips und ein schwedischer Matrose allein erreichten noch das Boot, dort aber war es Billy Button, also einer der älteren Missionszöglinge, der den ersten Streich gegen den Geistlichen [G. Phillips] führte: er taumelte und wurde gleich dem Schweden erschlagen. Nur Ukockowenschen, der 15 jährige Missionszögling, weinte laut und wollte den Mord hindern. Der Koch indessen hatte keine Zeit zu verlieren. Er holte ein Gewehr, ein paar Laib Brot, ließ das Gig ins Wasser und ruderte nach dem Ufer. Ein feuerländisches Canoe setzte ihm nach."

In wenigen Augenblicken hatte sich der Menge eine schnell aufwallende Erregung bemächtigt, die fast alle zu Tätlichkeiten trieb. Keulen und Steine hagelte es plötzlich auf die wenigen Europäer nieder, die wehrlos dem großen Haufen ausgeliefert und in ihrer Ahnungslosigkeit zur Gegenwehr unfähig waren. Viele Frauen allerdings, sowie Jemmy Button mit Okokko bemühten sich, die erregte Masse zu beschwichtigen, blieben aber erfolglos. In wenigen Minuten lagen die acht Europäer fürchterlich zerschlagen am Boden.

Dem Koch war es gelungen, früher als sein Verfolger zu landen und er entsprang in den nahen Wald, wobei er leider sein Brod aus der Tasche verlor. Von dem Wipfel eines Baumes, den er erkletterte, konnte er wahrnehmen, daß man ihn nicht mehr verfolge, sondern nur das Gig ins Schlepptau genommen hatte. Er irrte nun in östlicher Richtung weiter über sonniges Land, wo er Guanacoheerden und große Scharen von Gänsen antraf, volle vier Tage, ohne eine andere Nahrung als einige Beeren und Muscheln. So traumhaft kam ihm seine Lage vor, daß er sich oft einbildete er sey vom Schiff böswillig entlaufen. Endlich trieben ihn Hunger und Kälte nach Wulaia

einer strengen Durchsuchung unterworfen und dabei auch einige vermißte und heimlich von ihnen annexirte Gegenstände gefunden hatte. Sie wußten indessen ihren Ärger zu verbergen und sechs Tage vertrieben ohne irgend eine Verdrießlichkeit."

zurück. Er begegnete einem Canoe mit Eingeborenen, rief es an, weil er bekannte Gesichter sah, und wurde aufgenommen. Nach der Landung nahmen die Feuerländer oder 'erbaten' sich stückweise alles was er auf dem Leibe hatte, bis auf die Ohrringe und einen Gürtel. In Wulleia selbst fand er die fremden Banden abgezogen und überhaupt nur wenige Personen noch anwesend, darunter auch JEMMY BUTTON, von denen allen er freundlich behandelt wurde und die mit ihm ihre elende Nahrung theilten. Sie waren sogar mitleidig genug ihm bald darauf einige seiner Kleidungsstücke zurückzugeben, während sie an dem Tage als sie ihn beraubten sogar versucht hatten ihm auch seinen Bart wie ein Stück Wäsche auszuziehen" (PHILLIPS [a]: 1011).[430]

Anscheinend beruhigten sich die erhitzten Gemüter sofort nach dieser gräßlichen Untat und sie zerstreuten sich auf dem Wasser. „So endete diese thörichte Missionsspielerei mit einem abermaligen Verluste von acht Menschenleben" (ib.).[431]

Nach vergeblichem Warten durch lange drei Monate, „Mr. DESPARD became anxious for the safety of his friends, and went to Stanley Port as soon as possible to take measures for ascertaining the cause of their detention" (ib. 101). Der Schoner "Nancy", von Kapitän SNUDLEY befehligt, lief sofort aus. In Wulaia fand er die "Allen Gardiner"[432] und erfuhr teils durch den Koch COLE, teils durch J. BUTTON von dem furchtbaren Unglück. Ohne vor Anker zu gehen — denn es waren viele Kanus zusammengeströmt —, nahm er den Koch an Bord und nachdem er J. BUTTON dazu vergeblich eingeladen hatte, eilte er unverzüglich nach Isla Keppel zurück. Die Schilderung der Vorgänge, die der Koch gab, löste hier g r ö ß t e B e s t ü r z u n g aus.[433] In London, wohin man sie sofort gelangen ließ, wurde angeblich die Aufhebung der feuerländischen Mission erwogen.

---

[430] Wohl oder übel mußte sich der Koch mit seinem Lose abfinden und sich den Indianern anbequemen. „Mit seinem Gewehr begab sich der Abenteurer auf die Gänsejagd, und den Ertrag seines Jagdglückes theilte er dann redlich mit den vergnügten Wulleianern. Gelegentliche Ausflüge nach dem Schooner und nach den benachbarten Inseln wurden in Gesellschaft der Feuerländer unternommen, auch Schwimmpartien ausgeführt, letztere jedoch, weil auffallender Weise die Männer nicht schwimmen können, nur mit den Frauen, welche den Koch dabei an Fertigkeit weit übertrafen" (ib.).

[431] Eine unter mehrfacher Rücksicht wertvolle Bemerkung wird diesem Satze angefügt: „Auch wurde Hrn. PHILLIPS kurz vor seinem Tode nicht der Schmerz erspart die Fruchtlosigkeit seines Eifers einzusehen. Unterm 2. Nov., vier Tage vor der Katastrophe, schreibt er selbst in seinem Tagebuch: ‚Ein Canoe kam heran und wir sahen darin den armen JEMMY BUTTON nackt und so verwildert aussehend wie nur je zuvor. Dieser Anblick war sehr niederschlagend, denn er schien zu beweisen, daß alle unsere Bemühungen weggeworfen waren. Etwas ganz verschiedenes von dem bisher Versuchten muß geschehen, wenn die Eingeborenen einen Nutzen davon haben sollen'."

[432] Der Schooner lag noch verankert da, „but a perfect wreck as far as all the property contained in her was concerned — nothing remaining but the bare hull and the spars" (PHILLIPS: 196).

[433] Weitere Einzelheiten dieses Überfalles finden sich bei MARSH-STIRLING: 101.

Da die "Allen Gardiner" zwar restlos ausgeplündert, jedoch nicht verbrannt worden war, holte Kapitän Snyley sie im April 1860 zurück. Ihm schloß sich freiwillig Okokko mit seiner Frau Camilenna und ihren beiden Kindern an. Diese waren lange Zeit die einzigen feuerländischen Besucher auf Isla Keppel und erwiesen sich als sehr gelehrig.[434]

In Port Stanley wurde bald nach Rückkehr des Kochs Cole eine Untersuchung des Unglücksfalles eingeleitet. Darüber ließ niemand einen Zweifel bestehen, daß die Besatzung der "Allen Gardiner" zu vertrauensselig gewesen war. Einige Angaben deuten darauf hin, daß die heimgeführten Yamana die Durchsicht ihres Gepäcks auf gestohlenes Gut als schwer beleidigend aufgefaßt und dafür zu jenem entsetzlichen Racheakt sich entschlossen hätten, aufgereizt durch die Eifersucht J. Button's.[435] Demgegenüber vertritt Rev. C. Bull, chaplain at Stanley, in seinem "Record" vom 9. Mai 1860 die Ansicht, „that J. Button did not take a part in the awful tragedy, though afterwards he joined in the plunder", und daß der ganze Überfall „was not a premeditated act. I believe it to have been revenge, for what the natives deemed insults" (Phillips: 212).[436] Der Schaden, den die junge Missionsgründung durch den plötzlichen Verlust von acht Menschenleben erlitten hatte, ließ sich durch nichts ersetzen. Die verwitwete Mrs. Phillips verließ mit ihrer Tochter die Isla Keppel am 10. September 1860 und landete bald in Liverpool.[437] Der Schoner "Allen Gardiner" wurde nach England geführt und hier wieder instand gesetzt.

Als Despard mit seiner Familie Ende 1861 den Süden verließ,[438] übernahm der jugendliche Bridges die ganze Verantwortung für das schwierige Unternehmen. Am 30. Januar 1863 traf Rev. W. H. Stirling als Superinten-

[434] Schon am 17. Oktober 1860 schrieb Despard (VP: VIII, 126; 1861) über sie: „We have succeeded beyond hope with them. I wish You could see the change in Okokkoveiche that I do from the time when I saw him a stark naked savage among the bushes of Fireland"... Später sagte er: „They proved to be most tractable and affectionate. Okokko made progress in reading and writing, besides working in the garden, and digging peat, and returned from work to find his table neatly laid and dinner prepared by Camilenna, who received daily instruction from Mrs. Despard and her daughters in all sorts of housewifery, as well as reading and writing" (Mann-Stirling: 103). Vgl. Briefe von Despard und Bridges in VP: IX, 1862, die wiederholt über diese Yamana berichten. Am 6. Januar 1861 gab er seiner Genugtuung vollen Ausdruck: „Yesterday two years he first landed here: what was he then? what is he now? God be praised for the *difference*" (VP: VIII, 126, 1861).

[435] Cole behauptet sogar, „that the cause of the massacre was that J. Button felt jealous that he did not get as much as he thought he had a right to, and that he was at the head of the whole proceedings" (Phillips: 208).

[436] Später hat Cole (MM: XLVI, 109; 1912) nochmals betont: „I am sure that J. Button was the ringleader." Mrs. H. E. O. Wish (l. c. 178) führt das Unglück auf mangelhafte Wachsamkeit der Besatzung zurück und nimmt diesen Indianer in Schutz. Andere Urteile finden sich in VP: VII, 121; 1860 und in VP: VIII, 11, 14; 1861.

[437] Vgl. die kurze Lebensgeschichte des Katechisten J. C. Phillips in VP: VIII. 116; 1861.

[438] Er kehrte dorthin nicht mehr zurück und starb als Canon of Melbourne im Jahre 1881 (MM: XXVIII, 53; 1894).

dann auf Isla Keppel ein. Nicht mehr Indianer als zwei Erwachsene und deren zwei Kinder waren damals anwesend. Er unternahm bald, von Okokko und Bamgus begleitet, eine Fahrt durch das Yamana-Gebiet. Da letzterer sich durch die Sprache[439] schon gut mit den Eingeborenen zu verständigen wußte, war dieser Besuch erfolgreich; denn mit elf anderen Gästen, Okokko und seine Frau nicht mitgezählt, kehrte das Schiff zum Hafen am 12. April 1864 zurück, obwohl eine größere Zahl sich zur Mitfahrt gemeldet hatte. Hier mußten sie sich ausnahmslos der aufgestellten Tagesordnung fügen, die von den Missionaren als sehr erfolgreich geschildert wurde."[440]

Nach monatelangem Fernsein der Heimat hatte Okokko den Wunsch geäußert, bald dorthin zurückzukehren. Entsprechend dem Plane der Missionare sollte er in Liwya eine Art "Musterwirtschaft" nach europäischem Vorbilde einrichten und seine Landsleute zur Nachahmung anregen. „Camilemma, his wife, was no longer to fish and wander in the canoe. Her position for the future was to resemble that of an English wife; she was to stay at home, take care of the children, and present to her people an example of domestic life" (Mamm-Stirling: 118). Am 18. Februar 1864 endlich bestiegen diese Yamana, von Stirling und Bamgus begleitet, wieder die "Allen Gardiner" und auf Isla Button wurden für Okokko so viele Lebensmittel abgeladen, daß er damit etwa sieben Monate auskommen konnte. Traurige Nachrichten erfuhren die Missionare auf dieser Fahrt; denn eine Seuche hatte viele Eingeborene, auch Jemmy Button, weggerafft.

Mit dreizehn Indianern erreichte das Schiff glücklich wieder die Missionsstation. Bei einer späteren Ausfahrt im Oktober 1864 waren über zwanzig Yamana an Bord. Im März 1865 zu Wulaia „it was found, to the great regret of all, that Okokko's house, and goats, and property, had been destroyed by fire." Das war das Werk mißgünstiger Stammesgenossen. Damit endete der Plan, den die Missionare mit diesem Indianer hatten verwirklichen wollen. Angesichts dessen reifte der Entschluß, ihn mit seiner Familie nochmals nach Isla Keppel zu holen, ihn besser vorzubereiten und das Unternehmen auf festere Grundlage zu stellen. Er sagte zu und so bestieg er wiederum, mit anderen Indianern, das Missionsschiff. Auf Isla Keppel wurden sie der Obhut Bamgus' empfohlen, während Stirling sich von hier aus mit vier jugendlichen Yamana[441] nach England begab (S. 285)."[442]

---

[439] Vgl. VP: X, 218; 1863. „Mr. Bamgus had diligently applied himself under favourable circumstances, to the acquisition of the Fuegian language." Okokko, der damals allein mit seiner Familie auf Isla Keppel war, hatte seinerseits gute Fortschritte in der englischen Sprache gemacht (Mamm-Stirling: 105).

[440] Siehe alle Einzelheiten in Mamm-Stirling: 114-118.

[441] Sie hießen Threeboys, Uncopa, Jack und Shoetekees. „Of these the first was for some months under the instruction of Mr. Despard and Mr. Phillips, having gone to Keppel with his father and Mr. Allen Gardiner in 1858; Uncopa went there for the first time in 1863; and the other two boys first came under instruction in 1864." In England wurden sie einem Erzieher übergeben (Mamm-Stirling: 131).

[442] Vgl. den Abschnitt über: "Four fuegian youths brought to England", in Mamm: 38.

2. Die Missionsstation in Ushuaia: Auch nach der Rückkehr dieses Superintendant behielten die Missionare ihr bisheriges Vorgehen bei, die "Allen Gardiner" befuhr in größeren Zeitabständen den Bereich der Yamana, brachte dorthin einige Familien zurück und nahm andere mit. Während Bridges, nach einem elfjährigen Aufenthalt im Süden, endlich wieder einmal in England weilte, um sich zum Diakon machen zu lassen,[441] eröffnete Stirling im Januar 1869 eine neue Niederlassung mitten unter den Feuerländern auf der Peninsula Mac Clinton. Okokko wurde herangezogen und er selbst lebte als einziger Europäer lange Monate hier unter den Eingeborenen.[442] Ushuaia wurde bald, wegen seiner günstigen Lage, der Hauptplatz des missionarischen Wirkens.[443] Im gleichen Jahre erhielt er seine Ernennung zum ersten Bischof für das südliche Amerika und John Lawrence traf als neuer Helfer ein.

Die Missionare hatten sich längst davon überzeugt, daß ihnen ein dauernder und allgemeiner Erfolg nie beschieden sein würde, wenn sie weiterhin den Eingeborenen fern blieben. Ushuaia sollte deshalb für letztere ein Sammelpunkt werden. Bridges verließ England schon am 9. August 1869, um Stirling schnell abzulösen. Auf Isla Keppel wurden im Dezember Bridges und Lewis mit ihren Frauen, sowie Reyes für Ushuaia bestimmt, während Lawrence und Bartlett mit ihren Familien dort zurückblieben. Nach einigen Personaländerungen übernahm ersterer diese Station Ushuaia Anfang 1871 endgültig. Was dort im Laufe der nächsten fünfzehn Jahre geschaffen wurde, ist fast ausschließlich sein Werk, bei dem er von den missionarischen Mitarbeitern unterstützt wurde.

Man richtete sich von vornherein auf eine Dauersiedlung ein. Die Wohnung der Missionare wurde bisweilen "das eiserne Haus" genannt, im Gegensatz zum "roten Haus" auf Isla Keppel;[444] doch war es nur ein Holzbau mit Wellblechverkleidung. Auf wiederholten Fahrten des Missionsschiffes hatte einer nach dem andern aus dem gesamten Missionspersonal die neue Niederlassung besucht und gleichzeitig allerhand Gerätschaften hierher mitgebracht. In kurzer Zeit konnte die ausgedehnte Einrichtung in Gebrauch genommen werden.

Aus Neugierde waren viele Eingeborene herbeigeeilt und schauten verwundert dem Treiben der Missionare zu. Solche, die einige Tage verweilten, wurden freundlichst behandelt und unterrichtet, so daß Stirling, als Bischof aus England zurückgekehrt, bei einer gemeinschaftlichen religiösen Feier gleichzeitig 36 Eingeborene taufte und sieben Paare traute. Allerdings „the service took place in the open air, in the presence of, I suppose, a total of

[441] Vgl. "Ordination of Mr. Thomas Bridges in Marsh: 67.

[442] Marsh: 57 hat diese Gründung ausführlich beschrieben. Vgl. Hyades (j): 151 und Nordenskjöld (h): 129—150.

[443] Die geographischen Verhältnisse schildert Martial: 221 besonders gut.

[444] Bei Phillips (a): 1011 heißt es: „Die Zöglinge wurden dort im 'rothen Hause' untergebracht, so genannt nach der rothen Farbe seiner Backsteinwände."

150 persons, including ourselves" (Mamm: 129). Bei dieser Gelegenheit erhielt Okokko den christlichen Namen George Despard.

Bald erstand eine Siedlung aus *mehreren Häusern*,[97] die Wohnungen der Missionare, ein Kirchlein, das Schulhaus und das Waisenhaus. Anfänglich mußte die Kapelle auch für den Schulunterricht benutzt werden. Auf der anderen Seite des breiten Weges, der an den genannten Baulichkeiten vorbeilief, gab es einige Häuschen und die Gerüste von etwa zwanzig Hütten der Indianer.

Diesen indes kam es nicht in den Sinn, hier sich endgültig niederzulassen, zumindest nicht bald nach Gründung der Missionsstation. Bamcas äußerte sich folgendermaßen: „None of the natives are really resident here. Only at such times as there is employment for them, and as assistance given them towards their support, do they remain here; but the ordinary number of men more resident here than elsewhere is about 20; their wives, 20; their children 35; and occasionally this number is doubled. Some times only two or three men are here, and the people often make long absences" (MM: IX, 23; 1874). Diese Worte lassen erkennen, wie wenig sesshaft die *Besucher* waren und wie unregelmäßig sie sich einfanden. Ein geregelter Unterricht konnte nur schwerlich für Kinder und noch weniger für Erwachsene eingerichtet werden. Für das folgende Jahr 1875 hat jener Missionar die Durchschnittszahl der täglichen Schulbesucher, Erwachsene und Kinder eingerechnet, festgestellt, die anscheinend beträchtlich anstieg, nämlich im Juni 20, im Juli 25%, im August 43%, im September 30, im Oktober 25%, im November 19, im Dezember 19, im Januar 11%, im Februar 19%. (MM: X, 146; 1875). Der unaufhörliche Wechsel in diesen Zahlen zeigt ein andauerndes Kommen und Gehen einzelner Familien an und läßt darauf schließen, daß jede von ihnen nur eine mehr oder weniger kurze Zeit dort den Unterricht genoß.

Da diese Siedlung der Weißen allmählich unter den Yamana bekannter wurde, zog sie nach und nach auch Familien aus entfernteren Gegenden an. Übertrieben indes ist folgende Schätzung Bamcas' aus dem Anfang von 1880: „Ushuaia is easily approached by the whole Yahgan tribe, from east, west and south. There are seldom less then 150 Indians there, and often over 300. In the course of a year from 1000 to 1500 persons visit the settlement, coming for all kinds of purposes" (MM: XIV, 17; 1880). Die gleiche Familie fand sich nämlich mehr als einmal dort ein und tat dies um so öfter, je vertrauter sie mit den Europäern wurde. Im gleichen Jahre berichtet Lawrence über seine Arbeiten in der Schule, die von etwa zwanzig Kindern, fast vollzählig im Waisenhause untergebracht, bemerkt würde (MM: XIV, 100; 1880).

Bewußt oder unbewußt, jedenfalls zweckentsprechender war der Schwerpunkt des missionarischen Wirkens nach Ushuaia verschoben worden. Die

---

[97] Vgl. "The Christian Village at Ooshooia", in Mamm: 129, wo auch ein Gesamtbild nach einer Photographie der Mission Station eingefügt ist. Außerdem Mamm: 225.

Erfolge hätten nicht nur, obwohl der Arbeiter wenige waren.[1] Damit gaben sich die Missionare selber eine nicht aufzulösende; denn es fehlte immer noch die langersehnte, natürlich angestrebte Ansiedlung der Eingeborenen, um eine Umgestaltung ihres Innern und ihrer gesamten Lebensform herbeizuführen. Die bisherige Methode, bei gelegentlichen Besuchen auf den einen und anderen einzuwirken, konnte unmöglich zum erwünschten Ziele führen und war zwar ermüdend, den überwiegenden Teil der Volkes s o b h a f t zu m a c h e n.[2] Dazu tritt auch eine unverhältnismäßige Unlust der Eingeborenen, sich weiterhin in Ushuaia einzufinden. Der wichtigste Grund dafür, daß viele frühere Besucher fernblieben, waren die epidemischen Krankheiten,[3] die in kurzen Zeitabschnitten auftraten und allgemeinen Schrecken verbreiteten.[4] Von Anfang an war jener Platz für eine Ansammlung von vielen Familien, falls diese nach Väter Art sich hätten um ihre Ernährung kümmern müssen, nicht geeignet. So lange die Missionare an die Besucher freigebig Nahrungsmittel und Kleidung austeilten, kamen sie gern; doch blieben sie weg, als die Geschenke eingestellt wurden. Für diese Erscheinung hatten die Missionare ein offenes Auge[5] und glaubten einen Ausweg in der Richtung zu finden, daß sie die Eingeborenen selbst an manchen pflanzen, einer den damit verbundenen großen Kostenaufwand zu überwinden.[6] Auf eine Statistik des Rev. Bennett (in MM: XVIII, 223; 1884) vorwiesend hebt Hyades (k): 619 hervor, daß Anfang Juni 1884 sich nur 25 Personen in Ushuaia aufhielten und er führt diese Erscheinung auf die Angst der Indianer vor der seit drei Jahren herrschenden Schwindsucht zurück. Wenig später berichtet der gleiche Bennett, daß im genannten Monat die Zahl der erwachsenen indianischen

[1] "Synopsis of the South American Missionary Society" aus dem Jahre 1881 (MM: XVIII, p. 13) sagte dazu: „The Rev. Thos. Bennett now occupies the Station, surrounded by about one hundred and fifty natives, dwelling in improved wigwams and cultivating plots of land. Almost one hundred and eighty natives have received the rite of baptism, many of whom have been trained at Keppel. Mr. Bennett is assisted by Mrs. Bennett, Mr. Lawrence, catechist and gardener, and Mrs. Lawrence, also by Mr. Waters, carpenter, Mrs. Waters, who is in charge of the Orphanage, and Mr. Wm. T. Bennett, catechist. In addition to these, the Mission benefits by the voluntary services of Miss Varder, Miss Harris, and Mr. Waters' daughters."

[2] Wiederholt haben die Missionare diesen Plan in ihren Briefen erörtert. Vgl. Kerman (k): 112.

[3] Als die Missions-Insassen sich im Süden aufhielt, brach eine schwere Tuberculose-Epidemie aus und kosten 25 Personen Leben auf der Missionsstation Ushuaia starben (MM: XVIII, 223; 1884). „It was probable upon no occasion of [illegible] that it so que les indigènes aux environs qu'ils avaient plus de chances d'échaper les maladies et en conséquence plus heureux en choisir domicile" (Hyades (k): 619).

[4] Die Indianer „suffocate [a la misère] colorado vuelve mirada y huyen, que la Enseñanza 'Cruzamiento de los Yahgan'" (Hyades (k): 212).

[5] Einleitung schreibt Bennett: „Life at Ushuaia is rendered happy and comfortable, unless they are largely supplied by the Mission with daily food, and this is one of the questions, instead of considering every whole we receive boxes from distant parts" (MM: XVII, 168; 1880).

[6] Bennett [illegible] schon vorsichtig Bedenken diesbezüglich (in MM: IX, 219; 1875.

Besucher sogar 70 erreichte, doch haben sie sich bald wieder entfernt (vgl. Hyades [1]: 716).

Inzwischen, nämlich im Oktober 1884, hatte die argentinische Regierung in Ushuaia eine Subprefectura[*] eingerichtet. Alle Eingeborenen waren durch die erneut ausbrechenden Krankheiten in entfernte Kanäle verscheucht worden. Sogar die Missionsstation selber mußte, um sich vor Störungen und Belästigungen der neuen Ansiedler zu schützen, allmählich ihre Lage ein wenig verschieben. Das alles hat die Verwirklichung jenes Planes, die Eingeborenen seßhaft zu machen, durchschlagend verhindert. Die Volkskraft dieser Naturkinder war Mitte der 80er Jahre unwiederbringlich gebrochen, ihr Vertrauen auf die Mission schwer erschüttert und mit den Ansiedlern in der Subprefectura war ein neues Element in ihre Heimat hineingenommen worden, das bewußt oder unbewußt die Auflösung ihres Volkstums vorbereitete. Um 1886 befreite sich Bridges von seinen Verpflichtungen gegenüber der South American Missionary Society und schied aus. Auf eigene Verantwortung gründete er eine Farm im Gebiete der Isla Gable, am heutigen Puerto Harberton; die argentinische Regierung hatte ihm jenes Landstück geschenkt.[**] Als sein Nachfolger wurde Juan Lawrence zum Superintendent

---

[*] Das ist ein offizieller Regierungsposten, „une division composée d'une trentaine d'hommes" (Hyades [4]: 309).

[**] Der Anlaß zu diesem Vorgehen des verdienten Missionars ist aus keiner mir zugänglichen Quelle ersichtlich, es muß auch das Anlaufen war, das es hervorgerufen hatte. Wahrscheinlich hat er sich beim Erwerb von persönlichem Eigentum seiner vergessen, als den Grundsätzen der S. A. Missionary Society entsprach. 1884 hatte Richard Bridges den Plan erwogen, wie die Missionare, in geregelter Abhängigkeit von der Missionsleitung, Land erwerben und auf ihrem Grund den Eingeborenen zur Seßhaftigkeit verhelfen könnten; denn letzteres wären hier sicher nur der Anderung durch die weißen "hostile progressives", die schließlich „will simply exterminate the Indians" (RIE: XIX, 349; 1885). Diese dürften Bridges angeregt haben, sich gänzlich selbständig zu machen; er erwarb sich das angrenzende Bürgerrecht und richtete seine eigene Farm ein.

Ein guter Zeuge stellte sich die S. A. Missionary Society damals vor, daß sie sich dieser Entwicklung der Dinge widersetzte. „Farming that this enterprise is scarcely compatible with the purely Missionary work of the Society, Mr. Bridges tendered his resignation, and the Committee have felt bound to accept it" (RIE: I; XXI, 127; 1887). Seine Übersiedlung nach Puerto Harberton (Davenport) vollzog sich in den Jahren 1886 bis 1888. Er hatte im Juli 1885 zum zweitenmale das Nordufer der Isla Grande bereist, um diese Verhandlungen mit den Selk'nam anzuknüpfen (Bd. I, 45).

Wie nicht anders zu erwarten war, zog Bridges auf seiner Farm viele Yaganes, zumal die des östlichen Teiles, an; er trug ihnen allerlei Arbeiten auf, weil andere Kräfte entweder ganz fehlten oder nur gegen hohe Entlohnung zu haben waren. So brachte er es bald zu ansehnlichem Reichtum, der später durch ausgedehnten Landbesitz im Inneren der Isla Grande bedeutend vermehrt wurde. Eine leidenschaftliche Richtung hat Bridges der von ihm verlassenen S.A. Missionary Society gegenüber niemals eingenommen. Auch als Farmer arbeitete er an seiner Yamana-Grammatik weiter (RIE: VIII), nicht aber an seinem Wörterbuch (Gusinde [25]: 173). Er starb auf der Rückfahrt von Buenos Aires am 28. August 1898, im Alter von 54 Jahren. Seine Witwe und seine Kinder übernahmen das soziale Erbe. Erstere starb am 28. Dezember 1922. Weitere Mitteilungen über die Persönlichkeit und das Lebenswerk dieses ersten Missionars bringen Martens: 222, Koppers (4): 128, 249; 329 und Bd. I, 46.

der Mission bestimmt.“[1] Er hatte Isaretta am 24. Oktober 1869 England verlassen und war entschlossen auf diesem Arbeitsfeld tätig.

Die damaligen Verhältnisse und die Stimmung unter den Eingeborenen waren nicht dazu angetan, die Missionare zu bedeutenden Neuerungen in ihrer Arbeitsweise anzuregen, noch weniger zur Verwirklichung ihrer Pläne, die Yaounde selbst zu machen. Kurz vor seinem endgültigen Scheiden, am 15. Juni 1886, hatte Bannen eine Volkszählung durchgeführt, die auf etwa vierhundert Indianer schließen ließ. Diese alle auf Kosten der Mission zu beständigen schien ihm ein schwieriges Unternehmen, ein daß er es hätte wagen dürfen. „Fully three-quarters of these people visit Gaboonia from time to time, and, if employment could be found for them, all would come and remain here. Their employment would entail minute supervision, and the instruction, clothing, and lodging of the children. Though the people are but few, the work would be great owing to the state of the people“ (MM. XX, 217; 1886). Ob die Aussichtslosigkeit, weitere durchgreifende Erfolge bei diesem durch Sitten sehr gemischtesten Volke zu erringen, mitbestimmend gewesen ist, daß er dem Unternehmen der S. A. Missionary Society den Rücken kehrte?

Die Zahl der Weißen, die sich in Libreville und in seiner Umgebung niedergelassen, wurde von Jahr zu Jahr, immer offensichtlicher wurde das Schwinden der Eigenart der Missionare und Libreville selber hätte, je länger je mehr, seine Bedeutung für die Indianer sie.[2] Der Schooner “Allen Gardiner“ war 1874 durch eine Zolle und diese 1886 durch einen kleinen Dampfer ersetzt worden; da letzterer sich wenig geeignet erwies, ging man bald zu einem Dreimaster über, der 1900 verkauft wurde.[3] Auch das ist ein Zeichen von dem fortschreitenden Niedergange der missionarischen Wirkens.

3. Die Missionsstation Tshenike: Zum Teil waren es die Brüder, zum Teil die Weißen selber, die den Yaounde das Verlangen nach einem Besuch Libreville's verleideten. Die Missionare gaben sich von dieser Erscheinung deutlich Rechenschaft und hatten sich nie verhehlt, daß ganze Gruppen ähnlich wohnender Indianerstämme ihrem bisherigen Evangelisten waren. Diese Erwägungen veranlaßten Richard Bannen, einer neuer Missionsstation im tiefen Süden auf Isle Bayly in der Walfisch Gruppe im Auge zu fassen; er wollte vor allem den Schwerpunkt der missionarischen

---

Ein schöner Brauch haben den seine Kinder mit der Veröffentlichung seines vorliegenden Wörterbuches geehrt, das von Missionaren und Gemeinden für die Druckkosten zusammengelegt und 1900 herausgegeben worden ist. Vgl. Gemeinde (gg) und (hh).

[1] Vgl. einen Brief des Rev. Aertsens vom 1. März 1886, in MM. XXX, 181, 1886.

[2] Am 22. März 1886 schilderte Penneys diese Zustände: „Mr. Lawrence has difficult work to do here ... ; in Gaboonia as many people employ them [the natives] on the south shore, and that as early hours, that it is quite impossible to gather many together each morning for prayers. And even on Sunday the other influence is strong enough to make the congregations small“ (MM. XXXX, 114, 1886).

[3] Als Begründung für diesen Verkauf gab man an: „But services were no longer deemed necessary, in consequence of the dwindling of the Yaghans before the advance of civilization or corruption by the Argentines“ (MM. XXXV, 185, 1900).

Wirken von Lüderitz in eine von der europäischen Eisenbahnung unberührte Gegend vorlagen. Sein Plan entsprach ganz auch den Absichten der deutschen Regierung.[47]

Am 14. Oktober 1888 begab sich der Kaufmann L. D. Deichmann mit seiner Gattin, welchem er auf Isle Crémy vergnügliche auch einen gemeinsamen Plan gemacht hatte, von Isle Bayley, um die neue Niederlassung einzurichten und zu eröffnen. Wegen auch die Witterungsverhältnisse dieser Stelle überaus ungünstig,[48] entschloss Lüderitz die Missionare den derartigen Eingeborenen endlich nahe. Manche Leute sich ein und wurden mit den Weißen schließlich so vertraut, daß sie ihren ihre Kinder für kurze Zeit zur Erziehung überließen. Der früheren Arzt Anderson, der zum general und medical Superintendent of the Foreign Mission ernannt worden war, traf dort Ende 1889 einen schönig Eingeborenen an, er schätzte mit sichtlicher Übertreibung die Zahl der Umwohnenden Cabinda auf 300 bis 400.

Auch hier schlossen sich die gleichen Schwierigkeiten, die Indianer fangen auf der Mission zu halten. Der Missionar hätte sie vorhindern können, wenn die Mittel hätten. Sie selbst zu suchen war von vornherein unmöglich und so blieben alle Bemühungen um deren Verbreitlichung fast ganz erfolglos.

Das einförmige Leben und jener unbeschreibliche Land verursachte die Missionare bereits nicht[49] und so wollte der Entschluß, diese Niederlassung ganz wieder aufzugeben. Nach drei aufeinander folgenden Jahren „and accompanied by sadness of Wolfsburg, in September 1892, the missionaries migrated thither", und zwar nach Lagoinha in der Bahia Tchinchoa. „There were now many more natives to be dealt with, coming from New Year's Sound and elsewhere and the prospects of useful work were considerably enlarged" (MM. XXXVII, 11, 1892).

Für den missionarischen Wirken erschien dieser Platzgünstiger gewählt als der vorige, doch es sich war es „ungemein schön, war auf einem Felsplateau, den früheren Missionaren [Bremen] bereitet. Dieser kam ebenfalls von den Felsbewohnern, und ungewohnt, Wald zu schaffen, mußten er seine Häuser in der Nähe der Cabinda bauen, wodurch er dann seine Schwierigkeiten von den Indianern öfterer niederdrücken hat" (Ebenda 82).

Die neue Siedlung wurde von Rachel Swanson bald zur Hauptstation

---

[47] Bremen hat 300 Einwohner, die gewissenhaft arbeiten, Bremen Kaufleute in vielen Städten in von Frankreich und in Englischgen, z. zwischen ganz die von, ganz von in 27 jahren 1888, z. von Bremen ausgehenden von den den Weltmeeren (Isle Crémy), bis zum ganzen Ort z. Franzis. die Bremen ganz eigenen Isle Crémy de Isle Bayly, in von Bremen de Isle L'Hermitte, einst ganz in ganzen westlichsten de Isle L'Hermitte."

[48] Anderson, der wegen Krankheit seinen früheren Aufenthalt Bremen wieder mehr aufsuchen mußte und sich in den Missionsdienst gestellt hatte, mußte allgemein an Übermüdungen, wenn er den Tod den Indianer schilderte und die Gesichtsbilder von diesem Leuten.

[49] Nach dem Wegzuge von Jones Bailey schreibt Miss Swanson: „Brethren saying: The weather abominable for one year now; 300 days' rain continuously, twenty-five minutes, after days weather then ever was. The missionaries lived here three years" (MM. XXXVII, 111, 1892).

Institutes. Nun heute die meisten Rechtsschulen in Colorado als auch die Wissenschaft hat man darüber übereinstimmt.[1] Gleich zu Anfang wurden zwei Männer, zwei Knaben und Mädchen zusammengezogen, aufgenommen. Am 14. November 1892 teilte Donovan mit: „The children in both Rooms are making wonderful progress, and others want to come" (BSB. XXVIII, 34, 1894). Diese Zahl ist wohl niemals überschritten worden; auch wird eingeräumt werden, daß Erwachsene sich dort dauernd angemeldet hätten. Am 23. Dezember erregte jener Kanzleien von Unverständlichkeit. Wie später Rudolf Dresden hervorhebt, haben die Eingeborenen vollständig diesen Unglücksfällen eine allgemeine Aufmerksamkeit bis die Minister zu schenken gegeben (Ib.48). Die Gerichte der Vereinigten Staaten hatte bald danach von Colorado als Schulen während sich Miss Lorenzen weiteren Mauern der Überwachung der Kinder, bis an dem Verhältnisse mit Mr. Donovan (BSB. XXIX, 111, 1895). Am 6. Februar 1895 trat Rev. Jean Wescott aus England kommend in Porto Arenas ein und übernahm gleich danach die Missionsstation Tokombo (Ib. 76). Unverzüglich waren auch hier die verschiedenen Sprachen auf und März 1896 wollte das Katechismus für mehrere Wochen geschlossen werden. Am 15. Februar 1897 gab es dann Abschlüsse aus auch fünf Pfleglinge (BSB. XXXI, 79, 1897).[2]

4. Die Missionsstation Rio Douglas: Durch Krankheiten und verschiedene Lebensweise verringerte sich die Zahl der Frauen ausserhalb von Jahr zu Jahr. Man schätzte sie März 1899 nur noch auf ungefähr 200. Colombia hatte längst seine Anziehungskraft verloren und weder die regelmäßigen Conversionen der Kinder noch die allgemeinen Grundlagen für die Erwachsenen konnte aufrecht erhalten werden. Der Verkehr der Eingeborenen mit den Missionaren beschränkte sich auf bloße Lebensbedürfnisse, wenngleich Lorenzen im Jahre 1899 (BSB. XXXIII, 118) nicht die Zahl einer genauen Zahl der noch lebenden Getauften angeführt vermochte. Auch in Tokombo fanden sich Indianerfamilien nur selten noch ein.

Den letzten Stoß diesen Volkes versetzten die Missionare schließlich auf einem neuen Platze einer sichere Zufluchtsstätte einzurichten, nämlich an der Mündung des Rio Douglas, an der Stelle des gleichen Namens, auf dem Wunsche der Isla Parenton, etwa 20 km südlich von Wahlo. Wescott, im Jahre 1900 seinen früheren Platz verlassend, begab sich dorthin und führte das ganze Werk weiter. Allerdings blieb dem nicht mehr viel zu tun übrig, weil die Indianer jeder wirklichen Anhänglichkeit an die Mission zu schwinden gingen und von der durch Krankheiten Wellen bereits hingerafften wurden. Weil sie dann niemals einen dauernden Aufenthalt durch freiwillige Spenden an Lebensmitteln und Kleidung zu gewährleisten imstande gewesen

[1] Im Anschluß hieran schreiben Crossen (a. a. O.): „Die Zahl der christlichen Familien, unter denen sich die beiden Katechisten Lorenz und Jean befinden, beträgt gegenwärtig 278, von denen 180 in Lagunia, 48 in Colombia, 40 in Chemeno und 10 auf den Communionen wohnen." Offensichtlich sind diese Zahlen zu hoch gegriffen.

[2] Vgl. die sehr allgemein gehaltenen, dankenswerten Angaben von Mawson 1904.

war, betrug die einzelnen Indianerfamilien zusammenschließende Gruppe oder später auf der nassen Wanderschaft zusammengehörige. Das war damals nicht nur Sache, sondern auch gemeinschaftlich verfügbares.

Bezeichnend für den damaligen Stand der indianischen Bevölkerung sind folgende Mitteilungen: „Mr. J. Lawrence reports that since the Bishop's visit, rather more than a year ago, thirty-two of the Yahgans had died, and during that time he had heard of only three or four births. He estimates that the remnant of the Yahgans must now be reduced to less than one hundred" (MM. XL, 126; 1900). Wenige Monate später heißt es (S. 200): „A recent very careful census made by the Yahgans themselves gives their total number as 170. During twelve months to March last there were twenty deaths, an unusually high number, and eight births." Ende 1908 schätzte Waterton die gesamte „Yahgan population of 130", von der durchschnittlich 36 einige Zeit bei ihm verweilten (MM. XLIII, 141; 1909). Weil er in diesen Ziffern sich nicht ausschließlich heidnischen Leuten, sichtete er sich auf einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb sie und stellte Eingeborene her, der in jenen Gegenden noch nicht bekannt war.

5. Das Ende der englischen Mission: Je mehr der dortige Archipel durch Europäer bekannt und die Kopfzahl der Eingeborenen vermindert wurde, um so schwieriger wurde die missionarische Wirksamkeit. Als Nachfolger des Bischofs Stirling für die Falkland-Inseln bestimmt und am 13. Juli 1902 konsekriert wurden,[1] Der bereits hochbetagte J. Lawrence, der letzte Superintendent, blieb noch bis 1909 bei seinen Leuten in Punta Remolino auf, wo seine Söhne eine Schafwirtschaft eingerichtet hatten. Im Jahre 1908 wurde er endgültig seines Amtes enthoben. Bei den Leuten sich auch wie vor die meisten Indianer-Familien an kurzen Besuche ein und er bestätigte diese Gelegenheit, sie für einige Stunden zu unterweisen. Zu Weihnachten 1912 waren sogar gleichzeitig 36 erwachsene Yamana, die gelbfieberfrei auf der Farm beschäftigt wurden, in Punta Remolino versammelt, er hielt ihnen einen eigenen Gottesdienst und taufte dabei fünf Kinder. Aber er bekannte offenen Herzens: „The time for giving them regular and systematic teaching would almost seem to be past. Most of them are continually on the move" (MM. XLVII, 143; 1913).

Viel weniger Besuche nahmen der Feuerländer erhielt Waterton in Bio Douglas. Die Missionsstätigkeit und Leis Keppel war inzwischen eingestellt worden. Diese L. E. Bourne hatte von dort nur am 28. Dezember 1903 berichtet: „Fuegians, twenty-one youths and boys are on the island, besides the native catechist, Mr. Cameron Lawrence, and his wife" (MM. XXVIII, 44; 1904). Allmählich sind auch diese Kinder in ihre Heimat zurückgeschickt, aber durch

[1] Vgl. MM. XXXVI, 129; 1908. — Right Rev. Westcott Stirling Stirling war am 14. Januar 1867 geboren, war 1897 in die Anglo-Japanese Mission" ein und von 1902 als dritter Bischof in der Key Stirling eingesetzt, der dann 1909 als neuer Bischof Stirling wurde. Er starb in England am 19. November 1925. Sein Lebenslauf ist in MM. LVIII, 3; 1926 genau und ausführlich geschildert worden.

andere nicht mehr ersetzt werden. Längst war den Eingeborenen die Lust vergangen, auf so weite Entfernungen sich von den Ihrigen zu trennen.

Ein neuerlicher Aufwand an Personen und Mitteln im Dienste der Verchristlichung der Yamana verlohnte sich wirklich nicht mehr, ihre Kopfzahl war nun doch schon zu gering. Den leitenden Stellen in der S. A. Missionary Society drängte sich die Entscheidung eindeutig auf. Im Jahre 1916 wurde die Missionstätigkeit endgültig eingestellt und der letzte noch bedienstete Missionar J. Williams zum Chaplan der anglikanischen Kolonie in Punta Arenas bestimmt. Der Entschluß der obersten Leitung lautete kurz und entschieden: „After many months of thought and prayer the Committee has decided that the time has now come to chose the Mission at Rio Douglas ... It was with profound sadness that the decision was reached" (MM: L, 129; 1916). Das missionarische Wirken durch reichlich sechs Jahrzehnte in bester Absicht für die vielverkannten Yamana fand damit seinen Abschluß.

6. Missionarische Arbeiten für die Selk'nam: Diese Darstellung bliebe unvollständig, wenn nicht noch ein kurzes Wort über die von den englischen Missionaren den Selk'nam gebotene Hilfe angeschlossen würde. Ursprünglich war nur eine religiöse Betreuung der Yamana geplant; aber die Umstände drängten dazu, den enggesogenen Kreis zu durchbrechen. Seit den 80er Jahren dachten die Missionare ernstlich daran, auch die Selk'nam unter ihren Einfluß zu nehmen. Bridges hatte zweimal versucht, von Norden her in die Isla Grande einzudringen und die ersten Verbindungen mit den dort wohnhaften Indianern anzuknüpfen (Bd. I, 46), später wünschte er wiederholt Bewohner des Südostufers der Isla Grande nach Ushuaia zu ziehen,[665] auch um die Kenntnis ihrer Sprache bemühte er sich (MM: XV, 156, 255; 1881).[666] Da inzwischen die katholischen Salesianer-Missionare auf den Plan getreten waren, gaben die anglikanischen Missionare ihre Absicht, inmitten des Selk'nam-Gebietes eine Niederlassung einzurichten, aus vornehmer Gesinnung auf.

Als seit Anfang der 90er Jahre die grausamen Verfolgungen gegen die Selk'nam wüteten und sie sogar im gebirgigen Süden ihrer heimatlichen Insel

[665] Er hatte längst gefühlt, daß das Tätigkeitsfeld der Missionare weiter gezogen werden müßte; denn die Yamana schwanden von Ushuaia immer mehr ab. Neuer Nachschub von Selk'nam wäre erwünscht gewesen. Diese aber bewiesen der Mission noch mehr Zurückhaltung als ihre südlichen Nachbarn. Seine Sorgen enthüllte Bridges am 25. August 1883: „The Ona have not visited us as they said they would. As time goes on it becomes more necessary for us to travel if we would enlarge and develop our work. Life at Ushuaia to visitors is not happy and scarcely possible, unless they are largely supplied by the Mission with daily food, and this is out of the question. Instead of receiving more visits we receive fewer and fewer from distant parts, because the few who have visited are not encouraged to do so again" (MM: XVII, 273; 1883).

[666] Am 3. August 1882 enthüllte er folgenden Plan: „We decided ... that Mr. Bartlett should devote himself to the acquirement of the Ona, and Mr. Lawrence in learning Alacaluf. I am to revise and arrange the words so collected. We find our vocabularies of these two languages, compiled years ago, fairly accurate. There is no similarity between them" (MM: XVI, 253; 1882). Hierbei dürfte es sich nur um kurze Wortlisten gehandelt haben.

keinen ausreichenden Verstock mehr fanden, flüchteten einzelne Gruppen nach Ushuaia. Die Regierungspersonen konnten sich ihrer nicht viel widmen und schoben sie über kurz oder lang auf die Missionsstation ab. Da diese Flüchtlinge ganz unerwartet und zuweilen in beträchtlicher Zahl dort eintrafen,[407] waren die Missionare meist außerstande, ihnen allen für längere Zeit ein Unterkommen zu gewähren. Welche Verlegenheit die Ankömmlinge bereiteten, schildert Lawrence ausführlich am 20. März 1896: „At the present time there are more Ona Indians at Ushuaia than Yahgans, which has never been the case before ... We have now about a hundred, more or less, of the Ona natives at Ushuaia. There are between thirty and forty children, and the majority of adults are women" (MM: XXX, 127; 1896). Obwohl sich die Missionare vorwiegend der Kinder annahmen, eine geregelte Unterweisung scheiterte an dem Widerstande, den deren Eltern entgegenstellten. So lange eine religiöse Beeinflussung dieser Indianer noch nicht möglich war, benützten die Missionare jede Gelegenheit, um deren Sprache zu lernen.[408] Dieser Eifer verdient vollste Anerkennung. Seitdem aber Bridges seine eigene Farm in Puerto Harberton eröffnet hatte, eilten die gehetzten Selk'nam mit Vorliebe dorthin, wo sie für Taglöhnerarbeit auch etwas zu essen erhielten. Eine planmäßige Beeinflussung war auch hier nicht möglich, weil Bridges deren Sprache nicht kannte und weil diese Indianer sich noch weniger als die Yamana zur Seßhaftigkeit bewegen ließen. An diesem Umstande scheiterte auch der Plan des Bischofs Stirling, die flüchtenden Selk'nam am Canal de Beagle anzusiedeln (MM: XXIX, 143, 193; 1895). Die trüben Erfahrungen, die man in Ushuaia mit der Einrichtung des Waisenhauses gemacht hatte, bestimmten Lucas Bridges, den zweitältesten Sohn des Rev. Thomas Bridges, der sich inzwischen mit den Lebensbedingungen der Selk'nam vertraut gemacht hatte, nachdrücklichst von ähnlichen Versuchen bei diesen Indianern abzuraten (MM: XXXIII, 86; 1899). Schließlich ließ das grausige Kesseltreiben gewinnsüchtiger Europäer gegen die feuerländischen Bewohner der Isla Grande auch, Ushuaia übte auf sie keine Anziehungskraft mehr aus, der Schwerpunkt der anglikanischen Mission war bereits nach Süden verschoben (S. 303) und die Zahl der überlebenden Selk'nam bedeutend verringert worden. Was zu ihrer Verchristlichung und zu ihrem Schutz vor Ungerechtigkeiten der Europäer geschehen konnte, leisteten jetzt die katholischen Salesianer-Missionare. Somit war für die Anglikaner kein Anlaß mehr vorhanden, sich auch noch jenen Indianern zu widmen. Was sie für diese getan haben, geschah in bester Absicht.[409]

Ein fühlbarer Einfluß auf die Halakwulup westlich der Halbinsel

---

[407] Vgl. den Brief Lawrence's vom 18. Juni 1894 (MM: XXVIII, 159).

[408] Lawrence versichert: „Meanwhile, we hope to become better acquainted with the Ona people, and in some way or other to learn something of their language" (MM: XXX, 143; 1896).

[409] Die vielen einzelnen Bemerkungen der S. A. Missionary Society für die Selk'nam habe ich ausführlich genug bereits in Bd. I, 179 zusammengestellt.

Brecknock ist von der anglikanischen Mission nicht ausgegangen. Die Missionare selber, Bamoza nicht ausgenommen, hatten vereinzelt Gelegenheit, mit ihnen in Berührung zu kommen, und das Zusammensein währte jedesmal nur kurze Zeit. Auch diesen Stamm zu vorchristlichen ist zwar vorübergehend in Ushuaia erörtert, doch niemals ernstlich versucht worden. Demnach war Bamoza auch nicht in der Lage, sich eingehend mit dessen Sprache zu beschäftigen."[479]

Seitdem sich die anglikanischen Missionare aus jener Gegend im Jahre 1916 zurückgezogen haben, blieben die wenigen überlebenden Yamana ohne jede religiöse Betreuung. Als drei Jahre später Bischof Aguilera zum Apostolischen Präfekten für Magallanes mit Sitz in Punta Arenas ernannt worden war, unternahm er bald eine Reise durch den Archipel von Kap Hoorn, weil die katholische Pfarrei in Ushuaia ihm unterstand. Er nahm dabei auch kurzen Aufenthalt auf dem Nordufer der Isla Navarino und eröffnete seine Absicht einigen dort anwesenden Eingeborenen. Eine geregelte Missionierung der Yamana ist jedoch nicht mehr ins Leben gerufen worden. Deren waren es eben zu wenige, die ihr unstetes Wanderleben nicht aufgeben wollten noch konnten.

β. Erfolge und Mißerfolge

Während die katholischen Missionare mit ihrem Hilfswerke auf der Isla Grande dann einsetzten, als die Volkskraft der starken, lebensfähigen Selk'nam unter der Verfolgungswut gemeinster Europäer bereits zusammenbrach, waren die anglikanischen Missionare etwa vierzig Jahre früher in das Heimatgebiet der Yamana eingerückt, das bislang nennenswerte fremde Beeinflussung noch nicht erfahren hatte. Diese grundverschiedenen Voraussetzungen darf niemand übersehen, der beide Unternehmungen miteinander vergleicht.

Eine betrübliche Erscheinung steigt alsbald jedem auf, der neben den geschichtlichen Verlauf der missionarischen Wirksamkeit im Kap Hoorn-Archipel die Volksstatistik des jeweiligen Jahres hält: Seit dem Beginn der Missionstätigkeit verringerte sich die Kopfzahl der Yamana unaufhaltsam, bis sie schließlich nach genau sechzig Jahren so unbedeutend wurde, daß die Missionare selber sich wieder zurückzogen. Eine schwere, ungerechte Anschuldigung wäre es, für den Untergang jenes Indianerstammes allein oder hauptsächlich die S. A. Missionary Society verantwortlich zu machen; denn unheilvoll zerstörende und vernichtende Kräfte ganz anderer Art haben

[479] Cooper: 74 glaubt, auf einige Belegstellen sich berufend, daß Bamoza ein anschauliches Wörterbuch der Halakwulup-Sprache zusammengestellt habe. Nach Aussagen, die mir Rev. John Lawrence und sein Sohn Fuzo machten, ist dies ausgeschlossen. Zwar hatte Bamoza geheißt, „pouvoir entretenir à Ouchouaya quelques-uns de ces indigènes pour apprendre leur dialecte" (Hyades [q]: 12), doch hat sich dieser Wunsch nicht erfüllt. Verschiedene Wörter allerdings hat er gelegentlich gesammelt. Ebensowenig hat der Missionar Waters sich mit jener Indianersprache beschäftigt und was Spegazzini (e): 131 ihm diesbezüglich zuschreibt, ist aus der Luft gegriffen. In diesem Sinne ist das, was Cooper: 8 aufgestellt hat, zu berichtigen.

sich dort ausgewirkt, wie der folgende Abschnitt dartun wird. Gewiß sind auch in der Arbeitsweise der Missionare und in ihrer Behandlung der Eingeborenen manche Mängel und Fehler erweisbar, die zweifelsohne zum Nachteile und Verderben ausschlugen. Darauf hier hinzuweisen ist unumgänglich. Dieser Tatsache, daß mit Eröffnung der Mission auch der Niedergang der Yamana einsetzte, kann sich niemand verschließen; sie fordert gebieterisch eine Erklärung. Dabei werden auch die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich der Missionierung eines nomadisierenden Volkes mit sogenannter Sammelwirtschaft entgegenstellen, auf die Oberfläche steigen; sie können, belehrend und warnend, anderen Unternehmungen der gleichen Art zum Vorteile sein. Entschieden aber verwahre ich mich von vornherein gegen die mögliche Unterstellung, als beabsichtige ich das Werk der anglikanischen Missionare aus irgendwelchen Sonderrücksichten zu verkleinern. Einige Reisende waren voll des Lobes über das, was sie als deren Schöpfung am Ort und Stelle, besonders in Ushuaia, bestaunen konnten; sie haben aber nie das ganze Unternehmen bis in seine Auswirkungen verfolgt. Weil ich letztere ebenfalls in die kritische Beurteilung einbeziehe, muß ich, so schwer es fällt, einige aus jenen Lobsprüchen als unberechtigt abweisen.

Bringt man die Bestrebungen der Missionare auf folgende einheitliche Formel: Sie haben zu schnell und zu ausschließlich die Europäisierung der Yamana betrieben — so scheinen gleichzeitig alle Vorteile und Nachteile auf. Letztere überwiegen erstere ganz bedeutend. Von wenigen Brennpunkten aus sollen die einen wie die anderen kurz beleuchtet werden."[1]

1. Überführung auf Isla Keppel: Teilweise unter dem Zwange des schlechten Rufes, in dem die Feuerländer damals standen, teilweise im Hinblick auf den unglücklichen Ausgang des zweiten Versuches Allen Gardiner's und seiner Gefährten (S. 289) reifte im Schoße der Leitung der "Patagonian Missionary Society" der Entschluß, die erste Siedlung der Missionare außerhalb der Heimatgrenzen des Yamana-Volkes einzurichten. Dafür kam außer den Falklands-Inseln keine andere Stelle in Frage. Dorthin sollte zunächst Jemmy Button und bald danach auch mancher seiner Landsleute verpflanzt werden, damit die Missionare mit der Sprache und Lebensform dieser Indianer genügend vertraut würden, bevor die eigentliche Missionsarbeit begänne.

So vorteilhaft dieser Plan auf den ersten Blick erscheinen mag, kein geringerer als Kapitän Parker Snow stellte sich ihm entschieden entgegen und zwar wegen der Nachteile, die damit für die herbeigebrachten Eingeborenen verbunden wären. Später gelang es zwar der Überredungskunst der Missionare, wenn sie in ihrem eigenen Schiffe die feuerländischen Kanäle

[1] Die bedauernswerten Umstände habe ich bereits in (b): 71, durch ohne weitläufige Beschreibung, aufgezählt, später hat Koppers (b): 139 einen jeden derselben aus Quellenbelegen begründet. Hier möchte ich die biologische Erörterung in den Vordergrund stellen, wodurch Wiederholungen nicht nur vermieden werden, sondern die eine Darstellung die andere ergänzt.

durchkreuzten, die eine und andere Indianerfamilie zur Mitfahrt nach Isla Keppel zu bewegen. Recht wohl fühlte sich dort keine. Sogar J. Bourne war froh, als er nach der vereinbarten Frist wieder die Rückreise antreten konnte und vornehm verweigerte er die Zusage, ein zweites Mal zu kommen (S. 293). In späteren Jahren sind fast nur Kinder, meist verwaiste, und unverheiratete junge Leute dorthin gebracht worden, deren jugendlicher Übermut leichter zu solchem Wagnis trieb. Nur so erklärt es sich, daß einzelne sich freiwillig dafür anboten. Wer aber einmal längere Zeit dort verweilt hatte, verspürte keine sonderliche Lust mehr zurückzukehren."[173]

Die fremde Umgebung, das Fernsein von den eigenen Verwandten und Freunden, die gänzlich ungewohnte Lebenshaltung, der Zwang, unausweichlich an fremde Menschen und an deren Willen gebunden zu sein — das alles legte sich, je länger je schwerer, als empfindliche Last auf Geist und Gemüt eines jeden, das stimmte ihn unmutig und traurig, das ließ ihn die baldige Rückkehr zu den Seinen immer stärker herbeisehnen. Denn zu plötzlich war der Übergang aus der Wildnis ins Europäertum und viel zu gewaltsam die Umstellung vom Althergebrachten auf Lebensgewohnheiten der Weißen, als daß diese weite Spanne der Gegensätze von den einfachen Naturkindern hätte leicht überwunden werden können. Obwohl die Missionare aus bester Absicht handelten, genau so unklug war es, die ungeheuren Abstände zu übersehen, die jeder Eingeborene, der in den neugeschaffenen Verhältnissen sich zurechtfinden sollte, überbrücken mußte."[173] Deshalb beklagten sie sich über die langsamen Fortschritte ihrer Schüler, rein sachlich erwogen, zu Unrecht.

Stirling schrieb am 8. Januar 1864 (VSA: XI, 95; 1864): „Though considering the time in which they [die Yamana in Cranmer] have stayed with us, we might have expected more; yet if not all that we desired, some real improvement has certainly taken place. We must not forget that they were heathens, and have grown up in the ignorance and darkness of their mind, so that they have no guide but their own vain imaginations. There is however one good point, a most important one too, which is, that they have great reverence for the name of God, and are willing (to listen), and attentive, when they are instructed about religious and spiritual things."

Jene bislang in völliger Ungebundenheit aufgewachsenen Naturkinder waren außerstande, die Enge, in die sie durch Tagesordnung, Dauerwohnung

[173] Ohne Einschränkung wird von Phillips (1): 1011 zugestanden: „Übrigens kannten die Zöglinge kaum den Tag erwarten, wo man sie heimbringen würde. Obdach, warme Kleider, Wochöhungen und Syrupbrod wegen ihnen nicht das goldene Elend ihrer Freiheit auf. Daß auch die sonstigen Lehren die alten Vorstellungen nicht verdrängt hatten, konnte Phillips aus einem drolligen Zwiegespräch mit einem der Knaben entnehmen."

[173] Gleich zu Anfange, als Bourne von seiner Fahrt im Oktober 1864 acht Kinder nach Isla Keppel brachte, entwickelte er folgenden Plan: „My intentions toward the natives, are: to teach them daily for two hours, to use well to their conduct; to cause them all to board together, whereby their keep will be much simplified and less expensive" (VSA: XII, 32; 1865).

und regelmäßige Arbeit eingewöhnt wurden, zu ertragen, naturgewaltig bäumte sich früher oder später ihr ganzes Inneres gegen jedwede Einschränkung ihrer Bewegungsfreiheit auf und trieb sie mächtig zu der Lebensform zurück, die sie als Erbteil ihrer Vorfahren übernommen hatten. Oft und oft mußten es die Missionare beobachten, auch später in Ushuaia noch, daß selbst die engste Verbindung monatelangen Zusammenseins mit den Eingeborenen von diesen plötzlich zerrissen und später nie mehr aufgenommen wurde. Das bezeugt Bovr (e): 94 beispielsweise: „El señor Bamoon me contó que no es extraño el caso de ver una familia después de uno o dos años de trabajo, abandonar casa, hortaliza, animales, y volver a su vida primitiva nómade y de privaciones. Gran parte de esas deserciones son debidas a la localidad misma en que se encuentra la Misión, localidad excelente para los europeos que allí viven, pero muy desventajosa para los indígenas, los que prefieren aguas tranquilas para sus canoas, para dedicarse a la pesca en todo tiempo y abundancia de agua y leña ..." Gewiß, sie verrichteten eine Zeitlang die ihnen anbefohlenen Arbeiten und fügten sich in die aufgestellte Ordnung, doch deren Wert für sich selber erfaßten sie nie.

Der gesamte Betrieb überraschte günstig jeden europäischen Beschauer. Aber hier trügte der Schein gar sehr, weil den Eingeborenen für alles, was sie taten, Sinn und Verständnis nicht aufging. „On est vraiment surpris et l'on éprouve une sorte d'émotion inoubliable, quand, visitant pour la première fois Ouchouia, on voit ces Fuégiens ainsi transformés en cultivateurs, en bergers, en ouvriers... S'ils n'ont pas réussi à répandre autour d'eux la civilisation en proportion de leurs efforts, cela tient à ce que le Fuéguien, si capable de s'adapter à cette civilisation, n'aime pas la subir et retourne avec délices à sa pirogue, à sa vie indépendante, errante, sans préoccupations et sans souci. C'est ainsi que nous avons vu les Fuégiens de la baie Orange mener l'existence de l'homme aussi primitif qu'on peut l'imaginer" (Hyades [j]: 166).

Die äußerliche Gefügigkeit der Indianer befestigte die Missionare wenigstens in den ersten Jahren auf der Isla Keppel in der Überzeugung, daß sie den richtigen Weg eingeschlagen hätten. Sie blieben also dabei. Aber verborgen reifte bei jenen Eingeborenen, die den ganzen Betrieb mitgemacht hatten, eine Abneigung heran, die sich später nie mehr verlor und die sich meist noch steigerte. Schließlich mußten die Missionare sich dem geheimnisvollen Zwange der sich entwickelnden Verhältnisse doch beugen und sie machten Ushuaia im Herzen des Yamana-Gebietes zum Mittelpunkte ihres Wirkens. Leider führten sie die Europäisierung der Eingeborenen auch hier nachdrücklich weiter und sahen darin das Ziel aller ihrer Anstrengungen.

2. Bemühungen um Ansiedlung der Indianer: Das unruhige Wanderleben der Yamana galt den Missionaren als Gradmesser tiefen Kulturstandes und um diesen zu heben schien ihnen die Gewöhnung an Seßhaftigkeit das beste Mittel.[47] Dem diente auch das Sammeln vieler

[47] Vernünftig gab Bamoon seine Grundsätze den Eingeborenen, die darauf noch längst nicht vorbereitet waren, bekannt. Im Oktober 1864 hatte er wieder eine Reise nach der

Kinder in gemeinschaftlichen Sälen und das Ansiedeln einzelner Familien nahe den Stationsgebäuden. Den Geschmack an der seßhaften Lebensweise sollten die Eingeborenen sich zunächst auf Isla Keppel erwerben, wo sie tatsächlich bestimmte Räume zugewiesen erhalten hatten. Aber dieses Ziel wurde nie erreicht, weil der Wandertrieb auch mit der Lust zur altgewohnten Betätigung und mit dem Verlangen nach Mutproben verbunden war, die so stark im Inneren eines jeden pochten, daß er ihnen hemmungslos nachgab, sobald sich ihm die Gelegenheit dazu bot.

Um allen Indianern die Vorteile der Dauersiedlung greifbar vor Augen zu führen, versuchten es die Missionare durch Okokko eine Art „Musterwirtschaft" auf Isla Button einzurichten (S. 297). Statt davon zu lernen, haben mißgünstige Stammesgenossen, die ein bedeutendes Mehr in den Händen eines der Ihrigen nicht ertragen konnten, den gesamten Vorrat gewaltsam verstreut und zerstört. Bei diesem Stamme ist es üblich, daß jeder vom eigenen Überfluß an andere verteilt. Aus dem, was den drei aus England mit Fuegia zurückgekehrten Feuerländern widerfahren war (S. 275), hätten die Missionare zumindest die Befürchtung schöpfen müssen, ihr neuerlicher Versuch werde ähnlich enden.

Unerklärlich erscheint es, warum die Missionare sich niemals vor die Schwierigkeit gestellt haben, die bei einer Dauersiedlung für den Nahrungserwerb sich ergibt. Leicht kann man dort eine Familie seßhaft machen, wo Jagd, Ackerbau oder Viehzucht den erforderlichen Ertrag mehr oder weniger mühelos liefern, wo sie aus diesen Quellen, unbekümmert um Wetter und Jahreszeit, jedesmal nach Bedarf schöpfen kann. Doch dergleichen günstige Voraussetzungen gibt es im Kap Hoorn-Archipel nicht. Da müssen ruhelos der Mann auf der Jagd und die Frau beim Sammeln bald hier, bald dort, ihr Glück versuchen und dürfen am gleichen Orte nur so lange verweilen, als er ihnen Nahrung gewährt. Zu Viehzucht oder Ackerbau, den die Familien betreiben könnten, eignet sich jenes Gebiet nicht. Überall vermochte eine Familie nur so lange zu verweilen, als sie mit europäischen Lebensmitteln durch die Missionare ausgerüstet war. Warum versuchten es diese trotzdem, die Indianer für Seßhaftigkeit zu gewinnen, da der Erwerb europäischer Waren für sie aussichtslos war? Einen ganzen Stamm hätte die Missionsleitung niemals allein versorgen können. Die Missionare klagten wiederholt darüber, daß sie zeitweilig außerstande wären, all jene Einzelpersonen zu ernähren, die bei ihnen untergebracht waren,[275] und rieten

---

Gegend von Wulaia gemacht und dort seine feuerländischen Bekannten aufgesucht. „My instructions to the natives were briefly these: To live in mutual good will; to help one another; to be industrious in digging the ground, and to prepare for themselves a settlement" (VSA: XII, 51; 1865).

[275] Der Hunger trieb manche, die sich in Ushuaia niedergelassen hatten, von dort wieder weg. Bridges nennt diese Ursache: „On account of the scarcity of mussels, limpets, crabs, and swimming fish here, and also of the important winter fungusses, or rather parasites, or diseased growth on trees, and also the distance of the food supply, almost our

deshalb ihnen manchmal, einen anderen Platz aufzusuchen und auf ihre Art sich den Lebensunterhalt zu erwerben."[676]

Trotzdem erwog Bamons einen großzügigen Plan, der letzten Endes zur Anlage größerer Sammelsiedlungen geführt und darin alle Yamana-Indianer zusammengefaßt hätte. „Insure a very large and constant residence here by a general employent as lucrative as possible and to supply them in return with needful shelter, food, and clothing... The young should be fully supported, and lodged in suitable buildings entirely away from their parents... The young persons should be well watched, guarded, warned, exhorted, instructed, and also suitable employed, to prepare them for life's duties, guard them from its snares, and leave them in all things so to live as to glorify God. As one and another became fitted, they should be assisted to follow various occupations according to their own leadings; some should be teachers, others tailors, cobblers, sawyers, fishers, bakers, gardiners, farmers, carpenters, smiths, vendors, etc. To accomplish this, and to make the people capable of living a happy Christian life, would require a great number of agents, extensive errections of buildings, and, in fact, would be a complicated and extensive business" (MM: IX, 219; 1875).

An den unübersehbaren Schwierigkeiten der Durchführung scheiterte dieser wirklichkeitsfremde Vorschlag;[677] er wäre weder zum Vorteil der Yamana ausgefallen noch hätte er deren Untergang aufgehalten. Im Gegensatz zu Bamons kam es anderen Missionaren schließlich doch zum Bewußtsein, daß es unmöglich sei, jene Eingeborenen, wegen der dort allein zulässigen Wirtschaftsführung, von ihrem unsteten Wanderleben abzubringen und zur Seßhaftigkeit hinüberzuführen.

3. Einzwängen in geschlossene Wohnungen: Eine besondere Wohltat glaubten die Missionare den Eingeborenen und zumal den Kindern dadurch zu erweisen, daß sie sich bemühten, dieselben in eigens errichteten Gebäuden unterzubringen. Ausführlich schildern sie die kleinen Räumlichkeiten, die sie den ersten feuerländischen Besuchern auf Isla Keppel zur Verfügung gestellt hatten. Später haben sie in Erweiterung dieser Bestrebungen ein Waisenhaus in Ushuaia aufgebaut, das schließlich nach Tekenika verpflanzt wurde.

Dem äußeren Anscheine nach waren die Eingeborenen in festen Holzbauten gut geborgen und gegen Witterungsunbilden geschützt. Viel bedeutungsvoller als das Dach über dem Kopfe, unter dem sie oft frieren mußten,

---

usual residents will disband and go to other places where those supplies are comparatively plentiful and handy" (MM: XV, 201; 1881). Mit der Zeit fehlte es in der weiteren Umgebung von jener Siedlung sogar an Bäumen, die zum Kanubauen hätten geeignete Rindenstücke liefern können (MM: XVII, 56; 1883).

[676] Lawrence sprach das in seinem Briefe vom 18. September 1886 unumwunden aus (MM: XX, 261; 1886).

[677] Trotzdem entwickelte Bamons zwölf Jahre später den Plan zu einem noch ausgedehnteren Unternehmen, für das er insgesamt 900 Personen einstellen wollte und in das auch die Selk'nam und Halakwulup hätten einbezogen werden sollen (MM: XXI, 8; 1887).

wäre für ihr leibliches Wohlsein ein offenes Feuer gewesen, das sie aber in den geschlossenen Räumen jener Bauten entbehren mußten. Manchmal fehlte darin, auch zeitweilig im Waisenhause, jedwede Heizung vollständig. Nun war die Körperbedeckung der Eingeborenen immer so spärlich, daß sie dadurch nicht erwärmt wurden; sie blieben unbedingt auf Feuer angewiesen, das ihnen eine Lebensnotwendigkeit war. Gar nicht auszudenken läßt sich die Schädigung der Gesundheit durch gänzliches und teilweises Fehlen der Heizung. Gegenüber einer Ofenfeuerung besitzt für sie das offene Feuer unvergleichlich mehr Vorteile; vor allem trocknet es die Haut und durchwärmt es den ganzen Körper viel schneller. Kurz sei auch erwähnt, daß das immer feuchte Buchenholz in einem Ofen viel langsamer brennt und weniger schnell Hitze abgibt als auf einer offenen Herdstätte.

Der Fußboden in einem geschlossenen Raume war durch Luftzug und Erdfeuchtigkeit fühlbar kälter als der Erdboden rund um die Feuerstelle in einer offenen Hütte. Dagegen konnten die Eingeborenen sich auch nicht durch vermehrte Decken und Felle schützen.

Um die erforderliche Wärme nicht entbehren zu müssen, hielten sie möglichst ihre Räume geschlossen. Selbstverständlich entwickelte sich darin durch Hautausdünstungen, feuchte Kleider, angehäufte Lebensmittel und eingeschleppten Schmutz eine derart dicke, stockige Luft, daß die Atmungsorgane schwer in Mitleidenschaft gezogen wurden. Schließlich nahm die allgemeine Unreinlichkeit in den Räumen, in die Sonne und Luft der Eingang verwehrt war, um so häßlichere Formen an, je weniger dagegen anzukämpfen es jene freiluftgewohnten Indianer verstanden. Dergleichen Zustände abzustellen reichte alle Sorgfalt der Missionare nicht hin, weil den Eingeborenen das notwendige Maß von Sinn für Reinlichkeit am Körper und im Wohnraume abging, um ohne Schädigung ihrer Gesundheit in einem geschlossenen Bau längere Zeit bei Tage und bei Nacht zu verweilen. Der physiologische Hunger nach frischer Luft hat sie unbewußt und oft mit überraschender Plötzlichkeit aus den Missionsgebäuden wieder zur gänzlichen Ungebundenheit in der freien Natur zurückgetrieben.

Eine üble Folgeerscheinung des Beisammenseins vieler im geschlossenen Raume, zumal in einem größeren Schlafsaale, war die schnellere Verbreitung von Seuchen. Irgendwie dagegen sich zu schützen war jenen Eingeborenen unbekannt. Man geht wohl bei der Annahme nicht fehl, daß ein längeres Verweilen der Kinder in den Gebäulichkeiten der Mission eine gewisse Empfänglichkeit für Krankheiten geschaffen haben, die um so furchtbarer sich auswirkten, je mehr deren Körper überdies noch durch unzweckmäßige Kleidung und Ernährung geschwächt worden war.[172]

[172] Die unverhältnismäßig hohe Sterblichkeitsziffer unter den Kindern des Waisenhauses konnte nicht unbeachtet bleiben. Bannen meinte: „In explanation of the mortality in the house I must say that much of it is evidently to be attributed to disease contracted through want and neglect before entrance" (MM: XVIII, 33; 1884). Doch ist diese Ausrede zu durchsichtig, um als gänzlich verfehlt noch eigens begründet werden zu müssen.

Zu spät leider begriffen die Missionare die hier aufgezählten Mängel zum Schaden der Eingeborenen.[99] Letztere haben wenigstens in der Mehrheit durch Flucht in die Freiheit, einem naturhaften Drange folgend, dem Unheil etwas vorgebaut, ohne ihm ganz entrinnen zu können.

4. **Benachteiligung durch europäische Kleidung:** Seitdem Darwin seine wahrheitgetreue Schilderung von der spärlichen Körperbedeckung — richtiger wäre es, von der Andeutung einer solchen zu reden — der Eingeborenen des regenreichen, frostigen Feuerlandes in alle Welt ausgestreut hatte, zitterte allein schon bei der Lesung gar mancher Europäer vor Entsetzen und hätte gern vieles aus Mitleid hergegeben, um jene nackten Menschen durch reichliche Kleidung gegen alle Unbunst der rauhen Witterung zu schützen. Daß die ersten Missionare, die den Eingeborenen dort begegneten, von dergleichen Gefühlen beseelt waren und nach Maßgabe ihrer Mittel vor allem deren körperliche Blöße mit Kleidern zu decken sich bemühten, wird niemanden befremden. Gern will ich eingestehen, diese Indianer machen den dankbar beklagenswerten Eindruck, wenn man sie in gänzlicher Nacktheit bei zusammengekrümmtem Körper unter Kälte und Hagel zittern sieht. Aber ebenso sicher ist es auch, daß bei der von ihnen eingehaltenen Lebensweise eine vollständige Bekleidung unzweckmäßig ist.

Damals, als dort das missionarische Wirken einsetzte, galt in europäischen Kreisen die spärlichere oder reichlichere Körperbedeckung als **Wertmesser** für den niedrigeren oder höheren Grad der Kultur eines Volksstammes;[100] um ihn zu erhöhen, hielt man die Einführung von Kleidern für sich allein schon mehr oder weniger als ausreichend. Sogar heutigentags gibt es noch Leute, die unsere europäische Zivilisation bereits bei einem Volke eingewurzelt sehen, das sich in die bei uns üblichen Modefetzen, mögen sie noch so unschön, unpassend und unzweckmäßig sein, gewohnheitsmäßig einhüllt. Also hielten auch jene Missionare es als ihre erste Pflicht, nach allen Seiten hin reichlich Kleider an die Indianer zu verteilen.[101]

Weiter unten werde ich, manchem Leser zur Überraschung, die keinesfalls unbedeutenden Vorteile der vom Feuerländer gebrauchten Körperbedeckung, die auf ein noch geringeres Maß wirklich nicht herabgedrückt werden könnte, begründen. Das mag unglaubwürdig klingen. Doch, um etwas

---

Aus dem Munde der Eingeborenen hatte es HYADES (q): 388 öfters vernommen. „que pour eux Ouchouya était un cimetière où ils n'avaient pas le désir d'habiter."

[99] Beispielsweise empfahl STIRLING im Jahre 1890, die Kinder aus dem Waisenhause zeitweilig zu entlassen und ihnen längere Fahrten im Kanu zu gestatten (MM: XXIV, 102; 1890), damit sie sich durch die Lebensweise ihrer Väter wieder auffrischen.

[100] Leider bestätigt sich auch heute noch vielerorts, was BARCLAY (d): 147 im Hinblick auf die Yamana ausgesprochen hat: „The conviction common to all proselytising sects, that the regeneration of an Indian can only begin when he dons the clothing of his well-wishers is so deeply rooted that it usually dies out only with the Indian himself."

[101] Das gegenwärtig längst abgedroschene Wort: „Indian's body all over like white man's face" war ihnen damals hierzu nicht bekannt.

verweg zu nehmen, sei kurz angedeutet, daß, je weniger er seinen Körper einhüllte, um so reichlicher dieser die Wohltaten des immerwährenden Feuers empfing und um so besser sich eine unabsichtliche Körperpflege vollzog. Mit W i d e r s t r e b e n nur ließen sich deshalb die Indianer anfänglich in Kleidung einzwängen. Waren sie wieder in völliger Freiheit, entledigten sie sich ihrer mit Behagen.[422] Weder die eine noch die andere Erscheinung haben die Missionare genügend beachtet und richtig gewertet. Bei ihnen galt als ausgemacht, daß jeder Indianer, ob groß oder klein, auf der Missionsstation vom Kopf bis zu den Füßen eingehüllt werden mußte. Jenen, die außerhalb derselben lebten, wollte man diesen Zwang noch gewisse Zeit ersparen; wenigstens ist in diesem Sinne Despard's Erkenntnis zu deuten, daß „in their present mode of life clothes are of little service" (VP: VI, 114; 1859).

Aus dem eingangs gekennzeichneten Empfinden mancher europäischer Kreise heraus erklärt es sich, daß ansehnliche Mengen von Kleidern zur Verteilung unter die Feuerländer sich aufhäuften, wenn Missionare aus der gefürchteten Kap Hoorn-Gegend ihre mitleidigen Bitten vor ihren Landsleuten in England klagend erhoben.[423] Jahrzehnte hindurch wiederholten sie diese Rufe in ihren Briefen und unermüdlich drängten sie diese Stücke den allmählich darnach verlangenden Eingeborenen auf, bis das heranwachsende Geschlecht sich an die europäische Kleidung so f e s t g e w ö h n t hatte, daß es dieselbe nicht mehr entbehren mag. Aber dieses Geschenk war von sehr zweifelhaftem Werte, mochten auch die Missionsschüler in ihrem Anzug nach Uniformschnitt manches Europäerauge vor Rührung zum Überlaufen bringen.

Kurz seien folgende augenfällige S c h ä d i g u n g e n durch europäische Kleidung genannt. Diesen Indianern war früher eine geregelte Körperpflege unbekannt, doch wirkten Sonne, Luft und Regen unbehindert auf die Haut, häufig besorgte der Regen selber ein gründliches Abwaschen. Die Haut konnte, weil sie sehr fettig war oder so gehalten wurde, von den auffallenden Niederschlägen nie gänzlich durchnäßt werden; immerhin brachte eine unbehinderte Annäherung an das offene Feuer in wenigen Minuten jedwede Feuchtigkeit zum Verschwinden. Luft und Sonne reizten leicht die Haut und

[422] Was Phillips: 56 bei seinem ersten Zusammentreffen mit Indianern auf Isla Lennox am 21. Oktober 1855 erfahren hatte, schien ihm unverständlich: „Although they had been furnished with some clothes yesterday, they came without them, their only covering being a piece of sealskin hung over the shoulder." Das gleiche Benehmen haben später auch andere Europäer beobachtet.

[423] Im Anschluß an Darwin's Schilderung sagt Barclay (d): 145: „It is difficult to imagine any picture more harrowing to the feelings of the good folk at home, who muffle themselves snow from head to foot with every threatened change of temperature The mere reading of that passage caused tons of blankets and breeches to be dispatched to Tierra del Fuego, apparently without a suspicion on the part of the donors, of the missionaries, or of the resident officials, that such gifts could be anything but an unmixed blessing."

regten nicht nur die Hautatmung an, sondern förderten auch eine lebhafte Durchblutung. All das wurde durch die dicke Kleidung, die den Körper einhüllte, unterbunden. Überdies sammelte sich viel Schmutz auf der Haut und im Kleidungsstücke, das fast nie gewechselt oder gewaschen wurde, wodurch Hautausschläge und Ekzeme entstanden. Endlich entwickelte sich eine bedenkliche Schwächung des gesamten Organismus daraus, daß die feuchte Kleidung nicht durch trockene ersetzt, sondern auf dem Leibe zum Trocknen gebracht wurde; hierzu mußte der eigene Körper die Verdunstungswärme liefern. Schnell war mit alledem ein guter Nährboden für Keime verschiedener Krankheiten, die einen beträchtlichen Anteil am vorschnellen Untergange dieses Volkes haben, vorbereitet. Rede sich aber niemand in Selbsttäuschung damit aus, daß die Feuerländer seit Einführung europäischer Kleidung allgemein sittlich besser geworden wären."[664] Ganz im Gegenteil erzählen manche Erscheinungen im Leben des Einzelnen und des ganzen Volkes während der letzten Jahrzehnte von einem Tiefstande, den die alte Zeit nicht gekannt hat. Der Zwang zu europäischer Kleidung hat unleugbar dem ganzen Yamana-Stamme schwere Nachteile gebracht."[665]

5. Schädigung durch ungewohnte Nahrung: Seit altersher haben die Yamana ihren Lebensunterhalt ausschließlich dem Tierreiche entnommen. Fehlte es auch an Zubereitung — sowieso wurde alles Fleisch gebraten und gedünstet —, diese Kost war leicht, bekömmlich und abwechslungsreich. Die Verdauung wurde durch reichliche Fett- und Tranmengen, die jeder zu sich nahm, gut gefördert. Bestimmte Mahlzeiten kannten die Indianer nicht, sondern sie aßen öfters am Tage kleinere Mengen, wann die Lust dazu sie überkam. Sich unnötig aufzufüllen geschah nur ausnahmsweise. Die vielen körperlichen Bewegungen und das häufige Wassertrinken wirkten ebenfalls günstig auf die Verdauung.

Diese altgewohnten Unregelmäßigkeiten wurden mit einem Schlage abgestellt, wenn Kinder oder Erwachsene auf der Missionsstation unterkamen.[666] Hier mußten sie sich eben der Tagesordnung fügen, die

---

[664] Nicht einmal der neue Bischof der Falkland-Inseln, E. T. Aveny (in: "My first visit to the River Douglas Station", June 1908) läßt diese unrichtige, zwar gutgemeinte Deutung gelten.

[665] Nur wenige Reisende kennzeichnen diesen Mißgriff so zusammenfassend, wie Bridges (d): 146 dies getan hat: „Instead of introducing the Yaghan to such (to him) unwholesome luxuries, the event plainly shows that it would have been better to have allowed him to remain cold and hungry, but healthy."

[666] In der ersten Zeit hatten sie auf Isla Keppel noch gewisse Freiheit: „Jeden Morgen 7 Uhr ging der Missionär zu ihnen ... Auf Kosten ihrer Erzieher erhielten sie dann ein Frühstück, nämlich ein Stück Schiffszwieback mit Syrup bestrichen. Für die übrigen Tageszeiten mußten sie sich aber ihre Nahrung selbst suchen, und zwar fehlte es den Burschen nicht an süßen Muscheln, sowie an Wasservögeln, welchen die Feuerländer mit ihren Stöcken niederschlagen konnten. Im Ganzen — so bildeten sich die Missionäre wenigstens ein — waren ihre Pfleglinge besser daran als in Wulaia, und nahmen an an Fett und Fleisch ... Nur nicht scheinbar bekam aber auch keinem süßen Zwieback" (Pinkerton: [a]: 1811).

gewisse Stunden zur Nahrungsaufnahme im gemeinschaftlichen Speisesaale vorgesehen hatte. Das war ein befremdlicher Zwang für den gesamten Organismus; denn er wurde zeitweilig mit Nahrung bedacht, wenn kein Hungergefühl bestand, und er mußte, falls Hunger in den Zwischenzeiten sich einstellte, trotzdem bis zur nächsten Mahlzeit warten. Zumindest litt das körperliche Wohlbehagen darunter.

Weiters hat es, wie aus mehreren Berichten der Missionare hervorgeht, zeitweilig an der ausreichenden Nahrungsmenge auf jeder Missionsstation gefehlt. Ungerecht wäre es, den Vorwurf zu erheben, sie hätten aus Geiz die Eingeborenen hungern lassen;[467] aber an der bezeichneten Tatsache ist nun einmal nicht zu zweifeln und die fiel zum Schaden der Missionsschüler aus. Erwachsene wurden in Zeiten der Knappheit hinausgeschickt, um sich die ihnen beliebte Nahrung am Strande zu suchen. So lange sie, wie anfänglich auf Isla Keppel und in Ushuaia, reichlich Muscheln, Seevögel und Robben erreichten, erwuchs daraus für sie der besondere Vorteil, den eine bekömmliche Speise bietet. Aber jene Stellen waren bald dieser Hilfmittel bar. Wer selbständig genug war, entfernte sich sofort von der Missionsstation und entschädigte sich gründlich in abseits gelegenen Kanälen. Waisenkinder indes waren dazu außerstande und mußten zu Zeiten knappen Nahrungsvorrates wohl oder übel durchhalten.

Ernsten Schaden hatte die gänzlich ungewohnte, fremdartige Kost für sich allein im Gefolge. Brot und Hülsenfrüchte, die den Hauptbestandteil bildeten, vertrug mancher fleischgewohnte Indianermagen überhaupt nicht, mancher nur schwer. Ersatz in anderer Form wurde nicht geboten. Dergleichen Schädigungen schienen anfangs harmlos oder wurden überhaupt nicht beachtet; aber sie wirkten je langsamer um so verderblicher und wurden nach ihrer Ursache nicht mehr erkannt, als unheilbare Erkrankungen bereits eingesetzt hatten.

Merkwürdig, daß nur selten einem Missionar die Erkenntnis darüber aufging, wie unzweckmäßig die europäische Ernährungsweise für diese fleischgewohnten Naturkinder und im besonderen der plötzliche Übergang zu ihr war. Dafür ist eine briefliche Mitteilung Burleigh's vom 4. August 1890 bezeichnend: „The people [der Tekenika-Gegend] are very frequently out of sorts; this I attribute partly to indigestion and a species of blood-poisoning, with fever caused by eating large quantities of unwholesome food, often putrid, always far gone; and strange to say that though

[467] Wohl ist erwiesen, daß die Eingeborenen für ihre Arbeiten im Dienste der Mission durch Lebensmittel entlohnt wurden. Ob dabei ihnen mit voller Gerechtigkeit zugemessen wurde, läßt sich heute nicht mehr für jeden Fall nachweisen. Für das, was Spears 81 behauptet, muß er selber einstehen: „It is a fact, that the missionary gave to the heathen, in return for a day's hard work, only so much food as that heathen himself needed. To the squaw only so much as she needed was given. Under that system of pay an able-bodied man and an able-bodied woman could not together earn even enough food above their own wants to supply one child."

they will acknowledge the cause, yet they continue to eat it. The mixture of good nutritious food we are able to give them is of untold value. Indeed, were it not for this help, many would die" (MM: XXV, 23; 1891). Gänzlich verfehlt urteilte dieser Missionar; denn gerade europäische Nahrungsmittel hatten den Eingeborenen erhebliche Verdauungsstörungen verursacht, die sie von sich aus leicht und schnell durch Rückkehr zu ihrer altgewohnten Ernährungsweise zu beheben pflegten.

Folgendes Beispiel spricht überzeugender als viele Worte. Nelly Lawrence, die als Gattin des zweitältesten Sohnes des Rev. John Lawrence sich schon seit einigen Jahren vor meinen vier Reisen an ihren eigenen Haushalt gewöhnt hatte und darin allein das Wort führte, also auch den Küchenzettel für die ganze Familie nach ihrer Wahl bestimmte, hielt unverrückbar an ihrer Gewohnheit fest, etwa jeden zehnten Tag mit einer anderen Indianerin auf den Canal de Beagle hinauszufahren. Seit der Morgenfrühe suchte sie Muscheln und Krebse, die sie ohne besondere Zubereitung und ohne Zukost genoß. Diesen ganzen Tag nach Indianerart, um mich so auszudrücken, betrachtete sie als notwendig für ihre Gesundheit; sie äußerte sich wiederholt, daß dieses zeitweilige Abweichen von europäischer Ernährungsweise für sie eine gründliche Erneuerung ihres körperlichen Wohlseins bedeutete.

In den letzten Jahrzehnten hat sich bei den wenigen Überlebenden dieses Stammes eine Art gemischter Kost eingebürgert. Wenn sie nämlich für einige Wochen auf einer Farm bedienstet sind, nehmen sie die Mahlzeiten entgegen, die ihnen gereicht werden, hauptsächlich Bohnen, Nudeln und Brot. Sobald sie sich selber wieder überlassen sind, suchen sie die Kanäle nach Muscheln und Krabben, Robben und Seevögeln ab, die ihnen während des größten Teiles des Jahres ausschließlich zur Nahrung dienen. Selten schieben sie einen in Fett gebackenen Brotfladen dazwischen ein und wenn sie Gelegenheit finden, kaufen sie sich Kaffee und Thee, Zucker und Backwerk, Zwiebeln und Reis. Allmählich hat sich ihr Körper an diese gemischte Kost gewöhnt, weil er durch langsame Übergänge dazu geführt wurde.

6. Der Zwang der Tagesordnung: Die bisher aufgezählten Umstände haben unmittelbar das körperliche Wohlsein der Missionsschüler geschwächt und geschädigt. Der Zwang zu einem geordneten Leben und zu regelmäßiger Arbeit wirkte bei diesen Indianern nicht nur im gleichen Sinne, sondern weit nachhaltiger noch auf ihre geistige Verfassung. Wie wilde Schößlinge waren sie ihrer heimatlichen Erde entsprungen und hatten sich nach Lust und Laune getummelt, bevor sie auf der Missionsstation zugelassen wurden. Hier aber mußte der ganze Tag für alle nach einheitlichen Gesichtspunkten und für bestimmte Aufgaben eingeteilt werden. Das bedeutete für jeden Missionsschüler ganz offensichtlich das Ende seiner schrankenlosen Freiheit und das schwere Joch beengender Unselbständigkeit.

Die genaue Bestimmung jeder Tagesstunde mochte für ein euro-

pliziertes Kind wohl passend sein, für ein Indianerkind war sie unerträglich. Am 3. Juni 1863 schrieb Stallmann über den Eifer der Missionare und über den Fortschritt der jugendlichen Feuerländer beim Unterricht. Abgesehen von der Sonderbehandlung, die einzelne erfahren, galt: „From 9.30 A. M. till 10.30 or 11 o'clock they are taught reading and writing ... Our daily morning prayers are performed. Prayers are at 9 A. M., and half-past school commences. Mr. Rae in the evening gives a short lesson to his scholars. The evening the boys generally spend either in play or sewing. At seven we have evening prayers, after which the boys retire to bed" (VBA: X, 242; 1863). Bostimmter hat Banner am 29. August 1864 die Aufgaben zusammengefaßt, mit denen die Missionsschüler jeden Tag ausfüllten: „Daily, after morning prayers, at 9 o'clock, the natives are taught, I teach my boys reading, writing, numeration, the divisions of time, and English, also the only way to true peace here, and bliss eternal hereafter" (VBA: XII, 5; 1865).

Grundlage der ganzen Erziehung war die Einführung in die englische Sprache, um die Erklärung der religiösen Wahrheiten zu ermöglichen.[*] An den Unterricht in eigentlichen Schulfächern schloß sich eine Unterweisung im Gartenbau an. Wie die einzelnen Aufgaben miteinander verbunden wurden zeigt ein kurzer Ausschnitt aus dem "Report of Keppel by Dean Brandon" vom 28. December 1893 (MM: XXVIII, 45; 1894). Er stammt aus einer Zeit, da 21 Kinder und der feuerländische Katechist Gaoaus Lydia mit seiner Gattin auf jener Insel waren: „The gardens — at present showing chiefly potatoes, cabbages, etc. and swede turnips were being sown — looked well; the boys were busy hoeing them, to destroy the weeds and self-sown potatoes. In the evening Mr. Whapps took the night-school from seven to eight o'clock, at which arithmetic is just now the chief subject taught. The tables were said very well indeed, both by the whole class and individually. The simple additions and subtractions sums were worked out accurately and quickly by the upper class. The school was closed with prayers — the singing of a hymn, the reading of a chapter from Bible, address, thereon, and prayer — at which the Fuegians were present. On Tuesday there were full morning and evening services; a good many were able to answer the responses, and to follow the whole service with intelligence and interest. After morning service, the Fuegians went out to gather the ewe flock for lambmarking."

Abwechselnd wurden die älteren Buben außerdem noch zu leichteren Diensten im Haushalt herangezogen und die Missionare bezeichneten diese Einrichtung als erfolgreich: „Every week in regular turn, two boys are told off, one as house boy to keep the House and surroundings clean, and

[*] Mason-Stallmann: 115 betonten dieses Ziel ausdrücklich: „The basis of Christian instruction must be the English language. Accordingly, by line upon line, precept upon precept, here a little and there a little, the young lads are familiarized with Christian truths in English, and their memories are exercised by verses of Scriptures, or hymns, which they are taught to repeat."

another as work, to attend to the cooking, etc. When the cows had calved continuously, it was observed that he became overtired from constant picking and eating, and then died. One young kid acts as house boy to Mrs. Wratts and another to Mrs. Lewis; at certain hours they go to bring in water, peat, take away ashes, etc., a post which is very much coveted; another acts as cowboy, milks the cows, sees after the calves etc. ..." (Ib.) Endlich weiden sie oft den Vieh hüten.[20]

War die Tagesordnung an sich schon eine schwere Last für die bildung ungebundene aufgewachsene Jugend,[21] so wurde sie durch den harten Zwang zu regelmäßiger Arbeit noch empfindlicher gemacht. Nach willkürlichem Zeitabschnitten sich ansammeln und stoßweise äußerste Höhe erreichten, bereitete auch den erwachsenen Indianern diese Disziplin mehr Pfunde als Vorteil. Aber die täglich gleichmäßigen und ununterbrochenen Verpflichtungen konnten sie einfachhin nicht leisten; es war, wie wenn sie dazu die anerzogende Nervenkraft nicht besäßen. Je mehr sie in solchen Zustänben der Unlust von ihren Lehrern gedrängt wurden, um so gereizter konnte sich für ganze Jahre auf, das sich bei höchster Spannung in unbewußtbarer Richtung früher oder später neurotisch verhängnisvoll entlud.

Man konnte an den Tarasca die gleiche Beobachtung machen, wie sie durch Missionare und Farmer von den Sak'sam berichtet worden ist. Wie ich damals betont habe, wiederhole ich auch hier, ebenfalls daß man an Unrecht jene Naturkinder der Trägheit und Schlaffheit zeiht; denn weder der Körper noch ihr Geist war für die Anstrengungen einer regelmäßigen, pflichtlichen Arbeit vorbereitet. Ihren Unmut liehen die Missionare verschiedt leider an deutlich den einen und anderen Indianer fühlen; diese wurden dadurch noch mehr verstimmt und mißtrauisch den Weiße. Kinder waren auf der Missionsstation in ungünstigerer Lage und mußten trotz Widerstreben die Arbeiten verrichten; in ihrer Seele aber bildete sich Abneigung gegen diese Weißen aus. Gelegentliche Äußerungen der Missionare lassen erkennen, daß

---

[20] Am 14. September 1904 berichtete Bancroft, daß eine Indianerfamilie bereits 24 Wochen auf ihr Kapitel warteten können, „during which time they have received daily instructions, from half-past nine till eleven, a.m. Two of these have constantly ordered Rancors, before breakfast, with the cattle, and all have, when the weather permitted, taken their share in whatever works have been in hand" (Pfeb. III, 6, 1905).

[21] Nähe solcher Anklänge ist für die Missionare selber manches Rätsel. Bancroft' Tagebuchaufzeichnungen vom 3. Juni 1905 geworfen einen kleinen Einblick: „In the early morning reading and writing, as usual, and preparing lessons, and seeds, and myself for the day. Breakfast, cleaning up, prepare at 9, lessons till 12, at work with natives, digging potatoes, till 12½ p.m. then getting dinner ready, etc. At 1 o'clock dinner, then make Sunday rules for natives, and a week's supplies of bread for myself. Cleaning up house, and washing, and reading knitting, etc. Tea at 5½, then company and conversation, and music, prayers with natives, awarded Tarascanish answers, then writing, and finished the day with reading. Then this day and many like it has gone" (Pfeb. III, 27, 1905).

sie sich allmählich daran gewöhnten, von einem Indianer nicht das gleiche Tagewerk wie von einem Europäer zu erwarten.[40]

Endlich war es für die Arbeitsfreudigkeit der freiheitgewohnten Kinder und Erwachsenen durchaus nicht belanglos, welche Art der Beschäftigung ihnen angewiesen wurde. Machte die eine oder andere sie anfangs erfreuen, das gleichförmige Einerlei bei andauernder Wiederholung wirkte ermattender, als man glauben sollte, auf sie ein. Gewiß, allgemein gesprochen ist die Erziehung der Naturvölker zu geordneter Beschäftigung und zu geregelter Arbeit eine dankbare Aufgabe. Dazu aber bedarf es langsamsten Vorgehens und einer unerschütterlichen Geduld, die sich mit kleinsten Fortschritten nach jahrzehntelangem Bemühen zufrieden gibt. Weil es an einem Maßstabe fehlt, die Erfolge der jugendlichen Indianer im Rechnen und Schreiben, in religiöser Unterweisung und im fremdsprachlichen Unterrichte zu bemessen, würden Erörterungen kaum zu einem brauchbaren Ergebnis führen. So viel aber ist gewiß, daß manche Anstrengungen der Missionare in der bezeichneten Richtung für ihre Schüler ohne bildenden und praktischen Wert geblieben sind.

7. Unterschätzung der indianischen Eigenart: In der europäischen Öffentlichkeit standen die Feuerländer unter jeder Rücksicht in schlechtem Rufe, sie galten als „die elendesten Geschöpfe", in denen das Menschliche vom Tierhaften weit überboten wurde. Mit der gleichen Voreingenommenheit traten ihnen auch die Missionare gegenüber und begannen entschlossen damit, aus diesem Tiefstande ihre Schutzbefohlenen herauszuholen.

Die Behandlung, die man einschlug, war von der rücksichtslosen Unterschätzung bestimmt, die Eingeborenen wären geistig minderwertig oder ungenügend entwickelt. Nach dieser falschen Voraussetzung beurteilte man all ihre Einrichtungen und Gebräuche. Kleidertüchtigkeit und Wohnungsweise, Gerätschaften und Waffen, Nahrungserwerb und unsteter Lagerwechsel galten nichts im Urteil der Missionare, die demnach auf gründliche Beseitigung oder gänzliche Umgestaltung all dessen von vornherein hinzielten. Alles Einheimische mußte kurzerhand dem Europäischen weichen. Weniger bei anderen Missionaren, dafür um so mehr bei Bridges begegnet man sehr geringschätzigen Äußerungen und verächtlichen Worten über die einzelnen Gewohnheiten der Indianer. Damit nicht genug, hat er sich — was mir wiederholt von älteren Leuten bestätigt wurde — ihnen gegenüber gar oft verletzend und beleidigend ausgesprochen. Ihm fehlte jeder Sinn dafür, die Zweckmäßigkeit dieses Dinges oder jener Gewohnheit zu erkennen; deshalb forderte er mit sichtlicher Unduldsamkeit, daß alles abgestellt würde, was

[40] Robert Fitzroy klagte: „The work they will do is very little, they seem tire, and think all is their honour" (VP: VI, 205; 1859). Bennett bemerkte davon: „Accustomed to regular daily labour ... The Indians seem tire of regular daily labour" (MM: IX, 317; 1871). B. A. Isett sog sogar den Vergleich, daß „an native man would not do what one strong Englishman could" (MM: XXII, 70; 1886).

In seinem Augen keine Gastlichkeit. Er beschränkte nur den europäischen Hoffnung, je mehr seinen Herren ähnlich, um so gastfreundlicher und dienstgefälliger wurden. Als diesen nächstliegenden Verständnisgrundlagen schuf Bismarck für sich selber keinen guten Lesestoff unter den fabelhaften Menschenkindern, von allen wurde er gefürchtet, obwohl sie gezwungen waren, [illegible] den sich bei Bismarck durchgesetzt hatte, hielt sie davon zurück, seinen Unmut und seine Rachegelüsten öffentlich Ausdruck zu verleihen.

Noch nachteiliger für den wissenschaftlichen Arbeiten wirkte sich die sehr verfehlte Unterschätzung des gesamten geistigen Kulturgutes und der weltlichen Verwaltung dieser Eingeborenen aus. Von übrigen hatten Bismarck darauf nur einen geringschätzigen und weltlichen oder sittlichen Verfassung schließlich. Diesen schweren Fehler haben leider die englischen Missionare begangen. Bismarcks Herr Ausspruche solcher selbst nun glauben, die Yaunde wären eine ganz verkommene, schändliche Rasse und so wäre die dringlichste Aufgabe der Mission, „die moral regeneration of these immoral and degraded race" (MSK. XVII, 138; 1883) mit allen Mitteln zu betreiben.[*] So schrieb Bismarck in seinem Jahresbericht. Ursula war, so streng ging er gegen Fehler und Unzulänglichkeiten vor. Er schreibt: „I have much occasion to frequently and severely rebuke the natives for lukewarm, disorder, and vice, but I endeavour to do this wisely, and for their benefit" (MSK. XXII, 191; 1888). Ob er sich dabei wirklich immer ganz „klug" gezeigt hat?[**] Zumindest galt er als streng und er selber glaubte damit im Rechte zu sein.[***] Wie beschämend wirkt Bismarcks hohe Yaounde-Volke in seinem guten Erinnerung.

Leider hätte man daraus ab, welch geistigen Halt von Verwurzeln und Zuneigung unseren Eingeborenen einem solchen Manne entgegengebracht hat haben. Vor allem wußte er selber einen großen Abstand von ihnen.[****] Für ihre lebenswichtigen Einrichtungen und altüberlieferten Gewohnheiten, die für sie überhaupt waren, hatte Bismarck nur verächtende Worte der Ver-

---

[*] Bismarck schrieb beispielsweise: „I always deem plainly what the heathenish consequences must be of these 2 deep rooted vile, faithless, lawless and immoral forces and weaknesses" (MSK. XV, 836; 1891). Ähnlich oder Worte konnte Bismarck gesagt, wie er auch bei anderen Gelegenheiten sehr abfällig urteilte.

[**] Seine Besuche pflegte man gewöhnlich nicht überall den Alkoholismus. Von Sultan Yabekillo von Lombone Bismarck, der Gattin des Missionars, am 19. September 1889: „I have always found that with Europeans, delighted with kindness, they have very willingly done what I have wished" (MSK. XXVII, 21; 1890).

[***] „I am afraid many thoughts are wrong, but a number of these natives must be aware of the would genuine them and do them good" (MSK. XXII, 21; 1888). ...„It is necessary to exercise some discipline on them" (MSK. XII, 117; 1873). Bismarck seine Verantwortung.

[****] Seine Missionare drückten seinen, Bismarck „lived little faith in the natives of these missionaries who on various times have believed they could have made the brothers known by living with the brethren, suffering their hardships, learning to understand their ways and so on. But Bismarck would not do that" (Bismarck 90).

[illegible] ochtung, in denen Sinne an, sichtbarlichen Wandel zu schaffen, wenn sie diesen nicht abhalten. Niemals kam es ihm in den Sinn, nach Bedeutung und Zweckmäßigkeit all dessen zu fragen, was er unverständlichen vornahm. Geradezu Unbefangenheit legte den folgenden Worte in den Mund: „It is high [illegible] to give my whole great attention to researches with amongst and something on, for instance, fantastic paintings of the body, tracing lengthy and yet lengthy .... I further let them know that we should admit no pretext from any who were not decent (BOK: XXII, 111; 1879) .... Most of their arguments these questions are childish, and unworthy of notice" (TSA: XII, 4; 1882).

Der englische Missionar sich deshalb die Eingeborenen, ihre irgendwelchen über den bösen gutmachen, was sich nun einmal nicht ungeben läßt. Noch viel weniger Gültiges sie sich dann verständlich, die in ihre religiösen und mythologischen Vorstellungen hineinbauen zu lassen oder die in ihre bestimmten Voraussetzungen, die sie auch wie vor unter strengsten Gehalten bei ablehnen, einschließen. Dieser Gedankenkreis verhinderte die gewisse Annäherung des »Unsere-Väter« an die Missionare und das Wirken dieser blieb so der Oberfläche haften, weshalb manche dieser Bekehrungen auch eine innerliche Umgestaltung dieser Indianer verhinderten. Selbstverständlich trifft das nur für jene Gruppen zu, die ständige Beziehungen mit den Missionaren unterhielten.[1] Bisher klagt dieses Zaudern über die gelegentlichen Zusammenkünfte der Missionare. Daß sie den besten Willen hatten, unermüdlich strebsam, Mühen dieser Bildarbeit scheuten nur Wenige dieses.

3. Ergebnis der Missionsarbeit: Bildung sind bei den Mängel und Fehler in der missionarischen Wirksamkeit mit den für die Eingeborenen erfassenen Tatsachen gemessen werden. Es läßt sich nicht leugnen, daß das erhaltene Bestehen und die ganz Ansicht dieser ganz dichten Leben Männer und Frauen, die sich in den Dienst jener verschrieben. Geradezu gewiß haben, jedenfalls vollen Anerkennung abverlangt. Englischen erhielt jeder Lehrer einstig wurden, der die besonderen Schwierigkeiten, wie sie dem missionarischen Wirken unter jenen ausschließenden Indianern entgegengesetzten, ehrlichlich überalten. Viel Gutes ist unbedingt geleistet worden! Noch dem ersten Jahrzehnt hat Bessere eine gründliche Übersicht der Erfolge war: „Since fifty individuals have been brought over from their own country to Canada, where they have enjoyed regular religious instruction, many of them have been taught to read and write,[2] have been taught the art of cultivating the ground, the art of raising potatoes, turnips, cabbages, and grain; have been taught to make and mend their clothes, to knit socks, to wash clothes, and some of the women have learnt those arts of order and management, which tend to make a good housewife. They

[1] Noch im Jahre 1880 und Bemerkung [illegible] Indianer an, „que en las reliefs viajeros [illegible] publicados".

[2] Als Beweis dafür etwa von Indianer Lesekenntnis in Tamana abgelehnt haben Beleg, das Bericht am 4. Oktober 1880 an einen Priester in England abgesandte Karte und der die Buchstabiß bis 10 [illegible] als 1880 niedergeschrieben wurden ist.

[illegible] have learnt to work properly, and not only in the old Zulu things, but have grown attached to civilized life. Many of them have for many months enjoyed the comforts of home in their own language, and have heard the Gospel of Christ explained and applied from beginning to end, have been grouped with and live in their own houses, Sunday after Sunday they have met to receive Christ's religious instruction, and hundreds of the natives in Natal have from the lips of their own countrymen heard of the chief doctrines of Christ and salvation. One of the three languages of Zululand has been learned and reduced to writing in the form of a grammar and dictionary.[1] Improvement in the natives generally is very evident to every one. They have learnt to work, love, and respect us, they have now object to coming to them, and they look upon us as friends" (1855, 111, 170, 1857).

Englishmen were the Victoria Zulu Missionaries, the Jones Colenso Journals and the Wesleyan-Methodist Missionary Notices, as Shepstone the Administrator and Governor, the various police Magistrates and Commissioners for the Englishmen Instructions Proceedings Natal, Theophilus Shepstone with other among multitudes Interpreters and others Biographies.[2] Bryce (1886, 1772, 1871, 1883) writes in Handbook Reminiscences: „Since the Word of Christ has reached throughout these regions, savages, among whom conversion is an impossibility has, have been heard forgetting injuries and offering signs of peace to their offenders. The idea of establishing a Mission or Three did Peace made the Missions Diocese make, who publicly and privately gained the institution of this charitable conception. Great was the astonishment, however, when the news reached him that these very Peoples who had called the "Bought" of one of her best lovers, who had stripped and threatened with death your Missions, had called and summoned so many disgraceful and helpless cases, had only a few years afterwards travelled more than 200 miles to ask aid at Durbanville for the disgraceful cases. I could not have believed that all the missionaries in the world could have made the Peoples as honest people", wrote the Wesleyan English philosopher as to the Vice-President of the South American Mission, when he heard this news. „Now I can understand, and I beg you to consider me as one of the warmest admirers of the results you have obtained, and as one of the subscribers of your Society!" (S. 1861).[3]

---

[1] Bryce writes in other reports and Memoirs Grammars on grounds Journals the Transactions Zulu Grammar (pp).

[2] There were also Books and Studies before with the old school ethnographers Journals were and Books (p) Many Books Books (p) geographers.

[3] Bryce writes Some Grammar Ethnographers „The Zulu Professor Bryce ... was one only ; ethnologists as but ; many engineers of the S.A. Missionary Society as to the time of the Study, and this did not prove to the Zulus mode of the ethnologists and Study Library for the greatest good and the confusion change effected by the Society amongst the Peoples" (1886, 1771, 1871, 1883). Zulu Grammar (p).

Aus nachfolgenden Gründen wird wiederholt auf den verhinderten Besuch von der Französischen gegenüber europäischen Institutionen hingewiesen; denn diese Unterfälligen Bildungsstätten für Schiffbrüchigen überwunden alle, die von schwerem Unglück betroffen worden waren. In Sonnenuntergang schlug das Urteil über diese Eingeborenen mit Beginn der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts [illegible] Grenzen aus. "Wenn man den Ursachen dieser Verschlechterung nachgeht, zeigt es sich, daß dafür eine allgemeine Gewöhnung der Franzosen an das schlechte von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zunehmende Anfangsbeispiel europäischen Schiffs-zusammenkommen ist, nicht aber beispielsweise oder ausschließlicher Einfluß der Missionare."[1] Die Indianer wollten sich an Englisch jederzeit Freundlich vom Reise halten, um durch sie in Leben Weise gestützt zu werden (S. 230); allmählich erkannten und entnahmen sie von dem Verkehr mit ihren gewissen Vorteile, denen sie durch Überfälle sich nicht vorteilig zu machen schwankten.[2]

Einsichtsvolle Amerikaner bestätigen, daß die Europäer endlich gelernt hätten, die Eingeborenen als Menschen zu betrachten und zu behandeln. Das Erscheinen der Letzteren war somit ein Spiegelbild davon. Die Missionare haben in dieser Richtung unendlicher die Indianer nicht beeinflußt. Ebenso unbegründet ist es, von einer sittlichen Hebung des ganzen Volkes, wie man annehmend liest, die gesamte Kulturlösung abhängig zu machen; denn dann ist es nicht gekommen und es wird voraussichtlich nie in wenigen Jahren erreicht werden. Doch soll nicht abgestritten werden, daß der durch die Mission eingeleitete häufigere Verkehr ihrer Vertreter mit jenen Kindern der Wildnis diesen die Möglichkeit gebracht hat, die Vorteile guter Beziehungen zu den Weißen besser zu verstehen.[3] Die Hilfe und Förderung, die so manche Schiffbrüchigkeit durch die dortige Mission erfahren hat, dürfte unbewußt der Urteil günstig beeinflußt haben.

Dieser Einschätzung gemäß werden, darf man hervorhebungsweise ganz allgemein sagen, daß die stark betriebene Europäisierung der Tamanos (S. 211) ihr Ziel verfehlt hat; denn weder waren diese selber auf dafür, noch hat sie, im Hinblick auf die dortigen Lebensbedingungen, ihren wirklichen Vorteile gebracht. Selbst so werden verhinderte der Zwang zur Sesshaftigkeit; denn nachdem sich die Indianer auch so gut im Gartenbau eingebildet haben, sie konnten damit allein sich nicht

---

[1] Brennan [illegible] hat auch im Jahre 1902 die Tätigkeit der Missionare bemerkt. An den Eingeborenen konnte er wahrnehmen, daß ihre [illegible] schwächt war. Er [illegible] eine von el comercio de la civilización y los gobiernos del mismo".

[2] Nach Brennan [illegible] 1897 kannten Missionare jene Eingeborenen verschieden. „A menudo los maltrataban, y siempre aprovechaban la primera ocasión para huir nuevamente". Dafür gebrach Geld es an Belegen.

[3] Nur im Lichte dieser Deutung will Brennan [illegible] Behauptung stimmt: „Ninguno de nosotros [illegible] ha hecho tanto como los misioneros para [illegible] a los indígenas de [illegible] a vivir, [illegible] vestirse, aprender [illegible] y [illegible] en una [illegible] [illegible] [illegible]

am Leben erhalten."[564] Einige Freude hatten sie zwar am eigenen Gärtchen; aber um es pflegen und ebenen zu können, mußten sie zu bestimmten Zeiten dorthin zurückkehren, was nicht immer leicht war. Sämereien auszusondern haben sie nie gelernt; also konnten sie ihren Garten nur dann bestellen, wenn sie sich dergleichen von Weißen verschafften, was sich nur selten ermöglichen ließ. In ihrer Abwesenheit bewachte niemand diesen Flecken Erde. Eben deshalb, weil eine Familie höchstens kurze Zeit an einem bestimmten Orte verbleiben durfte, dachte sie an Viehzucht noch viel weniger. Erfahrungen, die einige Eingeborene sich in dieser Hinsicht erworben hatten — und das gilt auch von den Kenntnissen in manchen Handwerken —, waren ihnen fast ausschließlich nur für den Dienst bei weißen Farmern nützlich. Unleugbar haben sie viele Arbeiten der genannten Art zum Besten der Mission verrichtet; teilweise war das durchaus berechtigt, erhielten sie ja von ihr verschiedene andere Güter."[565]

Die viele Zeit, die auf Lesen und Schreiben, auf Rechnen und Singen, zumal auf den Gebrauch des phonetischen Systems verwendet wurde, darf man als mehr oder weniger vollständig verloren betrachten. Daß keiner jener Schüler zu praktischer Verwertung all dessen gekommen ist, gestanden mir jene wenigen ein, die als Kinder darin unterrichtet worden waren. Wie sie, dürften auch alle übrigen davon nichts Nennenswertes in ihr Erwachsenenalter hinübergerettet haben. Vom Unterricht in der christlichen Religion gilt das Gleiche; denn er bestand vorwiegend im Nachsagen von Bibelsprüchen und Gebeten, deren Inhalt dem unvorbereiteten Verstande jener Wildlinge verschlossen blieb."[566] Sehr bezeichnend ist es, was die Missionare auch

---

[564] Als Hagenbeck 117 Ende Januar 1883 in die Bahia Yendegaia einfuhr, bemerkte er „um ganz denkwürdigen compond de six huttes; les naturels cultivent avec soin quelques jardins qui leur fournissent des pommes de terre et des navets, qu'ils viennent échanger contre du biscuit et du vieux habits". Zu diesem Tauschgeschäft drängte sie nicht etwa ein Überfluß aus der Ernte, vielmehr das Verlangen nach nützlicheren Dingen; denn sie selber genossen dem Gemüse keinen Geschmack ab.

[565] Gegen den einseitigen Vorwurf, die Indianer ausgenützt zu haben, nahm ich die Missionare entschieden in Schutz. Zumindest ist erwiesen, daß jene, „que trabajan para la misión reciben en cambio el alimento y ropa para vestir" (Dabbene [a]: 33). Am einigen ihrer Briefe greift Spears: 93 einzelne Sätze über die Verwendung von Eingeborenen heraus und sagt zusammenfassend: „The Yaghans were employed as road-making, chopping, pitsawing and other work of the hardest kind. The white man had sufficient influence over them to keep a good many so employed. In return he gave to the laborers what he calls 'a sufficiency of food', but he here distinctly admits that they ‚would have been glad to have eaten all'; in other words, it was a bare sufficiency." Spears: 121–123 wirft Bridges außerdem noch vor, er habe in Puerto Harberton zu seinen Gunsten durch Tauschhandel die Indianer ausgebeutet.

[566] Noch nach einem vierzigjährigen Wirken der Mission gab Mrs. Bridges am 18. September 1893 in Bahia Tekenika zu: „We have to be so simple in our words, for they are just like little children. We feel and hope that some are trying to lead better lives" (MSS: XXVIII, 25; 1894).

erfahren mußten, daß die Predigt, die ihr bester Schüler Ozouzo an seine Landsleute richtete, von diesen nicht verstanden wurde."[107]

Von einer nachweislichen moralischen Umgestaltung des ganzen Volkes zum Besseren zu sprechen, dafür gibt es keine genügenden Gründe. Um diese zu erreichen, hätte das Wirken der Missionare, durch lange Jahrzehnte anhaltend, viel mehr in die Tiefe des Einzelnen und der Gesamtheit eindringen müssen. Dafür wäre die Kenntnis der einheimischen Sitten und Gebräuche, sowie engeres Zusammenleben mit den Eingeborenen unumgängliche Voraussetzung gewesen. Kein einziger Reisender hat vor Gründung der anglikanischen Mission einen sittlichen Tiefstand der Yamana nachgewiesen, er hat nur deren wilden Ausbruch und aufdringliches Gebaren beschrieben, deren Natürlichkeit durch europäische Lebensbedingungen getrübt. Später machten die Indianer, in europäische Kleider gehüllt, einen gesitteten Eindruck dadurch allein einen günstigen Eindruck. Das aber war wirklich die einzige Veränderung, die an ihnen sich vollzog, denn in ihrem Innern blieben sie, was sie waren. Für manchen Beurteiler indes bedeutete das Tragen abgelegter Modekleider moralischen Aufstieg und Zivilisation.[108] Zu solchen Errungenschaften reichte der alleinige Zwang eines einzigen Tages auf der Missionsstation. Indes, um einen ganzen Volksstamm innerlich umzubilden, bedarf es der jahrzehntelangen Anwendung bester und geeignetster Erziehungsmittel.[109]

---

[107] Den Missionsfreunden in England wird diese Enttäuschung folgendermaßen verübt: „Our readers will not misunderstand, or give an exaggerated force to the word 'preaching'. They will bear in mind the very imperfectly informed state of mind of the native who addressed his people, and the incapability of the people at this time of taking in the meaning of such words as God and Jesus Christ, or heaven and hell; and the chief effect, therefore, of Ozouzo's address to his countrymen must have been derived from the earnestness of his manner, and the assurance which he gave of a friendly spirit on the part of the missionaries" (Mazzo-Stallmo: 113). Demgegenüber ist nicht einmal der Wert „Erfolg der religiösen Unterweisung" berechtigt.

Mit berüchtigtem Hohn zeichnet Fray Mocho: 147 die handgreifliche Auswirkung der unverstandenen religiösen Unterweisung: „Pues sí, Cristóbalo, el Dios inglés era el más bueno de todos los dioses; ayudaba a los hombres a vivir, les pagaba bien los esfuerzos de cuerpo que le rendían y a veces regalaba ropa y té. Es cumplido de sus bondades, no podía nada sino que no mataran las ovejas y vacas del Sr. Bridges o de cualquier otro poblador y que leyeran todos los días, en voz alta, la biblia que aquel había escrito."

[108] Ähnlicher Urteilsdürftigkeit wie Spegazzini: 185 mit denselben Worten entgegnet: „The missionaries declare that the whole tribe is civilized. Their civilization — or the evidences of their civilization, rather — consists in the use of wretched and dangerous dugouts in place of graceful and safe bark canoes; the ragged cast off clothing of prospectors and sealers; wretched little shanties like those in the New York poor districts, and a partial knowledge of English and Spanish."

[109] Leider ließen sich die Missionare durch Äußerlichkeiten blenden. Obwohl Bridges bis zum August 1883 mit einem Großteil der Yamana kaum flüchtig in Berührung gekommen war, behauptete er ganz allgemein, „that a great change has been effected in the character of the natives generally". Wenn er aufgibt, „that the Yaghan natives from Cape San Diego to Cape Horn, and thence round to Beauchesne Peninsula, can be treated"

Die günstigen Berichte aus der Neuzeit über die Yamana sind also nicht von einer charakterlichen Verbesserung, sondern von einer genaueren Kenntnis der naturhaften Güte dieser Indianer eingegeben worden, sofern sie nicht nur die Veränderungen in ihrer rein äußerlichen Erscheinung meinen. Übrigens hätten, eine bedeutende innere Umwandlung der Yamana vorausgesetzt, die Klagen und Unzufriedenheiten der Missionare von Jahr zu Jahr mehr nachlassen und endlich fast verstummen müssen. Doch sind es gerade sie, allen voran Bridges, die unaufhaltsam Ausstellungen an der Trägheit, an der Neigung zum Diebstahl und an der Harthörigkeit ihrer Schüler machen. Ihre Urteile über die Yamana aus den Jahren des ersten Zusammenseins klingen weit günstiger, als die aus jüngster Zeit. Dergleichen offene, unbeeinflußte Zeichnungen der allgemeinen Lage wiegen bestellte Berichte auf.

In mehreren Briefen (z. B. vom 19. I. 1859 und vom 29. IX. 1859) hat Phillips: 183 auf Schwierigkeiten mit den Eingeborenen auf Isla Keppel wegen Diebstählen hingewiesen. Hier zwei dieser Vorkommnisse. „Eines Tages vermißte Frau Despard eine Figur aus dem Schachspiel ihres Mannes, und da Duthby-Weiell-kipa, eine *Tuku* (Frau) aus dem 'Rothen Hause', ein paar Minuten im Zimmer gewesen war, so gieng ihr Phillips nach, durchsuchte ihren Raritätensack, fand den vermißten Schachstein und schalt sie verdientermaßen aus. Als er abends die Zöglinge wieder besuchte, waren mittlerweile die Männer vom Muschelsuchen heimgekehrt, und unter diesen empfieng ihn der Gemahl der diebischen Elster mit einem Wuthgeheul und den sarnigsten Gebärden über den Schimpf den man seiner Ehehälfte durch Aufdeckung ihrer geheimen Sünde angefügt habe. Dem Missionär gelang es jedoch ihn sein Unrecht einsehen zu lassen und alles schien friedlich abgemacht. Ein andermal, Anfangs September 1859, entdeckte man Spuren, daß die Feuerländer in das Missionsvorrathshaus hatten einbrechen wollen ohne daß es ihnen gelungen war. Man setzte sie darüber zur Rede, und die Männer geriethen wegen der Beschuldigung in solchen Zorn, daß sie dem Missionär Phillips durch Gebärden den Tod androhten. Aus diesen und späteren Fällen hätte man sich die Lehre ziehen sollen daß die Feuerländer, obgleich unverbesserliche Diebe, dennoch es für den höchsten Schimpf halten der Unredlichkeit geziehen zu werden, gleichsam als ob bei ihnen nicht das Stehlen, sondern das Ertapptwerden als schändlich angesehen würde" (Phillips [a]: 1011).

Freilich war es sehr vorteilhaft, daß Kinder und Erwachsene auf der Missionsstation zu Ordnung und allgemeiner Reinlichkeit, zu kluger Zeitverteilung und geregelter Arbeit angehalten wurden. Doch hörte die Übung sol-

(MM: XXII, 55; 1888), so ist das Letztere keineswegs eine Folge des Ersteren. Nur Selbsttäuschung hat Aspinall am 3. Februar 1890 bei einem Besuch auf der Wollaston-Station folgende Worte in den Mund gelegt: „I was myself led to marvel at the change that has taken place in the people in sixteen months. They were then the purest savages, and now they are quiet, docile, clean people, the women and girls clothed in dresses sewn by their own hands" (MM: XXIV, 188; 1890).

eher Tugenden in eben dem Augenblicke auf, da sie sich wieder auf die eigenen Füße gestellt sahen. Gleichzeitig wurden alle guten Lehren und die erreichten Fertigkeiten, für die es seitdem kein Betätigungsfeld mehr gab, über Bord ihres schwankenden Kanus geworfen.

Bei einzelnen, die längere Monate auf der Missionsstation verweilt hatten, trat nachher eine nicht unbedenkliche Minderwertigkeit durch; denn sie hatten manches verlernt und vieles vergessen, was sie für ihre indianische Lebenshaltung unumgänglich benötigten. Alle Einbuße an Mut und Gewandtheit, an praktischem Sinn und hoher Schärfe der Sinnesorgane rächte sich sehr empfindlich. Sie waren in Dingen unterwiesen worden, die von ihren Lebensbedürfnissen oft zu weit ablagen, um je für sie brauchbar zu werden; hingegen hätte man ihnen manches andere beibringen sollen, was ihnen persönlich näher gelegen und den dortigen Verhältnissen besser angepaßt gewesen wäre.[510] Der sonst fast ausschließlich zu Lobsprüchen hinneigende Hyades (g): 6 hält mit gerechten Bemängelungen nicht zurück: „Nur ein kleiner Bruchteil der Eingeborenen hat durch fünfzehnjährige Arbeit [bis zum Besuch der Mission Schmidt-Koppers] gewonnen werden können; die große Majorität nimmt zwar die Hilfe der Missionare zeitweise in Anspruch, aber sie zeigt nicht die geringste Lust, sich dauernd dort niederzulassen. Selbst mancher, der völlig für das zivilisierte Leben gewonnen schien, wirft auf einmal die Kleider wieder ab, läßt Haus und Garten im Stiche und kehrt zur alten Lebensweise zurück. Aber auch die Bleibenden verlieren schnell die Fähigkeit, sich mit den Hilfsmitteln des Landes selbständig zu ernähren; ihre auf der Mission erzogenen Kinder verlernen den Pirogenbau und die Seehundsjagd, und da der Gartenbau und die Viehzucht im rauhen Klima nicht zureichen, sie zu unterhalten, sind sie völlig von den Missionaren abhängig und auf deren Unterstützung angewiesen. Auch leiden sie von Krankheiten viel mehr, als im wilden Zustande."[511]

Tatsächlich hat die Ansammlung vieler auf der Missionsstation die Verbreitung eingeschleppter Seuchen sehr begünstigt. Als aber die Eingeborenen diese Gefahr mit ihren schweren Folgen[512] zu begreifen gelernt hatten, entfernten sie sich fluchtartig. Eine nachteilige Unterbrechung ihrer erziehe-

---

[510] Leider kommt ein Vorschlag, den Bridges (d): 146 gemacht hat, reichlich spät: „In place of attempting teaching these Indians to plant turnips in the water-logged Fuegian soil, their natural genius as fishermen might have been turned to catching and preserving the shoals of sardines, mullet and shellfish which abound in the Beagle Channel. A sufficient food-supply would thus have been secured without altering their diet or withdrawing the stimulus to work. Surplus supplies would always have found a ready sale among the shipping at Sandy Point."

[511] An anderer Stelle (g): 387 urteilt er: „Les superstitions sont les mêmes qu'en temps jadis". Das bekommt er von jenen Indianern, die eine gewisse Zeit auf der Missionsstation zugebracht hatten.

[512] Rasend schnell griff fast jede Ansteckung um sich. Am 15. November 1884 schrieb Walter von Uckermann, daß an einem Tage „nearly all the Indians here were taken ill of measles, so that in a few days the whole population were stricken down at once. There was

ziehen. Beeinflussung durch die Missionare war damit eingetreten und was mühsam ihnen anerzogen worden war, verlor sich um so schneller, je weiter die Einzelnen sich entfernten. Dort aber fielen sie in jene Lebensverhältnisse und Gewohnheiten zurück, aus denen sie gekommen waren; trotz europäischer Bekleidung und einiger nichtiger Kleinigkeiten gaben sie sich als das, was sie immer geblieben waren, als echte Yamana.

Den Erfolg der Missionstätigkeit, wie Z a h l e n ihn ausdrücken vermögen, zeigt ein "Register of Baptisms", das J. Lawrence in Verwahrung hatte und das er mir bereitwilligst überließ. Da es noch niemals veröffentlicht worden ist, seien hier die wichtigsten Angaben vorgelegt. Das Buch beginnt mit den Worten: „Baptisms solemnized in the Parish of Tushcapalan, Mc Clinton Peninsula in the Country of Fireland, South America, in the year One thousand eight hundred and seventy-two." Die Anlage ist wie folgt: [When baptized] 1872, march 5. [Child's Christian Name] Adult: Gannoz Despard. [Parent's Name: Christian-Surname] Heathens. Cooplamcoolar; Ushlaiaraolackepa. [Abode] Tushcapalan. [Quality, Trade, or Profession] Fisher Indian and Killer of seal. [By whom the Ceremony was performed] Thomas Bridges.

Damit war die erste Taufe eingetragen. Am gleichen Tage wurden vom genannten T. Bridges noch weitere 36 Taufen an erwachsene Yamana gespendet. 1873 wieder 12, 1874—4, 1875 durch Bischof Stirling 2 Taufen, 1876—8, 1877—18, 1878—8, 1879—27, 1881—23 zu zwei verschiedenen Zeiten, 1882—5, 1884 und 1885 je 2, 1886—31, 1887—13, 1888—31, die sämtlich, eine ausgenommen, von Bischof Stirling gespendet wurden. 1889—13, 1890—9, in den beiden folgenden Jahren gab es keinen Täufling. 1893 und 1894 je 1, 1895—9 und wieder fiel das Taufen in den beiden folgenden Jahren aus. 1898—3. Von 1899—1911 gab es in Ushuaia keine Taufen mehr. 1912 taufte J. Lawrence in Punta Remolino seine drei Enkelkinder, die Töchter seines Sohnes Felix, und 1914 dessen beide jüngeren Söhne. Deren Mutter ist bekanntlich Nelly, eine Yamana-Frau; ihren Namen fand ich in diesem Register nicht. In den Jahren 1912 bis 1921 sind die Kinder jener wenigen Indianerfamilien eingetragen, die auf der Farm Punta Remolino fast ständig arbeiten. Als letzte indianische Täuflinge werden am 9. Oktober 1921 vier Kinder des Calderon und ein Mädchen des Walter, sowie Jane, das etwa zweijährige Kind der jugendlichen Halakwulup Julia genannt.

Diese niedrigen Zahlen überraschen, wenn auch zugegeben werden muß, daß auf den übrigen Stationen vereinzelte Taufen gespendet worden sind. Näheres spärlich waren die Eheschließungen auf der Mission in Ushuaia. Die ersten sieben sind dort am 5. März 1872 im "Register of Marriages" verzeichnet, von 1873 bis 1891 wurden insgesamt 41 eingetragen. Mit den Namen eines Farmers und einer Indianerin im Jahre 1892 schließt das Register.

---

one a house in which one could visit on the others; also in one house, all the children were drawn at the same time. We have now last forty-three persons in three weeks at Ushuaia" (SEM: XIX, 5b; 1885).

Auch dieses hielt John Lawrence in Gewahrsam. Ob die Register von anderen Stationen sich erhalten haben, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Unnütz und belanglos war trotz alledem das Arbeiten und Mühen der anglikanischen Missionare keineswegs. Zumindest haben sie in den späteren Jahren die charakterliche und sittliche Veranlagung jener Indianer ein wenig besser verstanden als die älteren Seefahrer, wenngleich sie all jene guten Seiten darin irrtümlicherweise als Erfolge ihrer eigenen Tätigkeit ansahen. Sie haben auch die Sprache dieses Volkes für die Wissenschaft gerettet.[313] Einige europäische Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände, die den Indianern wirklich dienlich waren, haben sie eingeführt und ihnen manche Seiten des Europäertums enthüllt. Unterricht und Unterweisungen indes haben kaum erkennbare Spuren zurückgelassen, Ermahnungen und ernste Worte blieben ohne Dauererfolg. Aus diesen Naturkindern haben die Missionare selber manchen Vorteil gezogen. Zum Verhängnis aber für beide Teile wurden die entsetzlich wütenden Seuchen.

Wie auch immer man Für und Wider bewerten mag,[314] die unheilschwere Tatsache bleibt unverrückbar bestehen, daß mit Eröffnung der anglikanischen Missionstätigkeit auch der Untergang des Yamana-Volkes eingesetzt hat. Welchen Schicksalslauf jene Feuerländer genommen hätten, falls die Missionare nicht in den fernen Süden vorgedrungen wären, ist eine müßige Frage; sie ändert ja doch nichts mehr an der beklagenswerten Wirklichkeit, vor der wir jetzt stehen.

6. Die Europäer im Urteil der Yamana

Naturvölker besitzen ein feines Empfinden und einen geschärften Rechtssinn für die Absichten und das Benehmen der Fremden, die zu ihnen auf Besuch kommen. In unverantwortlicher Voreingenommenheit haben das jene Europäer fast ganz übersehen, die den Yamana nähergetreten sind. Auch sie dürfen durchaus nicht als eine urteilslose Bande gelten, die sich unbesehen jedes Unrecht einzustecken und die jede Vergewaltigung widerstandslos hinnehmen gewillt wäre. Tatsächlich lebt in diesem Volke ein gutes Stück von Selbstbewußtsein und genügende Urteilskraft.

a. Benennungen für Europäer

Bekanntlich bezeichnen unsere Eingeborenen sich selber als die *Yámana* bzw. als *yamanágla*. Dadurch wollen sie sich als eine geschlossene Volkseinheit zu erkennen geben (S. 197) und eine Unterscheidung von ihren beiden Nachbarvölkern ausdrücken. Für jedes der beiden haben sie besondere

[313] Vgl. Gusinde (gg): 159 und Bridges in BD: IX.

[314] Bei Zweifeln über den Entscheid hat Darwin's (a) 37 Ansicht viel für sich: „Si estos sínicos no han mejorado mucho la suerte de los indígenas, merecen siempre la consideración y la simpatía universal por los esfuerzos que han hecho en otros tiempos por introducir entre ellos la civilización."

Namen (S. 234, 241). Eine Überraschung war es für sie, als zum ersten Male die Vertreter eines anderen, ihnen bis dahin unbekannten Volkes in ihrem Bereiche auftauchten und als sie in deren Besitz höchst merkwürdige Dinge beobachteten. Gemeint sind ganz allgemein die Weißen oder die Europäer, für die seitdem die Bezeichnung *pálala* mit ihren Nebenformen, z. B. *palalíma*, *palalǰǧla* und auch *palalayámalim* in Umgang kam.

Bridges gibt für *pálala* als Erklärung: „This strange word is the natives seemed best to represent the jargon of the English language when they first heard it and thus it was used as descriptive of that language and the people who spoke it" (BD: 371). Die Herleitung von *upalálana* ist einleuchtend, es bedeutet: „To make a noise by vibrating the tongue in the mouth violently" (BD: 99). Nur darin irrt Bridges, daß er das Auftreten von Engländern allein mit der Entstehung jener Benennung in ursächlichen Zusammenhang bringt; denn auch die Schiffe anderer Völker hatten sich den Weg zu den südlichsten Feuerländern gebahnt. Allmählich befestigte sich für *pálala* der ausschließliche Sinn, den Bridges (e): 332 richtig bestimmt: „Die Bezeichnung, die sie für Fremde gebrauchen, ist *patalsala*,[119] was die 'Geschickten' oder das 'unverständliche Volk' besagen will, ein Ausdruck, der sich auf die Geheimnisse unserer mechanischen Arbeiten jeder Art bezieht." Damit wird erklärt, daß *pálala* keinesfalls Geringschätzigkeit oder Verachtung zum Inhalt hat.[120] Wie Hyades (q): 14 sich ausdrückt, besagt *palalayámalim* „gens ou individus mystérieux et s'explique par l'étonnement des indigènes en voyant à bord d'un navire des outils de fabrication civilisée, et dont la confection a toujours été pour ces sauvages un mystère complet." Für diese Eingeborenen ist alles Außergewöhnliche, Fremdartige, Neue, sofern es von außen her zu ihnen gelangt und europäischen Ursprung zu erkennen gibt, eben *pálala*. Im Gegensatz hierzu hat *mégmug* und *makáinixǰǧla* ebenfalls die Bedeutung von fremd, Fremdling, fremdartig, doch betont es den indianischen Ursprung.

Der früher vor den Schiffen der Europäer bis zum Überdruß wiederholte Ruf *yamaskána* war keine eigentliche Benennung (S. 198).

β. Geringschätzung der Europäer

Anknüpfend an die Bedeutung des Wortes *pálala* könnte man vermuten, daß alle Weißen, die Schöpfer und Besitzer der angestaunten Wunderdinge, von den Eingeborenen als Wesen höherer Art angesehen wurden. Vielleicht ist es auch eine Zeitlang so gewesen; allerdings nur bis zu dem Augenblick, da jene Fremdlinge selber ihre niedrige Gesinnung und ihre gemeinen Absichten den ahnungslosen Kindern der Wildnis eindeutig und aufdringlich

---

[119] Diese Schreibweise ist offensichtlich fehlerhaft, sie findet sich im BD nirgendwo.

[120] Nur in diesem Sinne darf eine andere Erklärung Bridges (h): 207 gedeutet werden, nämlich daß diese Indianer „se contentan con oir para sí mismos términos que significaron hombre, persona, gente... No consideran a los ingleses como personas en el mismo sentido con que aplican la palabra a su propio pueblo."

enthüllten. Als manche diesen allein gegenüberstanden und sich von allen Banden der Schicklichkeit und der Gerechtigkeitspflichten frei glaubten, brach ihr unmoralisches Begehren wie eine Eiterbeule auf. Dessen glaubten sie vor den "minderwertigen Wilden" sich nicht schämen zu brauchen und sie gaben ihren niedrigen Leidenschaften freie Bahn.

Im Folgenden werden ausschließlich Urteile über die moralische Einschätzung der Europäer durch die Yamana aufgezählt. Was letztere an Schädigungen anderer Art erfahren haben, ist teilweise genannt worden oder kommt weiter unten zur Sprache. Vorauszuschicken bleibt indes, daß diese Indianer niemals zur Zielscheibe planmäßiger Ausrottung durch Menschenjäger, unter deren grausamen Wüten die Selk'nam verbluten mußten (Bd. I, 161), gemacht worden sind, obwohl vereinzelte Überfälle auf kleine Gruppen sich ereignet haben.

Trotz der Überraschung und des nachhaltigen Eindruckes, den die europäischen Schiffe mit ihrem verwirrenden Takelwerk den harmlosen Eingeborenen bereitet haben, trotz der seltsamen Gegenstände und Gerätschaften, die sie in mannigfaltiger, bunter Fülle mit sich führten, konnte der Eigendünkel und die eigene Überheblichkeit der Yamana nicht erschüttert werden. So überwältigend all jene sonderbaren Dinge anfangs zu wirken schienen, sie waren für die Indianer doch größtenteils wertlos; denn deren Verwendung kannten und ahnten sie nicht, weshalb es beim Beschauen und Bestaunen aus reiner Neugierde blieb. Sie vertrauen auf das eigene Können und der kleine Besitz an Waffen und Gerätschaften genügt ihnen; mit diesen beherrschen sie voll und ganz ihre Welt.[317] Daraus erwächst ihr Selbstbewußtsein und ihr Stolz.

Dies vorausgeschickt, wird man richtig abschätzen, wie tief das anmaßende Auftreten der Europäer sie verletzt hat. Allgemein dünken sich die Weißen über Eingeborene himmelhoch erhaben und sie tragen ihre Gesinnung so unverhohlen zur Schau, daß sie schwer beleidigen. Dreistes, rechthaberisches Gebaren und rücksichtsloses Fordern deutet jeder Indianer, der davon betroffen wird, als Verachtung seiner selbst; um so empfindlicher fühlt er es, wenn er sich nicht wehren kann. In dieser Stellung des hilflos Ausgelieferten befanden sich die Yamana fast jedesmal gegenüber dieser und jener Schiffsmannschaft, gegenüber einzelnen Missionaren und Farmern; im Bewußtsein ihrer Ohnmacht beleidigte sie das protzige, mutwillige Auftreten der Weißen doppelt und die verhaltene Rachlust quälte sie anhaltend. Nur zu oft wurden sie zum Narren gehalten und zum Spielball unberechenbarer Launen jener Fremdlinge gemacht, die nach dem Gelingen ihrer Späße allen ihre eigene Genugtuung deutlich zu erkennen gaben. Die Indianer begriffen jetzt erst recht, daß sie übertölpelt worden waren und an jeder

[317] Snow (b): I, 264 hat in seinem Empfinden erfaßt, daß „in their rude state wild men often fancy themselves our superiors in many things, and to rightly deal with them we must show that we can hunt, fish, sing, talk, dance, and endure hardship as well as they."

Ehrenkränkung hatten sie um so länger zu leiden, je weniger sie sich dafür rächen konnten. Im Tauschhandel sind sie immer wieder überlistet worden, sei es offensichtlich, sei es heimlich; auch davon gaben sie sich früher oder später Rechenschaft.“[110] Einzelne Europäer entrissen den Eingeborenen böswillig irgendwelchen Gegenstand, bloß um sie zu reizen, um sie aufzuregen, um sie in Wut zu bringen. Nichts half es ihnen, wenn sie vor Ärger knirschten, waren sie doch ohnmächtig und unfähig für wirksame Gegenwehr. In neuerer Zeit hatten manche Yamana sich eine gewisse Kenntnis der englischen und der spanischen Sprache erworben; dadurch waren sie instandgesetzt, die wegwerfenden Redensarten der Weißen gegen ihre Landsleute und gegen ihre Einrichtungen zu verstehen. Was sie aus Gebärden und Benehmen jener erraten hatten, bestätigten auch deren Worte, nämlich Hohn und Verachtung gegen alles Einheimische.

Jahrzehnt um Jahrzehnt haben sie in ihrer Ohnmacht das beleidigende Protzertum der Europäer mit verhaltenem Ingrimm dulden müssen, Abneigung und Haß haben sich in ihrer Seele angehäuft; ganz allgemein ist ihnen der Fremde zum Abscheu geworden. Das ihren Reden zu entnehmen hatte ich oft Gelegenheit und vereinzelt sahen sie es bewußt darauf ab, mich über ihre Gesinnung vorbehaltlos aufzuklären. Demgegenüber kann man sich über ihre Selbstbeherrschung, mit der sie alle Verunglimpfungen schweigend ertragen haben und noch ertragen, nicht genug wundern. Sie folgten der Klugheitsregel: Still aushalten, wenn Gegenwehr aussichtslos ist! Man sagte mir: „Die Weißen überheben sich in Eigendünkel. Doch wissen wir sehr genau, daß sie in unserem Lande zum Fischen und Jagen, zum Kanubau und Feuermachen, zu den Künsten der *yékamuš* und zur Anfertigung unserer Waffen unfähig sind. — Sie reden verächtlich über uns und meinen, wir verstünden weder ihre Reden noch ihre Gebärden. Diese verstehen wir sehr gut und wissen auch, es sind nur nichtssagende Worte, mit denen sie auf uns einwirken wollen. — Ihr verächtliches Gelächter tut uns weh. Aber weil das [deren Benehmen] unschön ist, deshalb ahmen wir es nicht nach. — Es schmerzt uns sehr, wenn die Weißen geringschätzig über uns und über unsere Gewohnheiten reden, wenn sie mutwillig uns reizen, wenn sie uns Unrecht tun. Aber wir sind zu schwach, uns verteidigen zu können, deshalb schweigen wir still!“

Einem gewissen Minderwertigkeitsbewußtsein, das sich allmählich herausgebildet hat, entstammte die auffällige Zurückhaltung und Scheu, die unsere Indianer neuestens bei Begegnung mit Weißen an den Tag legen. Sie wahren den Schein, um vor ärgeren Verunglimpfungen sich zu schützen; aber in ihrem Innern lodert das Feuer des Hasses und der verhaltenen Rache. Nicht

[110] Überwiegend ist der Handel mit Otternfellen gemeint, später haben die Indianer auch andere Gegenstände abgegeben. Sehr zeitig hatten sie damit begonnen, kleine Muster ihrer Kanus zu bauen, um sie zu veräußern und um damit ein Geschäftchen zu machen. Einem Briefe Bauzas' vom 20. Februar 1886 bereits kann man entnehmen, daß „by the sale of small canoes and other things they obtain a great deal of money“ (MM: XX, 101; 1886).

minder hegten sie Abneigung gegen die Missionare, allerdings unterschiedlich je nach der Person.

Noch empfindlicher wurde das gut ausgebildete Ehrgefühl der Yamana durch die unverfrorene Dreistigkeit getroffen, mit der viele europäische Besucher den Frauen und Mädchen sich näherten. Die Mannschaft bestimmter kleinerer und größerer Schiffe schien nur deshalb zu landen, um auf einige Stunden sich mit ihnen belustigen zu können. Unsagbar ist es, wie frech und zudringlich sich einige benahmen. Gern sei zugegeben, daß Matrosen und Seesoldaten, Robbenschläger und Fischer eine weniger zarte Art besitzen. Für diese Einschränkung indes haben unsere Yamana nichts übrig; denn sie urteilen und empfinden nach dem, was sie selber sehen und erleben. Ist es schon grob unanständig, wenn ein Fremder ungerufen in eine Hütte eindringt, so beleidigt es alle Anwesenden, wenn er sich unter zynischem Gebärdenspiel dreist an eine Frauensperson preßt und ihr aufdringlich zusetzt, ihm sich hinzugeben oder ihm an eine andere Stelle zu folgen. Halb so viel unverfrorene Zudringlichkeit dürfte sich ein Europäer unter seinesgleichen nie herausnehmen.

Durch häufige Erfahrung belehrt, meinen diese Eingeborenen ganz allgemein, daß Seefahrer und Goldgräber an ihren Küsten nichts anderes als den vorübergehenden Verkehr mit Indianerinnen suchen.[519] Um dem, was sie selber als ungeziemend und schamlos beurteilen, vorzubeugen, war es durch viele Jahre Gewohnheit, sich zu verstecken oder zu entfliehen, sobald sie eines europäischen Fahrzeuges ansichtig wurden.[520] Jene unanständigen Besucher besaßen in ihren Verführungskünsten gute Übung. Falls man sie nur mit Widerwillen empfing, versuchten sie die kleine Indianergruppe durch Geschenke zurückzuhalten; war das erreicht, verteilten sie Alkohol in reichlicher Menge und schließlich war jede Frauensperson ihnen gefügig. Streit und Schlägereien beendeten zuweilen solche Zusammenkünfte. Hatten die überlisteten Indianer nachher den Verstand wieder klar, um den Schaden zu besehen, regte es sich in ihrer Seele wie Beschämung, die nicht selten in

[519] Die Missionare boten den Indianerinnen auf ihren Niederlassungen immer Schutz. Dadurch gerieten sie selber in Gefahr, von elenden Weißen überfallen zu werden. Im Briefe an seine Mutter vom 23. Dezember 1892 aus Tekenika weist Panncke darauf hin: „We have been having an anxious time again this past fortnight. Gold-miners came here the week before last pretending to search for quartz; but their real intention we heard was to steal some young native women. This has been amply proved by their course... Mrs. Bucleton went into the settlement one night, and spoke to the women, asking them to come up at night to the Orphanage, and to her surprise every woman came. Not even the old women stayed in the huts. The Spanish villains came over as usual, but found their intended prey gone. Next day one of them again appeared with a rifle, and some knives and revolvers in his belt. He told the natives that he had come to shoot Bucleton and Pancke..." (MM: XXVIII, 39; 1893).

[520] Manche Beobachter stimmen mit dem überein, was Bove (MM: XVII, 239; 1882) festgestellt hat: „The communication which the poor islanders had had with whalers had been disastrous to them; it was therefore not surprising that the sight of a sail caused them so much fear."

Rache gegen die längst verschwundenen Matrosen umschlug und in dem Versetz gipfelte, jedwedem Weißen künftighin aus dem Wege zu gehen und die weiblichen Angehörigen noch besser zu schützen.[321] Versuche einzelner Matrosen, Frauen zu rauben, glückten zuweilen und diese Vorfälle steigerten die Wut der zurückgebliebenen Verwandten aufs höchste. So war es früher.

Leider haben unablässige Zudringlichkeiten der Weißen die Beurteilung dieser Fehler durch die Indianer in der Neuzeit sehr abgeschwächt; denn jetzt wehren sie solche Vergehen mit weniger Entschiedenheit ab als ehedem. An diesem nicht unbedeutenden Wandel sieht man, wie verderblich die Europäer, seitdem sie den Alkohol zu Hilfe geholt hatten, auf die Indianer eingewirkt haben.

Für Verfehlungen auf dem Gebiete der geschlechtlichen Sittlichkeit, die in ihren Augen schwer sind, haben unsere Indianer ein gutes Gedächtnis. Gelegentlich kam ich im März 1923 auf jene Europäer zu sprechen, die sich vor langer Zeit, nämlich vor genau einem halben Jahrhundert, ein ganzes Jahr hindurch in der Bahía Orange eingerichtet hatten. Gemeint sind die Mitglieder der Mission Scientifique du Cap Horn. An sie erinnerten sich alte Personen noch gut, redeten aber nicht gern von ihnen. Beim Hinweis auf sie konnte Emilia ihren neu entfachten Unmut nicht meistern und sie erzählte so erregt, daß durch den Inhalt ihrer Worte die Anwesenden von Wut und Unwillen erfaßt wurden. Weil ich anwesend war, drückte sie sich für mich möglichst unverständlich aus; auch die anderen Leute beschränkten sich darauf, durch kurze Worte anzudeuten, was sie verstanden hatten. Ich verhielt mich still, bis ich nachher Gelegenheit fand, Calderon darüber zu befragen. Nur mit Widerwillen machte er mir einige Angaben und gestand: „Alles kann ich dir nicht sagen, denn es ist gar zu häßlich!" Doch etwas ließ er mich wissen: „Wenn ein Kranker aus der Mission in Ushuaia nach dorthin [Bahía Orange] gebracht wurde, oder ein anderer Kranker dort Hilfe suchte, starb er jedesmal. Man hat ihn umgebracht. Denn wir sahen dort bei jenen Häusern menschliche Knochen, die sicherlich von jenen Kranken stammten. Die Europäer haben diese Knochen mitgenommen, aber nicht beerdigt."[322] — Dort lag einmal ein kranker Mann, der etwas Englisch verstand. Er hörte, wie der Arzt zu seinem Gehilfen sagte: „Jenem müssen wir etwas geben, daß er stirbt!" Er sollte vergiftet werden. Das verstand der Kranke. Er nahm seitdem nichts mehr von dem zu sich, was jene Weißen ihm reichten, und noch in der nämlichen Nacht machte er sich davon. — Einst war Emilia selber in das Haus gegangen, wo der Arzt die kranken Yamana empfing. Da viele Blutflecken vorhanden waren, bekam sie Angst und lief eiligst hinaus. — Wenn Kinder sich

[321] Sogar zu eigenartigen Hilfsmitteln haben sie greifen müssen: „Le visage peint en noir n'indique pas spécialement le deuil; souvent les maris obligent leurs femmes à employer cette peinture pour les rendre plus laides et moins désirables pour les étrangers" (La Nature: 311).

[322] Tatsächlich haben jene Franzosen einige Skelette von Yamana dort mazeriert und nach Paris befördert.

dem Zelte näherten, wo das Essen bereitet wurde, hatte der Koch sein besonderes Vergnügen daran, die Ahnungslosen mit heißem Wasser zu begießen, daß sie wegen ihrer Brandwunden laut aufschrien." — Schließlich deutete CALDERON mir kurz an, was eben der Gegenstand ihrer längeren Aussprache vorher gewesen, daß Mädchen und Frauen von jenen Weißen mißbraucht und zu seltsamen Dingen gezwungen worden waren; er meinte das Anfertigen von Moulagen von den äußeren Geschlechtsteilen und das Photographieren von nackten Personen. Welche Mitglieder der MISSION SCIENTIFIQUE jener Vergehen schuldig sind, sei es in dieser oder jener Form, soll hier nicht untersucht werden. Man ersieht aus dieser Mitteilung, wie lange die Eingeborenen jedes schwere, von Weißen verübte Unrecht in ihrem Gedächtnis bewahren.

Anschließend an die Worte der EMILIA sagten am folgenden Tage, als wir wieder um das Feuer saßen, einige ältere Leute: „Wir fühlen bitter das schlechte Benehmen der Weißen, aber wir denken, es ist besser, schweigend auszuhalten. Jene Weißen haben ja auch ein Herz und wir wollen ihnen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Wenn wir sie reizen, fällt es noch schlimmer für uns aus; deshalb halten wir uns ruhig und dulden still. — Manche Europäer meinen, wir empfänden Beleidigungen und Zurücksetzungen, Entehrungen und andere schlimme Dinge nicht; sie meinen, wir wären dumm und gleichgültig: Das durchaus nicht! Wir sind nicht so dumm und gefühllos, wir haben aber Verehrung für die anderen und Mitgefühl mit ihrem Lose, weil auch sie Menschen sind und ein empfindsames Herz haben. Deshalb wollen wir sie nicht beleidigen und wollen ihnen nicht wehtun, obwohl sie uns das zumuten. — Wenn wir uns mit jemandem aus unserem Volke verfeindet haben, gehen wir ihm aus dem Wege; denn wir wollen ihm nicht mehr unter die Augen kommen. Es ist ja nicht vorteilhaft und nicht nötig, immer gleich zuzuschlagen und mit dem anderen zu streiten. Deshalb vermeiden wir es, mit böswilligen Europäern zusammenzutreffen und diese zu reizen. Wir tragen lieber geduldig und schweigend, was Übles sie uns antun. Wir sind aber nicht dumm und gefühllos, wie manche Europäer glauben."[222]

Offensichtliches Unrecht und protzige Überheblichkeit der Europäer hat die Yamana in ihrem naturhaften Stolz und Ehrgefühl durch viele Jahrzehnte so schwer beleidigt, daß ihre Verachtung des gesamten Europäertums vollauf begründet ist. In ihrer Abwehr eines jeden Weißen sind sie um so mehr im Recht, weil ihre Gutmütigkeit leider zu oft enttäuscht worden ist und weil sie sich für alle Zurücksetzung, die sie erdulden mußten, nie ausreichend rächen konnten. Der verhaltene Groll aber frißt sich um so tiefer in die Seele ein, je weniger er sich nach außen hin entlädt. Trotzdem anerkennen sie, allerdings immer mit Vorbehalt, alles Gute und Schöne, das sie von einzelnen Europäern empfangen, wie auch das vornehme Wesen und die gerechte Handlungsweise, die sie an jenen wenigen beobachtet haben. Grundsätzlich jedoch verabscheuen sie jeden Weißen mehr oder weniger.

[222] Diese Gedankengänge decken sich genau mit jenen Sätzen, die ich bei einer anderen Gelegenheit gehört hatte und oben S. 334 wiedergegeben habe.

7. Vernichtung und Untergang

Um die Zeit, da die Missionsstation in Ushuaia eingerichtet wurde, setzte ein Massensterben bei den Yamana ein. Unheimlich wütende Seuchen, die niemand abzuwehren verstand, sind es gewesen, die dem Volksganzen den Todesstoß versetzt und den Zusammenbruch dieses Stammes so schnell heraufbeschworen haben. In jüngster Zeit hat der Alkohol seine vernichtenden Wirkungen entfaltet und die Anlehnung der Eingeborenen an europäische Lebensweise schließlich ihre Widerstandskraft völlig untergraben. Eine Handvoll Überlebender, in europäische Modefetzen gehüllt, hält zwar noch einige unvollständige Überlieferungen ihres Stammes aufrecht, indes nach wenigen Jahren ist es mit den Yamana und ihrem Volkstum für immer vorbei.

Nochmals sei erwähnt, daß direkte Verfolgungen und bewußtes Morden der Eingeborenen durch Europäer nur sehr vereinzelt vorgekommen sind.[324] Hier fehlte der Anlaß, in regelrechten Treibjagden den ganzen Archipel von seinen Ureinwohnern zu "reinigen"; denn er übte auf gewinnsüchtige Weiße keine merkliche Anziehungskraft aus. Schlägereien und Handgemenge mit der Mannschaft dieses Kutters oder jenes Seglers blieben auf einzelne Familien beschränkt. Beispielsweise waren mehrere Indianer an Bord der Goleta "La Chilota" gestiegen, als diese bei den Wollaston-Inseln vor Anker lag. Da sie, wie es heißt, auf Bitten des Kapitäns Stohl das Schiff nicht verlassen wollten und sogar eine drohende Haltung einnahmen, ließ er sie niederschießen und ihre Leichen ins Wasser werfen.[325] Ob bei diesen und ähnlichen Zusammenstößen die meiste Schuld immer auf Seiten der Eingeborenen zu suchen ist? Die Antwort hierauf wird leicht, wenn man sich daran erinnert, wie die europäischen Seeleute im allgemeinen jenen Naturkindern gegenübergetreten sind.[326]

Die wirksamsten und tödlichen Kräfte, die in kürzester Frist das Yamana-Volk zum Aussterben getrieben haben, wurden soeben bezeichnet. Auf den Beobachtungen anderer Forscher fußend[327] nennt Gusinde: 164, mit genauerer Zergliederung, die gleichen Ursachen, und zwar in der Reihenfolge von ihrer größeren zur geringeren Wirksamkeit: „1. Malattie importate, 2. Guerre fra indigeni,[328] 3. Persecuzioni da parte dei colonizzatori, 4. Diminuzione di sel-

[324] Einige Angaben darüber hat Payne gemacht.

[325] Aspinall (MM: XXIII, 245; 1889) erzählt von einem Schiffskapitän, „who was said to be the aggressor in killing the natives of Wollaston, four or five years ago..." Als dieser sich der Missionsstation näherte, „the natives at once knew the vessel, and also recognised the Capitain, there was much excitement". Der Missionar mußte sich anstrengen, um die Indianer ruhig zu halten.

[326] Bove (a): 92 überstrahlt nicht: „Han tenido por lo general esos pobres salvajes tan malo acogida de los balleneros que frecuentan la Tierra del Fuego, que no debe asombrar que la simple vista de una vela lleve entre ellos un terror pánico."

[327] Er stellt eine lange Liste von Belegstellen auf.

[328] Hierin irrt sich Gusinde; denn weder bei den Yamana noch bei den beiden anderen feuerländischen Stämmen kann dieser Umstand für ihren Untergang herangezogen werden.

vaggine, 5. Cambio di costumi di regime de vita, 6. Ibridismo, 7. Alcoolismo, 8. Esportazioni di indigeni."[320] Seinerseits bestätigt Bridges (k): 233 mehr als einmal: „Los naturales están desapareciendo bajo las influencias combinadas de los abusos, la violencia y las enfermedades importadas." Zu eindeutig sind die Tatsachen, um einen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß das Europäertum die Schuld am Untergange der Yamana trägt. Im Kampf mit den unfreundlichen Naturgewalten ihrer düsteren Heimat waren sie jahrhundertelang Sieger geblieben,[321] ein halbes Jahrhundert europäischer Beeinflussung hat sie verschnell dem Untergang überliefert.

a. *Eingeschleppte Krankheiten*

Von allem Unheil, das den Feuerländern durch das Europäertum gebracht worden ist, reicht nichts an die Verheerungen heran, die verschiedene Krankheiten angerichtet haben. Eine unbestreitbare Tatsache ist es, daß vor Ankunft der Weißen die Eingeborenen nicht nur ein widerstandskräftiger Menschenschlag waren, sondern auch von eigentlichen Krankheiten kaum heimgesucht wurden. Von einem Unfall und von körperlichem Leid wurde nur selten eine Einzelperson betroffen; Seuchen gab es überhaupt nicht[322] und frühzeitiges Sterben erreichte einen Erwachsenen kaum je.[323] Wenn Bridges (k): 233 behauptet: „En un tiempo eran muy sanos, no conocían las enfermedades escrofulosas", so ist zu ergänzen, daß sie auch von jedweder anderen Massenerkrankung früher völlig frei waren.[323]

Das Massensterben nahm seinen Anfang kurz nach Einrichtung der anglikanischen Missionsstationen. Weil hier zu gewissen Zeiten des Jahres eine größere oder geringere Zahl von Eingeborenen vereinigt war und auch die europäischen Schiffe vor Anker gingen, erklärt es sich, warum gerade dort die eingeschleppte Ansteckung ausbrach und alle Anwesenden überfiel. Somit wurden diese Siedlungen, Ushuaia unvergleichlich mehr als die anderen kleineren, zum Schauplatz der Verheerungen. Diese griff von jener Stelle häufig bis in die weitere Umgebung über. Aus nächster Nähe und zu ihrem Leidwesen

---

[320] Der letztgenannte Punkt hat nur für die Selk'nam volle Geltung.

[321] Jeder gewiss Beobachter stimmt mit Spegazzini: 53 über die körperliche und geistige Eignung des Yamana zum erfolgreichen Daseinskampfe überein: „He was about the healthiest and happiest savage that ever smashed the head of an egotistical, meddlesome white man. The Yaghan was built for the climate where he was found. He was in one respect like the whale that lived in the waters about him." Demgegenüber unterschätzt Hyades (a): 61 die Lebenskraft jener Eingeborenen; doch behält er Recht, daß Krankheiten verheerend gewirkt haben.

[322] Unsicher ist, was Bridges (a): 283 bereits im Jahre 1864 schrieb: „There are times and seasons of sweeping epidemic diseases, which keep the population very low".

[323] Am 3. Januar 1885 stellte Lawrence (MM: XIX, 128; 1885) fest: „Since the first sealing vessel arrived, five or six years ago, the Indians have not been free from diseases previous to that time long illness and premature death were very rare."

[323] Was an Einzelerkrankungen dieses Stamm plagte, hat Bridges (a): 282 ziemlich genau und vollständig aufgezählt.

mußten die Missionare Zeugen so vieles Unheils sein. Ihre Nachrichten sind deshalb auch zahlreich und sehr genau.

Insoweit es sich ermöglichen läßt, suchen die Missionen auf die fortschreitende Aufeinanderfolge der Seuchen getreut von einer Beschreibung der jeweiligen Eigenart der Krankheit gebuten werden.[*] Die ersten zahlreichen Opfer hat, wie Bridges in seinem Briefe an Hyades (a): 203 erörterte, eine „epidemic of blood-poisoning" gefordert. „On peut dire que la moitié de la population a été ainsi enlevée de 1863 à 1870. Les pauvres survivants sont fréquemment malades, se plaignent de souffrir de la poitrine et de l'estomac." Hyades hielt dafür, „que c'est simplement une infection purulente se développant rapidement." Diese Seuche dürfte eine schwere Lungenschwindsucht gewesen sein.

Ein noch größeres Sterben unter den Yamana setzte in der zweiten Hälfte des Jahres 1881 ein.[**] Lawrence hat am 17. August 1881 als erster den Anfang[***] und Bridges am 5. Januar 1882 den Verlauf geschildert: „During the last seven months great number of the people have died, and chiefly of congestion of the lungs, and the mortality among those most subject to our influence has been very decidedly less than among those at a distance, and there can be no doubt that the adoption of clothing and civilized ways and order of life and food is beneficial to the health of these natives even as to ourselves" (MM: XVI, 104; 1882). In seiner Begründung irrt sich dieser Missionar sicherlich, desgleichen in der Behauptung, jene Krankheit sei für die Yamana nichts Neues.[****] Obwohl bis dahin genaue Angaben noch fehlten,[*****] wissen alle Umstände deutlich auf Lungentuberkulose hin. Am 10. Februar 1883 spricht Bridges es bestimmt aus: „The health of the people improves slowly, though tubercular consumption is still affecting them considerably, and carrying off its victims, chiefly children and young men" (MM: XVII, 102; 1883); und am 3. September 1883 anerkennt: „I am grieved to say that sickness and death from tuberculosis still continues" (MM: XVII, 274; 1883).

Wie schnell Bridges von seiner irrigen Meinung, die in der Mission angesiedelten Indianer litten weniger unter der Seuche, durch die Gewalt der

---

[*] Eine gedrängte Zusammenstellung ebnis aus den Berichten der Missionare bei Lucas Koerner (b): 142 vorgelegt. Diese Liste ich nach die Beobachtungen anderer Europäer ein.

[**] Nach Hyades (j): 147 ist in diesem Jahre die Lungentuberkulose dann eingeschleppt worden, der Tuberkelbazillen konnte sicher nachgewiesen werden.

[***] „During the winter there has been much sickness and many deaths among the natives, at Ushuaia and other places" (MM: XVI, 20; 1882).

[****] Am 10. September 1882 schrieb er: „Concerning the disease now rampant here, I say confidently it is not new, but one which has always prevailed, and more than any, or even all others, kept the population low. They called it by various names" (MM: XVII, 54; 1883). Aus den „Natives", die nur auf die Krankheiten Indios hinwiesen, ist der Schluß nicht berechtigt, jene Erscheinungen wären den Eingeborenen neu je bis bekannt.

[*****] Auch noch am 14. Juni 1882 berichtete Bridges (MM: XVI, 221; 1882): „the death of many natives, owing to a widespreaded sickness among them, affecting chiefly the separate membranes of the throat and lungs."

Todesfälle abgehalten wurde, erstattet unser neuer Gemeindevorsteher vom 20. September 1882, daß „sickness is certainly far more general here [in Uzhumia] than at other places" (MM, XVII, 10, 1883).[...]

Den Ernst der Lage kommentierten auch andere Missionare mit besorgten Worten. Lowrance am 4. Januar 1883 beispielsweise: „The past year ... has been one of much affliction among the natives and great trial to us; the continued sickness and mortality has exceeded anything of the kind previously known to us.... We all feel the loss of so many of our baptized people. It almost seems to us impossible to ascertain the immediate cause of so much sickness among the natives in general" (ib. 194).

Während die Missionare weiterhin nicht allein für die Indianer, sondern sogar für sich und ihre Familien fürchten mußten, traf am 24. November 1882 die gesamte Mission Somerville in Uzhumia ein, wo wenige Tage vorher Hyanes bereits seine irdische Hülle abgelegt hatte.[...] Die allgemeine Not schien den Höhepunkt erreicht zu haben. Am 27. Januar 1883 jammerte Waters (MM, XVII, 165, 1883): „Since I last wrote to you our trials have been very heavy.... The cause of the sickness nobody seems to know. In some cases whole families are gone"; ja, „the depression caused by so much sickness and death" bei der indianischen Bevölkerung ließe sich überhaupt nicht in Worte kleiden. Die französischen Ärzte hatten nach bestem Können, aber die vielen Kranken erhielten sich nur langsam.[...] Hyanes erblaßt gleich danach einen guten Eindruck von den Yamana und gibt offen zu: „All the natives there were good-natured people. There was one shadow over that pleasant picture; it was the disease and mortality prevailing among the Fuegians" (MM, XVIII, 59, 1884).

In den folgenden Monaten forderte die Seuche immer neue Opfer.[...] Mitte Oktober 1884 lief in Uzhumia ein organisatorischer Schiff ein. Während es

---

[...] Tatsächlich begann er am 24. Oktober 1883 sein Urteil zu ändern, daß „the fatal sickness is, as it always has been, the disease of the country, and must continue so, owing to the bad climate" (MM, XVIII, 26, 1884). Das Missionsehepaar auf der Nachbarinsel glaubte an durch schlechte see Lebensart, „that much of it is ordinarily to be attributed to disease contracted through vices and neglect before conversion" (ib. p. 28).

[...] Kurioserweise bemerkte Bridges dort neue Krankheiten in seinen Aufzeichnungen, schrieb aber keine Epidemie der gleichen Art, welche Hyanes und Lowrance dann in Uzhumia beschrieben, in der Umgebung der Estancia Harberton, wo er gewöhnlich war, bis mehrere Jahrzehnte später auf.

[...] Am 4. Januar 1883 berichtete Lowrance entsetzt: „There are a few who apparently are recovering whom we were visited by the medical officer of the French Scientific Expedition. His visit and subsequent efforts for the good of all were highly appreciated" (MM, XVII, 194, 1883).

[...] Waters schrieb am 15. November 1882 (MM, XVII, 65, 1883): „We had heard of two families at some distance from here [Ushuaia], who asked to see me. In the first house we found eleven people sick, and one old woman who had consumption, they told us three had died, and pointed out several others which they said would die. In the next place we found three women, a little boy, and a man trying to get to the corner to warm us. Upstairs. The man told us he had buried four, but was so weak, that he could not bury the others who were in the house. We went in and found one dear little fellow on the bed, not quite dead; he

dort vor Anker lag, „a typhoid-pneumonia broke out with violence among the natives", wie Bridges am 8. November 1884 (MM: XIX, 33; 1885) berichtete. Zu dem herrschenden Unheil gesellte sich also ein weiteres schweres Übel, ein verhängnisvolles Geschenk des ersten argentinischen Schiffes![1] Drei Wochen später, am 24. November 1884 schildert Lawrence die rasend schnelle Ausbreitung der aufgeflammten Masernseuche und die Bestürzung der Missionare: „What we have witnessed and experienced the last few weeks (concerning the terrible sickness among the natives, and the number we have lost in a short space of time) is almost more than we can describe. In a very few days ... the fatal disease spread through every house and wigwam, even to our own children. At one time nearly all the natives were in such a helpless condition — scarcely one to be found to give us necessary assistance" (MM: XIX, 81; 1885).

Seitdem enthält fast jeder Brief der Missionare ernste Klagen über den Gesundheitszustand der Eingeborenen.[2] Ausschließlich sind damit jene gemeint, die bei der Missionsstation angesiedelt waren oder sie besuchten; Leute indes, die abseits wohnten, blieben von den Seuchen verschont.[3] Bis zu den letzteren drang eben die Ansteckung nicht vor, während die ersteren ihr unmittelbar zum Opfer fielen.

Die Eingeborenen rangen noch in der tödlich eingeschleppten Krankheit mit dem Tode und schon brachte ein anderes Schiff neue Verseuchung. Am 18. Januar 1890 klagte Lawrence: „Soon after the arrival of the Argentine relief steamer from Buenos Ayres some of the natives were taken ill with

---

died a few minutes after. Near him we found a man who I found was Lucinda Bridges's father, his mother having died a few days before. In the same house we found a man who had been dead two days and in his arms a poor little boy, not dead. When I took him away, he cried to go back to his father. We took him to Ushuaia, but he died on the way. But I will not write more of this sad picture."

[1] Bridges berichtet sich Hyades (g): 6, wenn er schreibt: „Eine offizielle Kolonie, welche die chilenische [i. argentinische] Regierung im Jahre 1884 nach Ushuaia sandte, brachte die Masern mit und gegen 300 Eingeborene, natürlich die Hälfte der Yahgan-Stämme, fielen dieser bis nun so harmlosen Krankheit zum Opfer."

[2] Beispielsweise schrieb Aitchison am 30. August 1887 (MM: XXII, 86; 1888): „We have had a serious epidemic among the natives and the mission party ... Almost every native has been ill, including all the orphans but one." Am 6. Januar 1890 berichtete Lawrence: „We have had much sickness. Typhoid fever has visited almost every native dwelling; most of the natives have suffered" (MM: XXIV, 82; 1890).

Hyades war Bridges bereits aus der S.A. Missionary Society empfohlen und befand sich in Puerto Harberton auf seiner eigenen Farm. Am 14. Februar 1890 gab er bekannt: „We have now 13 families here, comprising 36 persons. Of these 14 are men, 20 women, and 24 children. I am very sorry that their health is so faulty, yet remarkably they are strong" (ib. 106). Wieder ein Hinweis darauf, daß gerade die Eingeborenen in der Nähe europäischer Siedlungen gesundheitlich stark geschwächt worden sind.

[3] Bald nachdem die Masern in der Ushuaia-Gegend gewütet hatten, verkündete Lawrence am 3. Januar 1885, „we have frequent visits of natives from other parts, who have not suffered in like manner, and are comparatively in good health" (MM: XIX, 139; 1885). Zwei Jahre später sagt er von einer der regelmäßigen wilden Gruppen aus dem Westen: „They

typhoid fever. It has passed through almost every native dwelling at the Mission station. We have not had anything to equal it since the epidemic of measles" (MM; XXIV, 185; 1890).[99]

Das Ende des gleichen Jahres sah weitere Verheerungen durch eine andere Krankheit, worüber Ammann am 17. Oktober 1890 berichtete: „Whooping-cough was brought down by one of the children of the Augustine schoolmaster at the same way as the smallpox; this has, notwithstanding all efforts and cure, proved most destructive to the children, and is still raging among the people. The death-rate this year has been exceptionally large" (MM; XXV, 7; 1891).

Während dieser traurige Zustand in Usambara herrschte, klagte Wenzel am 24. Oktober 1890 von seinem Posten aus: „In Stanley we found much sickness; the doctor and nurse busy day and night. The poor children suffered very much" (ib. 36). Wenige Tage später, am 29. Oktober 1890, kam Emma' treuloser Bräutigam John Knapp: „Everybody at present is unwell, all are suffering from very bad colds" (ib. 39). Um das Unglück voll zu machen, erkrankte Ehrmann auf der Wolframsdorfstation auch weiterem Lieb' Tagen, also am 3. November 1890: „Just now we have much sickness in the place, most of the people have very severe colds; some with strong inflammation and high fever; nearly all the children, too, are very ill, and we are much concerned" (ib. 51).

Noch immer nahm das furchtbare Verhängnis, das über jene Provinzialen hereingebrochen war, kein Ende. Am 1. Dezember 1890 meldete Ammann, die neuen Existenzen in Usambara: „We are in the midst of an epidemic of smallpox. Last time that the "Tyo" came down she brought a case of smallpox; and notwithstanding my protest and request, all the natives were sent on board to get vaccinated for the result, the consequence is that already nine have died, and scores are lying sick with it ... Before this sickness came I had much work and worry with other sickness ... I find twenty-three have passed away,[100] being nearly one-third of our residence people. I know not how many more we shall lose" (MM; XXIV, 271; 1890).

Alkoverin schrie sich die Missionare von einem o e c o f h o l i c o m e n S t o r b e n umgeben, das auch weitere Lücken in die bereits aufgelichteten

---

were apparently in good health has shown tendency of sickening" (MM; XXV, 70; 1891). Und die 20 Knaben der Isle Wembere, die im Dezember 1890 dem Missionar Bruppacher auf seiner Wolframsdorfer Inspektion, welcher von dem ob „ich in Isoky gesund bleibe" (MM; XXIV, 80; 1890) geschildert. Allgemein bekannte Wirkung [illegible] Jene Infektion, „die völlig von den Missionaren abhängig und auf deren Unterstützung angewiesen sind, haben von Krankheiten sich nicht die so schlimm Betroffen".

[99] Ebenso schreibt Bruhnd bei Ammann am 22. Januar 1890 bestätigt: „The prevailing sickness has been typhoid" (MM; XXIV, 86; 1890).

[100] Eine herzliche Mitteilung Ammann's vom 17. Oktober 1890 meldet eine [illegible] Krankheit: „I will just that on the thirty-three have died since the Lieutenant left for England in April last. To make matters worse I came to the end of my stock of medicines for the [illegible] and other diseases" (MM; XXV, 6; 1891).

[illegible] Bevölkerung ab. Dieser gab Colombo sein einziges Lächeln als „der Friedhof ihrer Ehemänner" und sie nannten diese Städte nur bildlich Augen.[1] Wieder der Commandant für die Erwachsenen wurde der Bekleidungsstücke für die Kinder hält sich ausführend regelmäßig aufzuhalten schuldigen.[2] Dieser dem Zwange der Verhältnisse wurde die Empfindlichkeit der Mission weiter auch Thätigkeit verlegt, wo auch einige Familien sich gerettet schulden hatten und wollte die wenigen Überlebenden von den schrecklichen Tafeln gefährdeten waren. Die außerordentlich starke Verminderung der Eingeborenen einigen hatte diese mitleidenden Wirkung ein Ende auf.

Obwohl im Verhältnis dieser Beschreibung die Eigenart der eingeschlagenen Straßen bereits angedeutet worden ist, verdient es sich, jede einzelne Krankheit genauer zu betrachten. Für Ausrottung von außen sind Kinder der Wilden ganz andere empfänglich als Erwachsene, diese Tatsache wird durch die unmittelbare Wirkungskraft, die einzelne Krankheitsursachen entwickeln, deutlich bewiesen.

Man wurde sich leichter Übertreibung schuldig, wenn man den Langsamkeitsbegriff[3] den größten Teil der Todesfälle zuschieben. Für diesen Theil hat die Europäisierung, in die viele Indianer auf den Missionsstationen eingezwängt wurden waren, verhängnisvolle Folgen, nämlich die gesundheitswidrige Disposition geschaffen. Rivarola (1) 302 bezeichnete als gesundheitsschädlichen Akte dieser Assimilation: „Les développement et grand de la tuberculose chez les Patagons doit être sans doute principalement sur le compte de l'abandon de la vie au plein air, pour en user. Comment en pouvoir d'existence sont complètement à la mission employés? Là, les Patagons vivent jour et nuit sous, dans des cabanes bien closes, chaudement vêtus; ils sont garantis du froid, c'est vrai, mais l'air qu'ils respirent est vicié, car ils sont renfermés dans ces cabanes; ils ne vont plus chercher du matin au soir leur nourriture à la bonne chasse, ils sont privés par les missionnaires en échange d'un travail quotidien léger, les rapports personnels de la mission étant très limités, elle est dans l'impossibilité de leur fournir à profusion des objets d'alimentation."

Es sollen Angriffe auch dem Colombo für den außerordentlich verschiedenen Wissen jener Straßen seit langer drei Jahren. Die eine Meinung schreibt dem Chef „un emplacement de la vie nomade, en plein air, par une existence plus aisée, dans des huttes ou des cabanes plus closes" vor, wie andere erwähnen. Die andere weist auf „une importation de microbes de la tuberculose" (Rivarola (1) 1.c.) hin. Die ganze Wahrheit ist es, daß die verschiedene Lebensweise in den

[1] „Dieses schwarze ... Grauen der Indianer gegenüber den europäischen Seuchen, die man einfach gar nicht kannte, wenn [illegible]" (Memoria Etnográfica de la Nación de Chile, año VI, p. 48), Santiago 1904.

[2] Lehmann-Nitsche bemerkt dazu am 24. Juni 1904: „Die schuld bei der ganzen Sache ist, dass man [illegible] und unzweckmässig ist. ... Wenn [illegible] und [illegible] schlechte Leitung brought so many to a premature grave, especially among the young generation" (MS. XXIII, 198, 1904).

[3] Die englischsprachige Bezeichnung [illegible] „Consumption of the lungs" oder [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [

Gegen die Wahrscheinlichkeit dieser Entwicklungsreihe scheint ich mehr einwenden, daß die Yaoure mit ihren westlichen Nachbarn nur sehr Pflüchtig hatten. Das wirkliche Verhältnissen würde es mehr entsprechen annehmen, daß die westlichen Yaoure ursprünglicher von Weißen angetroffen wurden seien und diese Krankheit an ihre östlichen Stammesgenossen weitergegeben haben.

Gegenüber den schwächlichen Yaoure an Binnenländern, die schon der Langenschwindsucht auch die Masern gefordert haben, bedeutete die Tuberkulose durch sondern Krankheiten wenig. Allerdings, sie vollendeten das unheilvolle Zerstörungswerk. Brasseur (p) 391 nennt „la syphilis,“ la coqueluche [Keuchhusten] la fièvre typhoïde [das sogenannte Nervenfieber] et la variole [die Blattern] importées plus récemment encore chez les Pampéens.“[1] Das waren verhängnisvolle Geschenke, die unsere Yaoure von ihren Verkehr mit den Weißen, zumal mit den Missionsniederlassungen erhalten haben. Jene, die sich in der Wildnis zurückgehalten hatten, blieben noch manche Jahre von allem Unheil aus dem Europäervolke frei, bis auch sie sich vermehrten und dem schwächlichen Leben ihrer toten Stammesgenossen anheimfielen.“[2]

Hier ist die passende Stelle, in kurzen Strichen abermals die rasend schnelle Entvölkerung im Kap Hoorn-Gebiet mit Eröffnung der ersten Missionsstation gegen 1860 zu zeichnen. In jener Zeit zählten die Yaoure annähernd noch 3500 und heutigentags wachen sie kaum halben Hundert mehr aus. Offensichtlich sind sie innerhalb von etwa 70 Jahren vorwiegend durch die genannten Seuchen fast gänzlich hinweggefegt worden. Bereits die erste Allgemeinerhebung „Abwehrimmung“ verminderte bis 1870 die Bevölkerung um etwa die Hälfte. Bis zum Abschluß des Jahres 1885 fiel der Langenschwindsucht und den Masern der größte Teil der Überlebenden zum Opfer, daß bis dahin der Verlust an Binnenländern auf 300%, vermehrlich wurde (Brasseur (p) 392). Im Juni des folgenden Jahres schätzte Brasseur (p) 393 in einem Vortrage für die Sociedad Literaria Inglesa zu Buenos Aires: „Dudamos decir que esta triste palagra, que hace temblar y erizar cabellos cientos de millares de personas en todas partes más de 600 almas. La espantosa mortalidad empezó en 1860. Diversas enfermedades“ las diezmaron en pocos meses.“ Ende 1889 war Nervenfieber (typhoid fever?) eingeschleppt worden und bald danach trat neben Blattern auch Keuchhusten

[1] Diese weiteren schreibt er (p) 392 merkt „la syphilis n'a pas été importée chez les Fuégiens.“ Wie ich durch eigene Nachforschung feststelle, war sie ebenso Gut wie sicherlich ein indianer Infektion.

[2] Weniger eingehend äußern sich Cranmer 165.

[3] Eine etwas Beobachtung schreibt Brasseur (p) 391 den großen Gegensatz Gut/ gegen Gregorio, die noch „à l'état sauvage“ leben, zur consistent ist le galien, ni le Cèle au centre nivoseux, ni les fièvres exanthématiques (variole, rougeole, scarlatine), ni le scorbut, ni les affections typhiques, ni les maladies pulmonaires.“

[4] Bei Brasseur (p) 392 nennt er als hauptsächliche Krankheiten „la variole, la rougeole et divers états catarrhaux.“

mit anderen Erkältungskrankheiten auf. Angesichts dieser Verwüstungen bestätigt auch Bascou (k): 233 im Jahre 1893, daß „la tribu fué asolada por epidemias de sarampión, viruela o influenza, quedando los 3000 yaganes de entonces reducidos a unos 300, que es el número con que cuenta hoy la tribu."

Unter den Nachwirkungen dieser schweren Seuchen und anderer verhängnisvoller Dinge, die nach und nach von Europäern im Kap Hoorn-Gebiet eingeführt worden sind, sank bis Ende 1933 die Kopfzahl der letzten Yamana unter ein halbes Hundert. In absehbarer Zeit werden auch sie nicht mehr sein.

β. *Andere europäische Einflüsse*

Die meisten der Schäden und Nachteile, die den Feuerländern aus dem Eindringen des Europäertums in ihr Gebiet erwachsen sind, kamen schon bei unserer Beschreibung der anglikanischen Missionstätigkeit zur Sprache. Man kann nicht umhin, es als folgenschweren Mißgriff zu bezeichnen, daß die Missionare mit unerbittlicher Rücksichtslosigkeit ihre Pfleglinge in europäische Kleidung und in geregelte Tagesordnung eingezwängt haben. Alle Farmer, die sich später dort niederließen, haben das Vorgehen der Missionare mehr oder weniger nachgeahmt. Überdies brachten sie Alkohol und Tabak unter die Indianer, wodurch sie den Boden, auf dem allerhand Unsitten sich entwickelten, absichtlich vorbereiteten.[344]

1. Europäische Kleidung: Alle früher (S. 315) gekennzeichneten Übelstände, als Begleiterscheinung der übernommenen Kleidung, wirkten sich bei den unabhängig lebenden Yamana gefährlicher aus als bei jenen auf der Missionsstation. Denn hier wurden alle Schüler zur Reinlichkeit erzogen und mußten ihre Kleider sauber halten. Sobald dieser Zwang aufhörte, wurden Kleider und Wäsche nicht mehr gepflegt. Aus Stolz vor den Europäern und aus Überhebung vor ihren ärmeren Stammesgenossen hängten sich jene, die aus den Siedlungen der Missionare kamen, die fremden Lumpen um, mochten diese noch so zerrissen und eingeschmutzt sein.

Ansehnlicheren Schaden nahm ihre Gesundheit an der durch Regen oder Seewasser durchnäßten Kleidung. Nicht nur bei Reisen lag sie dem Körper stundenlang auf, sondern auch während des nächtlichen Schlafes. Es gab lässige Indianer genug, die die Anstrengung scheuten, ihre Kleidung zu wechseln; sie sollte am eigenen Körper trocknen. War es nicht dieser Grund, dann häufig der Umstand, daß jemand eben nur ein einziges Kleidungsstück besaß, weswegen er sich von ihm nicht trennte, mochte es noch so durchnäßt sein. Jedwede Unbequemlichkeit und Beengung nahm man gemächlich hin, ja verlor schließlich das Gefühl für das Wohlbehagen bei völliger Nacktheit, die der Luft, der Sonne und dem Regen freien Zutritt zu der ganzen Körperoberfläche gewährt hatte und der Hautatmung sehr förderlich gewesen war.

---

[344] Zusammenfassend hat Bascou (k): 233 erklärt: „Las naturales, muy numerosos en otra época, están desapareciendo bajo las influencias combinadas de las abusos, la viciosidad y las enfermedades importadas".

Die Schicht von Schmutz und Fettigkeit auf den bedeckten Flächen des Körpers wuchs um so mehr, je dauerhafter das Kleidungsstück war. In ihm häufte sich mit der Zeit immer mehr Unreinlichkeit an und es zu waschen fiel niemandem ein. Immer seltener hatte seitdem der Regen unbehinderten Zutritt zum nackten Körper des Indianers, den er früher oft und oft abgespült hatte. Daraus erwuchs eine höhere Empfindlichkeit nicht nur der Haut, sondern auch des ganzen Organismus gegen Witterungseinflüsse und Krankheiten, welche die Widerstandskraft des Körpers untergrub.

Jene Europäer, die in bester Absicht die Feuerländer mit reichlicher Kleidung versorgt haben, glaubten ihnen in ihrem Elend helfen zu müssen. Sie haben die längst erreichte Gewöhnung der Indianer an ihre rauhe Umwelt entweder gar nicht erkannt oder weit unterschätzt. Letzteren, trotz mancher Unannehmlichkeiten, war der kleiderlose Zustand unvergleichlich zuträglicher, bei dem ihr ganzer Körper sich die Wohltaten des offenen Feuers zu eigen machte. Der Schutz, den die mangelhafte europäische Kleidung bot, war zweifelhaft und jedesmal mit Schädigungen verbunden, die jene geringen Begünstigungen nicht aufwiegen. Ich wüßte keinen bedeutenden Vorteil unserer Kleidung für jene Eingeborenen in der Wirtschaftsform, die sie unter dem Zwange der Umwelt ausgebildet haben, zu nennen, wohl aber vieles über die Zweckdienlichkeit der früheren Blöße zu sagen, in der sie sich durch Jahrhunderte stark, gesund und lebensfroh erhalten hatten. Seit langen Jahren, von heute an gerechnet, fühlen unsere Eingeborenen selber, wie empfindlich und simperlich sie gegenüber der Witterung geworden sind. Jüngere Leute wagten es nicht einmal mehr, bei Windstille und heiterem Himmel ihre Kleidung abzulegen; diese belassen sie sogar nachts am Körper, obwohl sie im Bretterhäuschen auf europäischen Bettgestellen und in Decken eingehüllt schlafen. Mancher sprach mir seine Verwunderung über die Abhärtung seiner Landsleute der früheren Zeit unumwunden aus und fühlte nicht, wie sehr seine eigene Verweichlichung ihn beschämte.

2. Europäische Nahrungsmittel: Bis in die jüngste Zeit hatten unsere Yamana die von ihren Vätern ererbte Ernährungsweise, in Anpassung an das, was ihre ungastliche Heimat zu bieten vermochte, unverändert beibehalten. Gegenüber der regelmäßigen Gleichförmigkeit dessen, was sie alltäglich zu sich nahmen, war es völlig belanglos, daß bei dem sehr seltenen Besuche eines Schiffes etwas Zwieback oder Brot für sie abfiel. Wenn überhaupt, dann nur aus Neugierde steckten sie diesen Bissen in den Mund.

Seitdem auf den Missionsstationen sowohl Jugendliche wie Erwachsene für längere Zeit untergebracht und seitdem nach Einrichtung mehrerer Farmen indianische Arbeiter dort auf Wochen und Monate eingestellt wurden, begann für sie der Zwang zu regelmäßigen Mahlzeiten und zu europäischer Kost. Obwohl in den Berichten von hier und dort kaum je die Wirkung der veränderten Ernährungsweise, die bei Kindern stärker als bei Erwachsenen gewesen sein muß, erwähnt wird, blieb diese trotzdem keineswegs aus. Unsere Eingeborenen waren ausschließlich auf Fleisch eingerichtet, das nur ungenü-

grad zubereitet und ohne Zukost genossen wurde. In den Siedlungen der Weißen jedoch erhielten sie überwiegend Brot und Hülsenfrüchte, aus denen sich ein klumpig derber Darminhalt ergab, dessen Folgeerscheinungen störende Blähungen und Verstopfung waren. Einzelne Leute halfen sich in dieser Lage, falls sie dazu Gelegenheit fanden, durch schnelle Rückkehr zum indianischen Küchenzettel; dem fehlte es nämlich nicht an reichlicher Zutat von Tran, Fett und Speck, wodurch Darmbeschwerden sich schnell wieder verloren.

Längst nicht so günstig waren die Missionsschüler auf Isla Keppel gestellt, weil auf jenem kleinen Eilande bei weitem nicht die reiche Auswahl an Schalentieren, Vögeln und Robben zugänglich war, die ihre engere Heimat ihnen bot. Wohl oder übel mußten sie sich mit dem abfinden, was der Küche des Missionars entstammte. Nicht selten trugen sie volle Formen und ein wohlgenährtes Äußere zur Schau, die über richtige Störungen in Verdauungsorganen hinwegtäuschten;[***] doch mit schleichender Heimtücke verschlimmerte sich inzwischen der krankhafte Zustand und schließlich war die Auflösung da, von deren letzter Ursache sich niemand Rechenschaft gab. So steht es außer Zweifel, daß die plötzliche Überführung der Kinder zur europäischen Ernährungsweise an sich allein manches Menschenleben schnell vernichtet oder für alle Zukunft ernstlich gefährdet hat.

Für die gleichzeitig damit geforderte Regelmäßigkeit der Nahrungsaufnahme waren jene ordnungsfremden Kinder der Natur ebensowenig vorbereitet. Ihre Lebensweisheit gipfelte darin, eine Kleinigkeit zu genießen, sooft leichtes Hungergefühl sich einstellte. Davon mußten sie auf der Missionsstation und auf den Farmen lassen, also bis zum Augenblick der Mahlzeit warten, bei der sie entweder aus Heißhunger sich anfüllten oder wegen Appetitlosigkeit nichts genossen. Kein Kenner wird die daraus abzuleitenden physiologischen Störungen mit ihren üblen Folgen unterschätzen.

Allmählich bekamen der und jener auch Geschmack an Salz und Zucker, an Gewürzen und anderen scharfen Zutaten, die sie nicht selten in überreichlichen Mengen einführten. Wer würde bezweifeln, daß manches davon zum Schaden der Gesundheit unserer Feuerländer ausfiel. Wenn man sie heute über den mäßigen Gebrauch dieser Dinge unterrichtet, nehmen sie wohl Belehrung an; doch sie vergessen darauf wieder, wenn ihnen das gierige Verlangen nach beißenden Genüssen und nach übertriebener Süßigkeit aufsteigt. Diese und ähnliche Vergehen an der Natur rächen sich zwar nie sofort, aber im Laufe der Zeit um so ernster. Schwierig ist es, im Einzelfalle die Benachteiligung der Gesundheit durch die plötzlich veränderte Ernährungsweise zu bestimmen, gleichzeitig damit setzt sie dennoch ein.

[***] Diese Mitteilung Cameron's: 166 ist sehr lehrreich: „Mi raccontava Mr. Bamaso [Lecca], i bimbi tenuti ed educati alla missione erano robusti e pafluti; mentre altri, refrattari alla scuola, giravano nella spiaggia raccogliendo conchiglie, magri e sparuti da far pietà; ma però, vuoto i ventr'anni, quei sobraggi scholastici erano divenuti dei pezzi d'uomini robustissimi, mentre i lor coetanei erano per lo più passati all' altro mondo!"

3. Alkoholische Getränke: Den Yamana war ursprünglich jedwede Art gegorener Getränke unbekannt. Sie herzustellen ist ihnen nicht nur nicht in den Sinn gekommen, es fehlte dazu auch an geeigneten Naturerzeugnissen. Einzelpersonen, denen zum ersten Male von Seeleuten etwas Schnaps oder Wein gereicht worden war, fanden darin keinen Reiz und lehnten die geschmacksfremde Flüssigkeit ab. Häufigere Kostproben, mehr noch das Wohlgefühl des auf reichlicheren Genuß folgenden Durels weckte ihr Verlangen darnach und dieses artete zeitweilig in stürmische Gier aus. Unbezähmte Leidenschaftlichkeit zerriß nicht nur früher alle Bande der Schicklichkeit, wo Entgleisungen weniger auffällig hervortraten, sogar in den letzten Jahren noch scheuten einige Indianerinnen davor nicht zurück, unter den Augen vieler Stammesgenossen und Europäer betrunken aufzutreten und sehr anstößig sich zu benehmen. Einige Frauen liefen zu den Siedlungen der Weißen und gaben sich für eine zur völligen Bewußtlosigkeit erforderliche Alkoholmenge den Männern hin. Auf meiner zweiten Reise habe ich beobachtet, wie die alte Emma, um selber im Schnapsgenuß schwelgen zu können, die damals dreizehnjährige Lola heimlich von Punta Remolino nach Ushuaia führte und dort feilbot. Ihr Mann, der alte Alfredo, fand sie erst nach mehrtägigem Suchen und brachte sie mit jenem Mädchen zurück. Schamgefühl war ihr nicht anzumerken, obwohl alle anwesenden Stammesmitglieder sich bewußt von ihr fernhielten.

Dergleichen Erscheinungen sind Auswirkungen der schlimmen Beeinflussung gewissenloser Europäer seit mehreren Jahrzehnten. Hatten es letztere doch nur Gewohnheit, mit Vorbedacht reichlich Alkohol an eine kleine Gruppe von Eingeborenen zu verabreichen, um die Männer widerstandslos und die Frauen sich ihnen gefügig zu machen. Ein betrunkener Indianer, noch mehr eine betrunkene Indianerin sind jeden Schamgefühles bar. Die Wonne des betäubten Zustandes ist ihnen ein Hochgenuß und deshalb treten sie lieber ihr Ehrgefühl mit Füßen, als daß sie auf den Alkohol bei gebotener Gelegenheit verzichten. *Je mehr die Zahl der europäischen Besucher und Ansiedler im Kap Hoorn-Archipel anstieg, um so größer wurde die Gefahr für* Alkoholgenuß und für Trunkenheitsunfug der Eingeborenen. Diesen Verlauf konnten am besten die Missionare beobachten und in seiner Aufwärtsbewegung verfolgen. Nicht selten hatten sie unter schweren Anstrengungen, seitdem in Ushuaia die Subpräfektura eingerichtet worden war, auch selber zu leiden. Sie wurden wiederholt durch europäische Trunkenbolde belästigt und bedroht, wenn sie auf ihrer Niederlassung den Indianerinnen Schutz angeboten hatten; denn nicht alle Frauen überließen sich dem Laster. Mehrmals erzählte Lawrence,[***], der damalige Superintendent von Ushuaia, daß die Eingeborenen ihn des Nachts gegen zudringliche Forderungen der betrunkenen Seeleute und Goldgräber zu Hilfe gerufen hatten. Trunkenheit macht die Europäer vor Kindern der Wildnis unbeschreiblich dreist.

[***] Vgl. [illegible] seiner diesbezüglichen Mitteilungen im MM: XXVIII, 104; 1894.

Das Urteil eines einzigen Missionars genügt hier: „Drink is the curse and the enemy of foreigner and native alike. It exerts a tremendous power over these natives. Numerous fatal effects of its power are witnessed among them. All the natives here [in Tekenika] appear to have a great dread of the advent of strong drink among them, and they may well have, for it is a fearful curse, and it is killing the poor people of Tierra del Fuego as fast and as surely as possible. Do make a strong front against its invasion, or, in a very short time the Fuégians will be a thing of the past" (MM. XXVIII, 86; 1894). So schrieb Bomazon am 14. November 1893, neun Tage vor seinem Untergange in den tückischen Wellen (S. 304).

Mit ihren diesbezüglichen Mitteilungen sind die Missionare grundsätzlich sehr zurückhaltend gewesen; sie haben viele und sehr traurige Vorfälle erlebt, die ihr ganzes Wirken aufs schwerste gefährdeten. Sogar ein Laie, der in Ushuaia ansässige Kaufmann Popoi klagte um die gleiche Zeit: „The Indians, through the evil influence of the miners, have been given to drink, the women not excepted. The next generation, if saved from drink and other evils attendant upon what is called civilization, will be a much improved and better working race."[1] Diese Worte sind der überzeugten Hoffnungslosigkeit, die eine sittliche Hebung der damals lebenden Erwachsenen als unerreichbar erkannt hatte, entflossen. In jenen Jahren war in den Kap Hoorn-Archipel ein breiter Strom von Goldgräbern eingebrochen.

Die schwersten Schäden der Verwüstung dieser Eingeborenen durch Alkohol machten sich, wie eben angedeutet, auf dem Gebiete der geschlechtlichen Sittlichkeit breit. Sie hatte auch unausbleiblich eine empfindliche Schwächung des Charakters zur Folge, die sich vollständig in schlaffer Energielosigkeit und Nachlässigkeit äußerte. Betrunkene Männer lagen tagelang in ihrer Hütte herum und sorgten weder für Fleisch, wenn ihre Familie hungerte, noch für Holz, wenn sie fror; sogar ihre Säuglinge haben einzelne Frauen, so lange der Rauschzustand anhielt, vernachlässigt. Häufig kamen, nachdem sie aus den Bretterbäuchen und Trinkstätten der europäischen Zechbrüder abgeschoben worden waren, ihre eigene Hütte zuweilen nicht mehr erreichen und blieben bewußtlos auf halber Strecke liegen; die kalte Nacht, in der ihnen bei ungenügender Kleidung das offene Feuer fehlte, bescherte ihnen eine schwere Erkrankung, die zuweilen tödlichen Ausgang nahm. Sogar das gebrechliche Kanu hat mancher Betrunkene mit seiner Familie in nächtlicher Dunkelheit bestiegen und sich auf offene Kanäle hinausgewagt, wo die trügerischen Wellen nicht selten denen, die ihrer Sinne nicht mächtig waren, ein kaltes Grab bereiteten.

Bei der in diesen Indianern allmählich emporgrünenden Vorliebe für betäubende Getränke, seitdem sie einmal deren Genußwert kennengelernt hatten, war es ein *rettendes Hindernis*, daß sie meist einen weiten Weg von ihrem Aufenthaltsgebiete bis zur Stätte des Lasters zurücklegen mußten. Der

[1] Aus einem Briefe des Kaufm. Popoi vom 12. Februar 1894 (MM. XXVIII, 78; 1894).

einzige Lichtblick in diesem dunklen Bilde ist, daß man bis heutigentags wenige Personen antrifft, die Wein und Schnaps ausnahmslos abweisen.

Manche Indianer, auch Frauen, haben von Europäern das Zigarettenrauchen gelernt und sich damit befreundet. Mißbräuche waren ausgeschlossen, weil sie sich nur bescheidene Mengen verschaffen konnten. Die allgemeine Leidenschaftlichkeit allerdings, die den ganzen Charakter schwächte, erhielt auch dadurch einige Förderung.

4. Sittliche Verlotterung: Im schroffen Gegensatz zu den opferwilligen Missionaren, die ihr bestes Können zur leiblichen und geistigen Förderung der Yamana eingesetzt haben, stehen gewinnsüchtige Goldgräber, gewissenlose Soldaten und gemeingefährliche Banditen, die bis in jene ferne Gegend vorgedrungen sind und die eine tiefgreifende Entsittlichung in die eingeborene Bevölkerung hineingetragen haben. Wirkliche Bahnbrecher durch den gefürchteten Kap Horn-Archipel waren auch diesmal die Missionare, jenes Gesindel aber hat sich ihnen gar bald an die Fersen geheftet. Die erste Farm für Wollschafe hat Bridges um die Wende des Jahres 1886/87 eingerichtet und kurz vorher, im Oktober 1884, hatte die argentinische Regierung das Ushuaia für eine Strafrefectura[468] ausgesucht. Beide Stellen zogen nach und nach Europäer an, die durch günstige Gerüchte und vermeintliche Erfolge erwartet waren, dort ebenfalls ihr Glück zu machen.

Um die nämliche Zeit erwiesen sich die ersten Goldfunde im östlichen Canal de Beagle als aussichtsreich und sofort wälzte sich ein dichtgedrängter Haufe verwegener Goldsucher heran. Seitdem wimmelte es in den einst stillen, fast menschenleeren Gegenden von Fremdlingen.[469] Gold trat reichlicher auf Isla Lennox,[470] auf der Ost- und östlichen Nordküste der Isla Navarino und um die Bahía Sloggett[471] am Südostrande der Isla Grande zu Tage, also im äußersten Osten des Yamana-Gebietes. Alle, die dort zusammenliefen, waren nicht die besten Vertreter europäischer Gesittung, keine Behörde sorgte für Ordnung und bei jenen Hunderten von Abenteurern ging es zuweilen drunter und drüber.[472] Das elende Gesindel ließ, wie kaum anders zu erwarten, die dortigen Eingeborenen, damals noch in ansehnlicher Zahl,

---

[468] Der Anfang wurde mit einer Mannschaft von dreißig Köpfen gemacht. Vgl. Roberts (s): 288.

[469] Schon am 9. März 1883 schrieb Bridges „There are between fifty and sixty men at work in different directions seeking gold in Oonáind, and I hear with considerable success" (BFBS: XVII, 150; 1885).

[470] „Das Metall findet sich in Blättchen oder als gediegener Goldsand, zuweilen auch in Körnern, die vom Bachbette aus den Quarzen ausgewaschen und dem Meere zugeführt wurden" (Anonymus: 222). Vgl. Bogaard: 16 und Krauch: Das Vorkommen der nutzbaren mineral. Rohstoffe Südamerikas; Stuttgart 1930.

[471] Bridges: 50 behauptet: „The gold of Sloggett Bay is marvellous gold. It is, we said, 'nuggets as big as kernels of corn' are to be had there."

[472] Am 6. Mai 1889 hat sich der sehr maßvolle Lawrence hierüber geäußert: „The gold fever is over. We have but little of it, only that men kill each other, and die in each other's quarrels; ships are wrecked and all hands perish; men tied up, and their gold taken

keineswegs in Ruhe, sondern machte sich mit frivoler Dreistigkeit an Mädchen und Frauen heran. Diese unterlagen leider oft den zudringlichen Verführern, ließen sich mit alkoholischen Getränken betäuben und streiften ihre angeborene Schamhaftigkeit ab. Doch nicht allein auf den Osten beschränkten jene lasterhaften Gesellen ihre erbärmlichen Frevel; mit ihrem lümmelhaften Draufgängertum machten sie den ganzen Bereich des Canal de Beagle unsicher. Den Eingeborenen gereicht es zur Ehre, daß viele Indianerfamilien sich vor ihnen im unzugänglichen Gewirr der Kanäle versteckten und daß andere in den nächsten Bereich der Missionsstation flüchteten. Indes, sogar bis zu deren Grenze wagten sich die frechen Lotterbuben vor.[447] Erst als nach einer Bearbeitung von wenigen Jahren die Goldfelder keinen entsprechenden Ertrag lieferten, wurde es in jenen Gebieten wieder ruhiger.

Was die goldgierigen Abenteurer mit all jenen Eingeborenen, die sich zum Widerstand nicht aufzuraffen vermochten, aufgeführt, welche Unsitten sie ihnen beigebracht, wie viele wertvolle Güter aus alter Überlieferung sie zerstört, zu welch übler Verlotterung sie den Anstoß gegeben haben, das können Worte nicht fassen. Eine sittliche Verheerung schlimmster Art blieb als unauslöschliche Spur ihrer Anwesenheit zurück und dieser *unübersehbare Schaden* am Volksganzen ließ sich nie mehr gut machen, auch dadurch nicht, daß die Missionare sich nach wenigen Jahren mit verdoppeltem Eifer ihrer Aufgabe widmeten. Gewiß, Missionare und Indianer atmeten auf, als jenes sittenlose Gesindel die rauhe Luft am Kap Hoorn weiterhin nicht mehr verpestete;[448] aber die ausgestreute Vergiftung fraß am verderblichsten auf dem heiklen Gebiete der geschlechtlichen Sittlichkeit zersetzend weiter. Da sank manche Frau so tief herab, daß sie offensichtlich in einem freien Verhältnis mit einem Europäer monatelang lebte; war ein Teil des andern überdrüssig, führte dieser sowohl wie jener mit neuen Gesellschaftern das gleiche Treiben weiter. All das geschah angesichts der Männer und Frauen des Stammes, die wohl eine Zeitlang darüber redeten, doch es gewähren lassen mußten, und die schließlich sich auch daran gewöhnten.

Bei den oben gezeichneten Entgleisungen lebten jene Einzelpersonen getrennt vom Stammesverbande bzw. von den indianischen Familien. Doch blieb es nicht aus, daß sie in deren Bereich zurückkehrten und hier unbewußt, aus ihrem gewohnten Wünschen heraus, ihr freieres Auftreten und sorgloses

---

from them, and have to return penniless. So I thank God that I am what I am" (MM: XXIV, 33; 1899).

[447] Wie weit sich leidenschaftliche Menschen vergehen können, zeigt, so unglaublich es klingt, die bereits oben S. 351 kurz angedeutete Mitteilung Lawrance's vom 16. Juni 1894. In den Jahren der lebhaftesten Bewegung unter den Goldgräbern, so versichert dieser Missionar, „it was not unusual to call me up during midnight hours to some disturbance at the native's houses through misery and the drink" (MM: XXVIII, 166; 1894).

[448] Dem soeben angeführten Briefe entnehme ich noch: „Most of the miners have now left the country, as [gold] is not found to be so plentiful as was reported. Consequently we are now living in very peaceable times" (ib.).

Boden beibehielten. Ihre Umgebung nahm widerspruchslos auch das hin und stellte nebenbei noch wahrnehmen, wie solche Frauenspersonen nach längerem Zeitraumen für wenige Tage wieder zu ihrer europäischen Männerbekanntschaft liefen.

So verlor sich die sittliche Feinfühligkeit, die früher Gemeingut des ganzen Stammes gewesen war, in kleineren und größeren Familienkreisen von einem Jahre zum anderen immer mehr. Zur Zeit meiner Reisen tat diese und jene Frauensperson nicht im mindesten verlegen, wenn sie plötzlich in einem neuen Kleide auftrat, obgleich alle Nachbarn die untrügliche Überzeugung davon hatten und sich zuflüsterten, jenes Stück sei die Entlohnung für einige Nächte, in denen jene sich einem Europäer hingegeben hatte. Die Gatten der Treulosen nahmen das Geschehene mit stummer Gebärde hin. Was hätten sie daran ändern können? Die öffentliche Meinung der Gegenwart urteilte über Entgleisungen dieser Art, allein schon wegen ihrer Häufigkeit, eben anders als der Ernst früherer Zeiten, in denen die Zurückhaltung der damals noch nackten Frauen und die eifersüchtige Wachsamkeit der Männer sogar derben Sozietäten unerwartet Ehrfurcht abzwang. Bis auf diesen sittlichen Tiefstand haben europäische Lotterbuben die letzten Yamana hinuntergedrückt, daß Frauenehre für billigen Entgelt käuflich ist und daß die übrigen Stammesmitglieder sich mit diesem Zustande abgefunden haben. Ihre Liederlichkeit greift gleichzeitig gern nach Alkohol, um den niedrigsten Trieben in der Betrunkenheit die Zügel zu ungehemmter Ausgelassenheit schießen zu lassen."[**]

Seitdem das Schamgefühl so sehr abgestumpft war, seitdem die Bande geschlechtlicher Sittlichkeit fast ganz aufgelöst waren, seitdem reichlicher Alkoholgenuß viele Personen energielos und matt gemacht hatte, erlitt die *Strafheit der Lebensführung* und *die Treue gegenüber der* Stammesüberlieferung — so wenig beide früher nach außen hervortraten, so fest waren sie doch im Pflichtbewußtsein der Allgemeinheit verankert — die schwerste Einbuße. Das gute Beispiel vor dem heranreifenden Geschlechte, um das die Alten sich früher mit naturhafter Gewalt bemüht hatten, *empfand* dieser und jener allmählich als eine unmögliche Leistung, für die er die Kraft nicht mehr aufzubringen vermochte. Die Sorgfalt in Bewachung und Erziehung der eigenen Kinder, in Belehrung über fehlerhaftes Betragen und in Schulung für die handgeschickten Fertigkeiten, die jeder fürs spätere Leben benötigte, kosteten den meisten Eltern zu viel Anstrengung, die ihr lahmer Wille vermied. Der Eifer, den Jugendlichen beiderlei Geschlechtes den reichen Inhalt der alten Überlieferung vorzutragen, ermattete bei manchem gutgesinnten

[**] Von den Weißen sind die Eingeborenen zu diesen widerlichen Ausschweifungen verführt worden und in der unverhältnismäßig großen Anzahl, die Dumont (b): 190 schätzt, liegt keine Übertreibung: „No es arriesgado decir, que en los frecuentes encuentros con los labradores, mineros y cercadores de todas clases, gentes en gran parte sin conocimiento y foragidos de toda parte del mundo, los Yahganes han tenido la necesidad del vicio, del crimen y del robo." In ähnlich scharfer Weise verurteilt Lawrence (b): 118 manche Europäer.

Alten gegenüber der Aussichtslosigkeit, von der er sich überzeugen mußte. Schließlich riet die eigene Überlegung jedem an, mit Mahnungen und Warnungen, die man durch das eigene Verhalten auf Schritt und Tritt entkräftet hätte, zurückzuhalten. Sonnenhell stach bei gewissen Gelegenheiten die Lebensführung solcher Leute, selbstverständlich jugendlichen und mittleren Alters, gegen jene ab, die durch die Schule des früheren Ernstes gegangen waren; die Indianer selber machten mich nachdrücklich auf tiefe Unterschiede aufmerksam. Man kann es kaum zuendenken, in wie viele verzweigte Einzelheiten die Nachwirkungen schwerster erzieherischer Vernachlässigung der Jugend ausliefen. Hingewiesen sei nur auf den Ausfall des religiösen und mythologischen Wissens, des gesunden Empfindens für den Umgang mit dem anderen Geschlechte, des Pflichtbewußtseins gegenüber der eigenen Familie, den nächsten und entfernteren Verwandten, den Kranken und Hilfsbedürftigen. Jede Nachlässigkeit in Unterweisung der Jugend, bei den Rechtsverhältnissen, durch die bei diesem Indianerstamme das geordnete Gemeinschaftsleben sichergestellt worden war, hat einer Auflösung seines festen Bestandes mehr oder weniger Vorschub geleistet, und zwar so lange, bis sie in einem völligen Zusammenbruch endete.

Ungerecht wäre es, nicht anzuerkennen, daß unter jenen Yamana, die ich noch angetroffen habe, sich Personen mit festem Charakter, mit guten Grundsätzen und hoher Selbstbeherrschung befanden; diese waren noch durch die alte, gediegene Schule gegangen. Die anderen aber, die Schicht des mittleren und jugendlichen Alters, wären allein nicht mehr fähig, das Stammesleben, das ihnen nie zur zweiten Natur geworden ist, auf der gleichen sittlichen Höhe der Vorzeit weiterzuführen. Dazu gehört zumindest moralischer Lebenswille, reicher Gehalt an geistigen Gütern und erprobte Fingerfertigkeit. Weder das eine noch das andere, viel weniger alles zusammen besitzt heute jene Altersschicht, die bei ungestörtem Verlauf des Stammeslebens berufen gewesen wäre, Träger und Vermittler der gesamten Volksgüter an das kommende Geschlecht zu sein.

Die vielfachen Angriffe auf das körperliche Wohlsein und auf die geistig-sittliche Verfassung der Yamana durch das Europäertum trafen mit solch wuchtiger Durchschlagskraft die Gesamtheit dieses widerstandslosen Volkes, daß es kurz nach dieser tödlichen Verwundung der restlosen Auflösung seines Jahrhunderte alten Bestandes verfiel.

7. *Heutige Daseinsform*

Nachdem sich die Europäer im Bereiche des Kap Hoorn eine Vormachtstellung erobert hatten und die Zahl der „Eingeborenen erschreckend vermindert worden war,"[*] haben auch die rein äußeren, natürlichen Bedingungen

[*] Die ersten Gefahren für die Gesundheit der Eingeborenen, die mit der Einrichtung der Salpeterfabrik in Lidonia am 30. Oktober 1884 ins Land kamen, hat Bridges (s. 280) mit scharfem Blick vorausgesehen.

manche Änderungen erfahren. Zwar ist die Witterung nicht besser geworden; denn auch wie vor zerzaust der Sturm den tiefgrünen Buchenwald und reißt das nimmermüde Meer die schaumgekrönten Wellenberge gegen Felsenufer, gießt der Sommer den schweren Regen aus und schüttet der Winter viele Wochen lang die leichten Schneeflocken über Berg und Tal. Aber das Reich der Tiere hat der geldgierige Europäer von Grund auf verwüstet, daß einige Arten ausgerottet und andere auf wenige Vertreter eingeschränkt worden sind. Zuchttiere weiden heute auf geeigneten Plätzchen und drängen die einheimische Tierwelt weiter zurück. Fremde Fahrzeuge durchkreuzen häufig einige verkehrswichtige Kanäle und die vielen Ansiedlungen der Europäer haben das Landschaftsbild verändert.

In jenem Inselreiche, das jeder Yamana auch heute noch als seine Heimat liebt, ist er selber nicht mehr Herr und Besitzer. Das weiß er sehr wohl und empfindet es bitter. Entfliehen kann er nicht und so gibt er sich mit dem Zwitterdasein zufrieden, das allein ihm noch übrigbleibt. Am besten zeigt es sein gegenständlicher Besitz und seine Ernährungsweise, daß er teils nach Art seiner Väter, teils nach den Gewohnheiten der Fremden lebt. Diesen Zwischenzustand als Überleitung von seiner ursprünglichen Daseinsweise in die europäischen Vollkommenheiten zu betrachten wäre sehr verfehlt. Auch die einfachste Kulturform ist eine wohlgeordnete, gegliederte Gesamtheit vieler Einzelteile, die nur im Zusammenhange ihre volle Geltung besitzt und ihre hochgradige Zweckdienlichkeit entfaltet. Die Zusammenstellung vieler artfremder Stücke ergibt nie ein ausgeglicheneres Gefüge. Das fühlen die Indianer zuweilen empfindlich und auf den Gebieten, auf denen es sich noch ermöglichen läßt, greifen sie zeitweilig, mit unbewußtem Drange, zur Gewohnheit ihrer Väter zurück.

Die unglückliche Verquickung halb indianischer mit halb europäischen Kulturen ersieht man deutlich aus den Wohnungsverhältnissen in den letzten Jahrzehnten. Oberflächlichen Beobachtern ist es eine reizende Abwechslung, die einfachen Holzhäuschen zu betrachten, für die unsere Indianer sich das günstig gelegene Puerto Mejillones auf dem Nordufer der Isla Navarino ausgesucht haben; andere sehen in diesen Erzeugnissen den Triumph unserer Zivilisation über jene einst gefürchteten Wilden. Die Mehrzahl der Familien besitzt je ein kleines, einfaches Haus aus Bretterwänden mit Wellblechdach, das geschickte Männer gezimmert haben. Zuweilen sind sogar Fensterchen aus Glas eingesetzt, das sie, wie Bretter und Wellblech, von Europäern erworben haben. Indes, nicht immer Bedürfnis nach günstigeren Einrichtungen und gesundheitsförderlichen Verhältnissen hat jene Häuschen geschaffen, sondern mehr der Wunsch, es den Europäern gleich zu tun.[27] Denn diese Wohnungen wirklich gemütlich zu gestalten versteht der Indianer nicht, sie

[27] Lawrence (b): 139 schreibt: „Kinder missions influence the Yahgan in less years both small physical features of European type. They were timid and watchful, and never had wooden floors, beds and stoves. The material for shelter, construction was begged, stolen, or picked up on the beach."

bieten gegen Wind und Regen ungenügend Schutz, sie reinlich zu halten ist ein Unding und der Eisenofen kann bei weitem nicht die Wohltaten des offenen Feuers ersetzen.[671] Keine einzige Familie würde ununterbrochen das ganze Jahr darin aushalten, auch wenn sie durch Nahrungsversorgung nicht zu den monatelangen Fahrten durch fernliegende Kanäle gezwungen wäre. Draußen kauern sie Tag für Tag in der althergebrachten Hütte und empfinden nicht nur kein Unbehagen, sondern fühlen sich offensichtlich wohl. Einige Winterwochen verbringt zwar fast jede Familie in Puerto Mejillones, die meiste Zeit des Jahres indes ist sie unterwegs, in einem flachen Bretterboot ihr Inselreich durchquerend.

Weit weniger ist den heutigen Yamana die sozusagen gemischte Ernährungsweise zuträglich, die bei ihnen Eingang gefunden hat. Davon war schon (S. 329) die Rede. Bisweilen können sie nicht anders, weil sie auf den Farmen und in den Sägewerken das Essen, so wie man es ihnen bietet, entgegennehmen müssen. Zum Vorteile ist es offensichtlich für sie, daß sie dort auf für Wochen regelmäßige Beschäftigung finden; danach kehren sie zu ihrem freien Leben zurück. Gleichfalls ist ihr Verdienst sehr gering, weswegen sie sich nur das eine und andere Mal beim Kaufmann eine beschränkte Menge Mehl, Zucker, Kaffee, Tee, Reis und ähnliches erwerben können. Ist das aufgebraucht, locken wieder die noch lange nicht erschöpften Schätze des Meeres. Wenn Europäer ausnahmsweise freigebig auftreten, sei es bei gelegentlichem Besuch, sei es im Austausch gegen Otternfelle, fließt ihnen der beste Rotwein aus der Mendoza-Gegend zu.[672] Sie selber besitzen nicht so viel, um sich diesen Genuß öfters zu verschaffen. Ebenso selten haben sie Gelegenheit zum Rauchen. Doch wo und wann sie sich bietet, wird sie gut ausgenützt.[673]

In ihrer Vorliebe nähern sie sich die Ernährungsweise der alten Zeit wiederzugewinnen und dabei (trachten sie sich körperlich wieder auf. Sie geben es offen zu, daß ihnen die Erzeugnisse der eigenen Heimat bekömmlicher sind als die schönsten Dinge aus dem Kaufladen der Europäer.[674]

Im Zusammenhange damit steht auch das häufige Klagen der Yamana über Ausrottung und Zurückdrängung einzelner Tierarten, die für ihren Nahrungserwerb früher lebenswichtig waren. Die Robben sind längst nicht mehr so zahlreich wie ehedem, die Seevögel, wie Gänse und Enten, Kormorane und Pinguine, sind den vielen Störungen durch Schiffe in verkehrsreichen Kanälen

---

[671] Einige Familien haben unterdessen auch einen Ofen verschafft und ziehen auch in diesen Hütten, den offenen Feuer vor; deshalb gibt es hier keinen Fußboden aus einer dünnen Bretterschichte.

[672] Hunde sind die Indianer gewöhnlich, die lieber sich von den Weißen nicht mehr betrinken machen, damit diese sie bequemer alter Felle berauben können. In früherer Zeit war dieses Vergnügen allgemein. (Vgl. Bridges, in PP: XIII, 210; 1864).

[673] Mehr als den will die Übertreibung von Miss Hammond (in Bridges: 110) nicht besagen: „The Indians have had so much communication with Spanish and Chilean sealers that most of them drink, smoke and consider cigarettes whenever they can get them."

[674] Diese Lebensweise mit ihrer Lebensfreude dient für diese Behauptung als Beweis (S. 319).

zugewichen, Wale endlich tauchen nahe den Inseln kaum je noch auf."[575] Durch den Wegfall so vieler Tiere hat der Indianer schwere Einbuße erlitten. Wie gut für ihn, daß das überreiche Meer ihm noch genug schenkt, um mit Aufwand geringer Mühe seine tägliche Nahrung zu gewinnen. Ohne diese vorteilhafte Abwechslung wären die Yamana der europäischen Ernährungsweise allein längst erlegen."[576]

Eine Erscheinung, die in ihren letzten Ursachen sich kaum wird vollständig ergründen lassen, die aber, neben allen ernsten Folgen, auch den Gemütszustand der heutigen Yamana eindeutig bestimmt, ist der verringerte Kinderreichtum. Damit meine ich zunächst eine im Vergleich zur Zahl der Familien zu niedrige absolute Zahl. Diese wieder ist die Folge einer geringeren Fruchtbarkeit der Frauen von heute gegenüber denen der früheren Zeit. Beispielsweise ist Gertie kinderlos und ihre Schwester Adelheid erfreut sich nur einer einzigen Tochter. Dergleichen Erscheinungen gehörten ehedem zu den allergrößten Seltenheiten. Endlich spricht der Umstand mit, daß es heute an jungen Mädchen für manchen heiratsfähigen Burschen fehlt. Die Störung des Gleichgewichtes ist teilweise noch Nachwirkung verheerender Seuchen.

Ob für die Verminderung der Fruchtbarkeit einiger junger Frauen von heute — die in geringerem Maße bereits bei den jetzt gealterten Indianerinnen eingesetzt hatte — europäische Lebensweise irgendwie als Ursache in Frage kommt? Unmöglich wäre das nicht. Allerdings kann Syphilis nicht genannt werden; denn in jenen Familien ohne Kinder war sie nicht zu erweisen. Über die Unzulänglichkeit an Nachkommenschaft für den Fortbestand ihres Stammes[577] sind sich die erwachsenen Leute voll und ganz im klaren. Sie tragen auch diese überaus quälende Gewißheit mit indianischer Gelassenheit und klagen ihr Schicksal nur selten mit lauter Stimme an. Wenn aber aus dem kleinen Kreise der Kinder von heute wieder eines ins Grab sinkt, erreicht ihr Trauerschmerz eine ganz ungewöhnliche Heftigkeit.

Die heute zu niedrige Zahl von Kindern wird teilweise aus den häufigen, zuweilen notwendigen Mischehen erklärt, die einzelne Yamana mit Vertretern der beiden Nachbarstämme bzw. mit Europäern eingegangen

---

[575] Vor fünfzig Jahren schrieb Hyades (g): 3, als ein amerikanischer Robbenfänger am 1. Oktober 1882 zur "La Romanche" kam: „Auf einer Fahrt hatte er in fünf Tagen auf den Inseln Diego Ramirez und Hermite ungefähr 300 Stück Robben erlegt, an einem Tage einmal 70. Man tötet sie nur um der Haut willen ... Bei dieser Verfolgung nimmt die Zahl der Robben mit reißender Geschwindigkeit ab. Daß dadurch den armen Eingeborenen das Hauptmittel für ihren Lebensunterhalt entzogen wird, kümmert die Amerikaner wenig." Seitdem sind die großen Seesäugetiere in jenen Gebieten zum räuberischen Gewinnzweck noch mehr verfolgt worden. Vgl. Lauwe Kolb: Zur großen Einsamkeit des Südpols; Stuttgart 1925.

[576] Vgl. Cooper: 165. Die Behauptung Bancroft' vom 5. Januar 1882: „Human nature is everywhere the same, and it is foolish of people to say that savage races find civilized modes of life destructive" (MM: XVI, 104; 1882), ist sehr verfehlt.

[577] Am 24. Januar 1902 hatte Lawrence von Punta Remolino aus auf die Kinderlosigkeit einer bedenklich großen Zahl von Familien hingewiesen (MM: XXXVI, 117; 1902).

sind. Seit wenigen Jahrzehnten war es üblich, daß einzelne weiße Arbeiter oder Beamte sich Indianerinnen als Gefährtinnen nahmen. Falls das Zusammenleben mehrere Jahre anhielt, war es nur selten mit mehr als einem Kinde gesegnet;[577] mehrfach blieb es überhaupt kinderlos. Diese Mischlinge traten, falls sie das Reifealter erreichten, später zu ihren indianischen Landsleuten über. Trotz genauer Erkundigungen konnte ich unter den heute lebenden Indianerinnen keine einzige in Erfahrung bringen, die, nachdem sie ihr Verhältnis mit dem Europäer aufgegeben und sich mit einem Manne ihres Stammes verheiratet hatte, erneut mit Kindersegen beglückt worden wäre.[578] Bei der geringen Zahl feuerländischer Überlebender machte naturgemäß das Ausscheiden mancher Frauen bei der Mitbeteiligung am Nachwuchs durch ihr Zusammenleben mit Weißen einen ansehnlichen Bruchteil aus.

Für den männlichen Nachwuchs fehlte es, wie soeben gesagt, an heiratsfähigen Mädchen. Einer alten und verwitweten Frau sich anzuschließen, sagte jungen Burschen nicht nur nicht zu, sondern wurde ihnen durch alleinstehende Männer streitig gemacht, die mit einem Antrage von vornherein ihres Erfolges sicher waren. Also blieben reife Burschen und junge Männer sehr lange Zeit J u n g g e s e l l e n. Wenn sich die seltene Gelegenheit bot, verband sich mit einer Selk'nam- oder Halakwulup-Indianerin. Zufällig hatten sich Ende 1921 zwei der letzteren nach Punta Remolino geflüchtet. Nach einigen Monaten nahm CLEMENTE sich die ältere, nämlich ROSA, zur Frau, die aus der Ehe mit einem Chilenen bereits ein Mädchen hatte. Vorher war CLEMENTE mit einer Selk'nam-Frau, die zeitig starb und ihm als einzigen Kind den AGUSTIN geschenkt hatte, verheiratet gewesen.[579] HOHESTEAD, der damals, im Januar 1920, neunzehn Jahre zählte, begleitete mich auf meiner zweiten Reise vom Canal de Beagle ins Lager der Selk'nam. Bei jenem Ritt beabsichtigte er nicht nur seinen weitläufigen Großvater THOMAS zu besuchen, sondern

---

[577] HOLLMANN (a): 16 erwähnt Kreuzungen zwischen Weißen und Indianerinnen, „y del mestizaje se obtienen ejemplares más hermosos aún; vimos en Puerto Eleuo una india que tenía tres hijos: uno de italiano, otro de austriaco y el otro de español". Gemeint ist die alte PAULA; zwei ihrer Söhne, JEMMEYPA und BOLDEMAN leben noch. Daß eine andere Indianerin aus ihrem Verkehrtsein mit Europäern mehrere Kinder erhalten hätte, ist mir nicht bekannt. Vgl. GUSINDE: 166.

[578] Für die frühere Zeit geht der Ausfall von Kindersegen unter den gesamten Bedingungen noch stärker. BRIDGES hat vor langem erwähnt, daß Indianerinnen von europäischen Seefahrern vorgezogen wurden wären, „and there are several individuals over there, the descendants of those marriages" (VP: XIII, 218; 1866).

[579] Das Durcheinander bei ehelichen Verbindungen hat SPEARMAN 185 im Juli 1929 außerordentlich überrascht. Zustände, die mir sehr vertraut sind und die ich später eingehender darlegen werde, sollen hier mit seinen kurzen Worten gewürdigt werden: „Yahgans ... used to marry with Ona[s] of Great Smoke Bay. Camaruru got his Ona wife from here. 'Whaite' has had nine wives, and one is still alive. First wife had ten children, but all dead. One woman has had nine husbands, no children. One woman (Alacaluf) married to white man Lillo, all her children ... Camaruru with Alacaluf wife [Rosa]. One grown boy by Ona wife. One half caste girl by Chilean father. Two girls, young, by Alacaluf woman."

hauptsächlich wollte er nach einem heiratsfähigen Mädchen ausschauen.[**] Diese wenigen Beispiele weisen auf die seit mehreren Jahren bis in die Gegenwart herrschenden unnatürlichen Zustände hin, unter denen der Fortbestand des Yamana-Volkes unmöglich ist.

Nicht genug des bisher gezeichneten Unheiles, das über unsere Fremdlinge mit dem Europäertum hereingebrochen war, müssen sie auch noch eine außerordentliche Schwächung ihrer Begabung und ererbten Fähigkeiten beklagen. Die Anlehnung an europäische Lebensweise und die Übernahme anderer Dinge hat ihre Geschicklichkeit beim Handhaben ihrer eigenen Gerätschaften und Waffen bedeutend vermindert. In fortschreitender geistiger Verarmung ging vielen die Fertigkeit zur Herstellung aller nötigen Gegenstände verloren. Da sie weder die Jagd noch den Kampf mit dem Unwetter so häufig wie ehedem aufnehmen, ermattete ihr Wagemut und Draufgängertum. Schließlich ließ ihre ganze physische Widerstandskraft in solch bedrohlichem Umfange nach, daß jede Tatenlust in einer völlig gleichgültigen Mattigkeit erstickte. Wäre der Hunger nicht, der sie zur Arbeit aufpeitscht, sie lägen zumt und sonders in schläfriger Untätigkeit sitzen. Lust und Liebe zu Beschäftigung besteht eigentlich nur noch wenige bejahrte Personen, hingegen halten sich Leute mittleren und jüngeren Alters jedwede Anstrengung vom Leibe.[**] Heute schämt sich keiner seiner allerhandsten Trägheit und wenn ein Mann, wie bei Cabalebum es sich oftmals wiederholte, seine Familie hungern läßt, wagt es niemand mehr, ihm deswegen ernstlich zuzusetzen. Mancher geht tatsächlich in Unlust und Faulheit unter.[**]

Unbehaglich ist den Yamana dieser Zustand, weil unnatürlich. Die ganze leblose und leichte Umgebung lockt sie heraus und eifert sie an, durch sie voranzugehen. Sie fühlen wieder Kraft und Schwung in sich, jene Proben zu wagen und mit jenen Mächten zu ringen, *von denen ihre Väter immer als Sieger hervorgegangen waren.* Auffällig ist, daß ihre Stammeshäufe weit hinter der von ehedem zurückbleibt und weil ihre ungeübten Sinne häufig nicht mehr ausreichen, wächst ihre Mutlosigkeit an. Von dem Siegesbewußtsein im Daseinskampfe, in dem die Vorfahren geschwelgt haben, läßt die gegenwärtige Verfallsstimmung der jüngeren Leute keine Spur erkennen.

Jene Höchstleistungen in der Ausbildung ihrer Sinnesorgane und jener Hochstand geistiger wie charakterlicher Ertüchtigung stehen mit Gelin-

---

[**] Weber in Bd. I, 91 auch in Gusinde (Sa) 138 sind diese Anfälle genauer studiert, weil sie im Rahmen jener Darstellungen bedeutungsvoll waren.

[**] Den Grund zur ekelhaften Untätigkeit und schwerfälligen Geschicklichkeit hat die englikanische Mission gelegt. Bei den in Usbuaia ansässigen Leuten konnte Bridges (a) 307 feststellen, daß sie vollständig verlernt hatten, ihren Eigenbedarf an Lebensnotwendigem zu decken. Noch bedauerlicher war, daß „Jos Iorgensen de la vie wanneda, commencement en gloria ein, war did evangelium gar eine existenzen besonnung gleich dessen, à l'abri des tempêtes." Dieses erwarbe die große Empfänglichkeit für unterwürfende Krankheiten.

[**] Ein scharfes, obgleich nur für einige gültendes Urteil bei Bridges (a) 61 gefällt. „This summer have the name of making excellent and fearless sailors, but both men and women have a passion for drink, are miserable liars and lazy."

dung der Missionsarbeiter und ihre Kleidung auch.[1] So lange Kinder dort und später in Uebania die Kinder aus jener Umgebung herausgerissen, in der sie sich für den Kampf mit den Naturgewalten und für den Erwerb des Lebensnotwendigen in ihrer Heimat, unter Anleitung ihrer Eltern, üben mußten, leben. Manche fremdartige Dinge, die anderswo nützlich sind, hatte man ihnen zwar beigebracht und sie dürften sie teilweise verstanden haben; zu wirklichem Fortschritt, zu verheißungsvoller Aufstieg hat es ihnen nicht gedient. Bald erhoben sich gegen die unzweckmäßige Zielsetzung im Unterricht warnende Stimmen,[2] nicht zuletzt aus dem Kreise der Missionare selber.[3] Aber das verhängnisvolle Streben, die Yamana möglichst rasch in die "Segnungen" der Europäerkultur einzuschmelzen, hat sie gleichzeitig dem Gemeinschaft ihrer Väter, ihrer gelebten nach Handfertigkeit und Ausbildung der Sinne, entfremdet. Vieles und Wertvolles haben sie dabei eingebüßt. Als ich im Februar 1919 mich bemühte, ein Rindenkanu zu erwerben, wurde mir bedeutet, daß nur noch der alte Panes die Fügung kenne, es zu bauen. Selbst er besaß nicht mehr so viel Geschicklichkeit und, den früher viel gebrauchten Bogen und Pfeil nachzumachen.

Wer diese Indianer an einheimischen Gegenständen gelegentlich kaufen, erwerben wollte, obwohl sie sich europäischer Handwerkszeuge dabei bedienten, bei seinen nicht die Ebenmäßigkeit und Schönheit der Ausführung, die alte Stärke konnten. Technisches Können und *Fingerfertigkeit*, Sinnesschärfe und Unterscheidungsgabe schwanden um so mehr, als fremde Waren und Gewohnheiten überhand nahmen. Trotzdem sind wirtschaftlich die heutigen Yamana erklärbarer denn, als ihre Väter.[4]

Sogar weit höhere moralische Güter haben die Europäer und ihre sich gegenseitig bekämpfenden Kulturen vernichtet, sie haben den Indianer von heute in die Tragödie einer *geistigen Verarmung* abgedrängt. Solchen den Stammesbrüder aus den abgewanderten Bahnen gelenkten wurden war, entfielen die straffen Zügel der Einfachheit, Übersicht, Klarheit und die heute Schichte jüngerer Leute sich lockerten, wurden für diese das Überlieferungsgut seiner ursprünglichen Wert und seine erzieherische Wirkung. Immer mehr schwand die Erinnerung an das, was den Vätern geistiges Bindegut und seelische Beziehungen bilde gewesen. Die Lehren der Missionare hinterließ den Verfall nicht auf.[5]

---

[1] Diese Kleidung besteht sich, was Europäer hält als Bedürfnis bezeichnen durch „Fingerfertigkeit dafür verloren, sonst als sonst ist schwierig."

[2] Aufzug des Mitte Jahre lang Bremen (2). 107 Indianer: „Der Fehlgriff ist einmal unterschätzt: 1. In einem englischen gemeint gen 1 gen Fischkreis da schwach: 1 kann kaufen gar bis anderswo die Fischerei Lehrgang. Einst bemerkte Panes war es soviel gibt ausgeleben war gelungen, unter unbewußten absichtlichen Lehrgesprächen 1 b. ein Fehlgriff."

[3] Für andere Arbeiten, die den europäischen Lehren hinderl, hält den Yamana die empfangene Regierung Bremen in sich dessen wenig bemüht gewonnen (27. 11. 1886, 1887).

[4] Bremen (a). 200 bei 1888 für die Panes angeführt: „Wie sind Jämmerlich war, in den besten Jahren Lehren Anschauungen und anderen Bildungsfragen die Indianer vorlegt, auf welche dieses ganze Volk, die Führung und Bildung angewiesen war. Sie schienen jene nicht den Panes von den Indianerbüchern, die sie sich vor 10 Jahren verschaffen konnten."

[5] Bremen (g). 200 bekommen von den Lehren in Bahia Orange: „Es wurden Gegenstand in Bahia angeben, wenn sie Gewissen nicht wenn verschlossen wurde."

Das Gemeinschaftsleben und die Anerziehung sozialer Gebräuchlichkeiten waren wichtig. Von den vielen Mythen waren dieser oder jener von verschiedenen Stämmen, und die Alten sich nicht mehr sagenhaft Gültigen, für manche, gelegentliche Zeiten die Anerziehungsgaben langen Erzählens auf sich zu nehmen. Sogar die Jugendlichen kam selber Bereich, keinen durch die Indianer etwa dreißig Jahre voneinander kamen, aber sie, auf meine Bemerkungen, diese Verwandtschaft anfangs 1928 wiederholten. Unmöglichen Schulen bei der Jugend von Unterhaltung der Alltags-Feier Anregungsmangel, denen an großen Gemeinden eine langen Erhaltung und Lebensmangels von verwandten Fähigkeit bildeten denen verschiedenen.

Endlich hat sich auf dem Gebiete der gesellschaftlichen Tätigkeit eine Auffassung von wirtschaftlichem Produkt herausgemacht, über die den Lesern von ebenso die Schwierige im Gebiete schildern wirkt. Die Entdeckung keine gewissen Energien keine bewährt, daß keine die Indianerin selber nur Verfügbarkeit wird. Früher wurden Mädchen und Frauen wenig bewundert, Mütter nur können sich nicht einmal gewesen, dem Jungen angenehmlich auf einer Prämie gewesen zu haben. Wenn verwandten Alltagsbedürfnisse einer Gruppe in ständiger Bewegung gekommen hat, vergehen sich sogar verwandte Prämien wirtschaftlicher und schätzen sich diesen keinen, wenn sie von der Tradition verwandten. Auf diesem Tiefstand sind die Tamanen angelangt.

Lösungen bei der Untergang dieses Volkes bedeutet.[1] Seine Gemeinschaft und Eingeschränkt haben schweren Zeichen gekommen. Was die eigene Religion und Mythologie an weiteren Bereicherung den einen gehören, ist der Vergangenheit anheimgefallen. Die Grundlagen für zusammenschließende Ordnung und sittliche Pflicht wurden von dem heutigen Geschlechten lang auch besessen. Dem eingeschlossenen Ringen mit der Natur weiß sich niemand mehr und, Sagen der mehrfachen Lebensweise im gemeinsamen. Wie gewaltig stimmen sich der Tamanen von heute gegen den der früheren Zeit auf! „The old, old savages, who in the old days would wear nose bobbins, and with furious anger fought in defence of wife and daughter on every few glanders, was a noble being in the sight of God and were done the respect, obliging happiness that for him reason to be in those last days" (Benson 190).

Manchen Engel vielleicht, und es selbst in sehr vielen Stunde, ob es nicht doch auch eine sozialbrauchliche Möglichkeit, sie zu erhalten, gäbe. Diese Indianerfrage die Lösungsmöglichkeiten einem Volkes, das im Rahmen der Menschheitsgeschichte wegen seiner physischen Eigenschaften eher im Gegensatz Stellung einnimmt. Gewiß, ich habe gewissen Wege Gemeinschaft und in den Jahren, in die meine eigen Reisen fallen, die letzten Überbleibsel von Mänchen aufgefunden. Auch meinen dortigen Reisen habe ich wegen die an

[1] Nelson (1918) hatte Dem-Mi-Leute, daß alle Tamanen in absehbarer Gemeinschaft sind. Nelson hatte wohl auf den Gemeinschaften Verlust hingewiesen. In Dem waren 1927, „I spend as all else to do anything, to do what is possible for the preservation of them who remain" Doch alles Reisen sind bei jenen, die keinen Kontakt haben und weiter führen.

einstige Regierungsbehörde gehörte, so möchte ein wertloses Landstück auf dem Nordufer der Isla Navarino für die Yamana eingegrenzt werden, wo sie ungestört ihre letzten Tage verbringen könnten (Gusinde [2]: 434); so wäre für Weiterbestand um wenige Jahrtausende vorgesorgt worden. Indes, in jenen Regierungskreisen fand meine Anmeldung, das eine an sich leicht erfüllbare Forderung enthielt, kein Gehör. Mit erschreckender Schnelligkeit hat sich seitdem der innere Zerfall fortgesetzt. Heute können alle Rettungsversuche zu spät.

Vor den Augen des gegenwärtigen Europa sinkt ein Volk ins Grab, das als Träger einer altertümlichen Lebensform zu den eigenartigsten Indianergruppen gehört. In seiner Ausgeschiedenheit ist es mit den kärglichen Lebensbedingungen entstanden gewesen, die ihm Mutter Natur in der unfreundlichen Nähe des Kap Hoorn angewiesen hatte. Mehr Jahrtausende überdauernd hat jedes Geschlecht sein reichliches Lebensglück gefunden. Da ist vor wenig Jahren das Europäertum in jene geschlossene Volkseinheit eingedrungen und hat in wenigen Jahrzehnten ihren Lebensquellen gefroren. Nur noch einige Jahre, und auch der Letzte dieses Stammes sinkt in die Vergangenheit unwiderruflich, von niemand betrauert, hinab. Denn stehe einer Zahl mehr auf der langen Schuldliste des völkervernichtenden Europa.

ZWEITER TEIL

Das Wirtschaftsleben

[367]

Übereinstimmung wirken bei den Tamarin, genau so wie bei den brasilianischen Seidenaffen (Bd. I, 192), die ausgeprägten Verhältnisse gemeinsam auf die Grundlagen ihrer Wirtschaftsform. In der gemeinschaftlichen Versorgung der Jungen oder Jungtiere wie auch der Verbände bildenden, können sie sich nur als einfache Sammler oder Jäger bei spärlicher Lebensweise betätigen. Die Bäume des Urwaldgebietes stehen auf dem Wasser und auf dem Lande beherbergen Früchte. Weniger als Pflanzen, mehr als Jäger und Sammler obliegen sie ihrem Nahrungserwerb, weswegen man sie gewöhnlich als "Wasserwanderer" bezeichnet. Fast den ganzen Tag befinden sie sich dem Laufe des nächstgelegenen Wasserlaufes oder jagen am Strande. Wenn sie das nicht tun, befinden sie in der Nähe, die immer auf dem Erdboden oder der Wasserfläche zurückbleibt. Gelegentlich nur und mit besonderen Zielen entfernen sie sich von der Küste landeinwärts und dringen tiefer in das Innere einer Insel vor. Die Wasserschildkröte und die schnellen Eidechsenarten sind das Beutetiergebiet und das Lebensgebiet der Tamarin. Was hier an Pflanzen und Tieren ihnen begegnet, bestimmen ihren Wirtschaftsbereich und ist für ihre Lebensgestaltung ausschlaggebend. Die wichtigsten Teile ihrer großen Wanderungsräume sind, wie ihrer Schlafbäume, Schlafgewässer und Wohnplätze. Die Fledermäuse und Insektenfresser sind nicht wenigen Insektengruppen. Endlich haben sich aus der Gruppe der niederen Tiere die Blattschnecken und die großen Krabben durch ihren Gleichgewichtssinn nicht entfernt. Diesen Tiergruppen jagend oder sammelnd nachzugehen wurde den Hauptteil der wirtschaftlichen Betätigung der Tamarin-Affen sein. Die Pflanzenwelt bietet verschiedene Früchte und Samenarten, die sie gern verzehren und Blattknospen, Blattstiele und Pflanzenteile ungern.

Die Pflanzenwelt und die Lebensräume der Jagd liefern ihnen die Rohstoffe zu ihrer täglichen Beschäftigung. Diese sind gewöhnlich Orte zu gewissen, daß sie die benutzenden Verwandtschaften nicht nur nicht behindern, sondern die Aneignung oder Verwertung dieser Dinge stören und vor allem den Jagen und Sammeln erleichtern. All die Bedürfnisse beschränken sich auf das unumgänglich Lebensnotwendige. Die wenigen, so sich befinden, so wenig von, daß sie ausgesprochener Kulturmensch nicht von gewöhnlichen Bedürfnislosigkeit unterscheiden. Letzteres verbindet einer gewaltigen Folgerichtigkeit, deren jeden Einzelheit über die Grenze der Überflüssigkeit hinaus eine Belastung, die nur so empfindlichen Arbeiten wollen, je länger sie sie schleppen würde.

Die Beweglichkeit an unterschiedlichen Beweglichkeit verbinden von verschiedenen Weisungen, sei es als Einschränkungsmaßnahmen, sei es als gemeinschaftliche Maßnahmen. Die Unterkunft für eine Nacht oder für wenige Tage dient eben Schutz, vielfach errichtete Hütte. Kleidung, Schmuck und Waffen können keine Bedürfnisse sind geringer sein. Die Waffen und Geräte scheiden vorwiegt gerade in ihrer überwiegenden Einfachheit und Lediglichkeit. Was jemand benötigt, das stellt er selber her, wenn es benötigt, ist Sorgen um den Besitz weder jeder auf eigenen Füßen und

Lebewesen seine Eigenart. Gewöhnliche Bauten haben sich nicht verändert und die gewöhnliche Gleichförmigkeit aller Personen hat allgemeingültig eine gewöhnlich-förmliche Schätzung verursacht. Der eine, gleiches Recht gilt für alle, Jeder scheint sich voller Unabhängigkeit von anderen, vermögen von der Gleichheit der Sitten und Gewohnheiten, der Sprache und Kleidungsart des Volkes und innerer Zusammenhalt über Personen zu einer Volkseinheit kommt.

Deutlichsten bei der Lebewesen und Bedingung der Personen als Wesenszeichen zur Ausgestaltung ihrer eigentümlichen Körperform zwischen Lebewesen. Wie weit diese für sie verschieden ist, läßt sich hier nicht erörtern. Eine einfache Gestalt läßt sie weder auf, als dem Nachbarn, der Schlange, gleichzeitig mit den Tiefseefischen auf dem Festlande, die besonderen Körpergestalten unter allen stickstoffhaltigen Lebewesen erreicht haben. Unsere Personen sind eben nicht nur klein, sondern überdies wenig abwechslig verschieden (S. 214). Auf schwächlichem, dünnen Beinen ruht ein breiter, kräftiger Körper, mit überaus kurzen Muskelarmen der Beine und der Arme. Die Ausbildung in der Breite läßt Personen viel mehr als bei Bäumen auf, auch stößt man bei jenen weit häufiger auf plumpe Figuren als bei diesen. Der gleichen Fehler einer beschränkten Körperpflege, als gewisse große Züge, der einen Gesichtsausdruck und der ungeschickte Bau verschiedenfarbigen der wenig ungeschickte Bild der Personen-Lebewesen. Nicht einen natürlichen Grund haben fast alle verschiedenen Bedeutungen ungünstige Urteile über die Körperbildung unserer Eingeborenen ungegründet (S. 214). Unbegreiflich aber erscheint es sich einen Lebewesenwesen, Gesundheit und einer vollendeten Widerstandsfähigkeit, die an alle Unbilden ihrer heimischen Heimat leichter überstehen läßt und die den ungeschulbildeten Widerstand ihres Volkes durch Jahrhunderte gewährleistet hat. Dazu wird der Personen im Wettstreit mit anderen Bewegungen von Schönheit der Leiber immer unvorteilhaft, seine körperliche Eignung für die Übung seiner Lebensweise und für die Ungunst seines Lebensraumes ist unverkennbar. Unser weiblicher Körperbau ist an seinen Rohren gut angepaßt.

A. Die Wohnung

Die Wohnungsgestaltung bildet einen hervorragenden Teil der Wesensäußerung des Personen-Volkes und erlaubt vollkommen mit seinem schwachen Denken Eigenartigen Charakter. Der eine verständigerweise Schutz braucht sie an Bäumen, sei es für eine einzige Nacht, sei es für wenige Tage. Wenn nun gewisse Gründe sich die Eingeborenen Ansiedlungen von gleichem Orte ausgesucht, Gäste der an sich leichten, leichten Bau die wenig Leute aus; Die gewöhnlich geeignet sich schwachen Gründen. Nach der Lebewesen Anlage unterscheiden sich die Ungeschlechtigen von den Ungeschlechtigen Bäumen.[1] Dementsprechend wird es

[1] In such the Lebewesen gibt es an Bäumen, solange Personen für sich, gross Stück — the collective, or compact leaves and the crown, or whose leaves? One cannot choose one

von einer einzigen Familie bewohnt.“ Der umfassende Zusammenschluß vieler Familien, etwa nach Art einer Dorfsiedlung, scheint gänzlich unbekannt. All das trägt ebenfalls dazu bei, die Wohnungsunterkünfte der Tremoren in ihrer äußerst bescheidenen Dürftigkeit unverwechselbar zu kennzeichnen.

Weder beim Aufbau noch während des Bewohnens wenden die Insassen für ihre vorübergehende Hütte merkliche Mühe oder Sorgfalt auf; denn sie dient nur für wenige Stunden oder Tage dem dringendsten Bedürfnisse nach Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Glaubt man je nicht, der Insassen erstrebe wichtige Bequemlichkeit oder angenehmere Bequemlichkeit in seiner Hütte. Nein, sie will ihm nur einen geringen Deckung bieten und gleichzeitig den unvermeidlichen Prunk unbekannt sich entgegenhalten lassen. Was darüber hinaus noch vorgefunden Beurteilung einer Wohnung nicht fördern dürfte, bedeutet für den Tremoren vergeblichen Kraftaufwand und unnötige Belastung; denn alles, was nicht ist, weiß er nervösen Instinkt mit sich herumschleppen und er dürfte sich auch davon nicht trennen.

1. Dauersiedlungen fehlen

Weil ein mehrere Nahrungsvorrat außer Jagen und Sammeln für die Ernährung der Kay Horen nicht möglich ist, sind alle Stammesmitglieder in Einzelfamilien aufgeteilt und sie müssen, bisweilen zu wenigen gelegentlich vorgenommenen, getrennt von Nahrungsquelle zu Nahrungsquelle ziehen. Sie ist es, die den Zusammenschluß vieler nach Art einer Dorfsiedlung verhindert.

Die Nahrung beschaffenden Tiere die Hauptsorge des Mannes. Weite und nicht selten vergebliche Reisen machen sich notwendig, bis er jenen Fluß oder Lagune, auf denen Fischjagd Jagen, oder bis er an jenen Klippen gelangt, in denen Kormorane nisten, oder bis er Muschelbänke entdeckt, auf denen die Einsammlung sich verlohnt. Immer wieder ist er sich der Willkür der ewig wechselnden Wolken und der dauernd veränderlichen Winde ausgeliefert; trotz seines Willens, trotz äußerster Anstrengung und trotz größter Not kann er seine Gewalten dafür hinein, den erwählten Ziel zu erreichen, die eingeschlagene Fahrtrichtung beizubehalten und den Ausgangspunkt seiner Kanufahrt wiederzugewinnen. Die unvermeidliche Abhängigkeit vom wechselnden Wetter, das nicht selten für mehrere Tage jegen jede Bewegung hindert, garantiert weder die genügliche Nahrungsmenge vieler Leute, noch eine gleichmäßige Rückkehr der Jäger zu einer Dauersiedlung. Wer wechselnden

einigen Bruder aufgehalten, „the ones in more carefully prepared and much larger“. Diese Bekanntgabe ist unerläßlich, denn die Hütten haben Sommer wie Winter die gleiche Form. Später bei Bonnes (??:??, ???, ????) verbindet „the winter wigwam“ von einem „summer wigwam“ unterschieden.

* Lawrence (S. ???) unterscheidet, je nach Dauer und Bestimmung, drei Hüttenformen. Offensichtlich hat er nichtsahnend. Wenn Schutz gebraucht und diese Einteilung einer Diagnose Bestätigung von Bonnes (??:??, ???, ????) verneinen.

und auf Nahrung, die andere beibringen sollten, warten müßte, alle sich nur zu oft dem Hungertode ausgeliefert.[1]

Aber auch nähere Rücksichten auf die Jagdtiere selber, auf die unser Indianer nun einmal angewiesen ist, würden das längere Verweilen in geschlossenen Siedlungen als wenig ratsam erscheinen lassen. Die Tiere wechseln ganz unberechenbar ihren Standort. Falls sie jedoch gewisse Plätze bevorzugen, finden sie sich dort nur so lange ein, als der Mensch sie nicht stört. Wurden sie aber verscheucht, vergehen Tage, bis sie das Gefühl der Sicherheit wiedergewinnen und dort abermals sich niederlassen. Vorausgesetzt nun, es wollten viele Familien am gleichen Fleck beisammen wohnen, wäre innerhalb weniger Tage jenes Gebiet im weiten Umkreis bestimmt von allen Jagdtieren, einerlei ob sie getötet oder verscheucht wurden, gesäubert. Demnach müßte sich der Jäger bis auf immer weitere Entfernungen von seinem Lager vorwagen, bis er auf Beute stößt. Abgesehen von den bereits aufgewandten Anstrengungen würde sich für ihn die Rückkehr beschwerlicher und unsicherer gestalten; besorgter müßten auch jene umschauen, die ängstlich auf ihn warten. Nur sehr kurze Zeit dürfte verstreichen und schon müßte ein neuer Lagerplatz, in beträchtlichem Abstande vom vorhergehenden, aufgesucht werden.

Diese kurzen Andeutungen rücken die Vorteile einer unabhängigen Freizügigkeit der Einzelfamilie gegenüber einer längeren Seßhaftigkeit vieler Leute am gleichen Fleck in das entscheidende Licht der Überzeugung. Freilich, das sei jetzt schon erwähnt, sammeln sich viele Familien um einen gestrandeten Wal und bilden hier eine zufällige Siedlung von beschränkter Dauer. Diese aber hat nur so lange Bestand, als der Vorrat an Fleisch und Fett anhält; denn auch ein Seeungeheuer von der riesigen Ausdehnung dieses größten Säugetieres liefert keineswegs unbegrenzte Nahrungsmassen. Eben dieser vereinzelte Anlaß neben dem und jenem anderen beweist es, wie wenig irgendwelche feste Siedlungen als Dauereinrichtung für unsere Eingeborenen geeignet wären. Zum Vorteil für alle ist ihr ausgedehntes Heimatgebiet mit wenig Menschen bestellt, so daß jeder Einzelfamilie ein langer Weg nach allen Richtungen hin offen steht, wo sie sich ungestört ihrer Nahrungssuche widmen kann.

Demzufolge ist die Wohnung der Yamana, sowohl nach ihrer Form und Bauart, als nach dem Orte, an dem sie zustande kommt, eine Gelegenheitssache. Wer auf Reisen ist, erstrebt bei gutem Wetter wohl ein bestimmtes Landungsziel; doch erreicht er es manchmal nicht, weil ihm unterwegs eine gute Beute über den Weg läuft oder weil die Verfolgung eines Tieres ihn in andere Richtung abdrängt oder weil Wind und Wellen sich ihm entgegenstellen. Er will ja letzten Endes auf Nahrungserwerb ausgehen; wo

[1] Diese entscheidenden Umstände sind von jenen europäischen Beurteilern übersehen worden, die in Verkennung der Seelage unserer Eingeborenen deshalb als rückständig eingeschätzt haben, weil sie weder feste Wohnungen noch Dauersiedlungen errichten.

und wenn ihm etwas in die Hände fällt, dort macht er entschlossen halt und landet. Demnach bestimmt er der jeweilige Ort der Landung, ob die Familie nur ein kleines Schutzdach oder eine kegelförmige Hütte oder das etwas umständlichere Werk einer kuppelförmigen Wohnung herrichtet. Für letztere benötigt man viele lange, geschmeidige grüne Stämmchen und dichtes Blattwerk, für jene genügen mehrere kurze Stangen, für erstere reichen die wenigen Fellstücke aus, die jeder in seinem Kanu mit sich führt. Was die äußeren Umstände ergeben, was der Landungsplatz bietet, was augenblicklich als das Passendste erscheint, eben das wählt der Indianer und dafür entscheidet er sich. Pläne *auf* weite Sicht würden sich für ihn nicht nur als unpraktisch, sondern meist als undurchführbar erweisen; deswegen gibt er sich damit überhaupt nicht ab. Wie zum Ersatz dafür besitzt er eine rege geistige Beweglichkeit schneller Entschlußfassung, die ihm in jeder Lage zu augenblicklicher Entscheidung verhilft.

Das von Dauersiedlungen am meisten abliegende Gegenstück ist der kurzfristige **Wetterschutz**, den die plötzlich hereinbrechende Not schnell aufzurichten lehrt. Was der Indianer eben vorfindet, rafft er zusammen und damit hilft er sich, so weit es möglich ist. Wohnungen kann man solche Notvorrichtungen nicht nennen, weil sie nur für kurze Stunden, etwa während Sturm und Regen oder während Sonnenschein oder wegen einer nicht überwindbaren Gegenströmung, einige Deckung bieten sollen. In wenigen Minuten sind sie aufgestellt und immer so eingerichtet, wie es die jeweiligen örtlichen Bedingungen ermöglichen.[8]

Oft verkriecht man sich unter einen überhängenden Felsen oder in einer seichten Vertiefung im Stein oder in einer flach höhlenförmigen Einsenkung des Bodens und verstellt mit dichtem Reisig oder mit aufgespannten Lederstücken dem niederprasselnden Regen oder dem vorbeiwirbelnden Winde einen offenen Zutritt. Meist gibt man sich mit den geringen, mühelosen Handgriffen zufrieden, die dazu ausreichen, daß das Feuer gleichmäßig weiterglimmt oder daß eine große Flamme sich entwickelt. In tiefere Felsenlöcher und eigentliche Höhlen, deren es dort nur wenige gibt, würde eine Yamana-Familie kaum je eindringen, weil das Verweilen ihr nicht behagt und weil die starke Rauchentwicklung des unentbehrlichen Feuers sie wieder hinausjagen würde.[9]

Ebensowenig wie Höhlenwohnungen benützt man eigentliche Windschirme von der Art, wie sie den nördlichen Selk'nam unentbehrlich sind (Bd. I, 197).

---

[8] Nur in Bezug hierauf gelten folgende Worte: „Les Fuégiens ont plusieurs genres de huttes: ils modifient leur construction suivant la nature du pays où ils se trouvent, et suivant le temps qu'ils doivent y séjourner" (Le Nature: 276).

[9] Nur als Unterschlupf dienen einige geeignete Felshöhlungen und Höhlen, die unsere Indianer aufsuchen, um für wenige Stunden gegen plötzlich hereinbrechenden Unwetter ausreichend geschützt zu sein. In dieser Bedeutung benützte es Bridges, von Hyades (I): 288 sagt: „Ils s'établissent aussi bien sous un rocher qui surplombe, dans une grotte facilement accessible; l'essentiel pour eux est de pouvoir faire leur feu."

Man errichtet wohl, für kurzen, erzwungenen Lagern oder zu dringend gebotener Rast, ein einfaches Schutzdach aus größeren und dichtbelaubten Ästen, deren freie Enden oben zusammengestoßen, oder aus einigen Stangen mit aufgelegten Lederstücken nach Art einer Schutzwand, oder endlich aus niedrigem Buschwerk, das möglichst eingestellt in den Erdboden gesteckt wird. Aber dabei folgt man keinem einheitlichen, unwandelbaren Plane, sondern entscheidet sich jedesmal für das Mögliche und Zweckdienliche, je nachdem die Sonne scheint oder die Belästigungen des Unwetters gemildert werden sollen, je nachdem viel Laubwerk zur Hand ist oder rund herum nur steiniges Feld sich ausdehnt. Eine derart gelegentliche und flüchtig errichtete Schutzwand nennt man *ostla*. Wenn die Familie weiterzieht, überläßt sie selbstverständlich diese Vorrichtung unbekümmert den zerstörenden Kräften der Natur und gibt ihr Eigentumsrecht darüber auf.[6] Die hier genannten drei Grundformen habe ich in mannigfacher Verschiedenheit gesehen.[7]

2. Die zwei Hüttenformen

Im weiten Yamana-Gebiete, von der Halbinsel Brecknock bis Isla Nueva und hinunter zum Kap Hoorn, haben sich zwei Formen der Wohnhütte ausgebildet, nämlich die kegelförmige und die kuppelförmige. Vorläufig soll es unentschieden gelassen werden, welcher von beiden hier im Feuerlande ein höheres ethnologisches Alter zukommt.

Für diese Frage ist die Tatsache nicht ohne Belang, daß jede der beiden Hüttenformen ihre bestimmt umgrenzte geographische Verbreitung besitzt: Im feuchten, waldreichen Westen ist die kuppelförmige, im trockeneren, offenen Osten die kegelförmige Hütte zu Hause. Daß für diese wie für jene die landschaftlichen Bedingungen zumindest mitbestimmend, vielleicht sogar ausschlaggebend gewesen sind, lassen beachtenswerte Umstände erschließen.

Die Indianer gaben mir Begründungen, die für sich allein ausreichen dürften, um den Ursprung beider Arten zu erklären. Im Westen überwiegt Feuchtigkeit und Nässe bei weitem. Die Erdoberfläche ist viel unregelmäßiger und entbehrt auf der Höhe des Meeresspiegels fast überall ausgedehnter Ebenen mit Kies- oder Schotterboden. Die nordwärts gerichteten Seiten der Felsen erhalten nicht nur die belebende Kraft der Sonne, sondern sind auch gut gegen Sturm und Unwetter gesichert; deshalb entfaltet sich hier ein dichter, gedrängter Baumwuchs und sogar in kleinsten Spalten finden die festen Wurzeln der antarktischen Buchen noch genügenden Halt. Dicke Bäume gedeihen im Westen nur in geringer Zahl; dafür überwiegen dünne, unregelmäßig hochgeschossene, geschmeidige Stämmchen. An jedem Ufer er-

[6] Als einziger vereinzelt Rae (in: Osten [g]: 47) die irrige Ansicht, daß „die erbauten so gestanden o quinces los hacen, since one propiedad consider." Wer eine Hütte verläßt, entscheidet eben *auf die* Gerätestücke und gibt diese für jeden, der sie später benützen will, bewußt oder unbewußt frei.

[7] Von Bransen (g): 142 werden sie als "wee sorts de houses de Indians" bezeichnet. Auch Dumont (h): 480 spricht davon.

reicht man sie aus allernächster Nähe und mühelos lassen sie sich ausreißen, weil ihre Wurzeln sich nicht in den felsigen Grund einbohren.

Weil der Wind in den Niederungen seine volle Gewalt nur an wenigen Stellen entfalten kann, sind die Möglichkeiten für die kuppelförmige Hütte, die gegenüber der kegelförmigen manche Vorteile hat, gegeben. Erstere ist besser geschlossen. Deshalb verteilt sich im Innern die Wärme gleichmäßig bis an die Wände und die feuchte Luft wird getrocknet; die gute, allseitige Deckung verhindert, daß Regen und Schnee belästigend eindringen. Der hier im Westen schwächere Wind wird von den verhangenen Seitenwänden abgehalten, wodurch das Feuer ungestört glimmt und der Rauch geradewegs nach oben abzieht. All diese Vorzüge der kuppelförmigen Hütte, die einem Fremden geringfügig erscheinen, wissen die Indianer zu schätzen. Für das Gerüst dieser Hüttenart eignen sich die biegsamen, langen, dünnen, teilweise unregelmäßigen und gebogenen Buchenstämmchen ganz gut; die kegelförmige Hütte benötigt gerade, gleichmäßige Stämmchen, die sich im Westen am gleichen Platz nur selten in erforderlicher Anzahl finden. Die Umwelt also ist es, die den Bau der kuppelförmigen Hütte begünstigt.

Hingegen besitzt der Osten bedeutend weniger geschützte Stellen am Rande des Wassers. Wenn man am Nordufer des Canal de Beagle von Ushuaia ostwärts entlang läuft, sieht man, einzelne Schlupfwinkel ausgenommen, die Küste für jeden Wind und Sturm aus dem Süden und Südwesten offen daliegen; noch mehr gilt das für die lange Südküste der Isla Navarino und für die drei Inseln im östlichen Ausgange des Canal de Beagle. Würden die Indianer auf den offenen, weiten Flächen der sanft ansteigenden Ufer die geschlossene Kuppelhütte aufstellen, müßten sie damit rechnen, daß ihr Werk von einem nachdrücklichen Windstoß umgelegt wird. Eine kegelförmige Hütte hat dieses Schicksal nur im schwersten Sturm und Wirbelwinde zu fürchten; denn die lose nebeneinander gestellten Stämmchen gewähren dem Winde ausreichenden Durchritt und bilden keinesfalls jene breite Angriffsfläche, wie dies eine kuppelförmige Hütte tut. Im Osten zeigen die jungen Buchenstämme ein übermäßiges Wachstum; das flächenhafte Erdreich bildet die Voraussetzung dazu, so daß sie langsamer in die Höhe schießen und gleichzeitig sich in die Breite entwickeln. Leicht erreichbar stehen sie herum. Sie eignen sich vortrefflich für die kegelförmige Hütte, weil auch die Schwere des Stämmchens selber zur Festigkeit des ganzen Baues beiträgt. Da er Wind und Luftströme jederzeit ungemutet ist, die sogar die Luft des Innenraumes in Bewegung bringen, muß der Rauch einen bequemen Abzug immer offen finden; diesen gewährleistet die kegelförmige Hütte viel besser als die andere. Bei Sonnenschein und regenfreiem Tage, die im Westen viel seltener sind als hier im Osten, zieht die Frau mit leichtem Handgriff die dorkenden Lederstücke vom Gerüst herunter und das Innere trocknet bei der bequemen Durchlüftung schnell aus. Die kegelförmige Hütte läßt ihre Anpassung an die Witterungs- und Landschaftsbedingungen des Ostens leicht erkennen.

Tatsächlich fällt auch die Grenze für beide Hüttenformen mit der

für die ungewöhnlichere westliche und ungewöhnlichere östliche Zone verwendet. Es ist dies eine etwas wellige Linie von Punta Divide am dritten Angostura Harvey zur Bahía Nassau. Demnach waren die Ona- und Lenca-Yamana im Besitz der kegelförmigen Hütte, während die Wulaia-, die Shiá- und Waolaia die andere Hüttenform bevorzugten. Das Gutachten der Mahlmann Hardy ist als eine Art Übergangsprodukt zu betrachten, insofern auch Reisighütten, sowohl die eine wie die andere Form dort angetroffen wurden. Ob sich die kegelförmige Hütte dort erst mit Einführung der europäischen Elemente eingebürgert hat, läßt sich heute nicht mehr entscheiden.

Auffällig ist es, daß manche der frühesten Seefahrer mit Bestimmtheit für den Osten und für den Westen den ihm eigentümlichen Wohnbau beobachtet haben. Bei Parker Snow (a): I, 264 liest man: „Their dwellings on the eastern part of Tierra del Fuego are the conical wigwam built from branches of trees over a hallowed space of ground. On the west part their habitations I believe are somewhat different.“[1] Bestimmter drückt sich Cavendish: 36, 38 aus: Die Hütte, die er auf dem nordöstlichen Ufer der Isla Nueva gesehen hatte, „was constructed of logs, the lower ends of which were spread round so as to form nearly a perfect circle, while the upper ends leaned against each other.“ Das gilt ausschließlich für die Kegelform. In Bahía Orange stieß er auf die andere Hüttenform: „it was built of boughs, leaves, and earth; in shape it resembled a bee-hive, and was impervious to wind and snow.“ Sogar der Verfasser der letztgenannten Reise gegenüber der entgegengesetzten gibt er sich Rechenschaft. Später hat Byron (f): 216 auf beide Hüttenformen hingewiesen; die eine vergleicht er „à un tas de foin, par sa forme et par sa grandeur ... sauf que le haut en souvent plus rentrant qu'un tas de foin.“ Bereits in der ersten Nachricht über die Feuerländer steht ein kurzer Hinweis auf ihre Wohnungen. Duncan (in Bloom-Amerone: 272) sagt von denen, die er auf dem Südufer der Isla Navarino (wahrscheinlich in Bahía Windhond) beobachtet hatte, sie „dried wax Skewers sufficiently, weave round, and enlarge with them, which, like Cowries, last in size Spitze, wurde sich eine kleine Öffnung befindet, um den Rauch durchzulassen.“[2] Zufolge der wenigen hier wiedergegebenen Angaben kommen sich die Ona-Yamana ausschließlich eine kegelförmige Wohnung.

---

[1] Vgl. weiter unten die Skizzen von Parker, Pennant, Skyring Summerson, Duncan und Lawrence.

[2] Im Vol. I bringt er als Titelbild "Women of Fuegia and child". Beide stehen vor einer spitzkegelförmigen, offensichtlich geschlossenen Hütte, die gleichwohl die deutliche Eingangsöffnung der halbrunden aufweist. Auf dem Titelbild des Vol. II "Fuegian and his Canoe" sieht man ebenfalls eine spitzkegelförmige Hütte. Beide Bilder wurden in Banner Cove auf Isla Picton angefertigt. Pennant (c) stellt auf seinem Titelbild einen Yagan-Edmonston-Mann dar, im Hintergrunde eine Familie vor ihrer kegelförmigen Hütte. Diese Zeichnung stammt aus Portnick Cove in der Gabelung des Canal de Beagle.

[3] Bemüht sein Vergleichs „wie die Canadier“, die auch die Errichtung ihrer Hütten auf dem Bilde von jener Landungsstelle lagen lassen. Deutlich deuthen, daß es die kegelförmige Hütten waren (Vgl. Abb. 18, S. 33).

Über die Hüttenform des Westens liegen nicht minder bestimmte Beobachtungen vor. Aus früher Zeit berichtet Cosmos Fonseca (b): 243 über die Bewohner im Paso Christmas: „Sie wohnen unter etlichen zusammengebundenen dürren Zweigen, die das Gerippe einer niedrigen, runden, offenen Hütte ausmachen; über diese werden einige Sträucher, etliche Bündchen trockenes Gras gelegt, und die Löcher hie und da, höchstens mit einer Rehhaut bedeckt." Ein halbes Jahrhundert später beschreibt Pickersgill: 18 eine Hütte in der Bahia Orange also: „In shape it was hemispherical, having the apex unfinished for the passage of smoke: and it seemed to be the work of but a few hours with the unassisted hands." Merkwürdigerweise hatte in der gleichen Bucht Fitz-Roy wenige Jahre früher, am 9. April 1830, eine andere Hüttenform angetroffen: „We afterwards found that these Yaposs built their wigwams in a manner differing from that of the western tribes [westlichen Yamana und Halakwulup], being made of a number of poles, or pieces of wood, placed on end around a small space, and meeting at the top" (Kano: 428). Später drückte er (a): 140 sich noch deutlicher aus: „A Tekeenika wigwam is of a conical form, made of a number of large poles, or young trees, placed touching one another in a circle, with the small ends meeting. No Fuegians, except the Tekeenika, make their huts in this manner."[1] Die Hütten der anderen, nämlich der westlichen Stammesgruppen „are shaped like bee-hives." Jenes Ostufer der Halbinsel Hardy muß als ein Gebiet betrachtet werden, auf dem die beiden Hüttenformen sich gemischt haben. Doch davon abgesehen, kannte der Westen nur die kuppelförmige Hütte.[2]

Das Vordringen der Europäer hat die Absperrung der einzelnen Volksgruppen voneinander immer mehr gelockert und seitdem überschritten West- und Ostleute auch jene Grenzzone der Hüttenformen; sie bekümmern aber tunlichst beim kurzen Besuche im fremden Gebiete jene bei, an die sie von alters her gewöhnt waren.[3] So traf noch die Mission Schereschewsky in der Nachbarschaft des Kap Hoorn die kuppelförmigen Hütten an, neben denen bereits kegelförmige Hütten auftauchten, während die Ufer des mittleren und östlichen Canal de Beagle allein mit kegelförmigen Hütten bestellt waren (Hyades [q]: 343). Die Neuzeit hat nun mit Einführung der europäischen Eisenart eine noch tiefergreifende Änderung veranlaßt, weil man mit ihr und mit anderen Eisenwerkzeugen auch im Westen und Süden dicke Stämme fällen kann, die sich zum Bau einer festen Kegelhütte eignen.[4]

[1] Hyades [q]: 343 dürfte darum unterrichtet sein, daß er seine Beobachtungen übereinstimmend im westlichen Kap Hoorn- und im ostpatagonischen Archipel durchgeführt hat, wo allein die kuppelförmige Hütte anzutreffen ist.

[2] Für diese geographische Verteilung trifft zusammenfassend auch Lehmann (b): 118 ein.

[3] Ein gewisser Fuss (VP: VI, 100; 1859) berichtet, daß im Walsis-Gebiet „all the wigwams here are much inferior to those we saw at Picton Island, and so are also the people". Indes mußte er später feststellen, ob die kegelförmigen oder die kuppelförmigen Hütten gemeint sind.

[4] Hyades berichtet weiter Lehmann (b): 118 auf diesen Umstand hin: „The introduction of the ax has increased the use of the pointed house form." Er bildet in Fig. 32 ein „modern Yahgan house" dieser Bauart ab.

Daraus erklärt es sich, daß an wenigen Stellen der mittleren Zone beide Hüttenformen nebeneinander aufgerichtet worden sind und daß von einem bestimmten Orte der eine Reisende über diese, der andere über jene Form sprach."

Seitdem sich der Westen ganz entvölkert hat, haben die letzten Yamana sich meist im Zentrum und Osten auf, wo den europäischen Reisenden nur kegelförmige Hütten mit einem Gerüst aus dicken Stämmen begegnet sind." Man geht nicht fehl, wenn man diesen standhafteren Kegelbau als eine Gefolgschaft der dort eingeführten Elemente beurteilt. Die Gerätschaften der Alten hatten nicht ausgereicht, um mit geringem Mühenaufwand ausreichende Stämme und schwere Pfosten, die für diesen festere Hüttengerüst erforderlich sind, umzulegen. Mit der Beschränkung der letzten Yamana, denen die Elemente schnell unerschwinglich geworden ist, auf das mittlere und östliche Gebiet war es gegeben, daß die kuppelförmige Hütte nahezu vollkommen ganz verschwand und nur noch die kegelförmige Hütte gültige als Wohnung sich erhielt.

Wirft man einen Blick auf die beiden Nachbarstämme, so erscheint im Gebiet der Halakwulup, das die gleichen Wetter- und Landschaftsverhältnisse der regenreicheren westlichen Yamana-Zone aufweist, nur die kuppelförmige Hütte, während im Süden der Isla Grande von den Selk'nam, den Nachbarn der östlichen Yamana, allein die kegelförmige Hütte aufgebaut wird."

a. *Die kegelförmige Hütte*

In früherer wie in neuerer Zeit richtete die Einzelfamilie, je nachdem sie nur gleichen Platz kurz oder länger zu verweilen gedachte, einen leichteren oder einen festeren Bau auf. Für letzteren waren schwerere Stämme nötig, die herbeizuschaffen mehr Arbeit und Zeit erforderte. Mit der Element, die seit wenigen Jahrzehnten jeder Mann besitzt, beschafft er sich ohne besondere Anstrengung sogar ansehnliche Stämme. Zum leichteren Bau genügen wenige

[14] Auf den Inseln der Bay Nassau-Hütte bei Dumanis (6): 178 im Februar 1902 drei kegelförmige Hüttenbaue gesehen, der aus kuppelförmig erschien. Die Element Generationen hatte erwartig Jahre früher bei den Yamana den Bäumen auch die kuppelförmige Hütte angewiesen.

[15] Aus den widersprechenden Angaben anderer Reisender kann man zu einem sicheren Urteil über die Verteilung der beiden Hüttenformen während ihrer Aufeinanderfolge in jener Gegend nicht gelangen. Bei Byron (2): 157 [und im Wiss: XVIII, 139; 1892] liest man: „Ihre Hütten haben im allgemeinen eine kegelförmige Gestalt und sind ziemlich dauerhaft gegen Regen." Der hatte, auf seiner ersten Reise, der Kapitän Stokes (1): 140 beobachtet, der von der Tätigkeit Lasserpalmen und Indianerschaften von einer „Form beschrieben" gesehen hat. Der andere Begleiter Lawrence (1): 132 spricht ebenfalls von einer einfachen Hüttenform, bei der „I need di allows some kelled pel tarrows o pingel supplemented by capsis alle rubbe supplied de shell sand kelmeshell ..." Also sogar in den Mitteilungen dieser drei Männer, die gleichzeitig jenen Gebiet besuchen haben, gibt es offensichtliche Widersprüche.

[16] Eine Abhängigkeit der Hüttenform unter dem Einfluß der europäischen Element bei den südlichen Selk'nam habe ich wahrscheinlich gemacht (Bd. I, 190).

Stäbe, die meist an vielbesuchten Lagerstätten herumliegen. Auch im Hüttenbau erweist sich der Yamana als ein Mensch, der sich ganz und gar von den gegebenen Umständen in einem bestimmten Augenblicke abhängig macht; hierbei gibt er sein klares Erfassen der Sachlage, aus der heraus er unverzüglich seine Wahl trifft, zu erkennen.

Fordert es der ganz offene, ungeschützte Lagerplatz oder die Unguust der Witterung oder der Wunsch nach einem Verweilen für mehrere Tage, so erstrebt man von vornherein den widerstandsfähigen *festeren Bau*. Man trägt etwa zehn bis zwanzig armdicke Stämmchen, zuweilen auch dickere Pflanzen von 2 m Höhe zusammen, setzt sie dem flachen Erdboden auf und gibt allen die Neigung zur Mitte. Die eigene Schwere lehnt sie genügend fest gegeneinander und sie werden nicht erst eigens zusammengebunden. Die Zwischenräume füllt man mit Erdklumpen, Wurzelwerk und Rasenstücken aus, auch mit Ballen aus trockenem Seetang und aus Baumflechten, die man mit blättereichen Zweigbüscheln und kurzen Rindenstücken überdeckt. Größere Flächen behängt man auch mit trockenen Seelöwenhäuten, die vermittels Schnurösen oder dünnen Lederriemen festgehalten werden können, weil leichte Luftströmungen sie lockern und die eigene Schwere sie nach unten zieht. Nicht nur reinigt man vorerst den Erdboden von aufgeworfenen Algen, morschem Holze und frischen Grasbüscheln, man scharrt auch eine mehrere Zentimeter tiefe Erdschicht aus; demnach liegt die ganze Innenfläche ein wenig unter der Höhe der Umgebung."

Die *Größenverhältnisse* dieses Baues schwanken unbedeutend, meist gibt die höhere oder niedrigere Zahl der Insassen den Ausschlag. Ungefähr beträgt die senkrechte Innenhöhe bis zur höchsten Spitze 1.80 m, der Durchmesser des annähernd kreisförmigen Grundrisses etwa 3.50 m, die geradlinige Breite des Einganges, am Boden gemessen, 0.90 m und die Länge der Hauptpfosten, auch jener, die den Eingang begrenzen, 2 m und mehr.[*] Um den Eingang abzusperren, hängt man ein Lederstück darüber oder man lehnt wenige Stämmchen davor an.[**] Selbst stärkeren Winden trotzt diese Hütte.[***]

Außerdem richtet man einen etwas *leichteren Bau* von der gleichen Form auf. Man stellt einige recht glatte, gerade Stäbe, von der Dicke eines

---

[*] Zweifellos wurde viel Erde im Hüttenraume angehäuft. Pfas. hatte in der Wulaia-Gegend eine Hütte betreten. „The woodfall floor is almost three feet beneath the surface of the ground, so that when the inmates enter, they have to go as if under ground" (VP: VI, 188; 1859).

[**] Bridges (q): 140 sagt über die Halle der kegelförmigen Hütte, daß „often an opposite gable 2 m in height must be left, as low doorway, 1 ft long, varies in 3.50 m x 3 m." Hiervon abweichend nennt Bridges (l): 116 ungefähr richtig halbe Höhe.

[***] Diese Hüttenform wurde von Banner (1958: III, 110; 1869), von Bridges (q): 140 und von Lawrence (k): 128 genau beschrieben.

[****] Ein Vergleich mit der kegelförmigen Hütte der Selk'nam (Bd. I, 194) läßt viele Übereinstimmungen mit dieser Wohnstätte der Yamana, aber auch bedeutsame Abweichungen erkennen.

Stabbolzen und von einer mittleren Länge bis zu 1,50 m, kreisförmig und in geringen Abständen dem Erdboden auf und neigt sie mit den freien Enden gegeneinander. Der Durchmesser des Grundrisses übersteigt kaum je 3,50 m. Über diesen glockig locker gestellten Gerüst gerader Stäbe breitet man größere, trockene Rohrmatten aus, die mit kurzen, schmalen Riemen festgebunden werden. Liegen an der erwählten Lagerstätte bereits von früher die erforderlichen Stangenbogen herum, ist die Wohnung in wenigen Minuten hergerichtet; doch auch in fast der gleichen knappen Zeit kann man sie zerstreute bringen, wenn der Mann eine Einmast zur Hand hat. Weil dieser Bau in sich selber wenig Halt besitzt, darf man ihn nur an geschützten Stellen oder bei Windstille aufrichten; denn ein stärkerer Luftzug macht ihn sofort zusammenfallen.

Von vornherein soll diese Hütte nach der Absicht des Erbauers nur ein flüchtiger Notbehelf sein, um für wenige Stunden oder für eine einzige Nacht die lagernde Familie zu decken. Sucht weniger Minuten ist es, die Lederstücke nachher herauszuschütteln und zusammenzulegen; die Familie ist zur Weiterfahrt wieder bereit.

Jenen lockeren Kegel gleicher Stäbe läßt man stehen. Bald wirft ihn ein Windstoß durcheinander und eine Familie, die später an der gleichen Stelle landet, kann leicht sich die schützende Wohnung aufrichten.[*] Oft und oft stößt man auf verlassene Siedlungsstätten. Meist liegen dort so viele trockene Stäbe beisammen, als für den lockeren Hüttenbau erforderlich sind. Die vertrauten Stellen oder die günstigen Jagdplätze werden eben immer wieder von verschiedenen Familien in kürzeren oder längeren Zeitabständen aufgesucht.

Den beiden andern beschriebenen kegelförmigen Hütten ist ein einziger **Eingang** gemeinsam, der planmäßig der Windrichtung abgewendet liegt.[*] Jener festere Bau zeigt einen ausgebildeteren Innenraum als der, dessen Gerüst aus losen Stäbchen besteht. In diesem erhärtet man keine Vertiefung der Grundfläche im Innern aus; dafür aber baut sich außen ein niedriger, ringförmiger Wall aus Abfallstoffen von den Mahlzeiten auf, der den kalten Luftströmungen den Eintritt erschwert. Die Spitze des Kegelgerüstes überdeckt man nicht und durchbindurch entweichender der aufsteigende Rauch; die Fellstücke vereinigt man vorteilhaft vorher mittelst außen aufsteigen, daß ein schwacher Luftzug den Rauch gewaltsig nach oben vorwärtsen läßt. Bei gutem kalten Regen und Schnee oder leichtem Zeltzelt, wie anschließend keinen der Insassen merklich belästigt. Vom Eingang der Hütte führt ein getretener Pfad zur Wasserstelle und zum Kamm, das auf dem Strand gezogen worden ist und hier bis zur Weiterfahrt liegen bleibt.

---

[*] Payer-Kane (a) III hat bemerkt, daß die Stäbe eines Hüttengerüstes niemals absichtlich verschränkt werden. „The natives often throw in many naturally, but never artfully among them."

[*] „L'ouverture d'entrée est toujours abritée par des branches ou des troncs d'arbres. Cette ouverture est en général orientée en sens opposé au vent" (Bruniers (2), 224).

β. Die doppelförmige Hülle

Im Westen und Südwesten des Tessiner-Gebietes, einschließlich der Wallonischen-Gruppe, war einzig und allein die doppelförmige Hülle «Ameisenbär» bekannt. Sie zeigt gegenüber der kegelförmigen Hülle eine Anpassung an die Eigenart der Gegend.

Verhornschnauf ist eine etwas abgeplattete Hohlkugelform, die sich für eine größere Bewohnerzahl nie wenig in die Länge zieht, wobei der Grundriß so einen gestreckten Oval wird. Diese Hülsenform bedingen die vom Gerüst verwendeten Stäbe. Man wählt die schlanken und biegsamen, dünnen und langen Stämmchen junger Buchen, die bekanntlich im Waldschatten bei einer ungemeinen Längenwachstum schnell emporschießen sind und alt kurzen, ganz an der Oberfläche liegenden Wurzelwerk entfalten. Wählen sind sie ungeeignet, mit geringerem Kraftaufwand läßt sich das spärliche Wurzelgeäst und die dürftige Blätterkrone abbrechen. Man erhält damit möglichst einen fast glatten Stab, der biegsam wie eine Gerte ist und der seiner ganzen Länge nach wenig den Dickenabnahmenaus besitzt.

Das Gerüst, das man aus jenen Stäben anfertigt, wird nun, weil es die erforderliche Festigkeit haben, notwendig an einem Flechtwerk. Man stellt zuerst einige schlanke Stäbe in den Erdboden und zwar auf acht abwechselnden Punkten der Grundfläche. Dann gehören auch jene leichten Stäbe, die den Umgang begrenzen sollen. Man verbindet mit ihnen durch Verbiegen und durch gegenseitiges Verknüpfen von wenigstens die Kuppelform, wenngleich man die Richtung und Stellung der Stäbe verändern, sowie die Punkte der spärlichen Verknüpfung selber wählt. Dieses anfängliche Grundgerüst wird nach und nach durch weitere Stäbe ausgefüllt und verdichtet, indem man die zugehörigen zwischen die früheren einschiebt. Sie sind so lang bemessen, daß sie mit ihren die Kuppelhälfte bisher auf den gegenüberliegenden Seite hinunterreichen,* wodurch das Gerüst als Ganzes in einer vorzüglich tonnenden Spannung gehalten wird. Dort, wo die einzelnen Stäbe sich kreuzen, werden sie durch Bengel der Rindenpflanzen-Bast und durch junge Triebe von Buchenlaub oder Moosen, die sich genug und biegsam wie dünne Bindfaden sind, schließlich durch einmaligen Verknoten zusammengehalten. Diese grobmaschigen, unordentlich geschlungenen Knoten halten sich dieses Gitterwerk vorläufig.

Von außen baut man nunmehr, bis auf zwei kalte Stäbe, Erdklumpen, Rindenstücke und Baumblätter wie ein geschlossenes Mauerwerk an, das den Wind abgeht. Diese zwei Stäbe legt man gekreuzt, senkrechte Zweige auf, die durch Umwinden und Übereinanderschichten gewissermaßen Halt bekommen. Auch diesen Mantel bringt man endlich an und verstopft Erdklumpen darüber, um einen feuchten Aufbau zu schaffen. Nicht

---

* Nach einer Mitteilung einheimischer Gewährsleute sollen die einzelnen Stäbe eine unterschiedliche Elegenz haben. Genaue Angaben sind bisher nicht zu erhalten gewesen.

selten nicht mehr über drei alte und große Lederstücke, die an den Kanten festgebunden wurden und deren eigene Schwere den lockeren Zusammenhalt des Ganzen sicherte." An der leichteren Stelle schafft man dem Rauche des Rindenfeuers dadurch einen ausreichenden Abzug, daß man weder Reisig noch Lederstücke auflegt. Man vermeidet damit gleichzeitig die Gefahr, daß die Hütte selbst in Brand gerät.

Bei einer derartigen Anlage kann man den Grundriß beliebig in die Länge ziehen, wenn zwei bis vier Familien eine gemeinsame Wohnung oder wenn viele Personen die Jägerzelt-Hütte aufrichten. Ebenso läßt sich die Deckung und Auflegerung von Reisig oder Leder leicht häufen, um größeren Schutz gegen starken Wind, gegen gesteigerte Kälte und gegen schwerere Regen zu schaffen. Mag eine solche Hütte sich noch so sehr der Länge nach ausdehnen, der höchste Ansatzpunkt der Kuppel ragt nie über 1,80 m hinaus. Im allgemeinen hält sich dieses Maß bei Einfamilienhütten um 1,75 m, die Breite schwankt zwischen 2,60 m und 3,30 m. Der einzige Eingang gestattet es nur einer einzigen Person, sich mit seitlicher Wendung des Körpers durchzuschieben. Gibt man der Hütte eine ungewöhnliche Länge, dann gleichzeitig auch zwei Eingänge an den beiden Schmalseiten, für die Einfamilienhütten gänzlich selbstverständlich der eine Eingang."

2. Die Hütte als Wohnung

Wieder die kegelförmige steht die kuppelförmige Hütte schafft den feuerlichen Insassen volle und langsame Behaglichkeit, sie ist weit mehr ein Schutz gegen die größeren Unbilden der Witterung und gegen die Schrecken der Nacht. Ein Europäer, ein verwöhnter Beobachter, empfindet am besten, welch unangenehme Selbstzugungen mit einem Aufenthalt in jenen engen, dürftigen Wohnungen verbunden sind.[*] Diese Ungemach aber reicht im Detail der Eingeborenen bei weitem nicht an die unerträglichen Beschwerden heran, die ein Verweilen unter festem Hausrat im Gefolge hätte. Wenn immer also die äußeren Umstände es fordern, kann man selbst im schwersten Un-

[*] Die über das Hüttenprodukt gezogene Lederdecke ist nicht ein einziges Stück; sie [illegible] Lumholtz (b): 138 ergibt, „a heavy and cumbersome object to handle". Handlich [illegible] sich einzelne große Felle, die so aufeinandergelegt werden, daß ihre Haarseite [illegible] Oberfläche. Man darf zum Vergleich nicht etwa auf die große Hüttendecke der Eskimo (Boas, I, 592) verweisen. Diese stellt ein einziges Stück aus vielen Einzelfellen von Caribous dar, welche Anordnung auch beobachtet wurden, von verschiedenen sind die bedeutend kleiner und unvergleichlich leichter als die dicken, schweren Rehfelldecken.

[*] Die Wohnhütten der Yahgan wurden auch Yuta und Ekpamet mehr oder weniger ausführlich beschrieben von Bove (a): 127 und (c): 611, Dumont (b): 178, Despard (b): 488, Bridges (a): 102, Lumholtz 48, Lawrence (b): 127, Hyades (a): 170 u. a. Die wichtigeren Berichte bei Gusinde 930 zusammengestellt.

[*] Was auch der Beschreibung eines Lawrence (b): 132 weiten entnommen: „Lawrence and gave signs whether all within would be disturbed a guest who he generally [illegible] unfortunate male, whenever all had gained ill pretended, he sometimes broke out guest [illegible] [illegible] [illegible]

wetter die Hütte auf, entweder fester und dauerhafter nach der Kuppelform oder nur als leichte Deckung nach der Kegelform.

Nicht immer steht einer Familie die **Wahl des Ortes** frei; denn ein plötzlicher Wetterwechsel oder ein Unglücksfall zwingt sie unweigerlich, sich unverzüglich ans Ufer zu retten. Hier muß sie sich nach den gegebenen Naturbedingungen einrichten, vielleicht sogar mit einem notdürftigen Unterschlupf im Felsen vorlieb nehmen. Wenn ihr jedoch kein Zwang aufgenötigt wird, entscheidet sie sich frei, „wie es die örtlichen Witterungsbedingungen und die landschaftliche Eigenart empfehlen.“[1] Allgemein aber hält sich jeder auf dem trockenen Kiesboden möglichst nahe der Grenze des höchsten Wasserstandes. Die eigene Bequemlichkeit tritt dringlich dann. Alle Gebrauchsgegenstände, die eine Familie mit sich führt, werden nämlich vom Kanu zur Hütte geschleppt; das Ein- und Ausladen würde sich bedeutend erschweren, läge die Wohnung von der Landungsstelle weit entfernt. Wenn eine eigene Hütte nicht aufgebaut werden kann, sucht man Deckung und Schutz hinter Erdwällen und niedrigen Felsvorsprüngen, am Fuße hoher Steinwände und am Waldesrande. Weit in den Wald hinein verlegt man niemals eine Hütte, dort herrscht zu große Feuchtigkeit; gern aber läßt man sich unter den am meisten herausragenden Bäumen nieder, die Regenschauer und Schneewehen abhalten. Wer nur eine Nacht am gepflanzten Platze verbringen will, erkundet nach dem Wetter aus, ob er ein Lagern an wenig gedeckter Stelle zuläßt; wenn nicht, oder wenn man erst nach einigen Tagen weiterzuziehen gedenkt, empfiehlt sich gewisse Vorsorge. Daraus erklärt es sich, daß auf der offenen, ungeschützten Küste nicht weniger alte Lagerstätten anzutreffen sind, als an den geschützten, waldbedeckten Plätzen. Einen unverkennbaren Vorzug gibt man den stillen Buchten und den durch vorgelagerte Inseln geschützten Küstenstrichen. Allem Ungemach des unberechenbaren Wetters entgeht indessen auch hier niemand,“[2] weil die Hütten selber nur ein schwaches Bauwerk sind. Diese Angaben erklären die für manchen Europäer überraschende Erscheinung, daß man im ganzen Tannen-Gebiete heute auf Schritt und Tritt die Spuren von ehemaligen Lagerstätten entdeckt.

Ebensowenig wie eine Familie völlig frei sich den Lagerplatz jedesmal auswählen kann, bleibt sie unabhängig im beliebigen **Verweilen** an einer Stelle. Wanderungen über Land unterbleiben schon deshalb, weil das Kanu sich nicht leicht mitschleppen läßt; für Fahrten auf dem Wasser kommenn Wind und Wellen die Richtung oder machen ein Fortkommen unmöglich. Zuweilen

[1] Wo der Indianer sich frei entscheiden kann, wählt er für seine Hütte eine geschützte Stelle aus. Das gilt es allgemein, daß Boas (BBS. XVII, 324; 1902) glaubte daraus sich stützen zu können: „Generally the presence of vigorous indians a locality darkened from the coldest and the most frequent winds“.

[2] Hierzu schreibt Boas (a. a. O.): „Diese kreisförmigen Hütten liegen gewöhnlich an der besseren Seite der kleinen Buchten, welche sind in den Frostmond einschneiden. Wenn sie auch in denselben einigen Schutz gegen den Winter finden, so kommt es doch vor, daß die ersten Bewohner am Morgen halb begraben im Schnee oder vom Regen halb ertränkt sind“.

dürfen diese Leute irgendeine für Lager nicht verlassen, weil die Bewegung der Naturgewalten unbekannt, und sie sind jetzt außerstande etwas zu unternehmen, selbst wenn der Hunger sie quält. Haben sie wegen drohender Gefahr allgemein an der erwähnten Stelle landen müssen, ist ihnen vielleicht nur eine mondige Scholle oder der durchnäßte Wasserboden beschert" und erst bei ruhigem Wetter entfernen sie diesen Ungemach den Ort. So verbindet sich mit der Unrast ihres Nomadenlebens sehr häufig Lebensgefahr, viel Entsagung und sogar der Verzicht auf die bescheidensten Forderungen menschlichen Wohlbefindens. Kleine Annehmlichkeiten jedoch bietet die so geeignete Plane nach freier Wahl und für einen vorübergehenden Aufenthalt schnelle feste Wohnung.

Ob man eine kuppelförmige oder eine kegelförmige Hütte vor sich hat, hier wie dort trifft man die gleiche Innenarchitektonik. Eigentlich gibt es eine solche überhaupt nicht, um genauer zu sprechen. Möbel und Wohnungsgerätschaften fehlen vollständig, weder Schemel noch Bänke sind vorhanden. Die Innenwand wird weder bekleidet noch verziert. An kurzen Zapfen von abgebrochenen Zweigen hängt man Kürbisse und Lederbeutel, Flechtwerke und Filze auf, zwischen die Gerätschaften schiebt man Handwerkszeug und Gerätschaften, Schmucksachen und andere Kleinigkeiten. Die eigene Fußbreite wird nicht hergerichtet, nur daß während des Aufbauens der Boden festgetreten wird. Gern gräbt man die ganze Innenfläche aus, manchmal bis auf 30 cm tief, und diese flache Senkung ist ein guter Schutz gegen Wind und kalte Luft von außen. Man bevorzugt als Lagerstätte den trockenen, lockeren Kiesboden, den man meist nicht erst zu diesem bereitet und den man von Schnutz, Algen und feuchtem Laubwerk reinigt. Selbst der Untergrund aber muß rein sein bei anhaltendem Regen sogar eine Lache sich bilden, erweist man Einbuchtungen aus, um nicht im Wasser zu sitzen. Zuweilen muß man sogar auf der Feuerstelle eine Kinnbildung aufbauen und das Feuer selber höher legen, wenn gar zu viel Wasser einströmt.

In den gewöhnlichen Wohnungen brennt das Feuer in der Mitte und die Insassen hocken im Kreise herum. Man nimmt darauf, daß sich eine Lücke, gleichmäßige Glut erhält, die wenig Rauch entwickelt, aber reichlich Hitze ausstrahlt. Ebenso peinlich sind die Frauen, in denen starker Schwer den Rauch in der Hütte herumwirbelte. Dann verstellt man den Eingang mit Bauernhemden oder deckt ihn mit einem Lederverhang zu. Nachts belegt man regelmäßig etwas so, um den Zutritt steiler abzusperren. Tagsüber und bei gutem Wetter läßt man die Luft ungehindert in die Hütte eintreten. Die Insassen rücken nahe an den Ausgang, hocken sich sogar draußen nahen die Hütte und unterhalten außerhalb derselben noch ein zweites Feuer. Der hockende Ton verschwindet so trotz guter Durchzug nicht, daß Augen und Schnee

---

* Bruno (2) 127 bei Sandschuhen: „Dieselben die Kinder vor allen gut schützen. Diese Handschuhe sind so gut, daß man sie nicht einmal zu waschen braucht, sondern sie nur ausklopfen muß, um sie wieder sauber zu machen. Sie sind so weich, daß sie sich jeder Hand anschmiegen und sie sind so dauerhaft, daß sie lange halten und eigentlich unzerreißbar sind. Sie sind so warm, daß sie selbst in der größten Kälte nicht frieren".

einbringen.“ Weil der Innenraum vorübergehend Schutz bieten, stehen weil die Innenwand bald hinfällig bald durchlässig, müssen aber schließlich alle Umgewandt über sich ergehen lassen und gehen sich damit aufzulösen, daß die Frauen diesen einen Wänden entziehen.

Unmittelbar auf dem Eintreten und rundherum an die Innenwand anschließend stehen nun die **Schlafstätte** der. Man besteht aus Reisig mit oder ohne Blätter, manchmal Farben Kindermatten aus, liegt darüber verkehrte Reisig oder viel Baumflechten (Usnea barbata) und endlich ein langes Stück Grasmatte oder Rohrmatten. Dieses besteht schließlich. Ganz selbst man früher auch Bärenfell der langen Seegel von Pen Gabelfüßen, welche Gewerbe vorteilhaft dort oder selten geworden ist.“ Wer sich nur Ruhe einbringt, Lehnt sich ganz zusammen und deckt sich mit seinem kurzen Rückenbehang oder mit dem etwas größeren Mantel zu. Manchmal verwendet man sogar eine Art Bettdecke aus mehreren zusammengenähten Fellen, die über einige Kinder oder über zwei bis drei Erwachsene gleichzeitig gezogen wird. Alle Personen stehen während des Schlafes möglichst eng zusammen, weil sie sich gegenseitig ihre Körperwärme mitteilen wollen. Deshalb genügt für zwei bis vier von ihnen eine einzige mittelgroße Felldecke, die aber durchaus nicht jede Familie besitzt.“ Das Feuer selber erwärmt so viel Wärme nun, daß jeder darum genügend mitbekommt. Später er kühlt, rückt er näher an die Glut heran, schlafbesonnen darum, ob er seine Nachbarn im Schlafe stört. Übrigens decken sich die jeder manchen oft den Rücken um die eigene Körperwärme, denn durch die kalten Rückenwand strömt kalte Luft ein und notwendig wirkt das Feuer unerträglich, weswegen jeder bald in dieser und bald in jener Lage etwas Behaglichkeit sucht.

Eine bestimmte, vorgeschriebene **Platzverteilung** kennt man nicht. Abweichend von den Gepflogenheiten der Südsee (Bd. I, 299), sitzt der Mann gern an der einen Seite und die Frau an der anderen Seite des Eingangs, weil beide unwillkürlich dorthin zu kalten tendieren. Gewöhnlich bleibt der Hintergrund der Hütte für die Kinder frei. Falls schlechtes Wetter oder größere Regenfeuchtigkeit oder ein anderer Umstand einen Platzwechsel notwendig, ist jeder dazu selbstverständlich bereit. Hat ein Mann jedoch zwei Frauen, so

---

[1] „Die Gesellschaft übernimmt es, wenn der Eingeborene vorgeben will, wenn er sich nicht wohl fühlt, sie weiter zu gehen, während er seinen Gedanken, er sei Fremden [...] nachgehen muß“ (Krauss [2] 197).

[2] Diese Lehrmeinung wurden nicht auf die entsprechende Erscheinung aufmerksam, daß die Pen Gabelfüßen, die wegen Verwandtschaft, Gäste entschieden bei gewissen Gelegenheiten gemacht, daß aber auch Gastfreiheit, daß Schutz dieses Gesetz sich nur noch an einer abgelegenen Stelle finden. Nach langem Suchen konnten wir nur Pfahlbauten, die ich die gewissen den Eingeborenen vorübergehend bewohnen.

[3] Nach Krauss (2) 198 berichtet: „Frau es gewöhnlich warmen in schlafbesonnen warmen, da war eine große Freude, wo gleichzeitig gewesen die Leute warmen verwandten, größte Freudigkeit war in großen gemeinsamen die Lage, auch bei warmen Schlafen. Da war selbst gewesen verwandte Leute war bei warmen größten großen Freunde ganz warmen sind war die gewesen“.

gebildet werden, welche die Form zwischen Ton und dem Störenden eingehen. Diese Regel kommt weiter unten nochmals zur Sprache.

Mehr zur bloßen Anregung ist das Beispiel der Indianer zu sich, welches Hochwichtige in allgemeinen wenig Gut noch Gut. Was können Sie richtig einen bildenden Bildungsvorgang nennen, wo dem jugendlichen willkürlich und darum schnell erwachen, daß er sich mit Gründen Gegenwärtigkeit jeder Schlüsse Denkfolge angewöhnlich bewußt wird. Diese kommen, daß auch während der Schlüsse selber jede Person anwesenden die Vorgänge in ihrer Umgebung mit einer sehr hohen, schwachen Aufmerksamkeit verfolgt, die schließ wenn nicht, weiß aber trotzdem auch dem Erwachen über wenigen Bewußtsein zu geben. Weg einer während der Dauer auch wiederholt aufwandern, er mögt denjenigen am Morgen seiner Erwachung, dann einem leider, wie er vom Bewußtsein kommen, Gift er wieder in den Schlaf zurück. Die Aufmerksamkeit empfindet er so nicht, wenn vorübige Bewegungen einer anderen Person in der gleichen Höhe, wenn Geschwindigkeit oder den Entfernen einen Ruhe, wenn den Kommen einen neuen Wunsch gekennzeichnen. Andere oder vorzugsweise Stelle der vorzugen Ton den Ohren werden. Während ich bei solchen Aufhören durch vorgeschlossene Bewegungen meinen Unsinn einen Entschluss verschaffen, bleiben die Indianer meinen stehenden Umgebung verschiedentlich gelassen.

Die gleiche Voraussetzung vorgeschrieben zu haben, an bestimmten Tagesorte sich versammeln und dem Schlafe sich zu überlassen, mag es verschiedenen noch so bildlich hergehen, kommen sie wieder an sich, bei an den Schlaf, gewöhnlich vorgenommen zu sein. Den Schlaf lange Zeit verbunden zu schauen, erzeugen diese Indianer keine verschiedene, mit einer sehr verschiedenen Leichtigkeit Lehrer sie sich Ernst und Innerglück, in keinem verbrennend schweren Schlaf, bis sich Gelegenheit zu vorgeschlossenen Schlafe bieten. Wenden die vorbereitenden Erwartung noch so groß gewesen sein, wie sich ich den Indianer, wenn er schon wieder gewandert wurde, sich den Schlaf wählen abschließen. Wenn immer man den vergißt, ich jeden Tagen und Nachmittag wählt man den Indianer wieder Gelegenheiten. Diesen Zustand zu schildern, den keinen Fachen eine besonderen Verfassung der Nerven sein dürfte, gehören viele Kindern. Im Wesen schließen sie Indianer und wie die Tiere.*

Aufmerksam ist bemerkenswert, daß die Tiefen so schwierigen Regelmäßigkeit einer vorübergehenden Tagesarbeit wieder übrig sind, wenn Indianer den vorgeschlossenen Formen und Aufmerksamkeiten, in denen Ihnen sie sich Ihnen wollen. Der Schlafen ist weiter vorbereitet und sie können bei diesen gelegentlichen Stellen gewissen Ihrt bleibende unschädliche Kraft verführen. Niemals aber wurden sich sie schwerschlafen langen Schlafschlafen gewöhnt. Niemals aber wurden sich sie schwerschlafen langen Schlafschlafen gewöhnt, während dessen sie wichtig beschäftigen, einer schweren Einwirkung zu schwimmen zu gehören. Wer jemand auf den Ferne Stoß einige Tage übrig, schon

* Auf diese Erscheinung hat Steinen (a) [illegible] Ähnliches wurden gemacht an [illegible] den [illegible] Indianer. Diesen Vorgänge in [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

Nun dann die einzige kleine Hütte vielen Erwachsenen, nicht nur die Mitglieder der Familie, auch die Hunde und der ganze Bauernhof finden bei gleichem engen Raume ein Unterkommen. Wie selten dabei Ordnung und Sauberkeit gehalten können und sich entwickeln können!

Fast als letztes kleines Kinder, die in ihrem Unvermögen manchen durcheinander bringen und ihre natürlichen Bedürfnisse innerhalb der Hütte verlegen. Die Hunde durchwühlen die Schlafstätten und die sogelbe hingeworfenen Speisen. Der Raum nimmt jede Person meist am Feuer bedrückt ein. Obwohl vielen von den Aktiven sofort in die Glut geworfen wird, alte Hilfe sich nicht benötigen, Hier und dort liegen Fetzchen von Fleisch und Speck, zerrissene oder Muschels und Knochen, Reste von Kartoffeln und Fischen herum.

Der weibliche Teil, der diesen Dingen nachsehen, überlegt sich auf die Letzte selbst, die ihre durch tränkenden Hände nach dem Essen entweder an ihrem eigenen Körperchen oder an der Lagerstätte hin- und herwischend reinigen. Von ganzen Hütteninnern, von allen Gegenständen und von den Personen steigt dauernd ein schwerer Tranggeruch aus, an den sich ein Komplex nur schwer gewöhnt. Die alles durchdringende Feuchtigkeit fördert die schnellen Fäulen und Verwesen der verschiedenen pflanzlichen Stoffe, die den Schlafplatz bilden, wie auch der Lederteile und Felle, die besonders auch auf Bearbeitung warten. So stinken gemischt sich die Rauchausdünstung von Menschen und Hunden. Eine ungeheuerliche Mischung von allerlei Düften ist es, die in dem kleinen Raume konzentriert aufsteigt und die von einem Tage zum anderen an Stärke zunimmt, je länger dieselbe Hütte benützt wird. Darum ändert auch die Leichtigkeit nichts, mit der frischer Luft durch die bedeckte Tür hineindringt. Man kann zwar nicht sagen, daß eigentlicher Gestank sich entwickelt, aber ein widriger, dumpfer, schwerer Dunst erfüllt den ganzen Raum.[*] An einem wenigen Tage bedarf man zweifellos die Hütte-decken und zwei einige Lederstücke im Freie hängen — ein Beweis, daß die Leute ein Gefühl für die notwendige Lüftung haben —; aber viel Besserung bringt auch das nicht."

Die endgültige Abhilfe schafft einer Familie sich schließlich dadurch, daß sie in kurzer Entfernung eine neue Hütte aufbaut, wenn natürlichen Phänomenen, z. B. ein gewaltsamer Wind, ein längeres Verweilen an gleichem Orte unmöglich. Wird auch der Standplatz für die neue Hütte wenige vorteilhaft — weil der Großvater sehr weit ist oder weil das Unwetter besonders dichten hat[**] —, in dem früheren Raume bleibt es diese Insassen eben

[*] Über die Raumbelastung gibt, von Steinen (S. 307) als seine durchschnittliche Erfahrung mitgeteilt: „Sieben 4 Personen enthalten die 24 Luftm. Cubik (?) ausreichend gute mäßige Ventilationsöffnungen des Luftraum."

[**] Steinen (p. 304) sagt: „Einmal verwandelten Sturmwinde diese Zelte [Hütten] so schnell den ganzen Luftraum gleichmäßig in sich, daß [Frau] unter einer Umgebung die Kleider abwechselnd, gewissen die Luftgitter einer Fledermaus die Jacke an Schnee bei schon den nassen Fetzen mit vereinten, bis schon die gefrieren, bis sie [Schneeschuhe] sind".

[illegible] [illegible] [illegible] [

vorübergehenden Bedarf stärkeren Fleiß zu geben, der jedoch der letzten Bedeutung, einen Anteil zum je einen Eingang, der sich einem Lastenanteil verbessern wurde. Eine bestimmte Leistung, so viel dieses, daß es weniger Wert verschlungsfähig war dem einen oder dem anderen Gliede Teil.

Im Saume erhöhte sich jedes Pensilla diesen besonderen Preis, den sie bekommen, einen eben eigenen Eigenwuchs" aufzuschließen. Die Mitglieder der gleichen Pensilla schlossen sich gern auf einen Bund von Power zusammen. Es erhöhlich verschlich wenn ein einziges zusammenschlagendes Power, der sich der Lösige nach durch die ganze Stätte ung. Wenn jedoch verschiedenartige die Mitglieder einer jeden Einzelfamilie zu bilden haben den Mittelfalle dieses Preis schlossen, schlossen jede von diesen sich nach der eigenen Power hier, so daß man an der Zahl der gemeinsamen Powerzeiten die der verschiedenen Familien erkannte. Die Christen beobachteten zum verschen in den gewöhnlichen Gruppenbildungen, wenn nun besonderen Anteil durch zwei oder drei Familien für wenige Tage beisammen waren."

Als Schlußfeiertag, auf diesen man regelmäßig besonders schon lang angenommen lag, diesen die besten Plätzen an besten Saume den Mittelfalle, auf den die Power kommen. Als Einzelfolge bevorzugten man Einkehr von den langen Bergen mit den schönsten Plätzchen den Pen Schalfeier-Einem. Diese eigenen sich gut und wurde von nach gewonnener Zeit wöchtig diese weiteren man so und erwarten so durch einer neuer Lage. Der weitere Teil der Außenverbindung wurde gut gefallen, um den Wind abzubalten und um die wichtige Bewegung den Powern zu sichern, andererseits wurde der Raum beengenschränkt, der hier nicht leicht übrig, weil bei diesem Teile der Stätte sich nur wenige durch Wenige Bauten fanden. Der ganze Bau war allerdings gut abgeschlossen, denn es sollte besonderen Schutz gegen die Unbilden der Witterung bieten. Da man die im besonderen Weisen aufschlossen, wo verschiedene Besonderheit nicht in Bezug der Verfügung stand, befand man sich, indem man diesmal gutem Stein in die Stätte trug und so aufschlichtete. Wenige Tage hindurch verschwand es und gelangten nachher von neue Verkommnisse. Dagen vom Pensilla-Einem (Pen Schalfeier) lagen man einen Turner an, dann diese Steine für den Schlußtagen weiter noch aufbewahren und Wachen gewonnen wurden.

Die schwierigste Aufgabe für den Pensilla bestanden die Bilanzen und gemeinschaftlichen Zugaben, die gewöhnlich regelmäßig verfielen, daß ein ganzer Teil den Steine als Turner für weiteren Tage aufgenommen wurden konnte. Diesen hatt über die Zahlen unserer Bekleidungen den Zugel durch schalfenen schweren Überwurf hierzu. Empfehlt schützte man darauf, daß zusammenhaften einen schützlichen Pfahlschwanz zur Verfügung stand, wenn nichts gut als Wal

---

* Nach gab es dieses ganze verschieden. Bruno (1) (Bd) erzählt: „Diese waren an dem Ende 3 Ja. beim Übergang des Saumes, gewöhnlich 2 an 3 zusammengesetzten Bäumen an Seiten an einem die Power (Farben gleich) verschiedenen. Die andere verwahrt gaben in sich die Eigenschaft 1 2 an 4 gewonnen."

* Bruno (Bd) (1) (Bd) erzählt einmal: „Diese waren dieses Jahr, das wenn, und wenn abhängig in den eigenen, und dann Ihre Ja in diesem ganz".

am Brunnen lag; denn wenn alle den Zusammenhalt vieler Leute am gleichen Platz und in einer dichten gebauten Hütte nicht nur erwähnt, sondern auch gefühlsmäßig gewerden. Unmittelbarlich verschwanden die Ansätze alle Bestrebungen auf immer weitere Entfernung von der Wohnung, von der Jagd zu verlängern; denn waren es allein die natürlichen Vorteile, die den dichtesten Gegensatz des Klimas abwehrten.

Ausschließlich für die Wintersaison lang man eine Mehrfamilienhütte, der Wunsch war so stark, als daß andere Gründe einer Familie längere am gleichen Orte seßhaftgehaltene hätten. Die Erbauer einer Gemeinschaftshütte konnte vielleicht auch für einen zweiten Winter darin verweilen, darüber hinaus aber nicht mehr; denn die Bestandteile waren auf weite Umgebung verschlagbar und sie selber verschwanden der Überdruß am lästigen Zusammensein. Man dürfte die hier beschriebene Einrichtung wohl als "Winterhütte" bezeichnen; in dieser Hütte lag einer der wenigen Winterverkehre aufgeschlossen. Der Wohnort war in der bedeutend stärkeren Drehung seines Interesses für die Jahreszeit nicht in den langen Zeiten des wichtigen Beisammenseins die heiligen Mythen und Sagen, aber eine erstellte sich Eigenschaften und Sinnesbedürfnisse. Daß Mehrfamilienhütten im Osten nicht aufgerichtet wurden, erklärt sich leicht, hier waren die Winterungsverhältnisse und die Jagdmöglichkeiten weit günstiger.

Stärker sich einige Familien in der angenommenen Mehrfamilienhütte einquartiert, führen sie nicht selten gleich derselben einen zweiten Bau auf, der für die halbwüchsigen Kinder bestimmt ist und der Jugend als „Kinderhütte" bezeichnet wird. In ihrer Form und Ausgestaltung gleichet sie der ersteren, nur ist sie kleiner. Meist am Randwinkel in der großen Hütte schafft man für Kinder diese Sonderwohnung, die immer als Notbehelf gilt; denn nur gezwungen trennen sich Eltern von ihren Kindern. Obwohl besonders einige Sonntage den Tagen und die ganze Nacht unter sich bleiben, verweilen sie trotzdem gern und viel bei ihrer Familie, wenn diese durch den Besitz der großen Hütte gekennzeichnet ist. Eine kleine Frau beaufsichtigt jene kleine Gesellschaft und besorgt notwendig einige Lebensmittel heraus; öfters aber holen sich die Kinder ihr Essen bei den eigenen Eltern.

Selbst verschiedenste sie äußeren Umstand dazu zwingen, z. B. Krankheit einer älteren Person, besonderer Reichtum der Mutter u. s. w., richtet sogar die Einzelfamilie neben ihrer Hütte noch eine eigene für die Kinder auf, so sagen sie sich dafür verschieden. Diese Kinderhütte ist eben ein Notbehelf und muß selbst als Interessage dadurch, um von Comfort und Liebe nicht gestört zu werden; denn die Indianerkinder sind an sich ruhig und still.

Endlich lassen sich die Kinder am Spielzeug auch mit eigenen Hütten die Hütten neben den Wohnungen ihrer Eltern, wenn mehrere Familien am gleichen Platze für wenige Tage lagern; sie wollen sich dann gelegentlich etwas zerstören. Das verursachen die einzelnigen Eltern bereitwillig, indem sie den Kindern notwendig Fleisch bringen und deren vergnügliches Beisammensein wohlgefällig zuschauen. Man nennt diese Kinderhütte [illegible]. Daß

die keine eigentliche Wohnung sein kann, sondern nur der Bequemlichkeit und der augenblicklichen Geselligkeit der kleinen Gesellschaft dient, ist offensichtlich und einleuchtend."

Stehe nun die europäischen Bauvorbilder vor einer Indianerhütte, einerlei welche Form sie aufweist, fragt man sich unwillkürlich: Welchen Schutz gewährt dieses dürftige Machwerk? Von Natur aus besitzen unsere Eingeborenen eine hohe Stufe von Anpassungsfähigkeit. Will man deutliche Beweise hierfür haben, braucht man sie bloß in ihrer Wohnung zu beobachten. Sobald sie ein wenig gegen den schwersten Regen und das dichteste Sonnengestöber, gegen die heftigste Kälte und den schärfsten Sturm geschützt sind, sobald gelben sie sich häuslich einzurichten, vorausgesetzt, daß sie bei ihrem Feuer kochen. Ohnmen wendet sich all ihre Aufmerksamkeit zu. Deshalb verstellen sie den ersten Eingang und öffnen einen anderen, wenn der Wind aus verkehrter Richtung bläst; um ihn das Eindringen durch die Wände zu verwehren, stützt man große Lederstücke bald hierhin und bald dorthin, verstopft offene Stellen und stützt gebrochene Teile. Sollte ein starker Windstoß die ganze Hütte niederlegen, warten die Leute einen jede Deckung, nur wenig durch ihre dürftige Kleidung geschützt, das Unwetter gleichgültig ab und geben sich mit allem Ungemach zufrieden, solange ihr Feuer einigermaßen weiterglimmt. Der Europäer steht unter dem Eindruck, sowie ein Blick auf die Wohnungseinrichtungen der Beduinen (Bd. I, 198) solche Vermutungen nahelegen, daß im Urteil des Naturen die Hütte mehr ein Schutz für sein Feuer als für seinen eigenen Körper sein soll.

Die Wohnung selber bietet weder Behaglichkeit noch Bequemlichkeit. Sie verschmäht den Familienmittelpunkt eines ruhigen Zusammenseins ist, auf der Fahrt im offenen Kanu sind sie meistens beisammen. Deshalb verbringen sie während des Tages die Hütte nicht, wenn das Wetter in etwa ruhig bleibt, und für die Nacht nehmen sie vorlieb mit der Annehmlichkeit ihres einfachen Hüttchens." Das unruhige Wanderleben zwingt sie zum Verzicht auf die Annehmlichkeiten einer festen, geräumigen Behausung."

In gewissen Tucuna-Gebieten begegnet man beutigentage noch einer einzigen und zwar der barbarischen, langgestreckten Hütte, ausschließlich für die gebeimen Jugendweihen (Hyapa) errichtet, neben die langgezogene kuppelförmige Hütte. Doch gewährt der ursprünglichere Hüttenbau nicht einmal mehr den Leuten ausgesprochenen Schutz der üblichen Wohnungen, weil gegenwärtig die Indianer sich nicht die Mühe nehmen, einige Seitenwände zu flechten und über den Hüttenquerbalken zu stützen. Statt dessen verschließen sie

---

* Diese ausgezeichnete Beurteilung der eingeborenen Eingeborenen findet sich auch in dem, was Stradelli (s): 345, als auch in dem, was Bandeira (s): 180 darüber schreiben. Letzterer hebt sich wohltuend von jenen.

* Die Unbequemlichkeiten der dürftigen Wohnungseinrichtung hat Bandeira (s): 179 von eigener Anschauung deutlich geschildert.

* Im gleichen Sinne äußert sich Barbosa (s): 137 bemerkt: „Le paresse de ne chasse ni dehors ni à la vide ennemie, que cette obligation a forcé."

sich die leichte Sackleinwand, die Regen und Schnee durchläßt und den Wind kaum etwas abhält.“ Vollständige Erschlaffung und ozeanische Trägheit hat die letzten Überlebenden des Stammes so weit dem Fleiße ihrer Väter entfremdet, daß selbst die peinlichsten Witterungsumbilden sie nicht mehr aus ihrer faulen Regungslosigkeit bringen. Einige Familien haben sich zwar in Puerto Mejillones kleine, sehr einfache Bretterhäuser nach europäischem Vorbilde aufgebaut.[*] Darin verbringen sie jedoch nur einen geringen Teil des Jahres. Lange Wochen ziehen auch sie in ihrem Kanu auf Nahrungssuche herum und begnügen sich währenddessen mit einer Sackleinwanddeckung auf dem kegelförmigen Gerüst ihrer schwachen Hütte.

4. Das Gemeinschaftslager

Eigentliche Siedlungen mit Dauerbestand am gleichen Orte kennen die Yamana nicht. Immerhin gibt es wenige Anlässe, die viele Familien zusammenziehen und für längere Zeit an der gleichen Stelle zurückhalten. Strandet ein Wal, so finden sich Leute sogar aus weiter Entfernung ein und die vielen Hütten beim toten Seeungeheuer täuschen den Anblick eines Dorfes vor. Deshalb nämlich können sich jetzt zahlreiche Familien nebeneinander niederlassen, weil Fleisch und Fett in Fülle vorhanden ist und keine die andere behindert. Wer sich zwischendurch ein lebenswichtiges Ding besorgen muß, zieht für einige Tage ab, läßt aber seine Hütte stehen und nimmt sie bei der Rückkehr wieder in Gebrauch. So bequem, wie bei einem gestrandeten Wal, kann sich niemand anderweitig reichlichen Nahrungsvorrat verschaffen. Gleichzeitig befriedigt das Zusammensein vieler Familien ihr Bedürfnis nach Geselligkeit und sie können sich ihr um so ungestörter überlassen, je länger alles Sorgen um die Notdurft des Lebens behoben ist. Selbstverständlich rät die große Zahl von Menschen und ihr Freiersein von der Last der Nahrungssuche zu anregendem Zeitvertreib, den vor allem das *Hiyaga* und das sich anschließende *Mina* bieten. Im Vergleich zu diesen langewährenden Veranstaltungen verharren die weniger zahlreichen Familien anläßlich einer gemeinschaftlichen Totenfeier weit kürzere Zeit am gleichen Platze, oft nur den einen und andern Tag.

Was auch immer diese Familien zusammenführt, überall wahren sie sich ihre Unabhängigkeit von anderen. Verwandte und befreundete Gruppen rücken wohl ihre Hütten näher aneinander, es bleibt aber ein Abstand von einigen Schritten; denn trotz vieler Vertrautheit mit dem Nachbar ersehnt jeder eine mindestens kleine örtliche Trennung der Wohnung. Die

---

[*] Lovenor (b): 128 notiert in gleicher Weise: „They scarcely have had sufficiently power protection from the weather them in the days when hunger drove them to secure many seals and consequently many seal-skins were available for housetops“.

[*] Die Bekleidung hierfür erwerben sie sich durch Arbeit als Taglöhner oder erhalten sie als Geschenk (S. 267). Nach Lovenor (b): 129, „the material for their construction was begged, stolen, or picked up on the beach“.

Verteilung der Hütten in einem derartigen Lager fällt höchst unregelmäßig aus, weil der einzelne sich nach der eigenen größeren Bequemlichkeit einrichtet. Für seine Wohnung wählt er vor allem ein trockenes Plätzchen und den Schutz eines Felsens oder einer Baumgruppe; das Trinkwasser darf nicht zu weit abliegen. Wer zuerst auf der Bildfläche erscheint, hat größere Wahlfreiheit und die Nachzügler nehmen mit jenen Stellen vorlieb, die freigeblieben sind. Niemand hat ein Recht und würde es sich niemals anmaßen, auf die Verteilung der Hütten irgendwelchen Einfluß auszuüben. Wen es drängt, diese Siedlung zu verlassen, der kann abziehen oder wiederkommen, ganz nach unbehindertem Belieben. Hier ist es, wo zwei oder höchstens drei Familien eine einzige Hütte gemeinschaftlich bewohnen, wenn sie sich nahe stehen, sei es als Geschwister oder als aufrichtige Freunde. Doch sind diese Ausnahmen selten. Man baut dann die gewöhnliche kuppelförmige Familienhütte nach erweiterten Maßen, nicht aber die sogenannte Winterhütte (S. 388).

Über seine Zeit verfügt selbstredend ein jeder gänzlich frei und sucht sich seine Beschäftigung nach Gutdünken. Mit Aussprechen und Unterhaltung verbringt man den größten Teil des Tages, an den langen Abenden trägt man gern die alten Sagen und die Eigenerlebnisse vor. Die Männer sieht man viel mit dem Anfertigen solcher Gerätschaften beschäftigt, die, wie große knöcherne Harpunenspitzen, lange Zeit beanspruchen; Frauen und Mädchen widmen sich ihren Schnurknäuelchen oder flechten Körbchen. Vorwiegend verbringt jeder seine Zeit in kommunglos ausgedehnter Untätigkeit, es sei denn, daß jene großen Veranstaltungen stattfinden, die zu einer bestimmten Tagesordnung verpflichten.

Das Beisammensein vieler Menschen durch lange Wochen hat unausweichlich viel örtliche Unsauberkeit im Gefolge. Besonderen Sinn für Reinlichkeit zeigen die Yamana überhaupt nicht und stehen insofern hinter den Selk'nam zurück (Bd. I, 223). Die Folgen davon machen sich zwar wenig fühlbar, wenn die Einzelfamilie kurze Tage irgendwo rastet und nachher weiterzieht; anders aber beim gemeinschaftlichen Lagern vieler Personen. Das Hin- und Herlaufen macht das Erdreich kotig und morastig, Abfallstoffe von den Mahlzeiten verwesen und verschlechtern die Umgebung, zunehmend wird die Luft in den Hütten dumpf und stickig. Zwar tritt der Regen öfters reinigend und säubernd dazwischen, viel Besserung indes schafft er nicht. Den aufgehäuften Unrat aufweichend, entfernen sich einzelne Familien zeitweilig und überlassen ihre Wohnung samt nächster Umgebung dem reinigenden Einfluß der Naturkräfte.

Man versteht jetzt die knappe Schilderung einiger europäischer Reisender von einem Lager vieler Indianer nahe einem gestrandeten Wal, deren Gesamteindruck unangenehme, ja widerliche Eindrücke hervorrief;* wirkt doch allein schon die Art ihres Essens und ihr vernachlässigtes Äußere abstoßend.

* In früheren Reiseberichten fehlen bedauerlicherweise genauere Mitteilungen über das gemeinschaftliche Lagern vieler Familien. Dies erklärt sich daraus, daß es überhaupt nur seltene Anlässe gab, und so ist es auch in der Neuzeit.

Über dem alten lasten ein dicker, schwerer Traumdunst. Wer davon von Jugend auf nicht gewöhnt ist, dem muß übel werden," wenn er nicht schleunigst das Weite sucht. Wie eine große, moosartige Traubenbeere nimmt sich die nächste Umgebung der ungeschwemmten Wälze aus und rund um die Wohnhütten verwesen Speck- und Fleischteile; denn der reichliche Überfluß macht in der Verwendung sorgfältig. Um derglichen Zustände länger schadlos aushalten zu können, muß man ohne ein Yamana sein. Sie wiederholen sich indes selten, sind dann aber wegen unverkennbar wichtiger Vorteile und bedeutender Erleichterungen, die sie bringen, unseren Indianern erwünscht; während denen vernichtete diese ganz auf jedwede Bequemlichkeit und Reinlichkeit.

5. Das Feuer

Vollauf überflüssig ist es, die lebensnotwendige Bedeutung des Feuers im Haushalt, im Wirtschaftsbetriebe und im Dasein der südlichsten Feuerländer eigens zu beweisen. Ohne Feuer könnten sie in ihrer feuchten, kalten Heimat nicht bestehen und auch für sie gilt, was ich bei den benachbarten Selk'nam beobachtet habe (Bd. I, 394), daß das Feuer unentbehrlicher als irgendwelcher Wohnungsschutz ist. Hyades (q): 345 umschreibt diese *Notwendigkeit* folgendermaßen: „A cause de la rigueur du climat et de l'absence de vêtements, les Fuégiens ont la passion du feu." Deswegen fehlt es ihnen nirgendwo. Schon Fitz-Roy (a): 187 hatte beobachtet: „Fire is always kept alive by these savages wherever they go, either in their canoes, in their wigwams, or even in their hand, by a piece of burning wood; but they are at no loss to rekindle it, should any accident happen."

Mit besonderem Eifer wacht man darüber, daß das Feuer *pukâhi* in der Hütte und im Kanu niemals erlischt. Trotzdem geht es einer Familie verloren, wenn das Fahrzeug kentert oder ein schwerer Platzregen mit plötzlichem Sturm die Wohnung zerstört.[1] Die *Feuerbereitung* gleicht jener der Selk'nam (Bd. I, 397) und erfolgt durch Schlagen des Feuersteins *kpudâl* gegen Schwefelkies oder neuerdings gegen einen dicken Nagel. Wilson (a): 105 hatte bereits beobachtet: „Sie reiben Eisenschwefelkies mit einem Feuerstein zusammen, und fangen die Funken in einer trockenen moosähnlichen Substanz auf." Gewöhnlich ist das Pyrithorn etwas größer als der Feuerstein; beide betrachtet man als ein Pärchen *mûtâku* und demzufolge ist jenes das Männliche und dieses das Weibliche *kipa*.[2] Das herausspringende Fünkchen fängt man in einem lockeren Bausch von Daunenfedern *âjtâku* auf, auch

[1] Man denke an die Arbeitsnöte der Waldschläger an einigen Punkten der chilenischen und argentinischen Küste, die wochenlang mit unausgesetzten Gewittern die Luft oder buchstäblich verschlafen.

[2] Dementsprechend schildert Hyades (f): 199 durchaus richtig: „Le feu ne s'éteint jamais, il ne s'est accidentellement".

[3] Vom Feuerstein sprechend, bemerkten Hyades (q): 304 und (d): 389 buchstäblich gleich, daß „les Fuégiennes choisissent habituellement le feu en choquant l'une contre l'autre deux de ces pierres d'indigène grossier". Dasselbe lasen wir bei Bridges (j): 10

Daher greift man zu einem Beriet als Zunder dürren, dessen trockene Sporen oder leicht im Glimmen gerieten,[1] auch hilft man sich mit Stücken, [illegible] Splitterchen von Bockerie-Strauchen. Durch rasches Aufblasen bringt man die glimmenden Teile zum Aufflammen, gibt englisch Federn oder feine Rauchstücken hinzu, später endlich Zweiglein und Äste. Vorher legt man den Beriet auf ein Lederstückchen oder auf Kies, damit er nicht feucht werde; der Mann neigt sich tief und bläst die Schlagsteine ganz nahe hin. Lange Minuten muß er sich mühsam anstrengen, weil die Gegenstände angefeuchtet sind oder weil eine wasserreiche Luft weht oder weil die Funken gar nicht zünden wollen.

In früherer Zeit führten die Erwachsenen, meist Greis und Greisin, einen kleinen Lederbeutel unter sich, in dem sie den Zunder und die beiden Stücke zum Feuerschlagen trocken aufbewahrten; so konnten sie sich überall helfen. Dennoch fehlen und selbst Beriets sicherten sie auch eigens in der trockenen Schwimmhaut einen großen Vorrat, obwohl die Beriets so lange gegen Luftfeuchtigkeit geschützt blieben, als ihre äußere Hülle nicht platzt. Jede Familie verfügt immer über eine gute Zahl trockener Beriets, die im Herbst eingesammelt und während des ganzen Jahres gut verwahrt werden. Pyrithörner finden sich an mehreren Stellen des ausgedehnten Tamana-Gebietes, hingegen sind Feuersteinknollen seltener und bilden einen kostbaren Handelsgegenstand. Die am meisten geschätzten Apadil (BD: Ianâlil) hat das Anjumaja-Tal geliefert, das zwischen Uitrain und Lapatain liegt.[2] Hier treten sie allerdings in geringer Menge auf. Die Tamana klagen deshalb meist auf dem Tauschhandel mit dem Feuerstein angewiesen, der sich im Canal Coeh-bura, auf dem Nordufer der Halbinsel Bootkanck, außerhalb des Canal de Bangka fand. Dieser war sehr hart und brauchbare. Um ihn gegen Verletzungen gut zu sichern, hat der und jener Mann eine Rille eingeschnitten, darin das eine Ende einer Schnurfaden befestigt und das andere Ende an ein Kästchen oder an einen größeren Gegenstand gebunden.

Jedermann weicht gern der Mühe aus, die es kann Aufsuchen eines neuen Feuers aufhören muß. Ehe er zur Selbsthilfe greift, schaut er sich um, ob bei

---

und bei Swanenburg (a): 142. Swanenburg (b): 194 schreibt: „El fuego, se lo proveyeron galpones que estaban cerca, don pedimos de ginebra que contenia pintes de bimes". Schlimm Brandlosen blieben ohne Erfolg, wie jedermann weiß. Vgl. Cassen: 198.

[1] „The cinders used in the lower decks of birds, will drink very fine dry moss or a dry kind of fungus found on the under side of half-rotten trees," nach Pete-Ree (a): 187.

[2] Vgl. Lorenzen (b): 138. In Begleitung einiger Tamana hat auch Thomas Hansen einmal im April 1761 dorthin gemacht. Er berichtet: „We ascended the large valley called Antrain, celebrated for its flints, as the source of supply of arrows and spear flint heads for all Tagbo land. We searched in vain for the spot whereon the large supplies as formerly stones were obtained" (BM: XVIII, 183; 1861). Frühere, im Juni 1683, hatte der gewaltige Rhederer geschrieben (BM: XVII, 139; 1862), daß der Feuerstein sich nur auf Isla Chaveres finde (vgl. Bruyns (a): 10 und Bd. I, 397). Dieses hatten die Tamana jedoch wahrscheinlich auch im nördlichen Teile ihres Gebietes entdeckt und ausgebeutet. Pete-Ree (a): 187 schreibt: „Where the pyrites is usually obtained, I do not know; but it cannot be plentiful in the Tekumbo country." Gewiß, diese Dinge gab es dort nur spärlich.

einem wahren Rauhbau ein glimmendes Holzscheit zu haben ist. Der hilft er sich hier und draußen damit sein eigenes Feuer an.

Seine wichtigste Verwendung findet dieses wahlweise rauh verarbeitete Element als **Hüttenfeuer**. Es nimmt die Mitte des runden oder ovalen Grundrisses ein, jedoch in besonderen Bauten nicht so sich liegt durch die ganze Hütte (S. 307). Wenn Schutzen oder Kinderchen fehlt, legt man einige flache Steine unter oder etwas weiteren Gemeinschaft Steine und viele Muschelschalen" auf; auch gewonnener Zeit dichtet eine breite Aschenschicht diesen Feuer gegen alle Feuchtigkeit des Erdbodens. Die Feuerstelle selber heißt dann. Man gebrauchte nur Buchenholz. Die Stämme von Wintervielenbauer (Drimys Winteri) verwichte einen wunderbaren Qualm und brennen schwer, weswegen man sie besonders hält.

Helle Flammen entwickelt man gern vermieden. Man legt deshalb das Material nicht dichterer Stämme und langer Kohlgrad in das Feuer; ist es durchgebrannt, schiebt man die beiden Enden von nächstehen allmählich weiter in die Glut hinein. Weil solche Stücke gewohnt übereinander gelegt werden, entwickelt sich genügend Luftzutritten; selbst so bildet, hält jemand auch, indem er sich platt auf den Boden legt und mit vollen Backen in die Glut bläst, oder indem [illegible] einem Lederstück, sogar mit einem Vogelflügel während einiger Minuten kräftig Luft zufächelt. Dicke Balken brennen schlecht, wenn man sie nicht auf diesen, besonders gelagerte Stöße legt und wenn man ihnen nicht dauernd glimmende Teile nahe rückt.

Für die Nacht schürt man das eingebrachte Feuer zur Mitte hin wieder zusammen. Damit erhellt man für die Glut mehr Tiefe und für die Hütteninsassen zum Nachtlager mehr Fläche. Sie schnarchen jetzt nicht hohe Flammen, sondern eine ruhige Glut, die gleichmäßige Wärme entwickelt und die ganze Hütte noch Stunden gefüllen. Reichliche Aschenbildung verhindert es, daß sie bis zum nächsten Morgen erlischt. Rundherum lagern sich die Angehörigen ohne bestimmte Anordnung und sind nur darauf bedacht, die Wohltat des Feuers empfinden zu empfinden. Deshalb die nächtige Bewegung in diesem Kubus von schlafenden Menschenleibern während der ganzen Nacht, weil der eine hold so, der andere hold so sich dreht und wendet.

Gegen den **unvermeidlichen Rauch** sind diese Indianer trotz langer Gewöhnung nicht unempfindlich, ja fühlen ihn als lästig und für die Augen schädlich.* Oft findet sich nur trockenes Holz zur Feuerung, das unvermeidlich starken und beißenden Qualm entwickelt. Sorgfältig deckt deshalb

* Wie Lemuche (p. 133 berichtet, findet sich in der Hütte der Hütte „I [illegible] von spitzen grauen Ø gleiten, wo spitzbärtige nicht einmal erwacht, wo gewiß, wegen so wenigen Ø vielen Ø wenig + Ø gewiß".

* Auch Bridges (I): 119 gibt an, daß trotz aller Vorsicht „how low or we you were our heads nearest during at and the [illegible] [illegible], midget Thelchuche spills on me." Pecchen [illegible] [illegible] Rauch, wenn er von [illegible] [illegible] [illegible]

die Frau zum Stellen der Wandelbilder an, die den Wind abhalten, der im Innern des Raums herumwirbeln würde. Obwohl die Leute darauf bedacht sind, daß der Rauchabzug sich vom Dreieck öffnet, um leichter der Kamm und die Wasserleitung beobachten zu können, haben sie vorhin diesen Platz, obwohl Wind der ruhigen Feuer stört. In dem langen kuppelförmigen Bienenkorbhaus waren vor vorderein zwei Eingänge (S. 279); man schließt den einen oder den anderen, abwechselnd und willkürlich, je nachdem der Schutz für das Feuer es so oder so verlangt. Weil trotz bester Dichtung des Gerüstes abwechselnd viel kalte Luft einströmt, die den Innenraum kühlt wird, verstärkt man die gesamte Bodenfläche im Innern sogar bis zu 50 cm nach unten (S. 281). Durch sind jene vor der einströmenden Luft geschützt und die ausstrahlende Wärme des Feuers, das ruhig brennen kann, verliert sich nicht. Die gleichen Vorteile gewährt ein Wall von Mauerbrocken, der sich ringförmig um Stellen auftürmt, die als Orte nach dem anderen zur Wohnung erwählt werden. Hier erübrigt es sich, die Innenfläche durch Ausgraben tiefer zu legen, der äußere Wall übernimmt die Funktion.

In Zeiten, da ein Sturm besonders Stärke entfaltet und jede Deckung des Feuers vereitelt, ziehen sich die Leute in eigenen Hüttenraum in dichte Wolken von Asche und Rauch eingehüllt. Sie legen sich völlig entkleidet platt auf den Boden und drücken sich mit Lederstücken an. Manchmal erst nach Stunden erheben sie sich, um die Aschenschicht von ihrem Körper und von ihren Sachen abzuschütteln. Zuweilen müssen sie schwere Regenschauer über sich ergehen lassen, die sie vor Kälte zittern machen. Schnell als möglich beeilen sie sich wieder ein heftig flammendes Feuer und rücken sehr nahe heran, um durch offene Umgebung sich gründlich durchzuwärmen.

Ebenso wie in einer Hütte, sei es bei Tage oder bei Nacht, können die Indianer ihr Feuer im Kanu entbehren, weil sie auf dem Wasser fahrend auch bisweilen allen Witterungsbildern ihrer unfreundlichen Heimat ausgeliefert sind. Sie führen es mannigfaltig und überallhin mit sich. Sollte schlechtes Wetter es erschweren, steuern sie geradewegs auf den Strand zu. Auf einer dicken, teilweise mannshohen Unterlage von Rasenklumpen, Kies und Erdballen[1] im mittleren Teile, die ein Durchbrennen verhindert, kocht man das aufgegangene Feuer. Man unterhält es mit kurzen, dünnen Holzscheiten, deren eine kurze Glut sich entwickeln zu lassen. Ständig denkt man an die Gefahr, der das Rindenboot von diesem Feuer her droht. Selbst das Fahrzeug in starken Schwankungen gerissen, deckt man zu seiner Sicherung die glühenden Kohlen ab, indem man Wasser aus der See darüber schöpft. Auch während ruhiger Fahrt fürchtet man bloß ein schwaches Glimmen und wer sich wärmen will, rückt nahe genug heran. Knaben und Mädchen kochen meistens im mittleren Teile des Bootes. Bevorzugte haben sie vor der Abfahrt eingeladen und nahe dem Feuer aufgestapelt; hier trocknet es wenig und

[1] Ähnliches schwedische Gerät (s): II 1907 „El fuego, especialmente en los canoas, le hacen sobre planchas y tierra". Ähnliches Angaben englische Reisen (s): 204.

liegt gleich bei der Hand, wenn es benötigt wird." Die Kinder bedienen das Feuer auf Weisung ihrer Eltern.

Nach Möglichkeit führt man aber trockenes Holz im Kanu mit; denn da rasses Holz unangenehmen Qualm entwickelt, könnte man ihm kaum ausweichen. Beim Verlassen des Fahrzeuges, sogleich nach der Landung, tragen die Kinder glimmende Holzscheite an den Strand und legen sie an die Stelle, die als Mittelpunkt der neuen Hütte geplant wird; hier fachen sie alsbald ein größeres Feuer an. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit löscht man alle glimmenden Kohlenstückchen des Kampfeuers aus, indem man reichlich Wasser darüber schüttet. Geht die Fahrt am nächsten Tage weiter, sind es wieder die Kinder, die einige glimmende Holzscheite zum Kanu tragen und darin ein neues Feuer anzünden.

Wenn immer eine Familie ihr Feuer verläßt, sei es im Kanu oder in der Wohnhütte, achtet sie sorgfältig darauf, daß selbst das letzte glimmende Teilchen ausgelöscht wird; das Feuer könnte leicht wieder aufleben, um

Abb. 14. Die Feuerzange

sich greifen und arge Zerstörung anrichten. Man streut die glimmenden Stücke auseinander, zerstößt und zerschlägt sie mit einem Knüppel, überdeckt sie mit Kies oder Sand und schüttet schließlich Schnee oder Wasser reichlich darüber. Damit ist jede Gefahr beseitigt.

Um das Feuer zu ordnen und glimmende Holzstücke zu verteilen, greift man zum nächstbesten Stocken. Gern bedient man sich einer eigentlichen Feuerzange, die keiner Familie fehlt. Hier heißt sie lúka, nach BD: 278 auch lúkka, und stimmt genau mit einer lúkay der Selk'nam (Bd. I, 205) überein (Abb. 14). Man wählt einen gerraden, dauerhaften Stock der Berberis ilicifolia aus, befreit ihn von Blattwerk, Ästchen und rissigen Borkenteilen, gibt ihm eine glatte Oberfläche und spaltet ihn auf zwei Drittel seiner ganzen Länge, die kaum 65 cm übersteigt; nachher flacht man das gespaltene untere Ende ab. Weil die Spannung der Holzfasern beide Hälften ein wenig auseinandergesperrt hält, läßt sich diese Feuerzange durch kleinen Druck leicht handhaben."

Zum Vorteil der Eingeborenen, den sie wahrhaft zu schätzen wissen, findet sich Baumwuchs in allen Teilen ihrer Heimat, selbst auf dem gefürchteten Kap Hoorn. Er fehlt nur auf niedrigen Felsen und glatten Steinen, die den

[10] Für jede ausgedehntere Fahrt versorgt man sich reichlich mit Brennholz und bindet es, wie Hyades (q): 304 beobachtet hat, an einem der beiden Bootsenden an.

[11] Dieses Gerät haben auch Hyades (q): 304 und Lucenay (b): 130 kurz beschrieben. Letzterer verwechselt die Namensähnlichkeit im Selk'nam und Yamana, von einem „zuckend hervorzieh" zu sprechen, was man nicht von der Hand zu weisen braucht.

Wolken und Stürmen stets jeden Schutz ausgesetzt sind. Wo immer in den Gezeiten flache Spalten oder gedeckte Schlafplätze eingenommen sind, dort suchen sich schwarze Steinchen und dickere Bimssteine frei, die dem Stürmen erfolgreich Widerstand leisten. Der Indianer findet den notwendigen Brennstoff überall an jeder Landungsstelle, allerdings erreicht er ihn hier bequemer als dort. Für sein Feuer bevorzugt er trockenes Buchenholz; denn er findet den markerfüllten Rauch von grünen Stämmen.[*] Er findet es als Treibholz, das von den Wellen auf den Strand geworfen wird. Auch geht er einige Schritte in den Wald hinein und bricht trockene Äste mit der Hand ab. Stehen sie höher, wirft er seinen Lasso mit der Lederschlinge darauf, zieht fest, denn das Buchenholz ist sehr zäh, und reißt sie herunter. Hohle Baumstämme legt er mit der Schwere seines Körpers um und spaltet sie. Schnell eine Familie landet, verstreuen sich die Kinder in die nächste Umgebung und sammeln Holz, das sie zum Lagerplatz bringen. Dem widmen sich auch die Frauen, wenn weitere Holzmengen nötig sind. Sogar die Männer helfen mit, hantieren sich einer darauf, schwere Stämme zu zerwuchten oder dicke Äste abzuschneiden und sie zur Hütte zu schleppen. Bisweilen klettern sie auf einen Baum, was Frauen niemals tun; die herabgeworfenen Äste tragen die anderen Familienmitglieder zur Hütte. Ein jeder beteiligt sich so oder so an dem lebenswichtigen Brennstoff.

Davon legt man hin und wieder sogar einen gewissen Holzvorrat an, hauptsächlich deshalb, um schnell trockenes Holz bei der Hand zu haben. In der einfachen Familienhütte stapelt man nahe dem Feuer oder beiderseitig des Eingangs so viel auf, als der freie Raum gestattet. Größere Mengen bringt man in der sogenannten Winterhütte (S.288), sowie in den erweiterten Hütten für die Feier des tšjapa und des kina ustes. Viel macht es schon aus, wenn das neue Holz einige Zeit unter Dachung gelahnt und von der Hitze des Feuers bestrichen wird. Im Kanu führt man nur kleinere Mengen mit, die nur so sorgfältiger behandelt werden (S.295). Was der Sammelfleiß einer Familie zusammengetragen hat, stellt man außen lose gegen die Hütte gelehnt auf; die Luft draußen und ein leichter Zutreten warmer Luft von innen wirken zusammen, daß die Nässe abtropft und langsam schwindet. Im Walde selber läßt man das gesammelte Holz nie zurück, weil es dort kaum trocknet. Lieber stellt man es, wie es einem Bündel geordnet, auf einen freien, für Sonne und Wind zugänglichen Platz, wenn es sich neben der Wohnhütte nicht aufschichten ließe. Dergleichen Holzhaufen kennzeichnen sich von selbst als Eigentum einer Familie und werden von anderen Leuten nicht angerührt.

Im Westen ist es unvergleichlich schwieriger, das Feuer zusammenzubringen und zu unterhalten; denn die Luft ist mit Feuchtigkeit gesättigt und der Boden schwimmt in Nässe. Hölzern trocknet man während der Fahrt einige Knüppel am Kanufeuer und nach der Landung verhalten diese man erstes

[*] Asthaltender Tränenfluß und leichte Entzündung der Augenlidränder sind die Folgen des beißenden Rauches. Vgl. Bridges (a): 244 und Lawrence (b): 120, sowie Fußnote 84.

Feuer am Strande. In diesen Hütte liegt man selbst weitere Holzbündel, die vorgewärmt sind, ehe man die Hütteneinkehrung über dem neuen Feuer vollendet. Dieses ist nun in seinem Bestande gesichert und einer kleinen Rauchentfaltung wurde gleichfalls vorgebeugt. Die Yamana wissen sehr genau, wie viel besser sich das Holz zum Hüttenfeuer eignet, das eine einzige Stunde und mehr der heißen Glut ausgesetzt blieb oder durch das der Wind auf offenem, freiem Platze fegte; daher die ausserordentlich grossen Breitlöcher am trockenen Strandholz.

Die an sich lebenswichtige Bedeutung des Feuers wird noch anschaulich durch seine mehrfache Verwendung gesteigert. Ein ausserordentlich hoher Schutz ist es hauptsächlich gegen Kälte und Feuchtigkeit. Was es für diese Menschen bedeutet, die tagtäglich fast spätsommerlich Regen und Schnee, Nebel und Winden, Schlossen und Erdnässe ausgesetzt sind, weiß nur der Beurteiler ganz zu würdigen, der an seiner eigenen Person in den dortigen Verhältnissen die Wohltat des Feuers erfahren hat. Das in der Hütte und im Kanu immer zugängliche Feuer durchwärmt jene Körperstellen, an denen neue Unbehagen verspürt. In wenigen Minuten ist das Kältegefühl behoben und die Erstarrung der Glieder beseitigt, sowie Dampfbäder entstehen, der vom Regen übergossenen Körperoberfläche und wer ein kleines Ungemach am Feuer weilt, wird neu belebt. Wer diesem Kraft längst wirken lassen will, der macht sich an seiner Lagerstätte oder an seinem Sitzplatze ein kleines Nebenfeuer zurecht; dem bringt er seine Arme und Beine ganz nahe oder zeigt sein Gesicht und seinen Oberkörper darüber. Auf gleiche Weise hilft sich jeder, der es weit vom Feuer in der Hüttenmitte abrücken muß.

Das notwendige Zusammenwirken mit dem Feuer erklärt es auch, daß kaum ein Yamana ohne Narben von Brandwunden angetroffen wird.[1] Kleine Kinder verletzen sich oft und schwer. Eine große Narbenbildung, die auf ernsten Unfall schließen läßt, sah ich am ganzen rechten Bein einer erwachsenen Mädchens, der Tochter des Pakuru.[2]

Daß die ganze Körperoberfläche dieser Indianer und auch jeder größere Gebrauchsgegenstand einen eindringlichen Rauchgeruch annimmt, befremdet jetzt nicht mehr. Die unbedeckten Körperteile werden außerdem tief gefettet. An mir persönlich bemerkte ich schon nach wenigen Tagen häufigen Verkehrs in den Indianerhütten, daß sich mein Gesicht und meine Hände verfärbten; dahinter verschwand diese Veränderung erst nach mehrstündigem, gründlichem Abseifen mit warmem Wasser einige Wochen hindurch.

---

[1] Nach verschiedenen Beobachtungen sollen Frauen (1): 189 sogar fast: „Il n'y a pas de Fuégien qui ne porte des marques sur le corps et surtout sur les jambes, dues à l'action prolongée, sur la peau, du voisinage immédiat du feu". Bove schreibt (MM: XVII, 256; 1882): „Professor Bridges examined more than fifty Fuégians, and did not find one amongst them free from the mark of serious burns".

[2] Am unserer Zeit, vom 19. Juli 1902 berichtet J. Wiesner (MM: XXXVI, 277; 1902) von einem Tehuelsch „of a woman from Isaac. The whole of the lower part of her body was badly burnt, in some places the bones were exposed".

Eigenes Beleuchtungsvermögen besitzen unsere Kleider nicht. Darum genügt die weiße Reflexion, die von der Tagesfarbe ausgestrahlt, Farben erscheinen zu lassen. Kleider ohne Kleidung gibt es nicht, weil die einen so oder anderen Farben haben, sondern die von dem Belang, mit dem ihre Bilder gedacht sind, eine Eindeutigkeit als auch Lagen an und die Ober, die gemeinsamkeit eine bestimmte Phasen annehmen. Um der Bedeutsamkeit einen Platz zu schaffen, schwanken die Kleider die gleichmäßig, weiteren Bedeutsamkeit hin und her, bis eine Phasen annehmen. Signifikanz dessen der Verschiedenheit auf volle Entfernung und in bestimmter Bedeutung.

Aus Farbe eines und hält der Kleider einen Belang und belegt dem auch den Weltkleidern eine Bedeutung, denen von der Tätigkeit den Leben, die er ausmacht, Endlich bestimmt er es bei einigen Kleidstücken. Die Bluse eines Pfarrers von Kleidern und Kleidern machen einen dunklen ehrlichen, den großen Kleidungsstücken eines Kaisers gibt eines dem Belang, Bedeutsame und Gleichmäßige gegenständlich, bestimmt eines von einer selbständigen Seite Bedeutsamkeit, Kleider einen Belang hat eines von, Kleider eines die anderen, und dergleichen mehr."

Auf seine Kleidung und auf seine bestimmte Bilder können der Volk der Trauer im heutigen Tag Ausdrucksmittel wählen, aber niemals auf eine offenen Feuer in der Bilder und im Kleider."

B. Die Kleidung

Kleidern die Trauer über die Grenzen ihrer abgelegenen Landschaft in Kraft sind, hält man in europäischen Kreisen bis heutigentage die Kleidung der Trauer schwarz, daß sie ohne erneuerungswerte Kleidung und Kleidgestaltung in ihrer Funktion, weitere Bilder sich kleidungsmäßiger Gewandheit bei schwarz. Jeder Europäer lebt in der Überzeugung, daß die menschlichen Werte unter den farbigen Kleidungsformen auf einem oder mehreren Kleidern angenommen sein muß, weil sie nicht angemessen gelten. Und doch, der innere Lebensformen, den jene Feuerkleider sich bieten an den Kleidungen, von denen nicht einmal den Namen Kleidung oder Kleidgestaltung. Wirklich sind sich alle Kleidkleider darin einig und die Kleidern in ihren Kleidern vereinigt darüg ihre Übereinstimmung vom, jene Kleidgestaltungen gelten für gesellschaftlich und kommen vor". Das sind auch die bestimmten Worte eines der ersten Kleidern, Aeneas: 570, weitere Kleidgestalten finden sich weiter unten.

Gleichmäßig schwanken die Kleidkleider die gemeinsame kleidgestaltliche Ausbildung und die starke Widerstandskraft jener Kleidgestalten an, obwohl sie den kleinen wichtigsten Kleidstücken, den kleinsten unterschiedlichen nur Verfügung stehe, nämlich den offenen Feuer, in seiner vollen Bedeutung niemals erfüllen.

---

* Über die weltliche Verwendung des Feuers durch diese Indianer vgl. Bancroft 1 [illegible] 1, 1, 1,

Ihnen das Feuer ist es, das überreichen Ersatz für den gänzlichen Fehlen einer schützenden Körperbedeckung bietet. Ein leicht zugänglicher Brennbestand bietet jeder Person den erforderlichen Brennstoff; damit kann sie eine schützende Glut in der Hütte und im Kanu, an jeder offenen Stelle und an jedem beliebigen Lagerplatze unterhalten. Das Feuer allein ermöglicht ein Leben in jener Gegend.

Die kurze Bekleidungsart von Feli ist das einzige Kleidungsstück, was gleicher Form und gleicher Knappheit für alle Geschlechter und Altersstufen, Jahreszeitlichkeit ist es vor allem deshalb, weil es dem wärmenden Feuer einen ungehinderten Zutritt zur ganzen Körperoberfläche gestattet.

Um den Gebrauchsgegenstand herzustellen, sind unsere Indianer vorzugsweise auf Felle und Häute als Rohstoffe angewiesen. Das gilt auch für den Wenigen, den man ihre "Kleidung" nennen möchte. Eine unentbehrliche Art der Verarbeitung ist nicht möglich, weil es an Gerätschaften dazu fehlt: sie würde sich auch nicht verlohnen, weil die hohe Feuchtigkeit rundherum schnell zerstörend wirkt. Alles eher zeugt von einer weitreichenden Anpassungsfähigkeit und völligen Brauchbarkeit dieser Eingeborenen, die jeden Bedenken überraschen.

Wohl verlohnt es, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß nicht die Menge der Kleidung an sich jeweilig den besten und gründesten Körperschutz bietet. Vorschlagsweise laden wir es sich für jedes Volk aus, wenn die in Jahrhunderten als zweckmäßig ergrabenen Einrichtungen von falschen Bruttellern, die aus anderen Lebensverhältnissen kommen, gewaltsam unterdrückt oder beseitigt werden."

Bedeutende Anregung bietet ein Vergleich der Bekleidungsweise, die bei den Yamana und bei ihren kulturverwandten Nachbarn üblich ist. Die Halukaya im Westen, unter den gleichen Witterungsbedingungen und in den ähnlichen wirtschaftlichen Verhältnissen, stimmen mit den Yamana voll und ganz in der Körperbedeckung überein. Die Selk'nam indes, in einem weniger regnerischen Landgebiet beheimatet, sind tagsüber auf der Wanderung und nächtens sich am Abend vom Zelte für die kalte Nacht ein offenes Feuer her. Sie schützen ihren Körper weit weniger mit fettigen Stoffen ein, hüllen ihn jedoch in einen weiten, gutschließenden Mantel aus weichem Guanacoleder. Weil bei ihnen die Möglichkeit zum Verweilen am offenen Feuer geringer ist, suchen sie Ersatz in einem wärmeren Kleide. Daraus geht überzeugend hervor, wie jeder Stamm für sich den zweckmäßig Vorteilhaftesten aus dem Wenigen, das seine Umgebung bietet, klug und feinfühlig ausgewählt hat.

Werfen wenn den geringfügigen Lederstückchen zur Körperbedeckung, das sich die Yamana anhängen, kommt zu Recht, was Lovenor: 121 schreibt: „It is no exaggeration to remark that, considering the climate in which they had to live, this contrivance tribe had less body-covering than any other people in

* Vgl. hierzu S. 331 die vielen Nachrichte, die den Yamana aus der Überreihung europäischer Kleidungsstücke auf den Missionsstation und später noch erwachsen sind.

die wurde." Ein Weniger an Körperumfang, als es die Yanamo in der heutigen Kap Hoorn-Gegend besitzen, kann man sich nicht denken.

Zur weiteren Begründung folgen hier noch einige Urteile früherer Reisender. Dumont (S. 52) sagte kurz und bestimmt: „Die Männer gehen ganz unbekannt, allein die Weiber bedecken ihre unterirdischen Theile mit einem Stücke Leder."[48] Über die Eingeborenen im Fuse Christmas schrieb Gennes Fleurieu (b): 243 im Dezember 1774: „Sie hatten keine andere Kleidung, als ein Stück Robbenfell, welches ihnen kaum bis auf die Hälfte der Lenden herabreichte, und oben kaum die Schultern bedeckte. Selbstvergessen blieben ihre Hände und Füße und der ganze Leib, einer Kälte hingegeben, die auch uns, obwohlwir wir gut dagegen versorgt waren, empfindlich war." Wenige Zeilen weiter fügt er ein: „Die Kälte schien ihnen sehr empfindlich zu seyn, denn sie zitterten am ganzen Leibe ..." Nahe der Augustaus Harvey wurde Snow (a): II, 16 von vielen Eingeborenen umdrängt. „They were all unclothed, except one or two of the women, who had fragments of seal-skins, thrown across the shoulder." Die europäischen Kleidungsstücke, die Snow (b): 262 ihnen schenkte, empfanden sie lästig auf ihrem Körper. „The men directly they came on deck were clothed by us, but evidently they did not like such confinement of their limbs." Bald nach seiner Ankunft berichtete Dawson über den Eindruck, den die armseligen Yanamo auf ihn gemacht hatten: „Their destitution is great, and they have but the pretence of clothing in a strip of seal or other skin over their shoulders" (VBA: XIII, 81; 1866). Etwas ausführlicher hat sich Bove (d): 290 geäußert: „Un pinzolo mantelletto di pelle di foca o di guanaco gettato sulle spalle, e tratto tratto in una fettuccia che gira attorno al collo, sono i soli indumenti di un Fuegino. Talora non hanno pur neppure il povero mantelletto." Das heißt, wie er (g): 234 kurz noch sagte: „Vanno pressochè nudi in quel rigido e tempestoso clima." Ihm stimmt Latrobe (b): 141 bei, daß „tutti sono perfettamente nudi, uomini e donne. Solo vedemmo talvolta qualche donna ed anche qualche uomo colla spalle coperte da una pelle di lontre o di otaria, usata ad uso di mantelletto". Angesichts dieser nackten Wilden im rauhen Kap Hoorn-Gebiet staunte jeder Europäer über ihre Lebenskraft, ihre Widerstandsfähigkeit und ihre feste Gesundheit.

1. Kleidungsstücke des Mannes

Eine eigene Kleidung für jedes Geschlecht benützen die Yamana nicht, jedes gibt sich durch seine fast unbedeckte Körpergestalt mehr als deutlich zu erkennen. Als wesentliches Stück besitzt der Indianer sein sorgsam, einen Rückenbehang. Damit dürfte man sein einziges Kleid richtig benannt haben. Fast nie ist es größer als seine eigene Rückenfläche, die unregelmäßigen Ränder zeigen mehr oder weniger Rechteckform. Durch einige Löcher an der schmälleren Kante zieht der Mann einen kaum

[48] Vgl. Abb. 14, S. 15, die erste Darstellung der Yamana aus dem Jahre 1624.

I am broken Women, due er um seinen Hals legt und seiner seinen Kiss verkauft. Der frei beschäftigende Lederstrick schindet er entweder nach rechts oder nach links, je nachdem er diese oder jene Körperseite schlimm will. Wird er ihm lästig oder hinderlich, löst er den Riemenknoten unter seinem Kinn und wirft es ab.

Women: 137 beschreibt diesen Bekang der Männer als ja skin over their shoulders, reaching little, more than half way down the back; some have not even this many garments".[1] Sommer wie Winter dient dem ungeschwänzten Yeomen das gleiche Stück, sogar für die kalte Jahreszeit verlangt er noch keinen besseren Schutz. Auch Boye (c): 137 berichtigt: In jenen schneelichen Klima, reich an Schnee und Regen, an wilden Stürmen und empfindlichen, frostiger Kälte besitzt jeder nur „una pequeña capa de piel de foca o guanaco usada al revés con una cinta de cuero".

Nie ist das Lederstück groß und weit genug, den ganzen Oberkörper abzudecken. Wer seine Hüfte verhüllt, stellt es über die Schultern weg nach oben der Körperseite, die nur Windstärkung hingewendet ist, hängt es durch sehr locker an einem einzigen, um den Hals laufenden Lederriemchen. Zum schützenden Schutz bindet man diesen Bekang bis und benützt ihn als Decke. Glückbehauptet verstehen sowohl Indianer die kunstlosesten Kunst, sich so sehr zusammenzukrümmen, daß schließlich viel davon Körpers unter diesem einzigen Lederstücke Platz findet.

Vorwiegend ist es der kleine Seelöwe, der sein Fell zu diesen Kleidungsstücken liefert. Hierzulande nützt man zwei kleine Stücke zusammen. Die Kanten beschneidet man in etwa regelmäßig. In den südlichen Gebieten benützt der Mann auch ein Mittelstück von zwei oder drei Fischottervellen, während die Bewohner des Ostens sich ein gleich großes Fellstück von Guanaco umlegen. Bekanntlich sind Guanacos auf der Isla Navarino und auf dem Nordufer des Südlichen Canal de Beagle leicht zu erreichen; Seelöwen treten weniger häufig auf. Möglich, daß auch dem Beispiel der benachbarten Selk'nam die östlichen Yamana sich erst in neuester Zeit einen weiteren und längeren Mantel anfertigen, der ihren ganzen Körper umschließt; ursprünglich war er bei ihnen ebenswenig im Gebrauch wie bei den anderen Gruppen."[2]

Schonung fordert der Bekang nicht und ist er schadhaft geworden, läßt er sich leicht ersetzen. Man trägt die bekancta so lange unverändert auch weiter. Läge die Haarseite der Haut auf, würde darin sich viel Schmutz und Schweiß ansammeln, die Haut selber durch stärkere Berieb

[1] Wenige Jahre später hat Fenelon (a): 130 bei den Alacalufen der Tekenika-Bucht beobachtet: „Sometimes these natives upon mankind wear a part of the skin of a guanaco or seal skin upon their backs, but often there is nothing, either to hide their nakedness or to preserve warmth, except a strap of hide, which is tied to the side or back of the body, by a string around the waist".

[2] Bennett schreibt: „The natives of the shores of Beagle Channel are frequently clothed in a guanaco skin; not the beautiful guanaco robes used by the Patagonians, but the coarse shaggy skins of the guanaco animals which the Patagonians use only as tent covers" (19: III, 127; 1836).

gekommen oder gemacht und das ganze Schiff, weil das Leben dessen Regen angewiesen bleiben, bald kurz und matt. Die Lebensmittel aber, obwohl mit Vorsicht behandelt, wird bessere wieder von der farbigen Bevölkerung, der sie verfüttert, vermengen eingeführter und hält sich Wagen weiter, selbstverständlich taugt der Regen von der noch selten gewordenen Wasserschicht leichter ab und vermag den ganzen Schiff nicht zu durchdringen. Auszubringenderweise aber ist, wie ich erfahre, daß die Wasserschicht auf der weißen Bevölkerung für die farbigen unbrauchbar wirkt. Wie Wunder, wenn wegen dieser leichten Bedeutung oft die Ruhig oder verlassen verschwindet wird. In der Hitze und im Regen, bei der Arbeit und auf der Jagd läßt das der Mann, mit leichtem Anführen den Lederkoffer, vergißt Selbst und so Hilfe sich jetzt wieder als nervös, so will dann ganz frei sein für den Rest, das er jetzt vorhabe. Dann ist das Schiff leichter, leichter wird es auch beweglicher und Bewegungen nicht gestatten. Bereits nach einigen Wochen ist es schädig und an den Rändern eingerissen, durch weit über ein halbes Jahr können schlagen an der Mann mit sich herum."[1]

Die Bekleidung der Männer trägt jedenfalls und überall einen eigentlichen Schambedeckung, die etwas größer ist als jene der Frauen. Sie bestehen aus glatten, gleichfalls weißgrauen Lederstoff. Selbstverständlich dient es allein der Schicklichkeit. Immerhin werden einige alte Männer so weichlich, daß dann der Schamschurz fast gewohnheitsmäßig fehlt. Einer Sitte der Bevölkerung beim Baden und Waschen etwas Verschämtheit schenken, jedenfalls ist dieses Empfinden bei ihnen nicht mehr stark genug, daß sie sich nur einen Schamschurz beschaffen möchten. Bei Frauen möchten und schützen Männer nicht die Allgemeinheit eine gleichliche Reichheit nicht ganz; ohne Männern haben sogar einmal keine Verhaftungen zu machen. Trotzdem scheint letzteres beim Manne darauf, daß ihre Blöße die Augen der Anwesenden nicht verletzt. Willkürliches Nacktgehen wird gewohnheitlich nicht geduldet.

Die alte Zeit kannte weder Fußbekleidung noch Fußbekleidung irgendwelcher Anwendung. Während sie den Leuten der Kap Bauer-Gegend heute fehlen, wie Brauns (p) 248 bekommen,[2] haben sich wohl nur vereinzelt im nördlichen und östlichen Gebiete eigentliche Sandalen aus Gummi- und Rohhautstoff eingebürgert. Eine Beschädigung durch die Schlangen (Bd. I, 213) ist nicht von der Hand zu weisen, während sie im Westen von den Hohlwegen ausgegangen sein dürfte; denn letzteres, wie auch den schädlichen Nachbarn, die jetzt ausgerotteten Chamäleon und die ausgestorbenen Elephanten den Chilot-Archipels, wegen Sandalen aus Rohhaut.[3]

---

[1] Diesen Bekleidung der Männer erwähnen Andersson 278, Baum (a) 107, Chapman (b) 176, Brauns (p) 247, Lacerda (b) 105, Baum (a) II, 34, Serpa-Pinto (g) 161 u. a.

[2] Von den Bakalai bei schwarzer Dem-Bau (a) 130 berichtet, daß „zwischen ihnen und weißen keine sexy schädlichen bei dieser".

[3] Am 23. Mai 1807 bei Ramsay über den Kalai nach Chaus berichtet: „The snow is about a foot deep, and it freezes hard every night, and some of the men were frostbitten" (RGS. I, 144; 1807). Diese Beobachtung bestätigt er nicht, da Abdrücke von den Bakalai-Bewohnern machen sah.

[illegible]

Die Tracht [illegible] hat [illegible] wie die der Schlesier (Abb. 10). Ein etwa 40 cm langer und 30 cm breiter Lederschurz vom Gesäß oder vom Bauchnabel schwebend [illegible] gebunden, in die hinteren Schamleiste und in die vorderen Hüfte steht, oder den Rücken und noch engen Folge, einige Löcher. Der Fell wird so gewonnen, daß der vordere Lederlappen über die Lenden umgeschlagen wird und auf den Fellschluß zu liegen kommt. Nun schlägt man die Rückseite von beiden Seiten her noch oben und verschnürt die vorderen Ecke über der Brust mit einem kurzen Lederriemchen. Unterhalb über den Lenden beginnend steht man ebenfalls durch die gewölbt an den Rändern übereinanderschlagenden Löcher auf jeder Seite die beiden hinten Ecken der einfachen Rückseite und verknüpft sie am Ende des Riemen. Über oder Rücken dieser die Öffnung, in welchen der Fell eingeben und warm steht. Weil die hinteren Ecke weiter liegt, bekommt der Fell auf dem Rücken geneigten Halt, überdies stützen sich die Beine auf den Beckenknochen besser auch warm, während die Kniegelenke hervorgehoben wird. Schnell ist der Leder in der hinteren Ecke erweicht und der Fell selber gelb gestützt sich jeden Unterlage an. Unter diesen Bedingungen erfolgen sich die Beckenlehre bei Wanderungen über den vorgeschriebenen warmen Waldboden hinweg als vorteilhafter gegenüber dem europäischen Schuhwerk. Die Einlage hält sehr schnell und wird wenig, läßt sich leicht wechseln erneuern.

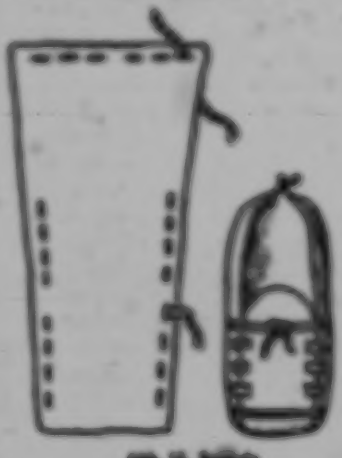


Abb. 10. Schlesier

Frühere sichere die Beckenlehre zur Schlüpfschuh, wenn von der Ferse der Schlesier erwähnt, auch ausgenommen[1] als die von Cassowarfell, die Sandschuh[2] heißen. Letzteres trägt der Tarasco weit seltener, hat er doch den Schlüpfschuh bequemer und leichter zur Hand. Fast nur bei längeren Märschen durch den Wald legt er Sandalen an, lasse ja in der Hütte oder im Korn. Trotz mancher Vorteile, die sie gewähren, tragen die meisten Männer sie nie, obwohl das Beckenlehre weiterwerden sehr unangenehm ist (Vgl. Beneke in VEA: XI, 260, 1864).

Im Osten, wo der Cassowar leicht zu erjagen ist, hatten die Männer gelernt, vermutlich unter dem Einfluß der Schlesier, eine Art Cassowar-

[1] Lehmann (p. 128 „Sandalen, wobei nur zwei enge Lederstreifen, die zwischen den großen Zehen und zwischen zu zweien um die Knöchel befestigt werden, auf der Fußsohle zu liegen kommen". Dieses Fußschuhe erscheinen leichter Beschreibungen kann ich nicht beobachten.

[2] Die Wort-Tracht kennen diese Wort nicht, sie gingen fast immer barfuß.

[illegible] [illegible] [illegible] [

bei schlechtem Wetter ihren Hausrat sichern will, kehrt die Lastträgerin vorübergehend nach außen; manchmal dreht sie dem Rückenbehang wieder um.

Nach jeder Richtung hin sind die Urteile von weit früheren Reisenden kombiniert worden. Barrow (a): II, 14 schreibt über eine kleine Gruppe, die er im Canal de Bengla antraf: „They were all marked, except one or two of the women, who had fragments of some garment, or cotton, thrown over the shoulder." Barrow (a): 117 drückt sich allgemeiner aus: „Schmutz und ein kleines Mißverhältnis und Gemeinheit bilden die Anerkennung einer Frauenfigur; manche besitzen nicht einmal einen Hemd, manchen mit bloßer Brust, manchen Armen und Beinen tragen sie alles Unbildliche der schlechtesten Witterung." Auch Prevost, die sich in etwa gegen Wind und Wetter schützen wollen, hängen sich manchmal, folgend der Gepflogenheit der Männer, diese kurze, schmale Mäntelchen vor die am meisten betroffene Körperseite. Hyades (p): 337 sagt hierzu: „Le plaquet du temps, chaque individu possède une pagne, de plusieurs on de leurre qu'il plaire sur ses épaules pour s'abriter tant bien que mal contre le vent". Lange vorher hatte Anonymus: 270 geschrieben: Die Bewohner des Canal de Bengla „gehen für gewöhnlich vollkommen nackt, bis auf ein kleines Fell um die Schultern".

Unerläßlich ist jeder Frauenpagne der sogar von den meisten Männern angelegte kurze Schamschurz.[1] Dieser, unbildlich, schlaffer genannt, fehlt ihnen nie. Hierauf sei deshalb besonders hingewiesen, weil einige europäischer Reisende dieses Stück als so selbstverständlich voraussetzten, daß sie es in ihrem Bericht entweder nicht ausdrücklich oder nicht bestimmt genug nennen. Derart notwendig gehört es zur Ausstattung einer Frau, daß Hyades (p): 330 schreibt: „Autrement différentes entre les deux sexes, quel une petite 'feuille de vigne' en peau de guenaque pour les femmes."[2] Ein Nackt gehen der Frauen und Mädchen gibt es nicht.

Wilhelmi Damman (b): 176 versichert, daß Männern hierselbst jedwede Bedeckung fehlt, betont er demgegenüber ohne Einschränkung: „Les mujeres usaban siempre una clase de pequeño pedazo de piel que cubria solamente las partes genitales". Wie folglich jede Frauenpagne an diesem Schamschurz festhält und eine gänzliche Entblößung vor Männern vermeidet, erhellt aus einer Beobachtung, die Hyades (q): 499 in die Erklärung der Bilder seiner Monographie eingeflicht hat. Die Tafel XII stellt ein nacktes Mädchen dar, namens „Kamakalik Kiwi: la figure 1 la représente au moment où, par une exception très rare, elle était dépourvue de son petit tablier; notre

[1] Diesen Brauch erwähnen beispielsweise Dumont (I. 12), Cranz Prevost (I. 19), Wallace (I. 68), Barrow (b): 302 u. a. „Il est employé par toutes les petites filles et les femmes du pays depuis les plus jeunes jusqu'aux plus âgées. Il est extrêmement rare qu'une femme indigène se risque de se montrer en dehors que, pour une raison quelconque elle le peut, en première précaution est de s'en pourvoir un autre" (La Pérouse: 212).

[2] In anderer Verbindung spricht Hyades (q): 348 nochmals von diesem „rétrécissement qui rappelle exactement, par sa situation et ses dimensions, la feuille de vigne qu'on impose à certaines statues".

suprême ressemble M. le Lieutenant de vaisseau Perez, qui a pris notre photographie, était très content de notre jeune fille, mais il ne put jamais obtenir qu'elle donnât en main droite de la glace malgré ses sollicitations".

Eine strenge Forderung der Schicklichkeit und des Schamgefühls ist dennoch dieser Sitte, nicht einmal andere Ingwa die Frauen tun sie.[1] Hierzu zeigt sie eine Dreieckform von etwa 15 cm oberer Breite und etwa 10 cm spitzer Länge, darunter gibt es auch Tragen- und Rechteckformen, immer schützt sie ein weiches Lederstück und herumgelegt Gummischnüre, die leichtmöglich gleich gemacht und mit Tran eingefettet wird. Mädchen und jüngere Frauen bedienen Lederstücke vom Fischotter und vom Guanaco, ältere dürfen es nicht benutzen; sie tragen dieselben so, daß die schwarze Seite ihren Körper anliegt.[2] In die beiden oberen Ecken bohrt man je ein Loch, in einem verbindet man einen schwachen Lederriemen oder eine gutfarbenen Schnurschnur, führt sie rund um die Hüften und verknüpft sie an der anderen Ecke des Schamschurzes. Er hängt frei herunter, legt sich gut an, wird auch nie wenig zerschnitten die Reise gehindert und erfüllt seinen Zweck.[3] Eine auch längere Gebrauch wird dieses Stück durch ein neues ersetzt, es an wandere in jeder Hütte.

Frauenschurzen tragen einmals Sandalen an, b o r f o S schreiben sie viel bequemer. Überdies schützen sie oft im Wasser trocken und im nassen Erdreich herumkriechen. Jedenfalls Kopfbedeckung fehlt[4] ihnen niemals, wie auch den Männern und Kindern; der dicke, kräftige und wirksame Kopfhaar ist allen Feuerländern jedem Alters einer ausgiebige Deckung gegen Wind und Regen.

3. Kleidungsstücke der Kinder

Nicht nur im Wasserleben, selbst in den geringen Einzelheiten stimmt die Körperbekleidung der Kinder mit jener der Erwachsenen überein. Auch die Kleinen kennen keinen anderen Körperschutz als den kurzen R ö c k c h e n b e h a n g, der, ihrem unentwickelten Körper in etwa angepaßt, aus weichem Leder jüngerer Tiere angefertigt wird. Ihn ausfindig zu machen, das schienen die Indianer nicht zu kennen. Also hängt er wie ein alter Fetzen oder wie ein Lumpenstück am schmutzigen Körper des Kindes. Ihn zu schu-

[1] Ausführlich äußert sich Hyades (f): 141 hierzu wiederholt: „Les femmes seulement ont un petit vêtement de peaux, destiné à couvrir les parties génitales, et qui consiste en un triangle très court et très étroit comprenant les cuisses en avant de la ceinture dont le petit côté tourné en dehors. Elles ne quittent jamais, ou presque jamais, ce vêtement; pendant l'acte conjugal, il est simplement relevé sur l'abdomen." Vgl. auch Hyades (h): 1246.

[2] Dies, wie Hyades (d): 307 meint, „probablement parce que son contact avec l'épiderme est plus doux que celui du cuir".

[3] Ähnlicher sagt Lawrence (b): 133 aus: „A triangular piece covering all this was usually worn by the women". Ausführlicher schreibt Hyades (g): 330 wieder: „Les femmes portent toutes seulement du poils, un petit tablier triangulaire en peau de guanaque, de 12 à 15 cm de longueur et de 7 à 8 cm de largeur à la base".

[4] Fitz-Roy (a): 176 hatte beobachtet: „A small fillet is all that is worn around the head. Usually this is a mere string, made of the sinews of birds or animals." Dieses Stück ist ein einfacher Kopfschmuck.

nen kommt niemandem in den Sinn. Kurz sagt Hyades (q): 330: „Vers trois ou quatre ans les enfants, de temps à autre, portent une petite peau sur l'épaule." In solch mangelhafter Bedeckung machen diese kleinen, scheuen Wesen auf jeden Europäer den Eindruck großer Vernachlässigung und bedauernswerter Verwahrlosung.

So lange sie noch auf die besondere Pflege der Mutter angewiesen sind, kriechen sie nackt herum. Beginnen sie selbständig zu laufen, erhalten sie ihren Rückenbehang, den sie je nach Laune und Lust tragen oder abwerfen. Er dient ihnen auch als "Decke" für den nächtlichen Schlaf. Etwas später, im Alter von vier Jahren erhält das Mädchen seinen *malahána, mälagána*, den dreieckigen Schamschurz, von dem es sich seitdem nicht mehr trennen darf. Alle Frauenspersonen achten darauf, daß es sich in kindlichem Unverstande nicht entblößt. Die Maße für die Schambedeckung bestimmt die Körpergröße des Kindes (Abb. 16). Knaben erhalten dieses Stück erst im Alter von zehn Jahren oder später, je nach Gutdünken der Eltern oder der Verwandten; man fühlt keine Notwendigkeit, daß Buben einen Schamschurz tragen, da ja auch alte Männer ihn gelegentlich beiseite lassen. Aber mit Beginn der körperlichen Reife zeigen sich die Knaben ohne ihn nicht mehr in Gesellschaft von Erwachsenen.

Abb. 16. Schamschurz für Mädchen. 1/3 nat. Gr.

Der Mutter obliegt es, ihren Kindern die einfachen, bescheidenen Stücke der Körperbedeckung anzufertigen. Das fordert keine besondere Mühe. Trotzdem schaut manche Frau regungslos zu, wie ihr Kind in einem schäbigen, zerrissenen Mäntelchen herumläuft und sie läßt lange auf sich warten, bis sie das unbrauchbare, schmutzige Stück durch ein besseres ersetzt. Die Kinder schonen ihr Kleid ebensowenig wie die erwachsenen Personen; sie zerren es durch Kot und Asche, benützen es als Unterlage und Decke beim Sitzen und Schlafen, hüllen Fleisch und Muscheln darin ein, behelfen sich damit, wann und wie immer es ihnen dient. Die Witterung ihrerseits wirkt auf jedes Lederstück stark zersetzend. Obwohl es mehr oder weniger von Tran durchtränkt ist und immer wieder bewußt oder unbewußt eingefettet wird, nützt sich durch vielen Gebrauch schnell die Haarschicht der Außenseite ab

und nun hat die Feuchtigkeit von beiden Seiten leichten Zutritt. Andauernde Schimmelpilzbildung bewirkt in kurzer Zeit ganz durchweichte Stellen nach Art von großen, unregelmäßigen Flecken, die leicht reißen und zu offenen Löchern werden. Nun endlich schafft die Mutter die schon lange nötige Abhilfe. Flechsternfelle sind zwar wertvoller als Robbenfelle; trotzdem verwendet jede Mutter lieber die ersteren, weil sie weicher und schöner sind als diese, unbekümmert darum, daß sie weniger haltbar sind.

Ein Sorgen und ein quälendes Sichmühen um Kleidung kennen diese Naturkinder nicht. Wenn ein Knabe auch tagelang auf ein neues Mäntelchen warten muß, weil er das alte verloren hat, tagsüber entschädigt er sich durch die Glut des Hüttenfeuers und nachts drängt er sich eng an die Geschwister heran, die ihm etwas von ihrer Körperwärme mitgeben oder ihm ein wenig Raum zugestehen unter dem eigenen kurzen Rückenbehange, der ihnen allen als Zudecke dient. Mit jedem Mindestmaß sind sie zufrieden.

4. Zweck der Kleidung

Selbst beim besten Willen wird man die beiden Lederstücke der Yamana, die nur kleine Flächen ihres Körpers decken, nicht als Kleidung ansprechen dürfen. Ohne viel Überlegung erkennt man den kurzen Dreieckschurz als eine Forderung grundsätzlicher Art, die vom Schamgefühl aufgestellt wird. Dafür spricht im besonderen die Form dieses *mashakana* an sich und die Verpflichtung für alle weiblichen Personen, sich niemals ohne dasselbe sehen zu lassen. Tatsächlich erscheinen vor Frauen alle Männer jüngeren und mittleren Alters sozusagen ausnahmslos mit dieser Bedeckung; nur alte Männer erregen in ihrer gänzlichen Entblößung keinen offenen Anstoß mehr (S. 403), so sehr ihre erwachsene Umgebung sie darin sieht.[83] Auch die allgemeine Gewohnheit, den Mädchen schon im kindlichen Alter diese Schambedeckung anzulegen, ohne daß irgendwelche Feierlichkeit oder Zeremonie damit verbunden wird, besagt alles. Wenn Frauen sie wechseln oder aus irgendwelchem Grunde ablegen, entziehen sie sich den Blicken anderer Personen.[84] Mädchen lernen ein schickliches Verhalten beim Stehen und Sitzen nicht nur am Beispiel der Erwachsenen, sondern auch durch besondere Belehrung.

Zwar ist dieser Lederlappen nur von der Größe einer Hand und hängt an einer einfachen Hüftschnur; indes, wie Hyades (g): 33 beobachtet hat, „ohne diese *Mashakana* zeigen sie sich niemals, aber sie genügt ihnen auch vollständig, obschon man durchaus nicht sagen kann, daß es ihnen an Schamgefühl fehle". Beim Sitzen schließen sie gewöhnlich die Oberschenkel und stellen den einen Fuß so, daß mit der Ferse die Schambedeckung gegen den

---

[83] Auf diese Fassung muß die so allgemein gehaltene Behauptung, „that individuals of both sexes and all ages often went entirely naked", die Lovenior (b): 121 ausgegeben hat, eingeschränkt werden.

[84] Vgl. S. 456 das Verhalten der jugendlichen Kamasakamenpa, die ohne ihren Schamschurz von einem französischen Offizier überrascht wurde.

Körper angedrückt wird. Mit gespreizten Beinen und ohne Bedeckung hocken nur vereinzelt dieser und jener der alten Männer am Boden.

Von diesem kleinen Fellstück sagt Hyades (p): 338 treffend, „c'est un emblème de pudeur". Frauen empfinden es sogar als unschicklich, davon nur zu sprechen. Deshalb mußte ich mit besonderer Vorsicht eine zuverlässige alte Frau gewinnen, dieses Stück, das ich meiner Sammlung einreihen wollte, anzufertigen; heimlich stellte sie es her und übergab es mir mit dem Bemerken, darüber vor anderen Leuten zu schweigen. Manchmal bedecken jüngere Frauenspersonen ihre Brust mit dem kurzen Rückenbehang, jedenfalls dann, wenn Männer mit eindeutigen Blicken sie belästigen sollten.

An und für sich kann das kleine Mäntelchen nur ein notdürftiger und unvollständiger Schutz gegen Wind und starkes Unwetter sein. Eine andauernd kalte Luftströmung aus der gleichen Richtung gegen die nämliche Körperstelle wird für jeden Menschen unerträglich; dennoch kann eine Person, die im Kanu sitzend ein bestimmtes Ziel erreichen muß, dagegen sich nicht anders wehren, als daß sie eben den kurzen Rückenbehang als Deckung vorschiebt. Tatsächlich schützt er fühlbar und bewahrt vor argen gesundheitlichen Schäden. Er darf weder breiter noch länger sein, sonst würde er die Wärme des nahen Feuers abhalten und die Arme beim Rudern oder Arbeiten behindern. Hauptsächlich diese Rücksichten sind ausschlaggebend, wenn die Yamana ihren Rückenbehang in der üblichen Form und Größe anfertigen. Vorübergehend mag ein umfangreicher und wolliger Fellmantel, etwa wie die Selk'nam ihn gebrauchen, den Körper gut einhüllen und gleichmäßig durchwärmen; er gestattet jedoch die freie Bewegung der Arme nicht, die jedermann besonders im Kanu unbedingt fordert.

Wollte der Europäer jene armselige Körperbedeckung nach dem Urteil der Indianer werten, würde er sich von ihrer überraschenden Zweckdienlichkeit überzeugen und fände dabei Gelegenheit, die Findigkeit und Anpassungsgabe jener Menschen zu würdigen. Nicht nur dann ist dem Eingeborenen immer und allein die Kleidung von Nutzen, wenn sie seinen ganzen Körper einhüllt.[40] Brauchbare, dauerhafte Felle und Tierhäute stehen unserem Yamana wohl zur Verfügung, die sich müheloo zu einer geschlossenen Kleidung für den ganzen Körper verarbeiten ließen; aber so unumgänglich notwendig ist sie deshalb nicht, weil jede Person überall leichten Zutritt zum offenen Feuer findet. Dieses aber, neben der frischen Luft, die dauernd den Körper umflutet, bietet jedem viel mehr als eine geschlossene Kleidung, die in jenem regenreichen Klima kaum je vollständig trocken bliebe und nie sich sauber halten ließe. Die Indianer klappern zwar manchmal mit den Zähnen vor Kälte und Frost, oder krümmen sich durchfroren unter Platzregen und Schneegestöber zusammen; dergleichen Unannehmlichkeiten braucht jeder eben

[40] Hyes sagt Exc. 1882: 321: „Eine schützende Kleidung fehlt fast ganz. Ein kleiner Mantel aus Robben- oder Otterfell hängt dem Manne von den Schultern herab, ein dreieckiger Schurz aus Guanacoleder ist die ganze Kleidung der Frau". Noch mehr ließe sich diese Ausstattung selbst nicht im tropischen Afrika verringern.

nur so lange aushalten, bis er wieder ein Feuer erreicht oder neu angefacht hat. In kürzester Frist ist hier der ganze Körper gleichmäßig durchwärmt und die Haut vollständig getrocknet; denn man wendet abwechselnd diese und jene Körperseite dem Feuer zu, jedesmal den Rückenbehang mit leichter Handbewegung in die entgegengesetzte Richtung schiebend.

Falschverstandenes Mitleid allerdings, das sich niemals mit den Vorteilen aller Hilfsmittel zum Körperschutz im Besitz unserer Eingeborenen vertraut gemacht hat, bedauert letztere ungebührlich und unterschätzt deren kluges Urteilen in dem, was sie für sich als zweckdienlich erfunden und ausgewählt haben. In der Tat, vielen gesundheitlichen Schäden weichen sie dadurch aus, daß sie keine anliegenden Stoffe auf ihrem Körper dulden. Häufiger Regen und Schnee, nasse Luft und kräftige Wellenspritzer, die dauernd ihre Haut waschen, fördern die Hauttätigkeit, die dem ganzen Organismus zum Vorteil gereicht; der kurze Rückenbehang, der mit seiner rauhen Lederseite aufliegt, übt gleichfalls eine sanfte Reibungstätigkeit aus. Fiele dies alles durch die Änderung der Kleidung weg, mit welchem gleichwertigen Ersatz könnte der Indianer rechnen? Er hat eine ungleichmäßige Erwärmung und Verweichlichung einzelner Körperteile, die bei anderen Völkern bedeckt werden, von vornherein nicht zu fürchten. Dem bloßen Empfinden, noch mehr dem einsichtigen Urteil dieser Naturmenschen sind all die Schäden nicht entgangen, die der späteren Einführung einer ihnen ungewohnten Bekleidung auf dem Fuße gefolgt sind. Ihr Bemühen, den fremdländischen, ungesunden Zwang abzuschütteln, war naturhaft begründet. Heutigentags machen die letzten Überlebenden kein Hehl aus ihrer Überzeugung, daß europäische Kleidung áika und Ernährungsweise, verbunden mit eingeschleppten Krankheiten und alkoholischen Getränken, den schnellen Untergang ihres Volkes bewirkt haben (S. 339).

Mit außerordentlich starker Kälte brauchen die Bewohner jener fernen Inseln nie zu rechnen. Allerdings sind Wetter und Luft dauernd feucht und kühl. Sollte die Hitze des offenen Feuers nicht ausreichen oder steht eine längere Wanderung bevor, hilft man sich bei scharfer Kälte damit, daß man den ganzen Körper mit einem Gemisch aus Tran und rotem Pulver von gebranntem Lehm gründlich einschmiert. Für gewöhnlich hält sich an der reichlich eingefetteten Körperhaut kaum etwas Feuchtigkeit und manchmal sieht man das Regen- oder Meerwasser in Tropfen abfallen. Jene Schicht dicker Schmiere schützt auch insofern, als sie die eigene Körperwärme zurückhält.[60] Das tat gleichfalls ein einmaliges Einölen mit Tran vom Wal

[60] Dieses Hilfsmittel erwähnend schrieb Agüerallé: 270: Sie „pflegen ihren Körper mit einer Schmiere aus Thran und roter Erde einzureiben, was wohl auch einigen Schutz gegen die Kälte gewährt". Vorher hatte Snow (b): 264 darauf hingewiesen: „The only thing they do to keep more warm is to rub themselves over with grease and ochreous earth". Den gleichen Zweck deutete Fitz-Roy (a): 139 an: „Both sexes oil themselves, or rub their bodies with grease." Auch Segalen: 53 erwähnt diesen Brauch und fügt an: „Had the early explorers imitated instead of despised the Jahgan, they would have had fewer tubes of cod-liver to sell."

oder Seelöwen. Darin erschien jede Person fettglänzend von oben bis unten und wichte höchst befremdlich auf die europäischen Reisenden und Missionare, bis sie sich an solchen Anblick gewöhnten. Dieses leichte und sehr wirksame Mittel hatte jeder zur Hand und griff gern darnach, wenn rauhe Winde blasen oder starker Regen niederging. Unter der heute üblichen europäischen Kleidung ließe sich eine solche Traneinreibung nicht mehr anbringen. Dafür aber starrt jedes einzelne Kleidungsstück von Schmutz und Fettigkeit.

Trotz allem beweist der überaus d ü r f t i g e K ö r p e r s c h u t z unserer Indianer ihre hochgesteigerte Widerstandskraft gegen die schweren Unbilden der Wetterwichte ihrer Heimat und ihre anspruchslose Genügsamkeit; denn neben der Zweckdienlichkeit ihres einzigen Kleidungsstückes und neben der unersetzlichen Vorteile des offenen Feuers fänden einige leichte Bequemlichkeiten immerhin noch gut Platz. Im Vergleich zu den benachbarten Selk'nam sind unsere Yamana offensichtlich etwas ungünstiger gestellt.[47]

5. Bearbeitung der Felle und Häute

Nicht nur zum Anfertigen ihrer geringfügigen Kleidungsstücke, auch zu allerhand Gerätschaften und Gebrauchsgegenständen benötigen unsere Indianer die Häute und die Felle ihrer Jagdtiere.[47] Der Fischotter und der Fuchs werden eigentlich nur ihres Felles wegen verfolgt. In d i e A r b e i t des Zubereitens teilen sich Gatte und Gattin nach alter, gesetzmäßiger Gewohnheit, so zwar, daß die größeren Anstrengungen ihm und die leichteren Handgriffe ihr zufallen. Vorteilhafterweise sind die Felle außerordentlich fettig und tranig; wenn abgezogen, halten sie sich mehrere Tage, trotz gänzlicher Vernachlässigung, unverehrt. Die zuweilen andauernde Ungunst des Wetters behindert gar oft den Mann in dringlichen Arbeiten, während welcher Zeit manche Gegenstände aus Mangel an sofortiger Sicherung und an zweckdienlicher Behandlung schweren Schaden nehmen.

Wo es angängig ist, bemüht sich der erfolgreiche Jäger, die Robbe unverzüglich dort abzuhäuten, wo er sie zur Strecke gebracht hat oder an der nächsten Landungsstelle. Sein Hauptaugenmerk richtet sich auf den leckeren Tran und das frische Fleisch. Vorher muß er das F e l l a b z i e h e n. Er legt den Seelöwen oder eine verwandte Art mit dem Rücken und langgestreckt auf den Erdboden. Den ersten und einzigen langen Schnitt führt er vom Halse über Brust und Bauch zum Ende des Rumpfes. Eine geschärfte Muschelschale dient ihm als Messer. Der zweite und tiefere Schnitt verläuft rund um den Hals; er trennt den Kopf zwar noch nicht vollkommen ab,

[47] An manchen Stellen hatte der Indianer gute Auswahl. So schrieb Bridges am 4. Juni 1864 über seinen Besuch in der Wulaia-Gegend: „The greater part of the skins we saw on the natives, were Otter skins; there were very few Guanaco skins... Seal skin, both fur and hair, were numerous. Many of the skins were sufficiently large to cover the whole person" (Vlä: XI, 260; 1864).

dringt aber mit seinem Messer so weit ein, daß der ganze Kopf, mit beiden Händen gefaßt, nach Herausbrechen des Genickwirbels und unter starkem Zug abgerissen werden kann. Oben an der einen oder anderen Kante beginnend, in der rechten Hand das Messer, mit der linken Hand die Haut fassend, löst er sie von der anhaftenden Fettschicht durch kurze, ununterbrochen quergeführte Schnitte. Die Flossen schält er aus den Gelenken unter dem rundherum abgetrennten Felle als Ganzes heraus, weswegen sie darin hängen bleiben. Stück für Stück arbeitet er vorn, bald auf dieser und bald auf jener Seite, immer zum Rumpfende hin, bis der ganze Körper auf dem ausgebreiteten Felle, von diesem jetzt abgelöst, daliegt. Er achtet darauf, daß nur dünne Fettschichtenreste am Felle haften bleiben; denn sie gehen ihm als Nahrung verloren, weil er sie später nicht abkratzt. Dann schält er als Lappen von Handtellergröße bis viermal mehr die dicke Unterhautfettschicht rund herum vom Körper ab, die Frauen und Kinder mittlerweile zur Hütte tragen. Erst jetzt öffnet er die Bauchhöhle, holt die Gedärme samt Magen und Lungen heraus, die er den Hunden hinschiebt oder ins Wasser wirft, und legt für sich selber das Herz zurück. Durch Wenden des Körpers macht er das Blut ausfließen und zerschneidet ihn schließlich in mehrere große Stücke.

Sobald die Umstände es gestatten — auf wenige Tage kommt es nicht an — wird das Fell getrocknet. Bis dahin ist Vorsicht nötig, damit die Hunde es nicht anfressen. Das Spannen übernimmt der Mann. Vorerst schneidet er die noch im Felle hängenden vier Flossen aus und seine Frau vernäht sofort diese Löcher mit starken Sehnenfasern. In Abständen von Fingerlänge sticht er dem äußeren Rande entlang kleine Löcher in das Fell hinein, steckt er, unter Spannung und von einer Seite zur andern, fingerdicke Stäbe längs und quer, die roh zugespitzt sind und nur wenig aus dem Loche herausstehen. Dickere Stäbe werden stärker belastet als dünnere; alle aber so gedreht und geschoben, daß sich durch die Gesamtspannung des Felles keine Fältchen ziehen. So unregelmäßig und wirr dieses Flechtwerk aussehen, das Fell selber ist durchaus gleichmäßig gespannt.

Zum Trocknen lehnt man es gegen die Außenwand der Hütte und stößt einen hervortretenden Stab in die Erde, daß das gespannte Fell frei aufgerichtet dasteht und von beiden Seiten unbehindert Luftzug erhält. Damit die Innenseite, der noch viele Fettreste anhaften, nicht beschmutzt wird, bringt man über ihr und nicht über der behaarten Seite das Flechtwerk an. Die strömende Luft ist es, die schnell trocknet; deshalb verschlägt es nichts, wenn das noch weiche Lederstück manchen Regenschauer erfährt. Ein Trocknen am Feuer hätte Verzerrungen und Schrumpfungen einzelner Stellen, sogar ein Faulen anderer Stellen zur Folge, weswegen sich die Indianer damit nicht abgeben. Je nach der Jahreszeit und der Dicke des Felles ist dieses nach zwei bis drei Wochen in all seinen Teilen so steif und hart, daß die Geflechtstäbchen entfernt werden können.[*]

[*] Dieses Flechtwerk zur Fellspannung ist genau so einfach und nach dem gleichen Kreuzgeflecht ausgeführt wie bei den Selk'nam (Bd. I, 210 und Abb. 21). Vor längerer Zeit

Beim Spannen und Trocknen der Felle von einem Fuchs und einem Fischotter geht man in gleicher Weise vor; doch vereinfacht sich die Arbeit, weil diese Stücke leichter und kleiner sind. Eine gewisse Vorsicht fordert das Abhäuten der Pinguine und Scharben, sowie das Spannen dieser Häute *apun, minal*, die dünn und zart sind. Felle und Häute anderer Tiere kommen für eine Bearbeitung nicht in Betracht.

Bestimmt man die trockenen, steifen Robbenfelle zur Hüttendeckung, fordern sie keine eigene Zurichtung. Für die vielfache weitere Verwertung jedoch ist es nötig, sie zu r e i n i g e n. Das gewöhnliche Messer oder eine scharfkantige Muschelschale dienen als Schaber. Mit der ganzen Breitseite der Schneide kratzt die Frau, Stück für Stück, die Innenseite ab. Das ausgebreitete Fell liegt mit der Haarseite dem Erdboden auf, sie kniet oder hockt darauf und rutscht stückweise weiter. Mit mäßigem Druck und in kurzen Strichen führt sie den Schaber in ununterbrochenen Armbewegungen auf ihren Körper zu; deswegen erscheinen die Kratzer schichtenweise in die gleiche Richtung gestellt. Jedenfalls ergibt sich ein unregelmäßiges Bild auf der ganzen Kratzfläche, weil die Schärfe des Schabers und die Kraft des Armes unablässig schwanken. Vor allem das eingetrocknete Fettgewebe und die oberflächliche, durchscheinende Hornschicht sollen entfernt werden; denn sie gerade neigen leicht zu Fäulnis. Die Frau hat es mehr im Gefühl, als daß es sich bestimmt sagen ließe, wie weit sie beim Abschaben in die Tiefe gehen soll; entscheidend bleibt die Dicke des ganzen Felles.

Öfters macht sich noch ein E n t h a a r e n nötig, wenn man Lederstücke zum Rückenbehang, zu Taschen oder zu Riemen braucht. Von kleineren Stücken kratzt man die Haare mit dem Schaber herunter, weit häufiger leitet man einen Fäulnisprozeß ein. Einmal legt man das ganze Fell unter die Schlafstätte, an der vorher eine flache Erdschicht abgehoben wurde, bedeckt es wieder mit feuchter Erde, mit Gras oder Moos, und ordnet darüber das Lager wie zuvor. Unbekümmert darum wickelt sich das Leben in der Hütte wie gewöhnlich ab. Die Feuchtigkeit von unten und ein wenig Wärme von oben leiten eine Art Gärung ein, bei der sich die Haarschicht lockert. Sie läßt sich schließlich mit der flachen Hand leicht abstreifen, sobald das Leder sich mit einer dünnschleimigen, schmierigen Schicht übersogen hat.[99] Erfolgreicher ist die Frau bei einem anderen Vorgehen. Sie sammelt ihren eigenen Urin auf dem ausgebreiteten, mit der Haarschicht nach oben gewendeten Lederstück und läßt ihn eine Zeitlang eindringen, einerlei ob dieses Stück in oder außerhalb der Hütte mehrere Tage liegen bleibt und gleichzeitig die Feuchtigkeit des Erdbodens erhält. Als wirksamer beurteilen die Leute den menschlichen Urin, wenn er auf dem Lederstück gesammelt und warm sogleich mit der

---

erben sprach Dumont von einer Bearbeitung der „skins by stretching them in wooden frames, till quite dry; then scraping and rubbing with stones, till soft and smooth, and white inside" (VP: VI, 86; 1859). Dieses Verfahren ist uralt und auch den Halakwulup geläufig.

[99] Mit kurzen, allgemein gehaltenen Worten erwähnt auch Hyades (q): 347 diese Art der Fellbehandlung zur Entharzung.

flachen Hand oder mit einem kleinen Bausch aus Holzspänchen verrieben wird. Hat man dieses Verfahren mehrmals wiederholt, überdeckt man das Fell mit einer dünnen Schicht feuchter Erde, setzt sich öfters darauf oder streckt sich zum Schlafe darüber aus, damit es von der eigenen Körperwärme viel mitbekommt. Nach etwa zwei Wochen lassen sich die Haare durch einfaches Abstreifen leicht entfernen. Nun ist das Lederstück außerordentlich weich, bequem schneidet man die lange Leine oder kürzere Riemen heraus.

Mühsamer ist das Zurichten eines Otternfelles. Hat die Frau es in dem oben genannten Gitterwerk aus Stöckchen vollständig getrocknet, rupft sie die langen, groben Haare einzeln mit ihren Fingern oder vermittels zweier aufeinander passender Muschelschalen aus. Zwar ist diese Arbeit langwierig; aber schließlich erscheint der gleichmäßige, sammetweiche Pelz, den jeder mit Behagen anschaut und über den jeder aus Wohlgefühl gern mit der flachen Hand auf- und abfährt.

Die harten, dicken Robbenfelle, auch wenn ihre Innenseite gut beschabt wurde, fordern nach dem Trocknen noch ein gründliches Walken, damit sie weich und biegsam werden. Feste Hände gehören dazu, die den Yamana-Frauen nicht fehlen. Diese Arbeit drängt nicht, weil das trockene Fell, wenn vor starker Durchfeuchtung geschützt, keinen Schaden mehr leidet; auch wird sie in kleinen Abschnitten durchgeführt, weil jede Frau dabei schnell ermüdet. Sie faßt ein Teilstück mit beiden Händen, schließt diese zur Faust und drückt sie knetend gegeneinander, so daß allein durch diese Bewegungen das Leder sich erweicht. Mehrmals läßt sie jeden einzelnen Teil durch die Hände gleiten und knetet in verschiedener Richtung. Harte, vernarbte Stellen nimmt sie zwischen die Zähne und nach langem Beißen unter viel Speichelbildung werden auch sie schließlich weich. Überhaupt zieht sie kauend all jene Lederstücke durch die Zähne, die sie ganz geschmeidig machen will.

Ein eigenes Verfahren, dem Leder hohe Dauerhaftigkeit durch Gerben und Durchtränken mit besonderen Stoffen zu verleihen, kennt das Yamana-Volk nicht. Die bearbeiteten Felle besitzen von vornherein reichlich Fett und Tran, ja werden unbewußt damit so oft bestrichen, daß ein gewisser Schutz gegen Fäulnis durch Feuchtigkeit und gegen Brüchigwerden durch Eintrocknen gegeben ist. Zumal der Rückenbehang erfährt von der fettigen Körperhaut durch das bloße Tragen reichliche Einfettung. Nur vereinzelt nimmt man ein Lederstück oder einen fertigen Gegenstand aus Leder her und ölt ihn gründlich ein; noch seltener vermischt man Tran mit rotem Pulver von gebranntem Lehm zu einer kittartigen Masse, die man unter Druck der flachen Hand über die Lederfläche verreibt.[*] Will man kleinere Lederstücke weich und geschmeidig machen, durchtränkt man sie geraume Zeit mit viel Tran. Häufiger Gebrauch allein verhindert, daß Leder hart und steif wird.

[*] Bei den Selk'nam (Bd. I, 212) wird dieses Verfahren allgemein geübt, wohl deshalb, weil die Guanacofelle an sich wenig Fett enthalten und weil dem Körper dieser Indianer eine nur schwache Fettschicht aufliegt, die sich auf die alltäglichen Gebrauchsgegenstände ohne bewußte Absicht von selber überträgt.

Wenn immer nötig, wie bei einem größeren Fellmantel, z. B. beim Mantel aus Otternfellen erforderlich, weiß man auch Lederstücke bequem und kaltbar zusammenzunähen. Man beschneidet die Kanten in etwa geradlinig und legt sie seitlich nebeneinander. Nahe dem Rande der beiden Stücke öffnet man erst ein Löchlein, indem man eine Ahle oder einen spitzen Knochen durchsticht, und führt dahinein eine im Munde angespitzte Sehnenfaser alsdann, die man mit Daumen und Zeigefinger hält. Nun wird ein weiteres Löchlein gebohrt und von einem zum andern führt man in einer Spirallinie den Faden über die beiden freien Kanten hinweg weiter. Abschließend klopft man die aus der Ebene etwas hervorstehenden Kanten mit einem runden Steine platt, damit sie ihre Härte verlieren und nicht unangenehm reiben. Sehr grob und ungleichmäßig fällt eine solche Arbeit aus; denn es fehlt an bequemen Gerätschaften. Lederstreifen und Riemen befestigt man untereinander oder verbindet sie mit anderen Dingen durch einfachen Verknoten.

Die eben erwähnten Sehnenfasern, genannt ahuámi oder ándna, werden häufig beim Nähen und Zusammenfügen einzelner Lederteilchen verwendet. Wer Sehnenstränge vom Guanaco, die zerfasert werden, nicht erreichen kann, verschafft sich die Sehnenfasern im Schwanze des Fischotters oder des Bibers (*Myocastor coipus*), welch letzterer allerdings dort nur selten auftritt. Wurde dem Tiere das Fell abgezogen, schneidet man den Schwanz an seiner Wurzel ab. Man läßt ihn einige Zeit trocknen und bricht die einzelnen Wirbel durch, ohne die Sehnen zu zerreißen; die zwei oder drei letzten Wirbel beläßt man vereinigt. Die durch dieses Verfahren gelockerten Sehnen zerfasert man mit den Fingernägeln so lange, bis die Fasern zum Nähen dünn genug geworden sind. Wie ein Büschel hängen sie dann an den kleinsten Schwanzwirbeln und lassen sich davon durch einen kräftigen Zug abreißen.

C. Reinlichkeit und Körperschmuck

Das unsaubere, ungepflegte Äußere der Yamana stößt jedem Fremden ab.[1] Ein widerlicher Anblick ist es, jene Menschen, fettglänzend wie mit Flechtren übergossen, zwischen dem bunten Durcheinander ihrer Gebrauchsgegenstände in den rauchgeschwärzten, dunsterfüllten Hütten oder ängstlich zusammengekauert in den überfüllten, von Unrat strotzenden Kanus hocken zu sehen. Haben sie denn gar kein Gefühl für das Wohlbehagen, das ein Reinigungsbad einem sauberen Körper entströmen läßt, oder für die Auffrischung, die einer gründlichen Waschung folgt, oder für die Naturnotwendigkeit einer reinlichen Wohnung? Vieles lange entbehren müssen macht durch die Gewohnheit gefühllos!

Unsere Indianer mußten sich in das Ärmliche und Unzulängliche ihres

[1] Aus Uruáia früherer Reisender führe ich nur an, was Snow (2): I, 245 aufgezeichnet hat: „They appeared to have no idea of cleanliness, for a dirtier set of individuals I have rarely met with; and I imagine they never attempt to wash themselves."

Lebensraumes hineinfinden, wo ihnen Stoffe und Gerätschaften fehlen, ohne die andere Völker sich nicht wohlfühlen könnten. Die Sorge um Erhaltung des eigenen Lebens nimmt besonders während der Kanufahrt ihre Aufmerksamkeit so vollständig in Anspruch, daß sie auf Schonung ihres Körpers oder ihrer wenigen Gebrauchsgegenstände nicht achten dürfen. In den Hütten, die eine einzige Nacht oder wenige Tage nur eine geringe Deckung gegen lästige Witterungseinflüsse bieten sollen, etwas Behaglichkeit oder Bequemlichkeit anzustreben, verlohnt sich nicht der Mühe. Endlich ließe die Unrast des unaufhörlichen Wanderlebens sie aller Anstrengungen um Sauberkeit nicht recht froh werden. Der Sinn dafür geht ihnen durchaus nicht vollständig ab und man begingе an ihnen ein Unrecht zu meinen, sie erstarren im Schmutz. Ja sogar einen verhältnismäßig reichhaltigen körperlichen Schmuck, als Ziergegenstände und als einfache Bemalung, haben sie ausgebildet,[*] der seinerseits nicht unbeträchtlich über die fehlende oder sehr mangelhafte Reinlichkeit hinwegtäuscht. Manchem, was ihre eigene Anstrengung unterläßt, ersetzt ihnen vorteilhaft die immer hilfsbereite Mutter Natur.

1. Körperpflege

Auf sich selber zu achten, hält zur Reinlichkeitssinn, kennt der Indianer nicht; seine Sorgen um die alltäglichen Lebensnotwendigkeiten gehen ihm weit vor. Dicke Schmutzkrusten und widerlichen Tiergeruch auf seiner Körperhaut fühlt er gewohnheitsmäßig gar nicht. Ihm fehlt im W a s c h e n jedwede Regelmäßigkeit. Jede Person erhebt sich frühmorgens vom ärmlichen Lager und reibt sich die verschlafenen, verklebten Augen einfach trocken mit dem Zeigefinger aus. Mancher liebt es, mit beiden flachen Händen die Wangen sanft zu streichen. Selten nur geht jemand zu den nahen Bach hinunter, wo er sich kaltes Wasser ins Gesicht spritzt. Irgendwann aber, falls sich einer mit Asche usw. überschüttet sieht oder auf dem Erdboden beim Jagen und Arbeiten sehr eingeschmutzt hat, fühlt er doch die Notwendigkeit, in den nächsten Tümpel zu treten und seinen ganzen Körper abzuspülen. Mit den flachen Händen und mit einem Bausch aus Bartflechte oder geschabten Holzspänchen *öllö'*, sogar mit einem nassen Moosballen hilft man reibend nach; hinterher trocknet man sich an der strahlenden Hitze des Hüttenfeuers (vgl. Hyades [q]: 348).

Im Wasser untertauchen und b a d e n ist bei Männern nicht beliebt; Frauen steigen sowieso öfters ins Wasser, um niedere Seetiere zu sammeln oder um zu ihrem Kanu zu schwimmen. An den sehr seltenen heißen Sommertagen hospitieren sich gelegentlich einige Männer am Strande, ohne sich mehr als drei bis vier Schritte ins Wasser vorzuwagen; dies dient jedoch mehr dem

[*] Gusinde Feuerland (b): 324 hat den offensichtlichen Widerspruch erkannt: „Merkwürdig ist hierbei, daß man, bei so gänzlicher Entbehrung der Kleidung, dahingehend ästhet auf Schmuck und Zierrathen bedacht ist. Der Feuerländer beschmiert sich das Gesicht mit rötlicher Ockererde."

Bedürfnis, sich gegen die ungewohnte Hitze durch Erfrischung ein wenig zu wehren.[*] Das Wasser der See und der Bäche ist immer kalt, ausnahmsweise erwärmt es sich etwas in seichten Buchten.

Häufig haben diese Leute im Wasser zu tun und oft werden sie von schweren Regenschauern übergossen. Wohl deshalb fehlt ihnen der Antrieb, darüber hinaus das nasse Element in Anspruch zu nehmen. „C'est surtout la pluie ou les immersions accidentelles dans l'eau de mer qui font tous les frais de propreté fuégienne", bestätigt Hyades (q): 348. Weit in die See sich vorwagen ist immer gefährlich; die vielen kleinen Sturzbäche und Rinnsale sind nicht tief genug, um zum Baden einzuladen. Nach europäischem Urteil gehört die Gefühllosigkeit eines Indianers dazu, tagelang allen Schmutz und Staub und Rauch mit sich herumzutragen.[**] Indes regt die frische Luft, die dauernd um den nackten Körper streicht, die Haut günstig an und täuscht über anderes Unbehagen hinweg.

Allen Leuten ist ein trockenes Abreiben viel lieber. Das erstreckt sich über den ganzen Körper. Wen die schmutzige Haut juckt, der greift zu einer grauen, fettigen Tonerde, die an manchen Stellen zutage tritt, oder zu dem weniger häufigen hellgelben, auch rostbraunen Lehm, verrührt ihn mit Wasser und Speichel in der hohlen Hand zu einem dicken Brei und schmiert ihn auf den ganzen Körper. Nahe dem Hüttenfeuer trocknet diese Schicht langsam ein und wird als feines Pulver mit der flachen Hand abgerieben. Dieses Verfahren reinigt ähnlich der Seife; es nimmt vor allem den Fettglanz, den der viele Tran mitteilt, und auch die oberflächliche Bräunung, die der stickige Rauch verursacht, von der Haut weg. Findet sich jene graue Tonerde nicht in der Nähe, greift man zu einem kalkreichen, fast pulverähnlichen Sande, der allerdings weniger gründlich reinigt.

Geeigneter Stoff zum Abtrocknen fehlt diesen Leuten. Sind sie naß geworden, rücken sie in die Nähe des Feuers, dessen strahlende Hitze alle Feuchtigkeit vom Körper schnell wegnimmt, oder sie halten Hände und Gesicht über die Glut. Zuweilen greifen sie nach einem trockenen Moosballen, falls er erreichbar ist; erwünschter ist ihnen *čílĕr*[1], ein Ballen feiner, lockerer, gelber Spänchen von der großblätterigen Berberitze (Berberis ilicifolia, Abb. 17) *hâma, čęlłg*. Diesen Stoff gewinnt man auf folgende Weise. Einem daumendicken Ästchen schält man die Rinde ab, kratzt die oberflächliche weiche Faserschicht weg und schabt nun unter leichtem Druck mit einer scharfkantigen Muschelschale durch Auf- und Abwärtsbewegung vom Holze

[*] Nach Hyades (q): 348, „pendant l'été, lorsque le temps est beau, ils prennent quelquefois des bains de mer, mais simplement comme distraction". Außerdem berichtet er (g): 38 noch: „Nur selten, bei relativ warmer Temperatur, hatten die Franzosen [der Mission Schirripuoue] Gelegenheit, zu beobachten, daß die Feuerländerinnen auch zu ihrem Vergnügen ins Wasser sprangen und ohne einen bestimmten Zweck lustig darin herumspielten. Zu tauchen, wie öfter angegeben wird, schienen sie indes nie."

[**] Wie Snow (b): 263 sagt, ist frei von jedweder Übertreibung: „The Fuegians are excessively dirty, and contact with them might well cause a man to shudder".

feinste Spänchen herunter, die auf einem Lederlappen gesammelt werden und nahe dem Feuer trocknen müssen. Beim häufigen Zusammenpressen des lockeren Ballens entsteht sogar grobes Pulver, das jede Feuchtigkeit schnell auffangt. In einem Darmstück verwahrt man diese Spänchen und wer sie benötigt, holt sich eine Handvoll heraus. Er gebraucht diesen Stoff genau wie einen Schwamm. Meistens benützt ihn eine Mutter, die ihren Säugling wäscht und abtrocknet. Doch greifen fast alle Leute öfters darnach, um sich die Achselhöhlen auszuwischen; so verlangt es die Gewohnheit, damit, wie es heißt, sich kein übler Geruch entwickle.

Fast nie sind es diese feinen Holzspänchen, um so öfter aber die mit Wasser getränkten Moosballen, die zum nassen Abreiben des Gesichtes und Körpers dienen. Anscheinend trifft auch Hyades (q): 348 diese Unterscheidung: „Lorsque les indigènes aperçoivent sur leurs corps quelque souillure plus grave, surtout au matin, ... ils s'essuient avec de fines raclures de bois formant une sorte d'étoupe, ou bien, ils se nettoient par une simple friction avec de la mousse prise autour de leur hutte, très humide et formant éponge".

Wer seine Hände beschmutzt hat, einerlei ob mit Blut und Kot beim Arbeiten oder mit Tran und Speck beim Essen und beim Ausweiden eines Tieres, streift sie im Sande des Erdbodens oder an den nächstliegenden Fellen oder an der Hüftendeckung ab. Das bei einem leckeren Braten von den Fingern abtropfende Fett verreibt man gern im Gesicht und auf dem Körper, um die Haut geschmeidig zu erhalten und gegen Wettereinflüsse zu decken. Daher der starke Fettglanz dieser Leute, der ihnen ein befremdliches Äußeres verleiht (S. 411). Selbstverständlich ist derselbe keine natürliche Ausstattung und wird nicht etwa aus Schönheitsbedürfnis angestrebt, sondern er dient dem Körperschutz. An sehr kalten Tagen übergießt sich der und jener sogar mit reichlicher Menge dünnflüssigen Trans. Niemals bleibt die Haut von einer deutlich erkennbaren Fettschicht ganz frei, zu der die dauernde Berührung mit Fleisch, Fett und tranigen Gegenständen verhilft. Die Hornschicht der Körperhaut dieser Indianer ist ein wenig dicker als die der Europäer, gänzliche Schutzlosigkeit gegenüber der rauhen Luft hat sie geschaffen. Daher auch ihre geringere Hautempfindlichkeit.

Im Zusammenhange damit sei erwähnt, daß ein ausgeprägter, dieses Volk kennzeichnender Hautgeruch nicht auffindbar ist. Wäre er vorhanden, käme er kaum oder gar nicht zur Geltung gegenüber dem vielen Tran, der aufgeschmiert wird, und gegenüber dem starken, qualmenden Rauche, der dauernd auf die Haut einwirkt. Welchen Einfluß letzterer ausübt, erkennt man gut an der dunkelbraunen Färbung, die er hervorruft; und daraus wird ersichtlich, daß er sogar in die Tiefe wirkt. Erhält die Haut eine leichte Anfeuchtung durch Nebel oder schwere Luft, entströmt ihr ein noch bedeutend stärkerer, fast stechender Geruch, den man am nachhaltigsten in einem geschlossenen Zimmer spürt. Selbstverständlich überträgt er sich auf die Hunde und auf alle Gebrauchsgegenstände, die in der Hütte herumliegen. So strömt dem europäischen Besucher eine undefinierbare Mischung aus

Abb. 17. Berberis Hookeria. Natürl. Größe

Rauch- und Trangeruch vom Indianer selber, von seiner Hütte" und von allem, was er besitzt, entgegen, den zu überwinden nicht jedem gelingt.

Zu alledem und zur allgemeinen Unsauberkeit gesellt sich als besonders widerlich 'ein schmutztretzendes, von Ungeziefer wimmelndes Kopfhaar.' Bei jeglichem Mangel an Körperpflege entwickelt sich die Kopflaus (Pediculus capitis) sehr verträglich, die alt und jung dauernd auf dem Kopfe kratzen macht, am meisten während des nächtlichen Schlafes. Unmöglich ist es für die Yamana, sich dieser Plage zu erwehren. Die alten Leute erinnern sich, daß in früherer Zeit eine kleinere, schwärzliche Laus sie belästigt und daß diese, seit Anwesenheit der Europäer, einer größeren, grauen den Platz geräumt hat. Trotz einer nicht zu verkennenden geringeren Empfindlichkeit ist dieses Ungeziefer den Indianern dennoch eine Qual. Aus Mitleid sucht eine Mutter ihrem Kinde die Läuse ab, die sie zwischen den Fingernägeln oder zwischen den Zähnen zerquetscht." Niemand stört sich daran, daß sein Nachbar ruhelos sich auf dem Kopfe kratzt; in den stillen, langen Pausen am abendlichen Hüttenfeuer sind diese Geräusche, bald von diesem, bald von jenem Anwesenden verursacht, eine häufige

Unterbrechung. Alles Abwehren bringt indes dem einzelnen keine Erleichterung, und sie verlieren unter dieser Qual ihre Geduld kaum je.

In den letzten Jahrzehnten hat sich die Kleiderlaus (Pediculus vestimentorum) dort auch überall verbreitet, eingeführt durch Europäer. Die älteren Leute erinnern sich nicht an diesen Ungeziefer, für das die allgemeinen Entwicklungsbedingungen sowieso schlecht waren. Wer sich entkleidet — weil jeder heute ausschließlich europäische Kleidung trägt —, zeigt auf seinem ganzen Körper die bekannten Läusespuren. Andauernd kratzen sich diese Leute auf allen Körperstellen. Pediculus pubis konnte ich nicht nachweisen, doch dürfte auch diese Art nicht ganz fehlen.

Von Natur aus ist das Kopfhaar der Yamana schwarz, hart und dick. Obwohl es reichlich mit Tran eingefettet wird, lassen Schmutz und Läuse es nie geschmeidig und schön glänzend werden. Außerdem ist das Längenwachstum mäßig und reicht bei Frauen etwa bis auf die Schultern hinunter, weswegen es sich wenig zu einer besonderen Haartracht eignet. Alle Personen tragen ihr Haar offen und lose, es liegt ihnen in dicken Strähnen um den Kopf herum. Einige Frauen schneiden das Haar über der Stirn bis auf Augenbrauenhöhe ab.[1] Gelegentlich, wenn jemand nicht belästigt sein will, steckt er einen schmalen Riemen, eine Schnurschlinge oder einige Binsenstengel um den Kopf, die das Haar festhalten; sogar seine Schlender benützt ein Mann dazu. Neigen die Frauen ihren Kopf, fällt ihnen das Haar nach vorn und verdeckt ihr ganzes Gesicht; doch ermüden sie nicht, es immer wieder auf die Seite zu streichen. Dove (z): 137 schreibt: „Männer und Frauen tragen sehr langes, auf die Schultern fallendes Haar, einige nur befestigen es mit einem Lederbande; die meisten aber lassen es so wild wachsen, daß beide Geschlechter eher wie Furien als wie Menschen aussehen."

Gern kürzen die Männer ihr Kopfhaar. Darin allein besteht ein Unterschied in der sog. Haartracht der Geschlechter. Man benützt eine flache Muschelschale, auf die man ein kleines Haarbüschel ausbreitet und führt darüber mit einer scharfkantigen Muschelschale eilgrad hinweg, bis die Spitzen abfallen; dann wird das nächste Büschel vorgenommen, bis auf diese Weise der ganze Kopf abgeerntet ist. Daß der Haarschneider dabei ermüdet, der andere viel Zapfen und Zerren aushalten muß und das ganze Werk sehr unregelmäßig ausfällt, läßt sich nicht umgehen.

Doch fehlt eine bescheidene Haarpflege nicht ganz. Darwin hat von

[1] Bridges (z): 143 bemerkt: beobachtet: „El hombre, el chico, no muy generalmente el de las mujeres, y entre hombres polígamos de entre cabellos, obligan muy pronto el cuidado viviendo a solo".

[2] Wie das auf einen Europäer wirkt, gibt Snow (z): I. 346 so wiederum: „It may be mentioned, that women swarmed about them and in everything they had. Whatever we purchased or obtained from them, had to be several times subjected to a purifying process."

[3] Kurz erwähnt Hyades (z): 248 nur „Je chasse aux parasites (Pediculi capitis) à laquelle ils se livrent dans leurs moments de loisir".

[4] Hyades (z): 250 spricht von den „cheveux, coupés sur le front à la chinoise". Abgesehen bedeutet sich Lovenius (bb) 194.

einem Indianer erfahren, daß „only women use oil to make fine hair; then comb very smooth with porpoise jaw" (VP: VI, 33; 1833). Als unschön und geschmacklos gilt bei beiden Geschlechtern unverändert das sekundäre Körperhaar. Deswegen rupfen die Männer ihre spärlich gestellten Barthaare, alle Erwachsenen das Achsel- und Schamhaar mit den Fingernägeln oder mit zwei aufeinander passenden Muschelschalen aus. Ältere Personen werden darin geschickt. In neuester Zeit lassen die Männer ihren Bart bewußt stehen, um so den Europäern gleichzutun. Jetzt erst recht sieht man, daß ihnen nicht mehr als einzelne Haare auf Lippen und Kinn gedeihen.[*] Überhaupt besitzen sie nur sehr wenig und immer schwaches Körperhaar; darin gleichen sie den Selk'nam.

Abb. 18. Delphin-Oberkiefer als Kamm. Nat. Größe

Unter dem Einfluß der Weißen haben es die Yamana jüngeren und mittleren Alters gelernt, sich nicht nur anständiger zu kleiden, sondern auch ihr Gesicht mit Seife zu waschen und ihr Haar mit einem Kamme zu ordnen. Ältere Burschen rasieren sich mit eingeführten Messern.

Um das von Schmutz und Läusen verfilzte Haar wieder zu lockern, weniger aus Reinlichkeitsbedürfnis als aus Unbehagen, gebraucht man den etwas groben Kamm in dreifacher Ausführung. Am leichtesten erhältlich ist der etwa 12 cm lange Oberkiefer vom Delphin mit seinen beiden Reihen kurzer Zähne (Abb. 18). Man findet ihn gelegentlich am Strande, wo er durch Aasvögel und andere niedere Tiere von allen organischen Stoffen vorzüglich gereinigt wird, daß man ihn ohne weiteres Herrichten in Gebrauch nehmen kann. Anfänglich ist dieser Knochen noch tranig, was dem Haare zugute kommt; jedenfalls ist er sehr handlich und dauerhaft. Dieser Kamm heißt alchéma. Sogar der von allen Fleischresten gereinigte Schädel eines Fisch-

[*] Hierzu sagt Bove (a): 136, daß „los hombres, cuando no son lampiños, usolan cazarse la poca barba que tienen; y los dos unos no pueden pelar de ninguna clase por el cuerpo." Lawrence (a): 129 stimmt dem bei. Fitz-Roy (a): 175 hatte erwähnt: „They would have a straggling beard, but scrupulously pull out every hair with tweezers made of mussels-shells". Nach Hyades (VP: IV, 18; 1883) „they were beardless. One or two of the older men had some hair on their faces, which, while talking, they were continually engaged in twitching out". Und Bove (MM: XVIII, 139; 1884) sagt: „The men have very little beard, and even that little they are accustomed to tear out or cut off with shells".

otters, ohne Unterkiefer, dient zum Kämmen, so lange die wenigen und sehr ungleichen Zähne im kurzen, schmalen Oberkiefer noch festsitzen."[160]

Der andere Kamm muß eigens hergestellt werden und findet sich deshalb nicht in Händen aller. Er ist ein flaches Stück einer Walharte, von der Größe einer Kinderhand, in die fünf bis acht Zähne eingeschnitten sind; diese treten aus dem ganzen Stücke ohne einen breiten Zwischensteg unten heraus (Abb. 19), im Gegensatz zum Kamm der Selk'nam (Bd. I, 222). Im mittleren Yamana-Gebiet, wo Delphine weniger häufig auftreten, gebraucht man gewöhnlich diesen *tamakítamasi*".[161]

Als Nothehelf, wenn jene genannten beiden Stücke fehlen, stellt man mehrere starke Vogelfedern zu einem Bündel zusammen und umwickelt es in seinem unteren Teile mit einer Sehnenfaser. Die Kiele dieses von der ganzen Faust gefaßten Federbüschels zieht man durch das Haar, wo sie wie Kammzähne wirken."[162] Gern verfertigen sich die Mädchen für ihre spielerischen Tändeleien diesen *áfuku uitánim* und locken damit bequem ihr Haar.

Abb. 19. Kamm aus Walharte. 1/2 n. Gr.

So wenig die Yamana auf einen sauberen Körper achten, schätzen sie doch jede reinliche Person, die sich öfters wäscht und ihr Haar in Ordnung hält. Manche Mutter pflegt ihre Kinder gut, andere erscheinen widerlich schmutzig und ganz verwahrlost. Solche Unterschiede bilden nicht selten den Gesprächsgegenstand der Alten, die hier tadeln und dort loben. Immerhin ein Beweis dafür, daß es am naturhaften Empfinden für Sauberkeit nicht gänzlich fehlt. Trotz mancher brauchbarer Dinge, die ihnen von Europäern gebracht worden sind, werden sie sich niemals über einen gewissen Grad von Unreinlichkeit erheben, weil sie mit ihren L e b e n s b e d i n g u n g e n unzertrennlich verbunden bleiben. Die europäische Kleidung, die alle heute tragen, strotzt ebenfalls von Schmutz und Tran. Sie läßt die frische Luft und den wohltätigen Regen nicht mehr unmittelbar auf die Körperhaut einwirken, demnach erscheint ihr Körper immer mit einer übelriechenden, dicken Schmutzkruste überzogen. So schädigt das Abgehen von der früheren spärlichen Körperbedeckung langsam aber schwer die Lebenskraft und Gesundheit dieser Indianer, die davon sich selber Rechenschaft geben.

[160] Das bestätigt auch Hyades (q): 383 ganz ausdrücklich.

[161] Beide Arten nennt Lawrance (b): 151 und sagt: „The Yahgan sometimes comb their hair". Hyades (q): 348 nennt den zuletzt beschriebenen Kamm nicht, wohl aber „un morceau de machoire supérieure de dauphin ou de marsouin garnie de ses dents".

[162] Die Haarpflege der Indianerinnen beschränkt sich, nach den knappen Worten Pove-Rov's (a): 139, auf Folgendes: „The hair of the women is longer, less coarse, and certainly cleaner than that of the men. It is combed with the jaw of a porpoise, but either plaited or tied; and none is cut away, excepting from over their eyes."

2. Reinlichkeit in der Hütte

Von wenigen und seltenen Ausnahmen abgesehen, dient die Hütte hauptsächlich dem notdürftigen Schutz gegen Witterungsunbilden für eine Nacht oder für wenige Tage. Oft wird sie von Leuten aufgerichtet, die mit knapper Not dem Unwetter entwichen sind, die in aller Eile ihre wenigen Habseligkeiten im Kanu zusammenraffen und sich unter eine unzureichende Deckung flüchten mußten, zitternd vor Kälte und Nässe. Das Feuer anzünden und unterhalten ist die erste Sorge eines jeden, um sich gründlich durchzuwärmen; später erst denkt er in seiner Erwärmung daran, den Hunger zu stillen und der Ruhe zu pflegen.

Alles, was die Indianerfamilie im Kanu mitgeführt hat, wird regellos unter die Hüttendeckung geworfen, wo es naß, zusammengeknüllt und wüst durcheinandergewürfelt liegen bleibt. Braucht jemand irgendein Stück, wird der ganze Knäuel auseinandergezerrt und dadurch die wirre Unordnung noch erhöht. Man kennt keine Schonung für die eigenen Sachen. Sie geordnet und gut gefaltet hinzulegen, sie zu trocknen oder zu reinigen, sie hochzuhängen oder aufzustapeln, kommt niemandem in den Sinn. Im Körbchen wühlt man schonungslos den bunten Kleinkram durcheinander, wenn man ein besonderes Stückchen sucht. Größere Gegenstände, die in der Hütte zu einem Häufchen aufgetürmt werden, zerrt man hierhin oder dorthin, ungeachtet des Schadens, den sie dabei nehmen. Der europäische Beobachter erhält den Eindruck, als ob diese Indianer ihren Gebrauchsgegenständen gar keinen Wert beilegen und als ob sie die Mühen bei deren Herstellung gänzlich vergessen hätten. Wirklich klebt niemand an seinem geringen Hab und Gut, das er sowieso leicht und häufig verliert, aber ebenso bequem sich wieder verschafft. Die hauptsächlichste und fast einzige Sorge bleibt für jeden überall eben die, das eigene Leben sich zu erhalten, es notdürftig gegen das Ungemach der Naturkräfte zu schützen und den Hunger zu stillen. Demgegenüber rückt die schonende Pflege der dinglichen Besitzgüter weit in den Hintergrund; auch dann kümmert sich der Indianer nicht darum, wenn er es sehr bequem tun könnte.

Ein Europäer schüttelt leicht den Kopf über die grenzenlose Gleichgültigkeit dieser Leute, die angerissene Stücke und teure Kleider, frische Lebensmittel und wertvolle Gegenstände durch dicken Schmutz ziehen oder der sofortigen Zerstörung durch Kinder und Hunde überlassen. Sie aus ihrer Nachlässigkeit gegenüber ihrem sowieso bescheidenen Besitztum herauszuheben und sie zu einer wenigstens geringen Pflege dessen, was sie benützen, anzuleiten, wird nie gelingen. Manche Familie hat sich gegenwärtig ein einfaches Häuschen in Puerto Mejillones aufgebaut und teilweise eine Inneneinrichtung mit europäischem Geschirr geschaffen (S. 357); doch bleiben sie sorglos diesem allen monatelang fern und empfinden es kaum, wenn schwere Verluste sie treffen. Preiswerte Dinge, die man ihnen schenkt, schätzen sie wohl aus Neugierde für einige Stunden; nachher lassen sie alles gedankenlos im Kot und in der Nässe verkommen. Je weniger sie besitzen, um so be-

quemer reinen sie, und was angrande geht, wissen sie gelegentlich zu ergänzen. Demnach ist ihnen jeder gegenständliche Besitz durchaus gleichgültig.

Trotzdem verwahrlosigen sie sich selber nicht so weit, daß sie in Schmutz und Unordnung untergehen. Für die **notwendige Sauberkeit** tragen sie bewußt Sorge. An übelriechenden, morastigen Stellen und dort, wo eine größere Tierleiche zerfällt, bauen sie nie ihre Hütte auf. Den Geruch von verwesendem Tierfleisch vertragen sie nicht. Deshalb werfen sie alle Abfallstoffe von ihren Mahlzeiten und die Reste von Häuten oder Lederstücken, die bearbeitet worden, sogleich ins Feuer. Erjagte kleinere Tiere und Fleischstücke hängen sie außerhalb der Hütte an Ästen auf, wo sie gegen Hunde und gegen ungleichmäßige Erhitzung durch die Glut geschützt sind. Faulendes oder unsauberes Fleisch entfernen sie rücksichtslos, sein Geruch belästigt sie außerordentlich. Der schwere, üble Dunst von Tran und Seetieren ändert, der ihre Hütte erfüllt und jeden Europäer abstoßen, scheint ihnen nichts auszutun; ebensowenig verspüren sie die Fäulnisgerüche aus den langen Haufen von Algen und Tang, von Seetieren und Muschelschalen, die der aufgeregte Ozean in wirrem Durcheinander am Ufer wirft und die nachher den heißen Sommersonnenstrahlen ausgesetzt bleiben. Hat ein Mann guten Erfolg auf der Jagd, bringt er bisweilen das erlegte Tier unversehrt zur Hütte; doch weidet er es in einiger Entfernung davon aus. Überwiegt gehen die Frauen an den Rand des Wassers hinunter, wenn sie Vögel rupfen und ausnehmen, damit die Wellen alle Abfallstoffe mitnehmen. Die Stein der Lagerhütte erneuert man nach wenigen Tagen; denn die Feuchtigkeit des Erdbodens fördert Schimmelbildung und Fäulnis. An wenigen Tagen sieht man sogar die großen Lederstücke vom Hüttengerüst herunter, damit das Innere austrocknet und durchlüftet. Bleibt man längere Zeit am gleichen Ort, verlegt man nach gewisser Zeit die Hütte auf einen anderen Fleck; denn trotz aller Sorgfalt sammeln sich viele Abfallstoffe an, die schädlich wirken (S. 383).

Einen außerordentlichen Abscheu zeigen die Indianer vor tierischem und menschlichem Kot. Persönlich sind sie auffallend peinlich bei ihrer **natürlichen Notdurft**. Um Wasser zu lassen entfernt sich jeder mehrere Schritte von der Hütte; einen weiteren Weg macht er, um die größeren Bedürfnisse zu erledigen.[1] Über diese Dinge spricht man nicht. Wer die Hütte, einem natürlichen Drange folgend, verlassen muß, erhebt sich stillschweigend von seinem Platze und nimmt seinen Weg in den Wald oder hinter einen Sandhügel. Niemals würden zwei Personen miteinander gehen, vielmehr schlägt jeder seine eigene Richtung ein und hält sich in weitem Abstand vom anderen. Nahe einer Hütte stößt man nie auf menschlichen Kot. In früherer Jugend schon werden die Kinder dazu angehalten, ihre Notdurft weit abseits von der Hütte zu verrichten. Selbst Hunde sind darauf eingearbeitet. Den Schmutz von jungen Tieren und Säuglingen, der verständlich sich in einer

[1] Einmal nur, bei Despard (S. 12) findet sich die Bemerkung: „Wenn jemand nötig hat, sein Wasser abzuschlagen, kommt er zuweilen einander auf den Leib, wenn sich nicht derjenige, der in der Nähe ist, aus dem Wege macht." Übereinstimmig für diese Angaben siehe

Hütte nicht verunreinigen [Sitte], übereinkommt man schamhaft mit Sand oder Erde und schiebt ihn mit Steinen weit fort. Jede Mutter achtet darauf, daß neugeborene Kind möglichst genau in gerader Entfernung von der Hütte abzuhalten und draußen zu reinigen. Sogar machen natürlich jede Person, die es nötig hat, ihre Hütte und entfernt sich wenigstens einige Schritte.

Diesen Verhalten der Tonnese wird durch Beobachtungen Bruces[1] (p. 343 bestätigt: „Les Paysiens ont pour règle de ne pas souiller la hutte avec leurs déjections; pendant la nuit, par exemple, la mission a toujours lieu hors de l'ouverture d'entrée, et la défécation s'opère, comme dans le jour, assez loin de l'habitation, si la nuit est claire; dans le cas où l'obscurité est épaisse, c'est dans le voisinage de la hutte, mais toujours en dehors de celle-ci, que les indigènes satisfont leurs besoins naturels". Niemand dürfte es unterlassen, sich nachher gut zu reinigen; wer mit bloßem Gesäße aus Hütte aufstände, würde ausgelacht werden. Man bedient sich einer Muschelschale und einer Handvoll Sand; lieber greift man zu einem Grashalmbüschel und zu einem Muschelhorn. Mit den soeben genannten Dingen oder auch mit einem Federbusch reinigt die Mutter ihres Säugling.[2] Im geistlichen Bestreben um diese Art von Sauberkeit verstehen unsere Indianer mit den besprochenen Selbstmut. (Bd. I, 224).

Genau wie diese haben unsere Tonnese die Gewohnheit, den ganzen Tag und wenn immer sie nachts erwachen, zu speisen. Wer nun seinen Mais in ihren Kreis teilt, den sie um das Feuer schließen, wird verwirrt von den unaufhörlichen Schmatzen, Rülpsern und Aufgeben, bei dem der eine den anderen ablöst. Die Erwachenden tun das gänzlich unbewußt und niemand stößt sich daran. Sie verzehren im Augenblicken einen unaussprechlichen Teufelsbrocken; sogar wer auf sein Lager hingestreckt ist, schlummert den Augenblick in großen Bogen mitten im Feuer, ohne sich zu erheben. Einer diesen Feuern ist darin wohl angebracht und benutzt die Nachbarn; dieser wendet deshalb nicht ungeduldig, sondern reinigen sich gleichgültig, ohne Ekel zu empfinden. Den Hinigen Speichel spritzen sie sinnend durch die locker zusammengepreßten Schneidezähne.

Was nun der gute Tee zu verderben hilft, was diese Indianer zum abscheulichen Unbehagenheit ganz offen. Mit ihren dicken Fingern und den schwerfälligen Fingernägeln haben sie, unter Gesichtsverzerrungen, lange in den aufgeklärten Nasenlöchern herum, nachher reinigen sie ihre Fingernägel zwischen den Zähnen. Die Nasenentleerung sie durch einen starken Luftstoß von innen, der den Schleim auf die Erde schleudert. Oft bleibt er von selber am und wird mit dem Zeigefinger abgestreift. Kinder beseitigen die flache Hand dann und fahren damit von unten nach oben vor den Nasenlöchern her; nachher stehen sie die Hand durchs Gras oder Blatt. Bärgern und Aufmerken, leisen Schmutzen beim Essen und starken Glucksen

[1] Englemand Olga Bruces (?). Bd. Islands. „Si, en revenant, de nous souiller, de nous salir, de qu'ils n'en aperçoivent pas de trop en par l'obscur, de se fraîcher avec un tampon de paille et de jeter le tout au dehors. Les enfants font de même, dès qu'ils peuvent marcher; quant aux enfants plus jeunes, la mère a soin de les nettoyer."

keine Trinkkure vorstellt noch stellt. Einzelne Leute haben sich Bücher in Gegenwart von Ärzten nicht gestattet, ohne diese vorgeschrieben zu verlieren.

Zum Unterschiede von einem Lagerplatze auf dem Gesunde kann sich im Krankenhause, obwohl es die Familie fast täglich an ihren Fahrten besuchen, niemals viel Schmutz und Unreinlichkeit anhäufen. Von allen Seiten dringt reines Wasser herein, auch die Wege und Schnee stehen so offen, vorzugsweise der Hofe kommenden Hofes vorgenommen wird. Freilich bringen kleine Abfälle von Lebens- und Jagdthieren, auch Speisereste und Menschenhaaren kommen, die einen unangenehmen Geruch verbreiten; die Sauberkeit jedoch verhindert die weit offene Verwesung. Diese Insassen kommen so niemals in den Sinn, sein Essen gut zu reinigen, nur so kommt man in die Naturschätze. Während der Fahrt, schädigt jeder seine natürlichen Bedürfnisse über den Rand hinaus, wenn er bis zur Landung nicht warten kann. Am guten Gebäuden waren die Leute im Kasse sehr selten und dann immer wenig. Abfälle werden sie im Freien, das nächstes entfernt wird, oder kommen über Bord.

3. Körperbemalung

Nur jene Bemalungen der Tatauirung kommen hier zur Sprache, die diese Verfahren sich zu schmücken und sich zu verschönern entspringen. Einem anderen Zwecke dient die Sorgen, sich den Körper gegen Kälte oder bei starker Beschwerung mit Tran oder pomadeartigen Stoffen einzureiben (S. 411). Bemalung des Gesichtes und des ganzen Körpers ist die hauptsächlichste und häufigste Art sich zu zieren, demgegenüber unsere eigentliche Schmuckgegenstände weit zurück.[1] Wohl jeder Bemalung liegt ebenfalls ein konventioneller Sinn und eine erkennbare Zweckbestimmung zugrunde, einerlei, ob der eigene Körper oder ein Gegenstand damit geziert wird.

Wie den Nachbarn im Nordosten und Nordwesten, die Salt'kuna und Kolakwalaf, so kennen die Tanoua nur drei Farbestoffe zu ihren Dekorationszwecken, nämlich schwarz, weiß und rot,[2] die sie als Pulver mit Wasser oder Tran vermischt auftragen. Am langsamsten schwarz die dem schwarzen Farbestoff zugehörige, auch 20h 434 auch zugehörig, der weiter nichts als gewöhnliche Holzkohle ist. Meist vermischt man diesen Staub trocken auf dem ganzen Körper, im Gesicht aber mit Tran angerieben. Diese Mischung dient außerdem zum Zeichnen von Linien und Strichen.

Der weiße Farbestoff besteht in Kalk. Man schützt vor allem die reinen, feine Kalkerde, die sich in Puerto Bálsalo und Puerto Engaño, beide im nördlichen Nordufer der Isla Navarino, finden. Man holt sie heraus, zerreibt und knetet sie mit Wasser, formt sie zu einem Klumpen und bewahrt sie gebrauchsfähig in einem Darmbeutel auf. Kleinere Mengen für einen dring-

[1] Lumholtz (Bd. II) bemerkt dazu: „The chief form of decoration seems to have been paint and body painting, which was freely employed in the old days."

[2] Die Bedeutung der verschiedenen Farben bei diesen drei Farben beschränken sich gewesen. Vgl. Fraser (s.) 130, Stanton (s.) 188, Strauss (s.) 242, Wanner 102 u. a. m.

lichen Bedarf erlangt man dadurch, daß man einige Schalen der Mytilus-Muschel im Hüttenfeuer glüht und nachher zwischen Steinen zu Staub zerquetscht. Dieses Kalkpulver rührt man niemals mit Tran oder Öl an, weil es seine glänzend weiße Farbe einbüßen würde; statt Wasser nimmt man den eigenen Speichel, der die Mischung haltbarer macht, wenn man Striche oder Punkte ins Gesicht und auf den Körper zeichnet. Vom harten Klumpen schabt man mit den Schneidezähnen etwas Pulver herunter und vermischt es durch eifrige Kaubewegungen mit Speichel[107] zu einem dicken Kleister. Nun steckt man den Finger zum Anfeuchten in den Mund, wenn man grobe Striche ziehen will; führt man feinere Zeichnungen mit einem Stäbchen aus, speit man den Brei auf den linken Handteller und tunkt es dahinein. Soll der ganze Körper bemalt werden, vermischt man das weiße Pulver mit wenig Wasser und verschmiert den dicken Brei mit flachen Händen über die Haut. Freilich fällt nach dem Eintrocknen diese Farbschicht allmählich wieder ab.

Etwas Mühe verwendet man auf den Erwerb des roten Farbstoffes, *imi* und häufiger *ihrya* genannt, der weit ausgiebiger gebraucht wird. Die gefühlsbetonte Vorliebe für helles Scharlachrot mag hierbei mitspielen; denn „ils préfèrent les couleurs vives, et surtout le rouge", wie Hyades (p): 329 bestätigt.[108] An mehreren Stellen im Westen stößt man häufiger als anderswo auf dünne Schichten einer gelblichen oder rötlichen oder rostbraunen mineralischen Ablagerung, die um so höher geschätzt wird, je weniger fettig und je mehr trocken sie ist. Hyades (q): 350 schreibt, die Indianer „recueillent cette ocre des cailloux où elle est assez adhérente; elle provient probablement du séjour de ces pierres dans une eau ferrugineuse". Einen faustgroßen Klumpen verrührt man auf einem ausgebreiteten Lederlappen oder flachen Steine mit Süßwasser, knetet ihn gut durch und hält ihn im Lederlappen bis zu einem sonnigen, windstillen Tage feucht. Jetzt erst schürt man die Glut des Hüttenfeuers mit trockenem, gesundem Holze neu an, wartet, bis der Rauch vorüber ist und kein Luftzug die Asche aufwirbelt, und nun legt man den noch feuchten Lehmklumpen vorsichtig in die Glut, daß er stark durchgeglüht wird. Zinnoberrot holt man ihn mit einem Stecken heraus, kratzt Kohlen- und Aschenteilchen von der Oberfläche herunter und zerstößt ihn zwischen Steinen zu feinem Pulver. Dies sammelt man in einem Darmstück vom Seelöwen. Fast abergläubisch peinlich geht man beim Herstellen dieses roten Farbstoffes vor; denn man schützt außerordentlich seine leuchtende Helligkeit, die weder Schmutz noch Asche beeinträchtigen dürfen. Verschiedentlich und häufig gebraucht man ihn, am liebsten zu Gesichtsbemalungen, und dann fast immer als dicken, mit Robbentran angerührten Brei. Weniger in der hohlen linken Hand, weit häufiger in einer mittelgroßen Mytilus-

[107] Hierfür gibt es sogar, nach Hyades (q): 300, ein eigenes Zeitwort, nämlich „Jambo (ou Jampa) tomaverpou: mâcher l'argile, pour la délayer avec la salive".

[108] Er sagt auch: „La matière colorante favorite des Fuégiens est le rouge." Aus der chemischen Analyse, die er anfügt, wird ersichtlich, daß Eisenoxyd den Hauptbestandteil dieser Erdmischung ausmacht.

Schale stellt man ihn her, damit die Mischung gut verrührt werde und gleichmäßig sich auftragen lasse. Die Rotfärbung soll einheitlich ausfallen.

Wie bereits angedeutet, nicht man bei Verwendung aller drei Farbstoffe eine Mischung des trockenen Pulvers mit Öl oder Tran zuweilen dem trockenen Verreiben vor. Will man eine regelmäßige Strichelung und genaue Punkte erzielen, schnitzt man ein geeignetes Malstäbchen, das *talaxikamána* (im Westdialekt) und *puščitákutušéna* (im Zentraldialekt) heißt; abgeleitet von *ikamána*, malen, zeichnen. Das Stöckchen ist etwa 10 cm lang, am einen Ende scharf und glatt abgeschnitten, am andern spatelförmig abgeflacht. Man benützt es, um Striche zu ziehen. Will man Punkte zeichnen, tunkt man das andere Ende in die Farbe und setzt es nach Art eines Stempels den Hautstellen auf. Wohl jede Frau führt dieses Stäbchen überallhin mit sich, täglich gebraucht es eine Patin zur Bemalung des Prüflings während der langanhaltenden Jugendweihe *čiɛ̌xaya*. Wem es fehlt, der stellt es sich bequem und schnell wieder her.[109]

Da der weiße und noch mehr der rote Farbstoff immerhin einen gewissen Wert darstellt, verwahrt man ihn sorgfältig in einer Art von Farbenbeutel, genannt *yáį* und auch *yáiyi*. Hierfür wählt man mit Vorliebe die Speiseröhre von der Dampfschiffente (Tachyeres brachypterus), genannt *álakuł yáiyi*, oder den Dünndarm der Robben.[110] Ein 25 bis 45 cm langes Stück wird herausgeschnitten, am einen Ende mit geradliniger Kante vernäht, mit Luft prall aufgeblasen und sogleich am anderen Ende mit Sehnenfasern verschnürt. Zuweilen beläßt man im unteren Teile die Rundmuskeln des Cardias am Magenmunde, die sich selber schließen; dadurch vereinfacht sich die Arbeit. Schnell trocknet jene Luftblase und ihr oberer Teil wird geradlinig abgeschnitten. Höchstens bis zur Mitte füllt man den länglichen Beutel mit Farbstoff an, die obere freie Hälfte drückt man flach und rollt sie, mit der oberen Kante beginnend, nach unten hin ein (Abb. 20). Damit erhält das Ganze nicht nur einen sicheren und bequemen Abschluß, auch der Inhalt bleibt gegen Feuchtigkeit und Verschütten gesichert. Vereinzelt umwickelt man dieses eingerollte Päckchen noch, parallel zur Längsachse, mit einigen Sehnenfasern, damit es geschlossen bleibt. Der weiße Farbstoff *tumərápu* erhärtet trotzdem nach gewisser Zeit zu einem festen Klumpen, was indes seine Verwertung nicht beeinträchtigt. Im Verhältnis dazu benützt man den schwarzen Farbstoff *yapušáke*, nämlich zerstoßene Holzkohle, weit weniger; sie eigens aufzubewahren verlohnt sich nicht, weil sie überall erreichbar ist.

Erst weiter unten soll die Bedeutung der einzelnen Farben innerhalb der mannigfaltigen Muster ausführlich besprochen werden. Aber jetzt schon sei die ungenaue Ansicht gewisser Beobachter richtiggestellt, die jeder Farbe an

[109] Hyades (q): 300 spricht von einem „poinçon ou spatule de bois". Er nennt überdies sprachliche Wendungen für die vielfachen Bemalungen und Zeichnungsmuster, die BD noch ausführlicher und wohl auch vollständig enthält.

[110] Hyades (q): 350 erwähnt sie als „des sacs faits avec des trachées-artères de phoque ou de marsouin", und Lothrop (b): 133 als „small sacks made from the throats of seal".

sich einen bestimmten Sinn oder eine einzige und ausschließliche Bedeutung beilegen. Ohne Einschränkung behauptet Dabbene: (a): 38, daß „los tres colores, blanco, negro y rojo que emplean para pintarse, tienen su significación, pues los usan respectivamente como señal de guerra, duelo o alegría". Der Wirklichkeit nähert sich Bridges (e): 332 weit mehr; er schreibt: „Äußeres Zeichen der Trauer war das mit Kohle geschwärzte Gesicht. Weiß war die in Flecken und Streifen aufgetragene Farbe der Rache für Mord, und Roth war das Emblem der Freundschaft und Freude." Ein alleiniger und ausschließlich

Abb. 20. Farbenbeutel. Natürliche Größe

eindeutiger Sinn kommt keiner der drei Farben zu,[111] wohl aber ihrer Zusammenstellung oder alleinigen Verwertung zu gewissen Bemalungen und Mustern nach übereinstimmender Gewohnheit und in bewußter Absicht. Daß verschiedene Gegenstände nicht nur aus Zweckdienlichkeit, sondern auch zur Verschönerung bemalt werden, bleibt noch zu erörtern; ebenso die Sonderform der Körperbemalung bei bestimmten Anlässen, wie bei Hochzeit und Trauer, bei Jugendweihen und Männerfeiern, bei größeren Streitigkeiten und Veranstaltungen der Medizinmänner. Die alltäglichen Beweggründe und allgemeinen Anregungen werden anschließend hier schon genannt, jene besonderen Bemalungen werden an geeigneter Stelle zur Sprache kommen.

Zweifelsohne bleibt zu Recht bestehen, was Aspinall: 270 betont: „Jede Bemalung hat bei diesen Indianern besondere Bedeutung". Im Alltag kennt man nur eine Zierbemalung, die dem Schönheitsbedürfnis und den Forderungen der Höflichkeit entspricht. Nach Hyades (g): 33 sind Frauen und Mädchen „durchaus nicht gleichgültig gegen ihr Aussehen und suchen ihre Gesichter durch Querstriche und Tupfen mit weißem Thon nach besten

[111] Damit weise ich die unrichtigen Behauptungen eines Fitz-Roy (a): 177, Dabbene (a): 38 und (b): 176, Lothrop (b): 126, Spegazzini (a): 170 u. a. zurück. Hyades (q): 349 wiederholt ausführlich die Ansicht von Bridges, auf den auch Knickenberg: 331 sich stützt.

1: Gusinde SH6 Yahgan

Kräften zu verschönern". Ungenau ist es demnach schon, wenn Barbeau, wie Hyades (q): 349 versichert, „considère cette peinture comme un passe-temps".

Jeder Eingeborene wünscht seine Schönheit zu erhöhen und putzt sich, indem er verschiedene Farben als Striche und Punkte, als Strichelung und Kreise nach freier Wahl zusammenordnet.[113] Angeregt fühlt er sich dazu jedesmal dann, wenn viele Leute beisammen sind, die der Zufall an den gleichen Ort geführt hat. Ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters bemalt sich jede Person wenigstens das Gesicht und achtet auf Ebenmaß in der Zeichnung. Völlig willkürlich bleibt die Anordnung und die Wahl der Zeichen, selbst bei der nämlichen Person wechselt das Muster von einem Tage zum andern. Einige verwenden mehr Sorgfalt darauf als andere, je nach ihrer Charakteranlage, manche verstehen sich gut auf Zusammenstellungen aller drei Farben, die meisten geben dem Weiß den Vorzug. Jüngere Leute handhaben das Malstäbchen mit peinlicher Vorsicht, während ältere Personen sehr nachlässig damit umgehen. Den Oberkörper und die Arme besetzt man mit senkrechten und wagrechten Strichen und Punktreihen, seltener die Beine. Allgemein indes schenkt man der Bemalung des Körpers weit weniger Aufmerksamkeit, als dem Gesichte.

Weil sich jedermann bei dieser Zierat vollste Freiheit wahrt, wäre es ein vergebliches Bemühen, ein gewisses System oder eine grundsätzliche Bedeutung herausfinden zu wollen; sogar die gleiche Person gefällt sich heute in dieser Bemalung und morgen in jenem Zeichenmuster. Ein eigentlicher Wetteifer zwischen den Anwesenden entwickelt sich nicht, obwohl es an Eifersüchteleien und Neid wegen körperlicher Vorzüge nie fehlt.

Eine Verpflichtung zu einer bestimmten Bemalung, und zwar aus Wohlerzogenheit, besteht für Besucher. Hier trifft wirklich zu, daß an der Zeichnung allein ihr Sinn und Zweck erkennbar ist. Jedwedes noch so einfache Farbenmuster im Gesichte, fast immer weiß, genügt; je nach Zeit und freier Wahl ziert man sich damit und geht zur Nachbarhütte. Der Besucher ehrt durch seine Gesichtsbemalung den Hüttenbesitzer und dieser weiß zu schätzen, was jener bewußt erstrebt. Erwartet jemand einen Besuch, bemalt auch er sich zeitig genug. Kommt der Besucher indes unverhofft, greift der Hüttenbesitzer während der Anwesenheit seines Gastes nicht zum Farbstoff, um sich zu bemalen, sondern tut dies erst später, erwidert den Besuch in der Hütte des andern und dankt dadurch für die Ehrung, mit der dieser ihn vorher erfreut hatte. Trotz innigster verwandtschaftlicher Beziehung der einzelnen Personen unterbleibt eine derartige Liebes- oder Ehrenbezeugung grundsätzlich nie und man entzieht sich der geringen Mühe einer Gesichts-

[113] Mit wenig Genauigkeit schrieb Bove (e): 157: „Sie bemalen sich auf allerlei Art; meistens sind es Parallellinien von verschiedenen Farben, quer über das Antlitz, krumme Linien auf den Wangen und der Nase, die sonderbarsten Zeichnungen auf Brust und Armen. Die Meisten aber begnügen sich damit, eine oder mehrere Farben auf Haare, Gesicht und Körper recht dick aufzutragen." Ebensowenig wie er haben Reisende der früheren Zeit Sinn und Bedeutung der Körperbemalung unserer Yamana erkannt.

bemalung nicht etwa mit dem Hinweis auf ein gutes Einvernehmen zwischen nahen Verwandten. Jedermann hält sich sehr genau an diese Verpflichtung.

Allgemein gilt es als tadelnswerte Gleichgültigkeit und fast verächtliche Geringschätzung, wenn Kinder ihre Eltern, wenn die *čiéxaus*-Prüflinge ihre Paten in späteren Jahren, wenn jüngere Leute ihre älteren Verwandten und Freunde in deren Hütte aufsuchen, ohne sich vorher mit einer Gesichtsbemalung verziert zu haben. Diese soll zum Ausdruck bringen, daß der Besucher dem andern die Freude seines Kommens schenkt und daß er sich glücklich schätzt, bei ihm zu verweilen. Deshalb antwortet der Hüttenbesitzer früher oder später ebenfalls mit einer Gesichtsbemalung, die seine Freude über den Besuch und seine Dankbarkeit gegen den Gast ausdrücken soll.

Man muß von einer eigentlichen Verpflichtung zu dieser Verzierung sprechen, die ausnahmslos alle Personen jugendlichen und mittleren Alters trifft; auch bejahrte Frauen halten sich daran, während alte Männer saumselig werden. Obwohl bei Besuchen jedwedes Farbenmuster im Gesichte zulässig ist und genügt, zieht man doch vorwiegend zwei dünne, parallele, rote Striche, beiderseitig an den Nasenlöchern beginnend, wagrecht über die Wange bis zum Ohr. Diese Gesichtsbemalung hat unter Erwachsenen einen durchaus eindeutigen Sinn.

Jugendliche, die ihre älteren Verwandten, auch Kinder, die ihre Eltern, ferner *čiéxaus*-Prüflinge, die ihre Paten, endlich jeder Verliebte, der seine Auserwählte besucht, diese alle malen sich einige rote, dünne, strahlenförmig gestellte, gerade Striche über die mittlere Wange. Diese Verzierung bringt gesteigerte Liebe und Anhänglichkeit zum Ausdruck. Einem sinnigen Brauche hierbei Rechnung tragend, erscheinen die *čiéxaus*-Prüflinge regelmäßig mit dieser Zeichnung in der Hütte ihrer Paten, mit denen ein besonders inniges Verhältnis sie verbindet; wurde ihnen doch durch sie eben diese Bemalung täglich in der Großen Hütte der Jugendweihe aufgetragen. Ausnahmslos ist es die Patin, weil sie die Stelle einer zweiten Mutter einnimmt, die aus lauter Freude über den Besuch ihres Patenkindes sofort ihm seine Verzierung wegwischt und dafür die oben genannte Bemalung der Besucher aufzeichnet. Andere Leute sehen dies und freuen sich ebenfalls; aus ihrer eigenen großen Genugtuung über das günstige Einvernehmen jener Beiden sagen sie: „Jenen Burschen [jenes Mädchen] hat seine Patin gemalt!" Nicht selten sucht diese Frau ihr Patenkind in seiner Hütte auf. Um ihm und der ganzen Umgebung ihre eigene Freude zu bekunden, nähert sie sich ihm und zeichnet ihm die roten senkrechten Striche auf die Wangen, wie sie es so oft während der Feier des *čiéxaus* getan hat. Ihre Handlungsweise verfehlt bei den Nachbarn eine günstige Wirkung nie.

Die bei Besuchen von unseren Yamana allgemein verwendete Zierbemalung ist als Tatsache eine ausreichende Erklärung zu den vielen Berichten aus der Zeit der ersten europäischen Reisenden, die immer wieder betonen, jene Eingeborenen hätten sich den fremden Schiffen mit einer ungewöhnlichen und eigenartigen Gesichtsbemalung genähert. Eben aus der ihnen

gelläufigen Verpflichtung heraus, die für Ihresgleichen gilt, haben sie dieser Forderung auch den weißen Fremdlingen gegenüber entsprochen."[113]

Noch strenger als bei Besuchen halten sich die Indianer an die durch Gewohnheit festgelegten Bemalungen bei anderen Anlässen, die weiter unten genannt werden müssen. Anzufügen bleibt noch, daß manche Einzelperson sich selber und manche Mütter ihre kleineren Kinder aus bloßer Putzsucht mit Gesichtsbemalungen ziert, je nachdem sie sich dazu angeregt fühlt. Niemand legt ihr dies vorwurfsvoll als Eitelkeit aus und würde noch viel weniger sie deswegen mit Anklagen belästigen. Man gewährt eben jedem volle Freiheit zu tun, was die bestehende Gewohnheit billigt. Ein Europäer, der das nicht weiß, schüttelt bedenklich den Kopf, wenn er unerwartet einem mit Gesichtsbemalung gezierten Indianer begegnet, dessen Nachbarn sie nicht tragen, die sie aber mit alltäglicher Selbstverständlichkeit hinnehmen.

4. Schmucksachen

Spärlich ist die Körperbedeckung dieser Indianer, reichhaltiger sind demgegenüber ihre Zieraten und Schmucksachen, die unterschiedslos von beiden Geschlechtern getragen werden. Was sie an Rohstoffen dazu verwenden, liefert ihnen das Tierreich; mineralischen Naturschätzen legen sie keine Bedeutung bei, nicht einmal dem Golde, das in dortiger Gegend zutage tritt. Diese wenigen Gegenstände dienen ihrem Wunsche, sich zu zieren und die körperlichen Reize zu steigern."[114]

Bei Frauen und Mädchen sieht man ein Gelenkband, das am Fußgelenk fast niemals fehlt und das außerdem noch häufig um das Handgelenk gewunden wird (Abb. 21). Eine männliche Person trägt dieses Stück kaum je, weswegen es als Sonderbesitz der weiblichen Bevölkerung beurteilt werden darf. Man wählt mit Vorliebe einen 2 bis 3 cm breiten Streifen aus Guanacoleder, weniger wertvoll ist der aus Robbenleder, und schabt meist die Haare und Wolle herunter; läßt man diese stehen, kehrt man die Wollseite nach innen. Dieses Stück wird um das Gelenk fest angezogen. In ein Ende, das etwas breiter ist, bohrt man ein Löchlein; durch dieses steckt man das zugespitzte andere Ende, zieht stramm an und verhindert durch Unterschieben der freien Spitze ein Lockern (vgl. Hyades [q]: 349). Häufig sieht man auch durch die beiden Enden des regelmäßigen Streifens einen Sehnenfaden oder

[113] Das Erlebnis des Rev. Despard (b): 679 auf seiner ersten Reise im April 1857 in Cisco-May Harbour genügt als Beispiel aus neuerer Zeit: Die Eingeborenen „had painted their cheeks, some with red ocre, some with charcoal; one had white lines horizontally drawn across the nose and eyes; another had white dots, in three rows, on each cheek, and a single row down his nose; none were tattooed". Vgl. Lovisato (b): 147.

[114] Hier einige Zeugnisse: „Il desiderio di ornamenti è forse presso i Fueghini più potente nell'uomo che nella donna", sagt Bove (d): 290. „La passione degli ornamenti è la predominante nei Fueghini non solo nelle donne ma anche negli uomini", betont Lovisato (b): 139. Endlich ergänzt Hyades (c): 142: „Les femmes, coquettes comme partout, portent beaucoup plus d'ornements que les hommes".

eine Walbartenfaser und verschnürt sie zu einem festen Knoten. Hierbei stehen unvermeidlich die Fasern heraus, was als weniger schön gilt; deswegen geben manche Personen der erstgenannten Art den Vorzug. Um diese Stücke zu verschönern, bestreicht man sie noch mit rotem Farbstoff.[110] Ebenso häufig sieht man als Handgelenkschmuck die getrocknete Nabelschnur des Fischotters, die bis zu 30 cm mißt und etwa 9 mm breit ist. (Abb. 22). Durch Unterschieben der beiden freien Enden bleibt sie haften. Das eine wie das andere Stück heißt *mun* (im Ost- und Westdialekt) und *tɛmunɛnaka* (im Süddialekt).

Abb. 21. Gelenkband aus Guanaco-Leder. 1/1 nat. Gr.

Entgegen aller Wirklichkeit schreibt Hyades (q): 296, daß „les femmes n'en portent jamais plus d'un à chaque membre". Trotzdem hat er (auf Tafel XII) drei jüngere Frauenspersonen abgebildet, die diesen Schmuck an beiden Fuß- und Handgelenken tragen. Nur insofern besteht ein Unterschied, als der genannte Lederstreifen an den Handgelenken merklich schmäler zu sein pflegt.

Drei dünne, feine Sehnenstränge vom Guanaco, vom Seelöwen oder vom Fischotter flicht man zu einer einfachen Halsschnur, genannt *ɛsina*. Seltener wählt man hierfür die steifen Fasern der Walbarten. Die freien Enden werden verknotet. Diese so geschlossene Schnur führt man über den Kopf, daß sie frei um den Hals hängt. Zuweilen wird die Schnur von Anfang an so geflochten, daß sie in zwei oder viele Windungen gelegt werden kann, also mehrere Meter mißt; dickere Sehnenbündel hält man dadurch zusammen, daß man in gewissen Abständen quer zur Längsrichtung einen kurzen Faden wickelt. Diesen Halsschmuck nennt man *hupuxkɛmak*. „Ces tresses représentent à elles seules une variété de collier: elles forment alors des circulaires nombreuses, formées en un seul ou en plu-

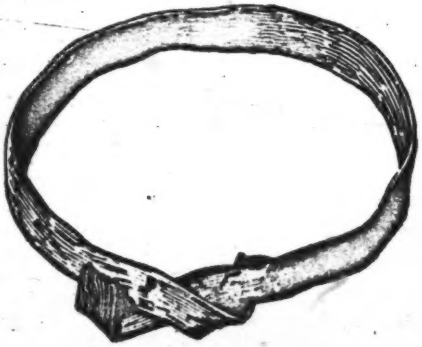


Abb. 22. Nabelschnur des Fischotters als Gelenkband. Nat. Gr.

[110] Irrtümlicherweise behauptet Lothrop (b): 125, dieser Lederstreifen würde weiß bemalt. Sicher ist, er erschiene dadurch zu auffällig, was unsere Indianer gern vermeiden.

sieurs points au moyen d'une petite mèche de cheveux" (Hyades [q]: 349).[116] Obwohl jedes dieser Stücke an sich fettig ist, bestreicht man es mit Tran allein oder mit einer Mischung aus Tran und rotem Farbstoff, damit die kurzen Fasern nicht abstehen und unschön wirken.

Die feingefaserten Sehnenfäden vom Guanaco heißen allgemein *amʃ•a ušwimi*, die aus den Walbarten, gleichfalls zum Nähen und zum Flechten verwendet, *wápisa ušwúmi*. Auf diese einfachen, geflochtenen Sehnenfäden reiht man zuweilen kurze, in etwa gleichlange, ebenmäßige Stückchen von Röhrenknochen eines Vogels, meist des Kormorans auf, seltener die bekannten Kalkgebilde der Röhrenwürmer, die man zu Teilchen von 30 bis 40 mm Länge zerschneidet. Je kleiner und gleichmäßiger sie sind, um so mehr wertet man sie. Gelegentlich schiebt man in passenden Abständen zwei oder vier rote Schnäbel des Austernfischers (Haematopus ater) dazwischen, seit einiger Zeit sogar Münzen, Glasperlen und anderen europäischen Tand.[117] Endlich schafft man eine beliebte Eigenheit, indem man ein schwarzes auf ein weißes Knochenstückchen folgen läßt; es gibt auch Schmuckkettchen, die allein aus schwarzen Stückchen bestehen. Man schwärzt sie dadurch, daß man sie mit Tran durchtränkt und einige Zeit in heißer Asche beläßt. Die letztgenannten Spielarten werden sämtlich mit *hátus* bezeichnet.[118]

Als schönste Halszierde gilt *ášpúka*. Hierfür sammelt man erbsengroße Gehäuse der Photinula violacea, *šón ášpúka* genannt. Man schabt die oberflächliche, rauhe und schmutzige Kalkschicht herunter, indem man diese Gehäuse mit einer nassen Sandmenge zwischen beiden Händen reibt oder sie in rollenden Kies an den Rand eines seichten Bächleins mit starker Strömung legt, wo die gleiche Scheuertätigkeit sich auswirkt. Dadurch erhalten die kleinen Schneckengehäuse einen matten, opaleszierenden Schimmer auf himmelblauem oder rosahellem Untergrunde. Nahe dem Außenrande wird ein Löchlein gemacht, indem man das Schneckengehäuse auf einem rauhen Steine reibt. Erst stellt man alle Stückchen genau nach ihrer Größe zusammen, angefangen von den kleinsten bis zu den größten; doch wählt man von vornherein so, daß die Größenunterschiede der beiden äußersten Gegensätze sehr gering bleiben. Zum Aufreihen benötigt man eine aus drei Sehnenfasern geflochtene Schnur *ašna*, die doppelt gelegt wird (Abb. 23). Die untere fädelt man durch das Löchlein eines jeden Schneckengehäuses und legt die obere an, indem man vermittels eines spiralig verlaufenden Fadens jedes einzelne Gehäuse an das vorherige fest andrückt (Abb. 24). Dieses Schmuckstück, je

[116] Außerdem sagt er (q): 299 hierüber: „Une autre espèce de collier est constituée seulement par plusieurs tours de tresse portés au cou; à ce collier était quelquefois suspendue une perle de verroterie de la Mission française."

[117] Wilhelmy: 23 schreibt: „El collar de dos o tres vueltas alrededor del cuello i a veces lleva colgado un pico de cotrero [Haematopus ater], dientes de animales o pequeños caracoles que sirven de adorno".

[118] Hyades (q): 349 erwähnt nur eine dieser Formen: „Une espèce de collier, très communément portée, consiste en petits cylindres d'os d'oiseaux, régulièrement coupés et enfilés." Diese Form sieht man tatsächlich sehr häufig.

nach seiner Länge, wird zu zwei bis fünf gleichgroßen Kreisen geordnet; an einer Stelle umwickelt man sie alle mit einem kurzen Faden, um sie zusammenzuhalten. So trägt man dieses *álpuka* am Halse. Plant man von vornherein nur eine einzige Reihe von Schneckengehäusen, dann verlegt man das größte in die Mitte und ordnet die anderen nach ihrer Größe sehr genau, daß die kleinsten beiderseitig den Abschluß bilden.[110]

Höher als dieses wertet man ein anderes Halsband, bei dem auf einer geflochtenen Sehnenschnur kurze Stückchen der getrockneten Luftröhre des

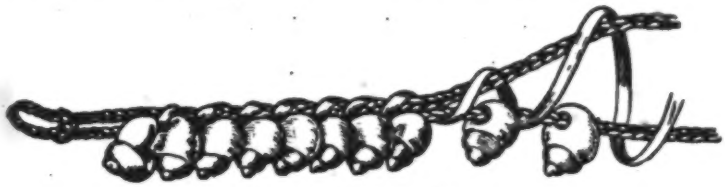


Abb. 23. Halskettchen. Nat. Gr.

wilden Schwanes (Cygnus melanocoryphus) aufgereiht ganz locker nebeneinander stehen. Mit Recht sagt J. L. Myres: 97, daß dieser „type of necklace is rare and much prized"; denn nur selten taucht der Schwan dort im Süden auf und ist äußerst schwierig zu erreichen.

Endlich beschreibt Hyades (q): 299 einen weiteren Halsschmuck, den ich nicht zu Gesicht bekommen habe. „Collier tressé: *Oupakh' ouana;* ce genre de collier est tressé en fibres d'intestins de jeune phoque: *Aouia ama;* au centre: *Itakoun,* il y a une fine tresse: *Açina,* en nerf de baleine, lequel forme

Abb. 24. Das Aufreihen der Schneckenhäuschen

aussi la tresse double de l'extrémité des rangées du collier; la ligature: *Yamacéta* du collier est une tresse en tendon de baleine. Ce collier est porté seulement par les femmes: *Kipa tapan makou*".

Die hier genannten Halsgehänge, ungeachtet ihrer Ausführung und Herstellung, legen sich alle Leute jeden Alters und Geschlechtes an. „Les hommes portent ces colliers aussi bien que les femmes et que les enfants", bestätigt Hyades (q): 349. Weniger schmücken sich ältere Männer damit, mehr indes

[110] Dieses für die Yamana bezeichnende Schmuckstück, das gelegentlich beim Tauschhandel zu den benachbarten Haus und Halakwulup gelangt ist, wurde von früheren Reisenden wiederholt genannt. Häufig sieht man es in ethnographischen Sammlungen europäischen und amerikanischen Museen. Vgl. Bove (c): 126, Colini: 722, Dabbene (b): 176, Hyades (q): 300, 348, Lorenzo (b): 125, Wilhelmy: 23 u. a.

ältere Frauen, am meisten die jüngeren Leute. Für Kinder bedeuten sie fast nur eine Spielerei, ihren Säugling schmückt eine Frau damit vor allem aus Mutterglück. Alle derartigen Zierate verfertigen die Mädchen und Frauen für sich selber und für ihre männlichen Verwandten; denn das ist eine Beschäftigung für Frauenhände. Dem persönlichen Schmuckbedürfnis und der Eitelkeit eines jeden einzelnen bleibt es überlassen, wie oft und wie lange er sich mit dem oder jenem Stücke ziert. Die unbehinderte Selbständigkeit, die einen der Charakterzüge dieser Indianer bildet, beläßt jedem auch vollste Freiheit im Gebrauch von Schmuckgegenständen, genau so wie im Anlegen von Körperbemalungen (S. 427). Niemand findet es befremdlich und keiner würde an gesteigerte Eitelkeit oder an Putzsucht denken, wenn heute diese Person und jene morgen unerwartet und ohne äußeren Anlaß mit einem reichen Schmuck behangen auftritt.

An sich betrachtet ist der Bestand an Zieraten und Schmuckstücken dieser Indianer gering und einfach, genau so wie ihr gesamter, äußerer Besitz überhaupt. Dies übertrieben einschränkend behauptet Bove (e): 26 sogar: „Dos o tres lineas de pintura sobre el rostro, y unos collares de conchas o huesos de ave, son los únicos adornos de un fueguino." Gewisse Anlässe indes, wie allgemeine Zusammenkünfte und größere Veranstaltungen, haben diese Leute angeregt, darüber hinaus noch besonderen Körperschmuck zu schaffen, nämlich die beliebten Stirnbänder aus Vogelfedern und Daunen. Diese Dinge sollen weiter unten dargestellt werden. Bisher wurde nur genannt und beschrieben, was in den Alltag gehört. Die Schmuckgegenstände unserer Yamana gleichen mehr oder weniger denen der Selk'nam, sind aber im ganzen schöner, kunstvoller und mannigfaltiger. Allerdings fehlen hier Schmucknarben, die bei den Nachbarn in bestimmter Form und Häufigkeit beliebt sind (Bd. I, 229). Jedwede andere Art von Schmuck, wie Ohrgehänge und Edelsteine, eigentliche Trophäen und Körperverstümmelungen kennt man dort unten im unfreundlichen Kap Hoorn-Gebiete nicht.

D. Gerätschaften, Werkzeuge, Waffen

Ausschließlich auf die geringen Erzeugnisse seiner Heimat ist der Yamana bei Herstellung der nötigen Gebrauchsgegenstände angewiesen. Somit überrascht es nicht, daß er einzig und allein aus Holz, Bein und Muschelschalen die Werkzeuge anfertigt, die er bei seinen täglichen Arbeiten und beim Jagen benötigt. Zu einer nennenswerten Verwendung des Steines ist er nicht gelangt. Das Kupfererz, das dort an gewissen Stellen zutage tritt, ist niemals beachtet, viel weniger ausgebeutet worden. Beurteilt man den Feuerländer nach den Stoffen, die er für seine Gerätschaften benützt, wird offensichtlich, daß er eine niedrigere Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung einnimmt, als der vielgesuchte europäische Steinzeitmensch; jener steht uns Gegenwartsmenschen noch wirklich vor Augen, dieser ist seit einer langen Reihe von Jahrhunderten längst verschwunden.

Je spröder der Stoff ist, aus dem unser Indianer seine gegenständlichen Besitzgüter herstellt, um so überzeugender tritt die schaffende und ordnende Kraft seines Geistes, um so deutlicher seine scharfe Beobachtungsgabe und gewandte Fingerfertigkeit zutage. Oft wiederholte Versuche müssen den Formen und den Einzelstücken vorausgegangen sein, die zum festen Besitzstande dieses Stammes ausgewählt und von vielen Geschlechtern beibehalten worden sind. Überprüft man jedes Einzelstück, so scheint dessen hohe Zweckmäßigkeit nach jeder Richtung und mit einer Deutlichkeit auf, daß sich an dem Dinge selber kaum noch eine nennenswerte Verbesserung, die gleichzeitig auch die Brauchbarkeit steigern würde, anbringen ließe. Der Gegenstand für sich allein sieht armselig und kunstlos aus. Wer aber zuschaut, wie er angewendet oder gebraucht wird und wie er bei geringem Kraftaufwand mit hoher Bestimmtheit arbeitet, kann sich des Staunens über seine Vorzüge nicht enthalten.

Vergleicht man die Mitteilungen aus den ersten beiden Jahrhunderten, in denen Europäer und Yamana zusammentrafen, mit den Angaben seit der Mitte des XIX. Jahrhunderts, wird offensichtlich, daß sich in der Verwertung einzelner Gegenstände ein Wandel vollzogen hat. Damit meine ich nicht, daß europäische Waren, wie eiserne Messer und Äxte, übernommen worden sind, sondern ein allmähliches Zurückweichen von Bogen und Pfeil zu Gunsten der Schleuder. Die eigentliche Ursache dafür — um dies jetzt schon anzudeuten — scheint die Einführung und schnelle Verbreitung des Hundes zu sein. Er leistet dem Indianer einige Dienste auf der Otternjagd. Bekanntlich ist es nicht leicht, vom Kanu aus Bogen und Pfeil zielsicher zu handhaben. Damit habe ich offen ausgesprochen, daß der Hund erst nach der Entdeckung der Yamana durch die Europäer zu dem unausbleiblichen Begleiter geworden ist, als den die Reisenden seit der Mitte des letzten Jahrhunderts ihn erwähnen. Abgesehen von jener kleinen Wandlung haben sich alle Dinge des täglichen Gebrauches in ihrer ursprünglichen Eigenart bis zur Gegenwart erhalten.

Die Gerätschaften und Waffen unserer Feuerländer kann man nicht gründlich genug untersuchen und in ihrer Verwendung beobachten. Sie offenbaren eine schöpferische Erfindungsgabe dieser fälschlich unterschätzten Indianer, die so oft als die "elendesten Menschen" bedauert worden sind, die aber ein Handwerkszeug sich geschaffen haben, das ihnen den Nahrungserwerb und die Anfertigung des Körperschutzes sehr erleichtert.

1. Das Rindenkanu

Auf dem Lande unternehmen unsere Yamana keine längeren Märsche und begnügen sich mit den notwendigen Gängen, um Holz oder Muscheln zu sammeln und um die Jagdtiere zu erreichen; denn das Gebiet eignet sich nicht zu Reisen über Land. Von einer Insel zur anderen, von einem Ufer zum anderen verkehren sie ausnahmslos in ihrem Rindenkanu. Auch wenn sie

einen weiten Weg am Strande zurücklegen könnten, ziehen sie es vor, zu fahren, was leichter und bequemer ist. Das Kanu ist ihnen einfachhin unentbehrlich. Falls die Einzelfamilie oder eine kleine Gruppe desselben verlustig gegangen ist, befindet sie sich in einem Notzustande, der, je eher um so besser, aber unbedingt behoben werden muß. Als Wassernomaden könnten sie auf dieses Verkehrsmittel keinesfalls länger verzichten.[120]

Seine Bauart ist etwas Eigenes und unterscheidet sich auf den ersten Blick von den Booten anderer Völker. Die an sich spärlichen Erzeugnisse des Landes wählt man mit kluger Umsicht aus und benützt sie, jedes für sich eben so, daß ein immerhin widerstandsfähiges und dauerhaftes Fahrzeug zustande kommt. Als ganzes Stück erscheint es dem Auge zierlich, seine Form ist gefällig, es läßt sich leicht handhaben und besitzt ansehnliche Tragfähigkeit; geschmackvoll ist die Ausführung im einzelnen und der Verlauf der Linien wirkt angenehm.

Unbekümmert um die vielen Nebensächlichkeiten erscheint es jedwedem Beurteiler als ein Meisterwerk bester Zweckdienlichkeit und als eine Höchstleistung des technischen Könnens dieser Indianer.[121] Nicht jeder von ihnen ist im Kanubau gleich geschickt; wer aber etwas Tadelloses zu leisten imstande ist, steht bei der Allgemeinheit in hoher Achtung. Hier gilt, was Despard (b): 679 in die knappen Worte zusammengedrängt hat: „The manufacture of a canoe is a most important work; on it chiefly depends their subsistence; to excel in it is a coveted distinction; to have effected it marks manhood; to accomplish it taxes strength, skill, and time." Dieser für unsere Indianer lebenswichtige Gegenstand verdient es, ausführlich beschrieben zu werden; dabei fällt unbeabsichtigt ein hohes Lob auf ihr Können ab.[122] Kurz

---

[120] Die unumgängliche Bedeutung des Kanus für unsere Eingeborenen ist verschiedentlich hervorgehoben worden. Spegazzini (a): 161 nennt es „el objeto de mayor importancia", und Dabbene (b): 180 „un objeto de primera necesidad para el Yahgan." Andere Urteile lauten ebenso.

[121] Lucchan: 8 kam zu folgender Überzeugung: „Im Vergleich zu [den kahnartigen Fahrzeugen in Zentral-Brasilien] sind die Rindenboote, die wir vom äußersten Süden von Süd-Amerika kennen, wahre Luxusköhne, wenn sie auch hinter denen der nordamerikanischen See-Region, was Schönheit und Sorgfalt der Arbeit angeht, noch immer weit zurückbleiben." Die Indianer Nordamerikas besitzen eben einen unvergleichlich geeigneteren Stoff. In dieser Beschreibung Lucchan's bringen Abb. 12 und 13 eines der bekannten kleinen Musterstücke, das irrtümlicherweise als "Modell eines Rindenbootes der Ona" unterschrieben oder bezeichnet wird.

Andere Beobachter halten ebensowenig mit ihrem Lob auf das Rindenkanu zurück. Sparks: 56 sagt: „It had a sheer at once pleasing to the eye and well adapted to ride the most tempestuous seas in the world." Seine kurze, aber genaue Beschreibung beschließt Lovisato (b): 134 folgendermaßen: „Questo canoè per quanto povero sono certamente l'opera più ingegnosa per gli abitanti della Fuegia, ma da Drake a noi per 300 anni circa sono rimaste sempre le stesse." Eine nennenswerte Verbesserung hat sich an keiner Stelle als notwendig erwiesen und ist deshalb auch nicht durchgeführt worden.

[122] Auffällig ist es, daß frühere Reisende zwar wiederholt den zierlichen Bau und die hohe Leistungsfähigkeit des Rindenbootes nachdrücklich hervorgehoben, die Einzelteile aber

sei erwähnt, daß dieses Rindenkanu *doon*, vollständiger *ajydlu doon*, nach seiner Anlage und seinen Wesensteilen mit dem, das die benachbarten Halakwulup herstellen, wirklich sehr weitgehend übereinstimmt (Abb. 25).

a. *Die Rindenstücke*

Das den Yamana seit alterher eigentümliche Fahrzeug ist ein aus drei großen Rindenstücken zusammengesetztes Kanu. Nur diesem gilt die folgende Beschreibung. Die meisten unserer Eingeborenen sind in jüngster Zeit zum Einbaum und zum flachen Kahn übergegangen, doch erst, seitdem Europäer ihnen die Eisenaxt gebracht haben.

Zwar ist das ganze Gebiet mehr oder weniger dicht mit antarktischen Buchen bestellt; aber gerade und dicke Stämme, die ein glattes, gleichmäßiges Rindenblatt von ausreichender Länge liefern, trifft man nur vereinzelt an und zwar meist tief im Innern einer Insel. Sie ausfindig zu machen ist wohl der einzige Anlaß, daß ein Mann sich weit in den Wald hinein vorwagt. Meist begeben sich zwei oder drei gemeinsam auf die S u c h e. Schon deshalb, weil ein einziger sich schwer tut, die dicke Rinde *ajydlu* vom Stamme abzulösen, und weil niemand weite Strecken des Waldes allein durchquert.[123] Dieses Hin- und Herlaufen ist nicht selten mühsam und anstrengend. Fast immer entscheidet man sich für Nothofagus betuloides *šêr'ĕi*, die eine regelmäßige, glatte Stammsäule entwickelt und dabei dicker wird als die beiden anderen Buchenarten; auch wird ihre Rinde nicht so leicht rissig (S. 28).[124]

Sind die Männer auf einen Stamm gestoßen, der ein brauchbares Rindenstück liefern kann, begeben sie sich an die Arbeit. Einer zumindest ist im Kanubau tüchtig, der nach Augenmaß die Größenverhältnisse abschätzt. Zum Ablösen der Rinde verteilen sie ihre Kräfte, nachdem sie das tadellose, von Ästen und Narbenwulstungen freie Stück gut beschaut haben. Die glatte Fläche muß wenigstens 5 m ausgeben. Über einen höheren Ast wirft man den mittleren Teil eines langen Riemens aus Seehundhaut *ákęła, wušákęła*, dessen beide Hälften zunächst frei herunterhängen. Das eine Ende läuft in eine Schlinge aus. Diese legt sich ein jüngerer Mann um die Hüften und verschnürt sie. Während nun sein Begleiter das andere Ende anzieht, klettert jener, mit den Füßen sich stützend und mit den Händen den Stamm mehr oder weniger umfassend, nach oben. Dort beginnt er mit dem E i n s c h n i t t, den er senk-

nur sehr oberflächlich gekennzeichnet haben. Die besten Beschreibungen hat Cooper: 197 als einfache Quellenangabe aufgezählt.

[123] Wie Hyades (q): 250 mitteilt, „le premier soin des Fuégiens est de choisir de belles écorces; il leur faut souvent accomplir un long voyage pour les trouver." Despard (b): 679 ergänzt, daß „a man, having associated three others, proceeds into the forest for four or five miles."

[124] BD: 661 betont: „The bark especially of the kanis [Nothofagus pumilio] is consequently unfit for canoes." Bridges (b): 223 sagt nämlich: „Los indígenas emplean la corteza de la haya peruana [Nothofagus betuloides] para la construcción de sus canoas, pues para este propósito es inútil la de las otras especies."

recht bis unten weiterführt. Weil er angeseilt ist und vom anderen Manne langsam heruntergelassen wird, hat er beide Hände für diese Arbeit frei. Unten angekommen, muß er nochmals aufsteigen. Jetzt führt er den waagrechten Einschnitt rund um den ganzen Stamm aus. Ist dieser außergewöhnlich dick und genügt ein Rindenausschnitt, muß er diesen in der erforderlichen Breite durch einen zweiten Längsschnitt von oben bis unten umgrenzen. Der zweite waagrechte Einschnitt ein wenig über dem Boden läßt sich bequemer ausführen.

Der Mann bedient sich bei dieser Arbeit eines Knochenkeiles und eines passenden flachen Steines als Hammer. Ersterer findet eigentlich nur beim Einschneiden in die Rinde eine Verwendung, ganz selten auch beim Spalten dickerer Stämme zu Brennholz. Man verfertigt ihn aus einem breiten Rippenknochen vom Wal und gibt ihm eine Länge von etwa 35 cm. Ein eigentlicher Handgriff fehlt. Das Knochenstück wird auf einem rauhen Steine so lange abgeschliffen, bis die Keilform mit einer scharfen, leicht gerundeten Schneide erscheint (Abb. 26.) Die linke Hand umfaßt diesen Keil *lla* in seiner oberen Hälfte, setzt ihn der Rinde mit leichtem Druck auf und die rechte Hand treibt ihn hämmernd mit einem Steine so tief ein, bis er auf die Holzgewebe stößt; man handhabt ihn wie einen Meißel. Wem der Knochenkeil fehlt, der macht die Einschnitte in die Rinde mit einer geschliffenen Muschelschale oder mit dem eigentlichen Muschelmesser;[10] diese Arbeit dauert allerdings länger und ermüdet auch bei weitem mehr.

Nachdem das Rindenstück mit dem Knochenkeil als ein langes Rechteck umgrenzt worden ist, erhebt sich der Mann wieder zum oberen waag-

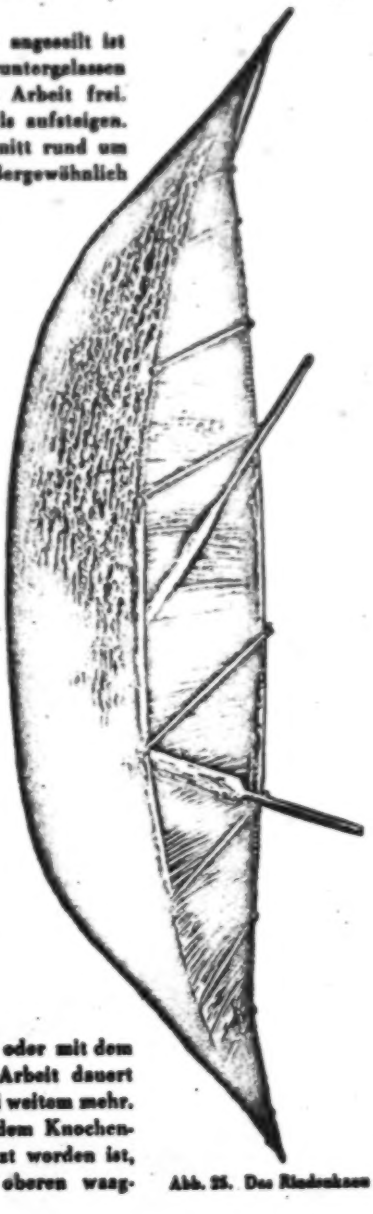


Abb. 25. Das Rindenmesser

rechten Einschnitt. Hier lockert er mit dem gleichen oder mit einem feineren Knochenkeile den oberen Rand, immer darauf achtend, daß die Rinde nicht einreißt. Dann neigt sie um so mehr, je stärker sie gekrümmt ist.

Manchmal bedient sich seines knöchernen Ablösers, genannt *ofm*, nach BD: 383 „a bone bark stripper". Lovisato (b): 143 schreibt *sinaku*. Er ist etwa 60 cm lang, ganz flach, 7 mm dick und besitzt die Form eines geschweiften Papiermessers. Aus einer Walrippe stellt man ihn her. Man schiebt ihn fortschreitend unter die Rinde, etwa 15 cm tief, und durch leichte Hebelbewegungen lockert man sie rundherum um so sicherer, da der Ablöser ein wenig federt (Abb. 27).[100]

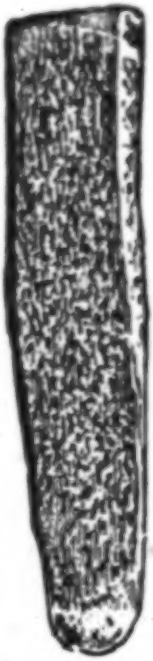


Abb. 26. Knochenkeil. 1/2 n. Gr.

Abb. 27. Rindenablöser

Hat der Mann von oben her die Rinde vom Stamme abgetrennt und einigen Raum freigemacht, setzt er erst den einen und bald den andern Fuß dahinein. Nun wirkt die Schwere seines Körpers. Je mehr vom Rindenblatt sich löst, um so tiefer sinkt er nach unten; endlich erscheint er wie zwischen Rinde und Stamm eingeschlossen. Gegen letzteren lehnt er sich mit seinem Rücken und faßt die Kanten des Rindenstückes mit beiden Händen, oder er drückt es mit seinen flachen Händen von seinem Körper weg. Stampfend mit den Füßen in seiner Einklemmung trennt er es schließlich bis nach unten vollständig ab.

Man kann sich leicht ausmalen, daß diese Arbeit anstrengend und unbequem ist; denn die zähen Bastfasern haften fest und der Riemen bietet keinen sicheren Halt. Vereinzelt hilft sich der Mann dadurch, daß er in gewissen Abständen kurze Holzpflöcke (*tsiHaldna*) übereinander an den Stamm bindet, die ihm etwa wie Stufen dienen. Er benützt sie jedoch nur so lange, bis er zwischen die abgelöste Rinde und die davon entblößte Stammfläche schlüpfen und sich darin halten kann.

Jeder kennt die Zeit, die am besten sich zum leichteren Ablösen der

[100] Nur von diesem behauptet Hyades (a): 358, daß die Feuerländer „employ for the purpose a mussel-shell, an oyster de lower coquillier de moules, aiguisée et emmanchée."

[101] Hieron sagt Bridges: 131: „The Yahgans make incisions with shells or with stone knives, and prise off the skins with a long, slightly curved and flat bone tool." Dieses Stück meint wohl auch Duprat (b): 679, das er beschreibt als „A whale's bone made into the fashion of a curved knife".

Rinde eignet. Das sind die Frühlingswochen von Mitte September bis Ende Oktober,[107] in denen ein lebhafter Stoffwechsel durch die Rinden sich bewegt und die Turgeszenz der Gewebe sehr hoch ist. Freilich bleibt es nicht aus, daß eine Familie zu anderer Zeit des Jahres ihr Boot verliert und ein Mann neigedrungen sich entschließt, ein neues anzufertigen. Ohne Aufschub muß er sich Rindenstücke verschaffen, mag das auch mit größerer Anstrengung verbunden sein. Er weiß, daß die außerhalb des Frühlings abgelöste Rinde brüchiger ist und leichter einreißt, mithin weniger brauchbar ist.

Aus gewisser Vorsorge schält mancher gelegentlich im Frühlinge / das eine oder andere Rindenstück ab, das er augenblicklich zwar nicht benötigt, das ihm aber später zu einer dringlichen Ausbesserung dienen kann.[108] Trotzdem nützt es ihm nichts, wenn er an einer weit davon abliegenden Stelle seines Fahrzeuges verletzt geht und niemand in der Nähe ist, der ihn zu jenen Rindenstücken hinführt. Zumindest merkt sich jeder die Bäume, von denen sich passende Rindenblätter ablösen lassen; wenn die Not drängt, braucht er keine Zeit mit Suchen darnach zu verlieren. Vereinzelt bleibt nichts anderes übrig, als bis zum nächsten Frühjahr zu warten und dann erst einen neuen Bau in Angriff zu nehmen.

Jedwedes Rindenblatt von der erforderlichen Größe schützt man vor Eintrocknen und Verserrung dadurch, daß man es unter Wasser aufbewahrt. Man legt es in einen Tümpel mit Moorgrund, dessen Auftrieb ein Verbiegen verhindert; die aufgelegten mittelgroßen Steine halten ein Herumtreiben über die Wasseroberfläche und eine unregelmäßige Dehnung hinten.

β. Sein Aufbau

Jeder Indianer weiß, daß die im Rindenblatt einmal eingetrockneten Stellen nicht mehr biegsam gemacht werden können. Demnach läßt er die Rinde im allgemeinen erst unmittelbar vor ihrer Verwendung ab oder bewahrt sie peinlich genau unter Wasser so lange auf, bis er die Verarbeitung beginnt. Sogar während er damit beschäftigt ist und eine Unterbrechung von wenigen Tagen eintreten lassen muß, wegen sehr schlechten Wetters oder aus Nahrungsmangel, bleibt es ihm zuweilen nicht erspart, das Rindenblatt unter Wasser zu setzen. Je früher er die Arbeit beendet, um so haltbarer bleibt die Rinde.

Zum Kanubau sind drei große Rindenstücke erforderlich,[109] zwei breite für die Seitenteile und ein langes, schmäleres, dickes als Mittelteil.

[107] Lawlor (b): 154 dehnt diese Zeit so weit aus, ebenfalls von Oktober bis Februar. Bridges (MS): VIII, 156; 1874) jedoch nur bis Januar.

[108] „Ne pouvant construire une embarcation qu'en printemps, le Fuégien prévoyant en fait quelquefois deux, mais toujours, il sait de côté des morceaux d'écorce pour en réparer les fréquentes avaries" (Le Nature: 211). Lawlor (b): 144 sagt ergänzend: „The skins were placed under water in a running stream to keep it flexible."

[109] Dazu kommen noch zwei dreieckige Stücke für die Spitzen am Bug und Heck. Singuläre Maße, niemals starke, wie Kanubreite: 219 beobachtet.

Diese schleppt der Mann aus dem Walde heraus und legt sie auf einer offenen, ebenen Rasenfläche nieder, wo er seine Arbeit fertigstellen will. Mit einem Schaber oder Messer, sogar allein mit einer geschliffenen Muschelschale werden die lockeren Bastfasern auf der Innenseite heruntergekratzt; hernach wendet man das Rindenstück und glättet die Außenseite, indem man die Borkenteile abhobelt. Ist das geschehen, wird ein Rindenstück nach dem anderen biegsam gemacht und zwar durch Erhitzen.

In ein langgezogenes Feuer mit gleichmäßiger Holzkohlenglut legt man das Rindenblatt, indem man es unaufhörlich wendet und verschiebt, damit alle Teile auf beiden Seiten gleichmäßig erhitzt, aber auch vor Verbrennen geschützt werden. Dabei wird das ganze Blatt biegsam wie dickes Leder und in diesem Zustande kann man ihm die erwünschte Form geben.

Das Auge trifft nun die Auswahl unter den drei Stücken. Wie gesagt, müssen die Seitenteile *ɛ́nče (ɛ́nja)* breit, der Mittelteil *ú̀lɛ́i*, der den Bootsboden abgeben soll, lang und dick sein. Wieder vom Augenmaß abhängig beginnt der Mann damit, jedes Stück zurechtzuschneiden; eines Maßstabes oder irgendwelcher ähnlicher Hilfsmittel, einer Schnur oder eines Stöckchens oder der eigenen Handspanne, bedient er sich nie. Das Mittelstück erhält die Form einer Zigarre, verjüngt sich also im rechten und linken Drittel seiner Gesamtlänge und endet in eine etwa 10 cm breite Kante beiderseitig, zumindest aber an einem Ende, falls das andere spitz ausläuft. Dieses wird für den Bug, jenes für das Heck verwendet. Die anderen beiden Rindenblätter werden derart beschnitten, daß der eine Rand fast geradlinig, der andere geschweift verläuft; beide Enden jedes Stückes laufen schief in schmale Spitzen aus. Nachdem das Mittelstück zugeschnitten ist, werden ihm die Seitenteile durch wiederholtes Anlehnen genau angepaßt. Sie müssen möglichst biegsam sein, weswegen sie immer wieder durch Süßwasser und nachher durch das Feuer gezogen werden.

Zwei gleichmäßige, dünne S t a n g e n sind nun nötig, die als oberer Abschlußrand bezw. als Dollbord dienen sollen. Den Größenverhältnissen und der Umrißform des geplanten Baues entsprechend stößt man auf jeder Seite etwa ein Dutzend kurzer Stöcke in den Boden, die als Gerüst und Stütze der noch nicht miteinander verbundenen Teile nötig sind. Sobald die drei Rindenstücke durch genaues Beschneiden aufeinander passen, stellt man sie dort hinein. Zuweilen schaufelt man auch noch die Erde nach der Form des geplanten Kanus aus. Nun wird eine nach der andern jener beiden Stangen *hɛ́ki* an die gerade Kante des seitlichen Rindenblattes als Bord angenäht; ihr vorderes Ende bildet später die äußerste Spitze des Bugs, die nur selten zwei bis drei Zentimeter über die Rinde hinausragt.

Man benötigt hierfür die etwa 1 mm dicken und 3 mm breiten Streifen aus der jüngsten Holzschicht unter der Rinde junger Stämmchen von Nothofagus antarctica, die außerordentlich biegsam sind und wegen ihrer Zähigkeit auch eingetrocknet weder fasern noch brechen. Wer über die geeigneteren Streifen aus Walbarten verfügt, wählt diese; andernfalls sieht er sich

auf jene angewiesen, die er sorgfältig vorbereitet.[100] Nahe dem oberen Rande des Rindenblattes bohrt man mit einer spitzen Knochenahle ein Löchlein und steckt den Holzfaserstreifen *ðri* durch, führt ihn über den Stäbchen, zieht stramm an und führt damit in Spiralwindungen, die voneinander etwa 12 cm abstehen, fort, bis dasselbe seiner ganzen Länge nach an den Rindenrand gehef'tet ist. Diesen befestigt eine jede der beiden Stangen zuverlässig.

Ehe man das lange mittlere Rindenstück an den unteren Kanten der beiden Seitenteile befestigt, bringt man oben etwa acht Querstäbe an. Zu diesem wichtigen wählt man dornendicke Äste des *ðjukur* (Maytenus magellanica), dessen Holz sehr zäh und hart ist. Man schabt die Rinde herunter und arbeitet an jedem Ende einen klötzchenförmigen Knopf heraus. Um den etwas dünneren Hals davor legt man den *ðri*-Faden, vermittels dessen man jedes Ende des Querstabes an den oberen Rand des Rindenblattes anbindet. Die starke Verjüngung der Querstäbe kurz vor ihrem Ende dient dem *ðri*-Faden als Lager, was ein Abgleiten nach beiden Seiten verhindert. Selbstverständlich ist der mittlere Querstab am breitesten und die anderen sind um so kürzer, je näher sie dem Bug und Heck stehen. Sie spannen die beiden Kanuwände zueinander und halten sie in ihrer Lage. Der Verlauf der beiden oberen Ränder des Kanus liegt nun fest.

Bislang standen die beiden Seitenteile in der Begrenzung, die jene in das Erdreich gerammten Knüppel bilden; sie bleiben darin auch weiter, wenn jetzt der Boden, das schmälere dritte Rindenblatt eingesetzt wird. Zeitweilig wird der Bootskörper umgestülpt oder auf die Seite gelegt, zur größeren Bequemlichkeit bei der Arbeit. Damit jenes Mittelstück sich sehr eng den Seitenteilen anschließt, schneidet man in der ganzen Länge seiner beiden Ränder eine stufenförmige Kerbe ein und paßt dieser eine kleine vorspringende Kante am geschweiften Rande jedes Seitenteiles an. Diese sehr genaue Schnitzarbeit wird mit scharfen Splittern von Muschelschalen ausgeführt, was sich am Bodenstücke, das dick ist, leicht ermöglichen läßt. Nun wird dieses mit den beiden Seitenteilen vermittels der Fischbein- oder *ðri*-Streifen vernäht. Ehe diese stramm angezogen werden, füllt man die Fugen abschnittweise mit Moos, Heubüscheln und feingliedrigen Rutelgras an, um sie möglichst undurchlässig für Wasser zu machen,[101] auch in der Absicht, ein Brechen des Holzfadens zu vermeiden.[102] Beim Dichten hilft die Frau mit oder sie besorgt es allein, sie besitzt dafür mehr Geschicklichkeit als der Mann.

---

[100] Wie sie hergestellt werden, beschreibt Hyades (4): 351: „On divise les fibres des feuilles en de l'extérieur en tirant d'après longueur et de même diamètre, puiss sur les bords, en les roulant avec des coquilles brisées." Man bewahrt sie unter Wasser auf, damit sie nicht vorzeitig eintrocknen oder sich verziehen.

[101] Außerdem, wie Hyades (4): 351 schreibt, „on les enduit avec des tiges de celui nouveau au d'autres plantes." Das erwähnt Bennett, der sagt: „The seams are caulked with soaked and bleached stalks of wild celery, to which clay is sometimes added" (XXX: 111, 30; 1869).

[102] Darauf macht Dumont (3): 479 aufmerksam: „A rope of hay placed on the seam inside prevents the thread from cutting through."

Der Rumpf des Kanus ist nun besandet. Danach werden die beiden dreieckigen Endstücke, genannt *Endlinie*, auch *senegli* oder *ogaa*, am Bug und Heck eingesetzt. Zuweilen begnügt man sich mit einem einzigen am Bug, wenn die Vorsätze der großen Rindenstücke von jenem am Heck Abstand nehmen lassen. Man sagte mir, der Bau des Kanus bedürfe mehr Fertigkeit, wenn die drei großen Rindenstücke an beiden Enden nicht ebenflächig in feine Spitzen ausliefen, sondern gerundetig abgerundet würden; die an der Schnittfläche angebrachten kurzen, dreieckigen Endstücke verhüten dieselbe, weil sie locker aufsitzen, jeden Einriß oder Spalten des Kielstreifens. Auch diese beiden *Endlinie* werden durch Vernähen mit dünnen Fäden befestigt. Außerdem legt man einen aus *mipi* (Maripapaverum grandiflorum) geflochtenen Faden straumm um die äußerste Spitze und verknotet dessen freies Ende am letzten oder vorletzten Querstäbchen. Dadurch verhindert man, daß die feine Spitze sich nach auswärts krümmt; sie neigt dazu, weil sie häufig feucht wird und wieder eintrocknet.

Das mittlere Drittel des Kanowandes ist beiderseitig am meisten einer Verletzung ausgesetzt; denn hier steigt man ein und aus, hier verlädt man auch die meisten Sachen. Zur größeren Sicherheit erhält man deshalb ein eigenes *Dollbord* aus Rindenstücken von einem erwachsenen Stamme der Maytenus magellanica. Man schält die Rinde ab und spaltet sie in gleichgroße Hälften; diese legt man ohne Verzug dem Kanowande zwischen je zwei Querstäben auf. Hier krümmt sich jedes Stück zu einem Hohlcylinder zusammen und klemmert sich selber fest; weiterer Befestigung bedarf es nicht. Nach einem anderen Verfahren gewährt diese Rindenverkleidung etwas Weil sie sich nämlich über jenen Raum ausdehnt, in dem die rudernde Frau sitzt, schützt sie diese vor Verletzungen ihrer Arme, die oft sich auf das Dollbord beim Rudern und Steuern stützen.

Der höhere Aufbau des Kanuhäuptes ist jetzt besandet, er bedarf nur noch einiger Ergänzungen, die ihm Halt und Festigkeit verleihen. Diesem Zwecke dienen schmale, fingerdicke *Spanten* oder Holzrippen, ähnlich in der Mitte gespaltene Äste der Drimys Winteri oder einen Nothofagus. Die beiden Enden werden an einer kurzen Spitze zusammengeschnitten, die einzelnen Spanten an einem Halbkreis gebogen. Man ordnet sie je nach der Länge und preßt sie in den Kanubauch hinein, daß sie streamm der ganzen Innenwand anliegen und sich unter das Dollbord jeder Seite klemmen. Die eine Holzrippe zwischen selbst sich eng an die andere an, etwa fünfzig bringt man unter. Bevor man sie endgültig einpaßt, füllt man die kleinen Räume und Löcher zwischen ihnen und der unteren Hälfte der Kanowand mit Moos, Algen und Gräsern aus; denn der dünnwandige Bau verlangt viel Dichtung. Die künstlich verwundenen pflanzlichen Stoffe führen den Seewasserraum Abbau. Unter die nach oben gebogenen Enden dieser Spanten schiebt man kurze Querhölzer, die als eigentliche Füllung ihnen selber mehr Halt und festen Lagerung bieten. Man will eben ihre Spannung verwerten; denn auch sie verstärkt und schützt die ganze Rindenwand.

Die andere Schauseite zeigt den mittleren Teil des Kuppelhauses. Da die Gefäße bemalt, durchgearbeitet zu werden, scheint man die durch einige Stufen aufgehobenen Rindenstreifen, die man der Länge nach lose und ohne jede Befestigung über die Spanten legt. Zu zwei Reihen ordnet man sie. Sie lassen sich sehr bequem mittels zusammenbindbaren und an der äußeren Stelle, in der Kammlinie, schräglich nach den eingeschnürten Wänden von Zeit zu Zeit aus. Man legt diese Rindenstücke Ijoy mit ihrer Innenseite dem Kürbisboden auf, die grauen sich dem gut an. Das Gewicht der Insassen verteilt sich mittels auf eine breite, federnde Grundfläche.

Damit gibt man sich aber noch nicht zufrieden; denn die nackten aufgelegten Rindenstreifen gewähren weder ausreichende Sonnenfestigkeit für den, der sich niederstreckt, noch genügen sie als sichere Stützen. Man schafft also überdies eine sonnigere besondere Verkleidung der Kammlinie durch mehrere handbreite, längere Rindenstreifen, die über jene nackten erwähnten Ijoy gelegt werden. Ihre Kerbnarbe, die rechts gegliedert wird, schaut nach oben; das trägt dazu bei, daß der ganze Streifen wasserabweisend flach bleibt. Die beiden Schmalkanten schneidet man vor genauflung ab und so groß man diese zum Halbkreis gebogenen Bögen unter den Dollbord auf jeder Seite. Sie werden vorher genau ausgemessen, wenngleich sie den Spanten in ihrer ganzen Länge eng anliegen. Sie verdecken die kürzeren Ijoy auf dem Boden des Kanus. Einen Abschnitt legt man wie gesagt neben den anderen; zwischen den beiden mittleren Stücken läßt man einen schmalen Schlitz frei, um das Sickerwasser ausschöpfen zu können. Diesen Bögen und den oben beschriebenen Spanten bei man die erforderliche Halbkreisform durch wiederholtes, leichtes Biegen gegeben, nachdem sie mit Wasser durchtränkt und im Feuer erhitzt worden sind. Sehr genau müssen drei vier Kanten beobachtet werden, damit ein Rindenstreifen sich eng an den anderen reiht; denn nur so erfüllen sie ihren Zweck,[1] den Insassen als möglichst trockenen Sitzplatz zu dienen.[2]

Das Kano ist nun fertiggestellt. Ein fleißiger Mann benötigt zwei bis drei Wochen, falls er ungestört sein Werk fortsetzen kann und die erforderlichen Teile in nächster Nähe findet. Er arbeitet immer im Schatten; denn Sonnenstrahlen würden die Rindenstücke schützen und verderben. Die Maße dieses Fahrzeuges richten sich in etwa nach der Kopfzahl der Familienmitglieder, überschreiten aber nie 5 m als gerade Länge zwischen den beiden äußersten Enden; die größte Breite, von einem Dollbord zum anderen gemessen, hält sich unter 1 m, die Tiefe in der Mitte schwankt um 70 cm.[3]

---

[1] Die Länge dieser Rindenstücke wird von den Maßen des Kanos bestimmt. Brown (a), 222 bei diesen Unterteil Abmessungen.

[2] Die gemessen Stärkeren bestehen nach 300-500 „those pieces of bark placed in canoes where the people sit to strengthen the canoe and guard it from injury as well as to give comfort to the occupants."

[3] Beete (a), 227 und Cooper, 142 schreiben „Die Länge schwankt zwischen 4 m und 6 m, die Breite zwischen 70 cm und 90 cm."

Vergleiche man den Kauz der Tamara denn mit dem der Kolchierin, übersieht man die Unterschiede in den Kleidungsstücken nämlich nicht; jenes ist weiblich schöner und schmeichelnder, dieser noch etwas fleckiger als dieses."[49]

3. Seine Zubehör

Mehr als die Hälfte der Tage eines Jahres und die meisten Stunden eines Tages verbringt die Feuerländische Familie im Kanu. Da sie sich scheuen vor einem Lagerplatze zum anderen laufen, führt sie ihre gesamten Habseligkeiten, so wenig es deren sein mögen, ständig mit sich. Dem Manne sind seine Waffen unentbehrlich und die Frau muß einige Kleidigkeiten ständig bei der Hand haben. All diese Dinge kommen hier nicht nur Sprossen, wohl aber jene, die zur unumgänglichen Ergänzung eines dem gehören."[49]

Abb. 36. Handschuhe aus Leder. $^{1}/_{3}$ n. Gr.

Zum Allernotwendigsten rechnet man die Kodos. Der Mann fertigt sie für die Frau aus Beinknochen an. Aus einem etwa 20 cm dicken Stamme spaltet er mit Knochenkeilen (Abb. 34) ein Brett heraus, das er mit geschliffenen Bildhauen von Muschelschalen bearbeitet und beschleift. Um letzteres besser fassen zu können und um auch seine Hand gegen Holzsplitter zu schützen, bindet er sich einen Lederlappen nach Art eines Fausthandschuhes (Abb. 35). Dieser wird aus der dicken Haut eines Seelöwen fast regelförmig herausgeschnitten und die beiden Ecken an einer Schmalkante verbindet man mit einem Bindeleder aus Riemenstreifen. Durch die damit geschaffene schmale Öffnung steckt man die drei letzten Finger der rechten Hand; jetzt überdeckt das Lederstückchen den ganzen Handrücken und die gestreckten Finger, daß sie genügend geschützt sind.

---

[49] Mehr oder weniger ausführliche Beschreibungen des Kodosknaben finden sich bei Bennett (I) 53, Byron (I) 201 und (II) 137, Cabo Pennasco 204, Cassiano 108, Dumont (I) 180, Duperrey (I) 475, Fuegia 140, Hyades (I) 210, Lesson (I) 142, Martens 190, Narborough (I) 161, Sarmiento in Pilz II, 237; 1864, Wagstaffe I, 184, Wallis (I) 94, Wilkinson 30 u. a. Im 20 sind die einzelnen Teile, aus denen es sich zusammensetzt, aufgezählt und auch die Handschuhe, die dabei verwendet werden, genannt. Viele Beschreibungen bei Bennett (I) 208 gemeinsam und aufgeschrieben.

[49] Lesson (I) 142 sagte: „When fully equipped, the Fuegian canoe carried the following articles (we are quite positive, there were of hatchets, two fire-stones, four spears (fish, seal, and fingers), dogs, and, guns wanting sugar or sheep, bark basket, fishlines."

Das Beschaben und Glätten des Holzes ist langwierig. Besondere Schwierigkeiten bietet das Abgetzen des Schaftes vom Ruderblatt, weil letzteres an der Übergangsstelle meist kantig und breit belassen wird. Bei den meisten Rudern, die sämtlich eines besonderen Handgriffes entbehren, leitet der eine Teil zum anderen sanft und allmählich über; sie sind sozusagen lanzettförmig. Der Schaft macht etwa ein Drittel der Gesamtlänge aus. Bemerkenswerterweise hebt sich das Ruderblatt niemals ganz scharfkantig vom Schafte ab, sondern es gleitet mehr oder weniger langsam zu jenem über[116] und läuft unten in eine schmälere Abrundung aus. Die Mitte des Ruderblattes ist immer dicker als die Ränder und deutet eine ganz flache Mittelrippe an. Lothrop

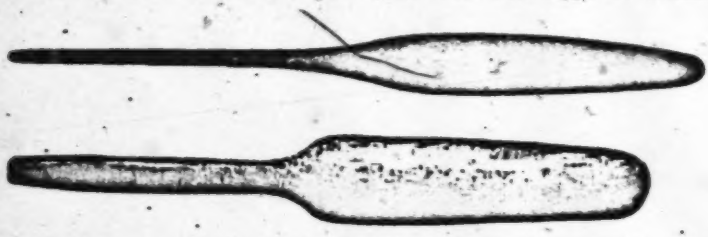


Abb. 29. Ruderformen

(b): 147 sagt kurz: „The old-fashioned paddle had a long pointed blade and a short rounded handle. The blade was diamond-shape in section, so there was a keel-like ridge centrally down each side." Die Länge ist niemals einheitlich bestimmt, sondern ergibt sich aus der zufälligen Länge des Brettes und schwankt um 150 cm; das Blatt mißt an seiner breitesten Stelle etwa 10 cm; die Dicke des gut abgerundeten Blattes richtet der Gatte nach dem Wunsche seiner Frau ein (Abb. 29).

Sollte Not oder Gefahr während der Fahrt einen Mann zwingen, ebenfalls zum Ruder zu greifen, handhabt er es in gleicher Weise wie jede Frau. Er besitzt aber kein eigenes Ruder, wie Colbert: 237 irrtümlicherweise behauptet.

Die gebräuchlichste Bezeichnung für diese Ruder, sogenannte Pagaien, ist *dppi*; man sagt auch *tstatâga* und *tulwêna*. Jede Familie führt in ihrem Fahrzeuge zumindest zwei Ruder mit.

Während der langen Fahrten können unsere Eingeborenen das Feuer unmöglich entbehren, sie unterhalten es dauernd im Kanu brennend (S. 395). In der Mitte des Bodens befindet sich eine eigens hergerichtete Herdstelle und es ist genügend dafür gesorgt, daß die Rinde unter ihr nicht durchbrennt. Zuunterst legt man einige flache Steine, die lückenlos aneinander stoßen.

[116] Dadurch unterscheidet es sich sehr auffällig vom Feuerruder der Halakwulup, das ein ganz rechtwinkliges Blatt besitzt, wie ich seinerzeit nachgewiesen habe (Gusinde [a]: 547). Die Maße für die Ruder der Halakwulup sind im ganzen auch größer. Schon Pyramus: 19 hatte beobachtet: „The [Yamana-]Fuegians [are] making the blade [of the paddles] even narrower than do the Northwestern tribes."

Auf diese Schicht setzt man einen größeren Rasenklumpen, der mindestens 7 cm dick ist und dessen Wurzelgewirr mit dem groben Kies nach oben schaut. Statt dessen bildet man auch eine Schicht aus zertrümmerten Muschelschalen, vermengt mit Kies und Lehmklumpen. Von unten steigt aus dem Sickerwasser unaufhörlich und reichlich Feuchtigkeit auf; demnach kann weder diese dicke Schicht sich erhitzen, noch viel weniger der Rindenboden durchbrennen. Da Luft von allen Seiten freien Zutritt hat, bleibt ein hohes Aufflammen des Feuers aus. Das muß unter allen Umständen hintangehalten werden, um die Seitenwände nicht zu gefährden. Es genügt eine mäßige Glut ohne leuchtende Flamme.

Das Brennholz bringt man teils nahe dem Feuerherd *ðf*, teils im Heck unter. Man stößelte es gutgeordnet auf, um nicht unnötig Raum zu verlieren. Die Westleute sind in der Notlage, immer größere Holzmengen mitzuführen; den Leuten des Ostens genügt ein kleiner Vorrat, den sie nahe der Herdstelle aufhäufeln. Wo sie landen, finden sie leicht angeschwemmtes, trockenes Holz, womit die Erstgenannten kaum je rechnen können. Sorgfältig wählte man für die Fahrt ganz trockenes Holz aus; denn feuchtes entwickelt Rauch, dem die Insassen im engen Kanu kaum ausweichen können. Holz vom Drimys Winteri, das einen beißenden, dicken Qualm entwickelt, läßt man von vornherein am Ufer.

Mädchen sind es, die nahe dem Feuer hocken und es nach Anweisung der Mutter bedienen. Ihre Aufgabe ist es, vor der Ausreise vom Hüttenfeuer ein glimmendes Holzscheit zur Herdstelle im Kanu zu tragen und hier neue Glut anzufachen. Bei der Landung dient ihnen ein anderes glimmendes Holzstück aus dem Kanu zum Feuer in der neuerrichteten Hütte. Mit peinlicher Sorgfalt löschen sie alle Funken von der Glut im Fahrzeug aus, damit es nicht etwa in Flammen aufgehe.

Selbst der genaueste Kanubau schließt es nicht aus, daß unaufhörlich weniger oder mehr Wasser zwischen den Nähten durchsickert.[119] Es sammelt sich, nahe dem Feuerherd, an einer Stelle, die man als handbreiten Spalt zwischen den eingelegten Rindenstücken *ŭaz* absichtlich offen gelassen hat. Hier heben es die Mädchen mit einem besonderen Schöpfer heraus. Dieser besteht entweder aus Rinde oder aus Seehundleder. Für beide Arten schneidet man zunächst ein rechteckiges Stück zurecht; dieses wölbt man, das Rindenstück in der Richtung der Längsfasern. Nachdem man zwei gerade Kanten durch Naht mit einem Fischbeinstreifen oder einigen Binsenstengeln verbunden hat, schneidet man den Boden für diesen Zylinder passend zurecht, der ebenfalls angenäht wird. Nicht selten bringt man in der Mitte der Längsnaht einen kleinen Henkel aus Binsenstengeln an. Ein solcher *tâku* braucht nicht besonders gedichtet zu werden; kleine Mengen kann man bequem ausschöpfen, wenn man ihn öfters und schnell bewegt, was den

[119] Wie bei Wilkinson: 31, liest man auch anderswo: „Siempre entra tanta agua que la jente tiene que desalojarla permanentemente."

Mädchen sogar Spaß bereitet. Größe und Durchmesser dieser Schöpfer (Abb. 30) werden vom Zufall bestimmt; es gibt solche von 12 cm, andere von 22 cm Höhe und die meisten von Größen, die zwischen jenen liegen. Haltbarer als die aus Rinde von Drimys Winteri oder Maytenus magellanica, die meist benützt werden, sind die aus Leder; erstere lassen sich indes bequemer fassen.[140] In jedem Kanu liegen mehrere dieser Schöpfer herum.

Als letztes Stück zum Zubehör, das allerdings zuweilen fehlt, bleibt noch ein aus Binsenstengeln geflochtenes Tau zu nennen, das Hyades (q): 414 als „tresse en jonc" bezeichnet. Es ist ein einfaches Flechtwerk aus drei Strähnen und zumindest 160 cm lang (Abb. 31.) Um ein Auflösen zu verhüten, schließen beide Enden je mit einem Knoten ab. Dieses Tau, entweder als Knäuel zusammengelegt oder zu einigen Windungen aufgerollt, beläßt man jederzeit im Kanu. Man bedient sich seiner an steilen Ufern, die es nicht gestatten, das Fahrzeug aufs Land zu ziehen. Ein Ende verknüpft man am ersten oder zweiten Querstab *witéga*, das andere wickelt man um einen Stein oder Baumstamm. Nur in ganz ruhigen Gewässern legt man das Kanu an dieses nicht allzu feste Tau, um ein Abtreiben durch Ebbe und Flut zu verhindern; hierfür eignet es sich wegen seiner Leichtigkeit viel besser als ein schwerer Lederriemen.[141]

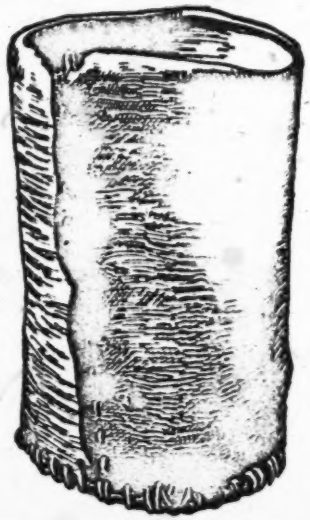


Abb. 30. Schöpfer aus Drimys-Rinde. 1/3 nat. Gr.

Die hier aufgezählten wenigen Dinge, Ruder, Herdstelle, Schöpfer und Tau sind notwendige Bestandteile bzw. Ergänzungen des Fahrzeuges. Auch

Abb. 31. Tau aus Marsippospermum. 1/2 nat. Gr.

über diese verfügt die Frau und sie sorgt zeitig genug für Ersatzstücke, um nicht eines Tages in ernste Verlegenheit oder in Gefahr zu geraten.

[140] Hyades (q): 307 nennt mehrere Einzelheiten dieser Schöpfer. Von „Schaufeln aus Baumrinde" mit Bove (e): 157 zu sprechen, ist unrichtig. Vgl. Lothrop (h): 147.

[141] Seinerzeit hatte Snow (a): II, 16 aufmerksam gemacht: „The ropes they had to fasten their canoes were made of grass rudely plaited."

δ. Seine Leistungsfähigkeit

Das unruhige Wanderleben zwingt die Yamana, überallhin ihre gesamten gegenständlichen **Besitzgüter** ausnahmslos mitzuschleppen. Sie gehören zwar nicht notwendig zum Kanu, aber keine Person kann sich davon trennen. Sie werden so verteilt, daß der Mann seine Waffen vorn unterbringt, die Frau alle sonstigen Gerätschaften und Körbchen, Häute und Fleischstücke in der rückwärtigen Hälfte. Den mittleren Teil nehmen die Kinder ein, die außer den unbedeutenden Kleinigkeiten, mit denen sie sich ihren Körper behängen, nichts besitzen. Das Kanu an sich ist außerordentlich leicht, weswegen es sich zum Befördern von Lasten nicht eignet. Obwohl man ein bestimmtes Gewicht für die den Erwachsenen notwendigen Gegenstände schwerlich nennen kann, ist offensichtlich, daß sie nicht viel ausmachen. Höchstens wird ein großer Seelöwe, den ein Mann erlegt hat, eingeladen.

Die Zahl der Leute, die ein bestimmtes Kanu aufzunehmen vermag, ist bald größer und bald kleiner, je nach deren Gewicht und den augenblicklichen Witterungsbedingungen. Das Durchqueren einer ruhigen Bucht wagt man mit einer Überlastung, mit der man niemals auf einen offenen Kanal hinausfahren würde. Die Frage, **wieviel Personen** in einem Kanu unterkommen, läßt sich mit einem einzigen Worte nicht beantworten; jedenfalls bietet es für die Eltern und für die unverheirateten Kinder einer Familie genügend Raum. Das sind insgesamt etwa sechs oder sieben,[143] Darbene (b): 180 nennt „hasta ocho o diez personas". Sie treten in die von den Querstäben geschaffenen Abteilungen. Hier hocken sie ausnahmslos auf dem Kanuboden und verharren still in ihrer zusammengekauerten Haltung, abgesehen von der Frau, die paddeln muß. Wer sich aufrichtet, gefährdet das schwankende Gleichgewicht. Die Kinder sitzen tief drinnen im mittleren Teile und zuweilen reichen ihre Augen nicht einmal bis an die Ebene des Dollbordes heran. Dadurch tragen gerade sie viel zur Standhaftigkeit des leichten Fahrzeuges bei. Vorn hat der Mann seinen Platz, das letzte Drittel gehört der Frau. Eine gewisse Beschwerung von wenigstens zwei Erwachsenen ist bei unruhiger See notwendig; eigentlichen Ballast kennt man nicht.

Wiederholt wurde darauf hingewiesen, daß das Rindenkanu unserer Yamana, wegen seiner leichten Bauart und der geringen Belastung, sich auf dem Wasser im **labilen Gleichgewicht** hält. Eben deswegen vermeidet jeder der Insassen größere Körperbewegungen und eigentliches Rudern ist hier nicht am Platze. Die Indianer besitzen ein reichliches Maß von Selbstbeherrschung und sogar die Kinder halten stundenlang am gleichen Fleck fast regungslos aus, um Schwankungen des Fahrzeuges zu vermeiden. Schon L'Hermite wurde angesichts der Rindenkanus in Bahía Nassau an „venetianische Gondeln" erinnert (S. 53) und der schöne Vergleich, den Cogueta für das Fahrzeug der Halakwulup gebraucht hat, paßt auch für

[143] Nach Hyades (q): 304 faßt es „comme charge ordinaire, 7 personnes dont 3 enfants, l'un de ceux-ci étant porté sur le dos ou tenu sur le sein de sa mère."

das unserer Feuerländer; auf der Wasserfläche erscheint es wirklich „como luna de cuatro días, con unas puntas elevadas", regungslos vorüberschwebend.

Den Europäer überkommt ein eigenartiges Gefühl, wenn er darin fährt. Für das Museo de Etnología y Antropología in Santiago de Chile hatte Fred Lawrence auf meine Bitten vom alten Pedro ein Rindenkanu bauen lassen,[143] das eine größte Länge von 410 cm und eine größte Breite von 103 cm aufweist; er übergab es mir Anfang 1920. Bis zum Verladen hatte man dieses wertvolle Stück in einer geschützten Bucht nahe Punta Remolino aufbewahrt, damit es nicht trockne und rissig werde. So nahm ich die Gelegenheit wahr und machte damit mehrere Fahrten in Begleitung von Indianern. Dieses Kanu ist tatsächlich das letzte seiner Art, das die geübten Hände eines Feuerländers gebaut haben.[144] Beim ersten Anblick befremdet es nicht wenig, daß vom Kiel nur ein kurzes Stück im Wasser steht. Setzt man als erster den Fuß hinein, muß man ihn auf die Mittellinie stellen, sonst legt sich das Fahrzeug fast ganz auf die Seite. Macht man drinnen einen noch so kurzen Schritt vor den anderen Fuß, der Schwerpunkt wird doch verschoben, was beträchtliche Schwankungen in der Längsrichtung veranlaßt. Jede weitere Person, die einsteigt, ändert das labile Gleichgewicht des ganzen Fahrzeuges erheblich. Zieht währenddessen dem ungewohnten Insassen ein peinliches Gefühl der Unsicherheit durch den ganzen Körper, so wird es ihm noch wiederholt während der Fahrt abwechselnd stärker und schwächer betont, sei es durch geringfügigen Wechsel in der Strömung, sei es durch einen höheren oder niedrigeren Wellenschlag, sei es endlich durch Luftstöße, denen das weit herausragende Kanu eine ausgedehnte Angriffsfläche bietet.

Jede Frau besitzt im Paddeln eine erstaunliche Fertigkeit. Ihr gelingt es, zu vermeiden, daß mit jedem Ruderschlage das Fahrzeug ruckartig gestoßen und die leichte Zickzacklinie der Fahrtrichtung scharf ausgeprägt wird. Wer mitfährt, bekommt diese Bewegungsart trotzdem leicht zu spüren. Das wirkt je länger je stärker auf das allgemeine Empfinden eines Europäers; ein Unbehagen übler Art überkommt ihn und in dieser Lage gesteigerten Unsicherheitgefühles sehnt er den Augenblick herbei, in dem er seinen Fuß wieder auf festen Boden stellen kann. Mochte ich es mir noch so oft vorsagen, daß meine indianischen Begleiter durchaus verläßlich sind, jede Fahrt im Rindenkanu war für mich nichts weniger als besänftigend; je länger sie dauerte, um so mehr wuchs meine Empfindlichkeit für die kleinste Gleich-

[143] Vgl. die ausführlicheren Angaben in Gusinde (b): 153.

[144] Auf diese Tatsache lege ich Wert. Jenes Kanu wird im Museo Histórico de Chile zu Santiago, mit dem die früher selbständige Sammlung des Museo de Etnología y Antropología seit 1929 vereinigt ist, aufbewahrt. Weil es von einer feuerländischen Familie nicht in Gebrauch genommen worden ist, besteht unter dieser Einschränkung zu Recht, was Lothrop (b): 143, Abb. 72 unter die Nachbildung einer älteren Photographie, die vermutlich aus dem Jahre 1893 stammt, geschrieben hat: „The last Yahgan bark canoe ever used." Auf das gleiche Fahrzeug weist Dabbene (b): 181 hin: „La última canoa en cortezas de Fagus que creo aun existe, la vi en la misión de Tekenika. Estaba allí sin uso y únicamente conservada por los misioneros como un specimen de la antigua industria."

gewichtsschwankung und ich war am Ende nervös gereizt. Unsere Indianer allerdings sind längst an diese Gefühle gewöhnt, nicht zwar in dem Sinne, daß sie unempfindlich geworden wären; bei alledem obsiegt ihr Sicherheitsbewußtsein und ihr lange erprobter Wagemut.

Daraus erwächst bei dem und jenem eine gewisse Vertrauensseligkeit, verbunden mit einem Überschätzen des eigenen Könnens und der Beurteilung jeweiliger Witterungsverhältnisse. So kommt manches Kanu zum K e n t e r n, vorwiegend allerdings durch die unberechenbare Tücke des dortigen Wetters. Gar nicht selten wird eine Familie mitten in einem breiten Wasserarme vom Wirbelwinde erfaßt oder von Sturzwellen bedroht, die niemand ahnen konnte; da das Kanu nur langsam sich bewegt, unterliegt alles menschliche Bemühen der Übermacht der Naturgewalten.[144] Im Gedächtnis der Yamana lebt mancher Unglücksfall bis heutigentags weiter, auch die Berichte der Missionare und der europäischen Reisenden verweisen darauf. Bei Hyades (q): 352 liest man: „Les naufrages en pirogue sont assez fréquents et entraineraient annuellement une sérieuse mortalité. M. Bridges cite dans son travail inédit plusieurs accidents de ce genre: naufrage de cinq pirogues, trente-trois personnes noyées; naufrage de deux pirogues, treize noyés ..." Meist verursacht eine übergroße Zuversicht das Unglück. Die Leute sind außerordentlich wagemutig und, wie Bridges (i): 15 sich ausdrückt, „venturesome in trusting themselves with comparative strangeness", was jeder Beobachter bestätigt. Neuestens allerdings vernichtet gewissenlose Leichtsinnigkeit manches Leben, wenn Indianer im Zustande schwerer Betrunkenheit sich auf die trügerischen Wellen hinauswagen, obwohl sie ihrer selbst nicht mehr mächtig sind.

Aus großer Zuversicht auf das eigene Können entschließen sich diese Leute sogar zu sehr w e i t e n R e i s e n in ihrem gebrechlichen Fahrzeuge. Der Regel nach halten sie sich zwar in den engen Grenzen des heimatlichen Bezirkes, der einer jeden Dialektgruppe gehört (S. 199). Besondere Anlässe jedoch, fast immer die Jagd nach der großen Bärenrobbe *tëpĕ'ra* (Arctocephalus australis) und das Verfolgen eines kranken, lebensmüden Wales, machen sie in ihrem Eifer vergessen, wie weit sie die Küste hinter sich zurückließen. Erwiesen ist, daß einige Familien die Isla Ildefonso besucht, andere sollen sich sogar bis zu den Islas Diego Ramírez vorgewagt haben. Die genaue Ortskenntnis und eine vorzügliche Orientierungsgabe leitet sie auf ihren Fahrten.

Bald nach Eröffnung der Missionsstation in Ushuaia fanden sich dort einzelne Kanus aus weiter Ferne ein, selbst die der Halákwulup. Beispielsweise erwähnt Bridges (i): 15 gelegentlich: „I know several natives of Cuchawulaf who come to Ushuaia in the East and in the opposite direction as far as Port Gallant and Mercury Sound; this distance is considerably over two

[144] Ein trauriges Vorkommnis sei nach Hyades (q): 353 wiedergegeben: „Un gran nombre de Fuégiens avaient voulu traverser une baie avec deux pirogues, pour aller chercher des champignons sur la rive opposée; les pirogues, trop chargées, coulèrent, la mer étant mauvaise, et deux personnes seulement furent sauvées."

hundred miles." Die staunenswert weiten Reisen vermögen unsere Feuerländer deshalb auszuführen, weil sie überall dort, wo sie landen, sich mit dem versorgen, was zum Leben gehört, nämlich mit Fleisch von den verschiedenartigsten Tieren, mit Holz zum unumgänglich notwendigen Feuer und mit Fellstücken zum Körperschutz.

Grenzenlose Kühnheit gehört dazu, Reisen bis in fernste Gegenden in einem äußerst gebrechlichen, völlig schutzlosen Fahrzeuge auf trügerischen Wellen zu wagen. Dessen ganze Bauart beweist seine beschränkte, kurzfristige Haltbarkeit. Die Frau mag sich noch so ängstlich bemühen es zu schützen, die Rinde wird früher oder später unausweichlich brüchig und rissig, allein schon wegen der verschiedenen Erwärmung einzelner Teile durch die Sonne, mehr noch durch manche unvermeidliche Stöße, durch das Hin- und Herzerren auf dem Ufer, wo man es in Sicherheit bringt, endlich durch die wechselnde Belastung beim Ein- und Aussteigen. Zwar federt und biegt sich die Rinde; aber damit lockert sich der feste Zusammenhalt der feinsten Fasern, was langsam zu offensichtlichen Rissen führt.

Bleibt ein Kanu von wirklichem Unfall und außergewöhnlicher Beschädigung verschont, dient es einer Familie, die darauf sorgfältig achtet, ein ganzes Jahr oder etwas länger. Das haben mir meine indianischen Freunde und europäische Gewährsmänner versichert. In früheren Berichten werden niedrigere Zahlen genannt. Hyades (g): 38 und (q): 304 schreibt: „Im allgemeinen nimmt man an, daß eine gute Pirogue nicht über ein halbes Jahr brauchbar bleibt,[146] trotz aller Sorgfalt, welche Mann und Frau gemeinsam auf ihre Erhaltung verwenden." Despard (b): 680 meint sogar, daß „these canoes last only about three months".[147] Allerdings stimmt Darbyre (b): 180 mit mir überein, daß dessen „duración podría calcularse aproximadamente en un año".

Die Unklarheit in dieser Sache bei europäischen Beurteilern dürfte daraus entstanden sein, daß sowohl im Frühjahr wie auch im Herbst dieser und jener Mann sein Kanu baut. Wer nämlich beobachtet, daß sein erst im Frühjahr hergestelltes Fahrzeug den Winter kaum überdauern wird, bemüht sich zeitig genug, also im Herbste, um ein neues. Auf das letztgenannte verwendet er nicht viel Sorgfalt, eignet sich doch im Herbst die Rinde weniger gut; denn im Frühjahr geht er sowieso einen neuen, besseren Bau an. Nur so erklärt sich der Ausspruch Bridges' (i): 23, daß „the canoes are made twice a year in the Spring and Autumn. The former are called *hákua*, the latter *Een-dnan* [besser *kisaídnan*] i. e. Winter Canoe. The natives are specially careful to make the latter well". Das Frühjahr ist eben die Zeit, in der die überwiegende Mehrheit der Familien ein neues Fahrzeug herstellt (S. 443).

---

[146] Auch Bridges sagt: Die Kanus „are very fragile, and it is necessary to make a new one every six months" (MM: III, 115; 1869).

[147] Falls das stimmt, besteht der Nachteil zu Recht: „So a man has to make a good many [canoes] in a few years, and must become pretty expert by the time he is forty."

Jeder Mann erreicht im Laufe der Jahre eine gewisse Fertigkeit für diese Arbeit. Aber dieser Umstand allein hält keinen Erwachsenen ab, dem Kanu größte Schonung und aufmerksamste Pflege zuzuwenden. Falls er seiner im Laufe des Jahres verlustig ginge, brächte er sich und seine Familie in arge Verlegenheit, zuweilen in die Gefahr, hungern zu müssen. Starke Stöße gegen Felsen und Stämme sind besonders schädlich, weil dabei die Rindenteile brechen oder reißen; Reibungen auf Kies und Sand scheuern den Boden und die Nahtfäden schnell durch. Eben deshalb beläßt man das Fahrzeug häufig auf offenem Kanal, nachdem die Familie von der Frau ans Ufer gebracht worden ist. Wo der flach ansteigende Strand es gestattet, legt man eine Art Rutschbahn aus feuchten Macrocystis-Algen an, über die man das Kanu schleift und auf der es gut ruht. Beim Einsteigen setzt jeder den Fuß vorsichtig auf, wie er überhaupt jede Erschütterung und starke Bewegung vermeidet; denn die Nähte platzen leicht und die Nahtfäden werden um so brüchiger, je älter sie sind. Beim Ein- und Ausladen behandelt man jeden größeren Gegenstand sanft und vorsichtig.

Obwohl der Mann fast allein das Kanu herstellt, gilt es dennoch nicht als sein Eigentum; die Frau bedient und pflegt es. Ihr wird es vom Manne übergeben und es gehört eigentlich ihr bezw. der ganzen Familie. Alle Besorgungen während der Fahrt sowie vorher und nachher obliegen ihr. Sie allein paddelt. Im letzten Drittel des Fahrzeuges hockend, eng an das rechte Seitenteil herangerückt, faßt sie den Ruderstiel mit beiden Händen, die linke über der rechten, und stößt das Ruder schräg nach rückwärts mit einer leicht S-förmigen Bewegung in das Wasser. Dadurch erhält das Kanu den Antrieb nach vorwärts und eine bestimmte Richtung zugleich. Das Paddeln wird dadurch erschwert, daß die Frau ihre Füße nirgendwo fest anstemmen kann und eines eigenen Sitzes entbehrt; ebensowenig stützt sie die Arme auf das Dollbord, sondern hält sie ganz frei. In diesen Worten liegt eine Erklärung für die ungewöhnlich mächtige Entwicklung ihres Oberkörpers und ihrer Arme (S. 219). In der Regel paddelt sie allein.[169] Bedarf sie der Hilfe bei schwerem Seegang und ist Eile geboten, ruft sie eine andere Frau oder ihre erwachsene Tochter auf, zum Ruder zu greifen; diese paddelt dann auf der linken Bootseite. In täglicher Übung lernt es jede Frau, das Ruder geschickt zu handhaben. BD: 32 bringt die Benennung *até̲goatax*, clever in paddling. Sie ist es auch, die anordnet, wie die Last eingeladen bzw. ausgeladen und verteilt werden, welchen Platz jedes Kind wählen, wer das Sickerwasser ausschöpfen und das Feuer bedienen muß.

Stellt man alles zusammen, was ihr an Rechten und Pflichten zukommt, so erscheint sie als die alleinige Beherrscherin des Kanus; ihr Gatte dürfte es sich nicht anmaßen, ihr diese Vorzugsstellung auf dem Wasser streitig zu machen oder ihr dreinzureden. Beide vereinbaren am Ufer die Fahrtrichtung,

[169] Somit ist es eine Übertreibung, wenn Hyades (q): 252 behauptet, daß „habituellement la pirogue est conduite avec deux pagaies, manœuvrées chacune par une femme dans le plus grand compartiment médian."

unterwegs äußert der Mann seine besonderen Wünsche, falls ein Jagdtier sich nähert; aber die gesamte Leitung und Bedienung des Bootes liegt ausschließlich in ihrer Hand. Sofern es nötig wird, fordert sie sogar auch ihn auf, seinen Platz am Bug zu verlassen und in ihrer Nähe sie beim Rudern zu unterstützen. Zumindest zwei Ruder führt jedes Fahrzeug mit sich. Wo etwas auszubessern ist, legt sie Hand an, es sei denn, daß größere Arbeiten, wie das Einsetzen eines Seitenteiles, nötig werden; dergleichen Besorgungen fallen in den Pflichtenkreis des Mannes. Die Dichtung zu erneuern ist ihre andauernde Sorge; denn in der beständigen Nässe faulen Moos und Gras, Binsen und Algen schnell.

Mann und Frau haben ihren besonderen Anteil am Fahrzeug, er baut es und sie hält es instand. Die Verhältnisse bringen es mit sich, daß jede Familie nur ein einziges Kanu besitzt, was deshalb um so sorgfältiger behütet wird.[149] Ein Stück ist dem anderen niemals bis in alle Einzelheiten gleich, obwohl die nämliche Schablone alles beherrscht; Größenunterschiede werden durch die zugänglichen Rohstoffe bedingt und mancher Mann ist weit mehr geschickt als seine Nachbarn. Mit der Bezeichnung *wǫ́glina* bedenkt man einen, der schwerlich ein Kanu zustande brächte. Beim Bau helfen die Männer sich gegenseitig und einer entgilt dem anderen seinen Dienst mit Waffen oder sonstigen Wertgegenständen. Zu handwerksmäßigem Erzeugen würde sich kein Yamana hergeben; er arbeitet indes für einen nahen Verwandten, der krank und hilflos ist. Das Kanu ist, wie aus allem hervorgeht, für diese Feuerländer ein lebenswichtiger, durchaus unentbehrlicher Gegenstand.[150]

s. Einbaum und Kahn

Mit den Werkzeugen, die unsere Yamana bis zu ihrer näheren Bekanntschaft mit europäischen Eisengeräten besaßen, war es ihnen unmöglich, ein anderes Fahrzeug als das soeben beschriebene Rindenkanu zu bauen. Erst seit fünfzig Jahren stellt dieser oder jener Mann statt dessen den eigentlichen Einbaum her. Später ging man zum flachen Kahn über.

1. Der Einbaum: Sicherlich haben unsere Yamana dieses Fahrzeug zum ersten Male im Besitze der benachbarten Halakwulup gesehen. Diese waren dazu schon lange vorher übergegangen und sind gelegentlich im Gebiete der Yamana damit erschienen. Ihnen ist die Eisenaxt, mit der allein erst sie den Baumstamm passend auszuhöhlen imstande sind, viel früher

[149] Hyades (q): 352 bestätigt, daß „les Fuégiens prennent le plus grand soin de leurs pirogues." Andere Urteile lauten ebenso.

[150] Mitte 1868 hatte der damals jugendliche Bancroft zwei Rindenkanus nach England gebracht. Es heißt, das eine wäre für einen Knaben und das andere für ein Mädchen bestimmt gewesen. In Wirklichkeit handelt es sich um eigentliche Muster, die als solche bei einem Indianer bestellt worden sind. In der Folgezeit haben unsere Feuerländer dergleichen kleine Modelle oft und oft den Europäern feilgeboten. Jene beiden Boots-Modelle haben die "Illustrated London News" vom 18. August 1868 eingehend beschrieben (MM: III, 28; 1869). Viele Museen besitzen gute Stücke dieser Art.

von den Weißen gebracht werden. Für diese neue Einführung bei unseren südlichsten Feuerländern den geschichtlichen Nachweis zu erbringen bietet keine Schwierigkeiten. Anfang Juli 1876 befand sich Bridges (i): 15 auf Isla Smoke im Seno Ladrones, genau nördlich von der Isla Stewart. Hier trug er in sein Tagebuch ein: „A native of these parts is on board, who by report is a maker of wooden canoes. It is very desirable for the sake of the Eastern natives to clear up the matter about these *luputuj-anan* wooden canoes which have been for ages a source of continual fear to the Eastern." Die mittleren und östlichen Yamana-Gruppen beurteilen die äußersten Westleute tatsächlich als Mörder und Menschenfresser, was im einzelnen weiter unten noch zu schildern sein wird. Am 25. Juli 1876 also fand Bridges ein derartiges Stück, das außer Gebrauch im Walde lag, „a hallowed tree, 29 ft. long, 2 ft. through in widest part and 3 ft. high. It is well hollowed out, but being so narrow is very crank and was left by its maker as of no use". Erst nach zwei Jahren, am 2. Februar 1878, sah Bridges (i): 16 in Yendegaia den ersten vollbesetzten Einbaum: „The wooden canoe of which we have heard so much came alongside this morning. It is a most ungainly object. It is very large and contains twenty persons easily. It was an immense piece of work." Nach diesem Vorbilde[161] haben später auch einzelne Yamana der mittleren Gegenden ihr uraltes Rindenkanu ersetzt.[162] Das bestätigt eine Mitteilung in "La Nature": 275 ausdrücklich: „Les Yahgans . . . plus rarement creusent un tronc d'arbre et lui donnent la forme de pirogue (pendant toute l'année, "La Romanche" n'a vu qu'une seule embarcation de ce type)."

In den folgenden Jahren hat diese neue Form in allen Teilgebieten unserer Feuerländer das Rindenfahrzeug fast ganz verdrängt.[163] Dabbene (b): 181 sah sich zu dem Geständnis veranlaßt: „Hoy ya no se fabrican más de estas clases de embarcaciones [de corteza] y las que usan actualmente los yahganes, están cavadas en un tronco de árbol." Ebenso erwähnt Furlong (b): 126 ohne Einschränkung, daß „the Yahgan constructs his canoe of a heavy beech log".

Etwa zwanzig Jahre hindurch führte der Einbaum tatsächlich die Alleinherrschaft, während welcher Zeit das Rindenkanu immer mehr verschwand. Seitdem tauchte ein flacher Kahn auf, den heute jede Familie besitzt.

---

[161] Lorenser (b): 145 versichert, abweichend von meinen Angaben: „The first dugout canoe used by the Yahgan was made near Ushuaia about 1880 by an Indian known as Juan Fuenzes." Daß „this innovation apparently was an independent invention," kann ich nicht anerkennen; obige geschichtliche Angaben sind hierfür Beweis.

[162] Zum eigentlichen Plankenboot, das Bridges (i): 16 am 16. Februar 1883 zum ersten Male im Besitze der Halakwulup gesehen hat und das aus fünf langen, aneinander genähten Bohlen bestand, sind die Yamana nie übergegangen, wohl deshalb nicht, weil sie bald den Kahn zu bauen gelernt haben.

[163] Am 2. Januar 1902 schrieb Mr. Pasmore: „The Yahgans now make very few bark-canoes; they mostly use dug-outs" (MM: XXXVI, 49; 1902). Genau zwei Jahrzehnte früher hat Martial: 191 bekanntgegeben: „Nous avons trouvé dans le canal du Beagle une de ces pirogues creusée dans un tronc d'arbre."

Über Herstellung und Form des Einbaumes ist nicht viel zu sagen. Man benötigte hierfür einen gesunden Baumstamm, den fast immer die Nothofagus betuloides bot. Ganz glatt, gerade und so hoch mußte er sein, daß er nach seiner Bearbeitung die mittlere Länge des Rindenkanus ergab. Er war etwa um ein Drittel schmäler als dieses, mochte der auserlesene Stamm noch so dick gewesen sein. Mit Axtschlägen legte man den Baum um und trennte den oberen Teil mit der Krone ab. Nun wurde der Stumpf behauen. War die Rinde abgeschält, nahm man einen kurzen Teil der Rundung des Stammes weg, dessen beide Kanten später das Dollbord abgaben. Nun begann ein Aushöhlen, das man so lange fortsetzte, bis die Wände auf eine Dicke von 3 bis 5 cm zurückgeführt waren. Der Außenfläche beließ man ihre natürliche Rundung und nur den Bug spitzte man stumpf zu. Das Arbeiten erleichterte sich außerordentlich, wenn man am Hinterteil keinen Querabschluß bestehen ließ. Man nagelte statt dessen ein U-förmiges Brettchen an und mußte hier sorgfältig dichten.

Zuweilen half man sich durch Ausbrennen des noch aufrechten Stammes von unten her, bewachte aber die Tätigkeit des Feuers, damit der in Aussicht genommene Bootsrumpf nicht etwa Löcher erhielt. Dieses Vorgehen empfahl sich bei einem Baumstamme, dessen innere Gewebe größtenteils verfault waren, ohne daß eine dicke Holzfasernschicht unter der Rinde irgendwelchen Schaden gelitten hätte. Solchen Erscheinungen begegnet man häufig im antarktischen Buchenwalde.

Den dünnwandigen Bootskörper erweiterte man oben an der langen offenen Seite folgendermaßen. Auf den Boden streute man der Länge nach eine dicke und etwa 20 cm breite Sandschicht zum Schutze, die Seiten beschmierte man dick mit Tran. Nun legte man auf die ganze Sandschicht glühende Holzkohlen, gleichmäßig verteilt. Die große Hitze übertrug sich auf die Wände und machte sie etwas dehnbar. Hieraus erklärt es sich auch, daß jeder Einbaum wie verbrannt und angekohlt erscheint. Durch passende kurze Querstäbe, die zwischen beide Seitenwände eingepreßt wurden, trieb man diese etwas auseinander und verbreiterte damit für immer die obere Hälfte. Der einmal ausgehöhlte Baumstamm, sobald er am Heck abgeschlossen war, forderte weitere Ergänzungen nicht und wurde sofort in Gebrauch genommen. Mit einem kleinen Feuer mußte man sich begnügen, das man während der Fahrt in einer viereckigen Blechdose unterhielt.

Gegenüber dem Rindenkanu jedoch, das den Yamana jahrhundertelang als einziges Verkehrsmittel gedient hatte, zeigte der neuzeitliche Einbaum beträchtliche Nachteile. Unvergleichlich schneller kenterte er, weil er weder federte noch irgendwie nachgab und weil er zumindest ein Viertel weniger tief war als jenes. Hinzu kam noch, daß man ihn nur außerordentlich mühsam auf dem Lande bewegen konnte. Gewiß, man bereitete auch für ihn eine Art Rutschbahn aus frischen Algen *tawétka*, über die man ihn herauf und herunter zog; trotzdem mußten dabei alle Familienmitglieder ihre Kräfte aufs äußerste anspannen, sonst brachten sie ihn nicht vom Fleck. Das Holz der

antarktischen Buchen ist schwer. Endlich gelang es kaum je, den Einbaum auf offenem Kanal zu verankern, wenn die felsige Küste es nicht erlaubte, ihn aufzuziehen. Er war zu schwer und zu glatt, um sich in ein schwimmendes Macrocystis-Gewirr verwickeln zu lassen; Taue aus Binsen-Bündeln (Abb. 31) sind zu schwach, um ihn damit nahe der Küste zu halten. Falls man ihn trotzdem draußen belassen konnte, war fast jedesmal zu gewärtigen, daß er umkippte;[184] ihm nachher wieder die richtige Stellung zu geben, kostete der Frau viele Anstrengung und das Ausschöpfen des Wassers nahm längere Zeit in Anspruch.

Neuestens behalf man sich sehr vorteilhaft, indem man rundherum das Dollbord des Einbaumes durch einen Bretterstreifen, der angenagelt oder vernäht wurde, ein wenig erhöhte. Eine größere Sicherheit bei der Fahrt war damit gegeben, aber auch eine beträchtliche Gewichtszunahme des ganzen Stückes.

Unbestreitbar weist der Einbaum eine längere Dauerhaftigkeit auf; doch diesem einzigen Vorzuge stehen bedeutende Nachteile gegenüber. Demnach verwundert es nicht, wenn die Familien von damals nach einigen Versuchen sich wieder von dieser Neueinführung abgewendet haben. Heute stößt man noch auf den einen oder anderen Einbaum, der zu kurzen Fahrten benützt wird; ein neues Stück ist seit drei Jahrzehnten nicht mehr angefertigt worden

Von meiner zweiten Reise habe ich einen Einbaum, der im Walde bei der Mündung des Rio Douglas seit Jahren unberührt herumgelegen hatte, zum Museum in Santiago gebracht (Gusinde [b]: 145). Wie Lothrop (b): 146 mitteilt, „the last double-ended dugout afloat was purchased and is now in the Museum [of the American Indian in New York]. When purchased it had been in the water many years and was unbelievably heavy." Kurzum, wer, wie der alte Pedro, seinen Einbaum besitzt, verwertet ihn, so lange er noch gebrauchsfähig ist; Männer mittleren Alters haben längst zum Kahn gegriffen. In einem Zeitraume von etwa vierzig Jahren ist der Einbaum bei den Yamana aufgekommen und auch wieder verschwunden.[185]

2. Der flache Kahn: Seitdem am Canal de Beagle durch Europäer größere und kleinere Sägewerke in Betrieb gesetzt worden sind, haben es die Eingeborenen leicht, sich gute Bretter von verschiedener Dicke zu verschaffen. Nägel und Eisenbänder gibt man ihnen ebenfalls; Handwerkszeug leihen sie sich überall aus, wenn sie es sich nicht als Eigenbesitz erwerben. An Geschicklichkeit fehlt es ihnen nicht, einen niedrigen und kurzen Kahn herzustellen. Breit muß er deshalb sein, weil er kurz und niedrig ist. Man schweift das Dollbord, daß ein merklich erhöhter Bug mit einem scharfen, nach rückwärts geneigten Kiel zustande kommt. Dieses Machwerk[186] hat

[184] Lothrop (b): 146 sagt von dem Einbaum, den er nach New York mitgenommen hat, „it was the most unstable vessel in which the writer has ever set foot."

[185] Knapp nur sagt Spencer: 88 hierzu: „Bark canoe precedes dug-out, which has now and for some years past entirely replaced bark."

[186] Davon liefert Lothrop (b): 146 eine kurze Beschreibung und eine Abbildung.

vor einem europäischen Erzeugnisse nichts voraus, abgesehen von der Bloch-dose, die man für das Feuer in die Mitte stellt. Im Vorderteil nagelt man ein schmales Querholz auf den Boden, das in der Mitte ein kleines Loch besitzt; hierhinein stellt man eine kurze Segelstange. Kommt ein leichter Windzug von rückwärts, zieht man ein Stück Sackleinwand, Reste von einem Frauenrock oder einen anderen Fetzen als Segel an jener Rahe hoch, dessen Spitze man durch zwei oder drei dünne Stricke mit dem Bootsrande verbindet. Zuweilen begnügt man sich damit, den Fetzen zwischen zwei Leisten zu spannen und diese so lange hoch zu halten, bis die Arme ermüden."[107]

Von einheimischer Kunst zeigt dieser flache Kahn nichts mehr. Die letzten Überlebenden des Yamana-Volkes sind nur durch Europäer in die Lage versetzt worden, den hier beschriebenen Kahn zusammenzustellen, der gegenüber ihrem ursprünglichen Rindenkanu manche Vorzüge aufweist. Ersterer gestattet es auch, ein Segel *zétel* irgendwelcher Art, zu benützen, was die leichte Bauart des letzteren nicht vertragen würde. Mit diesem neuen Fahrzeuge übernahm man auch die langen Ruder, die wegen ihrer Form zum eigentlichen Paddeln nicht geeignet sind.

Alle erreichbaren geschichtlichen Quellen, angefangen bei den ersten Aufzeichnungen des holländischen Flottenführers L'Hermite, bestätigen einwandfrei, daß das Rindenkanu bis in die letzten Jahrzehnte hinein das einzige Verkehrsmittel der Yamana war und jederzeit in genau der gleichen Weise zusammengestellt wurde.[108] Seine Vorzüge und seine Leistungsfähigkeit sind eben ausführlich beschrieben worden. Jeder genaue Beobachter wird zugeben, daß weder der Einbaum noch der flache Kahn an die kunstgerechte Ausführung und an die zweckmäßige Gestaltung des Rindenkanus heranreichen.

2. Bogen und Pfeil

Niemand zweifelt ernstlich daran, daß die Selk'nam mit Bogen und Pfeil sozusagen verwachsen sind (Bd. I, 230). Die Bedeutung dieser Waffen für die Yamana indes wird meistenteils unterschätzt oder völlig verkannt. Diese Dinge haben früher, wie ich vermute, eine wichtige Rolle gespielt und g e s c h i c h t l i c h e A n g a b e n erhärten es. Wer die ältesten Reiseberichte einsieht, findet Bogen und Pfeil häufig genug erwähnt, zumindest so oft wie die anderen Waffen und Gerätschaften, das Rindenkanu ausgenommen.

---

[107] Wilkinson: 31 schreibt: „Se ina un trapo enclavijero o un cuero de foca a guisa de vela, sostiña con fihras de junco o una pequeña verga contenida por un palo acuñado en uno de los travesaños." Vgl. Martial: 198. Früher kannten die Yamana diese Hilfsmittel nicht; denn wie Wilkes: I, 184 behauptet, „they never make use of a sail."

[108] Auch Cooper: 197 gelangte zu dem Ergebnis, daß „throughout the whole territory, the bark canoes were constructed in the same way of three or more pieces sewed together, with thwarts and ribs and with pointed ends." Lovisato (a): 199 bezeichnet das Rindenkanu als „l'opera più ingegnosa per quanto povera gente della Fuegia, che però da Drake a noi, per 300 anni adoperò, à rimasta sempre la stessa".

Auf der ersten zeichnerischen Darstellung der Yamana, die L'Hermite zu danken ist (Abb. 10), erscheinen Bogen und Pfeil in den Vordergrund gerückt, während die Speere zurücktreten; Decker nennt jene an erster Stelle und nachher erst die "langen Wurfspieße" (S. 52). An gegenständlichen Besitzgütern hat J. d'Arquistade bei den Bewohnern der Bahía Orange nur „de quelques ares et flèches, et de quelques colliers de nacres" zu Gesicht bekommen (S. 56). Später behauptete George Forster (a): 382 sogar von den Feuerländern bei Isla Waterman: „Bogen und Pfeile waren ihre einzige Waffe". Fünfzig Jahre danach, im Dezember 1823, tauschte Weddel (a): 110 von den Indianern im Seno Año Nuevo, außer anderen „Kleinigkeiten", auch Bogen und Pfeile ein. „Die Bogen waren gewöhnlich 3 F. 8 Z. lang und aus einem glatten, festen, elastischen Holz bereitet; die Schnur besteht aus Robbenhaut oder geflochtenen Därmen. Die Pfeile sind von hartem Holz und fein poliert, 25 Zoll lang und vorne mit einem eingeklemmten dreieckigen, spitzigen Stein versehen. Wenn der Pfeil irgendwo eindringt, so kann das Holz herausgezogen werden, der Stein aber bleibt stecken." Im April 1830, etwa sieben Jahre nachher, berichtete Murray an den englischen Flottenführer King: 429, die Eingeborenen der Bahía Windhond besitzen als Waffen „fish spears, bows, arrows, and slings". Kurz darauf lieferte Fitz-Roy (a): 184 folgende Beschreibung: „These arrows are of hard wood, well polished, and quite straight. They are about two feet in lenght, and in a notch at the point have a sharp triangular piece of agate, obsidian, or broken glass. The bow is from three to four feet long, quite plain, with a string made of twisted sinews." Fast zur gleichen Zeit war Webster: I, 184 in der Bahía San Francisco beim Kap Hoorn vor Anker gegangen und dort einigen Feuerländern begegnet. Ihre Waffen waren „slings, bows and arrows. The latter are neatly made, and pointed with obsidian. Their bows and arrows are employed for the destruction of birds" (S. 111). Über diese Waffen äußerte sich Wilkes: 129 zwar nicht ausführlich, tatsächlich hat er sie bei unsern Feuerländern eingetauscht und ein Bogenstab wird heute noch im Peabody Museum zu Salem U. S. A. aufbewahrt. Colvocoresses: 40 jedoch, der als Lieutenant jenem Befehlshaber unterstellt war, sagt ausdrücklich, daß „their arms consisted of bows, arrows, and spears" (S. 119).[159]

Als gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts die anglikanischen Missionare mit unseren Feuerländern die ersten Beziehungen anknüpften, waren Bogen und Pfeil durchaus noch nicht verschwunden, wohl aber etwas zurückgedrängt. Beispielsweise tauschte sie Stirling im März 1864 gegen europäische Dinge ein (VSA: XI, 237; 1864) und Bridges (j): 314 erwähnt sie wiederholt.[160]

[159] Cooper: 208 gibt zu, daß „some of the explorers who visited the Yahgans in the earlier part of the last century found them in possession of the bow and arrow". Seine Einschränkung, „but is was not common", scheint mir nicht berechtigt zu sein.

[160] Wenn er (k): 239 von der Kina-Feier spricht, bei der die Männer mit ihren verschiedenen Waffen den Frauen drohen, soll das nicht heißen, daß der Bogen zu damaliger Zeit nur noch ein Spielzeug der Männer war.

Allerdings kamen sie später fortlaufend mehr außer Gebrauch und die Mitglieder der Mission Scientifique begegneten ihnen nur noch sehr vereinzelt. „Elles sont, wie Hyades (q): 360 und (h): 34 unumwunden zugibt, actuellement de moins, bien rarement employées." Immerhin behauptet Martial: 192, daß „les Yahgans qui demeurent dans la partie Est du canal du Beagle emploient aussi l'arc et les flèches pour chasser le guanaco"; wohingegen sie, nach Hyades (q): 300, im Zentralgebiet bei der Jagd auf Vögel verwendet wurden.[161] Die italienische Expedition unter Boyd, die im folgenden Jahre jene Gebiete bereiste, hat weder Bogen noch Pfeil zu Gesicht bekommen. Worüber Spegazzini (a): 162 für sich selber klagt, das gilt auch für seine Begleiter, nämlich daß den Feuerländern „el arco y las flechas les son conocidos, pero no ví a ninguno de ellos llevar estos instrumentos". So wenig war Lovisato (a): 198 und (c): 721 das Glück hold, daß er verzweifelnd ausrief: „I Jahgan . . . non hanno freccie nè archi, anzi non ho trovato alcuno di questa razza, che sapesse prepararmi una punta di freccia."[162] Auf meinen vier Reisen habe ich auffällig nach Bogen und Pfeil gefragt, indes nicht ein einziges Stück war mehr vorhanden. Ebensowenig vermochte Lothrop (b): 153 davon etwas aufzuspüren.

Aus diesen Mitteilungen und Berichten, die durch unwesentliche Einzelheiten noch vermehrt werden könnten, läßt sich die unleugbare T a t s a c h e ableiten, daß dieser Indianerstamm wirklich Bogen und Pfeil gebraucht hat. Viel zu wenig sind die Verhältnisse unserer Eingeborenen in den vergangenen Jahrhunderten untersucht worden und durch lange Zeit hindurch gingen die europäischen Schiffe nur an einzelnen Stellen im Osten und Süden für wenige Tage vor Anker. Den vorliegenden Reiseschilderungen könnte man entnehmen, daß diese Waffen häufiger im Osten und weniger im mittleren Gebiete gebraucht worden sind; unwillkürlich denkt man sie aus dem Westen überhaupt weg.[163] Das wäre sicherlich nicht zu rechtfertigen; denn die dort sich anschließenden Süd-Halakwulup waren immer im Besitze von Bogen und Pfeil. Ohne den bestimmten Nachweis zu erbringen, darf demnach niemand behaupten, die zwischen Zentral-Yamana und Halakwulup eingeschobenen West-Yamana hätten jene Waffen nicht gekannt. Früher hat eben kaum je eine ausländische Flotte deren Heimatteil besucht. Allerdings besteht zu Recht, daß die Leute des Ostens häufiger als ihre übrigen Landsleute die genannten Waffen führten; denn diese tauschten sie meistens bei den nur ihnen benachbarten Selk'nam ein. Bogen und Pfeil eigneten sich ja auch besser als andere

---

[161] „Ces flèches sont très peu usitées à la baie Orange; les Fuégiens disent qu'elles leur servent quelquefois à tuer des oiseaux" (fb.).

[162] Ausführlich beschreibt er (b): 137 diese Waffen als einstige der Selk'nam; auch erwähnt er, sie stehen im Gebrauch bei den Halakwulup, nicht aber bei den Yamana. Vgl. Koppenburg: 318.

[163] Beispielsweise behauptet Dabbene (b): 188 ohne Begründung: „El arco y las flechas, eran medios solamente por los yahganes que habitaban las costas del canal de Beagle, y parece que nunca han sido armas de predilección."

Gerätschaften zur Jagd auf Guanacos, welche nur dem östlichen Canal de Beagle und die ganze Isla Navarino bevölkern. Endlich läßt sich nachweisen, daß seit Entdeckung der Yamana die Verwendung von Bogen und Pfeil unaufhaltsam abnahm, bis schließlich bei Ausgang des XIX. Jahrhunderts sich auch nicht ein einziges, letztes Stück mehr in ihren Händen befand.[144]

a. *Der Bogen*

Einem berechtigten Befremden von vornherein vorbeugend, sei nachdrücklich betont, daß alle drei feuerländischen Stämme ihren Bogen und Pfeil genau gleich anfertigen, nur in untergeordneten Einzelheiten machen sich kleine Unterschiede geltend. Diese Waffen sind die bedeutsamsten und fast einzigen der Selk'nam, weswegen ihnen an anderer Stelle eine umfangreiche Beschreibung gewidmet wurde (Bd. I, 230). Indes auch Bogen und Pfeil der Yamana verdienen es, eigens gezeichnet zu werden.

Zu unserem Leidwesen haben sich aus dem älteren Kulturbesitz der südlichsten Feuerländer nur vier echte Stücke erhalten; diese werden vorwiegend in die folgende Schilderung einbezogen. Zum Bogenstab, genannt *uʂpa, uʂjuna, uʂjuna* verwendet man ausnahmslos das Holz einer antarktischen Buche, fast regelmäßig der Nothofagus betuloides.[145] Im ganzen ist er etwas kürzer und auch etwas dünner wie der bei den Selk'nam. So erklärt es sich, daß er eine höhere Krümmung aufweist; dadurch soll die Schnellkraft der Sehne gesteigert werden. Man beschabt ihn so lange, bis der gerade Durchmesser des Mittelstückes höchstens 22 mm beträgt. Von der Mitte aus, die einen rundlich mandelförmigen Querschnitt erkennen läßt, verjüngt sich der Bogenstab nach beiden Seiten und läuft in kurze, stumpfe Spitzen aus. Die geradlinige Entfernung dieser beiden voneinander schwankt, nach der allgemeinen Ausdrucksweise Martial's: 193, zwischen 120 und 160 cm.

Die Ethnographische Sammlung der Universität Göttingen rühmt sich mit Recht, zwei Bogenstäbe zu besitzen, die durch James Cook's zweite Reise nach Europa gelangt sind; der eine von ihnen gehörte eine Zeitlang zur Privatsammlung des Naturforschers Reinhold Forster, welcher mit seinem Sohne Georg an jener Weltumseglung als Wissenschaftler teilgenommen hat.[146]

[144] Dies anerkennt auch Lovisato (b): 188 als sicheren Tatbestand.

[145] Irrtümlicherweise behauptet Hyades (q): 298, die Yamana benützen zum Bogenstab das Holz der Maytenus magellanica. Dieses fördert tatsächlich fast gar nicht.

[146] Diese Angaben gestatten einen Schluß auf die Herkunft der beiden Bogenstäbe. Bekanntlich hatte sich Cook's Flotte bei der Isla Waterman im Puerto de Navidad gegen Ende Dezember 1774 etwa eine Woche aufgehalten, in welcher Zeit sie von den dort behausteten Feuerländern zweimal besucht wurde (I. 57). Auf der Weiterfahrt wurde sie kurz vor der Bahía de Buen Suceso von einer vollkommenen Windstille angehalten und am 29. Dezember schickte der Kapitän dort ein Boot an Land. Ihm Lieutenant „empfingen östliche Bewohner", als er bei ihnen ankam. Georges Forster (a): II, 290 fügt hinzu: „Unsere Leute hielten sich nur zwei oder drei Minuten bei ihnen auf, schifften sich dann wieder ein und eilten an Bord zurück" (Bd. I, 34). Nun ist kaum anzunehmen, daß in dieser kurzen Zeitspanne die Matrosen mit zwei Bogen von den dortigen Haus kam. Selk'nam beschenkt worden sind. Viel glaubwürdiger scheint es mir, daß zumindest

Jene seltenen Stücke weisen eine gerade Länge von 149 cm und 152 cm auf. Lothrop (b): 156 veröffentlicht die leider zu undeutliche Photographie zweier ebenfalls alter Bogen, die im Peabody Museum zu Salem aufbewahrt werden, „one the gift of Capt. B. Morrell, Jr., who obtained it in 1825, the other collected by Lieutenant Wilkes, probably at Orange harbor or Wellington island". Der gerade Abstand der beiden Spitzen voneinander beträgt bei dem einen 3 ft. 9½ in. und bei dem anderen 4 ft. 1 in.

Die genannten Einzelheiten sind sowohl dem Bogenstabe der Yamana wie dem der Selk'nam eigen; letzterer zeigt außerdem eine deutliche, für eine Handarbeit anerkennenswert regelmäßige Riefelung. Diese fehlt, wie Lothrop (b): 156 nachdrücklich hervorhebt, jenen beiden alten Stücken im Peabody Museum; ebensowenig läßt sie sich auf denen im Museum zu Göttingen nachweisen. Mag dieser Umstand nebensächlich erscheinen, tatsächlich waren die früheren Yamana beim Anfertigen eines Bogenstabes nicht so genau wie die Selk'nam; deshalb haben sie jene feine Zierkantung, auf welche diese letzteren großes Gewicht legen (Bd. I, 233), niemals angebracht. Die Bewohner der Isla Grande haben nachweislich manchen Bogen an die ihnen benachbarten Kanufahrer abgegeben; indes, weil den hier beschriebenen alten Bogenstäben die gleichmäßig und zart gerippte Oberfläche fehlt, geben sie sich fast sicher als ein echtes Erzeugnis der Yamana zu erkennen. Letztere haben während der drei vergangenen Jahrhunderte an der Form und Gestalt ihrer Bogenstäbe tatsächlich nichts geändert.[167]

Im Gebiet der Selk'nam und Haus benützt man ausnahmslos die dicken Sehnenstränge aus den Beinen der Guanacos zur Bogensehne. Die östlichen Yamana tun das Gleiche; die anderen Gruppen wählen hierfür auch dicke Sehnenbündel von den Flossenraubtieren (Pinnipediern), die westlichsten Yamana, wohl in Nachahmung der Halakwulup sogar einen 3 mm breiten Lederstreifen vom Seelöwen.[168] An den beiden Bogen, die James Cook

---

der Bogenstab aus der Privatsammlung Pourtau's von diesem selber auf der Isla Waterman einem Yamana abgenommen worden ist, weist er ja in seinem Berichte eigens auf diese Waffe hin. Eine Bekräftigung erfährt diese Wahrscheinlichkeit noch dadurch, daß die anderen Gegenstände in Göttingen, die Cook von seiner zweiten Reise mitgebracht hat, charakteristische Stücke aus dem Kulturgut der südlichsten Feuerländer sind. Ich meine drei knöcherne Speerspitzen, Halskettchen aus Muschelschalen und eine Schleuder, zu deren Mittelstück ein Lederlappen vom Fischotter verwendet wurde. Die Selk'nam benützen zur Schleuder bekanntlich nur Leder vom Guanaco (Bd. I, 243).

[167] Hyades (q): 361 bestätigt, „que l'arc et les flèches de l'époque actuelle ne paraissent pas avoir varié depuis les premiers voyageurs européens en Patagonie." Er bildet in seinem Werke (b): 31 und (q): Tafel XXXI einen Bogen ab, den Bougainville in Puerto Gallant an der Magellan-Straße im Januar 1768 aufgegriffen hat. Unzweideutig entstammt dieses Stück dem Halakwulup. Da es, wie Hyades behauptet, „ne diffère en rien de l'arc actuel" der Yamana, so begnügen seine Worte das, was ich eingangs von der weitgehenden Übereinstimmung der Bogen sämtlicher feuerländischer Stämme behauptet habe.

[168] Ungenau sagt Hyades (q): 398, daß „la corde est régulièrement par une lanière de peau de phoque ou par une tresse en nerf de baleine"; denn weit häufiger werden Sehnenfasern von großen Robben benützt.

mitgebracht hat, fehlen gegenwärtig die Sehnen; von den beiden im Peabody Museum sagt Lothrop (b): 156, deren „bowstrings are of guanaco-sinew".[**] Letzteres, oft genannt, erscheinen genau so wie am Bogen der Selk'nám befestigt, nämlich an der einen Spitze vermittels einer Lautschlinge und an der anderen Spitze durch mehrere Umwicklungen (vgl. Abb. 31 in Bd. I, 231). Ein Lederstreifen als Bogensehne fehlt offensichtlich bedeutend weniger.

β. Der Pfeil

Die Seefahrer der früheren Zeit haben zwar den Pfeil in den Händen dieser Feuerländer wiederholt gesehen; statt ihn eingehend zu beschreiben, begnügten sich die meisten von ihnen damit, ihn kurz zu nennen. Wenig hat wenige Einzelheiten aufgezeichnet. Der Pfeil der Yamana gleicht in allem und jedem ebenfalls dem der Selk'nam, letzterer ist durchgehends etwas länger; Lothrop (b): 155 nennt ihn „short, clumsy, and unexpered — very crude indeed compared with Ona workmanship". Ein Pfeil aus älterer Zeit wird d. W. nirgendwo aufbewahrt und die vorliegenden Beschreibungen aus den letzten Jahrzehnten sind mehr oder weniger ungenügend. Was ich über diese einst bedeutsame Waffe erfahren konnte, verdanke ich hauptsächlich dem alten Wasem, der als junger Mann noch einzelne Stücke verfertigt hat. Persönlich habe ich keinen Pfeil zu sehen bekommen, der von Yamana-Hand hergestellt worden ist.

Wie auf der Isla Grande wählt man auch hier die Stämmchen der Berberis ilicifolia, zuweilen sogar die Äste von Maytenus magellanica zum Pfeilschaft. Daher bezeichnet man diesen ebenfalls mit ákjukur, ein Name für den letztgenannten Baum. Der noch grüne Stab erhält durch unablässiges Schaben mit scharfrandigen Muschelschalen seine endgültige Form. Das mittlere Drittel zeigt gegenüber den beiden Enden eine leichte Anschwellung. Die feine Politur und die letzte Glättung der Oberfläche gibt man dem Schaft durch sanftes Reiben mit einem Bimsstein. Vorher wird er wiederholt gerade gerichtet, indem der Mann ihn mit den Zähnen faßt und die herausstehenden Stücke federnd biegt. Mühsam und vorsichtig muß man eine Kerbe an jedem Ende eingeschnitten werden: die für die Pfeilspitze ist tief und kantig, die andere flach und gerundet. Durch langwieriges Reiben und Feilen mit einem schmalen Sandsteinsplitter oder mit der rauhen Kante einer Muschelschale erreicht man es.

Sowohl Schiefer wie auch Quarz findet sich an verschiedenen Stellen des Kap Hoorn-Archipels, beide Gesteinsarten werden für die Pfeilspitzen, genannt ákkus, ináx, yókuk, verwendet. Am bequemsten ist Schiefer zu bearbeiten. Man wählt ein passendes Plättchen aus und ersticht durch Schaben auf einem feinkörnigen Sandstein erst die erwünschte Dreiecksform mit den scharfen Kanten auf beiden Seiten, die zu einer flachen Spitze zusammenlaufen. Nachher wird vorsichtig der genau rechtwinkelige Zapfen hervor-

[**] In einigen Museen Europas werden sie zwar fälschlich als "Sehnen" ausgegeben.

geschnitten. Diese Spitzen fallen immer kleiner aus. Ihre Gesamtlänge beträgt etwa 30 mm, von denen etwa 7 mm auf den Zapfen kommen; die maximale Entfernung der seitlichen Ecken läßt sich bei 13 mm (Abb. 39).

Zuweilen sind die Pfeilspitzen aus Quarz[39] ein wenig länger und die Grundform der Dreiecksform verläßt in einem leichtgeschwungenen Bogen. Um letzteren zu erhalten und um den notwendigen Zapfen herauszubekommen, geht der Yanomo[40] genau wie der Seki'nam vor. Er klopft einen weichen Lederfetzen über seinen linken Handteller und durch diesen faßt er den passenden Steinsplitter mit Daumen und Zeigefinger; während der Arbeit stützt er die linke Faust seinem Oberschenkel auf. Ein stumpfes Knochenwerkzeug, das seine rechte Faust umschließt, setzt er nun der Kante jenes Steinstückchens auf und durch starken Druckstoß unter kurzer Drehung splittert er kleinere Teilchen und in längeren Abständen voneinander muschelförmig aus. Er preßt also sehr feine Blättchen fortschreitend vom ganzen Stück herunter, bis die erwünschte Form erreicht ist. Die obere und untere Fläche sind leichter zu bearbeiten, weil hier größere Splitter gelockert werden; viel schwerer gelingt es, den Zapfen genau zu umgrenzen. Seit einigen Jahrzehnten verwendet man Glasscherben statt Quarz, sie lassen sich unvergleichlich langsamer und sogar auch viel schneller bearbeiten.

Abb. 39. Pfeilspitzen aus Feuerstein, Knochen und Glasscherben. Nat. Gr.

Auf meiner zweiten Reise habe ich dem alten Arawano ein Stück dicken Flaschenglases gegeben und ihn gebeten, eine 9 cm lange Dolchspitze von der üblichen Dreiecksform mit dem markierenden Zapfen zu bilden. Das machte ihm eine besondere Freude, wenn unter dem Druck des Knochenwerkzeuges keinerlei die feinsten Glasteilchen absprangen. Mit der Überwindung stellte er jene schöne Spitze in 25 Minuten her, ohne sich dabei nennenswerte Mühe zu haben. Er gestand: „Eine Spitze aus Quarz war der gleichen Größe für einen Pfeil manchmal, denn heutzutage ein richtiger Yanomo einen ganzen

---

[39] Allgemein spricht Preuß (a) S. 139 von „unserem Material, dem Glase, sowie dem Quarz", was mehr oder weniger zutreffend ist.

[40] Landschaftsbezeichnung für Wanamomo-Indianer, die „ganz genauso wie Indianer leben wie sie wirklich sind in Wirklichkeit".

Tag.“ Beim der hölzer Bibliothek Kunstwerkbücherei hatten man sich verwirrt einen dicken Einmonopole oder einer Einmonbibl.[1] von Europäern eingeführt.

Der Schl'sane gegenüber haben unsere Tonnen voraus, daß sie sogar Knochen an Pfeilspitzen verarbeiten. In welchem Häufigkeitsverhältnis diese zu jenen aus Schiefer und Quarz stehen, läßt sich nicht mehr feststellen.[2] Zwar zeigen auch sie die Dreiteilung, doch der mittlerste Zapfen beginnt breit zwischen den beiden Seitenarmen und verjüngt sich, je weiter er sich verlängert. Während der Dreizack allein eine Höhe von etwa 10 mm aufweist, ist der Zapfen 13 mm lang. Die Zähnchen an den beiden Rändern wurden mit feinem Knochen und mit Einschnittchen einen Sandsteines eingefeilt. Scharf sind diese Ränder zwar nicht, weil leicht abgerundet, wenngleich diese leichteren Spitzen mehr infolge ihrer Einschlagbarkeit als wegen ihrer stumpfen Kanten wirken (Abb. 32).

Der Zapfen der gemeinen Spitzen wird ohne Verbindung in die obere Kerbe des Pfeilschaftes eingemeißt. Nur den stramm Unwirklichen einen festen Schwerpunkt gibt, wenn er eingeschnürt ist, die erwünschte Festigkeit. Dieser Schnürfaden wäre für eine Knochenspitze zu schwach. Letztere wird demnach mit einem schmalen Lederstreifen durch viele hintereinander Windungen in der Kerbe gehalten. Daß der Pfeilschaft hin und wieder abzureißt, während die knöchernen Spitzen in einem verwundeten Tiere stecken bleiben, damit rechnet man von vornherein.

Am anderen Ende wird schließlich die *Fiederung* nach dem Verhältnis der Schl'sane-Pfeile angebracht. Man wählt mit Vorliebe die harten Schwungfedern von Flügel der Schwalben. „Die choques sont de cette extrémité en fer une pointe dont la tuyau a été fendu, montée en manière de l'ouverture d'oiseau[3] qui pourrait à distance à peu près égale entre trois ou quatre barbes de ces petites plumes. Les plumes sont si bien attachées que l'on croirait qu'il n'y en a qu'une seule“ (Bruzen [b]: 37). Beim Flügel dieser Fiederung stoßen genau senkrecht dem Schafte auf und stehen sich gegenüber. Die Fiederung reicht bis kurz vor die untere Kerbe hinunter und ist insgesamt etwa 35 mm lang, während der ganze Pfeil etwa 70 cm mißt.

Hinsichtlich der Größe sich nicht mehr ermitteln, welches Mengen von fertigen Pfeilspitzen unsere Tonnen von dem Schl'sane-ähnlichen übernommen haben, wahrscheinlich ist es geschehen. Nicht nur haben wir dem Ehren Minister Innenpolitik in den Marktschreiben von Artikeln Canal de Bengla finden sich derartige Spitzen aus Obsidian, die in mittleren Teilen schon sind, im Westen fast ganz fehlen. Ob die Anregung zur Herstellung dieser charakteristischen

---

[1] Bruzen (b): 34 und (g): 249 erwähnen, daß die Pfeilspitzen dieser Gattung in einer gut formalen Art gefunden zu werden an Anzeichen der Gattung da diese etwa an anderen, d. Hilfen da wenn 2 empfindet den Eingeweide der gleiche (Alter).“

[2] Zahlenliche bei an einer ungenügenden Verfügungsmöglichkeit, wenn Lorenzen (b): 104 behauptet, „Die verwendeten von all Arten, und an der Ort gefunden wird von Jahr.“

[3] Wie verschiedene Autoren, daß sich für diese Befestigung die Schwanzfedern von Hühner oder Krähen besonders gut eignen.

Pfeilgiftmischung von den Tanoana zu den Salk'anen oder von diesen zu jenen übergegangen ist, erscheint als eine Frage, die sich in diesem Zusammenhang allein nicht lösen läßt, die aber nicht ohne einige Bedeutung ist.

3. *Der Köcher*

Offensichtlich sind die feuerländischen Pfeile empfindliche Gebilde und man bewahrt sie sorgfältig auf. Am kältesten ist der Köcher aus dem harten Leder der Flossenrobbe; mehr geschätzt, weil wärmer, ist der aus Otterleder. Martius 192 erwähnt überhaupt nur letzteren. Der Köcher stellt eine längliche, schmale Tasche dar, an die man oben eine Schlinge als Henkel annäht. Um diese Form zu erreichen, schneidet man ein langgezogenes Rechteck aus dem Leder, legt die beiden Längskanten aufeinander und vernäht sie. Unten setzt man als Boden ein längsovales Lederstückchen ein, das ebenfalls angenäht wird. Der Köcher fällt immer ein wenig länger als die Pfeile aus, damit letztere nicht herausrutschen und sich abstoßen; in der Breite mißt er etwa 15 cm. Man schiebt jeden einzelnen Pfeil mit der Spitze nach unten gewendet hinein. Schießt man ihn benötigt, faßt man mit der Fingerkante von Daumen und Zeigefinger den Schaftwinkel zwischen der Befiederung und setzt in unmittelbar der Bogensehne auf.

Diese kurze Beschreibung paßt auch genau auf den Köcher der Salk'anen (Bd. I, 240), der allerdings ein wenig länger und breiter ist. Die östlichen Tanoana benutzen nur dieses aus Leder, während die Leute der Mitte und des Westens nicht selten einen Köcher aus zwei mühlig gewölbten Rindenstücken, denen ein schmaler Boden ebenfalls aus Rinde eingesetzt wird, herstellen. Die Rinden vernähen sie mit Holzfasern oder Pflanzenwurzeln, wie die alten Wasserschöpfer aus Rinde (Abb. 30). Selbstverständlich ist dieser Köcher, der wie der Lederköcher den gleichen Namen hälle führt, weniger widerstandsfähig und weniger haltbar.

Daß kein einziger der früheren Seefahrer, auch ein Bougher aus unserer Zeit, von Martius 192 abgesehen, den Köcher erwähnt, braucht nicht zu befremden; denn er spielt eine untergeordnete Rolle gegenüber Bogen und Pfeil. Letzteren sogar übergibt mancher mit Stillschweigen. Die Abbildungen von Bogen, Pfeil und Köcher, die im Bd. I, 231, 239, 240 enthalten sind, können nun nebeneinander auch für diese Gerätschaften der Tanoana verwendet werden; man ihnen erkennt man im großen und ganzen, abgesehen von geringen Einzelheiten, wie diese Dinge der südlichen Feuerländer beschaffen gewesen sind. Hierüber gab es Männer genug, die imstande waren, für ihren Eigenbedarf die genannten Gegenstände herzustellen. Auch ist es unmöglich anders, daß sie von den östlichen Tanoana bei den benachbarten Haus bzw. Salk'anen im Tauschhandel erworben worden sind.

Bei der Jagd auf dem Lande können sie als Fernwaffe gegen Guanacos gute Dienste und werden darin von keiner anderen Waffe im Besitze der Tanoana übertroffen. Hingegen ist im schwankenden Kanu zu handhaben,

ist an sich nicht leicht und von hier aus kann ein gelübter Schütze sie vorteilhaft eigentlich nur gegen den Otter anwenden. Wer sich auf dem Lande befindet, geht Vögel zweckentsprechender mit der Schleuder und mit den Vogelschlingen, Seelöwen mit der Keule an. Überdies entfernen sich die Yamana nicht gern weit weg von der Küste und dringen tiefer in den Wald, wo keine ihrer Waffen sich gut handhaben ließe, nur aus besonderer Notwendigkeit vor.

Man sieht, daß sich für Bogen und Pfeil, unter Berücksichtigung der örtlichen Bedingungen, keine allgemeine Verwendung empfiehlt und daß sie sich wirklich gut nur für die Jagd auf Guanacos eignen. Das Verbreitungsgebiet dieser Tiere indes schließt bei den mittleren Yamana ab. Demnach standen Bogen und Pfeil im Osten am meisten in Gebrauch, weniger im Westen, wo das Guanaco gänzlich fehlt. Da hier diese Waffen überwiegend auf der Otternjagd gebraucht wurden, erklärt es sich, daß sie mit dem fortschreitenden Eindringen des Hundes an Bedeutung verloren. Weiter unten erst können diese Veränderungen im Wirtschaftsbetriebe der Yamana beschrieben werden, sie verdienen Beachtung unter mehrfacher Rücksicht.

3. Die kleine Harpune

Bei ihrer Ernährung sind die Yamana auf die Flossenraubtiere fast mit der gleichen Notwendigkeit wie auf die Miesmuscheln angewiesen. Zum Glück liegen diese Tiere auf den dortigen Felsen und Inseln in kopfreichen Herden herum und durchqueren die einzelnen Kanäle nach allen Richtungen (S. 38). Der Jäger geht sie mit der kleinen Robbenharpune (Abb. 33) an. Ich gebrauche diese Bezeichnung, um die hier zu beschreibende Waffe von anderen Stücken ähnlicher Ausführung zu unterscheiden.[178]

Die kleine Harpune ist eine starke Wurfwaffe, deshalb muß der Schaft lang, schwer und ganz gerade sein. Man wählt hierfür fast ausnahmslos das Holz der immergrünen Buche (Nothofagus betuloides); denn ihr Stamm hat meist eine sehr regelmäßige Form und jüngere Bäume bewahren sich ihr Holz lange gesund. Ein gutes Auge gehört dazu, den geeigneten Stamm zu finden; denn er muß fehlerlos sein, soll die Waffe zuverlässig arbeiten. Den Baum umzulegen ist mühsam. Nahe über dem Boden schneidet man einen handbreiten Ring von Rinde heraus und schabt nun mit dem Muschelmesser oder mit einer geschärften Muschelschale die Holzfaserschichten, eine nach der anderen, herunter, bis der Einschnitt tief genug ist. In die hochstehenden Zweige wirft man die Laufschlinge von einem langen Riemen *wuštkgis* und zieht sie zu; nun hängt sich ein Mann daran und zerrt, unterstützt durch das eigene Körpergewicht, bis die bearbeitete Stelle durchbricht. Den oberen Teil mit der Krone trennt er zugleich in der eben beschriebenen Weise ab

[178] Lawrence (b): 152 beschreibt diese Waffe als bestehend aus „a heavy shaft and a detachable head joined to the shaft by a thong".

und hat nun einen etwa 4 m langen Stamm vor sich liegen. Aus ihm das geeignete Stück herauszuschneiden, ist nicht minder anstrengend und langwierig. Der Mann strebt nach dem mittleren Drittel zwischen Mark und Bastzone. Mit dem Knochenkeil *tukalapēna* (Abb. 26) und einem passenden Steine als Hammer spaltet er fast die Hälfte ab; am restlichen Stücke ist noch ein zweites und drittes Spalten der Länge nach notwendig. Aus dem, was zurückbleibt, hebt er endlich durch vorsichtiges Absplittern das Kernstück heraus (Abb. 34). Diese Holzschichten sind weder zu weich noch ganz steif, sondern besitzen leichte Federung und sind kerngesund.

Von der langen Stange wird weiterhin durch immerwährendes Schaben mit Quarzsplittern oder mit geschärften Muschelschalen oder mit dem eigentlichen Messer so viel heruntergekratzt, bis sie einen Durchmesser von etwa 25 mm zeigt und genau achtkantig ist. Auf diese Regelmäßigkeit achtet man aus einem betonten Schönheitsempfinden; die Kanten aber gestatten es, den Schaft fester und sicherer zu fassen. Nach unten verjüngt er sich sanft und endet mit einer stumpfen Spitze. Oben wird vorsichtig eine 12 cm tiefe Kerbe eingeschnitten. Zur letzten Glättung des Schaftes reibt man über ihn sanft drückend und sehr regelmäßig mit Bimsstein *Alyal* hinweg. Eine Länge von 2,80 m bis 3,10 m weist der Schaft[19] dann zum Schluß noch auf.

Im Juli 1923 habe ich den alten Walter gebeten, mir genau zu erklären, wie die Harpunen- und Speerschäfte in früherer Zeit hergestellt worden sind. Er lud mich zu einer Wanderung durch den nahen Wald bei Punta Remolino ein; auch mein treuer Freund und verläßlicher Führer, der Selk'nam-Indianer Tom (Bd. I, 116) schloß sich uns an. Manchen Buchenbaum beschaute Walter prüfenden Blickes und es brauchte geraume Zeit, bis er sich entschloß, einen passenden umzulegen. Zwar arbeitete er mit einer Eisenaxt, zeigte aber uns beiden daran genau, wie die früher unvergleichlich mühsamere Arbeit sich abgewickelt hat. Auf dem Heimwege betonte er mehrmals, daß nur das von ihm ausgeschnittene Stück die erforderliche Eignung aufweise und daß der Schaft gut vibrieren müsse, wenn man ihn in der Mitte faßt; nähme man andere Holzschichten, bleibt zu befürchten, daß sich der Schaft biege oder verziehe, nachdem er wiederholt naß geworden ist.

Abb. 33. Kleine Harpune

Der andere Teil dieser Harpune ist die Knochenspitze mit einem einzigen großen Zahne. Man wählt hierfür jenes Stück einer Walrippe aus, das die geringste Krümmung aufweist. Durch langes Feilen mit einem Sandstein trennt man die überschüssigen Enden ab.[177] Dem erwählten Knochenstück gibt man die erwünschte Form, indem man es über einen flachen Sandstein unter leichtem Druck hin- und herschiebt. Ist die geschweifte Rückenkante und die obere Spitze fertiggestellt, wird im unteren Drittel eine etwa 10 cm lange Kerbe eingeschnitten, die oben durch eine nach unten geneigte Zacke abzugrenzen ist. Die ganze Arbeit ist weiter nichts als ein

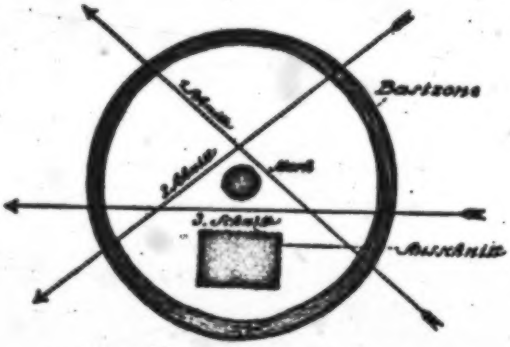


Abb. 34. Wie ein Schaft eingeschnitten wird

unaufhörliches Schleifen und Feilen mit schmalen Sandstein- und Bimssteinstückchen, das lange Zeit und viel Geduld erfordert; denn das Knochengewebe ist außerordentlich hart. Das untere Ende, ein etwa 6 cm langes und 3 cm breites Rechteck, läuft keilförmig aus; die Seitenflächen dieses Zapfens läßt man absichtlich etwas unregelmäßig, damit er fester in der Kerbe sitzt. Etwa 22 cm bis 40 cm Länge und 36 mm Breite sind Maße, die man am häufigsten an diesen großen Knochenspitzen der kleinen Harpune beobachtet. Die eine und andere bleibt ein wenig unsymmetrisch oder nach einer Seite gebogen, wenn die natürliche Biegung der Walrippe sich durch Schleifen nicht gänzlich ausmerzen ließ. Am meisten geschätzt ist der Unter-

[177] Eine genaue Beschreibung hat Wilkes (a): 96 geliefert: „Ihre Spears bestehen aus festen Knochen, sind 7 Fuß lang, scharf zugespitzt, und haben 4 Zoll von der Spitze, einen Widerhaken an der einen Seite, die ... an eine 10 F. lange, glatte, gerade hölzerne Stange befestigt wird. Am Knochen ist ein kürzerer oder längerer Streif von Haut befestigt." Snow (a): II, 15 ergänzt: „Their spears were about twelve feet long, made of hard wood, octangular, but about half an inch thick and one inche broad, tapering at one end to a point, and the other end to a butt."

[177] Neuestens bedient man sich eiserner Werkzeuge. Schon Dumont hat beobachtet, daß die Yamana jenen Walfischknochen „chop with axe, then cut with knife, then scrape with mussle shell, then burnish with smooth stone" (VP: VI, 52; 1859).

kieferknochen *isáka* vom Wal, aus ihm läßt sich eine sehr feste und ganz regelmäßige Spitze herausholen, der auch erhöhte Treffsicherheit zukommt.[178]

Diese große Knochenspitze fordert, wenn man sich so ausdrücken darf, eine zweifache **Befestigung**. Ihr unterer Zapfen wird in die offene Kerbe des Holzschaftes hineingepreßt. Da er keilförmig ist und jene eng gehalten wird, klemmt er sich. Trotzdem wickelt man in etwa neun Windungen einen schmalen Lederstreifen *tuwárum*, der vorher gut eingeweicht wurde, unter festem Anspannen herum und verknotet sein freies Ende. Trocknet er ein, zieht er sich noch mehr zusammen und bietet erhöhte Festigkeit. Keineswegs erstrebt man, die Spitze in jener Kerbe besonders zu sichern; vielmehr erwartet man, daß sie im geeigneten Augenblick herausrutscht. Demnach bezweckt eine zweite Befestigung, die Spitze freibeweglich mit dem Schafte verbunden zu halten. Über den Zapfen der Knochenspitze, also um den unteren Teil der Kerbe, legt man einen etwa 12 mm breiten Lederriemen aus einer Robbenhaut und verknotet ihn hier; das andere Ende verknüpft man sicher am Holzschaft selber, nicht mehr als 70 cm von der Kerbe entfernt. Dabei zieht sich der Riemen nicht stramm und absichtlich läßt man ihn locker hängen. Bevor man die Spitze in die Kerbe einklemmt, dreht man den Riemen um seine Längsachse, bis er sich der Länge nach eingerollt hat und eine starke Spannung, sich wieder aufzuwickeln, verspüren läßt. Am Aufwickeln wird er behindert, sobald er oben festsitzt. Zuweilen hängt dieses kurze Riemenstück flach und locker.

Jetzt erst kann der Jäger diese Waffe in **Gebrauch** nehmen. Überraschend zweckmäßig ist sie eingerichtet. Weil sie geworfen wird, verleiht der schwere Holzschaft ihr reichlich Nachdruck. Ist die Knochenspitze in den Körper einer Robbe oder einer verwandten Tierart eingedrungen, versucht diese sofort den lästigen Fremdkörper abzuschütteln. So oder so löst sich die Spitze vom Schaft. Sogleich stellt sich dieser etwas schief und er dreht sich im Wasser meist so lange, bis der eingerollte Riemen sich aufgewickelt hat. Absichtlich wurde der Riemen nicht in der Mitte des Schaftes, vielmehr im oberen Drittel befestigt. Hat er sich nämlich von der Spitze gelöst, stellt er sich nicht genau quer, sondern im größeren oder kleineren spitzen Winkel zur Richtung, in der das Tier vorwärts strebt; dadurch ist er außer Gefahr zu brechen und bremst dennoch ziemlich stark. Zuweilen verwickeln sich schwimmende Algen mit diesem Schaft und Riemen, wodurch der Widerstand im Wasser bedeutend erhöht wird. Das verwundete Tier ist am schnellen Entfliehen oder am tiefen Untertauchen bedenklich behindert und der erfolgreiche Jäger kommt ihm bequem nach. Flüchtet es in einen schwimmenden

[178] Bridges (h): 14 erwähnt: „De la mandíbula de la ballena hacen puntas para lanzas." Über die Herstellung der Harpunenspitzen sagt Hyades (q): 355 mehr allgemein, daß „les Fuégiens emploient un os de baleine, quelquefois un os de phoque, mais les os de baleine sont préférés". Pfeffer hatte Snow (a): II, 361 berichtet: „Their principal spear-heads are entirely constructed of hard bone, and are about seven inches long, finely pointed, with a barb on one side four inches from the point."

Algenknäuel, verwickelt sich darin der nachgeeerte Schaft unabwendbar und das schwer ermattete Tier fällt bestimmt in die Hände seines Verfolgers.

Außerordentlicher Scharfsinn hat diese Waffe erfunden und zu einer vollendeten Ausgestaltung gebracht, sie wirkt überraschend sicher.

4. Die große Harpune

Was soeben als Wirkungsprinzip der kleinen Harpune herausgestellt worden ist, das beherrscht auch die von mir als große Harpune (Abb. 35) bezeichnete Wurfwaffe: Das verwundete Tier darf dem Jäger, der ihm bereits einen empfindlichen Stoß versetzt hat, nicht mehr entweichen. Beide Stücke unterscheiden sich voneinander nur durch einen Nebenumstand, der immerhin ein glänzendes Zeugnis für die scharfsinnige Erfindungskraft der Indianer ablegt. Frühere Beobachter sprechen zwar von den Harpunen; aber wie diese so sicher und leicht dem Indianer seine Beute in die Hand spielen, wird nirgendwo beschrieben. Eben dadurch offenbart sich die hohe Leistungsfähigkeit jener Waffen.

In den meisten Einzelheiten ist die große Harpune der kleinen gleich und diese läßt sich auch durch wenige Handgriffe in jene umwandeln. Vor allem muß der Schaft, für den man das schwere Holz der immergrünen Buche wählt, ganz regelmäßig und etwa 3 m lang sein. Wäre er auch nur etwas verbogen oder sonstwie schadhaft, böte er keine genügende Treffsicherheit. Im allgemeinen gehen unsere Eingeborenen wenig behutsam und vorsichtig mit ihren Gerätschaften um. Seine Wurfwaffen aber behandelt jeder Mann mit Sorgfalt und einiger Aufmerksamkeit; er stellt sie neben seine Hütte möglichst senkrecht aufgerichtet und lagert sie sicher im Vorderteil des Kanus, damit sie sich nicht verziehen. Das Holz zum Schaft wird in der Weise aus jenen Jahresringen einer jüngeren Nothofagus betuloides entnommen, die Abb. 34 zeigt.

Frühere Mitteilungen hierüber sind ungenau und unvollständig. Wer die feuerländischen Holzarten gut kennt, wird Hyades (h): 24 und (q): 352 niemals zustimmen, daß sich für den Harpunenschaft auch der Stamm der Drimys Winteri (S. 28) eigne. Anders ist es mit den jungen Stämmchen der feuerländischen Cypresse (Libocedrus tetragona) *Ilpaix*, die immer kerzengerade wachsen und wegen ihrer Schwere einen großen Vorteil bieten. Am Canal de Beagle gedeihen sie jedoch nur an einer oder zwei Stellen im Westen[179] und sind für den überwiegenden Teil der Yamana einfachhin unerreichbar. Man sieht demnach in den Händen aller nur den Schaft von der immergrünen Buche *Ĭŏr'Ĕi*, der gleichmässig achtkantig ist. Außerdem kann man

[179] Auf meiner vierten Reise habe ich Vertreter der Libocedrus tetragona im Puerto Edwards, am Südufer der Peninsula Brecknock als sicher nachgewiesen; das ist die südlichste Grenze für die Verbreitung dieser Art. Skottsberg (g): 28 vermutet, daß sie noch ein wenig mehr nach dem Süden hinunterreicht, nämlich bis zur Isla Chair im Canal Darwin.

als mittleren Durchschnitt ein Rechteck von etwa 35 mm Breite und 28 mm Höhe beobachten, deren vier Ecken abgetragen wurden, woraus ebenfalls die Achteckform entstanden ist. Schäfte mit sechs gleichmäßigen Seitenflächen sind nicht so häufig wie die eben genannten.

Die schmale durchgehende Kerbe am oberen Ende ist selbstverständlich auch bei dieser großen Harpune für eine Knochenspitze bestimmt, welche hier eingeklemmt wird; darüber legt man einen schmalen Lederstreifen in etwa 10 engen Windungen fest an. Soll ein Flossenraubtier harpuniert werden, wäre es auch das gewaltige Männchen der Elefantenrobbe *Miaxuna* (Macrorhinus leoninus) (Abb. 9), wählt der Jäger eine mittellange Knochenspitze mit einem einzigen großen Zahne oder die noch kürzere mit zwei großen Zacken (Abb. 36).[100] Letztere mißt etwa 15 cm. Die erwähnten Tiere tragen unter ihrer dicken Lederhaut eine dünnere Speckschicht als die Wale unter ihrer feinen Oberhaut, die Knochenspitze soll aber möglichst tief in die Muskelschicht eindringen, wo die beiden seitlichen Zacken als Widerhaken sicherer wirken. Damit ist auch der Grund genannt, weswegen zum Harpunieren der Wale eine über 40 cm lange Knochenspitze mit einem scharfen Zahn bevorzugt wird; eine kürzere Knochenspitze bliebe nämlich größtenteils in der Speckschicht stecken und deswegen fast wirkungslos.

Was diese Waffe von der sogenannten kleinen Robbenharpune auffällig unterscheidet, ist eine lange Lederleine von 20 m und mehr. Sie erscheint gleichmäßig gearbeitet, aus der frisch abgezogenen Haut eines Pinnipediers hat man sie herausgeschnitten und immer aufgerollt belassen. Das eine Ende ist fest an der Kerbe der

Abb. 35. Die große Harpune

Knochenspitze verknüpft. Von hier aus zieht man sie den Schaft entlang und hält sie daran mit zwei oder drei lockeren Kreuzschlingen fest. Beim Zielen und Abwerfen hält der Mann etwa die Mitte des Schaftes in der rechten Hand und der Kranz mit den Leinewindungen hängt ihm am linken Unterarme.[181] Hat er das Tier getroffen, bleiben Knochenspitze und Schaft eine Zeitlang miteinander verbunden; doch ist es für das verwundete Tier viel nachteiliger, wenn es den gelösten Schaft, der unregelmäßig sich bewegt, nachzerren muß. Durch schlagende Bewegungen mit der Leine — denn dazu ist sie durch Kreuzschlingen mit dem Schaft verbunden — gelingt es dem Manne, den Schaft von der im Tiere steckenden Knochenspitze abzutrennen. Nun gibt er dem Tiere so weit als möglich Leine; nachdem es sich ermüdet oder schwer verblutet hat, zieht er es sanft und langsam heran, indem er die Leine gemächlich wieder einrollt.

Abb. 36. Zweischeckige Harpunenspitze. 1/2 nat. Gr.

Man möchte es kaum für möglich halten, wie sehr der Mann jene entfliehende Robbe durch den lockeren Schaft in nächster Nähe der im Fleische steckenden Harpunenspitze richtunggebend beeinflussen kann. Sollte die eine und die andere Kreuzschlinge sich am Schaft lösen oder verschieben, er stellt sich trotzdem nie genau quer, sondern im spitzen Winkel zur Bewegungsrichtung; damit ist vermieden, daß er beim starken Vorwärtsdrängen des verwundeten Tieres bricht.

Meist wirft der Jäger diese Waffe dann ab, wenn er festen Boden unter den Füßen hat. Gebraucht er sie vom Kanu aus, ist größte Vorsicht geboten, vor allem, wenn damit ein Wal verwundet wurde. Endlich gelingt es manchem, nachdem er mit glücklichem Wurf das Tier getroffen hat, an den Strand oder auf einen Felsen zu springen, während er das Ende der langen Lederleine festhält oder sich um den Leib wickelt. Nun hat er einen sicheren Stand und das Kanu ist außer Gefahr; dieses kann sich zuweilen dem verwundeten Tiere nähern und ein anderer versetzt ihm den Todesstoß. Mit der langen Lederleine dieser Harpune ziehen mehrere Männer sogar einen schwimmenden toten Wal an die Küste heran.

Trotz vieler Übereinstimmungen ist die Brauchbarkeit der großen und der kleinen Harpune etwas unterschiedlich. Beider Vorzug besteht in der

---

[181] Zu Unrecht behauptet Hyades (q): 256: „Il est très rare de voir des pointes de harpon en os, mobiles, avec une entaille de chaque côté en forme de fer de lance." Diese Form wird nicht minder häufig hergestellt und verwendet, als die mittelgroße und ganz große Knochenspitze mit einem einzigen Zahne.

[182] Snow (s): II, 361 sagt: „To the bone is attached a string hide of various lengths. In using the spear, they hold it nearly by the middle, and, with the right eye cast along it, they dart it with great precision." Genauer ist Bove's (e): 158 Beschreibung.

beweglichen Knochenspitze.[188] Die längste, die man überhaupt herstellt, setzt man immer auf die kleine Harpune und auch dann auf die große Harpune, wenn ein Wal angegriffen wird; mit ihr strebt man eine tiefe Verwundung an.

5. Wurfspieß und Speere

Außer den Wurfwaffen mit beweglicher Spitze bedient sich der Yamana noch solcher mit einer festsitzenden Spitze. Jene nenne ich Harpunen, bei diesen unterscheide ich den Wurfspieß von den Speeren. Der Wurfspieß besteht ebenfalls aus dem bereits beschriebenen achteckigen, etwa 3 m langen Schaft *kúja*, dem man meist die lange Knochenspitze mit einem Zahne *ɣowaja* aufsetzt. Beide verbindet man zuverlässig. Denn wenn die Spitze dem Tiere im Leibe steckt, darf der Schaft nicht ausrutschen, sondern muß durch seine Schwere die Wunde vergrößern und das Tier am Entfliehen behindern. Der Jäger greift vornehmlich dann zu diesem Wurfspieß, wenn er eine auf dem Lande überraschte Robbe angeht oder wenn er einem todesmatten Wal große Wunden beibringen will. Dazu eignet sich diese Waffe ganz besonders; denn ihr Schaft ist schwer und die geschärfte, lange Knochenspitze dringt tief ein. Gegen kleinere Tiere, die eine weniger dicke Speckschicht auf dem Körper tragen, bewährt sich auch die zweizackige kürzere Knochenspitze *wáixil*, sogar die lange gezahnte Knochenspitze *ídúwaja*. Obwohl beide sich weniger tief in den Körper einbohren, weil sie stumpfer als die *ɣowaja* sind, haften sie ausreichend fest, daß beim Nachschleifen des Schaftes die Wunde aufgerissen und größerer Blutverlust veranlaßt wird. Der Wurfspieß ist also dann am meisten wirksam, wenn der Jäger festen Boden unter den Füßen hat und die ganze Kraft seines Armes beim Abwerfen in die Waffe legen kann.

Als leichtere Wurfwaffen haben unsere Yamana die Speere zur Verfügung. Man kann einen Vogelspeer und einen Fischspeer unterscheiden. Der Schaft für den ersteren ist ebenfalls eine regelmäßig bearbeitete Stange, meist aber ein junges Stämmchen von Maytenus magellanica oder von Nothofagus oder von Drimys Winteri, dem die Rinde abgeschält wurde. Er überschreitet gewöhnlich 3 m Länge nicht. Das dickere Ende wird ganz gerade abgeflacht. Hier schneidet man von einer Seite her die Kerbe ein, ohne sie bis zur anderen Seite durchzustoßen. Etwa ein Viertel des Dickendurchmessers bleibt bestehen und das dient der hier einzuschiebenden Knochenspitze, die mit ihrer Rückenkante dagegen stößt, als Halt. Ihr unterer Teil besitzt einige kurze, geradstehende Zähne. In deren Zwischenräumen liegen die Windungen des schmalen Riemens, der fest herumgewickelt wird. Den gleichen Schaft mit dieser eben beschriebenen unvollständigen Kerbe benützt man auch für die *ídúwaja*; denn diese sitzt darin sicher und fest.

---

[188] Deshalb bezeichnet Hyades (a): 353 und (b): 24 sie als „harpons mobiles" und Dabbene (b): 184, übereinstimmend damit, als „arpones a punta móvil".

Kennzeichnend für die Speere sind gezahnte Spitzen aus Knochen oder Holz. Für erstere benützt man ausschließlich die Rippen vom Wal. Man bearbeitet sie zunächst mit grobkörnigem Sandstein, dann mit Quarzsplittern oder Muschelschalen und glättet sie endlich mit Bimsstein. Die beiden Kanten laufen oben in eine Spitze aus, der Rücken wird abgerundet[183] und auf der gegenüberliegenden Kante sägt oder schneidet man ein Zähnchen nach dem andern mühsam mit scharfen Muschelschalen oder Quarzsplittern ein. Diese Zähnchen sind schmal und mehr oder weniger gleichmäßig, sie stehen demnach eng nebeneinander und neigen sich stark nach unten. Das untere Endstückchen bleibt unregelmäßig gezahnt und verschmälert sich; es wird in die Kerbe eingesetzt und hier umwickelt.

Zur Jagd auf Vögel bedient man sich dieses Speeres mit der Knochenspitze. Am häufigsten wirft man ihn gegen Pinguine, die ein hartes Fleisch haben, in das eine Holzspitze nicht tief genug eindringen würde.

Dieser Vogelspeer, wie man ihn nennen könnte (Abb. 37), ist fühlbar leichter als eine Harpune. Ein noch geringeres Gewicht weist der Fischspeer auf. Um ihn bequem und schnell handhaben zu können, muß er, bei entsprechender Länge, möglichst leicht sein. Zum Schaft wählt man ein ausgesucht dünnes Stämmchen der immergrünen Buche, schneidet am dickeren Ende ebenfalls eine unvollständige Kerbe ein und bringt hier eine kürzere Knochen- oder Holzspitze mit gezahntem Rande an. Für letztere eignet sich am besten das Holz der Berberis ilicifolia, das sehr zäh und biegsam ist. Somit bietet diese Holzspitze *hâma ámpa* den großen Vorteil langer Dauerhaftigkeit; auch ist sie unvergleichlich schneller als eine gezahnte Knochenspitze fertiggestellt.

Weil der Fisch eine nur schmale Angriffsfläche bietet, hilft sich der Yamana mit dem doppelspitzigen Speer.[184] Er wählt einen Schaft, dessen Durchmesser ein breites Achteck bildet; gewöhnlich aus einer Nothofagus betuloides arbeitet er ihn heraus. Oben schneidet er zwei lange, flache Kerben heraus, die sich einander gegenüberstehen und durch eine dünne Holzschicht voneinander getrennt bleiben. In jede setzt er eine gezahnte Knochenspitze, die beide mit dem gleichen Riemen umwickelt und festgehalten werden. Der geschweiften Rückenkante einer jeden Spitze ist es zuzuschreiben, daß beide voneinander ein wenig abstehen; dadurch wird die Möglichkeit, den Fisch zu treffen, ansehnlich erhöht (Abb. 37). Sollte die

---

[183] Mit Sicherheit läßt es sich nicht erweisen, ob die Yamana eine Knochenspitze, deren beide Kanten gezahnt waren, hergestellt haben. BD: 64 bringt allerdings: 'ausia', the single or double notched spear head used for seals, porpoises. Bei den Halakwulup habe ich die doppelreihig gezahnte Speerspitze aus Holz sowohl wie auch aus Knochen zuweilen sogar nebeneinander angetroffen.

[184] Speare: 58 behauptet, daß zum Fischspeer zuweilen sogar drei Spitzen benützt worden seien „and the barbs were all on the inside". Das ist mir unbekannt und wird von keinem anderen Reisenden berichtet. Bei den Halakwulup allerdings habe ich dergleichen Fischspeere gesehen.

Spitze auch nur wenig eindringen, jeder geneigte Zahn wirkt als Widerhaken und der Schaft als Ballast, weswegen ein Entrinnen ausgeschlossen ist.[144]

Um seine verschiedenen Jagdtiere zu erreichen, hat der Yamana mehrere Wurfwaffen erfunden, die, jede für sich, überraschend zweckmäßig sind. In seinem Kanu nimmt er sie überallhin mit und legt sie gebrauchsfertig in den Vorderteil, daß sie weit über den Bug hinausstehen. Fürs erste wählt er, wenn ein Jagdtier in die Nähe kommt, die dafür geeignetste Waffe; nachher ergreift er, was ihm am nächsten liegt, um der Beute nicht verlustig zu gehen. Aspinall: 270 behauptet, „drei Arten solcher Spieße führt [der Mann im Kanu] stets mit sich". So viele und von jeder Art zwei bis drei Stück sind es bestimmt. Zu vielseitiger Verwertung eignet sich der Wurfspieß mit der zweizackigen und der Vogelspeer mit der gezahnten Knochenspitze, das leuchtet ein.

Jeder Erwachsene ist fähig, diese Waffen herzustellen und auszubessern, sie sind ihm beim Lebenserwerb unentbehrlich. Nicht jedem allerdings gelingt es, einen gleichmäßigen Schaft aus dem Buchenstamme herauszuschneiden; einzelne Männer erreichen darin eine wirkliche Meisterschaft. Deshalb tauscht mancher Mann einen guten Schaft, den er benötigt, gegen andere Dinge aus. Einige lose Spitzen hat jeder immer vorrätig, die er in einem länglichen Lederbeutel *yánúku* aufbewahrt. Jene wenigen Männer, die ganz ebenmäßige große Harpunenspitzen anzufertigen imstande sind, werden allgemein belobigt.[145] Abschließend sei noch erwähnt, daß die Harpunen- und Speerschäfte zuweilen mit *lmi* eingerieben werden. Das geschieht in der Absicht, sie zu verschönern, und aus der erprobten Erfahrung, daß sie von der Faust sicherer gefaßt und gehalten werden.

Abb. 37. Der Fischspeer

6. Dolch und Lanze

Begreiflicherweise sind die Berichte der früheren Zeit in manchen Einzelheiten nicht so genau und ausführlich, wie wir es uns wünschen. Auf den Unterschied von Dolch und Pfeil ist mancher Beobachter nicht eingegangen und hat ersteren mit letzterem, wohl wegen der großen Übereinstimmung der Spitzen

beider, gleichgestellt. Was die Neuzeit aus den Muschelhaufen zutage gefördert hat, war jenen Seefahrern völlig unbekannt. Um so mehr verdient der allein von Wenzel (a): 110 im Dezember 1823 gebotene Hinweis beachtet zu werden, daß der Pfeil vom Dolch zu trennen ist. Nachdem er den Pfeil als „vorne mit einem eingeklemmten dreieckigen, spitzigen Stein versehen" beschrieben hatte, fügte er an: Diese Eingeborenen „besaßen noch eine andere Waffe, nämlich ein eben so gestalteter Kiesel wird vorne in einen 9 Zoll langen Griff eingepaßt und dient wahrscheinlich als Dolch".

Tatsächlich gebrauchen die Yamana diese kurze Stoßwaffe, die man füglich mit D o l c h benennen kann (Abb. 38).[107] Er besteht aus einem daumdicken, etwa 30 cm langen Schaft, für den man das zähe Holz der Berberis ilicifolia bevorzugt. In die ganz offene, schmale Kerbe am dickeren Schaftende klemmt man eine Steinspitze ein, die man durch mehrere Windungen

Abb. 38. Der Dolch. 1/3 nat. Gr.

eines schmalen Riemens oder dicker Sehnenfasern festhält. Die Steinspitze, unterschiedslos *yékui* genannt, zeigt Dreieckform, der meist ein fast rechteckiger Zapfen anhängt (Abb. 39); letzteren schiebt man in die Kerbe hinein. Von entscheidender Bedeutung ist der Längsdurchmesser, beträgt er doch gewöhnlich mehr als das Doppelte einer Spitze, die dem Pfeilschaft aufsitzt. Jene erscheint wegen ihrer Größe und Schwere als Pfeilspitze nicht geeignet. Da sie überdies an einem kurzen Stock befestigt wird, betrachte ich die Bezeichnung Dolch für diese Waffe als passend. Man führt sie auch als solchen. Ein Mann faßt das letzte Drittel des Schaftes und sticht gegen einen Seelöwen, dem er auf dem Lande begegnet. Von vorn, niemals von der Seite geht er ihn an und kann sich ihm so sehr nähern, daß er ihm den Dolch, ohne gebissen zu werden, in den Hals stößt.

Früher wählte man für die Dolchspitze flache Blätter von schwarzem Gesteinschiefer und grünlichem Jaspis; neuestens bevorzugt man dickes Flaschenglas, das sich leichter bearbeiten läßt. Die Kanten der gläsernen Dolchspitze schneiden schärfer, stumpfen sich allerdings schneller ab. Bei ständigem Absplittern unter Druck mit einem kurzen Knochenstäbchen entsteht

[106] Lovisato (b): 153 erwähnt noch einen „Guanaco-speer" als im Besitze der östlichen Yamana. Er stützt sich m. E. auf zweifelhafte Mitteilungen. Was er abbildet, ist offensichtlich der Fischspeer der Selk'nam. Vgl. Abb. 40 in Bd. I, 245.

[107] Beschreibungen dieser Wurfwaffen finden sich u. a. bei Bove (a): 132, Cojazzi: 109, Dabbene (b): 184, Hyades (b): 23 und (q): 302, 353, Lovisato (b): 148, Martial: 191, Spegazzini (a): 163, Szumeez: 133 und Wenzel (a): 94.

[108] Bei den Halakwulup habe ich diese Waffe öfters angetroffen. Aus ihrem Besitz stammen vier schöne Dolche mit Glasspitzen, die das Naturhistorische Museum in Wien gegen Ende der 80er Jahre durch Hagenbeck erworben hat.

die Form mit den scharfen Kanten und der dicken Spitze. Auf meiner zweiten Reise hat der alte Alfredo einen Dolch von insgesamt 48 cm mit langer Glasspitze für mich angefertigt;[180] dabei konnte ich sehen, wie er entstand, und währenddessen im einzelnen erfahren, wie er eigentlich gehandhabt wird.

Vom Dolch zur Lanze ist nur ein kleiner Schritt. Bisweilen trägt auch sie eine große, schwere Spitze von Dreieckform. Auffallen muß es, daß Lorbeerblattformen, die zu den häufigsten Oberflächenfunden auf der Isla Grande gehören (Bd. I, 263), im weiten Kap Hoorn-Archipel bis heute nur ganz vereinzelt nachgewiesen worden sind. Dieser Lanze bedient man sich in der gleichen Weise und

Abb. 39. Dolch- oder Lanzenspitzen. Natürl. Größe

zum nämlichen Ziele wie des Wurfspießes. Letzterer unterscheidet sich durch seine Knochenspitze von der andersgeformten Steinspitze der ersteren, die sozusagen ausnahmslos einem runden, langen Schaft *ydyakör*[1] aufsitzt.[181]

7. Die Schleuder

Zwar etwas weniger als die Harpunen und Lanzen, aber immerhin sehr häufig wird von unseren Feuerländern die Schleuder gebraucht. Sie hat den besonderen Namen *lófina* und der damit geschleuderte Stein heißt *watdyuwa, wötdaua*. Die beiden letzten Benennungen gibt man zuweilen der Schleuder

[180] Dieses Stück wird heute im Museo Histórico zu Santiago de Chile aufbewahrt. Vgl. die Beobachtungen, die Hyades (q): 360 mit dem Indianer namens Yakaw gemacht hat.

[181] Knocknerno: 318 nennt als „ursprüngliche Waffen" den Wurfspieß und die Harpune. „Bogen und Pfeile, Schleudern und Beile haben die Yahgan und Alikulof wohl erst

Abb. 40. Die Schleuder

selber. Der geschichtliche Beweis bestätigt es eindeutig, daß sie, seitdem unsere Eingeborenen bekannt sind, immer in ihren Händen war und noch ist. In der ersten Mitteilung, die der Offizier der Landsoldaten A. Decker im Februar 1624 in der Bahía Nassau aufgezeichnet hat, führt er unter den Waffen der dortigen Indianer auch "Schleudern" auf (S. 53). In den Berichten der Folgezeit wird auf sie immer wieder hingewiesen. Weddell (a): 94 hat sie eingehend beschrieben und Snow (a): II, 361 noch ausführlicher: „The Sling is made of the skin of the seal or otter. It is generally about three feet long, and of the common forme: the strings are sometimes made of small gut, handsomely plaited, and terminated by knots of ingenious workmanship." Pickering: 19 war 1839 bei diesen Feuerländern und behauptet, ihre Waffen „consist only of slings and spears." Später haben die Missionare und die Reisenden der letzten Jahrzehnte diese Waffe noch immer angetroffen.[100] Ich sah die Eingeborenen viel damit spielen und nach kleineren Tieren jagen.

Hält man die Schleuder unserer Eingeborenen (Abb. 40) neben die der Selk'nam (Bd. I, 243), wird man kaum auf einen deutlichen Unterschied stoßen; tatsächlich ist die Zusammensetzung beider sozusagen vollständig gleich. Als Mittelstück wählen die Yamana ein Lederläppchen vom Otter oder von einer Robbe. Während die Selk'nam die Haarschicht herunterschaben, lassen unsere Indianer sie regelmäßig stehen und verwerten sie häufig als Innenseite, seltener als Außenseite.[101] Hierin unterscheiden sich beide Stücke denn doch. Der genannte Umstand mag nebensächlich erscheinen, hat aber eine wirkliche Bedeutung, die mir der alte Alfredo genannt hat. Die Yamana bevorzugen ein Lederstückchen, das dicht behaart ist; denn alle Steine, die sie zum Abwerfen ergreifen, besitzen eine glatte Ober-

fläche, sei es, weil sie eigentliche Rollsteine, sei es, weil sie vom Seewasser befeuchtet sind. In einem behaarten Mittelstückchen sitzen sie nicht unbeträchtlich sicherer als in einem enthaarten. Letsteres können die Selk'nam mit gutem Erfolge verwerten; denn was sie als Wurfsteine benützen, weist eine rauhe Oberfläche auf und ist zumindest mit einer feinen Staubschicht bedeckt. Trotzdem halten einige Männer das Lederläppchen mit der Haarseite auch nach außen gekehrt.

Das Mittelstück zeigt längsovalen Umriß und ist etwa 22 cm lang, bei einer Breite von 8 cm. Durch häufigen Gebrauch wird es außerordentlich weich. An den spitzen Enden bringt man beide Schnüre auf der gleichen Seite an, und zwar auf der haarlosen. Jede Schnur läuft in einen kleinen Knoten aus und davor vernäht man sie mit Sehnenfasern. Die Schnüre werden aus drei Sehnensträhnen fest geflochten. Bei einem Stück in meiner Sammlung beträgt die eine Schnur 66 cm und die andere 62 cm. Eine jede schließt wieder mit einem Knötchen ab und dieses ist in ein haselnußgroßes Kügelchen aus Otternleder eingenäht. Die von J. Cook mitgebrachte Schleuder in der Ethnographischen Sammlung zu Göttingen zeigt eine Gesamtlänge von 167 cm. Diese Maße entsprechen der sogenannten langen Schleuder. Daneben gibt es noch eine kurze, die der Mann im Kanu gebraucht. Hier fehlt ihm ein sicherer Standpunkt und der Raum ist zu beengt, um die lange Schleuder mit Kraft, und ohne die Insassen zu verletzen, in Schwung zu bringen.

Frühere Beobachter haben den Gebrauch der Schleuder eindeutig festgelegt. Tatsächlich wird sie viel verwendet und zwar zur Jagd auf Vögel. In Colim's: 161 Worten liegt keine Übertreibung, daß „l'arme più usata dai Fueghini è la fionda." Martial: 191 bestätigt: „Ils emploient plus ordinairement la fronde pour les oiseaux." Man schleudert Steine ab, die etwas kleiner als ein Hühnerei sind und die dort in Massen herumliegen; damit versorgt man sich für das Kanu jedesmal vor der Abfahrt.

Je nach Belieben legt der und jener zwei oder drei Steine auf, zumal wenn man gegen eine dichtgedrängte, engstehende Vogelherde einen Wurf wagt. Andere Männer haben es zur Gewohnheit, immer nur einen einzigen größeren Stein aufzulegen. Den Abschlußknoten der längeren Schnur legt man in die hohle Hand zwischen den kleinen Finger und den Ringfinger, daß die Schnur über den Rücken des kleinen Fingers stramm bis zum Lederstückchen verläuft; den Abschlußknoten der kürzeren Schnur faßt das obere

von den Ona übernommen. Daher sind Bögen und Pfeile bei den Yahgan ziemlich selten, bei den Alikuluf schlecht gearbeitet, und nur die Alikuluf besitzen Bolas und verstehen die Schleudern gut zu handhaben, was man von den Yahgan keineswegs behaupten kann." Meine Beobachtungen stellen diese verschiedenen Einzelheiten richtig.

[500] Gute Beschreibungen haben geliefert: Bove (b): 156, Cojazzi: 109, Colim: 161, Dabbene (b): 185, Hyades (b): 29 und (q): 301, 357, Lothrop (b): 156, Martial: 191, Spegazzini (a): 162, Spencer: 131, Wilhamet: 25 u. a.

[501] Das ist ersichtlich aus der Zeichnung, die sich bei Hyades (b): 30 und (q): pl. XXX, 14 findet. Die hier eingefügte Abb. 40 zeigt jene weniger übliche Gebrauchsweise, nämlich die behaarte Seite des Mittelstückes nach außen zu kehren.

Glied von Daumen und Zeigefinger. Nun ergreifen die Finger der linken Hand das Mittelstück mit dem Steine und die rechte Hand beginnt mit leichtem Anstoß die gespannte Schleuder waagrecht zweimal oder mehrmals über dem Kopfe zu drehen. Im passenden Augenblick wird die kürzere Schnur freigegeben, die Schleuder öffnet sich und die Steine fliegen in gerader Richtung vor dem Schleuderer ab. Je kräftiger vorher die Drehungen waren, um so stärker schlagen die Steine ein. Mancher Mann begnügt sich mit einer einzigen Halbdrehung der gespannten Schleuder.

Sollen die Steine erfolgreich wirken, wirft man sie nicht über eine 12 m entfernte Grenze hinaus und jedermann zielt gegen die Köpfe der eng beieinander stehenden Vögel; der eine oder andere dürfte den Wurf erhalten und betäubt werden. Mit der Schleuder einen bestimmten Punkt auf die gleiche oder auf größere Entfernung zu treffen, gelingt auch dem Feuerländer nicht; denn sie gewährt von vornherein geringe Zielsicherheit. Wohl aber trägt sie einen Stein im hohen Bogen 80 m weit weg.[177] Trotzdem muß man zugeben, um Hyades' (g): 35 Worte zu gebrauchen, daß die Yamana „in deren Handhabung sehr geschickt sind"; denn sie gehen damit auch aus bloßer Spielerei oft und oft tagsüber um.[178]

Selbstredend müssen unsere Indianer die Schleuder nahe bei der Hand haben. Ihre Art, sie zu *tragen*, ist überraschend vorteilhaft. Die meisten legen sich die beiden Sehnenschnuren um den Hals und ziehen das letzte Drittel ohne irgendwelche Knotung über das zusammengelegte Mittelstück hinweg; die Enden hängen dabei frei herunter. Mit einem einzigen Griff der linken Hand, die das Mittelstück faßt, ist die Schleuder gebrauchsfähig; während die rechte Hand im gleichen Augenblick die Steine auflegt und schon die Enden zum Abwerfen faßt (Abb. 41). Andere ziehen die beiden Sehnenschnuren, die eine so und die andere so, um den Kopf, daß das Mittelstück rückwärts aufliegt; die freien Enden überschlagen sie zu einer einfachen Kreuzschlinge. Einige wenige endlich binden sich die Schleuder um die Hüften.[179] Wie gesagt, um die Schleuder schnell und überall bei der Hand zu haben, legt man sie sich leicht erreichbar um einen Körperteil, nicht aber gilt sie als Schmuck.[180] Die Yamana bedienen sich ihrer nicht nur um Vögel zu betäuben, sondern auch im Kampfe gegen ihresgleichen.

---

[177] Diesbezüglich haben Bove (e): 158 und Colini: 161 sowohl wie Lovisato (a): 198 und (b): 136 weit übertrieben. Gegen ihre Behauptungen, die wörtlich übereinstimmen, hat sich bereits Hyades (h): 32 und (q): 357 erhoben.

[178] Das könnte man deutlicher, als Bridges es getan hat, kaum ausdrücken: „The amusement these natives are most fond of is slinging at birds; they often go along the shores here with their slings" (VBA: XII, 53; 1865).

[179] Schon Fitz-Roy (a): 138 hat wahrgenommen, daß „a man always carries his sling around his neck or waist, wherever he goes".

[180] Hyades (h): 33 hat die befremdliche Ansicht ausgesprochen: „Il faut donc admettre que la fronde des Yahganes est autant un objet d'ornement pour les hommes qu'une arme de chasse ou de guerre."

1: Gusinde SH6 Yahgan

Alle Anzeichen sprechen eindeutig dafür, daß die Schleuder in allen Teilen des Kap Hoorn-Archipels gehandhabt wurde. Jedweder Mann und Knabe besaß und besitzt sie. Bei Ankunft der Mission Scheutistique in der Bahía Orange trug, nach Hyades (q): 357, jeder Indianer seine Schleuder; so war es auch im ganzen Heimatgebiete dieses Stammes üblich. Lothrop (b): 157 ergeht sich in der müßigen Erörterung über die Herkunft der Schleuder und meint, „that the Ona had acquired knowledge of this weapon from the Yaghan". Dieser Ansicht kann ich mich nicht anschließen, auf seine und meine Beweise gehe ich hier noch nicht ein. Statt dessen mache ich mir den Satz aus Snow (b): 264 zu eigen, daß die Yamana „are remarkably expert with their slings". Offensichtlich beweist der Besitz und Gebrauch der Schleuder aber auch „their ingenuity".

Abb. 41. Mann mit Schleuder

8. Fanggeräte

Unseren Yamana ist es gegeben, eine große Auswahl unter den Tieren ihrer Heimat für die Nahrungsversorgung zu treffen. Jeder Art suchen sie auf besondere Weise beizukommen, um ihrer möglichst bequem und sicher habhaft zu werden. Außer den bereits aufgezählten Waffen bedienen sie sich noch einiger Gerätschaften, die hier kurz gezeichnet und weiter unten ausführlicher beschrieben werden sollen. Unter einem Sammelnamen sind sie in diesem Abschnitt vereinigt. Sie helfen dem Manne und der Frau, kleinere Vertreter der feuerländischen Fauna, nämlich die Vögel und die sogenannten niederen Tiere, wie Muscheln und Krabben, zu erreichen.

a. *Die Schlingenleine*

Für den unauffälligen Massenfang ist dieses zusammengesetzte Gerät bestimmt. Die Yamana nennen es *áfke*, ich halte die Bezeichnung: große Schlingenleine am geeignetsten; auch Schlingenfalle wäre eine passende Benennung. Sie wird häufiger von den Halakwulup als von unseren Feuerländern verwendet. Hyades (q): 359 erinnert mit Recht daran, daß sie von *Bougainville bereits im Jahre 1769 an den Ufern der Magellan-Straße beobachtet worden ist.

Sozusagen der Grundpfeiler dieser großen Schlingenleine ist eine dicke, geflochtene Schnur aus langen Sehnenfasern vom Guanaco. Da die wenig-

sten Leute sich diese verschaffen können, begnügen sie sich mit den Sehnenfasern vom Wal und machen aus drei kräftigen Strähnen ein festes Geflecht. Mit Fett wird dieses Stück durchtränkt und wiederholt eingeschmiert; denn lange Zeit oft liegt es auf dem nassen Erdboden, wo es gegen Verfaulen geschützt werden muß.

An die lange Schnur bringt man in Abständen von etwa 60 cm so viele einzelne Laufschlingen an, *hêr-ŝi* genannt, als Platz finden. Eine jede von ihnen besteht aus einem einzigen, etwa 4 mm breiten Fischbeinstreifen, dessen Kanten nicht fasern dürfen; sie brächten sonst die freie Bewegung des kleinen Schlingenknotens am oberen Ende zum Stocken. Das andere Ende, nachdem es durch diesen geführt worden ist, schließt man durch einen einfachen Knoten ab und verknüpft es an der langen Schnur. Alle Laufschlingen kommen auf die gleiche Seite zu liegen. Jede zeigt, wenn sie ganz offen steht, einen Durchmesser von nahezu 20 cm.

In Wirklichkeit ist also die große Schlingenleine *ŝîka*, nach Hyades (q): 304, „un jeu de collets" (Abb. 59). Martial: 195 nennt sie „un lacet", den er beschreibt als „un cordon en tendons de phoque, sur lequel des noeuds coulants en fanons de baleine sont placés de distance en distance".[180]

Am besten eignet sie sich zum Fang der Wildgänse, die gewisse Standorte bevorzugen. Hier wird diese Schlingenleine dem glatten Boden aufgelegt, dann gespannt und schließlich mit ihren Enden an je einen eingerammten Pfahl festgebunden. Zum Fang anderer Vögel eignet sie sich wenig oder gar nicht. Hyades (q): 304 drückt sich zu allgemein aus, wenn er sagt, „on se sert de ce piège, pour prendre les gros oiseaux". Darin liegt es auch begründet, daß nur vereinzelt eine Yamana-Familie dieses Stück, weil es mühsam hergestellt und außerordentlich sorgfältig aufbewahrt werden muß, tatsächlich besitzt und gebraucht; es stellt also einen hohen Wert dar.

β. Der Schlingenstab

Dient die lange Schlingenleine dem Massenfang, so ein anderes Gerät, das ich als Schlingenstab bezeichne, dem Einzelfang von Vögeln. Hauptsächlich an Gänse und Enten pirscht sich der Indianer damit heran, aber auch an Scharben und Pinguine. Fast in jeder Familie sieht man deshalb diesen *akámuŝ*, wie man das ganze Stück nennt.

Man unterscheidet an ihm zwei Teile. Eine leichte, lange Stange als Schaft, genannt *yêyukêr*[1], mit gerundeter, glatter Oberfläche ist weiter nichts als ein durch langes Schaben bearbeitetes junges Stämmchen von Nothofagus betuloides oder von Maytenus magellanica. Es muß sehr leicht sein, deshalb eignet sich Drimys nicht. Man verkleinert den mittleren Durchmesser sogar

[180] Eine gute Abbildung findet sich in Hyades (q): pl. XXX. Lovisato (b): 187 verweist auf die große Schlingenleine der Selk'nam; er übersieht dabei, daß diese in Anordnung der Fischbeinlaufschlingen von der unserer Yamana abweicht (Bd. I, 383).

bis auf 15 mm. Nach oben und nach unten verjüngt sich dieser Schaft sehr wenig und ganz allmählich. Je länger er ist, um so besser eignet er sich.

Oben bringt man eine größere **Laufschlinge** aus Fischbein an und das Ganze erscheint somit, wie Hyades (q): 359 sich ausdrückt, als „une longue tige mince, munie d'un nœud coulant en forme de baleine". Das Endstück wird durch einen Knoten in der Sehnenfasern-Umwicklung an der Schaftspitze festgehalten. Es überrascht, daß diese Fischbeinschlinge *kfe-ā/* aus zwei Stücken, einem langen und einem ganz kurzen zusammengesetzt ist; beide liegen einige Zentimeter weit nebeneinander und sind mit Sehnenfasern umwickelt, das kurze endet in einen kleinen Schlingenknoten. Eben diese Zusammensetzung zeigt auch jede einzelne Fischbeinschlinge an der langen Schlingenleine der Selk'nam (Bd. I, 283), während an der unserer Yamana jede Fischbeinschlinge nur ein einziger Streifen ist (Abb. 59). Ein *kfe-ā/* aus zwei Teilen ist wirksamer und dauerhafter, davon sind die Yamana überzeugt. Warum sie diese zusammengesetzten Schlingen nicht auch an der langen Schlingenleine anbringen, wußte mir niemand zu begründen; wahrscheinlich weichen die Leute der größeren Anstrengung bei der soviel mühsameren Herstellungsarbeit aus.

Besonderer Erklärung über die **Verwendung** dieses Schlingenstabes bedarf es nicht. Selbstredend wird er von einem Manne, der an geeigneter Stelle sich verborgen hält, unbemerkt vorgeschoben, einem Vogel über den Kopf geführt und sofort durch starken Ruck angezogen. Im Prinzip arbeitet die Laufschlinge hier genau so wie bei der langen Schlingenleine. Sogar eine einzelne Fischbeinschlinge ohne jedweden Schaft benützt man zum Vogelfang. Damit ist die dreifache Art, nach der die Fischbeinschlinge von den Yamana verwendet wird, ausführlich genug beschrieben und gekennzeichnet.

7. *Muschelgabel, Muschelbrecher, Krabbengabel*

Die Schaltiere des Meeres haben für die Ernährung der Feuerländer die gleiche Bedeutung, wie etwa das Brot für den Europäer. Viele kann er am Strande absammeln, andere muß er aus dem Wasser holen. Die beiden Miesmuschelarten, die dort auftreten, nämlich *kwuf* (Mytilus chilensis) und *kpēdje* (Mytilus edulis), sind in unübersehbaren Mengen vorhanden. Sie sind um so größer und schmackhafter, je reichlicher sie auch bei tiefster Ebbe vom Wasser bedeckt bleiben und je kräftiger die Strömung ist, die über sie hin- und herwirbelt. Unmöglich ließen sich diese Tiere mit der Hand losreißen, etwa wie jene kleineren und weniger schmackhaften, die jedwede Ebbe bloßlegt.

Um die traubenförmigen Anhäufungen im tiefen Ufersteande zu lockern und um jene Einzeltiere abzubrechen, die den Stämmen der Macrocystis-Algen aufsitzen, bedient sich die Indianerin der sogenannten **Muschelgabel**, die sie *kaldne* nennt. Der Gatte muß ihr dieses Stück anfertigen; denn nur er besitzt das erforderliche Handwerkszeug. Man wählt als Schaft

die möglichst hohen, jungen Stämmchen und herausgt Maximum ausgebildet, deren Holz schwerer als das von der Buche ist. Die Stämmchen wird von der Rinde befreit und gut getrocknet; sein oberes Ende (Gabel) nun schlank ein wenig ab. Man bekommt dann eine Länge von 1,50 m und mehr.

An diesem Schaft (Stock)[1] bindet man mit einem schmalen Lederriemen die eigentliche Gabel fest, die etwa ein Pfundel nur so lang wie jener ist. Hierfür eignet sich schräg das Holz der Akazie, der großen Buchsorte (Gabel), ist es durch außerordentlich alt und dadurch sehr elastisch. Man spaltet ein dickeres Stämmchen, der Länge nach, flacht die gespaltene Hälfte unten spatelförmig ab und macht einen Einschnitt, daß eine zweizinkige Gabel entsteht. In diesen Spalt schiebt man ein kurzes Holzpflöckchen ein und verschnürt es mit einem gefluchtenen Bindfaden oder mit Pferdehaar,[2] dadurch bindet es immer stärker. Durch die eigene Torsionsfeder verstärken sich die Schäfte der Holzgewehre und zwar verhältnismäßig so, daß das ganze Stück noch weiter geschwenkt erscheint. Diese zweite Neigung erleichtert das Eindringen in die trockenen Anhäufungen der Mimosenhecke. Das obere Teil der Gabel beschneidet man noch von allen Seiten und verbindet ihn mit dem Schaft (Abb. 42).

Dieses lange Gerät läßt die Infanterie von ihren Knien aus senkrecht in die Tiefe gleiten, indem sich seiner jeder nur so Tiefe, als die Luft ruhig und das Wasser durchsichtig ist.[3] — Sie bohrt jede einzelne Muschel, bricht sie von ihrer Ansatzstelle ab und holt sie hoch. Die Muschelgröße liegt fast regelmäßig im Verhältnis des Kaum, zwischen den Fingern und Spannen der Hammer; denn hier ist sie am meisten gesichert.

Wenn die Infanterie, bei Ebbe auf dem freigelegten Muschelbanke steht oder im Wasser watend, die Mimosenhecke absichtet, entlastet sie ihre angestrengten Hände dadurch (Bild 43), daß sie sich einen ausgesuchten Stecken oder den von mir so bezeichneten Muschelbrecher bindet (Abb. 42). Dieser ist weiter nichts als ein kräftiger Stamm oder dicker Ast der Buche (Gabel). Der Mann bearbeitet ihn für seine Frau. Er trennt die Zweige glatt ab, behält aber die Rinde; denn deren rauhe Oberfläche gewährleistet der Hand jederzeit ein sicheres Fassen, mag der Stab vom Meerwasser auch so stark durchfeuchtet sein. Sorgen wurde erregen, daß der Hals dieses Stockes sehr alt, doch weich und biegsam ist; die schwachen Bewegungen, die zum Abbrechen der Muscheln notwendig sind, würde ein anderes Holz weit eher verletzen. Damit dieser Muschelbrecher langsam und tief genug in die trockenen Anhäufungen der Mimosenhecke eindringt, flacht man ihn unten muldenförmig ab und gibt ihm eine stumpfe Kante. Die Frau versteht es gut, ihn selbst zu handhaben.

---

[1] Lorenz (p) 194 bildet einen von ihm so benannten „Angelspeer“ ab, bei dem der untere Pfeil mit einem schmalen Pfeilschaftstein versehen ist. Abb. 41 dieses Werkes zeigt eine Verbindung von gefiederten Harpunenpfeile.

[2] Bruno (p) 249 schreibt: „Unter gleiche mit Pferdehaar gebunden ist dieses gleiche zu unserer Schleuderwaffe wurde die Fangleine aus dem Schwanz.“

Falls sie den erlittenen nicht besitzen, greift sie zu einem spreizigen Stock, den sie meist an einer Seite stumpfen Spitze beschaffen. Mit diesem umfaßt sie in die Wurzelschwanz hinein und bewegt den oberen freien Teile so lange hin und her, bis die einzelnen Tiere gefunden sind.

Die sehr schwierigen Beschäftigungen erfordert auch die Tamara als einen Lockvögelnen; die große sylpa (Lithodes antarctica) und die kleine sylphid (Paralomis granulosa) sind gemein. Diese Tiere finden sich dort in unglaublicher Zahl und laufen, entsprechend den Bewegungen von Ebbe und Flut, wahrscheinl am Meeresboden die Küste hinauf und hinunter, allerdings immer unter einer beträchtlichen Schicht von Wasser. Sie durch Tauchen zu erbeuten, gelingt nicht immer, weil sie sich in der Tiefe halten und so verborgen werden. Aber hat man sie lange Gerät erbeutet, das gewöhnl mit Krebsbeugabel bezeichnet wurde und das die Tamara diese nennen (Abb. 42). Seine Grundform stimmt genau mit der Hirschgabel überein. Die vollständige Beschreibung ist an anderer Stelle vorgenommen, wo auch ihre Verwendung besprochen wird.

Einem gewöhnl Schwanken der innengeführten Beute schließt man die Hände ab und macht die Oberfläche gebräuchlig. Zum Anwendt wählt man ein dickes Schwanken der großen Bambusse Arten, deren besonders Eigenung wünschenswert gekennzeichnet worden ist. Kennzeichen spaltet man es durch zwei Drittel seiner Gesamtlänge und hält die vier Zinken durch zwei kurze Holzgitterchen auseinander. Diese Zinken werden etwas zugespitzt. Nachdem das andere Ende passend abgeflacht wurde, bindet man es mit einem Riemchen oder mit einem Stückchen von gefluchtenem Bambusrohr am Schafte fest. Cassano 141 benutzte ein Stück von 1,25 m Gesamtlänge, die meistens Harpunen dieses Maß nicht. Je dünner, um so weiter eignet es sich.

Sonderbar übt die Indianerin von Sorne Kunst mit dieser langen Gabel in der Tiefe gleiten und stößt die Zinken in das Rückenende Kalkpanzer der ergreifenden Krustaceen einen Krebses. Die Spannung und Klemmung, die diese zwischen den zusammenden Zähnen schaffen, verhindert es, daß beim Herausziehen das ganze Tier abrutscht, mag es mit seinen langen Beinen noch so lebhaft strampeln. Im Kanu streift die Indianerin es mit den eigenen Füßen von den Zinken ab, während sie die lange Krebsbeugabel wiederholt in den Wasser hält, und so Öfft auf den Boden.

Selbstverständlich ist es Pflicht der Gattin, auch diese Krebsbeugabel für seine Frau anzufertigen. Während er den Schaft bearbeitet, schärft er seine Hand mit einem kannibalischen Lederlappen (Abb. 39). usw. ist Wurzelschwanz

4. Die Angel

Das erste, leichte Fischen der Fische ist den Tanoans eine wertbetonte Abwechslung in ihrer sonst einförmigen Ernährungsweise. Der Mann wirft zuweilen seinen Speer nach einem größeren Fische, der in einer sehr seichten Bucht steht oder der sonderbare einen sicheren Zielpunkt bietet. Viel häufiger ist die Indianerin mit der Angelleine beschäftigt, die sie nur vom Korn aus ins Wasser gleiten läßt, niemals vom Strande aus und noch viel weniger vermittels einer langen Angelrute irgendwelcher Art.

Zwei Arten von Fischleinen sind im Gebrauch voneinander nur durch den eingeritzten Angelfaden unterschieden. Der eine ist nichts mehr und nichts weniger als ein kleinfädiges Stäbchen der großen Brennessel (Monocystis pyrifera), von dem man mit dem Fingernagel die Verholzungen so tief unten abspaltet, daß es fast ganz glatt erscheint (Abb. 63). Nach jedem Gebrauch rollt man sie zusammen; sie trocknet dabei nur sehr langsam ein und wird nicht leicht brüchig. Benötigt man sie, genügen etwa zwanzig Minuten, bis sie im Wasser völlig aufgeweicht und wieder biegsam ist.

Die anderen Angelleinen sind aus drei dünnen Sehnenfaserbündeln geflochten; sie erreichen, wie die ersteren, eine Länge von 8 m und mehr (Abb. 64). Um die Länge außerordentlich zu können, wickelt man auch sie, allerdings an einem festen Kokosnußkern, jedesmal nach Gebrauch auf.[1] Letzteres ist unvergleichlich dauerhafter und sie erweist sich als viel sicherer beim Einziehen.

Sowohl diese wie jene endet in eine Schlinge mit laufendem Knoten um einer Federspule. Langgestreckt mißt sie etwa 12 cm. Da die eigentliche Leine mit einem kleinen Knoten abschließt, verknüpft man das obere Ende jener Federspule von diesem. Auf der glatten Oberfläche bewegt sich die Laufschlinge ohne jede Reibung. Sie nimmt als Köder ein Stückchen Rehbockfleisch oder eine kleine Muschel auf.

Weil der Köder zuweilen in beträchtliche Tiefen hinuntergelassen werden muß, macht sich ein Senker unentbehrlich. Man greift zum nächstbesten Stein, der seitlich abgeflacht ist und ungefähr Hühnereigröße besitzt. Etwa 3 cm ist er hoch. Im unteren Drittel wird mit der Leine etwa 8 cm oberhalb der Schlinge, bevorzugt wählt man in den mittleren Tanoan-Gebieten den schwarzen Kupferstein (Pl), den heute nur sehr wenige Frauen bei der Hand haben.

Jede Indianerin ist beim Angeln außerordentlich geschickt. Weil die Leinen eigentlichen Angelhaken beraubt, wartet sie ab, bis der Fisch den Köder hinunterverschluckt hat und zieht dann erst die Leine sehr schnell hoch. Ist der Fisch ganz nahe an die Wasseroberfläche herangebracht worden, greift sie nach seiner und faßt ihn mit ihrer sicheren Hand, indem sie den zweiten und dritten Finger unter je einen Kiemendeckel schiebt. Hat sie ihn aus dem Wasser gehoben, beißt sie ihm das Genick durch und tötet ihn.

---

[1] Solche Leinen bei Stevenson (1886-87, 113, 1889). Stevenson (p. 58 erwähnt): „Die Leinen werden stets am gemeinsamen Tag [Monocystis pyrifera] angefertigt, stets von Schlauchform und durch einen eingeschnittenen Stein verwahrt." Vgl. Kroeber-1919 und Lowie (p. 140).

Was unsere Yamana an Fanggeräten gebrauchen, verrät höchste Zweckmäßigkeit. Bei einem jeden dieser Dinge läßt es sich erweisen, daß es den Indianer mit einem geringen Aufwand von Kraft in den Besitz des Beutetieres bringt, auf das er es jeweils abgesehen hat oder dem er nachgeht.

9. Handwerkszeug

Zu einer allgemeinen oder nur überwiegenden Verwendung von Steinwerkzeugen haben es die Feuerländer noch nicht gebracht. Dafür das nur spärliche Auftreten von Quarzgestein und von Schiefern in jenem Gebiete verantwortlich zu machen, genügt nicht. Als durch Europäer das Eisen und Glas eingeführt wurde, haben die Eingeborenen sich diese Stoffe sofort, doch nur in beschränkter Verwendung zunutze gemacht, ohne indes die ursprüngliche Form ihrer Gerätschaften zu ändern oder letztere durch andere zu ersetzen. Eine eigentliche Bearbeitung des Steines erscheint nur bei den steinernen Pfeil- und Dolchspitzen (S. 480) als notwendig. Ob diese Feuerländer auch den schwarzen Kugelstein mit einer Rille *tâii* geformt haben, ist nicht als sicher zu erweisen. Die ganz ansehnliche Mehrheit ihrer Handwerkszeuge besteht demnach aus Muschelschalen, Holz und Knochen. Aus den Angaben der früheren Seefahrer ist diese Tatsache leicht zu ersehen.

Die folgende Beschreibung gilt jenen Stücken in ihrer vom Europäertum noch nicht beeinflußten Zusammensetzung. Als ein erheblicher Kulturfortschritt muß es unseren Eingeborenen angerechnet werden, daß sie mehrere Gerätschaften von verschiedener Ausgestaltung und Form mit einer jeweilig ganz bestimmten Verwendung zustande gebracht haben.

Auf ein eigenartiges Benehmen der Yamana, das auch Lorenzo (b): 139 angedeutet hat, sei hier kurz hingewiesen. Falls sie irgend etwas für ihre Gerätschaften benötigen, nehmen sie sich nicht erst die Mühe, gründlich nach einem sehr guten Stücke zu suchen oder eine Gelegenheit, die ihnen vorteilhaftere Teile in die Hände spielt, abzuwarten; vielmehr greifen sie das Erstbeste auf, sofern es ihrem augenblicklichen Bedürfnis genügt und den Zweck, dem es dienen soll, zu erfüllen verspricht. Eine besser geformte Muschelschale als Messer, ein gerader Stein als Handgriff liegt vielleicht nur wenige Schritte weiter von der Hütte entfernt. Das aber kennt der Indianer nicht, sich zu erheben und ein wenig herumzusuchen, sofern er von seinem zufälligen Sitzplatze aus das eine oder andere gewünschte Stück, falls es ihm halbwegs genügt, erreicht. Wenig oder gar keinen Wert legt er auf ein schönes und dauerhaftes Handwerkszeug; er begnügt sich damit, daß es ihm eine Zeitlang dient. In etwa erklärt sich seine Lässigkeit und Gleichgültigkeit daraus, daß er seine Sachen weder genügend schützen noch sicher aufbewahren kann; schnell verliert sich ein Stück oder wird unbrauchbar. Wozu also besondere Mühe auf seine Herstellung aufwenden?

In dieser Gedankenrichtung liegt auch die Erklärung dafür, daß unsere Indianer sich nicht übermäßig eifrig um europäische Eisengeräte bemühen.

Falls sie das eine und andere besitzen, geben sie sich damit zufrieden und benützen es als Universalinstrument. Als eiserne Streifen, Klingen und Nägel noch eine große Seltenheit für sie waren, also in den ersten drei Jahrhunderten seit ihrer Entdeckung durch die "Nassauische Flotte", stahlen sie sich diese Dinge eifrig zusammen; sobald sie damit leidlich versorgt waren, rührte sich ihr Verlangen darnach sozusagen überhaupt nicht mehr.

a. *Der Schaber*

Ein von Frauen und Männern gleich häufig benütztes Stück ist der Schaber *u/hár*[1]. Cooper: 217 behält Recht, wenn er schreibt: „Among skinsuing tribes like the Fuegian the scraper naturally takes an important place" (Abb. 43). Jeder Erwachsene besitzt zumindest einen als sein persönliches Eigentum; er ist ihm notwendiger als das Taschenmesser dem Europäer.

Durchgängig setzt dieses Ding sich aus d r e i T e i l e n zusammen. Der bedeutsamste ist eine große Muschelschale, die eine eigentliche Klinge vertritt. Hierfür wählt man ein besonders starkes, langes Stück, für das man die eigene Bezeichnung *gólu/*[2] gebraucht. Muscheln von höchstem Ausmaß gedeihen an besonders günstigen Stellen, wo unruhige, kleine Wasserstrudel ihnen reichlich Nahrung zuführen. Die erwählte Schale ist zumindest 10 cm lang. Man bricht die gewölbten Seitenränder vorsichtig herunter, um das fast flache Mittelstück zu erhalten, und verschmälert schließlich jenes Ende, an dem das Gelenk sitzt. So entsteht eine keilförmige Grundform, allerdings mit geschweiften Rändern, und das zugespitzte Ende wird dem Handgriff angelegt.

Dieser ist ein etwa 12 cm langer, abgerundeter oder kantiger Stein, den man am Ufer findet. Ihn etwas zurechtzustutzen oder zu glätten kommt niemandem in den Sinn. Die feste Hand der Feuerländer weiß ihn so oder so, doch sicher zu packen. Nur darauf achtet jeder, daß er das Muschelplättchen einer flachen Stelle dieses steinernen Griffes genau anpaßt; läge es nämlich teilweise hohl, bricht es unvermeidlich schon bei leichtem Druck. Um das sowohl zu vermeiden, als auch um eine geringe Federung zu ermöglichen, schiebt der Indianer eine dünne Zwischenlage von *čilér*[1], geschabte Spänchen von der Berberitze, oder von Moos, unter den Vorderteil des Schaftes, soweit er jenem Muschelblatt aufliegt; sie bildet gleichsam ein Bett, in dem dieser federnd ruht. Ein schmaler Lederriemen oder eine geflochtene Sehnenschnur, die mehrmals herumgewickelt werden, halten beide Stücke hinreichend fest zusammen (Abb. 44).[201]

Jedermann faßt den Schaber so, daß der Handgriff in der ganzen rechten

---

[200] A large, strong shelled mussel whose shell is used as a chipper; nach BD: 245. Das ist ein großes Tier von Mytilus edulis, nicht aber eine andere Art, wie Lorenzer (b): 139 irrtümlich angibt. Vgl. Hyades (q): 299.

[201] Eine gute Beschreibung liefern Cojazo: 161, Hyades (q): 299, Lovisato (a): 196 und (b): 136, Lorenzer (b): 139 und Spegazzini (a): 143. Cooper's Übersetzungsversuche mit dem Schaber der Selk'nam springen sofort in die Augen (Bd. I, 242).

Hand liegt und die Muschelschale, mit der konkaven Fläche zum Körper hin, beim kleinen Finger herausteht. Er bewegt ihn strichweise auf sich selber zu. Seine **Verwendung** ist vielseitig. Man bedient sich seiner vor allem beim Ablösen und Reinigen der Felle, beim Zerlegen der Tiere und Zerstückeln des Fleisches, beim Bearbeiten der Schäfte und Stäbe für Lanzen und Harpunen, für Speere und Fanggeräte, beim Loslösen der Rinde und Zubereiten der einzelnen Hölzer, die zum Kanu nötig sind, beim Einkerben von Ästen und Stämmchen, die man umbrechen will, beim Beschneiden einer Tierhaut und verschiedener Lederteile, endlich bei manchen anderen Arbeiten. Lovisato (b): 140 bestätigt: „The scraper was the most important tool to the Yahgan and served a great variety of purposes." Einen überaus günstigen Vorteil bietet dieses Gerät, weil seine Schneide genau so schnell, wie sie abstumpft, auch wieder geschärft werden kann. Dazu genügt ein kurzes Schaben auf rauhen Steinen, die das Ufer der Kanäle bilden, oder eine kurze reibende Behandlung mit einem länglichen, flachen Steinsplitter als Wetzstein.

Abb. 43.
Schaber. $^{2}/_{3}$ nat. Gr.

Abb. 44.
Schaber. $^{2}/_{3}$ n. Gr.

Wahrscheinlich hat dieser Schaber das Vorbild für einen **Stechbeitel** oder eine Art von Meißel abgegeben, den die Yamana seit Einführung des Eisens anfertigen und den sie *tuxalapéna* nennen. Hyades (q): 299 beschreibt ihn als „un ciseau moderne, fait avec un morceau de fer". Außer *ufkór*[1] bringt BD: 573 auch *tufkór*[1], a chisel like piece of iron bound to a handle of wood and also to a suitable stone to add weight to it used as a kind of chipper. Wer sich nämlich ein eisernes Plättchen von einem Faßreifen oder anderswoher verschafft hat, gibt ihm eine rechteckige Form und legt die eine Schmalseite an einen abgeflachten, steinernen Handgriff oder klemmt ihn in ein gespaltenes, kurzes Holzstück ein, wo er es fest mit einem schmalen Riemchen verschnürt. Die Schneide schärft man ebenfalls an einem rauhen, flachen Steine.[200] Es leuchtet ein, daß dieser Stechbeitel, sowie der, den die Selk'nam benützen (Bd. I, 248), erst so lange besteht, seitdem die Feuerländer einige flache Eisenstückchen von den Europäern übernommen haben. Wie

[200] Sowohl Lovisato (b): 140 wie auch Hyades (q): pl. XXXII haben diesen Stechbeitel oder Meißel in verschiedenen Ansführungen abgebildet.

sehr sie deswegen es manche Schiffsmannschaft beläßigt haben, sei hier nur angedeutet. Bald haben sie für sich selber dieses Werkzeug angefertigt.[993]

β. Das Messer

Allerhand Dinge vermag der Feuerländer mit dem Schaber zu schneiden, zu gewissen Arbeiten ist ihm eine Art *Messer wíjle, wijldki* vorteilhafter. Verfehlt wäre es, hierbei an einen Gegenstand zu denken, der unserem Messer gleicht; handelt es sich doch um nichts mehr als um die ebenmäßige Schale der Messerscheidemuschel (Solen). Das Fleisch dieses dort im Sandboden eines flachen Ufers häufigen Tieres ißt man nicht; man gräbt es nur zu dem Zwecke aus, um die etwa 12 cm lange und 3 cm breite Schale von gleichen Hälften zu gewinnen.

Abb. 45. Steinklinge. N. Gr.

Ihrer bedient man sich hauptsächlich bei feinen Arbeiten in Rinde, Leder und Knochen, weniger zum eigentlichen Durchschneiden oder, wie Hyades (q): 300 sich ausdrückt, „à decouper les écorces de pirogue, ou plus exactement à tracer, sur les écorces, comme avec un poiçon, la courbe suivant laquelle on devra les découper". Man greift zur Schale der Scheidemuschel, wenn man ganz genaue Einschnitte ausführen will. Kommt es weniger auf Regelmäßigkeit an, nimmt man die nächstbeste Mytilus-Schale oder auch ein passendes Schieferplättchen und wetzt sie auf einem rauhen Steine; damit kann man tiefere Schnitte machen als mit der Schale von der Messerscheidemuschel.[994]

Während diese Dinge noch heutigentags viel verwendet werden, haben sich aus früherer Zeit in den Muschelhaufen echte Steinklingen erhalten (Abb. 45), die hin und wieder wohl auch als Messer gedient haben. Lovisato (b): 141, 190 bezeichnet sie tatsächlich als "knives". Sie sind meist längsoval und besitzen geschärfte Ränder. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es ihre erste Bestimmung, als Lanzen- oder Speerspitzen zu dienen. Sogar Lovisato (b): 190 kann nicht umhin zuzugeben, daß die von ihm abgebildeten Stücke „may well have served as knives or conceivably might have been barbless tips for spear or arrow". Von einem Volke, das nur wenige Gerätschaften besitzt, wird selbstverständlich ein und dasselbe Werkzeug in mehrfachem Sinne verwendet.[995]

---

[993] Fitz-Roy erwähnt in Kino: 417 einigemale, während seiner Reisen seit 1829 bei diesen Indianern „cutting weapons made with pieces of iron hoop fastened on a stick" beobachtet zu haben.

[994] Despard (b): 679 spricht von einem „curved knife of whalebone for cutting bark". Das ist kein Messer, sondern der oben genannte Rindenablöser (Abb. 27).

[995] Oberdies wird die Bezeichnung „Messer" auch für verschiedene andere Dinge gebraucht und Coppin: 217 beispielsweise nennt sogar drei Arten von Messern.

Was auch immer man im gleichen Sinne wie unser Messer gebrauche, die Zusammensetzung dieses letzteren besitzt es nie, sondern ist weiter nichts als die nackte Muschelschale. Nachdrücklich betont Hyades (q): 300: „Les Fuégiens n'ont pas d'outil indigène analogue à notre couteau; ils le remplacent par le cisseau en coquille ou en fer, quand ils peuvent se procurer celui-ci." Um die Muschelschale zum Einschneiden sicher fassen zu können, legt man sich vorerst in den Handteller einen dünnen Lederlappen und hält jene durch diesen hindurchgreifend reichlich genug fest.

Abb. 46. Pfriemen. 1/2 n. Gr.

7. *Der Pfriemen*

Häufige Verwendung findet der Pfriemen oder die Knochenahle *émi*, einerlei, wie man dieses Stück nennt. Man wählt am liebsten den Oberarmknochen einer Scharbe, den man von allen Fleischteilen befreit hat. Dessen dünneres Ende bricht man ab und feilt diesem Teil zu einer scharfen Spitze zu. Nun weist er eine Länge von etwa 13 cm auf und ist leicht zu handhaben. Doch auch den Knochen eines anderen Vogels nimmt man gelegentlich.

Um die Spitze zu sichern, macht man ein daumendickes Bündel von Binsenstengeln und umwickelt es mit einem ebensolchen Stengel, damit es zusammenhält. In dieses Bündel *néna*, das etwa 8 cm lang belassen wird, sticht man die Pfriemenspitze hinein; infolge der Pressung rutscht sie nicht ab und wird wie von einem Futteral geschützt (Abb. 46). Zuweilen ist dieser Pfriemen weiter nichts als ein zugespitztes Stöckchen aus dem harten Holze einer Buche. Es ist etwa fingerlang und wird regelmäßig beim Flechten der Körbchen von sämtlichen Frauen und Mädchen benützt.[264]

Mit diesem Pfriemen sticht man kleine Löchlein, entweder ins Leder, das man zu Mänteln und Decken, zu Taschen und Beuteln verbinden, oder in die Rindenteile eines Kanu oder eines Schöpfers, die man zusammennähen will. In neuester Zeit haben die Yamana gelernt, einen echten Schusterpfriemen anzufertigen. Einem fingerlangen Eisennagel feilen sie den Kopf ab und treiben dieses Ende in einen kurzen, zylinderförmigen Handgriff aus Holz hinein; das andere Ende wird spitz zugefeilt. Dieser Pfriemen *wéjkuj* dringt selbstverständlich viel schneller in Leder und Rinde ein und die Leute arbeiten gern damit.[265] Eigens sei erwähnt, daß Bohrer den Feuerländern von altersher unbekannt sind; deshalb sind sie nicht imstande, Löcher in ein Stück Holz zu machen. Hierfür benützen sie neuestens einen eisernen Nagel, den sie bei Europäern erwerben.

---

[264] Ausführlich beschreibt Bridges: 134 drei Knochenahlen, die aus einem Haushaufen auf Isla Navarino stammen. Eine davon ist aus dem Knochen eines jungen Albatrosses hergestellt.

[265] Lawrence (b): 142 hat zwei dieser neuzeitlichen Stücke abgebildet.

δ. Keil und Hammer

Gar nicht selten ist es, daß ein Mann zu einem Knochenkeil greifen muß. Unumgänglich notwendig wird er ihm, wenn er die Rindenstücke für sein Kanu an einem Buchenstamme einschneidet. Dieses einfache und doch wertvolle Stück ist I. 441 beschrieben worden (Abb. 26).[399] Zum Spalten dünnerer und dickerer Stämme tut der Knochenkeil *lla* noch wichtigere Dienste, wenn es sich darum handelt, den unteren Teil der Krabbengabel oder die Muschelgabel herzurichten. Auch spaltet man damit gesunde und morsche Baumstämme, die man als Brennholz verwenden will, und dickere Baumstämme, die man nachher mit der eigenen Körperschwere umbricht.

Zu Keilen eignen sich allein die großen Knochen vom Wal; ich habe nicht erfahren, daß man es je mit Knochen von großen Robben versucht hätte. Sie waren seit altersher in den Händen dieser Feuerländer. Spencer: 132 schreibt: „Many wedges of whale-bone were found in middens on Navarin Island. These are roughly made, more or less parallel-sided, cut and ground at one end to a curved cutting-edge. The other end is squared and most of the examples show signs of crushing by heavy blows at this end, caused, no doubt, when the wedges were driven in for splitting wood. The bone used appears to be cetacean rib, a very suitable material for making wedges"...

Den Knochenkeil treibt man durch Hämmern mit einem Steine in eine kleine Rinne, die man vorher mit einem Messer oder Schaber einschneiden muß. Jenen Stein als Hammer zu bezeichnen ist nur insoweit berechtigt, als man damit Schläge auf den Knochenkeil ausführt; irgendwelche Bearbeitung erfährt er nicht. Zu schweren Arbeiten sucht man sich einen größeren und abgerundeten Stein mit flachen Seiten, den man bequem mit den Fingern umklammern kann, ohne daß diese übergreifen. Dadurch bleibt die mittlere Fläche des Steines frei, mit der man auf den Keil schlägt. Unvermeidlich bleiben an der Schlagstelle deutliche Spuren zurück. Den in Muschelhügeln herumliegenden Hammersteinen begegnet man oft. Wie man den erstbesten Stein zum Hämmern dort aufhebt, wo man ihn benötigt, so wirft man ihn unbekümmert auch wieder an der Stelle weg, an der man seine Arbeit mit ihm beendet hat. Kleinerer Hammersteine, sogenannter Handstücke bedient man sich tagtäglich zum Aufschlagen von Schalentieren und zum Zertrümmern von Tierknochen.[400] Einleuchtend ist es, daß für diese einfachen Zwecke der Stein keiner Schäftung bedarf.

Der soeben beschriebene Keil wird aus dem schweren Gewebe der großen Walfischknochen herausgearbeitet und zwar durch Hin- und Herreiben unter Druck über einen flachen Stein. Sobald in etwa die erwünschte Form erscheint, wird die Schneide sorgfältig geschärft. Schließlich bleibt noch übrig, die gesamte Oberfläche zu wetzen und zu glätten. Hierfür eignet sich ein

[399] Andere Abbildungen finden sich in Hyades (q): pl. XXXII, 9 und in Spencer: 128.

[400] Auch Lothrop (b): 141 spricht von den „Hammerstones. These stones never were hafted." Er bildet eins ab und nennt „5 inches" als dessen Länge.

faustgroßer Bimsstein, den das Meer an vielen Stellen aufs Ufer wirft. Wiederholt wurde betont, daß unsere Indianer oft zum Bimsstein *híyel* greifen müssen; denn all ihre knöchernen Harpunen- und Speerspitzen, sowie die vielen hölzernen Schäfte glätten sie allein mit diesem sehr brauchbaren Stoffe. Lothrop (b): 143 erwähnt: „For polishing, in place of our sandpaper or the Ona fox-skin and grit, the Yahgan used pumice *hiól*". BD: 262 schreibt *hiúal*. Freilich nützt sich der Bimsstein an dem harten Knochengewebe schnell ab, doch kann man ihn überall an den Küsten auflesen.[210] Auch die Selk'nam (Bd. I, 235) benützen bekanntlich den nämlichen Bimsstein nicht wenig häufig.

c. Verwendung des Eisens

Das Eisen in irgendwelcher Form auszunützen war den Yamana der ersten und ältesten Zeit völlig unbekannt. Ihre Heimat bietet es nicht und durch Tauschhandel konnten sie es ebensowenig erwerben. Sobald sie aber auf europäischen Schiffen seiner ansichtig geworden waren und seine Brauchbarkeit erkannt hatten, verstanden sie es auch, sich diesen Stoff sowie Stahl- und Kupferplättchen rechtlich oder durch Diebstahl anzueignen. Ihr ungestümes Verlangen darnach zeitigte bisweilen üble Folgen für sie selber.

Erstaunlich ist es, wie schnell sie sich das Eisen zunutze gemacht haben, das sie als Nägel, als kleine Beschlagplatten und als Faßreifen übernahmen. Gänzlich neue Formen von Handwerkszeugen oder Gerätschaften haben sie damit nicht gestaltet. Der Pfriemen mit dem Eisennagel (S. 495) ist nur eine Umbildung ihres ursprünglichen Pfriemens aus einem Vogelknochen (Abb. 46) und beim Messer wird seitdem als Klinge ein Eisenplättchen statt der Muschelschale eingeschoben. Wie es scheint, haben unsere Feuerländer schon nach kurzem Erproben jene für das Auge unbedeutenden Verbesserungen mit dem übernommenen Eisen geschaffen und daran in der Folgezeit nichts mehr geändert.

Bekanntlich reicht ihr Bemühen, sich Metallstücke zu erwerben, in die Zeit der ersten Besuche europäischer Schiffe zurück und es hat auch späterhin nicht nachgelassen. Noch Wendell (a): 93 schrieb, was mehrere Jahre später Colvocoresses: 41 mit ähnlichen Worten wiederholte: „Ihnen waren unter allen Dingen Eisenstückchen das Angenehmste, denn die einzigen Instrumente, die sie zum Schneiden hatten, waren Muschelschalen." Aus den Anfängen der Missionstätigkeit berichtet Rev. Jacob Rau am 1. August 1864 über die wenigen Yamana, die nach Isla Keppel gebracht worden waren: „The Fuegians have now learned to value everything which might be in future profitable to them. Pieces of iron which lie about they pick up, and grind them, and make knives out of them" (VSA: XI, 290; 1864).

Selbstverständlich gewöhnte sich dieser und jener auch sehr schnell an

[210] Lothrop (b): 143 bestätigt: „It frequently floats down Beagle channel and may be picked up on the beach." Zu Unrecht behauptet Lothrop (a): 197, Bimsstein finde sich nur auf Isla Nueva und Isla Lennox.

fertiges Eisengerät, das er zufällig von einem Europäer erhalten konnte. Fitz-Roy hatte seinerseit Jemmy Button, außer vielen anderen Dingen, eine Eisenaxt überlassen. Despard machte am 11. Juni 1858 über einige Indianer, die er in Wulaia besucht hatte, folgende ergötzliche Bemerkung: „It was surprising to see the dexterity with which they handled their rude axes. One of them, Jemmy said, was given him by Captain Fitz-Roy; so it must have been in use for twenty years. It was a very big one originally, but is worn down almost to nothing." Auf der Missionsstation gab man den Knaben und Männern nicht nur die alltäglichen eisernen Gerätschaften in die Hand, sondern lernte sie aufmerksam an, dieselben richtig zu gebrauchen. In den späteren Jahrzehnten haben die meisten sich das eine und andere Handwerkszeug als Eigentum erworben. Heute sieht man in den Händen eines jeden Erwachsenen das Eisenmesser und den Schusterpfriemen; die Männer arbeiten mit Hammer und Zange, mit Hobel und Eisennägeln, während gleichzeitig jede Frau eine Schere und mehrere große Stahlnadeln besitzt.

Was unsere Indianer mit dem Eisenwerkzeug anfertigen, unterscheidet sich nur in der Ausführung von dem, was sie früher gemacht haben; die Grundform bei allem und jedem halten sie bei. Eine Ausnahme bildet der Ersatz des Rindenkanus durch den flachen Kahn. Man kann deshalb eine Verbesserung oder Verfeinerung der gesamten feuerländischen Technik als Ergebnis der übernommenen Eisengeräte keinesfalls namhaft machen.

10. Gegenstände aus Leder, Haut, Rinde

Keiner der drei feuerländischen Indianerstämme kennt die Töpferei. Lehmige Erden sind wohl vorhanden und werden in geringer Menge durch Glühen zu jenem roten Farbstoff gemacht, den man für Bemalungen benützt. Gefäße daraus herzustellen kam ihnen nie in den Sinn. Sehr arm sind sie an dinglichen Besitzgütern. Immerhin benötigen sie manche Kleinigkeiten, die sie in Taschen und Beuteln aufbewahren müssen, um ihrer beim ruhelosen Herumziehen nicht verlustig zu gehen. Dauerhaft sind all diese Dinge keineswegs, dafür aber um so leichter und schneller durch andere ersetzt. Die meisten Gebrauchsgegenstände dieser Art sind in den Teilen des vorliegenden Buches genannt, die jeweilig von deren Verwendung sprechen; unter Berücksichtigung des Stoffes, aus dem sie verfertigt werden, sind sie hier mehr oder weniger vollständig zusammengeordnet.

Aus der Umwelt, in die unsere Feuerländer hineingestellt sind, erklärt es sich, daß sie viele Dinge aus Leder anfertigen. Ihre Körperbedeckung, die nicht einmal den Namen Kleidung verdient, sind Lederstücke und Felle, wie bereits S. 400 gesagt worden ist. Gelegentlich dessen wurde auch die Behandlung und Zurichtung des Leders beschrieben (S. 412). Kurz sei wiederholt, daß dem erlegten Tiere, Otter, Guanaco, Robbe, vom erfolgreichen Jäger selber das Fell abgezogen wird; er löst es, stückchenweise mit einer Muschelschale einschneidend, von der Fettschicht, die den Körper umhüllt. Sogleich

schabt die Frau von der noch weichen, nassen Haut die größeren Klümpchen von Fett, von Muskel- und Bindegewebe herunter und spannt sie stramm vermittels kurzer Holzpflöcke über dem Erdboden aus, oder in ein Netzwerk von kurzen Stöckchen ein. Sobald die Haut durch Eintrocknen hart geworden, beschabt sie die unbehaarte Schicht mit dem *u/kér*[1]. Zuweilen schafft sie die Haarschicht durch einen Fäulnisprozeß fort. Durch Walken und Kneten mit beiden Händen macht sie das Stück noch weicher und biegsamer. Nun erfolgt das Abtrennen der unregelmäßigen Ränder und schließlich das Zuschneiden, je nachdem man dieses oder jenes Ding eben anfertigen will.

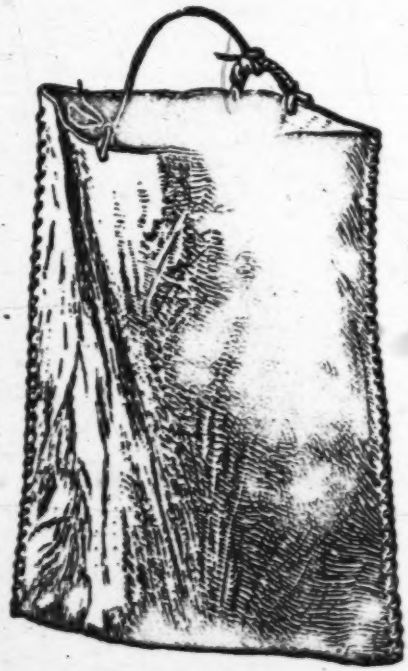


Abb. 47. Lederbeutel

Was zur Körperbedeckung gehört und wie es hergerichtet wird, braucht nicht nochmals aufgezählt zu werden. Die vielen Beutel, Taschen und Säckchen aller Größen zeigen eine einheitliche Form; sie sind durchgehends länglich hoch. Dazu treibt naturgemäß die Art und Weise, wie sie entsteht. Die Indianerin schneidet aus einem großen Lederfetzen ein mehr oder weniger längliches Rechteck heraus und faltet es so, daß die beiden Schmalkanten nebeneinander zu liegen kommen. Diese sind als oberer Rand der Tasche gedacht. Nun bringt sie rechts und links in Spiralwindungen die Naht vermittels einer dickeren Sehnenfaser an und der Beutel ist geschlossen. Am oberen Rande werden zwei, drei oder vier Löchlein eingestochen und diese mit einem kurzen Henkel verbunden. Letzterer ist meist ein schmaler Riemen, aber auch eine geflochtene Schnur aus Sehnen oder Binsen (Abb. 47). Der Nahtfaden mag noch so fest angezogen worden sein, trotzdem rinnt der Beutel, wenn man ihn mit Wasser füllt; nach längerem Gebrauch allerdings schiebt sich feinster Schmutz dazwischen, der wie eine Dichtung wirkt.

Selbstredend zeigen diese Lederbeutel *ídia* verschiedene Größe, aber keine voneinander merklich abweichende Formen. Man kann sagen, daß für bestimmte Zwecke die in etwa gleichen Maße eingehalten werden, zuweilen sogar dieselbe Lederart herangezogen wird.[11] Zum Aufbewahren für das

Schlagfedernzeug bevorzugt man ein Beutelchen *glodnax* aus Guanacoleder, etwa 10 cm breit und hoch. Entweder bindet man es mit Sehnenfasern wie einen Sack oben zu, oder man hat beim Zurechtschneiden ein kurzes Läppchen hängen gelassen, das man über die Öffnung klappt; nun wickelt man Sehnenfasern quer um dieses ganze Stück. Wichtig aber ist, die Wolle zu belassen; sie verhindert nämlich, daß das Leder durchnäßt und dadurch der Inhalt unbrauchbar wird. Vielfach benützt man ein etwas größeres, im übrigen aber gleiches Beuteichen zum Aufbewahren der Farbstoffe. Die langen Harpunenspitzen aus Walknochen hebt der Mann in einem schmalen, höheren Ledersack auf, das Handwerkszeug mit allerlei Kleinigkeiten in einem breiteren, kurzen Beutel. Die Frau bringt ihre Schmucksachen und Gerätschaften in einer großen, weiten Ledertasche mit Handgriff unter.

Aus Leder werden überdies Riemen und Leinen geschnitten. Viel Arbeit fordert der lange Lasso *ákgàn* für die große Harpune (Abb. 35) und für andere Zwecke.[511] Man gewinnt ihn aus der dicken Haut der erwachsenen männlichen Bärenrobbe *tópdʳa* (Arctocephalus australis) und beginnt diese Arbeit gleich nachdem die Frau durch den erwähnten Gärungsprozeß (S. 414) die Haarschicht abgetragen hat. Flach legt der Mann die sehr weiche Haut dem Boden auf, sticht in der Mitte ein und mit geschärften Muschelschalen der Solen schneidet er von da aus einen fingerbreiten Streifen in einer ununterbrochenen Spirallinie so lange weiter, als die Haut ausgibt. Dann bindet er das eine Ende an einem Baumstamme fest und zieht den ganzen, langen Hautstreifen hinter anderen Stämmen unter möglichster Spannung her. Diese erhöht sich begreiflicherweise beim Eintrocknen. Da man es aufmerksam vermieden hatte, diesen Riemen um die eigene Längsachse zu drehen, erscheint er nach vollständigem Eintrocknen regelmäßig und glatt.

Einen etwa 5 m langen und 1 cm breiten Lederstreifen gebrauchen die die Frauen häufig als Tragriemen *mun*. In einer Breite, die der des Rückens entspricht, legen sie den mittleren Teil zu Längswindungen übereinander und verschlingen darin rechts und links die Endstücke. Letztere kommen über beide Schultern zu liegen, während das Mittelstück rückwärts hinter einem Bündel Holz oder Gepäckstück vorbeizieht, das jede Frau sich vorher bei tiefgeneigtem Oberkörper aufgeladen hat. Durch straffes Anziehen hält sie diese Last unbeweglich.

Zum Vernähen und Verschnüren, für Wasserschöpfer und den Handschutz, sowie zu manch anderen kleinen Zwecken verwendet man Leder in dieser oder jener Form. Man hat es immer zur Hand und kann es sich leicht verschaffen.[512] Jedoch leidet alles Leder unter der reichlichen Feuchtigkeit.

---

[511] Auch Lothrop (b): 123 nennt die verschiedene Verwendung der einzelnen Beutel.

[512] Er dient bekanntlich mehrfach bei der Nahrungssuche, was bereits Fitz-Roy (a): 186 beobachtet hat. Auch die Selk'nam bedienen sich seiner (Bd. I, 254). BD: 79 umschreibt ihn als „a long piece of hide freed of hair and for many purposes".

[513] Neuerdings benützen die Yamana das Fallholz vom Ostersonnwend- zu einem Bumerang für Zigarettenschuß mit bestem Erfolge. Vgl. Lothrop (b): 123.

Wenn oben auch noch andere Behälter oder Beutel aus Haut genannt worden sind, so meinte ich hier damit irgendwelche Vogelbälge *minuł*. Als sehr geeignet beurteilt man die von Scharben und Pinguinen; denn sie gewährleisten höhere Dauerhaftigkeit wegen der Härte ihrer Federn. Nach einem langen Einschnitt auf der Unterseite des Tieres löst man den ganzen Balg ab und trennt von innen die Flügel und Beine, endlich den Hals in den obersten Wirbeln ab. Den Kopf läßt man manchmal auch stecken. Vereinzelt schneidet man von außen den ganzen Hals samt Beinen und Flügeln herunter und vernäht nachher sowohl diese Stellen wie auch den langen Einschnitt am Bauche bis auf einen handbreiten Schlitz, der als Eingang offen gelassen wird. In solch einem Vogelbalge bewahrt man leichtere und feinere Dinge auf, also die Schmuckkettchen und Farbstoffe, die Federdiademe u. dgl. m.[214] Selten nur stülpt man den frisch abgezogenen Vogelbalg um, daß die mit Federn besetzte Seite sich nach innen kehrt.

Getrocknete Darmstücke und den getrockneten Magen von kleineren Robben benützt man ebenfalls als Säckchen. Mit Vorliebe hebt man Farbstoffe und den flüssigen Tran darin auf; denn sie sind undurchlässig. Diese Dinge sind als *ydí* bekannt (Abb. 20).

Weder große Fettigkeit noch nennenswerte Dauerhaftigkeit ist den genannten Gegenständen aus Leder und aus Haut eigen. Noch mehr gebrechlich und empfindlich sind Kübel und kleinere Gefäße, die aus Rinde verfertigt werden. Für die Lebensform der Selk'nam eignen sich dergleichen Behälter nicht; den Yamana jedoch leisten sie gute Dienste, weil sie sich im Kanu bequem aufheben und mitnehmen lassen. Es gibt eine größere Form *kóla, ydla*, und eine kleinere *túku*. Auch BD: 201, 469 unterscheidet *kóla*, a bark bucket von *túkú*, a bark boiler. Der vollständige Name des großen Eimers ist *aiydlu ydla* im Westdialekt und *áta, ydla* im Ostdialekt.

Will man einen Eimer herstellen, schält man mit den üblichen Knochenwerkzeugen einen Ring aus der Rinde einer immergrünen Buche heraus. Man schabt außen die Borke und innen die trockenen Bastfasern herunter; dann beschneidet man alle Ränder sehr gleichmäßig. Noch bevor das Rindenstück sich durch Eintrocknen zusammenrollt, vernäht man seine Längskanten und achtet darauf, daß sie sich gegenseitig gut decken. Unten setzt man einen kreisrunden Boden aus der gleichen Rinde ein und hält ihn vermittels einer Naht, die rundherum geführt wird, fest. Um zu verhüten, daß der obere Rand einreißt, legt man ein biegsames Leistchen aus der weichen Holzschicht von Drimys Winteri darum entlang und vernäht es. Sowohl Flechbeinstreifen als auch dünne Bastfaserbündel benützt man zum Vernähen. An der Öffnung oben verknüpft man ein kurzes Lederriemchen oder eine geflochtene Binsenschnur als Henkel. Damit läßt sich der Eimer bequem handhaben, der bis 30 cm hoch ist und einen Durchmesser von 13 cm aufweist (Abb. 48). Für

[214] Hyades (q): 206 hat mehrere dieser Beutelchen zusammengestellt und ausführlich beschrieben, ebenso Lothrop (k): 132. Vgl. Spegazzini (z): 142 und Cojazzi: 236.

kleinere Gefäße nimmt man die Rinde der Drimys Winteri und sogar der Maytenus magellanica; denn beide besitzen eine weit geringere Neigung sich zusammenzurollen, weil ihre Rinde dicker als die der Buchen ist. Man begnügt sich bei ihnen damit, nur eine Längsnaht zu machen und einen Boden einzusetzen.

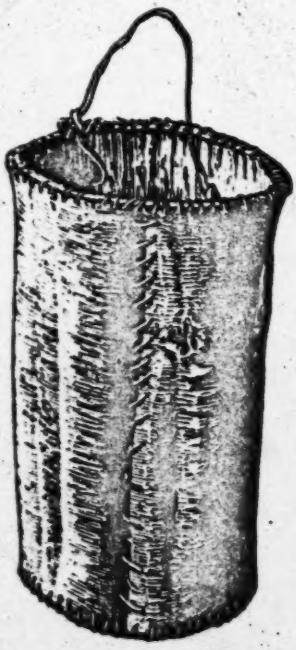


Abb. 48. Eimer aus Rinde

Um ein ungleichmäßiges Zusammenrollen und tiefes Einreißen des aus feuchter Rinde eben fertiggestellten *kála* zu verhüten, stopft man nasses Moos, mit frischem Gras vermischt, unter starkem Druck hinein und füllt ihn damit ganz an; überdies vermeidet man, daß er vom Hüttenfeuer oder von der Sonne ungleichmäßig erwärmt wird. Gleichzeitig mit der nassen Füllung trocknet die Rinde sehr langsam ein, sie bewahrt ihre Form und erhält sich lange tadellos. Zuweilen preßt man bei den großen Rindengefäßen als Dichtung noch einige Moospflänzchen zwischen die einzelnen Nähte.[214]

Die kleinen Rindengefäße dienen als Becher und Wasserschöpfer, andere Verwendung haben sie nicht. In die großen Rindeneimer, die mindestens fünf Liter fassen, steckt man zwar vorübergehend allerlei Gerätschaften hinein, ihr eigentlicher Zweck aber ist, als Wasserbehälter zu dienen. Dies weniger für Leute, die sich in einer Hütte am Ufer niedergelassen haben, als vielmehr für jene, die sich im Kanu auf die Fahrt begeben. So unglaublich es klingen mag, gut gedichtete Rindeneimer halten wirklich eine kleine Wassermenge während einiger Stunden. Die älteren Mädchen vor allem besorgen mit kleinen Rindengefäßen das Ausschöpfen des Sickerwassers im Kanu, auch holen sie das Trinkwasser aus nahen Bächen und Lagunen in den großen Rindeneimern heran.[215]

11. Körbe

Zum Einsammeln und Aufbewahren der immer nassen Schalentiere eignen sich die Körbe vorzüglich. Diese liegen in den Hütten und in den Kanus

[214] Lothrop (b): 122 erwähnt: „In general the Yahgan baskets are taller in proportion to their width than those of the Alacaluf." Aus eigener Erfahrung kann ich diese Behauptung nicht bestätigen, ein Unterschied scheint nicht vorhanden zu sein.

[215] Diese Gefäße aus Rinde erwähnen und beschreiben Cañas Pinochet: 358, Dabbene (b): 181, Hyades (q): 307, Lothrop (b): 131, Martial: 192, Spegazzini (a): 163, Wilkanow: 27 u. a.

unserer Feuerländer in größerer Zahl als bei den Selk'nam herum. Sie sind Eigentum der Frau, weil sie von ihr hergestellt wurden. Nur Frauen und Mädchen, seltener Knaben, greifen darnach, wenn Muscheln und Schnecken, Beeren und Früchte gesammelt werden; ein Mann trägt niemals ein Körbchen in seiner Hand.

Nach der Flechttechnik beurteilt besitzen unsere Indianer drei verschiedene Arten. An dieser Einteilung glaube ich festhalten zu müssen, obwohl Lothrop (b): 138 von vier Arten spricht. Weiter unten muß noch ein netzförmiger Behälter *čaɯɷ́ɳuɤ, čaɯɷ́ɳnuɤ* beschrieben werden, den er und andere als Korb ausgeben. Zu dieser Beurteilung aber fehlt m. E. die Berechtigung. Die einzelnen Binsenstengel werden bei ihm nämlich nicht geflochten, sondern reihenweise nebeneinander gespannt; man bedient sich seiner wie eines siebförmigen Schöpfers an einem langen Stiel. Die drei eigentlichen Körbe[217] lassen einen spiralförmigen Aufbau ihres Geflechtes erkennen. Von der Seite gesehen zeigen sie einen sehr deutlichen kurzovalen Umriß.

Ausschließlich verwendet man die dort heimische Binsenart Marsippospermum grandiflorum, *máɸi* genannt. Sie gedeiht im Sumpf und Moor üppig, besitzt einen kräftigen, runden Stengel, wird bis 50 cm hoch und ist dunkel-grün (Abb. 49). Die Indianerin rupft mit einem Griff drei bis fünf Stengel gleichzeitig aus und legt sie zu einem Bündel zusammen. Nur so viel sammelt sie auf einmal ein, als sie mit einer Hand bequem umfassen kann; denn eingetrocknete Stengel brechen leicht und eignen sich nicht mehr zum Flechten. In ihrer Hütte ordnet sie kleinere Bündel von etwa zwanzig Stengeln, faßt jedes mit beiden Händen und hält den unteren Teil ins Feuer, wo er bis

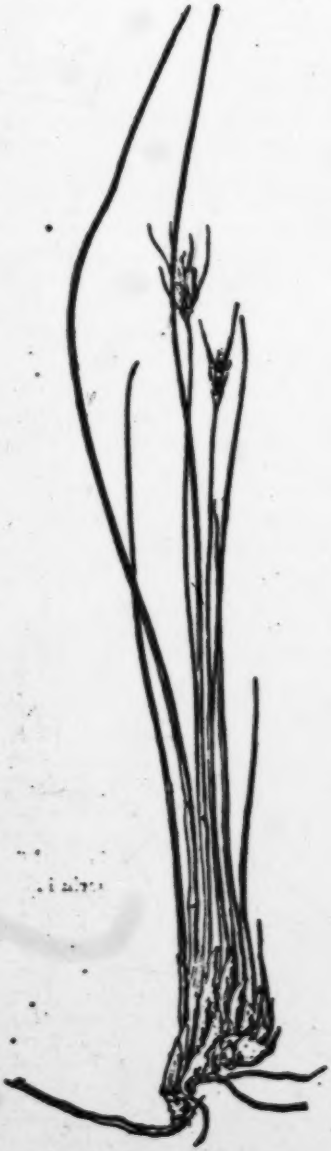


Abb. 49. Marsippospermum grandiflorum

5 cm von der Wurzel entfernt abbrennt. Sogleich zieht sie es der Länge nach flüchtig durch die Flamme. Die Hitze macht den harten, aber feuchten Stengel außerordentlich biegsam. Unverzüglich, während dieses Bündelchen noch heiß ist, biegt sie es in der Mitte nach unten, faßt diese Mitte mit den Zähnen und wickelt die freien Enden der Länge nach spiralförmig umeinander. Sogleich löst sie diesen Binsenzopf wieder auf und streckt das Bündelchen gerade, indem sie die beiden Enden anzieht und das Ganze mit ihren fast geschlossenen Händen abstreift. Immer noch sind die einzelnen Stengel heiß; denn all jene Handgriffe macht die Indianerin in Eile. Man ist erstaunt über die Biegsamkeit der soeben noch ganz steifen, harten Binsenstengel. Ihre Geschmeidigkeit bewahren sie durch einige Tage, während welcher sie verflochten werden müssen. Jeden einzelnen Stengel, ehe er ins Flechtwerk aufgenommen wird, zerrt die Indianerin durch ihre sanft geschlossenen Zähne, um ihn abzuflachen; sie beißt aber nicht so fest zu, daß sie den Saft auspreßt. Bei dieser Behandlung wird der Stengel vollends ganz weich. Binsenstengel, die länger als eine Woche ausgerissen herumlagen, ohne verwendet zu werden, sind unbrauchbar; man wirft außerdem jene beiseite, die in der Sonne oder beim Feuer liegend ungleichmäßig erwärmt worden sind.

Besondere Hilfsmittel beim Flechten benötigt die Indianerin nicht. Nur ein fingerlanges, zugespitztes Stöckchen oder eine kurze Knochenahle nimmt sie unaufhörlich zur Hand; damit stößt sie in das Geflecht ein Löchlein, durch das sie den laufenden Binsenstengel einführt und anzieht. Das Flechtwerk wird nach einer einheitlichen Methode ausgeführt, die aber drei verschiedene Besonderheiten zuläßt, für die es eigene Bezeichnungen gibt.

1. *Tayuélia:* Diese Art ist das aus Feuerland am meisten und am besten bekannte Flechtwerk.[202] Die Indianerin beginnt damit, vier oder fünf Binsenstengel zusammenzulegen und das Ende dieses Bündelchens um den linken Zeigefinger zu rollen. Sogleich streift sie den Ring wieder ab und umwickelt ihn mit einem Stengel vermittels kalber Verknotung. Dieser Ring wird einmal den Mittelpunkt und die tiefste Stelle des Korbes bilden (Abb. 50). Sobald er geschlossen ist, beginnt das Flechten nach der den *tayuélia* kennzeichnenden Verknotung. Zu dem dünnen Bündelchen oder Wulst aus vier oder fünf Stengeln, zu dem die Indianerin immer wieder greifen muß, wählt sie bewußt verschiedenlange Stöcke. Bevor ein Wulst durch die Verknotung verdeckt wird, schiebt sie einen neuen ein. Sie vermeidet dadurch, daß dieser ganze Wulst

---

[202] Zwar schreibt Bascom: „The woman has three kinds of baskets, called respectively *tauvella, eijun* and *jow-wannoonk*" (MM: III, 115; 1869); offensichtlich wußte er damals die Bezeichnungen noch nicht genau zu unterscheiden. Mangelhaft hat Hyades (b): 5 beobachtet, der behauptet, daß „les paniers sont de deux espèces; les uns à mailles étroites nommés *tauvela*, les autres à mailles larges appelés *kalâjime*". Lawrance (b): 140 nennt drei Arten, ihm schließt sich auch Cooper: 306 an.

[203] Cooper: 304 sagt unmißverständlich: „The common form of basketry found among the three Fuegian tribes is of the half-hitch called variety made of rush with or without foundation."

an einem einzigen Punkte beginnt. Die Schlingen, die nun mit einem laufenden, oft erneuerten Stengel um diesen Wulst gelegt werden, stehen auf ihm mehr oder weniger senkrecht. In spiralförmigem Zuge zieht sich das Geflecht der einfachen Halbschlinge weiter, selbstredend im Sinne des Uhrzeigers. Den letzten Abschnitt vom freien Ende des laufenden Stengels biegt man mehrmals zurück und schiebt ihn unter eine Verknotung, die straff angezogen wird. Anfänglich steigert die Frau die Zahl der Verschlingungen auf jedem geflochtenen Ringe und somit verbreitert sich das Flechtwerk von unten nach oben; erst über der halben Höhe setzt wieder eine schwache Verschmälerung ein.[100]

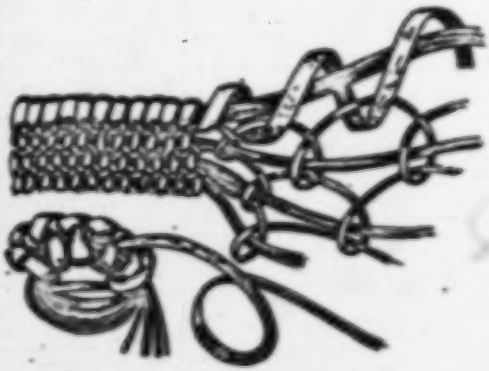


Abb. 58. Der feine Korbgeflechte. Nat. Gr.

Bald nach Beendigung der ersten Windungen wünscht die Frau ihre beiden Hände für diese Arbeit frei zu haben. Irgendwo, entweder an einem Pfosten des Hüttengerüstes oder an einem kurzen Stock, den sie in die Erde rammt, hängt sie ihr Flechtwerk vermittels einer Sehnenfadens, Lederriemchens oder Binsenstengels so auf, daß die Korböffnung zum Boden hin gewendet ist. Jenen Faden zieht sie durch das Löchlein, das sie gleich am Anfange als tiefste Stelle des Korbes belassen hat. So aufgehangen, ist das Flechtwerk außerordentlich beweglich und zur Weiterführung der langwierigen Arbeit an jeder Stelle bequem zu fassen.

Hat es die Größe erreicht, die der Indianerin genügt, wird als Rand der übliche Wulst aus Binsenstengeln ein wenig verdickt und über diesen eine etwas breitere Binse als laufender Faden geführt. Ihm setzt man dreimal zwei niedrige, sich gegenüberliegende Henkelchen auf, die ebenfalls mit einem breiten Binsenstengel spiralig umwickelt werden. Beide verbindet man durch eine aus wenigen Stengeln geflochtene Schnur, zuweilen auch mit einem schmalen Riemchen als Henkel.[101] Dieses Korb findet man in allen Größen und in der entsprechenden Breite, von etwa 8 cm bis 30 cm Höhe.

---

[100] Der nach dieser Flechtmethode hergestellte Korb ist die einzige Form, die auch die Selk'nam anzufertigen verstehen (Bd. I, 354).

[101] An seiner Beschreibung dieser Flechtmethode bedingt Lawrence (a): 126 einige vergleichende Bemerkungen an und erwähnt: „The black-mail is typical to South America only of the Yahgan, Ona, and Alacaluf, but it turns up sometimes in the Amazon valley and to the northward."

2. *Cesthpáipa:* Der Korb mit dem lockeren Flechtwerk, wie ich diese besondere Art nennen möchte, wird bei weitem nicht so häufig angefertigt wie tapuffa.[*] Als Grund gab man mir an, daß er weniger haltbar sei als dieser, seine Herstellung trotzdem fast die gleiche Arbeit fordere und er für viele Bedürfnisse nicht zu brauchen sei. Der Grundzug der Flechttechnik, den tapuffa zeigt, geht auch durch diesen *Cesthpáipa*, den Lorenzo (b): 136 mit *aloinantike* bezeichnet. Beide sind sich im ersten Anfang ganz gleich. Der Unterschied zwischen ihnen besteht nur darin, daß man hier den laufenden Binsenstengel, der verknotet wird, jedesmal um das glatte Binsenbündel

Abb. 51. Randstück des lockeren Korbgeflechtes. Nat. Gr.

nicht mit einer einfachen, sondern mit einer vorgesetzt gedrehten Schlinge einführt (Abb. 51). Dadurch wird der ganze enge Anschluß der einzelnen Windungen untereinander verhindert und das Flechtwerk an sich bleibt etwas lockerer als bei tapuffa. Auch diesen Körbchen erhält zwei einfädige Henkelohren, die oben am Rande einander gegenüberstehen und die durch einen losen Henkel aus gedrehtem Binsenstengel miteinander verbunden werden. Am häufigsten trifft man den *Cesthpáipa* in einer Höhe von etwa 22 cm an und im allgemeinen ist er nie so genau gearbeitet, auch so gleichmäßig in seiner ganzen Oberfläche, wie der foeben beschriebene tapuffa.

3. *Kálipa:* Von den beiden bisher genannten Körben unterscheidet sich diese Art auf den ersten Blick. Dieses Flechtwerk darf man als offenes ansprechen. Lorenzo (b): 138 bezeichnet es als „a knotted wayre without any foundation". Es ist weiter nichts als eine fortlaufende Reihe von geknüpften Schlingen, die in regelmäßigen Abständen miteinander verknotet sind (Abb. 52). Allerdings hängen gewisse Schlingen, die nicht frei angelegt werden, als Knoten miteinander zusammen; in diesem Sinne bildet man etwa

[*] Lorenzo (b): 136 bezeichnet diese von eigener Erfahrung: „This wayre is very rarely employed among the Tahgans, and a single specimen was scarcely ever difficulty."

fünf lockeren Binsenstengeln.[*] Schematisch ist diese Anordnung in Abb. 53 dargestellt. Um dieses lockere Gewebe noch etwas zu festigen und um seine ganze Breite offen zu halten, zieht man einen schmalen Holzreifen durch die oberste Reihe der dort weiteren Schlingen. Mit Vorliebe schneidet man ihn aus einem Stämmchen der weichen, zähen Berberis ilicifolia. Leicht beweglich hängt an ihm das ganze, lockere Flechtwerk. An jenem Holzreifen

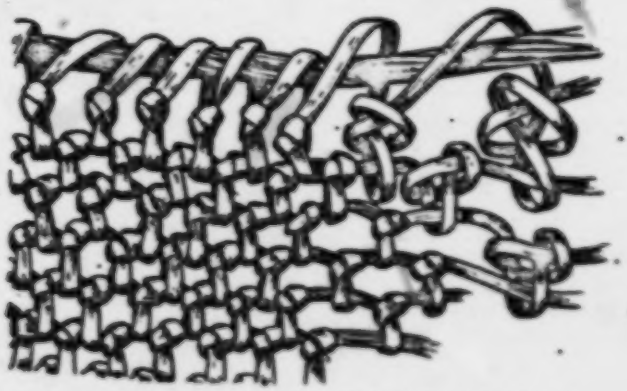


Abb. 52. Randstück des offenen Korbgeflechtes. Nat. Gr.

bringt man einen Henkel aus drei geflochtenen Binsenschnürchen an, die an der höchsten Stelle, wo sie zusammentreffen, miteinander verknotet werden.

Da die Körbe nicht nur viel gebraucht werden, sondern auch leicht Schaden leiden, ist jede Indianerin mit mehreren Stücken jederzeit versorgt. Sie beschäftigt sich in ihren freien Augenblicken unaufhörlich mit dem Korbflechten. Wie in Europa eine Hausfrau, die sich etwas zur Ruhe setzt oder die sich mit einer anderen Person gemütlich unterhält, ihr Strickzeug hervorholt, so greift die Feuerländerin in ähnlicher Lage zu ihrem Flechtwerk. Wie viele Stunden sie einem Körbchen widmet, läßt sich kaum berechnen; denn es sind eben viele und verschieden lange Zeitlücken, die sie mit dieser Beschäftigung ausfüllt. Zuweilen bewegen sich ihre bereits ermüdeten Hände langsam, einzelne Frauen sind außerordentlich flink hierbei. Man benutzt die Bezeichnung *yetánalpa* und auch *yetamgálitálpa* für eine tüchtige Korbflechterin.[**] (Vgl. das *yetánas* to make a basket, nach BD: 650).

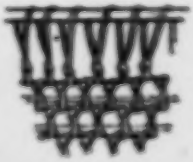


Abb. 53. Das offene Flechtwerk.

[*] Darauf haben Hyades (b): 4 und Lawrence (b): 130 weder in ihren Beschreibungen noch in ihren Zeichnungen hingewiesen.

[**] Nach BD: 650 bedeutet es so viel wie „schwer, sogwer in gemeinsam, weil gemeinsam".

Selbstverständlich ist die Ausführung dieses und jenes Körbchens rundlich oder unterschiedlich, je nach der Fertigkeit, die diese und jene Indianerin sich erworben hat. Um die endgültige Form möglichst gleichmäßig zu erhalten, preßt man sofort nach Beendigung des Flechtwerkes das Körbchen mit frischem Gras oder mit nicht zu nassem Moose voll. Lediglich *zur* soll es trocknen, weil mit einem raschen Eintrocknen manchmal Verwerfen unvermeidlich gegeben wäre. Leert man dann nach 3 bis 4 Wochen diese Füllung, nimmt man das Körbchen sofort in Gebrauch. In den nächsten Wochen verfärbt es sich zu einem einförmigen Strohgelb. Zwar wird es bei der häufigen Verwendung wiederholt durchnäßt und verbraucht; immerhin achtet die Indianerin darauf, daß es beim Eintrocknen die ursprüngliche regelmäßige Form wiederherstellt. Schwerlich geht einmand mit seinem Körbchen um.[***]

12. Technische Fertigkeiten

Der äußere Bestandteil dieser südlichsten Feuerländer erscheint auf den ersten Blick ungewöhnlich spärlich und dürftig; schaut man aber genauer zu, wird man von einer erstaunenswerten Mannigfaltigkeit der Gerätschaften und Handwerkszeuge überrascht. Gar so arm sind unsere Eingeborenen also doch nicht. Durch das Vielerlei ihrer Gebrauchsgegenstände übertreffen sie zweifelsohne beträchtlich die benachbarten Selk'nam. Schon das Kanu an und für sich ist ein so unentbehrlich wertvolles Verkehrsmittel, daß es mit Fußwanderungen nicht in Vergleich gebracht werden kann.

Die Umwelt, in die unsere Yamana hineingestellt sind, war ihnen eine gute Lehrmeisterin. Mit ihrer eigenen Findigkeit und scharfen Beobachtungsgabe, mit dem in langer Geschlechterfolge anzuerkennenden Erfahrungsreichtum haben sie schließlich Waffen und Gerätschaften von derart hoher Zweckmäßigkeit geschaffen, daß diese sich innerhalb der Entfaltungsmöglichkeit, die ihnen ursprünglich geboten war, kaum noch annähernd steigern ließe. Wer die Anstrengung nicht scheut, sich hineinzudenken in die Mechanik und in das Wirken der physikalischen Kräfte eines jeden Gerätes, dessen die Feuerländer sich bedienen, wird ihrer geistigen Schaffenskraft hohe Anerkennung zollen.

Vor ihrem Können hat sogar ein Bennett (b): 240, der sie jahrelang aus allernächster Nähe zu beobachten in der Lage war, sich gebeugt und er hat ihnen, wohl mit nicht geringem innerem Widerstreben, das glänzende Zeugnis ausgestellt: „Les indigènes font démontrable tadas les qualités que

*** Eine ausführliche Beschreibung dieser drei nach der Flechtart verschiedenen Körbe finden sich bei Lawrence (b): 133. Vgl. Bridges (b): 183, Gusinde (g): 53 und Wilkinson: 57. Einer Liste der hierher gehörigen Benennungen bei Bridges (g): 208 zusammengestellt.

In die Flechtarbeit bei den Selk'nam und Yamana sich gleichen und die Namen dafür bei beiden Stämmen etwas Übereinstimmendes, schließlich Cooper: 204, daß „the Ona have perhaps borrowed this industrial element from the Canoe Indians". Hiervon werde ich mich erst im III. Band dieser Monographie in einer zusammenfassenden Schau.

dólos para la vida que llevan; una cantidad son perfectos de un clase, y otra tanta deslizan de todos sus utensilios e implementos. Con los materiales de que disponen no comprenden como podrían ser mejorados. Se adaptan perfectamente al medio y clima del país en que se encuentran." Unter der wandelnden Form und kreidigen Einfachheit der konstitutionellen Gebrauchsform verbirgt sich eine unübersichtliche Zweckmäßigkeit.

Im allgemeinen fertigt jede Person all das, was sie an dinglichen Bedürfnissen benötigt, mit eigenen Händen und für sich allein an. Diese Anmaßung machen jene Dinge, die im normalen Wirtschaftsleben von der Familie oder von Mann und Frau gleichmäßig benötigt werden und die unter jener Rücksicht nur für sie und sie für sie besorgt. Das Herstellen ist eine Sache des Einzelnen. Ein besonderer Handwerkerstand, der berufsmäßig für den übrigen Teil der Bevölkerung eine bestimmte Sache erzeugt, ist nicht vorhanden. Niemand besucht Bierstadt oder sonstwoher Werkbetrieb zu fördern, weil jeder nur für seinen Eigenbedarf arbeitet. Die natürlichen Anlagen und das persönliche Bestreben der Einzelpersonen sind selbstverständlich sehr verschiedene, während der Stoff, dessen man sich bedient, im allgemeinen immer gleich ist. Wer Sinn für eine schöne Form besitzt und vor an diesem absonderlich ausgebildeten Stücke seine Freude hat, verwirklicht in seinem Arbeitsen verrollen eine hohe Meisterschaft.

Um diese Tüchtigkeit auf den verschiedenen Gebieten der alltäglichen Beschäftigung zu kennzeichnen, bedienen die Yaruros besondere Ausdrücke. Ehen wird wurde das Wort yenkwáipe für eine tüchtige Landbebauerin gebraucht; weiblgarido (nach BD:411 eleven, expert, neat in work) bezeichnet einen, der im allgemeinen durch seine Handfertigkeit anderen in Sekarros weiß; pilimáwa hat den gleichen Sinn.

Ein gewisses Merkmal der Eigengesetzlichkeit, entsprechend der eigenen Arbeitsweise gelegt sich demnach, obwohl ohne bewußte Absicht, jedem Gegenstande von dem her auf, der ihn anfertigt. Selbstverständ erkennt darum jedermann sein eigenes Erzeugnis, was auch dadurch erleichtert wird, daß der Besitz einer Einzelperson nur wenigstens bleibt. Für ein geübtes Auge sind die Unterschiede zwischen zwei gleichartigen Dingen sowohl oder groß. Wo vorzüglich ausgeführt oder besonders gut ausgefallene ist, wartet jedermann nicht mindest richtig als ausgefallene und schädige Stücke. Lenin, die geschickt arbeitsen und gute Sachen verstande bringen, schätzt man, weil und heißt[1] an Hand ihrer Erzeugnisse selbst nicht selten als Vater seinen Sohn an genauer und sorgfältiger Handarbeit an.

Die persönliche Tüchtigkeit, aus der heraus dieser und jener einen besonderen Gegenstand herzustellen vermag, hat zur Folge, daß einzelne Dinge auf dem Wege des Tauschhandels in andere Hände übergehen. Es ist nun einmal Tatsache, daß der eine für diesen und der andere für jenen mehr

---

[1] Johann Steinen (II):722 schreibt: „Die Indianer spinn, pinkle, und verwandeln, so bald sie können, und selbst gestehen sie handgreiflich."

Fig. 25.
Lange Kommunikation

Fingerfertigkeit und Geschicklichkeit besitzen. Bei vielen Pferden (z.B. 106 bei diesem) einbeinig und einhufig geworden. Es ist weiter anerkannt, daß fast sämtliche dieser Leiden in direkter Linie auf mangelhafte Ernährung, zum Teil auch auf Vernachlässigung der Hufe zurückzuführen sind. Ich habe mich daher bemüht, diesen Übelständen nach Möglichkeit zu steuern, und habe mich dabei der Unterstützung des Herrn Hufschmied Schmidt zu erfreuen gehabt. Ich bin überzeugt, daß wir in kurzer Zeit auf diesem Gebiete recht gute Resultate erzielen werden.

Wenn ein Ding fehlt, das wir sich zum Mangel an Bekanntsein oder infolge seiner eigenen Unvergänglichkeit keine Vorstellung, der erwähnte sich durch Tausch von einem, der es übergeben vollständig in der Lage ist. Beispielsweise haben nur wenige Männer volles Gleich beim Schneiden und Pflanzen der langen Lederriemen Harpunenspitzen (Abb. 24), beim Zusammennähen eines Pferdes, beim Abhäuten eines toten Rindviehtieres für den Kanadier. Unzweifelhaft wird der einzelne sowohl doch in etwa von anderen abhängig, wenn er seinen Bedarf an gewissen Gebrauchsdingen decken will. Das nicht der Zusammengehörigkeitsbewußtsein aller Stammgenossen beschränkt.

Von verbreitete jedoch denkt kaum jemand daran, den Gegenstand, welchen er gerade unter den Händen hat, für Tauschzwecke zu verwenden, denn bei all seinen Mühen und Arbeiten ist es ihm wenig und gewöhnlich nur den eigenen Bedarf zu tun. Er legt dabei sein eigenes Maß zugrunde. Der will Jungen, Länge und Breite, vor allem die besondere Ausgestaltung einer Waffe oder eines Gerätes selbst so an, wie es ihm persönlich am bequemsten ist, je nach seiner Veranlagung und nach seinem Geschmack, je nachdem er sich eingeübt oder an sich anderes angewöhnt hat. Daher der Unterschied zwischen den Gebrauchsgegenständen dieses und jenes Mannes, zwischen den Kleinigkeiten, wie Kürbchen, Nähnadeln u. dgl. m., welche die eine und die andere Indianerin jeweils für sich gewöhnlich anfertigt.

Weil jede Waffe und jedes Werkzeug vermöge der eigenen Hand geht, daher auch die Geschicklichkeit, mit welcher jede Handhabung der eigenen Hand an

handhaben weiß. Oft und oft ist dann Geschicklichkeit und Treffsicherheit, dann verläßlicher Griff und ruhige Faust, dann Abschätzungsvermögen und rechnender Blick von Europäern mit vollem Recht angestaunt und bewundert worden.[*] Gewiß, durch unausgesetzte Übung bringt jedermann viel zustande. Gar so linkisch und zum Gelächter der Indianer hat sich manch ein Europäer angestellt, der es mit der Sichel oder mit der Harpune oder mit einem anderen einheimischen Gerät versucht hat.

Ein Ausfluß des Selbstvertrauens ist es, daß niemand mehr als höchstens ein Ersatzstück der häufig benötigten Gebrauchsgegenstände besitzt. Je weniger er auf den unwegsamen Fahrten mit sich herumschleppen muß, um so leichter ist es für ihn und um so leichter fühlt er sich. Erst wenn Mangel und Not ihn zwingen, den Verlust eines Gerätes wieder wettzumachen, packt er ungeschlichlich und entschieden an. Da stirbt einmal der Gedanke an den Eigenbedarf unseren Indianer zwingt, dieses und jenes auf Vorrat herzustellen, ist noch weniger zu erwarten, daß er irgendwelche Dinge für den Tauschhandel anfertigt.

Unsere Feuerländer verschaffen und erarbeiten sich ihre Gerätschaften mit einem geringen Mühenaufwand. Sie handhaben dieselben überaus geschickt und sicher. Auf ihre eigene Stärke und die Wirkung ihrer Waffen dürfen sie sich restlos verlassen.[**] Was also sollte sie drängen und treiben, ihr dinglichen Kulturgut aufzugeben? Ihr Festhalten am Alten, ihr Beharren auf dem, was sie von den Vätern ererbt haben, begründen sie auf Befragen damit, daß es für ihren bescheidenen Bedarf und ihre Lebensnotwendigkeiten vollauf genügt. Die Ausgestaltung ihrer Werkzeuge stellt eine Höchstleistung im Rahmen dessen dar, was ihnen zugänglich ist. Mit diesen dinglichen Hilfsmitteln haben sie sich das Leben bequem, angenehm und menschenwürdig gestaltet. Was Diodorus (5): 680 von den Vorfahren der Hinderkassen behauptet, gilt uneingeschränkt für alle Gebrauchsgegenstände: „Yet no improvements are thought of; what served the father serves the son for a pattern, and would never be departed from for a thousand generations." Verschwindend wenig, z. B. die Eisen, haben sie von Europäern übernommen. Die Grundform ihrer Gerätschaften blieb eine durch lange Jahrhunderte unverbesserte.

E. Der Nahrungserwerb

Das Indianers einzige und lebenswichtige Sorgen drehen sich um die notwendige Nahrung, auf den Lebensunterhalt richtet sich sein Streben und Trachten bei Tage und bei Nacht. Besitzt er ausnahmsweise einen reichlichen Vorrat, fühlt er sich außerordentlich erleichtert und empfindet Glückheit er sich

[*] Für den Untell Darwin (2): 236 stimmen viele andere Berichte, daß die Feuerländer ihre Waffen „more unerringly than civilized Europeans" gebrauchen.

[**] Jeder genaue Beobachter wird Darwin (2): Recht geben: „How very docile children the Yahgans would be, how much more capacity than Yahgans possess and implements for civilizing from the"

der stets erwünschten Ruhe. Für gewöhnlich indes stellt ihn der drohende Hunger Tag für Tag wieder auf die Füße, zwingt ihn, die Hütte abzubrechen und den Lagerplatz zu wechseln, treibt ihn zur Kauffahrt oder zur Wanderung an, je nachdem ihm hier oder dort die Aussicht auf Beute winkt.[508].

Der Nahrungserwerb in des Wortes weitester Bedeutung stellt letzten Endes die einzige und eigentliche Arbeitsleistung unserer Eingeborenen dar. Wäre diese Anstrengung nicht für alle dauernd zwingend und ausnahmslos unausweichlich, so bestünde die große Gefahr einer Verkümmerung ihres leiblichen und seelischen Wohlseins. Niemals führt ihr Arbeiten zur Entkräftung oder zur Verminderung ihrer Leistungsfähigkeit. Ganz im Gegenteil, trotz Ermattung und Erschöpfung, trotz Überanstrengung und höchster Kraftsteigerung, die sich gelegentlich wiederholen, bietet vor allem die Jagd dem Manne und das Sammeln der Frau so viel Anreiz und Aufmunterung, Befriedigung und Siegeserfolg, daß schon deretwegen jeder Erwachsene sich mit den unvermeidlichen Beschwerden des Wirtschaftsbetriebes widerspruchslos abfindet. Dadurch aber verringert sich das Bedrückende ihres Sorgens um die alltägliche Nahrung. Weiters wird dieser Zwang noch gemildert durch die untrügliche Aussicht, hier und dort das Notwendigste immer und verhältnismäßig bequem zu finden.

Zum Unterhalt der Familie, bestehend aus Vater, Mutter und Kindern, tragen beide Geschlechter das Ihrige bei; nicht zwar jeder im gleichen Umfange, wohl aber nach einer seinem Geschlechte angepaßten Art. Unumgängliche Pflichten sind es, welche die Frau stärker an die Hütte fesseln, wo sie das Wohl ihre Kinder hüten muß, als den Mann und was er mehr auf dem einen Gebiete leistet, das tut sie auf dem anderen. Beide Gatten sind im ganzen gleichmäßig mit Pflichten bedacht und ihr Zusammenwirken sichert den gedeihlichen Bestand der Einzelfamilie.

Als naturgegeben erscheint es auf den ersten Blick, daß der Mann die kraftfordernden Anstrengungen des Jagens übernimmt und daß die Frau sich mit dem leichteren Sammeln kleinerer Dinge beschäftigt.[509] Diese Arbeitsteilung besteht als uraltes Gewohnheitsrecht. Nicht minder reicht die planmäßige Art und Weise der Betätigung beider Geschlechter bis in die ersten Anfänge dieser Volksgemeinschaft zurück.

Nachweislich haben sich die üblichen Jagdmethoden vom Vater auf den Sohn unabänderlich vererbt; denn sie gewährleisten sicheren Erfolg bei einem geringen Kräfteaufwand. Die dort beheimateten Tiere haben gleich-

---

[508] Nach Dumont's (b): 679 Urteil haben diese Indianer nur für den Nahrungserwerb: „The great want with them is of food, naturally; and their habits are formed with a view to supply it, and all their implements are to serve in procuring it... Hence are they constantly roaming."

[509] Diese Scheidung der Arbeiten bei Hyades (b): 23 deutlich bestimmt: „Tout ce concerne la chasse et même le dépiècement des animaux tués est l'occupation exclusive des hommes, de même que nous avons vu la pêche exclusivement aux femmes." Das Wort "pêche" bezieht hier das Einsammeln und Fangen kleiner Beutiere.

falle ihre Lebensgewohnheiten beibehalten und auf sie ist der Jäger angewiesen, will er seine Beute erreichen. Abgesehen vom Guanaco, das nur in einem kleinen Abschnitt der Yamana-Heimat auftritt, spürt der Indianer ausschließlich Bewohnern der See nach, weswegen er das Kanu nicht entbehren kann; es ist ihm also ein lebenswichtiges Verkehrsmittel.

Aber nicht auf alles und jedes, was das unermeßliche Meer enthält, richtet sich sein Wünschen. Unter den Tieren trifft er bewußt eine gewisse **Auswahl**, so wenig Freiheit ihm auch von vornherein belassen wurde und so beschränkt immerhin die Zahl der für ihn brauchbaren Tierarten ist. Noch mehr gilt das für die Sammlertätigkeit der Frau; denn mit Erzeugnissen aus dem Pflanzenreiche, die der Mensch zu seiner Ernährung verwerten kann, kargt Mutter Natur dort am Rande des Lebensraumes gar sehr. In reichlicher Fülle sind die niederen Tiere vertreten, die einen bedeutenden Beitrag zum Lebensunterhalt liefern und die zusammenzutragen eine dauernde, bequeme Beschäftigung der Frau ist.[200] Wie sie dabei vorgeht und welcher Hilfsmittel sie sich bedient, ist das Erbe der Erfahrungsweisheit vieler vergangener Geschlechter.

Nun versteht man, warum das dort übliche Vorgehen beim Jagen und Sammeln sogar noch von den letzten wenigen Yamana unverändert beibehalten wird. Durch ihre kaum zu überbietende **Zweckdienlichkeit** empfehlen sich die uralten Methoden und Handgriffe von selber. Damit ist es vollauf begründet, warum die Vertreter dieses Stammes an ihrem wertvollen Erbgut mit unnachgiebiger Zähigkeit festhalten. Die Grundlagen des Wirtschaftsbetriebes der Yamana, vorwiegend das Jägertum des Mannes, verbunden mit einem beträchtlichen Beitrag aus der Sammlertätigkeit der Frau, wurden ihnen von der Umwelt sozusagen aufgezwungen. Diese besondere Art der Nahrungssuche zwingt jede Einzelfamilie zum unsteten Nomadenleben.

Stimmen in diesen grundsätzlichen Belangen die Yamana mit ihren nordöstlichen Nachbarn überein, so erfreuen sie sich überdies beachtenswerter **Vorteile**. Während die nördlichen Selk'nam auf das Cururo (Bd. I, 277) und die südlichen Selk'nam auf das Guanaco angewiesen sind, so steht den Yamana-Männern in allen Teilen ihrer Heimat eine beschränkte Vielheit von Jagdtieren offen, weswegen sie niemals von einer einzigen Art abhängig bleiben. Vorteilhafterweise kann auch die Yamana-Frau bei ihrem Sammeln eine reichere Auswahl treffen als ihre Selk'nam-Nachbarin. Dieser bieten sich nur einige Pilze und Fische, jene aber hat außerdem noch eine Unmenge der fast unentbehrlichen Muscheln und Krebse leicht zugänglich. Mit alledem vereinfacht sich die Nahrungssuche und verbessert sich die Lebenshaltung der Yamana nicht unbeträchtlich gegenüber ihren Nachbarn.

[200] Über den Nahrungserwerb im allgemeinen urteilt Bridges (a): 231. Bove (a): 157 sagt: „Das Meer liefert ihnen den Hauptbestandteil ihrer Nahrung in Gestalt von Fischen, Muscheln, Krabben, Seehunden und Wasservögeln; im Sommer finden sie außerdem in den Wäldern etwa zwanzig genießbare Schwämme und einige essbare Gräser." Vgl. Bove (g): 234. Nach Lovisato (b): 129 sind die Yamana „generalmente e solo talvolta eccellenti di carne".

1. Jagd auf Robben

Unbestreitbar lieferten die Robben zu allen Zeiten und in allen Teilgebieten einen überwiegenden Zuschuß zum Unterhalt der Yamana. Früher haben mehrere Arten herdenweise die vielen Inseln und Felsen, Strandplätze und Küsten des Kap Hoorn-Archipels bevölkert, sogar die Riesen aus dieser Tierordnung, die Bärenrobbe *tăpĕra* (Arctocephalus australis) und die Elephantenrobbe *kălagwaia* (Macrorhinus leoninus) waren dabei. Während der letzten Jahrzehnte verblieben nur noch die kleinen Seelöwen *ăma* (Otaria jubata) und die Mähnenrobbe *tjăta* (Otaria byronia) in der Nähe unserer Indianer, gelegentlich taucht sogar die größere Bärenrobbe (Arctocephalus australis) wieder auf. Die anderen Arten indes bleiben fern. Europäische Robbenfänger haben diese für den Nahrungserwerb der Eingeborenen so wertvollen Tiere bereits seit langem an jenen Küsten ausgerottet.[311] Da die Zahl der Eingeborenen sich seitdem ebenfalls ansehnlich verringert hat, reichen die übriggebliebenen Vertreter der kleinen Otaria jubata hin, um den Nahrungsbedarf zu decken und die erforderliche Abwechslung im Essen zu bieten. Die Robbenjagd gehört sozusagen zu den alltäglichen Aufgaben des Mannes, was indes nicht besagen will, daß er an jedem Tage sie wirklich betreibt. Sie wird hier füglich an erster Stelle genannt.

Tagsüber liegen einzelne Tiere gern auf niedrigen, flachen Steinen und überlassen sich dem Schlafe. Zwar gewährt ihnen ihre Körperfarbe eine vorzügliche Deckung, das scharfe Auge des Indianers erspäht sie doch. Wenn es ihm möglich ist und ratsam erscheint, geht er das Tier meist mit einer K e u l e oder einem schweren Knüppel[312] an. Er hat Übung genug, um lautlos heranzurudern und sich nahe heranzuschleichen. Mit einem wuchtigen Schlage betäubt er das schlafende Tier, daß es nicht mehr entkommen kann. Wenige weitere Keulenhiebe, mit Vorsicht vor der Wut des Tieres ausgeführt, bringen es zur Strecke. Sollte einem Manne, der unerwartet einer Robbe begegnet, eine Keule fehlen, wagt er sich sogar mit einem mittelgroßen Steine an sie heran. Er wiederholt diese Schläge schnell hintereinander, bis das Tier betäubt umsinkt.[313]

Sind einige Männer beisammen, wagen sie sich sogar an eine ganze Herde heran, die auf dem Strande liegt. Sie stellen sich nach einem bestimmten Plane auf und gehen so vor, daß einzelne Tiere sich von der geschlossenen Masse der Herde absondern; nur diesen dürfen sie sich ganz nähern, daß sie mit der Keule dreinschlagen können. In ihren Bewegungen sind die Robben auf dem Lande unbeholfen. Werden sie angegriffen, richten sie sich zur Verteidigung auf. Nach vorn kippen sie leicht über, wohingegen

[311] Über die Elephantenrobbe hat Hyades (r): 295 seinerzeit berichtet, „c'est une espèce presque entièrement détruite."

[312] Bridges (i): 23 macht eine zu feine Unterscheidung und spricht von „three kinds of clubs, the largest of which called Yoj, pointed at one end. The second is called Wonin, and the third Kanoa. This is the smallest and is also used as a missile".

[313] Diese Art, kleinere Robben anzugehen, hat bereits Fitz-Roy (a): 184 beobachtet.

sie sich nach beiden Seiten, dank der stützenden Kraft ihrer beiden Flossenspeere, weit vorrecken können, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Das wissen die Indianer, weswegen sie jeden Seelöwen immer nur von vorne angehen.

Weit häufiger werden die Robben auf dem Wasser gejagt. Ihre zutrauliche und neugierige Veranlagung (S. 38) macht sich der Jäger zunutze. Beobachtet er eine spielende Robbe, die aus Lust und Übermut sich an der Wasseroberfläche tummelt, lockt er sie durch ein sanftes Pfeifen, durch ein gedämpftes Singen oder durch ein regelmäßiges Plätschern mit dem Ruder an. Das führt er anhaltend auch dann weiter, wenn das Tier unter dem Wasserspiegel verschwindet. Gleichzeitig benützt er diese wenigen Sekunden, um mit einigen kräftigen Ruderschlägen ihm näher zu kommen und die Harpune bereit zu legen. Mehrmals noch taucht vielleicht die Robbe auf und unter. Währenddessen halten sich die Insassen regungslos im Kanu, um sie nicht zu verscheuchen. Ist sie nahe genug, stößt ihr der Jäger, der inzwischen unbeobachtet sich aufgestellt hat, kraftvoll die kleine Harpune in den Leib (Abb. 55). Er achtet darauf, daß die Waffe ihr tief in den Körper eindringt. Auf eine bestimmte Stelle zu zielen bleibt ihm keine Zeit, weiß er doch nie, in welcher Stellung ihm die Robbe, aus dem Wasser auftauchend, entgegentreten wird.

Zur kleinen Harpune hat er deshalb gegriffen, weil er in der Nähe breite Knäuel der Macrocystis-Alge auf der Oberfläche schwimmen sieht; dorthin wird die verwundete Robbe ihre Zuflucht nehmen. Steckt ihr nämlich die gezähnte Knochenspitze im Leibe, bemüht sie sich in ihrem Schmerz dieselbe abzuschütteln. Sie versucht zunächst mit den Zähnen, die meistens nicht heranreichen; also hofft sie in den vielverschlungenen Stämmchen des Algenknäuels sich zu erleichtern. Vor Todesangst zwängt sie sich dort hinein und wühlt sich hindurch, veranlaßt indes, daß die Knochenspitze sich aus der Kerbe des Schaftes löst. Beide

Abb. 55. Kleine Harpune

Stücke bleiben durch einen kurzen Riemen miteinander verbunden. Da dieser sich in den zähe Algengewirr verwickelt, ist die Robbe an jeder weiteren Bewegung gehindert. Je mehr sie sich anstrengt, um so größere Schmerzen empfindet sie, da der scharfe Zahn der Knochenspitze ihr im Fleische sitzt und alles Zerren die Wunde vergrößert. Der Blutverlust macht sie schnell matt. Sie selbst und der lose Harpunenschaft sind regellos gespannt in den Algenknäuel verwickelt und ein Entkommen ist unmöglich. Inzwischen kam das Kanu herangerudert und der Jäger tötet die Robbe mit dem Wurfspieß oder der Keule. Mühsam löst er seine Beute aus dem Algengewirr und hebt sie voller Genugtuung in sein Fahrzeug. Meistens gewinnt er dabei auch noch seine Harpune zurück.

Zuweilen hat er noch einen ernsten K a m p f mit der durch die Wunde gereizten Robbe zu bestehen, falls die Harpune nicht tief genug eingedrungen oder kein lebenswichtiges Organ getroffen worden ist. Ein andermal sinkt sie sofort unter, wenn die Verletzung tödlich war. Auch entwischt sie, sofern sie nur leicht und oberflächlich verwundet wird. Damit verliert der Jäger nicht allein seine Beute, sondern auch seine Waffe.

Diese Jagdmethode wendet man am häufigsten an. Doch muß jeder Mann darauf gefaßt sein, daß dort, wo er seine kleine Harpune gegen eine Robbe geschleudert hat, die sonst häufigen schwimmenden Algenknäuel fehlen. Jetzt kommt ihm die zweckdienliche Bauart seiner Waffe nicht minder zu Hilfe. Sollte es nämlich der verwundeten Robbe glücken, die Knochenspitze vom Schaft zu lösen, erfährt sie deswegen keine Erleichterung. Während sie vorauschwimmt, stellt sich der Harpunenschaft schief zur Bewegungsrichtung und hemmt nicht nur ihr Vorwärtskommen, sondern erhöht auch den Schmerz ihrer Wunde, die sich bei anhaltendem Nachzerren des Schaftes noch erweitert. Sogar dann wirken diese beiden Hemmungen, allerdings weniger stark, wenn Spitze und Schaft der Harpune miteinander verbunden bleiben. Das verletzte Tier ermattet je länger je mehr. Der nachgeschleppte Harpunenschaft gibt die Richtung an, in der es entweicht und hindert es daran, lange unter Wasser zu bleiben.[314] Das Kanu des Jägers kann ihm schnell genug folgen und erreicht es vielleicht doch in einem Algenknäuel, wo es sich zu verstecken trachtet. Durch einen Schlag mit dem Ruder oder mit einem Knüppel tötet er das verwundete Tier.

In offenen Buchten und an jenen Stellen, wo Anhäufungen von schwimmenden Macrocystis-Algen fehlen, wo der Jäger kaum der verwundeten Robbe folgen könnte, greift er zur sogenannten g r o ß e n H a r p u n e mit der mittellangen einzahnigen oder mit der kurzen zweizahnigen Knochenspitze (Abb. 36).[315] Wurde das Tier gut getroffen, dann sitzt die Knochen-

[314] Hyades (q): 253 sagt mit Recht, daß der gelöste Schaft „sert ainsi de bouée et guide le chasseur qui peut poursuivre en proie et lui infliger de nouveaux coups jusqu'à ce qu'elle soit tuée". Vgl. Dabbene (b): 194.

[315] Ohne Berechtigung spricht Lothrop (b): 132 von „regional differences in the kind of point attached to the cypress shaft: in the east a single-barbed head was used; in the

spitze fest im Fleische und infolge seiner unruhigen Bewegungen löst sich der Schaft. Das liegt in der Absicht des Jägers (S. 476). Je weiter die Robbe entweicht, um so mehr Leine gibt er, bis der lange Lasso abgelaufen ist; das Ende hält er fest. Die Zugkraft der verwundeten Robbe kommt nun dem Kanu zugute, doch ist wegen ihrer unruhigen Bewegung größte Vorsicht für die Kanu-Insassen geboten. Inzwischen tobt sich das verwundete Tier aus und der andauernde Blutverlust entkräftet es bis zur Regungslosigkeit. Allein die Last, die an der im Fleische steckenden Harpunenspitze hängt, zwingt die anfangs sich wild gebärdende Robbe, ihr eiliges Entfliehen zu verringern und dem langsamen Enziehen der Leine, mit dem der Mann sofort beginnt, nachzugeben. Jäger und Beute kommen sich schließlich so nahe, daß ein Schlag mit dem Ruder und eine Verwundung mit der kleinen Harpune oder mit dem Wurfspieß dem ermatteten Tiere ein Ende bereitet. Nach Möglichkeit bemüht sich der Jäger noch um den Harpunenschaft, der zuweilen in der Nähe frei herumschwimmt.

Mit Vorliebe greift man zur großen Harpune, wenn man Seelöwen in Höhlen am Wasser überrascht. Der Jäger lauert auf seine Beute vom Strande oder von einem das Wasser überragenden Steine aus. Von hier wirft er seine gefährliche Waffe gegen die vorbeischwimmende Robbe und läßt unverzüglich die lange Leine ablaufen. Meist hat er sich schon vorher ihr freies Ende um den Leib gebunden[224] Weil er festen Boden unter den Füßen hat, kann er um so sicherer das verwundete Tier heranziehen und töten. Wann immer die erwähnten Wurfwaffen auf einer Robbenjagd[227] in Anwendung kommen, sie sichern dem Jäger, bei geringer Anstrengung, einen schnellen Erfolg.

2. Jagd auf Wale

Unglaubwürdig klingt es, daß die kleinwüchsigen Yamana in ihren gebrechlichen Rindenbooten sich an die gewaltigen Ozeanriesen heranwagen. Tatsächlich tun sie es im Vertrauen auf ihre persönliche Geschicklichkeit und auf die Wirksamkeit ihrer großen Harpune. In früherer Zeit bot sich häufig Gelegenheit, einem Wale nachzugehen;[228] seit wenigen Jahrzehnten verliert sich ein einzelnes Tier nur selten noch in die feuerländischen Ka-

---

vent a double-barbed form was employed". In Wirklichkeit gebrauchte man beide Formen im genauen umgrenzten Heimatgebiete der Yamana.

[224] Diese seltenere Jagdmethode hat auch Bridges (MM: XIII, 158; 1879) genannt.

[227] Weder Hyades (q): 24 und (q): 353 noch Lorenzo (b): 152 hat die große Harpune erwähnt, die nicht weniger häufig auf der Robbenjagd gebraucht wurde als die kleine Harpune. Bridges (MM: XIII, 158; 1879) allerdings hat auf sie hingewiesen.

[228] Wie häufig sie früher mit diesen reichen Geschenken bedacht wurden, ist aus einer Mitteilung Bridges' (MM: IX, 14; 1875) vom 2. Mai 1874 zu entnehmen: „The new visitors ... brought much whale from Agio, whose we hear three whales have lately been supplied to the people by a bountiful God, through the instrumentality of sword fish and whale hunters ... Another whale is reported at Cenagonk."

nälo.[289] Kinder und Personen mittleren Alters, die ich darüber befragte, hatten das Stranden eines Wales an ihren heimatlichen Ufern nur vereinzelt erlebt.[290] Europäischen Walfischfängern ist es anzurechnen, daß diese einst zahlreichen Ozeanriesen in der Kap Hoorn-Gegend fast gänzlich ausgerottet sind. Am häufigsten traten Balaenoptera intermedia und Balaenoptera patagonica auf, erstere übertrifft alle anderen an Körperlänge und Umfang (S. 36). Mit einer Enttäuschung mußten die Yamana immer rechnen, wenn ein člyix (Ziphius) strandete; dessen Fett ist nicht bekömmlich und wirkt abführend, was ihnen aus alter Erfahrung sehr gut bekannt ist.

Von einer wirklichen Jagd kann man dann nicht sprechen, wenn ein t o t e r W a l von den Wellen langsam gegen die Küste getrieben wird. Schwimmt er in erreichbarer Entfernung, macht man den Versuch, ihn ans Land zu ziehen. Der dichte Schwarm bekannter Hochseevögel verkündet den Leuten weit und breit dieses freudige Ereignis und von allen Seiten rudern sie heran. Unerschrocken wagen sie sich weit in die offene See vor und vereinigen ihre Kräfte, um das ungeheure Tier an den nächsten Strand zu schaffen. Sie nehmen eine günstige Meeresströmung zu Hilfe und ordnen sich in der gleichen Richtung. Jeder Mann stößt seine große Harpune dem Tiere tief in den Leib und läßt die lange Leine (Abb. 35) ablaufen. Im Kanu muß er sich vorsichtig verhalten, sobald diese sich strafft. Nun rudert jede Frau ihr eigenes Kanu auf die nächste Küste zu, während die Männer mit dem aufgerollten Lasso den Wal nachziehen. Lautes Schreien bringt Gleichmäßigkeit in ihre Anstrengungen hinein. Sind etwa zwanzig Kanus beisammen und hilft die Meeresströmung reichlich mit, nähert sich dieser seltsame Zug langsam dem nächsten Ufer. Damit ist der Erfolg eigentlich schon erzielt, weil *weder schwere See noch Unwetter diese Beute den glücklichen Indianern* entreißen kann. An der langen Lederleine ihrer Harpunen halten sie das Tier in nächster Nähe des Landes. Noch sicherer sind sie, wenn sie auf das Ufer springen und von da aus den Wal heranziehen können. Sie bemühen sich, das noch im Wasser schwebende Tier zu einer flach abfallenden Stelle dieses Strandes weiterzubefördern. Parallel zur Küste halten sie es und der lange Lasso ihrer großen Harpune bleibt stramm gezogen. Sollte die Knochenspitze sich lösen, wird sie abermals und tiefer in den toten Tierleib hineingestoßen. Je nach der Stärke der Strömung müssen viele Männer die gewaltige Beute ganz nahe der Küste sichern und zuweilen bei Nacht ihre Wachsamkeit fortsetzen; denn die unruhige See triebe sie bestimmt an eine andere Stelle oder wieder weit hinaus. Man wartet eine Sturzwelle oder eine hohe Flut ab, die den Wal mit einem kräftigen Stoß auf den Strand setzt. Bis das erreicht ist können Tage vergehen. Inzwischen machen sich einige Leute heran und schneiden große Fettlappen aus dem Tierkörper heraus, die sie

[289] Chapman: XXVII hat übertrieben, als er noch 1907 schrieb: „Whales are plentiful in these waters, from those of the largest size known to some of the smallest."

[290] Am 19. Juli 1902 noch meldete Wilson (MM: XXXVI, 277; 1902) aus der Missionsstation Tekenika: „A little time ago a whale was found on the beach in Canoe-coach."

in ihren Booten zum Strande bringen. Früher oder später setzt ihn die Strömung doch auf festen Grund. Nun können sie diese reiche Beute genießen.

Noch glücklicher sind sie dann, wenn die Sturmflut allein einen Wal aufs Land wirft, ist doch dadurch der Tisch ohne ihr Zutun reichlich gedeckt. Einerlei, wo dieses sehr begehrte Geschenk der Mutter Natur hinfällt, viele Familien enthebt es für einige Zeit der alltäglich drängenden Nahrungssorge.

Zu einem wirklichen Angriff sammeln sich die Leute um einen kranken oder todesmatten Wal. Er wird leicht erkannt; denn er hält sich fast regungslos schwebend an der Oberfläche. Dadurch werden die großen Seevögel in Menge angezogen, die ihn umkreisen. Wenn er nach langen Pausen nur noch wenige Bewegungen macht, nähern sich ihm mehrere Kanus und die Männer werfen ihre großen Harpunen gegen ihn ab. Viele und schwere Wunden wollen sie dem Tiere in kürzester Zeit beibringen; deshalb schleudern sie alles ab, was sie an Waffen besitzen. Merkwürdig schaut der mit vielen Wurfspießen, Speeren und Harpunen gespickte Wal aus, zumal er sich immer noch etwas bewegt. Stunden um Stunden bemühen sich die Männer, stoßen mit äußerstem Kraftaufwand ihre Waffen dem matten Tiere in den Leib, reißen sie wieder heraus, wenn ihr Vorrat an Harpunen und Spießen erschöpft ist und ermüden bei der erregten Kraftanstrengung nicht eher, bis sie ihrer Beute sicher sind."[211]

Nicht selten entwischt auch ein Wal, unangenehm gereizt durch die vielen Wunden und schmerzhaften Belästigungen. Die Männer zerren nämlich stark am Lasso, nachdem sie die große Harpune tief hineingestoßen haben, um die Wunde zu erweitern und stärker bluten zu machen. Das aufgeregte Tier bringt nicht selten mehrere Kanus durch starke Bewegungen seines Körpers oder durch kräftige Schläge mit seiner Schwanzflosse zum Kentern. Die gefährdeten Insassen finden zuweilen den Tod in den Wellen.

Gelingt es den vielen Männern, das Tier wirklich zu töten, zerren sie es an den Strand. Daneben hauen sie ihre Hütten auf und tun sich gütlich an der reichen Beute. Zuweilen aber verbleibt der kranke Wal nicht an der gleichen Stelle, sondern schwimmt weiter. Die meisten Familien versuchen es, ihm zu folgen. Während die Frauen das leichte Fahrzeug lenken, stoßen die Männer ihm die große Harpune tief in den Leib und lassen den langen Lasso ablaufen, dessen Ende sie mit beiden Händen fest fassen. Dabei zieht der Wal das Kanu hinter sich her. Nun beginnt eine sehr gewagte Fahrt! Steigt der Wal in bedeutende Tiefen hinunter oder beschleunigt er seine Flucht, muß jeder Mann im gefährlichen Augenblicke die Leine freigeben. Er verliert zwar seine Waffen, aber rettet sich und den Seinigen das Leben. Vielleicht taucht das verfolgte Tier in erreichbarer Nähe nochmals auf; dann gehen es die

[211] Eine derartige Jagd schildert Bennett (MH: IX, 12; 1875) sehr erstaunt: „This evening some ten or more canoes came, each having a share of the poor whale, which literally was filled by inches, having received into its body somewhere about a hundred spears, and from first to last was being followed and wounded from Friday, four p. m., till ten p. m. (Saturday, 22. April 1874)."

Männer mit erneutem Mute an. So lange ihnen Aussicht auf Erfolg winkt, sind sie dahinter her und äußerster Lebensgefahr setzen sie sich aus; denn diese ergiebige Beute zu verlieren, bedeutet für sie einen empfindlichen Verlust, ohne die vielen Waffen zu verrechnen, die nutzlos aufgeboten wurden.

Etwas günstiger sind ihre Jagdaussichten, wenn sie einem vom Schwertwal *špéjaši* (Orca magellanica) **verfolgten Wale** nachgehen. Allerdings gestaltet sich ihr Unterfangen dabei weit bedenklicher. Bekanntlich hat es jenes Tier zur Gewohnheit, jüngere, kleine Wale anzugreifen. Mit seiner kräftigen Rückenflosse schlägt und sticht er gegen den Wal, der sich nur durch Flucht retten kann. Letzterer steuert engen Wasserarmen und seichten Buchten zu. Sein Verfolger eilt ihm nach und verwundet ihn sogar schwer, der Wal sucht sich durch öftere Sprünge aus dem Wasser zu helfen (S. 37). Das ist den Indianern gut bekannt.[502] Der *špéjaši* ist nicht nur von einigen Vertretern seiner Art, sondern mehr noch von kleineren verwandten Tieren begleitet; ihn selber betrachtet man als den "Herrn", dem die anderen seines "Volkes" nacheilen. Sieht sich der verfolgte Wal arg bedrängt, nähert er sich in seiner Verzweiflung der Küste. Jetzt werden auch die vielen Begleiter deutlicher sichtbar, die vorher oft über die Wasserfläche emporgestiegen waren. Seine letzte Zuflucht findet der bisweilen schwer verwundete Wal darin, daß er sich auf den seichten Strand einer stillen Bucht gleiten läßt, wo seine aufdringlichen Verfolger endlich von ihm ablassen.

Der scharfen Beobachtung unserer Yamana entgeht ein auffälliger Kampf der großen Seetiere nicht und sie eilen ihnen entschlossen in den Kanus nach; sie wissen, daß der verfolgte Wal sich mit Vorliebe in eine flache Bucht flüchtet. Eiligst stoßen sie ihm ihre großen Harpunen in den Leib und sorgen an der aufgerollten Lederleine, daß die Wunden sich erweitern. Sind viele Männer beisammen, erhält der Wal unaufhörlich einen Harpunenstoß nach dem anderen und der beträchtliche Blutverlust macht ihn todesmatt. Gehetzt von den Delphinen und von den Indianern beendet er sein Leben in einer geschützten Bucht, meist dem flachen Strande aufliegend. Augenblicklich machen sie sich über die Beute her. Vielleicht müssen sie den Untergang einer oder mehrerer Kanus beklagen, die der Wut des todesmatten Wales zum Opfer gefallen sind.

Offensichtlich ist es **sehr gefährlich**, im schwachen Rindenboote einem Wal sich zu nähern. Dennoch entschließen sich mutige Männer dann, wenn sie aus manchen Anzeichen entnehmen können, daß er krank oder von Delphinen schwer verwundet ist.[503] An ein gesundes, ausgewachsenes Tier wagt sich niemand heran; denn sie könnten es mit den schwach wirksamen Harpunen nicht töten. Daß die Indianer mit diesen Waffen überhaupt etwas erreichen, ist der Erfolg ihrer ununterbrochenen Anstrengungen. Immer wieder müssen sie eben ihre Harpunen und Speere tief in das ermattete Tier

[502] Hyades (a): 34 schreibt ausführlich darüber.

[503] Die zu kurzen Angaben, die Hyades (b): 22 macht, geben nur ein unvollständiges Bild von einem derartigen gefährlichen Unternehmen, an dem viele Männer beteiligt sind.

hineinstoßen, bis es aus vielen Stichen blutet. Tage hindurch wird es verfolgt, bis es endlich seinen zahllosen Wunden erliegt. Staunenswert ist der Wagemut dieser kleinen Menschen. Allein mit der Harpune, wie Bove (c): 158 und mit ihm Lovisato (b): 136 anerkennt, „einer so einfachen Waffe ausgerüstet, ziehen sie aus, den Walfisch anzugreifen, aber oft genug werden Canoe, Harpunierer und Ruderer durch einen Schlag vom Schwanz des getroffenen Tieres in die Luft geschleudert". Sie denken an die reichliche Fülle von Speck und Fleisch, sowie an die anderen wichtigen Dinge, die ein einziger Wal, sei er groß oder klein, vielen Familien oft ganz umsonst liefert.

3. Jagd auf Vögel

In der Heimat der Yamana wimmelt es von Landvögeln und Seevögeln. Eine buntfarbige, vielgestaltige befiederte Gesellschaft belebt die Inseln und Felsen, bevölkert die Buchten und Lagunen, durchquert in Scharen die vielverschlungenen Wasserarme und den weiten Luftraum bei stürmischem und sonnigem Wetter. Alle sind sie dem Indianer nach ihren Gewohnheiten und Eigenarten g u t b e k a n n t; doch finden sie besondere Beachtung bei ihm nur insofern, als sie ihm etwas zu bieten oder zu sagen haben. Einige liefern ihm ein schmackhaftes Fleisch und andere die frischen Eier im Frühling, diese überlassen ihm begehrte Federn zum Körperschmuck und jene ihre Knochen zu Halsketten, einzelne verkünden ihm den Wechsel des Wetters oder der Jahreszeiten und wenige sind ihm Verkünder wissenswerter Ereignisse in der Ferne, selbst in der Zukunft, alle aber leben sie in seinem Glauben als die Nachkommen jener Bevölkerungsschicht weiter, die lange vor den heutigen eigentlichen Menschen diese Gegend bevölkert hatten.

Doch, wie nicht anders zu erwarten, bedeuten für ihn am meisten jene Arten, die seinem Lebensunterhalt dienen. Nicht jedwedes fortfliegende Tier, das in Reichweite des Indianers kommt, reizt seinen Gaumen und seine Eßlust: er unterscheidet mit gutem Urteil und w ä h l t b e w u ß t, was ihm bekommt. Wenige Arten nur sind es, die er aus der reichhaltigen Vogelwelt seiner Heimat für den eigenen Bedarf in Anspruch nimmt. Was ihm nicht dient und seinen Wünschen nicht entspricht, läßt er leichten Herzens beiseite. Wählerisch und klug beobachtend zeigt er sich überall, nicht zuletzt beim Auswerten der ihm erreichbaren Vogelarten.

Von vornherein sieht er über kleine Tiere hinweg; was sie an Fleisch ihm überlassen könnten, wäre seine Anstrengungen nicht auf. Reiher und Enten bedeuten für ihn überaus wenig, sind sie doch nur Haut und Knochen. Hochseevögel und die leicht erreichbaren Raubmöven, vor allem die Tagraubvögel, wie Condor und Falke, Aasgeier und Habicht, stoßen ihn ab, weil sie sich von tierischen Abfallstoffen nähren. Andere Vögel indes mag er in seiner Speisenauswahl nicht missen, sie sind ihm eine willkommene Abwechslung in der faden Schmackhaftigkeit seiner einförmigen Fleischkost. Vorwiegend sieht er es auf die Pinguine und Kormorane, auf die Wildgänse und

Enten, endlich auf Austernfischer und Seetaucher ab. Der vorherrschende Trangeschmack ihres Fleisches belästigt ihn nicht; er fühlt das zwingende Bedürfnis nach reichlichem Fett in jener kalten Gegend, in der er bei ungenügender Körperbedeckung und dürftigen Wohnungsbedingungen aushalten muß.

Aus der Art, wie er Vögeln nachspürt, erkennt man seine scharfe Beobachtungsgabe. Deren Lebensgewohnheiten bilden die Voraussetzung für seine Jagd- und Fangmethoden. Letztere lassen wieder auf seine Geistesgaben schließen, weil die Zweckmäßigkeit seiner Gerätschaften kaum zu übertreffen ist.[244] Den Naturmenschen weit mehr als den von vornherein in bequemere Bedingungen gestellten Kulturmenschen erzieht die Umwelt, die Sorge um den notwendigen Lebensunterhalt macht ihn zum genauesten Kenner seines Gebietes und zu einem unübertrefflichen Erfinder im Bereiche seines Wirkungskreises. Das gilt in höchster Steigerung von einem Volke, das, wie unsere Feuerländer, auf der sogenannten wirtschaftlichen Sammelstufe steht. Es ist und bleibt ja ganz und gar von dem allein abhängig, was ihm die Natur in seinem Heimatgebiete freiwillig bietet. Will es sich also am Leben erhalten — und dazu zwingt ihn der stärkste Trieb —, muß er sich in scharfer Überlegung und bei oft wiederholten Versuchen aus der Erfahrung das entnehmen, was ihm dient und was ihn sicher zum Ziele führt, bei einem möglichst geringen Aufwand von Anstrengungen.

Abb. 56. Gebrauch der Schleuder

Trotz des Reichtums an Vögeln bevorzugen die Yamana, wie gesagt, bestimmte Arten, vor allem die Pinguine und Kormorane, die Wildenten und Seegänse. Unter diesen treffen sie nochmals Auswahl und bringen in ihr Mahl etwas Abwechslung. Auch zielen sie auf die riesigen Hochseevögel (Diomedea, Querquedula, Phoebetria, Puffinus, Thalassoea), auf Möven (Larus), Seeschwalben (Sterna) und Schwäne (Cygnus melanocoryphus), dann und wann auf Landvögel, wie Reiher (Nycticorax), Schnepfen (Gallinago), Brillenibis (Theristicus), Regenpfeifer (Charadrius), Wasserläufer (Totanus), Wasserhühner (Fulica) und Austernfischer (Haematopus); schließlich auf die kleinen Sing-

[244] Das tritt nicht in die Erscheinung, wenn man die verschiedenartigen Fang- und Jagdmethoden mit knappen Worten abtut, wie beispielsweise Ourza (g): 53 oder wie Martial: 186. Abweichend davon betont Bonnet (k): 240 nachdrücklich die Geschicklichkeit der Yamana auf der Vogeljagd: „Tienen diversos métodos de cazar y matar pájaros, y en todos ellos manifiestan mucha destreza."

vögel, wie Drosseln (Turdus, Curaeus), Sperlingsvögel (Cinclodes) und auf die Papageien (Microsittace).[344] Manche töten sie durch Steinwürfe aus der bloßen Hand oder aus der Schleuder (Abb. 56), andere mit Bogen und Pfeil, andere mit dem sogenannten Vogelspeer (Abb. 57), andere mit Schlingen und Fallen, je nachdem das Vorgehen einen Erfolg verspricht. Die wichtigeren Vogelarten werden nach bestimmten Methoden erjagt, die von der Geschicklichkeit, List und Tatkraft des Jägers ein sehr günstiges Zeugnis ablegen.

a. *Pinguine*

Befremdlich klingt es nicht, daß der Yamana am häufigsten den Pinguinen nachjagt. Sie bevölkern dort in ansehnlichen Gruppen die Felsen und Wasserarme. Schon Fitz-Roy (a): 184 hatte beobachtet, daß „penguins are much prized". Am leichtesten erreichbar, weil am häufigsten in den Kanälen anzutreffen sind der Brillen-Pinguin *lárka, lálla* (Spheniscus magellanicus) und der Felsen-Pinguin *kyldina* (Spheniscus Humboldti), denen an Individuenzahl und Körpergröße die zwei verwandten Arten, der goldhaarige Pinguin *kálawina* (Catarrhactes chrysocome) und der Goldschopf-Pinguin *hérnuy* (Catarrhactes chrysolophus) nachstehen. Der bedeutend größere Königspinguin (Aptenodytes patagonica) bevorzugt die südlicheren Gewässer und tritt im eigentlichen Wohnbereich der Yamana sehr selten auf.

Tagsüber verweilt die Mehrheit der beiden erstgenannten Arten auf außenliegenden Eilanden und Felsen. An windstillen Tagen, die selten sind, rudert die Familie mit ihrem Kanu dorthin. Der Mann steigt an Land und erreicht mühelos die schwerfälligen Tiere, die er mit einem Knüppel niederschlägt. Bequem tötet er ein gutes Dutzend in einigen Minuten, wirft sie in sein Fahrzeug und verläßt diese Stelle wieder.

Für gewöhnlich sieht er sich darauf angewiesen, jene Einzeltiere zu erlegen, denen er dann und wann auf seinen Fahrten begegnet. Die Pinguine bilden gerne kleine Gruppen und sind nicht scheu. Mit einiger Geschicklichkeit kann sich der Jäger ihnen nähern. Die Frau rudert das Kanu auf sie zu, während der Mann sowohl die Schleuder als auch den Vogelspeer bereit hält; in einem Augenblick muß er sich so oder so entscheiden. Von der Schleuder verspricht er sich wenig, weil nur ein sehr günstiger Steinwurf den starken Pinguin betäubt. Deshalb bemüht er sich, ihm ganz nahe zu kommen. Den Vogelspeer wirft er lieber ab. Ob dieser nun eine oder zwei Knochenspitzen hat (Abb. 57), fast immer wird das Tier tödlich getroffen; denn die schwere, grobe Waffe reißt eine weite Wunde auf, an der es schnell verblutet. In die Tiefe sinken kann es nicht, das verhindert teilweise der hölzerne Speerschaft. Bequem hebt man es in das Kanu.

Eine Einzelfamilie fährt also auf jene Stellen zu, an denen diese Vögel sich tummeln und versucht auf die erwähnte Art ihr Jagdglück. Bisweilen

[344] Eine fast vollständige Namensliste der von den Yamana gejagten Vögel hat Hyades (f): 362 aufgestellt. Aus ihr ersieht man sehr leicht die große Auswahl.

Abb. 57. Vogelspeer Nat. Gr.

schließen zwei oder mehrere Fahrzeuge eine kleine Pinguinenherde umkreisend ein; sie werfen ihre Speere aus größerer Entfernung ab oder schwingen die Schleuder mit schweren Steinen. Einem verwundeten oder betäubten Vogel ist leicht sowohl auf dem Wasser wie auf dem Lande beizukommen. Da der Pinguin strekkenweise ganz wenig unter der Oberfläche schwimmt und sich durch ein sanftes Pfeifen anlocken läßt, unterrichtet der Jäger seine Gattin, wie sie das Kanu steuern soll. Er beobachtet die Bewegungen des Vogels und versucht, dem aus dem Wasser aufsteigenden Tiere im Abstand von 2 m und weniger plötzlich zu begegnen. Den Augenblick, da der Pinguin aus dem Wasser emporsteigend seinen Kopf über die Wasseroberfläche erhebt, muß der geistesgegenwärtige Jäger ausnützen und ihm den Speer in den Leib stoßen; die Nähe des Bootes, die das ahnungslose Tier erschreckt, ließe es sofort wieder untertauchen. Das Jagen der Pinguine zeigt, wie Mann und Frau aufeinander angewiesen sind und wie ihr Zusammenarbeiten den Erfolg bringt, zum Vorteil für sie und ihre Familie.

β. Kormorane

Nicht minder wertvoll als die Pinguine sind für den hungrigen Yamana die dort fast ebenso zahlreichen Kormorane, auch Seeraben und Scharben genannt. Für diese Indianer kommen vorwiegend vier Arten in Betracht, nämlich der Vigunkormoran *tayalkiua* (Phalacrocorax olivaceus), der magellanische Kormoran *ḫyteş* (Phalacroc. magellanicus), ferner die Haubenscharbe *mâşnim* (Phalacroc. gaimardi) und endlich die schwarze Scharbe *yčkşş, yčqsăš* (Phalacroc. atriceps) (Abb. 58). Andere Arten, wie Phal. verrucosus, besuchen nur gelegentlich die inneren Kanäle. Das Fleisch dieser Vogelarten ist zäher und trokkener als das der Pinguine, trotzdem ist es dem Indianer willkommen. Auch für deren Knochen und Federn hat er Verwendung.

Man sieht die Scharben meist zu kleinen Gruppen vereinigt auf dem Wasser und auf dem Strande. Der Jäger versucht ihnen nahe genug zu kommen, daß er seine Schleuder erfolgreich gebrauchen kann, falls mehrere Tiere eng beisammen stehen. Er wählt zwei bis vier mittelgroße Steine, die er gleichzeitig mit Kraft abwirft.[220] Gegen den Kopf der Tiere zielt er und ein Steinwurf betäubt sie so sicher, daß er sie leicht ergreifen kann. Jenen, die weniger verletzt wurden und noch zu entkommen trachten, geht er nach, sei es im Boote oder auf dem Lande; er tötet sie mit dem Vogelspeer oder mit einem Knüppel. Im Wasser sind sie schwerfälliger als die Pinguine.

An Tiere, die auf flachem Gelände übernachten, schleicht er sich in der Dunkelheit bei ruhigem Wetter heran. Ihr Schlaf ist jetzt nicht tief. Werden sie aufgeweckt, pflegen sie wegzulaufen, nicht aber aufzufliegen. Ein Stück trockener Rinde, die nur wenig an einer kleinen Stelle glimmt, verbirgt er vorsichtig, bis er vor den Vögeln steht. Plötzlich schwingt er das Rindenstück oder einen glimmenden Knüppel, dessen freies Ende in dünne Teilchen gespaltet wurde, nach Art einer Fackel *kégin*, rasch in der Luft herum; es leuchtet auf und blendet die erschreckten Tiere. Ehe sie sich recht

Abb. 58. Phalacrocorax atriceps

besonnen haben, schlägt der Jäger mehrere mit einem Knüppel nieder und läuft nach jenen nach, die flüchten. In kürzester Frist gibt er sich mit seiner Beute, die bei solchem Vorgehen immer reich ausfällt, ganz zufrieden.

In stürmischer, regnerischer Nacht haben die Scharben einen festen Schlaf; sie stecken ihren Kopf unter einen Flügel und vergraben ihn tief in den Federn. Auf allen Vieren kriechend erreicht der Jäger sie bestimmt, ohne besondere Vorsicht aufbieten zu müssen. Mit sicherem, festem Griff beider Hände packt er den gekrümmten Hals des Tieres, schlägt augenblicklich seine Zähne in das Halsstück, das er zwischen seinen beiden Fäusten frei gelassen hat, und während er in das Genick hineinbeißt, brechen es beide Fäuste durch. Lautlos stirbt der Vogel. Der Jäger ergreift unverzüglich den nächsten in der gleichen Weise. Zuweilen gibt trotzdem ein sterbendes Tier einen leisen Ton von sich oder zappelt krampfhaft. Dadurch werden nahestehende Vögel geweckt. Sie beruhigt der Jäger dadurch, daß er mit seinen

[98] Hyades (g): 35 erwähnt kurz: „Zum Töten der Vögel knicken sie sich den Schädeln, in deren Handhabung sie sehr geschickt sind."

Händen ein totes Tier aufrichtet und geschäftlich von einer Seite zur anderen zeigt. Dank der schädlichen Finsternis und des unregelmäßigen Stürmens läßt sich der aufgescheuchte Vogel schnell beschäftigen und getäuscht steckt er seinen Kopf wieder unter den Flügel. Der Jäger versucht noch weiter sein Glück, bis die reiche Beute ihm genügt.[327] Die getöteten Tiere läßt er bis zum nächsten Morgen liegen und unauffällig, wie er gekommen, zieht er sich wieder zurück. Ihm ist es jetzt darum zu tun, diese Vogelgesellschaft nicht zu erschrecken, weil sie wohl auch in der nächsten Zukunft noch an dieser Stelle nächtigen wird und er nicht vergeblich sich hier wieder einfinden möchte.[328]

Bei dieser Fangmethode bekunden die Yamana eine unglaubliche Geschicklichkeit im Beherrschen ihres ganzen Körpers und im Täuschen der erschreckten Vögel. Einen Nachts begleitete ich zwei Männer und wollte sie nur beobachten. Hinter ihnen schlich auch ich mich heran. Dadurch allein, weil mir jede Übung fehlte, hätte ich sie fast um ihren Jagderfolg gebracht.

Am liebsten nisten die Kormorane auf den glatten, steilen Felsen, die weit in die offene See vorgeschoben sind. Manche Wände, in denen Hunderte dieser Tiere ihr Nest einrichten, von unten zu erklettern ist unmöglich. Bisweilen läßt sich ein Aufstieg an der gegenüberliegenden Seite erzwingen und den Yamana fehlt der Wagemut hierfür nicht, wenn die Nahrung knapp geworden ist. Mehrere Männer ziehen gemeinsam in einer schwarzen, stürmischen Nacht los, nachdem sie sich über die örtlichen Verhältnisse bei Tageslicht einige Sicherheit verschafft haben. Sie ersteigen die Höhe des Felsens und nähern sich dem Rande der steilen Wand, an der die vielen Nester eingebaut sind. Ein jüngerer Mann bindet sich einen festen, langen Riemen dicht um die Lenden. Von den anderen Männern, die einen sicheren Halt gewonnen haben, wird er vorsichtig herabgelassen. Vorher vereinbarte *sie bestimmte Klopfzeichen, die jener Mann* denen dort oben durch Schlagen gegen den Riemen geben muß, damit er sich erfolgreich bewegen kann. Den schlafenden Kormoran, der seinen Kopf unter dem Flügel versteckt hält, packt er am gekrümmten Hals und hebt sein Gewicht durch. Augenblicklich stirbt das Tier. Je nach dem Gelände läßt er seine Beute nach unten fallen oder bindet sie an einer um die Hüften gezogenen Schnur oder an einem herabgelassenen Riemen. Sofort faßt er nach einem anderen Vogel. Das Stürmen und Brausen der finsteren Nacht begünstigt ihn und wegen der reichen Menge von Vögeln ist ihm guter Erfolg sicher, sollten auch manche Tiere aufwachen und entweichen. Überkommt ihn Ermüdung oder sieht er sich bereits schwer mit Beute beladen, läßt er sich heraufziehen. Meistens hat ihn ein anderer Mann bei dieser Arbeit ab; denn man will

---

[327] Zweimal beobachtete Stanton (MSS. III, 114; 1869 und MS. XIII, 117; 1879) einen Angriff der Yamana auf Kormorane oder ausführlich.

[328] Ebenfalls wird von Fitz-Roy (a): 181 bekanntgegeben: „the succeeding night, birds are caught when roosting, not only by the men but by their dogs, which are sent out to seize them while asleep upon the rocks or beach; and as well one these dogs trained, that they bring all they catch safely to their masters." Weitere Gewährsmänner wollen nichts davon

dieses günstige Gelegenheit gut ausnützen und für die Überwinterung Anordnungen sich sorgfältig vorbedächtigen. Daß solchen Unterfangen gefährlich ist, wissen die Leute sehr wohl;[**] aber wenn die Not sie treibt, entschließen sie sich auch dazu[**] und ersinnen sich gegebenenfalls an besonderer Vorsicht.

Noch mit einer anderen Schwierigkeit hat der Jäger hierbei zu rechnen, die ihn mitunter in größte Gefahr bringt. Seine Frau muß ihn an jenen kalten Februartagen oder eisigkalten Oktober Stürzen hinausbegleiten, auf denen er die Schneehuhn jagen will. Er kauert bei Tage und hält sich hier verborgen, bis am Abend die erwarteten Vögel ihre Nester aufsuchen. Inzwischen ist den Kaun in eine nahere Bucht auf einer anderen Insel aufbrechgeblieben, hat ihre jungen Hunde neues Fleisch und Trinkwasser aufbrechgebracht. Doch wehe ihm, wenn plötzlich schlechtes Wetter eintritt und er länger als geplant an dieser Stelle aufbrechgehalten wird. „Many days may pass before his wife can venture to cross over the inlet to take him off. The solitary man then hankers to the utmost his limited supply of fresh water. The rising billows nearly overflow the inlet, sometimes quite so, and threaten to wash him away, and the spray keeps him thoroughly wet. I have heard of very distressing cases, where the men have had to drink dog's blood and to eat them raw, and when they have nearly perished with the cold." (Diese Schilderung, von Bancroft (MM. XIII, 158; 1879) der Wahrheit entnommen, gibt die vielen Gefahren und Opfer an erkennen, die dem Tamanu auf der Jagd nach den Schnehuhn begegnen. Allerdings kommt ihm seine genaue Ortskenntnis und seine sichere Beurteilung des Wetters gut zustatten, vorausgesetzt er sich nie verregnen in Gefahren selbst (Vgl. Hyams [a]: 260).

Sogar auf **nützlichere Dinge**, die mehr dem Wasserwandern verbleibt und leicht zu erreichen sind, überraschen diese Vögel. Solche Dinge werden wegen der mühsamen Gummibeingewinnung schnell ab. Wenn sie hinaus kommen entlaufen dorthaben, sind sie den Schnehuhn noch mehr erschwerlich, aber schädigen sie auf den Ästen in reicher Zahl. Auch an die schlafenden sich der Indianer heran, schießen zunächst einen jener Hinaus auf bringt sie schlafenden Tier nach dem anderen um, indem er ihm den Genick durchbeißt und so auf den Boden fallen läßt. Um gut gedeckt zu sein, benutzt er seinen Körper gute schweren. Auch für diesen Unternehmen wird eine meisterhafte Geschicklichkeit vom Jäger gefordert. Der bereitige Bancroft (MM. XIII, 158; 1879) schreibt: „All are not able to shoulder themselves in the difficult art of shag catching, but such as do become valued members of society," und ihre Führung verstehen sich die übrigen Männer an.

Endlich Jagt man die Schnehuhn noch auf eine andere, doch einfache

---

[**] Der bereitige Schilderungen des Bancroft (MM. XIII, 157; 1879) gemäß hat „Many accidents occur in following these risky pursuits. Sometimes sharp rocks cut the shags sometimes the men slips, has go for his bold, and falls into the ranging sea below."

[**] In gleicher Weise haben diese bei den Lummenvögeln Bancroft (in Tikk. XIII, 214; 1884 und in MM. XIII, 158; 1879), Pennant (in: Tikk. Dreamt (in: 39 und ugl. MM. Dreamt ugl. 39 u.a. dargestellt.

und empfehlenswerte Weise, nämlich mit eigenem Köder in einer Art von Falle, ‚Hamer' genannt. Diese Vorgehen empfiehlt sich für ebenen Erdreich und für solche Stellen, an denen höhere Felsen mit Nistlöchern fehlen. Man rammt einen festen Pfahl in die Erde, an dem man mehrere lange, dünne Sehnenschnüre befestigt; eine jede endet in ein kurzes, beiderseitig zugespitztes Knöchelchen, das man mit einem toten Fisch überzogen hat. Mit einer sehr lockeren, dünnen Schicht trockener Algen überdeckt man unvollständig den Köder und legt einige Fetzstücke obendrauf. Diese sollen zunächst Möwen anziehen. Mit ihnen treffen bei diesem Köder auch Kormorane ein, die jene verunkerten, toten Fische verschlucken. Das darin verborgene spitze Knöchelchen stellt sich ihnen im Magen quer und sie möchten das Unbehagen los werden; doch je länger sie zerren und würgen, um so sicherer verletzen sie sich.[201] Der Fallensteller kann sie leicht erreichen.

Auf Banards sich stützend beschreibt Hyades (q): 359 eine andere ähnliche Köderanlage. Diese „consiste en trois arêtes de bois dur, bien aiguës, fixées ensemble en bout d'un bâton recourbé; leurs pointes, divergeant un peu l'une de l'autre, sont enfoncées et masquées dans un appât de chair de poisson: les cormorans se prennent à ce piège, en avalant, avec l'appât, les éclats de bois qui pénètrent profondément dans la gorge de l'oiseau, et entraînent sa mort". Sogar mit dem sogenannten Schlingrutenbe (Abb. 60) fängt man einzelne Kormorane ein. BD: 465 schreibt rückständig, to catch dogs with a noose at the end of a long rod. Selbstverständlich wählt man die eine oder die andere Methode, je nach den örtlichen Bedingungen.

7. Wildgänse

Noch mehr als die lederschwarten Seelöwen (Bd. I, 282) schätzen unsere Yamana das Fleisch der Wildgänse, Muš. generic term for geese, nach BD: 291. Am häufigsten treten Alopex (Chloëphaga magellanica) und Mrez (Chloëphaga poliocephala) auf; die streng monogam lebende Mkul (Chloëphaga hybrida) ist sehr scheu und schwer erreichbar.

An flachen, mit frischem Gras bedeckten Plätzen finden sich die Wildgänse gegen Abend ein. Diese Gelegenheit benützt man, um die große Schlingenleine, wie ich diese Falle nennen möchte, zum Massenfang auszulegen (Abb. 59). An einer starken, aus Schnurlassen vom Wal oder sonstwie geflochtenen Schnur oder an einem festen Lederriemen von Robbenfell dann oder werden, in Abständen von etwa 60 cm und mit einfachem Knoten, so viele einzelne Laufschlingen aus Fischbein kdr-ôl angebracht, als die etwa 20 m lange Leine zuläßt. Jede geöffnete Schlinge hat einen Durchmesser von höchstens 20 cm und besteht aus einem einzigen Stück. Deshalb schließt sie sich nicht so sicher wie die aus zwei verschiedenlangen Fischbeinstücken zusammengesetzte Schlinge der Seelöwen (Bd. I, 283, Abb. 63); diese

[201] Dieses Köderen meint Banard (h): 198, wenn er schreibt: „Pour les cormorans on bâtit un radeau de quelques pieds de carré."

letztere Arbeit bewerkstellige ich dermaßen als vollkommenster. Außerdem liegen bei dieser Schlingen auf beiden Seiten der Leiste, während die Tramen sie nur an einer Seite umschlingen.[*] Die beiden Enden der langen Leiste befestige man

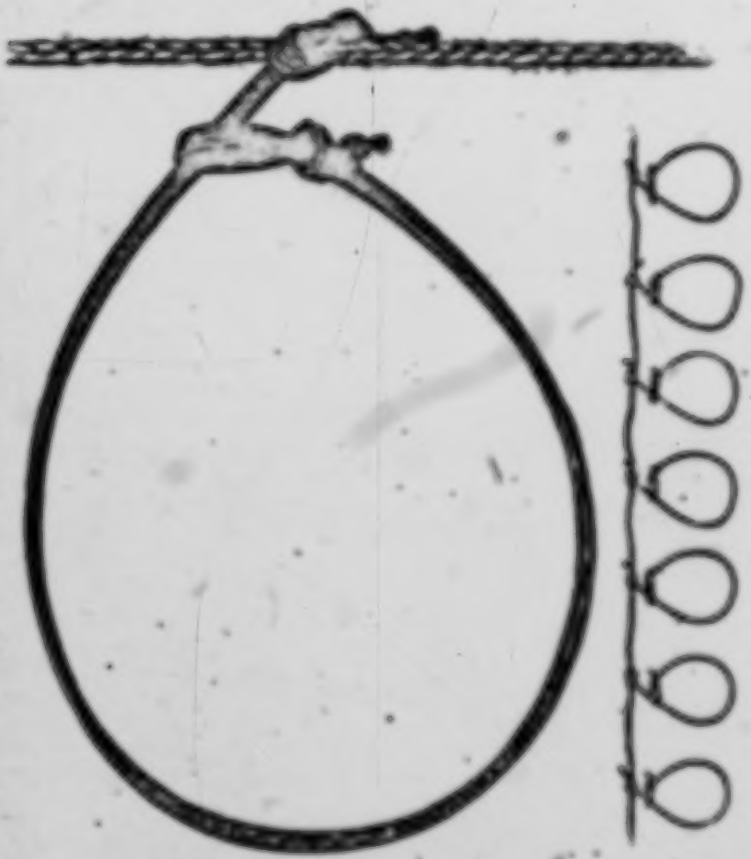


Abb. 39. Die große Schlingenleiste. ⅓ nat. Gr.

an kurzen Pflöcken, die in die Erde gesteckt werden; zuweilen stellt man auch den einen oder anderen mittleren Pflock dazwischen und sichert geeignet

[*] Diese Unterschiede nach ihrer Zweckmäßigkeit näher zu begründen, bin ich nicht imstande. Ich vermute, daß wiederum im Gebiete der Tramen stehe der Faden unterhalb der Kettfäden nicht genügend gleichmäßig lot, um den entsprechenden Anforderungen einer doppelreihigen Schlingenleiste zu entsprechen. Vgl. die kurzen Angaben auf S. 48b.

die ganze Schlangenhaut. Gefährt Jagua die einzelnen Leuchtschlangen Tuck dem Boden auf.[**] Eine Wildgans, die gewandt vorwärtsfliegt, verfängt sich darin, stürzt sie um und schlägt sie um so heftiger, je mehr sie darum ringt. Der Jäger beobachtet seine Falle aus einiger Entfernung und schießt die Vögel, die ihm schon gehören. Erst wenn die noch frei herumflatternden Wildgänse durch die gefangenen Genossen der gefangenen Tiere verwirrt sind, tritt er aus seinem Versteck hervor. Er schlägt sie mit einem Knüppel tot oder dreht ihnen den Hals ab.

Dem Yanoma bietet sich weit weniger Gelegenheit, diese lange Schlangenhaut dann erfolgreich aufzustellen, als dem benachbarten Sch'kaan; die örtlichen Voraussetzungen sind bei diesem und jenem merklich verschieden. Zieht man überdies in Erwägung, daß dieses Stück mit kunstfertiger Mühe hergestellt wird und sich entsprechend aufbewahren läßt, so bedeutet es, daß nur selten ein Yanoma es besitzt. Biraam (k): 22 benötigt, „que nous n'en ayons pas vu pendant notre année de séjour à la baie Orange plus de cinq à six spécimens". Andere Beispiele sprechen übereinstimmend dafür. Biraam (q): 329 urteilt sehr richtig: „Le nuciri nous prend de vos pièges parce à notre qu'ils ne sont plus très employés pour la chasse". Daß die Schlangenhäute im Besitze der Yanoma und Sch'kaan gar mitunter übereinstimmen, erkennt man auf den ersten Blick.

Davon abgesehen, besitzt fast jeder Mann einen zwar einfachen, trotzdem brauchbaren Gegenstand zum Einfangen der Wildgänse und anderer Vögel, wie Enten, Kormorane und Pinguine. Dieses schlauch- oder sackförmige Schlingennetz (Abb. 69). Aus einem Ende einer dünnen, festen, ungefähr 2,50 m langen Schnur befestigt man eine einzige Leuchtschlinge (Abb. 69) aus einem etwa 60 cm langen, schmalen Flechtbandstreifen. Vermittels schließt sich ein Mann im Abendschlaf oder bei heller Nacht an einen Vogel heran, der auffressbaumend schläft, legt ihm die offene Schlinge über den Kopf, zieht plötzlich an und zwar den Hals, um ihm augenblicklich das Genick zu brechen. Je ruhiger dies gelingt, um so weniger werden die davonflatternden Tiere gestört und um so ergiebiger fällt die Beute für den glücklichen Jäger aus. Erst und oft verwenden die Yanoma mit diesem Schlingennetz der Glück, denn hohe viele Pfähne in ihrer Heimat sie.[***]

6. Dauerfischfänge

In den geschützten Kanälen trifft man eine ganze Zahl von Dauerfischfängen (Jaguarhaut-Reuse, Bambus-Reuse, Reuse à rapace, Harpunenfang). Die Yanoma benutzen Tuckyanoa hauptsächlich mit Gabel. Die

---

[**] Ob in die einzelnen Schlingen auch ein Köder gelegt wurde, konnte ich nicht erfahren. Biraam (q): 58 bemerkt: „Pendant quatre ou cinq jours de pourchasse, nous n'avons pas encore fait prisonnier."

[***] Kurz haben Biraam (q): 329, Lowman (k): 107 und Maximo: 178 diesen Gegenstand beschrieben, ohne selbst damit umgegangen, wie es geschildert wird.

Abb. 69. Der Schlingenstock. ½ nat. Gr.

großen Tiere leben wie schmackhaftes Fleisch. Will der Indianer Bären, wegen ihrer leckeren Schinken, auf anderen Wegen nicht bekommen können, vermeidet sie der Elch mit den Schinken, die aber nicht viel vorgeben; denn selbst ein kräftiger Bärenarm schadet dem starken Vogelin nichts. Man geht sie nur selbst reichlich mit dem Schlingenstock, dem lebensmüden Stock an. Dort, wo sie sich zusammenfinden, erwählen der Mann bei Tagesgrelle ein Gelegenheitsbäumchen zwischen zwei niedrigen Bäumen und dichtbelaubten Zweigen, das war den Ansatz will. Man bindet an einem, bis die Vögel herangeflogen kommen. Vorsichtig schiebt er durch die lockere Blätterwand den langen Schlingenstock. Über die Schlinge dem Vogel über den Kopf und wenn mit kräftigem Ruck den gefangenen Tier hoten. Es wäre zu unpraktisch, damit die anderen Vögel durch dessen Flattern nicht benachrichtigt werden.

Besonders kräftiger er sich einen besonderen Lockstock, der Bannen (NOR. XIII, 118, 1879) beschreiben hat: „Der Indian holds himself a little known. Have with a long, slender rod, having a few leaves of wickiboos at the end of it, he sits awaiting to patience the landing of the birds. When they are sufficiently near, he cleverly imitates their cry, which produces their curiosity; they approach his hiding-place nearer, till he is able with ease to reach one of them. He pulls this to to him, and if a male he keeps it alive as a decoy. He throws out his snare birds by birds, and makes his game doing-bird cry out; this brings the birds up again, and so he secures another." Das erlauben sich Grausamkeit.

Wenn immer sich Gelegenheit bietet, versucht er ein Mann, diese Enten durch Lockrufe anzulocken. Er weiß sehr wohl, wie scharfsichtig und scheu sie sind. Wenn er sich ihnen nähert, tauchen sie rasch unter und entfliehen. Häufig versteckt sich der Mann hinter einem Steine oder unter Reisig. Hat er einen großen gelben Schnabel dieser Ente bei sich, steckt er sich denselben in den Mund und spricht dadurch den Ruf des Weibchens: ti, ti... Vorsichtig tastenden den Pürschen regungslos auf seinem Fleck, stimmt er den Ruf des Männchens: tuk, tuk... an und reizt damit dessen Eifersucht. Beide Tiere streben sofort auf den Rufer zu und suchen, trotz ihrem erregten Kampfesmut, öfters unter Wasser nach dem vermeintlichen Partner. Gelingt es dem Manne, mit seinem Schlingenstabe sie zu erreichen, faßt er zuerst das Weibchen. Das Männchen entfernt sich nachher kaum und so erreicht er auch dieses. Sitzt das Weibchen auf dem offenen Strande, hält sich der Jäger ebenfalls den Entenschnabel vor den Mund und gibt die gleichen Lockrufe von sich, bis beide Tiere eifersüchtig sich bekämpfen und ahnungslos soviel an den Jäger herankommen. Er sucht sie zu fassen, indem er einem nach dem anderen den Schlingenstab über den Kopf legt und sie herauszieht.

Endlich machen sich die Indianer den unbeholfenen, kurzflügigen Flug dieser schweren Enten, die mit Vorliebe ruhige Buchten aufsuchen, zunutze. Sind zufällig mehrere Kanus beisammen, ordnen sie sich in einer Reihe, ausspannen den Enten das Entkommen auf die offene See und scheuchen sie langsam auf den Strand zurück. Währenddessen versuchen sie die Tiere mit Schlingenstäben oder Wurfspießen zu verwunden oder zu töten; auf dem Strande laufen sie ihnen mit einem Knüppel nach und schlagen sie nieder. Da jede dieser Enten gerne untertaucht und kurze Strecken unter Wasser schwimmt, bemüht sich der Jäger ihre Wegrichtung dadurch zu hindern, daß er mit seinem Schlingenstabe einige Steine abwirft, die kurz vor dem vorgehabten Tiere ins Wasser einschlagen. Dadurch erschreckt, wendet es sich zur Seite und wird unbewußt durch wiederholtes Steinewerfen zum Ufer oder in die Nähe des Kanus gelenkt, wo es dem Jäger in die Hände fällt.

c. *Andere Entenarten*

Außer der genannten Art finden sich noch andere, deren Fleisch dem Indianer willkommen ist. Am häufigsten zeigen sich atyra (Anas cristata), *mallipa* (Nettiona flavirostra), *atipatay* (Querquedula cyanoptera), *kimti* (Querquedula versicolor), *ushpakiti* (Dafila spinicauda).

Auf offenem Kanal kann sich der Jäger ihnen nur schwerlich nähern. Deshalb überrascht er sie durch Herumschleichen, wenn sie sich auf dem Ufer aufhalten. Meist stehen sie nahe beieinander. Aus geringer Entfernung wirft der Mann mit seinem Schlingenstabe einige Steine gleichzeitig in die kleine Herde hinein und eilt auf die Tiere zu. Dies genügt zu, die Tiere zu betäuben;

[99] *Auf diesen nur einmal hier genannten Anglerin Falk vgl. auch Strauss (4), 288.*

dann dadurch sind sie behindert fortzufliegen oder wegzulaufen. Jene, die unverletzt geblieben sind, entweichen schnell ins Wasser und schwimmen fort. Vom Ufer aus schleudert ihnen der Mann noch mehrere Steinwürfe nach und die verwundeten Tiere sammelt er oder seine Frau nachher vom Kanu aus dort, wo sie eben auf dem Wasser treiben, ohne viele Mühe ein.

c. *Besondere Fangweisen*

Die Yamana bleiben bei ihrer Nahrungssuche unausweichlich von den Verhältnissen ihrer Umwelt abhängig. Wollen sie durch Massenfang bescheidenen Umfanges bestimmte Vogelarten erreichen, halten sie sich an die bewährten Methoden. Darüber hinaus gehen sie jeden Vogel auf besondere Weise und mit Gerätschaften an, die den erstrebten Erfolg sichern.[205] Gewandtheit und List, scharfe Beobachtungsgabe und sicheres Beherrschen des eigenen Körpers sind ihnen dabei behilflich.

Wo sich die Gelegenheit bietet, versucht es jeder Mann, einen Vogel anzulocken und a u f z u l a u e r n. Er ahmt überraschend genau die Stimme eben dieser Vogelart nach, auf die er es absieht. Da er sich im Dickicht oder unter angehäuftem Reisig oder in einem niedrigen Hüttenversteck verborgen hält, nähert sich der Vogel immer mehr, bis er mit dem Schlingenstab erreicht werden kann. Noch erfolgreicher ist der Jäger, wenn er einen Vogel, meist eine Ente oder eine Gans, einfängt und diesen zwingt, selber im erwünschten Augenblicke laute Lockrufe auszustoßen. Hyades (q): 359 nennt dieses Vorgehen „la chasse à l'affût". Vögel, die in ihrem Neste brüten, und junge Tiere faßt der Jäger mit der Hand.

Sehr gut versteht er sich auch darauf, die zu bestimmten Plätzen nächtigenden, eingestellten Vögel mit Fackellicht zu b l e n d e n. Ein Holzscheit oder Rindenstück, das nur wenig an einem Ende glimmt, schwingt er plötzlich in der Luft herum und ehe die verwirrten Tiere sich zur Flucht entschließen, hat er oder sein Begleiter bereits eine gute Anzahl mit Knüppeln niedergeschlagen. Den betäubten Vögeln beißt man entweder den Kopf oder das Genick durch, um sie schnell zu töten. Dieses bequeme Vorgehen wählt man oft, zumal dann, wenn nahe der Hütte eine Gruppe von Vögeln sich der Nachtruhe überläßt.

Sieht es der Mann auf einen einzelnen Vogel ab, dessen Nest er entdeckt hat, fängt er ihn mit dem *hér-if*, der E i n z e l s c h l i n g e. Er benützt den schmalen Streifen aus einer Walfischharte mit dem Laufknoten, den man dem langen Schlingenstabe (Abb. 60) oben aufsetzt. Der Mann befestigt ihn an einem kurzen Stecken, den er senkrecht in den Erdboden stößt. Ist das Nest durch Zweige oder Sträucher gut verdeckt, stellt er die offene Schlinge in den Weg, den der Vogel selber sich geöffnet hat. Liegt das Nest jedoch offen, verstellt er es von allen Seiten mit Reisig und läßt nur einen einzigen

[205] Falsch ist es, wenn in Ouens (g): 53 von den Yamana behauptet wird: „Pocos veces logran cazar pájaros." Die vorliegenden Beobachtungen sind der beste Gegenbeweis.

Zugang frei, in welchem er die offene Schlinge entspannt. So oder so steckt der zum Nest zurückkehrende Vogel seinen Kopf ahnungslos in die Schlinge und schließt sie durch seine eigene Vorwärtsbewegung. Der Jäger greift augenblicklich nach seiner Beute, der Lohn für seine Geschicklichkeit.

Vereinzelt wurde behauptet, die Yamana schießen auch mit Bogen und Pfeil nach Vögeln.[207] Hierüber habe ich einige alte Männer befragt. Sie bestreiten mir, daß ein Pfeil ihren Vorfahren viel zu wertvoll war, um für einen Vogel vergeudet zu werden, und daß die anderen Gerätschaften zum Vogelfang sich als ergiebiger erwiesen.

Selbstverständlich wird verschieden häufig diese oder jene Fangmethode in einem oder anderen Gebietsteile angewendet. Ausschlaggebend ist das Vorherrschen einer bestimmten Vogelart und das Bedürfnis des Indianers nach Abwechslung in seiner durchwegs einförmigen Ernährungsweise. Bei allen Handgriffen ist jeder Mann mehr oder weniger geschickt und demnach wohl immer erfolgreich. Im einzelnen gehen die Yamana häufig genau so vor wie ihre Nachbarn auf der Großen Insel (Bd. I, 282).

Eine herrschende Gewohnheit bei unseren Feuerländern ist es, daß jeder Mann an Ort und Stelle die erjagten Vögel ausweidet. Er legt das Tier auf den Rücken, öffnet ihm mit einem Messer oder mit einer scharfen Muschelschale den Bauch und reißt mit einem einzigen Griff alle inneren Organe heraus. Fast immer findet er Wasser in nächster Nähe; er schöpft es mit der hohlen Hand und spült die Bauchhöhle des Vogels aus. Durch die Schnäbel zieht er einen Lederriemen, den er sich entweder um die Lenden bindet, daß die Vögel rundherum um seinen Körper hängen, oder den er sich über die Schulter legt, daß die Vögel gleichmäßig nach vorn und rückwärts verteilt sind. So hat er immer seine Hände frei; es könnte ja noch manches andere Beutetier ihm über den Weg laufen, das er sich nicht entgehen lassen will und dem er ohne geringsten Zeitverlust nachstellen muß.

4. Jagd auf Guanacos, Ottern, Füchse

Obwohl die Yamana gelegentlich das Guanaco, den Fischotter und den großen Fuchs jagen, ist es ihnen dabei weniger um deren Fleisch zu tun, als hauptsächlich und bei den beiden zuletztgenannten Arten ausschließlich um deren Fell. Wie sie diese Säugetiere angehen, bleibt hier noch zu beschreiben.

Nur im Osten des Yamana-Gebietes, auf beiden Ufern des Canal de Beagle, etwa von Puerto Brown oder von Puerto Harberton an ostwärts und auf der ganzen Isla Navarino hält sich das Guanaco (Lama huanachus) auf. Zu Fuß kommt der Jäger dem anderen bei; denn seine Hunde sind nur vereinzelt darauf abgerichtet und helfen ihm durchgängig wenig dabei. Deshalb vereinigen sich jedesmal mehrere Männer zu einer gemeinschaftlichen

[207] Schon Fitz-Roy (a): 184 schreibt: „Birds are also frequently killed with arrows." Etwas später wurde von Gusinde (g): 53 behauptet: „La caza de pájaros la efectúan con arco y flecha." Beide Urteile sind wenig zuverlässig.

Jagd. Sie machen sich die Gewohnheiten des Guanaco, die sie gut kennen, zunutze (S. 34). Bekanntlich lebt es in kleinen Rudeln. Im Sommer verweilt es mit Vorliebe auf den waldigen Höhen, sucht aber die Ebenen und Täler auf, wenn es zur Tränke geht. Ausnahmslos nimmt es den gleichen Weg, der durch den häufigen Verkehr vom Jäger leicht erkannt wird. Mehrere Männer stellen sich, etwas versteckt und im Abstand von vielen Metern, entlang dieses getretenen Pfades auf und warten, bis die Guanacos vorbeilaufen. Entweder kommen die Tiere aus eigenem Antrieb oder ein Mann hat mit seinen Hunden vorher die Höhe auf Umwegen erklommen und mehrere Guanacos in diesen abstrigenden Pfad zusammengedrängt. Verfolgt man sie, streben sie nämlich regelmäßig den Niederungen zu. Wenn sie so dahergelaufen kommen, ein Tier dicht hinter dem anderen, wirft dieser und jener der aufgestellten Männer seinen Wurfspieß oder seine kleine Harpune gegen das eine oder das andere Guanaco. Was dem einen Jäger entwischt, bringt der andere zur Strecke; denn die Männer stehen auf einer Linie. Jeder sieht es darauf ab, das Tier unmittelbar hinter dem vorderen Schulterblatt zu treffen, weil eine Verwundung an dieser lebenswichtigen Stelle es schnell zu Fall bringt (Vgl. Bove in MM: XVII, 279; 1883).

Auch mit Bogen und Pfeil ziehen hin und wieder einige Männer aus. Sie nehmen abgerichtete Hunde mit, die eine Höhe erklimmen und den Jägern die geraubten Tiere zutreiben. Guanacos retten sich vor den Hunden nur durch Entfliehen bergabwärts. Die Jäger achten auf das Hundegebell und suchen die verfolgten Tiere zur Strecke zu bringen. Weil im Sommer die Guanacos selten ihre Gebirgshöhen verlassen, im Winter aber ihr Verweilen nahe dem Strande aus ihren Fußstapfen im Schnee zu ersehen ist, geht ihnen der Yamana fast nur in der kalten Jahreszeit nach; denn er liebt es nicht, sich weit vom Ufer zu entfernen, wo er seine Hütte, sein Kanu und seine Familie zurücklassen müßte. *Támaloalepéna*, to hunt guanaco with dogs, nach BD: 522.

Anscheinend verachten die östlichen Yamana sogar unter dem Zwange der Not ihr Glück *auf einer Guanacojagd*,[*] im allgemeinen aber entschließen sie sich dazu nur selten. Diese Jagen ist für sie zu beschwerlich und der geringe Erfolg ersetzt ihre Mühe nicht. Sie sind andauernde Märsche durch hohen Schnee im Walde weniger gewöhnt als die Selk'nam und da abgerichtete Hunde ihnen meist fehlen, kommen sie den Guanacos nicht einmal nahe. Besondere Umstände, die Fitz-Roy (a): 186 seinerzeit aufgezählt hat, erleichtern diese Jagd zur Winterszeit. Außerhalb des Winters „*they sometimes get them by lying in wait, and shooting them with arrows, or by getting into a tree near their track, and spearing them as they pass beneath the branches*".

Immerhin haben einzelne Männer an dieser Jagd ihre Freude, sie übernehmen sogar die äußersten Anstrengungen, um ein Tier zur Strecke zu bringen, und lassen sich durch kein Hindernis entmutigen. Das ist einer

[*] Das ist einer Äußerung, die Despard (VP: VI, 82; 1859) machte, zu entnehmen.

langen Schilderung zu entnehmen, die Bridges (MM: XII, 13; 1878) am 7. Juli 1877 niedergeschrieben hat[**] und die meine Gewährsmänner mir bestätigten.

Während die östlichen Yamana das Fleisch eines erlegten Guanaco mit Wohlbehagen verzehren, jagen die Leute im Süden und Westen die Ottern (Lutra felina) sehr häufig, aber nur ihres Felles wegen. Ihr Fleisch ißt man ausnahmsweise in Zeiten schwerer Not. Nach Größe und Färbung unterscheidet sich[**] der kleine Außenotter *aqúš* deutlich vom Innenotter *áiapus*. Will der Yamana einen Fischotter erreichen, ist er fast jedesmal auf die Hilfe seiner Hunde angewiesen; doch er selber entdeckt und erspäht den Otter. Der feuerländische Hund besitzt nämlich für die Jagd im Wasser nicht die unerreichbar feine Nase. An frischen Resten von Seetieren am Ufer erkennt der Jäger, daß ein Otter in der Nähe ist. Durch diese Spur angespornt besteigt er an einem sonnigen, ruhigen Tage sein Fahrzeug. Immer hält er sich an einer Küste mit Felsen und großen Steinen. Sein Auge hat sich in langer Übung geschärft und er späht nach allen Richtungen aus.

Wo ein Otter aus dem Wasser auftaucht um zu atmen, eilt der Indianer auf ihn zu. Selbstverständlich ist es die Frau, die das Kanu leise und schnell befördert, während der Mann im Vorderteile steht und seine Waffen bereithält. Ist er dem Otter nahe genug, um die Harpune erfolgreich abzuwerfen, versucht er es. Wurde das Tier tödlich getroffen, läßt es sich leicht ins Kanu heben; denn dem Indianer ist ein durchlöchertes Fell mehr wert als nichts, da er einzelne Teilchen so oder so immerhin verwenden kann.

Andernfalls eilt der Otter zum Ufer und flüchtet sich in seinen Bau. Jetzt erst läßt der Indianer seine Hunde ins Wasser springen, die den Otter während der ganzen Zeit beobachtet hatten, und nun seiner Spur folgen. Bald entdecken sie das Nest. Der eine und der andere Hund dringt ebenfalls ein; würde er es nicht wagen, preßt sein Herr ihn gewaltsam in einen Notgang. Drinnen entwickelt sich sofort ein harter Kampf. Die Hunde greifen den Otter immer von vorne an. Sie versuchen es, ihn ins Gesicht zu beißen. Nach einigem Ringen gelingt es ihnen, ihre scharfen Zähne dem Otter ins Gehirn zu bohren, wodurch er augenblicklich getötet wird.

Der Otter wehrt sich wütend während des ganzen Kampfes und laut pfeifend hält er den Hunden die Stange. Meist liegt er auf dem Rücken und wendet seinen Kopf blitzschnell nach allen Richtungen, er verbeißt und verrennt seine Angreifer ganz erbärmlich. Diese sind darauf abgerichtet, den

---

[**] Die Jagd auf Guanacos nach der eben an einer Stelle gemachten Methode erwähnt auch Bridges (q): 256. Umlauff-Frederici spricht Lehmann (k): 110 von einem "Guanaco-spiel". Auch erwähnt mir die von ihm beobachteten Jagdweisen als verschiedenartig: „To spear guanaco the animal was chased into a swamp or else the hunter climbed a tree over a guanaco runway in the woods and waited there until an animal passed beneath him."

[**] Über die Lebensgewohnheiten und Verbreitung dieser beiden Formen, auch über die bei Indianern und Weißen üblichen Fangmethoden berichtet Wenzel ausführlich. Man erkennt den kleineren Außenotter an seinem schrillen, fast pfeifenden Ton und den größeren Innenotter an seinem dumpfen, mehr grunzenden Ton.

Otter an keiner anderen Stelle außer am Kopfe zu fassen. Es soll das wertvolle Fell von ihren Zähnen tunlichst nicht durchlöchert werden. Unvermeidlich bekommt der Hund manche schwere und tiefe Bißwunde ab; denn der gelenkige Otter weiß sich erfolgreich zu verteidigen. Meist aber siegt der Hund und der Otter sucht seine letzte Rettung in der Flucht zum Neste. Draußen jedoch stehen nicht nur andere Hunde, sondern auch der Indianer auf der Lauer. So vielen Gegnern unterliegt er schließlich und müßte der Jäger ihm sogar seinen Speer nachwerfen. Auch er springt sogar auf den Otter zu, faßt ihn und würgt ihn, ohne Furcht vor schmerzhaften Bissen. Ist das Tier genug ermattet oder könnte es noch entwischen, faßt er der Jäger an einem Hinterbeine und schlägt es mit peitschenknallendem Schwunge gegen einen großen Stein, an dem der Kopf zerschellt. Nachher, wenn die Hunde lange Stunden vor Schmerz winseln oder tagelang lahmgehen, erkennt man, wie lohnenswert sie zugerichtet worden sind.[1] Sie also sind es, die einen Otter überwältigen, und leisten somit ihrem Herrn eine unumgängliche Mitarbeit.[2] Das Fell der Ottern wird zur Kleidung hervorgesucht (S. 405); deshalb geht ihnen dieser und jener Feuerländer nach.

Von einer eigentlichen Jagd auf den F u c h s kann man nicht sprechen. Eine nicht in allen Teilen zutreffende Erklärung gab Hyades (h): 21 mit folgenden Worten: „Les Fuégiens ... ont répondu que leurs chiens chassaient seuls les renards, qu'ils les forçaient à la course et, après les avoir tués, les rapportaient à leurs maîtres ... Il est à présumer d'ailleurs qu'ils ne tiennent pas beaucoup à chasser le renard, ils n'aiment pas à manger sa chair."

Der große Fuchs (Canis magellanicus) auf dem Südufer der Isla Grande und der kleine Fuchs (Canis griseus) auf einigen Inseln heißen *Hápin*; beide Arten treten nur vereinzelt auf (S. 35). Um sie bemüht sich kein Indianer, mit Fallen oder Köder stellt er ihnen nicht nach. Für den Fell hat er keine besondere Verwertung und deshalb sieht er davon ab, geeignete Waffen sich für die Fuchsjagd herzustellen. Tatsächlich sind es allein die Hunde, deren Spürsinn und Kraft zuweilen ein Fuchs erliegt. Wenn der Indianer dies aus dem Benehmen seiner Hunden ersichtlich, läßt er sich von ihm an die Stelle führen, an der jener tote Fuchs liegt. So gut aber sind seine Hunde nicht abgerichtet, daß sie selber die Beute ihrem Herrn zutragen würden. Gewöhnlich entspannt sich der Kampf zwischen einem Fuchs, der in seinem Bau sitzt, und mehreren Hunden, die ihn hier entdecken. Er unterliegt der Übermacht und Wut seiner Gegner. Hat der Indianer ihm das Fell abgenommen, wirft er den ganzen Körper seinen Hunden hin; er verschmäht dieses Fleisch sehr entschieden.

Von den wenigen Säugetierarten im Kap Hoorn-Archipel sind es die Robben, die im Nahrungserwerb der Yamana den ersten Platz einnehmen.

---

[1] Vgl. die Angaben bei Hyades in Hyades (g): 268 und bei Wilson, passim.

[2] Hyades (h): 166 und Hyades (g): 332 übereinstimmend, daß bei der Jagd auf Fischotter der Hund unentbehrlich ist. Diese gegenüber teilweise Hyades (g): 81 an anderer Stelle.

Nicht nur ihres Fleisches wegen werden sie gejagt, auch ihr Fell benötigt man dringend. Der sehr erwünschte Wal gilt vorwiegend als ein Gelegenheitsgeschenk, das viele Familien auf lange Zeit versorgt. Demgegenüber tritt das Guanaco, weil örtlich begrenzt, weit zurück und der Fischotter liefert eigentlich nur das Fell. Dem Fuchs nachzuspüren bleibt Sache der Hunde. Die vielen Vogelarten, die der Indianer jagt, könnte er in seinem Haushalt nur schwerlich entbehren, zuweilen ist er ganz auf sie allein angewiesen.

3. Die Frau auf Nahrungssuche

Bei den Yamana bilden Gatte und Gattin eine wirtschaftliche Arbeitsgemeinschaft und beim Nahrungserwerb im besonderen sind beide aufeinander angewiesen. Zwar beteiligt sich die Frau nicht unmittelbar an der Jagd, die als eine lebensnotwendige Pflicht des Mannes gilt; aber sie ist ihm dabei gelegentlich und mittelbar durch unentbehrliche Handgriffe behilflich. Sie, als Herrscherin im Kanu, fährt ihn an jene Stellen und Plätze, wo er sein Glück versuchen und den Jagdtieren nachgehen will; sie teilt mit ihm die Beschwerden gefahrvoller Überfahrten und langen Wachens während der nächtlichen Stunden, in denen er sich dem Vogelfang widmet; endlich bringt sie ihn mit der gesamten Beute an einen sicheren Ort, an dem beide nach allen Mühen und Anstrengungen die wohlverdiente Ruhe genießen.

Weit über die beschränkte Mitbeteiligung an der Nahrungsbeschaffung des Mannes hinaus leistet sie einen ansehnlichen, durchaus selbständigen Beitrag zum Unterhalt ihrer Familie und zwar durch eine ihr allein zustehende Betätigung. Das ist i h r S a m m e l n. Dazu ist sie von Natur aus befähigt und sie kann sich ihm widmen, ohne ihre höheren Pflichten als Mutter und Gattin zu beeinträchtigen; sie leistet damit wirklich eine bedeutsame Ergänzung zu dem, was der Mann erbeutet. Ihr obliegt das Einbringen von niederen Tieren und von einigen pflanzlichen Erzeugnissen, sie könnte sich diesem Zwange alter Gewohnheit ohne ernste Benachteiligung ihrer Familie nicht entziehen. Damit tritt sie in deutlichen Gegensatz zur Selk'nam-Frau (Bd. I, 288). Mag der Mann allein noch so treu und reichlich die Seinigen mit Fleisch von den dort heimischen Jagdtieren versorgen, die Frau muß durch eine besondere Betätigung als Sammlerin ihrer Familie all jene Naturprodukte erbringen, auf welche ihr Mann und ihre Kinder gewohnheitsrechtlichen Anspruch haben. Unter keinem Vorwande könnte sich eine Frau bewußt dieser Verpflichtung entziehen. Zeigte sie sich darin im allgemeinen träge oder auch nur gelegentlich nachlässig, hätte sie zu gewärtigen, vom eigenen Gatten schwer getadelt zu werden und bei der Nachbarschaft in schmähliche Verachtung zu geraten.

Eben weil die Frau im Wirtschaftsbetriebe der Einzelfamilie nicht fehlen darf, sind Gatte und Kinder unbedingt v o n i h r a b h ä n g i g. Aus diesem Verhältnis allein schon erklärt sich die günstige und einflußreiche Stellung, deren sie sich im Kreise der Ihrigen erfreut. Wie viel sie tatsächlich leistet

und wie sehr sie allein imstande ist, ihre Familie im Dasein zu erhalten, das zeigt sich dann, wenn ihr Mann krank darniederliegt oder wenn sie verwitwet. Nun lastet die ganze Pflicht der Nahrungssuche ausschließlich auf ihren Schultern und sie sorgt trotzdem so gut, daß niemandem etwas mangelt.

Vorteilhafterweise hat sie bei ihrer Tätigkeit als Sammlerin den Zutritt nicht nur zu einer reichlichen Menge der gleichen Art, sondern selbst zu einer nicht unbeträchtlichen Auswahl offen. Sie schleppt bald dieses, bald jenes heim und bringt in die einförmige Fleischkost eine willkommene Abwechslung. Selbstredend kann auch sie nur das von der Natur entgegennehmen, was diese freiwillig hervorbringt und so wie sie es bietet; denn das rauhe Klima in der gefürchteten Kap Hoorn-Nähe gestattet weder Ackerbau noch Viehzucht.[283] Die wenigen und einfachen Gerätschaften, die der Frau das Sammeln erleichtern, hat sie selber erfunden oder herzustellen gelernt. Alle sind sehr zweckdienlich und zeugen von praktischer Klugheit. Demnach wird der Frau das Herbeischaffen der Nahrung nie zu einer drückenden Last. Die überwiegende Mehrheit entnimmt sie dem Tierreiche, doch auch das Pflanzenreich bietet ihr einiges, das ihr dann und wann sogar willkommen ist.

a. *Nahrungsmittel aus dem Tierreich*

1. Miesmuscheln: Am felsigen Uferrande der vielen Inseln sitzen dichtgedrängte Kolonien der Miesmuschel. Zwei Arten sind es (Mytilus chilensis) *ówuʃ* und *kɔ́ɔ́ɔ́n* (Mytilus edulis), die auf einem seichtabfallenden, steinigen Grunde breite Flächen einnehmen (S. 44).[284] Sie gehen nicht über die Grenze des höchsten Wasserstandes hinauf, weswegen fast jede niedrige Flut sie überdeckt; die untersten Schichten werden auch bei tiefster Ebbe niemals bloßgelegt und setzen sich aus größeren Tieren zusammen. Dort aber, wo dauernd kleine Wasserwirbel sich drehen und unruhige Wellen oder Strömungen spielen, gedeihen diese Muscheln am besten und erreichen außergewöhnliche Größen. Die Yamana kennen jedes Fleckchen ihres Landes und jeden noch so kleinen Winkel ihrer Küsten. Oft kommen sie an denselben Punkt zurück, bewegen sich erneut in der gleichen Richtung und finden sich mühelos wieder in den örtlichen Bedingungen zurecht.

Die dichtesten traubenförmigen Anhäufungen der großen Muscheln werden eigentlich erst bei tiefer Ebbe erreichbar und zwar vom Kanu aus. Ihr Fleisch ist nicht bloß frisch und schmackhaft, es gibt vor allem einen reichlichen

[283] Ein älterer Bericht (VSA: XII, 81; 1866) sagt kurz, die Eingeborenen „do not till the ground, and have no cattle, nor horses, nor sheep, nor goats in their country." Daß Gartenbau sich dort nicht lohnt, zeigen die Erfahrungen der Mission Samuel Spencers, die Hyades (g): 6 schildert (S. 32).

[284] Den unerschöpflichen Reichtum an Schalentieren, besonders an Miesmuscheln in der Bahía Orange hat Hyades (g): 23 bewundert. Im Jahre 1882 waren, wie Cosmos Fonseca (a): II, 378 schreibt, „die Klippen längs dem Ufer voller großer Muscheln (Mytilus edulis), deren Fleisch uns schmackhafter vorkam, als die besten Austern." Der „solchen Fülle nicht oder weniger begegnet man im ganzen Yamana-Gebiete.

Abb. 61. Muschelgabel

Binsen aus. Deshalb nimmt sich eine Frau gern die Mühe und sucht jene bevorzugten Stellen auf, an denen große Muscheln sitzen. Im Kanu hockend, bricht sie mit einer eigenen langen Holzgabel (Abb. 61) die Muscheln los und hebt sie damit hoch. Dieses brauchbare Gerät ergreift vereinzelt sogar der Mann, während die Frau das Kanu bedient, falls eine Strömung es abzudrängen imstande wäre. Die Leute nennen es *halána*, ich bezeichne es als l a n g e M u s c h e l g a b e l. Es besteht aus einem Kopfteile und einer langen Stange mit rechteckigem Querschnitt.[205] Man wählt einen passenden Stamm der Nothofagus betuloides oder noch lieber der Maytenus magellanica; letzterer ist schwerer und fester, erleichtert also der Frau die Arbeit. Den Oberteil verfertigt man stets aus dem nähen Holze der großen Berberitze (Berberis ilicifolia). Ein etwa 3 cm dicker Stamm wird länge durch die Mitte gespalten, der brauchbare Teil von der Rinde befreit und beiderseitig abgeflacht, bis er einem Meißel gleicht. Das breitere obere Ende wird in zwei Zinken geteilt. Um sie auseinander zu halten, schiebt man ein kurzes, kleinfingerdickes Holzpflöckchen ein; dieses klemmt sich etwa in der Mitte der ganzen Spaltrinne und man verschnürt es mit einem geflochtenen Binsenfaden oder mit einem Fischbeinstreifen oder mit einer Bastfaser. Auch das dickere Ende der langen Stange wird auf der Breitseite abgeflacht, man paßt beide Stück einander an und bildet sie vermittels einer schmalen Lederriemens oder einer geflochtenen Binsenschnur zusammen, genau wie bei der Krabbengabel (Abb. 62). Diese lange Muschelgabel läßt sich sehr leicht handhaben. Durch sanften Stoß von oben lockert man die unten anhaftende Muschel und durch federnde Hin- und Herbewegungen, immer in der gleichen Richtung, löst man sie schließlich. Wo möglich holt man sie mit der Hand vom Boden auf. An tiefen Stellen schiebt man sie mit der langen Gabel unter Wasser auf das freie Ufer. Meist aber, und das ist ein weiterer Zweck der langen Schäfter, preßt man die Muschel zwischen die beiden abstehenden Zinken und zieht sie vorsichtig hoch. Oft entweicht die Muschel aus, kurz bevor sie nach oben gelangt; dann fällt die Indianerin sie oben nochmals. Damit die Rollung verringert werde, hebt die Frau den langen Stab senkrecht hoch und ergreift die Muschel mit der anderen Hand. Geduldig hockt sie in ihrem Fahrzeug, über den Rand gebeugt, und spießt eine Muschel nach der ande-

ren auf, bis sie nach zwei oder drei Stunden das Ergebnis ihres Fleißes zur Hütte bringt. Für diese Tätigkeit muß die See ruhig und klar sein; denn die tiefsitzenden Muschelarten sind meist mit schwimmendem Algen verschiedener Arten überlagert und nicht leicht zu erkennen. Die Muschelgabel gehört notwendig zum Kanu und fehlt keiner Indianerin.

Eben weil zum Ergreifen der großen Muschelarten im tiefen Wasser nach der beschriebenen Weise sich viele Tage nicht eignen, begnügen sich die Leute auch mit den etwas kleineren und weniger schmackhaften Tieren nahe dem Strande. Frauen und Mädchen *trotzen* das Wasser und gehen watend an die dichtesten Ansammlungen der Muscheln heran. Diese Muscheln reißen sie entweder mit den Händen ab oder lockern sie mit einem armlangen, unten abgeflachten Stocke, den ich Muschelbrecher *anadnia* nenne und den BD: 379 mit *anjajánia* bezeichnet (Abb. 42), oder endlich mit einem beliebigen unten zugespitzten Stabe. Sogleich legen sie die Muscheln in ihr Körbchen, das am Arme hängt, oder das sie am Wasserrande dem Boden aufstellen. Tief niedergebeugt gehen sie langsam arbeitend und arbeitend weiter, ohne sich aufzurichten; sie sammeln ruhig, bis das Körbchen angefüllt ist. Weil gelegentlich mehrere Personen sich auf diese Art um ihre Nahrung mühen, wirkt ihre Reihe etwas befremdlich auf einen europäischen Beobachter, der ihr zufällig begegnet.[99]

Fast bei jedem Tiefstand der Ebbe suchen die Frauen jene weiten Flächen ab, die das zurückgewichene Meer bloßgelegt hat. Diese sind auf einem steil abdachenden Ufer zuweilen 10 m breit und noch mehr.[100] Hier haften zwar nur mittelgroße und kleine Muschelarten, doch sind sie bequem zu sammeln. Man lockert sie zuweilen mit Hilfe eines kurzen, starken Stabkreuz oder des oben genannten Muschelbrechers *anadnia*. Nicht minder bequem ist es, die Muscheln mit der bloßen Hand abzureißen, da die Haftfäden der lebenden Tiere schwach sind.

Gewiß, die Ebbe tritt am Tage ein, verabredet sich diese Frau mit jener und zugleich schließen sich ihnen noch andere an. Eine jede schleppt ihren Säugling mit, der ihr auf dem Rücken hockt, und vor ihnen laufen Mädchen her, die ebenfalls ein Körbchen tragen. Am Neugierde nun am bloßer Lust veranen einzelne Knaben wohl einigemale dazwischen durch und schwere kurze Zeit um; mitarbeiten kommt ihnen nicht in den Sinn, weil das nicht ihre Arbeit ist. Diese Frauengemeinschaften sind nur durch kurze Zeit-

---

[99] Cap. wurde es beobachtet und abgebildet von Bridges (1): 13 und (2): 200, 208. Lawrence (1): 130 unterscheidet es als "frequent capture", Bridges (1): 13 als "sporadic habits or less commendable".

[100] Bridges (2): 208 schreibt dazu hier: „C'est un exercice sportif que celui qu'elles donnent ainsi à l'Européen qui les observe et qui les compare involontairement aux femmes de nos villes ; à la pêche à marée basse, même empressement silencieux, même activité, et de bien meilleur estomac."

[101] Vgl. Muschelbrecher ist der bei Ebbe freigelegte Bodenstreifen am Ufermeeres breite durchschnittlich und wird schmäler hier. Bridges (2): 208 weiter eigene darauf hin.

schwarzem vereinzelter getrennt. Langsam schreitend gehen die von einer Fischchen zum anderen, denn der ganze Muschelboden ist meist mit zugewachsen Muschels überzogen. Schon nur wenige die einige Worte miteinander und unverständet halten sie ihre gebückte Stellung bei. Zuweilen knicken sie sich auch wieder, ohne am trockenen Boden aufzugehen, weil sich die Muschels langsam auch jeder Richtung greifen lassen. Ist wenn ihre Körbchen angefüllt sind, stellen sie die Arbeit ein. Auch am späten Abend und frühmorgen, wenn die Ebbe besonders tief steht, stehen die Frauen zuweilen am. Im Winter nehmen sie ein glimmendes Holzscheit und einige trockene Kokospalmblätter mit, um nahe der Stelle, an der sie sammeln, ein Feuer anzufachen. Hierher kommen sie für einige Minuten zurück, sie wärmen sich die entweder Hände und stärken sich an einigen gebratenen Muscheln. Haben sie ihre Körbchen angefüllt und ist die Ernte reichlich, bereiten sie sogar ihren Rückweg auf dem Boden aus und schütten noch mehr Muscheln darauf, mit denen sie nachher schwer beladen zur Hütte zurückkehren.

Bei dieser Art des Muschelsammelns nehmen sie manche Perella equabra, wenn kleiner sind, wenn auch kleiner dichot equabra gesammt, mit, auch manche Pinnarella rings (im Westdistrikt anstatt, im Südostdistrikt fehlt), manche Perna Aipi und manche Chiton pilidi oder pulgis. Perella und Chiton nimmt oft an tieferen Stellen und mit Vorliebe unter einem breiten Kokosnuß von Kelp. An diesen bindet die Indianerin der Kopf fest und hält diese Schalentiere einzeln mit der langen Muschelgabel heran. Die Mytilus-Muscheln suchen selbstverständlich den überwiegenden Hauptteil beim Sammeln ein. Öfters Holzstücke bemächtigen die Tonnen mit dem Sammelmesser Aipipi[**] und davon gibt es dort bekanntlich in reichlicher Menge.

Diesen Ausführungen ist zu entnehmen, daß sich die Indianerin beim Muschelsammeln auf dreifache Art[***] betätigt: Entweder löst sie den Tachen Strand ab, der bei Ebbe blodgelegt wird, und reißt mit der Hand die Mytilus-Muscheln und schneidet wenige andere Schalentiere los. Oder sie watet durch seichtes Wasser bis an jene Stellen, an denen etwas größere Muscheln stehen, die sie mit dem kurzen Muschelmesser ausstoßt löst und die für den Hauptteil im Wasser verbleiben. Endlich bedient sie sich bei ruhiger, klarer See der langen Muschelgabel beider, mit der sie vom Kanu aus die tiefstehenden größten Muscheln einzeln vom Grunde herauflöst. Für diese Arbeiten, wie Strauss (a): 367 ausführt, besitzt die Indianerin vollkommenen Eigensinn. Denn „il suffit pour cette pêche à la main de surveiller le mouvement des marées, de connaître les plages abondamment pourvues en coquillages, et d'avoir un peu d'habitude nécessaire pour arracher promptement les mollusques qui couvrent le rivage". Die Hauptarbeit ist dem Tonnen

[**] Von den vielen Schalentieren, die in jenen Lokus Coralleens leben, bei Strauss (a): 364 beschrieben, erwähne ich gerade explizit nur essentielles.

[***] Schon Bennett (1831, I, 66, 1834) kannte die „three ways of gathering mussels" der Tonnen erwähnt; doch erfahren seine knappen Mitteilungen nicht an die Ausführlichkeit der in diesem Lokus eingehenden Beobachtung kann.

schiedlich unentbehrlich. Sie ist selbstverständlicher Hinzu eingenommen ist eine allseitige, pflichtgemäße Beschäftigung der Frau, der niemand sie sich, wenn immer das Wetter es gestattet.[272] Ihre Töchter jedem Alters sind ihr dabei behilflich.

In Buchten, die ein flaches Ufer mit feinkörnigem Sande umwandet, suchen die Frauen hauptsächlich nach der schmackhaften rothaut (Mactra) und nach der großen Rollschnecke Mülle (Voluta). Erstere muß aus dem Sande mit einem kurzen Stocke herausgelockt werden. Letztere hält sich am Meeresgrunde unter Wasser und wird mit der Kratzbergabel aus Steinen so weit vorgestochert, bis sie sich mit der Hand fassen läßt. Sie gibt einen guten, feinfaserigen Bissen Fleisch ab. Obwohl sie nur vom Kanu aus erreicht werden kann, nimmt man sich den Genusses wegen alle Mühe, sie zu erlangen. Für das Goldchen haben die Yamana keine Verwendung.

2. Seeigel: Im östlichen Canal de Beagle sind die Seeigel weit seltener als im Westen und Süden. Hier werden die häufig genommen, weil die angenommene Zungen (Ovarien dieser), die man ißt, und die Flüssigkeit im Innern der Kalkgehäuse, die man trinkt, einen eigenartigen Geschmack besitzen. Bridges (g): 269 bekanntet sagen, daß „la pêche des oursins .... constituent, en certaines saisons, un article capital de l'alimentation indigènes, et les Fuégiennes y consacrent plus de temps". Diese Anschauung ist irrtümlich auf die südlichsten Inseln und natürlich auf den Herbst einzuschränken, weil in den übrigen Monaten die Seeigel nicht schmackhaft sind. Es wäre eine starke Übertreibung, wollte man mit Hyades den häufigeren Genuß von Seeigeln als gefährlich für das ganze Jahr ansehen.[273] Reichlicher Jodgehalt macht sie schmackhaft.

Diese Tiere sind (Echinodermen) haften sich immer am Meeresgrunde und werden sogar von niedrigster Ebbe nie freigelegt. Zum Fange führt die Frau ein wenig vom Ufer ab, bindet das Kanu im Gewirr der schwimmenden Macrocystis-Algen fest und sucht durch das klare, ruhige Seewasser hindurch die unten aufsitzenden Seeigel. Sie bewirkt in ihrem leichten Fahrzeug und neigt den Kopf weit über den oberen Rand hinaus. Sobald sie einen Seeigel entdeckt, läßt sie durch ihre leichten Hände die Kratzbergabel (Abb. 62) senkrecht nach unten gleiten und versenkt die mit vielen Stacheln bewehrte Kalkgehäuse in die Zinken einschließlich.[274] Vorsichtig zieht sie die lange Stange gegen sich wieder hoch. War wenn die Zinkenspitze zwischen anderen keinen Halt hat, durchbohrt sie das Gehäuse. Ihre Beute häuft sie am Boden ihres Kanus auf. Hat sie Glück, erwischt sie in

Abb. 62.
Kratzbergabel

einer Stunde ein ganzes Dutzend; wenn nicht, benötigt sie für dieses Mengo drei bis fünf Stunden. Diese Zeit opfert sie wegen des erhofften Gewinnes.

Ausnahmsweise springt die Indianerin von dem Kanu heraus und taucht unter, um mit den Händen die See-Igel aufzugreifen.[1] Sie tut dies dann, wenn sie mehrere Tiere nebeneinander auf dem Meeresboden sieht, die sie wegen des darüber schwebenden Algengewirres mit der Krabbengabel nicht fassen kann. Die Kälte des Wassers schreckt sie nicht. Daran ist sie gewöhnt, weil sie zu jeder Jahreszeit ihr Kanu in guter Entfernung vom Strande sichern, also hin- und herschwimmen muß.[2]

Der Wirklichkeit indes entspricht es nicht, wenn Hyades (q): 369 dem See-Igel so viel Bedeutung beilegt, als ob „cette pêche subvient presque exclusivement aux besoins alimentaires de la population à certaines époques de l'année où les coquillages deviennent rares". Denn niemals verringert sich die unerschöpfliche Menge der Schalentiere, am allerwenigsten die der Miesmuscheln. Darin aber muß man ihm beistimmen, daß die Indianerinnen „pratiquent (cette pêche) avec une adresse extrême".

3. Krabbengabeln: Wichtiger als die See-Igel sind für den indianischen Haushalt die in allen dortigen Gewässern häufigen, großen Rundkrabben, nämlich *stphâkal* (Paralomis granulosa) und die viel größere *aziya* (Lithodes antarctica). Letztere zeigt bisweilen eine Weite von 60 cm zwischen dem vierten Paar der Füße. Langsam schreitend bewegen sich diese Tiere über den Meeresgrund weg und zwar während der Flut zum Ufer hin, gegen Schluß der Ebbe wieder zur Mitte des Kanals zurück, also in der Richtung des Wassers je nach den Gezeiten. Ihrer Gewohnheit machen sich die Indianerinnen zunutze. Auf Krabbenfang gehen sie infolgedessen etwa zwei Stunden vor Beginn der Flut aus, weil jene Tiere sich jetzt im geringsten Abstande von der Wasseroberfläche finden und eben anfangen, der zurückschreitenden Ebbe folgend, sich wieder vom Ufer zu entfernen.

Ausschließlich vom Kanu aus, das die Frau steuert, sind Rundkrabben vermittels der langen Krabbengabel, genannt *ôtwa*, zu erreichen. Meist

---

[1] Ausführlich und genau haben Bennett (XIII: I, 16; 1976), Hyades (b): 183, Hyades (k): 2 und (q): 366, u. a. darüber sich geäußert. Ersterer hat (loc. cit.) den Vergleich (früherer Seefahrer zurückgewiesen, daß „animals are to the Fuegians what bread is to the Englishmen: the staff of life all the year round." Gleichfalls widersprechen Hyades (q): 329, daß die Mollusken „forment en quelque sorte leur pain quotidien".

[2] In Argentinien und Chile weiß es jedermann, daß See-Igel nur in bestimmten Monaten genießbar, in den übrigen Monaten aber schädlich sind.

[3] Ich gebe der Bezeichnung Krabben-Gabel gegenüber Krabben-Speer den Vorzug, in Übereinstimmung mit Hyades (k): 10 und (q): 369, obwohl Lawrance (k): 154 von "fish-pickle spear" spricht.

[4] Schon Despard (k): 697 hatte beobachtet, daß „women dive for sea-eggs and the finer kinds of mussels".

[5] Gänzlich ungewöhnlich wurde Hyades (k): 12 und (q): 370 diese Gewohnheit der Indianerinnen, auch See-Igeln nachzutauchen, zum Gegenstande einer längeren Auseinandersetzung. Nur einer falschen Deutung kann von einer „nouvelle Vergiftung" der Frauen gesprochen, auch See-Igeln nachgetauchen.

besorgt eine Frauenpersonen der Senoren und die andere den Fang. Für die genannte Gabel (Abb. 62) wählt man eine gute gerade, leichte, etwa 2,50 m lange Stange aus einem jungen Stämmchen der Nothofagus betuloides oder Drimys Winteri oder Maytenus magellanica; die Rinde schabt man herunter und erhält eine glatte Oberfläche. Den ersteingenannten Baum bevorzugt man und arbeitet einen gleichmäßigen achtkantigen Schaft heraus; den anderen Stämmchen beläßt man ihren runden Durchmesser. Den Ansatzteil bildet ein etwa 70 cm langer Stock der Berberis ilicifolia, dessen obere Hälfte zweimal kreuzweise gespalten wird. Die vier Zinken spitzt man scharf an und hält sie durch zwei kurze Pflöckchen, die kreuzweise übereinandergelegen sind mit einem geflochtenen Binsenfaden verschnürt sind, ein wenig auseinander. Beide Stücke werden so abgeflacht, daß sie gut aufeinander passen, und nachher haltbar mit einem schmalen Lederriemen umwickelt. Daß die vier Zinken leicht nach auswärts gebogen (V) voneinander abstehen, erklärt sich aus der Tragweise des elastischen Berberitzenholzes. Dieses Stück hat man einige Zeit durch das Feuer gezogen, gleich nachdem man den Stock von seiner Wurzel abgeschnitten und gespalten hatte; kein anderes Holz eignet sich so vorteilhaft, wie die Yamana aus langer Erfahrung wissen (S. 540).

Rundkrabben (Natopoda) so langen ist nur bei ruhiger See möglich, weil die Indianerin jedes einzelne Tier auf dem Meeresgrunde mit ihren eigenen Augen suchen muß. Hat sie einen erspäht, läßt sie zwischen beiden Händen ihre lange Krebsbeugabel senkrecht in die Tiefe gleiten. Reichliche Erfahrung hat sie gelehrt, die Lichtbrechung im Wasser richtig abzuschätzen, so daß sie mit einem festen, sicheren Stoß die Kalkkapsel des eigentlichen Körpers durchbohrt. Das ganze Tier ist nun fest genug aufgespießt und kann senkrecht hochgezogen werden. Im Kanu wird es durch Schlag mit einem Stecken von der Gabel abgestreift. Meist bewegt es sich noch lange. Wenn auch der eigentliche Körper durchbohrt und durchstochen ist, bedeutet das keinen Verlust; denn er enthält sowieso fast Fleisch nicht. Das sitzt in einem jeden der langen Beine, die unversehrt bleiben. Mit Vorliebe suchen die Frauen, wenn immer es sich empfiehlt, gegen Schluß der Ebbe den Meeresboden nahe der Küste ab; denn das verzehrliche Fleisch dieser Krebsbeine schmeckt auch ihnen.[1]

4. Fauna: Wie sehr die Yamana auf Abwechslung in ihrer Ernährungsweise bedacht sind, ersieht man daraus, daß sie öfters auf Fischfang angehen.[2] Der Sommer mit seiner langen Tagesdelle und seinen weniger ungünstigen Witterungsbedingungen eignet sich hierfür weit besser als der unfreundliche Winter. Trotzdem trifft man Frauen beim Angeln häufig auch

[1] Kurz erwähnt Hyades (b): 19 und (g): 369 den Krebsfang. Man erhält den Eindruck, er habe den ganzen Vorgang nicht aus eigener Anschauung kennengelernt.

[2] Häufig begegnet man in Reisebeschreiben einer übertreibenden Übertreibung, dementsprechender Fischnahrung einen bedeutenden Teil der Gesamtlebensnahrung zusammenbauen schein. So behauptet etwa Ehrenreich Angeln (VIII: XIII, 81; 1891): „They live from hand to mouth, depending chiefly upon fish for a subsistence."

in der kalten Jahreszeit an. Nicht belanglos ist hierbei, daß sich im Winter die von den Yamana für ihren Fang unentbehrlichen Fischarten von den während des ganzen Jahres aufhaltenden, mäßigkälteresistenten in die unmittelbar unterhalb der ruhigen Kanäle, wo die meisten Arten tatsächlich während des ganzen Jahres zu sehen sind.[47] Für Südwestmelanesien haben unsere Indianer annähernd gleichwertig. Die kalten, vollkommen Gebirgsbäche enthalten nur wenige kleine Tiere, am häufigsten ist Gelasius monstratus. Breite, tiefe Flüsse, die zu befahren es sich verlohnen würde, gibt es dort nicht.[48]

Zwar bringt der Fisch im allgemeinen eine willkommene Abwechslung in die einförmige Kost des Indianers, von wirklicher Bedeutung für die Ernährung ist er keineswegs. Durchschnittlich hat Hyxaxe (h): 14 stark übertrieben. Die handlangen, beständigen Vertreter der Ordnung Hexapoden (Insekten), *Hymen* beispielsweise, die sich beim Sinken der Flut in den verbliebenen Tümpeln halten und an unsern Steinen anhaften, also sehr leicht zu fangen wären, fehlen vollkommen.

Beschäftigung und Aufgabe der Frau ausschließlich ist es, gewisse kleinere Seefischarten mit *der Fischleine* zu fangen. Ein Mann übt das niemals. Man benützt Angelhaken in zweifacher Ausführung (Vgl. Hyxaxe (g): 303). Mit der Angelfischerei gibt sich die Frau während des ganzen Jahres ab, indem nur bei ruhiger See.[49] Die sehr einfache Angel (Abb. 63) stellt sie sich selber her. Als Leine wählt sie einen langen, schleifbildenden Strang der leicht erreichbaren großen Braunalge (Macrocystis pyrifera), von dem man durch leichten Druck mit dem Fingernagel die geringen Verdickungen abstreift. Dadurch erhält sie einen fast glatten Faden (Abb. 63). Da er elastisch ist, läßt er sich leicht an einem konkaven Kahnrand einschneiden. Er trocknet im Schatten nur so weit ein, daß er halb feucht bleibt. Zum Senker eignet sich jedweder muschelige, abgeflachte und randgeschliffene Stein von der Größe einer Faustmasche.[50] Rund um diesen legt man die Leine und verschnürt sie, daß das freie Ende noch einige Zenti-

---

[47] Die genauen Beobachtungen der Monate Januar/Februar, aufgezeichnet von Hyxaxe (h): 14, lassen über das regelmäßige Abwandern gewisser kleiner Fischarten aus der Bahia Orange-Caguel keinen Zweifel. Diese sind als „pescaderos en la buena quedan, mala enfermos pescadores los mejor que encontrarse á la salida (Fisch, Fischchen die diesseitigen à sein." An anderer Stelle, ebenfalls (g): 17 wiederholt er: „Mit dem Winter verschwinden die Fische gänzlich, die während dem ebenfalls zu sehen, denn im Bogle-Kanal finden man sie das ganze Jahr hindurch." Wirklich unverständlich sind den Jahreszeitlich der Temperaturen von hier und von dem etwa 90 km entfernten Ushuaia schädlich.

[48] Nach Hyxaxe (f): 245, „Los pescados los ríos corrientes en los ríos salidos sean pleniores regiones de Patagonia: N. macellatus, N. macrocephalus, N. commersonii, N. eigenmanni, en los regiones subtropicales Brachydeirus Gayi, Cynolycaena stolzmanni, Chaenichthys mawi, en Longichaenichthyidae rostratus".

[49] Das Angeln der Frau war auf „ihren Bereich", ebenfalls auf den Sommer mit seinen langen Tagen an beschränkt, wie das Hyxaxe (g): 278 tut, im ungenauschränkt.

[50] Im Norden benützt die Frau sogar einen Stegen, einfachen Spannsplitter als Senker. Möglicherweise hat sich dieser Stein einer ungemeinen Bedeutung für die Bildung gebildet, die Yamana gebrauchten eigentlich Angelhaken, wie man solche anderwärts verwendet.

meter auch seine Verwendung. Dieses schließt mit einem kleinen Knoten ab. Als Lockvogel verwendet man eine etwa 10 cm lange und 4 cm breite Feder von Kiel einer starken Vogelart. Nach seiner Verschnürung wird dieses Federgebilde so weit mit Wachs umgeben, daß nur noch die Spitze des Kiels und ein kleiner Teil der Fahne herausragen. Dieses Wachsgebilde wird nun mit einem Faden an einer Leimrute befestigt, die in der Nähe des Vogelherdes in die Erde gesteckt wird. Durch die Bewegung der Rute wird der Lockvogel in Bewegung gesetzt und lockt durch sein Flattern die Artgenossen an.

Abb. 65. Lockvogel aus Vogelfeder mit Wachsüberzug (nach Lenz 1884)

Eine weitere Art der Vogelfänge ist die Schlinge. Sie wird in verschiedenen Formen und Größen hergestellt. Die einfachste Form ist die Schlinge aus Roßhaar, die in Deutschland noch heute gebräuchlich ist. Sie wird aus 3 bis 4 Roßhaaren hergestellt, die zu einem Strang zusammengedreht werden. Dieser Strang wird dann in einen Knoten geschlungen, der sich beim Anziehen zusammenzieht. Die Schlinge wird an einem Stock befestigt, der in die Erde gesteckt wird. Der Vogel, der sich in der Schlinge verfängt, wird durch das Anziehen der Schlinge festgehalten.

Eine andere Art der Schlinge ist die Fallschlinge, die aus einem Stock besteht, der in die Erde gesteckt wird. An diesem Stock ist eine Schlinge befestigt, die durch eine Feder gehalten wird. Wenn der Vogel auf die Feder tritt, wird sie losgelassen und die Schlinge zieht sich zusammen.

Eine weitere Art der Schlinge ist die Netzschlinge, die aus einem Netz besteht, das mit Schlingen versehen ist. Das Netz wird über den Vogel geworfen, der sich in den Schlingen verfängt.

Eine andere Art der Schlinge ist die Leimrute, die mit Leim bestrichen ist. Der Vogel bleibt an der Leimrute kleben, wenn er sich darauf setzt.

Eine andere Art der Schlinge ist die Fangschlinge, die aus einem Netz besteht, das mit Schlingen versehen ist. Das Netz wird über den Vogel geworfen, der sich in den Schlingen verfängt.

Eine andere Art der Schlinge ist die Fallschlinge, die aus einem Stock besteht, der in die Erde gesteckt wird. An diesem Stock ist eine Schlinge befestigt, die durch eine Feder gehalten wird. Wenn der Vogel auf die Feder tritt, wird sie losgelassen und die Schlinge zieht sich zusammen.

Eine weitere Art der Schlinge ist die Netzschlinge, die aus einem Netz besteht, das mit Schlingen versehen ist. Das Netz wird über den Vogel geworfen, der sich in den Schlingen verfängt.

Eine andere Art der Schlinge ist die Leimrute, die mit Leim bestrichen ist. Der Vogel bleibt an der Leimrute kleben, wenn er sich darauf setzt.

Eine andere Art der Schlinge ist die Fangschlinge, die aus einem Netz besteht, das mit Schlingen versehen ist. Das Netz wird über den Vogel geworfen, der sich in den Schlingen verfängt.

Die Frau [illegible] ihre Fischleine auf einen schmalen Weiher, auf die [illegible] Schilfrohr aufmerksam geworden sind. Einen Augenblick[1] [illegible] sie sich. In ihrem Kopf [illegible] sie an jenem Bächlein den steilen Weg [illegible], an dessen ausgehöhlten Kalkstein der Wasserspritz schwimmen. In den [illegible] Wasserbecken ihrer Alge [illegible] sich goldene und blaßrote Fische in Menge auf. An einem dickeren Algenstamme hinter der Luftwurzel der Felsenweg [illegible] sich eine schöne Muschel ihrer Schwestern über einen Teil des Kopfes, wodurch er gut geschützt ist. Nun hat sie beide Hände frei, greift nach ihrer Fischleine und versieht das untere Ende mit einem Köder. In ihren Händen rollt sich, unter dem Geschicke des Knotens, der Angelfaden ab und sie hält den schwimmend im Wasser. Über den Rand ihres Kopfes gelangt, das sich sie wendig auf die Seite neigt, schaut sie nieder auf den Köder. Dieser erscheint wie die Fischleine überdeckt, wegen ihrer grossen Durchsichtigkeit mit der Umgebung, jedem Fisch. Nur einer ungeübten und den Köder auf gewisse Nimmerwiedersehen, hebt die Luftwurzel die ganze Leine mit sachten Zuge hoch, und damit auch den Fisch, bis sehr an die Wasseroberfläche. Nun schnellt sie mit einer Hand gleichzeitig den Angelfaden in die Höhe und fällt mit der anderen Hand den Fisch im gleichem Augenblicken, da er aus dem Wasser herausgehoben wird.[2] Prima Gefühl, dieses Glück und viel Übung setzen jede Luftwurzel instand, auf diese ungewöhnliche Art den Boden sicher zu erreichen. Sie unterscheidet bei dieser Arbeit eine aufmerksame Ruhe Geschicklichkeit, ebenso die Augenblicksruhe, schließlich die Anspannung ihrer Fischleine an den Knoten, in dem sich die Fische verfangen, sie [illegible] gleichgültigen.[3] In [illegible] Gefühl sich selbstständigen, a gewiß Gefühl wissen. Daß junge Angelleiden hier nicht am Platze sind, brauchen wir nun.

Die Frau hatte den schwimmenden Fisch sofort im Gedächtnis schon die schwarzen [illegible] mit einer schwarzen Rautenzeichnung darauf, das rote Tier lagt sie auf den Boden ihres Kahnes. Meistens sieht sie einen Stammgast darauf, Krebse und Aal, an dem noch weitere Fische aufgereiht werden. Aber die meist Fisch bringen bald ihnen, wie die Schönheit an einem großen Tage. Manchen Tagen die Frau einen weiteren Köder an den Schilfstiel. Ihre Leine und Hilfe dann dreimals im Wasser klassieren. Sie arbeiten sie wieder, bis sie einen guten Anzahl von Fischen beisammen hat. Ihren weiteren Lohn schließlich Fischerfrauen nun, denn verdienen jede Frau ganz einige wenige Groschen mit dem Angeln.

---

[1] Ihre [illegible] Hilfe [illegible] Gedächtnis, schwankend, a und auch bei Gelang mit [illegible] die Arbeit], dann, falls Überlegung, ist die Verwendung ihrer Angelleine von dem Gesichte angeführten wurden, bis selber habe sie niemals angewendet.

[2] Diese schon von Fischer beobachteten Methode hat sich wesentlichen bis auf den heutigen Tag erhalten (Kamp 1888). Es unterscheidet seine [illegible]methode von 24. Mai 1888 (S. 3 ff.), Vgl. Literatur (S. 157).

[3] Die Fischer ihrer Fischleine angestellten einen wesentlichen Anteil nicht an Fangerfolg, auf den Bruno (S. 17 [illegible]), in [illegible] Leder, „Der Fischer muß [illegible] selbstlos schauen in seine [illegible], in [illegible] erkennt muß der [illegible] [illegible] [illegible]

Bei all ihren Handgriffen verhält sich die Indianerin möglichst regungslos und still. Stärkere Bewegungen ihrer Hände würden sich im Wasser widerspiegeln und die Fische verscheuchen, auch mehr oder minder starke Schwankungen des Kanus. Gewöhnlich sind mehrere Frauen gleichzeitig mit Fischfang beschäftigt; sie halten ihren Platz vorher vereinbart, je nach Windrichtung und eigener Stimmung. Obwohl sie in ihren Kanus nahe nebeneinander stehen, vermeiden sie jeden Gesprächs. Innerhalb kurzer Zeit, manchmal wenn das Wetter sie begünstigt, füllt jede Frau ihr einige Dutzend erbeuteter Fische.[1]

Abb. 44.
Fischköder aus Knochen, $\frac{2}{3}$ n. Gr.

Mehrere Arten von Fischen mit schmackhaftem Fleische kommen an die Angel, am häufigsten cópun (Notothenia coriiceps), ahus (Notothenia macrocephalus), imekásu (Genypterus chilensis), ótaxy (Cheilodactylus vonx), šaxá[2] (Labrus sp?) u. a. Im allgemeinen können diese Arten mit den Fischködern aus Kelp leichtgemacht werden; sie selbst nehmen, wenn der Fisch sogar schmackhaft sein.[3] Dort, wo größere Tiere anbeißen, wählt die Indianerin einen Angelköder aus geflochtenem Schnurfasern (Abb. 44), um ihre Finger nicht verletzig zu gehen; diese Schnurfasern sind fest und widerstandsfähig, überdies viel dauerhafter.

Die Yamana-Frauen sitzen in ihren Kanu zu jeder Stunde des Tages aus, sofern die Wasseroberfläche glatt ist und das Wetter einen Erfolg versprächt. Sogar in den kurzen Sommernächten, die dort reichlich hell sind, wagen sie sich auf Wasser hinaus; nie aber in dunkler Nacht, trotz starken Mondscheines.[4] Mit Vorliebe versammeln sie sich zum Fischen, wie Despeaux (1): 497 richtig beobachtet hat, in der ersten Morgenfrühe.

Weit abwechselnd hinweg ist ein wirklicher **Meeresfang**, bei dem es vorwiegend auf die in diesem Schnürwerk aufgestreuten roten Hautlappen, [illegible] ankommt, abgesehen hat. Gewöhnlich sind damit Chapu ancorata J. und Chapu punctata J. die Fischen sich unterschiedslos an jeder Jahreszeit, den

[1] Die Fischen mit der Leine ist manchmal sehr ergiebig, wie Despeaux (1): 31 berichtet.

[2] Auch Despeaux (1): 371 berichtigt: „Les Yagan connaissent un poisson nommé saxaoua et elle suffisent pour procurer des poissons de toutes sortes, pourvu pour 6.7 h."

[3] Von vielen Beobachtern wurde diese Art der Angelfischerei geschildert, vorläufig von Bennett (2): 158, Despeaux (1): 31, 131, 1878, Bridges (2): 31, Lawrence (2): 120. Von

[illegible] [illegible] [illegible] [

Zweifellos stehen dergleichen Schreiben von Bild (Chapeu arrouro und Chapeu guarinaire) in die bessere Kundle hinein oder wahrscheinlich größere Bedürfnisse, etwa auf den Transport zu laufen. An diesen schlechthin verschiedenartigen Begriffsform werden sie von den Indianern deutlich erkannt. Illiger führte sie dem Flechtwerk nach und verwechselte es, sich den von den Indianern zu bilden, einen Gebrauch zu gewinnen. Wie einem besonderen Korbe, dergleichen gewonnen (Abb. 45),[1] schwächte sie die kleinen Fische aus dem Wasser heraus direkt in den Korb. Während die eine Frau den Fischfang besorgt, wechselt die andere den bedeutenden Korb zum Fischfang ohne an einem etwa unterirdisch Meter langen Stock. Diesen Stock hält sie an seinem Ende und stützt vom Korb aus den Oberarm mit dem Korbe durch das Wasser, als wäre das ganze Ding ein großer Schöpflöffel. Die Frau geht verwickelnd durch sie, daß der Korb nicht überrinnt. Einer wenn er wieder hängt über dem Boden des Kanoe schwebt, hilft sie ihm, der jetzt mit Fischen angefüllt ist, mit seinem Inhalt auch wiederfüllen. Der Korb wird ausgeleert, der Fischer weiterer und verwendigkeit wieder an die Stange gemacht. Diese jetzt im Bildzeichnis gebraucht, da der Fischfang schnell vorübergeht. Keine Hand darf weiter bleiben![2]

Abb. 45. Korb von Fischen. ¹/₁₀ n. Gr.

Wie allerdings sind allein die Frauengegenstände beschäftigt, während der Mann inzwischen mit seinem Pfeile die größeren Begleitiere zu erbeuten versucht. Indem ergreift auch er zuweilen die Stange mit dem bedeutenden Korbe, wenn die Frau müde geworden oder anderweitig in Anspruch genommen ist. Es vergingen als einer Stunde gelingt es den Indianern einen Kanoe, bei regen Tätigkeit, dennoch es kann auch Meter vorkommen, daß sie den Ufer aufsuchen müssen. Illiger bringens sie die vielen Tiere an ihrer Blätter und Fahnen zusammen auf Feuer können; denen sie wissen, daß der Fischfang, je größer es ist, um

---

[1] Die Gebrauchsform zu vergleichen, bleiben ich bei der Benennung "Korb von Fischen", weil es um den gleichen Rhythmus (Bewegungsvorgang gewährleistet) wie die nahezu drei Kubikmeter beigemischt wird, allerdings ohne die verschiedenen Fischen der Bewegungsgl. Spix (gl. 272). Lemoine (S. 54) hat dafür "Fischnetz" gebraucht.

[2] Eine Gebrauchsform nach Spix (gl. 272) diesem Bewerkzeug mit dem bedeutenden Korbe am Anfange Ende einen kleinen Korb.

so schnellen wieder in die offene See zurückschlagen. Länger als während einer ganzen Tagen können sie es nicht, von dem Schicksal des großen Schwarmes unterrichtet zu schlafen. Nach dem Auswerfungsgang der Überlisten Tiere können sie sich an der abendschlafgewöhnten Beute regelung gütlich tun und sich völkerschlossen auch gründlich wieder ausruhen.

Erwähnt wurde bereits, daß neuerdings auch der Mann sich seine Fischen beschäftigt.[1] Der Fischerei mit der Leine ist, wie gesagt, ausschließlich Aufgabe der Frau. Indes, seine Abwesenheit der Gesellschaftsreisen gestalt auch er verschiedentlich zum Angelgang. Doch er schafft ist es, der einen Speer oder eine kleine Harpune einem größeren Fische in den Leib jagt. Dann fällt er sich dann angelegt, wenn von den dickgeschlagenen Gesellschaften große Segelschiffe den Ozean über die Wasserscheidlichen gehalten und den ganzen weiten gebraucht werden. Ist die Hitze oder Kurzkampfen der Wasserfalle in den Fisch sind eingedrungen, wird er in seinen Bewegungen ermüdlich behindert und fällt schließlich dem Wasser in die Hände. In mittleren Breiten stehen größeren Bäuchen (Diagiana macleyiana) ganz bei Sonnenschein an Bodens, auch diese sind von einem Fischen oder vom Kanu aus leicht zu speeren und mehrere Langen an Tagen.[2]

Ausschließlich lassen die Männer auch Rennen auf. Die verschiedenen sich dazu, wenn mehrere Familien beisammen sind und die Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, einen Nahrungsvorrat deckt. Die dazu nötige ist ein flüchtig aufgestellten Flechtwerk, bestehend aus Lianen, in den Boden gestellenen Lehmpfeile und Stangen, durch verflechtenen Gerten, die mit dichten Reisig ausgefüllt werden. Wieder ein ein Meter hoch wird die Reuse einmal aufgebaut. Man stellt sie in enge Buchten und nach Ebbe in schmale Rinnen, die in einen breiten Kanal münden.[3] Je nach dem Wasserstande bei Flut baut man den genauen Reisigzaunfleche von dann ein oder man stellt nur einen kleinen Anfang der ganzen Reuse entlang auf die bereits erwähnten Rinnen, wenn die Flut am höchsten steht. Unter anderen Bedingungen läßt man die Mitte offen und verspannt die erst mit der beginnenden Ebbe, so daß dann die ganze Reuse breit oder schmal ist. Beim Verlassen der Ebbe werden die Fische nacheinander und können mit der Hand gefaßt oder mit Stöcken erschlagen werden. Weil Reusen, wie man sehr sagte, nur unter allerhand Umbequemlichkeiten sich aufrichten lassen und weil sie einen sicheren Erfolg nicht verspannen, bedienen man sich ihrer selbsten selten.[4] Das Angeln mit der Leine jedenfalls, immer von besseren Erfolge begleitet, erfordert Anspannung aber nur wenig Anstrengung. Es bietet der Frau ja auch einige Ruhe in ihrem

---

[1] Über gibt, von Reusen (s.) 301 lange weiter als allgemeine Regel aufgestellt hat, daß jeder von seinen Seiten Fang stets einen so reichen Fisch". Dann der Fischen ist Frauenfischerei.

[2] Auf Penrhyn (s.) 194 bemerkt auch Stevens (s.) 38 und ergänzt: Die Frauen gewinnen die ganz gefangen eines in Langen an denen sie sind".

[3] Eine gleichen Fischen haben ich verschiedentlich bei den Südseeinseln beobachtet.

[4] Als einzigen ausgeführten Fischzeichen hat Stevens (s.) 17 die Reusen erwähnt. Vgl. auch die weiteren Fischereigeräte in Cuzents 189 und Stevens (s.) 275.

vielfältigen Tagewerk. Deshalb gibt man jedweder anderen Art des Fischens, abgesehen vom gelegentlichen Massenfange der Seal, möglichst beiseite.[37]

5. Vögel: Zu den Nahrungsmitteln aus dem Tierreiche rechnen unsere Gewährsleute Eingeborene auch noch die Vogeleier. Frühere Reisende, beispielsweise Fitz-Roy (a): 184, haben öfters beobachtet, daß „eggs are eagerly sought for by the natives". Das Frühjahr ist die Zeit dafür. Wo immer die Familie an Land geht, suchen Mädchen und Frauen nach Nestern größerer Vögel. Sie treffen keine Auswahl und sind ebensowenig verlegen, falls die Eier schon längst bebrütet sind. Ausnahmslos wird ihr Suchen mit reicher Beute entlohnt; denn die Brutplätze mancher Vogelarten sind ihnen gut bekannt. Wo Pinguine nisten, die große Eier legen, ist das Sammeln sehr langwierig. In ihren Kolonien bringen sie das Ergebnis zum Kanu oder zur Hütte, wo es sofort verzehrt wird. Besonderen Gefahren, um Vogeleier zu erlangen, setzen sich die Frauen jedenfalls niemals aus.

Zu Beginn der Sommerzeit greifen sie auch nach jungen Vögeln jedweder größeren Art, die auch im Nest kurzen. Sie töten das zarte Tier, indem sie es mit einem Stein oder Knüppel auf den Kopf schlagen, häufiger durch kräftiges Werfen gegen einen Felsen. Dann vor allem stillen sie während ihre Kinder mit diesen Brutvorräten, wenn sie die Brutplätze der Kormorane und der Pinguine absuchen. Diese Junge können, bevor sie ganz ausgewachsen sind, aus der nächsten Umgebung ihres Nestes nicht entfliehen, ersteres deshalb nicht, weil ihre Flügel sie noch nicht aus der Höhe des Nestes in die See tragen und letzteres ebensowenig, weil sie sich im Wasser noch nicht zu bewegen wissen.

Aus Spielstrieb und zur Unterhaltung nehmen die Frauen sich gern auch den einen oder anderen jungen Vogel in ihre Hütte mit, wo sie ihn füttern, bis er ausgewachsen ist. Zeigt er sich schon genug, läßt man ihn zum Leben; andernfalls verzehrt man ihn einen Tages. Im Frühsommer begegnet man deshalb in den Hütten der Indianer zuweilen einem halben Dutzend junger Vögel, die sich, obwohl sie meist verschiedenen Arten angehören, untereinander bekämpfen und zusammen zur Familie gehören,[38] ein Spielzeug auch für Kinder.

β. Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreich

Die Umgebung der Wütterung im Kap Hoorn-Archipel läßt nur wenige Pflanzenarten zur Entfaltung kommen und die Erträgnisse des Bodens, die der Indianer zu seiner Ernährung verwendet, sind sehr gering. Pflanzenkost hat grundsätzlich für ihn keine Bedeutung. Ungerne wäre es, wenn eigentliches Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche zu sprechen. Darüber hält er sich verschmäht nur einige kleine Genußmittelspenden, die er sich einführig und im

[37] Dana, nach Bridges (b): 58, „in Indian men hopeless to persuade to pursue game for anything, but dependent on seal, would „Fatal Indians if no seal" and they will starve without the Indians' Provisions.

[38] Lawrence (b): 130 „Boys were young infants grown and quite their own".

Vergleich zum Fleischverbrauch völlig bedeutungslos ist.[*] Was ihm Mutter Natur freiwillig bietet sind Pilze und Beeren verschiedener Arten, die sich damit allein schon als bloße Zukost erweisen. Sie alle werden ausschließlich von Frauen und Mädchen gesammelt; Männer streifen nur im Vorbeigehen einige Früchte ab und stecken sie sogleich, ohne Zubereitung, in den Mund.

1. Pilze: Betrachtet man die Vegetationsverhältnisse im Yamana-Gebiet, so überrascht es nicht, dort eine überreiche Menge von Pilzen und Schwämmen anzutreffen. Stark giftige Arten fehlen und andere haben ein schwammiges, andere ein holziges Gewebe. Diese reizen den Indianer nicht, die Menge der schmackhaften Pilze ist an sich groß genug und er legt keinen besonderen Wert darauf. Man trifft überall und in guter Menge die Vertreter einiger Cyttaria-Arten, von denen Cyttaria Darwinii Berk. am meisten verbreitet ist. Letztere führt die allgemeine Bezeichnung *ôsôj*, im Reifestadium *aqôtiš*. Sie entwickelt sich auf den Wulstungen oder Wucherungen (Abb. 66) einer bestimmten Stelle des Buchenastes, *amâij* oder *šamâij* genannt. Jeder dieser Schwämme erreicht die Größe einer grünen, unreifen Walnuß, ist kugelrund und gelblichweiß. Einer steht eng neben dem anderen. Bei leichter Berührung bricht er ab. Frauen und Mädchen pflücken diese Pilze von den Ästen im Bereiche ihrer Armhöhe. Sind sie auf einer bestimmten Strecke des Waldes abgesucht, fordert die Frau ihren erwachsenen Sohn oder sogar ihren Mann auf, beim Sammeln der Pilze auf höheren Ästen behilflich zu sein. Weiblichen Personen wird es anstandshalber nicht gestattet, auf Bäume zu klettern und über Äste zu schreiten; dazu werden die Männer herangeholt. Sie pflücken die Pilze mit der Hand und werfen sie nach unten, oder sie brechen sie mit ihren Zehen ab und lassen sie fallen; Frauenspersonen lesen sie auf und tragen sie in Körbchen zur Hütte.[**] Die kurze Zeit des mittleren Sommers ausgenommen, sitzen die Cyttaria Darwinii immer auf den Bäumen und sind genießbar in jedwedem Entwicklungsstadium während aller übrigen Monate.[***]

Abb. 66. Buchenast mit Wucherung. 1/3 nat. Gr.

---

[*] Sehr genau hat sich Fitz-Roy (a): 185 hierzu geäußert: „Of vegetable food they have very little: a few berries, cranberries, and those which grow on the arbutus, and a kind of fungus, which is found on the birch-tree, being the only sorts used."

[**] Bridges (MS: VII, 120, 1873) erwähnt einmal, daß ein erwachsener Yamana diese Pilze gesammelt und zum Lager gebracht habe. Selbst er sich dabei allein beteiligt haben, ist das ein seltener Ausnahmefall.

[***] Die Beobachtungen dieser Pilzart aus der Feder mehrerer Beobachter hat Ostry (g): 32 zusammengestellt. Dazu kommen noch die Angaben von Brenton: 64, 180, 181.

Weniger verbreitet und nur im Herbst voll entwickelt ist *alim*, die Cyttaria Hariotii F. BD: 46 schreibt *ilayim*, a small dark brown pear-shaped fungus which grew in clusters out of an excrescence which forms on the wood like a hand. Dieser gallförmige, birnenförmige Pilz von der Größe einer Apfelsinenkernes bis zu der einer kleinen Vogelkirsche steht in Reihen geordnet auf dünnen Ästen der untergehenden Buche. Sehr bequem kann man mit der halbgeschlossenen Hand die ganze Reihe abstreifen und in einem Körbchen auffangen. Noch kleiner ist die schwarze *alkhyan mfana* (Cyttaria Hookeri Berk.), die in Form und Größe dem Kern einer Weintraube gleicht und ebenfalls reihenförmig auf Buchenästen sitzt.

Obwohl Frauen und Mädchen gern nach diesen beiden Arten die Hand ausstrecken, ist es doch nicht ihre Gewohnheit, sie zu sammeln und zur Hütte zu bringen; an Ort und Stelle verzehren sie zugleich einige Handvoll dieser Pilze. Die Männer tun das gleiche, nur seltener. Die *alim* (Cyttaria Hariotii) wird der letztgenannten bei weitem vorgezogen.

Gegenüber der *ôsô* (Cyttaria Darwinii) sind andere Pilzarten von geringerer Bedeutung für die Indianerin. Erstere sind am Waldesrande leicht zu erreichen und letztere finden sich vorwiegend oder fast nur drinnen im Dunkeln und im Dickicht. Die dorthin schreiten Frauen nur selten vor, etwa um Holz zu holen; allein um Pilze zu sammeln dringen sie fast nie tief in den Wald ein. Die großen Baumpilze davon, so lange sie noch weich und fleischig sind, werden am meisten geschätzt, unter diesen vor allem *yfiuâ*, a soft, watery, and large flesh-colored fungus, nach BD: 649.

Etwa zehn Arten von Schwämmen ißt der Feuerländer,[*] diese alle botanisch genau zu bezeichnen bin ich nicht in der Lage. Sehr auffällig ist es, daß er nur solche genießt, die auf Bäumen gedeihen, niemals jene, die sich am Boden entwickeln. Jede Art reift in einem bestimmten Monat, weswegen der Indianer fast jederzeit sich eine kleine Abwechslung in seiner einförmigen Fleischnahrung dadurch bereiten könnte, daß er nach Pilzen greift. „Fungi of many kinds are also all the year round much used as food, different kinds coming in at different seasons" (Bridges [a]: 213).

Jeder Einzelperson bleibt es überlassen, gelegentlich einige Schwämme nach eigener Lust zu suchen. Gegenstand eines bewußten Sammelns sind nur die sehr häufigen Cyttaria Darwinii, die in der Hütte auf Stöckchen aufgereiht und getrocknet eine Zeitlang aufbewahrt werden. Bridges (MM: VII, 121; 1873) übertreibt offensichtlich, wenn er den Pilzen im alltäglichen Haushalte der Yamana eine nennenswerte Bedeutung beilegt. Bei Hungersnot allerdings behilft man sich mit Pilzen, so lange man sie findet. Gennaro drückt sich Agnella: 270 aus, der die einzelnen Nahrungsstoffe je nach ihrer Bedeutung abstuft: „Zum Unterhalt sind [diese Indianer] einzig auf die Jagd

[*] Bridges erwähnte „one very important item in the food of these people, which is fungus, of which there are about twenty varieties, some one or more of which are all the year round abundant" (MM: III, 114; 1869). Er sagt da im ersten Teile doch etwas zu viel.

angewiesen; im schlimmsten Falle begnügen sie sich mit Muschelkost. Die daraus etwa entstehenden Verdauungsbeschwerden werden durch eine Pflanze gemildert." Schwämme waren und sind eben nicht mehr und nicht weniger als eine nahrhafte, geschmackliche Zutat zur eigentlichen Hauptnahrung.

2. Beeren: Einleuchtend ist es, daß die Yamana nur während einiger Wochen sich den Genuß von Beeren *amájin* gestatten können. An erster Stelle stehen *amájingur*[3], die Früchte der Pernettya mucronata, die als niedrigen Strauchwerk zuweilen ausgedehnte Flächen bedeckt (Abb. 12). Trotz der harten Spitzen ihrer Blätter durchqueren Frauen und Mädchen das Gebüsch und pflücken die reifen, purpurroten Beeren, sammeln sie in ihre Körbchen und tragen sie zur Hütte. Weniger häufig vertreten ist in jener Gegend die

Abb. 67. Pernettya pumila. Nat. Größe

kleinere Pernettya pumila (Abb. 67), deren Früchte *ámamájin* heißen, und das etwas höhere Empetrum rubrum *ukána*, dessen Früchte man *kípiamájin* nennt. Die beiden letztgenannten Sträucher bringen nur kleine Früchte hervor, von denen die Indianer weniger angezogen werden.

Guten Geschmack besitzen die reifen *kámár'amájin*, die Beeren der Berberis buxifolia, die an Süßigkeit die *kpíjamájin*, die Beeren der Berberis ilicifolia weit übertreffen. Erstere lassen sich leicht mit der Hand von den Ästchen abstreifen und in ein Körbchen sammeln. Anscheinliche Mengen würde eine Indianerin nicht heimbringen, weil jedermann mit einer Handvoll dieser Beeren bereits genug hat. Wer indes zufällig an diesen Sträuchern vorbeigeht, reißt sich mehrere Beeren ab und verzehrt sie sogleich.

Am Waldesrande und an lichten Waldflecken kriecht die kleine Rubus geoides, eine Rosacee, am Boden; ihre im Spätsommer reifende Frucht *pélayggíz* gleicht an Größe, Form und Farbe einer Himbeere, doch ist sie weniger süß als diese. Nur wenn Frauen beim Sammeln von *kípiamájin* und von *amájingur*[4] auf einzelstehende Früchte der Rubus geoides unvermeidlich stoßen, pflücken sie auch diese. Den Früchten der Myrtus nummularia gewinnen unsere Indianer keinen Geschmack ab; gern aber greifen sie nach den leicht erreichbaren *kápaiamájin*, den Trauben vom *kápai*-Strauch (Ribes magellanicum), der das Licht liebt und vorwiegend am Waldesrande steht.

Hierzu zählt die Reihe aller Baumrindenkäfer, die im Gebiete der Yamana beobachtet wurden, ferner die Raupen der Gattung Cossus, die Larven der Cerambyciden und Curculioniden, die Engerlinge der Melolonthiden, die Maden der Tipuliden und Asiliden, die Larven der Elateriden und Tenebrioniden, die Raupen der Noctuiden und Geometriden, die Larven der Cecidomyiden und Tachiniden, die Maden der Syrphiden und Muscariden, die Larven der Ichneumoniden und Braconiden, die Raupen der Tortriciden und Pyraliden, die Larven der Chalcididen und Cynipiden, die Maden der Phoriden und Conopiden, die Larven der Proctotrupiden und Evaniiden, die Raupen der Tineiden und Pterophoriden, die Larven der Formiciden und Vespiden, die Maden der Bombyliden und Empiden, die Larven der Mutilliden und Pompiliden, die Raupen der Sphingiden und Bombyciden, die Larven der Sphegiden und Crabroniden, die Maden der Dolichopodiden und Stratiomyiden, die Larven der Scoliiden und Bembeciden, die Raupen der Lasiocampiden und Saturniiden, die Larven der Apiden und Andrenoiden, die Maden der Leptiden und Bibioniden, die Larven der Halictiden und Nomadiden, die Raupen der Hepialiden und Cossiden, die Larven der Megachiliden und Panurginen, die Maden der Rhagioniden und Dolichopodiden, die Larven der Colletiden und Melittiden, die Raupen der Limacodiden und Psychiden, die Larven der Oxybelinen und Larriden, die Maden der Stratiomyiden und Leptiden, die Larven der Philanthiden und Nyssoniden, die Raupen der Arctiiden und Lymantriiden, die Larven der Trypoxylinen und Gorytinen, die Maden der Bibioniden und Rhagioniden, die Larven der Sphecodinen und Halictinen, die Raupen der Geometriden und Noctuiden, die Larven der Andrenoiden und Apiden, die Maden der Tipuliden und Asiliden, die Larven der Elateriden und Tenebrioni

6. Der Nahrungserwerb im Jahresverlauf

In ihrer Lebensgestaltung und erst recht in allem, was sie sich an ihrem Unterhalt verschaffen, sind und bleiben unsere Yamana von der sie umgebenden **Außenwelt** unmittelbar abhängig. Auf diesen naturgesetzlichen Zwang haben sie sich in all ihren wirtschaftlichen Einrichtungen, nicht zuletzt in ihren Gerätschaften und Waffen, eingestellt. Bridges (d): 248 bestätigt diese auch seiner Weise: „Die Natur, welche die Gewohnheit zu einer unveränderlichen Macht und ihre Wirkungen erklärlich gemacht hat, hat den Feuerländer dem Clima und den Erzeugnissen seines elenden Vaterlandes angepaßt." Das Unbefriedigende in beiden Deutungen unterscheidet sich wesentlich.

Aber auch die geistige Haltung oder Verfassung dieser Indianergruppe verrät eine unverkennbare Übereinstimmung mit ihrem Wohngebiete, wie sich am besten in ihrer kargmäßigen **Genügsamkeit** ausdrückt. Mit so viel Ungemach räumlichen des Wetters, mit solch empfindlichen Einschränkungen durch den geringen Bodenertrag, mit dauernder Behinderung der Bewegungsfreiheit durch überreichlige Naturgewalten geben sich unsere Eingeborenen leichten Kaufes zufrieden. Man möchte es kaum für möglich halten, mit welch geringem Lebensgrund und mit welch spärlicher Bequemlichkeit ein Volk sich bescheiden kann. Man hört sie nie klagen und sie murren über die harten Lebensbedingungen, die ihnen gestellt worden sind, und das Los, das ihnen zugefallen ist, tragen sie mit unverwüstlicher Gelassenheit.

Trotzdem haben sie sich nun vollkommen Spielball der Naturgewalten nicht herabdrücken lassen. In der Härte des Kampfes haben sie sich bei der Gegenwehr gestählt und das sichere Bewußtsein zu triumphieren verliehen: jene unabhängige Selbständigkeit, die sogar in der aussichtslosen Lage aufrechten blieb. Gut geschulte **Geistesschärfe** und eine unübertreffliche Geschicklichkeit sind es, die unsere Feuerländer im Ringen mit der Natur beim Nahrungserwerb entfalten. Reiche Vorzüge anerkennt ihnen sogar Bascuñan (k): 240 mit knappen Worten: „Tienen diversos métodos de coger y matar pájaros, y en todos ellos manifiestan mucha destreza." Erst die Beobachtung und Erfahrung vieler Geschlechter hat die zweckdienlichen Fang- und Jagdmethoden ausgestaltet, mit denen jeder Indianer seinen Erfolg so sicher ist, ohne vergebliche Mühe aufwenden zu müssen. Er hat sich von Jugend auf darin geübt, bis er geschickt und ausdauernd wurde. Mancher Handgriff und manche Bewegung, mit Gewandtheit und einiger Anstrengung ausgeführt, erscheint dem Auge eines Europäers einfach und leicht."[*]; der scharfsinnige Jäger und treffsichere Schütze erregen Bewunderung. Würde der Europäer sich darin versuchen, könne ihm lehrhaft zum Bewußtsein, wie ungeschickt und unbeholfen er in diesen dem Indianer alltäglichen Dingen ist.

Seiner eigenen Überlegenheit ist sich der Yamana stets bewußt. Zugleich

---

[*] Hyades empfand Bove (e): 189: „Hier war unser Boot gelobt hat, kann sich eine Vorstellung von der Anstrengung und der Schicklichkeit machen, welche sie aufbieten müssen, um sich die einfachste Nahrung zu verschaffen."

mit der [illegible] Gewandtheit hat er seine Körperkraft entwickelt; sie zu steigern bietet sich ihm auf der Jagd oft und oft Gelegenheit.[309] So [illegible] rüstet er über alle Schwierigkeiten und Behinderungen hinweg, die sich seinen Zielen entgegenstellen; er wird den Jagens nach seiner Beute und den [illegible] kämpfen mit den widrigen Naturkräften nicht müde, sondern wiederholt sich [illegible] den Morgen mit neuem Mut und mit frischer Siegesgewißheit seinem schwe[illegible]n Tagewerk. Mit der Umwelt zu streiten und ihr die Tiere zum eigenen Leb[illegible]ndarf abzuringen, ist somit jedem Manne eine alltägliche, zum Teil erw[illegible]chte Notwendigkeit.[310] Er hat es nicht leicht; aber die gut entwickelten G[illegible]steskräfte, die außerordentliche Übung seiner Sinne, die hohe Geschicklichkeit [illegible]t und die persönliche Sicherheit im Beherrschen seiner Gerätschaften und [illegible]ilfsmittel gewährleisten ihm den Erfolg.

Seine geistige Ber[illegible]glichkeit fühlt sich in die Gelegenheiten zur Jagd und in die allgemeinen Forderungen einer jeden Jahreszeit mühelos ein. Er zeigt sich nie ernsthaft[illegible]n mit den Härten des Winters, der seine Bewegungsfreiheit auf dem Lande behindert, noch mit dem unberechenbaren Wetterwechsel zur Sommerszeit, der sein leichtes Kanu auf dem Wasser nur zu oft in Gefahr bringt. Gänzlig entbehrt er in diesem Halbjahre, was jenes ihm wieder bieten wird. Der Abwechslung, die jeder Monat herbeiführt, folgt er mit Aufgeschlossenheit. Also ist er jederzeit bereit, das für seinen Lebensunterhalt zu ersingen und einzuholen, was jeder Tag eben bietet. Eigentlich sind es nur einige wenige große Unterschiede, die sich in den verschiedenen Jahreszeiten geltend machen. Da der Yamana allein auf dem Wasser, am Ufergerölle und auch auf einigen Felseninseln, aber niemals weit im Innern seiner Inseln der Jagd obliegt,[310] weil ferner die großen Seesäugetiere und die meisten Vögel im Sommer wie im Winter fast vollzählig ihre Wohnstätten und Lagerplätze halten, weil endlich diese beiden Tiergruppen das hauptsächlichste Ziel der Jäger sind, so ändert sich während des ganzen Jahres in seinem Verfahren nur wenig.[311] Die Wildgänse allerdings, eine einzige Art ausgenommen, verlassen im Herbste den Süden, um weiter nördlich einen angenehmeren Winter zu verbringen. In der gleichen Richtung bewegen sich gleichzeitig einige Fischarten.

In der kalten Jahreszeit gibt es weder junge Vögel, noch sammeln sich größere Fische in seichten Buchten und ebensowenig sind Heringsschwärme zu erwarten. Dafür aber gehen sich Fischottern, Füchse und Guanacos, die ganz an den Wasserrand herauskommen, durch ihre Spuren im Schnee leicht

---

[309] Treffend nennen die [illegible] rücksichtlos nur: „These people certainly show the greatest energy in following at their hunting" (MM: XII, 12; 1878).

[310] Diese Geistesverfassung jener Naturkinder hat Hyades (f): 567 in die Worte gefaßt: „Le Fuégien, en effet, s'habitue à chasser comme un plaisir aussi bien que comme un besoin." Es hat damit den Sachverhalt wirklich gut getroffen.

[311] Die Gebiete sind [illegible] abwechselnd. Unsere Indianer wissen sich [illegible] auf dem Binnenlande nicht zu helfen. Vgl. Hyades (h): 21.

[312] Einige Einzelheiten, die Hyades (f): 563 aufstellt, sind offensichtlich zu eng.

zu erkennen. Ihnen geht der Jäger jetzt erst recht nach. Unverändert bleibt die Menge der Robben und Pinguine, der Seehunde und Enten. Sobald im Frühjahr die Vögel ihre Nester bauen und Eier legen, entfaltet auch die Indianerfamilie mehr Regsamkeit. Sind die jungen Vögel fast flügge, wagt sich der Mann an die Felsinseln der Kormorane heran; später, wenn der Sommer schon vor Neige geht, an die Eilande, auf denen sich die Pinguine und Wildgänse mausern."[557] Jetzt sind auch die Robben, die am Strande ihre ausgeborenen Jungen bewachen, leicht zu erreichen (S. 39).

Etwas mehr wird die Sammeltätigkeit der Frau von der jeweiligen Jahreszeit bestimmt. Zunächst gilt das offensichtlich für die Suche nach Beeren, die im Spätsommer und Herbst reifen. Die Cyttaria Harioti kann man im Herbst und in der ersten Winterhälfte pflücken; mit dem beginnenden Sommer sind auch die Cyttaria Darwinii entwickelt, die sich bis kurz vor Ausgang des Winters auf den Bäumen halten. Zum Angeln nach Fischen eignet sich die kalte Jahreszeit nicht.[558] Hingegen sind See-Igel (Echinodermata) im Juli und August, also gegen Ende des Winters am meisten wohlschmeckend. Im Frühjahr suchen Mädchen und Frauen eifrig nach Vogeleiern, so lange die Gelegenheit anhält. Sie jubeln auf, wenn die Schrecken des Winters vorüber sind und von der wärmeren Jahreszeit ihnen die Beschaffung der Nahrung bequemer gemacht wird.

Auf diese wenigen Einzelheiten beschränkt sich die Abwechslung, mit der eine Yamana-Familie im Nahrungserwerb rechnen kann. Ihr bleibt das ganze Jahr hindurch als sicherste Hilfsquelle die unerschöpfliche Menge der Mytilus-Muscheln offen. Nach ihnen greift jede Indianerin erfolgreich immer noch dann, wenn ihr jedwede andere Aussicht genommen ist. Einige Tage des Hungerns bleiben der Familie trotzdem nicht erspart, wenn an einer Stelle sogar die Miesmuscheln erschöpft sind und sie sich wegen schlechten Wetters anderswohin nicht begeben kann. Sie haben, wie gesagt, die gleiche Bedeutung für die Yamana wie das Brot für die Europäer; jene werden der Muscheln ebensowenig überdrüssig wie diese des Brotes. Schließlich sei daran erinnert, daß man nach den verschiedenen Entwicklungsformen der Cyttaria Darwinii die Einsatzabschnitte des ganzen Jahres bestimmt. Damit ist aber nicht auch gegeben, daß dieser Pilz nennenswert zur Ernährung unserer Indianer beiträgt (S. 555). Die Einförmigkeit einer ausschließlichen Fischkost wirkt sich, trotz sehr geringer Änderung, durch das ganze Jahr.

7. Der feuerländische Hund

Als ein ständiges, unentbehrliches Mitglied der feuerländischen Familie muß man den Hund yáfa betrachten, er gehört genau so selbstverständlich

[557] In April he, who Bridges (MM: IX, 9; 1871) says, „the penguin and loggerhead duck swarm. The latter are now in the height of moulting, and many are chased and taken."

[558] Bridges (j): 25 hat hingegen auf „many kinds of smaller yet valuable fish, chiefly plentiful through summer and autumn and early winter". Auch Hyades (q): 239 hat diese Erscheinung festgestellt. Vgl. die Fußnote 398.

wie die Kinder an ihr. Für die Beurteilung des Wirtschaftslebens unserer Indianer erscheint es keineswegs belanglos, daß der Hund als ihr Gesellschafter erst seit einem Jahrhundert geschichtlich bezeugt ist. Weder in den schriftlichen Berichten noch in den bildlichen Darstellungen der Seefahrer des XV. und XVIII. Jahrhunderts scheint er auf.[*] Vergegenwärtigt man sich, wie aufdringlich und zudringend gerade Indianerhunde jeden Fremden anfallen und wie erregt sie sich stundenlang während seiner Anwesenheit im Lager oder in einer Eingeborenhütte gebärden, wird man zur Vermutung gedrängt, jene Reisenden aus der ersten Zeit haben den feuerländischen Hund überhaupt nicht gesehen und er ist damals auch nicht im Besitze der Yamana gewesen. Diese Tiere benehmen sich gegenüber fremden Besuchern beispiellos auffällig. Niemand hätte es unterlassen dürfen, wenn er schon einmal seine Erlebnisse und Eindrücke erzählt, gleichzeitig das dritte Gebaren der Hunde zu kennzeichnen."[*]

Gegenüber dem gänzlichen Schweigen durch mehr als zwei Jahrhunderte fällt es auffällig auf, daß zu Beginn des XIX. Jahrhunderts fast gleichzeitig mehrere verschiedene und zwar erste Hinweise auf den feuerländischen Hund gemacht werden. Wagner (a): 94 ist es, der als erster Europäer von ihm spricht. Am 28. November 1823 lag seine Fregatte in der Bahia S. Francisco, zwischen Isla de Hornos und Isla Hermite, vor Anker, wo einer seiner Matrosen einen jungen Hund erwarb, „der sich durch seine Klugheit auszeichnete". Bei diesem Anlaß erzählte er, daß jene Eingeborenen „zwei diese eine Art Hunde haben, die dem Fuchs sehr gleicht und ziemlich die Größe eines Stöberhundes hat. Sie lieben ihre Hunde sehr, und wenn ein irgend einem Objekt eine übernatürliche Kraft zuschreiben, so sind es wahrscheinlich die Hunde, denen ihre Aufmerksamkeit und Sorge für das Wohl derselben ist außerordentlich" (S. 66). Mehr sagt Wagner über dieses Tier leider nicht.

Wenige Jahre später haben King: 413, 444 und Fitz-Roy auf der ersten Fahrt der "Beagle" den Hund wiederholt beobachtet. Dabei ergibt sich King: 529 in folgenden Vermutungen: „The dogs are certainly of the domesticated kind, originally obtained, probably, from the Spanish settlements at

[*] Als erster Europäer hat Byron von seinem Zusammentreffen mit Indianern auf dem Südostufer der Isla Grande im Jahre 1740 über deren einheimische Hunde berichtet. Vgl. Bd. I, 276.

[*] Ähnlich lauten diese Worte keine ungerechtfertigte Erwartung. Auch wenn die einheimischen Hunde sich dem fremden Besucher feindlich gezeigt hätten, allein der Umstand, sie in Gemeinschaft der Indianer angetroffen zu haben, wäre Anlaß genug gewesen, sie zu erwähnen. Beispielsweise erzählt Kapitän Juan Naxarenus über seinen Besuch bei den Patagoniern in Puerto San Julián an der südpatagonischen Küste am 16. August 1670 u. a. auch: „Their dogs are much of the race of Spanish dogs, large mongrel, but very tame: they were of a grey colour and were painted red in spots: they were very loud" (Burney: III, 348). Doch nicht einmal dergleichen beachtenswerte Angaben enthalten die älteren Reisebeschreibungen jener Seeleute, die sich ihre viele andere Dinge unserer Yamana ausführlich und ausreichend sogar auch sehr genau gebildet haben.

Buenos Ayres; generally they resemble the Esquimaux breed, but are much more diminutive in size." Von der zweiten Reise der "Beagle" brachte Fitz-Roy (a): 201 eine erweiterte Beschreibung des Yamana-Hundes mit.[*] Ihm fiel es sehr auf, daß „these dogs bark at strangers with much fury; and they give tongue eagerly when hunting the otter". Zur gleichen Zeit erwähnt Wallace den fuchsähnlichen Hund (S. 199). Nach kaum drei Jahren macht Pickersgill darauf aufmerksam, daß „the presence of the dog among the tribes inhabiting this extreme point of America, is another fact that deserves attention".[**] Gleichzeitig weist (S. 114) Wilkes (a): I, 129 und noch weitere drei Jahre, nämlich im Februar 1842, auch Hale auf jenen eifrigen Begleiter der Indianerfamilie hin (S. 122). In den Reisebeschreibungen aus den folgenden Jahrzehnten bis in unsere Tage und in den Briefen aus der Feder der Missionare fehlt zum fast nie mehr ein direktlicher Hinweis auf die Eigenarten und die Dienstleistungen des fuchsähnlichen Hundes.

Aus durchsichtigen Gründen haben die Reisenden, von sehr wenigen abgesehen, um die Herkunft jenes Hundes sich nicht gekümmert. Weil ihnen durchgängig auch die Eignung fehlte, ist aus ihrer Beschreibung meist nur unvollständig das Bild von seiner spezifischen soziologischen Beschaffenheit zu gewinnen. Brauchbare Einzelheiten hat Fitz-Roy (a): 201 genannt: „The dog of a Fuegian or Chonos Indian is small, active, and wiry, like a terrier with a cross of fox. His hair is usually rough, and dusky, or dark-coloured; but there are many dogs among the Fuegians almost white, or prettily spotted, some of which have fine smooth hair. All that were examined had the roof of their mouth black, the ears erect, large, and pointed, the nose sharp, like that of a fox; the tail drooping, and rather inclined to be bushy." Snow (a): I, 334 hebt nur hervor: „Their small, sharp, ferret-like dogs were exceedingly troublesome."[***] Auch Lovisato (b): 102, „il cane dei Yahgan è un quidmedii fra la volpe ed il lupo con pelo lupido, chiaro, con orecchie lunghe, diritte e non tanto grande, con coda corta, aguzza". Körner kannte Spegazzini (a): 163 sich kaum äußern, indem er sagt, der Hund „es parecido mucho al nuestro común". Genauer schreibt Dabbene (b): 185: „Son

---

[*] Er (a): 119 hat gelegentlich auch auf die beunruhigten Schl'uses, „accompanied by several large dogs," hingewiesen; weit ausführlicher schildert er (a): 176 den Hund der Patagonier. Bald nach ihm landete die Flotte des Kapitäns Wilkes (a): I, 118 in Bahia Buen Suceso. Letzterer sah dort, daß „the natives had the common dog which they seemed to prize much."

[**] Ebenfalls sprach er folgende Vermutung aus: „America, when first visited by Europeans, appears to have contained but a single species of quadruped of foreign origin, the domestic dog."

[***] Aus den über Jahren, als bereits wegen des lebhaften Schiffsverkehrs die Yamana sich leicht europäischen Hunderassen anzeigen konnten, stammt folgender Bericht: Diese Indianer „tienen dos clases de perros; unos de raza indígena, pequeños, peludos, de hocico puntiagudo; y otros, introducidos por los ingleses. Los dos unos viven en la actualidad casi exclusivamente de pescado y mariscos; siendo muy hábiles para cazar estos últimos, abalanzándose sobre ellos, cuando bajan la marea, y sacándolos" (Gusinde (g): 58).

poupadas y fuas, una su pelo largo y de color variable; una su hocico grueso grado y cuerpo grandes que los hacen parecer a osos."[1] Der Hund ist, so beständig Maximo: 194, „petit et laid, son poil long et fauve et son museau pointu le font ressembler à un renard".

Unvergleichlich wertvoller als jene gelegentlichen Teilbeobachtungen ist die fachmännische Untersuchung zweier verschiedener Tiere durch Krause. In der Bahia Grange hatte Krause von den Indianern im Januar 1882 einen ausgewachsenen Rüden und im Februar einen Hund erworben, beide Tiere selbst aufgezogen und, da sie sich brünst den neuen Herren angeführt,[2]

Abb. 68. Hund und Rüde

im September des gleichen Jahres nach Paris mitgenommen (Abb. 68). Die ausführliche Prüfung ergab: „Au dire de Pére-Kar, le Chien de la Terre de Feu, petit, actif, ressemble à un Terrier croisé de Renard; son pelage est ordinairement roide, quelquefois soyeux, couleur ou nuitère, cependant il est souvent complètement blanc ou agréablement tacheté. Tous les spécimens examinés avaient le palais et la langue noirs, les oreilles droites, grandes et pointues, le nez effilé comme celui du Renard, la queue tombante avec une tendance à devenir touffue." Mit Krause (q): 261 wörtlich übereinstimmend sagt Krause: 138 weiter: „Bien pris dans sa petite taille, le Chien fuégien se fait remarquer par ses oreilles droites, grandes, pointues, par son nez allongé, très pointu; aussi a-t-il l'aspect d'un animal plutôt sauvage que domestique, ayant de grands rapports de forme avec le Chacal; la couleur de son pelage est extrêmement variable; elle est souvent uniforme, gris fauve,

[1] Von der Wiedergabe anderer Beobachtungen, z.B. eines Laien (B): 62 und Wiesenthal: 33, sei hier Abstand genommen.

[2] Ganz im Gegensatz zu ausgewachsenen Tieren, „qui ne se laissent pas approcher par les Européens" (Krause (q): 260).

se qui semblent à engager ce commencement avec ce dernier animal; fréquemment aussi, la couleur blanche [illegible] la faim, le corps est marbré de larges taches noires (Tatuit) ou fauves (Kaweschta);[1] c'est ainsi que Kaweschta semble avoir leur livrée pour vêtement de l'état de nature. Les petits sont franchement galeux. Tel est le portrait physique." Diese ausführliche Beschreibung wird durch Darmanns gründliche Untersuchung und durch die ausgezeichneten Körpermaße jener beiden Hunde ergänzt.[2]

Von seiner Reise durch das Feuerland in den Jahren 1895 und 1896 hat Otto Nordenskjöld das Skelett eines einheimischen Hundes nach Schweden gebracht. Es entstammte einem Tiere der östlichen Yamana, das nach seinem Urteile die durchaus reinrassig gebliebene dürfte. Das Skelett wurde von Lönnberg 10 gewissenhaft studiert und jeder Einzelteil gemessen. Er zog auf dieser Grundlage auch Vergleiche mit anderen südamerikanischen Canidae. Leider hat Nordenskjöld weder von diesem Tiere, dessen Skelett jetzt in Stockholm ist, noch von anderen Yamana-Hunden eine Beschreibung niedergelegt. Bei einer persönlichen Aussprache mit ihm erfuhr ich nur die allgemeinen, mir bereits bekannten Kennzeichen dieser zoologischen Spielart.

In den Jahren meines Aufenthaltes im Feuerlande gab es keinen einzigen einheimischen Indianerhund mehr. Millestus hielt es sich an den meisten Tieren bestimmen, welcher ursprünglichen Kreuzung sie entstammten. Die dort ansässigen Weißen hatten verschiedene Hunderassen eingeführt und unter die Indianer verteilt. Diese Hunde waren nicht allein den Fremden sehr gefährlich, sondern sie richteten auch unter den Nutztieren, besonders unter den Schafen, bedeutenden Schaden an.

Was mir die älteren Eingeborenen erzählten, bestätigte Fred Lawrence: Der einheimische Hund war mittelgroß, trug ein dickes, zottiges, mittellanges Haar von vorherrschend schmutzigbrauner Farbe und unregelmäßig verteilten großen, hellen Flecken. Der Kopf endete sich etwas nach vorn und lief in eine langgezogene, spitze Schnauze aus. Die stehenden, schmalen, mittellangen Ohren endeten in eine scharfe Spitze. Die Augen waren schräg gestellt. Der buschige, lange Schwanz ringelte sich halb nach oben. Durchgängig besaßen diese Tiere einen kräftigen, festen Körperbau, waren aber schlank und mager. Noch 1924 verglichen einige Indianer den einheimischen Hund mit dem großen Fuchs, der jenem gegenüber nur etwas kleiner war. Fred Lawrence stellte ihn hin als ähnlich jenen Hunden, die Europäer für Reisen durch die Südpolargegenden mitgebracht hatten. Schon lange vorher hatte Wallace vom feuerländischen Hunde behauptet, „he is very ferocious, and not unlike an Esquimaux dog" (S. 109).

An dieser Stelle will ich meine eigene Ansicht über den Ursprung des

---

[1] Die sind die Namen des männlichen bzw. des weiblichen Tieres jener Färbung.

[2] Nordenskjöld in Hyades (g): 391. Die nähere zu reichlichen Körpermaße, von einem anderen Untersuchter stammen, Namen zusammengestellt, sind dort (ib. p. 365) ebenfalls veröffentlicht. Vgl. zu dieser ganzen Angelegenheit auch Hyades (h): 39.

feuerländischen Hundes noch nicht gesprochen.[*] Statt dessen sei angefügt, daß die Yamana gar kein Verständnis für Züchtung einer bestimmten Form zu haben scheinen; jedenfalls geben sie sich damit nicht ab. Deshalb pflanzen sich ihre Tiere wahllos, wie der reine Zufall sie zusammenführt, untereinander fort. Die Feuerländer imaginent, nach Koppers: 138, „n'étant pas suffisamment intelligents pour pratiquer une sélection raisonnée, ils laissent la nature agir à sa guise et conserver ses droits; en réalité le Chien qui est leur compagnon est un ouvrage comme eux".

Andeutungsweise wurde bereits die Stellung des Hundes in der Indianerfamilie gekennzeichnet. Eine jede besitzt mehrere Tiere, drei bis zehn und jedes gilt als Eigentum entweder des Mannes oder der Frau oder einer anderen Person. Ein Hund als gemeinschaftlicher Besitz aller Familienmitglieder wäre den Yamana ein undenkbarer Begriff. Gleichlautend sind die Urteile vieler Reisender über eine unverkennbare Zuneigung des Feuerländers für seine Hunde. Aus früher Zeit stammt die Beobachtung des Kapitäns Snow (a): I, 349: „I also noticed that their dogs claimed a large share of affection." Sie gehören wie selbstverständlich zur Familie.[**] Wenn man den Indianer genau kennt, begreift man sehr wohl, daß er sich um seine Hunde nicht im mindesten kümmert, viel weniger ihnen eine sorgfältige Pflege angedeihen läßt oder sie liebkost. Die Hunde erwarten von ihrem Herrn kaum die geringste Aufmerksamkeit. Nie machen sie sich Hoffnung auf eine regelmäßige Fütterung; denn niemand kommt sich dann. Wenn irgendwelche Personen in der Hütte oder im Kanu ißt, drängen sich die Hunde wohl heran und warten gespannt, ob einige Brocken für sie abfallen; geben sie leer aus, fühlen sie das nicht als Enttäuschung. Von Jugend auf haben sie sich damit abfinden müssen, das nötige Futter sich selber zu besorgen. Der Hunger treibt sie an den Strand, wo sie bei Ebbe den äußeren Kalkpanzer der zahlreichen Schalentiere zerbeißen und das Fleisch freilegen. Sie können hohe Sprünge machen und geneigte Baumstämme erklettern. Wenn der Indianer Vögel oder Robbenfleisch auf Ästen nicht gut geräuchert hat, versuchen es die Hunde, jene Stücke herunterzuholen. An Felle, die soeben abgezogen wurden, sogar an hartes Leder machen sie sich heran, wenn sie hungrig sind. Selbst das Guanaco greifen einige Hunde gemeinsam an und fressen sich daran satt. Schlafende Vögel oder junge Nesthocker erreichen sie begreiflicherweise bei ihrem ruhelosen Herumstreifen sehr leicht.

Die meisten Hunde machen einen fürchterlich **verwahrlosten Eindruck**. Kein Wunder; denn, wie Hyades (p): 331 eingesteht, „les chiens ne sont nullement soignés". Laufen sie auch unverkümmert, mit gebro-

[*] In Bd. I, 95 hatte ich angedeutet, ein absoluter Urteil über Herkunft und Entwicklung des feuerländischen Hundes erst dann geben zu wollen, nachdem in Bd. III der Hundhund der Halakwulup beschrieben worden ist. Den Hund der Selk'nam habe ich nach seinen zoologischen Eigenschaften in Bd. I, 276 kurz gezeichnet.

[**] Hyades (b): 1348 sagt: „Le chien fait partie de la famille fuégienne à laquelle il est très attaché et qu'il accompagne partout sous la hutte ou dans la pirogue."

abweisen Reisen, vollen Kräften und Einsetzungen kommen,[99] dieser Ankömmlich selbst den Indianer nicht; er hat einen hohen Empfindens dafür, den Tieren zu helfen. Trotzdem würde er nicht gestatten, daß eine andere Person, und hätte sie vollen Recht dazu, seinen Hund verprügelt. Er persönlich begnügt sich damit, den Fehler seines Hundes mit einem Blick zu strafen oder mit einer blanken Schlagbewegung den Schuldigen davonzujagen.[100] Dann allerdings kann sich unser Indianer nicht aufhalten, um einem unschuldigen Wurf einige Tiere auszubringen, selbst wenn er bereits ein halbes Dutzend Hunde besitzt und er weiteres nicht in mindestens benötigt. Selten nur entfernt er sich von einer Insel, ohne alle seine Tiere im Kanu zu erwarten; er betrachtet sie als ihren Herr, der eine oder andere sich selbst zu überlassen. In einem Anfall von Wut indem prügelt er sein Tier derart unbarmherzig, daß es davon zugrunde geht.[101]

Darum allein kann man nämlich, wie unrichtig Lorenzo (b): 150 behauptet, die Hunde wären ihrem Herrn „più cari delle loro creature, delle loro donne". An anderer Stelle wiederholt er (b): 102 noch: „I cani sono cari ai Fuoghini più delle loro donne, perchè essi provedono le loutre, le volpi, gli uccelli." Er hat sich in diesem Urteil wohl auf die Mitglieder der "Beagle"-Expedition gestützt; war es doch einem jungen Feuerländer gelungen, „dans une plaisanterie macabre, persuader à Fitz-Roy que, dans les époques de famine, qu'on commençait par manger les vieilles femmes étouffées ou les maintenant dans une épaisse fumée, tandis qu'on conservait les chiens qui servent à prendre les loutres". An diese seine Worte schließt Hyades (b): 39 an: „Les Fuégiens sont évidemment moins attachés à leurs chiens qu'aux femmes, jeunes ou vieilles, qu'ils n'ont jamais songé à manger." Trotz gänzlicher Vernachlässigung bewahrt der Hund seinem Herrn treue Anhänglichkeit; das aber schließt nicht aus, daß er verzweifelt seinem Herrn sogar entflieht.

Gern sei zugegeben, daß der feuerländische Hund dem Indianer tatsächlich einige Dienste leistet, doch ist vor Übertreibungen zu warnen. Kuczynski: 140 behauptet zu viel, wenn er den Hund als „un associé, un collaborateur des plus précieux" seinem Herrn hinstellt. Gewiß, niemand gibt gern sein Tier an Europäer ab. Das beweist eben nur gewisse Anhänglichkeit, nicht aber außerordentliche Wertschätzung seiner Leistungen. Indes behält er Recht, wenn er (ib. p. 139) den Hund hinstellt als „extrêmement agile et fort, relativement à ses petites dimensions, d'une vigilance très active et qui ne se lasse jamais, il est rusé, défiant et par-dessus tout courageux". Andere natürliche Eigenschaften jener Hunde hebt Fitz-Roy (a): 201 hervor: „They are exceedingly vigilant and faithful. Their sagacity is shown in many ways; and

[99] Nachweislich trifft Tolkan bei feuerländischen Hunden nicht auf.

[100] Sehr genau schildert Koppers den Hund als „ardent, doué aux privations. Sûrement à son maître qui lui est attaché, mais ne le caresse jamais, et le bat souvent."

[101] „The natives do not like to kill puppies, and children take a fancy to this one or that, and they are kept in a half-starved state. Unless in a passion the natives very seldom kill a dog.... The natives themselves are not unfrequently attacked and badly bitten by these savage dogs" (Bennett, in MM: XV, 256; 1861).

not learn, in their providing for themselves, each how-soever, by seemingly disturbing Nature from the rocks, or by breaking wands and other shells, and then eating the fish." Dementsprechend verwunderten die Hunde ihren Gebietern gar keine Sorge und sind ihnen treulose schließlich. Jedes dieser Tiere, sollte meinen, sollte wenigstens „analogie une apparence sentiment assez diagnostic, pour aider des qualités de race, telles que la sagacité à la course, l'adresse pour la chasse de la bourse, du renard et des oiseaux" (Brehm [o]: 295). Indem man auf der Jagd nach Otters und Gazellen leichter der Hund dem Indianer gute Dienste,[20] wüßte er aber bei weitem nicht an dem Hund der Eskimos heranreicht. Kein einziger Vorzug gibt sich mit einem wirklichen Diener seines Herrn ab; was dieser leistet, hat er nur sich oder am Beispiel anderer Hunde gelernt. Brehm (ib.) erwähnt eigens: „Dogs are never native, nor are their skins used; to eat a dog would be almost as bad as cannibalism".

Als überaus **unverlässiger Wächter** bewährt er sich bei Tage und bei Nacht. Seinen nur entfernt er sich von seinem Herrn; schließlich dann, wenn er sich sein Futter suchen muß. Nachts liegt er neben ihm oder auf dessen Füßen. Beim leisesten Geräusch von außen hat er wacht er auf. Nähern sich die Schritte, nimmt er in wütiger Erregung auf den Ankömmling los. Nur durch Steinwürfe oder mit einem Stocke kann man sich seinen wilden Angriffen erwehren. Erst anhaltendes Schimpfen des eigenen Herrn bringt ihn zum Schweigen. Selbstverständlich schließen sich dem einen Hunde unverzüglich alle anderen aus den Nachbarhütten an, wenn er heftig einem Fremdling entgegentritt; sie alle verrät Bärmen darauf hin, daß das ganze Lager in Aufregung gerät. Ebenso schnell aber lassen sie sich manches Mal vertreiben und dann verschwinden sie ihre Wut in ungeheuren Knurren. Oft greifen sie wirklich an, doch niemals von vorn. Wenn der Besitz den fremden Besucher „nicht zum Bleiben bringt oder nicht verhältnismäßig, beschränken sie sich darauf, mit Unterbrechung einzelner heftiger Laute zu gratulieren. Aber in einer dieser Schweigepausen, wenn jener nichts ahnt, schlagen sie ihm die spitzen Zähne in die Waden; gern beobachten sie den Augenblick, da er eben durch den Hüttenausgang sich beugt oder seinen Kopf abgewendet hält. Ziemlich gekränkten sich die Hunde darauf, während, daß sie dem eigenen Herrn erst nach geraumer Zeit gelingt, sie etwas zu beschäftigen; man erst gewöhnen sie dem Fremdling gefährlichen Eindringen in die Hütte."[21] Durchgehends sind die Hunde sehr reizbar und gefährlich.

---

[20] Vgl. Kane in Brehm (a): 364, Seemann (a): 143, Lewicki (b): 168, Brehm (b): 195, Martius: 194, Kammler: 140 u. a.

[21] Ein kleines Erlebnis des Missionars Bourquin: „We find the native dogs very troublesome, they are not half fed, and are of course all bones, and always on the look out for something to do. The other day I was passing with my two boys a pound of dogs, which began to bark at us, and then the pack set upon us, and though I had a stick I had just as much as I could do to keep them off. One of them bit my boy's trousers, and as sooner were we engaged in driving away one, than another rushed on us from behind ... It is absolutely necessary to take a stick when one goes to visit the natives or for a walk" (SEM: XV, 249, 1885).

[illegible]

F. Die Erntevorgänge

[illegible]

[illegible]

[illegible]

kann auf Elemente in der Asche. Eine Reihe dieser gasigen Grundstoffe, die die Pflanzenstoffe weiter bilden und aufbauen helfen, in Verbindung mit dem Sauerstoffgehalte der Pflanzenstoffe Kohle liefert, die Stickstoffgase und die Bildung der Salze des Bodens, Schwefel, Phosphor und Kohlenstoffe, Eisen, Kalium, Natrium und Calcium der Pflanzenstoffe auch auf diesen Gebieten seine Gelehrsamkeit, Langwierigkeit zum Überlegung und Gelegenheit Bearbeitung der Pflanzenstoffe.

I. Was die Pflanzenstoffe nähren

Die den Pflanzenstoffen in der Ernährungsweise, die der Tierwelt sich gestalten lassen muß und dann es natürlich gegenüberstehe, gebildeten Stoffe, die der Pflanzenstoffe die unentbehrlich bezeichnen. An den Pflanzenstoffen, die im Pflanzenstoffe wirklich bestehen und die mit Lebensbedingungen unentbehrlich von einem Grundstoffe und den anderen Stoffen sind, bildet manches ungenaue Allgemeinbewußtsein über die dem Menschen bekannten, verschiedenen und verschiedenartigen Ernährung bestimmt werden. Denn diese Eigenschaften, wie Stoffe, von denen abgeben, als die gewissen, lebensnötigen Teile, die mit unbedingten Zeiten in seinem menschlichen Lebensprozesse bei verschiedenen Empfindlichkeit als unentbehrlichen Stoffe gelitten hat. Seine Gewohnheit hat es sogar mit allen Organen angepaßten und in den täglichen Lebensmittelbedürfnissen Teil genommen. Die tägliche Gewöhnung dieses Körpers ist fast allein die Anerkennung der Form aufgenommenen Art an diesen und an erhalten, nicht aber der Ernährung.

Am meisten fällt es jedem Freunden auf, daß die Pflanzenstoffe fast ohne Ausnahme stickstoffhaltige aus dem Pflanzenreiche entnommen. Was sie an Pflanz und an Bauern gelegentlich, jedoch immer in verschiedenen Mengen vom Menschen führen, hält gar keinen Vergleich mit den stickstoffreichen Fleischkost aus. Eine allgemeinbildliche Übereinstimmung scheint Beispiele bei es, den Gemüß von Cyrtoria-Pflanz als ausgenommen hinzustellen. Den Bauern der Pflanzenstoffe und der Bedarf kommt Nahrungsmittel beim Pflanzen an, abgesehen den Stoffen der Äpfel, den Pflanzen der Tannen und den Wurzeln der Arzneien, Getreidearten, also Brot und Mehl, Hülsenfrüchten und Kartoffeln, Obst und Gemüse kommt der Pflanzenstoffe nicht, im Bauern verzehrt eine Person zusammen auf einmal drei bis vier Hundertstel ausfüllgen[1], die Bauern der Pflanzenstoffe zusammen, oder Äpfelmenschen, die den Empfinden nähren, und bei Hungersnot während wenigst Tage unentbehrlich die Cyrtoria-Pflanz. Jedoch kann das nie als eine vegetabilische Nahrung bezeichnet werden,[2] weil es allgemeinbildlich nur eine kleine Erleichterung bare, als Nahrstoff oder als ganz gelegentlichen Genußmittel ist.

Die menschenähnliche Fleischkost an sich fällt als wirklichen Nahrstoffe

[1] Die Angaben der Bauern-Zusammensetzungen schwanken mit Bauern bei 200 von den Tierarten „Bauern an der ersten Stelle von Leben den ersten ausgenommen Pflanzenstoffen abgebauen." Übereinstimmung bestehen andere verschiedene Bestandteile Bauern.

auch Salz kann aufnehmen, obwohl aller Fleisch ihnen fremdlich ist. Dem menschlichen Körper dürften die Fleischsalze genügen, darüber hinaus wird ihm fast unbewußt und unbemerkbar eine nicht unbeträchtliche Salzmenge aus dem Meerwasser zugeführt. In den Salzsalzen der Mythen und der anderen Mundarten, im Kalligraphismus der Sanskrit und der Kretischen ist immer, auch wenn der Inhalt gekocht wurde, eine kleine Menge Seewassers enthalten. Werden Fleischarten von Vögeln und Robben eingeschnitten, hervorragt man das Meerwasser, von dem unvermeidlich eine winzige Menge Salz am Fleische zurückbleibt. Schließlich nehmen die Indianer das vom Winde zerstäubte Seewasser, obwohl ohne ausdrückliche Absicht, mit ihrem Mundo auf, wenn es ihnen ins Gesicht geschlagen wird, sogar größere Tropfen, wenn sie im Kanu oder am Strande tätig sind. Diese im einzelnen sehr unbedeutenden Teilchen von Salz möchte ich als tägliche Gesamtmenge, in Anbetracht des hohen Salzgehaltes des Seewassers, nicht zu niedrig veranschlagen.[*] Eine etwas gesteigerte Salzmenge benötigen die Tomaten gegenüber den Salz'armen Arten, weil sie anscheinlich Massen leichten Futter alltäglich genießen, und weil der Muskelsaft all der Tiere, deren Fleisch sie verzehren, weit weniger Fleischsalze enthält als das Gesamtfleisch. Diese Salzmenge wird sozusagen unbewußt, aber bestimmt ihrem Körper zugeführt, weswegen sie ihren Braten nicht eigens mit Salz zu bestreuen brauchen.

Zu verwundern ist es nicht, daß den Feuerländern gleichfalls jedweder Art von Gewürzen und Reizmitteln fremd ist. Ohne Einschränkung hat Hyades (d): 396 betont: „Ils ignorent l'usage de toute substance exitrante, stupéfiante ou excitante", und ergänzt an anderer Stelle (f): 564, daß es bei ihnen „condiments" nicht gibt. Unter diese Bezeichnung fallen Pfeffer und Muskat, Nelken und Kümmel, Essig und ähnliche Dinge. Pflanzliger Tran von Robben und Walen indes, wenn man dieses hierher rechnet, wird sehr häufig in kleinen Mengen genossen;[**] er dient den Eingeborenen jedoch als eigentliches Nährmittel von ganz unentbehrlicher Bedeutung.

Für Süßstoffe, die sie frühher entbehren müssen, zeigen sie heftige Leidenschaftlichkeit, wahrscheinlich gerade deshalb. Denn sie stehen ihnen nur zeitweilig die reifen Beeren von geringem Zuckergehalt der bekannten Sträucher zu Gebote. Im Frühsommer holen sie mit der Zunge den Nektar aus den Blüten des mako (Embothrium coccineum), kauen die süßlichen Blütenblätter der schönen Philesia buxifolia und saugen an den süßen jungen Sprossen der Poa flabellata, jener Grasart, die als Streu zur Lagerstätte benützt wird (S. 387). Jungen Stämmchen endlich schälen sie im Früh-

[*] Dieses Hinweis sucht man bei jenen Europäern vergeblich, die allein für Kostenen über den Verbrauch von Salz ausgedrückt haben. Daß die Speisen nicht eigens gesalzen werden, berichten alle Missionare und viele Reisende, so Orton (g): 52, Hyades (q): 339 u. a. Letzterer (d): 396 bekanntet außerdem: „Le sel marin comme condiment est inconnu et ne serait pas apprecié"; bekanntlich schmeckt es weit schärfer als Kochsalz.

[**] Hyades (f): 564 bestätigt, daß „l'huile de phoque est très estimée et que les indigènes boivent par plaisir, à petits doses, avant ou après le repas."

jeder ein Stück Fleisch ab. Von seinem auch schon fabelhaft alt gewordenen Mundvorrat erhält, die sie anbeteten, über die kleinfingrige Feuerschürerin hinweg; dabei spuckt sich in der Mundschale der schlechte Saft schlaff, dem sie neue Nahrung führen. All das zusammengenommen macht verständlich, daß nur wenige Monate zu Stillstellen aus.

In unserer Zeit verschaffen sich unsere Indianer, wo immer möglich, neuen Zucker, und zwar reichlich.[1] Wie kann anders zu erwarten, gehen sie damit wahllos und verschwenderisch um. Alicia, weniger den physiologischen Bedürfnis darnach, als weit mehr die Freude am Genuß leitet sie dabei.[2] Auffällig ist auch ihre Vorliebe für Zwiebeln. Das gekochte Fleisch der Krabben, besonders von agiya (Lithodes antarctica) und von hipkáhil (Paralomis verrucosa), ist in Zubereitung mit etwas Essig und zerhackten Zwiebeln sehr schmackhaft; dafür schwärmen die Yamana ausnehmend. Wenn sie sich gegenwärtig eine Mahlzeit aus Bohnen oder Reis oder aus anderen Hülsefrüchten kochen, greifen sie selbstverständlich zum Kochsalz; nur wenn sie es nicht bei der Hand haben, würzen sie den Brei mit Meerwasser an. Die Zutat von Salz wird aber von der Art dieser Speisen selber gefordert, die auch dann fade bleiben, wenn darin größere Fleischstücke von Seevögeln oder Robben gekocht werden. Mit europäischen Lebensmitteln also wurde dort gleichzeitig das Bedürfnis nach Salz eingeführt.

Im ganzen Pflanzenreiche der Kap Hoorn-Gegend gibt es keine einzige Frucht in nennenswerter Menge, die zur Herstellung alkoholischer Getränke geeignet wäre. Letztere blieben den Yamana so lange unbekannt, bis Europäer sie ihnen anboten. Die Seefahrer der früheren Zeit haben öfters beobachtet, daß unsere Eingeborenen den geistigen Getränken keinen Geschmack abgewinnen konnten; erst der häufige Genuß während der letzteren Jahrzehnte hat sie darauf gebracht.[3] Schnaps ist ihnen fast nie zugänglich, statt dessen der dickflüssige Extrakt aus der Meerdatte-Gegend, den sie mit süßer „Most" bezeichnen. Wo sich die Gelegenheit bietet, führen sie ihrem Magen reichliche Mengen zu und da ihre Nerven darauf sofort wirken, schleppen sie den Rausch mit seinen Folgeerscheinungen tagelang herum. Ein geringes Maß setzt den damit nicht vertrauten Naturkindern stark zu und die gesundheitlichen Schäden sind unübersehbar (S. 251).[4] Wenige

---

[1] Mit anderen Bedürfnissen berichtet Bridges (f): 144, die religiös „more wrote genuine gener le cuero en cuero, et les substances fortement sucrées."

[2] Das gleiche Verhalten habe ich bei den Selk'nam beobachtet (Bd. I, 293).

[3] Aus eigenem Erleben erzählt Despres (b): 197: „Antes no les gustaban las bebidas alcohólicas, pero hoy día se han ido acostumbrando a ellas con el contacto de la civilización, y los dueños ordinariamente." So auch Wauwermans: 37 u. a.

[4] Als jüngst forscht Cognetti, schreibt Dom: 93, „die Zivilisation sich ankündigte und ihre unumgänglichen Begleiterscheinungen [Alkohol und Tabak] mit sich führte, zeigte es sich, daß diese Stämme der Wildnis [die Selk'nam] keinen Wert auf und in diese setzten. Die Yahgans dagegen fielen den neuen Genußmitteln schnell zum Opfer und waren innerhalb der letzten Fall [von Ottern und Robben] für ein Stück Tabak oder einen Schnaps vorgegeben." Vgl. hierzu die längeren Ausführungen auf Seite 248.

Personen, wie Nelly Lawrence und Adelheid, weisen grundsätzlich jedes geistige Getränk zurück. Erstere hat oft und nachdrücklich die Verheerungen, die der Alkohol immer noch unter ihren Landsleuten anrichtet, laut bedauert; sie äußerte wiederholt, daß so viel Alkohol, der früher ganz unbekannt gewesen, ihren Stammesmitgliedern das Gedächtnis für die alten Überlieferungen und schönen Erzählungen arg geschwächt habe. Sie ist damit kaum im Unrecht.

Die meisten Männer haben sich selbstredend an den Tabak gewöhnt. Zigaretten sind ihnen weniger erwünscht, sie bevorzugen den zu Platten gepreßten Tabak, den sie aus der Pfeife rauchen. Das kommt ihnen gemütlicher vor und gibt auch mehr aus. Besonders bequem ist die Pfeife auf der Fahrt im Kanu. Den Tabak wirklich genießend auszukosten sind sie nicht imstande; die spielende Beschäftigung mit der Pfeife allein ist es, die sie anregt. Nicht belanglos ist hierbei die Absicht, den Europäern sich anzugleichen; die Selbstachtung und das Bedürfnis nach Geltung würde es jedem Yamana verbieten, eine vom Europäer angebotene Zigarette abzuweisen. Zu wirklicher Leidenschaft entwickelt sich das Rauchen bei unseren Indianern nie; fehlt ihnen der Tabak, deutet nichts in ihrem Verhalten darauf hin, daß ihnen etwas abgeht. Tabak hat bei Naturvölkern bei weitem nicht jene schweren Schädigungen der Gesundheit zur Folge wie Alkohol.

Weil den Feuerländern kein einziges geistiges Getränk zur Verfügung steht, sehen sie sich allein auf das natürliche Wasser angewiesen. Aus vielen Rinnsalen, Quellen und Bächen fließt es ihnen zu. Mag es noch so kalt sein, es schadet ihnen nicht; manche Leute bevorzugen es je kälter um so mehr. Auf reines Wasser legen sie Gewicht. Wo es nicht anders geht und sie aus sumpfigen, moorigen Stellen sich Wasser verschaffen müssen, legen sie eine Schicht aus Bartflechten (Usnea barbata) oder kleinblätterigem Reisig (Nothofagus antarctica) auf und pressen sie ein wenig nach unten; dadurch sickert das filtrierte Wasser langsam an die Oberfläche, der aufgerührte Schlamm setzt sich bald wieder ab und das Wasser ist genießbar. Auf anderen sumpfigen Flecken reißt man einen kleinen Strauch oder den dicken Stengel einer fleischigen Sumpfpflanze aus und schnell sammelt sich in diesem Loche das Wasser, das sich in wenigen Augenblicken klärt."[555]

Die Leute können Trinkwasser nicht nur nicht für einige Zeit entbehren, ganz im Gegenteil trinken sie oft und jedesmal viel. Das tun sie so auffällig, daß bereits Fitz-Roy (a): 185 wahrgenommen hat, „the Fuegians drink only pure water, but often and in large quantities".[556] Die außerordentlich reichen Mengen von Fett, die sie ihrem Körper zuführen, wecken das

---

[555] Snow (a): I, 344 hat beobachtet: „On one occasion, being thirsty, and seeing no fresh water near, I indicated my desire; whereupon one of the men went to a tree and with a spear struck at the roots, and speedily procured some."

[556] Wie Despard (b): 680 bestätigt, „they drink great quantities of water", wiederholt Hyades (f): 565 ausführlicher: „Ils boivent souvent et beaucoup: je les ai vus absorber d'un seul coup des quantités d'eau considérables." Gleichfalls Wiegandt: 36, Martial: 194 u. a. m. äußern sich in diesem Sinne.

Bedürfnis nach häufigem Trinken. Sogar „dans le courant du repas, ils vont boire à la source voisine, ou transportent l'eau quand ils peuvent avoir des utensiles étanches" (Martial: 194). Sie trinken auch ohne Bedürfnis.

Hauptsächlich hieraus erklärt es sich, daß jede Familie mit Bedacht ihre Hütte in der Nähe eines Baches oder Rinnsales aufschlägt, um sich ein häufiges Laufen zur Quelle zu ersparen. Meist geht jeder selber an das Wässerlein, an dem er seinen Durst stillt. Je nach den örtlichen Bedingungen legt er sich entweder platt auf den Erdboden und neigt seinen Mund in das Wasser, das er einschlürft. Oder er kauert sich seitwärts eng am Rande nieder und schöpft das Wasser mit der hohlen Hand und auch mit

Abb. 69. Gebrauch des Saugröhrchens

einer großen Mytilus-Schale. Endlich hockt er sich ganz nahe an den kleinen Strom heran, neigt seinen Kopf tief nach unten und saugt durch einen Röhrenknochen *émbalim* das Wasser in den Mund (Abb. 69). Dieses Saugröhrchen ist weiter nichts als ein langer Vogelknochen, dessen beide Enden an rauhen Steinen so lange abgeschliffen werden, bis das spongiöse Knochengewebe verschwunden ist; dann besitzt es immer noch eine Länge von 20 bis 35 cm. Hierfür wählt man fast regelmäßig den langen Beinknochen einer Scharbe. Manche Person trägt dieses Röhrchen vorn an einer geflochtenen Sehnenschnur, die um den Hals läuft; genau so, wie es die Patin dem *ušwǫgla* am Schlusse der Jugendweihe umhängt. Den meisten Personen ist es angenehmer, vermittels dieses Röhrchens das Wasser einzusaugen, weil sie bequem dabei hocken und immer nur einen dünnen Strahl des zuweilen eiskalten Wassers in den Mund führen.[449]

[449] Hahn (c): 337 hat einen Mann, der in Hockestellung durch das Saugröhrchen an einem Bache trinkt, abgebildet. Diese Zeichnung erhielt als Unterschrift: „Cocococococomus buvant dans un ruisseau avec un chalumeau en os" (Abb. 69). Wiechardt: 37 bezeichnet dieses Stück als „una especie de canutillo hecho de un hueso", und Martial: 194 als „une sorte de pipette faite avec l'os de la patte du cormoran." Statt dieses Knochenröhrchens verwenden sie auch, wie Hyades (q): 341 behauptet, „de tiges creuses de joncs ou d'autres végétaux;" doch das gilt nur ausnahmsweise.

Bestimmte Vorschriften über den Gebrauch dieses Röhrchens im Alltage erfuhr ich nicht und sie scheinen auch nicht geherrscht zu haben. Allerdings müssen die Prüflinge im Zipapu sich jedesmal seiner bedienen und gegen Ende ihrer Prüfungszeit wird ihnen anbefohlen, es auch weiterhin zu benützen. Aus Vorsicht allein gegenüber dem kalten Wasser dürfte das Saugröhrchen nicht entstanden sein. Man benützt es gleichfalls in der Hütte, wenn jemand Wasser in der großen Voluta-Schale oder in einer Ledertasche hereingebracht hat. Eine solche Tasche stimmt mit jener der Selk'nam genau überein (Bd. I, Abb. 71 und 72) und wird hier wie dort aus dem steifen Leder von einer alten männlichen Robbe hergestellt. Andere Wasserschöpfer oder Wasserbehälter, die den Inhalt so sicher bewahren wie die Voluta-Schale, sind bei den Yamana nicht im Gebrauch.

In keiner Zeit des Jahres sind die Yahgan, zumal jene in den Randgebieten, vor dem drohenden Gespenst des Hungers sicher. Durchaus falsch wäre es, die Hinweise einiger Reisender in dem Sinne zu deuten, als befiele die Not den ganzen Stamm mehr oder weniger gleichmäßig.[441] Als Allgemeinerscheinung kann Hungersnot dort wirklich nicht auftreten, Nahrungsmangel erfaßt nur vorübergehend, also für wenige Tage, einzelne Familien. Der gewöhnlichste Anlaß ist ein derart stürmisches Wetter mit aufgeregter See durch einige Tage, daß die Familie ihren Standort nicht verlassen kann, um anderswo nach Nahrung zu suchen. Sind ihre wenigen Lebensmittel aufgebraucht — und das geht schnell, weil auf Vorrat nie Bedacht genommen wird —, beginnt die Verlegenheit, wenn zufällig an Ort und Stelle alle Quellen erschöpft sind und eine Weiterreise durch unheilvolle Naturgewalten unterbunden wird. Dieses Schicksal befällt z. B. eine Familie, die sich auf ein Eiland geflüchtet hatte oder die auf einer kleinen Insel zurückgehalten wird, wo Vögel sich nicht niederlassen und wo die Ufer steil abfallen. An den meisten Stellen des Kap Hoorn-Archipels findet man zumindest mittelgroße und kleine Muscheln, die sogar bei schlimmem Wetter von der Ebbe vorübergehend bloßgelegt werden. Mancherorts kann man sich mit Pilzen behelfen. „Quand les mauvais temps durent longtemps, la pêche devient impossible et les ressources, toujours très minimes, s'épuisent vite; ils mangent alors des champignons que l'on trouve abondamment sur les hêtres" (Martial: 193).

Daraus ersieht man, daß zwar während des ganzen Jahres, aber doch nur an gewissen Stellen, einzelne Familien in Gefahr geraten, hungern zu müssen.[442] Aus einem anderen, jedoch weit selteneren Anlaß gerät eine Familie dann in arge Not, wenn sie ihr Kanu verliert und nicht sofort Anschluß an ihre Landsleute findet. Denn es gibt Stellen, an denen die erreich-

[441] Ungenau ist die Behauptung in Ouvre (g): 56, daß „durante el invierno, cuando los vientos se hacen insostenibles, perecen muchas víctimas del hambre."

[442] Sehr genau gibt Despard (b): 600 an: „Occasionally, through stress of weather in winter, they suffer hunger, but from their fat looks, one would judge these painful occasions are rare."

haren Nahrungsmittel schnell erschöpft sind, und wer von dort nötig genug nicht wegkommen kann, muß sich auf Hungers gefaßt machen. Früher, als dieser Indianerstamm noch zahlreich war, gab es überall eine rege Bewegung der Kanus, sowenn eine verlassene Familie durch die fälschen Rauchzeichen sofort Hilfe herbeirief und auch bald erhielt. Endlich konnten nemetens die Lebensmittel in einer Familie knapp werden, wenn sie einer Seuche unterlegen. Besonders Kinder kamen in ernste Lage, wenn ihre Eltern oder erwachsenen Verwandten durch Krankheit an der Nahrungssuche verhindert wurden. Selbstverständlich halfen Nachbarstämme hereitwillig aus, aber trotzdem hatten die Tage empfindlichen Darbens zuweilen etwas an. Sehr selten, wenn überhaupt, dürfte ein Yaruma einzig und allein vor Hunger gestorben sein.

Wie die Indianer sich in dergleichen Verlegenheiten **verhalten**, hat Hyades (g): 34 geschildert. In Zeiten der Nahrungsnot, „läßt es nicht der Zufall eines toten Rehes oder eines gestrandeten Walfisch am Ufer finden, so heißt es freilich fasten. Dann liegen sie unbeweglich in ihren Hütten um das qualmende Feuer und erheben sich nur, wenn frischer Brennstoff gebracht werden muß. Wird der Hunger zu heftig, so sammeln sie am Strande die Wurzeln der Arrowrin ausgelassen,[*] und stopfen mit ihnen, die freilich keine Nahrungsmittel enthalten, den knurrenden Magen voll. Zum Glück dauern solche Schlapostiernen,[**] die jede Bewegung derselben unmöglich machen, selten länger als drei bis vier Tage, und das läßt sich am Ende aushalten. Die Leute magern in solchen Fastenzeiten freilich rasch ab, aber bei genügender Nahrung erholen sie sich fast ebenso rasch wieder und können dann auch ganz überraschende Quantitäten Fleisch zu sich nehmen." Die Not kann sich vereinzelt sogar zu so ernster Gefahr steigern, daß die Leute zu Leichenfleisch zu kauen anfangen. Danvers (d): 245 hat die falsche Behauptung gewagt, „wenn sie im Winter vom Hunger geplagt werden, so eher ihre alten Weiber töten und verzehren, ehe sie ihre Hunde schlachten". Der unverlässige Bancroft (h): 206[**] und später Hyades (g): 339 haben dagegen entschieden Stellung genommen. Indes bestehen unsere Indianer jeden dort angeschuldigten Exzessen, wenn sie außerstande sind, auf andere Weise ihre notwendigsten Unterhalt sich zu besorgen.[***] Sind die Tage der Not vorüber, erholen sie

---

[*] Besonders auch die Blätter vom Löwenzahn (Taraxacum). Damit wollen sie vor allem den Hungergefühl dämpfen. Vgl. Crevaux (g): 52 und Hyades (f): 364.

[**] Viele Indianerstämme als Schmarotzer ist die riesige Zeit, wenn vom Meere entsetzliche Wellen heranrollen, die weder das Wasser in schlagenden Kanälen stark aufhalten.

[***] Es hätten zum „Cannibalismus bis heidnische Stämmen, en que el mal tiempo les impedía obtener provisiones de los bosques, de la costa o del mar y en los cuales no han querido sus caciques y consejos de ancianos, sin que a ninguno se le ocurriera proponer nunca tamaño horrores."

[****] Ein gibt beispielsweise Hyades (g): 333 von „Die Hagdenanen haben einigen Vieh und Ziegen gehört und stehlen Früchte von den Pflanzen, aber man sieht über die geringe Ausdehnung ihrer Diebstähle wundern, wenn man den Zustand von halber Hungersnot, in dem sie leben, in Betracht zieht."

sich ganz überraschend schnell; ernste Nachwirkungen oder gesundheitliche Schwächung treten kaum je auf. Die Gewöhnung hat sie gelehrt, wie sie am leichtesten und ohne jeden Schaden die kurzen Zeiten des Hungers überwinden.

Seitdem die Yamana bequem zu den verschiedenen Farmen gelangen können, tauschen sie dort allerhand europäische Lebens- und Genußmittel ein, u. a. Zucker und Wein, Kaffee und Tee, Zwiebeln und Tomaten als Konserven u. a. m. In Kochtöpfen, die sie sich gleichfalls erwerben, bereiten sie unsere Speisen leidlich schmackhaft zu. Ihrer Gesundheit jedoch ist diese ungewohnte Kost nicht zuträglich; außer Zahnschmerzen stellen sich noch andere körperliche Leiden ein, von denen die Leute in der alten Zeit, trotz mancherlei Entbehrungen, zum eigenen Vorteil verschont geblieben waren.

2. Wie sie die Beute zerlegen

Einige Angaben über die Art und Weise, wie man größere Beutestücke verwendet, müssen hier eingeschoben werden. Einesteils kommen Verpflichtungen gesellschaftlicher Natur, die später genauer begründet werden sollen, zur Sprache, anderenteils ist die Entgegennahme eines geschenkten Stückes nicht dem üblichen Nahrungserwerb gleichzustellen. Da aber die bedeutendsten Jagdtiere, nämlich Robben und Wale, der Pflicht, andere daran teilnehmen zu lassen, ausdrücklich unterliegen, wird die herrschende Gewohnheit am passendsten hier dargestellt.

Mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt jede Ortsgruppe einen Wal, der ans Land getrieben oder auf den Strand gesetzt wird. Dichte Scharen von Seevögeln kündigen dieses außergewöhnliche Geschenk der Natur an. Nach allgemeiner Auffassung ist jedweder Mann, der als erster den Wal gesehen oder berührt hat, Eigentümer desselben; nicht zwar in dem Sinne, daß nur er allein von diesem Tiere essen dürfte, dessen ungeheure Massen er sowieso nie zu überwältigen imstande wäre, jedoch insofern, als es ihm zusteht, für ein geordnetes Verteilen zu sorgen.[247] Überlaut auf Prioritätsrechte pocht sowieso niemand, zumal angesichts des riesenhaften Tieres jedermann seine Wünsche reichlich befriedigen kann. Im allgemeinen vereinbaren die alten, einflußreichen Männer mit jenem, der das Seeungeheuer zuerst gesichtet oder berührt hatte, wer von ihnen das Zerstückeln des Wales übernehmen soll. Erfahrung und Geschicklichkeit hierzu besitzt nicht jeder; sie werden aber gefordert, damit das Verteilen ohne Störung sich abwickelt und damit möglichst wenig vom Fleisch und Fett verloren geht. Ein sogenannter *wálaputēs*, ein im Zergliedern des Wales geübter Mann,[248] wählt sich vier bis fünf Helfer aus, mit denen er das Riesentier angeht.

Sie machen schnell einen Überschlag, um die Zahl der anwesenden Leute zu bestimmen. Sofort treten sie nun an oder auf den Wal, von dem sie mit

[247] Aus früherer Zeit, da es noch reichlich Wale gab, hat Bridges (a): 208 berichtet: „Certain persons, those who first found the whale, have the right to distribute it."

[248] BD: 630 bezeichnet ihn als: „clever, expert, careful in cutting up a whale."

scharfen Muschelschalen ein Fettstück nach dem andern in der Größe einer kleinen Tischplatte abtrennen. Jeder Verteiler beginnt an einer bestimmten Stelle des toten Körpers, kratzt vorerst die Parasiten, vor allem den häufigen Balanus poittacus von der Oberfläche herunter, sticht die dünne Haut ab und macht von oben her die Einschnitte so tief, bis er auf das Muskelgewebe stößt. Den viereckigen Speckklappen löst er endlich von unten los und überläßt ihn dem erstbesten Bittsteller. Ein kleines Feld unmittelbar neben dem anderen wird auf dem Walkörper vom Verteiler abgetragen. Ehe er das einzelne Stück aus den Händen läßt, sticht er in die Mitte dieses großen Speckklappens einen langen Schnitt ein, durch den der Empfänger seinen Kopf steckt. Nach Art eines Schulterkragens hängt diesem nun der Speckklappen um den Hals und er wendet sich damit vergnügt seiner Hütte zu. So bequem, wie auf diese Weise, ließe es sich weder auf dem Rücken, noch in den Armen tragen; jetzt kann es ihm nicht entgleiten und er hat überdies seine Hände frei. Einer nach dem anderen der versammelten Leute erhält unterschiedslos sein Stück und kommt wieder, wenn er es verzehrt hat.

Selbstverständlich kann dieser und jener dem Verteiler seine besonderen Wünsche vortragen, sind doch gewisse Flächen schmackhafter als andere. Schon während der Fahrt zur Stelle des gestrandeten Wales unterhalten sich die Leute über die Fülle, die ihnen nun geboten wird, und erörtern ihre größere oder geringere Vorliebe für diesen oder jenen Bissen. Da ersehnt sich der eine das Stück von der Brust und der andere das vom Halse, jener bevorzugt den Kopf oder die Schwanzflosse, manchem sagen andere Teile mehr zu. Dieses Gerede jedoch entstammt einem ungezügelten Übermut und jedermanns Freude über das reiche Geschenk findet in dergleichen unüberlegten Wünschen lauten Ausdruck. In Wirklichkeit ließen sich so viele Sonderforderungen nicht berücksichtigen, ebensowenig ist der Verteiler verpflichtet, ihnen zu entsprechen. Trotz der vielen Wünsche, die vorher gemacht worden sind, nimmt jeder zufrieden ein beliebiges Stück, das ihm überlassen wird, entgegen, einerlei, ob er sich früher hierfür oder dafür ausgesprochen hatte. Ehrgefühl und Zwang zur Selbstbeherrschung würden es jedem im Herzen verbieten, laute Forderungen nach bevorzugten Teilen zu stellen oder sich unzufrieden über das zugewiesene Stück zu äußern. Da ich außerstande bin, es persönlich nachzuprüfen, muß ich den Aussagen der Indianer trauen, daß einige Speckschichten schmackhafter seien als andere; allgemein gilt die ganze Bauchdecke als das beste Stück.

Für die einzelnen größeren Körperflächen des Wals jedweder Art gibt es besondere Namen. Die Lippen heißen *kúwa*. An sie schließen sich nach unten *téinix* zwischen den Unterkieferknochen und nach oben *tdia* als mittlerer Kopfteil an. Rechts und links davon sind die beiden Backen *čítčika*. An Kinnbackengegend und unteren Hals *ydyar-ŭr* stößt *mámaja*, die meist gefurchte Brust- und Bauchfläche an. Die Flächen unterhalb der Backen sind sehr reich an Fett und werden *ŏpčlŭr*[1] genannt. Nach rückwärts geht *tdia* in *tayiŏla*, den vorderen Mittelrücken über, der sich

in *hŠlŠŠn*, auch *hŠlŠŠŠ́ž* genannt, fortsetzt. Seitlich hiervon finden sich rechts und links die *ápi*-Flächen. Zwischen diesen und dem *mámaja*-Bezirk liegen beiderseitig die *hápiya mámaja*, die eigentlichen Seiten des Wales über den verkümmerten Hinterflossen; vor diesen, zu den Backen hin, die *šnášš* oder *šnčs*. Der ganze rückwärtige verjüngte Teil heißt *yšlápi*, der in die breite Schwanzflosse *lšpuš* ausläuft. Das Paar der vorderen Seitenflossen heißt *hápiši*. Die Benennung dieser Flächen erfolgt im Hinblick auf die Speckschicht, weil von jedem gestrandeten Wal zunächst der Speck heruntergeholt wird. Eine Ausnahme macht man beim Schnabelwal *člyix* (Ziphius spec?), dessen Fett stark abführend wirkt. Wenn man nachher das freigelegte Fleisch, das unmittelbar unter der Fettschicht beginnt, bezeichnen will, wählt man teilweise jene Namen mit dem Nachworte *ílkun* (Fleisch); somit ist *ápi ílkun* das Fleisch in der Bauchdecke. Außerdem gibt es eine besondere Benennung für das Fleisch auf dem ganzen oberen und unteren Hinterteil, nämlich *naktápur*[1]. Die Fleischteile am Oberkiefer bis weit nach rückwärts heißen *yáyar-ŠrŠ*, die Zunge *lšyki* und die Eingeweide *hšlawa*. Für das Fleisch, das eng zwischen und an den Knochen sitzt, hat man die Sonderbezeichnung *kíta*,[2] und für das Fettgewebe in den Körperhöhlen *apšla*. Aus der hohen Bedeutung, die ein gestrandeter Wal für eine ganze Volksgruppe besitzt, erklärt es sich, daß man genaue Benennungen für die einzelnen Körperflächen und Körperteile geschaffen hat. Sogar für die Stelle, auf die ein Wal hingeworfen wird, gebraucht man das eigene Wort *u/kárikeka*. Der gleichen Wortwurzel entstammt *tuu/kárikekána*, das BD: 451 mit „to send (as God does) supplies of whale meat" übersetzt.

Leicht ersichtlich ist, was die durch einzelne Männer durchgeführte Verteilung bezweckt: Nichts mehr und nichts weniger als die bestmögliche Verwertung des ganzen großen Tieres. Kein Teil soll verloren gehen oder beschmutzt und zertreten werden. Dergleichen Verwüstungen wären ja unausbleiblich dann gegeben, wenn jedermann unbehindert an den Wal herantreten und rücksichtslos für sich selber bestimmte Teile herausschneiden dürfte. Bei einem geordneten Verteilen werden die Sonderwünsche der Anwesenden tunlichst berücksichtigt, jeder erhält überreichlich und der ganze Vorrat wird verwertet. Demnach halten sich alle Leute genau an den bestehenden Brauch und lassen die jeweiligen Verteiler allein ihres Amtes walten. Trotzdem macht sich zuweilen die Selbstsucht breit, aus der heraus eine Gruppe sich bemüht, das Stranden eines Wales vor anderen zu verbergen, und sollten sich diese dennoch nähern, ihnen den Zutritt zum toten Seeungeheuer zu verwehren. Sofort beginnt ein Streit und der schwächere Teil muß die Beute dem andern überlassen.[3] Dergleichen Ereignisse

[1] Abweichend hiervon gibt BD: 260 einen anderen Sinn: „Old and much wasted blubber as found on shores after being long in the sea."

[2] Über ernste Zusammenstöße bei einem gestrandeten Wale läßt Bridges (a): 208 keinen Zweifel bestehen: „As long as a party can safely keep a whale to themselves they take care not to spread the news... But great fights sometimes happen through the

sind selten, weil ein treibender toter Wal in weitem Umkreise angekündigt wird und somit viele Leute sogar aus der Ferne herbeieilen, denen gegenüber jene, die ihn zuerst in Empfang nehmen, immer in der Minderzahl sind.

Man möchte es kaum für möglich halten, aber schließlich ist auch ein Wal keine unerschöpfliche Quelle von Speck und Fleisch. Wenn über dieses Seeungeheuer zwanzig Familien — meist ist es jedoch die doppelte und vierfache Zahl — herfallen, die im Übermaß essen und große Fettmassen im Moor aufbewahren, so verringert sich der Vorrat merklich schnell. Zuweilen entfernen sich viele Leute nach etwa einer Woche, überdrüssig der einförmigen Ernährung, und machen anderen Platz. Die Ankömmlinge stürzen sich mit Heißhunger auf den Rest, der um so rascher sich verkleinert, je zahlreicher sie selber sind. Länger als einen Monat hielt wohl nie ein Wal an, mochte er auch, wie *haiyudpisa* (Balaenoptera intermedia), der Art mit den größten Tieren angehören und ein *kupatmfruna*, ein außergewöhnlich großes Stück sein. Früher oder später lag das Skelett ziemlich sauber von allem Fleisch und Fett befreit da, das man zu weiterer Reinigung dem Regen und den Wellen überließ.

Aus eigener Anschauung berichtet Lewis vom 9. Oktober 1871 über einen anscheinend todesmatten kleinen Wal,[381] der am 13. September nahe der Küste mühelos getötet worden war. „The process of dissection was carried on with such a zest, that by eleven a. M. the same day not a vestige of flesh or bone remained on the spot, save the liver, not eaten as a rule by the natives. Our poor fellows jumped into the almost freezing water nearly up to their armpits, and applied themselves as I had never previously seen them do; a fire was soon made on the spot, some strips of blubber frizzled thereon, and eaten with a gusto. Canoes from all directions soon made their appearance, and a sorry time of it had our poor fellows, for whilst a bit of whale remained to be obtained by coaxing, importunity, or bullying, not a woman would stir to get a mussel. The little wood adjacent became the midnight resort of wandering spirits, who turned up all suspicious-looking places in the little stream, often alighting upon some cautiously concealed blubber, much to the loss and sorrow of the owners who had deposited it there for safety, and preservation from corruption" (MM: IV, 34; 1872). Hieraus ersieht man eine regsame Allgemeinbeschäftigung der um das Seeungeheuer versammelten Leute; denn es liefert den Stoff zu vielen nützlichen Dingen.

Bis in die neueste Zeit hinein bildete jeder gestrandete Wal einen starken Anziehungspunkt für alle Eingeborenen. Williams schrieb am 19. Juli 1902 (MM: XXXVI, 277): „A little time ago a whale was found on the beach in Cunna-voosh, and as soon as the news reached Tekeulka about thirty left for

selfishness of a party. For the news must spread abroad, and then a rush of people happens, they are disappointed by coming too late, and should those who hoarded up the blubber, not part it out, there is a fight, canoes are broken, and this brings on a general engagement." Das aber sind, wie gesagt, sehr seltene Erscheinungen.

[381] „It was a whale, very young, about seventeen feet in length."

a feast. Most of them returned in seven or eight days." Seitdem ist nicht mehr bekannt geworden, daß ein toter oder kranker Wal im Gebiete der Yamana gestrandet sei, welchem empfindlichen Ausfall diese bitter beklagen.

Sehr unterschiedlich von alledem geht ein Mann vor, der gelegentlich eine große Robbe erlegt und verteilt. Wer vom Jagdglück begünstigt wurde, schafft die Beute ganz zu seiner Hütte. Hier zieht er sofort das Fell ab (S. 412). Ist es ein besonders großes Tier, vielleicht eine Bärenrobbe (*Arctocephalus australis*) oder eine Elephantenrobbe (*Mirounga leonina*), dann ruft er gewöhnlich zwei andere Männer herbei und sagt ihnen: „Hier ist die Robbe, verteilt sie unter uns alle!" Mit diesen Worten übergibt er gleichsam der Gemeinschaft aller zufällig anwesenden Familien den frischen Tierkörper und verzichtet auf sein persönliches Verfügungsrecht. Jene Männer zerschneiden die Beute in mehrere große Stücke, je nach Anzahl der Hütten und schicken sie ab. Der Jäger wird kaum bevorzugt; trotzdem zeigt er sich genau wie jeder andere mit dem zufrieden, was ihm zufällt. Gesellschaftliche Rücksichten auf die Allgemeinheit haben diese Gewohnheit, die an späterer Stelle dieses Buches begründet werden soll, geschaffen.

Obwohl sie nur eine moralische Verpflichtung in sich schließt, kann sich ihrer kaum jemand auf die Dauer entziehen. Sie erstreckt sich gleichfalls auf Dinge geringeren Umfanges. Einen kleinen Seelöwen beispielsweise, sei es dma (Otaria jubata) oder *lâkpáma* (Otaria falklandica), schleppt der erfolgreiche Jäger vor seine eigene Hütte und zerlegt ihn selber in mehrere Stücke. Jetzt ist es Aufgabe seiner Frau, damit andere Familien zu bedenken. Sie zählt die Nachbarinnen, die neben ihr wohnen, und trägt einer jeden ein gutes Stück Fleisch zu, selbst wenn ihr selber für die eigene Familie nur so viel übrig bliebe, als jede andere von ihr erhält. Zuweilen steht sie sogar mit leeren Händen da, wenn viele erwarten, von ihr beschenkt zu werden. Minderwertige Teile wegzugeben oder zufällig viel für sich zurückzubehalten, würde eine Frau in den ärgen Verdacht der Selbst[illegible]bringen. Ein Gaucho hat, wie es scheint, früher jeder Jäger ganz zur H[illegible]beracht und erst hier verlegt; die Verteilung der einzelnen Stücke über[illegible] seine Frau."[80]

Diese Pflicht, andere an den eigenen Erfolgen teilnehmen zu lassen, gilt schließlich auch für das, was Frauen und Mädchen gesammelt haben. Bringen sie in ihren Körbchen Pilze und Beeren, Muscheln und Schnecken, Krabben und Fische heim, beschenken sie unvermeidlich alle Frauen; war mehrere Seevögel oder Vogeleier erreicht hat, verteilt sie gleichmäßig. Niemand behält demnach für sich allein alles das, was er erbeutet oder gesammelt hat, und der unterschiedslos geltenden Verpflichtung bemüht sich jeder nachzukommen. Die Stücke, die zur Verteilung gelangen, werden nach bestimmten Regeln, die später zu besprechen sind, an die benachbarten Familien abgegeben.

[80] Albin Anmerk. 270 berichtet: „Wer es glücklich ist, ein Guanaco zu erlegen, teilt Verwandten und Freunden bestimmte Teile abgeben, was auch ist dem besten Willen stets geschieht." Gemeint muß es heißen, daß unterschiedslos die zufällig anwesenden Nachbarn mit einem ansehnlichen Stück Fleisch bedacht werden.

3. Wie sie die Nahrung zubereiten

In gleicher Weise wie die benachbarten Selk'nam (Bd. I, 296) sind auch unsere Yamana ausschließlich Fleischesser;[554] dasbesagt, wie Hyades (d): 306 sich ausdrückt, „l'alimentation est exclusivement animale". Allerlei Behinderungen gestatten es ihnen jedoch nicht, auf die Herrichtung ihrer Speisen besondere Mühe und viel Zeit zu verwenden. Die Einfachheit, auf die ihr gesamter Wirtschaftsbetrieb eingestellt ist, spiegelt sich unverfälscht in der Art ihrer Ernährung und in der Zubereitung ihrer Speisen wieder.

Ebensowenig wie ein anderes Naturvolk auf der weiten Welt den Großteil seiner Nahrung im rohen Zustande verzehrt, tun dies die Feuerländer. Erwiesene Tatsache ist es, daß sie in ihren alltäglichen Verhältnissen jeden Bissen gebraten bezw. geröstet oder gekocht zu sich nehmen, sehr wenige Dinge ausgenommen. Viele Beobachter bestätigen dies einstimmig. Vollen Vertrauen verdienen Bridges' (e): 332 Behauptungen: „Die Yahgans essen kein rohes Fleisch, weder Geflügel noch Fische, sondern kochen [braten!] all ihr Fleisch auf dem Feuer"; und in (h): 205: „No comen carne ni pescados crudos." Hyades (f): 544 hat wiederholt betont, daß „tous ces aliments ne sont mangés qu'après avoir subi un commencement de cuisson dans la cendre ou sur les tisons", und (b): 1345, daß „les aliments sont de préférence mangés cuits et à demi grillés". Gewisse Einschränkungen, wie die von Despard (b): 680, daß „all fowl, but limpets, is roasted", sind richtig zu deuten, und zwar hier in dem Sinne, daß nur Fleisch am offenen Feuer geröstet wird, hingegen Muscheln und Schnecken in der Asche der Hitze ausgesetzt werden.

Weiters wird in diesen allgemeinen Behauptungen vorausgesetzt, daß die Indianer beim Herrichten ihrer Speisen durch ungewöhnliche Umstände nicht behindert sind. Eine Familie, die ohne Feuer auf einem kleinen Eilande zufällig abgesperrt wurde, muß selbstverständlich, um nicht Hungers zu sterben, das Fleisch von Vögeln und Schalentieren roh hinunterschlucken. Doch das sind Notzustände, die bereits Fitz-Roy (a): 184 folgendermaßen gekennzeichnet hat: „When there is time, the natives roast their shell-fish, and half-roast any other food that is of a solid nature; but when in haste, they eat fish, as well as meat, in a raw state." Zur Bekräftigung dient schließlich das Zeugnis des Katechisten Lawrence: „During the whole twenty years in which I have known them I have never seen or heard of a Fuegian eating even a piece of raw meat or uncooked mussel. The latter shellfish is the staff of life with them, but they always cook them, and never eat raw meat. Their food is grilled on the embers or baked in the ashes of the fire" (MM: XII, 248; 1878).[555] Hiezu allein schon ergibt sich die Bedeutung des Feuers, das jede Familie auch im Kanu während ihrer meist langen Fahrten dauernd unterhält (S. 395).

---

[554] Das bezeugt ausdrücklich auch Hyades (q): 338: „Nous ne les avons jamais vus faire des repas composés uniquement d'aliments végétaux."

[555] Gegenüber den vielen bestimmten Aussagen gewissenhafter Beobachter verlieren ungenaue Worte, wie Lawrence (b): 151 und Ogle (g): 52 sie gebraucht haben, gänzlich ihre Beweiskraft.

Mit der bloßen Einwirkung von Hitze und Feuer auf die Nahrungsmittel findet man sich ab; sie besser zu behandeln ist deshalb unmöglich, weil Töpfe und Gefäße fehlen. Eigentliches Kochen gibt es nicht.[*] Gleichzeitig verbietet sich die Verwendung von Gewürzen und Zutaten; gäbe man diese trotzdem bei, würden sie sich im Feuer verlieren. Mit HYADES (p): 328 kann ich nur wiederholen, daß „on ne connaît aucune substance enivrante, narcotique ou excitante". Die einzige Schmackhaftigkeit, die ein Bissen gewährt, besitzt er eben von Natur aus.

Hat der Indianer eine Robbe erjagt und ihr das Fell abgezogen, zerlegt er den Körper in so viele größere Teile, als er Nachbarn beschenken muß (S. 580). Sitzt er irgendwo für sich allein, hebt er die äußere Fettschicht vorerst ab und hängt den Tierkörper an einem hohen Aste auf. Nur so viel Fleisch, als jeder eben essen will, schneidet er sich herunter. Der Fleischlappen, den man fast niemals vorher wäscht, wird auf glimmende Holzkohlen gelegt, die keine Flamme geben und gleichmäßig glühen. Da verbrennt das Fleisch nicht sogleich. Mit einem Stocken legt man es in kurzen Zwischenräumen auf die andere Seite, bis es in etwa gar ist. Weniger Säfte gehen verloren und die Behandlung durch Hitze fällt gleichmäßiger aus, wenn man nahe der Glut einen kurzen Stecken in die Erde stößt, der am oberen Ende in eine Spitze ausläuft; in diese preßt man den Fleischlappen ein, daß er wie eine schlaffe, kleine Fahne herunterhängt. Wurde die eine Seite von der Hitze lange genug beeinflußt, dreht man mit den Fingern das Stück um. In kurzen Zeitabschnitten wiederholt man die Wendungen, bis auch die innersten Schichten weich geworden sind. Sollte viel Fett abtropfen, legt man eine Muschelschale unter, in der es sich sammelt. Auf gleiche Weise wird das Fleisch vom Wal und Guanaco gebraten; denn es läßt sich bequem in gleichmäßig dicke Lappen schneiden, nachdem man die Knochen herausgeschält hat.

Falls die Indianerin einen soeben getöteten Vogel vor sich liegen hat, öffnet sie ihm zuerst durch einen Längsschnitt mit der Muschelschale die Brust- und Bauchhöhle und reißt mit einigen kräftigen Griffen alle Eingeweide heraus. Diese überläßt sie restlos den Hunden. Vereinzelt nur spült sie die von Blut erfüllte Körperhöhle mit Wasser aus. Durch einen Querschnitt trennt sie den Kopf weit oben ab. Nun rupft sie dem Tiere die größeren Federn aus, indem sie mit der ganzen Hand einen Federbusch auf einmal packt und unter starkem Ruck löst. Die letzten Glieder der Flügel und Beine bricht sie in den Gelenken um. Mit den kurzen und feinen Federn verliert sie keine Zeit, sondern hält den Tierkörper ganz nahe an die Flamme, wo sie versengt werden. Die angekohlten Restteilchen kratzt und schabt sie mit einer Muschelschale ab. Ein Pinguin, der eine sehr dicke Fleischschicht über dem Brustbein

[*] Sollte jemand zufällig etwas wärmes Wasser benötigen, füllt er eine große Volute-Schneckenschale an, stellt sie in die Asche und legt einige Steinchen, die er im Feuer erhitzt hat, mit der Feuerzange hinein. Dabei kommt das Wasser selbstverständlich niemals zum Verdampfen. Dieses Vorgehen würde sich also zum Kochen von fleischlichen oder pflanzlichen Stoffen nicht eignen.

trägt, wird in einige unregelmäßige Teile zerschnitten oder zerrissen; man legt sie zum Braten auf die Glut oder spießt sie auf senkrechte Stöckchen neben dem Feuer. Den Körper einer Schnecke, die trockenes und zähes Fleisch besitzt, behandelt man zwar auch auf gleiche Weise, meist aber anders. Die Körperhöhle füllt man nämlich mit erhitzten faustgroßen und kleineren Steinen an und legt das ganze Tier auf eine schwache Glut. Von außen und innen wirkt die Hitze langsam, aber gleichmäßig.

Bevor Fische am Feuer gebraucht werden, öffnet die Indianerin mit einer Muschelschale oder mit einem kräftigen Biß ihrer Zähne den Bauch, nimmt mit ihren Fingern das Tier aus und schabt mit einer Muschelschale die hauptsächlichsten Schuppen herunter. Sogleich häufelt sie nahe der Glut eine dicke Schicht heißer Asche auf, in die sie den Fisch tief einbettet; hierüber legt sie noch einzelne glimmende Holzkohlenstückchen oben darauf. In dieser Umhüllung bäckt der Fisch langsam und gleichmäßig. Wenn die Indianerin ihn nachher herausholt, kratzt sie sorgfältiger als zuvor die letzten Schuppen und alle Aschenteile herunter. Dem von Hyades (c): 142 erwähnten Brauch, daß „poisson et gibier est à demi grillé sur le feu et est servi d'une claire, comme toute boisson", habe ich beobachtet. Nur eine einzige Indianerin gab mir als Erklärung, es löse dadurch das Fleisch schmackhafter. Die kleinen Fischchen aus den Heringsschwärmen fällt ließ man meist in der heißen Asche backen. Zuweilen bereitete man sich einen Leckerbissen nach der Art, die Lovisato (b): 142 richtig schildert: „Talvolta qualche pescialino viene cotto sul grasso di storia o in quello pestifero di putride balene, dentro una valva di mitilo posta al fuoco, collocandovi dentro la valva stessa o quindi sopra il pescialino dei ciottolini arrovventati." Zwar nimmt diese Zubereitung etwas mehr Zeit in Anspruch, doch sie wird dann von den Leuten gewählt, wenn alle sich durch die reichen Fischmassen auf Tage hinaus von der Nahrungssorge befreit wissen.

Genau so wie Fische werden auch Vogeleier zusammen in heiße Asche gelegt. Zumindest ein kleines Löchlein, meistens zwei, bohrt man vorher in die Schale, daß sie bei ungleicher Erhitzung nicht platzt. Öfters wendet man das Ei in der heißen Asche, läßt es aber so lange darin, bis der Inhalt ganz hart geworden ist. Weder halbgebackte noch viel weniger rohe Eier würde ein Yamana zu sich nehmen.[37] BD: 68 brings nourishment, to cook eggs as the natives do, with great care, in the ashes or embers.

Im Haushalt der Yamana spielt der Speck von den Seesäugetieren eine unerläßliche Rolle und ist sehr begehrt.[38] Die Schicht des Fettgewebes, das als dicke Lage sich unmittelbar unter der Haut findet, wird mit Muschel-

---

[37] Übereinstimmend hat Lovisato also erklärt: „Even eggs are invariably cooked [in the ashes of the fire]. I remember Mrs. Lovisato once asking an Indian woman at Ushuaia to find and bring her some wild geese eggs, and to her surprise the woman brought them already cooked" (MM: XXIV, 84; 1898).

[38] Ob Rest man, wie bei Bridges (a): 213, folgendes Rezept: „Whale-blubber is the most highly esteemed dish, and they soon get very fat on it."

schalen als lange Lappen abgetragen und über Baumäste gehangen. Nach Bedarf holt man sie herab. Sie werden mit Vorliebe zwischen zwei heißen Steinen gebraten, weil sie dann am schmackhaftesten ausfallen. Ein größerer, flacher Stein, der vorher im Feuer stark erhitzt wird, liegt unbeweglich der Erde auf, nahe dem Feuer; erscheint auch der zweite, kleinere flache Stein heiß genug, wird ein dünner Fettlappen auf ersteren gelegt und mit diesem bedeckt. Man wendet sie hagdrup. Nach mehreren Minuten bereits ist das Stück äußerlich gebräunt und gut durchgebraten. Kurz sei eingefügt, daß das Fleisch vom Wal immer auf diese gleiche Art zubereitet wird, zuweilen auch das von Robben und Guanacos; denn hierbei tropft das Fett weder gänzlich aus noch verbrennt die Oberfläche. Wünscht jemand einen mürben Speckbraten, hängt man einen Fettlappen an einem kleinen, in die Erde gesteckten Stöckchen nahe dem Feuer auf und setzt ihn der strahlenden Hitze aus. Viel Fett tropft ab, das in flachen Muschelschalen von Mytilus, zuweilen im großen Gehäuse der Rollschnecke (Voluta) aufgefangen wird; und das stark zusammengeschrumpfte Gewebe schmeichelt dem Gaumen des Feinschmeckers. Das ausgelassene Fett kann sammelt man in Darmstücken vom Seelöwen.

Für späteren Gebrauch zerschneidet man das Fettgewebe in fingerdicke, kurze Streifen und füllt damit ein Darmstück auf. Während man es zwischen den Fingern knetet oder der Hitze nahe dem Feuer und in heißer Asche zerrührt, zerfließt das Fett. Das Darmstück hat man vorher umgedreht, daß die Innenwand nach außen kommt, gereinigt, an einem Ende zugebunden, mit Luft aufgeblasen und am andern Ende durch Schnurfasern geschlossen; erst wenn es trocken ist, nimmt man es in Gebrauch und füllt es, statt mit Luft, jetzt mit Speckstückchen oder zugleich mit flüssigem Tran auf und bindet es mit Schnurfasern wieder zu. Der größeren Sicherheit halber hat man, nach Art von Wurstspeilen, an einem Ende ein kurzes, dünnes Stöckchen durchgesteckt, vor dem man die Fäden herumwickelt, damit sie nicht zurutschen; das tut man, nachdem der Inhalt eingefüllt ist, gleichfalls am anderen Ende. Dergleichen Tranwürste yéjyi lassen sich leicht handhaben und man hängt sie in der Hütte frei an Fäden auf. Häufig füllt man sie auch mit dem Speck der Robben. Zuweilen sammelt man eine größere Tranmenge im Magen eines Seelöwen.

Eine andere Art von Wurst, genannt héfi, stellt man aus dem Blute her, das sich in der Bauchhöhle des frischgeschlachteten Seelöwen und Guanaco sammelt. Man füllt es in ein weiches, noch nicht getrocknetes Darmstück, das, wie vorher gesagt, vorschnürt wird, und legt es in heiße Asche. Damit es nicht platzt, sticht man mit einem spitzen Hölzchen kleine Löchlein während des Bratens ein. Weitere sammelt man Herz, Lunge, Leber, die zerstückelten Magenwände, Blut und Fettgewebe von einer Schafbe oder einer Wildgans, stopft all diese Teilchen in die Speiseröhre des gleichen Vogels, knetet sie von außen mit den Fingern gut durch und läßt sie in heißer Asche braten.

Getrocknete kurze Darmstücke haben die Frauen immer vorrätig, um die häufige Gelegenheit, Tran zu sammeln, nicht zu verpassen; auch bewahren

sie die große und feste Speiseröhre vom Skelett (Tachyeres cinereus) auf, die man aufgeblasen vorher trocknen ließ. Gerade diese Stücke man gern mit Tran auf, weil man sie leicht erwerben kann und weil sie weiter ist als die Speiseröhre von anderen Vögeln.

Bekanntlich machen die Muschelhaufen den Hauptbestandteil der Nahrung unserer Feuerländer aus.[1] Andere Muscheln und Schnecken, die in weit geringerer Menge sich dort finden, ißt man auch.[2] Die Zubereitung der doppelschaligen Muscheln ist ein Dämpfen und Kochen zugleich. Reißt die Indianerin die Muschel unter Wasser los, schließt diese fast ihre beiden Schalen: das tut sie auch dann, wenn sie durch die Hitze freigelegt wird. In ihrem Innern, damit ihre Atmungsorgane nicht eintrocknen, hält sie mäßige Tropfen Seewasser zurück. Wird sie in die Feuergrube gelegt, schließen sich deinnen diese Tröpfchen und werden schließlich zu Dampf; bis die erhöhte Dampfspannung den Verschluß der Schalen sprengt, ist das Fleisch weichgekocht. Dank der geringen Salzmenge, mit der es durchtränkt ist, besitzt es einen wirklichen Wohlgeschmack. Schnecken und Krebse, auch andere niedere Tiere, wie Chitonen yékh', werden in heißer Asche gebraten; sie sind daher trockener und bei weitem nicht so schmackhaft wie die *kwuf* und *kpékja*.

Damit schließt die Liste der Nahrungsmittel, die der Feuerländer auf besondere Art zubereitet. Fast ähnlich entnehmen sie dem Meere oder dem Ufer. Bove (4): 291 behauptet demnach mit vollem Rechte: „Il mare fornisce il principale alimento dei Fuegini. Pesci, patelle, granchi, foche, uccelli acquatici, insomma quanto il mare produce, formano parte della loro dieta." Aus dem Pflanzenreiche sind es allein die *Pjloo* der Gattung Cyttaria, die weniger eine besondere Zubereitung erfahren, die man aber trocknet, indem man sie auf Stöckchen spießt, zu einer Kette aufreiht und in die Nähe des Feuers bringt. Pilze, die man im Winter sammelt und die ganz eingefroren sind, legt man ans Feuer, damit sie auftauen. Die Wurzeln der Sellerie (Apium australe) werden in heißer Asche gebraten. Nur wenige Dinge ißt man roh (S. 387).

4. Wie sie essen

Die ganze Art, wie unsere Feuerländer sich beim Essen benehmen, wirkt auf jeden Europäer abstoßend. Sie deshalb zu verurteilen wäre ungerecht, da ihnen viele Bequemlichkeiten, die uns in gesteigertem Verhältnissen selbstverständlich sind, völlig abgehen. Immerhin lassen auch sie sich von bestimmten Regeln beim Essen leiten, mitunter tragen sie eine außerordentliche Selbstbeherrschung zur Schau, endlich genießen sie durchaus nicht wahllos zu allen und jedem, bloß um ihren Heißhunger zu stillen oder ihren Magen zu füllen.

[1] Cook bemerkt Banks' Urteil zu Recht: „Mussels are to the Fuegians what bread is to the Englishmen — the staff of life all the year round" (RH) I, 56; 1773). Demselben Vergleich hatte bereits M'Cormick I, 315 gebrauchte: „Limpets [are] their favorite food, and, as bread is with us, their staff of life."

[2] Bove (3): 162 bemerkt: „Le qui esistono Patelle ed qualque varie pennonate da l'alimentazione indigena, ne sono ben mediocrem."

Die allgemeine Beurteilung ist weit komplizierter, daß sie rasch und sonders bei der Nahrungssuche und beim Essen bewußt wählerisch vorgehen. Als weiteres Kriterium dient ihnen die größere oder geringere Schmackhaftigkeit. Dementsprechend ziehen sie das eine Tier dem anderen vor, geben einem Stücke gegenüber einem anderen das gleichem Tiere dem Vorzug und schätzen mehr das junge Tier als das alte der nämlichen Art. Sie jagen weder die Ratten noch die Ratzen, weil beide zu wenig und zu mageres Fleisch besitzen. Die Fischotterart agnostica Shaw's oder einer Ratte, deshalb wird sie verachtet und niemand wagt es, sie zu essen. Alle Seemöwigel und Möwen werden genau so wie die Taggeschöpfe[1] ausschließgenommen, weil sie sich von Tierleichen und faulendem Fleische nähren. Unter diesen Rücksichten sind ihnen Fuchs und Ratte schädlich, ungenießbar[2] widerlich, sowohl die schwarze phylogyna wie auch die graue Ratte ebbegyanna (S. 34). Müssen sie bei großer Hungersnot nach Fuchs oder Fischotter[3] greifen, können sie unterwinden den scharfen, schlechten Geschmack des Fleisches abgewehren vom Speck und Fleisch der Wallfische, nehmen die Tatzen faulenden oder durch Schimmel verdorbenes Fleisch nicht in den Mund.[4] Aus der gesamten Tierordnung wird der Südrat Sherche (Rattus australis) am meisten geschätzt und zwar wegen seines schmackhaften Fleisches; hingegen ißt man den Schnabelwal *Elyix* (Elgbius spec?) nicht an, weil sein Fett abführend wirkt. Frrz-Rov (a): 185 meldet dazu, daß „the flesh of a dead whale was esteemed", doch die Leber vom Wal wird abgelehnt. Das Fett vom großen Schwertwal *Spiljeli* (Orcinus orca) gilt als giftig und wird allein aus diesem Grunde von niemandem angerührt.

Auf Muscheln und Schnecken *Hyalgis* sind unsere Eingeborenen das ganze Jahr hindurch angewiesen und sie wissen es sehr wohl, daß diese Tiere nicht zu jeder Jahreszeit gleichwertig schmackhaft sind. Gewissenhaft scheiden sie von jedem Häufchen, das sie gesammelt haben, jene Stücke aus, die weniger gut oder gar schlecht sind. Nach ihrer Ansicht ist das Fleisch der großen Rollschnecke *Mijjlo* (Voluta) von gewissen Standorten ihrem Gehirn schädlich, man wird davon schwindlig und verliert seinen Gehirn das Gleichgewicht. Wer

---

[1] Stuhrg (a): 240 erwähnt: „Some Sorcerers confine [their] Land-Vigil ones, until the whole Monsoon blows." Es dürften die Tagesschöpfe gemeint sein.

[2] Brunnen (a): 286 schildert sehr humorvoll: „Rats, an occasion of their propensity to eat the dead ones, which costs, build in the greatest destruction." Brunnen (f): 562 unterscheidet: „the second ..... a fort amongst upon [unsere] the most grievous pest to [sein]", und in (h): 21 sagt er, daß den Ratten gegenüber „the indigenes not very gentlemanly [vorgehen]." Als Grund nennt Brunnen (h): 186, „your rotten carcasses cannot but exhibitions [stinken]." Das verursacht ihr an dem unbeschreiblichen Schlaich. „Rats besides [ausserdem gar] of other pests doctrair todos los [schädlichen] que se les [unter] de ser carnicerías." Dem stimmt Marshall: 193 und Cameron: 138 vollinhalt bei, ebenso Wrangham: 37.

[3] Frrz-Rov (a): 186 sagt, daß „the otter is valued, excepting the body part, which they seldom can endure hard gnawed by hunger."

[4] Diese bekräftigen Frrz-Rov (a): 186, und Lawrence (b): 142 bestätigt sich der fast gleichen Worte, daß „they eat any thing and every thing that is eatable, without being particular as to the state of freshness, or as to the having been near the fire". Jedoch ist diese allgemeine Wendung [unverständlich].

nach dem Genuß der genannten Schnecke diese Wirkungen beobachtet, entfernt sich von der ungastigen Stelle und warnt die anderen Leute. Diese Schneckenart wie auch wenige andere kleinere legt man regelmäßig erst ins Feuer, dann reißt man den fleischigen Fuß heraus, der allein gegessen wird, und wirft die anhaftenden Weichteile weg. Merkwürdigerweise verschmähen die Yamana das zarte Fleisch der Meeresscheidenmuschel (Solen), deren regelmäßig geformte Schalen ihnen als Messer und Schaber dienen. Einige Grün- und Braunalgen, die weiße Anisoller dort gern verzehren, weisen unsere Eingeborenen grundsätzlich ab.

Nicht alles und jedes, was den Europäern mundet und von ihnen den Feuerländern angeboten wurde, nahmen diese entgegen. Sehr entschieden haben sie vieles bis heutigentags abgelehnt, z. B. Kuhmilch. Für andere Dinge, z. B. für Wein und sonstige alkoholische Getränke, haben sie sich erst später entschieden. Nicht also allein der Geschmack bestimmt sie, nach diesem und jenem zu greifen; jeweils bevorzugen sie sich darüber hinaus eine unbeeinflußbare Wahlfreiheit.

Teilweise kommt diese auch im unterschiedlichen Vorgehen beim Aufrichten der einzelnen Nahrungsmittel zum Durchbruch. Vor allem darf das Fleisch nie so lange braten, daß es ganz trocken und hart wird; wenn die inneren Teile noch rötlich gefärbt sind, ist ihnen der Braten am meisten bekömmlich. Aufmerksam versorgen sie sich bei jeder Gelegenheit mit den beliebten Tranwürsten (S. 584), da sie Tran, kun nicht lange entbehren wollen. Weil ihnen Gemüse und Gewürze abgehen, bringen sie eben durch den flüssigen Tran etwas Abwechslung in ihre Nahrung. Dabei spielt wohl auch das große Bedürfnis nach Fett in jenen feuchten, kalten Gegenden eine wichtige Rolle. Wer Beeren der Pernettya mucronata oder die trockenen Cyttaria-Pilze essen will, gießt Tran vom Wal oder Seelöwen in eine größere Mytilus-Schale und tunkt erst jene Speise ein, bevor er sie zum Munde führt. Nach der gleichen Anweisung ißt er bestimmte Muscheln oder Fleischstücke von Vögeln, wenn das Fleisch trocken und alt ist. Die getrockneten Cyttaria-Pilze läßt man im Tran sozusagen länger aufweichen. Die kleinen Fische und auch andere Fische, nachdem sie in Asche gebacken worden, taucht man vor dem Essen ebenfalls in flüssigen Tran. Auf etwas bessere, anständlichere Art ihre Nahrung anzurichten, fehlt es unseren Feuerländern am Notwendigsten, nach allen Richtungen hin sind sie besorgt und bekümmert.

Abgesehen von erster Notlage sind es nur wenige Dinge, die von ihnen regelmäßig in rohem Zustande genossen werden. Das sind die Beeren, vor allem die der Pernettya mucronata, und sämtliche Pilze, die meist, wie schon, ein lockeres Fleisch besitzen. Gern pflückt man die große Cyttaria Darwinii von den Buchenästen, wenn sie noch eine glatte Oberfläche hat, ihr Gewebe ist jetzt sehr elastisch und angenehm zu kauen; alte und trockene Stücke weicht man kurz vor dem Essen in Tran auf. Die sogenannten „Zungen" *dyay*, die eigentlichen Geschlechtsorgane der Seelgel *ähll* (Echinus) holt man mit den Fingern aus dem aufgebrochenen Kalkgehäuse hervor

und stoßt sie sogleich in den Mund; auch trinkt man die milchige Flüssigkeit der Gehäuse aus. Der reichliche Jodgehalt jener Tiere regt den Geschmack an, weswegen die Indianer oft darnach greifen.[20] Selbstverständlich genießen sie die alles unmittelbar nachdem diese Tiere aus dem Meere herausgeholt worden sind. Das weiche Fleisch der Fissurella fuego (im Westfälischen: *muttuke*) und der Patella *aquadora* preßt man mit leichtem Fingerdruck aus der Kalkschale heraus und ißt es ohne Zubereitung, bisweilen nur taucht man den kleinen Fleischbrocken in Robbentran. Manche Personen finden den rohen Speck von jungen Wal schmackhaft. Außer den sehr minderwertigen hier genannten Dingen setzt jeder Yamana seine Nahrung regelmäßig erst dem Feuer oder dem fast gleichen Einfluß der heißen Asche aus.[21]

Obwohl der Feuerständer buchstäblich von der Hand in den Mund lebt und sich zuweilen in sogar Notlage sieht, besteht er immer noch eine erstaunliche **Selbstbeherrschung** beim Essen auf, die ihm zuweilen durch gewisse Regeln aufgezwungen wird. Erinnert sei an die Verpflichtung, das hingebrachte Beutestück zu verteilen und daran die Nachbarsleute teilnehmen zu lassen (S. 580). Ferner steht nicht jedweder Einzelperson der Zutritt zu einem gestrandeten Wal offen, sondern sie gilt sich mit jenen Stücken *zufrieden*, die ihr von den erwählten Verteilern überlassen werden (S. 576). Endlich sind einige ausdrückliche Speiseverbote bei gewissen Anlässen in Geltung, die jedermann achtet. Ein von Ypálay ausgegebenes Gesetz bestimmt, daß Beeren — es kommen eigentlich nur die der Pernettya mucronata in Frage — nicht vorzeitig eingesammelt werden dürfen und daß man sie so lange am Strauche belassen muß, bis alte Männer erklären, sie sind reif. Sollten einige Leute günstige Plätze entdecken, an denen sich viele Beeren finden, warnen sie ihre Freunde und Nachbarn: „An jener Stelle gibt es viele *amáija*; aber wartet noch die Zeit ab, bis sie reif sind!" Sollten trotzdem einige Frauen und Kinder jene Stelle aufsuchen und die Beeren pflücken, treffen spätere Besucher die Sträucher leer an und sagen: „*amáija ogálu*, die Beeren sind weggegangen!" Dadurch will man ausdrücken, daß sich die Beeren, aus Rache und Sühne für jene unerlaubte Tat, selber entfernt hätten; denn da man die Übeltäter nicht kennt, tatsächlich aber die Sträucher ohne Früchte dastehen, gibt man dem ganzen Vorgange eine übernatürliche Deu-

[20] Hyades: 192 berichten: „L'homme mange leur manie de gratification et se mange lui-même, 'mahone quand tu n'a plus faim', nous disait notre interprète, qui montrait volontiers cette manière à nourriture." Entgegen der von Hyades (I): 344 ausgesprochenen Ansicht sei wiederholt, daß die genannten Teile von Sea-lepels immer roh gegessen werden. — Bekanntlich gelten die Eiweiße der Sea-lepel in Argentinien und Chile als Delikatessen und werden mit allerlei Saucen verfeinert roh verspeist.

[21] Hyades: 71 wiederholt ein Wort von Bridges: „I have never seen or heard of the Yahgans eating any kind of meat or fish raw except certain kinds of limpets." Vorher schon hatte Snow (a): I, 345 versichert: „Their common way of cooking is to put everything into the ashes until sufficiently done for their taste, or until their hunger could allow them to wait no longer." Alle späteren Beobachter, z. B. Hyades (2): 228, erklären für diese allgemeine Regel ein

tung. Diese soll verhindern, daß Fremde schon vor ihrer Reife gepflückt werden. Gewisse Zeiten sind vom ersten Gewohnheitsrechte festgelegt, in denen nur wenig Nahrung oder ausschließlich bestimmte Dinge genossen sind; so bei der Jugendweihe, bei der ersten Menstruation, nach der Niederkunft usw. Die gewissenhafteste Ernst richtet sich durchgehends jedermann durch dieselbe.

Zu wirklicher **Unsittlichkeit** im Essen läßt sich selten von jemand hinreißen. Wer übersättet und lustig ist, wird als Mensch bezeichnet, was nichts weniger als überwiegt ist. Jeder soll schonlich beim Essen sich so weit beherrschen, daß andere ihn immer als mäßig und langsam bezeichnen. Beobachtung und genügsame Zurückhaltung wird sehr gelobt.[1] Sind mehrere Leute beisammen, schauen sie sich gegenseitig auf die Finger: Wer viel, als schicke er sich zu lieberen gar nicht essen, macht den besten Eindruck. Vor Fehlern dieser Art wird im engeren Kreise der Familie angelehnte einer ignorierenden Weise ausdrücklich gewarnt; denn jetzt besteht die große Gefahr, daß bei dieser gierigen Gefräßigkeit sich jemand zu weit gehen läßt. Wahrscheinlich liegt darin auch eine unbewußte Warnung vor Schädigung der eigenen Gesundheit. Nachweislich verträgt der menschliche Magen die übermäßigen Fettmengen nicht, die ihm plötzlich zugemutet wird; etwas Gewöhnung ist auch hierbei nötig.[2] Noch von einer anderen Seite droht Gefahr. Das Walgericht läßt man für uns so schmackhaften, je länger das Tier tot im Wasser gelegen hat; er verliebt dann schon von selber und heißt in diesem Zustande allgemein. Nicht selten verursacht der Genuß solch verdorbenen Speckes und Fleisches ernstliche Vergiftung, wie die Missionare wiederholt berichtet haben.

Beispielsweise liegt von Lawrence folgende Schilderung vom 31. März 1867 (MSS. XXI, 173; 1867) vor: „A canoe brought [south Ushuaia] the sad intelligence of several Yahgans and One Indians being poisoned from eating fish....[3] The melancholy disaster having taken place among the natives now engaged by Mr. Bannes upon the farm [in Puerto Harberton]." Deshalb[4] begab sich Lawrence persönlich. „We found the people still suffering from the effects of poison. Nineteen men, women and children (One and Yahgans) had died during the past week, the others were slowly recovering." Lawrence sah die traurigen Lage jener Leute. „Arriving at the place, we found them scattered about; there were and several children were lying in a very weak state; two of the former were unconscious most of the time... We went a little further and found the lifeless body of a man who had apparently died

---

[1] Following bei Bridges (ii): 400 written, daß die Yamana „hold gluttony in great abhorrence, in their language the word for gentleman is 'moderate'".

[2] Bridges (MSS. II, 13; 1872) bei am 30. April 1871 den Hoffnungen aufgrund Familien beobachtet: „The natives have suffered much temporary pain from eating the whale, and I hope that this is used at first, but passes off with the continued use of wholesome." Diese gewisse Gewöhnung ist demnach Voraussetzung für eine regelmäßige Verwendung bei reichlichem Speckgenuß.

[3] Aus den Angaben weiter unten wird wahrscheinlich, daß der Wal gemeint ist.

[4] Später bei Lawrence (ii): 186 die Bekehrung, an der jener Wal mitgeholfen war, gewesen sie den Missionar in der Bahia Cambaceres besuchen.

about two days before.... Near the body of the man we found in different places five dogs which had died from the same cause. We also found in another place part of the body of another man, the rest having been destroyed by two dogs.... I will now give a few particulars of the circumstances. About a fortnight ago a canoe arrived at Unga-nan, and brought the report that a small whale had been found in Pirate Island. They went over to Mr. Bennett' here, and found parts of it, lying on the beach, which they brought back, and having some (pieces about) for supper, or four hundred to eat it, but after words were persuaded by the Ona saying they had eaten such before. All who were there having taken a little, felt very unwell on the morrow, and gradually became worse, and in a few days those whom we suppose had eaten more than others succumbed.... [Others] suppose it to have been a sword fish (see Dragebow, S. 27). It was about seven feet long. I have also been informed that of late years they have not made use of such, having previously understood it was injurious."

Die Aleutischen Inseln, bald darauf, selbst nicht minder katastrophale Verwüstung und Entvölkerung erlebte (am 24. Dezember 1868 (KSK XXXII, 98 [1869]): „Numbers of the people were suddenly striken down with blood-poisoning through eating rotten blackfish."[*] Die Folgezeit war in a terrible state — men, women and children lying about as helpless as infants, unable to keep anything on their stomachs on account of their disordered conditions. Two old doctors, fully paralysed and dressed in their feathers (otherwise naked), went from man to man, and would now and again pause in their performance of rubbing and pulling at their patients. I administered emetics and other medicines and gave much relief. Most of the cases yielded to steady treatment, but in three families fever followed. Death followed in one case only." Der Gründer einer Vorgiftung waren die Yanaon dennoch gerechtfertigt angesehen, wenn sie verstärkte den Spruch von großen Seehundgeistern, nicht nur von Walen, wandern auch von Robben allen, obwohl dieselben schon längere Zeit tot waren.[**] Augenblicks jener großen Thats schuldet die wenige Selbstbeherrschung, an der unsere Indianer unter anderen Verhältnissen gänzlich sind, die unendlichen an verlassen.

Andrew Bolsenskoe hörte sich die häufige und langweilige Gebetsformel, die Brooksmen beim Essen zu beobachten. Er wirkte nicht weniger als selbst. Nicht konnte der einzelne beim Feuer und warten, bis das Schiff Fleisch in der Chef oder Anoka gar ist. Wir einen Schlafsack hatt er an herum, hilft er auf Steinen oder Reisegewichte, die herumliegen, etwas abschlüsse und hält es mit

---

[*] Skorzin ist wohl nur ein Tel gemeint.

[**] Bennett schreibt am 30. Dezember 1870 (KSK X.XI, 1870): „Three natives still reside on animals and birds that have died of themselves, and to this fact is owing much of the mortality among them. Their Aleutian name, Unu-ugu means a dead seal. He brought it here, made a general distribution, and on the second day it had all been eaten. It made the people much disagreeable. It was very bad." Offensichtlich hat es, wenn es Schwäpfen, die Yanaon nicht noch Langsam Vigil.

[illegible] Pfannen [illegible] [illegible] [illegible]

als auch im Gehäuse der Rollschnecke (Voluta) oder auf einem Schulterblattknochen von Robben; man trinkt ihn sofort oder sammelt ihn in einem Darmstück. Doch ist es nicht üblich, flüssigen Tran eigens zu erwärmen. Nicht oft genug kann man betonen, daß die Yamana täglich flüssigen Tran *kun* wiederholt, doch jedesmal in kleinen Mengen, etwa einen Mundvoll, genießen."[376]

Das Essen wickelt sich wegen der andauernden Schlürfens und Schmatzens reichlich geräuschvoll ab. Speisereste verbrennt man sofort im nahen Feuer oder wirft sie den herumlungernden, sich herandrängenden, dreist aufdringlichen Hunden hin. Während der Indianer ißt, verhält er sich sehr schweigsam und widmet alle Aufmerksamkeit nur seiner Beschäftigung; dadurch erweckt er den Eindruck von Heißhunger. Beim Gehen ißt er fast nie —, es sei denn, daß es sich um einige eben abgepflückte Beeren oder Pilze handelt, die er sofort zum Munde führt. Zum Essen hockt er sich regelmäßig auf den Erdboden in der Nähe eines Feuers.

Das Tagewerk des Feuerländers ist vom wechselreichen Wetter abhängig, was besagt, daß für keine einzige Beschäftigung eine bestimmte Stunde vorgesehen ist. Ebensowenig gibt es festliegende Mahlzeiten. Das Gewohnheitsmäßige bei Ausnützung des Tages bringt es mit sich, daß jedermann reichlich am Morgen und am Spätnachmittag ißt, also vor der Ausfahrt und bald nach der Landung seines Kanus.[377] Doch soll damit nicht in Abrede gestellt werden, daß gelegentlich jemand auch zu anderer Stunde sich voll sättigt, ob er nun in seiner Hütte hockt oder im Kanu sitzt; denn jeder ißt, wann er Verlangen und Lust verspürt. Die Feuerländer essen häufig bei Tage und zuweilen sogar des Nachts."[378] Offensichtlich ist alles, was sie zu sich nehmen, nahrhaft und ergiebig. Doch kann man nicht leugnen, daß bei ausschließlicher Fleischkost größere Mengen vom Körper gefordert werden, als bei einer mit reichlichen Kohlehydraten vermischten Kost. Außerdem muß man in Erwägung ziehen, daß das feuchte, kalte Klima um so mehr zehrt, als diese Eingeborenen nur mangelhaft bekleidet sind und oft ganz durchnäßt werden. Diese Umstände begründen es, daß sie öfters während des Tages aus leichtem Hungergefühl essen.[379] Keineswegs sind es nur einige Bissen, die sich jeder wiederholt zuführt; fast jedesmal ist es eine ansehnliche Menge, so daß die Gesamtleistung eines einzigen Tages erstaunlich groß ausfällt. Jeder Beobachter wird Spegazzini's (a): 171 Worte unterschreiben: „Estos pueblos no tienen hora fija para comer; comen todo el día, comen cuando y lo que se les da la gana, y según he visto comen muchísimo." Flüssigen Tran *kun* allerdings, wie gesagt, nehmen sie jedesmal nur in kleinen Mengen und um so häufiger;

---

[376] Sogar einem Franzosen: 102 fiel es auf, daß „they drink this; like Scot's Emulsion."

[377] In diesem Sinne stimmen Hyades': (p): 328 Worte: „Il y a deux principaux repas, dont l'un le matin, quelques heures après le réveil, et l'autre le soir, avant de dormir."

[378] Pove-Rov (a): 185 bestätigt, daß „two or three times in the course of a night they wake to eat and drink. In the day-time also they eat and drink very frequently."

[379] In "La Nature": 311 liest man: „Les Fuégiens sont obligés d'en [aliments] absorber une grande quantité, et, même après un repas très abondant ils ont encore faim."

immerhin leert dieser Mann oder jene Frau auch eine etwa 10 cm lange Tranwurst in einem einzigen Zuge.[571] Besucher bringen sie gern als Geschenk mit.

Abgesehen von morgens und abends beginnt jeder eben dann zu essen, wann es ihm paßt. So ist es allgemein üblich. Mehr fühlt sich jemand angeregt, wenn er einen anderen kauen sieht und gesellt sich ihm zu. Vieler Umstände bedarf es nie. Man greift in den Korb mit Muscheln hinein oder reißt ein Stück Fleisch von einem Seelöwen oder Vogel ab, die vor der Hütte an einem Buchenaste hängen, und legt es auf die Glut. Jedermann bedient sich selber und was in der Hütte vorrätig ist, steht allen unterschiedslos frei zur Verfügung.[572] Mit vollster Selbstverständlichkeit benimmt sich ein jeder, als ob es für seine Nachbarn keine Störung bedeute, wenn er nachts ans Feuer heranrückt und hier seiner Eßbegierde unbehindert nachgibt. Als einzige Regel, die allgemein beobachtet wird, gilt, daß man sich am Morgen, bevor man den ersten Bissen ergreift, den Mund mit kaltem Wasser ausspült und es wieder ausspritzt. Damit nehmen es die meisten Leute genauer als mit der täglichen Morgenwaschung. Während die einzelnen Stücke im Feuer braten, beobachtet sie jeder aufmerksam, wendet sie öfters und steigert dabei sein Gelüst. Er prüft sie tastend mit den Fingern oder sticht mit spitzen Stöckchen hinein und verschiebt dauernd die glimmenden Kohlen oder häufelt die heiße Asche höher auf. Eine besondere Freude ist es ihm, auf solche Art sich zu unterhalten, bis er sich ganz dem Genuß überlassen kann. Sind sie gar und recht lecker ausgefallen, schnalzt er vor Vergnügen und läßt es seine Umgebung hören, in welcher Schlemmerwonne er schwelgt. Während der Fahrt im Kanu muß jeder Insasse an das kleine Feuer vorsichtig heranrücken und räumt den Platz wieder, wenn ein anderer sich etwas braten will. Die Frau, der das Rudern obliegt, muß regelmäßig stundenlang die Nahrung entbehren; dafür entschädigt sie sich später auf dem Strande. Wenn die Umstände dazu zwingen — meist ist es das schlechte Wetter —, hält jeder mühelos geraume Zeit ohne Nahrung aus; anderseits, wenn er vor reichliche Fülle hingestellt wird, vermag er solcher unübersehbare Mengen zu vertilgen. Ebenso schnell wie einer zunimmt und volle Formen bekommt, magert er auch ab; am deutlichsten kann man dergleichen Änderungen innerhalb weniger Tage bei Kindern verfolgen. Die Gesundheit leidet darunter anscheinend nicht."[573]

Schließlich geht aus gewissen Gewohnheiten hervor, daß sich der Feuerländer beim Essen von **bestimmten Regeln** leiten läßt. Mit arg beschmutztem Fleische beispielsweise bemüht er sich nicht, sondern wirft es kurzerhand weg. Was ein Hund angefressen hat, überläßt er ärgerlich ihm.

---

[571] Hyades (f): 564 erwähnt: „Ils emploient beaucoup de même l'huile de foie de morue, mais toujours par petites quantités à la fois."

[572] Die Worte Hyades' (p): 228, daß „les femmes et les enfants mangent avec les hommes", bezogen sich.

[573] Über das Verhältnis von Ernährungsweise und Körpergröße im Feuerland hat Lovisato (e): 302 einige Vermutungen ausgesprochen, für die er nur unzureichende Beobachtungen beibringt und die vor den wirklichen Tatsachen nicht bestehen können.

Faulende Fleischstücke entfernt er möglichst weit von seiner Hütte, während er gegen zerfließendem Speck oder schimmlige Häute gefühllos zu sein scheint. Sein Geruchsinn ist unbestreitbar arg abgestumpft und niemals führt er einen Bissen von zweifelhaftem Zustande erst an die Nase; was in Fäulnis übergegangen ist, muß mächtig stinken, ehe er es beiseite schiebt. Reinlich ist sein Essen und sein Benehmen dabei wirklich nicht. Trotzdem verrät sich der eine mehr, der andere weniger als ein gelüstiges Leckermaul. Er kennt die schmackhafteren Stücke und die saftigeren Bissen, nach denen er tunlichst greift; zartes Fleisch junger Tiere ist ihm ein Gaumenkitzel und die höchste Wonne schafft ihm der braungeschmorte Speck eines schon länger gestrandeten Wales. Vieles beweist überzeugend, daß eines Feuerländers Geschmack keineswegs gefühllos oder abgestumpft ist, so gleichförmig alles, was er genießt, offensichtlich durch den reichlichen Tran abgestimmt wird.

5. Wie sie Lebensmittel aufbewahren

Die unstete Lebensweise und der ununterbrochene Wohnungswechsel der Yamana gestatten es nicht, ansehnliche Vorräte anzulegen. Ohne Einschränkung gilt der allgemeine Satz von Hyades (d): 306: „On ne fait aucune provision pour l'avenir", weil eben eigentliche Vorsorge für die nächste oder entfernte Zukunft nicht angestrebt wird. Ausschlaggebend dürfte sein, daß Nahrungsstoffe in jener rücksichtslosen Ungunst der Witterungsverhältnisse sich nicht erhalten lassen; denn, um sie schadlos aufzubewahren, müßte man umständliche Vorbereitungen treffen. All das macht sich *überflüssig*, weil das Meer während des ganzen Jahres mit fast uneingeschränkter Freigebigkeit allerhand Tiere dem jagenden Manne und der sammelnden Frau zur Verfügung stellt. Von diesen Dingen wird eine Familie höchstens einige Tage durch Sturm oder Unfall ferngehalten, für gewöhnlich braucht niemand mit Hungersgefahr zu rechnen und jedermann findet fast überall reichlich das, was er benötigt."[201] Wenn also sollte sich jemand für die Zukunft noch Nahrungssorgen machen![202]

Trotzdem wird der Überfluß, den ein *gestrandeter Wal* den Leuten bietet, regelrecht aufbewahrt. Dies geschieht allein unter der Rücksicht, daß man die ungeheuren Speck- und Fleischmengen nicht der Verwesung anheimfallen lassen will und daß man sich auch etwas später noch den Hochgenuß, den gebratener Walspeck bietet, zu verschaffen wünscht. Völlig verfehlt wäre es, in diesem Bestreben eine ausdrückliche Vorsorge zu sehen;

---

[201] Viel besagt Bridges' (h): 205 kurzes Wort: „Por lo general el alimento abunda."

[202] Hyades (g): 34 schreibt: „Das Wunderbarste an den Feuerländern ist, daß sie niemals an eine Fürsorge für den nächsten Tag denken. Und doch ist der Winter streng genug und die Zeiten sind gar nicht selten, in denen der Feuerländer weder auf die Jagd, noch auf den Fischfang ausziehen und auch nicht einmal Muscheln an den von der Brandung gepeitschten Klippen ablesen kann." Offensichtlich übertreibt er die Gefahren für Not und Hunger, denen diese Eingeborenen am Kap Hoorn ausgesetzt wären.

denn ist das gestrandete Tier jung und die Zahl der herbeigeeilten Leute ungewöhnlich groß, wird aller Speck und alles Fleisch innerhalb mehrerer Tage verzehrt, höchstens daß diese oder jene Familie einige Stücke noch etwas länger mit sich herumschleppt. Das allein also, was die einzelnen Familien nicht mehr neben dem Wal verzehren können und wollen, wird aufbewahrt; denn nur eine Zeitlang ist der ausschließliche Genuß von Speck und Fleisch dieses Tieres dem menschlichen Körper bekömmlich.

Die meisten schleppen ganze Kanuladungen in ihr eigentliches Heimatgebiet. Hier legen sie die großen Stücke in ein Moor, das regen Abfluß hat, gut gesichert zwischen Torf- und Wurzelgeflecht und in gewisser Tiefe; das dunkelbraune Wasser schließt Licht und Luft ab. Um jedem Auftrieb vorzubeugen, werden sie mit flachen Steinen oder Holzklötzen beschwert; gleichzeitig will man diese Stücke gegen Füchse und Hunde schützen. Zweifelsohne sind es die reichlichen gelösten Salze, die konservierend wirken, auch die Tanninsäure dürfte mithelfen. Die eingelegten Stücke sind niemals so dick, um nicht vollständig durchtränkt oder gepökelt zu werden. Daß daraus eine Geschmacksverbesserung folgt, ist leicht einzusehen. Mit Recht rühmen die Eingeborenen die Vorzüge des konservierten Speckes, mag er auch einige Monate im Moor gelegen haben.[885] Gelegentlich, wenn es der Zufall so mit sich bringt, kehrt die Familie an die Stelle zurück, wo sie den Walspeck verwahrt hat; wohl niemals ist es der Hunger, der sie treibt. Um die Stücke, die inzwischen meist etwas eingesunken sind, sicher aufzufinden, bedient man sich eines Steckens, mit dem man im braunen Wasser herumwühlt; stößt man auf eine weiche, nachgiebige Masse, ist man am Ziele.[886] Die oberflächliche Schicht des Specklappens, die sich meist stark gebräunt hat, wird vor dem Braten entfernt.[887] Sollte der Geruch für eine Europäernase noch so lästig sein, den Yamana in seinem Genuß stört er nicht.[888]

Gänzlich bedeutungslos jenen Speckmengen gegenüber, die einzelne Familien im Moor verwahren, ist das Trocknen von reifen Cyttaria-Pilzen *aufgeschn.* Man reiht sie erst auf Stöckchen aneinander und trocknet sie in der strahlenden Hitze des Feuers.[889] Um sie leichter in Körbchen und Ledertaschen unterzubringen, zieht man sie von jenen Stöckchen wieder herunter und be-

---

[885] Fred Lawrence fand an einem Stück, das anderthalb Jahre im Moor gelegen hatte, noch guten Geschmack. Für lange Zeit wissen unsere Indianer ihre Konserven darin gesichert. „They hoard up the blubber for months by burying it in mud under a run of fresh water", schildert Bridges (a): 202. Vgl. Dabbene (b): 186, Wilhelmi: 35 u. a.

[886] BD: 249 verzeichnet guistonaka: to search for, feel or seek for with the end of a stick as for blubber buried in mud.

[887] Martial: 193 schildert in gleicher Weise, wie der überschüssige Speck vom gestrandeten Wal aufbewahrt wird.

[888] Martial's: 198 Worte enthalten keine Übertreibung: „Parfois l'animal est dans un état avancé de décomposition et répand une odeur insupportable, sans qu'il en résulte aucun dégoût pour eux."

[889] Auch Bridges (MS: VII, 120; 1873) versichert, daß „this fungus is very generally then eaten, and eaten some months after it has been cut of season." Vgl. Hyades (q): 349.

läßt sie frei oder vereinigt sie auf einigen biegsamen Binsenstengeln (Marsippospermum) zu einem Kranze. Da sie ganz hart gebacken sind, widerstehen sie lange der Luftfeuchtigkeit. Bevor man sie ißt, weicht man sie in flüssigem Tran auf (S. 587). Doch nur als Leckerei, nicht aus Fürsorge hebt die Frau für die letzten Winterwochen einige fünfzig bis sechzig dieser getrockneten Pilze auf; weil fast das ganze Jahr hindurch die frischen Stücke dieser Art gepflückt werden können und weil niemand sich lange damit beschweren will.

Unsere Feuerländer wissen sich grundsätzlich außer Gefahr für die Zukunft, deshalb häufen sie gar keine Vorräte auf. Sorglos können sie den folgenden Tag erwarten, jahraus, jahrein. Trotz aller Einförmigkeit der Lebensmittel steht ihnen jederzeit eine ausgiebige Menge zur Verfügung. Gleichzeitig damit ist manche Abwechslung und Anregung für den Gaumen gewährleistet; denn jedermann hat unbehinderten Zutritt zu allem und jedem, was Mutter Natur aus ihrem Tier- und Pflanzenreiche zu bieten imstande ist."[209]

G. Die Muschelhaufen

Im ganzen Gebiete der Yamana gibt es hügelförmige Anhäufungen von Muschelschalen in verschiedener Höhe und seitlicher Ausdehnung. Belanglos ist es, sie als wirkliche Kjökkenmöddinger auszugeben oder nicht; ob sie den Anspruch erheben können, archäologische Fundplätze zu sein,[209] mag dahingestellt bleiben. Von wirklichem Sachwert ist eine genaue Beschreibung der Anlage dieser Muschelhügel selber und all jener Gebrauchsgegenstände, die sie in ihren verschiedenen Schichten bergen. Daraus erhellt unzweideutig, daß die damalige Lebensform, soweit sie aus jenen Siedlungen erkannt werden kann, im allgemeinen und im besonderen mit der neuzeitlichen übereinstimmt und daß die Menschen von damals und heute dem gleichen Volke angehören.

1. Ihre Anlage

In diese Beschreibung werden nicht nur die wenigen sehr mächtigen Muschelhaufen einbezogen, die sich an einzelnen Stellen aufgebaut haben, sondern auch die unbedeutenden Siedlungsplätze, die noch im letzten Jahr-

[209] Nur in diesem Sinne ist das, was Hyades (p): 328 sagt, zu deuten, daß „il n'y a pas d'aliments privilégiés."

Um den Wert der Nahrung nach Vitamingehalt kurz zu kennzeichnen, möchte ich daran erinnern, daß die A-Vitamine, die sog. antixerophthalmischen, reichlich im Lebertran vertreten sind. Tran weist bekanntlich den weitaus größten Gehalt an A-Vitaminen auf, nämlich dreihundertmal so viel als Butterfett, und daneben enthält er noch eine Menge von antirachitischen, also D-Vitaminen. Mehrere tierische Gewebe liefern die antiskorbutischen oder C-Vitamine, sowie die antineuritischen oder B-Vitamine.

[209] Diesen Begriff würde Courau: 218 lieber vermeiden; denn „it may be a little inaccurate to use this heading archaeology in the case of the meager remains obtained from Fuegia graves and middens". Die nordamerikanischen Beobachter gebrauchen in etwa wahllos die Bezeichnungen "Conchales" und "Kjökkenmöddinger".

sehnt benützt worden sind. Daß auf ihnen bis in die Gegenwart hinein die Indianerfamilien ihre Hütten aufbauen, deutet bestimmt und klar auf die Gleichheit der Lebensgewohnheiten von einst und jetzt hin (Abb. 70).

Sehr leicht ist es für jeden Reisenden festzustellen, daß Muschelhaufen sich in allen Teilen des Kap Hoorn-Archipels finden. Allerdings lassen sie einige Unterschiede erkennen. Allgemein erreichen sie im Westen nicht jene Mächtigkeit und Ausdehnung, die sie im Osten aufweisen, und zwar aus leicht ersichtlichen Gründen. Die Ufer im Westen sind, abgesehen von kleineren und größeren Buchten, zwar nicht immer sehr hoch, aber durch-

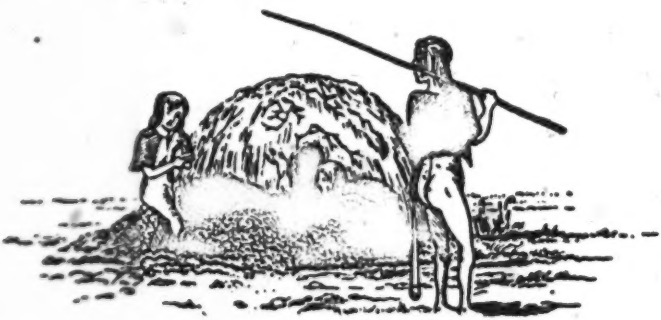


Abb. 70. Älteste Darstellung eines Muschelhaufens

gehends steil. Demnach konnten die Indianer nur an Stellen mit sehr niedrigem, flachem und meist schmalem Uferrande ihre Hütte aufbauen. Was sie an Überresten zurückließen, wurde von den zeitweiligen Hochfluten weggeschwemmt; nachher zeigte der Kiesboden kaum einige Spuren davon, daß kurz zuvor eine oder mehrere Familien hier gelagert hatten. In Buchten mit aufsteigendem und breitem Ufer fehlen auch im Westen, wie ich selbst verschiedenerorts gesehen habe, Anhäufungen von Speiseresten zwar nicht ganz; in ihrer Ausdehnung indes sind sie durch die enggestellten, steil emporragenden Felswände behindert. Weil sie zuweilen an letztere eng heranrücken, ergießt sich über sie mit der Länge der Zeit eine dicke Schicht von abgeschwemmtem Erdreich, das der Regen herunterspült; manche von ihnen sind damit ganz zugedeckt. Nur dem aufmerksamen Beobachter fallen sie auf. Im Gegensatz hierzu besitzt die Osthälfte des Kap Hoorn-Archipels viele und breite Uferflächen. Was hier an Abfällen sich aufgehäuft und angesammelt hat, ist fast restlos liegen geblieben und gibt, wegen seiner Masse, dem heutigen Besucher zu denken. Daß bei Bildung der Muschelhaufen im Westen und im Osten ein kleiner Unterschied in der Ernährungsweise mitbeteiligt war, wird bald zur Sprache kommen.

Von vornherein ist nicht zu erwarten, daß jene Abfälle ohne Unterbrechung der ganzen Uferlinie entlang laufen; man trifft sie nämlich nur

stellenweise an. Weiters ist offensichtlich, daß an geschütztes Plätzen, je größere Sicherheit und Ruhe sie für eine Wohnhütte bieten, ganze Hügel sich gebildet haben, während auf offenem Ufer zwar breite, aber nur niedrige Lager zustandegekommen sind. Die Güte des Platzes allein war es, die mehr oder weniger anzog und die viele oder wenige Familien zur Siedlung einlud, keinesfalls allein die größere Menge von Muscheln, die da oder dort vorhanden ist.[600] Nicht allein an dem Fleck nämlich, wo heute die vielen Abfälle liegen, sind auch die Muscheln selbst gesammelt worden; man brachte sowohl viele dorthin mit, wo man die Hütte aufzurichten plante, und man entfernte sich auch oft weit von ihr auf Suche nach Muscheln, wenn man am gleichen Fleck noch länger verweilen wollte. Jene durch ihre Lage begünstigten Buchten und Schlupfwinkel galten und gelten noch heutigentags vielen Familien als Lieblingsplätze. Hierher kamen sie nicht nur öfter zurück, sondern blieben hier auch längere Zeit als anderswo. Dort war man vor der Gewalt der Winde sicher und fand auch einen flachen Uferrand, auf den das Kanu heraufgezogen wurde; außerdem war Brennholz und Trinkwasser leicht erreichbar. Das Maß der Vorteile füllte sich, wenn der vorgelagerte Meeresboden seicht war und den gelegentlichen Fischfang bedeutend erleichterte.

Ein unter jeder Rücksicht vorteilhafter Platz waren die Ufer der Bahía Harberton und ihrer nächsten Umgebung. Einige mächtige Haufen finden sich auf Isla Gable und der gegenüberliegenden Tierra Mayor, zwei andere in Puerto Róbalo, die an Mächtigkeit weit von denen in Puerto Mejillones übertroffen werden. Von geringerer Ausdehnung als die letztgenannten sind jene, die ich auf Isla Picton, in Puerto Rosa, in Puerto Piedra, in Wulaia, an der Mündung des Rio Douglas und in der Bucht von Ushuaia sah.

Erklärt sich aus alledem die verschiedengradige Ausgestaltung der Muschelhaufen *kuaimára* nach Länge und Höhe, so sind sie nach ihrer Anlage völlig gleich. Alle bilden niedrige, sanftansteigende, mehr oder weniger langgezogene Hügelchen. An denen, die nahe zur Wasserlinie herangerückt sind, erscheint die Seite zum Ufer hin bisweilen viel steiler als die zum Inland hin. Einer Erklärung für diese Form bedarf es nicht. Alle Muschelhügel bauten sich schichtenweise ansteigend auf und damit verbreiterte sich unausweichlich die jeweils tieferliegende Schicht. Genau wie in den ersten Anfängen, um mich so auszudrücken, die einzelnen Wohnhütten eng nebeneinander gestellt wurden, so auch später; daher die Ausdehnung jedes einzelnen Hügels in die Breite, die um so enger umgrenzt wurde, je höher er selber anwuchs. Auf der Höhe sieht man heute in kurzen Abständen flache, ringförmige Vertiefungen von den Maßverhältnissen, die der Grundriß einer Wohnhütte zeigt. Aus diesem Ringe führt eine deutliche, getretene Wegspur zur Trinkwasserquelle

[600] Lothrop (b): 178 bestätigt, daß die Abfallhaufen „are found in sheltered places, where there is a beach for landing, help off-shore for mooring canoes, and where water and firewood are readily available." Vgl. auch die geographische Verteilung der Muschelhaufen in Feruglio (c): 189. Vignati (c): 85 hat auf einer besonderen Karte die "Conchales" bei Ushuaia und an der Ostküste der Isla Grande eingetragen.

in irgendwelcher Richtung oder an das Meeresufer, wo man leicht die Stelle erkennt, an der die Kanus aufgezogen und sicher gelagert worden sind.

Je weiter sich ein Muschelhügel hinzieht und je mehr er hier oder dort sich seitlich verbreitert, um so größer ist die Zahl der Siedlungsplätze für Einzelfamilien. Stellenweise hat sich die Grundrißform gut erhalten, meist sind die Ränder abgeflacht und damit ist die mittlere seichte Vertiefung weniger erkennbar, vereinzelt wird letztere durch üppigen Graswuchs, der sie ausfüllt, scharf und deutlich umgrenzt.[295] Die ersten genaueren Beschreibungen sind Furlong (r): 178 zu danken; er hat den „approximate plan of

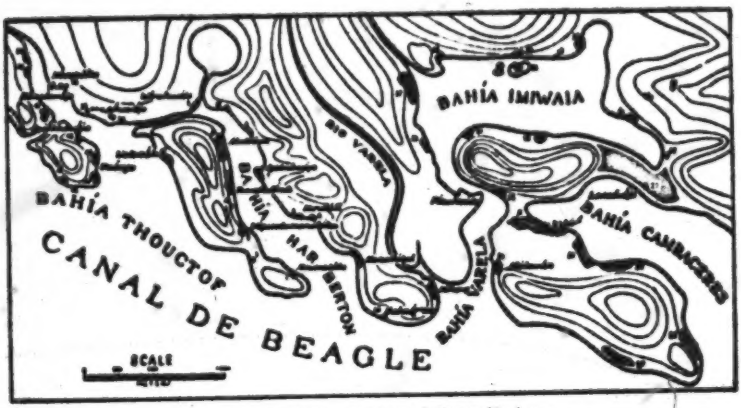


Abb. 71. Muschelhaufen bei der Bahía Harberton

Woolyia on Navarin Island" gezeichnet, in welchen die einzelnen Siedlungsplätze deutlich eingetragen wurden. Die am leichtesten erreichbaren Muschelhügel hat Lothrop (b): 184 genau untersucht. Beispielsweise zählte er im ganzen Gebiet der Bahía Harberton 52 Lagerstellen mit insgesamt 1215 Plätzen für Familienhütten — von den letzteren 367 allein in der Bahía Cambaceres (Abb. 71) —, in Puerto Mejillones einschließlich Puerto Piedra 7 Lagerstellen mit insgesamt 253 Plätzen für Hütten, in Puerto Róbalo auf jedem der beiden langen Muschelhügel 43 bzw. 56 Grundrisse für Familienhütten. Weil nach wie vor die gesicherten Buchten und geschütztesten Schlupfwinkel immer noch aufgesucht werden, stellen die heute lebenden Yamana das Gerüst der Wohnung genau in jenen Vertiefungen auf, in denen sich viele Geschlechter vorher eingerichtet hatten; sie tragen ihrerseits immer noch dazu bei, daß die Masse der Muschelhaufen sich vermehrt.

Außer jenen Muschelhügeln, die ihre Form gut erhalten haben, gibt es

[295] Nach Lothrop (b): 179, „the surfaces of the middens reveal on top a series of pits which represent house-sites. These pits are from ten to fifteen feet in diameter, anywhere up to six feet deep, and are circular in outline."

solche, die durch regen Verkehr der Europäer und durch das Herumtrampeln von Kühen, Schafen und Pferden mehr oder weniger g e e b n e t worden sind. Deutlich erkennt man diesen Befund an der Mündung des Rio Douglas und stellenweise in Puerto Mejillones; demnach war hier früher die Zahl der Wohnungsplätze höher, als die eben genannte. Was dortselbst Tiere und Menschen bewirkt haben, hat an anderen Stellen, die dem Winde schutzlos preisgegeben sind, die unbelebte Natur erreicht; ich verweise auf manche Strecken zwischen Ushuaia und Punta Remolino. Hier erscheinen die vielen Muschelschalen nach allen Richtungen auseinander gestreut, mit viel Flugsand vermischt und jetzt eine gleichmäßige Schicht bildend, als ob all die vielen Stücke niemals zu einer hügelförmigen Erhebung zusammengerafft worden wären und als solche gewisse Zeit bestanden hätten.

Nun befremdet es nicht mehr, daß die D i c k e der Schichten von Ort zu Ort auffällig schwankt. Auf den letztgenannten Strecken geht die sehr gleichmäßige Schicht nur 10 bis 35 cm tief; ein Beweis dafür, daß hier nur wenige Familien, und diese viel seltener als anderswo, sich niedergelassen haben. Hingegen sind andere Stellen sehr oft aufgesucht worden. Beispielsweise haben sich in Puerto Mejillones und in Puerto Róbalo langgezogene Hügelrücken bis zu 4 m Höhe und darüber hinaus aufgebaut. Die Dicke der Muschelhaufen kann man bequem an jenen wenigen Plätzen messen, an denen das Meer einen Seitenteil des Haufens weggewaschen hat (Abb. 72).

Aus diesen immerhin seltenen Erscheinungen hat Lothrop (b): 195 geschlossen, daß der Erdboden sich seit der ersten Besiedlung gesenkt habe. Entgegen dieser durchaus unmaßgeblichen Ansicht steht fest, daß jenes Gebiet postglaziale relative Landhebung erfahren hat.[332] Ob diese Hebung auch in der Gegenwart und seit der Ablagerung der untersten Muschelhaufenschichten noch weiterschreitet, ist für das Feuerland durchaus nicht erwiesen.[333] Möglicherweise spricht dafür die Tatsache, daß mancherorts an offenen und

[332] Selbstverständlich stehen hier die geologisch allerjüngsten postglazialen Niveauschwankungen in Frage. Über diese aber ist leider nur sehr wenig bekannt und langfristige Pegelbeobachtungen sind im Feuerlande nicht unternommen worden. Thore G. Halle (On Quarternary deposits and change of level in Patagonia and Tierra del Fuego; "Bulletin Geolog. Inst. Upsala", 1910; tome IX) erwähnt gehobene Strandterrassen auf der Nordseite der Isla Gable in 6 m Höhe über dem Meeresspiegel; auch J. G. Andersson hat dieselben an anderen Orten des Canal de Beagle bei 3,5 m Höhe beobachtet; endlich beschrieb O. Nordenskjöld eine Strandterrasse bei Ushuaia in 10 m Höhe. Sie sind sämtlich postglaziale Erscheinungen und ihr Hebungsbetrag ist sehr gering.

[333] Bei dieser Deutung des Alters der Muschelhaufen am Canal de Beagle halte ich mich an die verläßliche Entscheidung des Herrn Prof. Dr. O. Schmidten in Kiel, der mir auf meine Bitte in seinem Briefe vom 18. März 1933 auch noch angab: „Bei dem heutigen Stande unserer Kenntnisse kann man also nicht einwandfrei erklären, ob sich die Küste hebt, senkt oder stabil ist. Das Land hat sich postglazial gehoben, diese jungen Hebungen gehen aber sehr langsam vor sich und es bleibt festzustellen, ob die Bewegung in den letzten Jahrhunderten weitergeht oder nicht."

Da ich persönlich genaue Untersuchungen über die Höhenlagerung der von der Wasserlinie weiter entfernten Muschelhaufen im Vergleich zum Wasserspiegel nicht gemacht

flachen Küsten die Muschelhaufen weit von der Wasserlinie abliegen und ein breiter Uferrand sich erst später vorn angesetzt haben dürfte; fehlt es doch an greifbaren Gründen dafür, daß die Indianer von ehedem ihre Hütte in so weiter Entfernung von der Wasserlinie, in der sich gegenwärtig die Muschelhaufen befinden, aufgebaut hätten. Ob nun jener belanglose Umstand eine Landhebung andeutet oder nicht, eine Landsenkung wird durch nichts bewiesen. Aber an jenen naheliegenden Stellen ist, zum Vorteil der Forschung, wenigstens die wirkliche Dicke der Muschelschicht eindeutig sichtbar gemacht. Daß einige zum Wasser hin gerichtete Seitenwände einzelner Hügel unterwühlt und ausgewaschen worden sind, ist, entgegen der Vermutung Lorenzo's, allein richtig als Tätigkeit von Springfluten zu deuten. Dort hatten sich anfänglich die ersten Ablagerungen nahe der Wasserlinie gebildet und je mehr sie anwuchsen, desto mehr verbreiterten sich die Grundschichten im Verlaufe gewisser Zeit bis fast an den Höchststand des Wassers bei Flut.

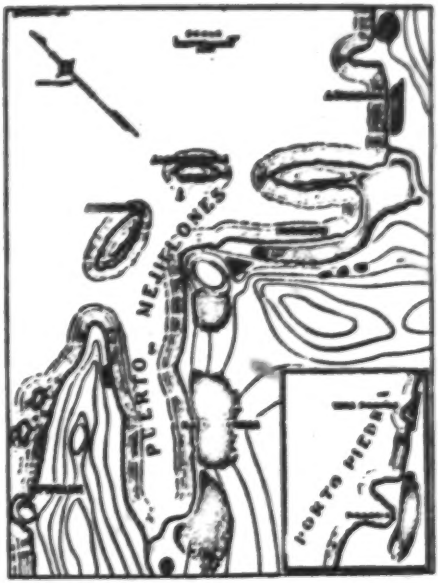


Abb. 72. Muschelhaufen bei P. Mejillones und P. Piedra

An den von den Wellen angeschnittenen Muschelhügeln kann man von der Spitze bis zur Grundfläche ihre Zusammensetzung mit einem Blick überschauen. Schichtenweise liegen die Muschelschalen mit wenig Sand und stellenweise mit Aschenlagen vermischt übereinander. Nahe dem Grunde und auch in etwas höhere Lagen eingeschoben gewahrt man eine dünne Breccie-Schicht von 5 bis 35 cm Dicke. Ihr Entstehen läßt sich aus Pressung durch die darüber aufgebauten Massen allein nicht erklären.[205] Einleuchtender ist

---

habe, entscheidet meine Vermutung, daß der oben genannte kleine Umstand möglicherweise für eine Landhebung spricht, diese Frage nicht endgültig. Früher hatte Nordenskjöld (f): 216 die Ansicht ausgesprochen: „Als die Glacialzeit aufhörte, lag das Feuerland nur etwa 60 m niedriger als jetzt. Es hat sich nachher gehoben, aber jetzt scheint die Erhebung unbedeutend zu sein oder gar nicht stattzufinden."

[205] Lorenzo (b): 179 hat sich im gleichen Sinn geäußert, „that the shells have in places solidified into a breccia, which forms a floor a foot or so in thickness. These spots occur

der Hinweis, daß einzelne Lagen der Schalen der starken Hitze des Hüttenfeuers ausgesetzt gewesen sind, wobei sie brüchig wurden, und daß später öfters der menschliche Fuß über sie hinweggeschritten ist, der sie noch mehr zerkleinerte. Die nämliche Vertiefung in einer Schalenschicht wurde oft und oft als Feuerstelle[205] benützt, bis auch diese sich mit dem allgemeinen Anwachsen des ganzen Hügels etwas hob. Überall stößt man auf größere und kleinere Steine, die irgendwie gebraucht worden waren, ohne selber bearbeitet zu sein; sie dienten als Unterlage für die glühenden Kohlen oder als Hämmer. Weniger häufig findet man Steinspitzen und Steinmesser, die auch von den Yamana der jüngsten Zeit zumeist in kleinen Maßen gehalten wurden.

Die Masse der tierischen Reste, aus denen die Haufen aufgebaut sind, gehört genau den gleichen Arten an,[206] von denen die Yamana der Gegenwart sich nähren. Bei weitem überwiegen die Schalen von *ôr-uf* (Mytilus chilensis) und *kpôfja* (Mytilus edulis) gegen die Schalen von Patella, Fissurella und Trophon, Solen und Pecten, sowie Stückchen vom Gehäuse des See-Igels *ákli* (Echinus) und der großen Rollschnecke *hâfjfên* (Voluta). Damit sind Knochen von Tieren vermischt, die hauptsächlich Robben und den dort beheimateten Seevögeln entstammen. Wie nicht anders zu erwarten, sind zumal die Knochenreste aus den untersten Schichten schlecht erhalten; oft zerfallen sie bei leiser Berührung.[207] Hier zeigt sich der zerstörende Einfluß des Gefrierens und Auftauens, dem diese organischen Gebilde mehr als andere Dinge ausgesetzt sind. All die genannten Funde rollen das Bild von einer Tierwelt auf, die heute noch jene Gegend belebt.

Seltener entdeckt man in jenen Muschelschichten menschliche Skelettreste, vereinzelt werden sie durch die Naturkräfte selber bloßgelegt. Bekanntlich haben die Yamana von ehedem die Leiche in der eigenen Wohnhütte verbrannt, nachher die Knochenteile an Ort und Stelle eingescharrt. Daß sie auch den ganzen Leichnam, ohne ihn vorher zu verbrennen, in einem Muschelhaufen eingegraben haben, läßt sich zwar nicht erweisen, ist aber fast sicher. Leider sind menschliche Skelettreste aus den Muschelhaufen in nur äußerst geringer Zahl gesammelt und wissenschaftlich einwandfrei bestimmt worden. Ich kenne nur zwei Schädel, die in den "Conchales de Ushuaia" bloßgelegt und von Vignati (c): 131 beschrieben worden sind; die

---

sporadically and at no uniform depth, and it was impossible to determine the special conditions which had given rise to them."

[205] Diese als Erdherde, als "hogares de tierra" zu deuten, wie Vignati (c): 120 es tut, ist offensichtlich abwegig.

[206] In einem Muschelhaufen auf dem mittleren Westufer der Bahía Harberton fand Lorenzo (b): 183, daß „at a depth of a little more than a foot appeared a type of mussel-shell which could not be found on the beach locally." Er legt dem Auftreten dieser besonderen Art, die er leider in keiner Weise bestimmt, nennenswerte Bedeutung nicht bei; ich bin ihr nicht begegnet.

[207] Lorenzo (b): 195 irrt, wenn er meint, daß „in Tierra del Fuego the frost scarcely leaves the ground," weswegen sich Knochenreste besser erhalten würden. Viel mehr wirkt der größere oder geringere Abschluß der Luft erhaltend.

dazugehörigen Skelette hat er nicht untersucht. Genaue Maße sind zwar auch von den Schädeln nicht genommen worden, doch lassen die Beschreibungen und die Abbildungen keinen Zweifel darüber, daß jene Stücke zwei Mitgliedern des Yamana-Stammes als sicher zugesprochen werden dürfen."[599]

Die Beurteilung derartiger Reste wird dadurch erschwert, daß man wohl nie genau bestimmen kann, ob der Fund viele Jahrhunderte oder nur wenige Jahrzehnte zurückliegt; der einförmige Aufbau der Muschelhügel gewährleistet nur bis zu einem gewissen Grade den Rückschluß auf ein höheres Alter für jene Reste, die tiefer eingebettet liegen. Also gestatten es Skelettreste, die irgendwo in den untersten Schichten eines Muschelhaufens gefunden werden, aus diesem Umstande allein noch nicht, eine ältere oder jüngere Rassenform innerhalb der gesamten Yamana-Gruppe aufzustellen."[600]

Zum Vergleich folgt hier eine Beschreibung, die Spencer 59 am 11. Mai 1929 geliefert hat: „Spent afternoon searching on kitchen middens beside the Rio Douglas, and found large black somewhat coarsely chipped arrow, or spear head (?), lying among big cobble stones on river bank, and scrapers. Present-day Yahgans do not use these. Middens evidently very old, with enormous mass of shells, mainly mussels with limpets, barnacles, volutes, etc., seal and whale bones; of damp black earth, with beech trees, some quite twenty feet high, which have grown on top of these middens since they were made and used;[601] all middens overgrown by grass." Von der gleichen Stelle sagt er am 20. Mai: „Claude Williams dug out one side of kitchen midden. Six of these formed a kind of semi-circle with open side towards sea. Each one had depression in middle; longest being [perhaps 15][601] feet in diameter and six feet high. Looked as if natives camped in the middle with fires all round them. One mass of shells and black earth with layers of calcined pinkish earth. Mussel shells predominated, but large numbers of Fissurellas and Patellas and Modiola-like shells and Volutes. Bird bones, apparently gannet, seal bones, and whale bones. Very few stones, and no sign of any chipped ones. Single bone harpoon." Die Muschelhaufen auf Isla Elisabeth in der östlichen Magellan-Straße hat Lovisato (b): 102 mit den "Conchales de Ushuaia" verglichen: „Questi non sono tanto potenti, si sollevano di meno sul livello del mare e si direbbero, alla semplice ispezione, vere dune o trincee fabbricate ad

[599] Vignati's (c): 138 eigene Meinung geht dahin, daß die herausgestellten Merkmale „sumariamente enunciados, autorizan a suponer que ambos cráneos son de yahganes, tales como nos son conocidos a través de las descripciones de Flower, Garson, Hultkrantz etc."

[600] Manche Angaben sind, weil zu ungenau, gänzlich unbrauchbar. So die Lovisato's (b): 101 über Muschelhaufen auf Isla Picton, „nelle quali assieme a scheletri di uomini, straordinariamente grandi, si trovarono due punte di freccia di un ordinaria grandezza ed in tutto identiche a quelle dei paradores patagoni".

[600] Dies kann man als seltene Erscheinung nicht bezeichnen, weil sie sich verschiedenerorts wiederholt. Sie verhilft nicht im mindesten zur Altersbestimmung der Muschelhaufen. Vgl. Lothrop (b): 194.

[601] Miss Hamilton's memory. Mr. Williams writes to her that the average grave depression is 6 feet in diameter, and from 3 to 4 feet deep (ib.).

artes: alle innumerevoli valve di molluschi dei generi mytilus e patella ed alle ossa di otaria, di arctocefali e di lontre, si aggiungono frammenti di granchi, di pettini e di altre bivalve. Sul tappeto erboso formatosi sopra questi depositi stanno coi relativi wigwam i Kökkenmödding attuali, che sono semplici cumuli appartenenti a ciascun wigwam, ma cumuli di pure valve di conze e di patelle con resti di granchi e pochissime ossa di mammiferi."

Die Muschelhaufen sind von weitem bereits leicht zu erkennen. Meist sind sie nur mit einzelstehenden Halmen oder mit kleinen, spärlichen Grasbüscheln fleckenartig bestellt; Kräuter und gar niedriges Buschwerk gedeiht auf dem durchlässigen, lockeren Untergrunde nicht. Die größtenteils völlig freie Oberfläche zeigt eine eigenartig perlgraue Farbe, die sich auffällig vom dunklen Humusboden, vom gelben Kiesboden und von den grauweißen Steinen der allernächsten Umgebung eines jeden dieser Muschelhaufen abhebt.

2. Die eingebetteten Gerätschaften

Obwohl die spärlichen Skelettfunde kein sicheres Urteil über den Rassecharakter der früheren Ansiedler gestatten, sprechen die ans Tageslicht geförderten Gebrauchsgegenstände es eindeutig aus, daß die Lebensform von ehedem genau mit der heutigen übereinstimmt. Ein guter Beweis dafür sind die Muschelhaufen *kaimfera* an sich, die bearbeiteten Gerätschaften verstärken ihn zur vollen Gewißheit.

Der Zahl nach stehen behauene K l i n g e n obenan. Sie dienten offenbar als Messer, sind sie doch flach, meist blattförmig länglich, mit abgestumpften Spitzen und am ganzen Rande geschärft. Ein seichter Ausschnitt, der zuweilen sichtbar ist, deutet auf Schäftung hin. Eine andere Form zeigt mehr den Meißel an; denn die Schneide ist fast geradlinig und das ganze Stück verjüngt sich seitlich zum Rücken hin, der in einen Holzgriff eingeklemmt wurde. Das von den neuzeitlichen Yamana gebrauchte Werkzeug legt diese Schlußfolgerung nahe (vgl. seine Beschreibung S. 494 und Abb. 45).

In die gleiche Reihe gehört die dreikantige Form aus dem Muschelhaufen bei Ushuaia, die Vignati (c): 121 in einem einzigen Stück zur Darstellung bringt, und die er als "lámina embotada" bezeichnet. Zwar ist es nicht vollständig erhalten, mißt aber immerhin 8,2 cm in der Länge und 3,1 cm in der größten Dicke.

Verhältnismäßig häufig werden L a n z e n s p i t z e n bzw. Dolch- und Pfeilspitzen bloßgelegt. Unverkennbar stimmt ihre Form mit den Steinspitzen überein, die sich in alten Siedlungsplätzen der Selk'nam finden (Bd. I, 261). Entweder handelt es sich um ein Dreieck mit einer breiten, sanft eingebogenen Grundlinie, oder um ein langgezogenes Dreieck mit abwärts gerichteten spitzen Ecken, zwischen denen ein kurzer Zapfen heraussteht,[469] oder endlich

[469] Beispiele für diese beiden Formen bringt Hyades (q): 414, abgebildet auf Tafel XXX, die er bezeichnet als „pointes de flèche en silex, trouvées dans les vieux amas de coquilles à Ushuaia". Die gleichen drei Stücke sind in Hyades (h): 36 wiedergegeben.

um die seltenere Art mit breitem, nach unten sich verjüngendem Zapfen (Abb. 73).[***] Die beiden zuerst genannten Formen aus Stein sind von den Yamana bis vor einigen Jahrzehnten gebraucht worden, zum Glas werden sie von hochbejahrten erfahrenen Männern noch in der Gegenwart angefertigt; allerdings sind diese Stücke meist kleiner als jene alten, die sogar 10 cm erreichen.[***] Lothrop (b): 191 beurteilt die langgezogene Dreieckform mit den spitzen Seitenzacken und mit einem kurzen mittleren Zapfen als „the dominant Beagle Channel type"; doch übersieht er, daß sie sich auch im Gebiete

Abb. 73. Dolch- und Pfeilspitzen. Nat. Größe

der Selk'nam (Bd. I, 263) findet. Bei dergleichen Formen sind zwei merklich voneinander abweichende Größen zu unterscheiden, nämlich solche von etwa 6 bis 10 cm und solche von etwa 2,5 bis 3 cm.[***] Daneben fand sich ein einziges Stück mit sehr breitem Zapfen, das Vignati (c): 124 als "pedunculado" bezeichnet und das vielen Stücken aus Patagonien gleicht (Abb. 74).

Anscheinend haben sich die Yamana in weit zurückliegender Zeit der steinernen Schaber wenig oder gar nicht bedient. Lieber war ihnen eine einfache Muschelschale ohne Schäftung, weil diese sehr leicht zu er-

[***] An zwei Stücken erklärt Vignati (c): 123 diese Form, die er "puntas dobles" nennt und die 7,2 bzw. 6,6 cm lang sind.

[***] Mir ist es unverständlich, wie Hyades (b): 34, angesichts der oben erwähnten drei Funde, behaupten: „A coup sûr ce modèle a cessé d'être en usage depuis longtemps chez les Yahgans."

[***] Die neun Stücke aus dem Muschelhaufen bei Ushuaia beurteilt Vignati (c): 124 als „un trabajo cuidadoso y perfecto, obtenido mediante un talladó por presión. Excepto una, todas las restantes pertenecen al tipo de puntas de flechas con aletas, con dos tamaños bien caracterizados. El tipo aletiforme es conocido en Tierra del Fuego y Patagonia".

reichen und jederzeit zu schärfen war. Selten nur findet man steinerne Schaber in den Muschelhaufen. Wir sind sie nie zu Gesicht gekommen und Pater Lawrence erinnerte sich ebensowenig, sie gesehen zu haben. Jene drei Stücke, die Lawrence (b): 199 in der Bahía Harberton gefunden hat, erwähnen seinen Gewährsmännern als fremd, obwohl Guillermo Bridges dem widersprach (Abb. 75). Möglicherweise entstammten sie überhaupt den Selk'nam oder deren Einfluß auf die Yamana. Bevor nicht weitere Funde zutage gefördert werden, bleibt jede Erörterung darüber ergebnislos. Demgegenüber kann ich

Abb. 74. Verschiedene steinerne Gerätschaften. Nat. Größe

mich der Vermutung nicht erwehren, daß jene Personen, die auf den Muschelhaufen nach den steinernen Pfeilspitzen gegriffen haben, eigentliche Schaber entweder als Werkzeuge nicht erkannt oder nicht gewertet haben.

Ein befremdliches Stück ist auch ein Steinbohrer („perforador") aus dem Muschelhaufen bei Ushuaia, von 4,8 cm Länge. Auf einem treppenförmigen Unterteil erhebt sich die gleichmäßig gearbeitete Nadel (Abb. 74). In Patagonien ist diese Art nicht selten, ich fand sie auch am Ufer der Bahía Inútil (Bd. I, 261). Vgl. Vignati (c): 124.

Schließlich sind noch die zahlreichen Steinhämmer zu nennen, die zwar keine Bearbeitung, wohl aber eine Benützung deutlich zeigen. Es sind ovale Rollsteine, die das Meer selber geformt hat und deren sich noch die heutigen Yamana des öfteren bedienen, sei es zum Aufschlagen von Röhrenknochen oder zum Klopfen des Leders oder beim Herstellen größerer Gerätschaften.[*] Merkwürdig ist es, daß ihr Vorhandensein im Muschelhaufen bei

[*] Lawrence (b): 192 nennt diese Stücke "Hammerstones, usefle, grass stones" und fügt an: „Every family carried an oval water-worn stone which was used for a variety of purposes, such as hammering."

Südseite durch Vancouver (a) nördlich gezeichnet wird, hat durch Lawrence (b): 192 diese Übertreibung verbessert, „there cannot now be [illegible] up at every anchorage anywhere." Tatsächlich liegen die Überall herum und dürfen besonders an jenen Stellen auf, die den vorteilige Meer unterschlüpfen oder ungeschützen hat.

Verschieden wird auf die ungemeinen Lochsteine hingewiesen, die im nördlichen Chile besonders häufig auftreten. Im ganzen Peruchande hat man nur zwei Stücke dieser Form gefunden. Das eine ist Pescara (c): 130 zu danken, der sich folgendermaßen darüber äußert: „Most important of my

Abb. 31. Steinerne Schalen. Nach Grille

finds was one of the so-called 'grooving axe' stones. This geometrical stone, about four inches in diameter, has knobby projections around its rim." Ich sah dieses Stück im American Museum of Natural History zu New York. Nach der Fundort eigener Deutung diente es als „the head of a pulverizer was club". Als Verwendung der Tumaco Hills er es beschäftigungsweise nicht gehen; „it may help in establishing the fact of certain trade relations and communications between the ancestors of these people and tribes of the Chibcan race". Lawrence (a): 723 hat das andere Stück nach Europa gebracht (vgl. auch Cesare: 340), das Ihm, wie ich erfahren habe, von Rev. Jose Lawrence überlassen worden war. Heute ruht es im Museum Kircherianum zu Rom, als Nummer 24992, und trägt die Aufschrift: „Ilano di pietra con fore nell' mezzo; Yagua della Terra del Fuoco, Dono Dr. G. Dazi'sera, 1887". Auf mich machte dieser Stein den Eindruck einer Reibeplatte. Außerdem haben mir Jose Lawrence und seine Söhne früher versichert, daß dergleichen Stücke niemals von den Tumaco gebraucht worden sind. Falls diese letzteren hier erwähnten Lochsteine wirklich den Werk von Menschen sind, wird man sie so lange als fremden Einfuhrgut[**] betrachten müssen, bis neue Funde zu einer anderen Erklärung zwingen.

[**] Als Pescara (c): 130 wurden Cassava-Brot diese Ansicht. Vgl. hierzu Grosse (a): 422. Auf den Karibeninseln finden sich die von Menschen verfertigten Lochsteine in vielen Gebieten.

In Übereinstimmung mit der auch gegenwärtig noch häufigeren Verwendung von Gerätschaften aus Bein liefern die Muschelhaufen diese Art in reicher Zahl. Freilich sind unverzierte Fundstücke selten und zwar aus einleuchtenden Gründen.[60] Auch ich bin öfters auf die geglätteten Speer- und Harpunenspitzen in Bruchstücken gestoßen. Aus dem „Conchal de Ushuia" hat Vivante (c): 125 drei Harpunenspitzen, drei Bohrer, zwei Keile[61] und zwei Muschelöffner abgebildet und ausführlich beschrieben. An diesen Stücken tritt die völlige Gleichheit mit den heute noch von den Yamana benützten Gerätschaften aus Bein so einwandfrei in die Erscheinung, daß niemand dagegen einen Zweifel erheben wird. Indes fehlen Anhaltspunkte zur Altersbestimmung; denn man stößt auf diese Dinge auch in tiefliegenden Schichten der Muschelhaufen an den verschiedenen Stellen des Yamana-Gebietes.

3. Ihr Entstehen

Die wiederholten Vergleiche und Hinweise, zu denen die Beschreibung der Fundstücke in den Muschelhaufen angeregt haben, ließen bereits erkennen, daß an jenen Plätzen eine an dinglichen Gütern und Einrichtungen bestimmbare Kulturform sich ausprägt, die mit dem, was sich aus der Beobachtung der wesentlichen Geschlechter des Yamana-Volkes ergibt, wesentlich und überraschend genau übereinstimmt. Ein Nomadenvolk, das feste Wohnbauten nicht kennt, hat sie aufgerichtet. Daß es aufgelöst in Einzelfamilien der Nahrungssuche nachging, beweist die unterschiedliche Höhe und Breite der Siedlungsplätze selber. Das Meer lieferte zumindest den überwiegenden Hauptteil an Nahrungsmitteln; denn keine Spur pflanzlicher Nährstoffe ist bisher aufgedeckt worden. Besonderheiten kleinerer Bezirke kommen insofern in den Abfällen deutlich zum Ausdruck, als im Osten, zumal in Bahía Harberton und in Puerto Mejillones, an Zahl und an Mächtigkeit sich weit höhere Ablagerungen finden als im Westen. Hier gab es mehr Auswahl an Seesäugetieren und Seevögeln, Seo-Igeln und Krabben, während im Osten langt, offene Küstenstreifen der Jagd nach Seetieren wenig günstig waren und demnach die Eingeborenen überwiegend auf Muscheln in und nahe den großen Buchten angewiesen waren. Anzeichen für Töpferei wird man vergeblich erwarten; denn die vielen Herdstellen mit Asche und Holzkohlenstückchen beweisen zu eindeutig, daß alle Nahrungsmittel im offenen Herdfeuer gebraten oder in heißer Asche gebacken worden sind.

Gegenüber den Mytilus-Muscheln traten in der Ernährung alle übrigen Tiere weit zurück; denn wenn auch bestehen bleibt, daß die Knochen von Säugetieren und Vögeln teilweise im Feuer zerstört oder den Hunden über-

---

[60] Ohne sich auf Sonderbemerkungen einzulassen, sagt Lothrop (b): 192 ganz kurz: „Bone tools of modern type sometimes are found in shell heaps under conditions implying considerable antiquity."

[61] Vivante (c): 128 nennt das eine Stück "hacha" und das andere "de uso desconocido". Für mich sind beide Stücke jene Knochenkeile, die zum Ablösen von Rinde gebraucht wurden.

kennen, teilweise zu Gerätschaften gebraucht und im Verlauf einiger Jahrhunderte aufgelöst worden sind, so darf man trotzdem die in größerer Menge erwarten, als sie sich tatsächlich finden. Danach also bedeutete die Mytilus-Muschel, genau wie für den gegenwärtigen Gesichtskreis der Yamana, so viel als "das Beste für die Europäer", — um einen heutigen Vergleich zu wiederholen.

Was die Gerätschaften aus Bein oder Knochen anbelangt, scheint bei jenen die charakteristische Form ebenso eindeutig und konstant wie in denen der Jetztzeit auf, als wären beide Gruppen im gleichen Jahre hergestellt worden. Die Speer- und Pfeilspitzen allein sind nach einer konstanteren Art ausgeführt, die sich seit einem Jahrhundert nicht oft mehr wiederholt hat, die aber, allerdings im beschränkten Sinne,[**] trotzdem weiterlebte.

Die unendliche Zahl der Übereinstimmungen berechtigt zu der Annahme, daß die ersten Begründer der Muschelhaufen als Träger einer Lebensweise und Kulturform angesprochen werden, die sich von den Yamana der letzten Jahrzehnte nicht unterscheiden. Stetig fortschreitend sieht sich das einförmige Bild ihrer Kultur durch die jüngeren Abfallschichten bis zur Höhe, auf der die Yamana der Gegenwart, nach Art der ersten Anfänger, am Weiterbau dieser Muschelhaufen tätig sind.[***] Eben diese genaue Gleichheit in der Form und Anfügung der Gerätschaften macht es unmöglich, an Hand einer Aufeinanderfolge größerer Zeiträume zu sehen und sie zur Bestimmung gewisser Schichten, nach Art der Typen in der europäischen Urgeschichte, zu benützen.

Da also mit einer angenommenen Typenreihe als Zeitmesser nichts zu machen ist, steigt die Frage auf, ob die Muschelhaufen nun sich irgendwelche Altersbestimmung gestatten. Die Breite und Dicke der Schichten zeigt zu jedem ganz deutlich auf den ersten Blick, daß sehr viele Jahrzehnte daran tätig gewesen sind; mehr aber vermag sie nicht. Einen deutlichen Fingerzeig gibt die beachtenswerte Tatsache, daß in keiner einzigen Schicht jener Abfallhaufen unzweideutige Gegenstände oder Anzeichen europäischer Herkunft angetroffen worden konnten. Ihr muß man nämlich entgegenhalten, daß seit etwa einem Jahrhundert den Eingeborenen allerhand Dinge von Weißen überlassen worden und diese in ihren täglichen Gebrauch übergegangen sind. Vorher also hat sich die Hauptmasse jener Abfälle aufgehäuft. An manchen Stellen ist diese Masse zwar während der letzten hundert Jahre noch gemehrt

[**] Ausschließlich nach den beschriebenen Gerätschaften urteilt Turner (a): 130 über Muschelablagerungen: „It is recommended that every Indian [explorer] endeavour, whenever he finds a mound, to excavate it, and to record the results of his labours in detail, so that a comparison may be made between the various mounds, and thus a correct idea be formed of the habits of the builders.“ Für die Beispiele der beschriebenen Geräte Lawrence (a): 131 (usw.): „No distinction between stone objects on the surface and in the interior of the mounds could be discovered.“

[***] Trotz seiner vorläufigen Beschränkung auf Lawrence (a): 130 ergänzen: „The shell heaps throw little light on the culture or nationality of the Yahgan except for two points. It seems that no other people except the Yahgan ever occupied southern Tierra. It seems that the Yahgan have lived there for a very long time.“

werden, habe kaum einen Entwicklung nicht mit der früheren verglichen werden, weil nämlich die Eingeborenen sich an Zahl außerordentlich vermindert, weil sie mit Einführung der Missionsstation ihre Ernährungsweise etwas geändert und weil sie unter dem Druck der weißen Ansiedler ihre Landzugehörigkeit verloren haben. Gern sei zugegeben, daß an jenen Orten, die bis heute geringe Ehe die Weißsiedlung unberührt geblieben sind, keine europäischen Merkmale in die Altsiedlerkultur hineingetragen sind, keinerlei einer Lagert ganz eben und gibt sich dadurch als Bildung von jüngerer Zeit zu erkennen.

Läßt sich vielleicht aus der Höhe der Mundschalenform eine greifbare Zeitbestimmung gewinnen? Wir schreiten an einzelnen, sich daraus zu beweisen. Beispielsweise hat Lorenzen (b): 195 in einem „Note of accumulation of refuse-heaps" die Abfallhaufen nach der Kopfzahl der Eingeborenen verschiedener, indem er dabei vom täglichen Verbrauch an Muschel- und Schneckenresendung ausging. Dieser Versuch enthält so viele Fehlerquellen, daß man von vornherein die überaus zuversichtlichen Ergebnisse gewichtigen muß. Die Tonnen stützen sich ebenfalls nicht ausschließlich von Muscheln, obwohl diese Hauptgrund viel in ihrem Lebensunterhalt bedeuten. In Zeiten, da ein Wildfisch verendet oder Heringsschwärme auf die Küste gleiten oder Seevögel, Fische und Robben in außerordentlich hoher Zahl auftreten, gibt man diesen Dingen weit den Vorzug. All diese Erscheinungen sind aber nicht zu berechnende Zufallsfaktoren gebunden. Ferner war der Besuch eines bevorzugten, geschätzten Platzes oder verschiedentlich, einzelne waren mehr belebt und wurden deshalb von einer unbestimmter größeren Zahl von Familien aufgesucht als andere. Wie lange eine jede von diesen am gleichen Platz verweilte, war wieder von mehrerlei Umständen abhängig. Man soll deshalb nicht voreilig, was es an Abfallmassen bedeuten, wenn an diesem Platz jede dort ansässige Familie sich nur drei Tage länger als die gleiche Zahl von Familien an einem anderen Orte aufhält, der Unterschied ist ganz bedeutend. Demnach kann man nicht berechtigt, daß die einen Abfallhaufen in einem beträchtlich größeren Abstand von Erdhaufen bedeutend älter ist, als die anderen unter den gleichen Lagerungsbedingungen, eben weil jene viel langsamer gewachsen als diese.

Nachdrücklich sei betont, daß die Muschelhaufen viel schneller wachsen als manchmal Europäer es sich vorstellt. Nimmt man beispielsweise an, daß jedes Mitglied einer Siedlungsfamilie täglich mindestens Muschelschalen verzehrt — eine nicht zu hoch gegriffene Zahl, schätze ich doch sogar mehr als das Doppelte bei Personen, die zufällig kein anderes Fleisch verfügbar hatten —, so bildet sich daraus in drei Tagen ein Abfallhaufen von 1000 Einzelschalen. Dieser wird noch durch Asche, Holzkohle und Vogelknochen vermehrt. Man sieht diese Reste aus der Höhe hinaus, wo sie den niedrigen, ringförmigen Wall, der noch deutlicher heißt und der über den Niveau des jeweiligen Fußbodens hinausragt, noch weiter erhöhen. Anfänglich liegen sie locker und, werden aber bald durch Pflanzenwuchs unter Einwirkung von Regen zu immer festerer Masse. Man sieht nun recht deutlich, wie eine einzige Familie unter

den dem angenommenen Entwicklungsgang langsamer entwickelnden hat.[1] Welche der gleiche Fisch — wenn man die Formen der verschiedenen Familien zusammenfaßt — die am langsamsten heißen Jahr, also die 170 Tage, und zwar von einer bei Deutschland heimischen Familie kennen, so erhielt der Aitch-Lachse allein um 100 000 einzelnen Muskelschuhen an. Die ganze besondere Form hingegen gerichtet sich langsamer an Rücken und Bauch. Wer könnte heute bestimmen, wie schnell diese und wie langsam jene Stelle angewachsen ist?

Auf der zweiten Reise habe ich mir in Puerto Rihale die Rille genommen, neben dem einen großen Aitchfischer ganze vorrend Muskelschuhen abgebildet zusammenhängen. Der Unterschied war zwar wie der zwischen Rücken und Bauch, war es mit der gleichen Spitzheit vermehren wollen, alle sich gewungen, die übrigbleiben heißen Jahrmaschinen heißen Schichten der Arbeiten selber schädigen Muskelschuhen verschieden zu verbleiben.

Ist man so erwarten, daß gewissenhaft durchgeführten besonders Gesetzes[2] in den Innerflußschen Aitchschichten eine Reihe von Funktionen, die von dem bisherigen Lebewesen abweichen, wenige Gleichen bleiben? Nach meiner eigenen Meinung besteht dafür keine Aussicht. Die nur hier gebildete Wand einzelner Muskelschuhen ist ja unsichtbar von dem Wellen bis zur Wasserfläche hinunter ausgewachsen worden und Gewebe Formen in den Gesteinsschuhen sind nicht aufgewachsen. Dieses muß selbstverständlich eine Lebenbildung annehmen (S. 400), so wäre es ein Unding vorauszusetzen, daß es ganz neben der Wasserfläche unter dem Wasserspiegel die Aitchschen Wohnbildung hingestellt worden wären, um die harten ähnlichen wie Wall aus Muskelschuhen sich aufgebaut hätte.

Viele Jahrhunderte werden sind jene Schichten gelegt worden, die sich heute zusammen der schädigen Muskelschuhen finden. Was sie an Gebrauchsgegenständen bergen, gleicht jenen, die bei unseren Indianern bis in die neueste Zeit hinein in Verwendung stehen. Eine Ausnahmestelle für einer Bearbeitung mit scharfen Schneiden und Lehrmeister war den Tonnen bereits für den Gebiet des Canal de Beagle bis jetzt vielfach gemacht worden und eine solche ist demselben von weiteren Untersuchungen nicht zu erwarten.

II. Das Nervensystem

Unbewußt und noch ist die Heimat der Tonnen, wild und gewaltig gebärden sich die Naturkräfte und ernste Gefahren drohen jeder Individuum, die in ihrem gebrechlichen Kasse den weitesten Lebenskreis durchmessen. Alles Gute und Bedeutige hat sich hier verstohlen nicht zusammen-

[1] Auf Grund der verschiedenen Größe von der täglichen Muskelschwung bei Lamarck (S. 57), den Weltall Darwin's aufgestellt, für die Muskelschuhen von der Rohre Rohrform als älter von 1200 bis 2000 Jahre annehmen. Die Spitzschuhe von gewissen 1000 Jahren sage es jedoch deutlich genug, wie unvermeidlich durchgreifende Abänderungen sind.

[2] Siehe Fußn. Darwin S. 58 über „Gesetzgebung" dass bei mehr in den Geist hinein haben und dann gebildet sind, entsprechende verschieden in der

gekauft, einige Vorteile und Vergünstigungen gibt es auch. Zwar sind die Witterungsverhältnisse nördlich weniger als gut, aber die Temperatur ist im nördlichen etwas gleichmäßiger und dem kühlen Sommer entspricht ein kühlerer Winter. Das wasserreichere Meer erleichtert auch hier seinen Bewohnern, weniger die Indianer langsam ihren Lebensunterhalt für das ganze Jahr denken können. Wo Nahrungsbeschaffung selbstverständlich ist, sind die Menschen gegenüber den kontinentalen Stämmen weit gleichgültiger gestaltet. Einige Unterschiede innerhalb unseres Kreises betreffen allerdings, insofern die Familien an den nördlichen Außenstationen bei der Suche nach Lebensmitteln im Vergleich zu den Leuten in den gemäßigteren Landen durch die Gewalt von Stürmen und Wellen empfindlich behindert werden.[1] Für die betreffenden Gruppen wirken diese und andere Merkmale erschwerend aus, die letztere jedoch nicht zu den Grundlagen der Wirtschaftsunterschiede, welchen die Tanoans führen; denn die alle stehen in Unterschiedsbeziehungen, die sich im wesentlichen gleichen.

Diese sind es, die einen starken, teilweise unüberwindbaren Zwang bei der Bildung der Wirtschaftsform ausgeübt haben. Letzterer nötigt sich der Indianer als Befriedigung seiner Grundbedürfnisse mit vollem Recht. Dem Zwange der Umwelt mußte er insoweit nachgeben, als ihm nur die ausgesuchte Nahrungsmittelmenge zugänglich gemacht wird, diese aber hat er sich derart gründig angeeignet, daß er mit geringem Kräfteaufwand das für ihn unentbehrliche Quantum Nahrungsmittel für sein Wohlbefinden erwirbt. Aus der Abhängigkeit von seiner Umwelt heraus konnte er sich zwar nicht zu ihrem unumschränkten Beherrscher erheben, er hat sie aber bis zur Grenze seines vollkommenen geistigen Vermögens sich dienstbar gemacht.

1. Der Wanderzug

Die Tanoans sind eine auffällig nomadisierende Gesellschaft, sie haben nie ein gleichmäßiges Pferch. Dagegen war, Wenn sie beisammen waren, entfernt sich bald dieser, bald jener von dem Kreise der Angehörigen, um für sich allein einen herumschweifenden oder einige Schritte zu tun. Hat eine Familie irgendwo ihre Hütte aufgeschlagen, dahingt es die spätestens am dritten Tage wieder fort. Eine innere Unruhe bewegt diese Menschen, denen die selber sich nicht Rechenschaft geben, weil sie ihnen angeboren ist. Aber jedem Europäer fällt sie nicht nur stark auf, sie wird ihm schreiend oder lästig, beispielsweise wenn er Indianer in seinen Dienst auf der Farm eingestellt hat. Allgemein heißt es von ihnen, daß sie unzuverlässig und unbrauchbar sind. Tatsächlich weiß man nie, ob sie morgen einhalten werden, was sie heute nachdrücklich zugesagt haben; denn es ändern sich ihre Gesinnungen und ihre Pläne ganz plötz-

---

abandoned residence of the Hopefields ecclesiastics are especially needed and may furnish us with important information on the past of the natives." Die gleichen Hoffnungen bzgl. Funde s. S. 178.

[1] Die schwierigen Verhältnisse schildern Kane (s. S. 100) die Voyage des Docteurs des Isnards Canot de Rouge gegenüber den Leuten an den schwierigsten Stellen.

lich und ziellos, wie das Wetter in ihrer Heimat. Zappeligen Wandervögeln gleichen sie, die sich erst dann wohl und innerlich beruhigt fühlen, wenn sie wieder unterwegs und mit ihrem schwankenden Fahrzeug in Bewegung sind.

Leicht lassen sich die letzten Gründe für ihre Unrast und ihren Drang nach Bewegung aufdecken. Die Sorge um die täglich notwendigen Lebensmittel nimmt ihre ganze Aufmerksamkeit gefangen; denn um diese zu erreichen, sind sie von den gebotenen Gelegenheiten und der Gunst des Augenblicks abhängig. Da heißt es, den gegebenen Zeitpunkt nicht verpassen und bei der plötzlich aufgezwungenen Wahl das Richtige ergreifen. Viel Überlegungspause wird dem einzelnen meist nicht gewährt; er muß rasch und entschlossen zugreifen, will er seinen Vorteil wahren. Demnach verharrt er gleichsam in gespannter innerer Erwartung der Umstände, die sich zu jeder Tageszeit verändert bieten werden, um augenblicklich Herr der Lage sein zu können. Er schläft nicht einmal fest und ist beim Aufwachen sogar zur Nachtzeit plötzlich wieder frisch (S. 383). Ebenso, wie er sich in das unberechenbare Treiben der Naturkräfte hineingestellt sieht, tritt ihm unverhofft das Jagdglück in dieser oder jener unerwarteten Form entgegen; ist er jedoch innerlich auf rasches Handeln eingestellt, greift er erfolgsicher zu.

Vielleicht ist sich der Indianer dieser seiner eben gezeichneten innerlichen Verfassung nicht klar bewußt; immer aber handelt er aus und mit dem Gefühl großer Sicherheit, daß er sein Ziel bestimmt erreichen wird. Lange Erfahrung verhilft ihm dazu, mit einem Blick die gebotene Gelegenheit richtig zu würdigen oder die drohenden Gefahren abzuschätzen oder die Grenzen des Möglichen zu sehen; in seiner Entscheidung geht er fast niemals fehl. Zum Teil erklärt sich seine innere Unruhe daraus, daß er andauernd das Spiel der Naturkräfte und die Lebensgewohnheiten der Jagdtiere beobachtet, sich gleichzeitig auf beide einstellend; jene zu meistern und diese zu seinem Vorteile auszuwerten gelingt ihm daher mit siegesgewisser Überlegenheit. Manchmal glaubt man, er begibt sich in große Gefahr, wenn das Unwetter sich zusammenballt oder die Wellen hochgehen; doch zu genau ist er mit der unbelebten Natur vertraut, um sich in seinem Urteil zu täuschen. Bisweilen hält ein Europäer dessen Jagdversuch für völlig aussichtslos, indes nicht selten gerade dann ist d' Beute überreich. Aus dem Erfolge, dessen der Indianer von vornherein sicher ist, erwächst eine volle Genugtuung, die sein Vertrauen auf das eigene Können weiterhin steigert.

Selbstverständlich fällt der Zwang zu unstetem Wandern begrifflich mit dem aneignenden Wirtschaftsbetrieb zusammen. Im Feuerlande sind Ackerbau und Viehzucht in einer Form, die unsere Eingeborenen wählen müßten, einfachhin unmöglich. Nichts anderes bleibt ihnen übrig als zu sammeln und zu jagen, was die Natur ihnen freiwillig bietet. Die Jagdtiere zum werden von der Stelle, wo eines zur Strecke gebracht worden ist, verscheucht; ähnlich empfiehlt es sich für die Frau, den Platz für ihre Sammeltätigkeit möglichst bald wieder zu wechseln. Also bleibt die Familie grundsätzlich nur so lange am gleichen Orte, als das Fleisch eines erlegten größeren

Tieres enthält; ist sie einzig auf Muscheln angewiesen, macht sie sich noch schneller wieder auf den Weg. Durchschnittlich hält sie länger als zwei bis drei Tage an der nämlichen Stelle nicht aus. Vorteilhafterweise reisen die Yamana in sehr kleinen Gruppen, am meisten als Einzelfamilien, bisweilen auch mit einer zweiten oder dritten Familie verbunden. Nach kurzen Strecken trennen sie sich wieder, weil die persönliche Sicherheit, der sich jede bewußt ist, nach ganzer Unabhängigkeit und unbeschränkter Zwanglosigkeit drängt.

2. Unterwegs im Kanu

Unsere Indianer besitzen als einziges und unentbehrliches Verkehrsmittel ihr Rindenboot. Weil es leicht gebaut ist, wird die Frau durch das Paddeln nicht sehr belastet. Ihr gehörtes. Obwohl der Mann es bauen muß, bleibt es ihr allein zur Pflege überlassen."[115] Ihr Sorgen um das Kanu nimmt sie sehr ernst; denn sein Verlust bringt die ganze Familie sogar in Lebensgefahr, Schadhafte Stellen bessert sie baldigst aus[116] oder fordert, wenn eine größere Arbeit zu leisten ist, ihren Mann dazu auf. Während der ganzen Fahrt bedient sie es allein; bei schwerem Seegang allerdings verlangt sie, daß der Mann oder andere Insassen behilflich sind. Sie hält die Buben an, das Feuer zu bedienen, und beauftragt die Mädchen, das einsickernde Wasser auszuschöpfen. Wenn bei der Landung die Hunde herausgesprungen, nachher ihr Mann mit den Kindern ausgestiegen und alle Habseligkeiten ans Ufer gebracht worden sind, muß sie zuletzt das Fahrzeug sichern. Was das Rindenkanu für die feuerländische Familie bedeutet, sagt Bridges (MM: III, 115; 1869) sehr bestimmt; „The canoe is the most valuable property an Indian possesses, by it he travels from place to place, and with its assistance he obtains the chief part of his food ... Canoes are used daily."

Auf der Fahrt selber hat jedes Familienmitglied seinen bestimmten Platz inne. Im Vorderteil hockt der Mann; seine Speere und Harpunen liegen neben ihm und ragen weit über die Bugspitze hinaus, leicht greifbar und handgerecht mit der Knochenspitze nach vorn gerichtet (S. 452). In der tiefliegenden Mitte verteilen sich die Kinder um das Feuer und zwischen den niedrigen Holzhäufchen. Die Frau nimmt für sich allein das ganze Heck ein und paddelt bald auf dieser, bald auf jener, meist auf der rechten Seite — von ihr aus beurteilt. Sie faßt das einzige Ruder mit beiden Händen und bewegt es im Wasser nicht schlagend, sondern mehr rührend und kurz stoßend; schräg hebt sie es aus dem Wasser heraus und stellt es, wenn sie zu

[115] Bridges (MM: III, 115; 1869) schreibt: Canoes are always under the charge of the women, who paddle them from place to place, and spend much of their time in them", nämlich bei den unvermeidlichen Fahrten.

[116] „Es ist hauptsächlich die Aufgabe der Frau, die Pirogue, diesen für die Existenz des Feuerländers ganz unentbehrlichen Gegenstand im Stande zu halten und stets sieht man sie beschäftigt, die Ritzen mit halbfaulen Zweigen zu kalfatern und die einzelnen Stücke zusammenzunähen" (Hyades [g]: 38).

einem neuen Schlage ausholt, fast senkrecht wieder hinein. Diese eigenartige Führung des Ruders ist ein Antreiben und Steuern zugleich.“[417] Bei dieser Arbeit wird ihr ganzer Oberkörper sehr in Anspruch genommen; denn die Beine finden weder Halt noch bieten sie Widerstand und auf den Armen, die sich dem Kanurande nicht auflegen, ruht die ganze Anstrengung des freien Paddelns.“[418] Im Fahrzeug müssen alle Insassen mit untergeschlagenen Beinen eng zusammengerückt tief auf dem Boden hocken, sein Schwerpunkt steht auch bei größter Belastung sehr hoch und es würde bei Gleichgewichtsstörungen leicht umkippen. Kindern empfiehlt man, Kopf und Oberkörper tief zu beugen; meist heben sie sich nur so hoch, daß ihre Augen die Ebene des Dollbordes erreichen.“[419]

Bevor die Familie den Strand verläßt, haben Mann und Frau in gegenseitiger Aussprache das Reiseziel bzw. die Fahrtrichtung vereinbart. Daraufhin steuert sie nun los, während er andauernd nach Jagdtieren ausspäht. Kommt ein Beutetier in Sicht, verständigt er seine Frau und ergreift selber den Speer oder die Harpune.“[420] Ist das Fahrzeug dem Tiere nahe, richtet er sich langsam auf und wirft im passenden Augenblick seine Waffe ab. Nur das genau aufeinander abgestimmte Zusammenarbeiten beider sichert den Jagderfolg und jedes Ehepaar erreicht im Laufe der Jahre hierin höchste Vollkommenheit. Beim Verfolgen eines verwundeten Tieres muß die Frau zuweilen außerordentliche Kraftanstrengungen aufbieten, dazu macht sie sich durch die Gewohnheit des fast täglichen Paddelns geeignet.

Wurde die Familie mit einem unerwarteten Jagdglück beschenkt oder beim Verfolgen eines Tieres stark ermüdet, entschließt sie sich zuweilen plötzlich zur Landung an der nächstbesten Stelle. Am meisten eignet sich ein flacher, sanft ansteigender, mit grobem Kies bedeckter Strand in einer ruhig gelegenen Einbuchtung. Die Frau läßt das Kanu nicht auflaufen, weil jede Reibung vermieden werden soll. Unentwegt hält sie die Bugspitze rechtwinkelig zum Strande, während die Insassen nacheinander aussteigen[421] und

---

[417] Das Paddeln will gelernt sein. Dann ist es, wie Hyades (g): 38 richtig urteilt, „keine allzu anstrengende Arbeit, denn die Pirogen, ausschließlich aus der Rinde der birkenblätterigen Buche erbaut, sind von einer wunderbaren Leichtigkeit“.

[418] Daher die schwache Entwicklung der Beine gegenüber dem kräftigen Oberkörper der gesunden, tätigen Frauen (S. 219).

[419] In etwa stimmen Lovisato's (b): 134 Worte: „In questo barchetto i Fuochini stanno accoccolati così che di loro non si vedono fuori che le teste, paiscono quasi identici a quella che conservano nei wigwam.“

[420] Die in der Familie geltende Arbeitsteilung kommt hierbei deutlich zum Ausdruck. Darauf spielt Aspinall: 270 an: „Jedes Kanu nimmt eine Familie auf; die Frauen rudern und der Mann steht mit erhobenem Wurfspieß auf dem Ansand.“

[421] Nur ausnahmsweise, falls der Mann bei Krankheit nicht zu gehen vermag, erfüllte sich, was Aspinall: 270 behauptet hat: „Beim Verlassen des Kanus hat die Frau zuerst den Mann ans Land zu tragen, der den Feuerbrand, zwischen Holzstückchen verwahrt, sorgfältig über Wasser hält, und zunächst mit dem Aufschlagen einer primitiven Hütte beginnt.“ Regelmäßig indes wickelt sich das Landen so ab, wie es oben und wie es beispielsweise in “La Nature”: 274 geschildert wird.

alle Gerätschaften samt Lebensmitteln ans Ufer werfen. Eines der Kinder trägt ein glimmendes Holzscheit an jene Stelle, die ihm vom Vater als die erwählte Lagerstätte bezeichnet wird; gewöhnlich tun dies die Mädchen. Die Erwachsenen achten darauf, daß die letzten Funken auf der Feuerstelle im Kanu ausgelöscht werden. Währenddessen bleibt die Indianerin in ihrem Boote sitzen und hält es durch Paddeln am gleichen Fleck; ist alles ausgeladen, bleibt ihr noch übrig, es zu sichern. Eignet sich der Landungsplatz dazu, wird eine handbreit hohe Lage von Macrocystis-Algen zusammengerafft, die etwa so lang wie der Kiel des Fahrzeuges und etwa 60 cm breit ist. Man streut sie weit über der höchsten Wasserlinie bei Flut auf den Kiesboden hin. Von ihr bis zum Kanu im Wasser legt man kurze Knüppel quer oder mehrere Algenbündel, nachdem man größere Steine entfernt hat. Über diese Unterlage schleifen nun Mann und Frau, unterstützt von den Kindern, das Kanu bis zur höchsten Stelle hinauf.[422] Es gleitet leicht, weil die Knüppel feucht sind und weil Algenbündel gewählt wurden, die noch frisch und mit schleimigen Ausscheidungen bedeckt sind. Das Kanu bleibt dort zur Seite geneigt liegen, bis man es bei der nächsten Abfahrt über die nämliche Gleitbahn wieder ins Wasser schiebt (S. 456).

Während, wie soeben erwähnt, die Frau durch geeignetes Paddeln das Kanu ständig ganz nahe der Landungsstelle hält, steigt der Mann mit den Kindern aus und mit vereinten Kräften legen sie die einzelnen Gerätschaften und die Jagdbeute auf das Ufer. Ist alles ausgeladen, steuert die Frau auf die Kanalmitte zu, wenn sie dort das Kanu sichern will. Inzwischen ruft sie, einer beliebten Gewohnheit folgend, ihren Familienmitgliedern am Strande eine uralte Redewendung zu:

ɸkerʲ	*ilána*	*háin*	*hája*
die Hütte	bauen	jetzt	schnell!

Das ist eine Aufforderung an jene, eiligst die Wohnhütte einzurichten.

Fehlt es an der Landungsstelle an Raum und an einem gesicherten Platz für das Kanu, behilft sich die Indianerin auf andere Art. Nachdem alles ausgepackt ist, fährt sie allein auf die Mitte des Wasserarmes zu, wo dichte Knäuel von Macrocystis-Algen schwimmen. Etwa 100 m von dieser Küste entfernt bindet sie ihr Fahrzeug an den zähen Algenstämmen fest und zerrt noch ganze Ästebündel quer darüber hinweg, daß es ganz verwickelt im elastischen Knäuel steckt. Auch das Ruder befestigt sie dort. Nachher springt sie heraus und strebt schwimmend dem Ufer zu. Inzwischen ist von ihrer Familie das Feuer gut angefacht worden und schnell wärmt sie sich durch.[423] Mögen die Wellen über Nacht noch so hoch sich auftürmen, dem leichten Kanu schaden sie nicht. Am Strande könnte es bei hochgehender Flut gegen Felsen ge-

[422] Despard (b): 697 sagt: „Much care is taken when a canoe is drawn up on the beach for a short time. A dray-way is made by first removing every stone, and then a deep layer of fresh and wet kelp is laid down, and the canoe carefully drawn up on this by a couple of hands."

[423] Auch Bridges (MM: III, 115; 1869) bespricht diese Art, das Kanu zu sichern.

schleudert oder auf dem Ufer hin- und hergeworfen werden, wobei sich die Nähte durchscheuern würden. Also bringt man es draußen unter den schwimmenden elastischen Algen, die Knäuel bilden, zuverlässig in Sicherheit."[624]

Bei diesem sehr häufigen Anlaß ist die Indianerin zum S c h w i m m e n gezwungen. Eine merkwürdige Tatsache ist es, daß allgemein nur Frauen und Mädchen schwimmen können. Darauf haben viele europäische Beobachter hingewiesen[625] und die Ausdauer beim Untertauchen gerühmt. Kurz betont Bridges (MM: III, 115; 1869): „Women invariably swim, and men never." Doch nur, wenn die Notwendigkeit drängt, gehen sie ins Wasser, nämlich beim Bedienen des Kanus, beim Suchen nach Seo-Igeln und beim Einholen eines Beutetieres. An den äußerst seltenen wirklich warmen Tagen baden einige Personen, um sich etwas Abkühlung zu verschaffen.[626] Wer aus dem Wasser steigt, eilt sofort zum Hüttenfeuer, um sich durchzuwärmen. Im Winter helfen sie sich überdies damit, daß sie, wie schon Fitz-Roy (a): 186 beobachtet hat, „rub their bodies all over with oil or grease and ochreous earth, to keep out the cold".[627] Immerhin behält Aspinall: 270 doch Recht, daß „Männer selten schwimmen können, die Frauen immer".[628] Fragte ich einen der vielen, die des Schwimmens unkundig waren, so erhielt ich zur Antwort: „Wir haben nicht nötig es zu lernen; denn die Frau bringt uns im Kanu zum Strande und holt uns dort wieder ab!"[629] Niemanden ist es unbekannt, daß dieser und jener Mann bei Unfall sich durch Schwimmen vielleicht hätte retten können, wie es manchen Frauen gelungen ist; trotzdem bemüht er sich nicht um diese Kunst.

Die Art, wie die Frauen sich im Wasser bewegen, gleicht unserem sogenannten Paddeln, oder, wie Martial: 193 übereinstimmend mit Fitz-Roy (a): 186 sich ausdrückt, „ressemble plus à celle du chien qu'à la nôtre". Die Mutter lernt ihre Tochter schon im jugendlichen Alter an. In einer Bucht mit seichtem Grunde fährt sie mit ihr vom Ufer weg, hockt sich in die Mitte des Kanus, hält ihre gestreckten Arme über die obere Kante hinaus und fordert

---

[624] Irrtümlicherweise hat Lout: 170 behauptet, das Kanu würde beim Landen zerlegt. Wer die Bauart dieses Fahrzeuges kennt, weiß, daß ein Zerlegen unmöglich ist.

[625] Beispielsweise Bridges (MM: XIII, 137; 1879), Despard (b): 697, Hyades (b): 12 und (q): 213, Lovisato (b): 130, Spegazzini (a): 171 u. a.

[626] Hyades (g): 38 betont: „Seltsamerweise können wohl die Frauen schwimmen, die Männer aber nicht. Die Frauen schwimmen meistens sehr gut, gehen aber nur dann ins Wasser, wenn sie müssen. Nur selten, bei relativ warmer Temperatur, hatten die Franzosen Gelegenheit, zu beobachten, daß die Feuerländerinnen auch zu ihrem Vergnügen ins Wasser sprangen und ohne einen bestimmten Zweck lustig darin herum spielten."

[627] Hierzu sagt Hyades (q): 214 ergänzend: „Nous avons vu nager jeunes femmes, dont une exécute de cinq mois et une autre en hésitation, par une journée de mai, la température de l'eau ne dépassant pas + 6°."

[628] Also übertreibt Fitz-Roy (a): 186 mit der Behauptung: „Men, women, and children are excellent swimmers," weil sie zu allgemein gehalten ist.

[629] Auf die gleiche Frage erhielt Hyades (q): 214 zur Antwort, „Jamais par un Fuégien inquiet: les femmes seules sont aptes à nager, à cause des soins qui les sustiennent aux Feux". Vgl. auch Hyades (h): 12. Diese Antwort bedarf einer Erklärung nicht.

das Mädchen auf, sich langgestreckt und mit dem Gesicht nach unten gewendet draufzulegen; plötzlich zieht sie ihre Arme zurück und ruft nur kurz: „Jetzt schwimm!" Das Mädchen muß sich nun selber helfen, bis es diese Kunst erlernt hat; außer einigen erklärenden Worten erhält es keine Anleitung. Zuweilen legt die Mutter dem Mädchen bei jenen Übungen noch einen flachen Stein auf den Rücken.

In ihrem gebrechlichen Fahrzeug fühlen sich die Eingeborenen völlig sicher. Warum auch nicht! Ihre genaue Beurteilung der Wetterlage läßt sie wissen, was sie wagen dürfen, und bei der Führung des Kanus zeigen sie große Geschicklichkeit. Früher hat es sich äußerst selten ereignet, daß ein Boot kenterte.[460] Wenn sich in neuerer Zeit solche Unglücksfälle wiederholt haben — ich selber war einmal Zeuge davon —, sind nachweislich der Mann oder die Frau, meist beide betrunken gewesen und haben sich trotzdem sogar nachts aufs Wasser gewagt.

Den Europäer erfaßt ein eigentümliches Gefühl beim Fahren, weil das Kanu außerordentlich leicht beweglich ist und im Wasser hoch steht. Die geringste Bewegung eines Insassen bringt es ins Schwanken und daraus erwächst dem Ungewohnten große Unsicherheit. Mehrmals (S. 453) bin ich in einem eigentlichen Rindenboote gefahren und wagte dabei nicht, mich zu rühren. Man befindet sich darin eben im labilen Gleichgewicht, weswegen man gegen jede Bewegung um so empfindlicher ist, je höher der Schwerpunkt des Fahrzeuges liegt und je weniger fest man sich aufstützen kann. Stirling hat im März 1864 seine Erfahrung geschildert: „A person accustomed to the firm seat of a boat is likely to feel a nervous sensation in these frail barks. The squatting position helps on the sensation a little" (VSA: XI, 238; 1864).

Weil die Bootsfahrten von unumgänglicher Notwendigkeit für das Wirtschaftsleben der Yamana sind und weil mit ihnen mehr oder weniger die Hälfte des Jahres ausgefüllt wird, erhellt daraus die wirksame Beteiligung der Frau. Das begründet Despard (b): 696 mit bestimmten Worten: „Women do the paddling; they also have entire charge of the canoe, when once made; it is to the Fireland woman what the house is to her civilized sister, her chief place of employment." In ihrem ganzen Tagewerke nimmt das Kanu sozusagen den Mittelpunkt ein und so gern sie sich zeitweilig in der Hütte aufhält, fühlt sie sich im Boote doch am wohlsten. Soll am Morgen die Weiterfahrt beginnen, hilft ihr die ganze Familie, es vom Lagerungsplatze ins Wasser zu schleifen. Wurde es draußen auf dem Kanal gesichert, muß sie dorthin schwimmen, mag die Flut noch so kalt sein. Sie steigt ein, löst die festen Algenstämme und rudert zum Strande. Hier werden alle Gerätschaften und Besitzgüter wieder aufgeladen und glimmende Holzkohlen zu einem matten Feuer in der Mitte hingelegt; sind alle Personen samt den Hunden einge-

[460] Diesbezüglich teilt Spears: 55 mit: „Both the Rev. Thomas Bridges and the Rev. John Lawrence told me that they never heard of a Yahgan being upset in his canoe until in these later years."

stiegen, führt die Indianerin ihr Fahrzeug dem vereinbarten Ziele entgegen. Durch viele Stunden vermag sie zu paddeln, ohne sich zu übermüden; denn nach Möglichkeit nützt sie die treibende Kraft der Wellen und Luftströmung aus. Das Rindenkanu ist außerordentlich leicht zu bewegen und die andauernde Beschäftigung damit wird gleichsam zum Spiel.“[421]

Unrecht wäre es, zu bestreiten, daß die Yamana kühne Seefahrer sind. Viel Mut und Geistesgegenwart gehört dazu, in der starken See und bei dem schnellen Wetterwechsel in ihrer sogar von europäischen Seeleuten gefürchteten Heimat, im schwankenden, leichten Rindenboote auszufahren.“[422] Trotzdem sind sie, wie Bridges (k): 233 versichert, bis zu den Islas de Ildefonso vorgedrungen. Diese kann man bei klarem Wetter vom Sene Año Nuevo aus deutlich erkennen. Daß sie die Falkland-Inseln nicht besucht haben, darf man ihnen mit Pickering: 19 nicht als Feigheit anrechnen; denn diese liegen weit außerhalb ihres Sehbereichs. Auf offener See bieten sich ihnen fast gar keine Jagdtiere; wozu also sich so weit hinauswagen? Nur wenn ein kranker oder toter Wal von den Wellen getrieben wird, entfernen sich viele Kanus sehr weit vom Ufer, falls leise Hoffnung besteht, an ihn heranzukommen. Nahe den außenliegenden Inseln und in den inneren Wasserarmen indes findet die Indianerfamilie alle höheren und niederen Tiere, die ihren Lebensunterhalt ausmachen; ihnen nachzugehen ist sie fast täglich gezwungen. Mit gutem Recht bezeichnet man deshalb die Yamana als echte Wassernomaden.

Bei aller Geschicklichkeit und Vorsicht blieb es nicht aus, daß vereinzelt einer Familie das Kanu in Verlust geriet. Das geschah dann, wenn sie auf einem niedrigen Eiland nach Eiern oder Kormoranen suchte, ohne vorher das Fahrzeug sicher bergen zu können. Meist blieb keine andere Wahl, als durch Rauchsignale fremde Leute herbeizurufen. Richtig sagte Hyades (g): 38 bereits: „Der Verlust ihrer Pirogue macht eine Feuerländerfamilie für den Augenblick völlig hilflos und wenn sie an einer einsamen Klippe Schiffbruch leiden und nicht zufällig von anderen bemerkt werden, kommen sie in Gefahr, Hungers zu sterben.“ Dergleichen seltene Unfälle schwächen aber das glänzende Zeugnis auf die Seetüchtigkeit der Indianerinnen um nichts ab.

3. Auf dem Lande

Man ist berechtigt zu sagen, des Feuerländers hauptsächliches Betätigungsfeld ist das Meer; denn auf dem Lande nimmt er hier oder dort nur vorübergehend kurzen Aufenthalt. Auf lange Dauer richtet er sich niemals

[421] Eine allgemeine Beobachtung hat Pallas (a): 1011 allein erwähnt: „Wenn man zu einer Spazierfahrt in einem Ruderboot einen Barschen einlud und ihm die Ruder gab, dann blieb er stundenlang dabei und war nicht zu ermüden, wie denn in allen Matrosenarbeiten die Feuerländer eine ungewöhnliche Geschicklichkeit zeigen und ihnen diese Beschäftigung gleichsam Unterhaltung gewährt.“

[422] Diese verwegenen Kanufahrer wurden von vielen Europäern angestaunt. Lovisato (b): 135 schrieb: „Con questi meschini schifi non temono quegli infoliti elementi in alto mare.“ Andere Urteile sind für die Yamana noch abenteuerlicher.

und nirgendwo ein. Bald nach der Landung baut der Mann, unterstützt von Frau und Kindern, eine einfache, lockere Hütte oder einen nur notdürftigen Schutz gegen das Unwetter und die Strenge der Nacht. Falls widrige Naturgewalten es nicht verhindern, zieht die Familie meist schon am nächsten oder übernächsten Tage wieder weiter. Das Verweilen auf dem Lande dient der körperlichen Ruhe und gewissen Handarbeiten. Nach der Tagesfahrt bedarf vor allem die Frau einer ausreichenden Rast, nicht minder auch der Mann, der beim Jagen zuweilen sehr stürmisch und regsam sich benimmt und der nachher erst die schwere Ermattung spürt. Vereinzelt müssen beide Gatten mit Aufgebot allen Könnens stundenlang Gegenwind und Gegenströmung überwinden, bis die Landung möglich wird; dabei verausgaben sie ihre ganze Kraft und benötigen zwei bis drei Tage, ehe sie sich wieder aufs Meer hinauswagen dürfen. Was der Mann an Gerätschaften braucht, verfertigt er auf dem Lande; indes ist er dabei nie an einen bestimmten Ort gebunden. Hier und dort arbeitet er am gleichen Stück eben so lange weiter, bis es fertiggestellt ist, müßte er es unvollendet auch zwanzigmal ein- und ausladen. Gleichfalls verrichtet die Frau alle ihr zustehenden Handarbeiten auf dem Lande und sucht die jeweilige Umgebung der Hütte nach Muscheln und Schnecken, nach Pilzen und Beeren ab.

Bei den unablässigen Kreuz- und Querfahrten folgt die Familie einem bestimmten Plane, den die Aussicht auf Erfolg bei der Nahrungssuche eingibt. Im allgemeinen ist sie zur Sommerszeit, obwohl ungünstiges Wetter häufiger ist, weit mehr unterwegs als im Winter (S. 24).[133] Ihr steht nämlich im Sommer eine größere Auswahl von Tieren zur Verfügung, die sie sich teils hier teils dort aneignet, während sie im Winter auf weniger Arten angewiesen ist. So nisten die Pinguine auf niedrigen, abgelegenen Eilanden, hingegen die Kormorane in Felswänden an der offenen See; Fische bevorzugen ruhige, seichte Buchten und Beeren gedeihen an sonnigen Plätzen; die Krabben sammeln sich auf einem sanft ansteigenden Meeresboden und die Robben drängen sich dicht um Felsenhöhlen. All diese Stellen kennt der Indianer und je nach der Jahreszeit versucht er auf der einen oder auf der anderen sein Glück. Die letzten Erfahrungen, unterstützt von seiner ausgezeichneten Ortskenntnis, macht er sich zunutze. Doch innerhalb einer gewissen kurzen Frist kehrt er zum gleichen Orte nicht wieder zurück, um den verscheuchten Tieren hinreichende Zeit zu lassen, sich zu beruhigen und zu sammeln; später kann er sie dort erfolgreich überraschen. Nicht selten landet der Jäger völlig ergebnislos an einer Stelle, wenn beispielsweise ebendort eine andere Familie ein oder zwei Tage vorher aufgetaucht war oder ungünstiges Wetter die Tiere vertrieben hat. An jene Orte, die ihn niemals enttäuschen, drängt es ihn immer wieder hin; sie werden ihm dann sozusagen zu Lieblingsplätzen.

[133] Ohne diese Begründung anzufügen, behauptet Bridges (VSA: XIII, 207; 1866) nur: „In winter they lead a comparatively settled life, and generally winter in their own proper country." Sie vermeiden also weitreichende Fahrten, die im Winter wenig ergiebig sind.

Auf dem Lande zeigen die Yamana einen wenig sicheren Gang, verglichen mit den benachbarten Selk'nam. Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß sie beim Jagen und Sammeln, beim Einfangen von Vögeln und beim Überfall auf Robben nicht höchst gewandt wären. Gemeint ist hier schlechthin die Art ihres Stehens und Gehens. Darin sind sie zweifelsohne ein wenig unbeholfen. Laufen und Springen fällt ihnen schwer, beim langsamen Gehen ermüden sie bald.[484] Trotzdem können sie sich manche Gänge nicht ersparen. Die Männer sammeln Stämmchen zum Hüttenbau und große Knüppel als Brennholz; zuweilen dringen sie tief in den Wald ein, um passende Rindenstücke für ein neues Kanu und Stangen für die Waffen zu suchen; bei einem Unfall oder bei Verlust des Kanus müssen sie weite Strekken zurücklegen; manche Vögel, Fischottern und Robben erreichen sie nur auf dem Lande. Tägliche Laufereien bleiben der Frau ebensowenig erspart. Im großen und ganzen sind unsere Yamana tagsüber viel auf den Beinen und gehen immer wieder noch einmal hierhin oder dorthin.[485] Zugestehen muß man, ihre Gangart ist leicht und schnell; sie sinken selbst im lockeren Boden kaum ein und hinterlassen im allgemeinen nur sehr schwache Fußspuren. „Par exemple, quand ils ont habité longtemps le même endroit, il n'est pas possible de découvrir, si on ne les a pas suivis, la mare où ils s'approvisionnaient vingt fois par jour d'eau à boire" (Hyades [q]: 213).

Den Feuerländern fehlen Schemel in der Hütte und Bänke im Kanu. Auf einen Gegenstand, etwa Stein oder Baum sich zu setzen, daß die Beine herabhängen, lieben sie nicht. Die bequemste Haltung beim Sitzen ist Hocken auf flachem Boden. Entweder ruht dabei das Gesäß auf dem Boden und die beiden Füße stehen mit den ganzen Sohlen platt auf, daß die Fersen an das Gesäß stoßen — wobei meist das eine im Knie gebeugte Bein sich nach auswärts neigt —; oder die beiden im Knie halbgeknickten, geschlossenen, seitwärts geneigten Beine werden dem Gesäß, das auf dem Boden ruht, eng vorgelagert, wobei das eine Bein mehr oder weniger auf dem anderen liegt; endlich kauert man derart, daß nur beide Sohlen platt auf dem Boden stehen und das Gesäß auf den Fersen ruht, ohne selber am Boden anzustoßen.[486] Bei einer jeden dieser Haltungen benötigt die Einzelperson nur wenig Raum, was um so günstiger ist, da auch eine kopfreiche Familie im kleinen Kanu unterkommen kann. Etwas unbestimmt hat sich Despard (b): 697 ausgedrückt: „In their huts, as well as canoes, the natives sit upon the heel, with the thigh pressing

[484] Darauf haben die anglikanischen Missionare wiederholt aufmerksam gemacht. Despard (b): 697 beispielsweise: „Firelanders travel very little on land; they can neither jump nor run well, and are soon tired with walking."

Daß sie bei längerem Laufen starkes Nasenbluten bekämen, wie die Reisenden der "Beagle" behauptet haben, ist nicht erwiesen und mir persönlich ganz unbekannt.

[485] Richtig behauptet Hyades (q): 213: „Contrairement à ce qui a été avancé par quelques auteurs, les Fuégiens marchent beaucoup et, pour le moindre prétexte, ils sont continuellement à aller et venir dans les environs de leurs huttes."

[486] Hyades (q) zeigt auf Tafel XVI, XVII und XVIII die unseren Feuerländern ganz eigene Art zu sitzen und auf dem flachen Erdboden zu hocken.

close up against the stomach and chest. Thus each individual, packed up in smallest compass, needs little space for his accommodation." Das gleiche drückt HYADES (q): 212 mit folgenden Worten aus: „Habituellement les Fuégiens ont la position accroupie, qui leur est imposée par leur genre de vie." Auf diese Weise, die Beine angezogen, schlafen sie auch. Das tun sie nicht allein, wie HYADES (q): 212 begründet, um wenig Raum einzunehmen, sondern m. E. hauptsächlich zum Schutz gegen zu starke Abkühlung; denn nur lose bedecken sie ihren Körper, dem sie die ganze strahlende Wärme des Hüttenfeuers zukommen lassen wollen. Während die Leute ganz auf dem Boden hocken, neigen sie den Oberkörper weniger oder mehr nach vorn; Frauen beugen sich zumal beim Angeln vom Kanu aus sehr weit nach unten. Niemand fühlt deswegen Beschwerden und ich sah nie, daß nachher jemand sich stehend mit starker Dehnung nach oben reckte. Ein Bedürfnis, aus dieser gebückten Haltung bald heraus zu kommen, macht sich bei ihnen nicht geltend.

Etwas unsicher benehmen sie sich beim Stehen; denn entweder schwankt dauernd ihr Oberkörper ganz wenig hin und her, oder sie bewegen sich sehr unauffällig von einem Beine auf das andere. Es ist, als ob sie nicht ganz stillehalten könnten. Mehr als einige Minuten halten sie freiwillig am gleichen Fleck überhaupt nicht aus. Muß es aber sein, suchen sie sich irgendwie zu beschäftigen; entweder spielen sie mit Steinen oder zupfen an ihren Gerätschaften oder zünden ein Feuer an, vor dem sie stundenlang sitzen können, ohne sich zu langweilen.[627] Im ganzen neigt sich der Oberkörper beim Stehen ein wenig nach vorn, die Füße sind nicht geschlossen, aber einwärts gekehrt und die Knie etwas eingeknickt; dabei fallen die Arme nicht genau an den Körperseiten herunter, sondern so, daß die Hände vorn auf die Oberschenkel zu liegen kommen. In aufrechter Stellung verweilen sie nicht länger als einige Minuten; falls sie wählen können, hocken sie sich bald wieder auf den Erdboden, weil sie dabei besser ausruhen.

Um einer gefährlichen Küste auszuweichen oder einen langen Umweg zu vermeiden, benützt man seit altersher Landübergänge. Am bekanntesten sind drei im Gebiet der Südwestgruppe, nämlich vom tiefsten Punkte der Bahía Tekenika geradlinig nach Süden,[628] sowie vom Westufer dieser Bucht südwestwärts in die Bahía Doce, ferner vom tief einschneidenden Canal Carfort zum Estero Ponsonby. Als die Missionsstation dort bestand, sind die beiden erstgenannten Verbindungswege viel benützt worden; zuweilen ließ man das Kanu an der Landungsstelle zurück und machte den Weg allein zu Fuß. Das gilt auch für die Landenge von der Caleta Awaiakir genau südlich zum nördlichsten Rande im Westen des Estero Ponsonby. Außerdem wurden mir als Überlandverbindungen die beiden engen Stellen auf der nördlichen Hälfte der Peninsula Rous und auch die schmalsten Landzusammenhänge inmitten

[627] DUCKWORTH (b): 697 bestätigt dies mit ausdrücklichen Worten.

[628] Dieser Übergang wurde viel benützt, weil die Leute es tunlichst vermeiden, das False Cabo de Hornos mit seiner starken Dünung zu umfahren. Auch hatte vorübergehend die in der Bahía Tekenika eingerichtete Missionsstation einige Anziehungskraft ausgeübt.

der großen Isla Londonderry genannt. Jedwede Familie war berechtigt, jene Fährten zu benützen. Diese waren eigentliche Knüppeldämme, über die man das Kanu mit geringem Kraftaufwand und ziemlich schnell schleifen konnte.

An wenigen Stellen ist es nötig, zu Fuß einen Bach zu durchqueren. Eigentliche Flüsse gibt es südlich vom Canal de Beagle nicht. Als Furt *tuwŏr-i* wählt man eine seichte Stelle im Bett, die von flachen, niedrigen Ufern begrenzt ist. Besondere Zeichen bringt man nicht an, sondern merkt sich diese Stelle gut. Selbstverständlich durchwatet man den Bach.“[619] Sollte aber das Wasser hoch stehen und stark strömen, verbindet man die Ufer mittels zweier Knüppel oder kurzer Stämme und überbrückt sie. BD: 78 bringt *ukilĝraxtéka*, to put logs or beams etc. across a stream to form a bridge. Doch macht man, wie ich erfahren habe, eine derartige unsichere Anlage nur ganz selten.

4. Umweltbedingtes Wanderleben

Eingangs wurde die Tatsache hervorgehoben, daß die Yamana zu einem Wanderleben durch ihre Umgebung bzw. durch die Bedingungen ihrer Heimat gezwungen sind. Auf diesen Zwang haben sie nicht rein mechanisch geantwortet, sondern mit ihren Geisteskräften eine Wirtschaftsform ausgestaltet, die als eine bestmögliche Anpassung an die Umwelt[620] erscheint. Sie zeigt im Gebiete der Yamana von einem Ende bis zum anderen ein völlig einheitliches Gepräge; denn überall herrschen die im wesentlichen gleichen Naturbedingungen und die Gesamtzahl der Bevölkerung ist niedrig.

Mit der dort allein möglichen, von den Feuerländern geschaffenen aneignenden Wirtschaftsform ist die Forderung nach einer außerordentlich leichten Beweglichkeit verbunden. An irgendeinem bestimmten Fleck bieten sich einer Einzelfamilie Jagdtiere und Nahrungsmittel eben nur für einen oder für wenige Tage; selbst wenn sie länger zu verweilen wünscht, treibt der quälende Hunger sie weiter. Schwere Belastung durch eine Fülle von Gerätschaften und Gebrauchsgegenständen, durch Waffen und Kleidungsstücke würde sich bald als unerträglich erweisen. Staunenswert ist es zu sehen, mit welch geringfügigem dinglichen Besitz unsere Eingeborenen auskommen; nicht im mindesten hemmt er sie in schneller, gelenkiger Beweglichkeit. Sogar das unentbehrliche Kanu besitzt ein derart niedriges Gewicht und läßt sich

[619] Auch Hyades (p): 237 schreibt, „on passe les ruisseaux à gué“.

[620] Am 18. September 1858 schrieb Darwin in sein Tagebuch: „The Fuegians in themselves cannot be other than they are“, und erklärt dies im einzelnen durch negative Beweisführung (VP: VI, 83; 1859). Bridges (h): 240 liefert die folgende Darstellung im positiven Sinne: „Los indígenas han desarrollado todas las cualidades más útiles para la vida que llevan: son cuanto son perfectas de su clase, y otro tanto puede decirse de todos sus utensilios e implementos. Con los materiales de que disponen no comprendo como podrían ser mejorados. Se adaptan perfectamente al suelo y clima del país en que se encuentran.“ Was Chapman: XXIII. unter dieser Rücksicht von den Selk'nam (Bd. I, 306) behauptet hat, gilt ohne Einschränkung auch für unsere Yamana: „Judged from the point of view of the Land they inhabit, they are perfect.“

spielend leicht auf dem Wasser führen, daß diese Vorzüge sich kaum steigern ließen. Gerätschaften und Waffen wiegen in der Hand dessen, der sie trägt, fast nichts; demnach kommt jeder auch auf dem Lande schnell vom Fleck. Obwohl man nach der Landung sich beim Aufrichten einer Hütte auf dem Ufer etwa eine halbe Stunde anstrengen muß, beim Weggehen läßt man das Gerüst stehen; denn es kann bei der nächsten Rückkehr wieder dienen. In allen Handgriffen sind unsere Indianer gewandt und schnell.

Gut paßt zu allem — und muß wohl als ein Ausfluß der engumgrenzten Einfachheit im ganzen äußeren Besitz betrachtet werden — ihre Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit. Jedermann hat sich in die knappen Lebensbedingungen und empfindlichen Einschränkungen, die eine karge, knauserige Natur für jene Gegend aufgestellt hat, so selbstverständlich eingewöhnt, als gäbe es anderswo gar nichts Besseres. Mit seinem Lose bleibt jeder zufrieden und niemand murrt gegen sein Schicksal. Gleichzeitig ist er sich seiner beherrschenden Überlegenheit über die blinden Naturkräfte vollauf bewußt und seine Siegesgewißheit treibt ihn unaufhörlich zu neuen Wagnissen oder schwierigeren Taten an. Sein geistiges Können und seine Gerätschaften genügen ihm vollauf. Deshalb hat er durch lange Jahrzehnte aus überlegender Verachtung mancherlei Dinge der Europäer zurückgewiesen und im satten Selbstgenügen säh an den althergebrachten Gerätschaften festgehalten. In verständnisvoller Würdigung all dessen hat sogar Bridges (k): 240 unsere erfahrenen, tüchtigen Feuerländer gegen ungünstige, weil voreilige Urteile einiger Beobachter in Schutz genommen und sie mit folgenden entschiedenen Worten verteidigt: „Los viajeros que los han visitado hicieron mal al condenarlos por su pobreza e ignorancia, de las que no eran culpables. La construcción de sus canoas, armas, implementos etc. y la labor de obtener su sustento del mar, la costa y los bosques, ocupan casi todo su tiempo." Als aber in neuester Zeit die fremden, von Europäern herangebrachten Gebrauchsgegenstände bei den Yamana schließlich doch Eingang fanden, lockerte sich der harmonievolle, enggeschlossene Zusammenhalt der gesamten Wirtschaftsform dieses Indianerstammes und bereitete seine völlige Auflösung vor.

Ob den Feuerländern aus der Übernahme einer in letzter Zeit nicht unbeträchtlichen Menge von europäischen Lebensgütern äußere und innerliche, geistige Bereicherung erwachsen ist? Ich stelle das in Abrede. Im gleichen Sinne hat schon Georg Forster (b): 252 vom Paso Christmas aus Mitte Dezember 1774 diese Frage beantwortet: „Die Wilden, welche die Südspitze unseres Erdbodens bewohnen, haben wir als elend, ausgeartet und verfallen geschildert. So schien es uns, so mußte es einem jeden Europäer erscheinen, der einen besseren Zustand kannte und gewohnt war. In ihren eigenen Augen sind sie so unglücklich nicht. Ihre Lebensart ist ihnen zur anderen Natur geworden, sie geben ihr vor allen den Vorzug und keiner von ihnen würde unsern milden Himmelsstrich ihrem kalten Klima vorziehen; seine Hütte ist ihm lieber, als ein bequemes europäisches Wohnhaus; sein Robbenfell dünkt ihm zierlicher als Seidenstoffe und gestickte Kleider; ein

wohlschmeckendes Gericht aus unserer Küche, ersetzt ihm keineswegs das lieblichere Aumet seines Robbenfleisches." Um unnötige Wiederholungen zu vermeiden, verweise ich auf meine reichlichen Ausführungen über die langewährende Wirksamkeit der anglikanischen Missionare unter den Yamana an mehreren Stellen ihres Heimatgebietes seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts (S. 288) und über den vielgestaltigen Einfluß des gesamten Europäertums auf diese an Kopfzahl schon empfindlich verminderten Eingeborenen seit einigen Jahrzehnten (S. 333, 348).

Unsere Indianer hängen mit allen Fasern ihrer Seele an dem althergebrachten, langgewohnten Nomadenleben; daran nur zeitweilig gehindert zu sein, ist ihnen unerträglich. Trotz mancher Vergünstigungen, die der Aufenthalt bei den Missionaren einem jeden geboten hat, wie Hyades (j): 166 berichtet, „il retourne avec délices à sa pirogue, à sa vie indépendante, errante, sans préoccupation et sans souci". Für die Yamana gibt es eben — davon kann sich jeder außenstehende Beobachter selber ausreichend überzeugen —, keine andere dort mögliche Daseinsweise, an diese sind sie von frühester Jugend an gewöhnt, zu dieser zwingt sie die dort gegebene Umwelt, in der sie nun einmal unentrinnbar stehen. Das Sorgen um den alltäglichen Lebensunterhalt und um die notwendigen Rohstoffe für ihre Gerätschaften treibt sie ruhelos von einer Stelle zur andern. Diese mächtige Triebkraft drängt zum gleichen Ziele und mit gleicher Stärke bei unsern Yamana wie bei den benachbarten Selk'nam; daher auch die vielen grundsätzlichen Übereinstimmungen in der Eigenart der Wirtschaftsform bei den beiden genannten Stämmen, denen unter dieser Rücksicht die Halakwulup gleichzustellen sind. Alle genauen Beobachter sind einig in dem Urteil, daß, wie Lothrop (b): 116 sich kurz ausdrückt, „like the Ona, the Yahgan had to move freely and frequently in search of sustenance". Der Selbsterhaltungstrieb ist es, der die einen wie die andern zu ruhelosen Wanderern macht, der sie immer wieder von neuem und unbarmherzig auf die Beine stellt, nachdem sie sich eine kurze Rast von kaum wenigen Tagen gegönnt haben. Trotz dieser engen Abhängigkeit von der äußeren Natur sind unsere Feuerländer doch keineswegs deren Sklaven geworden und ihr Kampf ums Dasein ist durchaus nicht das entwürdigende Ringen, in dem beispielsweise unübersehbare Schichten des sogenannten zivilisierten Europa eben gegenwärtig stehen.

Auch ein Blick auf das Wirtschaften der Yamana zeigt: Der Mensch geht mit seinen überragenden geistigen Fähigkeiten und mit seinen körperlichen Kräften die Natur auf jedem Fleckchen Erde, das ihm überlassen wird, entschlossen an; dort gestaltet er sich eine bestimmte Wirtschaftsform, die früher oder später als harmonievolles Zusammenwirken von Mensch und Natur jedem genauen Beobachter vor Augen tritt. Tatsächlich besitzt jede Wirtschaftsform eines langeingesessenen Naturvolkes ihre bodenständige und umweltbedingte Eigenheit mit ausgeprägter Sonderbildung. Eine jede besteht demnach für sich und unterscheidet sich, trotz scheinbar äußerlicher Übereinstimmung mit einer unter anderegearteten Bedingungen entstandenen

Wirtschaftsform, von dieser mehr oder weniger nach ihrem inneren Aufbau und zumindest nach ihrer vielseitigen Zweckstrebigkeit. Damit soll der geschichtlich erwiesene Zusammenhang der Grundlinien gewisser Wirtschaftstypen keineswegs geleugnet werden; denn letztere bestehen tatsächlich und um sie ranken sich die jeweiligen örtlich bedingten Sonderbildungen. Im Gesamtbilde des allgemeinen Kulturgeschehens innerhalb der Menschheit gebührt der äußeren Lebensführung unserer Yamana ein besonderer, ja bevorzugter Platz; denn sie hat sich, weil gegen fremde Einflüsse durch natürliche Grenzen sozusagen undurchdringlich von der Umwelt abgesperrt, aus weit zurückliegenden ersten Anfängen bis zu der europäischen Einmischung erhalten.

[627]

DRITTER TEIL

Gesellschaftsordnung und Stammesbrauch

Die äußere Lebensform der Yamana ist die der aneignenden Sammelwirtschaft in enger Abhängigkeit von den gegebenen Naturbedingungen. Wie die Umwelt bestimmend und richtunggebend auf das gesamte Wirtschaften einwirkt, so entscheidet diese Wirtschaftsform sehr nachdrücklich über die besondere Gesellschaftsordnung. Letztere wieder beruht auf der Selbständigkeit jeder Einzelfamilie mit ihren besonderen Befugnissen und gesellschaftlichen Leistungen. „Die Art des Nahrungserwerbes, welche bei einer sozialen Gruppe herrscht, die Form ihrer Produktion, die nicht etwa willkürlich gewählt, sondern durch die besonderen Lebensbedingungen bestimmt wird, formt unmittelbar oder mittelbar alle übrigen Anschauungen und Handlungen der Gesellschaft. Wenn man weiß, was ein Volk ißt, so weiß man auch, was es ist" (Gmoser: 25). Diese bei anderen Naturvölkern nachweisbare Abhängigkeit der gesellschaftlichen Ordnung von der Wirtschaftsform besteht ganz eindeutig auch bei den Feuerländern, im besonderen bei unseren Yamana.

Die unabänderliche Pflicht eines nomadisierenden Volkes zum ruhelosen Sammeln schließt eine mehrschichtige Gliederung der Gesamtheit aus. Ihr einziger tragender Grundpfeiler ist die Einzelfamilie. In Form der monogamen Einehe erscheint eben sie als das alleinige, eng umgrenzte, deutlich bestimmte gesellschaftliche Gebilde. Nicht nur ist sie mit starken Sicherungen umgeben, auch schon von vornherein, sobald eine Ehe sich anbahnt, müssen Bedingungen erfüllt werden, die ihren Dauerbestand und ihr naturgegebenes Wirken gewährleisten. Damit sind an erster Stelle jene Bestimmungen und Gebräuche gemeint, die für den Ehebeschluß gelten. Die hohe Bedeutung der Frau im Wirtschaftsbetriebe sichert ihr in der Familie eine dem Manne gleichberechtigte Stellung. Jedweder Einzelfamilie obliegt es als strenge gesellschaftliche Pflicht, abgesehen von der rein naturhaften Forderung, die eigenen Kinder nach den geltenden Grundsätzen und für die fortstrebenden sozialen Ziele zu erziehen. Darüber hinaus bietet die Stammes- bzw. Gruppengemeinschaft, als Fortsetzung und Ergänzung der Familienerziehung, den jungen Leuten zur Zeit ihrer körperlichen Reife noch eine Gemeinschaftserziehung in der Jugendweihe. Mancher gute Grund spricht dafür, die gesamte Feier-

Lebhaft bereits in diesem Abschnitt abzuschließen, obgleich der Bestand aus dem Reiche der religiösen Vorstellungen hergeleitet wird. So augenfällig ähnlich, wie in der Jugendweihe, tritt somit eingangs bei den Tamana der primitive Staat in die Erscheinung und er bestätigt sich dabei, in Ausübung eigener Rechte, über die engen Rechtsgrenzen der Familie hinaus.

Mehrere Einzelfamilien sind naturhaft durch Bande des Blutes, jedoch nur locker, miteinander verknüpft und die gegenseitigen Verpflichtungen, die daraus erwachsen, sind allgemeinmenschlicher Art. Als Verbände größerer Fassung sind fünf Distriktgruppen nachgewiesen worden, die allerdings als Einteilung nach gesellschaftlichen Grundsätzen nicht gelten können (S. 199). Überdies fehlt jedwede Rangordnung nach Geburt und Stand. Klassenunterschiede, die anderswo auf Fertigkeiten oder Besitztum beruhen, gibt es ebensowenig. Eine Zusammenfassung endlich der ganzen Stammesgemeinschaft unter einem einzigen Oberhaupte als Häuptling oder Richter, Priester oder Zauberer ist bei unseren Indianern nicht erfolgt.

Wohl bestehen uralte Stammesgewohnheiten mit rechtsähnlicher Verbindlichkeit, sowie eindeutige Grundsätze über Besitzgüter und Eigentum; daß sie treu befolgt werden, darüber wacht die Allgemeinheit. Sie beobachtet und bestraft auch die Pflege der allbekannten Stammestugenden. Verbrechen gegen den gemeinsamen Bestand der Familie oder gegen die Verwandtschaftgruppen werden in kleineren oder größeren Kämpfen eingetragen. Obwohl eine besondere gesellschaftliche Gliederung nicht durchgeführt ist und eine die Gesamtheit beherrschende Autoritätsperson nicht aufgestellt wird, betätigt sich dennoch deutlich und verpflichtend eine alle Stammesmitglieder umfassende Macht, der Staat ähnlich, so schwach er auch in seinen ersten Anfängen noch dasteht und ausgeprägt erscheint.

Die gesamte Gesellschaftsordnung, als Inbegriff der sittlichen bzw. familialen Einrichtungen und der Lebensäußerungen des Stammes bzw. der Gemeinschaft erweist sich in all ihren Teilen als naturhaft natürlich und sie rückt deshalb auch in eine durchaus freundliche, angenehme Beleuchtung.

A. Freite und Ehe

Die Einzelfamilie, der tragende Grundpfeiler der gesamten Gesellschaftsordnung, erscheint in der Art, wie sie entstande kommt und weiterbesteht, nach festen, unwandelbaren Grundsätzen geregelt. Als Gewohnheiten erhalten sie sich im Wissen und Gewissen der Allgemeinheit lebendig, die jedem Stammesmitgliede bekannt gemacht werden und die ihm mehr oder weniger vertraut sind. Weil Brauch und Gewohnheit in Auswirkung ihrer Verpflichtung als das oberste Gesetz gelten, haben davon auch Jahrhunderte nichts abgebröckelt, und was bis in die Neuzeit herein sich in Geltung erhalten hat, ist mit Fug und Recht als uraltes Stammesbesitz zu betrachten.

Die Einzelfamilie, aus Eltern und Kindern zusammengesetzt, ist grund-

sittlich selbständig und ein festgeschlossener Verband. Was ihn begründet, ist die gegenseitige Zuneigung der beiden Liebenden und der Wunsch zur lebenslänglichen Vereinigung; was ihn zusammenhält, ist die sich steigernde seelische Verknüpfung beider Gatten miteinander; was ihm Lebensfähigkeit sichert, ist die Gemeinschaft des Besitzes und der Arbeit, des Nahrungserwerbes und Verbrauches; was ihn über sich selber hinauswachsen läßt, ist die selbstverständliche Aufgabe der Eltern, einige Kinder zu zeugen und durch sie den Weiterbestand des Stammes zu sichern.

Obwohl diese lebenswichtigen Gewohnheiten der Familienerziehung in jahrhundertelanger Gleichförmigkeit angedauert haben, wirkten seit einigen Jahrzehnten *fremde Einflüsse* mit solch nachdrücklicher Schwere darauf ein, daß jenes feste Gefüge schließlich gelockert wurde. In letzter Zeit haben sich sogar Zustände herausgebildet, die nicht einmal mehr als naturhaft gelten können und die in ihren Auswirkungen auf die ehelichen Verhältnisse ein arges Zerrbild von der ursprünglichen Ehe*form* geschaffen haben. Ebensowenig, wie diese bedauerlichen Abänderungen, spiegeln falsche und unzulängliche Beobachtungen der meisten Reisenden seit Mitte des vorigen Jahrhunderts die grundsätzliche Einrichtung der bei den Yamana geltenden Familienordnung wieder.[1]

Auch ich habe meine Beobachtungen zu einer Zeit begonnen, in der das Ursprüngliche wegen des verheerenden Einflusses des Europäertums hier und dort bereits Abwandlungen zeigte. Somit durfte sich die Forschung nicht allein auf die unmittelbare Beobachtung stützen, sondern war auf Fragen und Erkundigungen weitgehend angewiesen. Zum Glück traf ich damals einige ältere Männer und Frauen an, die alle Gesetze und Gewohnheiten, nach denen in früherer Zeit das Ehe- und Familienleben aufgebaut war, noch in frischem Gedächtnis trugen; sie selber hatten sich fast ganz der Tätigkeit der Missionare und dem Einfluß des Europäertums streng abwehrend entzogen. Mochten auch diese Forschungsbedingungen weniger günstig sein, sie verhalfen zumindest zu einem sicheren Erfassen der ehemals alleingültigen Grundsätze für die Einrichtung der Ehe und den Verlauf des Familienlebens.

Überprüft man demgegenüber die Urteile und Behauptungen der Reisenden aus früherer Zeit, so tritt mit erschreckender Deutlichkeit zutage, wie gering ihr Wahrheitsgehalt oft ist und wie verwegen sie gewissenlos in Umlauf gesetzt worden sind. Meine Forscherarbeit wurde damit nicht nur erschwerend belastet, sondern erwies sich zeitweilig auch als höchst undankbar. Doch ge-

[1] Wie aus meiner Zeit überliefert worden ist, entbehrt der erforderlichen Vollständigkeit und Genauigkeit. Als Beispiel, das durch weit mangelhaftere ersetzt werden könnte, genüge, was Pyre-Ree (a): 182 über das Erwerben einer Braut niedergeschrieben hat: „As soon as a youth is able to maintain a wife, by his exertions in fishing or bird-catching, he chooses the consent of her relations, and does some piece of work for her parents. Having built or stolen a canoe for himself, he watches for an opportunity, and carries off his bride. If she is unwilling, she hides herself in the woods until her admirer is heartily tired of looking for her, and gives up the pursuit; but this seldom happens." Nun habe man aus den folgenden Zeilen dagegen, wie tatsächlich eine Ehe abgeschlossen wird.

nächst so wie nur Gewißheit, daß das endgültige Ergebnis, wie es in den folgenden Sätzen vorliegt, fehlerfrei und sehr ausführlich dargestellt worden ist.

Seitdem ich mich im Jahre 1933 von den Yanomam für immer verabschiedet habe, ist die Mehrzahl jener diversen Personen, die als unverzichtbare Gewährsmänner mir bei meinen Forschungen geholfen hatten, in eine bessere Welt hinübergegangen.[1] Heute ist es unmöglich, durch Befragen die unverfälschten Einzelheiten von absolut sicher und vollständig zu bestimmen,[2] weil die wenigsten Überlebenden den Stamm davon wieder genügend Kenntnis besitzen noch darin aufgewachsen sind. Zweifelsohne war es auch für mich bereits die letzte Stunde, in der die Forschung, sollte sie erfolgreich vollzogen und den gesamten früheren Tatbestand sichern, eingesetzt hat.

a. *Brautwerbung und Heirat*

Bei einem Volke, das sich, wie unsere Yanomam, in Einzelfamilien auflöst und von denen eine jede unabhängig von anderen sich dem Nahrungserwerb widmet, erstreckt sich die Anerkennung zweier liebender Herzen und ihr Zusammenschluß in der Heirat den Augen eines Beobachters, der sich nur kurze Zeit dort aufhält,[3] denn weder die Werbung noch die Hochzeit vollzieht man mit auffälligen Feierlichkeiten. Gewisse Gebräuche werden bei jenen Anlässen dennoch eingehalten. Diese sind derart konsequent ausgeprägt, daß daran allein, wenn man jede schriftliche Mitteilung ausschaltet, die eheliche Vereinigung zweier junger Stammesmitglieder von der übrigen Nachbarschaft erkannt wird. Ebenso wie jene beiden Ereignisse sich nach bestimmten einfachen Regeln abwickeln, gibt es auch feststehende Gewohnheiten, die für den eigentlichen Ehevertrag gelten und die gewisse Sekundäre als wirkliche Ehehindernisse aufrichten. Regellos oder formlos kommt bei den Yanomam niemals eine Ehe zustande, obwohl bei der Gattenwahl grundsätzlich verhältnismäßig weitgehende Freiheit herrscht.

Unsere Eingeborenen wünschen von sich aus, daß es auch die Europäer lernen, wie sehr bei ihnen die verantwortungsvolle Entschließung zum Ehebund als ein Ereignis gewertet wird; denn für die Stammesgemeinschaft ist es bedeutungsvoll. Eben deshalb wird es sozialethisch den nächsten Stammesgenossen erkennbar gemacht. *Auf meiner dritten Reise hörte*[4] wie die Leute gern den Vorgang einer Hochzeitsfeier genießt, leider verwehrte sich der Plan zum Ehebund jener beiden jungen Eingeborenen, die sich damals eine Zeitlang zugewiesen waren. Mir ist nicht bekannt, daß die Missionare vielleicht eingewendet, ein Europäer das beschriebene Zeremoniell bei einer Liebesver-

[1] Etwa ein Jahr nach mir hat Lowrie (b) 141 sich bemüht, die früheren Verwandtschaftsbeziehungen dieser Eingeborenen festzustellen. Er bekennt: „It is difficult to gather these words, because much time has passed since many of them were used."

[2] Aus den bisher vorliegenden Berichten über Werbung und Gattenwahl kann Gusinde bis zu dem vorläufigen Urteil, daß „ihnen nur so Kind fassen".

klärung und Rechtsschutz mit eigenem Augen beobachten kann, verstehen haben wir viele gemeinsame Interessen darüber für Urteil abgegeben. Die einzelnen gegenwärtigen Meinungen hier zu erwähnen verbietet sich selbst, die wirklich beachtenswerten Gründe bei der Wahrung und Hüter gegen so beachtenswerten ist wichtiger und unser selbstverständlicher Rücksichten von besonderer Bedeutung.

1. Das heiratsfähige Alter

Das Frauenzimmer kommt an sie in dem Sinn, die Lebensjahre einer Person zu zählen. Demnach sinken sie keine bestimmte Altersgrenze nach Jahren, von der an Jugendliche sich verheiraten dürfen. Als mannbildliche **Reife** gelten sie die Tatsachen an der Jugendreife voraus. Wenigen, weil damit allein die gewisse Alter gegeben ist, vielmehr, weil in jener langsamen Vorbereitung der junge Mensch im Naturgegenwerk geschult und in seinem Verhalten gegen andere unterrichtet, also zu einem guten und brauchbaren Menschen erzogen wird. Voraus will er gleichsam die Befähigung zu einer geordneten, selbständigen Lebensführung und zum erfolgreichen wirtschaftlichen Arbeiten bereitgen haben, ehe die Allgemeinheit sich mit seiner Verheiratung einverstanden erklärt. Das weitere Bereden wird so nicht umgangen werden sein, auch ein zweites Mal der Jugendreifen als eigentlichen Prüfungs- beizubehalten zu nehmen; denn erst dadurch erhielten sie das Recht, an der Ehegemeinschaft teilzunehmen. Als eine ähnliche Bedingung war die zweiten Eintritte der Mädchen in die öffentliche Versammlung nicht gebräuchlich.

Selbstverständlich haben sich bei jenen Mädchen, die vor Jugendreife verpflichtet werden, kurz vorher die Zeichen der körperlichen Reife eingestellt. Letzteres ist demnach immer vorhanden, wenn es mit der Verheiratung ernst wird.* Nachdrücklich fordern man jedoch für beide Geschlechter eine **geistige Reife**, was sich schon daraus ableitet, daß die Bekämpfungen der öffentlichen verwirklicht vorausgegangen sein müssen. Eindringliche durch bei einer Unterweisung in den gegenseitigen Pflichten der beiden Gatten. Antworten sagte sie einmal: „Erst muß jeder wissen, was er arbeiten und wie er sich verhalten soll, ehe er sich verheiraten darf!" Dabei denken sie, wie er geeignet, an die tägliche Arbeitsteilung und an die in einer gleichberechtigten Stellung eines jeden Ehepartners im Familienverbande.

Die dabei sind die heiratsfähigen, jungen Menschen über den Geschlechtsakt hinreichend **aufgeklärt**, um zu wissen, daß er ein Hauptzweck der Ehe ist, Kinder zu zeugen. Niemals wächsen die Erwachsenen im Familienhaus mit der sogenannten geschlechtlichen Aufklärung der Jugend dem vom Körper

---

* Bergen (S. 272 bei Lindenberg) daß „vom Alter da 12 × 12 war, von welcher ungeworden, auch bei schwerer gar an Folgen gut reichen Ehegatten, geschieht als daß von gesunden Kindern". Diese Ehefähigkeit konnten sinken gegen den allgemeingültigen Grundsatz Übereinstimmung in diesem verschieden, wenn solchen Bedingungen jenen Alter des Mädchen in sich genommen hat, so ist vielleicht die Schwester oder Mutter schwer Frau gewesen. Von gesetzgeberischen Wollen war wirklichen Reform ist auch bei den Frauen gemachten die andere Weg

jeweils verschiedene Entwicklungsgrade vorgestellen. In mehr dieser unterscheidet sich der körperlichen Reife selbst, um so deutlicher und bestimmter werden die Eltern und nächsten Verwandten darauf hin, daß der Vereinigung beider Geschlechter das Kind entstammt. Über die Begattung selber wird, wie ich erfahre, ausdrücklich nicht gesprochen. Statt dessen erhält das Mädchen zu passlich seiner ersten Menstruation eingehende Belehrung darüber, wie der Umgang zu pflegen und zu bekennen ist. Desgleichen werden die Burschen im Alljahr angehalten, der spätesten Gattin kurz vor und nach der Mannbarkeit alle erforderliche Belehrung angedeihen zu lassen. Eine bestimmtere Wortlaut konnte ich nicht erfahren. Jeder junge Frauenzimmer erlernt die Bedeutung der Geschlechtsakten selber nicht in unmittelbarer Belehrung, sondern aus der Beobachtung der Tiere und aus dem Vergleich seines Körpers mit dem des anderen Geschlechtes. Dann erhält die sehr mangelhafte Körperbeschaffenheit und das enge Zusammenleben. Von Anfang an merkt man im Geschlechtsakt nicht eigentlich den Genuß, „das ist man später, nachdem man das einige Male vollzogen hat", gewinnt die alte Jenin. Als ein weiterer Grund ist der zu nennen, daß sich in den Jahren vor der körperlichen Reife bis zur Verheiratung die beiden Geschlechter, sogar die eigenen Geschwister, einander fremdlich nahen, wodurch die Begierlichkeit eingeschränkt wird.

Indem Alle sich nicht trauen, daß die Mädchen auch der Männer und die Burschen auch der Jungfrauschaft absichtlich, absichtlich unwillkürlich, auf alle Vorgänge und Vorgeschichtungen im Ehestand **vorbereitet** werden. Es scheint geschieht dies durch viele Hinweise und wiederholte Ermahnungen. Man sagt Jenen: „Wenn du verheiratet sein wirst, darfst du nicht mehr so unbesonnt herumschlafen! — Später mußt du Fleisch für deinen Mann und für deine Kinder jederzeit vorrätig haben. — Zeige dich deiner Gattin immer wohlgefällig, denn sie schweigt die Kinder. — Laufe nicht mit deinem Manne, wenn Heft er in eine andere Hütte und du mußt in deiner Hütte allein schlafen; schließlich wird er die andere, wenn er mehrere Nächte in der Hütte einer anderen Familie schläft!" Diese Worte vernahm ich Cuerna. Bei derglichen Anlässungen mußte sich wahrscheinlich die ganze innere Verfassung des jungen Menschen auf den heiligen Beginn seines neuen Lebens in ehelichem Verhältnisse ein, er denkt lebendiger darüber nach und findet endlich selber die mehr oder weniger richtige, aber unentbehrliche Erklärung für manche physiologische Erscheinungen, die er an seinem eigenen Körper wahrnimmt.

Unvermerklich zeigen sich selbstverständlich die Beziehungen von der noch nicht erwachsenen Jugendung seines leiblichen und seelischen Seins zu einer leidenschaftlichen **Sehnsucht** nach dem Ehepartner. „Wenn die jungen Leute aus dem Alljahr entlassen sind, haben sie es nicht mehr lange aus, ehelos zu leben. Manche verheiraten sich so sehr aufgeregt und werden so nervös, je länger sie auf eine Ehelichkeit warten müssen", bemerkte Jemand. „Wenn und wann gibt es ein Mädchen, das sich anfänglich ganz unbändig gebärdet und sich gänzlich einem heftigen Burschen in die Arme wirft, weil es nicht mehr länger allein leben mag, so sehnt sich nach einem Gatten und

noch Kinder?" Mary sagte mir dies in Erinnerung an eine ihrer Freundinnen, die klagte sie sei.' Dieses Dilemma der Geschlechter existierte seit Urzeit.

Seit drei Jahrzehnten herrscht eine unerträgliche Gleichgewichtsstörung in der indianischen Bevölkerung, insofern für die heiratsfähigen Burschen die erforderliche Anzahl von Mädchen nicht vorhanden ist. Als ich auf meiner zweiten Reise in Porto Esmeraldo von den Yamana wieder Abschied nahm, schloß sich mir Hemmerson Lothe Ellis auch dem Rio Canoeros im Nordosten der Isla Grande an. Seine Mutter war eine Selk'nam. Er heiratete, bei diesem Stamme eine Lebensmöglichkeit zu finden und gestand mir dies schamhaft ein, weil er wirtschaftlichen Motive, daraus schämte ich unvermeidlich sein heißes Verlangen. Wirklich blieb er im Lager am Rio del Fuego zurück, wo er auf zwei Mädchen seine Augen warf, die anscheinend seine Absichten verständnisvoll erwiderten. Seine gläubigen Ansichten wollte ich ihm nicht ausreden und so sah ich von dort allein weiter.'

Bei verschiedenen Gelegenheiten sagten mir einige überlegende Alte: „Wie schwer ist gegenwärtig die Lage für unseren Burschen, weil es an passenden Mädchen nur Eine gibt!" Vielgeübten Mitleid für die ungestillte Sehnsucht und für eine verzehrende, aber unerfüllbare Verlangen kam in diesen Worten zum Ausdruck. Wirklich, im Herzen des heiratsfähigen Frauenhabens wogt und stürmt es gewaltig, bis er das gefühlte Wesen ganz besitzt!

Will man eine nach Zahlen bestimmte Altersgrenze aufstellen, ist man nicht nur auf Vermutungen angewiesen. Wie die Missionare und einige gut unterrichtete Indianer angeben, heiraten die Burschen durchgängig im Alter von sechzehn bis neunzehn Jahren, ein Schwächling etwas später. Man verlangt nämlich — und die nächsten Verwandten reden in diesem Sinne auf ihn ein —, daß er außer der erforderlichen Urteilskraft auch eine genügende körperliche Festigkeit aufweist, damit er im Lebenswerk voll und ganz seinen Mann stelle. Bei Mädchen wartet man, bis die eigentliche Reife längst erwiesen sein, bis eine ausbildende Körperfülle und eine gewisse Formgebung vorliegt ist, die als notwendige Voraussetzung für die Mutterschaft gilt; wenigstens entscheidet darüber die Gestaltung der Brust, als sichtbare eine Verheißung der Hülfen, die auch der Monarche einmal gläubig erwartet. Einmal hörte ich: „So lange ein Mädchen noch so schlank und zart ist, darf es sich nicht einem Manne hingeben; denn ihr Kind würde schwach und kränklich zur Welt kommen!" Die Mutter selbst ist es, die ihre Tochter so lange in der Familienhütte zurückhält, bis diese nach ihrem eigenen Urteile und dem der Nachbarinnen die körperliche Kraft zu einer erfolgreichen ersten Mutterschaft erreicht hat. Meist gilt dies für das fünfzehnte und sechzehnte Lebensjahr, vereinzelte starke Mädchen heiraten ein Jahr früher.[1]

---

[1] Wahrscheinlich spricht Bove (s. 137 Anmerk) nur, wenn er sagt: „Die Yahgans nach dem Manne fällt sich bei [den Frauen] früh einen Mann und der Eingriff der Mission in diese Verhältnisse wird als die größte Tyrannei der Civilisation angesehen."

[2] Vgl. bei Cunow (s. 134) die weiteren Einzelheiten.

[3] Demgegenüber bei Bove (s. 138 und (s. 147 die Behauptung einiger gegen-

Wie diese Angaben beweisen, schließen sich Burschen und Mädchen erst dann zur Ehe zusammen, wenn sich die Bedingungen für ein ungestörtes Wirtschaftsleben einerseits und für eine gesunde Mutterschaft anderseits erfüllt haben. Damit wird nicht ausgeschlossen, daß zuweilen eine Liebelei zweier Jugendlicher schon viel zeitiger einsetzt und daß beide sich miteinander vergnügen, so oft sich ihnen Gelegenheit bietet, bis schließlich ihrer Heirat sich keiner der Erwachsenen aus sachlichen Gründen länger in den Weg stellt.

2. Werben der Heiratsfähigen

Entgegen ungenauen und falschen Berichten aus der Feder einiger Europäer sei hier nachdrücklich die Freiheit bei der Gattenwahl betont. Erst in neuester Zeit ist, wie soeben erwähnt, eine Verschiebung des *Gleichgewichtes* in der Vertretersahl der beiden Geschlechter eingerissen. Nach der allgemein gehaltenen Redewendung mehrerer Feuerländer, die ich befragte, hat es ehedem genau so viele Burschen als Mädchen im heiratsfähigen Alter gegeben.[3] Dies vorausgeschickt, erscheinen für die vorhergehenden Jahrhunderte alle Bedingungen zu einer ungehinderten, freien Werbung der jugendlichen Verliebten erfüllt.

Aus der naturhaften Schüchternheit und Zurückhaltung, die dem weiblichen Bevölkerungsteile im Feuerlande mehr als anderswo anhaftet, erklärt sich die Tatsache, daß der Bursche den ersten Werbungsversuch beim Mädchen macht, dieses hingegen damit wohl nie beginnt. Meistens kennen sich beide seit *früher Jugend* oder aus den späteren Kinderjahren. Einzelne Familien der gleichen Dialektgruppe treffen sich ja gelegentlich, verweilen wenige Tage beieinander, haben sich gern und begrüßen jede neue zufällige Zusammenkunft; nicht selten reisen sie tagelang gemeinsam. Das sind die Gelegenheiten, bei denen die Kinder aus dieser und jener Familie sich gegenseitig nähern, trotz der durch die Erwachsenen streng überwachten Scheidung der Geschlechter; dabei lernen sie sich lieben und mit den ansteigenden Lebensjahren wird die oft lange währende Trennung bis zur nächsten Zusam-

„Die Heiraten der Feuerländer werden im allgemeinen früh geschlossen; mit 12 bis 13 Jahren schon machen die Mädchen Jagd auf einen Mann, doch erst mit 17 oder 18 Jahren werden sie Mutter; die Männer heiraten zwischen 14 und 16 Jahren." Wörtlich wiederholt diese Wahrnehmung 40. Noch tiefer sind diese Zahlen bei Lovisato (b): 150. Hyades (q): 377 nennt bei Mädchen das dreizehnte Lebensjahr. Nach Bridges (l): 21 „girls were given in marriage from 14 years onward". Nachweislich ist Hyades (f): 573 sich nicht gleich geblieben, wenn er an anderer Stelle angibt: „Le mariage s'accomplit assez tard, vers 18 ou 20 ans pour les filles, 25 ans pour les garçons en moyenne."

[3] Ausdrücklich betont Bridges (k): 260, daß „el número de varones y mujeres es casi igual". Heutzutage wird es sich nicht mehr bestimmen lassen, ob die Zahl der Männer oder die der Frauen ein wenig überwog; die beobachteten Andeutungen, die ich erhielt, sprechen zu Gunsten der letzteren. Im Juni 1924, als Bridges eine genaue Volkszählung durchführte und auch die Missen Summerhayes die Kopfzahl der Südgruppe bestimmte, hatten bereits verheerende Krankheiten das Gleichgewicht gestört; das muß man beim Vergleich der damals gewonnenen Zahlen berücksichtigen. Vgl. Martial: 215.

menkunft immer schwerer empfunden. Beim Spiele harmloser Kinder drängt sich mehr und mehr der Wunsch in den Vordergrund, öfter und länger beieinander zu sein, bis schließlich unbewußt es dem Buben und dem Mädchen selbstverständlich wird, für immer sich gegenseitig anzugehören und von anderen sich restlos abzusperren. MARY sagte: „Wenn die Kinder noch klein sind, spielt dieser Bub gern mit jenem Mädchen, zwei andere und wieder zwei andere tun das Gleiche für sich. Merkwürdig, was sie, je länger je stärker, aneinander kettet. Aber so kommt es, daß sie im Reifealter sehnsüchtig auf einen Tag warten, um wieder aufeinander zulaufen zu können. Schließlich heiraten sie sich, denn schon seit langem haben sie sich lieb!"

Freilich verkehrt jedwede Familie, obgleich selten, auch mit einer aus *der anderen Dialektgruppe, doch kaum erwächst daraus eine engere* Annäherung der Kinder von hier und dort. Dazu aber drängt förmlich das wiederholte Zusammentreffen zweier Familien aus dem gleichen engeren Heimatgebiete.

Im Reifealter betont das Verlangen nach häufigem Beisammensein den Herzschlag jener beiden, die sich seit Kinderjahren zueinander hingezogen fühlen. „Das ist die Zeit, in der sie immer beieinander sein wollen; sind sie voneinander getrennt, fühlt sich keiner von ihnen wohl. Das ist die Zeit, in der sie sich wirklich lieben, ohne das auszusprechen. Aber jeder der beiden fühlt es trotzdem, daß er vom andern geliebt wird; deshalb drängt es ihn so sehr zum andern hin. Nur beieinander zu sein, genügt ihnen vollauf; mehr wollen sie nicht, als für sich sein. Kaum sagt einer dem anderen ein Wort. Sie schauen sich zwar öfters an, aber beieinander zu sein, das macht sie ganz zufrieden. Eng lehnen sie sich aneinander, wenn sie auf dem Boden sitzen oder liegen. Manchmal halten sie sich zeitweilig umarmt, öfters läßt der eine Teil seine flache Hand über den Kopf und den Körper des andern gleiten. So verbringen sie Stunden, bis sie sich wieder trennen müssen." NELLY, der ich diese Worte verdanke, erklärte mir unumwunden, daß kaum je einer der beiden sich währenddessen unschickliche Berührungen erlauben würde.

Der Aufmerksamkeit erwachsener Verwandten des Burschen sowohl wie des Mädchens entgehen die häufigen Zusammenkünfte jenes Pärchens nicht. Ist ihrem Urteil gemäß daraus eine eheliche Verbindung bald zu erwarten, stellen sie sich mit Verweisen oder Verboten nicht hindernd in den Weg. „Je öfter sich jene zusammenfinden und je länger sie beisammen sind, um so glücklicher werden sie miteinander leben, wenn sie eine eigene Hütte [als Verheiratete] bewohnen!" So lautete eine Erklärung NELLY's. Für welche Dauer die Liebeleien gestattet werden, hängt im Einzelfalle von verschiedenartigen Umständen ab; keine bestimmte Regel leitet die erwachsenen Beobachter. In jener Zeit aber läßt der eine oder der andere Nachbar doch Bemerkungen fallen, aus denen der Bursche sowohl wie das Mädchen entnehmen sollen, daß ihr geheimes Treiben nicht ganz verborgen blieb. Beispielsweise sagt jenem ein naher Verwandter: „Dir gefällt die X. [er nennt des Mädchens Namen] wohl sehr, weil du dich so oft mit ihr im Walde triffst!" Ihr sagt man: „Ein fleißiger und starker Bursche ist es, den du dir erwählt hast; nun

wird er dich wohl bald heiraten!" Weder er noch sie sprechen mit Erwachsenen ausdrücklich über ihre Liebelei und heimlichen Zusammenkünfte.

Zuverlässigen Andeutungen muß ich entnehmen, daß sich die beiden Verliebten gegenseitig kaum je eine förmliche Liebeserklärung abgeben. Das Verhalten des einen zum anderen ist an sich eindeutig und besagt reichlich genug; der unausgesprochene Wunsch, immer beisammen zu sein, beinhaltet den Entschluß zur Ehe. Letzteren gibt der Bursche unumwunden im Kreise seiner Altersgenossen kund, wo er auch die Vorzüge seiner Auserwählten hervorhebt. Durch dergleichen Unterhaltungen werden die eigenen Verwandten und die seiner Braut mit seinen Absichten noch sicherer vertraut gemacht; ungezwungen entwickelt sich ein Allgemeingespräch und nicht selten wird der Bursche unvermittelt vor die Frage gestellt, wann seine Hochzeit stattfinde. Sowohl gegenüber der eigenen Mutter und ihren Verwandten als auch im Kreise ihrer Freundinnen hält das verliebte Mädchen mit dem, was sie stark im Herzen bewegt, auffallend zurück. Jene sind es, die ihr zeitweilig doch die Zunge lösen und sie zum Reden drängen, müßte sie selber auch noch so widerwillig gegen ihre eigene Schüchternheit ankämpfen.

Hat das Gerede der Leute über das Liebesverhältnis jenes Paares eine Zeitlang angedauert, regen sich wie unbewußt die Hände der nächsten Verwandten zur Vorbereitung der Hochzeit. Von keiner Seite her erfließt dazu ein eigentlicher Auftrag. Der Entschluß zur Heirat wird den Eltern kaum je bestimmt mitgeteilt, die einmal früher eingeleitete und erwiderte Zuneigung hat so geradlinig zur Verbeiratung hingedrängt, daß gefühlsmäßig die nächste Umgebung an äußerem Beiwerk das Wenige schafft, was alles Gewohnheitsgesetz fordert. Dem verliebten Paare kommt das in jedem Falle erwünscht.

Genau läßt sich der Zeitraum, da die Liebelei oder das Werben anhält, wie eben angedeutet, nicht bestimmen, beginnt doch die erste Zuneigung nicht selten bereits in frühen Kinderjahren. Man sagte mir auch, daß nicht selten junge Leute, die sich plötzlich gegenübertraten und in deren beider Herzen die Liebe sofort Feuer fing, innerhalb weniger Tage sich zur Heirat entschlossen haben. Alejandro, der schon in jungen Jahren verwitwete, warb bereits nach vier Monaten um Elisa, die, erst seit einigen Tagen aus dem čiſpaus entlassen, vorher auf einen anderen Burschen ihre Augen geworfen hatte. An ihm und an seiner Auserwählten konnte ich bequem beobachten, wie verliebte Jugendliche bei den Yamana den Weg zum Ehebunde vorbereiten; allerdings fehlte in seinem Verhalten manches Ursprüngliche, war er doch Witwer und durch den Verkehr mit Europäern zu einem betonten Modegeck geworden. Man könnte sagen, um in etwa eine Formel aufzustellen: Sobald ein gewisser, individuell mehr oder weniger hoher Grad gegenseitiger Liebe und Ergebenheit erreicht ist,* setzen die Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier ein, ohne daß hierfür von irgendwelcher Seite ein aus-

* Hyades (d): 269 begnügt sich mit der knappen Fassung: „Le mariage est fondé généralement sur une affection réciproque." Mit diesen Worten wird zumindest die Freiheit bei der Gattenwahl auf beiden Seiten bestimmt zugegeben.

drücklicher Auftrag erfließt. Damit ist das Ziel der Werbung erreicht, obgleich es vom ersten Beginnen der Zuneigung an weder bestimmt erkannt noch erstrebt wird. BD: 623 führt das Wort *wúndna:* freien, einem den Hof machen.

3. Das Gattenideal

Keine einzige Abhandlung europäischer Reisender deutet an, daß den verliebten jungen Feuerländern bei der Wahl des Lebensgefährten eine Idealgestalt vorschwebt, die ihr Wünschen schafft und ihre Schwärmerei verklärt. Nicht jedwedem Partner wirft sich das heiratslustige Wesen in die Arme, die Freiheit bei der Gattenwahl zeigt deutlich an, daß jedermann überlegend und berechnend sich für diese oder für jene Person entscheidet. Darin kommt überdies zum Ausdruck, daß alle Liebessehnsucht sich in gewissen R i c h t l i n i e n bewegt, an deren Ende das liebliche Traumgebilde des idealen Ehepartners steht. Dieses Bild zeichnen eindeutig bereits gewisse Hinweise in den Belehrungen während der Jugendweihe, wird doch nachdrücklich jedem Burschen und jedem Mädchen all das, was sie an persönlichen Vorzügen und gesellschaftlichen Tugenden im Eheleben aufweisen müssen, genannt und anempfohlen. Wer sich die hierfür geltenden Einzelworte zusammenstellt, erlangt ein Vollbild des idealen Gatten und der idealen Gattin nach den Begriffen der Yamana. Hinzuzufügen wären noch die Wünsche nach gewissen körperlichen Vorzügen, die der andere Partner hegt; bei den meisten Verliebten stehen diese im Vordergrunde, weniger die guten charakterlichen Anlagen.

Zunächst die Frage, wie das Mädchen sich d e n B u r s c h e n in ihren Träumen ausmalt. Gesund und kräftig, ebenmäßig gebaut und angenehm geformt muß er sein. Verstümmelungen, die ihn verunzieren, seien es Brandwundenverheilungen oder andere Narben und Verletzungen, die, wie Gliedmaßenbrüche, eine freie Bewegung hindern, machen einen jungen Mann wenig oder gar nicht begehrenswert.[10] Fettleibige und plumpe Gestalten Jugendlicher gab es früher anscheinend nicht. Hingegen hat eine geradgewachsene und aufrechte, gelenkige und geschmeidige Erscheinung die besten Aussichten.

Im ganzen Äußeren muß sich überdies deutlich Mut und Kraftbewußtsein, Unternehmungslust und Lebensfreude ausprägen. Wer eine Arbeit frisch angreift und spielend leicht zu Ende bringt, wer gutgelaunt sich auf die Jagd begibt und mit Beute regelmäßig heimkehrt, wer in und vor der eigenen Hütte sich immer wieder zu beschäftigen weiß, wer überall frisch und regsam zupackt, der wird von jedermann geschätzt. In alledem äußert sich ein reges, lebhaftes Temperament, das der phlegmatischen Schwerfälligkeit bei weitem vorgezogen wird; denn letzteres wirkt im engen Familienkreise um so drükkender, je seltener der Verkehr mit anderen Leuten möglich ist. Einem gewalttätigen und streitsüchtigen, einem mürrischen und empfindsamen Burschen

[10] Hiermit stimmt Bove (e): 158 überein: „Ein Krüppel, ein Einschläfriger kann getrost das Gelübde der Cölibate ablegen und die Frauen sehen einen solchen wie ein unreines Wesen, wie einen Paria der Gesellschaft an." Bei Wilkinson: 41 liest man die gleichen Worte.

geht man aus dem Wege; aber dem schließt man sich begeistert an, der freimütig auftritt und ungezwungen mit jedermann verkehrt, der die Gesellschaft erheitert und jedem einzelnen sich zwanglos anschmiegt und gefällig zeigt.

Bei der Fülle alles dessen denkt das Mädchen weniger an bestimmte Charaktereigenschaften, die ihr Geliebter haben soll. Als selbstverständlich erscheint ihr unbewußt seine Treue und seine ganze Hingabe an ihre Person; ferner erwartet sie, daß er ein guter Mensch sei, frei von Roheiten im Benehmen, frei von ungebändigten Zornesausbrüchen und Anlagen zu Gewalttätigkeiten, ohne indes Tapferkeit, Mannesstolz und Wagemut auszuschließen. Jeden Vorzug, den die Verliebte an ihrem Auserwählten beobachtet, begrüßt sie mit stiller Genugtuung oder mit leichtem Lächeln; zuweilen sollt sie einen bescheidenen Beifall, der eben hinreicht, leise auch die Aufmerksamkeit ihrer Freundinnen zu wecken.

In ähnlicher Steigerung der persönlichen Wünsche und Erwartungen schwebt dem jungen Burschen ein Idealbild seiner Lebensgefährtin vor. Auch das Mädchen seiner Wahl muß schön gebaut sein und angenehme äußere Formen besitzen.[11] Ein kleines, glattes Gesicht, ruhige, klare Augen, ein zierlicher Mund mit dünnen Lippen und eine sanfte, weiche Stimme berücken sein Herz. Der Körper soll weder mager noch plump sein; das sogenannte Vollschlank erfreut ihn am meisten. Bei aller Lebhaftigkeit darf ihren Bewegungen die Anmut — fast möchte man von Vornehmheit sprechen — und eine gewisse ruhige Würde nicht fehlen.

Ein stilles, schweigsames Wesen, dem innere Teilnahme und lebhaftes Mitfühlen nicht abgeht, wird außerordentlich geschätzt; widerwärtig wirkt lautes Zanken, mürrische Verdrießlichkeit und reizbare Empfindlichkeit. Reinlichkeit am Körper und in allem dinglichen Besitz, Ordnungsliebe für die Hütte und die eigenen Sachen, unermüdlicher Drang zu andauerndem Beschäftigtsein und unauffällige Geräuschlosigkeit beim ganzen Tagewerk, Anhänglichkeit an die eigenen Eltern und glückliche Veranlagung im Umgange mit kleinen Kindern sind Vorzüge, die sogar von älteren Frauen gepriesen und den heiratsfähigen Mädchen immer wieder empfohlen werden.

Gute Aussicht, von anderen umworben zu werden, haben lebhafte, frische Mädchen; denn sie selber sind es, die sich gern necken lassen, die bewußt einem Kreise von jungen Burschen sich bemerkbar machen und die auf ihr lautes Kichern eine verständnisvolle Antwort erwarten. Sie bringen Leben in das junge Volk und fordern mit gutem Geschick zu Liebeleien und Scherzen in jedwedem Kreise ganz ungezwungen heraus.

Das, was wir das Musterbild eines schönen und vollkommenen Gatten nennen, besitzen unsere Yamana also auch. Freilich stellen es im stürmischen Wünschen und Verlangen jugendlicher Verliebter fast ausschließlich rein äußere Eigenschaften zusammen; über innere Ausrüstung und cha-

[11] Für die Entscheidungen eines jeden der beiden Verliebten gilt nach Bergmann's (2): 165 Auffassung eine „natural selection; porque rara vez un joven escoje una mujer que sea fea o defectuosa, como una mujer nunca se liga a un mozo mal formado o imperfecto".

rakterliche Anlagen sieht die blinde Liebe und tolle Schwärmerei meist hinweg.[12] Sogar ein SPEGAZZINI (a): 165 gibt zu, „que los hombres más fuertes y más hermosos sean los que tienen más mujeres y las más bellas. Al fijarme si el tipo de lo bello era el mismo que entre nosotros, he notado que las mujeres y los hombres, que me parecían lindos no sólo atraían las miradas de los seres del otro sexo, sino muchas veces alguno, indicándome el sujeto con un relámpago en los ojos, me decía: *Ué-ganna* (qué hombré!) *Ué-quipa* (qué mujer!)." Manche Besucher schildern die schöne, auch dem Europäerauge angenehme Gestalt einzelner jugendlicher Feuerländer, sogar einige Prachtstücke von Mensch gab es unter ihnen. Daß diese, in der Phantasie heiratslustiger junger Leute noch idealisiert, am meisten zum Lebensbunde in der Ehe begehrt werden, ist zu natürlich, um eigens begründet werden zu müssen. Wer aber selber körperlich nur mittelmäßig ausgezeichnet ist, gibt sich mit einem ebenbürtigen Partner zufrieden. Trotzdem spielt das Glück und der Zufall einem weniger schönen Burschen zuweilen eine ungewöhnlich reizende Mädchengestalt und liebenswürdiges Ding zu sofortiger Heirat in die Arme.[13]

4. Freiheit bei der Gattenwahl

Auch solche Reisenden und Missionäre, die im allgemeinen zuverlässig sind, machen über die Wahlfreiheit der Mädchen vor der Heirat unklare Angaben und diese muten bisweilen wie offener Widerspruch an. Der unbeeinflußte Selbstentscheid der heiratslustigen jungen Leute ist zwar Regel und Gewohnheit, trotzdem verstoßen dagegen einige alte Leute, nämlich die Eltern des Mädchens, in seltenen Ausnahmefällen durch ihr selbstsüchtiges und rücksichtsloses Vorgehen. Jedoch darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß die verschiedenen Behauptungen der Reisenden teilweise aus der Luft gegriffen sind und fast ausnahmslos auf ungenügenden Beobachtungen beruhen. Man kann sogar bei BRIDGES eine Wandlung des eigenen Urteiles über eheliche Verhältnisse verfolgen, insofern er in späteren Schriften unleugbar dem widerspricht, was er in den ersten Jahren seines Zusammenseins mit Feuerländern ausgegeben hatte. Offensichtlich wäre von vornherein jedwede Art der Werbung heiratslustiger Jugendlicher wertlos, wenn letztere sich bedingungslos der eigenmächtigen Entscheidung anderer Personen fügen müßten. Bevor der wirkliche Sachverhalt bei dieser wichtigen Einrichtung dargelegt wird, wiederhole ich die abweichenden Meinungen einiger Europäer der letzten Jahrzehnte; die leichtfertigen Behauptungen früherer Seefahrer verdienen aus einleuchtenden Gründen keine Beachtung.

[12] An dieser Stelle bereits möchte ich die grundfalsche Behauptung SPEGAZZINI's (a): 165 zurückweisen, daß bei diesen Feuerländern „el amor entendido en el sentido elevado de nuestra sociedad no existe"!

[13] In längerer Aussprache mit FRED und NELLY LAWRENCE habe ich die anderswo nur schwer erreichbaren Einzelheiten, aus denen diese Darstellung zusammengesetzt ist, gewonnen; später kam ich auch mit anderen Gewährspersonen darauf zu sprechen.

Gar nicht selten wird von einer regelrechten Kaufehe gesprochen, etwa wie Hyades (q): 334 dies tut: „La femme n'est pas, en général, consultée, on l'achète ordinairement à ses parents."[14] Ausführlicher spricht Bove (o): 157 sich darüber aus: „Das Verhältnis zwischen den Ehegatten kann eher als ein Handelsvertrag aufgefaßt werden. Zwischen den verschiedenen Bewerbern um die Tochter wählt der Vater den stärksten, den geschicktesten, den, welcher gegen seine Wünsche am nachgiebigsten ist, und mit diesem verhandelt er über die Zahl der Felle, welche der Schwiegersohn ihm geben und die Anzahl der Tage, die er für ihn arbeiten muß. Erst wenn der Vertrag abgeschlossen ist, teilt man ihn der Braut mit, und was auch ihre eigenen Gefühle sein mögen, sie hütet sich wohl, etwas davon zu verraten, und ob sie einverstanden ist oder nicht, wird sie in die Hütte des Bräutigams geführt." Hierzu sei wenigstens kurz erwähnt, daß in den meisten Fällen die beiden jungen Herzen sich lange, bevor es ihren beiderseitigen Eltern zum Bewußtsein kommt, zusammengefunden haben und sich von ihrem Entschluß durch Einflüsse von außen kaum je abbringen lassen. Sogar Barbas (e): 333 behauptet einmal, die Braut würde verschachert: „Die Weiber wurden zur Heirat gegeben, in vielen Fällen auch nach einer gewissen Regel verkauft. Die Bezahlung geschah in Arbeit oder Geschenken von Fellen etc. Die beanspruchte Leistung stand im Verhältnis zur Bedeutung der Parteien. War der Schwiegersohn stark und die Verwandtschaft des Weibes schwach, so gab er wenig oder nichts, und viel, wenn es sich umgekehrt verhielt. Die einzige Regel war die Convenienz oder die Übereinstimmung der Interessen."[15] Wer die gesellschaftliche Ordnung der Yamana kennt, wird die zuletzt geschilderten Zustände unmöglich damit vereinbaren. Auch in Outes (g): 54 liest man: „Compran a las mujeres mediante regalos ... Si el regalo no es suficiente, el padre vuelve a los pocos meses y se lleva a la mujer, vendiéndola a otro. Si el marido está descontento con su mujer, puede devolverla al padre, el cual debe restituir el precio de la compra. En ese caso, mientras viva el padre, le pertenece nuevamente y la puede volver a vender." Bestünden wirklich solche Verhältnisse, käme ein ruhiges, gesichertes Familienleben nur in verschwindend wenigen Hütten zustande.[16] Das leuchtet von selber ein und bedarf keiner Begründung.

---

[14] Einen wirklichen Verkauf des Mädchens erwähnt Hyades (q): 378 an anderer Stelle nicht mehr: „La jeune fille n'est pas consultée pour le choix d'un mari: les parents la donnent à celui qui leur convient, et qui est toujours le plus fort ou le plus redouté parmi les prétendants."

[15] Abweichend hiervon hatte Barbas (a): 201 früher geschrieben: „Sometimes the father of a girl is in great difficulty through several men expecting him to give him his daughter. He, of course, gives her to him of whom he is most afraid; this, of course makes the others his enemies." Mit dieser Darlegung läßt sich das, was er kurz vorher (ib. S. 184) behauptet hat, nicht restlos in Einklang bringen. Und drei Jahre später braucht er wieder eine andere Wendung: „Sons-in-law are expected, either by gifts or work, to purchase their wives" (1916: 111, 117; 1869). Also ein Widerspruch nach dem andern.

[16] Ähnliche Äußerungen liegen z. B. von Wheelwright: 49 vor. Aus allem schließt der sonst wenig vertrauliche Bridges: 69 nicht zu Unrecht: „Marriage was a matter of purchase

In Wirklichkeit haben die heiratsfähigen Burschen und Mädchen durchgehends ihre unbehinderte **Wahlfreiheit**, abgesehen von den wenigen Ehehindernissen, über die der Onkel bzw. die Tante besonders wachen müssen. Auch ist es schlechtweg undenkbar, daß ein Mädchen zur ehelichen Verbindung mit einem ihr abgeneigten Burschen gezwungen würde; denn es finde gegen einen wirklichen Zwang bei seinen eigenen Verwandten genügend Schutz. Jedem Erwachsenen ist es bekannt und geläufig, daß eine Frau, der ihr Gatte nicht mehr zusagt — sie hat sich ihm früher aus freier Liebeswahl angeschlossen —, sich wieder trennt und sich durch kein Mittel an ihn ketten läßt. Gewiß, zuweilen weisen weibliche Verwandte das Mädchen auf einen bestimmten Burschen hin, der zu ihm, nach ihrem Urteil, gut passen würde; doch wagen sie nicht zu drängen,

Was von ungenau unterrichteten Europäern als "Bezahlung" für die Braut ausgegeben wird, sind eigentliche und freiwillige **Geschenke**, die der Bräutigam bzw. Schwiegersohn aus Höflichkeit und Dankbarkeit, aus Freude und Genugtuung dem Vater seiner Auserwählten überläßt. Dieser Brauch gehört in den Kreis der Verpflichtungen des Schwiegersohnes gegenüber seinem Schwiegervater. Naheliegend ist es, daß ersterer die besonderen Wünsche des letzteren auf Umwegen zu erfahren sich bemüht und sie tunlichst berücksichtigt; von einer bestimmten Preisordnung und Wertstufung dieser freien Geschenke zu sprechen, ist durchaus falsch. Vornehmere, reichere oder tüchtigere Familien, die für ihr Kind bei der Verehelichung besondere Forderungen stellen könnten, gibt es bei den Yamana nicht; die persönliche Tüchtigkeit oder die individuellen Vorzüge eines Heiratslustigen werden mit dinglichen Werten ebensowenig aufgewogen. Freilich, wenn ein Bursche sich außerordentlich um das erwählte Mädchen bemüht und es nachher doch erhält, weil es selber sich ihm überläßt, ist er ganz in der Verfassung, dessen Eltern reichlichst zu beschenken.

Weil dieser Brauch nun einmal besteht, erwartet selbstverständlich der Vater des Mädchens etwas von seinem angehenden Schwiegersohne.[1] Das sind, nach Ourse (g): 54, entweder Messer, Harpunenspitzen und fertige Waffen, oder Felle und Feuersteine, vielleicht sogar ein neues Kanu. Weder der Schwiegersohn noch der Schwiegervater betrachten solche Dinge als einen eigentlichen Kaufpreis, von dem die Übergabe des heiratsfähigen Mädchens abhängig gemacht würde; denn niemals ist davon die Rede, wenn der Bursche beim Vater seiner Geliebten nachfragen läßt.

Ausdrücklich wurde mir versichert, daß zuweilen weder bei der Werbung

---

and sale; wives were sold, sometimes, by husbands, and daughters were invariably sold by fathers." So ist ein ungenauer Bericht mit dem andern verkettet.

[1] Insoweit ist Stirling's Behauptung vom März 1864 berechtigt: „The father of the future bride expects ransom-money. On this occasion, an axe, a blanket, a knife, some fishhooks, beads etc., form part of the price. Sometimes the future son-in-law serves for a period, I believe, the father of the betrothed, or presents a canoe, etc" (VBA: XI, 229;1864). Ein Handelsvertrag, wie Spegazzini (a): 165 ihn schildert, kommt niemals zustande.

noch bei der Hochzeit den Eltern des Mädchens besondere Geschenke übergeben worden sind und mancher bringt nicht mehr als einen großen Seelöwen heran. Nachdem Alejandro die langumworbene Elisa erobert hatte (S. 636), überreichte er nicht die geringste Kleinigkeit deren Eltern. Adelheid, ihre Mutter, sagte mir, über dieses Verhalten ihres jetzigen Schwiegersohnes etwas enttäuscht: „Alejandro ist ein Geck, er spielt sich als Europäer auf und kennt nicht, was früher bei uns Yamana schicklich war." Wie könnten endlich geringfügige Kleinigkeiten mit einem Mädchen, das sich einem Gatten überlassen will, in Vergleich gebracht werden!"[10]

Ebensowenig ist es richtig, jene unansehnlichen Besitzgüter der jungen Frau, mit denen sie zu ihrem Manne kommt, als M i t g i f t zu bezeichnen. Gewisse Dinge, wie Kleidung und Schmucksachen gehören eben untrennbar zu ihr, ob sie verheiratet ist oder nicht, und dieses ihr Privateigentum wird um nichts vermehrt, wenn sie die elterliche Hütte verläßt und zum erwählten Bräutigam geht. Zwar schreibt Bove (e): 158: „Ein Canoe und eine Harpune sind die Mitgift der Braut." Diese Deutung aber ist sinnlos. Denn ein Kanu, ohne das ein junges Ehepaar nicht sein kann, ist meist vom Gatten selber oder mit seiner Hilfe vom eigenen Vater oder von Nachbarn gebaut worden, möglicherweise hat sich dabei auch der Vater der Braut beteiligt; die Harpune gehört zu den Gebrauchsgegenständen eines Mannes und wird weder von einer Frau verwertet, noch von ihr an einen Mann abgegeben.

Ohne daß bestimmte Beispiele oder beobachtete Vorkommnisse angeführt werden, sprechen einige Stellen sogar von einer R a u b e h e. Schon Despard (b): 698 hat behauptet: „Sometimes wives are stolen, sometimes they run away. When recovered, after either case, they are beaten, the supposition being, it seems, that in the former case they themselves encouraged the theft." Die beigegebene Einschränkung besagt viel und kommt gleich zur Verwertung. Kurz äußert sich Hyades (p): 334, daß „on observe quelquefois le mariage par capture."[11] Die Lebensart und die Stellung eines heiratsfähigen Mädchens innerhalb ihrer Familie widerlegt restlos alle falschen Behauptungen; denn es ist einfachhin unmöglich, eine Frauensperson gewaltsam zu verschleppen. Wohl ist richtig, daß zuweilen eine verheiratete Frau, die von ihrem Gatten sich heimlich trennen will, sich der Hilfe eines vertrauten Mannes bedient, um zu entfliehen. Ihr freier Entschluß jedoch ist es, wenn sie diesen Ausweg wählt, nämlich die Flucht unter dem Schutze eines anderen Mannes. Außerdem kommt es vor, daß eine verheiratete Frau sich überreden läßt und ihrem

[10] Die folgende Behauptung in Outes (g): 55 läßt deutlich die Unmöglichkeit der von ihm geschilderten Zustände erkennen: „Si el regalo no es suficiente, el padre vuelve a los pocos meses y se lleva a la mujer, vendiéndola a otro. Si el marido está descontento con su mujer, puede devolverla al padre, el cual debe restituir el precio de la compra." Auf ähnliche Ungereimtheiten stößt man bei anderen Europäern, die den Lauf der Dinge im Feuerlande nie richtig kennengelernt haben.

[11] Schwerlich dürfte die Hinweis Schmidts[e] den Vorgang einer Raubehe beobachtet haben. Der gleiche Hyades (b): 1346 drückt sich an anderer Stelle unbestimmter aus, nämlich, daß „il y a quelquefois mariage par capture".

Verführer für wenige Tage folgt; nachher kehrt sie zu ihrem rechtmäßigen Gatten zurück. Beide Vorfälle haben nichts mit Raubehe gemein. BD: 227 bringt *kwisägunt'ükū*, to take by force another man's wife and marry her as a wife; ferner BD: 303 *mandgulū*, to escape as a wife from her husband by stealth. Der richtige Sinn ist auch hier, daß ein rechtmäßiger Ehegatte dadurch vergewaltigt wird, daß seine Frau sich einem ihr ergebenen Nebenbuhler anvertraut, der sie wegholt und in seiner Hütte als Gattin behält.

Einmal drückt sich HYADES (q): 378 so aus, als ob das Mädchen von ihrem Vater verschenkt würde. „La jeune fille n'est pas consultée pour le choix d'un mari: les parents la donnent à celui qui leur convient, et qui est toujours le plus fort ou le plus redouté parmi les prétendants." Diese leere Behauptung verkennt ganz und gar, daß die Eltern um das fernere Wohl ihres Kindes sehr besorgt sind und sich nach dem Verhalten des Gatten erkundigen, abgesehen davon, daß es sie natürlicherweise schmerzt, ihre Tochter an den erwählten Mann verlieren zu müssen. Endlich reimt sich ein Verfügen über sie, ohne ihren Willen erfragt zu haben, nicht mit dem ihr zustehenden und dem von ihr zuweilen ausgeübten Rechte, dem unverträglichen, rohen Gatten davonzulaufen, um in der Hütte ihrer Eltern wieder Schutz zu suchen.

Aus dem, was zur Berichtigung falscher Mitteilungen kurz angegeben wurde, ist der wirkliche Sachverhalt eindeutig ersichtlich.[*] Das heiratsfähige Mädchen wird weder verschenkt, noch verkauft, noch geraubt; ihm bleibt die völlig uneingeschränkte Wahlfreiheit, sich für den Burschen, der ihrer Herzensneigung zusagt, zu entscheiden. Auf dieser grundsätzlichen Freiheit beruht das Werben. Deshalb sehen die alten Leute bei Jugendlichen im heiratsfähigen Alter zeitweilig von der sonst geltenden Trennung der Geschlechter ab; denn „das ist die Zeit, in der sich ein Bursche und ein Mädchen kennenlernen, in der sie fühlen, ob sie zeitlebens [in der Ehe] miteinander auskommen werden". So sagte MARY.

In den Unterweisungen anläßlich der ersten Menstruation und in gelegentlichen Gesprächen wiederholen ältere Frauen dem Mädchen in verschiedenen Wendungen: „Überlasse dich nicht dem erstbesten Burschen, der dir schmeichelt, sondern wähle dir jenen aus, der dir wirklich gefällt. Erst tut jeder Bursche wer weiß wie schön; später, wenn er dich geheiratet hat, tritt zutage, daß er roh oder faul oder unverträglich ist; darunter hast du dann zu leiden. Überlege also vorher, ehe du dich entscheidest!" Dem fügte NELLY noch hinzu: „Man muß die jungen Mädchen warnen und aufmerksam machen; denn sonst sagen sie gedankenlos und übereilt dem erstbesten Burschen zu. Nachher, wenn die jungen Gatten nicht zu einander passen, leiden die alten Leute aus der Verwandtschaft nicht minder darunter als jene selber!" Gleich-

[*] Die beiden Formen, die BOVE (e): 128 genannt hat, vertragen sich miteinander nicht. Sagt er doch: „El matrimonio se puede considerar como una compra que el hombre hace de la mujer y una unión de amor o de voluptuosa simpatía."

falle erhielt der junge Mann von seinem Onkel deutlich den Wink, nur das Mädchen heimzuführen, mit dem er „zeitlebens wird auskommen können".

Die Freiheit beim ersten Entschluß läßt sich auch ableiten aus dem Rechte jedweder Frau, dem Gatten, der sie schlecht behandelt oder unzureichend mit Nahrung versorgt, wegzulaufen. Wie könnte sie, was allgemein gilt, von ihren Eltern wieder aufgenommen werden, wenn sie vorher wäre regelrecht verkauft worden? Ihre männlichen Verwandten warnen den Gatten und drohen ihm an, die mißhandelte Frau ihm wieder abzunehmen; dazu dürften sie sich nicht unterstehen, wenn er dieselbe für einen Kaufpreis erworben hätte.

Sehr selten trifft es sich, daß zwei junge Leute, deren Eltern in gespanntem Verhältnis oder sogar in offener Feindschaft leben, sich zusammenschließen. Sollte eine solche Verbindung sich anbahnen, schleudern die Eltern des Burschen und die des Mädchens gegen den anderen Teil beleidigende und sogar drohende Bemerkungen in der eigenen Familienhütte, um die Absicht ihrer Kinder zu durchkreuzen. Mag sein, daß eine bereits angebahnte Neigung zur ehelichen Verbindung unter solchem Einfluß früher oder später wieder schwindet. Aus Ehrfurcht vor den eigenen Eltern entsagt das Mädchen dem Zuge ihres Herzens und weil es mit dieser Angelegenheit kein Aufhebens macht, mischen sich ihre nächsten Verwandten zu ihren Gunsten nicht ein.

Noch verfänglicher gestaltet sich ausnahmsweise die Lage eines von beiden Eltern verwaisten Mädchens, das in starke Abhängigkeit von Onkel und Tante geraten ist; diese, von Eigensinn oder Ehrgeiz geleitet, setzen ihm nachdrücklich zu, sich für den von ihnen empfohlenen Burschen zu entscheiden. Wenn das alleinstehende Mädchen nur unzureichenden Widerstand aufbringt, gibt es schließlich deren Drängen nach. Meine Gewährsleute betonten, daß ein derartiger Vorfall nur selten sich ereignete und daß dessen Vorgeschichte erst öffentlich bekannt wurde, wenn diese sozusagen erzwungene Ehe sich ausnahmsweise wieder auflöste.

Auch kam es vor, wie SARA sich erinnerte, daß die beiden Verliebten nach Verabredung ihren Eltern entflohen, auf jede Hochzeitsfeier verzichteten und so lange von jenen sich fernhielten, bis sie keine Belästigung mehr zu fürchten hatten. Würde sich eine Beeinflussung des eigenen Kindes auch sogar zur Drohung steigern, wer sich nicht einschüchtern läßt und auf seinem Plane besteht, der findet an den nächsten Verwandten ausreichende Stütze gegen die unzulässige Einmischung der Eltern. Besondere Aufgabe des Onkels ist es, mitzuhelfen, daß jedem Heiratslustigen die freie Entscheidung voll und ganz belassen bleibt. Sogar die öffentliche Meinung gegen eine Freiheitsbehinderung des Kindes durch seine Eltern kann vom Onkel in Bewegung gebracht werden, falls sein Einfluß allein bei ihnen ergebnislos bliebe. Jedweder Widerstand fällt in sich von selber zusammen, wenn dem jungen Paare ein Kind beschieden ist, das nun betreut werden muß. Wer demnach den Unmut oder Widerstand seiner Eltern bei der Verheiratung fürchten muß, entflieht mit seinem Partner; ist das junge Paar mit einem oder mit zwei Kindern gesegnet, kann niemand mehr trennend eingreifen.

Uneingeschränkte Wahlfreiheit bleibt auch der Person, die sich einem Manne als zweite Frau anschließt. Ist sie verwitwet, muß sie wohl oder übel manchmal froh sein, wenn ein Mann sie aufnimmt, und stillschweigend stellt sie wohl oder übel ihre eigenen Wünsche zurück. Günstiger ist ihre Lage, wenn ein älterer Mann, dessen Gattin vielleicht arbeitsunfähig ist, um sie wirbt; von vornherein kann sie sich gewisse Rechte und eine günstige Stellung in der Familie sichern. In der überwiegenden Mehrheit polygamer Ehen sind die beiden Frauen leibliche Schwestern;[21] die an zweiter Stelle von jenem Manne aufgenommen wird, ist nicht selten unter mehrfacher Rücksicht dadurch besser gestellt als in einer monogamen Verbindung.

Im Zusammenhange mit diesen Erörterungen steht die Frage nach einer möglichen außerehelichen Geburt. Kinder, die das Reifealter erreicht haben, sind über das Geschlechtsleben genügend aufgeklärt (S. 631). Nach einem Ehebruch denkt keiner der beiden Schuldigen, die zu ihren rechtmäßigen Partnern wohl jedesmal wieder zurückkehren, an mögliche Folgen ihrer Zusammenkunft. Die Unverheirateten jedoch vermeiden in der Regel die Begattung vor ihrer Hochzeit; denn die Mädchen wahren auffällig strenge Zurückhaltung selbst dreisten Burschen gegenüber. Indes dürfte diese Vereinigung doch bei jenen jungen Leuten vorgekommen sein, die schon sich stillschweigend zur Ehe entschlossen hatten. Bevor noch die Frucht ihrer gegenseitigen Liebe erscheint, gelten sie längst als Verheiratete. Insofern gibt es bei den Yamana erkennbar eigentlich keine außereheliche Geburt.[22]

Die Trennung der Kinder nach ihrem Geschlecht um die Zeit der körperlichen Reife soll hauptsächlich ihre voreheliche Keuschheit sichern, wie das in den eindeutigen Belehrungen und Warnungen ausgesprochen wird. Die Jugendlichen wissen sehr wohl, daß sie bewacht werden, und obwohl es schwer ist, den scharfen Blicken der Erwachsenen sich zu entziehen, gelingt ihnen dies zuweilen doch; ein dreister Bub erlaubt sich dabei Unschicklichkeiten mit einem Mädchen. Dergleichen Heimlichkeiten sind nur selten möglich und werden von jedwedem Erwachsenen gerügt, ja von den Eltern der kleinen Missetäter ernstlich bestraft. Von geschlechtlicher Freiheit der Indianerinnen kann keine Rede sein. Irgendwelche Keuschheitsprobe kennen die Yamana nicht. So sehr sie die Freiheit bei der Gattenwahl gesichert wissen wollen, so streng fordern sie Schicklichkeit der Jugendlichen vor der Ehe.[23]

---

[21] Diese Gewohnheit sei hier bereits mit Bridges' (i): 21 Worten belegt: „When a man married more wives than one they were generally sisters, which fact tendered greatly to strengthen the family party." Die Schwägerschaft an sich begründet keine Blutsverwandtschaft und bildet demnach auch kein Ehehindernis (S. 650).

[22] Damit wird der durch List oder Gewalt erzwungene Geschlechtsverkehr europäischer Seeleute und Farmer mit Indianerinnen nicht in Abrede gestellt, die Folgen sind weit und breit bekannt. Wie die Eingeborenen selber darüber denken und dachten, kommt teilweise nur, aber deutlich genug in der Eifersucht, mit der sie ihre Frauen und Mädchen bei Anwesenheit von Fremden bewachen, zum Ausdruck. Vgl. S. 236 und S. 353.

[23] Berücksichtigt man die tragenden Gedanken bei der freien Gattenwahl, so erscheint die völlige Gleichheit und Übereinstimmung unserer Yamana mit den Selk'nam (Bd. I, 321).

5. Pflicht zur Witwenheirat

Scheinbar hebt die bei den Yamana geltende Leviratsehe die Freiheit der Witwe auf. Des Eindruckes kann ich mich nicht erwehren, daß die hierfür geltenden Vorschriften bei ihnen zumindest so bestimmt sind und gleich genau wie bei den Selk'nam (Bd. I, 347) eingehalten werden. Von Franz Lawrence und Calderon erfuhr ich die folgenden Einzelheiten.

Jedem Indianer ist die Verpflichtung bekannt, seine Schwägerin, die verwitwet, samt ihren Kindern in seine Hütte aufzunehmen.[*] Dabei wird aber viel nachdrücklicher betont, er müsse sich um seine Neffen und Nichten kümmern; weniger besteht man darauf, daß er sich der Witwe widmet, einerlei ob er sie heiraten will oder nicht. Falls nämlich jene halbverwaisten Kinder keine Großeltern haben und die eigene Mutter sich nicht zur Heirat mit einem anderen Manne entschließt, muß der Onkel sie in seiner Hütte unterbringen und sie hier wie seine eigenen Kinder betreuen. Vor allem soll ihr Lebensunterhalt sichergestellt werden. Um ihre Teilnahme an der Jugendweihe, die früher oder später notwendig wird, kümmert sich die Allgemeinheit. In allen Belangen des gesellschaftlichen Lebens vertritt nun bei den noch unreifen Waisen der Onkel väterlicherseits die Stelle seines verstorbenen Bruders. Selbstverständlich kommen erwachsene Neffen und Nichten, die verheiratet sind, unter diese Vormundschaft des Onkels nicht. Hat der Verstorbene mehrere Brüder, dann fallen jene Verpflichtungen auf den Ältesten; doch drängt sich nicht selten ein jüngerer Bruder vor, zumal wenn er es auf seine verwitwete Schwägerin abgesehen hat. Zumindest einigen sich die Brüder und meist greift einer, der sich die Gelegenheit wahrnehmen will, von vornherein herzhaft zu, ohne von den anderen behindert zu werden.

Der an Jahren älteste Schwager hat an sich das erste Recht auf die verwitwete Schwägerin. Bekanntlich bildet Schwägerschaft kein Ehehindernis. An förmlichen Zwang reicht die Verpflichtung eines unverheirateten Schwagers zur Übernahme der Witwe heran. Altersunterschiede haben hierbei nichts zu bedeuten. Demgegenüber bleibt ihr eine gänzlich freie Wahl; doch wird sie sich dem Drängen von dessen Seite kaum entziehen, wenn ein fremder Mann sich um sie nicht bewirbt. Macht die Witwe von ihrem Rechte wirklich Gebrauch und heiratet sie einen anderen Mann, statt ihres Schwagers, ist dieser der Sorge um ihre Kinder nicht enthoben; er müßte sogar die Neffen und Nichten zu sich nehmen, wenn deren neuer Stiefvater sich um ihre Erziehung nicht kümmert. Ihm genügt es dann zu wissen, daß seine Schwägerin wirtschaftlich sichergestellt ist; seine Neffen und Nichten aber finden an ihm, als Onkel väterlicherseits, zu jeder Zeit eine starke Stütze, weil seine Verpflichtung ihnen gegenüber niemals erlischt.

Ein verheirateter Schwager genügt seiner Pflicht gegenüber

[*] Nur Hyades (a): 325 hat die Leviratsehe der Yamana erwähnt. Man könnte sie auch aus folgenden Worten Bridges' ableiten: „Brothers often take their deceased brothers' wives" (MM: III, 117; 1909); eine wirkliche Verpflichtung eben, die tatsächlich besteht, kann man aus diesen Worten nicht herauslesen. Vgl. Anmerkung 26 auf Seite 650.

der verwitweten Schwägerin, wenn er ihr zur Sicherstellung ihres Daseins verhilft; denn sie zu heiraten hängt ja teilweise auch von der Zustimmung seiner eigenen Frau ab. Will die Witwe einen anderen Mann ehelichen oder unverheiratet bei einem ihrer Kinder und bei Verwandten ihres verstorbenen Gatten bleiben, hindert er sie daran nicht. Vereinzelt benützt ein Schwager die günstige Gelegenheit zu einer neuen Ehe, wenn er mit seiner ersten Frau nicht zufrieden ist. Ob diese zustimmt oder nicht; er holt die verwitwete Schwägerin in seine Hütte und erreicht es meistens damit allein, daß jene, wie er beabsichtigt hatte, sich zurückzieht. Man betrachtet es sogar als rechtgültig, daß ein verheirateter Mann seine erste Frau verläßt und die verwitwete Schwägerin dafür in seine Hütte aufnimmt. War nämlich deren Zusammenleben weniger glücklich, ist auch sie über die Lösung meist sehr froh und sie findet bei ihren Verwandten offene Arme. Noch neuestens wird diese Pflicht der Witwenheirat geübt. Gentie verlor ihren ersten Gatten, der auf einer Otternjagd verunglückte; sofort entließ ihr Schwager seine Frau und nahm Gentie zu sich. Als dieser gestorben war, schloß sie sich Chase an, mit dem sie seitdem lebt; ihm war gleichzeitig die erste Frau von einem Türken in Ushuaia abgenommen worden. Drängt sich eine Witwe ihrem Schwager auf, auch wenn er verheiratet ist, kann er sie unmöglich abschütteln.

Für eine Witwe ist es fast unmöglich, im dortigen Wirtschaftsbetriebe allein dazustehen; so kann sie nicht lange unverheiratet bleiben und sie selber strebt notgedrungen eine neue Ehe an. Das liegt offensichtlich in der vollen Bedeutung des Wortes *kwinan*, die auch das BD: 225 vollständig ausspricht: A woman lately a widow, taken as a wife by another. Für gewöhnlich trägt sich ihr bald ein Mann als Gatte an; denn eine junge, tüchtige Witwe leistet ihm mehr und ist ihm wertvoller, als ein noch unerfahrenes Mädchen. Man hat mir versichert, daß ein Witwer auf seine eben verwitwete Schwägerin noch mehr Recht geltend machen darf und zwar, daß er sie zur Verehelichung zwingen und die Widerstrebende sogar an den Haaren in seine eigene Hütte zerren kann. Dieses Recht auch zugegeben, hat kaum je ein Mann davon Gebrauch gemacht; er muß nämlich damit rechnen, daß eine derart widersetzliche Schwägerin bei erster Gelegenheit ihm davonläuft. Indes kann eine Witwe ihren Schwager nicht wirklich zwingen, sie zu ehelichen; noch weniger dann, wenn er selber verheiratet ist. Dem allerdings darf er sich niemals entziehen, seiner halbverwaisten Neffen und Nichten sich so oder so anzunehmen, falls für sie anderswo nicht gesorgt wird.

Im allgemeinen verkehren verschwägerte Personen mit einer gewissen Achtung und gegenseitigen Ehrfurcht. Auf Grund dessen verhalten sich die zur Ehe zusammengeschlossenen Schwager und verwitwete Schwägerin in den ersten Monaten berechnet ehrfurchtsvoll gegeneinander, sie sprechen auffallend wenig miteinander und immer nur leise.

Da also auch einem verheirateten Manne das Recht und eine gewisse Pflicht zusteht, seiner verwitweten Schwägerin sich anzunehmen, mißbilligt es niemand, wenn er sie als zweite Frau in seiner Hütte zuläßt. Sie muß wirt-

schaftlich sichergestellt werden, ohne daß sie in ihrem freien Entschluß behindert würde, das ist der weitere und letzte Sinn der Verpflichtung zur Witwenheirat. Noch wichtiger ist, daß die Halbwaisen gut versorgt werden und daß ihre Erziehung unter allen Umständen zuverlässig weitergeführt wird.[10]

6. Beteiligung der Verwandten

Unverkennbar nimmt der Onkel väterlicherseits *inddruma* gegenüber seinen Neffen und Nichten eine bevorzugte Stellung ein; das tritt sowohl beim Tode seines verheirateten Bruders als auch bei der Werbung und im verheirateten Stande seines Neffen deutlich zutage. Einige Mitteilungen darüber, wie auch andere Erwachsene sich zu den Eheabsichten jugendlicher Heiratslustiger stellen, sind in den obigen Zeilen bereits niedergelegt worden.

Dem eigenen Herzensdrange folgend stellt sich der Bursche auf Freiersfüße und sucht jenes Mädchen zu gewinnen, das all sein Sehnen zu erfüllen verspricht. Die jungen Verliebten kommen so oft als möglich zusammen und steigern ihre gegenseitige Zuneigung je länger je mehr. Wenn äußere Umstände sie nicht drängen, vergnügen sie sich bei ihrem Liebesspiel, ohne an eine baldige Heirat zu denken. In ihrer innersten Überzeugung ist es längst entschieden, daß sie sich einander lebenslänglich angehören wollen, ohne daß sie dies voreinander offen aussprechen. Wozu auch! Keiner von beiden offenbart vorderhand seine Gefühle und Absichten den eigenen Eltern; „sie schämen sich etwas!" sagte man mir. Ein Nachbar und eine befreundete Frau sind es, die ihm und ihr in vertraulichen Andeutungen die Zunge lösen.

Haben die geheimen Zusammenkünfte und die nicht zu verbergende Liebschaft jener beiden den Erwachsenen lang genug angedauert, entschließt sich eines Tages der Onkel väterlicherseits *inddruma*, den Burschen bestimmt anzureden: „Du triffst dich schon geraume Zeit mit jenem Mädchen, da müßte ich endlich doch mit deinem Vater darüber reden!" Oder er sagt: „Länger können wir nicht zusehen, wie du mit deiner Geliebten spielst. Ich werde bald deinen Vater aufklären, falls du sie heiraten willst!" Aus diesen und ähnlichen Wendungen spricht der Wunsch des älteren Verwandten, dem Burschen bei Erreichung seines Zieles behilflich sein zu wollen. Das merkt er auch. Also ergreift er diese Gelegenheit und bedient sich seines Onkels als Antragsteller beim Vater. Will vereinzelt ein Bursche schnell auf sein Ziel lossteuern, nähert er selber sich dem Onkel mit der rückhaltlosen Bitte, dem Vater seinen dringenden Herzenswunsch zu offenbaren. Unverzüglich erfüllt jener den Auftrag, ohne Bedenken zu äußern noch abzuraten. Hätte der Bursche keinen *inddruma*, hilft ihm sein *imam*, der Onkel mütterlicherseits. Die gleichen Anstrengungen versucht das Mädchen vor ihrer Tante mütterlicherseits, sobald sie von ihrem Geliebten erfahren hat, daß seine Angelegenheit

[10] Auf die Pflicht zur Leviratsehe ist es teilweise zurückzuführen, daß mancher Gatte eine zweite Frau besitzt und daß mancher jüngere Mann mit einer älteren Witwe, die ihm ihre Kinder vom verstorbenen Gatten zugeführt hat, verheiratet ist.

bereits unterwegs zu dessen Vater ist. Ihr werden von der Tante ebensowenig Verhaltungen gemacht; meist ist letzterer der Entschlossene sogar froh, falls das Mädchen sich für einen Burschen entschieden hat, der auch ihr zusagt. Sie also bringt diese Nachricht zur Mutter.

Von den eigenen Kindern selber werden die Eltern über Lust und Plan zur Heirat nie unmittelbar unterrichtet, teils Ehrfurcht und teils Verschlossenheit verschließt ihnen Mund. Eine rechtskräftige Entscheidung bzw. Beurteilung steht den Eltern nur insoweit zu, als sie nachweisen und dafür bürgen, daß die beiden Verliebten durch Blutsverwandtschaft nicht miteinander verbunden sind. Wäre diese wirklich vorhanden, dürften sie die Heirat nicht zustande kommen lassen. Über diesen Punkt hinaus besprechen die Eltern des Burschen unter sich, sowie die des Mädchens, mit je ihren Verwandten den Plan ihres Kindes; nicht selten ist es selber anwesend und erhält gleichzeitig einige Ratschläge. Schließlich besteht der Onkel sowohl wie die Tante auf einer endgültigen Zusage der Eltern, die sie persönlich dem Burschen bzw. dem Mädchen übermitteln. Unter sich tauschen die beiden Verliebten das erwünschte Ergebnis aus.

Die soeben geschilderte Regelung vollzieht sich durchgehends in wenigen Tagen. Selbstverständlich liefert die Absicht der jungen Leute den Unterhaltungsstoff für die ganze Nachbarschaft. Die geplante Heirat soll ja überall bekannt werden, wozu hauptsächlich Onkel und Tante bewußt beitragen. Die öffentliche Meinung und die Hilfe der Allgemeinheit soll, wie mir Nelly sagte, für die Verliebten besonders dann gewonnen werden, wenn eines der beiden Elternpaare sich der Absicht ihres Kindes widersetzt. Offensichtlich dient diese Einrichtung dem Zwecke, die Freiheit bei der Gattenwahl zu sichern. Trotz alledem läßt, allerdings sehr selten, der Eigensinn eines Elternpaares oder die Selbstsucht eines Onkels bzw. einer Tante die von den Jugendlichen erwünschte Verbindung nicht zustande kommen. Im erstgenannten Falle wagt es weder der Bursche noch das Mädchen sich dem Onkel bzw. der Tante anzuvertrauen; im anderen Falle mißbrauchen er und sie ihre Gewalt, gegen die anderswo Hilfe zu suchen diese Verliebten sich nicht aufraffen. Im Urteil der Allgemeinheit gelten dergleichen Vergewaltigungen als Unrecht; deswegen verheimlichen es die Schuldigen — denen sind sie sich bewußt —, daß sie sich unerlaubt eingemischt haben. Mit unwandelbarer Selbstverständlichkeit steht die Verwandtschaft und die weite Nachbarschaft auf seiten der Verliebten, vorausgesetzt immer, daß Blutsverwandtschaft ausgeschlossen ist. Sofern die Allgemeinheit von den Heiratsabsichten jener weiß, bereitet sie sich unentwegt auf die baldige Hochzeit vor. Während dessen nähern sich Tanten und Nachbarinnen freundschaftlich wohlwollend dem Mädchen und wünschen für die Zukunft alles Glück, das sie von der Beachtung ihrer eben erteilten Ratschläge und früheren Weisungen anläßlich der Menarche abhängig machen. Dem Burschen setzt höchstens der Onkel mit ernsten Warnungen noch zu, falls sein Benehmen das fordert.

Bei jenen, die eine zweite Ehe eingehen, fallen die bei erster Ver-

heiratung geltenden Förmlichkeiten weg. „Sie sind eben nicht mehr nötig," wie Calderon betonte; *jene wissen es längst, daß sie sich bei ihrer Entschließung durch niemanden beeinflussen zu lassen brauchen!*" Irgendwie äußern sich die Neuvermählten trotzdem über ihren Zusammenschluß vor ihrer nächsten Umgebung, damit die Allgemeinheit bald darüber unterrichtet werde.

Die heiratsfähige Jugend der alten Zeit befand sich in einer unvergleichlich vorteilhafteren Lage; jeder wählte sich unter vielen die erachtete Person, dem Zuge des Herzens folgend. Seit einigen Jahrzehnten stehen die ehelichen Verhältnisse unter dem Zeichen gänzlicher Auflösung der von der Natur geschaffenen Ordnung, sie bieten nicht einmal geringe Gewähr für den Fortbestand des Yamana-Volkes, dessen Schicksal eigentlich schon besiegelt ist.

7. Ehehindernisse

Die grundsätzliche Freiheit bei der Gattenwahl schließt nicht aus, daß einzelne Voraussetzungen die eheliche Verbindung verbieten. Darin sind alle Erwachsenen gut unterrichtet. Im besonderen ist es Pflicht der Eltern, den ehelichen Zusammenschluß ihres Kindes mit einer verwandten Person unter keiner Bedingung zu gestatten (S. 649). Bevor die eigentlichen Ehehindernisse aufgezählt werden, seien einige Bemerkungen vorausgeschickt.

Einer früheren Angabe war zu entnehmen, daß bei unseren Yamana die durch Heirat erworbene **Schwägerschaft** nicht als Blutsverwandtschaft betrachtet wird; sie bildet nicht nur kein Ehehindernis, sondern verpflichtet unter gewissen Voraussetzungen sogar zur Leviratsehe. Wenn die Schwägerin verwitwet, muß der an Jahren älteste Bruder ihres verstorbenen Mannes sich ihrer und ihrer Kinder annehmen, sofern nicht sein jüngerer Bruder sich vordrängt. Dieser Verbindung darf sich rechtlich die Gattin jenes Schwagers nicht widersetzen, noch dürfte einer von diesen beiden die Witwe wegen der vielen Kinder, die sie mitbringt, als Ehefrau ablehnen (S. 646).

Abgesehen von der Verpflichtung zur Übernahme der verwitweten Schwägerin in die Ehe wird der eben genannte Grundsatz auch aus der nicht seltenen Heirat **zweier Schwestern** gleichzeitig durch einen und denselben Mann deutlich.[**] Hieraus führt meist eine geradlinige Entwicklung. Wenn nämlich die verheiratete Schwester ihre ledige Schwester zu sich nimmt, auf daß sie bei den Arbeiten mithelfe oder ihr Gesellschaft leiste, gewinnt nicht

[**] Bridges faßt Hawe (a): 805 in den einzigen Satz zusammen: „Do hamana pora dyeuwer dowa nowara ot la femme de son frère." Aus verschiedenen Quellen schöpfend hat Coppens: 145 gefolgert: „It is a common practice among both the Ona and the Yahgan for a man to marry two sisters." Bonnor (b): 230 nennt dafür als Begründung: „Cuando un hombre se casa con una de una mujer, los esposos son generalmente hermanos, lo cual tiende a robustecer los lazos de la familia." Diese Wendung klingt gleichvielfältig und nähert sich dem wirklichen Verhältnisse weniger als Bridges Feststellung, die er siebenzehn Jahre früher ausgesprochen hatte: „Polygamy is very general, and men generally have sisters of their wives, one sister after another as they become marriageable thing given to the same husband" (HH: III, 117; 1869).

sehen ihr Schwager auch sie sich, so offenbart sich ihr früher oder später vertraulich und verkehrt mit ihr schließlich geschlechtlich, vorausgesetzt, daß sie keinen Sohn als seine Gattin anerkennen muß. Die Verschiedenheit mit der geschieht ohne Förmlichkeit und die geschlechtlichen Beziehungen der beiden erschöpfen die Nachbarschaft spätestens bei vorgeschrittener Schwangerschaft, wenn erst diese Beziehungen nicht schon länger über den wirklichen Sachverhalt aufgeklärt hätten. Ist bei jenem Manne kein gültiger Grund zu seinem Schritte vorhanden und leitet ihn ausschließlich Sinnlichkeit, muß er sich auf harte Vorwürfe und heißenden Spott der Umgebung, die seine Charakterschwäche geißeln will, gefaßt machen. Nicht die Verheiratung mit zwei Schwestern gleichzeitig gilt an sich als unerlaubt, die öffentliche Meinung fordert dafür eine Begründung. Als solche genügt, daß die erste Frau krankheitshalber ihre Arbeit nicht mehr bequem leisten kann oder daß sie mit einer reichlichen Kinderschar gesegnet ist; sie hatte vielleicht schon als Hilfskraft ihre Schwester in die Hütte eingeladen und da diese sich gut mitverträglich gefunden hat, macht die rechtmäßige Gattin ihrem Manne zum eigenen Antrieb schließlich den Vorschlag, die Schwester, die wohl in jedem Falle jünger ist, ebenfalls als seine Ehefrau zu betrachten. Das ist eine Art, wie die polygame Ehe entsteht. Zuweilen führt dazu auch die Rücksicht auf die noch unverheiratete Schwägerin. Wenn diese nämlich sich durch eine Zärtlung an ihren Schwager gewöhnt hat, bemüht sie sich weiters nicht erst um einen anderen Mann und wartet den Antrag ihres Schwagers ab oder drängt sich ihm so unzweideutig auf, daß er ihrem Verlangen nachgibt; vielleicht ist ihre Schwester nicht einmal einverstanden.

Eng verbunden damit ist die Anschauung, daß ein Mann beim Tode seiner Gattin ein gewisses Recht auf seine unverheiratete Schwägerin besitzt. Wenn ihr von ihm der Antrag gemacht wird, sagt sie wohl regelmäßig an. Andre, falls sie sich weigert und er trotzdem sie heiraten will, darf er sie mit Gewalt zu seiner Hütte bringen. In dieser Lage heißt er ähnliche. Das ereignet sich aber äußerst selten; denn alle Welt weiß, daß eine Frau, die nur gezwungen einem Manne folgt, auf die Dauer nicht zu halten ist.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse im Feuerlande fordern es, daß sich jeder Erwachsene verheiratet, verwitwete Personen (S. 647, 691) können also nicht lange alleinstehend. Aber daraus ergibt sich, daß die beiden Gatten zuweilen einen auffallenden Altersunterschied zeigen. Er bildet kein Ehehindernis und wird anscheinend nicht einmal als ungehörig beurteilt. Einem bejahrten Witwer nützt ein regsames, junges Weib mehr als eine ihm gleichalterige Person; andererseits erwartet das junge Weib von einem rüstigen, alten Manne verständnisvollere Behandlung. Von beiden Seiten also erfolgt ein leiser Druck zur Ehe eines alten Witwers mit einer jugendlichen Frauensperson.[1] Umgekehrt findet sich vereinzelt ein junger Bursche mit einer

[1] Doch ist es eine Übertreibung, wenn Cieza (p. 88) sagt, daß „quer in general, los hombres viejos tienen muchachas jóvenes, pero ellas dichos viejos.“ Diese den Zusammenschluß von Personen zur Ehe, die sehr verschieden alt sind, ist nicht die Regel.

Wieso mündigen Alters sie, wenn sie sie verstieß, ihn zu umgarnen; bei allgemeinem Lobe verwandt sie jeder Zuneigung zuerst mit einem Mißklang.[1] Wieso wurden eines wenigen Begehrt, weswegen sie sich an die Gunst eines gleichaltrigen Mannes heranzudrängen schien.[2] Der Vergleich braucht nicht zu überraschen; denn Männer mündigen Alters sind durchgängig verliebter und es kommt so, daß sie die Gleich- nur bei mannbaren Jungmädchen suchen. Eine bejahrte Witwe wird meist zur Beischläferin von einem anderen Eheherr aufgenommen und zwar als dritte Gattin, obwohl sie seiner Mutter an Jahren weit vor ihr absteht. Das geschieht dann, wenn sie keinen Anschluß an ihre Verwandten findet oder diese bereits gestorben sind. Von ihr erwartet niemand mehr Kinder. Anständigkeitsrücksichten ist das ja nicht, wiederhole, daß sie versorgt ist; dafür leistet sie jenem Ehepaar manche wertvolle Dienste.

Im Gegensatz zu jenen Verwandtenehen, die eine ehrliche Verbindung gestatten und sogar ermuntern, gelten unehrliche Verbote. Am schärfsten wird vor einer Verwandtschaftsehe gewarnt. Da den hierzu benötigten verwandtschaftlichen Beziehungen selbst noch die entferntere Halbgeschwisterschaft, Onkel und Nichte bzw. Tante und Neffe, sowie Vettern.[3] Das Empfinden der Allgemeinheit lehnt für die Ehe im großen und ganzen jedweden Verwandtschaftsgrad ab, „they never married any blood relation, however distant, as far as was strictly discernible to them" (Dionysios II, 10). Trotzdem schließen sich sehr vielfältige Verwandte gelegentlich zusammen, sog auch ein loser Umgang der Nachbarn aufeinander. Unehrlich handelte solche Eheleute aber nicht. Die schwere Strafe, die anderen Reisenden gewandt haben, richtete sich gegen das Heiraten nächster Verwandten, ohne daß eine bestimmte zeitliche Grenze der Verwandtschaftsgrade, durch Bande des Blutes begründet, gezogen wird. Ehrliche ist eine Anstandsregel,

[1] Dionysios (II, 17 schreibt): „Nor given at weddings advice given to the younger men was to take as a first wife an old woman because such would give them little trouble and much help." Tatsächlich hat dieser Ehevorschlag in der ersten Jugendzeit, die ich selbst habe, Berücksichtigung gefunden, da er anfügt: „This was often followed, though never I am sure from inclination but only from necessity, because marriageable girls were scarce, and always bespoken by men already married." Diese Lösung veranlaßte mich, daß man einige der heiratsfähigen Mädchen von verheirateten Männern abgenommen wurden, daß dann die Heiratsgrade Mädchen der Gleich bei jungen Burschen verminderte.

[2] Richtig bei Dion (II, 25) bemerkenswert: „But Titus, the eldest, who [illegible] Romans [die ich selbst dem verehrte sich] an dem Tag legen, am Hochtage an bekannte, daß wirklich Übereinkunft gewesen wurden und dabei verstehen sie bekannt besser der Zeit". Es sah dann Chef aber mehr Bekannte bei der Eheperson war der Preis 18 bis 20 Jahre älter als der Mann, bei einem selbst er wichtig und er wenig Jahre. Man kann nicht gelernt werden, daß die derartigen von bekannteren Ehemännern sich durch die Verbindungen der Ehegattinnen mit gewonnen wurden ist, auch in früherer Zeit. Vor an jeden Bekannten, Bekannt ist nur an die Pflicht einer Jungmädchen, einer verwitweten Bekanntin an bekannte (S. 478).

[3] Nach Dionysios (II, 25, 27), 1907) „prohibit never marry, the dating as is held to abominations, and in never thought of, much less dream, they speak of mother as brothers and sisters". Auch Dion (II) 26 bekräftigen, daß „in marriage ist an nächsten [unleserlich] gestattet".

die Bauern (a): [illegible] gebrauchte, beschränkt. „Generally speaking marriages with near kin are held in high abhorrence[*]" wurde die andere von Ben (b: [illegible]) durch [illegible] [illegible] [illegible]

bekundeten Ehrerbietungen erinnern und gab zur Erklärung an, daß man es nicht gewünscht hätte; immerhin hat Bridges (a): 213 bekräftigt, daß „a few ... of a man having an affair with a mother and her daughter are known".* Die unerläßliche Voraussetzung der Neuzeit hat auch die Wirksamkeit dieses Verbotes abgeschwächt.**

Ein letztes Ehehindernis endlich wird durch eine Art von Patronatschaft hergestellt, nämlich durch die Beziehungen aller Erwachsenen zu den ihren kommunalen Schutz verpflichteten Pfleglingen im Alter, in der Jugendzeit. Man beurteilt diese Verhältnisse wie das der Eltern zu ihren Kindern, mit dem auch gewisse Rechte bzw. Pflichten gegeben sind, die niemals erlöschen, so lange einer der beiden Teile lebt.

Die Allgemeinheit, im besonderen die Verwandtschaft überwacht die geltenden Heiratsverbote; ihr obliegt es einzuschreiten, falls jemand dagegen zu verstoßen wagt. Übertretungen einer Einzelperson in seltenen Fällen und neuerdings infolge ungewöhnlicher Zusammensetzung der Bevölkerung lassen sich nicht verhindern, weil der Allgemeinheit wirksame Machtmittel nicht zur Verfügung stehen und weil der Schuldige sich dem lauten Gespött und verletzlichem Gerede seiner Umgebung dadurch entzieht, daß er für sich allein lebt. Die Aufrichtung gewisser Schranken in Form von eigentlichen Ehehindernissen beweist mit unverkennbarer Klarheit, in welcher Verschiedenheit die Ehemöglichkeit bei den Yamana steht und mit welch gewaltem Urteil sie die Bedeutung ihrer einzigen gesellschaftlichen Verbände werten. Meine Fragen nach der Möglichkeit einer ehelichen Verbindung zwischen Verwandten und Adoptivpersonen erregten bei ihnen offensichtlich Abscheu und es war ihnen unangenehm, daß dergleichen Verbote, die ihnen heilig und ehrfürchtig sind, überhaupt auch nur gelegentlich gewagt werden.

8. Die Hochzeitsfeier

Die Entwicklung von den ersten leisen Liebesregungen zweier junger Herzen bis zum bestimmten Entschluß zur Ehe, sowie die Haltung der Eltern und der Verwandten jener beiden ist in den vorangegangenen Zeilen geschildert worden. Die Verliebten selber hatten sich zueinander niemals durch eine ausdrückliche förmliche Erklärung ihrer Bereitschaft zur Ehe nach Art unserer Verlobung; ebensowenig kennen die Yamana einen eigentlichen Ehevertrag, etwa nach den bestimmten Förmlichkeiten, die von den

* So schrieb Hyades bereits am 16. August 1883 (Tfd.: III, 272; 1883): „There are two men who have or have had a mother and daughter at the same time, but this is not liked generally." Ausnahmen mochten sich später an den falschen Bekehrungseifer „Queen of the Bright Channel" selber heften: a practice of marrying a woman and her daughter" (RSC: III, 117; 1886).

** Was ich selber beobachten konnte, gebe ich mit Bridges': 72 Worten wieder, „that when Shamans married the young wife, her mother was the wife of a man then alive. She had two or three other children who died. When the mother's husband died, Shamans took her as his wife; but this was after he had married her daughter".

Selk'nam (Bd. I, 326) geübt worden. Dafür aber veranstalten sie eine eigentliche Hochzeitsfeier mit gewissen augenfälligen Beigaben, in denen sie ein rechtskräftiges Zeichen für den Abschluß einer ehelichen Verbindung sehen.

Leicht erklärlich ist es, warum früheren Reisenden dieser Brauch, wenn überhaupt sie ihn beobachten konnten, nicht in seiner tieferen **Bedeutung** verständlich wurde und daß sie darin nur eine der allgemein üblichen Gesichtsbemalungen sahen. Sie hätten es zumindest vermeiden sollen, jedwede Hochzeitsfeier so schroff abzuleugnen, wie beispielsweise Bove (e): 158 dies getan hat. Behauptet er doch entschieden: „Kein Fest, keine Feierlichkeit begleitet die Hochzeit, die einfach darin besteht, daß die Braut sich in die Hütte des Bräutigams begibt oder letzterer läßt sich bei dem Schwiegervater nieder."[36] Ein kleines Zugeständnis hat Bridges (e): 333 gemacht, ohne dessen rechtlichen Inhalt zu erfassen: „Die Hochzeitszeremonie war ganz unbedeutend; da war kein Vertrag, keine Versammlung von Freunden, kein Fest, sondern man bemalte einfach das Gesicht der Braut und schickte sie ihrem künftigen Gemahl in dem besten Aufzuge, den man sich gestatten konnte." Demgegenüber sei betont, daß unsere Gewährspersonen nachdrücklich den gesellschaftsrechtlichen Wert ihrer Heiratszeremonien für die Erstvermählten begründeten. Sie sind auch regelmäßig abgehalten worden, weil ohne diese öffentliche Kundgebung der Zusammenschluß jener jungen Leute als gültige Ehe nicht anerkannt, vielmehr als freies, unerlaubtes Liebesverhältnis beurteilt worden wäre.

Unter allem, was eine Hochzeit jener, die sich zum ersten Male zusammenschließen, umgibt und begleitet, bildet die **Gesichtsbemalung** des Brautpaares den auffallendsten Zug, insofern sie wie eine öffentliche Anzeige den freien Entschluß beider Teile der Nachbarschaft und damit dem ganzen Stamme verkündigt. Erst dieses augenfällige Zeichen erklärt die Ehe als rechtsgültig abgeschlossen.[37] Verpflichtet sind sowohl der Bräutigam wie die Braut, und in ihrer Eigenart benützt man diese Bemalung ausschließlich für die Hochzeit. Sie besteht in drei wagrechten, mitteldicken, roten Parallelstrichen, die beiderseitig in der Linie des Nasenflügelrandes beginnen und sich über die Wangen bis kurz vor das Ohrläppchen hinziehen (Abb. 77). Etwa eine Woche lang zeigen sich die Jungvermählten mit dieser Bemalung, die an jedem Tage sorgfältig erneuert wird. Das *lini* verrührt man mit Robbentran und trägt es mit einem Stäbchen auf, um gleichmäßig feine Striche zu erzielen, deren genaue Ausführung besonders gewertet wird."

[36] So bestimmt wie unrichtig gibt auch Hyades (b): 1346 und (p): 334 vor, daß „le mariage s'accomplit sans aucune cérémonie", und nach Spegazzini (a): 164 sei die Eheschließung „sous may conseils entre elles".

[37] Weil Hyades (q): 378 den Sinn dieser Gesichtsbemalung nicht verstanden hat, widerspricht er sich in der folgenden Behauptung: „Le mariage ne donne lieu à aucune cérémonie spéciale: la jeune fille se pare ce jour-là de son mieux, au moyen de peintures sur la figure et de colliers qu'elle reçoit en cadeaux; on coupe ses cheveux sur le front." Bei dem geringen Sinn für Formen, den unsere Yamana ausgebildet haben, bedeuten all jene Einzelheiten wahrlich Aufwand genug!

Die jungen Leute, denen alle Wege zur Heirat bei ihren Eltern bereits geebnet sind, beginnen mit dieser Bemalung dann, wenn einer ihrer Verwandten, meist der *inddruna*, sie benachrichtigt, das große Essen werde bald stattfinden. Einige verwandte Familien werden verständigt oder eigens herbeigeholt und die Männer sammeln auf der Jagd viel Fleisch, das die Frauen zum Braten vorbereiten. Ohne daß ein bestimmter Tag vereinbart wird, ergibt es die Stimmung der Allgemeinheit oder der Augenblicksentschluß der Verwandten oder gar das unberechenbare Wetter, daß die feierliche Überführung der Braut oder des Bräutigams zur Hütte, in dem der andere Teil sich aufhält, erfolgt. Diesbezüglich macht man sich von den jeweils gegebenen Bedingungen abhängig, meist übersiedelt die Braut in die Hütte ihrer zukünftigen Schwiegereltern. Wenige Stunden vorher wird ungezwungen bekannt, daß diese Förmlichkeit vonstatten gehen soll und alle Anwesenden bereiten sich in freudiger Erregung darauf vor. Braut und Bräutigam werden noch einmal sorgfältig bemalt und mit einem neuen Pelzmantel etwas aufgeputzt. Die anderen Leute bemalen sich ebenfalls das Gesicht, meist mit den feinen senkrechten roten Strichen vom unteren Augenlide an über die Wangen bis an die Ebene der Mundspalte. Einige Frauen endlich braten an einem großen Feuer außerhalb der Wohnhütte, wo die Zusammenkunft der Brautleute geplant ist, die reichlichen Fleischmengen. Boten gehen von einer Hütte zur anderen und schauen nach, wie weit die Vorbereitungen vorangeschritten sind. Im passenden Zeitpunkt geleiten einige Frauen, gefolgt von Kindern und Nachbarn, die Braut zur Hütte, in der sich der Bräutigam aufhält. Diesen Aufzug beurteilt man als das Kernstück der Feierlichkeit. Gelegentlich geht es noch förmlicher her und zwar dann, wenn der Bräutigam selber, von einigen Verwandten umgeben, der Hütte seiner Braut sich nähert und sie einladet, ihm zur Hütte seines Vaters zu folgen. Mit ihrer Begleitung schließt sie sich ihm an. Dort beginnt nun das Freudenfest.

Abb. 77. Bemalung der Braut

Beim reichlichen Essen vergnügt sich jung und alt, man unterhält sich lebhaft und schließlich verleihen die Hochzeitsgäste ihrer Freude in Tanz und Spiel beredten Ausdruck. Viele Stunden bleiben sie beisammen und erst die allgemeine Ermüdung setzt dem Fest ein Ende. Das Brautpaar besitzt eine eigene Hütte noch nicht und übernachtet dort, wo die Feier

[*] Einzig Bridges 69 hat von diesem Brauche erfahren: „The marriage ceremony consisted in painting the girl in a certain fashion for several days before she was delivered to her husband." — Bei den Selk'nam (Bd. I, 331) ist eine "Hochzeitsbemalung" vorgeschrieben, die im Stil mit der bei den Yaruro ganz übereinstimmt.

stattfand.[9] Während der folgenden Tage findet sich die Nachbarschaft hier wiederum ein und zwar so lange, bis der Fleischvorrat aufgebraucht, die frohe Stimmung abgeflaut ist und das lange Verbleiben am gleichen Orte langweilig zu werden beginnt. Währenddessen eilt die Braut noch öfters zur Hütte ihrer Mutter, wo beide sich in gegenseitigen Zärtlichkeiten überbieten; denn bald schlägt die Stunde der Trennung. Die Mutter bemalt jedesmal ihre Tochter sorgfältig mit den drei waagrechten Strichen, damit sie ihrem jungen Gatten gefalle und er sie liebgewinne. Mancher der männlichen Hochzeitgäste redet auf den Bräutigam wohlwollend ein und läßt zuweilen ein mahnendes Wort fallen. Das Brautpaar selber hält sich schweigsam und findet sein reiches Genügen am eigenen Glück. Wenn alle Hochzeitgäste sich zerstreuen und wieder ihre eigenen Wege gehen, entfernt sich endlich das junge Ehepaar, das inzwischen ein eigenes Kanu erworben hat, ebenfalls von dieser Stelle. Es beginnt sein selbständiges, von den Eltern unabhängiges Eigenleben. Hierzu drängen nämlich auch ganz eigene Vorschriften, die für Schwiegereltern und Schwiegerkinder gelten.

Eine neue Familie ist nun begründet. Dieses Ereignis beurteilt die Gesamtheit als so bedeutungsvoll, daß sie es mit einer rechtskräftigen Förmlichkeit umgeben zu müssen für notwendig hält.[10] Der neuzeitliche, vom übermächtigen Europäertum heraufbeschworene Wirrwarr hat neben vielem Ursprünglichen auch diesen sinnigen Stammesbrauch erdrosselt. Die Indianer von heute bedauern es, daß einige ihrer Landsleute sich nun ohne die Feierlichkeit von früher zu einer Ehe zusammenschließen. Mary, die sich über die allgemein eingerissene Formlosigkeit entrüstete, beklagte laut diese Zustände: „Eine Frau ist doch keine Sache, kein Stück Holz oder etwas ähnliches, das man sich ohne Sang und Klang aneignet. Ein Mädchen, das sich ohne die bei uns gebräuchlichen Förmlichkeiten einem Manne überläßt, ist keine rechte Frau. Schön war es doch früher, da die Braut bemalt dem Bräutigam, der ebenfalls bemalt war, übergeben wurde. Alle Leute zeigten sich dabei außerordentlich froh!" Wieder ist es der europäische Einfluß, der dem jungen Geschlechte den Sinn für ihren einheimischen Stammesbrauch ertötet hat. Auf meiner zweiten Reise habe ich den Hauptteil von dem, was die vorhergehenden Seiten enthalten, durch den zuverlässigen alten Alfredo erfahren.

---

[9] Bove (a): 158, und mit ihm Wilhelm: 41, behauptet: „Wenn der Bräutigam nicht für immer auf den Genuß von Guanaco- und Seehundfleisch verzichten will, muß er sich am Morgen nach der Hochzeit durch ein Bad im Wasser des Meeres reinigen ... Diese Bäder sind ohne Zweifel die Ursache vieler Krankheiten, denen die jungen Leute des Feuerlandes unterworfen sind, doch man sieht sie für nötig an, um die verlorene Kraft zu ersetzen." Meine Gewährsmänner konnten sich bei meiner Frage, ob ein Bräutigam zum Bade verpflichtet sei, des Lachens nicht enthalten, so ungeheuerlich wirkte jene Behauptung auf sie. Näheres hindisch ist es, aus jenem vermeintlichen Brauche „viele Krankheiten" abzuleiten. Wer immer sich in der See gewaschen hat, eilt unverzüglich zum Feuer.

[10] Einmal läßt auch Bridges (a): 332 anscheinend sein Verständnis hierfür durchleuchten: „Die Heirat war ebenso gut ab alle anderen Verwandtschaftsgrade anerkannt, für welche alle sie [die Yamana] ihre bestimmten Ausdrücke haben."

9. Schwiegereltern und Schwiegerkinder

In den Tagen vor und nach der Hochzeit benimmt sich der Bräutigam seinen Schwiegereltern gegenüber sehr diensteifrig und gefällig. Eine rechtliche Verpflichtung zu einem Arbeitsdienst oder zu Geschenken besteht nicht. Ihm ist es jedoch darum zu tun, sich der G u n s t der Eltern seiner Braut zu versichern, damit sie jedenfalls ihre Zustimmung zur geplanten Ehe vorbehaltlos geben. Bekanntlich macht eine gewisse Verschämtheit die Verliebten zurückhaltend im Offenbaren ihrer stürmischen Wünsche. Um sich kurz vor der Hochzeit, wenn die Liebschaft der jungen Leute bereits bekannt ist, den Einlaß in die Hütte der Eltern seiner Braut zu erzwingen, legt er eines Tages ein ansehnliches Bündel Holz davor und wartet, bis man ihn hereinruft.[*] Geschieht dies, sieht er darin die sicherste Gewähr für die Zusage jener Alten zu seinem Heiratsplane. Seine innere Freude verbirgt er und benimmt sich von nun an, wie es der alte Stammesbrauch von einem Schwiegersohne fordert. Ein freier, offener Verkehr ist nämlich weder ihm noch der Schwiegertochter mit ihren Schwiegereltern gestattet, hingegen sind sie zu Hilfeleistungen für letztere verpflichtet. Was der Schwiegersohn unmittelbar vor und nach der Hochzeit für sie tut, wird man genauer als Erkenntlichkeit und als Dankespflicht dafür, daß jene Eltern ihm die Tochter überlassen wollen, deuten müssen. Um seine Gefälligkeit dem Schwiegervater augenscheinlich zu beweisen, läßt der verliebte Bursche auskundschaften, was ihm fehlt oder was er erwartet oder was ihm besonders erwünscht sei. Eben das schafft er herbei, sei es ein Kanu, sei es eine Harpune oder ein schöner Fellmantel; und darüber hinaus trägt er noch manche andere Kleinigkeit in dessen Hütte, bis die Hochzeitsfeier einsetzt. Gleichzeitig leistet die Braut ihrer angehenden Schwiegermutter, falls es sich ermöglichen läßt, kleine Aufmerksamkeiten, die von ihr indes bei weitem nicht als so selbstverständlich wie von einem Bräutigam erwartet werden. Die Tatsache aber, daß auch sie ihre Schwiegereltern beschenkt, gibt eindeutig zu verstehen, daß die vom Bräutigam abgelieferten Geschenke nicht als Brautkauf gewertet werden dürfen (S. 641).

Die Einschränkungen im Wechselverkehr der Schwiegerkinder mit ihren Schwiegereltern sind eine ausgesprochene M e i d u n g s s i t t e. Als unstatthaft und ungehörig gilt es, die Schwiegereltern anzureden oder ihre Unterhaltung durch Zwischenbemerkungen zu durchbrechen. Wenn man ihnen begegnet oder wenn man ihre Hütte betritt, darf man sie nicht begrüßen; läuft man ihnen zufällig entgegen, soll man sie mit niedergeschlagenen Augen in weitem Bogen umgehen. Allgemein gilt, daß man sich ihnen nie gegenüberstellt, ihnen nie offen ins Gesicht schaut und sich nicht an ihrer Seite niederläßt. Wenn es sich ergibt, daß ein Schwiegerkind mit seinen Schwiegereltern in der gleichen Hütte beisammen ist, muß ersteres von ihnen weit abrücken und

[*] Auf steinernen, gebahnten Wegen vor der Hütte der Gefürchteten verlegt sich bekanntlich auch der heiratslustige Bursche bei den Zulu'kaffern, bis dessen Vater ihm Einlaß gewährt und damit seine Zustimmung zur Heirat bekundet (Bd. I, 267).

sich von ihnen abwenden, also ihnen eine Körperseite oder den Rücken zukehren. Kommen mehrere Männer zusammen, wählt der Schwiegersohn seinen Platz in diesem Kreise im weitesten Abstande von seinem Schwiegervater; er verhält sich schweigsam und duckt sich sehr, wenn dieser das Wort führt. Den genannten Vorschriften fügt man sich auch heutigentags noch. Als wir uns eines Tages mit einigen alten Männern über die Männerfeier *kina* unterhielten, benahm sich der sonst sehr vorlaute und geschwätzige Calbenen derart verschwiegen und zurückhaltend, daß sein Benehmen auffallen mußte. Darüber befragt, erklärte er, sein Schwiegervater William wäre anwesend gewesen und hätte das Wort geführt, unter solchen Umständen gebühre ihm als Schwiegersohn ein ehrfurchtsvolles Stillschweigen.

Zur gleichen scheuen Zurückhaltung ist die Schwiegertochter gegenüber ihrer Schwiegermutter verpflichtet. Allerdings lockert sich die Strenge dieses Gebotes ein wenig nach dem ersten Jahre ihrer Verheiratung. Keinesfalls kommt weiterhin zwischen ihnen ein freier Verkehr oder eine offene Aussprache zustande.

Trotzdem bestehen für die Schwiegerkinder gegenüber ihren Schwiegereltern einige unausweichliche Verpflichtungen.[41] Erstere sind nämlich verhalten, ihnen besonders bei Krankheit und Arbeitsunfähigkeit behilflich zu sein und sich um ihr Fortkommen zu bekümmern. Sie in die eigene Hütte aufzunehmen ist zwar nicht gefordert, weil dadurch das Schwiegerkind peinlich eingeengt würde. Dennoch lebt vereinzelt und vorübergehend eine alte Frau bei ihrer verheirateten Tochter und nimmt an deren täglichen Kanufahrten teil. Zumindest müssen die Schwiegerkinder sich in gewissen Zeitabschnitten nach den Lebensverhältnissen ihrer Schwiegereltern umschauen, sie mit frischen Nahrungsmitteln oder guten Gerätschaften versorgen und vielleicht andere Personen für deren Pflege gewinnen, je nach den Bedürfnissen, die der Einzelfall erkennen läßt. Ausdrückliche Wünsche und besondere Aufträge darf man ihnen nicht verweigern.

Trotz jener Verbote und gerade wegen der geltenden Verpflichtungen müssen beide Teile auf eine mehr mittelbare Art und miteinander wie auf Umwegen verkehren. Die Schwiegertochter darf mit ihrer Schwiegermutter etwa ein Jahr nach ihrer Verheiratung einige notwendige Worte wechseln, der Schwiegersohn enthält sich seitlebens jeder unmittelbaren Aussprache mit seinem Schwiegervater; das ist soeben erst festgestellt worden. Die eigene Tochter ist es, die vor ihrem Vater für ihren Mann vermittelt, oder der eigene Sohn übernimmt dies vor seinen Eltern für seine Frau; auch die jeweiligen Schwäger bzw. Schwägerinnen bilden die Vermittlung.

In Wirklichkeit wickelt sich der Gedankenaustausch folgendermaßen ab.

[41] Darauf hat Bridges (a): 201 mit ungenauen Angaben hingewiesen: „Men work for their wives' parents both before and after marriage, until the bride her firstborn, when the husband is exempted from further duty, save occasional gifts of fish, blubber, canoe, spear etc., and a willingness to help his father-in-law in difficulties." Was Koppers: 321 hierüber sagt, ist nach den obigen Ausführungen zu berichtigen.

Gewahrt der Schwiegersohn, daß sein Schwiegervater sich ihm und seiner Familie nähert, sendet er ihm seine Frau entgegen und läßt ihm sagen: „Mein Mann schickt mich, er lädt dich in unsere Hütte ein!" Erfreut darüber antwortet ihr der eigene Vater: „Vielen Dank, doch will ich mir gleich selber eine eigene Hütte aufrichten!" Er entscheidet sich hierfür, um seinen Schwiegersohn nicht in Verlegenheit zu bringen; denn dieser müßte ja schweigen, abseits sitzen beim Essen und sich überall ducken, was ihm den Besuch verleiden würde. Also, um ihm alle Behinderungen und Unannehmlichkeiten zu ersparen, erbaut der Schwiegervater in dessen Nähe seine eigene Hütte, wobei seine Tochter ihn unterstützt. Kaum ist dieser Bau etwas eingerichtet, geht sie zu ihrer eigenen Hütte zurück und redet mit weithin vernehmbarer Stimme ihren Mann an: „Deinen Schwiegervater habe ich zu uns eingeladen; doch er zieht es vor, in einer eigenen Hütte zu wohnen. Er dankt dir!" Nun spricht er mit lauter Stimme, damit jener es verstehen kann: „Sehr leid tut es mir, daß mein Schwiegervater nicht zu meiner Hütte kommt!" Auf diese feinfühlige Art bringt er zum Ausdruck, daß er seinem Schwiegervater gern zur Verfügung steht. Während dieser in der Nähe weilt, besucht ihn die eigene Tochter wiederholt; der Schwiegersohn selber läßt sich in dessen Hütte nur einmal oder zweimal sehen und erkundigt sich nach etwaigen Bedürfnissen seines Schwiegervaters bei der eigenen Frau.

Um den unmittelbaren Wortverkehr, der nicht statthaft ist, zu ersetzen, läßt man sich auf eigene Art. Sobald es draußen still ist, erzählt der Schwiegersohn mit lauter Stimme und ohne jemand anzureden, was er kürzlich erlebt, beobachtet und erfahren hat, vor allem solche Dinge, die für seine Schwiegereltern wissenswert sind. Letztere vernehmen jedes seiner Worte und werden auf dem Laufenden gehalten.

Auch umgekehrt redet der Schwiegervater, an seinem Hüttenfeuer hockend, wie vor sich hin, aber weithin vernehmbar über das, was er seinen Schwiegersohn wissen lassen will. Eigentliche Aufträge übermittelt er ihm ebenfalls auf diesem oder ähnlichem Umwege. Tritt beispielsweise der Schwiegersohn in dessen Hütte, so grüßt er weder, noch schaut er sich um, noch spricht er ein Wort, sondern er verhält sich schweigend und abwartend auf einem dunklen Plätzchen. Sind sie beide allein und kann niemand zwischen ihnen vermitteln, äußert der Alte seinen Wunsch nicht etwa in unmittelbarer Ansrede, sondern so, als ob er nur für sich plaudere oder vor sich hin rede: „Da habe ich doch mein Messer am Strande liegen gelassen!" Oder er sagt: „Draußen am Baumstamm hängt ein Pinguin, den möchte ich mir gern braten, ich habe Hunger!" Ähnlich auch: „Einen Seelöwen habe ich heute früh erschlagen, er ist ein großes Tier. Ich bin ein alter Mann und konnte ihn nicht zum Kanu schleppen; dort auf jenem Felsen habe ich ihn liegen gelassen." Endlich: „Das Holz für mein Hüttenfeuer geht bald zu Ende; wenn doch jemand mich mit neuem Brennholze versorgen möchte!" Dergleichen Angaben versteht der Schwiegersohn; sie sind Aufträge des Schwiegervaters, die er ohne Widerrede erfüllt.

Solch befremdliche Zurückhaltung der Schwiegerkinder und ihr Verkehr mit den Schwiegereltern auf dem merkwürdigen Umwege über deren Kinder oder über die eigenen Schwäger sind ein Ausdruck der Ehrfurcht und Hochachtung vor den Alten. Man sagt: „Die Schwiegereltern sind verehrungswürdig, deshalb dürfen Schwiegerkinder weder in ihrer Nähe sich auffällig benehmen, noch ein Wort mit ihnen wechseln!“[1] In der Wertschätzung setzt man die Schwiegereltern den leiblichen Eltern gleich, die Schwiegerväter und die Schwiegermütter eines Ehepaares betrachten sich gegenseitig wie Brüder und Schwestern. An ihnen also erfüllen die Schwiegerkinder all jene Pflichten, die sie leiblichen Eltern schulden; sie machen ihnen häufig Geschenke und übernehmen für sie allerhand Arbeiten, sie bringen Holz zum Hüttenfeuer, Gras zum Schlaflager, Trinkwasser und Lebensmittel, Binsen zum Korbflechten und Lanzen für Lanzenschäfte herbei; kurzum, sie helfen den Schwiegereltern auf jedwede Art und erweisen ihnen nach außen hin weit mehr Ehrfurcht, als den leiblichen Eltern. Ein Schwiegersohn würde von ihnen weder etwas anfordern, noch irgendwelchen Gegenstand sich ausleihen. Damit nicht genug, müssen die Schwiegerkinder auch gegenüber den Geschwistern ihrer Schwiegereltern eine gewisse Zurückhaltung an den Tag legen, obwohl es nicht unstatthaft ist, gelegentlich kurze Worte mit ihnen zu wechseln. Mit den Großeltern seiner Frau indes kann jeder Mann unbehindert verkehren.“[2]

Manche Vorschriften, die ehedem von den Yamana als heilige Gesetze in Ehren gehalten worden sind, hat das alles zerrüttende Europäertum beseitigt. Deswegen fanden bei den letzten Überlebenden dieses Stammes auch beschämende Unordnungen unbehinderten Eingang. Ältere Indianer von der Gesinnungsart ihrer Vorfahren, in ihrer Hilflosigkeit sie abzustellen, klagen bitter und bedauern sehr den unaufhaltsamen Verfall ihres ganzen Volkstums.

b. *Das Eheleben*

Mit der Hochzeitsfeier beginnt für die Neuvermählten das Leben der Selbständigkeit, sie treten aus der Abhängigkeit von den leiblichen Eltern heraus und sehen sich nun als neubegründeter Ehebund auf eigene Füße gestellt. Eine bestimmte Regel für die Zeit, nach welcher sich das junge Paar von den Eltern lossagt, kennt man nicht. Die Entscheidung hängt ab von der Lage, in der sich die Familie des Bräutigams oder die der Braut befindet; ausnahmsweise bleiben die jungen mit den alten Leuten so lange zusammen, bis jenen das erste Kind kommt.

Dem jungen Manne fällt es nicht schwer, der elterlichen Hütte den Rücken zu kehren; lange schon pochte in ihm der Drang nach persönlicher

[1] „Sons-in-law and daughters-in-law treat with considerable deference their fathers and mothers-in-law“, nach Bridges (a): 282.

[2] Im Verhältnis zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern bei den Yamana gibt es auffallend viele Übereinstimmungen mit den benachbarten Selk'nam (Bd. I, 332) und mit den Halakwulup (Bd. III).

Unabhängigkeit und die Lust für unbehinderte Kraftentfaltung. Anders fühlt die junge Braut, die zwar an alle Arbeiten, welche ihr nun oblägen, längst gewöhnt ist, die aber den eigentlichen Inhalt und die Lebensaufgabe ihres verheirateten Standes für den Anfang weder begreift noch fühlt. Zuweilen überwältigt sie ein unwiderstehliches Empfinden der Vereinsamung, das sie niederbeugt, wortkarg macht und traurig stimmt; eine andere wieder zerfließt in Sehnsucht nach der Mutter und den Schwestern. Was Wunder, wenn die Jungvermählten in kurzen Zwischenräumen die Familie der jungen Frau aufsuchen, wo diese sich von der eigenen Mutter ermutigen und aufrichten läßt. Die alte Frau bemalt jedesmal wieder das Gesicht ihrer Tochter mit zierlichen Strichen, damit ihr Mann sie von Tag zu Tag mehr liebgewinnen möchte. Wenn endlich das ersehnte erste Kind kommt, ändert sich dieser Zustand mit einem Schlage außerordentlich zum Besseren; denn nun weiß die junge Frau sich bei Tage und bei Nacht zu beschäftigen, ihre Tätigkeit ist die beglückendste für ein Weib und in ihren Händen hält sie endlich den sinnfälligen Ausdruck der Liebe ihres Gatten.

Für die Eltern bedeutet es zuweilen ein empfindliches Opfer, von ihrer Tochter sich trennen zu müssen, zumal wenn sie alt sind und wenn sie dadurch ganz vereinsamen, daß ihnen das letzte Kind verloren geht. Ihre Hoffnung beruht nur noch auf der Aussicht, daß das junge Paar einige Zeit bei ihnen bleibt oder sie häufig besucht und daß der Schwiegersohn ihnen allerlei Dienste leisten wird. Ganz anders die Eltern des Burschen, die sich freuen, daß er endlich mit dem Mädchen seiner Herzenswahl einen eigenen Hausstand begründet.[4] Sie wünschen ihm alles Glück und verfolgen mit Aufmerksamkeit die Entwicklung der neuen Familie, ohne störend einzugreifen. Dessen sind sich die Elternpaare beider Teile wohl bewußt, daß es ihnen von da an nicht mehr zusteht, wegen Kleinigkeiten oder zu oft auf ihr Kind einzureden. Auffälligerweise wird dem Onkel väterlicherseits *inddruwa* und der Tante mütterlicherseits *yëxaddbi* (BD: 645 schreibt *yekaddbi*) ein Vorzugsrecht auf Belehrung und Ermahnung des Gatten bzw. der Gattin eingeräumt, das die wenigen Zugeständnisse, die eine alte Gewohnheit den leiblichen Eltern gewährt, weit überragt. Sollte die junge Frau in die unglückliche Lage geraten, gegen Übergriffe oder rohe Behandlung ihres Gatten nach Hilfe sich umsuchen, wendet sie sich vorerst an ihren leiblichen Bruder und dann an einen Onkel.

Grundsätzlich schließen sich die Brautleute in der Ehe auf Lebenszeit zusammen. Ihre Ehe ist nicht nur eine Gemeinschaft der Herzen, sondern auch eine Arbeitsgemeinschaft zum Wohle ihrer selbst und der eigenen Kinder. Die besonderen Pflichten sind jedem der beiden Gatten von uraltem Brauch bestimmt angewiesen; dieser allein entscheidet, ob und wann die Auflösung einer Ehe statthaft ist. Die Neuzeit hat leider auch die ursprüngliche

[4] Diese Zusammenleben dehnt Hyades q): 378 zu lange aus: „D'habitude les jeunes maris ... vivent pendant longtemps avec les parents de leurs femmes auxquels ils rendent de nombreux services."

Form der Ehe in den Familien von heute so sehr abgeändert, daß sie nur teilweise noch durch den unmittelbaren Augenschein erkannt werden kann; die Mitteilungen aller alten Leute waren mir daher von besonders hohem Wert.

1. Monogamie

Bei Beschreibung der ehelichen Einrichtungen und familialen Gewohnheiten der Yamana sieht sich der Kritiker vor eine schwierige Aufgabe gestellt: Die Mitteilungen früherer Beobachter sind oft ganz unzugänglich und teilweise eindeutig gefärbt. Im besonderen fallen die Angaben, die Bridges über unsere Indianer gemacht hat, regelmäßig zu deren Ungunsten aus und es läßt sich wohl seine bewußte oder unbewußte Absicht nicht leugnen, sie in ein unfreundliches Licht zu rücken. Die älteren Nachrichten aus seiner Feder sind wegwerfend und verächtlich gehalten; immerhin besaß er so viel Gerechtigkeitssinn, daß er später einige gröbere Entgleisungen berichtigte. Nun aber haben andere Reisende bei ihrer Beschreibung von Dingen, die ihrer unmittelbaren Einsicht nicht zugänglich waren, sich auf Bridges' Meinung gestützt, was besonders für die Einrichtungen der Ehe und Familie gilt. Daher so viel Übereinstimmung und Urteilsgleichheit bei den Berichterstattern. Ich persönlich habe die unverfälschte Form des Ehelebens der Yamana von ehedem als Allgemeinerscheinung nicht mehr angetroffen und war auf die Aussagen zuverlässiger Leute angewiesen, so des alten Alfredo bei meinem zweiten Aufenthalt im Feuerlande. Da ihr Urteil gut begründet wurde, wiegt es manche falsche, unbewiesene Behauptungen immer noch auf.

Manche der früheren Reisenden treten dafür ein, daß die Yamana der Vielweiberei huldigen. Aus ihren Worten ersieht man indes nicht deutlich, ob diese Einrichtung vorherrscht, ob sie allgemein gebilligt oder nur unter gewissen Bedingungen geduldet wird.[46] Offensichtlich widerspricht sich Bridges. Nachdem er das erste Jahrzehnt auf Isla Keppel verbracht hatte, schrieb er: „Polygamy is very general. Thus Jemmy Button has three sisters for his wives . . ., in fact, the marriage of two or three sisters to the same man is not the exception but the rule" (MM: III, 117; 1869). Von der zuletzt genannten Unrichtigkeit sei zunächst abgesehen.[47] Siebzehn Jahre später trifft er (h): 206, bewußt oder unbewußt, eine empfindliche Einschränkung: „En algunos sitios la regla es tener una mujer; en otros muchos tienen dos, algunos tres y hasta cuatro." Damals kannte Bridges einen ansehnlichen Teil der Yamana noch gar nicht, weswegen allein deshalb seine Behauptung wenig Glaubwürdigkeit beanspruchen kann. Nach weiteren sieben Jahren

[46] Cooper: 166 hat einige Urteile aus neuerer Zeit zusammengestellt. Anzufügen wären noch Furlong (b): 131, Dabbene (b): 179, Lothrop (b): 163, Outes (g): 55 u. a. m.

[47] Elf Jahre vorher, am 10. Dezember 1858, hatte Despard diese falsche Beschuldigung längst richtiggestellt: „Jemmy Button declared that the report his having three wives was all stories. 'No, I got only two — other woman my sister'" (VP: VI, 129; 1859). Erst nach Entlassung seiner ersten Frau hat er die zweite übernommen.

endlich macht er (k): 234 eine nahezu offenherzige Enthüllung, die wie ein Widerruf seiner früheren Urteile erscheint; bekennt er doch: „Mas cuando [los Yaganes] fueron bien conocidos, se descubrió que no eran esnfbales ni polígamos y que, por lo general, respetaban los derechos que resultan de la vida de familia." Langjähriger Beobachtung seinerseits hat es bedurft, bis er die naheliegende und bedeutungsvolle Einrichtung der feuerländischen Ehe in ihrer tatsächlichen Form richtig erkannt hat.

Bridges hatte vorher zweifelsohne den Fehler begangen, in den andere Europäer vor ihm und nach ihm gefallen sind, jedwede erwachsene Frauensperson in einer Hütte oder in einem Kanu als Gattin des eben anwesenden Mannes zu betrachten. Nicht immer war die Schwägerin, die neben ihrer Schwester sich bei ihrem Schwager aufhielt, dessen Gattin, ebensowenig eine ältere Frau, die, weil alleinstehend, von ihm in die Familie aufgenommen worden war; das gilt auch von verwandten Personen, die zufällig oder für einige Zeit miteinander lebten. Wenige Jahre vorher, es war im März 1864, hatte Stirling mitgeteilt: „The custom of the people here [in Packsaddle Bay] is to have but one wife; at Woolya a man often has three wives" (VSA: XI, 239; 1864). Ob nicht eine falsche Beobachtung diese letzten Worte eingegeben und in die Feder gesagt hat?

Indes für ein Überwiegen der Monogamie ist Hyades (q): 378 bestimmt eingetreten: „Quoiqu'il y ait des hommes, en assez grand nombre, possédant deux, trois et même quatre femmes, l'habitude est cependant de n'en avoir qu'une seule."[a] Ihm folgte darin Martial: 198 mit den Worten: „Les Fuégiens pratiquent quelquefois la polygamie; ils ont rarement trois et même quatre femmes; parfois deux, le plus souvent une." Dabbene (b): 188 betont: „Es costumbre de tener solamente una [mujer]." Aus den von einigen Reisenden der letzten Jahrzehnten vorgelegten Ansichten hat Cooper: 166 sich folgende Überzeugung gebildet: „As Mr. Bridges and the members of the French Cape Horn expedition had much more experience among the Yahgans than had the members of the Italo-Argentinian expedition, it is more probable that former authorities' estimate is the truer one, namely, dominant monogamy with, however, considerable polygamy." Die gegenwärtigen Verhältnisse können nicht als maßgebend gelten, obwohl alle Familien monogam sind. Eine einzige Ausnahme machte vor einem Jahrzehnt notgedrungen Manuel (S. 668), der zu seiner ersten Frau noch die jugendliche Julia, eine Halakwulup, übernommen hat.

Die ältesten Männer und Frauen, unabhängig voneinander befragt, waren und sind einig in dem Urteil, daß gegenüber der Vielehe bei weitem die E i n e h e ü b e r w o g und daß erstere als geduldet eine Ausnahme bildete. Die beiden Brüder Martin und Fred Lawrence wiederholten das wörtlich und verwiesen zur Begründung auf einige handgreifliche Umstände. Mehr oder

[a] In diesem Urteil bleibt er sich gleich und sagt an anderer Stelle, daß „la polygamie ... est permise mais non de règle". Lovisato (b): 143 hat sich keine Meinung gebildet und wiederholt, nach Bridges, „the number [of wives] was not fixed by custom".

weniger war die Zahl der Erwachsenen beider Geschlechter gleich; hätte die Mehrheit des Volkes in Vielweiberei gelebt, wäre eine ansehnliche Menge von Männern ehelos geblieben und jeder Fremde hätte das bemerken müssen. Nach seiner natürlichen Veranlagung schenkt sich der Feuerländer nur einer einzigen Frau und er empfindet es als Störung seines Gemütslebens, wenn er zwei Frauen gleichzeitig seine Liebe widmen soll; deshalb steht auch beim Polygamisten die eine seiner Frauen in seiner Wertschätzung reichlich tief. Daß er, falls seine Gattin noch gesund und arbeitsfähig ist, durch eine zweite Frau sich wirtschaftlich besser stellt, ist eine unverstandene Übertreibung; denn Reichtümer häuft niemand an und ihm werden ja vom alten Stammesbrauch bestimmte Arbeiten aufgetragen, die größtenteils sich verdoppeln, wenn er zwei Frauen besitzt und diese samt Kindern erhalten muß.

Rechtzeitig wurde ich auf eine bei Indianern und Weißen beliebte ungenaue Redeweise hingewiesen, demzufolge ein Mann als Polygamist gekennzeichnet wird, der seine erste Gattin weggeschickt und an ihrer Stelle sich eine andere Frau angeeignet hat; in Wirklichkeit lebten jene beiden Weiber nicht gleichzeitig in seiner Hütte, sondern die erste wurde von der zweiten verdrängt. Verhältnismäßig häufig hat es sich bei unseren Eingeborenen ereignet, daß ein Ehemann seine Verbindung mit der ersten Frau löste und dafür eine andere als Gattin übernahm.[48] Bei den Yamana gilt nach alledem die monogame Einzelehe als allgemeine Regel, die seltenen Fälle einer Vielehe werden als oft begründete Ausnahmen notgedrungen eben nur geduldet.

2. Polygamie

Von mehreren Reisenden und Missionaren wird die Vielweiberei unserer Feuerländer berechtigterweise als eine T a t s a c h e hingestellt, die auch meine persönlichen Erkundigungen bestätigen. Manche Urteile gefallen sich anscheinend darin, die Zahl der gemeinsamen Frauen eines Mannes zu erhöhen. So in Outes (g): 55 beispielsweise: „Los pobres tienen dos o tres mujeres, pero hay algunos con cuatro, cinco y aun seis."[49] Hierzu sage ich nur, was jeder weiß, daß es bei den Yamana weder Arme noch Reiche gibt.

Verläßlichere Angaben beschränken sich darauf, die Vielweiberei kurzweg als erlaubt hinzustellen. Bei Hyades (b): 1346 liest man nur. „La polygamie, que l'usage autorise, a paru cependant être l'exception."[50] Eindeutig und bestimmt sagte mir Alfredo im Februar 1920: „Wohl darf sich ein Yamana zu seiner eigentlichen Gattin noch eine zweite Frau nehmen, die weitaus meisten unserer Männer haben sich immer mit einer einzigen begnügt!" Weder

---

[48] Nur in diesem Sinne läßt Lucrasse (b): 143 den Ausdruck "Polygamie" gelten; denn er schreibt: „In fact the Yahgan showed a tendency to change husbands and wives not infrequently, which we may term 'progressive polygamy'."

[49] Übereinstimmt wird diese Ansicht auch durch Spegazzini (a): 166, daß es nämlich nichts Seltenes sei „encontrar algún jefe con tanga 4 y hasta 5 mujeres".

[50] An anderer Stelle (p): 336 sagt er: „La poligamia est permisa."

er noch seine Frau erinnerten sich eines einzigen Eingeborenen, der gleichzeitig mit drei Frauen zusammengelebt hätte. Verhältniszahlen werden niemals angeführt und folgende Mitteilung Bridges' vom 14. Februar 1871 (MM: V, 138; 1871) über die in Ushuaia anwesenden 21 Männer und Jünglinge flößt mir kein Vertrauen ein. Von diesen wären 4 ledig gewesen, 7 hätten je eine Frau, 5 je zwei, 3 je drei und 1 sogar 4 Frauen besessen.[41] Zumindest muß eine höhere Zahl als zwei Gattinnen, falls sie wirklich vorgekommen ist, wie eine seltene Ausnahme beurteilt werden.[42] Richtiger würde man manche der diesbezüglichen Angaben als falsche Beobachtungen abweisen; denn, wie schon betont wurde (S. 664), war nicht jedwede Frauensperson in Begleitung eines Mannes deswegen auch seine Gattin. Immerhin, so scheint es, muß man diese Tatsache wenigstens für die Neuzeit zugeben. BD: 573 bringt das *tuxlölla*, to marry more wives than two. Die beiden Brüder Lawrence haben es entschieden abgewiesen, daß ein Yamana in den früheren geordneten Verhältnissen gleichzeitig mit drei und mehr Frauen verheiratet gewesen wäre. Bei anderer Gelegenheit, im Februar 1923, sagte mir Fred: „Wer die Redeweise der Yamana gut kennt, der weiß, daß sie von zwei oder drei Gattinnen eines Mannes auch dann sprechen, wenn dieser zwei oder drei Frauen nacheinander, also eine andere an Stelle der entlaufenen oder abgeschobenen oder verstorbenen angenommen hat. Ein solcher Mann ist im strengen Wortsinne nicht als Polygamist zu bezeichnen. Übrigens, mit zwei Weibern hat ein Yamana wirklich genug!" Diese Erklärung verdient es, gut beachtet zu werden.

Daß ein Feuerländer über die Einzahl nach freiem Ermessen nicht hinausgehen soll, ersieht man aus einer gewissen und grundsätzlichen Begründung, die vom Empfinden der Allgemeinheit für die Übernahme einer zweiten Gattin gefordert wird. Falls Unstimmigkeiten entstehen oder eine schwere Abneigung zwischen den Eheleuten sich herausbildet, trennen sie sich endgültig. Wenn demnach irgendein Mann zu seiner Gattin eine zweite Frau annimmt, so tut er es aus rein äußeren Gründen.

Fast immer liegt Arbeitsunfähigkeit ihrerseits vor, auch langes körperliches Leiden; letzteren Umstand hat erst die Neuzeit gebracht. Bei der für die verheirateten Yamana geltenden Arbeitsteilung ist ein Mann unbedingt auf die unbehinderte Kraftentfaltung seiner ehelichen Partnerin angewiesen. Wenn sie nur kurze Zeit aussetzen muß, stellt sie selber ihm eine Ersatzperson, indem sie ihre Schwester oder Tante oder Nichte herbeiruft. Auf die Dauer wäre dieser Zustand unhaltbar. Hat beispielsweise die Gattin den Arm oder

[41] Dieser Aufstellung gegenüber erinnere ich nochmals an die einschneidende Verbesserung, die Bridges (k): 243 an seinen eigenen Urteilen aus früheren Jahren vorgenommen hat, wo er sagt: „Mas cuando [los Yahganes] fueron bien conocidos, se descubrió que no eran caníbales ni polígamos." Mit diesen Worten leugnet er kurzerhand jede Vielweiberei weg; indes überschreitet er damit offensichtlich ein wenig die Grenze des Wirklichen.

[42] Hiermit erledigt sich die ungeheuerliche Behauptung Bove's (e): 157 und (g): 234 von selber: „Obwohl ... ein Mann soviel Frauen nimmt, wie es ihm gefällt, so sieht man doch selten Männer mit mehr als vier Frauen." Sein Reisebegleiter Lovisato wiederholt mit ihm selbstverständlich, daß „un uomo prende da uno a cinque mogli e senza alcuna cerimonia".

das Bein gebrochen, leistet sie nicht nur nicht ihre standesgemäße Arbeit, sondern sie selber benötigt überdies besondere Hilfe. Sobald sie sich ihres hoffnungslosen Zustandes bewußt wird, rät sie aus eigenen Stücken ihrem Gatten an, ein zweites Weib zu ehelichen. Der Mann hat jetzt ein wirkliches Recht auf ein zweites Weib.[a] Vielleicht hat inzwischen ihre noch unverheiratete Schwester bei ihr den Dienst versehen, sich dabei dem Schwager gut angepaßt und mit dessen Kindern bestens verständigt. Was liegt da näher, als daß ihr dieser Schwager sagt: „Bleibe bei mir als meine zweite Gattin!" Sie greift das Angebot wohl jedesmal auf, schon aus Mitleid mit ihrer kranken Schwester und mit deren Kindern. Zuweilen, wenn es einem bejahrten Ehepaar um eine frische Arbeitskraft zu tun ist, streckt er seine Hand nach einem gesunden Mädchen aus; dieser Entschluß kommt mancher rechthaberischen Alten sehr gelegen, weil sie nun ein junges Ding ganz unter ihrer Herrschaft hat. So entschädigt sie sich dafür, daß er diesem mehr Zärtlichkeiten als ihr widmet. Bei beiden Voraussetzungen ist die Begründung für Vielweiberei einleuchtend.[b]

Fred Lawrence wiederholte mir zu verschiedenen Zeiten: „Aus reiner Sinnlichkeit hält sich ein Yamana nie ein zweites Weib als Gattin neben seiner ersten Frau. Ist seine Begierde gar so stark, sucht er Abhilfe auf verbotenen Wegen. Hat er sich aber in eine andere Frauensperson, die auf seine Absichten eingeht, regelrecht vernarrt, schiebt er kurzerhand sein erstes Weib beiseite, um mit jener allein ungestört verkehren zu können."

In Gegenwart seiner eigenen Gattin und der alten Julia, die beide nicht widersprachen, erklärte mir im Februar 1920 der zuverlässige Alfredo nachdrücklich: „Will ein Yamana eine andere Person als zweite Gattin in seine Hütte aufnehmen, so braucht er sein Weib darüber nicht zu befragen. Er tut es aber fast immer; denn er hat sein Weib lieb!" Ein Mann also, der seiner Gattin überdrüssig geworden ist, entläßt sie lieber, bevor er ein zweites Weib ohne deren Wissen in seine Hütte einführt. Tut er es dennoch, „so muß sich seine erste Gattin geduldig fügen. Vielleicht gefällt ihr das Zusammenleben nicht und sie selber macht sich schließlich davon. Auch weiterhin bleibt die erste Frau dem Manne gefügig und unterwürfig, sie stellt ihn nicht zur Rede, wenn er gegen ihren Willen und ohne ihr Wissen eine Nebenbuhlerin ihr aufzwingt." Diese Erklärung Alfredo's haben mir später andere Personen bestätigt.

Die Absicht, mehr Kinder um sich zu sehen, kommt als Grund für Vielweiberei bei den Yamana nicht in Frage; denn die Indianerinnen sind reich-

[a] Auch Dabbene (b): 189 gesteht es ihm zu: „El hombre tiene derecho a tomar otra mujer si la que tiene está ya envejecida, o si una desgracia enclaquiera la dejé con algún grave defecto físico." In gleichem Sinne hat sich Spegazzini (a): 166 ausgesprochen.

[b] Andere Deutungen und Darstellungen sind nach diesen Grundsätzen zu berichtigen. Nach Bove (a): 157 „sind die Notwendigkeit Rudorer für das Canoe zu haben, sowie die große Vorliebe für das weibliche Geschlecht die Veranlassung einer so ausgedehnten Polygamie. Es ist dies zweifellos die wirksamste Ursache der Verarmung jener Rasse". Daß nach Bridges (a): 232 „die Bigamie den damit verbundenen großen Vorteilen wegen sehr im Schwunge war", besagt nichts.

lich fruchtbar und niemand erinnerte sich an eine kinderlose Frau in den früheren Zeiten. Die Mehrheit der Fälle von Vielweiberei entstand dadurch, daß ein Mann, bereits mit einer oder zwei Frauen lebend, noch eine alleinstehende Witwe *ášétahakipa* zu sich nahm. Diese fand vielleicht keinen Anschluß zu neuer Heirat mit einem Junggesellen oder wollte nicht mehr zu ihrer Familiengruppe zurückkehren; vorwiegend aus Mitleid rief sie jener Mann zu sich. Ob er vereinzelt mit ihr ehelich verkehrte oder nicht, beide wußten von vornherein, daß Kinder aus ihrer Verbindung nicht zu erwarten waren. Demnach war es eigentlich ein Asylrecht, was jener Gatte dieser Witwe einräumte; Ehe im strengen Wortsinne kann man ein solches Zusammenleben nicht nennen.

Wie unsere Yamana den durch das Europäertum aufgezwungenen Veränderungen auch Rechnung tragen müssen, erklärte mir WALTER im Jahre 1920. Sein Vater hielt in seiner Hütte gleichzeitig drei Frauenspersonen, mit denen er ehelich verkehrte. Damals fehlte es nämlich auf Isla Lennox und in der Nachbarschaft, also in der Ostgruppe der Yamana, bereits an Mannsleuten; demnach drängten sich die Frauen den wenigen Männern auf, um irgendwo unterzukommen. Von seinen vielen Geschwistern war WALTER seit einigen Jahren als letzter am Leben. Ein anderer Fall: Die jugendliche Halakwulup JULIA war einem gewalttätigen Europäer entflohen und fand Schutz auf der Farm bei Punta Remolino. Sie konnte sich mit den Yamana fast gar nicht verständigen und lebte sehr zurückgezogen. Sie wurde freundlich behandelt und von den dortigen Indianerinnen unterstützt, aber als alleinstehende Frau mit einem einjährigen Sohne konnte sie sich nicht länger halten. Ein geeigneter Yamana-Bursche als Gatte war nicht da. So erbarmte sich ihrer schließlich der etwa fünfunddreißigjährige MANUEL, der mit der fünfzigjährigen EMILIA verheiratet war, und nahm sie als zweite Frau in seine Hütte auf (S. 664).

Die stillschweigende Duldung der Vielweiberei bringt die überraschende Erscheinung mit sich, daß bedeutende Altersunterschiede die Eheleute trennen.[*] Als Ehehindernisse betrachtet man sie nicht (S. 651). Kleine Vorteile sind eben doch damit gegeben, daß ein bejahrtes Ehepaar ein junges Mädchen in die Hütte aufnimmt (S. 667) und daß ein jugendlicher Junggeselle eine Witwe mittleren oder höheren Alters heimführt (S. 652). Diese Beobachtung hat STIRLING auf seiner Fahrt durch die Wulaia-Gegend im März 1864 sichtlich aufgeregt: „The elder men have frequently three wives, and two of them are generally of extreme youth ... I long for plenary powers to set matrimonial affairs right down here, for the young men are too often glad to pick up derelicts, while their sires adorn their wigwams, and propel

[*] „An elderly man will be found often to possess two young wives in addition to one his equal in age; while a young man will often be allied to a woman his senior by forty years; for among some of the tribes at least it is inculcated as a duty that the young men should marry — or, perhaps, it would be more correct to say, should adapt into their family, and undertake to provide for — the aged women" (VBA: XIII, 91; 1866). ANTHOLA: 270 schreibt: „Jeder bessere Wulai hat der Mann gewöhnlich zwei Frauen, eine alte und eine junge."

their canoes with the fairest faces, and choicest arms in the community" (VSA: XI, 204; 1864). Das sagte er in der unbewußt falschen Voraussetzung, jedwede Frauensperson in der Umgebung eines Mannes wäre dessen Gattin.

Nimmt ein verheirateter Yamana zu seiner Gattin noch ein zweites Weib als eigentliche Ehefrau, wiederholen sich die Förmlichkeiten, die bei jungen Brautleuten allgemein Pflicht sind (S. 654), diesmal nicht; ebensowenig dann, wenn ein Witwer *Blátakuwa* sich wieder verehelicht. Aus dem ununterbrochenen Zusammenleben jener Personen in der gleichen Hütte erschließt die Nachbarschaft den Tatbestand, falls er nicht durch bestimmte Worte der Neuvermählten bekannt gemacht wurde.

Unverkennbar nimmt die erste Gattin eine bevorzugte Stellung ein. Äußerlich macht sich das dadurch geltend, daß ihr der Platz unmittelbar neben dem Hüteneingange zusteht. ALBERDO bezeichnete sie als die *wafia*; BD: 628 schreibt *wóhyákin*, the first wife whose place is the door side of her husband. Dadurch erscheint sie gleichsam als Türhüterin;[*] denn an jenem Platze richtet sie auch ihr Schlaflager her und neben ihr hat der Gatte seinen Platz. An ihn und weiter zum Innern der Hütte reiht sich die zweite Gattin an; sie wird deshalb *ulílgupeiáki* genannt, nach BD: 114, the second wife, when there are two, because her place was on the upper or inner side of her husband in the wigwam. Überdies ist die erste Frau berechtigt, jener gewisse Arbeiten anzuweisen und andere Aufträge zu erteilen; letztere fügt sich in Unterwürfigkeit, mehr wegen ihres geringeren Lebensalters, als in Anerkennung besonderer Übermacht ihrer Vorgesetzten. Ihre Gewalt zu mißbrauchen kommt der ersten Gattin nie in den Sinn, noch viel weniger ihre Nebenbuhlerin darben zu lassen oder zu schädigen. Wie die erste Frau im allgemeinen das Fleisch, das der Mann heimbringt, an Nachbarhütten verteilt, so läßt sie auch jener ein besonderes Stück zukommen;[**] sie nimmt sich aus allgemeinmenschlichem Gefühl ihrer besonders aufmerksam an, so lange jene einen Säugling nährt. Zwanglos teilen beide sich in die alltäglichen Beschäftigungen. Viel wird bereits dadurch geregelt, daß *die jüngere Frau* ihre unmündigen Kinder betreuen muß. Da in den meisten polygynen Ehen die erste Frau arbeitsunfähig oder schwächlich ist, fällt der zweiten nahezu alle Arbeit

[*] Schon MARTIAL: 198 hat sie als „la femme-portc" bezeichnet. Übersichtlicher umschreibt schärfer BRIGGS (1): 31: „Each grown person had his or her place in the wigwam and the several wives of a man had each her appointed place as respected the seat of her husband, from which she derived her title. Thus the first, or rather principle wife, for sometimes the first in respect of time becomes second or third in respect of rank, was spoken of as **Wohyaoin**, i. e. the one on the doorside, because her place was invariably on that side of her husband. The second was called **Uchoohpoi**, because she sat next her husband on the inner side, and third **Cuchlollahoo**, i. e. next beyond on the inner side of all. Thus each knew her place when they went into any fresh dwelling, but usually a man had not more than one or two wives at a time."

[**] Sie ist also bei jeder Mahlzeit nicht etwa, wie MARTIAL: 198 vermeint, von den Launen der ersten Frau abhängig. Nach allgemeiner Gewohnheit kann in einer Hütte jedermann von dem essen, was vorhanden ist, und wenn es fünf sind (S. 592).

in der Hütte und im Kanu mehr oder weniger vollständig an. Sind die Schwestern, was oft vorkommt, verbringt den Tagesrest in einträchtiger Verträglichkeit.

Aber es kann vorkommen, daß gegenseitige Verhältnisse zweier Gattinnen schwer durch Eifersucht und Neid gestört werden, wenn beide nicht verwandt sind, wenn der Mann mehr Liebe und Zuneigung der jüngeren von ihnen erweist, wenn er sie auffällig freundlicher und ehrlicher behandelt. Lange hält die erste Gattin, die sich ihres rechtlichen Vorranges nun deutlich bewußt wird, mit ihrem stillen Neid zurück; später macht sie dem Gatten in regelrechten Eifersuchtsszenen ernste Vorwürfe; schließlich, wenn all ihr Bemühen, seine Liebe auch für sich zu erobern, erfolglos bleibt, trennt sie sich endgültig von ihm. Solche Zustände gehören zu den Seltenheiten in polygamen Ehen und vorgekommen sich wohl nur dort, wo der Gatte sich seiner zweiten Frau entledigen will. Fast regelmäßig leben beide Nebenbuhlerinnen in gutem Einvernehmen miteinander, erst recht dann, wenn die Ehre wegen körperlicher Gebrechlichkeit auf die jüngere angewiesen ist, und häufiger noch, wenn beide leibliche Schwestern sind. Denn ist keine neidisch auf die Liebeserweise, welche die andere vom gemeinsamen Manne erfährt, mag die Bevorzugung noch so aufdringlich hervortreten. Ihre eigentlichen Rechte entbehrt sich die erste Frau nie."

Nun eine Stilprobe davon, wie unverwüstlich zwei Europäer, die gleichzeitig unsere Eingeborenen kennen lernen, über eine und dieselbe Einrichtung berichten. Nach Spegazzini (a): 146 wird durch Vielweiberei „la paz familiar menos alterada, no surgiendo entre [las mujeres] ni celos, ni pendencias." Demgegenüber behauptet Bove (a): 137: „Obwohl ... ein Mann soviel Frauen" nimmt, wie es ihm gefällt, so sieht man doch selten Männer mit mehr als vier Frauen. Es scheint bei einer solchen Zahl von Gattinnen das häusliche Glück gar nicht mehr recht gesichert zu sein und die Hütte oder das Canoe sich täglich in ein Schlachtfeld zu verwandeln, so daß eine junge und schöne Gattin den Vorzug, den der Mann ihr gibt, wohl manchmal mit dem Leben bezahlt; schlimmer wird es für den Mann, wenn die Frauen ihre eigenen Streitigkeiten beilegen und sich gegen den Herrn des Hauses verbinden, wobei ihm wohl einmal deutlich gemacht wird, daß neben einer einzigen Frau unter Umständen recht auskommen werden kann." Vor dem Erfindungsgeist dieses, der solche Schlachtenschilderungen hervorzubringen vermag, hülle ich mich selber in Schweigen.

Nach alledem besteht zu Recht, daß einzelne Männer mit zwei Weibern, die meist Schwestern waren, gleichzeitig lebten; die überwiegende Mehrheit der Ehen indes war monogam. Nach der Vermutung einiger weniger Gewährsleute hätte ein Mann als äußerst seltenes Ausnahmen mehr als drei Frauen bei

---

[a] Diese Stelle, den Bd. 130 hindurch in „Dolores" in einer Art Ehre sein zu sehen die gleiche in der Wiederkehr auf der zweiten so sind", [unsere] endgültige Bedeutung nicht zu.

[b] [Übersetzer in Abhängigkeit von Bove] schließlich Wissenswert ist schließlich, daß jeder [der] mehrere der europäischen [Schiffe] mit vier Frauen], dieselben ausgenommen [in Schiffahrt] durchschnitt".

sich gehalt, die fast immer leibliche Schwestern waren. Kein einziger sicherer Beweis liegt für diese und für eine höhere Zahl von Gattinnen vor. Wohl ein fehlte einer polygamen Ehe irgendwelche Begründung, die hauptsächlich der herrschenden Arbeitsteilung und der Verpflichtung des Schwagers zur Witwenheirat entstammte. Die meisten der europäischen Beobachter haben flüchtlich jedwede Frauensperson an der Seite eines Mannes als dessen Gattin bezeichnet und demnach die Verbreitung der Polygamie weit übertrieben. Noch einmal sei daran erinnert, welch starke Abstriche der erfahrene Bancroft (k): 243 an seinen früheren voreiligen Behauptungen gemacht hat; denn nach einem fast vierzigjährigen Zusammenleben mit diesen Indianern gestand er offen ein: „Als man zu einer guten Kenntnis der Yamana gelangt war, da stellte sich heraus, daß sie weder Kannibalen noch Polygamisten waren!"

Nichts deutet an, daß eigentliche Polyandrie von den Yamana geübt würde.[46] Die sogenannte geschlechtliche Promiskuität ist bereits von Fitz-Roy (s): 182 bestimmt in Abrede gestellt worden: „Jemmy Button often talked of his father, mother, brothers, and sisters, also of uncles and aunts, after he knew enough of our language to understand distinctly the relationship. Now this could not have been the case had not his father and mother lived together permanently as man and wife, according to the clear account which he himself always gave of their custom in this respect." Die englikanischen Missionare, schon mit Stirling angefangen, haben sich bemüht, der Vielweiberei ein Ende zu bereiten; Bancroft erwirkte sogar ein Verbot von seiten der Regierung.[47] Leider ließen die Missionare dabei außer acht, daß in dieser und jener Familie eine zweite Frau durch die wirtschaftliche Notlage gefordert wurde. An sich allerdings widerspricht die Vielweiberei dem allgemeinen Rechtsempfinden der Yamana und begründete Ausnahmen werden nur geduldet (S. 665).

3. Arbeitsteilung der Gatten

In der Ehe vereinigen sich die beiden Gatten nicht nur zu einem Liebesbund, sondern bewußt auch zu einer Arbeitsgemeinschaft. Bei den Feuerländern dient alles Arbeiten dem unmittelbaren Lebensunterhalt, niemand denkt dabei an die Zukunft oder an ein Anhäufen von Reichtümern. Der Wirtschaftsbetrieb der Einzelfamilie ist nur auf der Grundlage einer genau umgrenzten Arbeitsteilung beider Gatten möglich und daraus folgt mit Notwendigkeit, daß der eine Teil auf den anderen unentbehrlich angewiesen bleibt. Nicht nur die fast völlige Gleichstellung beider Geschlechter ist damit gegeben, überdies wird im Rahmen dieser Existenzgrenze verständlich, daß eine

[46] Zwar hat Bancroft (j): 21 am 22. April 1871 eindeutig festgestellt: „In no case has a woman been known to have more than one husband at a time, but occasionally some have had two or even more"; und er (k): 210 wiederholte später: „Women or ha committed any greater sin (unless only do we mention a la vez." Indes, mancher verheiratete Frau unterläuft heimlich ein unerlaubter Verkehr.

[47] Am 20. Mai 1887 teilte er mit: „Again, cases of natives taking a second wife are punished by imprisonment, and thus happily prevented" (MW: XXI. 176; 1887).

erwachsene Person nicht andauernd oder auf längere Zeit alleinstehend ohne Leben kann. Alle heiraten alle erwachsenen und zwar bereits in jungen Jahren; vereinzelte hochbejahrte, verwitwete Personen, für die es kein Heiraten mehr gibt, trachten in einer befreundeten Familie unterzukommen. In der Ehe legen nun beide Teile ihre Kräfte zusammen und streben als gemeinsames Ziel, daß die Familie als wirtschaftliche und gesellschaftliche Einrichtung sich gesund entwicke.

Die Arbeitsgebiete und die mannigfaltigen Einzelaufgaben sind nach der in jedem Geschlechte verankerten **natürlichen Veranlagung** verteilt.[1] Alle Pflichten, die größere Muskelkraft, edles Annehmen, verwegenen Mut und entschlossene Furchtlosigkeit fordern, eignen dem Manne; denn er ist von Haus aus fester gebaut und er gefällt sich in den Anstrengungen und Gefahren, die er sieghaft überwindet. Hingegen sagt der Frau das Betreuen der Kinder und die Tätigkeit in der Hütte zu, auch verbindet sie damit gern die vielen leichten Handgriffe in der Häuslichkeit und im Kano. Weil die Verteilung der Arbeiten nach naturgegebenen Voraussetzungen gleichmäßig durchgeführt ist, verläuft das Zusammenwirken der beiden Gatten reibungslos und einträchtig.

Dem verhilft endlich noch, daß der **Arbeitsmaß**, wie er dem Manne und wie er der Frau zugewiesen ist, weder ihn noch sie überlastet, beide also nie zu lebenslänglichen Sklaven ihrer Verpflichtungen macht. Freilich sind Härten und Mühen, Anstrengungen und Entsagung ihnen keineswegs erspart; aber zum harten „Kampfe ums Dasein" — in der Wortbedeutung, die dem europäischen Tagleben geläufig ist —, zwingt Mutter Natur sie nicht. Ein geringer Aufwand von Kräften reicht hin, daß sie ihre natürlichen Lebenserfordernisse befriedigen und ein vergnügliches Dasein führen können.[2] Sehr zu Unrecht haben europäische Reisende das Los der Feuerländerin in sehr trüben Farben gezeichnet. Bove (a): 137 beispielsweise meinte, daß „in diesem Kampfe um das Dasein den Frauen die Hauptrolle zufällt, die meist als Sklavinnen, wie als Gefährtinnen betrachtet werden". Der Missionar T. Bridges (a): 332 hält solcher Unwahrheit entgegen: „Die Teilung der Arbeit war billig und vernünftig, und die Weiber wurden in keiner Weise unterdrückt, sondern führten ein behaglicheres und glücklicheres Leben als die Männer und erreichten wie überall ein größeres Alter."[3]

[1] Im Mitte 1866 eine Bemerkung auf seine Beobachtung hin, daß „there are well marked divisions of labour amongst this people" (Vida: 21, 22b; 1866). Ähnlich ergänzen Bridges (a): 210 und Lothrop: „La división del trabajo [entre marido y mujer] es base de una manera que considero justa." Bereitwilligst hat sich Bridges (g): 10 ausgesprochen: „Innerhalb der Familie teilen sich Mann und Frau in die Arbeit. Den Männern fallen die eigentlich schweren Arbeiten zu .... Den Frauen fallen zunächst die eigentlichen — in diesem Falle keine Mangel- von Männern freilich verschmähte zu gemeinen — häuslichen Arbeiten zu."

[2] Grundsätzlich ist Bridges' (d): 241 Behauptung: „Der Mann ist für die Frau der beweglichste Sklave, ständig arbeitsamen Sklaven."

[3] Bridges (a): 171 gibt sogar zu verstehen: „Es gewinnt oft einen komischen Anstrich, wenn die Frauen so manche mehr ernste und [wichtige] Sache [ihrer] Männer [...] [...]

Unsere Hauptsorgen sind **unbewusst beschäftigt**, für die gibt es als Hauptes Bedingungen von Wachen und Hinsehen. Mag der Mann auch verschiedener Jagd auch zwei oder drei Tage der Ruhe pflegen, ganz untätig bleibt er nie und kann es nicht sein; denn kleinere Verrichtungen drängen sich ihm unwiderstehlich auf und stellen ihn vor neuen auf die Füße. Eigentümlich aber ist es, daß die Fortsetzung dem Beschäftigung oder lästig durch kurze Ruhepausen unterbrochen.“ Mit gegenseitig Aufmerksamkeit schließen sie ein lange bei einer und derselben Rede, wechseln verschaffen sich auch erwerbig oder dienstlig Minuten eine ausgedehnte Abhandlung; verwenden beachten sie sich an einen anderen Stelle und plaudern mit Nachbarn oder kommen sich einige Wandschritt, wenn einmal nur Unterhaltung in der Nähe ist, unterbrechen einander sich gegenseitig im Feuer oder auf dem Erdboden kommen, Sich irgendwie bei der Arbeit zu Unterhaltung, das kommt unserer Indianer nicht.

a. Beschäftigung der Männer

Im familiären Wirtschaftsbereiche kommen auf den Mann all jene Leistungen, bei denen die höhere physische Kraftentfaltung gefordert wird und die nur mit geringerem Maß, verstellen mit Vorsorglichkeit ausgeübt gedacht werden können. Sein eigentliches Betätigungsfeld ist die **freie Jagd**. Auf diesem Gebiet entfaltet er sein ganzes Können und seine alle Anstrengung, die Vielheit seiner Gelenkigkeit und die Geschicklichkeit seiner Glieder, die Schärfe seiner Sinnesorgane und die bewundernswerte Fertigkeit im Handhaben der Waffen. Oft und oft weilen seine Gedanken bei den Tieren, denen er in der freudigen Jahreszeit nachgehen muß, die er schließlich erlegt hat und die er bald dort verwertet hofft, wohin er von seinen Frau den Kurs lenken läßt. Die Gewohnheiten seiner Jagdtiere überlegt er immer wieder und erstellt seiner Umgebung den langen und breiten, wie diesen sich gegen seinen Angriff gewehrt oder jenen, trotz schwerer Verwundung durch einen sicheren Hornenverwurf, dennoch hat entwischt ist.

Pfeilig geht er den Rehen nach und bringt sie verwundet mit den Hunden oder mit seiner Wurfwaffe zur Strecke. Dabei weiß er Bären erbeutet, in Felsspalten und ausgehöhlten Uferstellen verborgen oder vom Kampf von den sehr gefährlichen, starken Tier überfallen. Mit gefährlicher Gefahr für die ganze Familie ist ein Angriff auf einen nahe dem Ufer weidenden Wal verbunden. Um ihn schwer zu verwunden und zu Tode zu ermatten, weiß jeder der von alten Seiten kundigen Männer unablässig Harpunen in den gewaltigen Tierkörper hineinzutreiben, die Wunde durch Lanzen zu Lanze vergrößern und selbst wieder herauszuziehen. Die kühnsten Tierarten erblickten sich an Gewandtheit

---

[a] handen y el no sabe nadie nos podríamos lo nunca que nosotros el podríamos nos grande de los mejores.“

[b] Auch Rhesus [a] (III) hat diese Bedeutung gemacht. „Es ist Tatsache, einmal Tierarten, daß 1 in verschiedene gelb ist in geringer gar nicht Sprache so gelb sich sogar gar die Tätigkeiten besonders die sagen, gelb Tätigkeit die in besonders, so daß Tierart besonders gebrauchen.“

kaum. Mehr versucht er eine kleine Gruppe von Jägern, den Rehbi mit Ehrfurcht zu umkreisen und auf den von Gnomen gemiedenen Pfaden zum Brunnen abzudrängen, wo andere bei Dämmerung vorbeigehen. Kleinere dem verbrennenden Tiere einen Speer nachjagen. Der erfolgreiche Jäger nimmt die schwere Beute oft schon an Ort und Stelle aus, schlägt sie an seiner Hütte, zieht hier und da Fell ab und verlegt sie in einige große Stücke, die von seiner Frau an die benachbarten Familien verteilt werden. Die Jagd auch einem Fischerer bedarf nicht seiner geschickten Waffen und genauen sich meistens oft sehr wenig. Endlich schlägt er dem Wasser, die der Eisenfisch erschreckten Vögel zu beschleichen und zu erlegen, ebenfalls die Pinguine mit Speeren, die Enten und Gänse mit der Schleuder oder großen Schlingen, die Schwäne beim gefährlichen Abmausern ihrer Brutplätze in den offenen Polarbuchten. Für den Eisfischen Eisfischen der Nacht die erlegten Vögel seiner Götter.

Eine nicht geringere lebenswichtige Aufgabe ist der Kocoboo. Auf ausdauernde weiß er die passendsten Eisschneeblöcke bei Wahl nehmen, die vorsichtig behauen, geschickt behandelt und weiterhin zum richtigen Fahrweg zusammenstellen. Manche landschaftliche Umwelt ist vorteilhaftigkeit und erweitern sehr harte Arbeit gefordert werden, bevor der neue Fahrweg zum ersten Male im Winter gebrauchen werden kann (S. 442). Größere Ausbesserungen obliegen ihm.

All seine Waffen und Gebrauchsdinge verfertigt sich jeder Mann selber selbst, selbst nur tauscht er ein besonderes Stück anderswo ein. Wenn er dann an Bekleidung benötigt, verwandt er meist auf weite Reise. Wegen der vielfältigen Kenntnisse verschiedener er seiner Arbeit und weiß die man verschiedenen Mode wieder aufzubauen, ehe er die endlich vollendet. Die Felle und Tierdecken für seine Frau, sowie das Spielzeug für seine Kinder verarbeitet man von ihm. Aus den dicken Häuten schneidet er die Lederriemen und die gummiähnlichen Stücke zu Lederriemen kaupen.

Beim Kocoboo bietet er die schwierigere Arbeit, indem er nur allein die passendste Stelle herausschafft und aufräumen. Große Hallen und ganze Dörfer können Kenigpol als Baumeister bringt er heran. Hier wenn seine Frau mitbeteiligt ist, einsetzt er den Feuer an und schützt es beim Brand. In der Hütte hilft er sich von der Isolierung und hilft sich seine Hütte für die ihm eigene Bestimmung frei.

Wenn am Morgen die Fahrt zu einem anderen Ort beginnt, sorgt er allein für seine Waffen und Gebrauchsdinge, im Vorderteile des Kanus legt er sie für schnellen Zugriffen bereit. Unterwegs denkt er nur an seine Jagd und steht wachsamen auf dem Ausschlag; er hilft sich von der Frau an jene Stellen bringen, wo er Erfolg erwartet.

Wo die Familie beabsichtigt und im Tocochkoodel verweilen werden kann, errichtet er selber auch Bildungsraden mit seiner Frau. Gemeint sind Pfannenstein, oder Lederstücke, farbige Fellschmuck, Schmuckgegenstände, Perlenketten, Waffenrest und kleinere Gebrauchsdinge.

Die wichtigeren Aufgaben des Mannes sind hiermit genannt. An seiner Seite ist er dennoch benutzt, seine Familie mit unermüdlichen Pflichtbewegungen

zu verstehen. Alles, was im Hause dauernd nicht selber dazu erforderlich ist, gehört in seinen Pflichtenkreis. Grundsätzlich öffnet er nie die Hand zu jeder Arbeitung, die seiner Frau zufällt; sollte sie erkranken oder sterben, hat er sich unverzüglich zur Verfügung eine andere Frauensperson in seine Hütte. Die deutliche Scheidung der beiden Pflichtenkreise des Mannes und der Frau ist auch darum unerläßlich, daß sie niemals ihr an seine Aufgabe erinnern oder zu größerem Fleiß ermahnen würde, sollte wegen seiner Nachlässigkeit die Familie wegen in arge Not geraten sein und Hunger leiden müssen. All das bewirkt eine fast vollkommene Selbständigkeit eines jeden der beiden Gatten, trotz ihrer Zusammengehörigkeit, im ganzen Wirtschaftsbetriebe."

β. Stellung der Frau

Der körperlichen und seelischen Verwahrlosung der Indianerin entsprechend nehmen in ihrem Tagwerk die eigentlichen Mutterpflichten den weitesten Raum und den ersten Platz ein. Jede Frau ist mit mehreren Kindern gesegnet, die bis zum heiratsfähigen Alter fast ausschließlich in der ehelichen Hütte bleiben. Die Mutter betreut ein jedes ihrer Kinder voll und ganz bis zum dritten oder vierten Lebensjahre; von da an kommen die Knaben vorwiegend unter die väterlichen Obhut, während die Mutter auch weiterhin noch ihre Hand über die Mädchen hält. Die vielen Handgriffe, die ein Säugling fordert, leistet sie ihm ganz; was an seiner Pflege beschäftigt wird, verschafft sie allein. In ihrem Mutterglück trennt sie sich nie von ihrem Jüngsten und schleppt es überallhin mit sich, obwohl sie damit ihre mühsame Arbeitsamkeit empfindlich erschwert.

Über die Betreuung und die Pflege der kleineren Kinder können Mädel für noch ein besonderes Dienst an der Familie. Für alle Mitglieder selbst sie die Speisen, die sie Kleidung gebrauchen werden, und sichert so großen und ganzen ihnen auch den Schlafplatz her. Obwohl jeder bei Hunger selber noch dem greift, was ihm vorrätig ist, kommt sie doch dem Wünschen des einzelnen meist voraus und bietet ihm das an, worauf er es abgesehen hat. Also hilft sie die größeren Pflichtenkreise in und neben dem Feuer, bäckt und kocht die Fische und Muscheln, die Krebse und Vogeleier in der heißen Asche. Für Trinkwasser sorgt sie ebenfalls und hält es gewöhnlich, wenn keine ihrer Töchter dafür frei ist. Die kleinen Schmerzbegegnungen, wie Hühneraugen und Knöchelblasen, erwarten alle von ihr.

---

* Die wichtigsten Leistungen der Frauen sind von mehreren Reisenden aufgezählt worden, so von Bancroft (s. 1) 1 und in 1883, III, 113; 1885, Petroff (s. 1) 1, Portlock (s. 1) 1, Dixon (s. 1) 1, Meares (s. 1) 1 und (s. 1) 1, Lütke (s. 1) 1, Cook (s. 1) 1, Wrangell 1, 1, Wrangell 1 u. a.

Als Beispiel diene, was Bancroft im Jahre 1861 niedergeschrieben hat: „The men build the canoes, make the paddles, spears, etc. and all in the canoes ever ready to use them. Bows, and arrows, and canoe for birds, they likewise make. The wigwam is the work of their hands, and every bit of wood, which feeds their purposed fires, is gathered, and carried by the male portion of the community." Petroff hatte Portlock (s. 1) 1 ähnliches beobachtet.

Das Feld ihres Schaffens ist die Hütte. Schon beim Aufbau betätigt sie sich gemeinsam mit ihrem Manne. Schadhafte Stellen und die vom Winde gelockerten Teile bringt sie wieder in Ordnung. Dem Hüttenfeuer wendet sie ihre besondere Sorgfalt zu, bewacht es bei Tage und bei Nacht, regelt das Ausstrahlen der Hitze und das Aufsteigen der Flammen, sorgt für die passende Richtung der Zugluft und für den schnellen Abzug des Rauches. Man möchte es kaum für möglich halten, wieviel Aufmerksamkeit und welch zahlreiche Handgriffe das Hüttenfeuer erfordert, soll es für alle Familienmitglieder eine Wohltat sein und niemanden belästigen. Jedem bereitet sie das Schlaflager so, wie er es wünscht, und sie erneuert zeitweilig die Unterlage. Eine gute Menge von Abfallstoffen sammelt sich in dem kleinen Wohnraume an; daß diese zeitig beseitigt werden, darauf achtet die Frau. In und vor der Hütte verrichtet sie ihre vielen Handarbeiten und widmet sich, nimmermüde, der Pflege ihrer Kinder.

Ihr zweites Tätigkeitsfeld ist das Kanu. Des Mannes Aufgabe ist es, dasselbe zu bauen; von da an aber liegt die Sorge um dieses bedeutsame Verkehrsmittel allein in ihren Händen. Was im Laufe der Zeit auszubessern sein sollte, fordert sie vom Manne; sie allein jedoch bedient es auf dem Wasser und behütet es am Strande (S. 456). Bevor die Familie abfährt, stellt sie das Kanu bereit, daß jeder bequem seine Sachen aufladen und mühelos einsteigen kann. Das Paddeln, ein Rudern und Steuern zugleich, besorgt sie allein, weswegen sie regelmäßig im rückwärtigen Teile ihren Platz einnimmt. Das Reiseziel und die Fahrtrichtung hat sie vorher mit ihrem Gatten vereinbart; besondere Weisungen gibt er ihr in den Augenblicken, da er einem Jagdtiere auf die Spur gekommen ist. Ängstlich wacht sie über das Feuer, daß nicht etwa der Boden durchbrenne; ihre Kinder leitet sie an, es bei bescheidener Glut zu erhalten. Um ein Kentern zu vermeiden, achtet sie darauf, daß die Insassen sich richtig verteilen und daß schwere Beutestücke das Gleichgewicht nicht stören. Immer bleibt sie sich dessen sehr wohl bewußt, daß sie allein auf dem Wasser für das Boot und für ihre ganze Familie verantwortlich ist.

Unvergleichlich mehr als ihre Nachbarin auf der Isla Grande trägt unsere Indianerin zum Lebensunterhalt der ganzen Familie bei. Darin liegt keine Übertreibung. Man braucht sich nur vor Augen zu stellen, daß sie allein die Muscheln sammelt, die für den Yamana so viel bedeuten wie das Brot für einen Europäer. Ihre Sammeltätigkeit von mehreren Stunden an den meisten Tagen dehnt sich noch auf Schnecken und Krebse, auf Seeigel und Vogeleier, auf Beeren und Pilze aus. Manchen Fisch holt sie mit ihrer Angelleine aus dem Wasser und manchen jungen Vogel ergreift sie im Neste. All diese Beutestücke kommen der ganzen Familie zugute. Die größeren Säugetiere und die Vögel, die ihr Mann zur Hütte bringt, bereitet sie für das Braten vor; weil bestimmte Mahlzeiten nicht eingehalten werden, muß sie bald diesen und bald jene bedienen. Sie macht die beliebten Trauwürste (S. 584) und brät in heißer Asche die begehrten Blutwürste. Ihre Aufgabe endlich ist es, Cytaria-Pilze zu trocknen. Ohne diese vielseitige Mitwirkung der Frau bliebe der Speise-

settel der Yamana beklagenswert einförmig. Sie beweist beim Nahrungserwerb im Ablauf des Jahres (S. 558) staunenswerte Geschicklichkeit und nimmermüde Ausdauer.

Zu jenen mannigfaltigen Verpflichtungen gesellen sich schließlich noch allerlei kleinere Handarbeiten. Viel Mühe fordern die Felle von Robben, Ottern und Guanacos, sowie die Häute der Vögel, die von ihr gespannt, beschabt und teilweise gewalkt werden. Alle Gegenstände aus Leder und Häuten fertigt sie an, vor allem die Taschen und Beutel, sowie die Zierstücke und Spielzeuge, selbstverständlich auch das wenige, was zur Körperbedeckung gehört. Für ihren persönlichen Gebrauch benötigt sie Körbchen und Hautsäckchen; zu letzteren wählt sie die Speiseröhre des *álakuf* (Tachyeres brachypterus) und Darmstücke von den Robben. Daran arbeitet sie in den kurzen Zeitabschnitten, die andere Verpflichtungen ihr freigeben. Sie sucht und bereitet die Farberden für rote und weiße Bemalung, macht die Angelfäden zurecht, flicht die Binsentaue für das Kanu und die Sehnenschnüre für verschiedene Verwendung (Siehe vor allem S. 433, 498, 502).

Rechnet man das alles zusammen, so steht man verwundert und erstaunt vor der außerordentlich umfangreichen und vielseitigen Tagesleistung unserer Indianerin. Das nahmen oberflächliche Reisende zum Anlaß, ihr Los als bedrückend und unwürdig, ihre Arbeitslast als unerträglich und ihr Dasein als unmenschlich zu schildern.[47] Dennoch wird die Frau mit ihrem Tagewerk nicht nur mühelos fertig, sie fühlt sich sogar wohl dabei und nimmt es mit frischem Mute jeden Morgen neu auf. Bequem und angenehm hat sie es ebensowenig wie ihr Gatte. Mit vollem Recht hat Stirling schon im März 1864 betont: „The division of labour is not unfair, although the women are doubtless exposed to some hard ship in cold weather, when they have to wade in the water in search of mussels, or to moor a canoe to the kelp, or set it free" (VSA: XI, 228; 1864). Aus eigener Beobachtung gelangte Bridges (i): 22 im April 1871 zu der gleichen Überzeugung, daß „the division of labour was very fair, the women were not imposed upon".[48] Das sind beachtenswerte Urteile.

7. Zusammenarbeit der Gatten

Die Beschäftigungen und Arbeitsgebiete für Mann und Frau sind deutlich gegeneinander abgegrenzt. Beide Eheleute erstreben mit ihrem Tagewerk das materielle Auskommen ihrer Familie; dieses alleinige Ziel als Zweckge-

[47] Bove (e): 137 und (d): 292 zählt zu jenen Europäern, die am stärksten übertreiben: „Während der Herr und Meister beim Feuer liegt, steht die Frau im Schnee und Regen, dem Winde ausgesetzt im Wasser, um für ihren mühsigen Gatten zu fischen." Und doch hatte schon mehrere Jahre vorher Bridges bestimmt versichert, daß „the men and boys do not lead an idle life at all" (MM: III, 114; 1869).

[48] Anmerkung 66 brachte bereits einen reichlichen Quellenbeweis, dem hier noch Bridges (VSA: XI, 228; 1864), Bridges (MM: III, 115; 1869), Hyades (e): 142 und (p): 322 anzufügen sind. Als Probe möge dienen, was Fitz-Roy (a): 125 aufgezeichnet hat: „The women nurse their children, attend the fire (feeding it with dead wood, rather than green, as

danke begründet es, daß beide sich verträglich und wohltuend ergänzen. Noch mehr kommt die gleiche Richtung in ihren Bestrebungen durch einzelne gemeinschaftliche Tätigkeiten, bei denen jeder von ihnen Hand anlegt, zum Ausdruck; entweder reichen nämlich dafür die Kräfte des einen allein von vornherein nicht aus, oder ihre gemeinschaftliche Regsamkeit läßt das Werk schneller erstehen. Das trifft beim Hüttenbau zu; denn der Mann schafft die dickeren Stämmchen herbei, während sie das Gerüst durch Verschnüren befestigt, mit Lederstücken überzieht und den ganzen Bau schließlich dichtet. Meist wird die Hütte nach anstrengender Fahrt, auf der sich Mann und Frau stärker oder schwächer, jedenfalls hinreichend ermüdet haben, aufgeschlagen; je früher der bescheidene Bau bezogen werden kann, um so vorteilhafter ist es für die ganze Familie. Deshalb sind sie beide gemeinsam vom ersten Anfange bis zum letzten Handgriffe darum bemüht. Das Kanu auf dem Uferrande zu sichern müssen beide Eheleute ihre Kräfte vereinigen; ebenso dann, wenn es wieder ins Wasser geschleift wird. Die großen Lederstücke, die über das Hüttengerüst gelegt und verteilt werden, heben beide gemeinschaftlich aus dem Kanu heraus und bergen sie dort wieder kurz vor der Weiterfahrt. Von dem genau aufeinander abgestimmten Zusammenarbeiten beider Gatten im Kanu hängt nicht selten der Erfolg auf der Jagd ab. Sobald nämlich der Mann einem Jagdtiere nahegekommen ist und dessen Verfolgung aufnimmt, ist er voll und ganz mit seinen Waffen und mit der Beobachtung seiner Beute beschäftigt; der Frau obliegt es, nach den Weisungen des Mannes das Fahrzeug zu lenken und zu steuern, es schneller oder langsamer in dieser oder jener Richtung zu halten, bis das verfolgte Tier ihnen gehört. Zeitweilig wird dabei sowohl vom Manne wie von der Frau die äußerste Kraftanstrengung gefordert. In Augenblicken höchster Not muß ein Mann, auf Zurufe seiner Frau, sogar zum Ruder greifen; denn es ereignet sich, daß sie allein, beim Toben der plötzlich hereinbrechenden Naturgewalten, das Ufer nicht mehr zu erreichen vermag.

Gewiß, Mann und Frau haben ihr genau abgesteckten Arbeitsgebiet. Trotzdem wird es keinem in den Sinn kommen zurückzustehen, wenn Not und Gefahr, Krankheit und Arbeitsunfähigkeit des anderen Teiles in diesem Augenblicke oder bei jener Einzelgelegenheit es fordern, einen Handgriff aus dem Pflichtenkreise des anderen zu tun.[99]

Wenn man das Tagewerk des Mannes mit dem seiner Gattin vergleicht, so erhellt auf den ersten Blick, daß jene Arbeiten und Aufgaben, für die gesteigerte Körperkraft oder gefährliche Wagehalsigkeit oder kühnes

account of the smoke), make baskets and water-buckets, fishing-lines and necklaces, go out to catch small fish in their canoes, gather shell-fish, dive for sea-eggs, take care of the canoes, upon ordinary occasions paddle their masters about while they sit idle; — and do any other drudgery."

[99] Bridges (a): 201 erwähnt: „Men very seldom help their wives to catch fish, which is their chief employment." Nicht nur hierfür, sondern ganz allgemein gilt, daß der eine Teil helfend nur dann in das Arbeitsfeld des anderen für ein einziges Mal übergreift, wenn ein schwerwiegender Anlaß oder Lebensgefahr dazu drängt.

Draufgängertum gefordert werden, ihm obliegen; sie hingegen hat eine gleichmäßige, ruhigere, gefahrlosere Tätigkeit. Während er gleichsam stoßweise beim Einzelunternehmen seine ganze Leistungsfähigkeit entfalten muß und eine ernstliche Ermüdung, zuweilen eine wirkliche Erschöpfung davonträgt, ist es ein Vielerlei leichterer Handgriffe, von der schweren Arbeit des Paddelns in schlechtem Wetter abgesehen, das ihr kaum einen Augenblick die Hände gänzlich untätig in den Schoß zu legen gestattet. Sie rührt sich den lieben, langen Tag und öfters bei der Nacht. Hingegen hat der Mann genau so oft ein Recht auf mehrstündige, zusammenhängende Ruhepausen, als er in außerordentlichen Gewaltanstrengungen sich ermattet hat. Ein unkundiger Beobachter deutet das wohlverdiente Rasten des Mannes als reines Faulenzertum und die nimmermüde Rührigkeit der Frau als einen Sklavendienst in entwürdigender Abhängigkeit von ihrem Gebieter. Aus dieser falschen Beurteilung heraus sind Schilderungen entstanden, die hauptsächlich Bove (d): 292[**] sehr geläufig waren und die in weiten Kreisen leicht Glauben gefunden haben.

Jeder der beiden Gatten betrachtet sein Tagewerk als eine selbstverständliche Pflicht, die er im Dienste der Familie mit geduldiger Unermüdlichkeit verrichtet. Rühmend sei es diesen vielverkannten Menschen nachgesagt, daß sie sich emsig und unverzagt ihrer Arbeit widmen! Faulenzer und pflichtvergessene Personen sind selten und erfahren die Verachtung ihrer Nachbarn. Die Gesamtheit ist fleißig und arbeitsam; unverdrossen geht jeder seiner Beschäftigung nach, obwohl er als einzige Genugtuung von außen her nur die Zufriedenheit seiner Familienmitglieder und für sich selber die Beruhigung seines Pflichtbewußtseins erntet. Hart und unerquicklich ist gar manche Anstrengung im Regenwetter und Schneegestöber, doch niemand klagt oder schimpft. Unter den größten äußeren Widerwärtigkeiten habe ich sie oft und oft sich anstrengen gesehen, niemals aber ein Wort des Mißmutes, der Verärgerung und der Ungeduld vernommen. Mochte ihre Jagd erfolglos gewesen sein, mußten sie auch lange Stunden unter schwerem Hagel und Regen gegen die Wellen ankämpfen, waren ihnen selbst die notwendigsten Gerätschaften verloren gegangen, sie klagten und seufzten nicht, sondern richteten sich schweigsam und in der üblichen Eile ihre Hütte auf und wärmten sich am Feuer ebenso vergnüglich, wie an Tagen reicher Erfolge. Sie schliefen ungestört und begrüßten hoffnungsfroh den nächsten Morgen, einerlei, ob er ihnen Sonnenschein oder Schneegestöber verhieß.

Leicht ist es nun, zu einer Allgemeinbewertung der pflicht-

[**] „Quando volge lo vedete gli uomini trasquillissimi andati attorno ad un buon fuoco, mentre la povera donna starsene seguita alla meno, al vento, all' acqua, pensando per gli andati ed brevi mariti." Im gleichen Sinne beharrend: Lista (b): 47: „Mientras ellos todo holgazanean and conversan, el hombre abandonado todo el peso de las tareas domésticas o la infeliz mujer, verdaderas víctimas condenadas a arrostrar perpétuamente la pesada cadena de la esclavitud. Las mujeres ... mientras los hombres se entregan al reposo en la choza, estarán dormidos en el mar para seguir trabajando." Beide Beherde hatten sich wahrscheinlich Bancroft (d): 247 zum Lehrmeister gewählt; denn auch seiner Ansicht ist „der Mann für die Frau der brutale Herr einer selbstsüchtig arbeitenden Sklavin".

mühigen Arbeit unserer Feuerländer zu gelangen. Sie sind andauernd beschäftigt und ermüden dabei zusehends, wovongen ihnen längere Zeiten der Untätigkeit erspart sind. Sogar bei den seltenen Gelegenheiten, da Mutter Natur sie mit einer Überfülle an Lebensmitteln beschenkt, dürfen sie ihre Hände nicht in den Schoß fallen lassen. Zeitweilig bleibt weder dem Manne noch der Frau ein höherer Aufwand ihrer Kräftesteigerung erspart; anschließend folgt dann die erforderliche Zeit der Ruhe. Keinem der beiden Ehegatte wird von vornherein eine Arbeitslast zugeteilt, unter der er nur schwer atmen könnte; vielmehr entspricht die Art der Beschäftigung und die Zahl der Leistungen, die jeder als sein Tagewerk kennt, ganz und gar den natürlichen Voraussetzungen, die er als erwachsener Mann, bzw. die sie als erwachsene Frau in die Ehe mitbringt."[1] Das Zusammenwirken beider, sowohl in je ihrem besonderen Pflichtenkreise als auch bei ihren gemeinschaftlichen Unternehmungen, ermöglicht wirtschaftlich den Bestand der Familie, kettet beide Ehegatten zu gegenseitiger Abhängigkeit aneinander und füllt das Leben eines jeden aus.

4. Wechselbeziehung der Gatten

Um den Lebensunterhalt zu bestreiten, also auf der breiten Grundlage der Wirtschaftsweise rücken die beiden Ehegatten so eng aneinander, daß der eine auf den andern angewiesen bleibt. Darin allein liegt schon eine außerordentlich feste Bindung für beide Teile. Doch sie bilden darüber hinaus noch eine Gemeinschaft der Herzen und der Seelen.

Die Freiheit bei der Gattenwahl und die bedeutsame Beteiligung der Frau im Wirtschaftsbetriebe lassen es begreiflich erscheinen, daß in der Familie beide Geschlechter sozusagen völlige Gleichberechtigung besitzen. Diesen Grundgedanken stoßen einzelne Vorkommnisse oder gelegentliche Erscheinungen anderer Art nicht um. Sagar Bascaas (h): 210 gibt ihm beredten Ausdruck: „La esposa no depende por entero de su marido, y tiene toda la libertad que le conviene." Die Frau ist sich ihres Rechtes wohl bewußt; deshalb *verlangt sie einen Mann, der sie schicklich behandelt*; deshalb erwartet sie von ihm, ohne ihn eigens zu ermahnen, daß *er für die Familie allen erforderlichen Bedarf herbeischafft*; deshalb wahrt *sie sich die gänzliche Unabhängigkeit* in allen Arbeiten, die ihr nach alter Gewohnheit zufallen, ohne sich vom Gatten dreinreden zu lassen. Ganz wie sie Lust verspürt und aufgelegt ist, sammelt sie Muscheln oder angelt nach Fischen, ordnet die Felle und näht Kleider. Äußert der Mann besondere Wünsche, weiß er es ebenso genau wie sie, daß sie zu deren Erfüllung keineswegs gezwungen ist und daß sie sich dazu eben nur aus Liebe und Zuneigung entschließt.

All das aber hindert nichts daran, daß die Yamana-Frauen durchweg u n t e r w ü r f i g und willfährig sind. Fast sie in Worten, wohl aber in seinem

[1] Cooper: 149 hat die Mitteilungen seiner Informanten über Arbeitsverteilung bei den Yamana gepreßt und daraus geschlossen, daß „the division seems, if we take into account Fuegian tribal conditions and necessities, to be a fairly equitable one".

Auftreten verkörpert der Mann, ohne zu verletzen, ein bedeutendes Übergewicht an Autorität und Macht; ihrerseits scheinen die Indianerinnen, ohne sich in sklavischer Willenlosigkeit selber zu verlieren, ihre Gleichberechtigung freiwillig preiszugeben, als es sonstwo bei ihrem Geschlechte üblich ist. Ob es etwas wie Schwächegefühl oder Minderwertigkeitsbewußtsein sie beherrscht, läßt sich schwerlich erweisen. Nach außen hin zumindest gibt sie scheinbar eine Hörigkeit und Unterordnung unter den eigenen Gatten zu erkennen, daß mancher europäische Beobachter den Eindruck erhält, sie sei nur der willenlose und rechtlose Spielball in der Willkür ihres Gatten. Jenen Eindruck verstärkt zweifelsohne noch eine naturhafte Scheu und außergewöhnlich schweigsame Zurückhaltung jeder Yamana-Frau einem Manne gegenüber.[8] Deshalb geht es bei Mißverhältnissen und Streitereien zwischen beiden niemals mit Geschrei oder Lärmen her; sollte er einige Schimpfworte ausstoßen, läßt sie trotzdem nichts verlauten.

Die tatsächlich von den meisten Frauen übertrieben geübte Unterwürfigkeit nährt bei den Männern das Bewußtsein einer im allgemeinen Rechte nicht verankerten Übermacht. Gesellt sich hierzu bei dem und jenem noch eine zu Gewalttätigkeiten und Wutausbrüchen neigende Naturanlage, so hat die Frau nicht selten **Mißhandlungen** zu gewärtigen. In seiner Erregung, meist aus nebensächlichen Vorkommnissen, schlägt er mit dem nächstbesten Stecken oder Lederfetzen auf sie ein; sie duckt sich oder neigt sich zur Seite, ohne zu schreien oder zu weinen. Das ist Sache weniger Augenblicke, an die sich mehrere Stunden oder eine ganze Nacht verhaltenen Wehes der Frau anschließen. Die tiefempfundene Kränkung schmerzt sie unvergleichlich mehr als der Schlag oder Stoß selber.

Ein jähzorniger und gewalttätiger Gatte genießt nie guten Ruf, sollte er auch zuweilen Grund zur Unzufriedenheit mit seiner Gattin haben. Keiner meiner Gewährsleute wußte sich dessen zu erinnern, daß eine Frau aus Mißhandlungen schweren körperlichen Schaden davongetragen hätte; so weit hätten ihre Verwandten es nicht kommen lassen, sondern ihr zeitig genug zur Flucht verholfen. Grundsätzlich verurteilt das Empfinden der Allgemeinheit jedwedes tätliches Angriff auf die Frau und wo er sich ereignet, nimmt man entschieden Stellung gegen den Mann bzw. gegen seine Frau, je nachdem, um einer Wiederholung solcher Streitereien vorzubeugen.

Im Gegensatz hierzu stehen die eigentlichen **Pantoffelhelden**, deren Zahl, nach den Aussagen der drei Brüder Lawrence, bei den Yamana beträchtlich ausfällt. In Bridges' (i): 21 Worten, daß „not a few men are dominated over by their wives",[9] liegt keine Übertreibung. Einer dieser Büffel in der Hand seiner Gattin ist Walter; mehr noch tritt Julia als ein echtes Mannweib auf, daß der nicht wenig energische Alfredo sie bisweilen recht gewähren läßt. Zum Unterschied von diesen beiden Ehepaaren leidet

[8] Diese Beobachtung dürfte Hyades (d): 308 die Worte eingegeben haben: „La femme est complètement à son mari; mais, pourvu qu'elle soit fidèle, celui-ci ne la maltraite pas."

[9] Fünfzehn Jahre später hat Bridges (h): 210 diesen Satz unverändert wiederholt.

Carmen unter der Rohheit und den gewalttätigen Wutausbrüchen Calderon's derart empfindlich, daß alle Stammesgenossen mitfühlend sie bedauern. Wie gegenwärtig, so hat es sich auch in früherer Zeit ereignet, daß ein vereinsamter Anlaß eine Frau in Harnisch brachte und ihr einen Prügel gegen den Mann in die Hände drückte, ohne daß eine eigentliche Pantoffelherrschaft bestand. Dafür liefert Lovisato (b): 146 ein Beispiel: „Abbiamo visto una moglie percuotere di santa ragione il marito, senza che le altre mogli presenti prendessero le sue difese o si dessero per intese del grave fatto." Man ersieht auch hieraus eine zuweilen weitgehende Selbständigkeit und Eigenmächtigkeit der Frau ihrem Gatten gegenüber.

Abgesehen von den wenigen eben gekennzeichneten Gleichgewichtsstörungen im Eheleben gilt vom Verhältnis der beiden Gatten, daß, wie Bridges (h): 210 sich ausdrückt, „en general la vida de familia es feliz y correcta". Sie sind sich in aufrichtiger Liebe zugetan. Zuneigung und Liebesbedürfnis hatte beide zur Ehe zusammengeführt und die Leistungen des einen für den anderen steigerten die gegenseitige Wertschätzung andauernd, so daß nach wenigen Jahren sie bewußt oder unbewußt einander zur Freude leben.[74] Ihre Gedanken und Pläne tauschen sie miteinander aus, sie besprechen die eigenen Erlebnisse und die Beobachtungen an ihren Kindern, sie vermeiden es, voneinander lange getrennt zu sein und lösen sich in bitterem Schmerze auf, wenn der andere Teil erkrankt oder gar stirbt. Von Zeit zu Zeit erfreut der eine den andern mit einer Überraschung oder erweist ihm die dort üblichen, sehr bescheidenen, doch immer erfolgreichen Zärtlichkeiten. Diese beschränken sich auf sanftes Streicheln der Wangen oder einzelner Körperstellen, auf Anlehnen des Kopfes und enges Aneinanderrücken.[75] Für Liebesbezeigung vom anderen Eheteil ist jeder sehr empfänglich[76] und, je nach persönlicher Anlage, der eine mehr, der andere weniger. Am auffälligsten schien mir Mary für ihren Robert zärtlich besorgt, während der alte Pedro nicht zuletzt deshalb jeden Verkehr mit anderen Familien einschränkte, weil er ganz seiner stark eifersüchtigen Gattin angehören wollte.[77]

Nach den zuverlässigen Andeutungen, die ich erhielt, betätigen sich die Yamana im Geschlechtsleben mäßig und üben den ehelichen Akt in

---

[74] Nach Lovisato's (b): 146 unmaßgeblicher Meinung bedeutet die Frau für den Feuerländer nicht mehr als „un arnese per far figli; non possiamo dire che sia la compagna dell'uomo, ma neppure la schiava, sebbene ad esso alcune affidasi i più pesanti lavori". Hingegen sagt Hyades (p): 332: „La femme qui se conduit bien est indépendante et respectée." Das ist die Wahrheit!

[75] Nach diesen Angaben ist richtigzustellen, was Brogarium (a): 166 behauptet hat, „les caresses y el beso son complètement inconnus ou entre peuples".

[76] Ihrem Säugling gegenüber sparen die eigenen Eltern mit Küssen wahrhaftig nicht (S. 714).

[77] Hyades (d): 308 bestätigt, daß „les Fuégiens sont très capables d'éprouver les sentiments de l'amour et de la jalousie".

[74] Stürmische Gefühlsergüsse vermeiden unsere Feuerländer. Wäre Lovisato (b): 146 sich dessen bewußt gewesen, hätte er niemals die falsche Schlußfolgerung gezogen, „non esiste amor coniugale".

der Normallage aus.[39] Hierfür den Einfluß ihrer Ernährungsweise geltend zu machen, dürfte nicht ausreichen; größere Wirkung, als mancher vermutet, geht von der dauernd kühlen und feuchten Atmosphäre aus. Ebensowenig darf man außer acht lassen, daß Mann und Frau fast täglich sich körperlich reichlich ermüden; sie verzichten auf den Geschlechtsgenuß bei starker Ermattung und entschädigen sich dafür, wenn sie einige Tage am gleichen Orte rasten.[40]

Die Gattenliebe nimmt bei unseren Feuerländern weit mehr als anderswo die Formen echter Eifersucht an. Manchem Reisenden der früheren Zeit ist die scharfe Wachsamkeit, mit der ein Gatte seine Frau bei Annäherung eines Fremden behütete, fühlbar unbequem gewesen und seiner dreisten Aufdringlichkeit entzogen[41] sich die Eingeborenen oft durch schnelle Flucht. P. Snow (a): I, 149 spricht deutlich von deren „jealous disposition", die bis in die Gegenwart hinein von den einen mehr, von den anderen weniger beibehalten wird.[42] Auffällig ist es, daß Eifersucht fast nur die Männer quält und daß Frauen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, davon verschont bleiben. Diese Ausnahmen treffen zu bei Gattinnen desselben Mannes. Auch Hyades (q): 239 hat beobachtet, daß „la femme, et surtout la jeune fille, est si peu sensible à ce sentiment[43] qu'elle paraît très heureuse de voir les mêmes faveurs accordées à ses amies par l'homme qu'elle aime".[44] Bei einer stärkeren Veranlagung hierfür ist die Eifersucht zweifelsohne „le motif de brutalités exercées par le mari sur sa femme". Mancher Mann ist derart empfindlich, daß andere in ihrer Haltung seiner Frau gegenüber nicht vorsichtig genug sein können, wollen sie sich Unannehmlichkeiten ersparen. In Ourès (g): 55 wird berichtet: Die Männer „son muy celosos y una mirada inoportuna a sus mujeres es suficiente para despertar la desconfianza y ocasionar la muerte del sospechado". Gewiß, in Schlägereien ernster Art tobt sich zuweilen der eifersüchtige Gatte aus; zu einem Mord ist es dabei, wie Fred Lawrence jene Mitteilung mir berichtigt hat, nie gekommen. Das Los einer Frau neben dem unglücklich veranlagten Gatten ist nicht angenehm: immer muß sie dessen Wutausbrüche fürchten, obgleich sie persönlich sich ganz tadellos führt und sehr vorsichtig benimmt.

[39] Hyades (q): 187 bestätigt, daß „chez le Fuégien adulte les fonctions sexuelles s'accomplissent avec modération ... Les femmes sont aussi modérées que les hommes dans la recherche des plaisirs sexuels".

[40] Eine falsche Behauptung von Bove (c): 138, wiedergegeben in Anmerkung 38, vermehrt Lovisato (b): 150 noch durch folgenden Unsinn: „L'uomo, che non dà sfogamento degli amori, deve lavarsi, perchè altrimenti non può mangiare carne di guanaco; se non si lava muoiono i cani."

[41] Am häufigsten davon sind die Reisenden und Seeleute betroffen, die sich an den Besuch europäischer Schiffe bei unseren Indianern gewöhnt haben. Daher ihre scharfe Zurückhaltung (S. 248, 264).

[42] Mehrere gleichgerichtete Urteile hat Coppens: 148 zusammengestellt.

[43] Seltene Ausnahmen 239: Hyades (q): 278 trotzdem geben und er anerkennt, daß „les femmes jalouses rendent la vie très désagréable à leurs maris".

[44] Er weist entschieden auch die falsche Behauptung einiger Reisenden zurück, unsere Indianer hätten ihre Mädchen und Frauen widerstandslos preisgegeben,

Ob diese bei Männern ausgeprägte Eifersucht ihrer Sorge um die ehe-liche Treue bei ihren Frauen entspringt? Zu einem Teile mag dieser Grund gelten. Gewiß, die beiden Gatten bewähren sich in der Regel als treu und die Allgemeinheit hält diese Tugend uneingeschränkt hoch. BD: 267 bringt Alagna: a sober, sensible and faithful wife or woman. Man muß Spegazzini (a): 166 beistimmen, der betont: „La fidelidad, es una virtud profundamente guardada, ya por miedo al marido que por simples escrupulos la repudiaria o materia, ya sea por costumbre natural!" [*] Aber obwohl die Treue in der Öffentlichkeit geschätzt wird und jeder sich bemüht, eines Verstoßes dagegen nicht beschuldigt zu werden, waren und sind die Entgleisungen dieser und jener Einzelperson doch nicht selten, und gar mancher Verheiratete hat heimlich einen Seitensprung gemacht. Die Behauptung Bridges's, „there is no fidelity between man and wife" (VSA: XIII, 203; 1866) ist in dieser allgemeinen Wortfassung falsch und er selber verbesserte sich bald danach, daß „generally a great deal of unfaithfulness" (MM: III, 117, 1869) üblich wäre. Sechs Jahre später hat er (l): 19 den schönen, von den Yamana aufgestellten Vergleich erfahren, daß „an adulterous person was likened to a rotten tree which has only to be touched to fall". Wenn ein Volk zu solchem Abwehrmittel greift, bestätigt es erschreckt die ernste Gefahr, die aus dem genannten Fehler der ehelichen Treulosigkeit droht.

Eine überraschend reiche Zahl von Worten mit der Bedeutung des ehebrecherischen Tuns sind im BD zusammengetragen. Mehrmals erwähnen auch Hyades und Spegazzini, daß Ehebruch sowohl vom Gatten als auch von der Gattin begangen wird. Mit aller Bestimmtheit hat mir der zuverlässige Frau Lawrence versichert, daß nach seiner jahrzehntelangen Erfahrung eine ansehnliche Zahl von Frauen ihre Nebenbuhler hatte. Jede wußte zwar, daß sie *nur Treue gegen ihren Mann verpflichtet ist*, [**] tat aber doch dem Triebe in größter Heimlichkeit noch. Wen die Hauptschuld trof, ist schwer zu entscheiden, indes hat sowohl der eine wie der andere Schuldige daran seinen Teil. „Die Schuld lag wohl meist auf seiten der Verführer" (Gusinde [I]: 168): das könnte man aus den Ermahnungen, die den Mädchen bei der *Hiſuyu*-Feier erteilt werden, erschließen. „Die Frauen der Gegenwart", so fuhr Frau Lawrence fort, „schämen sich kaum noch ihrer Entgleisungen und drängen sich mit Vorliebe den Europäern auf, weil sie von diesen entschädigt werden. Woher hätte denn sonst dieses oder jenes Weib ihr neues Kleidungsstück, da weder sie noch ihr Mann etwas verdient haben, um es zu bezahlen! Hielt man das verbotene Verhältnis früher geheim, so zeigt sich heutzutage manche ihrer Indianerin gar nicht mehr verlegen, wenn man sie dessen in offenem Gerede überführt; ihr Gatte schweigt still dazu, weil er weiß, daß sie sich mit

[*] Am 27. Juli 1871 hatte Bridges (l): 18 in sein Tagebuch eingetragen: „Adultery was condemned as a crime and faithfulness extolled as a virtue."

[**] Auch Hyades (q): 378 betont, daß die Indianerinnen „sont toujours à la fidélité envers leurs maris". Doch ist es Übertreibung, wenn Martinic: 199 sagt: „La fidélité est telle entre les indiens [sic] qu'ils meurent, et la morale des plus hautes."

begehrten Gegenständen versorgt.". Das Benehmen der alten MARGUERA erschien sogar manchen Indianern derart verletzend, daß sie sich mir gegenüber wiederholt sehr mißliebig äußerten (Vgl. hierzu die Angaben auf S. 353).

Früher mußte jeder, wie gesagt, sein ehebrecherisches Treiben vor den Augen des verletzten Ehegatten kunstlich verbergen. Falls ein Mann seine Frau auf diesem Abwege erwischte, verwundete er ihr derbe Schläge und bewachte sie seitdem schärfer. Machte er überdies den anderen Schuldigen ausfindig, verprügelte er ihn, sofern er ihm an Kräften gewachsen war, oder er holte seine eigenen Verwandten zu Hilfe.[1] Zumindest entfernte er sich mit der untreuen Gattin aus dessen Nähe. Mancher Mann konnte sich über den Fehltritt seiner Frau nur allmählich beruhigen und erst nachdem er sie wiederholt verprügelt hatte.[2] Zur bewußten Tötung kam es nicht; immerhin bleibt die Möglichkeit bestehen, daß eine Frau den Folgen schwerer Schläge erlegen ist.[3] Selten nur schob ein Mann seine treulose Gattin für immer und allein dieses Vergehens wegen ab, mochte sie sogar einige Zeit sich bei ihrem Liebhaber aufgehalten haben und nachher erst wieder zur Hütte ihres rechtmäßigen Gatten zurückkehren.[4] War sie indes von jenem rechtswidrig schwanger — das ereignete sich in dem außerordentlich seltenen Falle, daß sie noch jung, ihr rechtmäßiger Gatte aber hochbejahrt war —, schickte letzterer die Ehebrecherin unwiderruflich dem Nebenbuhler zu und trennte sich endgültig von ihr.

Wird der Mann von seiner Gattin auf einem Seitensprunge ertappt, bleibt ihr meist nichts anderes übrig, als still die erlittene Kränkung zu überwinden. Eine lebhafte Frau macht dem Sünder einen lauten Auftritt, schilt ihn und stellt ihn wegen seiner Schandtat vor anderen bloß, was ihn tiefer als Prügel kränkt.[5] Die Verwandten der Frau würden es nicht wagen, den Treulosen zu schlagen; höchstens reizen sie ihr an, ihn zu verfluchen. Vereinzelt ist eine schwer gekränkte Frau gegen den entgleisten Mann handgemein geworden, wenn mit ihr eine andere Frau in der gleichen Hütte vom gemeinsamen Gatten betrogen wurde.[6]

Zu einer genauen Abgrenzung der Vorfälle ehelicher Untreue fehlt die sichere Handhabe, da jeder Yamana sich ernstlich bemüht, seine Fehltritte

---

[1] MARTIAL 199 schildert die Bestrafung einer Ehebrecherin, die er in der Bahía La Orange persönlich beobachtet hat.

[2] „L'adultère de la femme est puni par des coups que le mari en est parfois intelligent à la compatir et à en complaire." Nach HYADES (3): 195 und (4): 209.

[3] Im gleichen Sinne äußern sich MARTIAL 199 und wohl auch DUMONT (2): 189. Von eigentlichem Totschlag zu sprechen ist nicht richtig, er wird gerade so selten wie heute in Europa (3): 58 bekommen.

[4] MARTIAL 199 erzählt von einer Ehebrecherin, die erst nach dreimonatiger Abwesenheit freiwillig den Weg zu ihrem Manne zurückgefunden hat und von diesem wieder aufgenommen wurde.

[5] „L'adultère du mari n'est pas grand, sauf par des scènes de jalousie de la femme."

[6] SPEGAZZINI (4): 168 berichtet, einen Indianer gesehen zu haben, „gewaltsam vergeltend vollständig gegen den Gatten der seinen Schlafgenossin, die er entdeckte, die er fand".

streng verborgen zu halten; nach Gusinde (l): 168 bleibt indes bestehen, daß „bei den Yamana dieser Fehler häufiger gewesen ist als bei den beiden anderen feuerländischen Stämmen". Irrüber indes besteht kein Zweifel, daß jedweder einem empfindlichen Schaden an seiner Ehre erfährt, dem eine Entgleisung auf diesem Gebiete in der Öffentlichkeit nachgesagt werden kann.[*]

Unsere Indianer halten viel auf Frauenehre. In diesem Zusammenhange darf nicht unerwähnt bleiben, daß Hyades (q): 239, 378 sich energisch gegen die falschen Mitteilungen einiger Reisender über Preisgabe der Indianerinnen einsetzt. „Nous n'avons jamais vu qu'un Fuégien ait consenti, pour ses meilleurs amis, ou encore par l'appât de fortes récompenses, à céder sa femme ou celle qu'il aimait. Beaucoup de voyageurs ont cru voir le contraire; mais, dans les cas qu'ils ont observés, il ne devait être question que de femmes ou de jeunes filles nullement unies par l'amour, ni même par le mariage, ce sauvage qui respectait de lui-même. Nous pourrions citer là-dessus de nombreux exemples à l'appui de nos assertions."[**] Nicht einmal die gegenwärtige Lockerung der Sitten wird von denselben Yamana gutgeheißen und mit mancher Entgleisung von dem oder jenem finden sie sich schweigend nur deshalb ab, weil sie ohnmächtig sind, dagegen etwas zu unternehmen.

Die geschlechtliche Sittlichkeit wird ganz allgemein geschätzt und darin ist selbstverständlich auch die vorehelliche Keuschheit einbegriffen (S. 641). Jugendweibliche Zügellosigkeit würde den Kindern weder gestattet noch von diesen vermutet; eine geschlechtliche Freiheit der Mädchen, allgemein gesagt, gibt es nicht. Ganz im Gegenteil stießen manche Europäer, zu ihrer unverhofften Überraschung, auf eine stark betonte Sittsamkeit und scheue Zurückhaltung bei jenen Feuerländerinnen, deren Körperbedeckung wirklich nicht geringer gedacht werden kann. Um Verfehlungen auf diesem Gebiete vorzubeugen, achten die Frauchosen auf Trennung der Knaben von der Mädchen und Jünglinge bis zum Reifealter und warnen unermüdlich mit aufklärenden Ratschlägen. Grundfalsch ist es, mit Hyades (q): 378 zu behaupten, „les jeunes filles sont libres de se conduire comme il leur plaît". Sogar Eltern, die selber sich öffters gegen die geschlechtliche Sittlichkeit vergehen, achten auf tadellose Führung ihrer Kinder.

Bei aller Wachsamkeit läßt sich manche Ungehörigkeit der Jugendlichen eben doch nicht vermeiden und dabei geht einigen Mädchen die körperliche Unversehrtheit verloren.[***] Deren Bedeutung im Sinne europäischer Bewertung kennen die Yamana nicht und nur insofern dürfen Hyades' (b): 1346 und (q): 188 Worte verstanden werden: „La virginité de la jeune fille n'est

---

[*] Nach Hyades' (q): 378 Ausführungen steht Ehebruch „une certaine mésestime publique" nach sich. Diese diese Verurteilung durch die breite Öffentlichkeit empfindet jeder Schuldige als besonders peinlich und entehrend.

[**] Auch in Ozeanien (g): 59 heißt es einhellig: „Niemals individuo vende su mujer o sitio."

[***] Hyades äußert sich Hyades (q): 180 folgendermaßen: „De fait, les fillettes de 10 à 12 ans que nous avons examinées l'avaient déjà perdue. Mais cela n'implique pas de leur part une perversité précoce et une grande valeur pour les rapports sexuels."

pas estimée."[*] Ein zurückhaltendes, sittsames Mädchen genießt guten Ruf, einen zudringlichen Burschen fassen die Erwachsenen besonders scharf ins Auge. Endlich reicht ein überlegender Bursche einem Mädchen, das sich auffällig frei benimmt, nur schwerlich die Hand zum Ehebunde, es fehlt ihm das Vertrauen auf dessen spätere Treue.

Offensichtlich, um trotz der Pflicht zur gegenseitigen Hilfeleistung keines der beiden Geschlechter in Gefahr zu bringen, ihre eheliche Treue zu verletzen, hat man einige wirksame Schutzmaßnahmen für besondere Gelegenheiten aufgerichtet. Sie betreffen den Austausch von Geschenken zwischen einem Manne und einer Frau, die sich gegenseitig gern haben und durch dergleichen Aufmerksamkeiten ihre Zuneigung steigern wollen. Bekanntlich läßt ein erfolgreicher Jäger die großen Stücke seiner Beute durch seine Gattin den benachbarten Familien zukommen und zwar auf dem Wege, daß sie ein jedes der Fleischstücke unmittelbar jeder der anderen Frauen überreicht, die es je für ihre Familien verwerten.

Den gleichen Umweg schlägt ein Mann, will er jeden Verdacht vermeiden, in der Absicht ein, irgendwelche ihm ergebene verheiratete Frau mit einem Geschenke zu erfreuen. Weiß er, daß ihr einige besondere Pilzarten gut schmecken, nimmt er sich gern die Mühe und sammelt auf seinen Wanderungen mehrere im Lederbeutel. Er sucht die Hütte seiner Freundin auf und schüttet die Pilze vor ihrem Gatten hin, wobei er es letzteren durch Blicke oder Zeichen wissen läßt: „Diese Pilze sind hauptsächlich für deine Frau bestimmt!" Auch sie weiß, was ihr stiller Freund besonders schätzt und durch das passende Geschenk gibt sie ihm auch ihre Gesinnung zu verstehen. Um also nicht ins Gerede böser Zungen zu geraten, macht sie, wenn jenem viel daran gelegen ist, eine Blutwurst oder eine Trauwurst fertig und übergibt dieselbe der Frau ihres Freundes mit dem Bemerken: „Ich stifte diese Wurst deinem Gatten!" Auch er hört ihre kurzen Worte — wie beabsichtigt ist —, die ihm alles sagen, was ihr Fühlen und Empfinden hineingelegt hat. Um noch weniger aufzufallen, schickt ein Mann sein kleines Geschenk der Freundin durch seine eigene Gattin und eine Frau das ihrige durch ihren Gatten; wer es empfängt, weiß reichlich genug, was es bedeutet. Damit tun die beiden Befreundeten der Öffentlichkeit zu wissen, daß ihre Beziehungen harmlos sind; meistens stimmt das auch. Wer ein intimes Verhältnis pflegt, will nicht einmal durch jene zutätigen Liebeserweise die Aufmerksamkeit auf sich und auf die von ihm bevorzugte Person lenken; wohlweislich nimmt er davon Abstand.

Jenes "Beschenken auf Umwegen", wie ich es nennen möchte, gilt keineswegs als besonders streng und ausschließlich. Falls nämlich ein Mann irgendwo einer einzelnen Frau begegnet, darf er ihr von seiner Beute bereits an Ort und Stelle ein gutes Stück abgeben; dies um so eher, wenn deren Wohn-

[*] Auch Hyades (a): 866 gebrauchte die gleichen Worte und zieht daraus den ungerechtfertigten Schluß: „Le pudeur entre Fuégiens est complètement inconnue." Denn keineswegs Verfehlungen einiger Kinder, entgegen den ernsten Warnungen und trotz großer Wachsamkeit aller Erwachsenen, sind kein Beweis dafür, daß Schamhaftigkeit dem ganzen Volke fehlt.

hörte von der seinigen weit entfernt liegt. Die soeben beschriebene Maßnahme weist jedem fremden Beurteiler darauf hin, daß unsere Yamana es für notwendig erachten, die eheliche Treue auch durch äußere Stützen gut zu sichern, damit die Verfehlungen sich nicht etwa noch an Zahl erhöhen.

Bei den meisten Ehen unserer Feuerländer standen und stehen die beiden Ehegatten in einem wohltuenden, glücklichen und nach Jahren ausgeglichenen Verhältnis zueinander.[*] Die weitreichende Unabhängigkeit der Frau von ihrem Gatten entspricht ihrer Bedeutung im familialen Wirtschaftsbetriebe[**] und ihre Geltung im ganzen Stammesverbande kommt der des Mannes sehr nahe. Mögen die verschiedenen gesellschaftlichen Verbände, so hier die monogame Einzelehe, auch ganz naturhaft begründet sein, Vorteile weniger Einzelpersonen gegen deren Grundlagen bleiben nie aus. Sogar heutigentags noch kann man in der frostigen Kap Hoorn-Gegend sich aufrichtig liebende junge und einträchtig miteinander verbundene hochbejahrte Ehepaare antreffen.

5. Ehescheidung

Wenn Jugendliche sich in der Ehe zusammenfinden, prägt sich fast nie die bestimmte Absicht aus, einen Bund auf Lebenszeit zu schließen. Calderon sagte mir: „Die jungen Menschen denken nur an ihre Liebe. Ob sie zueinander passen, wird sich erst bei ihrem Zusammenleben zeigen. Eignet sich der eine für den anderen nicht, dann trennen sie sich und jeder von ihnen sieht sich nach einem neuen Gefährten um!" Darin liegt kein Beweis gegen die grundsätzliche Dauer der Ehe auf Lebenszeit; aber es wird die Tatsache einer Ehescheidung nicht nur anerkannt, sondern unter gewissen Voraussetzungen sogar als begründet hingestellt. Einige Reisende haben die Ehescheidung als einen derart gleichgültigen Schritt beschrieben, daß die mehrfachen Unterbrechungen in die Augen springen;[***] letztere sind meist ein Ausfluß völliger Unkenntnis der Heiratsfeierlichkeit. Ein eigentliches Familienleben, wie es von vielen unverständigen Beobachtern berichtet wird, käme auch im Feuerlande nicht zustande, wenn, nach dem Grundsatze einer vermeintlichen „promiscuité continuelle" (Martial: 200), jedweder seinen Lebensgefährten durch einen anderen beliebig ersetzen könnte. Gewiß, jedes weitere Kind knüpft das Ehband zwischen den beiden Gatten fester; aber nicht weniger stark ist bereits die Liebe zwischen Jungvermählten, die fast unvermindert bis zum Erscheinen

---

[*] Bridges (a): 222 behauptet, „the Canoes fashion does abolish Beauty always rather the Child als die Partialität". Damit widersprechen sie allgemeinmenschlichen Tatsachen, die durch viele andere Unterlagen erhärtet werden.

[**] Dana „a wife was by no means absolutely in her husband's power and she had quite as much liberty as was good for her" (Bridges [1]: 21). Die weitgehend gleichberechtigte Stellung der Frau beruht auf ihrem hochbewerteten Beitrag zum Unterhalt der Familie (S. 478).

[***] Eine verhältnismäßig seltene Trennung, als Martial: 199 die ungünstigen bei, ist keine möglich. „L'absence totale de toute garantie dans ces unions [sexuelles] entraîne de toute fréquentes leur rupture, plus souvent du fait de l'homme que de celui de la femme. On en pourra, on ne saurait, autrement la regarder en Fidélité des ménages."

den ersten Kinder zahlt." Rechtlich ist es immerhin statthaft, daß Verheiratete sich trennen, sofern sie das begründet können. Die Allgemeinheit hat dafür ein feines Empfinden und läßt sich durch Beschönigungen oder falschen Schein nicht blenden. Ist sie meist zwar zu schwach, um ein Unrecht zu verhüten, ihre scharfe Waffe jüngst jahrelang wirksam, nämlich das Bereden von Zuständen, die sie nicht billigen kann.

Am häufigsten bietet die schlechte Behandlung durch den groben Gatten zunächst, unter der eine Frau leiden muß, den Anlaß, eine Ehe aufzulösen. Schon sehr früh hat Bridges (a): 134 berichtet: „Cruel treatment often drives away a young wife from her husband, even though she has children, which sometimes are taken by the father if he loves them, and otherwise by the mother." Nicht einmal die anwesenden Kinder halten eine Ehescheidung hinten, wenn die Frau wiederholt Gefahr läuft, mißhandelt zu werden. Sie selber beklagt sich beim eigenen Gatten nicht, sondern duldet still; aber einer ihrer männlichen Verwandten, vor allem ihr Onkel wird bei jenem vorstellig und erinnert ihn an seine Pflicht. Wenn wiederholte Mahnungen fruchtlos bleiben, droht er ihm an, jene Frau zu entfernen. Schließlich entführt sie mit Hilfe und unter dem Schutze ihrer Verwandten.

Dieser ist für gewöhnlich unbedingt notwendig, weil der mißhandelte Gatte sie nicht freiwillig aufgibt, sondern sie verfolgt oder andauernd bedroht. Am 20. Dezember 1875 teilte Bridges mit: „Hhoowaiaaiwoon came here with a wife, that had been the wife of a man who had been very violent to her. Her mother was her fellow wife. She has two children by her former husband. The young fellow seemed very fond of her, and she of him; he had many friends here whom he was diligent to move in his favour by discoursing upon the brutalities of the man, he feared, to his wife ... The Eastern men came up, and clustered around Peter's dwelling, where Hhoowaiaaiwoon and his wife lived. They began speaking quietly, and becoming more excited, gradually became vociferous and beat the woman, and compelled her to return to her former husband. But she would not stay, and then took shelter with Swanson. Thence again she was forced to come, but she was determined to kill her child; several evenings there was turmoil over this matter, and once considerable fighting. I took up the matter, and stated God's holy will on the subject, but the woman was very obstinate and would not return. Her late husband then gave her up, but required some compensation, for he felt, in losing his young wife, he had lost much. Being consulted by Hhoowaiaaiwoon, I advised that he should, under the circumstances, give what he could to restore peace" (MM. X, 90; 1875).[10] Die Lage der mißhandelten Frau kann unangenehm werden, wenn die Verwandten ihren rechtmäßigen Mann mißhandeln und drohen sind; denn diese treten dann eben zu Gunsten des letzteren ein.

[10] [illegible] Bridges' (a): 200 Schwangerung nicht viel, „der ehelichen Band war schwach, bis es durch Kinder geschlossen wurde".

[11] Wenige Monate früher, am 30. Juli 1875, hat er eine andere Verheiratete erhalten: „A young man, commonly called Tom Pain, is conducting to a station of his choice. Last summer

Auch von seiten der Frau kann sich ein allerdings seltener Anlaß zur Auflösung der Ehe ergeben. Ist sie nämlich ungewöhnlich träge und nachlässig, daß die ganze Familie schwer darunter leidet, weil ihr Mann sich ausgebeutet und einer anderen Lebensgefährtin zuwendet. Da seinem Ärger gute Worte gegenüber nicht weg und er häufig den Hals anderer Anwerber, die sie wohl oder übel schweigsam ertragen, Arbeitsunfähigkeit durch Krankheit oder Altersschwäche führt sie nur Ehescheidung; denn Männer stehen es ja frei, ein jüngeres gesundes Weib neben seiner ersten Gattin anzuschaffen. Unverträglichen Charakter, der sich mit den Jahren bei einer Frau einstellt, kann einem Manne dessen gewärtig, daß ihm ein einziger Anwerg die Pflicht in die Arme einer anderen Person übrig läßt; davon hindert ihn niemand. Eine allgemeine Regel verbietet, daß jemand sich in die ehelichen Angelegenheiten seiner Verwandten einmischt. Nur dann nimmt der Onkel oder ein anderer Verwandter für einer Frau entscheidende Stellung, wenn sie mißhandelt wird;[1] anderen, wenn sie vergewaltigt ist.

Bei Junggesellenverein kommt es verschieden zur Trennung, manchmal sie sich gegenseitig gewisser Lebensgewohnen haben und eine plötzliche Abneigung sich herausbildeten. Dieser Zustand entwickelt sich selbstverständlich auch bei einem Paare, das bereits Jahrzehnte die gleiche Bürde teilt.[2] Meist ist der wirkliche Grund ehebrüchigkeit, ehelich ein Liebesverhältnis mit einer anderen Person, das zur Lösung des bestehenden Ehebandes nun mit allen Mitteln hintreibt. Endlich schämt sich Mann ganz verschieden seiner Frau ob, die ihre ehrliche Treue nachweislich verletzt (S. 484). Jeder Fall bietet viel Interessantes, denn auch Männer sind in dieser Tragödie durchaus nicht unschuldig.

Man braucht nicht zu verkennen, daß die Ehescheidung bei unseren Yamana sich zwar mit einer gewissen Leichtigkeit vollzieht, daß aber nicht unbedeutende Rücksichtnahmen damit verbunden sind. Lichtenstein klagt so, mit Hervas (gl: 378 zu bekämpfen: „Hervas says the Fuegians entertain divorces solves, if a'nt pas vrai de les voir changer plusieurs fois de mari, soit par inconstance illusoire, soit à cause de mauvais traitements de la part de leur époux."[3] Oder glaubt jemand wirklich, es würde das Ehebrechen den

---

second divorcement took place here, caused principally by him. He divorced his wife, who was so offended that she refused to live with him, and took up her abode with her parents, who recently took up her cause. He had also galanted his wife by other gross acts; indeed, there was accordingly a great disturbance, in which very many were concerned, and Tom Pett had his head badly wounded. He came to me to get it bound up, when I took the opportunity to reason with him, in the great urge against his wife (who is also a bad character) and her relations he was blind to his own faults; he promised amendment. He said he would remain single" (1865, 12, 191, 1870).

[1] Thomas Coombes bei Despard (1) 1862 bestimmt ausgesprochen: „A father-in-law or brother-in-law does not take his daughter's or sister's part against her husband, unless he actually injures her, when she is sometimes taken away from him and given to another."

[2] Despard (1) 1862 ausführlich: „It frequently happens that there is incompatible temper on the girl's part to her husband, and she leaves him, and if she promises to behave like a true wife to her husband, and she leaves him, and if she promises to behave like a true wife to her husband, and she leaves him, and if she promises to behave like a true wife

ersten Kinder gar zu lange auf sich warten lassen, bzw. es begünstigt bei Jungverheirateten schon empfindlich die Willensäußerungen der Frau? Der Verwandtenkreis jedweder verheirateten Person ist so, daß auf den Weihnachtsmarkt einer ärztlichen Verbindung anderer, denen er Hilfe sich für diesen gewünschten Familienzuwachs vergeblichen, wen, wen beschleunigteren Lesern abgewiesen, selbstredend einer Ehe praktisch nicht möglich oder nicht angebracht ist. Die durch eigene Schuld um diesen Ehebruch ausgeschlossene Person fällt zunächst ihren Verwandten zur Last, weniger wegen ihrer Bedürftigkeit, als wegen der gemeinsamen guten Ruhe der ganzen Verwandtschaft und wegen der Sorge um ihre Kinder. So erklärt es sich, daß die Verwandten fast regelmäßig ein lediglich Verhältnis zu Fortgang oder ein geführtes Ehebund wieder zu kräftigen versuchen, selbst dann, wenn die Frau schuldbefreit worden ist. Über die Erziehung der Kinder entscheidet Wunsch und Wille der jeweiligen Gatten, notwendige Kinder die bis der Mutter, wenn der Mann vorgeht, und vorgehen, aber irgendwelche Verwandte nehmen sich der Kinder an, bis die Eltern zu gemeinsamem Leben wiederhergestellt sind. Niemals gestattet eine Person, die schuldhaft eine ärztliche Verbindung gelöst hat, in der Öffentlichkeit gutes Ruf.

Die schon genannten Rückschlüsse haben immer darauf hingewirkt, daß Ehescheidungen nicht leichtfertig vorgenommen werden. Bestimmte Zahlen dafür fehlen, doch bleiben, als eine Frau ihren Mann bei einem Irrtum, bei er seiner Frau weggelaufen, die Wirtschaft und die Kinder sprach bleibt mit.

6. Ehelosigkeit

Wiederholt ist darauf hingewiesen worden, daß die Wirtschaftslehre der Tatsache einer lebenslänglichen Ehelosigkeit grundsätzlich ablehnend und daß die allgemeine Anerkennung über die gesellschaftliche Bedeutung jeder Einzelperson diese nicht anders als verbrecherische voll wichtig.[1] Indem der lediglich Gesellschaften fallen Aufgaben an, die sie nur als Ehefrauen erfüllen können. In heiratsfähigen Jahr werden die jungen Leute mit unverbindlichen Worten darauf hingewiesen gemacht, daß sie einer ehelichen Verbindung mit einem passenden Lebensgefährten nicht mehr lange hinausschieben dürfen, wenn wieder es die Unglücklichkeit gegen die eigenen Eltern bewirken, wollte sie Kind damit ungünstlich lange abgern.

Die Gründe, die für lediglich Verbleiben der Jugendlichen sprechen, gelten überwiegend auch für ausgeschlossene Personen. Hauptsächlich aus der Sorge um deren Kinder ist die Pflicht zur Wiederheirat entstanden. Deshalb „ist wenn es a wenn dies, die eigene gen unerlaubt zu scheiden" (Simmel)

[1] Hegl. entsprechenden Sätzen „Es] Lebensgemeinschaft bedeutet dem Menschen nichts in Ehe, dem kann Gut nicht bedeuten, für den übrigen erscheinung von der ganzen großen Abhängigkeit nicht bis zu sich die gewinnt in a vollkommen ganz für dieses" und diesen lebenslänglichen Begründung haben sich besonders (S. 418, 420) gewendet.

[2] Hinter den Gründen auf die Lebensführung ist es den Frauen unmöglich, die Ehelosen Lebensmöglichkeit auszuschließen sich im Stande haben können. Sie verdient, wie Simmel (p. 417) sich ausdrückt, "ganzen den Gegensatz" bezeichnet.

in MM: III, 117; 1869). Lobdagdamm: „There are very few single women, not one among hundred" (ib.).[*] Außergewöhnliche Gründe verhindern eine neue Ehe.

Allerdings hat die Neuzeit darun manches geändert, hat sie doch sogar die Lebensbedingungen teilweise bedeutend ungünstiger. Unter dem 2. Februar 1878 berichtete Bennett (): 17 aus Tasdagaia: „Widows did not long continue so; in fact, a single adult man or woman was a rarity. But with the march of civilized life marriage becomes less necessary and more difficult, and the number of single men and women increases." In der Gegenwart leben nur noch so wenige Yamana, daß jede Person verheiratet ist, vereinzelt sogar ein junger Mann mit einer bejahrten Frau, weil er anders sich nicht helfen kann. Nur die alte Frau steht mit langem alleine da; sie gilt als unverträglich.

Eine weiblich unbedeutende Ergänzung bieten aus Bennett (): 21 ist noch nachzutragen. „Though deaf or dumb men never married, unless it were an old woman, a deaf woman would be a wife and have children — the men remained single because usually no woman would marry such."

Wo für jugendliche Personen und für solche mittleren Alters unerlaubt geworben wurde ist, findet auf alte Leute keine Anwendung. Weil sie nicht mehr bei Kräften sind, könnten sie den durch die Arbeitsteilung ihnen zustehenden Aufgaben kaum voll und ganz gerecht werden, würden also der Gemeinschaft[**] nicht einen Ehegefährten mehr verschaffen als erhalten. Deshalb verziehten sie auf eine abermalige Heirat und verweilen in der Hütte eines ihrer Verwandten unterschiedslos, wo sie mitleidig im alltäglichen Betriebe mitgeschleppt werden. Zuweilen führen sie den eigenen Haushalt weiter. „Ältere Frauen, deren Männer gestorben sind, üben sogar ganz entschieden alle Rechte des Familienoberhauptes aus; auch wenn sie allein leben, haben sie immer ein paar Kinder oder Enkel bei sich, die ihnen unbedingt gehorchen müssen" (Hyades [2]: 33).[***] Abgesehen von dem guten Einfluß, der von ihnen ausgeht, sind sie im Wirtschaftsleben mitunter auch eine bemerkbare Hilfe. „Die alten Frauen sind übrigens durchaus nicht so unnütz, wie die Erzählung [über ihre Beseitigung bei Hungersnot] vermuten ließe; ihre Erfahrung gibt ihnen einen entschiedenen Wert beim Beschaffen der Nahrungsmittel sowohl, wie bei den sonstigen Haushaltungsarbeiten, und gar nicht selten heiratet junge Leute lieber eine erfahrene ältere Frau, als eine junge, wenn auch hübschere Mädchen" (ib.). Die Einzelperson selber, je nach ihrem Befinden und Charakter, gibt schließlich den Ausschlag, ob sie verwitwet weiterlebt oder im hohen Alter sterbensmüde heimgeht.

[*] Damit beziehungsweise Bennett (): 307 in etwa einen früheren Ausspruch: „Owing to the almost general practice of polygamy, many men are without wives, and live so all their days. And owing to the general practice of giving young women to elderly men, the young men frequently can get no wives but children."

[**] Eine gleichlautende Klage, von Bennett (): 14 am 2. Juli 1872 in sein Tagebuch eingetragen hat: „The lives of the old women who have been requested to the usual station of contribution, were as sacred as those of any other persons, because they had sons and daughters, nephews and nieces, younger brothers and sisters, who felt as such towards them, and were bound to support their deaths."

Gewisse Europäer haben mit ihren militärischen Bekanntschaften ein Zerrbild von den ehelichen Verhältnissen der Yanoma entworfen. Wieder Europäer, auch Boas haben die Verwandtschaften erklärt, die sie zu Ursachen einer vielfach schwer zugänglichen Einstellung, wie die Ehe sie ist, bezeichnen. Sie selber haben sich nicht einmal Rechenschaft gegeben, daß die von ihnen geschilderten Zustände notwendig sind, denn hätte sie sich wirklich ausgebildet hätten, wäre durch sie der ganze Volk in kürzester Zeit seinem Untergange ausgeliefert worden. Ein Naturvolk in der ungünstigen Umwelt, wie es die Nachbarschaft des Kap Hoorn ist, kann sich von den ganzgegebenen Lebensregeln nicht weit entfernen, soll es Daseinsrecht haben. Tatsächlich waren die ehelichen Einrichtungen unserer Feuerländer, einschließlich der sexuellen erlaubten Vielweiberei und der gelockerten Witwenkonkubinat, ganz selbstverständlich und naturhaft, demnach auch so sittenrichtig und gewissenrein wie. Mehr als an dem Urteile wirgt die jahrzehntelange Erfahrung des Missionars Bennett (1: 31, die er in die sehr knappen, aber wirklich richtigenden Worte zusammengefaßt hat: „So the whole, the family life was happy and content."

B. Eltern und Kind

Die im Kap Hoorn-Gebiet übliche möglichst Art der Wirtschaftsführung zwingt unsere Feuerländer sich in Einzelfamilien aufzulösen, von denen eine jede getrennt von anderen sich der Nahrungssuche widmet. Tag für Tag bleibt demnach das Elternpaar mit seinen Kindern auf sich selber angewiesen. Obwohl das Tagewerk der Yamana-Familie sich ausgiebigstiger und abwechslungsreicher gestaltet als das der benachbarten Selk'nam, kaffer ihm verhältnismäßig viel Einförmigkeit an. Von verschiedenen ausländischen Worte und von seiner unausgleichlichen Notwendigkeit für jede Familie sind mehrere Kinder, die nicht nur das die beiden Eltern einigende Band bilden, sondern auch für deren geistige Bereicherung und seelische Belebung in ergiebigem Ausmaße beitragen. Was Wunder, wenn die Eskimoeltern auch ihre Kinder sich derart lieben, daß sie Elternpaar ohne dieselben unmöglich leben kann, und wenn die Pflege und Behandlung den Kindern eine nicht zu erschöpfende Liebe entsteht. Aber durch die Einseitigkeit lassen sich die Erwachsenen weder blenden noch von der strengen Pflicht einer gediegenen Erziehung abbringen. Eltern sind nun nicht nur da gut, sondern sogar auch da sonst [illegible]. Sie schützen sich alle Eltern, wenige von Schlechtaten gewöhnlich Anlage ausgenommen, gewissenhaft auch ihrem Kinder und im Endlich auf das Wohl des Kindes.

Tiefgehende Beobachtung und genaue Forschung haben Grundsätze und Kenntnisse dieser Indianer zu Tage gefördert, die ihre ausländische Tätigkeit in ein unerwartet günstiges Licht rücken und die unsere rückwärtsgewandte Yamana als leidenschaftige Kenner aller Anlagen eines Kindes bekannt machen. Den Vollbesitz ihrer ausländischen Kinderen gewährt man so weit bei einer entwicklungsreifen Endlich in die Feier der Jugendreife, die weitaus gewöhnlich

[illegible] [illegible] [illegible] [

...

...

...

or the entire Englishwoman, she did in these days entirely fulfill. Her fingers Fran was dominion. „She had a baby at the house, and [unquestionably, with a shouting smile and plaintive voice, which, by the oft repeated words, 'Fanny Lamont' for something for the poor child. Mrs. Barry gave her many little presents, for which she received grateful smiles and Curtsies (apparently many thanks) over and over again. Her attachment to the child was evident, and what was given to the child she showed she understood was for that purpose by putting it immediately almost to work, or about its person."[1] Später, nachdem sie sich von dem Wahnsinn der Mutterschaft für ihre Kinder vergleichig überzeugt hatten, entschlossen sich einige Familien endlich, jenen ihre Lieblinge für lange Zeit anzuvertrauen (S. 210). Heute begegnen die Fanny-Kinder wegen mancher kostbaren Erfahrungen, die vorausgegangen sind, auch den kostenlosesten Wollen viel selbstverständlicher, als ihre bei den Kindern der Schlimm[2] bedauerlicher habe.

Was überrascht es nicht mehr zu erfahren — wir gewann in jener Verwöhnungen hinlänglich —, daß die Ehemänner wegen seiner großen Kinderscheu bemitleidet wird. Schafft seinen jedes einzelnen Kind den Eindruck solcher Fremde, so steigert sich mit der Zahl ihrer Sprößlinge auch ihr Ekel und ihre Gleichgültigkeit. „In vielen Kindern, wo so mehr Unterhaltung und Abwechslung in der Hütte an den langen Abenden?" gestand mir Warren im Augenblick vieler Bestätigte, als sein jüngstes Mädchen, das mit seinem wenig älteren Bruder von den all Kindern allein übrig geblieben ist, ermüdlich erkrankte. Oft hörte ich in verschiedenen Wendungen: „Wir glücklich sind Frauen und Ihnen gestalte, denn all ihre [andre] Kinder haben auch und heute ihre Eltern?" Kaum andere der wenigen noch vorhandenen Familien kann es viel lebendig Mannigfaltigkeit aufweisen, wie jene.

Selbstverständlich bildet jedes einzelne der Kinder für die Eltern und für alle Erwachsenen einen Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Weniger will den Anschein erregen, daß sie den Kind körperlich erhalten, als vielmehr durch unermüdliche Wachsamkeit und sittlichen Unterweisen.[3] Wenn bei einer wild, wenn ein Kind für Eltern Standen in der Hütte fehlt und sie ihre dunnen Verwalten nicht wissen. Aber ganz im

---

[1] In such has the Englishman shown inexhaustible Mitten bestehende, daß dann [1]: 300 and other Schildern verbreitet an spendern known and the Schäfer der Eltern, einige Kinder zur Erziehung nach Sitz Engand zu nehmen, die Charakter gegen die Eltern bilanzen. „One of the women had a baby with her, and there was something most striking in her manner when she asked me to give her child some presents. She was much attached to her baby, even as I found all of the Peoples mothers were, and I feel certain that no stronger ruling these younger children away on any pretence whatsoever is wrong in the extreme. ... They are very fond of their children."

[2] Auf welchen meinen Reise habe ich mit Eltern den Kinn der Kinder den Eingang zum Verlassen der Schlimm schlechte gestiftet. Vgl. Chapman [1]: 300 and [2]: 78.

[3] Barrow [1]: 2: hastings dass „Generally the children were tenderly cared for by their parents and friends and sometimes of every kind expressed in order to please the parents."

Gegensatz zu europäischen Müttern bleiben sie gänzlich ruhig, mag ihr Kind noch so lange abwesend sein, wenn sie von dessen Gang oder Fahrt oder Aufenthalt vorher kurz orientiert haben. Über die vereinbarte Zeit weit hinaus auf das Kind warten zu müssen, bringt sie indes aus der Fassung. In später Nacht sah ich einmal, wie der alte Pranco mit seiner Frau sich vom Lager erhob und wie beide sich anschickten, ihr Kanu ins Wasser zu schieben. Ihnen war eben berichtet worden, daß ihre etwa siebenjährige Tochter mit anderen Mädchen zu einer abgelegenen Bucht gerudert, von dort aber noch nicht zurückgekehrt war. Beim Spiel sind jene Kleinen von der Dunkelheit der Nacht überrascht worden. Obwohl die Nachbarn, deren Kinder teilweise ebenfalls abwesend waren, den alten Vater zu beruhigen versuchten, ließ er sich nicht zurückhalten, sondern fuhr eine weite Strecke den Canal de Beagle entlang, bis er nach einigem Suchen seine Tochter antraf. Endlich in der Morgenfrühe waren sie alle mit den anderen Kindern wieder in seiner Hütte vereint (vgl. Gusinde [1]: 164). Um diese Leistung voll zu würdigen, muß man bedenken, daß nur in höchstem Notfalle eine Familie sich nachts auf das Wasser wagt.

Die Eltern tändeln und spielen sehr oft und ganz verliebt mit einem Säugling oder einem älteren Kinde herum. Besonders schmerzhafte Bissen lassen sie ihnen zukommen, lenken ihre Aufmerksamkeit auf seltene Erscheinungen in der Umgebung, behängen sie mit Zierstücken aller Art und bemalen ihnen zur reinen Lust oft das Gesicht.[***] Immer wieder machen sich die Alten mit den Kindern zu schaffen, oder, wie Hyades (d): 308 sich ausdrückt: „Les parents aiment leurs enfants et s'en occupent." Wer nicht gerade von einer besonderen Arbeit in Anspruch genommen wird, verbringt seine Zeit am vergnüglichsten durch Nockereien mit einem Kinde. Eltern sind selbstverständlich auch für jede Aufmerksamkeit und Freundlichkeit, die Nachbarn ihrem Kinde erweisen, überaus empfänglich. Ich habe beobachtet, daß jeder Erwachsene, die Frauen mehr als die Männer, für das Kind eines anderen unterschiedslos viel Zärtlichkeit und Gewogenheit aufbietet; sollte indes ein Bub wegen seiner Ungezogenheit offenen Anstoß erregen, wird er von allen Leuten gleichmäßig hart gemaßregelt und zurechtgewiesen. So oder so ist das Verhalten der Erwachsenen gegen Kinder ganz einheitlich. Darnach allein zu schließen, wird der europäische Beobachter eine Frau für die Mutter eines Kindes halten, die nicht einmal dessen Verwandte ist. Nicht minder hoch schätzen Eltern all das Gute und sogar schon ein freundliches Lächeln ein, das ein Europäer ihrem Kinde widmet (S. 695). Auch Fitz-Roy (a): 186 hat bemerkt: „Both men and women are remarkably fond of the little children, and were always much pleased at any notice taken of them by our parties, when they felt sufficient confidence in us to bring the children forward."

[***] Wie Bridges (f): 22 und (h): 288 berichtet, „girls and boys were by their proud parents often laden with a profusion of native necklaces of bone or shells and their faces painted as extensively as possible".

Die Wesensart der heutigen Yamana-Kinder ist nicht so offenherzig und ungezwungen wie die der Selk'nam-Kinder. Sehr deutlich habe ich den Unterschied auf meinen Reisen empfunden; ich erkläre ihn aus der charakterlichen Veranlagung und der größeren Schweigsamkeit unserer feuerländischen Gruppe. Trotzdem gelang es mir, mich mit diesen kleinen Wesen ganz ergötzlich, auch ihnen zur Freude, zu belustigen. Dem alten ALFREDO, der mich öfters im Kreise der heiteren Jugend beobachtet hatte, wollte es gar nicht in den Kopf gehen, daß ich bei meinen vorgeschrittenen Lebensjahren noch nicht verheiratet wäre. Als ich mich mit ihm darüber aussprach, stellte er mir die unerwartete Frage: „Und kannst du dich bei deinen Leuten auch so mit den Kindern tummeln wie hier bei uns?" Nicht nur er, auch andere Leute haben es mit großer Genugtuung empfunden, daß ich so gern mit ihren kleinen Lieblingen spielte und scherzte. So wiederholte sich, was auch frühere Reisende, wie Snow und Fitz-Roy, beobachtet hatten.

Weiter unten wird bewiesen werden, daß die feuerländischen Familien durchgängig kinderreich sind. Man kann es sich aber kaum ausmalen, wie schwer jede Mutter und jeder Vater durch den T o d e i n e s K i n d e s heimgesucht werden. Sie empfinden den bittersten Schmerz und kommen über diesen Verlust ihr Leben lang nicht mehr zur Ruhe. Alles, was sie an den verlorenen Liebling erinnern könnte, und wäre er nur wenige Monate alt geworden, zerstören sie restlos; niemals mehr wird sein Name wiederholt, um nicht an die Lücke, die der unerbittliche Tod gerissen hat, erinnert zu werden.[110] Dringliche Bitten richtet die Mutter an *Hiddlyan*, die Gottheit der Yamana, damit sie die Gesundung ihres erkrankten Lieblings erlange, und sie ergeht sich in harten Vorwürfen gegen ihn, wenn er trotzdem ihr das Kind im Tode entreißt. Nie verstummt die Klage der Mutter um den verlorenen Liebling. Die Frau des WALTER, der von allen elf Kindern nur noch zwei am Leben geblieben sind, behütet die etwa fünfjährige schwächliche Tochter mit nahezu krankhafter Ängstlichkeit, um nicht auch sie zu verlieren. Alle Frauen sprechen voll Mitleid von ihr; denn sie sehen die Angst und Bangigkeit, mit der sie sich an dieses jüngste Kind wie an einen letzten Rettungsanker anklammert.

Für jedes Elternpaar sind viele gesunde, muntere und folgsame Kinder nicht nur eine außerordentliche Genugtuung, sondern weit darüber hinaus auch ein b e r e c h t i g t e r S t o l z.[111] In der ganzen Nachbarschaft wecken sie frisches Leben und jeder Erwachsene ergötzt sich an ihrem begeisterten Spiele; sie bieten den Frauen, die gern in der Hütte jener beglückten Eltern zusammenkommen, eine nie ermüdende Unterhaltung in den langen Abend-

---

[110] HYADES (5): 39 teilt mit: „Verlust von Kindern wird überhaupt schwer empfunden und nicht selten sehen die Frauenleute [der Missions-Station] die Mütter der Wilden sich verdüstern und die Frauen sogar in Weinen und Klagen ausbrechen, wenn zufällig auf einen solchen Todesfall angespielt wurde."

[111] Zwar sagt BRIDGES (1): 21 nur: „The mothers were always proud to tell how many children they had." Die Väter aber tun das Gleiche.

stunden. Mancher wird bange ums Herz, wenn sie sich ihrer eigenen Kinder erinnert, die der Tod hinweggerafft hat, eine andere schämt sich, wenn sie auch nur mittelbar Vorwürfe wegen ihrer ungezogenen Rangen treffen, eine andere empfindet etwas wie Eifersucht, als ob anscheinend die Sprößlinge dieser Frau allein alle guten Eigenschaften gepachtet hätten. Dem Vater selber aber verübelt es niemand, wenn er in stolzem Selbstgenügen seinen strammen Buben mustert und den anderen Männern manche von dessen Vorzügen preist, die große Leistungen für später erwarten lassen.

Wer könnte nun daran zweifeln, daß den Eltern im Feuerlande jederzeit noch weitere K i n d e r erwünscht sind. Mag deren Zahl sich auch Jahr um Jahr vermehren, niemals würden die Eltern des neuen Sprößlings überdrüssig; denn er erhöht fast kaum merklich ihre Sorge und ihre Arbeit, steigert aber ihre Freude um vieles. Eine reiche Kinderschar bedeutet vor allem deshalb keine fühlbare Belastung, weil die älteren Geschwister beim Betreuen ihrer jüngeren Brüderchen und Schwesterchen gern mithelfen. Setzt mit den Wechseljahren der Kinderwegen aus, macht manche Frau schwere innere Kämpfe durch; dies um so mehr, je weniger Sprößlinge sie besitzt.

Trotzdem wird freiwilliger A b o r t u s geübt, aber, wie mir Frau Lawrence im August 1923 nachdrücklich versicherte, nur sehr selten und immer heimlich von der Frau allein ausgeführt. Sie greift zu diesem Mittel, um einer bevorstehenden Schande auszuweichen. Das tut sie, wenn sie sich nämlich mit einem Liebhaber heimlich eingelassen hatte und nicht wünscht, daß ihr rechtmäßiger Gatte von dem verbotenen Umgange erfahre. Überdies muß sicher sein, daß sie nur von jenem geschwängert wurde, was sich unter den dortigen Verhältnissen fast nie feststellen läßt. Als ich mich im Februar 1920 zum ersten Male hiernach erkundigte, ergab sich aus der Unterredung mit mehreren um den alten Alfredo versammelten Männern, die seinem Urteile zustimmten: „Es scheint, daß sehr selten eine Frau doch ihr Kind abgetrieben hat, und zwar stammte es von ihrem Liebhaber. Sie handelte aus Angst, von ihrem rechtmäßigen Manne bloßgestellt und getadelt zu werden." Was mir damals nur als eine Vermutung erschien, steigerte sich auf meiner vierten Reise zu einer beschränkten Wahrscheinlichkeit.

Wie begeht nun eine schwangere Frau diese unselige Tat? Bevor noch das Kind unter ihrem Herzen eine gewisse Größe erreicht, daß ihr Zustand erkannt werden könnte, drückt und knetet sie heftig ihren Unterleib, bis der Embryo stirbt und abgeht.[1] Zuweilen legt sie sich mit dem Bauch auf einen Querbalken oder Baumstamm und während sie nach beiden Seiten überhängt, verstärkt sie die Pressungen.

Sehr verstanden[2] wird auch, es scheint es, eine Frau den Gebärenden über-

[1] Die deutsche umwahrer Bezeugung der Ausübung nennt auch Hyades (2): 301 den gleichen Eingriff: „L'avortement provoqué est assez commun; il est obtenu en moyen de manipulations violentes sur le ventre de la femme."

[2] Cooper's: 171 Schlußfolgerung, daß „Abtreiben absichtlich ist unbekannt", ist demnach wohl überholen. Er schreibt sich auf Hyades: 190, Hyades (2): 305 und Hyades (4): 316.

drängig und entledigt sich heimlich der noch unreifen Frucht. Sie weiß, daß sie diese mittig genug machen muß; denn handle der Embryo bereits einigen Umfang, könne bei diesem Eingriff ihr eigenes Leben in Gefahr. Auch weiß sie, daß das übliche bereits genannte Verfahren niemals unbedenklich ist. Sie hält ihre Tat, die als unerlaubt von anderen Frauen schwer verurteilt würde, streng geheim. Letztere sagen: „Es ist besser und schöner, daß viele Kinder in einer Familie sind, denen die Mutter alle Liebe erweist, als daß ein Weib ihr Kind nicht zur Reife kommen läßt." Um diesem Tadel auszuweichen, falls andere Frauen zugegen gewesen sind, redet sich die Schuldige heraus und sagt: „Ich bin hingefallen. — Ich bin über einen Stein gestolpert. — Ich habe mich bei einem Stare schwer geschlagen. Und deshalb habe ich mein [noch unreifes] Kind verloren."

Zuweilen gebraucht ein solches Weib um Angst und Beschämung die gleichen Entschuldigungen, wenn ihr Gatte, der vergnüglich auf ihr Kind wartet, sie darnach fragt. Man darf aber nicht verkennen, wie mir wiederholt versichert worden ist, daß sich in jenen sehr seltenen Fällen wohl ein freiwilliger Abortus ereignet hat. Das gilt ohne Zweifel für Lola's Mutter, die nach dem dritten Abortus gestorben ist, wie auch für die Frau des Felipe, die so mir gegenüber bedauert hat, zwei Frühgeburten erlitten zu haben. Gegen die beiden Genannten erhoben böswillige Weiber den ungerechtfertigten Vorwurf, daß jene sich dabei bewußt verfehlt hätten. Als sicher gilt demnach, daß gewollte Abtreibung außerordentlich selten von einer Frauensperson heimlich vorgenommen worden ist. Abortivmittel aus dem Tier- und Pflanzenreiche kennt man nicht.

Die Liebe zum eigenen Kinde leitet die Eltern bei allem, was sie als gut und vorteilhaft für dasselbe erachten. Manche Gebräuche und die einzelnen Erziehungsmittel haben sich aus langer Erfahrung herausgebildet; sie sind den Eltern eine sichere Richtschnur bei der Pflege und Behandlung ihrer Lieblinge. Davon abzuweichen verbietet die Ehrfurcht, die sie für das von den Vorfahren überlieferte uralte Stammesgut unwandelbar hegen.

2. Das Gebären

Unsere Yamana betrachten die Niederkunft einer Frau als eine naturgegebene Einrichtung, behandeln diese Angelegenheit in ihren Reden aber mit verschämter Zurückhaltung. Ihnen ist der Zusammenhang zwischen Begattung und Befruchtung hinreichend klar. Sie konnten sich den Lachens nicht enthalten, als wir ihnen andeuteten, scheinbar wäre einigen Menschengruppen dieser Sachverhalt nicht bekannt. Fragt man sie gerade über die Herkunft des Kindes, so verweisen sie allein auf das Zusammenwirken der beiden

Lucas hat sich sehr viel Mühe gegeben, durch Worte und Gebärden sich mir verständlich zu machen. Er sagte: „Gegenstand meiner Sorgen sind schwangere Frauen, besonders die, welche [Abtreibung und Kindestötung], so hat mir erzählt, ihre Leibesfrucht, wenn sie [ungewollt] geworden ist, vorzeitig zu entfernen."

Gottes und sagen, daß mit deren geschlechtlicher Vereinigung das Kind im Mutterleibe zu werden beginnt, daß es so lange weiterwächst, bis es die übliche Größe erreicht hat, und daß es dann ins unabhängige Dasein tritt. Diese Erklärung beschränken sie auf das Werden des Körpers. Als ich Calderon nach der Bedeutung des Kindes fragte, blieb er eine klare Antwort schuldig, wie ja im allgemeinen diese Feuerländer den Begriff der unsterblichen Seele etwas unbestimmt erfassen. Er sagte: „Wird das Kind geboren, besitzt es seinen *Hipúl*; denn es lebt ja. Aber wer weiß, von wo dieser herkommt!" Mit Nelly sprach ich in Gegenwart von Fred Lawrence wiederholt darüber; ich kam nur Überzeugung, daß den Yamana klare Vorstellungen über den Ursprung der Seele im werdenden Kinde fehlen.

Den unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Ausfall der Menstruation und dem Eintritt der Schwangerschaft verstehen die Yamana-Frauen nicht; erst wenn dieser Zustand vorgeschritten ist, finden sie sich mit der Tatsache ab, daß jene ausgeblieben.[107] Die Erfahrung belehrt sie, daß die Frucht in dem Maße heranwächst, als der Unterleib der werdenden Mutter an Umfang gewinnt, und zwar so lange, bis schließlich die Geburt einsetzt. Sehr oft denkt die Mutter an das Kind, das sie unter ihrem Herzen trägt, und verträumt voll spricht sie ihre Erwartungen vor Nachbarinnen aus. Nicht, weil sie von den leichten Beschwerden wieder frei sein möchte, sehnt sie die Geburt herbei, sondern um mit Mutterglück bald das Kind in ihren Armen halten zu können. Gannu sagte mir: „Manchen jungen Frau, die auf das erste Kind wartet, dauert es so lange, bis es endlich erscheint; in ihrer Ungeduld zeigt sie sich oft mißmutig." Jede wünscht sich ein kräftiges und schönes Kind. Um es zu erlangen, legt sie sich einige Blätter von *mátka* (Embothrium coccineum; vgl. Abb. 78) an das Genitale und preßt sie mit den Oberschenkeln fest. So verbringt sie die ganze Nacht und denkt andauernd an das Kind, das sie bereits einige Monate trägt; gleichzeitig wiederholt sie in ihren Gedanken den Wunsch: „Möchte dieses Kind doch so schön wie der *mátka* werden!" Ihren Mann erfreut es sehr, wenn sie diesen Verfahren öfters wiederholt.[108] Statt *mátka* (Südfeuerländisch) sprechen die meisten Leute *mátka*.

Sollte auch die Schwangerschaft weit vorgeschritten sein, die geängstete Frau darf ihre Arbeiten nicht nur nicht einschränken, sondern muß sie im vollen Ausmaß beibehalten. Besonders jenen jungen Personen, die ihr erstes Kind erwarten, wird ununterbrochene Regsamkeit und frische Geschäftigkeit von den Nachbarinnen dringlichst empfohlen. Durch zwei bis drei Monate vor der Niederkunft unterbleibt der eheliche Verkehr.

In dieser Zeit gelten für den Ehegatten einige Speiseverbote. Die

---

[107] Kuno (a): 900 nennt folgende physiologische Beobachtungen: „Le premier effet le même durée que pendant.... Elle a pour signes la suppression des règles, le gonflement des seins et le mouvement de l'enfant."

[108] Ich habe nicht weiterhin können, was Kuno (a): 900 als „une croyance populaire que les enfants naissent pourvus d'une partie du corps d'un animal, quand la mère a été effrayée au cours de la grossesse" bezeichnet.

Frau darf gebratene Fleischstücke, Muscheln oder Fische nicht so heiß wie [illegible] essen, sondern soll sie etwas abkühlen lassen; man sagt, zu heiße Bissen seien jetzt ihr und ihrem Kinde nachteilig. Dem Manne ist es nicht gestattet, den Kopf und den Hinterteil von Fischen und Vögeln zu genießen; er muß sich mit dem Mittelstück begnügen. Kurz vor der Niederkunft darf keiner der beiden Eltern vom Fleische der Kormorane essen, andernfalls käme das Kind mißgestaltet zur Welt. Durch einige Tage vor und nach der Niederkunft darf die Frau selber Knochen von Vögeln weder zerbrechen noch zerschlagen. Bekanntlich werden den Vögeln, besonders den Scharben, ehe man sie zum Braten ans Feuer bringt, die längeren Knochen von außen zerbrochen, damit das Mark ins Fleisch eindringe und dieses saftiger mache; außerdem knickt man ihnen die Wirbelsäule an mehreren Stellen, um die Federn leichter ausrupfen zu können. Wenn nun die Frau, die sich selber des Fleisches der Scharben und am besten überhaupt aller Vögel enthält, für ihre Familie einen Braten herrichten will, läßt sie die Knochen entweder unversehrt oder sie veranlaßt eine andere Person, die Knochen im Fleische des Vogels zu brechen. Täte sie das dennoch, hat sie zu gewärtigen, ein verkrüppeltes Kind zu gebären. Die Frau muß sich außerdem der See-Igel enthalten, wenn der Mann nicht verpflichtet ist. Er aber darf die Kalkschale nicht aufschlagen, sondern muß dies durch einen anderen machen lassen; andernfalls käme das Kind mit einem offenen Spalt im Schädel zur Welt.[110]

Abb. 70. Sarcochrium coccineum. ½ n. Gr.

Wenn die äußeren Zeichen der Schwangerschaft — die bei der früher üblichen Nacktheit unbehindert zu erkennen waren — auf die baldige Niederkunft hindeuteten, beschäftigen sich die Verwandten und Nachbarn in ihren Gedanken und Reden etwas aufmerksamer mit jenen beiden Personen, denen

[110] [illegible] erzählte mir dies im August 1923. Bei eindringlichem Fragen gewann ich den Eindruck, daß dieser Aberglaube zu einer größeren oder geringeren Weite der großen Vorderlappenöffnung, [illegible] der die Kinder geboren werden, [illegible] geknüpft.

bald das Kind beschert wird. Mit ihnen besprechen sie auch das erwartete Ereignis. Mit einigen guten Ratschlägen, zumal für eine Erstgebärende, sind immer mehrere Frauen bei der Hand. Sie machen ihr Mut, indem sie ihr in Aussicht stellen: „Du wirst bald dein eigenes Kind in den Händen tragen, welches Glück und welche Freude wirst du dabei empfinden! — Unbeschreiblich beglückend ist es für eine Frau, ihr eigenes Kind zu pflegen. — Erst dann bist du wirklich eine Frau, wenn du selber ein Kind besitzest, und das wird dir bald beschieden sein!" Diese Worte, als Grundgedanken solcher Ermunterungen, hat mir die alte Mary wiederholt.

Auf Erstgebärende gibt man besonders acht. Sie sollen sich möglichst viel bewegen, zumindest viel gehen, eifrig Holz sammeln und Beeren suchen, also tunlichst nicht sitzen bleiben. Wo dem Mädchen endlich der ersten Menstruation gezeigt worden ist, wiederholt man jetzt und betont mit Nachdruck, was man für die Behandlung des Neugeborenen empfohlen hatte. Das andauernde Zureden, verbunden mit ruheloser Bewegung, lassen der jungen Frau kaum Zeit sich zu ängstigen und zu beunruhigen. „Sie [die Erstgebärenden] haben keine Angst vor der Niederkunft!" erklärte Nelly ganz bestimmt. Mit einer Frau, die bereits mehrmals geboren hat und wieder ein Kind erwartet, sprechen die Nachbarinnen wohl auch und geben ihr die üblichen Ratschläge. Eindringlicher und beunruhigt reden sie, wenn jene Frau früher Geburtsbeschwerden gezeigt hat; aus Besorgnis um ihr eigenes und um des Kindes Leben bleiben sie bei ihr, bis sie niederkommt. Im Alltag besprechen die Frauen sowieso, ob leicht oder schwer, ob mit oder ohne besondere Erscheinungen bei einer von ihnen jenes folgenschwere Ereignis sich abgewickelt hat; deshalb ist ihre Aufmerksamkeit vorbereitet, wenn bei irgend jemandem eine Niederkunft sich wiederholt. Schließlich beraten sie sogar die Männer unter sich, wenn sie an dieser oder jener Frau die vorgeschrittene Schwangerschaft beobachten. Dabei fällt auch das offene Wort: „Nun ist es Zeit, daß ihr Gatte sich von ihr [geschlechtlich] zurückhält!"

Gegenüber Erstgebärenden und solchen Frauen, die mit Geburtsbeschwerden rechnen müssen, erachten es die Verwandten und Nachbarn als ihre Pflicht, jenen beim Nahrungserwerb und beim Betreuen der Kinder behilflich zu sein. Eine aufmerksame Teilnahme für die werdende Mutter geben alle Indianerinnen unterschiedslos zu erkennen.

Das Ehepaar ahnt zuverlässig, wann die entscheidende Stunde herannaht. Gewöhnlich hat die Schwangere, meist auf Anraten ihres Mannes, zeitig genug eine Nachbarin verständigt, die ihr helfen soll. Die Indianerinnen gebären am häufigsten in ihrer Wohnhütte. Zeitig genug entfernt sich der Gatte und nimmt seine Buben, sowie andere männliche Insassen mit. Taktgefühl für die Frau in ihrer schwersten Stunde verbietet es, daß männliche Personen anwesend sind; ihr gibt es das Schamgefühl, mit einer Helferin allein zu sein.[180] Kleine Mädchen werden zu Nachbarinnen geschickt. Sogar vor

[180] Das letztgenannte Beweggrund machte auch Hyades (a): 190, 272 geltend: „L'accouchement s'effectue le plus souvent en plein air, en continuant instinctif de pudeur

Nachtzeit entfernen sich all jene, die bei dem Ereignis nicht zugegen sein sollen, vorausgesetzt, daß andere Hütten in der Nähe stehen. Falls mehrere Familien eine einzige Hütte gemeinsam bewohnen, was bei den Westlichen zur Winterszeit üblich war (S. 386), bauen die helfenden Frauen für die werdende Mutter in einigen Minuten ein einfaches Hüttchen dicht neben der Wohnhütte auf, wo diese mit ihren Helferinnen ihre nahe Stunde erwartet. Viel bequemer ist es, daß sie allein sich entfernt, als daß die vielen anderen Hüttenbewohner fortgeschickt werden.[101] Bald nach der Niederkunft, spätestens am zweiten Tage, eilt sie mit dem Neugeborenen in die Wohnhütte zu ihrer Familie zurück. Ein derartiges Hüttchen gilt als Nothelf und wird nur unter dem Zwange der Umstände bezogen.

Vereinzelt auch meldet sich das Kind zu, während die Familie im Kanu fährt. Wie in Ouvea (g): 55 schon berichtet wurde, versucht sie, noch rechtzeitig genug das Ufer zu erreichen. Ist das nicht mehr möglich, kommt das Kind eben auf dem Wasser zur Welt. Bennett (a): 182 erwähnt gleichfalls, daß „children are sometimes born in canoes, they are then called, whether boy or girl, *anookaille*". Dieses Wort fehlt im BD und ist auch mir nie zu Ohren gekommen, wohl aber *ôkipin, ôkipinin, ôkipinin*, an das man erweitert die männliche bzw. die weibliche Endung anfügt. Beispielsweise führte Sarrano den Namen *ôkipinintin hîjwakôka*, „der außerhalb des Landes Geborene, nahe der Küste von *hîjwakôka*". BD: 105 bringt *ôsipinin*, a man who has no proper place of abode. Auf dem Kanu niederzukommen wagen allerdings nur Frauen, die bereits Kindern das Leben geschenkt haben und die sich selber zu helfen wissen. Eine Ereignisfremde halten die anderen Frauen kurz vor ihrer Stunde zurück in der Hütte zurück.

Zwar ist es richtig, daß es bei den Yamana eigentliche und berufsmäßige Hebammen, die regelrechte Hebammendienste leisten gibt, wohl aber gewissen einige Frauen den Ruf, als solche gute Dienste zu tun.[102] Sie erwerben sich ihn durch häufige Hilfeleistung und durch persönliche Geschicklich-

---

pratiquent les femmes à qui les conditions du travail glissé que de supposer la présence des hommes et la promiscuité de la hutte en moment où elles accouchent." Bennett sagt nur: „If Women attend upon the husband or whatever female is accouchement." Pfeilschäftig bekommt Kane (a): 202 demgegenüber, daß „he must not go[down]; male from his native husband desires to endure".

[101] Folgerichtig hat Bennett einmal vorübergehend bekommen: „Women never have children in the wigwam but out of doors" (VP: III, 110, 1869). Später schränkt er (a): 31 ein wenig gewissen: „Children were generally born in the open air, and this of necessity and from proper feeling, the wigwams occupied jointly by several families allowed no privacy. The expectant mother with her nearest female friends withdrew."

Nur unter den oben genannten Bedingungen gibt, von Bennett (a): 106 und Snow (a): 238 bestätigt, sagen: „Descente la grossesse la femme allait accoucher du canot à la hâte, y était déposée dès qu'arrivée dans quelque Hôte." Und „comme chez toutes sauvagesses, elle recherche dès le Beginning leur Premières des Hôte und gehen vom ordinaires Gebrauch, aus dem, dass vom Ankömmling des Neugeborgenen, das Kind zur Welt zu bringen".

[102] Bridges (a): 190 erwähnt ebenfalls, daß gelegentlich ebenfalls Frauen den Kindbetten Hilfe leisten, aber nicht berufsmäßig: „If a[ny] a gun die accouchée."

hält; überdies wird jeder von ihnen ein etwas eigenes Verfahren, sowie manchen besonderen Handgriff angewendet haben, wodurch sie sich voneinander unterschieden. Neuestens gilt Cesarean als besonders unverletzlich und Nelly hat bei all ihren Kindern die Hilfe der alten Anna in Anspruch genommen. Im allgemeinen läßt sich eine Frau immer von derselben Geburtshelferin bedienen, weil diese je nach deren körperlicher Veranlagung durch die Erfahrung kommuniziert. Anerziehende Hilfe weiß jedweder Indianerin der jungen Mutter zu leisten.[10]

In der Regel ist nur eine einzige eigentliche Geburtshelferin tätig, niemals sind es mehr als zwei. Kann die Kreißende nicht die Hilfe einer Frau erreichen, war dann hinter verschmitzt der Gatte ihr einige Hilfe dadurch, daß die Frau sich an ihn lehnt; er aber wagt keine Handgriffe. Sie behilft sich auch ganz allein, indem sie sich auf Hände und Füße ungleich stützt. Sonst aber nimmt sie eine Haltung ein, die für sie bequem ist und die auch eine wirksame Hilfeleistung der Hebamme ermöglicht. Die Kreißende hockt auf der Erde und spreizt die Beine weit, mit den stark aufgestellten Füßen und Händen stemmt sie sich gegen den Boden.[11] Die Helferin hockt unterdessen hinter ihr und umfaßt ihren Unterleib; die werdende Mutter lehnt sich gegen sie, die eine starke Stütze bildet somit, und läßt sich halb aufrecht. Mit ihren Händen tastend versucht die Hebamme bei Beginn der Wehen die Lage des Kindes zu bestimmen und durch leichtes Drücken des Unterleibes mit der flachen Hand den Austritt der Frucht anzuregen. Währenddessen stützt sich der obere Rücken der Mutter gegen die Brust der hinter ihr knienden Helferin; sollte aber das Kind lange aufrichgehalten werden, sinkt die Mutter in ganze Rückenlage, wobei sie die gespreizten Beine etwas anzieht. Die Helferin hockt sich jetzt vor sie hin und setzt ihr Bestreichen des Bauches mit der flachen Hand fort. Sobald das Kind auszutreten beginnt, hilft sie vorsichtig mit ihren Händen nach und fängt es beim letzten Stoß der Unterstützerin mit beiden flachen Händen auf.

Zuweilen erfüllt die sogenannte Adoptivmutter (S. 712) dieses letztgenannten Dienst. Grundsätzlich besteht sich nämlich die zuerst erwähnte Frau nur als Geburtshelferin, während das Neugeborene von der Adoptivmutter weiterbehandelt wird; oft erfüllt eine und dieselbe Frau beide Aufgaben.

Einerlei nun, wie man sich geeinigt hat, immer achtet die Helferin sehr genau darauf, das herauskommende Kind weder am linken Fußchen noch am linken Händchen, sondern am rechten zu fassen. Zuweilen macht es Mühe, dieses herauszufinden. Andernfalls würde das Kind ein Linkshändchen werden und beim Handhaben der Schlingen sich ungeschickt anstellen. Sogleich führt diese Frau mit ihren flachen Händen über den ganzen Körper des Neu-

[10] Das bezügliche Sprichwort (s. S. 276 anmerkungsweise): „Zuerst bin ich Frauenarzt, so nebenbei bin ich manchmal Geburtshelfer, zuletzt werde ich Totengräber."

[11] Die Indianerinnen, wie Sprichwort (S. 568 in Erklärung gebracht hat, „ihr permanent gute Frauenbehandlung spar in praktischen anerzogenen und heute nur die neuen Indianerfrau spezial ohne einen dazu ihrer Hand".

gebrochen, um ihn schließlich zu reinigen. Wie der Kopf herausgeschnitten wurde, wird das Blut aus der Nabelschnur gepreßt und diese etwa 12 cm vom Bauche entfernt mit einer scharfen Messerschneide durchgeschnitten; beide Enden schneidet man mit diesem Schneidewerkzeug oder mit Bimssteingrus ab. Die Nachgeburt (Plazenta), Blutreste und die durch geronnenes Lochwasser schleimige Wäsche bringt man in offenes Feuer oder in die glühende Asche, wo sie verzehrt werden; ist kein Feuer vorhanden, vergräbt man sie.[1] Auch das Bett, mit dem sich die Mutter reinigt, wird verbrannt. Die Niederkunft von Hund wie ohne Schneidewerkzeug; Kuno (a): 805 verzeichnet: „Les douleurs sont généralement assez vives, et la mère pousse des gémissements ... tout comme chez nous."[2]

Zweifellos wird bestätigt, daß sich das Gebären bei den Feuerländerinnen fast unmerklich mit Leichtigkeit abwickelt[3] und daß sie an Pflege wenigstens weißer Wöchnerin nichts mehr denken. „Quand l'enfant vient au monde, les voisines, lorsqu'il n'en trouve, assistent la mère, qui reprend presque immédiatement ses travaux habituels en portant avec elle le petit être qu'elle protège de son mieux" (Martin: 197). Sehr bestimmt sagt Bruno (g): 190: „L'accouchement s'accomplit facilement chez les Fuégiens." Trotzdem ereignete sich auch in früherer Zeit verschmäht eine Schwergeburt. Dankenswürdig überreicht Kuno (a): 807 ein wenig, der sich auf Darwin beruft, „que les européennes et les gauchoises réclament un secours pour leurs dures l'accouchement."

Der Amazone kam das neue Kind bei der Geburt in beschränkter Quantität und die Hilfeleistung hatten große Mühe, Mutter und Kind am Leben zu erhalten. Aus Furcht, sie könne absterben in Gefahr, bedienen sie sich jener Verhütungsmittels, das neue Frauen empfiehlt, die künftighin keine Kinder mehr wünschen. Sie warf nämlich die Plazenta den Hunden hin, die letztere restlos verzehrten. Zum Beweise, wie unverständig wilkürne diesem Vorgehen ist, wies man mich wiederholt auf Amazonen hin, bei den sich mit fast zwei Jahrhunderten keine Schwangerschaft mehr eingestellt hat. Der Gatte Darwins war lange Zeit um die außerordentlich besorgt. Aber er wiederholte, was im ähnlichen Falle von Schwergeburt auch ein anderer Mann sich sagen: „Bin ich es, ich verzichte auf weitere Kinder, statt daß ich meine Frau verliere!" Der Gatte selber ist es, der verlangt, daß nach einer beschwerlichen Schwergeburt die Plazenta den Hunden vorgeworfen wird, aber er tut es eigenhändig. Schuld schleicht bei der Niederkunft die Frau in Gefahr geriet,

---

[1] Wie ist nicht bekannt geworden, daß diese Teile, wie Bruno (g): 191 behauptet, von den Angehörigen der Eingeborenen verbrannt wurden, wissen und man schließen mit Recht schließen. Man hat mir nachträglich bestätigt, daß jene Dinge nicht eingegraben, sondern immer im Feuer beseitigt wurden. Würde man sie in der Erde vergraben, so bestände Gefahr, daß Hunde sie wieder herausscharren und verzehren; dadurch würde jene Frau für immer unfruchtbar gemacht.

[2] Das Gebrauchte beschreiben Kuno (a): 806 und Bruno (f): 646, (g): 190 eingehend.

[3] Bruno (g): 191 bestätigen auch Lawrence (b): 186, daß „a great easy labour".

stellt man den Instinkt, Aufbruchsdrang bewegt ihn zu jenem Entschluß nach der Mitgefühl und er will nicht seine Frau erneut jenen Schmerzen oder Gefahren aussetzen. Anmerkung: Schwester Elvira hatte bei jedem ihrer sechs Kinder mehr oder weniger Schwierigkeiten und zweimal Aborten gehabt (S. 700). Eine schlechte Voraussagung darf man hier wohl nicht überreden; denn die dritte Schwester Gisela hat zwar bisher einige Frühgeburten gehabt, aber noch kein einziges gesundes Kind ausgetragen. Niemand wird ermitteln können, ob bei diesen Frauen das Vorschlagen der Europäerinnen sich nachteilig auswirkt; ihre noch lebenden Mütter waren von dergleichen Beschwerden frei.

8. Die Eltern des Neugeborenen

Nach Möglichkeit kommt, wie gesagt, jede Yamana in ihrer eigenen Wohnhütte nieder. Sie wird dabei von einer eigentlichen Geburtshelferin und Hebamme verschieden von der Adoptivmutter des Neugeborenen unterstützt. Ihre erhöhte Umgebung bevorzugt Hähe, kleine Kinder werden entweder noch weggeschickt oder in Schlaf gehalten, endlich zwingt man alle Hunde, sich abwesend zu halten.

Vom Tage der Niederkunft an nehmen beide Eltern die (S. 701) jedermann geläufigen Vorsichtsregeln besonders gewissenhaft beobachten. Die Mutter enthält sich jeder Nahrung den ganzen Tag hindurch, womit sie für sich ein gutes Gedeihen und das kommende Wohlsein für ihr Kind sicherstellen will. Schwimmen darf der Mann weder während Holzholens im Walde unterbrechen noch ein größeres Jagdtier töten, weniger die Knochen von Vögeln aufschlagen, um das Mark zu verarbeiten, auch eigenhändig das Kalkgerüst der See-Igel zerschmettern. Fällt er zufällig Bäume niederreißen oder Holz spalten würde, bekäme sein Kind einen offenen Wunde auf der Brust; fällt er die Flügelknochen der Vögel zerbrechen, erhielten auch die Arme des Kindes brechen; fällt er einem Vogel die Federn ausgiebt, verlöre sein Kind bald die Haare. In der Wahl seiner Speisen ist er zum Geburtstage des Kindes genau so eingeschränkt wie seine Frau an diesem und an den folgenden Tagen. Sie darf schließlich vom Tage nach der Entbindung an wieder essen, doch vorläufig bei weitem nicht von allem. Alles beschränkt sie sich auf Fische, sowie auf Seeigel (Mytilus chilensis), Seitlige (Mytilus edulis) und muschelen (Fissurella); die vielen anderen eßbaren Seetiere sind für sie verpönt. Diese Muscheln müssen von "ganzen" [im ungeöffneten Stand] Stellen herausgenommen, klipp weder von derjenigen, wo sonst den Schalen vorkommen, noch von dort, wo viele Schnecken und Seeigeln sich aufhalten. Wir erfahren, die mutmaßliche Furcht führt dabei, daß diese Tiere in der Mythologie keine unvorteilhafte Rolle spielen. Zu den "ganzen" Dingen gehört auch noch eine einzige Tiergattung, nämlich Meeres chilotaria. Eingegangen ist das Verbot von der Seeotter ôlôke (Turbyeres patachonicus) verblieben. Für den Fall nun, daß diese Dinge überhaupt nicht oder in nicht genügender Menge vorhanden sind, muß der yékamal Abhilfe schaffen. Mit bestem Gewissen ausgerüstet stellt er den "Bäse und Schädlichen" zusammen,

hält es einen Augenblick auf seinem flachen Händen und mit einem starken Luftstrome aus seinem Munde bläst er es unter halblautem *ft* weit weg. Nun erhalten die von allem "Geflüchtetem" befreiten Lebensmittel nicht mehr.

Unmittelbar nachdem das Neugeborene von der Mutter getrennt ist, geht jene Frau, die sich als eigentliche Geburtshelferin betätigt hat, aus der Hütte und überreicht durch die nächststehende Person dem Vater, daß ein Knabe oder ein Mädchen angekommen ist und daß seine Frau sich wohl befindet. Mit Genugtuung und Freude nimmt er die Nachricht entgegen. Er hält sich meist noch einige Zeit jenen beiden fern, weil das Neugeborene weiter behandelt werden muß; erst später sucht er seine Familie auf. Eine ungemachte Sache ist es, daß das Elternpaar jedes Kind herzlich willkommen heißt.[1] Mehr aus Rederei denn aus bewußter Absicht erwartet der Vater mit Vorliebe einen Buben und die Mutter eine Tochter, es sei denn, daß beide sich so oder so in ihren Wünschen einigen, falls bei ihren Kindern bisher nur das eine oder das andere Geschlecht vertreten ist. Zwar behaupten Bamonte (i): 21 einmal ohne Einschränkung: „Mere pleasure was expressed at the birth of a son than of a daughter"; die Begründung indes, die Bamonte (a): 182, 203 an anderer Stelle nennt, ist nicht durchschlagend: „Boys are coveted as offspring ... Boys are much preferred to girls as offspring, since they are a source of strenght and protection when they grow up to their parents." Zwillinge, unliebsame genannt, müssen als eine außerordentlich seltene Erscheinung bezeichnet werden; kein einziger der ihnen Leute konnte sich an eine Zwillingsgeburt erinnern.

Zu allererst erhält das Neugeborene eine ganz Waschung,[2] die von der Adoptivmutter vorgenommen wird. Sie hockt auf dem Boden und stellt sich das Neugeborene auf die Oberschenkel, mit ihren beiden Händen es aufrecht haltend. Mehrmals nacheinander nimmt sie den Mund voll Wasser, hält es einige Augenblicke warm, bis es sich ein wenig erwärmt hat, und spritzt es, wie aus einer vielöffnigen Dusche, gegen das Kind. Nachdenklich spült sie dessen ganze Körperoberfläche ab. Jene Teile, die sie mit Wasser benetzt hat, reibt sie mit der flachen Hand und tunkert sie sogleich mit einem Ballen von *Sfäg*[3] oder mit einer Handvoll des weichen Sphagnum-Mooses. Mit besonderer Sorgfalt reinigt sie Augen und Ohren, Mund und Nase. Nun bettet sie das Kleine auf die bekannte Seite einen ausgesuchten weichen Fellen, meist vom Fuchse oder vom Otter, über das auch eine dicke Schicht von Sphagnum-Moos hingestreut wurde. Darin eingewickelt ruht es, bis auch die Mutter sich abgewaschen hat.

Bald nach der Entbindung arbeitet sie sich schnell vom Lager und begibt

---

[1] Nur kurz erwähnt Bamonte (a): 176, daß die Geschlechtsfolge Eltern wünschend unter die Knaben auch die Mädchen einen Vorzüge zeigen.

[2] Kurz sagt Koppers (a): 305, nur „die unmittelbar mit Geschlechtsverkehr zusammenhängenden Riten". Bamonte (a): 181 ist ausführlicher: „When the infant is born, the attending females take the child, wash it with cold water, and then rub everything it needs with a towel." Weniger gibt Bamonte (b): 180 und Gusinde ein.

sich allein oder in Begleitung der Geburtshelferin an den Ufersand, um hier im Seewasser sich zu reinigen. Die Mutter tritt möglichst weit in das Wasser und reibt sich gründlich mit den flachen Händen und mit einem Ballen von *Silt*[a] oder Moos ab. Das Bad im Seewasser hält man für notwendig und gut, nicht nur in einem Bache; deshalb haben die Frauen es bis heutigentags beibehalten. Zwar ist das Wasser immer kalt, aber die Lufttemperatur schwankt davon nicht merklich und die junge Mutter badet sich einmal oder mehrmals täglich während einiger Tage. Hrozny (q): 192 hat die Beobachtung gemacht, daß „le jour même de l'accouchement, la mère est allée seule prendre d'heure en heure quatre bains de mer, le premier quatre heures après sa délivrance." Die nämliche Frau sagte ihm auch, „que toutes les femmes Esquimaudes en font autant après leur accouchement".[100] Nach jedem Bade trocknet sie sich mit *Silt*[a] gut ab und geht zur Hütte zurück.

Ofters, wenn die Mutter zum Bade am Wasser geht, wird sie auch von der sogenannten *Adoptivmutter* begleitet, die das **Neugeborene** in ihren Armen trägt. Statt daß diese sie in der oben geschilderten Weise abwäscht, taucht sie das hier für einen Augenblick ins Seewasser ein[101] und trocknet das sogleich wieder mit *Silt*[a] ab. Alsdann trägt sie das zur Hütte zurück und hält es gut in ein weißes Fell ein. Man sagte mir: „Für Mutter und Kind ist das Bad im Seewasser sogleich nach der Niederkunft sehr gut, deshalb haben die Yamana es immer beibehalten." Nur an einem außergewöhnlich kalten Tage sieht vernünftig eine Frau davon ab.[102] Sind die Wochenungen besonders, wird das Kind zum ersten Male gewickelt. Danach ruht die Mutter ein wenig aus, vermeidet überanstrengt sie zu sollen, die Hütte zu reinigen und in Ordnung zu bringen.

Alle Spuren der Niederkunft werden im Feuer restlos getilgt. Eine Tragschnur und einen Abortus verunreinigt man sogleich in einer Glut außerhalb der Wohnhütte. Als Ursache für jene schweren Fälle früherer Frauensterblichkeit nennen die Yamana große Unvorsichtigkeit der Schwangeren beim Springen und Arbeiten, schweres Heben und Erschütterungen

[100] Hrozny (q): 192 berichtet, was Drumm (q): 190 wörtlich wiederholt: „Man bringt die Neugeborenen gleich ins Wasser, die ersten Gesichtigkeit bestehen natürlich darin, übereinstimmend als mit dem Leben." Gegen die Behauptung bei Verhaeren spricht die Tatsache, daß auch der Erkundung meiner Gewährsmänner beim einzigen neugeborenen Kind in diesem Bade gebadet hat, es handle sich nur um Ausnahmefälle, die nicht oder nicht ausgesprochen. Auch andere Beobachter sprechen über dieses Bad, aber dem wirklichen Sachverhalt genaue zu schildern, so Bridges (a): 180: „Children, generally within a few days of their birth, are dipped in the cold sea, from a superstition that it makes them grow well." Vgl. Despard (b): 200.

[101] Hrozny (q): 192 berichtet, daß die junge Mutter durch mehrere Tage mehrmals je ein Bad nimmt, nur einige bei besonders kalter Witterung aussetzt. Beobachtungen von der oben erwähnten Frau am nächsten Tage nicht im Seewasser genommen, da immer die Kinder, damit bei Polyglotten Chri, an allem, in jener die in allen Lagen vorgekommen der Fremde (— Pflege, es war Gebrauch welche die ruhige warmen in sich".

beim Fallen. Wenn und wie freiwillige Abweichung geübt wird, ist bereits S. 699 erwähnt worden. Eine Hilfsgeburt verwünscht die Mutter selbst.[1] Ein verkrüppeltes, lebensunfähiges Kind, das lebend zur Welt kommt, wird nicht umgebracht; aber im späteren Verlauf der Pflege widmet seine Mutter bewußt weniger Aufmerksamkeit mit der Absicht, daß es bald sterbe. Ein solch unglückliches Wesen wird nicht unmittelbar einem Gräber oder dem Hunger ausgesetzt, sondern unauffällig zur Beerdigung vorbereitet.

Anscheinend pflegen sich die Geschlechtsbeziehungen nur sehr kurze Zeit und zwar höchstens einen Tag.[2] Nicht nur Hilfen sie beim Beischlaf darauf, es wird dann sogar empfohlen, sich möglichst bald wieder zu waschen und zu betätigen. Tatsächlich sind die meisten Frauen wenige Stunden nach der Niederkunft wieder bei ihrer gewöhnlichen Beschäftigung. Nicht selten vergessen sie sich, da das Gebären den Geburtsvorgang durchgemacht keine Beschwerden bereitet, daß eine hochschwangere Frau während der Arbeit ihr Kind bekam. War sie beispielsweise zum Holzsammeln im nahen Gebirge gegangen, so entbindet sie nach einer drei Stunden wieder in ihrer Hütte und zeigt der Neugeborenen heraus. Vor wenigen Jahren war eine in Puerto Barberton einer Indianerin in den großen Holzschuppen der dortigen Farm; nach mühsam zwei Stunden kam sie an ihrer Familie zurück und hielt in der einen Hand ein Bündel Holz und in der anderen das Kind, dem sie inzwischen einen guten Namen den Leben gewünscht hatte. Peter Lorenzo wurde mir im Juli 1933 einer anderen Indianerin, die vergessen hatte Wasserschöpfen der Kind schrieb. Sie sind zwei Frauen am Hüfte, die sie dort am Ufer des Rotten Indianers, zwischen gingen alle mit dem Neugeborenen zu ihrer Hütte.[3] Schließlich wird noch, von einem erwähnt wurde (S. 703), der eigene Mann die Entbindung seiner schwangeren Frau, wenn sie im Laufe einbrechenden und jederzeit Hilfreiche leistet.

Wie am Tage der Niederkunft, so gelten die beiden Eltern in den darauffolgenden Tagen noch gewisse Verhaltungsmaßregeln. War an Verwandtschaften anderen aufgezählt wurde (S. 707), muß gewissenhaft so lange, bis dem Kinde die Nabelschnur abfällt, eingehalten werden, sagen die Eltern-Indianerin, wenn einem Paare das erste Kind geschenkt wird. Gewisse Pflege dürfen die Eltern sogar erst dann, wenn das Kind das dritte Lebensjahr vollendet. Diese und andere Dinge werden dann jedoch früher erlaubt, wenn der erfahrene mit den ihm eigenen Kraft den "Blick" von ihnen weggenommen

[1] Folgende Darstellung Bennett (1) 31 gibt Indien: „Frauenzeit hatte man einige Monate und wurde so. Der entsprechende Befund, so weit es gewisse übereinstimmende allgemeine Züge betrifft, ist nur von Bennett hat sehr [illegible]".

[2] Bennett (1) 307 berichtet, die junge Mutter „gegenwärtig in ganz seltenen Fällen". Dann sind Schwierigkeiten auch die Hilfe beim Pflegen (Bd. I, 304) beteiligt.

[3] Bennett (1) 308 hat selbst Indianerinnen gesehen „wie sie [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]". Ähnlichen berichtet Bennett (1) 310 und Bennett (1) 308 [illegible] „The mothers almost directly after the child's birth resumes her various duties of [illegible] [illegible], gathering [illegible], [illegible] water, etc."

bei, was an die jahre-staatliche Ehrenpause gewohnt bewegen muß. In jenen Tagen bildete Mannheim bei allein die Nahrung für Vater und Mutter (I, 347). Andere Reisende haben die Gewohnheit weiter bestätigt auch als solche vermerken. Thevenot (II: 183 berichtet von: „The mother and father of a newly born child are called simbians. They are both confined as regards their food, drinking some kinds are hurtful to the child. They generally also keep quiet for a week or two after the child' birth."[1] Auch Wintersteen (II und mit Ein Mannes: 198 weiter und die Pflicht zur Enthaltsamkeit von einigen Speisen bis und Tage bei, was ich auf seiner Gültigkeit nicht mehr prüfen konnte: „Et remarquez que la neuve mauvaise habitation ou les epoux dot mar gites de mauvaise viandes alimentes." Nur so viel ist mir bekannt, daß die junge Mutter durch einige Tage nach der Niederkunft in der Tat baden muß (I, 349). Der Gatte vermeidet den geschlechtlichen Verkehr bis seiner Frau monatlich während den ersten sechs Wochen nach ihrer Niederkunft, die Wärterin nach einem Jahre."[2]

Außerordentlich merkwürdig ist es, daß bei den Yaruma die Verschiedenen einen eigentlichen Wochenbettkultus eingehalten werden, von dem ich bei keinen beiden Nachbarn keine Spur entdeckt habe. Anklänge an diese Gewohnheit finden sich bei Thevenot (II: 178) und bei Bowman. Letzterer erwähnt: „The people have an idea that if the father eats not until five days after the birth of his infant, it will not survive." Am 10. August 1863 schreibt Livingstone: „It is considered by these people that a man whose wife has lately given birth to a child should abstain from touching weapons, either by hand, or by sling, or bows" (1956: 135, 173, 1863). Wie es dem, welche sein Kind, wie wir erfahren haben, kahlköpfig werden. Die Mann, der eben Vater geworden ist, verwirft den ganzen Tag in seiner Hütte, enthält sich der verschiedenen Speisen, die man sehr wichtig und verschiedt seiner ähnlichen Arbeiten. Er spielt sich zwar nicht als krank auf, weiß sich aber jener Zeit von seiner Mitglieder, Verpflichtungen und Sorge wichtig zu Nehmen. Wie die und seine Familie besorgen die Nachbarn und Verwandten dies an sich in diesen Tagen eine geringere Lebensmannschaft. Der Mann enthält sich natürlich so, als bedürfen die Entfernung aus der Hütte und die Anwesenheit bei irgendwelchen Arbeit den und seiner Familie ernsten Schaden. Für mich ungeborenen Kind ist es

[1] Thevenot (II: 183) schreibt: „Quoy l'accouchement se passe ... mais dans le pays de Siam, qui dict Ce chez à ces mots, et prenant laquelle ces couches à un signe particulier, et donnent garde de rebattre avec ces mots ... Estoient ces mots 'gardons', mais à ces mots-là dirent que le mien?" Nachdem man die Schwangere auf zwei Monate in ihre Schlafkammer gebracht hatte, fing allgemeines Weinen unter Lamentieren (II: 178) auf die Geburtswehen bis die Frau bei gewissen Anlässen bis. Wintersteen (II) sagt richtig, „que la grossesse, après la naissance de l'enfant, n'interrompt de certaines sorte qui grossissent toutes l'abstinence sont en usage".

[2] Wintersteen (Gesellschaftsordnung habe ich Exemplar (II) Bestätigung vorgefunden, „a Tahoua mettent toute absente from married intercourse for five or six months". Darüber hinaus erwähnt, daß Frau Lemoine widersprach und eine darauf hin, daß sich in einzelnen Familien die Gatten auch oft über mehr Monate folgen.

[illegible] Ehe. Es hält sich an die gebrauchte Verschuldung, „weil es so eine abredete wie weiß und will anderes falls den Kauf ungültig oder aufgehoben wissen". Nach Möglichkeit vermeidet die Familie selbstverständlich weite und zeitraubende Fahrten im Krieg, wohl deshalb, um auch den Kriegsherrn nicht lange zu scheuen. Der Vater darf seine eigene Glocke gebrauchen, nicht aber Werkzeuge und Waffen.

Da die Männer im allgemeinen arbeitsscheu sind, nehmen sie schon bald nach der Geburt ihres zweiten und jeden späteren Kindes die gesetzliche Bestrafung wieder auf. Um ja sicher zu sein, lassen sie durch einen gelehrten und alten Gelehrt beobachten. Eine zweite Geburt hält sich jeder Mann immer oder genau an die gebrauchte Vorschriften. Die vorgeschriebene Strafgewalt macht sich die Gelehrt einen späteren Kinder zweimal und pflegt sich ungeschickt lange, zwei Wochen seiner Familie und zwei Tage der Wochenbett. Dieser stellt zwar den Gebärenden nicht ein, sondern führt sie zur Pflicht für die Männer wieder, denn abwesend hält sich die ungeschickten, die Kriegsgefangenen einen ausführlichen Wissens zu unterrichten. Es gibt zwar nur zwei Verfahren sich in den Selbstbestrafung, die jüngere Vorschrift einschließen hatten, seiner Umgebung dunkle andere. Die abschließende Strafgrad dieser vorgeschriebene Gewissensnot von Cassiopeia, der seiner Tätigkeit mit dem Vorwurf deckte, die Kriegsherren vor Tagfahrt zu bewahren, schwachmenschlichkeit hatte er bereits sieben Kinder und auch der Gelehrt einen jetzt nicht so sehr Fachmann durch einige Wochen so weg, daß die übrigen Familien so sehr wertvolle bewahren.

Im Gegensatz zur gesetzgebenden Verschiedenheit des Vaters vorgeschrieben auch der Gelehrt einen Kinder sowie die Gegenstände, die jede junge Mutter vorfinden muß. Die Vorgeschrieben dient sich wenige Tagesten einen Rahe gewesen, denen aber auch auch an, was Mütter vorgeschrieben Kindern vor sich kommen von selber tun, regnen und gewöhnlich sich in ihren Hausfall bringen. Was sagt: „Das ist gut für Mutter und Kind!" Während einigen Tage muß sie sehr schwierigen sein, in ihrem ganzen Bewußtsein sich eingetragen und bedeutlich ertönt, wenig sprechen, bei ihrer Umgebung die Augen wie bei geringer Bewegung auf den Boden richten und Gewehr in anderen Mütter vermeiden. Einen Fragen betreuen und bekleben einer Entgeltenden begleitet, damit sie nicht einen unbedachte gegen die alten Vorschriften vermißt und dadurch die Kind unglücklich machen. Andere Mütter werden auch einen späteren Kindschaft von ihren Kindern in den gesetzlichen Schutzen unterwiesen. Auch Kriegsgefangen auch erhalten an die Hilfe mit den Vorschriften, die für die ersten Tage nach der Niederkunft gelten, sehr genau."[1] In dieser Zeit erhalten auch auf die alten 15. Tritt ungefähren Beschäftigung vorgeführt an, auch Mit-tritt „für einen auf Leiter a gewesen Arbeit an allgemeine

[1] Zum [illegible] Kriegsgefangenen Gesellschaften. „Es [illegible] an dem der Leiter, an und in ganze, auf [illegible] bei [illegible] gegen [illegible] einen [illegible] ein [illegible] [illegible] [illegible]

(und sexuality of women and men, but also of animals), referring to the time when the child is weak and requires constant attention". Die Feststellung leben in der letzten Übergangsphase, daß alle Wahrnehmungen und Deutungen früher oder später Wirklichkeit werden, wenn die Eltern sich Verhaltensweisen gegenüber die gebrauchen Verhaltensmuster entwickeln können.

Deutlich genug wurde früher schon (S. 702) der Unterschied zwischen der eigentlichen Geburtsmutter und der von mir so benannten Adoptivmutter hier, der Pflegemutter betont. Mayo und Mayo sprachen mir im August 1953 ausführlich über diese Einstellung. Bei den Yanoma ist es Brauch, daß eine der weiblichen Mutter befreundete Frau das so erwartende kleine Wesen an Kindes Statt annimmt. Dieser verläßt sich bei jener meist zum freien Entschluß und auf ihren Wunsch kund; die Schwangere erhält darauf, daß bei ihrer Niederkunft tatsächlich eine Adoptivmutter für das Kind bestimmt ist. Zwar braucht letztere bei der Geburt nicht persönlich anwesend zu sein, doch fällt sie kaum je. Jedes Neugeborene, ob Knabe oder Mädchen, wird unmittelbar der Hut einer Pflegemutter anbefohlen, die Mutter, selbstverständlich genommen, tritt damit ebenfalls in gewisse Beziehung zu jenem Kinde, spielt aber keine ausgesprochene Rolle. Am deutlichsten kommt man Stellung und Bedeutung der selbstverständlich, wenn man sie als zweite Mutter des Kindes ansieht. Von ersten Lebenstage an kümmert und sorgt sie sich um dasselbe, gibt der Mutter sozusagen schon vor der Niederkunft einige Ratschläge, ist für und dem kränklich und leidend beide während und nach der Entbindung. Mit selbstverständlicher Liebe verfolgt sie das Gedeihen des Kindes, beaufsichtigt es oft und schützt dem Gebrauche. Sobald es verständig wird, lehrt man es an, auch seiner Pflegemutter in gleicher Weise wie der eigenen Mutter gehorsam und respekt zu sein; entsteht nicht sozusagen mehr Streit und Einfluß an als kommen. Bei bedeutungsvollen Entscheidungen gibt ihre Stimme viel; wenn die Vorgeschlagene zur Jugendreife allmählich kommt, kommt sie das bestimmende Wort zu; wenn ihr Pflegekind an die Heirat denkt, gibt sie, entweder sogar ohne Wissen von dessen Eltern, den o. -wilig. Immer ist das Verhältnis der Pflegemutter zu ihrem Adoptivkind lustig und jede Frau nimmt es mit den von ihr freiwillig erwählten Pflichten sehr genau.

Familienbrauch will nun mit dem Beispiele einer selbstverständlichen der Fortkommen, die Erziehung und den Schutz des Kindes für jeden Fall sichern. Im Feuerlande vorgesorgt es sich nicht selten, daß wegen der gefahrvollen Lebensführung die Eltern vorzeitig und ungerecht gehen, bevor ihre Kinder das Reifealter erreicht haben. Der Waisen nehmen sich zwar die Verwandten annehmen und wissen es diesen auch zu vielen; die meisten Familien sind ja kinderreich. Ausgiebige Sicherheit aber, mögen sich die Verhältnisse so oder so gestalten, bietet bei Verwaisung eben durch die hier besprochene Einrichtung, daß ein jedes Kind seine eigene Pflegemutter hat.[**] Man vermeidet so, daß die gleiche Frau mehrere Kinder derselben Mutter annimmt.

Die besonderen Beziehungen zwischen jenen beiden weiblichen bei Lebe-

gehen niemals gelitt. Wenn das Kind sich verheiratet, bleibt die Pflegemutter ihm auch weiterhin Ratgeberin und Helferin; hat es die eigenen Eltern verloren, verweilt diese in seiner Nähe oder sogar in seinem Hause. Nicht selten übernimmt die adoptierende[1] die Pflegepflicht für die Verwandtschaft im Alter, dadurch werden beide durch eine noch innigere Bindung zusammengeführt.

4. Behandlung des Säuglings

Die Geburt eines Kindes vollführt sich für Mutter als ein Vorgang Einigkeit. Starke Frauen eilen am Neugeborenen bestrebt und bemühen sich der Mutter den Vorgang sehr erleichtert, ganz gehen sie der Entbindung vom Leiden und leisten beschwerlich jedwedes Hilfeleistet. Vor allem sind es die eigenen Eltern, die sich in Liebesverehren für das Kind überhören. Wie Hammurabi (§ 195) stimmen alle Gesetzbücher überein, daß „den eltern von abgrin die Strafe vollstehen". Jeder ganz spielt auch der Vater mit seinem kleinen Liebling und obwohl er sich dabei länger nicht so sehr an beschäftigen wird, als seine Frau, steht er ihr an Aufmerksamkeit und Fürsorglich nur wenig nach. Besorgt um das kleine Wohl gibt der Mann der neuen Entbindung ihrer Pflege und Erziehung, beide Eltern besprechen gemeinsam ihre augenblickliche Lage und die Zukunft ihres Kindes. Unablässig verweilen sie allen, was ihm erfreuen könnte, und bekümmern besorgen sie es Tag und Nacht. Im allgemeinen erhält der Mann nicht in die Art und Weise hinein, nach der seine Frau das Neugeborene behandelt, denn auf sie kann er sich verlassen, sie wird ja von Mutterinstinkt gut beraten und er merkt sich von ihrer Vorschläge abhängig, wenn es darum Wohl erfordert. Wegen des Bildens und Saugens von das Kind wird ihm die Frau durch nicht sich und von einer Notdurftheit nur anderen erhöhet er sie bildet sie, den entgeht die Aussicht in der ganzen Familie.

Noch einmal sei es betont, daß Kinder das Lebensglück ihrer Eltern ausmachen. Der weise auch Ptahhotep (p): 201, wenn er sagt: „Der gerechte eleuert besonnen seine Kinder." Lehr allerdings ist seiner Belehrung: „Als Du warenest sehr sanftmütig, ganz so gab dir [illegible]." Gewiß, wie Ptahhotep (l): 186 an anderer Stelle richtig erwähnt, „Du sie sanftmütigen gab Du haben". Aber die Eltern gewinnen durch häufig ihrer Mund oder das ganze Gesicht an Kopf und Gesicht des Säuglings, während sie sich kleine Stückes in den Arm nehmen und haben das Kind, indem ihm spielend mit den Fingern über den ganzen Körper, wenn es auf dem Rücken liegt, verschaffen ihm endlich allerhand sonstige Gesichtsverschönerungen durch Handbewegungen und Mienenspiel. Sie drücken auch einen eigentümlichen Kuß dadie ihren Liebling auf die

[1] Einmal bemerkt sich verschiedene Stellen (VB), wenn es sagt: „Perfekte Freiheit ist allgemein als erwünscht für sie bekommen gar spärlichen sonst, es gut empfehlen nur wenn die gewissen gut Frauen [illegible] allerdingsmann." Deutlichen deutlich sich Ptahhotep (p): 201 aus, daß gewisse Frauen „gewisse gibt [illegible] sagt[illegible] wenn sie wenn sie sehr gut [illegible] gefallen wie will [illegible] wenn sie wünscht".

Wenigen, was sich abmalen alleine zwischen Mann und Frau vorgeschrieben Kinde — nicht aber zwischen verschiedenen Personen — Gleich ist. Im großen und ganzen gelten die gleichen an Gleichheit und spielend mit Frau kleinen Kinde um, wie vorzüglicher Eltern es tun. Bei Frau allmählich wirklich sich das alles handeln als und in Frau Liebkosungen zeigen sie sich wenigen schmeichelt. Um den Neugeborenen willen handeln die Eltern genau alle Einzelbildungen, an denen sie vor und nach der Niederkunft vorgefallen wurden.[1] Der Tod eines Kindes kommt einem unersetzlichen Verlusten gleich.

Auch dann, wenn eine Mutter bald nach ihrer Entbindung stirbt, nimmt sich sofort eine andere Frau barmherzigst des verwaisten Säuglings an. Fast jedesmal tut dies eine der nächsten Verwandten, meist eine Tante. Der Vater kümmert sich eigentlich selten um die Pflegerin nicht zu hindern, allein um Mitleid mit dem Weiterschicksale bewerben sich darum manche Frauen aufdringlich. Wer auch immer es an sich nimmt, in diesem Hinblick ist es ebenso sicher und gut gehangen wie in denen seiner Mutter.[2]

Verschiedentlich wurde behauptet, die Neugeborenen wären von einer auffällig blassen Gesichtsfarbe und Hautton (Ikterus) erkrankt. „The children are dark-ruddy small at birth and in this fact may be chiefly attributed the mother's immunity from danger." Das wiederholte Mann (1) (2). Durch nichts ist diese Annahme gerechtfertigt und es wäre fast, daß Hautton Abweichungen nicht in der Lage wäre, sie zu begründen. Die Hautfarbe der Neugeborenen ist natürlich heller als die von Erwachsenen und deutlich rosa später als wenig rosig. Fast Mann (2) (3) sagt allgemein von den Tonnen und Gebärenden: „Little children are usually of the same hue as their parent's skin is when dressed, but infants are, for a few days, rather lighter coloured." Die gelbliche Farbe in den Hautfalten bei Neugeborenen sind natürlich bedingt.

Wie der indianische Gesetzt der Kleinen beschäftigt sich eine Erzählung, die den alten Cremona, Vater des Cäsar, gebräuchlich jungen Frauen rettete: „Vor langer Zeit wurde eine Frau schwanger. Sie kam außerordentlich schwer nieder und das Kind weinte den Mutterleib ohne die geringste Schwierigkeit. Darauf standen es seine Eltern gerade, stand von sich allein auf und lief um wenig herum; denn dann war es stark und kräftig genug. Gleich darauf eilte es in den Mutterleib zurück. So schnell der Leib jener Frau stark war. Durch Geld weinte das Kind abermals den Mutterleib, stürzte sich auf und lief ein Weilchen frei herum; dann eilte es darüber wieder zurück. Neugeborene bei der Mutter da und schnell stark, daß sie wollen stirbt, wie die gewohnt. Da das Kind verhandelt weinte und wieder an der zweiten Leib, wurde die Leute

[1] Mann (1) (2) berichtet: „Should a nursing child fall sick its relatives in case it be considered by something the mother has eaten, who, under these circumstances, does not eat whole fishes."

[2] Lawrence (1) (2) wiederholt nur, was Mann (1) (2) lange vorher berichtet hatte: „If the mother dies the little one soon finds a foster-mother in whose sympathetic affection it shares."

erschöpfen. Sogar wenn das Kind gewaschen und gekämmt geworden, dann noch schreit auch die ungeschickteste ein Schlechtlich auch sie, als sie wieder unter dem Feuer auf ihrer Schlafstätte lag. Sogleich hörte sie sich vollständig so wieder an, als ob sie niemals von Pflicht und Kummer besessen hätte. – Ich selber habe diese Muster gesehen."[1] Deshalb gebe ich auch den Rat: Wenn bei der Niederkunft ein Kind sehr schreit von dem Mutterleibe herauskommt und sofort zu laufen anfängt, selbst für so unvernünftig hinaus, dann nenne ich es in den Mutterleib zurück, bis es auch anerkennt, daß die Mutter stirbt."

Als unumgänglich notwendig für den Säugling sieht man häufige Waschungen an, die zweimal durch Einreiben in Kernöl ersetzt werden. Bald nach der Geburt führt man sie mit dem heißen Wasserquell aus. Die Mutter läßt es meist von einer anderen Person besorgen. Sie stellt den Säugling vor sich auf, läßt dann Wasser aus der anderen Hut mit jenem Wasser, das sich ein wenig erwärmt, und spritzt auch auf auch dessen Körper ab. Mit der weißen heiligen Muse oder mit einem Handtuch, die beide aus einem Muse herausgeschlitzt werden und dann solche Wasserungen ausgeschlitzt wird, wische sie auch dann Lichtlang ab. Durch diese Behandlung soll jegen Dellen bei es nicht, die Haut zu trocknen, sondern sie durch Reibung auszuspre. Nach den ersten paar Waschen ist die Verordnung von Wasserquell nicht mehr nötig, es genügt von nun an das Kernöl.

Man muß es verstehen, daß unsere Industriellen, die für Kinderwäsche Schlüsse ihrer gefälligen Kinder schreiben heute Angst haben, für ihre Säuglinge so viel gewissenhafte Pflege aufbringen, daß sie die Waschung zweimal täglich wiederholen. Nach wie vor erwärmen sie das Wasser in ihren Händen und spritzen damit den Körper des Kindes ab, mit der Yoruba Handvoll über die einzelnen Stellen auch hinweg. Sonderbarerweise benutzt man dazu als einen ungewöhnlichen Massage. Bisweilen verfahren die Väter schließlich die Frau den offenen Hand zum Erwärmen über den Feuer und führen den Rücken so lange aus, bis ihre Hand jene geringe Hitze verloren hat. Nimmer ist die Waschung am Ufer vor, wo sie für die wenigen Minuten kein Feuer anfachen will, benutzt sie in der heißen gekochten Form, wodurch die Temperatur der Hand etwas erwärmt wird."[2] Auch nach dem Einreiben des ganzen Körpers vergißt sie niemals auf das Abreiben mit der flachen Hand."[3]

Sogleich nach Waschen muß das Kind die Waschungen über sich ergehen lassen, als wenn in seinen Luft. Nachdem wird es jedesmal sorgfältig in ein

[1] Selbstverständlich ist dieses Handwerk nicht wörtlich zu nehmen, es bringt auch der Bedeutung des Namens, daß dieses Muse eine selbst bildliche Verwendung von der Neugeborenen in der Kindheit hatte.

[2] Die gleiche Bedeutung hat bereits Strauss (1) 111 gesprochen.

[3] Einige Europäer verwenden empfehlen, daß das Neugeborene vorsichtig nach gewaschen wird. Goldsche Bemerkungen (1) 21: „Wenn a Kind dann alles frisch das nicht was dagegen in der war, with the idea of strengthening it." Auf das selbst sich offenbar nicht nur Lagos (1) 110, sondern auch Chase (2) 186, der schreibt: „Five spots to memorize, Frotten sie gleich dann Frau die nach an dem Frau dessen. Es bringt gar besonderen an rechten jungen dann hier gar gern, gewöhnt sie an diese weise."

wirklichen Fall eingeschränkt, in dem es mindestens eine halbe Stunde lang sich schreit. Etwa acht Wochen hindurch führt die junge Mutter die Waschungen sehr gewissenhaft aus, nachher läßt sie einige Unterbrechungen eintreten und schließlich wird das halbjährige Kind nur selten noch einmal abgetrieben.

Die Yaguna-Mutter geht beim Laufen das Säugling fast genau so wie die Nachbarin auf der Isla Grande (Bd. I, 372). Wenn sie ihn niederlegt in ihrem Arauca hallen Lana, legt sie ein weiches Fell vom Hirsch oder Cunnaro auf den Erdboden, dessen Lederseite nach oben schaut; darüber breitet sie einige Schichten Baumwollstoffen von Webgärnern aus und legt das Kind mit dem Rücken auf. Die Ränder des Lederstückes legt sie hoch und schlägt sie übereinander, daß die Packung locker bleibt; jedes Verschnüren fällt weg. Darin verweilt der Säugling wohl kaum länger als eine Stunde; denn mit seinen Bewegungen lockert er allmählich die Hülle und liegt wieder frei. Inzwischen hat er sich gut erwärmt; denn er wird fast nur nach einer Waschung eingepackt. Meistens aber er völlig nackt auf Strieg oder auf einem Lederstück. Kleidung oder Schmuckstücken gibt man den Säuglingen nicht.

Wenn die Mutter ihre Hände nicht bei anderen Arbeiten rühren muß, hält sie selbstverständlich den Liebling immer **in ihrem Schoße**. Sie hockt auf dem Boden mit gekreuzenden Beinen, zwischen denen er sitzt oder liegt, und sie stützt ihm gewöhnlich den Kopf mit einer hohlen Hand. Sogar wenn sie im Kanu paddelt, hat sie ihn so vor sich liegen. Meist sitzt er mit seinem Rücken eng an sie gedrückt und sie legt ihre gefalteten Hände mit leichtem Druck ihm auf den Bauch.

Die Gründe dafür, daß unsere Indianerinnen ihr Kind immer auf dem **Rücken tragen**, sind durchsichtig; sie wollen nämlich jederzeit Hände und Arme für die Arbeit frei haben. Überallhin schleppen sie ihren Säugling mit sich, weil sie sich nicht von ihm trennen wollen und weil zuweilen eine andere Person zu seiner Betreuung fehlt. Tatsächlich ist es ein seltener Anblick, eine Frau jüngeren und mittleren Alters ohne ein Kind auf dem Rücken anzutreffen. Zumindest kriecht es in ihrer Nähe auf der Erde herum, wenn sie es für wenige Minuten abgelegt hat. Mit erstaunlicher Geschicklichkeit macht sie allerlei Handgriffe, bückt sich tief beim Sammeln der Muscheln und Beeren, richtet sich gerade auf, wenn sie trockene Äste abbricht, verrenkt sich schwer es, wenn sie den Korb auf den Strand schleift, windet sich mühsam durch Gestrüpp und überwindet sogar ziemlich Baumstämme im wirren Waldunterholz; bei alledem sitzt ihr das Kind sicher auf dem Rücken.

Jede Frau, die einen Säugling hat, benutzt zuweilen einen breiten **Rückenbehang** oder ein Lederstück, das sie um den ganzen Oberkörper legen kann. Sie faßt gleichzeitig mit ihrer rechten und linken Hand das linke und rechte Händchen des Kindes und führt, beide Arme parallel haltend, den rechten Arm über ihren Kopf hinweg, daß das Kind auf ihren Rücken zu liegen kommt. Entweder bleiben sie beide mit den Händen verbunden oder das Kind legt seine Ärmchen um den Hals der Mutter. Sie schiebt nun ihren Rückenbehang über das Kind oder hüllt es in ihren eigenen Fellmantel

ein, in dem es aber ebensowenig Halt findet wie unter dem Rückenbehange.[146] An seinen eigenen Ärmchen hängt es und ruht reitend dem Rücken der Mutter auf.[147] Vereinzelt benützt die Mutter ein quadratisches Lederstück von etwa 40 cm Seitenlänge, an dessen vier Ecken kurze Riemen verknotet sind. Hat sie das Kind auf ihren Rücken gehoben, legt sie jenes Stück darüber und verbindet die Riemen vor ihrer Brust; wenn sie sich aufrichtet, sitzt das Kind sicher und läßt seine Beinchen beiderseitig frei baumeln, mit den Ärmchen umschlingt es den Hals der Mutter.

Selbstverständlich muß es jedweden Einfluß des Wetters hinnehmen,[148] obwohl die Mutter tunlichst bei schwerem Regenfall und starkem Winde in der Hütte bleibt. So gewöhnen sich die Kinder bereits seit ihren ersten Lebenstagen an die Härten und Unbilden in ihrer Heimat. Immerhin fällt es auf, daß Todesfälle unter Einjährigen selten sind.[149] Möglicherweise wirkt sich die Bewegungsfreiheit, die den Säuglingen gewährt wird, vorteilhaft aus. Denn sie dürfen, wie gesagt, viele Stunden gänzlich nackt und völlig unbehindert am Boden herumkriechen oder, auf dem Rücken liegend, lustig strampeln, so lange es ihnen gefällt; während der Kanufahrt allerdings müssen sie darauf verzichten. Jedwede Form einer Kindertrage ist den Yamana unbekannt; sie wäre auch zwecklos, da die Kinder tagsüber sehr viel Zeit im gebrechlichen Fahrzeug verbringen.

Genau so wie auf der Isla Grande (Bd. I, 376) danken auch die Säuglinge im ganzen Kap Hoorn-Archipel die liebevolle und vernünftige Behandlung ihrer Umgebung dadurch, daß sie sozusagen nie schreien. Diese befremdliche Erscheinung ist von verschiedenen Reisenden beobachtet worden. SPEGAZZINI (a): 167 beispielsweise berichtet: „Me ha llamado la atención que allí nunca lloran los niños; están siempre alegres, contentos, haga frío o calor, con su traje adamítico completo."[150] Die feuerländischen Kleinen haben wirklich keinen Anlaß, durch Brüllen und Weinen ihre Unzufriedenheit oder Unlust die ganze Nachbarschaft fühlen zu lassen; kommen sie doch gesund auf die Welt und werden sie in ihrer Bewegungsfreiheit in frischer Luft nicht behindert, auch nährt man sie reichlich und widmet ihnen alle Aufmerksam-

---

[146] Das ist gegenüber FITZ-ROY (a): 138 zu betonen, der irrtümlicherweise behauptet: „The upper part of the wrapper, above a string which is tied around the waist, serves to carry an infant."

[147] Deutlich schreibt DUMONT (b): 698 hierüber: „Mothers carry their children dangling on their backs; and only supported by holding them by their wrists in front of them."

[148] Sein Erstaunen bekundet HYADES (f): 372 folgendermaßen: „Jamais les enfants indigènes ne sont vêtus. Ils bravent ainsi les intempéries du climat, uniquement protégés par le contact de la chaleur maternelle."

[149] BRIDGES (a): 181 bestätigt: „It is a general custom with these people to bear their children out of doors, be the weather fine or inclement, even though it is snowing or raining, in winter and summer." Vgl. LOVISATO (b): 146.

[150] Über seine Beobachtungen an einem neuen Lebewesen am ersten Tage sagt HYADES (q): 193: „L'enfant crie rarement et pas longtemps"; die Mutter „calme son enfant, quand il crie, avec de petites tapes dans le dos".

keit. Indes dürften noch andere Kräfte hierbei im Spiele sein und zwar denke ich an erster Stelle an einen wirksamen, unbewußten Einfluß der Umgebung. Man vergegenwärtige sich, wie eine ganze Familie sich im Kanu totenstill verhält, während sie, ein Jagdtier bezeichnend, auf dasselbe zusteuert; alle Personen zeigen gespannteste Aufmerksamkeit, bis sie die Beute erreicht haben. Auch der leise Schrei eines Säuglings würde den Erfolg vereiteln. Wie indes die Regungslosigkeit der Erwachsenen ihn im Zaume zu halten vermag, ist zwar nicht leicht zu erklären, kann aber nicht weggeleugnet werden. Ein Säugling allerdings, der krank ist oder nicht genügend genährt wird, macht sich laut genug bemerkbar. Schließlich sei daran erinnert, daß die Yamana überhaupt eine schweigsame und stille Gesellschaft sind.

Jede feuerländische Mutter betrachtet das Stillen als selbstverständliche Pflicht. Was mir die alte Lessa bereits 1920 nachdrücklich eingeschärft hatte, wurde mir später noch wiederholt bestätigt: Alle Frauen betonen, sie müssen kurz vor und lange nach der Niederkunft vorwiegend die Mytilus-Muscheln essen, sonst bliebe ihre Milch gehaltlos, wäre wenigere nahrhaft und ihre Säuglinge würden die ganze Nacht hindurch weinen. Daß eine Mutter nicht genügend Milch hätte, ist im Kap Hoorn-Archipel unbekannt und Hann (a): 806 versichert, daß „toutes les mères sont abondamment pourvues de lait". Durch unruhige Bewegungen des Kopfes und des ganzen Körpers gibt das Kind seinen Hunger kund. Die Mutter stützt es mit ihrem Unterarm und neigt manchmal mit der hohlen Hand ihres anderen Armes sein Köpfchen gegen ihre Brust. Vorher führt sie ihren Zeigefinger in den Mund ein und scheidet zugleich ihre Brustwarze nach. Auch die feuerländischen kleinen saugen mit dem gleichen Eifer wie die europäischen.[100] Wie oft am Tage und wie lange jedesmal eine Erstgebärende ihr Kind stillen soll, erfährt sie von Nachbarinnen. Ein einjähriges Kind, das schon selber sich aufsetzen kann, greift mit seinen Händchen nicht selten dann, wenn die Mutter auf dem Boden hockt, nach der Brust und trinkt stehend. Jede Feuerländerin nährt ihren Liebling lange. Dabbene (a): 183 versichert, daß „children are not weaned early. It often happens that two children of different births are being suckled at the same time". Durchschnittlich werden sie erst in ihrem zweiten Lebensjahre entwöhnt und zwar hängt dies eben davon ab, ob die Mutter das inzwischen eingetroffene Jüngste auch noch ernähren kann.[101]

Selbstverständlich bringt man noch etwa vier Monate dem Kinde bei, außer der Mutterbrust einen Lutscher zu nehmen, damit es sich allmählich

[100] Hyades (q): 194 hat einmal beobachtet, wie eine junge Mutter am fünften Tage nach der Niederkunft einige Tropfen Milch ihrer Brust ausgepreßt hat und im Feuer fallen ließ. Im Juli 1924 versicherte mir Fuzo Lawrence, daß es sich dabei um einen althergebrachten Handgriff jener Frau gehandelt hat.

[101] Widersinnig übertreibt Dabbene (b): 698 mit der Behauptung, die Säuglinge würden „even to six years of age" von ihren Müttern genährt. Richtig schreibt Hann (a): 806, daß diese „allaitent les enfants jusqu'à l'âge de deux ans, et quelquefois un enfant n'est sevré qu'à l'apparition d'un autre qui lui succède au sein". Hyades (q): 195 verlängert diese Zeit auf drei Jahre.

an andere Ernährungsweise gewöhnt. Ein solcher säuglich ist weiter nichts als ein fingerlanges Stück Fettgewebe von der Dampfschiffente *ákaxi* (Tachyeres brachypterus), dick genug, daß es vom Kinde nicht verschluckt werden kann. Man wählt das Fettgewebe der genannten Ente, weil es besonders schmackhaft und dünnflüssig ist. Bevor man es dem Kinde gibt, wird es am Feuer bis zu ganz leichter Bräunung gebraten. Man ersetzt es zumindest täglich durch ein anderes. Sehr zuher wirken zwar die Säuglinge mit diesem Lutscher nicht, weil das dünnflüssige Fett ihnen das ganze Gesicht, die Brust und beide Händchen verschmiert; aber etwas Besseres fehlt eben im Feuerlande. In späteren Monaten erhält der Säugling ein fingerdickes, leicht gebratenes, saftiges Stückchen Fleisch von der gleichen Ente. Das ist die einzige Säuglingsnahrung; denn Milch von einer Gummi ist kaum zu erwähnen und anderes milchgebende Tiere fehlen. Die Yamana-Frauen der Neuzeit können sich ebensowenig wie ihre Nachbarinnen auf der Isla Grande (Bd. I, 378) dazu entschließen, die von den Weißen eingeführte Kuh- oder Ziegen- oder Kondensmilch ihren Lieblingen zu verabreichen.

Den Yamana ist es selbstverständlich, daß *nur die Mutter* ihr eigenes Kind stillt. Ihr käme es nie in den Sinn, ihr Kind an die Brust einer anderen Frau zu legen. Freilich, wenn sie dauernd krank und zum Stillen unfähig ist, oder wenn sie stirbt, wird das Kind von einer anderen Frau übernommen, und nur sie allein nährt es weiter. NELLY sagte mir: „Es ist nicht gut für das Kind, abwechselnd an dieser und an jener Brust zu trinken." Im Notfalle auszuhelfen, einmal wenn der Säugling plötzlich verwaist, dann ist jede Indianerin gerne bereit[107] und, wie DARQUEA (b): 190 richtig sagt: „En el caso de fallecimiento de la madre, alguna amiga de ésta se hace cargo del huérfano."

Lange bevor die endgültige *Entwöhnung* erfolgt, trinkt das Kind nur gelegentlich noch an der Mutter und wird bereits hauptsächlich mit den erwähnten Fleischlutschern genährt. Dann aber beschmiert die Mutter, wie mir NELLY gestand, ihre Brust dick mit Fett vom Wal, dessen Geschmack dem Säugling sehr widerlich ist, und entwöhnt es der Mutterbrust fern. Sollte zufällig kein Fett vom Wal vorrätig sein, greift man zu dem vom Seelöwen, das seine Wirkung ebensowenig verfehlt. Seitdem überwacht die Mutter noch durch einige Zeit genau, was das Kind zu sich nimmt. Zwar sagt BRIDGES (a): 183: „The food first given to children is muscles, fish and berries"[108]; aber es überwiegt noch lange das gebratene Fettgewebe von der Dampfschiffente *ákaxi*. Freilich steckt das unmündige Kind zuweilen schwerverdauliche Dinge in den Mund, wenn es nicht gut bewacht wird; aber obwohl es dieselben auch verschluckt, sind kaum je ernste Folgen zu befürchten.

Die junge Mutter gibt dem Neugeborenen nicht das *Wasser* aus einem

[107] Nur das jüngere Ehepaar (i): 21 und (h): 208 Worte: „In the absence of the mother any other woman would feed the child rather than let it suffer."

[108] Auch HYADES (q): 195 bestätigt, daß „les Fuégiennes commencent de bonne heure à donner à leurs nourrissons, sans les sevrer complètement, des aliments solides, tels que moules cuites, poissons, etc."

Bache, sondern aus Lagunen und Teichen zu trinken. Jenes ist nämlich bedeutend kälter und dürfte, wie mir scheint, häufig Leibweh verursachen. Die Yamana machen eine andere Begründung geltend. Nelly erzählte, daß sie auf Anraten ihres Gatten Fana ihrer neugeborenen Tochter Wasser aus einem Bache bei Punta Remolino zu trinken gab. Das sah ihr Vater, der bessere Erfahrung als Fana hatte. Er sagte ihr: „Wasser aus einem Bache verursacht Würmer im Bauche des Kindes; denn in solchem Wasser schwimmen viele kleine Tierchen herum. Du sollst Wasser aus einer Lagune holen, das ist besser für das Kind und dabei bleibt es gesund!" Nelly hört sich bei ihren späteren Kindern zu diesem Rat. Ihre Mitteilung schließt mit den Worten, die zu Ungunsten ihres Gatten Fana ausfielen: „Jawohl, die Christen [Europäer] haben in solchem Dingen viel weniger Erfahrung als meine Landsleute!"

Bei Hyades (2): 806 liest man: „Les Fuégiens, en dire de M. Deniker, allaitent souvent de jeunes chiens." Dieser täglich erfahr-ich, daß ganz selten und nur aus reiner Spielerei eine Frau sich eines jungen Hund, der kränklich ist oder seiner Mutter verloren hat, das einr und anderr Mal an die Brust legt, um ihn am Leben zu erhalten.

Ob unsere Yamana die physiologischen Zusammenhänge zwischen dem Befruchten und dem Stillen bei der gleichen Frau kennen, vermochte ich nicht zu ermitteln. In Wirklichkeit vereinigen sich die beiden Gattin gewöhnlich an einem der wenigen Tage, an denen sie ihr Kind nicht stillt,[1] sowohlen, schon im dritten Monat nach der Niederkunft.

Wie der Säugling bei drei Feuerländern abgenabelt wird, ist auf S. 706 beschrieben worden. Sehr vernünftig behandelt die Mutter die Nabelschnur, damit sie nicht vorzeitig abbreche. Bei einer Frau, die niedergekommen war, beobachtete Hyades (2): 194 am dritten Tage: „Le cordon est desséché et ne tient plus à l'ombilic que par un pédicule filiforme. La mère l'a ligaturé aujourd'hui à une extrémité libre avec un bout de ficelle mince qui est attachée d'autre part à une bandelette de linge liée autour de la jambe droite de l'enfant." In der Nacht vom dritten zum vierten Tage löst die Nabelschnur ab und als Hyades, der sich dieselbe erbeten hatte, darnach fragte, erklärte man ihm, sie sei im Feuer gewesen worden. Das war m. E. nur ein Vorwand, mit dem man ihn abgefertigt hat. Denn der Regel nach fängt jede Mutter die abfallende Nabelschnur hübe auf, wickelt sie sich um den Finger, um sie aufzurollen, bewahrt sie wenige Tage auf, bis sie trocken ist, und hängt nun dieses Ringelchen an einer Halskette, damit sie es ja nicht verliere. Eigentlich ist es nicht üblich, die Nabelschnur aufällig vor Scham zu tragen; wenn aber die Mutter sich ein Halskund mit jenem Ringelchen anlegt, zeigt sich niemand erstaunt. Hauptsächlich um das merkwürdige Ding nicht

[1] Entgegen gewissen Vorspiegelungen, der christliche Verkehr unterbinde bis nach dem Entwöhnen des letzten Kindes, begründet Hyades (2): 195 ausführlich, „que dès le deuxième mois après l'accouchement, les rapports recommencent entre les époux". Andere Umstände mögen es bewirken, daß vereinzelt, nicht „souvent", wie Hyades (2): 805 schreibt, „plusieurs années s'écoulent entre la première grossesse et la suivante".

zu verlieren, indem[ig] die Mutter es an einem Hebelmodell, das sie am zweckmäßigsten in ihrer Lederhose anbrachte.[17] Steht das Kind etwa im vierten Lebensjahre, weil es den kleinen Bauchlöffel (Aphrodisium spinosum), der häufig neugierig die Wohnhöhlen benutzt, einfangen. Die Mutter gibt nun dem Kinde seine eigene Nahrungsschale und es muß diesen Ringelkäfer dem Vögleln aus den Hals legen, das damit fortfliegt. Ihren Zweck bewerkt, jedermann zu bewirken, mit welcher Liebe und Sorgfalt die Mutter ein solch verwandtschaftliches Ding aufzubewahren' versteht, daß sie dementsprechend für das Kind selber unerreichbarlich weder Vorwitz und Anhänglichkeit aufzubringen imstande ist.[18]

Ähnlich wie die Seh'kuse (Bd. I, 372) behandeln auch die Frauen im Kap Hoorn-Archipel die Neugeborenen nach Art einer Streichkuh. Sie verwenden dafür das Wort *uiln* in der Bedeutung von: den Körper des Kindes formen. Man streichelt vom ersten Tage an durch Legung und Zusammenbinden der Gliedmaßen, durch Bestreichen und andere Kunst den ganzen Körper nicht anderes als einer schönen, ebenmäßigen Gestalt. Also fällt irgendwelche Frau, meist die Adoptivmutter (S. 713), die einzelnen Teile von Armen und Beinen, rückt sie zurecht, streicht sie gerade, gibt ihnen Richtung, schiebt auch den kleinen Körper und das Köpfchen in eine Ebene und modelliert gleichsam die ganze Gestalt. Ihre andere Teil dieser Kur besteht darin, daß diese Frau durch Streichen mit der flachen Hand über die einzelnen Körperteilen auch hinzufügt, ohne eigentlich zu kneten. Sie streift in langen Strichen Arme und Beine ab, drückt mit beiden Handtellern die Gelenke rundherum, führt kreisförmig während über alle Seiten des Rumpfes und streicht schließlich das Köpfchen in den beiden Schalen, zusammengelegten Hände. Wieder faßt sie Beine und Füße, Arme und Hände, Ohren und Augenlider, Lippen und Kinn, Hals und Brustwarzen, als ob sie diesen alles genaue Richtung geben wollte. Die Frau vergnügt sich dabei sichtlich und wird nicht müde, diese Streichkur täglich zu wiederholen. Daß diese tadellose keinen Tag unterbleibt, darüber wacht die eigene Mutter, die selber sie oft und oft ausführt, wenn eine bewährte oder verwandte Person dafür nicht zu haben ist. Damit will man bewerken, daß das Kind gut und ebenmäßig wachse und eine schöne Gestalt erreiche.

Daß dieser Behandlung des Säuglings ein leichter sexueller Anstrich nicht fehlt, erwähnt man daran, wie sie beendet wird. Sobald eine Frau das viele Streichen einstellt, schließt sie die Hände und führt die Finger vor den Mund, daß die geküssenden Damen die Lippen berühren; mit starkem Stoß streckt sie die Arme vorwärts und die Finger öffnen sich zu flachen Händen mit gespreizten Fingern, daß die Handteller sich auch vorn wenden. Gleichzeitig stößt sie ein starkes, blasendes pf aus, als wolle das "Unarbeiter, Hilflose,

[17] Bei den Hidatsa bestand der Brauch, daß der Vater die Nabelschnur seines soeben geborenen Kindes an einem Bienen hölzle einfädelte und am Halse trug, so soll der davon erfahren, daß Mutter und Kind auch besondere Schonung beanspruchen.

[18] Einen fast gleichen Brauch habe ich (Bd. I, 372) bei den Seh'kuse nachgewiesen.

Hüftgegend", die wenn es von den Händen zusammengerafft worden wäre, eine Sanduhrform ergeben würden. Diese Bewegung beobachtet man viel beim yikuma.

Selbstverständlich geht jede Frau bei diesem nötigen außergewöhnlich sanft und vorsichtig vor; sie hütet sich vorsichtig, auf die Fontanellen des Kindes zu drücken, die sie als sehr empfindliche Stellen kennt. Etwa drei Wochen lang muß sich der neue Weltbürger diesen Formen, Bestreichen und Zurechtdrücken seines kleinen Körpers gefallen lassen, es verursacht ihm nicht das geringste Unbehagen.

In das Gebiet des Aberglaubens gehört Folgendes. Wenn die Seelen dilibu (Tachyores patachonicus) über die Hütte fliegt, erschrecken alle Insassen zusammen; denn sie fürchten, daß sie "den Geist", also die Lebenskraft des Kindes wegnimmt. Die Erwachsenen beeilen sich, alle Kinder mit Lendenstäben zu bedecken und fahren mit ihren gestreckten Armen energisch durch die Luft, als wollten sie "den Geist" der Kinder zurückhalten. Wie wenn sie ihn in der Luft zusammengerafft hätten, ziehen sie ihre Arme wieder ein und machen damit eine Bewegung des Gebens und Hinwerfens auf die Kinder, wobei sie ein langgezogenes i ausstoßen. Bekanntlich dürfen die Eltern unmittelbar nach der Niederkunft das Fleisch von dilibu nicht essen, andernfalls kommt das Leben des Kindes in Gefahr (S. 707).

Den größeren Teil des Tages bewegen sich die Säuglinge frei oder sie liegen im Schatze ihrer Mutter. Mit ihren Händchen begreifen und fassen sie alles, was sie erreichen können. Einzelne Steinchen und Stecken, Muschelschalen und Zweiglein, die sich zufällig in nächster Nähe finden, gibt man ihnen. Eigentliches Spielzeug aber fertigen die Yamana nicht an. Vielleicht macht es ihnen zu viel Mühe, die Spielsachen immer mitzuschleppen und gut aufzubewahren, mögen sie auch noch so einfach sein. Mir scheint, daß die Yamana-Säuglinge, im Vergleich mit denen auf der Isla Grande, bedeutend ruhiger sind und einen etwas beschränkten Spieltrieb zeigen. Gewiß, die Mutter bekleidet ihren Liebling mit Halskettchen aller Art, um ihn zu schmücken, auch bemalt sie ihn aus bloßer Ziererei; das alles aber hat mit Spielzeug nichts zu tun. Sie handelt und spielt mit ihm herum, widmet ihm all ihre freie Zeit und schützt ihn sorgfältig in der Nacht, wenn er neben ihr liegt; auch spricht sie ihn an und unterhält sich redend mit ihm, doch weit weniger und leiser, als eine europäische Mutter dies tut. Eigentliche Wiegenlieder gibt es nicht, manchmal aber stimmt eine sangesfrohe Frau ein einfaches Volkslied- chen gerne an.

Bei der ausgeprägten Kinderliebe, die unseren Yamana eigen ist, verwundert es nicht, daß jede Nachbarin sich eingehend um alle kleinen Wesen in ihrer Nähe erkundigt. Wo immer ihre Dienstleistung erwünscht oder nötig ist, greift sie freundig zu. Deshalb stehen einer jungen Mutter, so lange sie einen Säugling pflegt, mehrere Helferinnen gern zur Verfügung. Auf diese kann sie sich verlassen, wenn sie selber oder ihr Liebling erkrankt, wenn sie vorübergehend arbeitsunfähig ist oder voll und ganz durch eine besondere Beschäftigung z. B. im čičyaus in Anspruch genommen ist. Selten nur überläßt

46*

eine Mutter ihren Säugling der Nachbarin außerhalb ihrer Hütte, weil sie vor Sehnsucht fast vergehen würde. Gegenseitig beraten sich die Frauen und besprechen ausführlich, wie sie das Wohl und Gedeihen ihrer Kinder am besten fördern könnten. Gern nimmt eine Frau das Kind aus den Armen seiner Mutter, um es zu herzen und zu liebkosen, mit beiden Händen führt sie es auf und ab und versucht es mit allerhand harmlosen Übertreibungen zu belehren; sie wiegt es auch leicht auf ihren Armen und wiederholt dabei die Worte halt, halt ... rhythmisch auf gleichem Tone.

Die Feuerländerinnen sind gute und aufopferungsfähige Mütter, an aufrichtiger Liebe[664] für ihren Säugling und an unverlässiger Pflege übertreffen sie bei weitem manche Europäerin. Immer wieder drängt sich mir an das ungewöhnliche, fast ungeheuere Vergnügen einiger Indianerinnen zurück, die sich zeitweilig in Punta Remedios einzufinden pflegten. Dort hatte die Familie Lawrence einen Spanier als Koch, dessen junge Frau einen Tages ihren ersten Kinde genas. Sie behandelte es so unbeholfen und ungeschickt, daß die Indianerinnen nur aus Mitleid mit dem Kinde nicht hell auflachten; aber unter sich besprachen sie es ganz unverhohlen, daß sie selber unvergleichlich besser mit einem Neugeborenen umzugehen wüßten. Nelly benützte diesen Anlaß, um auch mir gegenüber zu betonen, ihre Landsfrau verstände in solch wichtigen Dingen eine unvergleichlich gründlichere Erfahrung und „die Weißen könnten von uns Yamana-Frauen manches Gute für die Behandlung eines Säuglings lernen!"

5. Kindermord

Angesichts dessen, was über die Kinderliebe der Yamána unverlässig berichtet wurde, leuchtet ein, daß für bewußten und häufigen Kindermord in diesem Volke kein Platz ist. Kein einziger Europäer kann sich darauf berufen, diese Tat aus unmittelbarer Beobachtung kennengelernt zu haben und Hyades (p): 331 leugnet jedwede bewußte Kindertötung mit dem kurzen Satze wegt: „L'infanticide n'est pas en usage." Allein von Bereits gingen diesbezügliche Behauptungen aus und einige Reisende,[665] so Darwin (a): 63 und (b): 190, haben seine Worte wiederholt. Bereits im Jahre 1866 stellte er auf: „It is very seldom a young infant is killed unless under the following circumstances: Should the mother's husband have deserted her, the child is then often killed by its mother. Also those children that have any great imperfections, or are otherwise much deformed, are sure to be killed very shortly after their birth. Also should a woman bear all daughters, the youngest is

[664] Bridges (i): 21 bestätigt: „Mothers of young children tend them most carefully, and give themselves up to their maternal duties much more entirely than is the case with most civilized people." Segar ein Spezialfall (a): 166 stellt ihnen das ehrenvolle Zeugnis aus: „El amor maternal está profundamente arraigado, y aunque ... el amor no tenga las manifestaciones ni del leve ni de las caricias, todavía aparece manifiesto, por el cuidado y el gusto que tienen los padres y las madres de adornar y traer bien maniatados a sus hijitos." Tatsächlich küssen und liebkosen die Eltern den Säugling oft und gern (S. 713).

[665] Die verschiedenen Belegstellen bei Cooper: 171 sonderbar gemischt.

schwierigen Lage befand." Diese Mitteilungen entstammen einer Zeit, in der Bridges geistigem Einblick in die gesellschaftlichen Verhältnisse der Yamana noch nicht gewachsen war, gegenüber der späteren, gereifteren Einsicht,[*] in seiner letzten Veröffentlichung (1): 240 aus dem Jahre 1893 bemerkt er sich auf Folgendes: „El infanticidio era muy raro entre los indígenas, aunque no del todo desconocido; en estos casos las víctimas casi siempre eran las hijas varones." Gelegentlich nennt Bridges (1): 333 den Kindermord als einen der vielen Übel, die seit dem Wirken der englikanischen Missionare im Kap Horn-Gebiete verschwunden wären.

Dieser schwankenden Beobachter gegenüber wäre man berechtigt, jede Erörterung beiseite zu lassen; um aber allen Zweifeln zu begegnen, folgt hier einige kurze Berichtigung. Kindermord ist niemals eine verbreitete Gewohnheit bei den Yamana gewesen. Fred Lawrence und Cazneaux bezeugten jedweder überlegte Tötung eines Kindes und zwar unter Hinweis auf die geistige Veranlagung unserer Eingeborenen. Wohl gaben sie an, was ich auch von anderer Seite erfahren hatte, daß ein mißgestaltetes Säugling bisweilen von der eigenen Mutter vernachlässigt wurde, damit es bald sterbe (S. 719); doch sprach jene Mutter darüber niemals mit anderen Leuten. Im August 1923 habe ich mit Fred die von Cooper (7) aus Bridges zusammengestellten vier Anklage besprochen. Er nennt „the following cases: Desertion on the part of the husband and father, great deformity in the child, too much annoyance to the clan from the child's crying, too many girl babies". Auf jeden einzelnen derselben entwarf ich hier ganz kurz. Hätte bei „desertion on the part of the husband" diese von ihrem Manne verlassene Frau auch auch ihr Kind umgebracht, würde sie sich selber gänzlich vereinsamt haben; unter normalen Verhältnissen kann das unmöglich angenommen werden. Hätte sich ein übervoller Weib dermaßen an dieser Tat hinreißen lassen, hätten die Verwandten sofort mit ihr abgerechnet und das Verbrechen gesühnt. Zweitens: Eine stark verunstaltete Mißgeburt („deformity") wurde von der Mutter oder Hebamme sogleich bei ihrem Erscheinen stillschweigend vernichtet, anderen Leuten machte man überhaupt keine Mitteilung davon und dem Vater gab man höchstens eine kleine Andeutung. Nahezu lächerlich ist es, Unbehagen der Nachbarn über das Geschrei eines Kindes als dritten Anlaß zu seiner Ermordung zu nennen. Eine solch große Dummheit ist aus einem anderen Gebiet noch niemals berichtet worden. Die frauenländischen Kinder scheinen überhaupt sehr schrei (S. 718); würde ihr Weinen jemandem belästigen, könnte dieser jederzeit seine Hütte anderswo aufschlagen. Viertens endlich hätte weder der Vater noch die Mutter, die einen Knaben erwarteten, ein Mädchen umgebracht, das auf viele Schwestern folgte; denn jedes Kind ist ihnen unendlich viel wert. Dieser Mord wäre keinesfalls geheim geblieben, immer aber schwer verurteilt

[*] So sagt er (b): 208 und (i): 21 nur: „Las niñas defectuosas son desterradas al nacer; pero calumnias cuando el defecto es enorme ... Infanticide was rare, and when it occurred was generally the mother's act, on account of being deserted by her husband, or annoyance at the complaint of her neighbours over the child's crying."

wurden. Sehr entschieden wies Frau Lawrence diese wie von Bauern bekannte Annahme zum Kindermord ab,[39] heißgeratene Frühgeburt ausgenommen.

Es ist nicht zu leugnen, daß eine Mißgeburt oder lebensunfähige Frühgeburt bewirkt wird. Wie vermieden eine Frau dabei vorgehen muß, bewies ein Gerede, das ich erfahren habe. Die Gattin des Walter hatte um das Jahr 1905 ein Kind, das nur Hälfte ein regelmäßiger Mensch war, auf der anderen Körperhälfte mit einer Fehlentwicklung behaftet gewesen sein soll. Als sie meiner bei der Niederkunft ansichtig wurde, erschrak sie sehr, gleichfalls jene beiden Frauen, die der Hilfe leisteten. Sie entschloß sich sofort, die Mißgeburt zu töten und schlug ihr wirklich mit einem harten Gegenstande auf den Kopf. Durch das kleine Wesen lebte trotzdem weiter. Da warf sie es mit starker Kraft auf den Boden und auch dadurch war es noch nicht tot. Nun schaufte sie es in die Erde ein und überdeckte es mit einer Schicht von Steinen; von dem Boden herum arbeite es noch einige Zeit, dann endlich hörte es auf. Obwohl jene Frau den Weißen gar keine Einzelheiten über jenen Vorfall selber verraten hat, scheinen ihre Hilfeleistungen von damals etwas ausgeplaudert zu haben; seitdem ist sie von allen, aber deutlich fühlbaren Vorwürfen anderer Frauen, die ihre Handlungsweise scharf verurteilen, nicht sicher. Nur die eine und andere ihrer Freundinnen beruhigt sie wegen jener Unglückstat. Alles spricht eben dafür, daß die Yamana einen Kindesmord niemals billigen und den Übeltäter scharf verurteilen.

6. Kinderreichtum

Aus einem bedauerlichen Irrtum hat Martial[40] die Behauptung aufgestellt, „on voit rarement des familles avec un grand nombre d'enfants". Andere Mitglieder der Mission Scaurenque widerlegen die Übertreibung; denn in Wirklichkeit sind die feuerländischen Familien durchgängig **kinderreich**. Das Indianermädchen wird Mutter meist schon in ihrem zwölftehnten Lebensjahre. Sieben Zählungen arbeiten an dem Widerstande der Erwachsenen, die ihre verstorbene Kinder zu sparsam grundsätzlich sich weigern.[41] Bascaas (MM; XVIII, 225; 1884) hat zwar wiederholt, z. B. im Juni 1884, die Bevölkerungsziffer der Yamana genau zu bestimmen versucht, dabei aber nicht die Gesamtzahl der Kinder einer jeden Familie ausfindig gemacht.

Einen kleinen Anhaltspunkt bieten die Beobachtungen von Hyades (4): 189 in der Umgebung der Bahia Orange um das Jahr 1882, also zu einer Zeit, da die Bevölkerung durch die anglikanischen Missionare bereits in eine merkliche Bewegung gebracht worden war. Er zählte bei 8 Frauen im Alter von 35 bis 60 Jahren insgesamt 18 lebende Kinder, nämlich 11 Mädchen und 7 Knaben; bei 8 Frauen im Alter von 25 bis 30 Jahren wiederum 18 lebende

[39] Sich zur Begründung des Kindermordes auf Frauen zu berufen, wäre höchst leichtfertig, weil dieser, wie Jean Lawrence mir versicherte, jene Gegend einmal in zwei Tagen durchfahren hat, ohne mit Eingeborenen in Fühlung zu treten.

[40] Dieser Schwierigkeit hat auch Hyades (4): 189 begegnet.

Kinder, und zwar 10 Knaben und 8 Mädchen. Die Erhebungsliste in diesen Zusammenstellungen sind so selbstverständlich, daß sich jede Erläuterung erübrigt. Diesen war sich dessen vollauf bewußt und verschwieg nicht, auf eine Einzigartigkeit Frankfurter hinzuweisen, die niemals Kindern das Leben geschenkt hatte; eine Siebenundzwanzigjährige war Mutter von zwei und eine andere war Mutter von 10 Kindern, endlich fand sich eine siebenundfünfzigjährige über sieben Kinder. Obwohl nur Zeit meiner Reisen drei ganze Dutzend bereits als vollzählig gelten mußten, waren immerhin drei vierzigjährige Familien verzeichnet. Weiter, dieses eine und einzige Frau noch lebt, hat von der langsamen oft Kinder erhalten; und Pagen, dieses Frau bei meiner Rückkehr im Mai 1923 erst dreißig Jahre alt war, konnte sich bereits über sieben Kinder.[1]

Ohne die außerordentlichen Schwierigkeiten zu verkennen, die sich entgegenstellen, glaube ich durch zweierlei mehr als mittlere Zahl der Kinder in der frankfurtischen Familie angehen zu müssen. Hume (a): 665 erwähnt Gisl.[2] Auch Brunn (g): 197 hat einer Aufstellung gewagt und begnügte sich mit der Zahl vier; es dürfte sich kaum eingehend auch der Kindermahl bei vielen Familien schwierig haben oder man hat ihm aus dem einen gemeinen Grund über die bereits verstorbenen Kinder nicht die volle Wahrheit erzählen. Wenig verläßlich ist Bern (c): 138, obwohl er richtig die große Fruchtbarkeit der Indianerinnen betont.[3] Eine große Kinderzahl ist im Frankfurt immer eine Empfehlung für die Eltern; niemand würde es wagen, ernstliche Bemerkungen über wirtschaftliche Unzulänglichkeit im Großhaushalten laut zu lassen. Im allgemeinen folgen sich die Kinder einen Elternpaares innerhalb kurzer Zeitabstände.[4]

So sehr auch die Fruchtbarkeit der frankfurtischen Ehen in Staunen setzt, der steht einer erschreckend hohe Kindersterblichkeit gegenüber. Die Ursachen sind wenigen leicht zu bestimmen, als die Tatsache selber feststellbar ist. Wenn bei den hohen Geburtsziffern die Volkszählen des letzten Jahrhunderts dieselbe gebildeten ist, regt die Frage nach der besonderen Art des Aussterbens an. Letzteres vollzieht sich durch das Sterben vieler Jugend-

[1] Von in Hume (g): 31 stellt man auf die völlig abweichende Angabe: „Les Pampistes ne se multiplient guère; on voit rare que chaque chose, à proportionner, ne dépasse pas quatre à cinq." Der sind wahrscheinlich die Zahlen der lebenden Kinder in jeder Familie, und auch unsere diesen Richtzahl sind so hoch. Auch ist zu berücksichtigen, daß Eltern von Freunden nie über drei verstorbenen Kinder sprechen.

[2] Unabhängig von dem hier ich zu meiner Aufstellung gelangt, die, wie ich später sah, der wichtigen sich sehr näherte. Sagt er doch: „Le nombre moyen des enfants est de cinq. J'ai rencontré en plusieurs familles beaucoup ayant un jeune's des enfants."

[3] Er schreibt: „Übrigens sind die Frauen sehr fruchtbar, sterben aber sehr frühe sind die Sterblichkeit, doch findet man nicht selten junge Frauen, die schon dreien oder bis mehr haben."

[4] Offensichtlich übersieht Wagner, 198 mit der Bemerkung, daß „les enfants naissent rapprochés à de longs intervalles". Widersprechlich wurde es durch Hume (a): 202 berichtet, dessen Behauptung, „live women have more than six children, owing to the great length of time between the several births", in beiden Teilen falsch ist.

Kinder seltener vom Tode erfaßt, um im Reifealter fällt wieder die Sterblichkeit richtig: „Die Sterblichkeit zwischen zwei und sechs Jahren ist ungeheuer." Zur allgemeinen Bestätigung dessen, was ich behauptet habe, dienen folgende Zahlen. Die beiden Gruppen von den je acht Frauen aus der Gegend von Bahia Grande, wie eben (S. 726) dargelegt, hatten je insgesamt neun erhaltene lebende Kinder; das ist, beim Verhältnis der Elternzahl auf die Einzelfamilien, so wenig um den Stamm zu erhalten; demnach würde es selbst Familien, daß bei der bekannten Fruchtbarkeit der Indianerinnen, jeweils Familien einer gewissen Zahl von Kindern gestorben sein muß. Als Beweis hierfür einige Belege. Sie ebenfalls Hyades (q): 189 berichtet: „Une Patagonne de 50 ans avait eu 14 enfants, trois de ces enfants seulement n'étaient pas morts prématurément; une autre femme âgée de 45 ans avait eu 9 enfants, huit seuls en leur âge." Als Gegenstück nennt er aber auch, daß „une femme de 30 ans avait eu 7 enfants, dont un seul était mort prématurément." Eine Aufzählung, wie ich sie selber aus neuerer Zeit berichten kann, ist das Schicksal der Kinder des Wirts; von elf leben nur noch zwei.

Zwar ist es schwierig, wie gesagt, die Ursachen des überreichlichen Kindersterbens zu erkennen.[107] Zumindest aber ist die Vermutung gerechtfertigt, daß die natürliche Ernährung an der Mutterbrust im ersten Lebensjahre das Kind sicherer am Leben erhält als alles das, was an Nahrung die Kinder vom zweiten bis zum siebenten Lebensjahre sich zuführen. In diesen Jahren scheint mir die Ernährung weit bedeutungsvoller für das Kind zu sein, als äußerer Schutz, als Pflege und Kleidung. Wer das elfte Lebensjahr erreicht, hat seinen Körper genügend für eine Widerstandskraft gekräftigt; Schwächlinge werden bis dahin ausgemerzt.

Ein Hinweis auf die Unfruchtbarkeit der Frauländerinnen ist hier am Platze. Sie gehörte früher bestimmt zu den äußersten Seltenheiten[107] und verschiedene Gewährsmänner, unter ihnen der hochbejahrte Pastor Jean Lavaysse, erzählten mir früher Hanna und Gertie keine Frau zu nennen, die ohne Kinder geblieben wäre. Heute ist in einer Ehe wirklich die Nachkommenschaft eine erhofft veranlaßt; der kinderlose Mann gilt die Frau als Schuldige, nimmt eine andere zu sich, die ihm ohne Zweifel Kinder gebiert. Daraus hat sich bei den Tahitiern die Ansicht gebildet, daß Unfruchtbarkeit der Ehe einzig und allein der Frau anzurechnen ist, die sie als eine Absicht bezeichnen. Also ist ihnen diese ungewöhnlichste Tatsache[108] nicht

[107] Bemerkenswerte Erklärungen bietet Hyades (q): 382 ebenwenig: nur die Tatsache steht es fest, daß „leur remarque que ces enfants étaient très forts, très vigoureux dans leur jeunesse, mais qu'ils devenaient maigres, malingres et chétifs à l'époque de la puberté" ihnen wahrscheinlich zu Anspielung auf eine Halbkrankheit 1886 an Diphtheritis denken, die eine damals Europäer eingeschleppt wurde.

[107] Auch Hyades (q): 388 vermutet die Ansicht, daß „la stérilité doit être rare chez les Patagoniennes: nous n'avons vu encore que la femme au-dessus de 25 ans stérile".

[108] Die Unfruchtbarkeit der Frauländerinnen kennt, Hann (s): 905 vergißt, springt in die Augen. „La stérilité est encore exceptionnelle dans l'île et Pastre seul, affirme M. Bancon, qui la rapporte à la gonorrhée et à l'abus des rapprochements, qui le constate."

völlig unbekannt und die bedeutet die Frau, der sie immer das Kindergebären verlangt ist. Mit Hahn (a): 805 stimmen auch meine Erkundigungen überein, daß „l'avortement spontané serait assez rare". Es ereignet sich fast jedesmal infolge starker körperlicher Anstrengung oder sehr schwerer Erschütterung.

Nach allem, was an Beobachtungen vorliegt, ist bei unseren Yamana die Geschlechterverteilung der Geburten eine wenig ungleich und zwar zu Gunsten der Mädchen. Das betonte mir der würdige Jesuit Lawrence mit Bestimmtheit und bei Hyades (q): 190 liest man: „Nous constatons aussi dans nos observations une légère prédominance du nombre des filles sur celui des garçons." Eine 1884 von Hammes durchgeführte Volkszählung (S. 224) ergab für 1000 Eingeborene nur 277 Männer neben 316 Frauen.

Bei diesem Stamme der Feuerländer verhalten Zwillinge genau so selten wie bei den bewachsenen Selk'nam (Bd. I, 390). Von früher kenne ich nur die eine bestimmte Nachricht, daß „Jemmy Button's eldest daughter has two beautiful twin children about four months old" (MM: XI, 274; 1877); später erwähnte Hyades (q): 190 eine Frau von fünfundzwanzig Jahren, unter deren sehr Kindern sich ein Zwillingsbrüderpaar befand; endlich behauptete Hammes (a): 57 auch: „Tengo en mi poder una fotografía de una india Yagan con mellizos, cosa considerada como extraordinaria." Ob diese Zeugen wirklich zuverlässig unterrichtet worden sind? Jedenfalls ist Zwillingsgeburt eine außerordentlich seltene Erscheinung.

Über die Menopause, die Zeit, in der die Menstruation endgültig aufhört, fehlen genaue Beobachtungen. Bridges allerdings und Hyades (q): 189 haben Schwangerschaft noch bei fünfundzwanzigjährigen Frauen beobachtet. Demnach hört die Empfängnisfähigkeit der Feuerländerinnen vergleichsweise spät auf. Sie kennen diese Erscheinung und finden sich mit dem, was sie nun zu gewärtigen haben, still ergeben ab. Einige ihrer Indianerinnen erzählten, daß die Wechseljahre ihnen selber und anderen kaum nennenswerte Beschwerden bereiten. Daß eigentliche Frauenleiden den Yamana der alten Zeit völlig unbekannt waren, bekräftigt nicht. Nelly Lawrence litt seinerzeit an einem sehr schmerzhaften Uterusvorfall (Prolapsus uteri); war der Anfall vorüber, betonte sie mir aus vollster Überzeugung, daß bei ihr zum ersten Male dieses Übel auftrete, das bisher noch keine Frau belästigt hat.

7. Namengebung

Aus Gründen, die bald genannt werden sollen, macht sich jede Feierlichkeit oder zeremonielle Veranstaltung bei der Namengebung überflüssig. Jedweder Yamana unterschiedslos besitzt seinen Eigennamen und darüber hinaus erhalten die meisten noch einen eigentlichen Spitznamen. Dieser bei den Yamana gebräuchlichen Doppelbenennung begegnet man in Hyades (q): 376 und in Ortiz (g): 55 sehr bestimmt: „Recibe la criatura el nombre del lugar de su nacimiento, o de las particularidades que la caracterizan."[1] Dem wirklichen Eigennamen kommt selbstverständlich alle Bedeutung zu[2]

Den Eigennamen an bestimmten Leuten haften Bilder, denn er wird von dem Ort, an dem das Kind geboren wurde, hergenommen und mit der ganzen dem Ereignis, je nach diesem Gesichtskreis, verschiedenen Lebensweise und Sitte. Die Mädchen und Knaben, die in Ulawatje geboren wurden, hießen alawatje-kipa bzw. alawatje-ja. Ein Beispiel führt auch Basedow (b): 207 von einem Manne an, „qui se flattoit communément que, de mémoire d'homme, aucun de sa nation n'avoit été pris en Guerre"; ein anderes Beispiel nennt Dieterich (b): 698, nämlich daß „the woman's tapuyania, or placename, ends in kerpe or wilki, e. g. Lankerwilki [Banner Schwalbenstille], a woman of Lankawia, Canoëwaterpe, woman of Canoëwia". Es verbietet sich nicht, noch weitere Verbildungen anzuführen, die an sich jetzt verständlich sind. Die Lautgesetze erfolgt die Namengebung nach der hier genannten Vorlage.[1]

Ein Kind, das im Kanu geboren wird, bekommt zum vorläufig *kipaia* oder *kipaiaia* oder *kipipaia* mit der entsprechenden Endsilbe. Also heißt Sowanna *kipaiabaja* und dessen Sinn ist etwa: der Mann ohne Geburtsort.

Unvermeidlich teilt es sich, daß einem Kinde der Name anhaftet, den bereits ein anderer trägt. Jetzt bringt der eigentliche Spitzname die erwünschte Unterscheidung oder jenes Kind bleibt vorläufig ein *kipaiabaja* bis zur Jugendreife; seinen endgültigen Namen erhält es hierbei nach dem Ort, an dem es zum ersten Male in diese Feierlichkeit eingeführt wird. Als Beispiel hierfür kann ich selber dienen. Bei meinem ersten Besuche war ich für die Begriffe der Yanoama ein *kipaiabaja*, da ich nicht an einer Stelle in ihrer Heimat auf die Welt gekommen bin; erstmalig erhielt ich ihr *kipaya* in Sámakolandia, bei Punto Bonsillos, und seitdem sind mein Name *kamakolabaja*.

Nach allgemeiner Regel soll, wie oben gesagt, der gleiche Name nicht für zwei Personen verwendet werden. Demnach, wenn zwei *kipaiabaja* vorhanden sind, unterscheidet man beide durch Spitznamen, und zwar sofort dann, wenn einer der beiden stirbt. Man wiederholt nämlich nicht gern den Namen eines Toten; dann wäre man aber gezwungen, wenn ein Überlebender weiter-

[1] Anderswo erwähnt Basedow (a): 181 noch eine dritte Art, nämlich „family names, handed down from generation to generation, from father to the eldest son. These kind of names generally have no meaning". Vgl. Anmerkung 174 weiter unten und Basedow (b): 207.

[2] Das sei nachdrücklich gegenüber Dieterich (b): 698 betont, der die Ordnung umkehrt, wenn er sagt: „Besides a proper name, a man will have one in memory of his birth-place."

[3] Mit einigen Ungenauigkeiten beschreibt auch Hvass (a): 234 diese Wortbildung. Doch gibt er (a): 30 richtig an: „Gewöhnlich erhalten [die Kinder] den Namen des Ortes, an welchem sie zur Welt gekommen sind." Auch Lévi-Strauss (b): 131 belegt Beispiele männlicher und weiblicher Eigennamen.

[4] Ein Verstoß ist es, wenn Basedow in Hvass (a): 272 bekämpft, einige früher gebräuchliche Worte ständen außer Verwendung, so dessen er auch „le mot Enmis ou Indjis, ... comme Kipa" rechnet.

bin diesen Namen trage. Der andere zweifache Santiano wurde aus diesem Grunde seinem ältlichen "Weißen Stein" benannt und nicht mehr schlechthin. Tsligan aber weil Personen den gleichen Namen und nicht einer von Ihnen, denen Gläubigen der Überlieferung entsprechend die Bezeichnung schlechthin. Diese hatte beispielsweise Pater Lawrence, welchen sie Indianer unseren Pater genannten war. Er gab mir an, sie besaßen zwei oder vier gleichen Geheimnamen einen anderen", und jeder weiß, daß der andere einen gestorben ist.[**] Für einen weiblichen Personen benutzt man ähnlich erklärt. Selbstverständlich haben diese Benennung der überlebenden Personen nur vorübergehend an und hebt wird sie Spitznamen in Umlauf gebracht.

Aus der gleichen Gründen wird auch die Wort Gebären in Gebrauch und zwar für einen Sohn und alle seinen Verwandten (Vater, Brüder, Schwestern) einen Namen und einen Frau, die verwandten. Man wünschte den bisherigen Namen jenen Sohnes kam, jenen Verwandten nie mehr, um nicht an den Untergang seines Vaters kam, seiner Verwandten zu erinnern.

Schließlich besitzen die Yanaua noch einen besonderen Ausdruck für jemanden, der als letzter Überlebender von einer Gruppe verhältnismäßig kurz, nämlich dreißig, im Sinne von: der, nach dessen Sterben sein Land von fremden übernommen wird. BD: 104 erwähnt dreißig, a person whose race relatives have died, so that he had only his country left him. Der alte Warrau gibt als ein dreißig, dessen von allen Gefährten ist er der Letzte.

Zuvor ist der Spitzname nur einer Ergänzung eines richtigen Eigennamen, er benützen aber die Person und den Charakter des Trägers ganz eindeutig. Man bildet ihn unter Berücksichtigung einer körperlichen Besonderheit, auffälligen Erscheinung, bemerkenswerten Gewohnheit, merkwürdigen Wesensart und ungewöhnlichen Charaktereigenschaften. Damit werden Männer noch mehr als Frauen bedacht. An sicherer Findigkeit bei Auswahl solcher Benennungen übertreffen die Yanaua manchmal sogar noch unsere Schuldichter. Hierzu einige Beispiele, die ich im August 1923 aufgenommen habe. Mit Vorliebe greifen sich jene Zunamen heraus, die Europäern beigelegt wurden; damit ist bewiesen, daß auch vor ihnen sich der schalkhafte Zug unserer Yanaua regenden. **ahagui** (**ahagula** herumhinken) "Gebrochene Bein". Name des Pater Lawrence, dessen linkes Bein etwas gelagert ist.

ailiapalle (**ailla Auge**) "Augenbrauen". So nannte man Comanawa Bonnaza wegen seiner buschigen Augenbrauen.

ABBAHAI (**ABAN Stirn, hai rot**) "Rote Stirn". Man wählte diesen Namen für den Missionar Pennaz und für Martin Lawrence, dessen dauernd gerötetes Gesicht auffiel.

ABBAlydpa (**ABAN Stirn, yápa weiß**) "Weiße Stirn". Mit vollem Recht hat man damit Sarracca wegen seiner hörbaren Gesichtes bedacht.

aßhitdaw (**BD: 118 aßhitdpaw tank**) "Der Taube". Zu diesem Zunamen gab der Missionar Aerssens, der sehr schwerhörig war, erklärlich Anlaß.

[**] Auch BD: 101 brings down that a name gives a boy instead of his real name in respect to the recent dead, when both have the same name.

[illegible] [illegible] Ehegemeinschaft Frauen aus der Klasse "Tahitumua Kaukahua". Auf diese Beziehung verfielen die Tumua, deshalb, weil Tumua Personen waren ungewöhnlich gebildeten Rangs.

Bei Ausmahl der Personen gelte man darauf, daß [illegible] [illegible] war, daß [illegible] gewesen war von Eingeborenenrecht und erzogen war den Leuten mit Bildung zum Vorgesetzten des Volkes einzusetzen.

Aufhören (Aufhören vorläufig, erkennbar an Aufhören) "Schlangelegen Hinweis". Das soll man einen Person sein, die auf den Aufhören gar nicht sehen. Eine Frau wird ebenfalls mit diesem Aufhörenzeichen behandelt.

[illegible] (gelbe Blumen, welches auch einen gelegentl. "Aufhören gelegen war Blumen". Dieser für einen Mann, dessen Gestalt wegen Verhältnis gelang der Wirksichkeit ungewöhnlich [illegible]

[illegible] (englisch Vahe mahana, [illegible] ist die Hochschwangere). Das wirklichere Bild dieser bevölkerungsfähigen Bezeichnung habe ich nicht erfahren können.

Para Lowanna erzählte mir, daß sowohl an solchen wie auch die von welchen man an sich mit gutlichen Gemeinschaften wegen sehr an möglichen Bezeichnungen einzelnen Personen, denen Name [illegible] [illegible] war, gekennzeichnet hatten, einer der alten Vorgänger und manchen offiziell Leuten der Eingeborenen noch den eigentlichen Umfang zu begreifen. Die einzelnen Sprachkenntnisse, die sie sich später angeeignet hatten, befähigte sie einen Bezirk.

Einer großen Ich noch wenige Personen aus Niuean (ich) [illegible] kam, einer aber die Tumua-Worte so wiedergeben: Bird Lowhead, Hare Lowhead, Tahu Lowhead, Rainbow moon, Long face, Bird face, Wind, Lagoon, Shellfish head, etc.[1] Als Singulare bekommene vollständigen Eigennamen erhalten ich einer anderen ungewöhnlichen Bildung, die wohl als den ungewöhnlichsten Tumua-Wort gelten darf, nämlich [illegible] [illegible] (d. i. Abkürzung Hauptnamen, von den Wolken und dem Himmel genommen, [illegible] [illegible] [illegible]

auf den Namen [illegible] Ob nun langsam Eingewöhnung hat, „Ihr weiteres Leben an allen Orten wenig erfahren wurde gemacht, und diese erfahren es [illegible] spezifisch die in early infancy." Später kommt sich [illegible] [illegible] allem Kindern gehören die ersten Namen zum, wenn sie etwa zwei Jahren alt sind und an Sachen anhängen, die wir dies, wie sie sagen, damit sie, wenn das Kind wieder stirbt, nicht einmal vollständig seinen Namen hören und dadurch an dessen Verlust erinnert werden." In diesen Grundsätzen, die ich [illegible] kennen, führte [illegible] einen abergläubischen Zweck als entfernter die wirklich Zweckmäßigkeit, während der wenig wenigen Namen den Namen den Kindern zu bringen. Dieses wird ja nun selten durch den Geburtstag bestimmt. Christen ist in bei unseren Namen nicht üblich, eher unterwirft Person beim Namen, die verstorben oder mit dem Namen verwandten, Namen erhalten es sich, daß man dem Eigennamen gegen allgemeine nur geringer Bedeutung beilegt.

8. Entwicklung des Säuglings

Mehr als Familien, mit denen ich im Kap Chaos-Archipel in Verbindung gekommen bin, erfreuten sich der Gesellschaft kleiner Kinder. Nur war nicht selten sehr zu bedauern, daß eine einige Lebensdauer Personen, bei denen Wege die Hoffnung auf Nachwuchs geschwunden war, auch nun Gleichmut zu [illegible] [illegible]. Deshalb war ich in meinen Beobachtungen auf einige wenige Kinder angewiesen, und nur verschiedentlige Einzelne auf den Inseln, die jüngere Lehrer hier ich an Schluß [illegible].

Die Freude, mit der jede junge Mutter ihren Liebling in den ersten Wochen seines Daseins umgibt, verliert sich allmählich, nicht etwa als ob die Liebe nachlässig würde — diese einzige wirklich an —, sondern weil einer Begeisterte wechselnder Betrachtung nicht mehr für notwendig erachtet wird. Dies macht sich auch schon hier in geringerer Beobachtet des Säuglings bemerkbar. Man hält dem kleinen Wesen volle Freiheit, auf dem Lederbett und in der Hütte sich zu bewegen, in der Asche und im Grase herumzukriechen, allen es beliebt und an dem Mund zu führen. Wenn der Regen oder das schlechte, rein wasserdichte Abendessen auf dem Kinderbett und auf dem Boden einen schädlichen Teil der Schmutzkruste nicht abzuspülen würden, wäre es schließlich um die kleinen bereits! Einzelne Mütter wuschen und putzen gleichwohl häufig an ihren herum, das Verhältnisse Waschen's war immer möglich wie einer Puppe und wurde sorgfältig gepflegt; aber andere Frauen schien gewöhnlich ihren dicken Schmutz an ihren Kindern gar nicht. So lange es wirklich notwendig ist, machte die Mutter ihren Liebling auch die kleinen Dienst täglich zurecht und schien, daß er nur leichte verdauliche Stärke an sich nimmt. Bald aber überläßt sie ihn der eigenen Wald, ohne ihm viel Beobachtung mitzugeben. Interessiert merkt er sich das an seiner Umgebung an, was ihm am meisten bemerkbar ist; durch Hören er nicht selten weniger geeignete Stücke zum Verzehr und muß das mit kleinen Verdauungsstörungen büßen.

Die ungehemmte Bewegungsfreiheit, die man den Säuglingen auf diesen

Lande gewöhnt, haben sie sich endlich durch ihre Regengeleeigkeit während der langen und immerwährenden Kanalarbeiten verdient. Es mag englischlich klingen und doch ist es wahr, daß sie stundenlang vorhanden, ohne zu strampeln oder sich zu wälzen; von kleinen Regungen und kurzen Bewegungen abgesehen verhielten sie sich, wie die Mutter sie hingelegt hat. Das Kind, das ihr bei Wanderungen und bei den verschiedenen Arbeiten auf dem Rücken reitet, das sie in ihrer Umarmung hält oder in ihrem Schoße vor sich liegen hat, schafft ihr ebensowenig Belästigung; es denkt gar nicht daran, sich quälend und schreiend aus seiner Lage herauszuwinden, wie man dergleichen oft an europäischen Kindern beobachtet. Stillvergnügt bleibt es sogar ganze Stunden lang und unterhält sich selber mit dem, was seine Äuglein aufnehmen oder seine Fingerchen betasten; der Mutter Lust nachzuhelfen oder beim Alleinsein gezwungen zu weinen, kommt ihm nicht in den Sinn. Als ob diese frauenländischen Säuglinge gute Urteilsvermögen besäßen oder viel Geduld bewußt übten, so wirkt ihr Verhalten unter gewissen Umständen. Die Umgebung der Erwachsenen beeinflußt die Kleinen ohne Zweifel; denn lautes Schreien und starkes Reden ist bei unseren Frauenkindern weit weniger üblich als bei ihren Nachbarn im Nordwesten und Nordosten. Ich suche mir jedoch nicht an, eine restlose Erklärung für jene Erscheinungen aufgestellt zu haben.

Ihre außerordentlich leise und schwingsame Betonung wirkt sich überwältigend auf die Sprachentwicklung beim Kinde aus. Es bleibt lange Monate fast wie stumm, bis es mit etwa anderthalb Jahren auf einmal ganze Worte hervorbringt. Die ankalternden Selbstgespräche in Lall-Lauten, die bei europäischen Säuglingen sich fast zumahnend wiederholen, führen diese jüngsten Frauenländer nicht. Einige Wochen aber, bevor sie sich mit voller Stimme an die Öffentlichkeit wagen, machen sie anscheinend stumme Sprechübungen; sie bewegen nämlich Lippen und Zunge und bringen gleichzeitig in ihren Blicken zum Ausdruck, daß sie nachdenken und geistig tätig sind. Mit Genugtuung beobachten die Eltern diese innere Tätigkeit. Ihre ersten Sprechen ist zwar noch unbeholfen, nähert sich aber um vieles den Redeweisen der Erwachsenen. Diese indes bemühen sich fast nie, helfend und verbessernd das Kind zu unterstützen; es bleibt sich selber überlassen, mag es auch noch so falsch und gequält sich ausdrücken. Durch Hören und Selbstvergleich verbessert es später die eigenen Fehler. Ebensowenig leitet in den folgenden Jahren irgendein Erwachsener das Kind zu deutlichem und richtigem Sprechen an.

Tritt es ins dritte Lebensjahr ein, ist meist ein jüngeres Geschwisterchen da, dem die Mutter ihre ganze Aufmerksamkeit zuwendet. Seitdem bleibt es noch mehr sich selbst überlassen. Da fängt es an, die Gesellschaft seiner älteren Geschwister und anderer Kinder aufzusuchen, hält sich indes möglichst unter Gleichalterigen. Der Spieltrieb ist es, der diese Kleinen zusammenschließt. Wenn sie nur beisammen sind, genügt es ihnen schon. Sie hocken zuweilen stundenlang im Kreise herum und kratzen mit den Fingern auf dem Boden oder wühlen mit den Händen zwischen dem Kies oder rollen auf dem

Ahnen hin und her. Eigentliche Spiele treiben sie in diesen frühen Jahren noch nicht, aber allen Handlungen sie mit aufmerksamen Augen und frühen Verstand an jedem Ding lernen, das ihnen lebensnützlich vorkommt. Sie erholen sich wieder von Erlebnissen an, auch plaudern sie lebhaft miteinander. Überall, auch in Gesellschaft von Erwachsenen, machen sie auf den Fremden den Eindruck einer überlegenen, abwartenden Beobachterin: eine Haltung, die jeder Europäer für Kinder einer späteren Altern annehmen würde.

Die Eltern lernen sich bei der täglichen Betreuung des kleinen Körpers, der sich wunderbar entfaltet. Um das Wachstum augenblicklich zu beschleunigen, hilft man sich mit einem medizinischen Kunstgriff, aufgibt gemessen, das so viel bewegt wie „sich ausstrecken nach oben". Entweder der Vater oder eine andere Person reißt dem Kind kräftig, das beide Arme nach oben strecken soll, umarmt es und hebt es so hoch, daß beider Gesichter fast aufeinander zu liegen kommen. Nun muß sich das über dem Erdboden schwebende Kind aus dieser Umarmung nach unten hinausarbeiten und während es mit dem Kopfe durchschlüpft, gibt es, das Gesicht nach oben gewendet, kräftig den langgezogenen Laut pê einmal von sich. Diese Bewegung wiederholt man mehrmals mit dem Kinde und man versichert es dann nach einigen Tagen oder Wochen wieder auf.[139]

Dem gleichen Ziele dient noch ein anderer Brauch. Ein Erwachsener ergreift mit den Spitzen des Daumens und Zeigefingers die Larve nähejemines einen großen Buckkäfers, die in einem morschen Baumstamme wohnt, und drückt sie sanft auf beiden Körperseiten. Dabei öffnet die Larve, wie zur Verteidigung, weit die beiden Glieder des Oberkiefers. Diese besitzen sehr scharfe Spitzen. Damit kratzt jene Person dem Kinde je einen vertikalen Strich auf die Brust, etwas außerhalb der Brustwarze, und einen anderen Strich von den Mundwinkeln zum Oberlippchen. So ist es üblich bei den westlichen Yaruma. Im Osten kratzt man nur ein Strichpaar auf den Rücken, beiderseitig von der Wirbelsäule. Öfters, doch ohne bestimmte Ordnung, wiederholt man am gleichen Kinde diese Förmlichkeit.

Wie man mir erzählte, ertragen die Kinder das Zahnen sehr ergeben und still. Die Eltern schenken diesem Vorgange kaum einige Aufmerksamkeit, obwohl es sie freut, daß das Kind eine greifbare Stufe seiner Entwicklung damit erreicht hat. Später, wenn das Dauergebiß sich verdrängt und der erste Milchzahn locker wird, schickt man das Kind an den Strand. Hier muß es mit eigener Hand den lockeren Zahn ausreißen und im Bogen ins Meer werfen. Gleichzeitig spricht es mit halblauter Stimme, indem es in seinen Gedanken den Kurzschnabeldelphin (Lagenorhynchus F.) herunholt:

ongyáwa, tun hóie tégu
Delphin, Zahn mir schenke.

Auch an *pêr'* (Patella) und an *yrkêr'* (Chiton, Käferschnecke)[140] wendet es sich und bittet das eine oder das andere der genannten Weichtiere: „Gib

[139] Die fast gleiche Behandlung erfahren die Pfleglinge bei der Männerfeier der Seth'nam (Bd. I, 1919) und zwar ebenfalls in der Absicht, daß sie schnell wachsen.

mir für diesen Zahn den besten, den du hast!" Auch seine anderen Milchzähne darf das Kind auf gleiche Weise ins Meer werfen, verpflichtet dazu ist es aber nur beim ersten lockeren Zahne aus dem Milchgebiß.

Während der ansteigenden Entfaltung, die das Kind an sich erkennen läßt, erleben nicht nur die eigenen Eltern, sondern in fast gleichem Maße auch die Verwandtschaft und Nachbarschaft eine große Genugtuung. Immer wieder sprechen sie darüber und ermessen freudig die Fortschritte, die seit dem letzten Beisammensein ins Auge fallen. Aus unbeschreiblichem Glück behängen sie den Liebling mit Halsketten, beschenken ihn mit leckeren Bissen, herzen ihn zuweilen stürmisch und geben sich stundenlang spielend mit ihm ab. Den Erwachsenen dort im Feuerlande wäre das Dasein unerträglich, hätten sie nicht ständig kleine Kinder um sich, die für alle Eltern, weit mehr noch als erwachsene Kinder, ein naturnotwendiges Spielzeug und der starke Magnet für ihre elterlichen Gefühle sind."[177]

b. Das ältere Kind und seine Erziehung

In früheren Berichten, einige Briefe von anglikanischen Missionaren ausgenommen, sucht man ganz vergeblich nach reichlichen Mitteilungen über das körperliche Ausreifen des Kindes und über seine erzieherische Beeinflussung durch die Erwachsenen seiner Umgebung. Das ist um so mehr zu bedauern, weil diese vielverkannten Feuerländer — wenn man allein das, was ich selber zutage gefördert habe, in Erwägung zieht — überraschend wertvolle Erziehungsgrundsätze vertreten und als tüchtige Lehrmeister dieselben erfolgreich anzuwenden verstehen. Alles, was unsere Yamana für das heranreifende Geschlecht leisten, haben die älteren Personen zumindest in seinen wichtigen Grundzügen bis heutigentags im Gedächtnis bewahrt; die folgenden Ausführungen stützen sich demnach hauptsächlich auf wiederholte Aussprachen mit zuverlässigen Kennern der früheren Gewohnheiten. Vieles lehrte trotzdem auch die unmittelbare Beobachtung, durch die andere mündliche Angaben bestätigt wurden.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist die erzieherische Beeinflussung und die sichere Führung der Jugend im Ausmaße, wie die alte Zeit sie geübt hat, einfachhin nicht mehr möglich; ebensowenig können Eltern von ihren Kindern jene verderblichen Einflüsse fernhalten, die erst neuerdings sich geltend machen. Zur Ehre der wenigen alten Stammesvertreter sei es gesagt, daß sie ihrerseits ernsthaft bedauern und schmerzlich empfinden, der Jugend jene erzieherischen Werte in der ungeschmälerten Fülle und frei von

[177] Ähnliches erfahren wir über die Anspielung auf die Zahnreihen im Kiefer des Delphins, auf den zahnförmigen Ansatz am Schalenrande der Kapelle und auf die an Bärtchen zusammengedrängten knorpeligen Borsten der meisten Chiton-Arten.

[177] Auf die Übereinstimmung zwischen einzelnen Einzelheiten in der Säuglingspflege bei den Selk'nam und Yamana eigens hinzuweisen, habe ich bewußt unterlassen, weil es deren zu viele sind. Auch könnte leicht auf die nahe Kulturverwandtschaft beider Stämme

jedweder unberufenen Störung nicht mehr vermitteln zu können, in denen sie persönlich so viel Glück und so viele Vorteile für das ganze Leben der heranreifenden Kinder sehen.

Weil eine ausgebildete Stammesgliederung fehlt, ruht das Erziehungswerk selbstverständlich auf den Schultern der eigenen Eltern. Gewiß, wenn die Kinder das Reifealter erreicht haben, müssen sie die Jugendweihe über sich ergehen lassen, die zwar grundsätzlich eine gemeinschaftliche Schulung darstellt, an sich aber eine Weiterführung der elterlichen Bemühungen im engsten Familienkreise ist. Was hier an Belehrung und wirklicher Übung geleistet wird, steigert sich zwar in der Jugendweihe *čiẽ́ŋŋa*, hält sich aber in den gleichen Bahnen nach unwandelbaren Richtlinien.

Hinweisen möchte ich kurz noch auf die periodisch verschiedene Entfaltung des kindlichen Körpers. Für Beobachtungen mit verläßlichen Ergebnissen gab es während meiner Reise nicht mehr die genügende Anzahl von Kindern, weswegen sich die von Stratz: 134 gegliederten Wachstumsstufen nicht deutlich nachweisen ließen. Immerhin fand ich, wie im sogenannten ersten Kindesalter auf die erste Fülle deutlich mit Beginn des fünften Lebensjahres die sogenannte erste Streckung einsetzt; dann schließt sich als erster Abschnitt des zweiten Kindesalters die zweite Fülle an und nun verharrt scheinbar die Entwicklung in Ruhe, um gegen Ende des vierzehnten Lebensjahres in plötzlicher und schneller Entfaltung zu üppigen Formen zu führen. Bei Mädchen mehr noch als bei Burschen überrascht es zu sehen, wie mächtig sich der Körper in diesem einzigen Jahre ausbaut."[19]

In den folgenden Ausführungen haben wir die Kinder vor Augen, die langsam zum Gebrauche der Vernunft gelangen, bis zu ihrem Eintritt in die allgemeinverpflichtende Jugendweihe, der nach erlangter Reife erfolgt.

1. Trennung der Geschlechter

Ähnlich wie in europäischen Verhältnissen gilt auch im Feuerlande das kleine Wesen im sogenannten neutralen Kindesalter als "*geschlechtslos*", kann es doch unbeanstandet völlig nackt sich überall herumwälzen und in seinem Unverstande vor den Augen anderer seine natürlichen Bedürfnisse befriedigen. Keinem Erwachsenen käme es in den Sinn, auf das unbewußte Verhalten der Säuglinge anzuspielen oder deren Blöße vor den Augen anderer mit eigener Hand zu verhüllen; mit *offenherziger* Natürlichkeit nährt die Mutter ihren Liebling an der Brust genau so, wie mit einem Stückchen gebratenen Fettgewebes. Für dergleichen naturgewollte Dinge zeigen unsere Feuerländer ein ganz gesundes und unbefangenes Urteil.

[19] Diese auffällige Erscheinung hat Stratz (MM. VI. 96; 1872) als erster betont. Dem widerspricht nicht, was Bridges aufgestellt hat: „Youths of 19 and 20 you would frequently mistake for 14 and 15. For instance, Threlkeld I had thought him to be 13 or 14, but on looking into my registration of births I find he will be twenty years old in August ... This and many similar cases tend to show that a hard life and short commons delay the growth" (MM. XVIII. 223; 1881). Dieser Schlußfolgerung kann ich nicht beistimmen.

Das eben gekennzeichnete Verhalten ändert sich, sobald das Kind etwa sein viertes Lebensjahr beendet; denn nun tritt es in das von STRATZ: 335 so benannte bisexuelle Kindesalter ein. Von jetzt an prägt sich der Geschlechtscharakter aus, worüber das kleine Wesen selber sich Rechenschaft gibt. Das erwachende Selbsturteil wird ihm nun zur Richtschnur; denn eingehende Belehrungen oder Warnungen geben von den Eltern und Erwachsenen kaum je aus. Statt dessen achten diese darauf, daß das Kind seine Schamgegend bedeckt, und sie richten ihm den kleinen Schurz zurecht, wenn er aus der Lage geschoben wurde, doch ohne besondere Mahnungen anzufügen. Unauffällig zieht die Mutter ihre kleine Tochter enger an sich heran, wenn sie in der Hütte hockt, und faßt ihren Liebling schweigend bei der Hand, wenn sie Muscheln oder Holz sammeln geht; die Buben bleiben dadurch von selber abseits und zurück. So wird es den Kindern unbewußt selbstverständlich, daß zwischen Knaben und Mädchen eben eine Trennung besteht und weder bei den einen noch bei den anderen wird unnötig oder vorzeitig das Verlangen geweckt, beieinander zu sein und miteinander zu spielen.

Nicht lange bleibt es diesen wie jenen verborgen, wie deutlich sie sich äußerlich unterscheiden; denn ihre sogenannte Kleidung ist reichlich ungenügend. Erst vom siebenten Jahre an haben die Kinder kurze und bestimmte Warnungen zu gewärtigen, wenn sich Knaben auffällig den Mädchen nähern. Irgendwelche Äußerungen über die geschlechtlichen Unterschiede scheinen sogar dreiste Buben unter ihresgleichen zu vermeiden. ALFREDO gestand mir: „Jeder Bub erkennt einmal, daß er [geschlechtlich] anders [gebaut] ist als das Mädchen. Nun sieht er erst recht scharf zu, spricht aber mit niemand darüber, obwohl er zuweilen lüsterne Freude [an der gewonnenen Erkenntnis] empfindet." Diese Worte besagen das Erwachen des Wissens um den Körper.

Weil die Einzelfamilie im größten Teil des Jahres auf sich selber angewiesen bleibt, stehen die Geschwister nur sich selber gegenüber, sind also ohne jede andere Gesellschaft. Man begegnet nun der merkwürdigen Tatsache, daß Geschwisterliebe in dem Sinne, den wir diesem Worte unterlegen, bei unseren Feuerländern ebensowenig hervortritt wie bei den benachbarten Selk'nam (Bd. I, 393). Da die Kinder des gleichen Elternpaares doch lange Zeit ausschließlich unter sich allein verkehren und beisammen sind, möchte man eine besondere wirksame und gesteigerte gegenseitige Liebe erwarten; statt dessen erfährt man genau das Gegenteil. Ein stark betonter Zug von Selbständigkeit und Unabhängigkeit prägt sich beim Kinde seit den frühesten Jahren aus; das muß man eingestehen. Aber damit allein ist noch nicht erklärt, warum das betonte Zusammengehörigkeitsgefühl der Kinder einer und derselben Familie anscheinend gar nicht aufkommen will. Sie finden sich selten nur zum gemeinsamen Spiel zusammen und beraten sich ebensowenig, um vereint irgendwelchen Streich auszuführen oder Unfug zu treiben. Jedes der Geschwister fühlt sich tatsächlich am wohlsten, wenn es für sich allein ist und wenn es nach eigenen Wünschen sich selber unterhalten kann; jedem einzelnen sieht man es deutlich an, wie angelegen es sich selber beschäftigt und wie vergnügt es mit sich allein

fertig wird. Wer auch immer von seinen Geschwistern sich ihm nähert, der stört ihn in seiner stillen Selbstgenügsamkeit. Tatsächlich geht jeder, völlig unbekümmert um den anderen, seine eigenen Wege; ihm ist es durchaus gleichgültig, wie es um seine Geschwister steht und was diese treiben.

Ältere Mädchen allerdings müssen auf Geheiß der Mutter das jüngste ihrer Geschwister vorübergehend betreuen. Sie tun es zwar, doch mehr aus Zwang, als aus natürlichem Drange, und sie atmen auf, wenn sie jener kleinen Verpflichtung wieder enthoben werden. Darüber hinaus beobachtet man fast nie, daß Geschwister aus eigenem Antrieb sich gegenseitig helfen oder unterstützen; sie stehen sich sozusagen gleichgültig gegenüber, ja weichen sogar einander aus, um ganz ungestört zu sein. Dazu ist gegeben, daß sie kaum je miteinander streiten oder raufen. Freiwillig würde nie ein Kind seinem Bruder oder Schwesterchen bei der Arbeit helfen oder an dessen Auftrag sich beteiligen, der von den Eltern ausgegangen ist. Werden zwei Kinder mit der gleichen Beschäftigung betraut, einigen sie sich nicht etwa zum vereinten Vorgehen, sondern jeder schlägt für sich allein einen eigenen Weg zu demselben Ziele ein. Also gehen zwei Mädchen, die Beeren suchen, und zwei Knaben, die dürre Knüppel sammeln, in verschiedener Richtung und getrennt voneinander los; bei der Rückkehr treffen sie erst kurz vor der Hütte wieder auf dem gleichen Wege zusammen.

Niemals hört man, daß die Eltern an Geschwisterliebe erinnern und diese fördern. Wenn Geschwister, die erwachsen sind, vereinzelt füreinander eintreten und sich gegenseitig verteidigen, geschieht dies aus dem Bewußtsein der Familienzusammengehörigkeit. Aufmerksam besorgt die Mutter ihren Buben das Nachtlager getrennt von dem der Mädchen in der kleinen Familienhütte.[1] Im Kanu sitzen diese und jene auf je einer Seite des Feuers. Alles in allem sind, mehr als es manchem Europäer auffällt, die Brüder von den Schwestern geschieden, die je unter sich trotzdem auf jeden Zusammenhalt bei Spiel und Arbeit verzichten.

Für die Zeiten, in denen die Kinder mehrerer Familien am gleichen Orte verweilen, gilt die Forderung, daß beide Geschlechter sich voneinander fernhalten. Kurz und bündig wird das den Knaben meist vom Vater, doch auch von anderen Männern, und den Mädchen von der eigenen Mutter beigebracht, hin und wieder eingeprägt, ja unter Drohung wiederholt. So hörte ich: „Die Buben gehören zusammen und die Mädchen sollen unter sich bleiben.

Dort, wo Mädchen spielen, hat ein Bub nichts zu suchen.

Du, mein Junge, suche dir für dein Spiel andere Knaben, die Mädchen spielen ja auch für sich allein.

Du planst Unschickliches, wenn du mit jenem Mädchen [es folgt der Name] verabredest, allein mit ihm im Walde zusammenzutreffen. Ich werde dich

[1] Hyades (1): 533 sagt ausdrücklich: „Pendant la nuit, les garçons et les filles forment d'ailleurs des groupes séparés autour [du] feu." Eine bestimmte Ordnung für die Platzverteilung in der Wohnhütte an die Kinder kennen die Yamana nicht (S. 362).

empfindlich strafen, wenn ich dich wieder dabei erwische." Diese Drohung richtete sich an Rogen, einen Sohn Caldenon's; letzterer bietet wenig Sorgfalt bei der Erziehung seiner wilden Rangen auf.

Ältere Kinder warnt man mit einem besonderen Hinweis. Dem Sohne sagt der Vater: „Falle du dich viel mit Mädchen einläßt, wirst du später, wenn du deine eigene Hütte bewohnst, nur Mädchen als Kinder haben, aber keine Knaben!" Ähnlich ermahnt die Mutter ihre Tochter: „Halte dich von Knaben fern. Wenn du viel zu diesen hältst, wirst du später als Mutter nur Knaben zu Kindern haben!"[*]

Mit dieser Forderung nehmen es die Erwachsenen streng. Jedem ist es sozusagen zur Pflicht gemacht, falls nötig mahnend und drohend einzuschreiten, einerlei, ob es seine eigenen oder ob es fremde Kinder angeht. Sie werden nicht müde, außerordentliche W a c h s a m k e i t aufzubieten, wenn bei einem Kinde starke Neigung zu geheimen Zusammenkünften mit anderen auffällt. Über dergleichen Beobachtungen sprechen sich die Alten unverhohlen aus und machen sich gegenseitig aufmerksam; denn es ist ihnen redlich darum zu tun, ein Kind vor sittlichen Entgleisungen zu bewahren, wissen sie ja doch zu genau, was sich zwischen zwei kleinen Kindern im Geheimen abspielt. Um allem vorzubeugen bei einem Kinde, dem man nicht recht trauen kann, gelingt es den Eltern, es unauffällig zu beschäftigen und an ihrer Seite zurückzuhalten, sobald in einem gemeinschaftlichen Lager die Versuchung besonders mächtig lockt. Für drohende Entgleisungen und für die schwachen Seiten ihres Kindes besitzen die Feuerländer durchgehends, wenn sie selber nicht schon etwas verkommen sind, ein scharfes Auge und ein sicheres Urteil.

Den Kindern bleibt nicht viel Möglichkeit, sich der Wachsamkeit ihrer eigenen Eltern zu entziehen, so lange diese Familie für sich allein reist; sind mehrere Familien am gleichen Orte vorübergehend beisammen, ruhen die Augen aller Erwachsenen auf der Jugend und besonders aufmerksam auf jenem Kinde, dessen Benehmen zu Verdacht berechtigt. Da auch die kleinen Feuerländer keineswegs Engel sind und der Trieb zu Unschicklichkeiten bei manchem Buben stärker wirkt als die Drohung der Erwachsenen, versucht er es doch, in einem Versteck mit einem Mädchen zusammenzutreffen. Wird sein Tun entdeckt, tadeln ihn seine Eltern sehr ernst und halten auch mit schwerer Prügelstrafe nicht zurück, um den kleinen Missetäter endlich zur Ordnung zu bringen. Ein Erwachsener schlägt das fremde Kind nicht, sondern trägt seine Klage dessen Eltern vor.

Die Yamana sind viel zu vernünftig, als daß sie Kinder des einen gegen die des anderen Geschlechtes aus übertriebener Ängstlichkeit absperren würden. Ein Zusammensein der Kinder in aller Öffentlichkeit und auf freien Plätzen behindert niemand; wohl aber dem Entschlüpfen in die Heimlichkeit, die sich bewußt jeder Beobachtung entzieht, versperrt man den Weg.

[*] Diesen Hinweisen ist zu entnehmen, daß von den Eltern weder Knaben noch Mädchen mit Vorzug begehrt oder bei der Geburt mit größerer Genugtuung aufgenommen werden. Das gleiche Verhalten ist schon einmal (S. 708) besprochen worden.

Sind die Buben unter sich, tummeln sie sich nach Herzenslust und benehmen sich dabei nicht selten etwas anstößig, was sie im Beisein von Erwachsenen nie wagen würden. Hierfür spüren sie am meisten Lust, wenn sie an warmen Tagen ihre Kleidung ablegen und ganz nackt sich gegenüberstehen. Scherzend erhlagen sie sich aufs Gesäß und streifen flüchtig mit der Hand über die Geschlechtsteile, oder sie bespritzen diese Teile mit Wasser und zeigen mit den Fingern darauf. Sie gehen bei alledem bestimmt nicht weiter als die Schuljugend in Europa, die man ohne Aufsicht läßt. Buben trollen meist sehr lebhaft herum, ohne indes laut zu schreien oder zu lärmen. Niemand verwehrt es ihnen, sich auszutoben, sofern sie sich nicht in groben Unflätigkeiten ergehen.

Verschieden davon, nämlich still und ruhig geht es immer dort her, wo Mädchen unter sich spielen. Die Art ihrer Unterhaltung schließt von vornherein Lärmen und Getöse aus. Sie haben auch weniger Möglichkeit, sich zusammenzufinden, weil sie von der Mutter beim Betreuen der jüngeren Geschwister in Anspruch genommen werden und auch leichter als Buben sich selber zu beschäftigen verstehen. Mädchen reden im Kreise von ihresgleichen auffällig wenig, beobachten aber um so mehr ihre Begleiterinnen und wetteifern stillschweigend bei ihrer Beschäftigung miteinander.

Nicht unbeträchtlich dürften die Kinder im Freubleiben vom anderen Geschlechte durch das Verhalten der Erwachsenen gefördert werden. Letztere benehmen sich vor Kindern unumstritten tadellos und vermeiden bewußt, in ihren Unterhaltungen und ihrem Benehmen, was Anstoß erregen könnte.

2. Erzieherische Betätigung

Bei aller Liebe, welche Eltern für ihre Kinder aufbringen, bleibt kein Raum für Verzärtelung und Verweichlichung. Die Härten des „Daseins bekommt bereits der Neugeborene zu spüren und später lernt das Kind nicht einmal all jene Bequemlichkeiten und fürsorglichen Einrichtungen, die wie selbstverständlich zu einer europäischen Kinderstube gehören. Für einen unfreundlichen Lebensraum mit einem harten Alltag sind eben die Yamana bestimmt, sie geben sich darüber keiner Täuschung hin und trüben nicht im mindesten ihren Kindern den Blick für eine Wirklichkeit, in die auch diese schon hineingestellt sind und mit der sie zeitlebens werden ringen müssen.

Statt untätig zuzuschauen und der Entwicklung ungehinderten Lauf zu lassen, greifen sie als Erzieher auch in die Entfaltung des seelischen Lebens ihrer Kinder ein und richten deren Geisteskräfte auf ein bestimmtes Ziel hin, das sie mit ihrer Beeinflussung unermüdlich anstreben. Von gesunden Grundsätzen werden sie geleitet und ein schöner Erfolg krönt ihre Mühen. Oft habe ich es bedauert, in persönlicher Beobachtung nicht genauer verfolgen zu können, wie diese feuerländischen Erzieher das zustande gebracht haben, was ich an einigen hochbejahrten Vertretern des ursprünglichen Indianertums mit Bewunderung erfahren habe. Sie sind eine lebendige Ver-

körperung erzieherischer Grundsätze und elterlichen Bemühens für eine Jugend, die sich in den gleichen Bahnen weiterbewegen soll, auf denen viele Geschlechter vorher gewandelt sind. Diese Erziehung war es, die den geordneten Fortbestand des ganzen Stammes durch die Jahrhunderte gewährleistet und sogar bis in unsere Gegenwart herein ausreichend sichergestellt hat.

a. *Die Erzieher*

Von der Natur selber sind dem Kinde die eigenen Eltern als Erzieher gegeben; wer anders käme auch bei den Yamana mit ihrer gänzlichen Auflösung des Stammes in Einzelfamilien hierfür in Frage. Mit dem Bewußtsein, einer naturgebotenen Pflicht entsprechen zu müssen, erkennen die Eltern instinktiv auch ein gewisses Erziehungsideal, auf das ihr Bemühen hinstrebt. Aus dem Kinde soll „ein guter und brauchbarer Mensch" werden! Das ist ihr Leitwort, das sie oft und oft wiederholen. Es drückt die doppelte Aufgabe aus, die dem Erzieher gestellt ist, nämlich das Kind nach seinen seelischen wie charakterlichen Anlagen zu bilden und es für die alltäglichen Forderungen des Lebens zu schulen. Man denkt zunächst daran, daß jedweder im tätigen Leben auf eigenen Füßen steht; also muß er zu einer selbständigen Persönlichkeit herangebildet werden, die sich selber nach Grundsätzen zu führen und die mit eigener Hand sich im Dasein zu erhalten imstande ist. Jeder, der das Reifealter erreicht hat, begründet überdies bald eine Familie; er muß demzufolge die charakterliche und handfertige Eignung besitzen, diese bedeutungsvollste und einzige gesellschaftliche Einrichtung lebensfähig zu erhalten und ihren bedeutsamen Aufgaben zuzuführen. Endlich ist er ein Glied der Stammesgemeinschaft, der er um so mehr verpflichtet bleibt, da sie klein ist; denn ein weites Abweichen der Einzelperson von der allgemeinen Richtlinie zeitigt hier empfindlichere Wirkungen auf die Allgemeinheit, als bei einer zahlenmäßig mehrfach überlegenen Volksstärke. Zu all diesen Forderungen will der Erzieher seinen Schutzbefohlenen befähigen und das legt er in die Worte hinein, aus ihm „einen guten und brauchbaren Menschen" machen zu wollen.

Das Erziehungsideal erweist sich hierdurch als eindeutig sittlich und in seiner Anwendung auf jeden gegebenen Umstand drängt man es in die Wortfassung: „So, wie es bei uns üblich ist!" Das Vorbild der Alten, die Gewohnheit und überlieferte Gepflogenheit sind der bestimmende Richter, sie entscheiden im Zweifel und geben das Werturteil über die Vollendung ab. Höchst einfach und bequem ist es also für die Erzieher, ihrer Aufgabe gerecht zu werden; denn sie brauchen sich nur an das zu halten, was bei ihnen immer als rechtskräftig und gesetzlich, als gut und schön gegolten hat.

Weil jeder einzelne mit der Gesamtheit, die ihn trägt, auch selber steht und fällt, ist es ihm eine Lebensnotwendigkeit, deren Bestand zu sichern durch passend vorbereitete neue Mitglieder, die früher oder später die Stufe der Erwachsenen einnehmen werden. Deshalb betrachten alle älteren Leute die

Erziehungsarbeit an der Jugend als eine Pflichtaufgabe und niemand zieht sich davon zur müßigen Untätigkeit zurück. Durch Belehrungen und Ermahnungen, zumindest durch gutes Beispiel wirken die Erwachsenen auf die Jugend ein, ihr gilt das Sorgen um körperliches Wohlbefinden und um sittlich-charakterliche Vervollkommnung. Niemand — einige wenige Pflichtvergessene ausgenommen — wird müde, immer wieder sein bestes Können aufzubieten, um aus dem Kinde ein wertvolles Stammesmitglied zu machen, das der Allgemeinheit nützt. Weil die Vorfahren es immer so gehalten haben, deshalb nehmen sich zuverlässige Erwachsene in der Jetztzeit von dieser Pflicht nicht aus; denn alter Brauch ist ihnen auch heute noch Gesetz.

Da die Eltern von der Natur selber als die erstberechtigten Erzieher aufgestellt sind, widmen sie sich ihrer Aufgabe mit aller Liebe und mit ihrem ganzen Können. Der Hinblick auf das Wohl des eigenen Kindes leitet sie. Denn wer in allen Handgriffen gewandt ist, der erwirbt leicht seinen Lebensunterhalt, und wer sich so zu benehmen weiß und eine Lebensführung einschlägt, daß alle Nachbarn ihn gern haben, schafft sich eine angenehme Lage. Elterlicher Stolz spornt auch ein wenig an; denn jedem ist es eine große Genugtuung, wenn man seine Kinder als fleißig und brav belobigt. Weniger deutlich als für die Abhaltung der Jugendweihe, doch bestimmt genug, leiten gewissenhafte Eltern ihre Verpflichtung zur Erziehung ihrer Kinder von einem Auftrage des *Hidáhyan*, ihrer einzigen Gottheit, ab. Stärkeren Nachdruck für sein erzieherisches Bemühen, als die religiöse Sanktion, gibt es für ein Naturvolk von der Art unserer Yamana nicht.

Doch außer den Eltern sind zur erzieherischen Förderung aller Kinder die Erwachsenen überhaupt, allerdings mit unterschiedlicher Dringlichkeit, gehalten. Wenn erstere ihre Pflicht vernachlässigen oder gestorben sind, obliegt es ohne Förmlichkeiten den nächsten Verwandten, dem bedürftigen Kinde das zu bieten, was ihm abgeht. Sogar jede beliebige Person ist verpflichtet, dort fördernd einzugreifen, wo ein Kind fremder Hilfe bedarf, und überall einer schlechten Tat entgegenzutreten, die sie beobachtet. Kein Yamana würde sagen, dieses oder jenes Kind geht mich nichts an; er fühlt sich förmlich zur Hilfeleistung gedrängt, wenn er sieht, wie es körperlichen Schaden leidet oder erzieherisch vernachlässigt wird. Der einzelne Erwachsene handelt an dem Kinde aus dem Bewußtsein der gleichen Stammeszugehörigkeit und im Dienste des Allgemeinwohles. Öfter, als ein Europäer das ahnt, spricht er diese Rücksichten, nach denen er handelt, offen aus.

Schließlich und nicht minder ernst ist der Gemeinschaft einer größeren Gruppe bzw. des ganzen Stammes daran gelegen, daß die Erziehungsarbeit der Familie ein gutes Ergebnis zeitige. Daher wacht sie, als öffentliche Meinung, über die Mühen, welche Vater und Mutter für jedes ihrer Kinder aufbieten; daher läßt sie die Eltern ermahnen und tadeln, meist durch Verwandte, wenn sie ihre Sprößlinge erzieherisch vernachlässigen; daher endlich setzt sie deren Wirken in der eigentlichen Jugendweihe fort und beendet das Werk der Familienerziehung durch die Gemeinschaftserziehung im

ziehung. Auch das Volksganze erstrebt jenes schon oft beschriebene Erziehungsideal, das unsere einfachen und doch so verständigen Feuerländer als Lösung ihrer ernsten Bemühungen ansprechen, nämlich daß sie aus einem jeden ihrer Kinder „einen guten und brauchbaren Menschen" machen wollen.

β. Erzieherische Maßnahmen

Nicht jeder Erwachsene besitzt eine genügende Eignung zur Heranbildung seines Kindes. Manche aber verstehen es, so vorteilhaft zu wirken, daß ihr Einfluß weit über den engen Familienkreis hinaus sich bemerkbar macht und auch dort noch gute Erfolge zeitigt. Was dem einen Erwachsenen an erzieherischer Begabung abgeht, ersetzt demnach ein anderer, und man muß es als außerordentlich glücklichen Vorzug der Yamana schätzen, daß fast jedwede Person, besonders wenn sie hochbejahrt ist, unterschiedslos die Kinder beeinflußt. Selbstverständlich nehmen hierbei die Belehrungen und Ermahnungen die erste Stelle ein. Deren Inhalt und Form halten gleichen Schritt mit dem Erwachen des Verstandes und mit der Entfaltung der Urteilskraft der Jugendlichen. Bei kleineren Kindern begnügt man sich mit dem kurzen Befehl oder Verbot, erst für die größeren fügt man Begründungen an: „Dein Benehmen ist nicht schön.
Wenn du lügst, wird niemand dich gern haben.
Packe jede Arbeit frisch und entschlossen an, dann kommst du damit schnell zu Ende.
Erhebe dich am Morgen immer zeitig; denn wenn du liegen bleibst, bis die Sonne bereits hoch steht, wirst du mit deinem Tagewerk nicht fertig werden. Ruft man dich zu einer Arbeit, erhebe dich augenblicklich und führe sie hurtig aus, so wirst du schnell wachsen."[101]
Was die dein Vater sagt, das ist für dich maßgebend; denn er weiß es von den Leuten von ehedem, was [...] ühlich ist.
Was alte Leute dir [an ... Belehrung und Warnung] sagen, nimm mit allem Ernste auf; denn [...] haben deinen Vorteil und dein Lebensglück im Auge.
Laufe nicht mit anderen Kindern nahe einer fremden Hütte herum; dort drinnen sitzen vielleicht alte Leute [die Ehrfurcht verdienen].
Mit anderen Kindern zanken ist sehr unrühmlich; wer das als Kind tut, streitet als Erwachsener später mit seinen Nachbarn, und niemand hat ihn gern.
Was du grammerlt hast [an Beeren oder Muscheln], iß nicht allein. Gib davon allen anderen Kindern ab; denn diese bedenken dich ja auch, wenn sie etwas [dergleichen] haben."
Diese wenigen Worte, die ich ganz gelegentlich aufgefangen habe und die ich um vieles erweitern könnte, beweisen, daß die Yamana kurze und eindeutige

[101] Von zusätzlicher Unterweisung konnte Spegazzini (a): 165 berichten, daß die Yamana in ihrer Sprache „no tienen un verbo que corresponda al nuestro 'obedecer'", ferner, daß die Kleinen „no conocen la obediencia y desde chicos hacen lo que se les da la gana".

Befehle erteilen und daß ihre Belehrungen nicht selten von leichtverständlichen Begründungen gestützt werden; darauf beruht ihre günstige Wirkung.

Aus den hier aufgezählten kurzen Sätzen und aus manchen anderen Angaben erkennt man leicht den besonderen Inhalt der Ermahnungen. Einige Tugenden sind es, die von den Yamana mit großem Eifer gepflegt und empfohlen werden. Obenan steht die Ehrfurcht vor dem guten Alten, nämlich vor der Überlieferung, dem Stammesbrauch und den herrschenden Gewohnheiten, aber auch vor den Trägern all dessen, vor den bejahrten altehrwürdigen Leuten. Unterwürfigkeit und pünktlicher Gehorsam folgt daraus für die Kinder als selbstverständlich. Hilfsbereitschaft und Selbstlosigkeit den einen gegenüber allen Stammesmitgliedern stehen nicht minder in Ehren. Also muß jeder von seiner Beute reichlich verteilen und dem mit Gerätschaften aushelfen, der plötzlich in Verlegenheit gerät. Genügsamkeit und schweigsames Wesen empfehlen sehr; nicht minder geschäftige Regsamkeit und emsiger Fleiß, um den eigenen Familienmitgliedern, in der Stellung, die jeder einnimmt, leistens zu dienen. Verträglichkeit im Verkehr mit allen macht bei jedermann sehr beliebt.

Freilich werden diese und andere Tugenden den kleineren Kindern nicht mit der gleichen Deutlichkeit wie den größeren empfohlen, noch bestimmter werden sie den Pfleglingen in der Jugendweihe ans Herz gelegt; jedoch insoweit jeder sie fassen kann, wird er damit vertraut gemacht. Den vollen und ganzen Inhalt der erzieherischen Weisheit der Yamana werde ich deshalb erst beim Besprechen der Jugendweihe vorlegen."[10]

Bei aller Erziehung berücksichtigt man mit Vorbedacht die persönliche Veranlagung und die augenblicklichen Erfordernisse des Kindes. Empfindlichen Naturen begegnet man mit außerordentlicher Güte und Langmut, eigensinnigen Bengels bricht man das starre Genick mit unnachsichtiger Strenge; Mädchen merkt man mehr durch sanftes Zureden zu gewinnen, auf Buben wirken Drohungen schneller. Mit zähem Nachdruck arbeiten mehrere Erwachsene vereint, wenn sie den bedenklichen Fehler eines Knaben ausrotten wollen. Der älteste Sohn des CALDERON war ein lästiger Range; aber daß er, trotz vieler Warnungen den gleichalterigen Mädchen nachlief, reizte förmlich einige Erwachsene, ihn aufmerksam auf Schritt und Tritt zu verfolgen. Sowohl der Sohn als auch vielmehr die etwas jüngere Tochter des WALTER wurden von seiner Gattin derart verhätschelt, daß einige Frauen sich mit Ekel darüber auslieferten. „Jenes Mädchen wird nie eine brauchbare Frau werden", sagte mir einmal MARY ganz entrüstet; „denn seine Mutter hält es sozusagen ununterbrochen in den Armen."

Treten charakterliche Schwächen bei einem Kinde deutlich hervor, machen sich die Eltern und die Erwachsenen in der Absicht gegenseitig

[10] Unverständlich ist es mir, wie BRIDGES folgende grundfalsche Behauptung aufstellen konnte: „Of course the education and discipline of children are nearly wholly neglected, children are allowed to grow up wild, following their own whims and desires; thus they become of necessity disobedient, rude, wilful, lazy and proud" (MM: III, 117; 1869).

darauf aufmerksam, ihr Können zu dessen Beeinflussung zu vereinigen. Um so mehr bemühen sie sich, wenn die eigenen Eltern es an der rechten Behandlung des Kindes fehlen lassen oder wenn diese sogar durch ihr schlechtes Beispiel nachteilig wirken. Daß Calderon's Söhne als lästige und faule Taugenichtse allen Leuten auf die Nerven gehen, erklärt jeder mit einem nachdrücklichen Hinweis auf deren Vater, dessen eigene Anlage sich in jenen widerspiegelt. Das Mitleid mit den von ihrer Seite schuldlos ungeratenen Kindern treibt die Nachbarn immer wieder an, geduldig und ausdauernd an deren Verbesserung zu arbeiten. Diese individuelle Erziehung des einzelnen Kindes wird bewußt später in der Jugendweihe weitergeführt und die besonderen Übungen werden auf das jeweilige Bedürfnis eigens abgestimmt.

Mit trockener Belehrung und mit blasser Unterweisung lassen es unsere Yamana nicht bewenden sein, den Erfolg sichern sie sich durch zweckmäßige Anwendung einiger *wirksamer Mittel*. Vorwiegend kitzeln sie Eigenliebe und Ehrgeiz des Kindes. Daraus wiederum erhellt überzeugend, wie bestimmt und greifbar sie sich auf das Fassungsvermögen des Kindes einstellen. Einige Ermahnungen noch zu denen, die weiter oben aufgezählt worden sind: „Sei hilfsbereit, dann werden alle Leute dich loben und günstig von dir reden. Wenn du dich sauber und reinlich hältst, werden andere freudig dich besuchen und gern mit dir verkehren.
Gib schöne Dinge und gute Sachen als Geschenke an andere Leute ab; weit und breit werden sie von dir erzählen und dich ebenfalls mit auserlesenen Geschenken überraschen.
Sei schweigsam und erzähle Nachteiliges von einer Person nicht zu andere weiter. Diese wird es dir danken, daß du sie nicht in das Gerede der anderen gestellt hast, und alle, die davon [von deiner Verschwiegenheit] erfahren, werden dir Vertrauen schenken."

Die beiden letzten Sätze erhielt ich von Mary. Ähnliche Anweisungen werden den Prüflingen in der Jugendweihe und den Mädchen aus Anlaß der Menarche wiederholt.

Falls diese sanften Mittel nicht ausreichen, folgen bestimmte und ernste Drohungen; von letzteren zu eigentlichen Strafen ist nur ein kurzer Schritt. Wenn Kinder nahe den Hütten lärmen und nach dem ersten Anruf sich nicht entfernen, fliegt ihnen bald ein Holzscheit zu, das sie auseinander treibt. Wer am Morgen nach einem kräftigen Stoß sich noch immer nicht erhebt, dem zieht man die Lederdecke weg, daß er nackt daliegt und vom Kältegefühl bald auf die Beine gestellt wird. Stören einige Bengels mit ihrem Geplauder die Unterhaltung der Alten oder reden sie gar dazwischen, befördert man sie mit wenigen scharfen Worten zur Hütte hinaus. Einem Kinde, das sich gewohnheitsmäßig beim Essen vordrängt, schiebt man ein minderwertiges Stück zu und weist es damit ab, während die übrigen Leute sich an Leckerbissen gütlich tun. Bei keiner anderen Gelegenheit kehren sich die Erwachsenen mit solch gereizter Empfindlichkeit auf, als wenn sie den Heimlichkeiten eines Buben mit einem Mädchen abermals auf die Spur kommen; jetzt prasseln derbe

Schläge auf den kleinen Sünder nieder, entweder mit der flachen Hand oder mit einem Holzscheit ausgeführt, wo und wie sie eben fallen, bis er sich in eiliger Flucht rettet.[99] Bis nahezu die Erwachsenen selbständig scharf aufs Korn.

Als empfindlichste Strafe wirkt auf die Kinder, von den Eltern fortgeschickt oder aus der Hütte gewiesen zu werden. Jetzt rollen dicke Tränen unter lautem Schluchzen, bis nach langem Quälen des Verlassenseins der kleine Missetäter von einer anderen Frau in ihre Hütte genommen wird, wo er sich selber auch weiterhin überlassen bleibt, ohne den mindesten Zuspruch zu erhalten. Am nächsten Tage oder auch schon früher drückt er sich verschämt und gedrückt wieder in die elterliche Hütte hinein und kauert sich still zusammen, um ja nicht zu einer neuen Anweisung zu reizen. Wenn sich mit letzterer bei seltener Gelegenheit noch lautes Schimpfen der Eltern verbindet, erscheint der Bösewicht wie aufgelöst vor Beschämung, die er tagelang nicht zu verbergen vermag.

In ihre Belehrungen flechten die Erwachsenen dann und wann einzelne Hinweise auf *Hiddûqua* ein. Das wurde mir nachdrücklich versichert, leider habe ich die bestimmten Worte nicht aufgezeichnet.

Die Erfolge der Erziehung sind zum Großteil dadurch gesichert, daß die erzieherische Beeinflussung grundsätzlich individuell eingestellt bleibt und eigentlicher Massenunterricht sogar während der *hêgaga*-Feier unterbleibt. Nach der persönlichen Veranlagung des einzelnen Kindes, nach den bei ihm offensichtlichen Fehlern und Schwächen, nach seinen höchst eigenen Unarten erfolgt im Einzelfalle die Belehrung oder Zurechtweisung. „Der Erzieher dort verliert es auch nicht aus den Augen, auf welche Maßnahmen das Kind am vorteilhaftesten reagiert: bei dem einen verhilft lautes Schimpfen, beim anderen Entziehung der Nahrung oder ein mehr bittender Ton beim Besprechen der Fehler weit schneller zum Ziele als Schläge oder Einsperren in der Hütte. Für dies alles ließen sich viele bestimmte Fälle anführen" (Gusinde [1]: 169), die hier nicht einzeln aufgezählt werden können.

Bei den Yamana ist es nicht üblich, wie früher schon (S. 631) erklärt wurde, ihren Kindern irgendwelchen Alters eigens eine sogenannte geschlechtliche Aufklärung zu vermitteln. Zwar sind die Erwachsenen im ehelichen Verkehr außerordentlich vorsichtig, da ja fast immer Kinder in der gleichen Hütte anwesend sind; aber eben deshalb beobachten diese letzteren doch manches, was sie zum Nachdenken drängt. Der Angesprochene macht sie schließlich ganz wissend. Man sagt es ihnen nie, woher die Neugeborenen kommen, ja führt sie, solange sie noch klein sind, bewußt mit einer "Storchgeschichte" hinters Licht.

Wenn die Geburtshelferin das Neugeborene in Form Armen trägt, zeigt

[99] Der Feuerländer straft, damit des Kindes Fehler getilgt werde. Ähnlich ist die Deutung, die Bridges am 21. April 1875 gab: „The native never punishes his child because he has done wrong, but because he has troubled him, or to please those who may be angry with him, or he expresses his vexation towards any who have displeased him by vexing it upon his innocent child" (MS: IX, 214; 1875).

sie es erfreut denen Geschwistern und auch den anderen Kindern, die in der Nähe sind. Dabei sagt sie: „Hier habe ich ein kleines Kind. Habt ihr nicht gehört, wie vor kurzem ein Kindchen dort [sie weist mit dem Kopfe oder Finger in irgendwelche Richtung] geschrien hat? Allerdings hat es sehr laut geschrien, weil es auch sehr klein ist. Ich bin dorthin gegangen und habe das Kindchen gefunden. Hier ist es!" Und sie reicht es wieder zum Anschauen herum. Einige lebhafte Kinder sagen ihr erwiderig: „Ja, auch ich habe das Kindchen schreien gehört!" Darauf antwortet die Frau: „Nun, das war eben dieses Kindchen, das ich jetzt in meinen Armen halte; ich habe es geholt!" Jetzt fragen andere Kinder vielleicht: „Woher bin ich selber denn?" Jene Frau erwidert: „Du bist von jener Stelle dort [und dabei weist sie auf einen bestimmten Ort hin]; dich hat die X-álpa [sie nennt den Namen einer Frau, die möglicherweise bei der Geburt des fragenden Kindes anwesend war] dort gefunden und zur Hütte gebracht!" Befriedigt über diese Auskunft plaudert das Kind mit anderen weiter und erzählt: „Mich hat die X-álpa dort gefunden, als ich ganz klein war, und zur Hütte gebracht. Jetzt hat diese Frau hier ein anderes kleines Kind dort im Walde [bzw. hinter jenen Felsen u.ä.] schreien gehört und hierher geholt; es ist sehr klein und bleibt jetzt bei uns!" Mit derglichen Erklärungen geben sich die Kinder zufrieden.

In den späteren Jahren häufen sich ihre Beobachtungen und Eindrücke. Kommen sie ins Reifealter, sind sie bereits wissend und werden Mädchen auch Knaben benötigen eine Aufklärung über das Entstehen der kleinen Kinder. Schlüpfrige Reden und anzügliche Witze vermeiden die Erwachsenen streng in Gegenwart von Kindern. Diese aber tauschen durch ihre Beobachtungen aus dem Geschlechtsleben anderer unter sich aus und knüpfen daran ihre Vermutungen. Das haben mir einige ältere Personen versichert.

Wenn ein Mädchen die erste Menstruation an sich erfährt, ist es, wie man allgemein und berechtigterweise voraussetzt, über das Geschlechtsleben genügend unterrichtet. Vor außerehelicher Schwangerschaft will man es nun bewahren. Mit der körperlichen Reife und auch schon einige Monate vorher beginnt für das Mädchen eine Zeit besonderer Gefahren, weswegen ihm Warnungen von allen Seiten zugehen. Nicht minder streng werden die jungen Burschen bewacht. Dem geschlechtlichen Drange könnten Jugendliche leicht unterliegen; also merkt man sie gründlich aufmerksam und schreckt sie mit ernsten Drohungen. Man wiederholt dem Mädchen: „Wenn du dich viel mit Burschen abgibst, wirst du später nur Knaben gebären!" Dieser Hinweis wirkt mehr als ethische Begründungen.

Eltern und Erzieherinnen halten ihre Kinder schon seit ihrer ersten Jugend angehalten, nur mit ihresgleichen zu verkehren. Sie sagen ganz offen: „Wenn wir unsere Kinder nicht von früh auf daran gewöhnen, daß die Knaben nur mit Knaben und die Mädchen nur mit Mädchen sich abgeben, erreichen wir es später nicht mehr, beide Geschlechter auseinander zu halten. Sie folgen dann ihren Eltern trotz Warnungen doch nicht und erlauben sich allerlei Heimlichkeiten!" Haben Verwandte und Nachbarinnen beobachtet, daß ein Mädchen

sich immer wieder mit einem Burschen in Verbindung setzt, machen die dessen Mutter darauf bald aufmerksam. Diese sagt ihrer Tochter in einem sicheren Tone: „Läßt du dich viel mit jenem Burschen ein?" Sie antwortet erschrickt und verwirrend: „Nein, das tue ich nicht!" Doch die Mutter traut diesem Gerede keineswegs nicht und fährt fort, als wäre es ihr Ernst: „Wie dem auch sei, verheirate dich bald mit diesem Burschen und ziehe mit ihm ab!" Die bestimmte Entschiedenheit in der Sprache der Mutter wirkt um so mehr, je weniger sie erwartet wurde. Das Mädchen sieht sich plötzlich in eine ernste Lage versetzt und um aus dieser wieder herauszukommen, begnügt es sich nicht mit damit, keine Zusammenstellung mit einem aufdringlichen Burschen vorzuhaben zu wissen, sondern stellt den Verkehr mit ihm ganz ein.

Was in den Tagen der Brautzeit dem Mädchen regelmäßig gesagt wird, merkt man ihm zuweilen schon etwas früher bekannt, um es vom außerehelichen Geschlechtsverkehr zurückzuhalten: „Männer sind Hunde! Wenn einer sich hinters auf ein Mädchen legt, tötet es."[1] Darum gestatte es keinem Burschen, daß er sich auf dich lege, auch dann nicht, wenn er dich stark drängt und wenn er sagt: „Das ist sehr angenehm!" Laß dir es nicht gefallen, daß ein Bursche mit seiner Hand an deinem Körper spielt. Lieber dich ihm nicht widerstandslos aus, selbst wenn es dir sehr gefällt, von ihm berührt zu werden!" Ernstlich setzt man dem Mädchen zu, in einen Geschlechtsverkehr nie einzuwilligen, denn eine außereheliche Schwangerschaft würde ihm große Verachtung bei vielen Leuten eintragen.

Wiederholt haben mir Nelly und Cecilienne versichert, daß ihnen noch nicht ein einziges Vorkommnis dieser Art bekannt wäre. Hätte nämlich ein Mädchen sich an einem Geschlechtsakt mit einem Burschen beteiligt, würde es die eigene Mutter darüber nicht lange in Unkenntnis gelassen haben; denn erwiesenermaßen ist es sich selber der zu erwartenden Folgen bewußt. Beide bestätigten mir auch, daß fast regelmäßig jede junge Frau bald nach der Hochzeit sich mit ihrer Mutter über den ersten Geschlechtsakt aussprächen.

Ernste Männer warnen vertraulich die Burschen: „Hütet euch vor einer Frau, die euch einlädt, ihr heimlich in ein Versteck zu folgen. Sie zeigt euch dort, wie sie selber [wie ihr Körper] ist. Es gibt listenreiche Weiber, die an ihrem Körper einem Burschen allerlei erklären zeichnen und beschreiben dabei ihre Lust. Solche Frauen schneiden euch das Glied ab, was außerordentlich schmerzt."[2] Ihr bekommt dann später kein Mädchen zur Frau und ihr werdet keine Kinder haben. Das [der wirkliche Grund für die Kinderlosigkeit] wird bald allgemein bekannt werden und ihr seid für immer beschämt."

Furcht und Einschüchterung also sind die wichtigsten erziehlichen Hilfsmittel, deren auch die Frauenleute sich bedienen, um ihre Kinder zu Zeiten

[1] Diese Worte sollen als eine ernste Warnung gelten, mit denen man die Mädchen einschüchtern. Jede Frau weiß es sehr wohl, ein abstoßendes Ding, das sich dem Verführer hingegeben hat, wird von diesem niemals angebetet.

[2] Auch diese Worte sollen, ähnlich wie die oben aufgeführten Warnung an die Mädchen, nur als Schreckmittel für die leichtgläubigen Abkömmlinge dienen.

elterlichen Gemütsbewegungen in Schranken zu halten. Sind diese herangewachsen und aufgeklärt, so bewundern sie selber ihre treuherzige Arglosigkeit und leichtgläubige Vertrauensseligkeit. Die jungen Männer reden beispielsweise untereinander: „Als ich klein war, hat man mir Angst gemacht und mir gesagt: 'Wenn du dich mit einer Frau einläßt, wird sie dir das Glied abschneiden!' Jetzt weiß ich, damit wollte man mich nur abschrecken!" Bei ihren eigenen Kindern wenden auch sie wieder einen dieser Warnungsmittel an, das der alte Aberglaube mir offenbart hat.

Belehrungen und Ermahnungen bilden den einen Teil der Erziehung, der andere besteht in bestimmten Übungen und in einer genauen Anleitung zu Geschicklichkeit und Handfertigkeit. Auf Grund der in jeder Familie getroffenen Arbeitsteilung werden die Knaben anders als die Mädchen behandelt; denn diese Erziehung soll auf die Pflichten und den besonderen Arbeitskreis, der jeden erwartet, vorbereiten. Bis ins dritte Lebensjahr hinein bleibt jedes Kind ganz der Obhut seiner Mutter anvertraut. Von da an zieht der Vater sein Söhnchen allmählich ganz zu sich herüber, spielt mit ihm, gibt ihm Aufträge, zieht es oft zur Mithilfe, so gering diese auch sein mag, heran, damit es von seiner Seite sich nicht trennt. Dabei lernt der Knabe alle Gerätschaften und Arbeiten seines Vaters kennen, er beobachtet ihn bei allen Beschäftigungen und Fertigkeiten und muß schließlich dieses erproben und jenes versuchen. Gelingt dem der Handgriff, wird er belobigt; ist er noch zu ungeschickt, muß er das Übrige wiederholen und so lange sich üben, bis er sich darin sicher fühlt. Stufenweise steigern sich die Anforderungen, die der Vater an seinen Sohn stellt, und er kennt eigentlich erst dann, wenn er das heiratsfähige Alter erreicht hat, in dem er seine volle Körperkraft entfaltet. Mit viel Geduld und aller Aufmerksamkeit stellt sich auch ein Onkel hinter seinen Neffen, damit dieser sich im Handhaben der Waffen und Gerätschaften, sowie im Waidwerk so viel Geschicklichkeit und Fertigkeit aneigne, daß er im Nahrungserwerb die Hilfe anderer ganz und gar entbehren kann."[1]

Die Mädchen erhalten allerlei Aufträge von der Mutter. Sie müssen die kleineren Geschwister betreuen und das Frühstück für sie kochen, das Feuer unterhalten und Holz herbeischleppen, die Bedachung der Hütte ordnen und den schadhaften Abzug des Rauches sichern, Lederstücke herrichten und zusammennähen, beim Sammeln von Muscheln und beim Bedienen des Kanus sich betätigen. Das macht, mehr oder weniger, das ganze Tagwerk einer Frau aus. Fast spielend wird das Mädchen hierzu angeleitet und damit so vertraut gemacht, daß es vom gereiften Alter an die Mutter teilweise vertreten kann.

[1] Einen wesentlichen Hinweis in der folgenden Schilderung bestätigt Bridges, daß die Knaben besonderer Aufsicht von Eltern und Erwachsenen erhalten: „Parents universally take no pains in the education of their children, and give them no instruction in the arts of native life, save it may be a little instruction in swimming and basket-making by mothers to their daughters; yet I believe that even for this they are generally as much indebted to others as to their mothers. The children learn to speak, to use the spear, sling and arrow, to make these and other implements and vessels as best they can" (MM: IX, 214; 1875).

Wer von den Knaben und Mädchen sich plump und unbeholfen anstellt, wer zum Widerstreben oder Eigensinn sich in diesem oder jenem Dienst nicht einzwängen will, den maßregeln die Alten mit unverbrüchlicher Geduld, aber auch mit nimmermüder Zähigkeit, bis er einen ausreichenden Grad von Fertigkeit und Geschicklichkeit erreicht hat. Immer wieder wird der kleine Fanatpeln zu Übungen und Arbeiten herangeholt, bald von den eigenen Eltern, bald von anderen Leuten; denn alle Erwachsenen helfen dabei mit, jedes Kind zur Selbständigkeit im späteren Dasein vorzubereiten. Die kleinen Dienste, die ein Kind seinen Eltern zu leisten verpflichtet wird, bilden den praktischen Teil seiner Ausbildung, mit dem die eigentlichen Belehrungen verwoben sind."[47]

7. *Erzieherische Erfolge*

Nelly gestand mir einmal: „Die Alten haben auf jedes Kind so lange und so nachdrücklich eingewirkt, bis sie sich davon überzeugt hatten, es würde aus ihm ein guter und fleißiger Mensch werden!" Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Yamana durchgängig ihren allgemeinen Pflichten nachgekommen sind, was als ein günstiges Ergebnis ihrer Erziehungsarbeit gebucht werden muß. Bis in die Gegenwart hinein, obwohl viele und üble Einflüsse von außen am Ernst der alten Sitten mächtig gerüttelt haben, nehmen es doch fast alle mit dem, was sie als recht und gut und geboten betrachten, mehr oder weniger genau; im besonderen bewähren sie sich am vorteilhafte Beeinflussung und gute Heranbildung ihrer Kinder. Zu gewisser Liederlichkeit neigen heute zwar einige Frauen reiferen Alters; die Allgemeinheit aber stellt der Jugend nach wie vor enge Grenzen, um ihr ernste Entgleisungen unmöglich zu machen. Daß man trotz schwerster Behinderungen auf eine Wiederholung der Jugendweihe nicht ganz verzichtet hat, beweist es besser als laute Worte, wie viel vom erzieherischen Ernst der früheren Zeit sich auch heutigentags noch erhalten hat.

Überprüft man die einzelnen erzieherischen Grundsätze, die im Hinblick zufällig betont werden, so staunt man über ihre außerordentliche Gediegenheit. In jahrhundertelanger Anwendung sind sie erprobt worden und bei vielen Geschlechtern haben sie sich erfolgreich bewährt. Die Eltern betätigen sich als die naturgegebenen Erzieher und unterstützend tritt die Allgemeinheit ein. Liebe zum Kinde und unverbrüchliche Geduld sind Tugenden, die bei den feuerländischen Jugendbildnern wohl nie versagen. Die Erziehung bleibt immer individuell und erstreckt die seelisch-charakterliche Durchbildung wie auch die handfertige Ertüchtigung des Kindes. So viel Erziehungsweisheit, wie sie noch dazu in den kurzen und bündigen Ermahnungen sich offenbart, möchte man bei jenen vielverachteten Feuerländern kaum vermuten!

[47] Sehr kurz hat Bridges (1): 127 darauf hingewiesen: „The children's help was required in all the duties of native life." Hyades (3): 38 und (1): 567 erwähnt, daß „Mädchen und Knaben schon früh zur Teilnahme an den Arbeiten angehalten werden".

Doch auch die besten menschlichen Einrichtungen vermögen unvollkommen, allerdings nicht überwegen. Wenn tatsächlich auch einige Mißerfolge des erzieherischen Bemühens namhaft gemacht werden, ist zumeist das System dafür nicht verantwortlich, sondern die unglückliche Veranlagung des Kindes oder der zersetzende Einfluß von fremder Seite her. Calderon, der wegen seiner unglücklichen Wesensart über die bewährten Grundsätze sich hinwegsetzt, ist wohl das beste Beispiel dafür, wie weit einer vom Ideal der Alten abweicht. Er dünkt sich etwas Besseres als die anderen Männer und genießt manche Vorteile, weil er Schwager des Fuan Lorenzen ist; deshalb mißachtet er die Warnungen und das Zureden wohlmeinender Stammesgenossen. Die Folge davon ist sein unstetiges Fischerleben, daß Weib und Kinder oft hungern müssen; ist er gereizt und, wie gar oft, über Lappalien, geknüpft er sie ohne hinreichenden Grund; meist fehlen ihm die notwendigsten Gerätschaften und die er besitzt, sind nicht in Ordnung. Seine beiden Söhne muß man wirklich als ungeratene Kinder bezeichnen. Sie hungern als lustige Taugenichtse bei anderen Leuten herum, sind frech und ungezogen, in ihren Äußerungen sehr verwahrlost und zu einer Hilfeleistung nie zu haben. Wie oft haben hiesige Alte über diese unerbauliche Familie mit Bedauern sich ausgesprochen und dabei wiederholt: „Die frühere Zeit hätte keinen einzigen Mann so nachlässig werden lassen; zumindest hätte man ihm seine Frau und Kinder abgenommen und sie in geordnete Verhältnisse gebracht!"

Der zersetzliche Einfluß verkommener Europäer hat einige Frauen verdorben (S. 353). Um das zu verstehen, vergegenwärtige man sich, daß diese unglücklichen Personen im Volksganzen, das ja schon als aufgelöst gelten muß, keinen Halt und keine Warnung mehr finden, daß sich ihnen heute keine Möglichkeit bietet, sich zu verheiraten, daß endlich die dauernd lockende Verführung ihren letzten Widerstand am sittlichen Empfinden durch leichte, Dafür die Empfangsgrundsätze selber verantwortlich zu machen, wäre verfehlt. Denn gegenüber diesen sehr wenigen Entgleisten kann man auf die Tugendhaftigkeit und Gediegenheit der weit überwiegenden Mehrheit des Volksganzen hinweisen. Von ungenannten Übersetzungen und wohlwollenden Beobachtungen sprechen die Missionare sowohl wie viele Reisende; ich selber habe manches als ganz verträgliches Menschen- und als gediegenes, verläßliches Personen zu schätzen, einige sogar als treue, wertvolle Freunde aufrichtig zu lieben gelernt. Das ist das Ergebnis des erzieherischen Einflusses anderer und der unermüdlichen Selbsterziehung. Fehler und Mängel weist jeder auf, das wird niemand übersehen, auch sei zugegeben, daß die Arbeit der Jugendbildung manchen hart und sauer ist; aber der Stand der allgemeinen Sittlichkeit ist hoch und gesellschaftliche Tugenden werden wirklich geübt.

Schließlich ist nicht zu übersehen, welch hohe Wirkung jene einfachen Menschen dem lebendigen Beispiel zumessen. Die Alten geben sich darüber keiner Täuschung hin, daß guter Erziehungserfolg ein Ereignis der Erzieher selber voraussetzt. Deshalb vermeiden sie vor den Augen der Kinder grobe Verstöße und arge Entgleisungen; denn dergleichen Fehler

wünschen dürfen, was sie selbstverständlich aufgefaßt haben, schwer entbehrungs- und geduldig verständigen. Gleichzeitig bemühen sie sich, möglichst überall sich unentbehrlich zu machen und sich das Lob zu sichern, „gute und fleißige Menschen" zu sein, die als wertvolle Stammesmitglieder von allen geachtet werden. Viel geringere Lebenswichtigkeit tut sich jedem fremden Beobachter auf, der unvoreingenommen die Erziehungsarbeit unserer Feuerländer überprüft.

3. Mädchen in der Monarche

Die eigentliche Erziehung der eigenen Kinder wird verhältnismäßig bis zu deren erster oder zweiter Jugendreife hintangestellt; denn erst verständlicher nach dieser verhalten sie sich. Zum Säugen aber werden nur solche Kinder angelassen, die bereits einer gewissen geistigen Reife aufweisen; denn sind sie schon wenige Jahre über die körperliche Reife hinaus. Demnach fällt bei jedem Mädchen unmittelbar die Monarche von seinem Eintritt in die Jugendreife. Dieser Anlaß erscheint der Allgemeinheit so bedeutungsvoll, daß sie sich für berechtigt hält, jenes Kind über die eigentliche Beschäftigung hinaus auch einer eigenen Behandlung zu unterstellen; denn es gilt dem Vorteil der ganzen Gemeinde, wenn wieder ein Mädchen seiner Entwicklung vollendet hat. Demnach macht der Stamm von seiner Gewalt weitestgehenden Gebrauch und widmet sich diesem neuen Mitglied für die Erhaltung des Volksganzen.

Was an Gewohnheiten und Bestimmungen für ein Mädchen anläßlich seiner ersten Menstruation bei den Yamana gilt, fügt sich ohne Störung in die allgemeine Erziehung ein. Ebenso allein, wird am natürlichen Ereignisse hier gleich angeknüpft, wie sich Frauen bei ihrer monatlichen Regel verhalten.

a. Vorschriften für die Mädchen

Bei den Yamana-Kindern setzt ein das einsetzende Lebensjahr eine starke Entwicklung des Körpers ein, die bei Mädchen zu einer üppigeren Fülle als bei Knaben führt (S. 433).[1] Kaum vorher ist für die Mehrzahl jener die Monarche anzusetzen. Als Alter, in dem die Mädchen sie erfahren, gilt die Zeit vom beginnenden dreizehnten bis zum fünfzehnten Jahre. Wenig abweichend hiervon, meint Hyades (a): 187, „Les Fuégiennes semblent toujours réglées de 14 à 15 ans".[2] Im Februar 1920 war Lola genau zwölf Jahre und vier Monate alt, als bei ihr die Monarche einsetzte; ihre Geburtszeit wußte der ehrwürdige Juan Lawrence. Das war auf meiner zweiten Reise und damals hatte ich Gelegenheit zu erfahren, wie ein Mädchen bei diesem Ereignis sich

[1] Diese Beobachtung hat auch Koppers (a): 384 gemacht. „Le développement de la jeune fille est tout remarquable au moment de la puberté. Il est si rapide, qu'on ne voit pas de jeunes filles succéder en peu de temps à des femmes mûres dans un campement d'Alacalufs."

[2] Das wiederholte Hyades (b): 372 in einer „La menstruation s'établit entre 14 et 16 ans. Ce chiffre concorde avec les renseignements que m'a donnés Schm. P. Beauvoir." Eine andere Angabe, überall brauchbare Schätzungen durch Hyades bei Hyades (b): 515, 528 zusammengestellt.

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

von jetzt an bis zur Heirat aufgeklärt wird. Als vorzüglichste Tugenden empfiehlt man ihr Hilfsbereitschaft und Gefälligkeit gegen andere, Arbeitsamkeit und Selbstlosigkeit. Ernstlich warnt man sie davor, sich heimlich einem aufdringlichen Burschen hinzugeben, weil ein uneheliches Kind die Folge wäre (S. 645). Über das Geschlechtsleben ist das Mädchen bis jetzt genügend aufgeklärt und weiß, woher die Kinder kommen; dazu haben manche Beobachtungen seit der frühen Kindheit verholfen (S. 632). Die hier aufgezählten Tugenden unverzüglich zu üben, dazu erhält jede *tăr-ikipa* reichlich Gelegenheit; davon ist soeben die Rede gewesen.

Außerdem erfuhr ich noch folgende bestimmte Ermahnungen von Nelly, die ich wörtlich und ohne Umstellung wiederhole:

„Wenn jemand in deine Hütte eintritt, setzt er sich ans Feuer. Will er einige Muscheln essen, verweigere sie ihm nicht, sondern biete sie ihm gutwillig an. Du darfst nicht lärmen und poltern, schimpfen und nörgeln, wenn du in oder vor deiner Hütte bist; für eine Frau ziemt es sich nicht, dauernd zu plärren und zu geifern.

Wenn ein alter Mann sich von dir Feuer oder Holz oder Wasser erbittet, gib ihm gern und sofort, was er benötigt. Habe Ehrfurcht vor alten Leuten, verlache sie nicht.

Kommt ein blinder Mann des Weges daher, nimm ihn bereitwillig in deine Hütte auf und gib ihm zu essen.

Hörst du Schlechtes und Nachteiliges über eine andere Frau, so erzähle das nicht sofort weiter; dergleichen Gerede über andere stiftet Unfrieden. Dir gefällt es ja auch nicht, daß andere abfällig und wegwerfend über dich und hinter deinem Rücken reden. Wenn du jeden Klatsch weiterträgst, werden andere Frauen dich meiden und sie werden unter sich von dir sagen: Jene dort ist ein geschwätziges Weib!

Halte immer treu zu deinem Manne; verteidige ihn, wenn andere ihn benörgeln und ihm Übles wollen.

Du wirst bald einen Gatten haben. Sollte er sich vergehen und heimlich mit einem anderen Weibe verkehren, so mache ihm das nicht nach; glaube nicht, du dürftest dich jetzt mit einem anderen Manne einlassen. Vergiß es nie: Du bist ein Weib, er ist ein Mann![192] Bald wird er sich überzeugen, daß du ihm trotzdem [trotz seiner Verfehlungen] die Treue hältst. Dann wird er seine Schuld einsehen und von jener anderen Frau ablassen, um ganz dir anzugehören. Sei allezeit beschäftigt und immer fleißig. Deine Sachen und Gerätschaften seien in guter Ordnung.

Sehen besorgt auf deine Kinder, dann wirst du an ihnen viel Freude erleben. Bei andern Leuten zu tratschen und in den Hütten viel herumzureden, schafft

[192] Man erklärte mir, daß, wenn ein Mann sich etwas mehr Freiheiten auf diesem Gebiete herausnimmt, im allgemeinen sein Fehler weniger streng beurteilt wird, als wenn eine Frau dieselben Entgleisungen sich erlaubt. Von einer Frau erwartet man, daß sie unter allen Umständen, auch angesichts der Vergehen ihres Mannes, die eheliche Treue bewahrt.

Erregung und gibt sogar Anlaß zu Streitereien. Sei schweigsam und im Reden zurückhaltend. Die allzuvielen Worte stiften meistens nur Unfrieden. Das *wélix* [die Erscheinungen der Menstruation] wirst du nun mit jedem Monde an dir erfahren. Dann rühre dich besonders ruhsam und sei fleißig, iß wenig und immer nur von guten Sachen. Denke dabei immer an das, was wir dich gelehrt haben, wie du dich verhalten hast, als du *tárikipa* warst!"

Jedwede Frau, die sich dazu berufen fühlt, wiederholt dem Mädchen diese Ratschläge, die sich immer in den gleichen Gedankengängen bewegen. Die Mutter selber sagt ihm, wie es das Blut mit kleinen Ballen von *čílēr* durch Betupfen aufsaugen und diese sogleich verbrennen muß, auf daß Männer und Kinder sie überhaupt nicht zu Gesicht bekommen.

Abb. 79. Bemalung in der Menarche

Für diese Tage ist die *tárikipa* auch verpflichtet, eine besondere Gesichtsbemalung anzulegen. Diese besteht aus vielen feinen, enggestellten roten Strichen, die unter den Augen beginnend sich über beide Wangen ziehen (Abb. 79). Man wählt dazu *imi*, das mit Fischtran verrührt und mit einem dünnen Stäbchen aufgetragen wird.

Den Abschluß all dessen, was bei der ersten Menstruation eines Mädchens beachtet und erfüllt werden muß, bildet das sogenannte "Große Essen" für alle Anwesenden, genannt *tárikipa tátu*,[109] „des reifgewordenen Mädchens großes Essen". Gleichsam ein gemeinschaftliches Gastmahl soll es sein, zu dem dieses Mädchen persönlich alle Stammesmitglieder einlädt. Ihm obliegt es, eigenhändig viele Muscheln und Krabben, Beeren und Vogeleier zu sammeln; die andern Leute steuern Fleisch von Seelöwen und von Vögeln, auch Fische in großer Menge bei. Nun sitzen sie alle in fröhlicher Stimmung um die vielen Lebensmittel und tun sich gütlich dabei. Einen ganzen Tag bleiben sie beieinander und die *tárikipa* muß tunlich einen jeden immer wieder bedienen oder zum Essen ermuntern. Dann gehen alle Teilnehmer auseinander und erzählen überall: „Jenes Mädchen dort hat uns zu essen gegeben von Fischen und Muscheln und von anderen Dingen!" Sie meinen damit das *tárikipa tátu*, was alle, die davon hören, in diesem Sinne auffassen. Nun weiß jedermann, daß jenes Mädchen seine körperliche Reife erreicht hat.

3. Frauen in den Menses

Hier sei sogleich eingefügt, wie jede Frau sich bei ihrer monatlichen Blutung *sápana* verhält. Der *tárikipa* sagt man bereits, daß „diese Erscheinung sich mit jedem Monde wiederholen wird". Sie verursacht einer Frau

[109] Auch BD: 423 bringt „*tátu*: to distribute a lot of mussels to all people around".

kaum je merkliche Beschwerden. Genau wie bei der ersten Menstruation, reagt auch später jede Frau das Blut mit einem kleinen Ballen von *čilör*[1] auf und verbrennt ihn unauffällig im Hüttenfeuer.

Enthaltsamkeit von gewissen Speisen ist zwar nicht gefordert, wohl aber soll die Frau sich bessere Stücke auswählen; „denn nur diese sind gesund für sie!" Sie muß sich der Sammlung und Eingezogenheit befleißigen, schweigsam und doch sehr regsam sein. All das verlangt man von ihr nicht mit der gleichen Strenge, wie von einer *tăr-ikipa:* aber zu leicht dürfte es eine Frau damit nicht nehmen, weil es sich nachteilig für ihre Kinder auswirken würde. Was die Stammesgewohnheit gebietet, weiß jedermann genau und wird vom einzelnen denn doch mehr oder weniger gewissenhaft und treu erfüllt."[2]

γ. *Deutung der Menstruation*

Der Umstand, daß bei Lola sich während meines zweiten Aufenthaltes am Canal de Beagle die Menarche einstellte (S. 753), verhalf mir nicht nur zu den meisten der oben zusammengestellten Einzelheiten, sondern brachte mich auch auf die Spur zur mythologischen Deutung der monatlichen Regel, die bei den Yamana erzählt wird. An jenem Tage hatte der alte Alfredo von einem Europäer mehrere Schluck Wein erhalten, er war in bester Stimmung. Ich begleitete ihn zu einem kleinen Garten bei Punta Remolino, der Eigentum der Familie Lawrence ist, wo er die Rübenbeete behacken sollte. Mit unverkennbar anzüglicher Betonung fragte er mich: „Weißt du, warum Lola so ernst sich benimmt und gar nicht um sich schaut?" Ich gab ihm zu verstehen, daß mir diese Beobachtung gänzlich entgangen war. Das vernahm er mit Genugtuung und versicherte mir: „Alles erklärt sich daraus, daß sie jetzt *tăr-i* ist!" Sogleich bat ich ihn, mir dies näher zu erläutern. „Heute abend will ich dir alles erzählen!" versicherte er mir.

Als das Abenddunkel sich schon lange gesenkt hatte, hockten viele Leute um das Feuer in Alfredo's Hütte. Er erinnerte sich seines Versprechens und gab mir ein Zeichen, daß er es nun erfüllen wolle. Mit kurzen Worten schickte er nun die Kinder fort und betonte laut, für sie wäre es längst Zeit, sich zur Ruhe zu begeben; durch eine etwas sanftere Bemerkung tat er den Frauen zu wissen, es wäre ihm erwünscht, wenn sie ihn mit den Männern allein lassen würden. Als dann die Männer unter sich waren, erzählte er die allbekannte Geschichte von der Einführung der ersten Menstruation durch den älteren *Ypálox*.

Die ganze Mythe ist weiter unten aufgezeichnet. Hier genüge der Hinweis, daß seit Einführung dieser Blutung *Ypálox* als Gatte einer jeden Frau betrachtet wird, der den Blutfluß durch einen Geschlechtsakt verursacht. Weil er sich mit einer jeden Frau wieder verbindet, gilt für diese, daß sie sich bei Beginn der Blutung bald erhebe, um sich dadurch von *Ypálox* wieder freizu-

[1] Wenig genau ist Hamy's (a): 804 Beurteilung: „Les menstrues suivants ne donnent lieu à aucune coutume particulière, et n'empêchent pas les relations sexuelles."

machen. Wie folgerichtig die Yamana das Verhältnis einer jeden Frau zu *Yoálox* als ein eheliches auffassen, ersieht man daraus, daß sie dessen ältere Schwester, die *Yoálox tárnuxipa*, als Schwägerin aller Weiber ausgeben.

Anläßlich der Menarche erfährt das Mädchen diese Mythe noch nicht; man spart sie bis zur Jugendweihe auf, damit das Kind nicht vorzeitig mit heiklen Dingen vertraut gemacht werde. Erst im *čiéxnus* nämlich offenbart man den Prüflingen alles, was man sich über *Yoálox* erzählt. Das tut zwar regelmäßig der Vorsteher, doch jene Geschichte über die allererste Menstruation erfährt die Kandidatin fast regelmäßig von ihrer Patin. Nelly ergänzte diese Einzelheiten noch: „Als ich das erste Mal zum *čiéxnus* zugelassen wurde, mußten wir Prüflinge vereinzelt uns bei Mitternacht erheben. Der alte Lehrmeister führte uns aus der Großen Hütte hinaus, zeigte auf gewisse Sterne und nannte sie mit Namen. Auch die *Yoálox*-Familie zeigte er uns. Dabei sagte er: ‚Der ältere *Yoálox* ist Gatte eines jeden Mädchens, seitdem es *tárri* geworden ist; er veranlaßt nach jedem Mond [-Umlauf] die Blutung!' Auch schärfte er nachdrücklich ein: ‚Behaltet dies alles für euch; denn das ist ein Geheimnis für Mädchen, über das sie mit Burschen nicht sprechen sollen!'"

Die Frauen vermeiden es auch wirklich, über die monatliche Blutung *wélix* zu reden. Diese Erscheinung wird ihnen schließlich so selbstverständlich, daß sie dabei wohl nur selten noch an *Yoálox* denken. Ob sie für den Ausfall der Menses in den Wechseljahren einen besonderen Grund namhaft machen, habe ich nicht erfahren; dem gegenüber bleiben sie teilnahmslos.

4. Das Spiel der Kinder

Die frohe Gemütsanlage unserer Feuerländer bricht nicht selten bei vergnüglichen Spielen durch. Wann immer viele Leute beisammen sind und sie vom Wetter begünstigt werden, drängt es sie stark, sich stundenlang spielend zu ergötzen. Diese Freude am Spiel geben die Kinder von früh auf deutlich zu erkennen und wenn mehrere sich treffen, fangen auch sie sofort an, sich auf ihre bescheidene Art zu vergnügen.

Die Knaben sowohl wie die Mädchen unterhalten sich je auf besondere Weise und hierbei schon machen sich die Forderungen des Geschlechtes geltend. Nicht minder als sonst soll auch beim Spiel die Geschlechtertrennung beobachtet werden; indes sieht man darüber gern hinweg, wenn sogenannte Gesellschaftsspiele, an denen sich oft auch Erwachsene beteiligen, veranstaltet werden. Eigenes Spielzeug für ältere Kinder gibt es nicht, statt dessen ahmen diese bei ihrer kindlichen Unterhaltung sehr häufig das Arbeiten der Erwachsenen nach. Obwohl die eben erwähnten Gesellschaftsspiele nicht allein den Kindern vorbehalten sind, vergnügen diese sich damit doch am häufigsten; deshalb soll die Beschreibung derselben hier ihren Platz finden.

Trotz ungezwungener Munterkeit und frischer Lebhaftigkeit, die alle Kinder beim Spiele entfalten, geht es in dieser Gesellschaft von Kleinen doch verhältnismäßig still und leise zu. Gewiß, sie sind dabei nicht etwa

stumm; aber ungebändigtes Lärmen oder anhaltendes Brüllen unterbleibt und niemand würde es wagen, aus voller Kraft zu schreien oder zu heulen, bloß um sein Können zu beweisen. Gut paßt dieses Verhalten zu der stillen und schweigsamen Art der Säuglinge (S. 718) und der Erwachsenen.

Was eingangs versichert wurde, kann man nicht deutlich genug unterstreichen, nämlich daß jedes Kind gewaltig zum Spiele hindrängt, sobald es mit Altersgenossen zusammentrifft. Die Einzelfamilie bleibt oft tagelang ganz auf sich angewiesen und die geringe Abwechslung während der Kanufahrten, bei denen die Kinder fast regungslos am Feuer hocken müssen, bietet keinen nennenswerten Reiz; schließlich befällt selbst einen Kreis lebhafter Geschwister gelangweilte, gedrückte Stimmung beim alltäglichen Beisammensein. Begegnen sich aber fremde Kinder, sind sie sich im Nu einig und entfalten beim Spiele eine Lebhaftigkeit, deren man sie kaum für fähig gehalten hätte. Es ist, wie wenn erst Kinder aus weiter Ferne einander zugeführt werden müssen, damit der starke Spieltrieb erwacht, der durch eine sich gleichbleibende Umgebung bei ihnen förmlich eingeschläfert wurde. Auch solche, die sich bislang noch nie gesehen hatten oder die seit Jahren voneinander getrennt geblieben waren, begegnen sich mit blanker Unbefangenheit und verstehen sich so gut, daß sie nur mit Widerwillen auseinander gehen, wenn ihre Eltern in verschiedenen Richtungen weiterziehen müssen.

a. Spiele der Knaben

Nur jene europäischen Besucher, die ein Herz für heitere Kinder haben und an ihrem Spiel sich selber ergötzen, sind imstande, das Vertrauen der kleinen Feuerländer zu gewinnen. Wer sie aus nächster Nähe beobachtet, wird sie als *muntere Wesen* erkennen, obwohl sie sich längst nicht so lebhaft wie die Selk'nam-Buben (Bd. I, 398) aufführen. Man darf eben nicht übersehen, daß sie stundenlang im Kanu verbringen müssen; was Wunder also, daß sie sehr erleichtert aufatmen, sobald sie ans Land steigen. Nun trollen sie vergnügt herum und fühlen sich aller Einschränkungen ledig, sie hüpfen und springen aus Übermut, als wollten sie die angehäufte überschüssige Lebenslust schnell verausgaben. Sie wissen, daß ihre Bewegungsfreiheit vielleicht schon morgen früh wieder ein jähes Ende findet; also toben sie sich im Rennen und Laufen, im Klettern und Herumwälzen ganz gründlich aus. Nichts hindert sie daran. Bei der Landung des elterlichen Kanus und beim Aufrichten der Hütte müssen sie zwar einige Handgriffe leisten, aber oft auch das nicht einmal. Somit sind sie sich ganz selber überlassen und die Eltern schauen ihnen kaum nach, wenn sie am Waldesrande oder am Ufer oder zwischen den Felsen sich herumtreiben.

Nach echter Bubenart stecken sie *neugierig überall* ihre Nase hinein, jede außergewöhnliche Erscheinung weckt ihre Aufmerksamkeit, von einem Fleck schwärmen sie zum anderen und werden nicht müde, sich in allerhand Kraftproben zu versuchen. Am liebsten entfernen sie sich von

den Hütten, um vor jeder Behinderung durch Rufe und Drohungen der Erwachsenen sicher zu sein. Nun suchen sie nach Vogelnestern und necken die noch jungen Nesthocker, zum Ärger des gefiederten Elternpaares. Morsche Baumstämme brechen sie um und jauchzen auf, wenn ein ganzer Schwarm von Bockkäfern oder dicken Larven bloßgelegt und auseinander getrieben wird. Sollten besonders schöne Cyttaria-Pilze locken, klettern sie auch die Bäume hinauf, sonst aber nicht. Bei tiefer Ebbe tummeln sie sich auf dem nassen Strande und tappen mit festem Tritt in die Lachen hinein, daß das Wasser zu beiden Seiten hoch aufspritzt. In flachen Lachen versuchen sie die zurückgebliebenen Fischlein zu fassen. Mit kurzen Stecken bohren sie die Messerscheidemuscheln (Solen) aus dem Sande, wenn diese einige Tropfen Wasser herumspritzen. Unermüdlich laufen sie die Ufer und Felsen ab, überall feuelt irgend etwas ihre Aufmerksamkeit und an jeder Stelle stoßen sie auf Neuigkeiten, die ihnen Spaß machen.

Öfters bin ich in Gesellschaft dieser munteren Jungens herumgestreift. Mit der außerordentlichen Schärfe ihrer Augen entdeckten sie allerhand unscheinbare Dinge und widmeten sich ihnen mit geschäftiger Lebhaftigkeit. Hierbei gab ich mir Rechenschaft darüber, wie gründlich diese Kinder von frühester Jugend an lernen, ihre sämtlichen Sinne, besonders die Augen, gründlich zu schulen und gut zu gebrauchen.

Ferner überrascht es zu beobachten, daß diese Buben niemals zimperlich oder wehleidig, sondern beherzt und w a g h a l s i g sind. Splitternackt trampeln sie im Schnee oder im kalten Seewasser herum, wälzen sich auf dem Kieshoden, laufen barfuß über die rauhen Steine am Strande und durchqueren das Gestrüpp dorniger Büsche. Nachher beschauen sie sich wohl die vielen Kratzer und verreiben Speichel auf größeren Wunden, doch den Schmerzen schenken sie keine Beachtung. Wenn sie raufen, schlagen sie verwegen und frei drein, zerkratzen sich ganz erbärmlich und ringen miteinander, bis der Gegner zur Widerstandslosigkeit ermattet ist. Nie habe ich gesehen, daß ein Schwächerer einem Stärkeren ausgewichen wäre; mancher Schwache hat sogar einen Starken angegriffen und sich lange tapfer gewehrt.

Ein eigenes Spielzeug für die Knaben gibt es nicht. Ein Erwachsener, meist der Vater, fertigt ihnen Nachbildungen der Waffen und Gerätschaften an, deren sich die Männer auf ihren Jagden bedienen. Um sie gut zu handhaben, werden die Kinder schon in früher Jugend angeleitet und müssen sich darin andauernd üben. Freilich werden diese Stücke schnell schadhaft oder gehen verloren; unermüdlich aber stellen die Erwachsenen einen Ersatz her und je mehr der Knabe wächst, um so größer fallen auch jene Gerätschaften für ihn aus. Am häufigsten sieht man den feuerländischen Buben die S c h l e u d e r schwingen. Mit ihr ist er anscheinend verwachsen und er trägt sie, dem Vorbilde der Männer folgend, wie eine Zierschnur am Halse. Also hat er sie jederzeit und augenblicklich zur Hand. Am liebsten zielt er auf Vögel, läßt aber aus Neckerei einen Stein auch dicht neben einem anderen Kinde auf den Boden schlagen. Aus kindlicher Arglosigkeit schleudert er

Steine nach allen Richtungen und zeigt sich dabei zuweilen so arglos, daß man ihn immer wieder aus allernächster Nähe der Hütten verscheuchen muß.

Weniger bequem und auch etwas schwieriger sind offensichtlich die Übungen mit kurzen Speeren, zu denen die Knaben von Erwachsenen verpflichtet werden. Der eine oder der andere Mann ruft sie auf, ihm zu folgen. Ein alter Korb oder noch häufiger der Haftfuß *tanuwdlux* von der großen Braunalge (Macrocystis pyrifera) *háyuš* dient als Zielscheibe. Die in kurzem Abstande davon aufgestellten Burschen müssen nun ihre Treffsicherheit beweisen; sie werden, je nach ihren Leistungen, belobigt oder gescholten. Mit Bogen und Pfeil wurde nicht minder häufig ein Wettschießen veranstaltet. Zu den Erzieherpflichten des Vaters gehört es, seine Söhne frühzeitig mit dem Gebrauch der Waffen vertraut zu machen; daß sie damit umzugehen wissen, ist eine Lebensnotwendigkeit. Daher verlangt man bereits diese Übungen von ihnen, wenn sie noch Knaben sind,[195] man wiederholt sie während der Jugendweihe und man setzt sie sogar nach derselben weiter fort. Eine fertige Waffe mit der Knochenspitze gibt man den Kindern nicht, die wäre zu kostbar; die gleichen Dienste tun gerade Stangen, die vorn zugespitzt sind, oder unbrauchbare Harpunenschäfte. Größeren Burschen vertraut man schließlich auch die Fangschlingen an und lobt ihre Erfolge.

Dergleichen Nachbildungen der Waffen können als Spielzeug kaum gelten. Sie sollen es nach Absicht der Feuerländer in erster Linie auch nicht sein, sondern ein Mittel, das den Burschen verhilft, sich gut auf ihre späteren Pflichten zur Nahrungsbeschaffung vorzubereiten.[196]

Weniger als Spiel, um so mehr aber als eigentliche Belustigung gilt eine Art von sehr bescheidenem Feuerwerk *šßlakina* (*šßla* einfach, schlicht; *klna* aufflammen, brennen: "kleines Feuer, Funkenspiel"). Daran ergötzen sich nicht nur die Knaben, die es aufführen, sondern alle Bewohner des Lagers. Man wählt hierfür fingerlange Stäbchen von einem sehr weichen und leichten, durch Schwammbildung veränderten Holze aus dem Inneren eines Buchenstammes. Überraschend schnell beginnt es zu glimmen und nachdem man es in die Luft geschnellt hat, glüht es noch stärker. Im Bogen steigt jedes einzelne Holzstückchen auf und fällt wieder zur Erde; falls es noch nicht ganz verzehrt wurde, ergreift man es und wirft es nochmals ab. Mehrere Burschen müssen gleichzeitig dieses wiederholte Werfen bewerkstelligen und dabei sehr regsam sein; dann ist es ergötzlich zu beobachten, wie die glimmenden Körperchen in dunkler Nacht gleich hellen Punkten in reicher Zahl aufsteigen und niedergehen. Nur wenn mehrere Familien beisammen sind und eine fröhliche Stimmung herrscht, also bei einer Hochzeit, beim *tßwikipa*

[195] Wie Bridges (a): 183 zuverlässig beobachtet hat, „little boys early become skilful in throwing spears and stones, slinging, and making spears, etc."

[196] Auch Bridges (i): 22 und (h): 208 betont diesen Zweck: „They early, for pastime, prepared themselves for their future life; spending their time, if boys, in practising throwing or slinging stones, in spearing or shooting arrows at a mark, or in attempting to make the various articles of native property."

tátu, beim Abschluß des *čiẽgaya* und vor einem gestrandeten Wal belustigt sich eine größere Gruppe in ruhiger Nacht zuweilen lange an diesem *šĕlakina*."[107]

Eine andere Art sich zu belustigen erscheint auf den ersten Blick befremdlich, erklärt sich aber daraus, daß es den Knaben nicht gestattet ist, eigentliche Masken aus Rinde *ačyŭšu hllix*, wie man sie beim *kina*-Feste benützt, anzulegen. Als Ersatz hierfür entstellen und verzerren sie ihr Gesicht. Dies geschieht dadurch, daß sie die Augenlider aufspannen, indem sie ein gebogenes Stöckchen an den oberen und unteren Rand der knöchernen Augenhöhlen anpressen. Außerdem setzen sie das eine Ende eines anderen Stöckchenpaares von innen den Nasenflügeln an und das andere Ende der innern Wand der Unterlippe. Endlich bemalen sie sich noch das Gesicht mit allerlei Mustern in Weiß, Schwarz und Rot. Derart verunstaltet schwärmen sie im Lager umher, schleichen sich an ein ahnungsloses Kind heran und versetzen es in Schrecken.

Den munteren Buben fehlt es demnach nicht an mancherlei Freuden und abwechslungsreicher Unterhaltung, während ihre Eltern an einem Orte lagern und günstiges Wetter ihnen ein ungebundenes Herumtrollen gestattet. Sogar bei schwerem Regen und bei dichtem Schneefall halten sie sich viel im Freien auf, sie wollen bei ausgiebiger Bewegung ihre Glieder stark anstrengen.

β. Spiele der Mädchen

Legt man den europäischen Maßstab an oder nicht, man wird zugeben müssen, daß gegenüber den immerhin lebhaften Buben die feuerländischen Mädchen eine außergewöhnlich s t i l l e A r t zur Schau tragen. Auch unter den Erwachsenen tritt die Frau als sehr bescheiden und unterwürfig vor dem Manne zurück; als Erbteil von ihren Müttern bringen deshalb wohl die Mädchen ihr unauffälliges Wesen schon mit auf die Welt. In Wirklichkeit benehmen sie sich gemessen und fast scheu, laute Rufe wagen sie selten und zu einem wilden Herumschwärmen entschließen sie sich vereinzelt nur, wenn sie sich von den Hütten weit entfernt haben. Keineswegs fehlt es ihnen an Lebhaftigkeit; diese tritt jedoch erst dann zutage, wenn sie unter sich sind und von Erwachsenen nicht beobachtet werden. Dabei können sie sogar verwegen sein und zu tollen Streichen, die frischen Buben gut stehen würden, sich entschließen. An Mut und Unerschrockenheit übertreffen sie bei weitem die gleichaltrigen europäischen Mädchen.

Die Verhältnisse bringen es mit sich, daß die Mädchen weit mehr als ihre Brüder in der Familie zu kleinen D i e n s t l e i s t u n g e n herangezogen werden. Auf ihre Geschwister, die dem Säuglingsalter entwachsen sind, müssen sie häufig achtgeben, falls die Mutter sich auf einige Zeit, etwa zum Fischen oder Holzsammeln, von der Hütte entfernt. Dadurch werden sie

[107] Zweifelsohne spielte Despard am 29. Juli 1859 hierauf an: „When confined to the 'peer' [hut] by bad weather, they amuse themselves by throwing burning sticks at each other" (VP: VII, 16; 1860).

nicht etwa der Freiheit beraubt, sondern nur ein wenig gehemmt, die Zügel völlig unbehindert schießen zu lassen. Sehr genau nehmen sie es mit der Betreuung ihrer Geschwister sowieso nicht. Gern aber laden sie sich das jüngere Brüderchen oder Schwesterchen auf den Rücken und schleppen es lange Stunden überall herum; Anstrengung und Ermüdung spüren sie scheinbar nicht. Manche Handgriffe müssen sie außerdem in der Hütte ihrer Mutter leisten, also das Feuer bedienen, Reisig herbeischleppen, die Schlafstätten ordnen, beim Reinigen und Spannen der Felle zugreifen, allerlei Gerätschaften vom Kanu zur Hütte tragen und beim Beladen desselben sich beteiligen. Selbstverständlich begleiten sie häufig Frauen, die Beeren suchen, Pilze pflücken und Muscheln sammeln. Aus eigener Beobachtung, die durch einige Unterweisungen gefördert wird, lernen sie alle Handarbeiten kennen, die Pflicht der Frauen sind, nämlich die Felle zu behandeln, Körbchen zu flechten, Schmuckschnürchen zu drehen, Fische zu angeln und das Kanu zu bedienen."[109]

Eigentliche Übungen, zu denen die Knaben verpflichtet werden, sind auch ihnen insofern nicht ganz erspart, als sie unter den Augen der Mutter oder Nachbarin ihr Können bei dieser oder jener Handarbeit zeigen und diese so lange wiederholen müssen, bis sie eine gewisse Fertigkeit erreicht haben.

Gern beschäftigt sich das Mädchen, wenn es für sich allein oder nur mit wenigen Schwestern beisammen ist, mit allerlei Zieraten. Hat es nämlich ein bestimmtes Alter erreicht, verfertigt es sich selbstverständlich eigene Halsketten und den Gelenkschmuck. Viele Freude bereitet es ihm, die Sehnenfasern zu drehen und zu flechten oder darauf kleinste Knochenstückchen und Beeren aufzureihen. Sind mehrere Mädchen beisammen, bemalen sie sich das Gesicht mit mannigfaltigen Mustern und suchen sich durch genaue Ausführung dieser Zieraten zu übertreffen.

An den meisten Tagen bleibt das Mädchen, wird es von seiner Mutter nicht etwa in Anspruch genommen, auf sich allein angewiesen. Dann füllt es diese Stunden mit seinem Spielzeug aus. Vornehmlich greift es zur Puppe, die außerordentlich einfach ist und kaum diesen Namen verdient; ganz im Gegensatz zu dem nicht unschönen Stücke, das die Freude der Selk'nam-Mädchen (Bd. I, 395) ausmacht. Für diese *yĕkaxĕola* genügt ein walzenförmiger, faustgroßer Stein oder ein kurzes, abgerundetes Stück Holz, die beide gar keine Zurichtung oder Ausschmückung erfahren. Das Mädchen hegt und pflegt, trägt und behandelt ihr Püppchen genau so, wie ein europäisches Mädchen das seinige; vereinzelt spricht es sogar mit ihm.

Allzulange soll es mit dieser *yĕkaxĕola* aus Stein nicht spielen und die Erwachsenen warnen frühzeitig aus abergläubischer Furcht. Der Vater sagt

[109] Auch Bridges (a): 183 hat zugegeben: „Girls are early taught to make baskets, plait fish-lines and 'asina' (an ornamental fine plait of sinew worn on the neck), to paddle, and to do other work." An anderer Stelle wiederholt Bridges (i): 22 und (h): 208, daß die Mädchen ihren Zeitvertreib finden „in threading berries as necklaces, paddling in the canoes, making reed baskets, or in attempts at painting faces etc".

beispielsweise zu seiner Tochter: „Wenn du diesen Stein noch lange pflegst und streichelst, wird er vielleicht zu einem *Sinalunatayindjen!*" Das ist ein Steinmensch, von dem unsere Yamana in einer Mythe erzählen. Dadurch eingeschüchtert und erschreckt wirft das Mädchen diesen Stein beiseite und erwählt einen anderen als *yékuxóla* oder auch den ausgestopften Balg eines kleinen Vogels und eines jungen Otters. Den genannten Tieren zieht man den Balg als einziges Stück durch Umstülpen ab, nachdem man am Bauche einen kurzen Einschnitt gemacht hat; hier stopft man dürre Grashalme oder Binsenstengel so lange hinein, bis er prall aufgefüllt ist, und dann vernäht man ihn wieder. Mit rührender Zärtlichkeit führt das Mädchen unaufhörlich mit der flachen Hand über das weiche Otterfell streichelnd auf und ab.

Auch auf eine andere Art gelangt es zu einer Puppe. Den Körper eines erwachsenen Vogels, vornehmlich einer Wildgans oder einer Scharbe wählt es, schneidet die Haut etwa in der Mitte des Körpers rundherum durch, zieht sie ab, läßt sie trocknen, füllt sie mit dürrem Grase und vernäht die weite Öffnung. Kopf, Hals und Brust erhalten dadurch ihre natürlichen Formen wieder.

Nach dem Vorbilde einzelner Frauen greifen auch viele Mädchen immer wieder nach einem j u n g e n T i e r e, meist nach einem kürzlich ausgebrüteten Vögelein. Das betreuen und füttern sie mit liebevollster Sorgfalt, spielen mit ihm und herzen es zuweilen etwas stürmisch, daß mancher feste Griff oder das andauernde Herumzerren ihm Schmerzen verursacht. Auf ihre fast täglichen Fahrten nehmen sie es überallhin mit und pflegen es so lange, bis es flügge ist. Ihm die Flügel zu stutzen, um es zurückzuhalten, ist nicht üblich. Allein schon um Abwechslung zu haben, lassen sie das Tier fliegen, sobald es dazu imstande ist. Man wählt sich für diesen Zweck am häufigsten eine Wildgans, eine Wildente, die Lachmöve *kiwágu* (Larus dominicanus) und die braune Raubmöve *wiluílla* (Megalestris skua chilensis); weniger beliebt sind Scharben und Pinguine, die zu stark schmutzen. Nachdem ein solcher Vogel den Mädchen im Verlauf weniger Wochen lieb geworden ist, bringen sie es in ihrem Zartgefühl nicht übers Herz, ihn zu töten, selbst wenn er einen fetten Braten abgäbe. Fliegt er eines schönen Tages davon, folgen sie ihm mit begeisterten Blicken und schicken ihm schöne Wünsche nach.

Bekanntlich gehört das Rindenkanu schlecht und recht der Frau (S. 456). Aus sehr naheliegenden Gründen stellt der Vater für seine halberwachsene Tochter eine kleine Nachbildung dieses K a n u s her. In allen Einzelheiten stimmt es mit einem großen Kanu überein und weist Maße auf, die es einem einzigen Mädchen gestatten, sich hineinzusetzen und damit herumzufahren. Auf meiner zweiten Reise habe ich in Puerto Róbalo ein siebenjähriges Mädchen beobachtet, das sein 145 cm langes Fahrzeug außerordentlich geschickt zu lenken wußte; sein Vater hatte ihm bereits früher einmal ein kleineres Kanu übergeben. Ein reizender Anblick war es, als an einem sonnenklaren Mittag die Mutter in ihrem Boote ausfuhr und von jener Tochter begleitet wurde; eine jede steuerte ihr Fahrzeug in das Gewirr von großen Braunalgen

und hier begannen sie zu angeln. Nach drei Stunden kehrten sie an die Landungsstelle zurück und auch das Mädchen legte einige Beutestücke zur Freude ihres Vaters vor. Häufiger gibt ein Vater seiner Tochter ein kleines Ruder, das sie in die Hand nimmt und mit dem sie vom Ufer aus ins Wasser schlägt.

Stellt man zusammen, was sich auch dem alleinstehenden Mädchen an Belustigung und Spiel, an Zerstreuung und kleinen Handgriffen bietet, erhellt daraus deutlich, daß es zur Langeweile nicht verurteilt ist und daß ihm im Gegenteil mancher Tag zu kurz wird, wenn es sich in seine Spiele vertieft hat. Sind mehrere Kinder am gleichen Orte, wählen sie andere Unterhaltungen.

γ. *Gesellschaftsspiele*

Nicht allzu genau paßt die Bezeichnung "Gesellschaftsspiel" auf jede Art der Belustigungen, die hier aufgezählt werden; ich will eben nur ausdrücken, daß dazu sich mehrere Kinder zusammenfinden. An jenen Spielen beteiligen sich häufig Erwachsene, doch sind die Kinder regelmäßig in der Überzahl.

Vorauszuschicken ist, daß ein zahmer, geduldiger Hund von den Knaben sowohl wie von den Mädchen zu allerlei Späßen und Tollheiten benützt wird. Mir erschien es manchmal unmöglich, was solch ein Tier sich von den dreisten Buben gefallen läßt! Sie zerren und stoßen ihn, necken und reizen ihn, binden ihm die Beine zusammen und laden ihm allerhand auf, drücken ihn ins Wasser und sperren ihn in einem hohlen Baumstamme ein, stopfen ihm unverdauliche Dinge ins Maul und beschmieren ihn mit Farben; kurzum, die verrücktesten Einfälle versuchen sie an ihm. Das wüste Treiben und die plötzlichen Lachsalven der Kinder erschrecken den Hund zwar und obwohl er knurrt und bellt, zu beißen ermutigt er sich doch nicht. Das ist vielleicht dasselbe Tier, dessen wütender Zudringlichkeit ein Europäer sich manchmal kaum erwehren kann (S. 567). Mögen die Kinder mit einem Hunde noch so wild umgehen, die Eltern schelten sie deswegen nicht. Dieses und jenes Kind spielt aber auch sehr zutraulich und herzlich mit einem Hunde, alle behandeln die jungen Tiere besonders zärtlich.

Übereinstimmend mit den Selk'nam (Bd. I, 395) vergnügen sich die Yamana-Kinder beiderlei Geschlechtes mit einer eigentlichen Schaukel. Ein starker Riemen, etwa der, den man bei der großen Harpune verwendet, genügt. Dessen Enden bindet man an einem hohen Aste fest, daß das herunterhängende Mittelstück etwa ein halbes Meter hoch vom Erdboden absteht. Ein Kind setzt sich darauf, ohne daß eine besondere Unterlage verwendet wird, und hält sich mit beiden Händen rechts und links fest; ein anderes Kind bringt jenes durch Stoßen in Schwingung. Stundenlang schaukeln sich die Kleinen, bis schlechtes Wetter sie zur Hütte treibt.[199] Meist wird dabei das fünfsilbige Wort *kajyennamóla* nach dem folgenden Rhythmus unablässig wiederholt:

[199] Schon Fitz-Roy (a): 186 hat auf die Schaukel hingewiesen: „Swinging between branches of trees, as our children do, is also a favourite pastime, the ropes being made of strips of seabkin."

kéj-yen-na mŋ-la kéj-yen-na mŋ-la

Jenes Kind, das die Schaukel abstößt, gibt dieser so viel Kraft und spricht so schnell, daß es dieses Wort in dem Augenblick beschließt, da die Schaukel zu ihm selber zurückkehrt. Vereinzelt binden Eltern diese einfache Schaukel in der eigenen Wohnhütte an, falls das Gerüst genügend Festigkeit besitzt.

Die eigentlichen Gesellschaftsspiele werden nur dann veranstaltet, wenn mehrere Familien beisammen sind. Nicht minder wichtig ist die passende Zusammensetzung der Leute, unter denen zumindest einer sein muß, der die anderen aufmuntert und der hauptsächlich die Kinder begeistert. Heutigentags machen die Yamana eine nur sehr kleine Gruppe aus und diese vereinigt sich kaum je an einer Stelle; die Zahl der Kinder ist außerordentlich gering. Kein Wunder also, daß sie sich fast gar nicht mehr zu den früher sehr beliebten Spielen entschließen. Was im Folgenden aufgezählt wird, dürfte eine vollständige Liste ihrer gemeinschaftlichen Spiele sein.

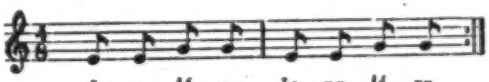
Tēlayémače: Dieses Spiel, so genannt im Westdialekt und *talajámaša* im Zentraldialekt, gleicht ganz der in Europa beliebten "Blindekuh". Viele Personen stellen sich im Kreise auf, Kinder und Erwachsene in bunter Abwechslung. Irgend jemand muß sich die Augen verbinden und in den Kreis stellen lassen. Die andern beachten mehr oder weniger die Kreislinie, wechseln aber sehr leise und wiederholt den Platz. Der andere geht nun herum, befühlt eine Person, tastet sie ab und nennt ihren Namen. Hat er ihn erraten, löst sich die kleine Spannung aus und unter munterem Geplauder aller wechseln diese beiden ihre Rolle. Meist aber irrt sich die "Blindekuh" und je öfter sie fehlgreift, weil dieser und jener ihrem tastenden Suchen sich entwindet, um so lebhafter ist die Aufmerksamkeit und das vergnügte Gelächter der anderen.

Drollige Überraschungen ergeben sich häufig. Am Abend des 16. Januar 1922 waren etwa 20 Personen zum *tēlayémače* aufgestellt. Sogar die ältesten Frauen, wie Paine, Emilia und Mary beteiligten sich mit lebhafter Heiterkeit. Als es letzterer zufiel, die "Blindekuh" zu spielen, stieß sie tastend auf ihren eigenen Gatten und befühlte ihn, ohne ihn zu erkennen. Er schlüpfte geschickt aus seinem Rocke heraus und ließ ihn in ihren Händen zurück, als er wegsprang. Nun setzte ein gewaltiges Gelächter ein, daß das Spiel viele Minuten unterbrochen blieb. So lange muß eine "Blindekuh" weitersuchen, bis sie den Namen dessen, den sie ergreift, errät.

Tumutčlla: Zu diesem Spiele entschließen sich vorwiegend die Knaben, weniger die Mädchen und noch seltener die Erwachsenen. Sie benützen eine breite, sanft abfallende Rasenfläche oder legen sich auf einer etwas geneigten Anhöhe nieder, den Körper langgestreckt und die Arme fest an die Körperseiten gepreßt haltend. In der gleichen Ebene, d. h. auf einer Linie liegen sie, nicht über- oder untereinander. Auf ein Zeichen gibt sich jeder selbst einen leichten Ruck und alle rollen nach unten. Zwar bemühen sie sich, ihre Körperachse genau quer zur Bewegungsrichtung zu halten, aber unvermeidlich ver-

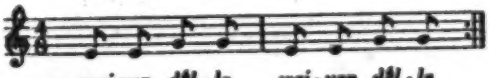
liert mancher diese Richtung und nun stoßen mehrere zusammen oder rollen übereinander. Ob andere Leute zuschauen oder nicht, den Beteiligten allein bringt diese Unterhaltung viel Freude. Sie ist selbstverständlich um so größer, je mehr Kinder dabei mittun, je schneller sie sich herunterrollen lassen und je lebhafter sie sich aufführen. BD: 229 bringt *dala, dala,* to roll, fall as a barrel down a bank.

Čənalóra: Bei Mädchen und Frauen ist dieses Spiel beliebt, doch lassen sie auch Burschen und Knaben zu; letztere spielen es zuweilen allein für sich. Sie ordnen sich zu einer Reihe. Eine besonders dicke Person bildet den Anfang und die anderen schließen sich an, die umfangreicheren weiter vorn, die mittelstarken weiter zurück und die mageren am Ende. Alle hocken sich nieder, doch ohne mit dem Gesäß aufzustoßen. Jedermann umarmt die vordere Person in der Höhe der Brust und alle rücken eng aneinander. Der Anführer stützt sich mit beiden Fäusten dem Erdboden auf. Nun bewegt sich die festgeschlossene Reihe langsam in gerader Richtung nach vorwärts, indem alle gleichzeitig erst den rechten, dann den linken Fuß schleifend vorschieben und dabei sich wiegend von der linken auf die rechte Seite neigen. Mehrere Meter ist sie zuweilen lang und durchquert sogar eine Wasserlache; denn sie will die Bewegung des Kanus auf den Wellen nachahmen. Man nennt dieses Spiel deshalb auch *ananlûra:* „ein Boot schaukelt auf dem Wasser" (*ánan* das Kanu; *lûra* von *lur'ûlli* to wabble, roll as a crank canoe from side to side, nach BD: 285). Im Takt zu den Körperbewegungen singen alle:



Nach zwei Silben neigt sich die ganze Reihe schnell zur anderen Seite. Allmählich beschleunigt man die Geschwindigkeit bis zur Höchstleistung, was große Freude erweckt. Wenn zum Abschluß die Reihe sich auflöst, kugeln sich alle vergnügt im Grase herum.[299]

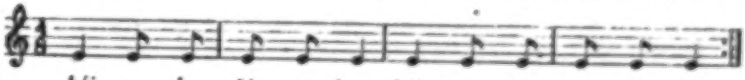
Wajyandêlla: Dieses Spiel ist dem *čənalóra* fast gleich. Auch hierbei bilden die Teilnehmer eine Längsreihe; doch umarmen sie sich nicht, sondern von rückwärts legt jede Person ihre Hände auf die Schultern derjenigen, die vor ihr hockt. Daraus folgt, daß diese Reihe keineswegs den festen Zusammenhalt wie bei *čənalóra* besitzt, weswegen sie sich auch weniger tief zur Seite neigt. Übereinstimmend mit den rhythmischen Körperbewegungen wird das Wort *wajyandêlla* wiederholt und zwar folgendermaßen:



[299] BD: 265 brings: h a n n a l u a r a , a game in which this word is intoned and regulates the rate of swaying the body. Damit ist sicherlich das oben beschriebene Spiel gemeint.

Wie aus der Zusammensetzung jenes Wortes: *wáiyana:* der Bogen und *dála, dála:* to roll, fall as a barrel down a bank, nach BD: 229, abgeleitet werden kann, will man das Wiegen eines Bogenstabes auf seiner Außenseite, dessen beide Enden mit den Händen gefaßt werden, nachahmen. Gegen Schluß dieses Spieles beschleunigt man das Hin- und Herschaukeln des Körpers.

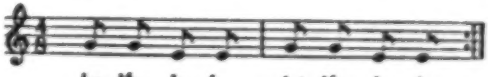
Háiyɣkukúnaskwa: Eine Belustigung hauptsächlich für Knaben und Männer. Sie stellen sich zu einer Längsreihe auf, einer hinter den anderen, und der Größte muß den Anführer machen. Jeder beugt sein Bein stark im Knie und hebt es nach rückwärts hoch, wo es von der Hand der gleichen Körperseite am Knöchel gefaßt wird. Dabei sich im Gleichgewicht zu halten ist schwierig. Die ganze Reihe hüpft nun nach rückwärts, ohne daß einer der daran Beteiligten umschauen dürfte, und zwar nach folgendem Rhythmus:



hái · ɣɣ · ku há · nas · kwa hái · ɣɣ · ku há · nas · kwa

Bei der ersten, dritten und fünften Silbe stößt der freie Fuß jedesmal dem Boden auf. Für die Tänzer ist es zu ermüdend, auch noch den Gesang bis zum Schluß beizubehalten. Ihn führen deshalb die Zuschauer weiter und zwar nach einiger Zeit derart beschleunigt, daß die Tänzer nicht mehr folgen können; in wirrem Durcheinander löst sich die Reihe auf. Zuweilen läßt man die Reihe sich auch bis weit weg von den Zuschauern hinziehen: diese singen dabei immer leiser und leiser, als ob jene sich in weite Ferne verliere. Sehr beliebt ist dieses Spiel während der *čiɬɣaya*-Feier, weil es sich ruhig abwickelt.

Halfukuku: Fast allein männlichen Personen ist dieses Spiel vorbehalten. Die Burschen und Männer, die sich dazu entschließen, stellen sich zu einer längeren Längsreihe auf, lassen aber einen kurzen Zwischenraum voneinander. Alle erheben gleichmäßig entweder das rechte oder das linke Bein auf halb waagrechte Höhe, halten es gestreckt und fassen es mit beiden Händen im Kniegelenk. Sie hüpfen in gerader Linie auf ein bestimmtes Ziel los, wenden sich hier im Bogen und kehren an die Ausgangsstelle hüpfend wieder zurück. Diese Bewegung ist anstrengend und nicht selten läßt ein Bursche das gestreckt gehaltene Bein fallen, wenn das andere ihn nicht mehr trägt. Die Beteiligten und Zuschauer wiederholen andauernd das Wort:



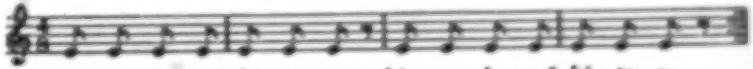
ha · ɬfu ku · ku há · ɬfu ku · ku

und zwar derart, daß bei jeder zweiten Silbe der Fuß auf den Boden stößt.

Kaklɬɣana: Um eine Art Wettlauf im Hüpfen handelt es sich hierbei, zu dem die Kinder ermuntert werden; mitunter beteiligen sich Erwachsene. Jeder hebt ein Bein von der Erde ab und zwar alle Personen das gleiche.

sei es das rechte oder das linke. Die Arme lassen sie frei herunterhängen. Entweder bilden sie eine Längsreihe und bewegen sich sehr weit vom Ausgangspunkte weg. Ehe sie das Ziel erreichen, schalten die meisten wegen Ermüdung aus. Oder einige wenige ordnen sich zu einer Querreihe und eilen auf ein bestimmtes Ziel los, von dem sie unverzüglich an die Ausgangsstelle zurückkehren müssen. Wer ohne mit dem anderen Falle aufgefallen zu sein als erster eintrifft, trägt den Sieg davon. Die Prüflinge im *čiŋyaga* ließ man am häufigsten sich an diesem Spiele etwas stellrichen.

Hápalamaihčiŋyaa: Das ist ein eigentliches Reigenspiel der Mädchen und Frauen, an dem gelegentlich auch Knaben zugelassen werden. Sie ordnen sich zu einem Kreise und fassen sich gegenseitig an den Händen; in die Mitte stellt sich meist ein Mann oder eine Frau, seltener ein Kind. Nun bewegt sich der Kreis, bald in dieser und bald in jener Richtung, mit anstrengender Schnelligkeit; schließlich ist es ein starker Wirbel. Die Personen da drinnen wird fast schwindlig. Nach mehreren Drehungen ist die höchste Schnelligkeit erreicht und die Spieler selber verlieren das Gleichgewicht. Plötzlich löst sich ihr Kreis auf, indem die Hände aller sich freimachen, und dort, wo jeder eben steht, dreht er sich einmal um die eigene Achse und läßt sich sofort auf den Boden fallen. Während der ersten Drehungen kauert sich der ganze Kreis in kurzen Zeitabständen nieder und erhebt sich blitzschnell; bei gesteigerter Schnelligkeit der Drehung fällt dies weg. Währenddessen wiederholen sie ununterbrochen und anstrengend beschleunigt das:



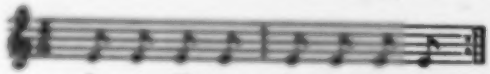
Das Wort *hápalamaihčiŋyaa*[205] entstammt dem Westdialekt, das gleiche Spiel heißt *tukuyŋgwánaa*[206] im Süddialekt; beide gleichen sich in der Silbenzahl.

Kpqiŋte: Manche Ähnlichkeiten mit *hápalamaihčiŋyaa* weist dieses Spiel auf. Mädchen und Frauen bilden einen Kreis, umschlingen mit beiden Armen den Hals der Nachbarinnen und rücken mit ihrem Körper eng aneinander. In die Mitte stellt sich ein Mann oder ein Bursche, zuweilen eine Frau. Während der Kreis sich langsam dreht, drängt sich jene Person irgendwo herein und versucht es, während sie die Arme fest an ihren Körper preßt, zwischen zwei Frauen sich durchzuzwängen. Während sie sich anstrengt, schließen sich die Mädchen oder Frauen noch fester aneinander und trotz großer Geschicklichkeit gelingt es ihr meist nicht, den Kreis zu zerreißen. Erst nach mehreren Versuchen an verschiedenen Stellen öffnen die siegreichen Spielerinnen dem Hilflosen freiwillig einen Ausweg. Falls es einem Burschen gelingt,

[205] Im BD: 272 findet sich: 'hoalhaiahčiŋ', a senseless childish play in which this word was intoned.

[206] BD: 674 bringt: 'tukuuteuwana', a game and to play this game in which the players go rapidly around in circles more or fewer turning the circle till they got giddy and fell.

sich durchzupressen, wobei meist einer der beiden Mädchen, durch die er sich den Weg gebahnt hat, in den Kreis treten. Durch ruft man auch einen anderen Burschen hinein. Während der langsamen Drehung des Kreises wiederholt man in einem durchaus gleichförmigen und mäßig schnellen Rhythmus:

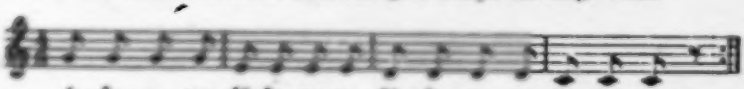


Das wird häufig unterbrochen, weil mit viel Gelächter einzelne Teile des Kreises gegen die Flucht versuchte den eingeschlossenen Hannes sich eng zusammendrängen. Verschieden hiervon schreibt HD: 203, nämlich *kpaĕ'ata*, a certain kind of game when those who play join in a long line by putting their arms over each other's shoulders and sweep forward and veer about singing.

Mädchenspiel: Vorwiegend Mädchen vereinigen dieses Spiel. Sie stellen sich zu einer seitlichen Reihe auf und jede legt ihre Hände hinter dem Hals der Nachbarin her auf deren Schulter. Sie stehen demnach eng nebeneinander. Nach vorn schauend gehen sie in kurzen Schritten vorwärts, wiegen sich währenddessen aber gleichmäßig nur rechten und nur linken Seite hin. Haben sie eine gewisse Strecke auf einer glatten Ebene zurückgelegt, macht die ganze Reihe eine Schwenkung und kehrt zur Ausgangsstelle zurück. Unaufhörlich wiederholen sie, langsam hin- und herschwingend, das Wort:

Während sie die erste Hälfte dieses Wortes, also die ersten drei Silben singen, neigen sie sich nach rechts und bei den letzten drei Silben neigen sie sich nach links; gleichzeitig damit wechseln sie auch den Schritt.

Akompaniment: Dieses Spiel ist dem vorhergehenden sehr ähnlich und wird am meisten von Mädchen aufgeführt. In der gleichen Weise wie bei mädchenspielens bilden sie eine seitliche Reihe und schauen nach vorn. Indes bewegt sich diese nicht vorwärts, sondern erst nach der einen und dann nach der anderen Seite; die Füße schreiten also seitwärts aus. Während alle Teilnehmer ununterbrochen und in mäßigem Tempo das lange Wort:



wiederholen, neigen sie durchaus gleichförmig und zum Rhythmus mit ihren Schritten auch ihren Oberkörper damit genau übereinstimmend von der einen Seite auf die andere.

Die Gesellschaftsspiele kommen, wie gesagt, nur zustande, wenn mehrere Familien beisammen sind und diese von heiterer Stimmung erfaßt werden. Haben sie aber einmal damit begonnen, reiht sich meist ein Spiel an das andere, bis alle Anwesenden sich ermüdet haben oder bis die dunkle Nacht und der Regen sie in ihre Hütten treibt. Sie frischen sich seelisch gründlich dabei auf und verlaufen sich nachher in alle Richtungen, bis ein guter Stern sie wieder einmal zusammenführt. Noch einige andere Spiele kennen die Yamana, von denen das Ballspiel *hálaka* am meisten beliebt ist. Zu diesen treten aber nur die Erwachsenen zusammen, weswegen deren Beschreibung in einen späteren Abschnitt über allgemeine Unterhaltung verlegt wurde.

Abb. 80. Brennesselgr. ²/₃ nat. Größe

Anschließend ist noch auf kleine Neckereien hinzuweisen, zu denen die Buben immer aufgelegt sind, wenn sie mit fremden Mädchen zusammentreffen oder wenn sie diesen wieder einmal begegnen. Auf deren Kosten sich ein wenig zu belustigen, ist eben echte Bubenart und diese durchaus gesunde, unverderbene Anlage fehlt den kleinen Yamana nicht. Da sie sich in den Grenzen des Scherzes halten, werden sie von den Erwachsenen dabei nicht behindert. Zur Winterszeit also werfen sie aus einem Versteck auf ein vorübergehendes Mädchen einen Schneeball ab und empfinden die höchste Genugtuung, wenn sie unentdeckt bleiben. Bei anderer Gelegenheit lassen sie einen Stein, den sie mit der Schleuder abschießen, neben einem ahnungslosen Mädchen auf den Boden schlagen oder ins Wasser einfallen, nur um es zu erschrecken. Sitzen mehrere Mädchen beisammen, streifen einige Buben vereinbarten eine Handvoll der kleinen Cyttaria Harioti- oder der noch kleineren Cyttaria Hookeri-Pilze ab und schleudern sie aus dem Hinterhalt gegen den Kopf der Mädchen, bis diese sich aus der Umgebung jener Quälgeister entfernen.

Ein andermal versorgen sich dreistere Burschen mit einer Menge der kurzen, etwa daumenlangen Thallusprosse von *pèri*, einer kleinen Brennessel (Adenocystis utricularis). Diese Pflanzen sitzen in Menge an den Steinen des Ufers und sind prall mit Wasser angefüllt (Abb. 80). Sehr leicht lassen sie sich durch Pressen mit dem Daumennagel vom Thallus abtrennen. An dieser Stelle ist nun das pflanzliche Gerüst weniger widerstandskräftig. Als wäre ein jeder Thallussproß eine längliche Blase, faßt man ihn zwischen Daumen und Zeigefinger und bei leichtem Druck entströmt das eingeschlossene Wasser in einem feinen, weitreichenden Strahle, wie aus einer kleinen Spritze. Auf diese Art necken die Burschen gern jene Mädchen, deren Zuneigung sie gewinnen möchten, und spritzen besonders stark auf solche ein, die sie lieben wollen. Selbstverständlich bespritzen sich die Knaben mit den *pèri* auch gegenseitig.

Bei diesen und ähnlichen harmlosen Neckereien kommen sich beide Geschlechter reichlich genug nahe; es wäre für ihre seelische Entwicklung zum Nachteile, könnten sie für immer scharf gegeneinander abgegrenzt. So oft sich Kinder aus verschiedenen Familien zufällig zusammenfinden, beginnen sie unverzüglich mit ihren Geschlechtsgenossen ein eigenes Bedürfnis und brauchen dazu von den Erwachsenen nicht erst aufgefordert zu werden. Betätigen sich letztere daran, wirken sie *auseinander auf die Jugend*.

8. Verhaltensbeziehung der Eltern und Kinder

Wer nur flüchtig die Namen beobachtet, merkt wohl die Herzlichkeit und besondere Aufmerksamkeit, die jedes Elternpaar dem noch unmündigen Sprößlinge widmet; doch Kinder, die schon erwachsen sind, scheinen von ihren Eltern etwas abseits zu stehen. Das ist ein folgenschwerer Irrtum. Jedes hat es zunächst für sich, insofern die Jugend allen Erwachsenen, besonders den eigenen Eltern, hohe Ehrfurcht bezeigt. Man darf wohl sagen, daß die kleinen Feuerländer diese schöne Tugend sozusagen mit auf die Welt bringen und wenn sie früher oder mangelhaft sollte, dann wird sie von seiten Erwachsener beigebracht und verankert. Letztere halten sich bekanntlich (S. 715) mit ihren Liebesäußerungen in engeren Grenzen und überhäufen ihr erwachsenes Kind im Alltage nie mit Zärtlichkeiten. Nicht als ob den Namen daß jeden Gefühl abginge — gegenüber einem kranken Kinde erschöpfen sie sich in Liebeserweisen —, sondern weil sie viel zu nüchtern und ganz vernünftig veranlagt sind, um in überreichen vielen Zärtlichkeiten sich zu verausgaben; denn dadurch würden sie das Kind allmählich gleichgültig machen. Die echte und opferfreudige Liebe der Eltern aber glüht in der Seele und äußert sich in ihrem Benehmen um des Kindes geistiges und leibliches Wohl; das ist ihnen eine Pflichtsache, der sie sich mit allem Ernst widmen. Das Kind weiß darum und erfährt es oft. Somit kann es nicht anders als ehrfürchtig seinen Eltern begegnen, die ihm an Reife des Urteils, an allgemeiner Erfahrung und an Wissen um den Stammeshaushalt weit überlegen sind.

Aus dieser Überlegenheit und aus seiner innigen Haltung heraus ist das Kind unterwürfig und folgsam, es leistet seinen unbedingten Gehorsam und erweist sich als sehr willig. Die dortigen Kinder kennen kein Murren bei Befehlen und kein langes Gezänk bei willkürlichen Aufträgen; trotzige Widersetzlichkeit und gar gefährende Widersede wären im Feuerlande unerhört. Jedes Kind weiß, daß es sich den Weisungen der Erwachsenen fügen muß und tut es auch dann auch, wenn es heimlich verbittert ist.[**]

Die ehrfürchtige Haltung, welche die feuerländischen Kinder ihren Eltern gegenüber einnehmen, bevorzugt nicht im mindesten die *Liebesgemeinschaft*, die sie miteinander bilden. Beide sind natürlich aufeinander angewiesen und je besser sie zusammenarbeiten, um so sicherer erfüllt die

[**] Richmond hat Hyades 1918 132 einen Ausdruck gebraucht, daß „manners, as civilization, has shaken respectful bonds [between] us [you] [the] [to] [your] [age] [to] [me]".

Familie, die gesellschaftliche Stellung, ihre Aufgabe ihre Personen gegenüber und so weiter werden sie ihre Rolle als verantwortliche Eltern. Die Kinder sind für die Eltern und diese für jene eine wertvolle Ergänzung; sie klammern sich eng aneinander und verweilen lustbetont zusammen wie auch beruflich allen Trennende. Sie leben einander nur Freude.

Obwohl bei ihrer Umsorgung und Führung nicht Gleich ist, gelten sie ihre Erziehung sich gegenseitig trotzdem zu schweren und zwar durch freundliche Blicke und herzliche Worte, durch Streicheln und Anfassen, durch Liebesbeweise und allerhand Aufmerksamkeiten. Tag und Nacht sind die Eltern um ihre Kinder besorgt, sie sorgen für Nahrung und Wohnung, für Sicherheit und Unterhaltung, ja sogar das eigene Leben sie und vorsichtig gewährt. Gefahr, wenn die Gesundung und das Wohl ihrer Kinder das Handeln.[1] Wie lieb und teuer den Eltern der Kind ist, kommt augenscheinlig dann zum Ausdruck, wenn es an schwerer Krankheit leidet oder wenn sie es durch den Tod verlieren.

Weil sie es selbstverständlich wissen, widmen sie sich der Erziehung, damit das Lebensglück des Kindes gesichert wurde. Sagen hart und unerbittlich werden sie, nicht sorgt nur Freude am Quälen, sondern weil Charakterschwächen, die in jungen Jahren in Erscheinung treten, möglichst bald behoben werden sollen.[2] Die elterliche Erziehung orientiert sich an dem, was die Gemeinschaftserfahrung als gut und erstrebenswert ansieht; dementsprechend sind die Grundsätze der Gemeinschaftlichen Jugendbildung durchaus gültig.

Unsere Eingeborenen wissen es sehr wohl, daß nur der Jugend das Beispiel mehr wirkt als das Wort und daß empfindlich durch jenes viel größere Schäden angerichtet wird als durch dieses wieder gutgemacht werden kann. Deswegen gelten die Erwachsenen bewußt auf eine möglichst vorbildliche Haltung in Gegenwart von Kindern. Gerade die Eltern, deren Kinder sind, überwachen ihr Wissen und Können jüngeren Alters, darin exemplarisch gewesen. Sie scheuen sich [illegible] zusammen und mögen stundenlange Belehrungsreden, aus denen die Kinder nicht etwa ihre wertvollen und lehrreichen Worte, die sie wirklich an die Jugend gerichtet haben, zu entnehmen. Eine erfolgreiche Erziehung setzt eben den eigenen Exempel voraus.

Bekanntlich habe ich beobachtet, daß Kinder gegen einen bestimmten Verwandten aus der Ehre gestoßen wurden sind, so als die Männer sich schlechtige Gewohnheiten zuschulden wollten. Bei einer gewissen Gelegenheit [illegible] mit der alte Ausdruck im Ohr, verfahren der kleine Knabe aus der Ehre verschwunden

[1] Vgl. Lommers (Nr. 110 [vgl. Anmerkung 108]), so weiß auch Sara (Nr. 128 und Nr. 129) die sorgende Bekümmerung auf: „Die Mutterliebe dauert etwas so lange, als das Kind an der Brust liegt, mit sieben oder acht Jahren hört die Zärtlichkeit der Eltern bald ganz auf, denn schuld der Sohn verwandt ist, die Eltern zu verachten, sowie er sich von Ihnen, den einzigen Gefährten, verlassen sieht, so [illegible] seine eigenen Lust." Die Wahrheitsliebe gestehen Gregor (Nr. 80), obgleich in viel zu knappen Worten: „Die gesamte Erziehung des schwachen [illegible] [illegible] die wichtige ist wenig."

[2] Ehrens (Nr. 8) erwähnt eigens: „Mädchen und Knaben werden [illegible] wie gut [illegible], wenn ihre Eltern auch nicht so [illegible] mit ihnen sind, wie sie [illegible]."

war: „Die Kinder dürfen nicht wissen, daß wir uns an Ehre ergötzen; sonst würden sie sich ihrer ehren, vergessen, wie wir es tun!“ An einem Abende wurde Barnetta eben plötzlich angekündigt und sie wußte bei ihrer Ehre Frau so stark, daß sie im Passiv sich unmöglich zu benehmen begann. Unverzüglich entfernten die Erzieherinnen alle Kinder und Ehre sagte mir selbstverständlich: „Wenn die Kinder allein, wie jene Frau sich aufführt, würden sie schlecht werden. Deshalb schützen wir sie so!“ Wohl sie schützen Kinder große Opfer und Tüchtigkeiten von Erzieherinnen. Manche schwache Seite offenbaren sie erst in Jugendjahren, in denen sie die Unmöglichkeit Ehre sich selber vorhalten; aber im allgemeinen bewähren sie sich, nur Unmöglichkeit unmöglich und Schlechtes zu verhindern. Die Ehre sind, weil ja ihre Kinder in der gleichen Ehre erblühen, in christlicher Beziehung äußerst wertvolle.

Weil die Ehre sich selbst bewähren, nur den Jugend sich selber seiner Hilfe zu geben, und auch wirklich die Ehre für das eigene Kind eingeben, deshalb verbreiten sie Ehe so ernste Lichter. Ehre erzieht die ganz und ist empfindsamer Erziehungsfähigkeit der Kinder an Ehre, deren sie nicht verbunden. Vervollkommnet wird sie auch durch das tägliche Beisammensein gefördert, bei dem überzeugend wenige reden, wie oder die Mitglieder einer Familie miteinander umgehen sind. Die Zusammengehörigkeitsverbindung zeigt sich so stark, daß die einzelnen nicht einmal vorübergehend sich voneinander trennen wollen. Trennung ist so eigen für manche Familie völlig ungewöhnlich, daß eine jeder Kind aus ihrer Verwandtschaft auf einige Tage in ihre Mitte zu bekommen, was jene Familie vor allem gern tun, die aus diesem oder jenem Grunde kein eigenes kleines Wesen bei sich hat.

Gegenwärtig sind einige Ehepaare kinderlos und bemühen sich, das eine oder andere Kind für kurze Zeit zu sich zu nehmen.[48] Trotz aller Liebe und Sorgfalt, die sie aufbieten, fühlen sich die Kinder kaum je bei ihnen recht wohl und drängen gar bald selbst wieder zur elterlichen Hütte zurück. Auf die Ehre haben es Kinder bei anderen Leuten eben nicht an.[49] Leicht läßt sich erklären, was jene armen Wesen, die verwaisen, durch Jahre hindurch leiden. Irgendein Verwandter nimmt sich einer Ehre an und bemüht sich um sie nach bestem Können, die Ehre vermag es doch nicht zu ersetzen.

Sogar dann noch, wenn die Kinder Sorge ihrer eigenen Personen bereits gelernt haben, bewahren sie oft und am kindlichen Lichtschöpfchen ihre alten Ehren,[50] ihnen zu schaun und auch ihren Befinden zu befragen, wenn sie

[48] Auf dem Grundsatz, daß Kinder (cf. 180 ff.) „Kinder in ein ehrige Ehe mit dem gesetzt, verstehen a Kind oder ihre ehre und ihre an ehre Ehe gesetzt ihr werde.“

[49] Kinder cf. 181 ff. ihr einmal bekommen. „A girl below she a family grow ever a her dearest husband is ever and again ever a Ehe with him for a short time, when she again returns to her parents, but on return is she of a marriageable age then she is finally disposed of.“ Englischen ein, auf Grund unserer Verhältnisse, bei den Frauen nicht Gültig.

[50] Lorenzen (cf. 10) bemerkt durch folgende, sehr verständliche Worte, daß das die Beobachtungsgabe bilden. „Ehe i Daughter ... was ever, Frauen wurden, gerufen dann sollte meine Frauen der Kgl. gesetzt ihre Fabrikanten, verwandten 9 Kgl. die ein

[illegible] Treffen sie mit anderen Leuten zusammen, so vermeiden sie, von ihren eigenen Eltern etwas zu erfahren. Auch diese verfolgen mit ihren Gedanken und Wünschen nicht selten ihr Kind, das ihnen zuweilen lange Zeiten von ihrer Angst bleibt, gegen ihre Anpassungen und Vermeidungen kommen wird, kommt es sich, Ungläubigen und Verbindlichen einmal die traurig-bittersüßlich ist die Verzweiflung durch anderen Wurfen häufig zu ihrer Meinung wurden, die darüber begleitet hat sagt: „Ich will dich meiden!" Sie tut das mit besonderer Eindringlichkeit und hat dabei auch den Wunsch, daß der junge Gatte ihre Tochter noch [illegible] wünschen (S. 437). Letzterer weiß sich ihre weiteren mit den Worten vor: „Meine Mutter hat mich benutzt!" Sie will ihn an die Oberfläche schwemmen und seiner ersten Liebe wieder gefallen. Aber jener häufigen Versuche sind vor allem die Ausfluß der innere Abhängigkeit des Kindes an die Eltern, die sogar durch eine Ehe nicht gelockert wird.

Wie die Beziehungen der Eltern zu den Kindern im Prinzipale beeinflussen, ist selbstverständlich Liebe und herzliche Zuneigung. Die Kinder gehen Sicherheit und Vertrauen zu erkennen. In entscheidenden Maßnahmen bringt sicher die Eltern von den ab, was sie als Pflicht und Notwendigkeit erkennen haben. Oft und gerne habe ich es dabei bedauert, daß unsere Art mit, wie gut sie sich selbst zu behaupten imstande sind und wie viel Geduld sie neben aller Freigiebigkeit bei ihren Kindern weiten lassen. Eher neigen verhältnismäßig Langsame leichter die Unentschiedenen Entscheidungen und sie werden sie selbst, dem auch unmöglichen Spielfilm auf seine Folgen hinzuweisen, oder die einschneidenden Entscheidungen oft zu verschieben. Verhalten Sie sich, der einen jüngeren verwaltet war, einem anderen Knaben einen sehr Wissens auch und verhältnismäßig angenehm hatte, verhält er Sie mit den Worten: „Ich schon habe ich dich gewarnt; ich werde damit nicht verfahren, bis du deine Ungezogenheit abgelegt hast!" Angemessenheit dieses sagte er mir verständlich. „Kinder sind Kinder, es dauert lange, bis man mit Einsicht bei ihnen etwas erreichen, aber man erreicht es doch, wenn man selber mit den Fehlern nicht verhält und immer sich weiterentwickelt zeigt." Bei [illegible] Fehlern und geringfügigen Übergriffen sind die Erwachsenen ungeschlichtet bei der Hand, sie haben sogar mit Strafen nicht verhält, doch dem kommt es selten.

Eltern und Kinder, natürlich selbstverständlich sogenau verbunden und durch die besonderen Wirtschaftsform [illegible] unmöglich von selbstverständlich angesehenen, wurden von dem Bande selbstständiger Liebe und herzlicher Zuneigung umschlungen. Schwierig es wie und Gleichmaßes zu sagen ist die Lebensgläubigkeit. Mag daraus der Eltern beiden und an den gemeinschaftlichen Kinder stützen, sagen die Übereinstimmungen auch so häufig wie und leider anderen Gemeinschaften in langen. Wurfen sich stellenden, die Eltern und Kinder sich ganz gehören, ist der [illegible] beständig. In Schatte der eigenen Familie weiß jeder sich gehangen und sicher, sie hängt für den Wohlergehen des einzelnen. Sehr wenn die Eltern und Kinder beisammen, beraten sie alles

[illegible] ... [illegible]

Augen die Vertrauensseligkeit, die auf dem Boden einer naturgewollten Familieneinrichtung gedeiht. Elternglück und Kinderparadies in der auf sich allein gestellten Indianerfamilie: das sind die hellsten Lichtpunkte im bedrohlichen Wettertosen und in der frostigen Unfreundlichkeit des Feuerlandes.

C. Verwandtschaft und Stammesgemeinschaft

Bei Völkerschaften auf der niedrigen Kulturstufe unserer Yámana ist leicht zu beobachten, in welch engem Wechselverhältnis die Wirtschaftsform und die Gesellschaftsordnung stehen. Niemand wird die eine als ursächlich bedingt allein durch die andere ansehen, ebensowenig darf man einen gewissen inneren Zusammenhang beider rundweg ableugnen.

Die gesamte Volksstärke dieses feuerländischen Stammes ist niedrig und nichts deutet darauf hin, daß sie zu irgendwelcher Zeit, während seiner langen Anwesenheit im Kap Hoorn-Gebiet, bemerkenswert höher gewesen sei (S. 227). Das schon spricht eindeutig und für sich allein dafür, daß eine verwickelte gesellschaftliche Gliederung nach diesen oder jenen Gesichtspunkten, von denen aus man gesellschaftliche Gebilde beurteilt und bewertet, nicht zu erwarten ist und zwar um so weniger, als ein geschlossenes Zusammenleben aller Stammesgenossen am gleichen Fleck hier gänzlich fehlt. Was unsere Eingeborenen sich als Lebensunterhalt erwerben, reicht wirklich aus, daß sie nicht nur nicht Hungers sterben, sondern sich auch voll sättigen können. Von Überfluß auf irgendwelchem Teilgebiete ihres beschränkten Besitzstandes kann nicht die Rede sein. Auf eine unvollkommene Produktionsform sehen sie sich angewiesen; deshalb können sie weder zu einem zahlreichen Volke anwachsen noch sich zu einem engen Zusammenleben miteinander verbinden. Die Kopfzahl des Volkes wird sozusagen durch die Menge der vorhandenen Nahrungsmittel begrenzt und da letztere über einen weiten Raum schütter ausgestreut sind, verbietet sich die dauernde Vereinigung aller Stammesmitglieder an einer Stelle oder an wenigen bestimmten Orten.

In sehr kleine Einzelgruppen, die von einander weit abgetrennt leben und deren eine jede sich vollständiger Unabhängigkeit erfreut, erscheint der ganze Stamm auseinandergerissen. In noch niedrigere Einheiten ließen sich jene Gruppen nicht auflösen. Es sind dies die Einzelfamilien. Jede bildet als solche eine selbständige wirtschaftliche Einheit, die für sich als eine besondere Lebensgemeinschaft abgeschlossen ist und die ihr eigenes Lebensziel verfolgt. Lovnnor (b): 160 sagt kurz und bestimmt: „Yahgan society was based on the family. There was no higher unit."

Wie um einen Kristallisationspunkt lagern sich um die Einzelfamilie die näheren und ferneren Verwandtschaftsgrade und das Zusammengehörigkeitsbewußtsein prägt sich um so stärker aus, je unmittelbarer die Blutsverbindung ist. Je weiter die Einzelfamilien verwandtschaftlich voneinander abstehen, um so lockerer ist ihre gegenseitige Verbindung. Darauf

beruht der lose Zusammenhalt und die weite Verstreuung aller Familien innerhalb der gleichen Volkseinheit. Die weit voneinander entfernt wohnenden Gruppen kennen sich zuweilen nicht einmal; ihre gegenseitige Entfremdung ist ein günstiger Boden, auf dem Argwohn, Mißtrauen und Feindseligkeit der einen gegen die anderen gedeihen. Die unsicheren und dürftigen Wirtschaftsbedingungen eines Volkes wirken sich, wenn man so sagen darf, auf dem gesellschaftlichen Gebiete im zentrifugalen Sinne aus.[209]

Eine wirkliche Stammesgemeinschaft bescheidenen Grades besteht aber doch. Sie gründet sich auf die gleiche Abstammung und die gleiche Sprache, sie prägt sich aus in der genauen Übereinstimmung der Handlungsweise eines jeden und in der Unterordnung aller unter ein bestimmtes ungeschriebenes, allgemeinverpflichtendes Gesetz. Jeder einzelne fühlt sich als ein Glied des Ganzen, er weiß sich mit dem verbunden, der sich ihm durch die nämliche Sprache verständlich macht und er leitet mit allen übrigen, die in seinem heimatlichen Boden genau so rechtmäßig wie er verwurzelt sind, auch seine Herkunft aus dem gleichen Ursprunge ab. So hoch steigert sich dieses Bewußtsein, daß sie als einzelne und als Gemeinschaft unter sich eine Sondergruppe zu bilden überzeugt sind, daß sie als "die Menschen", als das Volksganze zu gelten glauben, dem ausschließlich die Daseinsberechtigung in ihrer Heimat zusteht. Deren Grenzen werden als etwas seit altersher Gegebenes betrachtet[210] und damit ist deren Rechtsgültigkeit als unantastbar auch für alle Zukunft sichergestellt, einerlei, wie die Erklärung für anfängliche Umgrenzung des heimatlichen Gebietes und für die erstmalige Besetzung durch die Vorfahren lauten mag.

Grundsätzlich erscheint das eine Stammesmitglied jedem anderen in der Öffentlichkeit gleichgestellt und im Besitze voller Unabhängigkeit. Alle nennen ungefähr die nämlichen Gegenstände, so wenige es an und für sich sind, ihr eigen, und Vermögensunterschiede oder gewerbliche Betätigung, die anderswo zuweilen sehr verschiedengliederige Standesschichtungen bedingen, gibt es hier nicht.[211] Im allgemeinen besitzt also jeder Erwachsene innerhalb seines Stammes das gleiche Recht und damit sind für alle auch einige Pflichten verbunden. Über die rechtlich gleichförmige Menge hebt sich niemand mit besonderen Vorrechten heraus, weder ein einziger noch mehrere Häuptlinge werden anerkannt. Eine gewisse moralische Vormachtstellung innerhalb des engeren Verwandten- und Bekanntenkreises erwirbt sich der und

[209] Stirling, dem einige Unrichtigkeiten unterlaufen, sagt: „Family life in Fuegia is exclusive. Get outside the family, and relationships are doubtful, if not hostile. The bond of a common language is no security for friendly offices. To be of the same tribe is no guarantee of safety in travelling. Fear and distrust are stronger than tribal affinities" (MM: IV, 11; 1870).

[210] Durch die Yamana selber hat Bridges (b): 233 erstmalig die heimatlichen Grenzen in Erfahrung gebracht.

[211] Das besagt, wie Hyades (p): 335 sich ausdrückt: „Il n'y a ni roi, ni chef, ni aristocratie, ni castes, ni hiérarchie sociale, ni esclaves; c'est le régime de l'égalité dans toute sa pureté."

jener durch reichere Erfahrung nach einer langen Reihe von Lebensjahren und durch sittliche Untadelhaftigkeit; mit seiner Persönlichkeit selber aber steht und fällt auch jenes Übergewicht, das in keiner objektiven Rechtsnorm nach seinen Einzelheiten genau umschrieben oder begründet ist.

Eine Scheidung des ganzen Stammes in sogenannte Dialektgruppen hat sich unter dem Zwange einiger örtlicher Bedingungen vollzogen. Sie ist rein äußerlich. Die geringen Besonderheiten, die durch sie bedingt worden sind, liegen auf der Linie einer unvermeidlichen Lebensbetätigung jeder für sich bestehenden Gruppe. Gleich einfach wie die Wirtschaftsform ist auch die Gesellschaftsordnung; diese kennt aufsteigende Stufenunterschiede nicht.[310]

a. Die Verwandtschaft

Der Volksverband der Yamana fußt auf den Einzelfamilien.[311] Diese hängen untereinander mehr oder weniger fest zusammen, je nachdem sie miteinander näher oder entfernter verwandt sind. Den verwandtschaftlichen Zusammenhalt begründet die Gleichheit des Blutes, mag es sich auch in weitabliegende Verzweigungen ergießen. Die Träger des gleichen Blutes bilden weder eine örtlich streng umgrenzte Gruppe noch eine bestimmte gesellschaftliche Schicht mit eigenen Rechten in einer Sonderstellung.

Für die nächsten Verwandten selber ergeben sich indes aus ihrer Zusammengehörigkeit einige Pflichten, die zwar im großen Rahmen der allgemeinen gesellschaftlichen Pflichten enthalten sind, die aber für verwandte Personen stärker betont werden. Umgekehrt dürfen letztere, gleichsam als Entgelt dafür, auf eine besondere gegenseitige Hilfe rechnen. Die Verwandtschaft in des Wortes strenger Bedeutung verfügt als solche über keine Art eines gemeinschaftlichen Besitzes, an dem alle Mitglieder gleichmäßig beteiligt wären, ebensowenig wird sie von ungewöhnlichen Sonderbestimmungen geleitet.

1. Die Einzelfamilie

In diesem Zusammenhange und in den übrigen Teilen des vorliegenden Buches besagt die Bezeichnung "Einzelfamilie" immer nur die kleine gesellschaftliche Verbindung, wie Eltern und ihre Kinder sie bilden. So verstanden ist die Einzelfamilie die Verwandtschaft im strengsten Wortsinne. Auf ihre naturhaft und rechtlich gestützte Stellung im Volksganzen der Yamana haben frühere Reisende gar nicht oder nur andeutungsweise aufmerksam gemacht. Die Seefahrer der älteren Zeit erkannten in den Insassen eines und desselben Kanus eine engverbundene Gemeinschaft, gingen aber in Beurteilung der einzelnen Personen häufig fehl und betrachteten zwei und

[310] Grundgedanken dieses Abschnittes hat schon Koergen (c): 135 veröffentlicht.

[311] Segeazzini (a): 165 hat diese Tatsache in andere Fassung gebracht: „La familia constituye toda su sociedad." Die Beurteilung, die er anfügt, ist sehr verfehlt: „Y el hombre vive sin goces, aunque sin grandes dolores, entre sus mujeres y sus hijos."

mehr Frauenspersonen, die sich mit einem Manne meist zufällig im gleichen Boote befanden, als dessen Gattinnen. In der Folgezeit sind es hauptsächlich die Missionare gewesen, die ihr Auge für die rechtliche Unabhängigkeit und für die wirtschaftliche Stellung der Einzelfamilie öffneten. Trotzdem haben die meisten Reisenden der letzten Jahrzehnte das alles nach seiner Tragweite für die grundsätzliche Beurteilung der feuerländischen Gesellschaftsform nicht erfaßt und nur wenige, beispielshalber Lothrop (b): 160, haben die Besonderheit der wirklich bestehenden Einzelfamilie erkannt.

Die Einzelfamilie ist die alleinige Quelle der Lebenskraft und der wirtschaftlichen Leistungen des gesamten Volkes. Noch höher als durch diese Bezeichnung ließe sich ihre B e d e u t u n g gar nicht steigern. Mit allem, was sie dem Kinde ist und dem Kinde bietet, erfüllt sie ihre erste grundlegende Pflicht, die ihr von der Natur selber aufgetragen wird. Doch erschöpft sich ihre Bestimmung damit keineswegs, sie betätigt sich darüber hinaus auch noch im besonderen für das gesellschaftliche Ganze. Für unsere Eingeborenen, wie Segazzini (a): 165 sich ausdrückt, „la familia constituye toda su sociedad". Sie macht eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft aller ihr engverbundenen Mitglieder aus; denn der einzelne lebt nicht sich selber, sondern seiner Familie.

Des näheren zeigt sich dieser Rechtszustand darin, daß alles, was der Familie dient und sie am Leben erhält, als gemeinschaftlicher B e s i t z einem jeden Familienmitgliede zugänglich ist. Allen zusammen gehört die Hütte und das Kanu, in denen ein jeder seinen Platz erhält. Die eine Hütte und das eine Kanu mit dem einzigen Herdfeuer ist Symbol für die rechtlich bestehende Einheit all jener, die diese kleine Gruppe bilden. Sie ist für sich abgeschlossen und beruht auf sich allein: ein eigenes Gesetz beherrscht sie, an dem kein Außenstehender zu rütteln sich anmaßen darf. Ihre Unabhängigkeit mit eigener Selbstregierung hat Stirling klar durchschaut: „Each family — each canoe, it might be almost said — represents an independent authority, and carries in it, not the rudiments merely, and not the symbols, but the most complete form of government known among the fisher Indians of Tierra del Fuego" (MM: IV, 34; 1870).

Zu dieser engeren Einheit, die als Einzelfamilie dasteht, gehören nähere oder entferntere Verwandte nicht. In jedweder Hütte haben nur die Eltern samt ihren eigenen Kindern rechtlich ihren Platz, alle übrigen Leute gelten als gelegentliche G ä s t e. Diesen kommt es nicht zu, an ihre Gastgeber irgendwelche Forderungen zu stellen; sie zeigen sich sogar bei dringlicher Bedürftigkeit in ihren Bitten um Hilfe und Unterstützung auffällig bescheiden. Damit, daß ein erwachsenes Kind sich verheiratet, gibt es von sich aus seine unmittelbare Zugehörigkeit zu seinem bisherigen engen Familienverbande auf und bildet einen neuen, der seitdem für sich ebenfalls in vollster Unabhängigkeit besteht. Hingegen bleibt ein Waisenkind so lange mit dem überlebenden Elternteil verbunden, bis es selber durch Heirat seinen eigenen Hausstand begründet. Bis dahin muß, außer dem eigenen Elternteil, der neue Stiefvater bzw. die neue Stiefmutter des Waisenkindes sich seiner in der Form

annehmen, als wäre es das eigene Kind. Mit alledem erweist sich die Einzelfamilie als ein kleiner Staat für sich, dessen Grenzen mit dem engen Grundriß der Familienhütte *thär*[1] jeweils buchstäblich zusammenfallen."[2]

Das räumliche Zusammensein der Mitglieder einer Einzelfamilie zwingt ihnen unausweichlich das Bewußtsein von den gegenseitigen Verpflichtungen auf. Die Natur selber legt sie den Eltern auf und die Stellung der Kinder denen gegenüber, die ihnen das Leben geschenkt haben, ist dadurch gleichfalls gegeben. In Gehorsam und Unterwürfigkeit müssen somit auch sie zu Hilfeleistungen bereit stehen, falls ihre Jugend sie dazu befähigt, sowie ihren Beitrag zum Bestande und Gedeihen des Familienganzen liefern. Alle Mitglieder ziehen ihren besonderen Vorteil aus der Familiengemeinschaft; diese aber kann nur bestehen und jedem das sein, was er erwartet, wenn ihr der einzelne nach Maßgabe seines Könnens und nach der herrschenden Arbeitsteilung dient. Auf diesem Boden gedeiht ein starker, pflichttreuer Familiensinn. Für ihre Familie lebt und arbeitet ein jeder der beiden Eltern; das eigene Wünschen tritt weit hinter die Forderungen, die das eigene Ich manchmal äußern möchte, zurück, ihre Persönlichkeit geht im Dienste der anderen Familienmitglieder auf.

Diesen ausgeprägten Familiensinn hat Hyades (f): 586 beobachtet: „Le sentiment de la famille est très développé chez ces sauvages; on a dit, avec raison, qu'il était le lien le plus puissant qui les maintenait unis." Trotz räumlicher Trennung voneinander, so betont Hyades (g): 35 an anderer Stelle, „bleibt doch immer ein gewisser Zusammenhang und die Abkömmlinge eines Geschlechtes fühlen sich im Falle von Gefahren und Zwistigkeiten immer als zusammengehörig". Von einem anderen Gesichtspunkte aus beleuchtet endlich auch Bridges (a): 204 jenes Verhältnis: „Family influence is the one great tie which binds these natives together, and the one great preventive of violence."

Die Pflichten für die eigenen Eltern und die noch unmündigen Geschwister darf der Sohn oder die Tochter bzw. der ältere Bruder oder die ältere Schwester, die sich verheiraten, nicht etwa kündigen. Gewiß, aus der unmittelbaren Verbundenheit mit der elterlichen Hütte scheiden sie aus, nicht aber aus der Zusammengehörigkeit mit den Personen, die sie beherbergt. Ihr Leben lang bleiben die Kinder mit ihren Eltern und mit ihren Geschwistern in Fühlung.[3] Jedem ist die eigene Familie wie auch jedes ihrer Mitglieder unvergleichlich wert und teuer; ihr zollt jeder alles Lob und er bedenkt das wirkliche Gute an ihr mit höchster Anerkennung. Wer von den Leistungen

---

[1] Darauf spielt Bridges mit etwas unglücklicher Ausdrucksweise an: „The term 'Ceurr', which primarily means a dwelling of any kind, secondarily family, kinsfolk, is the term used to denote clans or tribe" (MM: XVIII, 224; 1884). Hyades (l): 718 wiederholt diesen Satz.

[2] Spegazzini (a): 166 betont zwar „los afectos familiares"; doch weit entfernt davon, daß diese Liebe „no se manifieste mucho en las relaciones familiares, donde parece que domine un bárbaro egoismo", entfaltet sie gerade auf diesem Boden ihre schönsten Blüten. All dem gegenüber fehlt nicht die ungeheuerliche Behauptung Bove's (g): 234, daß „legame di famiglia non existe".

oder persönlichen Vorzügen seiner Familienangehörigen spricht, preist sie in Tönen, die kaum zu übertreffen sind. Den Gefahren vor einseitiger Übertreibung, vor rücksichtsloser Selbstsucht und vor bewußter Absonderung von der Allgemeinheit beugen allgemeinverpflichtende Bestimmungen vor. In sich ist und bleibt die Einzelfamilie fest verankert,"[216] das begründet ihre gänzliche Unabhängigkeit von anderen Einzelfamilien und ihre weitgehende Unabhängigkeit sogar von der gesamten Volksgemeinschaft."[217]

Ein zweiter hervorstechender Grundzug der feuerländischen Familie ist ihre v a t e r r e c h t l i c h e R i c h t u n g. Letztere allerdings ist nur an wenigen Anzeichen, immerhin eindeutig zu erkennen, obwohl es hier weder Erbrecht noch Clanbildungen mit besonderen Ansprüchen und Verpflichtungen gibt. Der Vater ist und bleibt eben doch das Haupt der ganzen Familie, wenngleich, auf Grund der Arbeitsteilung, seiner Frau ein unabhängiges Feld der Betätigung zusteht und er infolgedessen nur selten seine geringe Übermacht zur Geltung bringt. MARTIAL: 196 schildert dieses Rechtsverhältnis folgendermaßen: „L'autorité dans la famille appartient au père; femme et enfants lui obéissent; autorité bien faible toutefois, et qui ne s'exerce qu'en cas de nécessité." Jeder der beiden Eheleute behält die freie Verfügung über sein Sondereigentum; die Sorge und Verantwortlichkeit für die gemeinschaftlichen Güter oder für den Familienbesitz obliegt dennoch dem Manne. Er entscheidet letzten Endes in Fragen, die von einiger Bedeutung für die Familienmitglieder sind, und seinem Worte fügen sich alle. Wenn er stirbt, muß sein älterer Bruder sich um Frau und Kinder, die er zurückläßt, aus allgemeinrechtlicher Verpflichtung annehmen. In der Namengebung allerdings kommt dieser vaterrechtliche Einschlag in der feuerländischen Familienordnung nicht zum Ausdruck; dafür fehlt eben hier, wo der Name vom Geburtsorte hergenommen wird (S. 729), ein wirklich begründeter Anknüpfungspunkt.

2. Der Verwandtenkreis

In der Volksgemeinschaft unserer Yamana steht jede Einzelfamilie als ein selbständiges, auf sich allein beruhendes Gebilde da. Demgegenüber erscheint die Verwandtschaft als eine lockere Zusammengehörigkeit aller jener, die durch Bande des g l e i c h e n B l u t e s aneinandergeschlossen sind. Nach den Begriffen der Feuerländer sind nur solche Personen miteinander verwandt, die ihren gemeinsamen Ursprung von irgendwelchem Vorfahren herleiten, und hierfür ist es völlig belanglos, ob dieser Nachweis über den väterlichen oder den mütterlichen Zweig geführt wird.[218] Durch Einheiraten, durch Ver-

[216] Dies bestätigt HYADES (p): 333 mit folgenden Worten: „La famille est bien constituée, mais la tribu n'existe pas, à proprement parler."

[217] Dieser und jener Beobachter gewahrte mit BOVE (g): 244, daß „ogni famiglia fuorgina vive nella massima indipendenza". Doch steigert sich letzterer nie so weit, wie in OUTES (g): 58 behauptet wird, „que el padre no puede amonestar a su hijo si darle órdenes directas".

[218] Auf die Gleichwertigkeit beider Richtungen weist auch BRIDGES (i): 21 hin: „Whilst children belonged to the clan of their father yet their mother's relations were equally dear

schwägerung, durch Adoption u. dgl. m. entsteht zwar eine nahe Beziehung der betreffenden Personen zueinander, nicht aber eine Verwandtschaft. Ganz allgemein betrifft das Verbot zu ehelicher Verbindung jene Personen, in deren Adern das Blut aus dem gleichen Stamme fließt.

Ohne Einschränkung besteht zu Recht, was Bridges (h): 205 diesbezüglich behauptet hat: „Nunca se casan [los yamana] con ningún pariente sanguíneo por lejano que sea." Sie bekunden einen deutlichen Abscheu vor dem ehelichen Zusammenschluß solcher Personen, die irgendwie als blutsverwandt gelten (S. 652). Als solche betrachtet man Schwager und Schwägerin nicht; somit stößt das Gebot der Leviratsehe bei seiner Begründung nach dieser Seite hin auf keine Schwierigkeit (S. 646). Aus der gleichen Erwägung heraus ist es zulässig, daß derselbe Mann mit zwei Schwestern sich verheiratet und daß er beide gleichzeitig in seine Hütte aufnimmt (S. 650). Unstatthaft ist es jedoch, eine Witwe und deren Tochter gleichzeitig zu ehelichen, weil der Mann, falls er erstere heiratet, letzterer gegenüber wirkliche Vaterpflichten zu erfüllen hat (S. 653).

Von einer *räumlichen Umgrenzung* der Blutsverwandtschaft zu sprechen, würde offensichtlich Mißverständnisse veranlassen. Tatsächlich halten sich die meisten Familien, die zueinander gehören, im gleichen Gebiete auf und ein guter Teil jener, die eine Lokalgruppe bilden, sind miteinander verwandt. Eben deshalb sucht sich der Bursche und das Mädchen den Ehegefährten im benachbarten Gebiete, so daß bei der Heirat mancher aus seinem Verwandtenkreise auch in eine andere Lokalgruppe übertritt. Mag er dort sogar sein ganzes Leben hindurch verweilen, mit der Familie, aus der er hervorgegangen ist, bleibt er zeitlebens als ein Blutsverwandter verbunden.

Um über die gegenseitigen Beziehungen sicher zu sein, liefert die Yamana-Sprache ganz genaue Bezeichnungen sogar für entfernte Verwandtschaftsgrade. Sie sind selbstverständlich jeder Einzelperson genau so geläufig wie Worte für alltägliche Gebrauchsgegenstände. Hyades (p): 334 schreibt: „La parenté est reconnue jusqu'au quatrième ou au cinquième degré." Unser Indianer ist beim Zählen zwar nicht peinlich genau, aber er weiß eine verwandtschaftliche Verbindung festzustellen, die zuweilen in weit abliegende Grade zurückreicht und die schließlich nur noch durch das lange räumliche Beisammensein der Familien begründet werden kann.

Das Verwandtschaftsverhältnis wirkt sich indes nicht nur im negativen Sinne aus, insofern es eine Heirat unmöglich macht, weit mehr drängt es zu *gegenseitiger Stütze* und Hilfeleistung. Die Einzelfamilie beruht zwar rechtlich auf sich selber, doch gibt es für sie keine Einrichtung irgendwelcher Form, die ihr einen Rechtsschutz gewährleisten könnte. Aller Willkür des Stärkeren wäre sie ausgeliefert, fände sie nicht Deckung und Rückhalt bei den Blutsverwandten.[219] Eine nur befreundete Familie steht ihr nicht nahe

to them, as their fathers and they were equally bound to be friend and defend them and to avenge their wrongs." Anderswo (k): 235 betont er, daß „la parentela del lado materno era tan apreciada como el paterno".

[219] Bove (e): 130 und (g): 234 schreibt: „Sólo la necesidad de una defensa común obliga

genug, um in jedem Bedarfsfalle eine sichere Zuflucht zu sein; die Bande des Blutes hingegen lösen sich nie und bewahren unablässig ihre Stärke. Darum merkt sich ein jeder sehr genau all jene Personen, die ihm näher und entfernter verbunden sind; ihrer Hilfe versichert er sich beizeiten durch häufige Besuche, die er ihnen abstattet, und durch wiederholte Erkundigungen, die er über sie bei anderen einzieht; er sucht sie eigens auf und ruft sie dringend an, wenn ihn die Feindschaft anderer bedroht oder wenn er einen Überfall zu gewärtigen hat. Das sind die sozialen Beziehungen, die jeder pflegt[***] und zwar nach eigener Wahlfreiheit bzw. nach der Notlage, in der er sich gegebenenfalls befindet.

Auch das Geselligkeitsbedürfnis spielt hier hinein, das den einen stärker als den anderen in den Kreis seiner Vertrauten drängt. Darin nimmt niemand eine rechtlich begründete Vorzugsstellung ein. Der moralischen Übermacht erfahrener Greise oder tüchtiger Männer beugen sich die jüngeren Leute selbstverständlich aus Vernunftgründen; wem aber etwas nicht zusagt, der entfernt sich unauffällig und geht bis auf weiteres seine eigenen Wege.

Den Rat und die Entscheidung eines älteren Verwandten holt sich jeder gern ein. Auf seine Hilfe und Unterstützung kann sich der immer verlassen, der die verwandtschaftlichen Beziehungen gepflegt hat und der selber seiner Verwandtschaft zur Ehre gereicht. Ist diese zahlreich und gehören ihr angesehene Männer an, wird dadurch das Selbstbewußtsein des einzelnen bedeutend gesteigert und seine Zuversicht erhöht; gern rühmt er sich seiner ausgedehnten, mächtigen Verwandtschaft, auf deren Schutz er rechnen kann. Selbstverständlich werden die eigenen Verwandten gegenüber anderen Gästen bevorzugt und höher geehrt. Jeder weiß sich auch verpflichtet, einem von Not bedrängten und von Feinden bedrohten Verwandten zu Hilfe zu eilen, das an ihm verübte Unrecht zu rächen, dessen guten Ruf, der geschmälert wurde, wieder herzustellen und überall mit Tatkraft für ihn einzutreten. Das alles fordert die Familienehre, die jedermann hochhält. In seiner Verwandtschaft also findet der einzelne immer Schutz und Recht für alles, was ihn bedrängt.

3. Verwandtschaftsbezeichnungen

Die Einzelfamilie, mag sie auch rechtlich ganz unabhängig sein, sieht sich trotzdem dann und wann auf ihre Verwandtschaft angewiesen. Das hat dazu geführt, daß jeder sich überraschend genau in den Beziehungen, die ihn mit irgend jemand verbinden, auskennt: Zwar wird das nicht ein ursächlicher Anlaß für die Entstehung der vielen Verwandtschaftsbezeichnungen gewesen sein; aber so viel ist sicher, daß ein erwachsener Indianer sie überraschend zuverlässig beherrscht und gebraucht. Die Angehörigen erörtern sofort bei

a algunas familias a unirse en una sola tribu, pero nadie tiene el derecho de penetrar a la fuerza y de mezclarse en los intereses ajenos." Der Ausdruck "tribu" kann hier nur verwandtschaftliche Gemeinschaft bedeuten.

[***] Diese Beziehungen hat Szalay-Lukas (a): 165 in viel zu kurzer Fassung umschrieben.

1: Gusinde SH6 Yahgan

der Geburt und während der ersten Lebensmonate eines Kindes, welche Beziehungen es mit all jenen eingeht, die den näheren und entfernteren Familienkreis bilden."[221]

Von vornherein überrascht nicht nur die g r o ß e Z a h l, sondern auch die folgerichtige Ausgestaltung der Verwandtschaftsbezeichnungen.[222] Auf Bridges verweisend sagt Hyades (q): 261: „Il ont des termes particuliers pour tous les degrés de parenté," ja bedeutend mehr, als die meisten Europäer anzuwenden imstande sind.[223] Heutigentags allerdings sind einige davon den jüngeren Indianern nicht mehr geläufig, weil ihr Stammesleben seit langem in Auflösung begriffen ist; früher bot sich häufiger die eine und andere Gelegenheit, dergleichen Bezeichnungen anzuwenden.[224]

Die folgende Zusammenstellung der Verwandtschaftsbenennungen bei den Yamana stammt aus der Feder des Herrn Dozenten Dr. Ferdinand Hestermann, der sie eigens für dieses Buch auf meine Bitte geliefert hat. Er schreibt:

Wie die Sprache der Yamana äußerst formenreich ist, so gliedert sich auch die Benennung der Verwandtschaft sehr reichhaltig. Das scheint auch Rev. Bridges stark empfunden zu haben, denn wir sehen in seinen Arbeiten Übersichten dieser Benennungen mehrfach vertreten.

Diese Liste ist nun zuerst ein Auszug aus dem Yamana-English Dictionary des Rev. Thomas Bridges.[225] Diese Ausbeute bildet die Grundlage. Zur Kontrolle und Ergänzung sind aber auch die anderen Angaben von Rev. Bridges herangezogen worden, so die in seiner in London publizierten Grammatik, wie auch die in dem Druck des Manuskripts, das zum genannten Lexikon gehörte, das aber nie veröffentlicht wurde. Aus diesem letzteren Manuskriptdruck ließen sich aber nur Fingerzeige geben, da der Satz ohne jede Korrektur mir vorliegt und die handschriftliche Vorlage nicht zu erreichen war. Des weiteren ist auch das Lukasevangelium benutzt und zwar in der Form des von Platzmann aus ihm ausgezogenen Wörterbuches.[226] Die Gram-

[221] Hierauf spielt Despard (b): 698 folgendermaßen an: „They are very exact in preserving the remembrance of the precise relationship borne by members of a family each to other."

[222] Immer noch unvollständig sind die an sich langen Listen, die einige frühere Beobachter zusammengestellt haben; genannt seien hier vor allem Hyades (p): 333 und (q): 297, Lothrop (b): 161, Spencer: 61, 65.

[223] Bridges gibt dies in Hyades (q): 261 dahingehend zu und niemand wird ihm widersprechen, daß unsere Eingeborenen „sont à cet égard plus de distinctions et plus de mots que nous-mêmes".

[224] Wir stehen hier vor einer Allgemeinerscheinung in der Welt der Primitiven. „Die verwickelten Verwandtschaftsbezeichnungen mancher Stämme und ihre genaue Beherrschung durch den Eingeborenen, der jeden einzelnen Genossen sicher in dieses System einzureihen weiß, werden uns erst hieraus [aus der Enge der Verhältnisse] verständlich: wer nun früh auf angehalten wird, diesen Dingen die größte Wichtigkeit beizulegen, lernt es mit den Jahren unschwer, sie an einer beschränkten Zahl von Menschen genau zu unterscheiden." So Vierkandt: Das gemeinschaftliche Gemeinwesen der Naturvölker: Stuttgart 1922.

[225] Auf dieses Werk wird im vorliegenden Buche mit Bd verwiesen.

[226] Gemeint ist Platzmann (a). Vgl. den Quellennachweis am Ende dieses Buches.

matik von Lucien Adam ist nur spärlich gebraucht, da sie ja nichts Ursprüngliches enthält; das Gleiche gilt von den Aufzeichnungen des Boggiani und Bovg. Doch sind ausgiebig die Vokalverzeichnisse der Mission Scientifique herangezogen worden. Aber nach all dem ist der Einblick noch nicht überall restlos klar, dafür ist die Sache zu stark kompliziert.

Noch zwei kleine Bemerkungen möchte ich mir erlauben. Im Umfang der Benennung gehe ich weiter als andere gehen, da es deutlich von der Sprache so gefordert wird. Außerdem füge ich auch manches Verb hinzu, das die Deutlichkeit dieser Liste von Verwandtschaftsbenennungen sowohl für Linguisten, wie für Ethnologen, vor allem für Soziologen nur noch heben kann. Wer sich vertiefen will, sei auf das Dictionary verwiesen.

Männliche Verwandtschaftsglieder stehen links, weibliche rechts auf der Seite. Possessiv und Anruf wird gelegentlich hervorgehoben. Auch der Numerus tritt hier und da als Plural oder Dual neben dem Singular auf. Was in () erscheint, kann fehlen und stehen. Die Ziffern vorher ohne Klammer mit Punkt zeigen die Person an. Die Ziffer hinterher in Klammern nennt Kapitel und Vers aus der Übersetzung des Evangeliums von Lukas.

Sich selbst nennen diese Indianer *yámana.*

yamana-ūwa Mann
yamali(m) Leute, heißt im Pl. *ū-aiamalim* Männer (11, 44; 9, 14)

yamana-ā-kipa Frau
yamanāiamalim Menschliche Wesen
kip-aiamalim Frauen (23, 49. 55; 24, 22)

Deutlich werden Fremde getrennt: *agöpatūa, aua, mēamūa,* das erste als europäische, das letzte als einheimische Fremde gemeint.

ūa Mensch, Mann, auch *uön* (23, 2. 4. 14. 19); *ūa* in Lk (1, 31) als "Sohn" gebraucht, da es hier dem Wort "Mensch" gleichgesetzt werden kann.

ūa, uön Mensch, Mann

kipa Frau, Weib, auch *kipāki*
pa Dasselbe im Osten des Canal de Beagle.

Für letzteres Wort ist *kipa-dāra* "alle Frauen, jede Frau" auffällig. Siehe diesbezüglich bei "Kind".

"Herr" ist *gāligūa* (12, 43), "Fürsten, Herrenleute" *tauingala* (21, 12), im Sg. *tauina* "Herr, Meister" (9, 54; 12, 13) oder *taulnūa* "der Oberste" (18, 18), während *ōhör' mātāgūna* "Hausherr" (12, 39; 14, 26) heißt.

wātgala "die Ältesten, Alte" steht in Lk (7, 3).

ma-gālig-ūa wird für "Knecht" oder "Magd" gebraucht (1, 38; 12, 36).

uöltöxyāgūnön Knechte (7, 2); *uöltāgūkipriamalim* Mägde (12, 43. 45).

Zum Ausdruck des Freundesverhältnisses liegen mehrere Wörter vor, die auch gelegentlich im Sinne des Verwandtseins stehen können.

tögakālū Freund (14, 10, 12; 11, 6)
kurūgala Freunde (15, 6)

dālinaka Freundin (cognata 1, 36)
kurūākindrian Freundinnen (15, 9)
ingāgakipriamalim schlechte Frauen (meretrices 15, 30).

Das Wort "verwandt" oder "Verwandter" schlechthin läßt sich nicht ohne weiteres wiedergeben (s. "Freundin"), da es meist näher bestimmt wird. *mákör'* "miteinander zusammenhängend wie Verwandte", im Du. *mákör'pai*, im Pl. *mökör'yamalim*. *magáta* Blutsverwandte, Du. *magátapai*. *sónnakita* Ohne männliche Verwandtschaft, ohne Freunde, die Kampfhilfe stellen könnten, ohne Brüder, ohne Onkel, ohne Vettern. — Im übrigen werden wir bei den einzelnen Angaben darauf zurückkommen müssen.

ášš(an), ášša Großvater — *gúlúana* Großmutter

hau áššun, hau ášu(ö)n 1. ditto — *hau gúlúanan* 1. ditto.
lin ášúön 2. do. — *sin gúlúanan* 2. do.
kit ášun 3. do. — *šina gúlúanan* 2. do.
kit ášuun 3. do. — *kičin gúlúanan* 3. do.
kit ášúön 3. do. — *könjimin gúlúanan* 3. do.

Wenn es hier auffällt, daß zwei verschiedene Stämme für den Doppelausdruck gebraucht werden, so erklärt sich das im Folgenden sofort; denn der Großonkel heißt *gólniakön*, während für "Großtante" nirgends ein Wort aufzufinden ist.

Auch Gegenden werden mit Verwandtschaftsnamen in Verbindung gesetzt. So *hi-kaiamakútasa* "Meiner Großmütter Land", genauer mit *ási*, das "Land" bedeutet, also: *ki-kaiamákútas-ási* und *ki-kaiamákus-á* männlicher, *ki-kaiamákus-á-kipa* weiblicher Verwandter von dort. Der Ausdruck kann auch in umgekehrter Richtung sich auf die Enkel beziehen: "Das Land von jemandes Enkel". *hi-kaiamákus-ápai* sagt, daß zwei Personen zu der Großmutter Land oder zu der Enkel Land Beziehung haben. *hannaiamalim* Meine Landsleute — *hanna-kipaiamalim* do. f. was im Sg. lautet *hanngula* do. m. — *hanna-kipa* do. f.

Verächtlicherweise sagt man *hannúca* Meine Landsleute. Gelegentlich werden wir noch solche Entsprechungen erwähnen.

Wie man örtlich die Benennung beschränkt, so ist das auch mit Bezug auf das Geschlecht möglich: *winni-úalan* Alle weiblichen Verwandten von jemand, wie Nichten, Cousinen und Zweitcousinen usw. Der Ausdruck ist aber familiär, was auch jedesmal dabei berücksichtigt werden muß.

Für "Eltern" kennt man zwei Ausdrücke: *dáiinakaiamalim* und *túkátürú*. Die Paarbenennung kommt auch einem Einzelgatten zu, wie *tuku, túkú(n), túkun* (8, 3; 18, 29) oder *ákin'ha* Mein Mann! Meine Frau! *ki-túku-n* Seine Frau, ihr Mann. *kútú-pai tuku könjin* Das ist die Frau jenes Mannes, das ist der Mann jener Frau. Doch gibt es auch Einzelbenennung ausschließlich, aber nur auf seiten der Frau. So: *paua-tuku-áki*, wenn ein Weib schlechthin gemeint ist, während das Nebenweib oder die zweite Frau *uidág(ákl)* heißt, so benannt, da ihr Platz an der oberen oder inneren Seite im Wigwam ihres Mannes ist. *dárá-kip-a* bedeutet nur "alte Frau". Braut und Bräutigam heißt wie oben "Gatte, Gattin" *tuku; matuku* dagegen wird nur für "Gatte, Gattin" gebraucht.

Letzteres Wort bedeutet nur "heiraten", oder wieder genauer: Nordwärts gehen oder kommen und heiraten oder geheiratet werden, oder um zu heiraten. *matükŭpai* "Ein verheiratetes Paar" oder "einander heiraten". *matükriamalim* Ein Mann und seine Frauen, zwei Männer und ihre Frauen. Diese Kategorie von Ausdrücken ist wieder äußerst reichhaltig, wie z. B. *tümülönulyŭgŭ* Jemandes Gattin oder Gatten bei sich festhalten oder zu sich nehmen. *gör'tükŭ* Eine Frau heiraten, zu der man oder wozu man kein Recht hat. *păligŭ* In die Ehe schicken oder geben, nämlich ein Mann seine Tochter (aber nicht seinen Sohn). *păligămătŭ* Veranlassen zu geben und sich hinzusetzen im Wigwam, wie ein Vater seine Tochter mit Rücksicht auf ihren zukünftigen Gatten. *wŏhyăkin* Die erste Frau, deren Platz an der Türseite ihres Mannes ist. *Yamalŭrŭna* (*sŭapŏna, sŭipŏna*) Weibliche Verwandte mit solcher Familiarität behandeln, wie sie nur am Platze ist jenen gegenüber, mit denen eine Ehe eingegangen werden soll, oder Verwandte wie Cousinen, Tanten usw. heiraten, sich ungewöhnliche Freiheiten erlauben mit jemandes Verwandtschaft, Familie oder Heiligtum entweihen, roh sein. *tătux-gămata* Jemand an Stelle eines anderen zur Ehe geben. *tuxkŏna* Auf dem Schiff heiraten. *tuxlŏăia* Geheiratet sein mit oder heiraten mehr als zwei Frauen. *tunnana* Lieben, mit Liebe und Güte behandeln, wie ein Mann seine Frau (nur Frauen gegenüber gesagt). *tstuxyellăki* Eine Frau, die von einem früheren Manne verlassen oder entlassen wurde. *tsriamalŭrŭna, tsriamalŭrŭngăligŭ* Einem Manne eine Frau als Gattin geben, die mit ihm verwandt ist. *tümünăriăin tükŭpei* Einem Mann zur Ehe versprochen (1, 27). *tstükŭŏkundaulum* Von der Hochzeit, aus dem Hause seiner Gattin (12, 36). *kŏtüsŏlăndĕ kipa* Sie freiten (17, 27). *kŏtümăgăligŭsindĕ kipa* Frauen wurden zur Ehe gegeben (17, 27). *kŏtuxmŭtudĕ ŭa* Die mit ihrem Manne gelebt hatte (2, 36). *makurŭa* Die Geliebte, Auserwählte (9, 35; 23, 25). *matunnn-ŭniăgŭa* Eine Frau über alle Anderen von ihrem Mann begünstigt.

Beim Wort für Vater ist es merkwürdig, daß Bridges nur ein einziges mit dem Poss. 3 gebraucht; er weist ausdrücklich darauf hin, daß man nur die Possessiva benutzen könnte, die zu einem Wort von ihm angegeben sind. Und in der Tat ist das erwähnte Verhältnis in all seinen Angaben so.

:au, imu, imŭn Vater (11, 2. 13; 12, 30)	*dălsi(n)* Mutter (1, 43; 4, 38)
:mundrim Väter (21, 16)	*ŭăgŏnnux* Mutter nur von Söhnen
imŭălan Väter (23, 26)	*dălsindrim* Mütter (21, 16)
	hi-dălsĕ(a)n 1. Mutter (8, 21)
hau imun 1. do.	*hi-dălsin* 1. do.
sin imun 2. do.	*dălsria* 2. do (8, 20)
kŏn)imin imun 3. do.	*sin(a) dălsin* 2. do.
kiĕ imun 3. do (15, 28)	*kŏn)imin dălsin* 3. do.
kiĕ imun 3. do.	*ki dălsin* 3. do. (8, 19)
kŭtŭnsŭki do.. Alter, ältlicher Mann	*kŭtŭns-kip-ăki* Mutter, alte Frau.
kŭtŭns (fam.) *kŭtus(in)* do.	*kŭt(ŭ)ns-kipa* do.

dărūnŭa Alter, alter Mann, do.
dărūnŭkin, dărūnŭkin do. (12, 53; 15, 22)
dălaua Dein Vater (15, 27)
dălŭa(n) 2. do.
hi dălaua(n) 1. do.
hi dăbŭan 1. do. (15, 12)
(u)ŏălŭma(n) Älterer Mann
tănŭra Mein Vater, mein alter Mann (fam.)
taninua 2. do.
(haua) tămagaira 1. do. do. (fam. und freundschaftlich von seiten Jüngerer
yauaua Mein Vater (lokal im Osten)

dărăkipa Alte, alte Frau, do. (1, 18; 12, 53; 2, 36)
darakipa, dărăpa Eine alte, große und starke Frau, Mutter
dara-acinni, dărg-inni do. do.

tanŭra-kipa Meine Mutter, meine alte Frau (fam.)

pasanăpa Mutter
haua pasanăpa 1. do.

Zur Ergänzung noch einige Angaben. *dapŏă, dăpŏă* (11, 27; 23, 29) *tămauăa* (im Süden) Mutterbrust, *-dapŏla* säugen, *gainăi* Zur Reife wachsen (von der Mutterbrust gesagt). *gönnax* Eine Mutter, die nur weibliche Nachkommen gebiert. *meamasa, maiamasa* Schwanger. *yemböna* Ein kleines Kind haben. *yembönăkipa* Mutter eines kleinen Kindes. *yellămăgŭ* Bei der Niederkunft einer anderen Frau zuvorkommen. *tămătălŏăa* Kinder oder Nachkommen haben. *tăsilana* Embryo, mit einem Kinde in den ersten Monaten gehen. *galatia* Embryo, *amagăna* Bauch, Embryo, Ei, schwanger. *măgŭ* Als Sohn annehmen, ein Kind zur Welt bringen, ein Junges haben. *măătsikŏri* Hervorkommen, zur Welt kommen. *tăcikipinnua* Ein Kind oder anderen Abhängigen haben, dessen Leben von anderen bedroht wird. *tămagönnaka* Keine Nachkommenschaft hervorgebracht haben, kinderlos, unfruchtbar. *jăkal* Unfruchtbar, keine Nachkommen habend. *măgönnaka* Kein Kind (geboren) haben. *mătămăgăpai* Zwei Kinder haben. *arĕna* Leibesfrucht, *kicin arĕnan* 3. do.: *haa galatia* 1. do. *arenanga* Du wirst (im Schoße) empfangen (1, 31), *könenanade* Sie ward schwanger (1, 24). *măgaăin* getragen habend (nach der Schwangerschaft; 11, 27). *a tămagăa ăa* Du wirst einen Sohn (-Mann) gebären (1, 31). *ăămuăyagŭ* Embryo, *ăămuăyagŭ-dăli, hasanasa kipa* Eine schwangere Frau. *jăkăluf* Nachgeburt, Nabelschnur. *gŭpŭ* Nabel, *gŭpul* Nabelschnur.

Vom Manne: *ăng-qala, alax-qala, höllŏx* Testikeln. *höllŏxkai-iăadătŭ* Nieren. Damit hängt zusammen *höllŏagaina* Ein beliebtes Spiel, bei dem dieses Wort wiederholt wird. *hallăĭi* Penis.

matămăgănnakăra Ein Mann, der keine Kinder hat, kinderloser Mann. *matămăgŭ* Ein Kind haben oder zeugen (nur vom Manne gesagt), zu bestimmter Zeit oder am bestimmten Orte geboren sein. *matulŏăa* Mehr als zwei Kinder (gezeugt) haben. *ha-matămăgăpikin-de kaiăula amălategan-apai* Ich habe Zwillinge gezeugt. *yemböntra* Ein Mann, der ein kleines Kind hat. *tăkatega* (Von einem Manne gesagt) eine Frau als seine Gattin ins Kanu nehmen. *ana,*

sioman(i)a Geschlechtsverkehr haben. *lōlaiella* Aufhören zu zeugen oder Aufhören, jetzt noch weiterhin irgendwelche Nachkommen hervorzubringen.

ingūge Ehebrecherisch, lasziv, ausschweifend. *ūun* Ehebrecherisch, geneigt zu Belästigungen oder Gewalt, *kipata*, Ehebruch begehen, eine Frau überwältigen, ehebrecherisch, Lüstling. *kipatāki* Der Ehebrecher. *kipatākinwa* O du ehebrecherischer Mensch! *kipōālōmbi* Ehebrecherisch, inzestuös, Hurer. *gōr'gaia* Unverschämt und herausfordernd einen Mann belästigen, indem man versucht, mit seiner Frau gegen ihren Willen zu tändeln.

hwua matūmāgū mpala Mein Geburtstag.

ūpūn-ūa Witwer, Junggeselle	*ūpūn kipa* Witwe
ōlātakāki do.	*ōlātakākika* do. (2, 37; 21, 2)

ōlātaka Des Mannes oder der Frau beraubt; abwesend (allein lebend) von Mann oder Frau, *mpaiūpunanākipa* Eine Frau, deren Mann ermordet worden ist. *gātāt ūpōna* Im Wochenbett sterben.

makū, mākun, mākūn Sohn	*māk-kipa, mā-kipa* Tochter
mākū do. (9, 58; 12, 8)	*mā-kipa-n* do. (2, 36; 8, 49)
kōmbei mākū Zwei do. (15, 11)	*makipeiamalim* Töchter (23, 28)
hwua mākun 1. do. (15, 31; 9, 35)	*hwua mākipan* 1. do.
sa mākun 2. do. (15, 30)	
ki mākun 3. do. (20, 44)	*ki mā(ki)pan* 3. do.
wōlēwa, walewa do. (1, 13. 57)	*inni, inia* do.
	uinia Meine Tochter! (8, 48)
	hwua uei-kipa-n 1. Tochter
tūmāgū kai-wala Sohn (illeg.)	*tūmāgū ini* Tochter (illeg.)
kaiiūala Kind (bes. m.)	*kipa kaiiūala* Kind (f.)
kei-yūala do. (2, 40; 43)	
kaigūala do.	
yārūmatia Kleines Baby (m).	*yārū-kipa* Junge Frau, Weib, Tochter
yārumūa do., Jüngling (12, 53; 7, 14; 15, 21)	
yārumūāki Der Sohn	
jakauiya, ājakauiya Baby (m).	*ājakauiyākipa* Baby (f)
latukumara Kind (m.), do.	*latukumarakipa* Kind (f.)

Nun zu dieser schon reichlichen Vertretung noch eine Nachlese, die, wie in allen Fällen, auch immer nur eine Auslese bedeutet.

mōtakaiyin Ausendent, Nachkomme. *pikin-ini* Säugling. *keiiūalaiamalim* Kinder (6, 35; 11, 7; 20, 34). *ōsūnākin* Jüngstes (m., f., 15, 12). *kūpalpāki(n), kagulpa, kaguspaki, kōčiyella* Der Letztgeborene, *niannpaiamanāgūa, kiūrimunypeiamanapyūwa*, Erstgeborener, *keiypeiamana mūgudē wōlēwa* Sie gebar ihren Erstgeborenen (2, 7). *lōla* (meist *ūela*) Jung, *lōl-āki* Kleines, unschuldiges Kind, *lōladāra* Die Kinderwelt. *amapītu* Ein Kind, das noch nicht sprechen kann. *yekākin* Kleines Kind (2, 12. 16). *yekpalēwa* Ein kleiner Junge. *yakauiyanda* Ein kleiner (kolossaler) Kerl. *mpalēwa* Jungen zusam-

mem, keine Mädchen dazwischen. *mishamakuna* Kleiner (7, 28). *nidāpa* Ein Knabe, männlich, männlichen Geschlechtes [bei Menschen und Tieren].

yūaiamana, Der Älteste oder Erstgeborene der Familie sein.

yūaiamānāwa Erstgeborener
yūāikuiāki Ältester, Erstgeborener
yatuwuiim Ältester, erstgeborener Sohn oder Bruder
yūaiamanākipa Älteste Tochter
yūāikuiākipa Erstgeborene (Sg. f.)
yātāwuikipa do. Schwester

iamargoīin hgunga Was, ein Bruder! *yatuwuiimpai* Die zwei ältesten Brüder. *ugana* Ein Mann, der noch kein *yékamai* ist, ein Nichtinitiierter. *tāmām* Ein Junge, der noch nicht der *klaa*-Disziplin unterworfen ist, der in den *klaa*-Riten noch nicht initiiert ist. *yāmamāgūa* Erstgeborener. *yarumgala* Junge Leute. *dārgaleua* Ein alter, schwerer Knabe, ein alter Kerl, ein schwerer Junge, ein Mann und nicht länger ein Junge. *dārāuala, dārāwa* Alte Leute, ein alter Mann *dārāwāki* Der alte Mann. *maiāpanāpai* Zwei Personen zusammen, die gleicherweise unverheiratet sind, *mātāānata* Zum vollendeten Manne heranwachsen.

iuganikipa Mädchen (1, 27; 8, 54). Jungfrau, junge Frau. *umbal(l)ux* Ein Mädchen, ein Baby (f.), eine junge Tochter. *yeka-lāganikipa*, Ein kleines Mädchen. *tāwaikipa* Die älteste oder erstgeborene Tochter, die vor allen anderen. *sapa* Blut (11, 50. 51; 22, 44), *sāpa* do., *sāpant(i)a* Menstruieren, *tari* Die erste Menstruation, *wēlix* Menses. *kimānkipa* Eine Frau, die nach einer schweren Krankheit in der Rekonvaleszenz ist (fam.).

anakōiandaulumāa kānjin Er ist ein Mann, der nicht zu meiner Familie oder zu meinem Orte gehört. *anakōiaa hai annā* Ich bin ein Mann, der nicht nahe mit ihm verwandt ist. *mamāgaiamalim* Ein Mann und seine Kinder, die ganze Familie. *matākaiamalim* Ein Mann und seine Frauen, die untereinander verwandt sind. *annā mamākus kāndajan* Jene, die zueinander Brüder und Schwestern sind, sie sind Brüder zueinander, *mamākus-pai* Zwei, die zueinander Brüder sind, *mamāku-yamalim* Brüder, Genossen. *mamāgā(pai)* Ein Vater und seine Söhne, eine Mutter und ihre Söhne. *hauiyamar āai-adaulum āa* Ein Mann aus meiner Gegend.

mpaimpai, mpaimyamalim Zwei und mehr, die Brüder zueinander sind. *mpaikipāpai, mpaikipaimalim* Zwei und mehr, die Schwestern zueinander sind.

aniāali Eine Person, deren männliche Verwandte meist gestorben sind, die somit schwach an Einfluß oder ungeschützt ist gegen Unrecht. *arāgo* Waise, *ārākāāki, ārākā(a)* Einer, der weder Vater noch Mutter hat, Doppelwaise.

wālakiya Waisenknabe
yālāla Ein Waisenkind
pillai Söhne und Töchter eines Ermordeten (m.)
tauwālāwa Ein Mann in Trauer um Kind, Eltern, Bruder oder Schwester.
wālakiyakipa Waisenmädchen
yālālakipa Eine Doppelwaise
pillaikipan Töchter eines Ermordeten (m.)
tauwālāwākipa Eine Frau in Trauer um Kind, Eltern, Bruder oder Schwester.

tūpūr(ūm)a Ein Vater oder Bruder eines Ermordeten

tūpūrakipa Eine Mutter, deren Sohn oder Schwester, deren Bruder oder Schwester eines Ermordeten.

tūpūra Verwandte, wie Mutter oder Vater und Brüder und Schwestern eines Ermordeten. *tūpūrana* Die Pflicht, Rache zu üben an den Mördern jemandes Kinder oder Brudern oder Schwester. *mēaiōlāpai* Zwei Personen, Knaben, die Waisen sind. *hāpailhā, hāhūlha* Ein Knabe, dessen Vater oder Mutter verstorben ist. *ānūhūrra* Ein Ausdruck, den man einem Platze statt seines eigentlichen Namens gibt mit Rücksicht auf den Toten, nach dem er benannt war. *ānūnaiūj(a?)* Ein Name, der einem Knaben gegeben wird an Stelle seines Geburtsnamens mit Rücksicht auf den jüngst Verstorbenen, der mit ihm den gleichen Namen trug. So wird, bei dem gleichen Namen für zwei Personen, der Überlebende *ānūhaiūj(a?)* genannt; wenn die Person weiblich ist, *ānūhaiūj(a?)-kipa*. *ānūtāpa* Eine Person, deren nahe Verwandte gestorben sind, ein Waisenkind (infolge Nachlässigkeit oder Schuld des Vaters). *ana-ānūf* Meine toten Verwandten. *mānerūākindrina* Die Toten (20, 37). [Einige Bruchstücke wiederholt der Abschnitt über die Trauergebräuche.]

mashūla kipaianalim Frauen, die nicht verwandt sind. *kaiuxi-kipaianalim* Meine Landsmännerinnen. *ashaiamākūmūkipan* Eine Frau von deiner Großmutter Gegend. *aiani-ānūm* Alle weiblichen Verwandten jemandes, wie Nichten, Cousinen, Zweitcousinen usw. (fem.) *manōkus-kipa* Drei oder mehr, die zueinander Brüder und Schwestern oder Schwestern oder erste Cousinen sind. *manōkus-kipāpai* Solche, die zueinander Schwestern oder Schwestern und Brüder sind. *manōkus-kipaianalim* Drei oder mehr, die zueinander Schwestern oder Schwestern und Brüder sind. *mamākipa, mamākipāpai* Mutter und Tochter oder Vater und Tochter, *mamākipaianalim* Eine Mutter und ihre Töchter oder ein Vater und seine Töchter. *kuinan* Eine Frau, seit kurzem Witwe, von einem anderen Mann zur Gattin genommen. *mōxyella* Sterben und ein Kind hinterlassen als Waise (nur von der Mutter gesagt). *mōxyellāki* Ein Kind, dessen Mutter es sterbend hinterließ, ein mutterloses Kind. *kūlpai-kipa* Eine Frau, die kürzlich einen Bruder, eine Schwester oder einen Vetter oder eine Cousine verlor. *ūūruxyellādātū* Eine Familie von Kindern, durch den Tod wie einer Mutter hinterlassen. *ūātōllixyellādātū* Waisen hinterlassen, wie eine Mutter ihre Familie. *gaiūūsana* Weibliche Nachkommen, Mädchen, im allgemeinen und wenn wenig von Männern behütet, schwache Frauen.

tāmāxūdārāna(a) Stiefvater
tāmāxūdārāna do.
tāmāxūdārāna do.
hi tamāxūdārāna 3. do.
tāmāxana Stiefsohn
tāmāxā (hallāmā) do.
hi tamāxan 3. do.
tamāxan do.

tāmāxūdārakipan Stiefmutter
tāmāxūdārakipa do.
tāmaxakipa do.
hi tamāxūdārakipan 3. do.
tāmākipan Stieftochter
tāmāxūrin(a)i do.
hi tamākipan 3. do.

tämähipana Adoptieren oder Stiefeltern werden von Töchtern, indem man entweder deren Vater oder Mutter heiratet.
tämägü (haiiäule), tänägun Adoptieren oder Vater werden zu Kindern, indem man ihre Mutter als Gattin nimmt, oder als Mutter, indem man deren Vater heiratet.

mäkuain Bruder (15, 27; 6, 41; 20, 28).
kaun makus 1. du.
kana mäkus 1. du.
ki mäkuain 3. du.

makuyamalim Brüder (16, 28)
makuapala do. (8, 19, 20, 21)
kana makuapala Meine Brüder (8, 2)
sin makuapalus 2. du. (8, 20)
ki makuapalus 3. du. (8, 19)
mamakuamalim Brüder (20, 29)
mapaiiamalim Brüder untereinander

sin äkäuiäri Deines Bruders (6, 42)
ki-t-äkäuin Seines Bruder (6, 14)
uaimäu Älterer Sohn, Bruder, Vetter
kaun uaim 1. du. do.
uaimaun do. do.
riamun do. do.
küaiamun 3. du. do.
k-äüaiamun 3. du. do.
k-aiäuiamülus 3. du. do.
k-aiwamunduim 3. du. do.
kük-puim siäun Er älterer Bruder

mauraupai Zwei ältere Brüder zusammen

pulun Mein älterer Bruder (fam.)
pula Mein älterer Sohn
pulunduius Meine älteren Brüder (Hesprächsweise, freundlicher Ausdruck von Jüngeren gegen Fremde)
alawa, ülüru Jüngerer Bruder
ülüwü(ri)a, ülüüki do.

mäkus-kipa Schwester (10, 39)

kana makuskipan 1. du.
ki makuskipalmÑ 3. Pl. acc. (14, 26)
ravakuskipala Schwestern (14, 26)

mapaiamalga-kipalamalim Schwestern untereinander

uai-kipa (2) Älterer Schwester, ersier Cousine

kaun uai-kipan 1. du. du.
sin uai-kipan 2. du. du.
lin uai-kipa 2. du. du.
kai-äai-kipan 3. du. du.
kai-äaikipalus 3. du. du.
kai-äaikipanduius 3. du. du.
niuai Meine Tochter, meine ältere Schwester, meine Frau, meine Nichte, meine Cousine 1., 2. und 3. Grades.

mauskipapai Zwei Frauen, ältere Schwestern einer Familie zusammen

ülükipa Jüngerer Schwester
ülükipüria Deine do.

ákákwis 2. Dativ du.	*ákákjukki* Die jüngere von zwei oder mehr Schwestern
ákwukki Der jüngere, jüngste Bruder	
kun ákwuna 1. du. du.	*kwis ákákjukwa* 1. du.
	kun ákákjuna 1. du.
kí+ákwuna 2. du. du.	*sin ákákjuna* 2. du.
kí+ákwuis 2. du. du. Dativ	*kí+ ákákjuna* 2. du.
mákur du., Cousin, Cousine (Von einem Onkel, der jünger ist, als jemandes Vater oder Mutter)	*mákuskákjus* du.
mukkáis Jüngerer Bruder	
kuna mákus 1. du.	*kuna mákuskákjus* 1. du.
kuna mukus 1. du.	*kuna mukuskákjus* 1. du.
sun mukusis 1. du.	
sin mukusis 2. du.	*sin mukuskákjus* 2. du.
kin mukkáis 2. du.	*kin mukkáskákjus* 2. du.
kí mákusis 2. du.	*kí mákuskákjus* 2. du.
kí mukusis 2. du.	*kí mukuskákjus* 2. du.
kíkis mukkáis 2. du.	*kíkis mukkáskákjus* 2. du.
kuna mákuspai 1. du. Dual.	*mákusuwisi* du.
kuna mákusyamalus 1. du. Plural	*kuna mákusuwisi* 1. du.
ámlgu du.	*(kun) ámlgukákjus* (1). ákákuis du.
kulusa Mein jüngerer Bruder, mein Vetter, mein Kind, mein Neffe (fam.) (von *kul* "Kind")	*kulusa-kákjus* Meine jüngere Schwester, meine Cousine (1. Grad), meine Tochter, meine Nichte (fam.)
mákúruus Enkel	*mákúrusi-kákjus* Enkelin
mákúruus du.	*mákúrusi-kákjus* du.
	kuna mákúrusi(')-kákjus 1. du.
kí mákúruus 2. du.	*kí mákúrusi-kákjus* 2. du.
ámlúrúus Verwandter	*ámúgu* Verwandtenkreis
kun ámlúrúuna 1. du.	*ámúgú* du.
dárú'ajus du.	*ámúgúsis* (2.) du.
kun ámlúrúus 1. du.	*kí ámúgúsis* 1. du.
kuna dárúuna 1. du.	*kí ámúgúsis* 1. du.
kun rudarupus 1. du.	*kuna ámúsjus* 1. du.
kin dárúis 2. du.	
sin dárú'ajus 2. du.	
sin dárúuna 2. du.	
s'in) ámlúrúuna 2. du.	
kíkis dárúuáil 2. du.	*kí ámúgúsis* 2. du.
kíkis dárúuna 2. du.	*kí ámúgúsis* 2. du.
kíkis dárúis 2. du.	
(mamu'us) (2.) Mutterbruder	*ámu-ákákwis* Mutterschwester

[illegible]

[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] du.	[illegible] du.
[illegible] du.	[illegible] du. (12, 13)
[illegible] [illegible] du.	[illegible] du.
	[illegible] [illegible] du.
[illegible] [illegible] du.	[illegible] [illegible] du.
[illegible] [illegible] du.	[illegible] [illegible] du.
[illegible] du. (Nicht alle)	[illegible] du. (Nicht alle)
[illegible] [illegible] du.	
[illegible] du. (Dual)	[illegible] [illegible] du. (Dual)
[illegible] [illegible] du.	[illegible] [illegible] (-[illegible]) du.
	[illegible] [illegible] du. (1, 20)

Können das [illegible] [illegible] auch an [illegible] [illegible], sich [illegible] wegen seiner Stellung [illegible] [illegible], an [illegible] das [illegible] [illegible] [illegible]

Zwei, die miteinander Schwägerinnen und Schwägersöhne oder Schwägervettern sind, verwandtgleich. Zwei, die miteinander Schwägerinnen und Schwägersöhne oder Schwägervettern sind, einbettigh. Voraussetzung, daß jemand durch Ehe Lösung oder gelöscht wurde in die Verwandtschaft als Schwägerinnen oder Schwägervettern zu irgend einer Person, mithinkende Bekommen oder Lösungen von Weibern aus jüglicher Gabe oder Lösungen und Lösungsbräuche Übernahme einer Schwägerinnen-Gegenstände für seine Tochter, Lösung. Eine rechtsbräuchliche Form, gebräuchlich bei Verwandten, die durch Verheiratung oder Schwägerschaft zu einander gehören, beim Bitten oder Fragen an einander, etwa als Schwägerinnen oder Schwägervettern einander gegenüber, oder Väter und Mütter zu ihren Schwägerinnen und Schwägervettern und umgekehrt. Es hat neuen seine spezielle Bedeutung, Lösung, häufig Verhaltsgebiet, im Gebrauch unter Verwandtgewissen, vielfach in derselben Weise wie ohne Lösung und neuer im gleichen Verhältnis.[1] Hiermit endet diese Zusammenstellung.

b. Die Stammesgemeinschaft

Die hier vorhandenen, in sich verbundenen gesellschaftlichen Gebilde stellt die israelitische Volksgemeinschaft nicht dar. Nur im eigentlich war das kein Nebeneinander von Einzelfamilien. Eine jede von diesen allerdings ist fortdauernd und gut gegliedert.

Alle Volksgenossen, die sich miteinander durch die gleiche Sprache verständlich machen und auch derselben Art der Lebensführung einig sind, können sich auf Grund dieses miteinander in etwa verbundenen und leben im Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit. Sie bilden insgesamt eben ein Volk, für sich und untereinander sich durch viele äußere Dinge, wenn durch gemeinsame Güter und eigene Verpflegung von anderen Völkern. Nicht nur gelten sich die einzelnen von dieser geistlichen Wirklichkeit deutlich Rechenschaft, wie darüber hinaus erklären und lehren sie, was sie als ihre Eigenart erkennen, ja sie leben sich in bewußtgleiche Notwendigkeit über die Nachbarvölker und über andere menschliche Gemeinschaften hinaus. Sie brauchen sich nicht einmal kommunitiv oder nur zu erfragen, ob sie vielleicht nicht durch in vielen Belangen durch andere Völker übertroffen werden; ihr stark, bewußtes Selbstgefühl und Selbstgenügen lehnt von vornherein jeden Vergleich dieser Art ab.

Ihrer geistigen Einstellung und Gedankenrichtung der Israeliten ist es zuzuschreiben, daß sie ein ausgeprägtes Heimatbewußtsein nur haben mögen. Sie kennen genau die Grenzen, die ihren Lebensraum von den Nachbarn trennen. Ihnen bedeutet es als ihrem allein angehörenden und jeder Fremde darin gilt ihnen als Eindringling. Mit ihrer Heimat sind sie innig verwachsen und nur recht mit ihrem engeren Lebenskreis sind verwandt.

[1] Im Alt hatte das Fremdwort Hebräer, der Angehörige Israel, Schlußbedeutung wurde es auch nicht in der alten gemeinen Weise angewendet. Vgl. Genesis 39,17. 40.

Sie loben seine Schönheit und Vorzüge; allerdings ergehen sie sich nicht in Schwärmereien und denken dabei ausschließlich an Sachgüter, die er ihnen bietet. Dorthin drängt es sie zurück, wenn sie sich zu Handelszwecken oder zur Jagd oder zu Festen weit entfernt hatten. Nach ihrem Gefühl gedeiht volles Lebensglück nur auf der Scholle des heimatlichen Bezirkes. Wie einer, der in der freudelosen Fremde weilt, so kommt sich auch jeder Yamana vor, der außerhalb seines engeren Heimatgebietes, also außerhalb seiner sogenannten Lokalgruppe leben muß. Er vermißt eben manches, was ihm dort geboten wurde, oder er bildet es sich so ein. Daher geht seine Sehnsucht dorthin zurück.

Bei Nelly Lawrence brach die Heimatliebe oft und stark durch. Viel trug dazu bei, daß sie sich in sehr veränderte Lebensbedingungen an der Seite ihres europäischen Gatten auf der Farm in Punta Remolino versetzt sah. Wenn sie von ihrem geliebten Westen, dem sie entstammte, zu erzählen anfing, wurde diese stille, schweigsame, fast redescheue Frau unglaublich lebendig und beredt. Da pries sie die landschaftliche Schönheit mit den vielen Gletschern und den verschlungenen Wasserarmen, die steilen Gipfel mit dem ewigen Schnee und die geborgene Sicherheit in den vielen stillen Buchten; da lobte sie das frische Grün der dichten Buchenwälder jener Regenzone und die ruhige Art der Tierwelt; endlich erhob sie ihre eigenen Landsleute über alles Lob. Alles und jedes stellte sie als besondere Vorzüge hin, hauptsächlich aus Gegensatz zu den gefürchteten, den West-Yamana benachbarten Halakwulup. Nie ließ sie sich eine Gelegenheit entgehen, um vor anderen laut zu betonen, daß das schöne *pasúna*-Liedchen in ihrem Gebiete zuhause ist, daß eine Erzählung von dorther nach Osten sich verbreitet hat, daß bei den großen geheimen Versammlungen diese und jene Sonderform dort üblich ist u. dgl. m. Wirklich, auch der Feuerländer liebt seine Heimat mit einem ganzen und warmen Herzen. Dieses eine Beispiel ist ein sprechender Beweis.

1. Ihre Gliederung

Gegensätzlichkeiten zu betonen ist dem Yamana angeboren. Sie sind in seiner Heimat wirklich vorhanden und jeder kennt die Eigenart seines engeren Wohngebietes, ja muß mit ihr rechnen. Ausführlich wurde (S. 199) bereits dargelegt, daß die Aufteilung des gesamten Kap Hoorn-Archipels in fünf Sondergebiete geographisch bedingt ist. Demnach sind hier ebensoviele Dialektgruppen zuhause.[329] Seit uralter Zeit liegen die von der Natur selber aufgerichteten Grenzen für eine jede von ihnen fest und sie haben bis in die letzten Jahrzehnte hinein eine Scheidewand gebildet; neuestens erst ist es ungünstigen Kräften gelungen, sie niederzulegen. Trotzdem pocht noch heutigentags ein jeder der wenigen überlebenden Yamana auf seine Zuständigkeit nach diesem oder jenem Dialektbezirk. Niemand weiß, wer jene Gegend

[329] Eine einheitliche Klarstellung der einzelnen Volksgruppen haben nicht einmal die Mitglieder der Hyades-Expedition erreicht; ausdrücklich entfernt sich Hyades (j): 148 von dem Urteil des Schiffsarztes Hahn (h): 1533. Vgl. die genauen Grenzen in Gusinde (x): 1018.

erstmalig gezeichnet und auf sie alle Stammesgenossen verpflichtet hat; keine Mythe erzählt davon etwas. Ohne Widerstreben fügen sich alle in die gegebene Wirklichkeit. Bekanntlich genießt jeder einzelne in seinem Dialektgebiet volle Unabhängigkeit und uneingeschränkte Bewegungsfreiheit, auf Nahrungsversorgung hat er das gleiche Recht wie sein Landsmann.

Reisen ins Nachbargebiet dienen dem besonderen Zwecke, dort entweder Lebensmittel zu holen oder die nötigen Gerätschaften einzutauschen; länger als dazu erforderlich ist, hält sich niemand anderswo auf. Die im anderen Bezirk ansässigen Leute gestatten zwar, daß eine fremde Familie eindringt und sich mit dem, was sie braucht, versorgt; sie dulden es aber nicht, daß jemand sich darin unnötig viel Zeit herumtreibt. Täte er es dennoch, bildet das den Anlaß zu Feindseligkeiten, die ernste Form annehmen können. So lange jedoch ein gestrandeter Wal noch nicht völlig ausgenutzt wurde und so lange im eigenen Heimatbezirk die Nahrungsbeschaffung unmöglich ist, dürfen Nachbarn im fremden Gebiete nicht nur nicht belästigt, sondern müssen geduldet werden, wie es uralter Brauch vorschreibt.

Aber auch die engere Landschaft, in die jede einzelne Dialektgruppe gestellt ist, erscheint meistens zerrissen und von vielen Wasserarmen durchschnitten. Deswegen bilden sich innerhalb einer jeden, wieder unter dem Zwange der geographischen Bedingungen, kleinere Gruppen, die, infolge leichterer Bewegungsmöglichkeit, häufiger untereinander verkehren und miteinander zusammenkommen. Das sind die sogenannten L o k a l g r u p p e n innerhalb der Dialektgruppen. Eine jede der ersteren wird von Leuten, die in der gleichen Gegend gebürtig sind, gebildet. Sie betrachten sich selber gegenseitig als näher zusammengehörig und dieses kleine Gebiet als ihre nächste Heimat. Nach dieser benennen sie sich einheitlich, nämlich nach einer Bucht, nach einem Wasserarm, nach einer kleinen Inselgruppe.

Auch Hyades (j): 150 hat diese Gewohnheit beobachtet: „Ils disent bien: les gens de la baie Packsaddle, *Pouthroaya yamana*, du Ponsonby Sound, *Kanakouche yamana*, mais à peu près comme nous ferions dans une ville en parlant de tel quartier ou de telle rue."[229] Offensichtlich dürfen dergleichen Benennungen weder im Sinne einer Organisation noch im Sinne einer ständischen Stammesgliederung gedeutet oder gewertet werden.

Seinerseits hat Bridges für Lokalgruppe die Bezeichnung „clan or tribe" gebraucht. Beispielsweise hat er um das Jahr 1883/84 eine Zählung der gesamten Yamana-Bevölkerung veranstaltet und die einzelnen Gruppen „under their several clan names" zusammengestellt. Seine Begründung lautet: „All these natives are known by the names of their several locations and are very minutely divided into small clans. The term Ucur [*ukŭr*¹], which primarily means a dwelling of any kind, secondarily family, kinsfolk, is the term used

[229] Auf ein Schreiben des Rev. Bridges vom Juni 1881 sich stützend hat Hyades (l): 718 wiederholt: „Tous ces indigènes sont connus par les noms des localités où ils vivent et sont très exactement divisés en petits clans."

to denote clans or tribe" (MM: XVIII, 224; 1884). Der Ushuaia-Lokalgruppe spricht er eine Ausdehnung von etwa zwanzig englischen Meilen zu (MM: XIII, 151; 1879); das entspricht aber nur einem Drittel des Raumes, den die mittlere Dialektgruppe tatsächlich einnimmt.

Entsprechend den oben aufgezählten Wortbildungen führt BD: 259 auch solche an, in denen auf den Heimatbezirk der Großmutter irgendwelcher Person genau Bezug genommen wird. So *hikuiamakútasu*, the connection a person has with the land of his father's mother, or of his mother's mother; *hikuiamakútasúsi*, the country of my mother's mother's, my father's mother's country. Mit diesem Stammwort werden durch Suffixe die Benennungen für die männlichen und weiblichen Verwandten aus jener Gegend gebildet.

Dergleichen Bezeichnungen für den Heimatbezirk der Großmutter wurden wohl deshalb geschaffen, weil eine jede der beiden Großmütter des nämlichen Enkels anderswo beheimatet ist; hingegen verbleiben alle väterlichen Vorfahren des letzteren fast ausnahmslos auf dem gleichen Fleck. Das wird noch deutlicher aus der Erklärung, die BD: 168 zum Worte *kuiamákútasu*, das wiederkehrt in dem soeben genannten *hikuiamakútasu*, gibt; denn es ist „a term applied of the connection one has with a place or people from which one's grandmother came". Daraus die weitere Bildung *kuiamákútasúsi*, the country of my grandmother, or the country of one's grandchildren; und endlich *hikuiamákútasápai*, two persons belonging to one's grandmother's country. Aus diesen Benennungen eine Gesellschaftsform mutterrechtlicher Art herauslesen zu wollen, scheint mir nicht statthaft zu sein.

Geläufiger sind unseren Indianern jene Ausdrucksweisen, die den Gedanken der bestimmten Landeszugehörigkeit bzw. der Bodenständigkeit und des Heimatrechtes enthalten. Dem Wurzelwort *hánnan* gibt BD: 265 den Sinn von: my country, in opposition to *palalísin*, civilised country. Daraus ergeben sich die Ableitungen *hannaiámalim*, (used by the natives specially of themselves) my country men, my country people, *hannakipaiámalim*, my country women, *hannóola*, my countryman und endlich *hannakipa*, my countrywoman.

Die durch neuzeitliche Einflüsse bedingten Veränderungen drängten die bislang im umgrenzten Heimatbezirk voneinander abgeschlossenen Dialektgruppen und Familienkreise enger und enger zusammen, seit 1880 setzte eine besonders starke Bewegung in dieser Richtung ein. Als Ergebnis verzeichnete Bridges im Juni 1884, gemäß Hyades (I): 718: „Les Yahganes sont bien plus fusionnés maintenant entre eux qu'ils ne forment tous qu'une seule peuplade." Offensichtlich möchte Bridges seine Leserwelt glauben machen, eine Änderung zum Guten habe sich bei diesen Eingeborenen unter dem Einfluß der anglikanischen Mission vollzogen. Darin irrte er sich. Des weiteren hat bereits Hyades (I): 721 gegen dessen Behauptung den berechtigten Einspruch erhoben, daß die Yamana „étaient autrefois divisés en tribus hostiles ou antipathiques les unes aux autres". Damit soll nicht geleugnet werden, daß zwischen einzelnen Familien der gleichen Lokalgruppe gelegentliche Zwistigkeiten und Feindschaften ausgetragen worden sind.[228]

Der Zusammenhalt der fünf Dialektgruppen ist nur sehr locker,[271] etwas enger ist jener der Lokalgruppen einer jeden Dialektgruppe und wirklich fest jener der Familien eines jeden Verwandtenkreises, deren Gesamtheit eben die Lokalgruppe bildet. Überschneidungen gibt es selbstverständlich, insofern eine Person sowohl in der einen wie in der anderen Lokalgruppe ihre Blutsverwandten sitzen hat. Bekanntlich (S. 782) ist der Verwandtenkreis für sich allein weder ein genau geordnetes Gefüge noch ein bestimmt gegliedertes Gebilde; die Bande des Blutes selber halten die einen lockerer und die anderen strammer zusammen, obwohl die Verbundenheit so fest ist, wie eben die Natur selber sie zu knüpfen vermag. Bei Aufteilung des Verwandtenkreises sehen wir die einzige und allein durchgebildete gesellschaftliche Einrichtung, die gutbegründet auf sich selber ruht, vor uns, nämlich die Einzelfamilie; sie macht einen kleinen Staat für sich aus.[272]

Dem Charakter unserer Feuerländer entspricht es ganz und gar, daß die fünf Dialektgruppen untereinander, mehr noch die Lokalgruppen und erst recht die zum Verwandtenkreis zusammengeschlossenen Familien durchgehends friedliche Beziehungen pflegen.[273] Jeder Tag ist mit der Nahrungssuche mehr oder weniger ausgefüllt, daneben bleibt nicht viel Zeit und Gelegenheit für Ränke oder Streitereien. Die Mitglieder des Familienkreises, weniger die der Lokalgruppe, am wenigsten die der Dialektgruppe, bleiben gelegentlich in einigen Belangen aufeinander angewiesen und mutwillig oder leichtsinnig verderben sie es nicht mit jenen, deren Hilfe sie gegebenenfalls nicht entbehren können.

Früher, als Wale sich oft in den Kanälen der Kap Hoorn-Welt zeigten, strömten die Eingeborenen häufiger aus allen Gegenden zusammen, lagerten gemeinsam am gleichen Ort und lernten sich besser kennen: Zwischenheiraten waren die Folge und anschließend daran wiederholte Besuche der eigenen Eltern, wenn eine Jungvermählte ihrem neuen Gatten in dessen engeren Heimatbezirk gefolgt war. Gewiß, man achtete allgemein auf die bestehenden Grenzen, zumal auf die der Dialektgruppen: auch nahm man sich das Recht,

[271] Noch aus jüngster Erfahrung hat Bove (e): 158 berichtet: „Die Bewohner des Ostens (Picton Island) und die von Addavais (New Year Sound) bekämpften sich [seit Gründung der Missionsstation in Ushuwaia] noch häufig und oft genug dringt die traurige Nachricht von Gewalttat, Totschlag und Beleidigungen zu der Mission."

[272] Das wohl liegt in Aspinall's: 270 Worten: „Trotz des Mangels engerer Bande von Stammesgemeinschaft bemerkt man bei ihnen viele Züge wahrer Affekte und tieferer Neigung."

[273] Hyades (g): 35 versucht sich in folgender Deutung: „Zu einer Organisation über die Familie im engsten Sinne hinaus läßt aber der unbändige Unabhängigkeitstrieb der Feuerländer nicht kommen. Jeder ist auf sich selbst allein angewiesen." Vom Yamana behauptet Barclay (a): 64, daß „he owns no faith, religion, or tribal 'tie' other than that of the family which huddles together for food and sustenance".

[274] Unverständlich ist es mir, wie Bridges (h): 205 folgende ungeheuerliche Ansicht aussprechen konnte: „Sus continuas ofensas contra sus amigos y vecinos mantenian la comunidad en un estado crónico de inquietud y violencias. Pocos habia que no presentaron cicatrices y a menudo ocurrian muertes de resultas de peleas." Diese Behauptung steht in offenem Gegensatz zu manchem anderen Urteil, das Bridges selber gefällt hat.

sie ungestört überschreiten zu können, wohl wahr; aber man mißbrauchte es nicht dadurch, daß man grundlos im fremden Gebiete zu lange herumschweifte.

Die örtlichen Bedingungen selber geben die Erklärung dafür ab, warum die drei nördlichen Dialektgruppen häufiger unter sich, als mit den beiden weiter im Süden gelegenen Dialektgruppen (S. 199) verkehren konnten.

2. Ihre Leitung

Was zwischen den obigen Zeilen liegt, muß schließlich in bestimmte Worte gekleidet werden, nämlich daß unser Yamana-Volk keine Obrigkeitsperson anerkennt, weder für die gesamte Gemeinschaft noch für größere Gruppen, einerlei, welche Bezeichnung sie in höheren gesellschaftlichen Verbänden führen. Diese keineswegs befremdliche Erscheinung wird nicht nur durch die unabhängige Stellung und Freizügigkeit der Einzelfamilie, sondern auch durch ausdrückliche Zeugnisse vieler Beobachter bestätigt. Despard (b): 746 versichert: „They have no king, chief, or other person, distinguished from his fellows by hereditary or committed right of rule. They have no council of state." Dasselbe wiederholt Hyades (j): 184: „Les Fuégiens n'ont pas de chefs, et ils sont opposés à toute idée de supériorité et d'autorité."[230] Keine einzige Rechtsperson also steht dem ganzen Stamm oder den einzelnen Gruppen vor, nicht einmal die Einrichtung des *kemál* der Selk'nam (Bd. I, 423) findet sich hier.

Ebensowenig gibt es einen über alle Leute autoritativ gestellten Richter und deshalb muß jedermann sich sein eigenes Recht selber suchen. Hilfe und Stütze findet er bei Rechtsverletzungen an seinem Verwandtenkreis, den Ausgang seines Streitfalles entscheidet mehr oder weniger das Faustrecht. Jeder bleibt in seiner Verteidigung auf sich allein und auf seine nächsten Verwandten angewiesen; denn, wie Despard (b): 716 versichert, „in Fireland is no king or magistrate. All men have equal rights and equal wrongs." Selbstredend fallen die Entscheidungen nicht immer der Gerechtigkeit entsprechend aus und das Fehlen einer unparteiischen, auf Rechtsgrundsätzen fußenden öffentlichen Gewalt schädigt den Charakter und schwächt den Gerechtigkeitssinn; es entwickeln sich auf dieser Grundlage sogar manche Ungleichheiten mit ernsten Folgen. Einige hat bereits Stirling angedeutet: „This absence of chieftainship gives the violent spirits a better social position than they deserve, and a more dangerous sphere. It is left to individuals to avenge wrongs, at least for the most part; the strength and composure of a defined public opinion, vindicating right and proceeding to punish the wrong-doer, are only exceptionelly known. The law of the strongest prevails" (MM: IV, 34; 1870).

Zu ihrem eigenen Vorteil ist diese feuerländische Bevölkerung friedlich veranlagt. Ausbrüche von Gewalttätigkeiten bei Rechtsverletzungen ergreifen

[230] Nur in diesem Sinne gilt, was Bove (e): 158 behauptet hat: „Der Ausdruck 'Autorität' ist ein toter Wort." Vgl. Alvarez: 145, Bove (g): 234, Cooper: 177, Fitz-Roy (a): 178, Lothrop (b): 168, Lothrop (h): 150 u. a.

immer nur kleine Kreise und dies nicht einmal häufig. Durchgängig überwiegt doch bei den meisten das ehrliche Bestreben, rechtschaffen zu sein und an die herrschenden Stammessitten sich zu halten; Verfehlungen gegen das allgemeine Rechtsempfinden und Verstöße gegen die Freiheit eines anderen ereignen sich selten.

Zwar herrscht bei den Yamana keine vom Recht bestellte obrigkeitliche Behörde weder über die gesamte Volksgemeinschaft noch über kleinere Gruppen. Niemals aber fehlt es an solchen Männern, die infolge ihres hohen Alters und tadellosen Charakters, ihrer langen Erfahrung und geistigen Überlegenheit sich einen moralischen Einfluß von solcher Stärke erwerben, daß er einer gewissen Beherrschung gleichkommt.[235] So ein *tjámuna*, wie man ihn nennt, nimmt zwar nicht die Stellung des *kęmál* der Selk'nam ein, der der maßgebende Mann ist für alle, die der gleichen, bestimmt umgrenzten Ortsgruppe angehören; aber die Mitglieder eines weiteren Verwandtschaftskreises hören doch auf das Wort ihres *tjámuna*, fügen sich seinen Anweisungen, beugen sich seinem Rate und nehmen sogar seine Warnungen entgegen. Wie ein aufrichtiger Freund seiner nächsten Umgebung und wie ein ehrenwerter Patriarch in einem weiteren Kreise führt und leitet er durch gute Worte all jene, die seinem Einflusse sich gern unterstellen oder ihm sich schwerlich entziehen könnten. Er ist ein gewissenhafter Förderer der alten Ordnung und ein unentwegter Eiferer für die guten Sitten der Vorzeit, sein Beispiel allein wirkt stärker als seine Worte. Schonend nur und in bester Absicht für das Wohl des einzelnen wie für den Frieden in der Gesamtheit gibt er seine Meinung kund, ohne sich selber Hoheitsrechte anzumaßen, noch die persönliche Freiheit von irgend jemand einzuschränken.

Die Ehrfurcht, die man allgemein den bejahrten, mustergültigen Personen zollt, macht es niemandem schwer, sich im Einzelfalle dem Urteile oder der Weisung des *tjámuna* zu fügen.[236] Diese Vormachtstellung erstrebt eigentlich niemand, sie vererbt sich auch nicht. Sache des Vertrauens ist es, daß sich mehrere jüngere Leute oder ein ganzer Verwandtenkreis einem bestimmten Alten wie ihrem ungekrönten Häuptling unterstellen.

Unseren Feuerländern fehlt es also an bestellten Obrigkeitspersonen und an geschriebenen Gesetzen; eine Staatsgewalt besteht trotzdem, wenngleich unsichtbar. Bekanntlich zerfällt der ganze Stamm in fünf deutlich abgegrenzte Dialektgruppen (S. 199); eine jede von ihnen löst sich in mehrere Lokalgruppen auf, die ihrerseits je ein engeres Gebiet bewohnen, und endlich setzt sich eine jede von diesen aus einigen Familiengruppen zusammen. Die

[235] Schon Fitz-Roy (a): 178 hat erkannt: „There is no superiority of one over another, except that acquired gradually by age, sagacity, and daring conduct." Später ergänzte Hyades (j): 184 noch: „Ils reconnaissent bien une supériorité morale et d'intelligence, mais cette supériorité n'est admise que dans un petit cercle d'amis et ne donne pas lieu à une domination qui ne serait ambitionnée ni supportée par aucun."

[236] Mit einigen anderen Beobachtern übereinstimmend versichert Hyades (g): 35, daß „die alten Männer sich großen Einflusses und einer Art Verehrung erfreuen".

Einzelfamilie endlich beruht auf sich allein und genießt volle Unabhängigkeit. Ihr bleibt es überlassen, sich häufiger mit diesen und sich enger mit jenen Familien zusammenzuschließen. Zuweilen ergibt sich ein gemeinsames Reisen und ein mehrtägiges Beisammensein durch zufällige Begegnung; ebenso schnell ist diese rein äußerliche Verbindung auch wieder gelöst, wenn sich eine andere Familie einfindet, mit der man sich vergesellschaftet. Der eben genannte *tjámuna* trifft gelegentliche Vereinbarungen mit dem der anderen Familiengruppe und damit ist bereits eine größere Zahl von Familien für ein bestimmtes Ziel gewonnen. Immer aber sind das freie Entschließungen und äußerer Zwang unterbleibt; die Redefertigkeit und die Leichtigkeit, andere schnell zu überzeugen, geben meist allein den entscheidenden Ausschlag.

Entweder ist die Jugendweihe oder die Männerzeremonie, auch eine gemeinschaftliche Totenfeier der Gegenstand einer solchen Besprechung. Jedermann kennt die allgemeine Verpflichtung der herangereiften Jugend zur Teilnahme an der Jugendweihe; diese Möglichkeit zu schaffen obliegt den Erwachsenen und einige einflußreiche Personen fühlen, je nach den Umständen, den Drang, sie zu verwirklichen. Daß die Allgemeinheit über jener bedeutsamen Einrichtung wacht und keinen Jugendlichen dieser Vorteile verlustig gehen läßt, muß man unzweideutig als eine Auswirkung der unsichtbaren, aber mächtig treibenden Staatsgewalt deuten (S. 806).

Wenn sich jemand wiederholt schwere Verstöße gegen die geltenden Gewohnheiten zuschulden kommen läßt und mehrere Personen dabei ansehnlichen Schaden leiden, schaut man sich das wohl eine Zeitlang an; dann aber rafft sich ein naher Verwandter jenes Übeltäters auf und mit Berufung auf die Meinung anderer Leute redet er ihm ins Gewissen. Sogar zu einem Kampfe läßt man es kommen und man schont sein Leben nicht, da man die Ehrfurcht vor der bestehenden Ordnung höher schätzt. So sorgt wieder eine unsichtbare Staatsgewalt für Reinhaltung der Gesetze und für Ehrfurcht vor ihnen. Wenn in einer Lokalgruppe Hungersnot ausbricht und wenn ein Wal irgendwo auf den Strand getrieben wird, tritt ein ungeschriebenes Gesetz in Kraft, das die engeren Verkehrsgrenzen aufhebt und den freien Zutritt dorthin öffnet, wo sich jeder reichlich versorgen kann.

Das alles sind zwar bescheidene Anfänge einer Betätigung der Staatsgewalt, aber sie wirkt doch auch schon in jener völlig unorganisierten Volksgemeinschaft und macht sich fühlbar geltend, allerdings unmittelbar immer zum Vorteil des einzelnen und im Dienste der Familie, wodurch sie den ungeschmälerten Fortbestand des Volksganzen sichert. Nicht im entferntesten verfolgt diese noch unsichtbare Staatsgewalt einen Selbstzweck.

Ganz im Gegensatz zu dieser verschleierten Daseinsweise, die der Staat in jener Gemeinschaft fristet, scheint die F r e i h e i t d e r E i n z e l p e r s o n hell auf. Wer einmal nach erlangter körperlicher Reife sich verehelicht und die elterliche Hütte verläßt, steht auf eigenen Füßen, ist niemandem gegenüber verantwortlich und hat keinen Herrn über sich. Innerhalb der weiten Grenzen, die Gewohnheitsrecht und althergebrachte Sitte gezogen haben, bewegt er sich

1: Gusinde SH6 Yahgan

nach eigenem Gutdünken, seine Zeit teilt er nach Willkür ein, seine Nahrungsmittel und Gerätschaften besorgt er sich, je nachdem er aufgelegt ist, er verwendet und veräußert sie nach freiem Ermessen. Nur wenn jemand durch schweres Verschulden wiederholt oder andauernd anderen Stammesgenossen bedeutenden Schaden zufügt, wird er, wie soeben begründet, verwarnt.

Für gewöhnlich wagt es niemand, einer anderen Person bestimmte Aufträge zu erteilen oder Forderungen an sie zu stellen, einerlei ob er dazu berechtigt bzw. verpflichtet ist oder nicht. Eine Frau ermahnt also ihren Gatten nicht, endlich wieder auf die Jagd zu gehen, müßte sie mit ihren Kindern sogar noch lange weiterhungern. Nicht einmal dazu geben diese Indianer sich her, eine Forderung und Weisung an eine genau bezeichnete Person weiterzuleiten. Öfters war das zu beobachten. Befahl ich einem Manne, in meinem Namen von einem anderen einen gewissen Dienst zu fordern, hörte er sich wohl meine Worte an und ging weg. Aber kurz darauf kehrte er zurück, ohne jenen gesprochen zu haben, und legte mir nahe, ich solle persönlich meine Weisung dem Betreffenden erteilen. So wahrt jeder des anderen Freiheit, die er sich selber ebensowenig und im geringsten behindern läßt.[227]

Trotz der weitreichenden Unabhängigkeit und Freiheit, die jede Einzelperson genießt, geht es in jener feuerländischen Volksgemeinschaft geordnet und friedlich zu, obwohl es weder rechtlich bestellte obrigkeitliche Personen noch geschriebene Gesetze gibt. Das Zusammenleben aller Stammesgenossen ist so gut gesichert, daß sie ihrem Nahrungserwerb ungestört nachgehen und ihr Familienleben in ungezwungener Hingabe führen können, sich selber zum Glück und ihrer nächsten Umgebung zur Förderung, damit auch zum Gedeihen der Gesamtheit. Das eine große Gesetz trägt nämlich jeder echte, rechte Yamana in seinem Herzen, das ihm während der Jugendweihe unverlöschlich eingeprägt wurde und das ihm unwandelbare Richtschnur im Leben ist und bleibt, nämlich: Ein gutes und brauchbares Stammesmitglied zu sein!

D. Die Jugendweihe

Die Yamana sind sich der naturgegebenen Pflicht voll und ganz bewußt, auf das heranreifende Geschlecht erzieherisch einzuwirken. Vor allem bemühen sich die Eltern um ihre eigenen Kinder und zwar mit einem Ernst, den viele andere Völkerschaften nicht aufweisen. Von frühester Jugend an wird der Sprößling betreut (S. 694). Während er heranwächst, nimmt die Beeinflussung des Knaben durch den Vater und des Mädchens durch die Mutter nach und nach bestimmtere Formen und deutlichere Zielstrebigkeit an. Die Erwachsenen

[227] Die Missionare haben diesbezüglich viele Erfahrungen gemacht, wenn sie beispielsweise eine Art Aufseher für gemeinschaftliche Arbeiten bestellten. „To be placed as overseer brought at once on a native jealousy and dislike. The office, therefore, was not popular, and generally destitute of authority, and fulfilled with laxity of purpose." Die Naturanlage dieser Indianer ist nun einmal derart, daß „they cannot bear to be dictated to", wie Hamelin (VP: XIII, 209; 1866) sich knapp und bestimmt ausdrückt.

vermitteln der Jugend praktische Tüchtigkeit und ein gewisses Maß von Fertigkeiten, darüber hinaus aber auch eine seelische Bereicherung und geistige Einstellung auf das Idealbild eines vollkommenen, mustergültigen Yamana hin (S. 741). Aufgabe des elterlichen Mühens ist es, die eigenen Kinder bis zum Reifealter auf eine gewisse Höhe charakterlicher und werktätiger Ausbildung zu heben.

Als ob die Allgemeinheit sich mit den erzieherischen Leistungen, die zweifelsohne in allen Familien vollbracht werden, nicht zufrieden geben dürfte und das bereits Erreichte noch steigern müßte, ist eine Einrichtung geschaffen worden, die sich offensichtlich als eine Weiterführung des elterlichen Bemühens erweist und die sich an alles erzieherische Arbeiten im engen Kreise der Familie lückenlos anschließt. Von entscheidender Bedeutung ist es hierbei, daß das im Reifealter stehende Kind aus der Obhut seiner Eltern herausgeholt und einer Leitung unterstellt wird, die sozusagen zufällig aus dem Zusammenströmen vieler Familien ersteht.

Alle Kinder ausnahmslos werden zur Anteilnahme an jener sogenannten Jugendweihe verhalten und es steht dem einen oder anderen Elternpaare nicht zu, die ihrigen aus irgendwelchem Grunde davon auszunehmen. Eine höhere Macht wirkt sich in diesem allgemeinverpflichtenden Zwange aus, die eben nichts anderes ist, als die unsichtbare Staatsgewalt. Bestimmte obrigkeitliche Personen fehlen im Volksverbande dieser Indianer (S. 802); aber von eindeutigen, allumfassenden Gesetzen werden auch sie geleitet und jeder unterstellt sich ihnen willig. Eines dieser Gesetze, dem man mit gesteigertem Ernst Rechnung trägt und über das die Allgemeinheit peinlich genau wacht, ist die zeitweilige Wiederholung der Jugendweihe. In ihr wirkt sich die tatsächlich bestehende Staatsgewalt aus, deren noch unvollständige Ausbildung im vorhergehenden Abschnitt gekennzeichnet wurde (S. 803).

Eben weil die Initiation der Jugend von diesem oder jenem Teile der Stammesgemeinschaft veranstaltet wird, weil sie als gesetzkräftiges Unternehmen unabhängig von der Einzelfamilie und außerhalb derselben dasteht, wird die folgende ausführliche Beschreibung an die Darstellung des gesellschaftlichen Aufbaues des Yamana-Stammes angeschlossen.

Die benachbarten Selk'nam besitzen bekanntlich ebenfalls eine geheime Veranstaltung, *klóketen* genannt (Bd. I, 808). Schon dadurch, daß zu ihr ausnahmslos Burschen zugelassen werden, betont sie einen starken Unterschied vom *čiéxaus*. Darüber hinaus geben hervorstechende Wesensmerkmale, neben einer einseitigen Richtung, sie auch als eine eigentliche Jugendweihe zu erkennen. Als solche verfolgt das *klóketen* das gleiche Hauptziel, nämlich eine ausreichende Belehrung und eindringliche Unterweisung, sowie wiederholte Übungen zur Handfertigkeit und Geschicklichkeit in den Alltagspflichten der Erwachsenen. Obenan also steht die Bildung und Schulung des jungen Menschen für seine Aufgaben als alleinstehender, selbständiger Mensch. Ohne Vermischung mit einem offensichtlichen Fremdkörper aus mutterrechtlichen Kulturverhältnissen, wie nachweislich in der großen Feier des *klóketen* (Bd. I,

1077), verfolgt das *čiẽyaus* eine deutlich bestimmte erzieherische Aufgabe. Dabei wird sowohl die körperliche Ertüchtigung zu den erforderlichen Fertigkeiten, als auch die charakterlich-seelische Bildung so nachdrücklich angestrebt, daß eine Bevorzugung des einen Teiles gegenüber dem anderen nicht zu erkennen ist.

Im Verlaufe der Abhandlung wird diese bedeutsame Grundrichtung hell zutage treten. Schon jetzt sei auf diesen Umstand hingewiesen, um von vornherein einer ungerechtfertigten Vermutung zu begegnen. Das umfangreiche Beiwerk zur Jugendweihe dient nämlich weder ausschließlich noch vorwiegend der Vorbereitung jener jungen Leute, daß sie später in der Nahrungsbeschaffung ganz und gar sicher seien. Gewiß, auch diesem Bedürfnis wird viel Aufmerksamkeit gewidmet, doch ist es weder das einzige noch das wichtigste Ziel.[230] Bereits aus gewissen Nebensächlichkeiten, die jene Feier umgeben, ist ein viel höheres und allgemeineres Ziel erkennbar.

Aus einer langen Reihe von Einzelteilen setzt sich die Veranstaltung des *čiẽyaus* zusammen, eine reiche Gedankenfülle aus dem geistigen Gut der Yamana tritt bei ihrem Ablauf zutage, die Grundzüge der Gesellschaftsordnung leuchten überall durch und der gesamte wirtschaftliche Betrieb in der Mannigfaltigkeit seiner Kleinigkeiten wiederholt sich hierbei. Unter dieser Rücksicht erscheint die Jugendweihe als ein Spiegelbild des Kulturganzen unserer Eingeborenen, in dieser Umrahmung wird der Zusammenhang vieler Teilstücke ersichtlich und das eine erhält seine Erklärung durch das andere. Das *čiẽyaus* besitzt aber darüber hinaus noch so viele und bedeutsame Eigenheiten, daß eine sehr starke Lücke in der Beschreibung des feuerländischen Kulturbesitzes so lange offen bliebe, bis nicht auch jene Veranstaltung in ihren Grundzügen und mit ihren vielen Nebendingen deutlich dargestellt ist. Längst weiß man es, wie hell der Einblick eines Europäers in geheime Veranstaltungen der Naturvölker alle Vorgänge ihres äußeren und inneren Lebens erleuchtet. So setzte auch bei mir eine wesentlich andere Beurteilung der Yamana ein, seitdem ich an dieser geheimen Feier teilnehmen durfte. Aus ihrer Darstellung strömt Licht hinüber auf fast sämtliche Teile des ausgedehnten Kulturgutes unserer Feuerländer. Von Vergleichen mit ähnlichen Einrichtungen bei anderen Naturvölkern und bei ihren Nachbarn sieht diese Schilderung ab.[231]

[230] Neuestens hat Felix Speiser: 254 auf jenes Teilziel den alleinigen Nachdruck gelegt. Über die Initiationen in Australien und auf Neu-Guinea sagt er abschließend: „Als Ursachen der Initiationen sind bisher allerlei Motive angegeben worden... Alle diese Motive sind in den Initiationen enthalten, bilden aber nicht deren Kernpunkt, der, wie wir versucht haben nachzuweisen, in der Sicherung der Nahrungsbeschaffung besteht. Wenn diese Erkenntnis zunächst etwas überraschen muß, so wird sie doch verständlich, wenn man sich klar macht, welche große Wichtigkeit die Sicherung der Nahrungsbeschaffung für den Menschen überhaupt hat... In der Ethnologie wird auch vielfach über den vielen, oft interessanten Aspekten im Leben eines Naturvolkes übersehen, wie groß die Sorge um die tägliche Nahrung bei ihnen sein muß." Dankenswert ist Speiser's Hinweis auf die drückende Sorge um das Alltägliche, das den Naturmenschen quält. Um ihr wirksam zu begegnen, wird auch im Feuerland die Jugend vorbereitet; doch liegt darin nicht die wichtigste Aufgabe der Jugendweihe, zu der jeder Jugendliche vor seiner Verheiratung verpflichtet wird.

a. Kenntnisnahme durch Europäer

Allgemein werden die geheimen Veranstaltungen im Besitze der Naturvölker von ihnen selber als etwas E h r w ü r d i g e s betrachtet, das sie vor jeder Entweihung ängstlich und aufmerksam hüten. Demzufolge beugen sie sogar jeder Störung durch die eigenen Volkgenossen vor und begeben sich in dieser Absicht an versteckte, unauffindbare Orte, wo sie die Feiern abhalten. Noch ängstlicher verbergen sie ihr Geheimnis vor Fremden und betrachten schon das als Mißbrauch, einige Worte darüber verlauten zu lassen. Die Eingeborenen wissen eben zu genau, welche Fülle von Einzelheiten und welch bedeutsame Dinge in einer derartigen Veranstaltung vereinigt sind; würden sie diese preisgeben, haben sie auch sich selber bloßgelegt und den Kernpunkt ihrer Geheimnisse enthüllt.

Erst in neuester Zeit ist man auf die weite Verbreitung von geheimen Zeremonien bei Naturvölkern aufmerksam geworden. Je nach dem gesellschaftlichen Aufbau eines Stammes, sobald derselbe richtig erkannt worden ist, vermag die neuzeitliche Völkerkunde ihr bloßes Vorhandensein und auch ihre eigenen Grundzüge allein aus Vergleichen von vornherein als wahrscheinlich zu bestimmen. Aber damit allein ist für die Beurteilung eines beliebigen Volkes nichts gewonnen, weil Mischungen und Abänderungen der ursprünglichen Form, wie beispielsweise im *klóketen* der Selk'nam, sich vollzogen haben können, und weil, trotz gewisser gleichförmiger Grundzüge, eine Menge von Sonderbildungen die Eigenart einer solchen Einrichtung bestimmt.

Man macht sich keiner Übertreibung mit dem Hinweis schuldig, daß bei einem Europäer, der Einsicht in das *téčeyus* genommen hat, unsere Yamana in ein unvergleichlich helles Licht g ü n s t i g e r B e u r t e i l u n g rücken, wie wenn sie aus den Abgründen einer tiefen Verachtung auf ansehnliche Höhen erhoben würden. Solch gediegenes Menschentum und bewährte Erziehungsweisheit, solch kerngesunde Sittlichkeit und tiefe Religiosität kommt in dieser Veranstaltung zum Ausdruck, daß man ein Volk wie sie, in dürftigen äußeren Lebensbedingungen, all dessen von vornherein kaum für fähig halten möchte. Wie berechtigt ist demnach der Schluß, daß man ein Naturvolk nur ungenügend kennt, so lange man nicht alle Einzelheiten seiner geheimen Zusammenkünfte erfahren hat.

Mit außerordentlichen S c h w i e r i g k e i t e n ist es für einen europäischen Forscher verbunden, dergleichen geheimen Feiern auf die Spur zu kommen; bei einer überwiegenden Mehrzahl von Eingeborenenstämmen gelang und gelingt es ihm nie, sie durch unmittelbare Anteilnahme zu erleben. Der günstige Zufall oder eine besonders glückliche persönliche Anlage helfen meist dabei mit, die ersten Kenntnisse hiervon zu erlangen. Als einen ungewöhn-

[359] Die geheimen Zeremonien der Selk'nam wurden in Bd. I, 808 dargestellt. Die wesentlichen Züge der Jugendweihe, die von den Halakwulup abgehalten wird, enthält Gusinde (e): 511. Ein vorläufiger Vergleich dieser Veranstaltung bei den drei feuerländischen Stämmen findet sich in Gusinde (bb): 354. Siehe auch Schmidt (d): 993.

lichen Erfolg kann es jeder buchen, eine Veranstaltung wirklich mitgemacht zu haben, bei der sich ihm alle Tiefen und Falten der Seele jenes Volkes öffneten. Wegen der außergewöhnlich hohen Bedeutung, die jedweder geheimen Zusammenkunft der Erwachsenen bei primitiven Völkerschaften zukommt, muß jeder Forscher all sein Können aufbieten und kein Mittel unversucht lassen, daß er schließlich doch bis dahinein vordringt.

1. Die ersten Anzeichen

Ihre geheime Jugendweihe umgeben die Yamana mit höchstgesteigerter Wachsamkeit. Ein Fremder könnte sie dabei niemals überraschen und noch viel weniger sich unbemerkt eindrängen. Von vornherein war es also den Seefahrern der früheren Zeit unmöglich, davon aus unmittelbarer Beobachtung etwas zu erfahren. Viel zu kurz war ganz allgemein ihr Aufenthalt an der oder jener Stelle, um auch nur einige oberflächliche Beobachtungen zu gewinnen; ganz andere Vorbedingungen hätten sich erfüllen müssen, wollten sie an die besonders streng gehüteten Kulturgüter herankommen. Vergeblich wäre es, in ihren Reiseberichten nach Mitteilungen über die Jugendweihe zu suchen. Jene Europäer, die später als Goldsucher und als Robbenjäger das Heimatgebiet der Yamana aufgesucht haben, zeigten weder Veranlagung zu ethnographischen Beobachtungen, noch Verständnis für das, was ihnen als Gebräuche der Eingeborenen unter die Augen kam. Schließlich diejenigen, die sich als Farmer dort niedergelassen haben, gingen an allem Einheimischen mit dem verächtlichen Achselzucken eines selbstbewußten, geistlos sich selbst überhebenden Kulturmenschen vorüber. Von ihnen allen völlig unbeachtet hielten die Yamana mit gewisser Regelmäßigkeit, nach wie vor, ihre geheimen festlichen Zusammenkünfte ab.

Seitdem die anglikanische Mission ihnen nahegetreten war und ihre Lebensform von den Missionaren andauernd beobachtet wurde, konnte es nicht ausbleiben, daß diese auf gelegentliches Zusammenströmen vieler Familien am gleichen Orte aufmerksam wurden und daß sie von den Eingeborenen im Laufe jahrzehntelangen Beisammenseins einige leise Andeutungen erhielten. Aber auch sie schenkten den ersten Anzeichen viel zu wenig Aufmerksamkeit, um eine solch bedeutsame Einrichtung, wie das *čiẽyaus* es in hervorragendem Maße ist, in den Dienst ihrer Bekehrungsbestrebungen zu stellen. Ganz allgemein haben sie das Kulturgut der Yamana geringschätzig beurteilt und behandelt (S. 322).

Wieder ist es Bridges gewesen, dem die ersten Entdeckungen zu danken sind und der allein von allen Missionaren darüber zwar kurze, aber wertvolle Mitteilungen gemacht hat. Mit Sicherheit läßt es sich aus seinen Schriften nicht ersehen, ob er die eigentliche Jugendweihe *čiẽyaus* deutlich von der sehr verschiedenen Männerfeier *kina* unterscheidet. In seinem Dictionary zählt er viele der sogenannten *kina*-Geister auf und was er in seinen Aufsätzen über die Schulung der Jugend sagt, paßt tatsächlich viel mehr auf jene Einrichtung

als auf das *kiŋgwa*. Heute, da beide Veranstaltungen in ihrem ganzen Verlauf und nach ihrer Hauptrichtung bekannt sind, fällt es leicht, alles das, was sich bei Bridges findet, mit Sicherheit entweder der einen oder der anderen zuzuweisen. Deshalb wird anschließend alles zusammengetragen, was aus seinen Aufzeichnungen für die Jugendweihe entnommen werden kann.

Bereits im Jahre 1866, in seiner ersten längeren Abhandlung[200] teilt Bridges (a): 204 einiges mit: „When boys and girls come to the years of virility they undergo a kind of discipline and teaching, which generally begins in the spring. This is done to make them quiet and good. The discipline of the girls is easy and brief, conducted in the common wigwam by her parents ... They call the discipline of the girls *Tdori*,[201] that of the boys *Ooshwáula*. The lads of about thirteen years of age are considered fit for this discipline." In den sich anschließenden Sätzen erwähnt er bestimmte Einzelheiten, die sich in einer besonderen Hütte abspielen; „it is called *Ceena*". Er mischt also beide Veranstaltungen noch durcheinander. Was nun folgt, gilt größtenteils für die Jugendweihe und im besonderen decken sich die Ermahnungen fast genau mit dem, was auch wir aufgezeichnet haben: „When the lads become thirteen years old they are then subjected to a sort of teaching and discipline. They are by their near male relatives for some days wholly taken from their female relatives, are not allowed to eat this and that kind of food, are forced to be very abstemious, are made to work hard in gathering fuel and making fires on the eminences around; when ever they go abroad a guard goes with them to see that they do not indulge themselves. When they are sufficiently humbled they receive such instructions as the following from their sires: ‚You must not be passionate, and kill people, else you will make enemies and be yourself soon killed. You must not take another man's wife by force, else you will suffer for it. You must not be stingy, but share with others any treasure you may find. You must not be idle, but assist to supply the house with fuel'; and many other such-like precepts, all which the young fellow is supposed to assent unto. Secrecy is strictly enjoined, at the peril of his life, of the secrets and the cheats he has been made privy to. And for several years the youths are to abstain from the use of certain kinds of fish and shell-fish, and of certain well-defined parts of whales, etc. Sometimes the fasting is so severe and of long continuance that the youths become very emaciated and weak" (MM: III, 117; 1869).

In den folgenden zwanzig Jahren hat Bridges seine Kenntnis von dieser

---

[200] Sie ist überschrieben: „Manners and Customs of the Firelanders". Vor allem enthält sie Mitteilungen über das Leben in der Familie und über die Erziehung der Kinder. Bridges leitete sie am 7. Februar 1866 mit den Worten ein: „A short account of the Firelanders of the Yahgan Tribe, inhabiting the shores of Southeast Fireland, compiled from what I have heard from the Indians themselves, during three and a half year's constant converse with them" (VSA: XIII, 181; 1866).

[201] Unzweideutig bezieht sich dieser eingeschaltete Satz und das, was nachher folgt, auf die besonderen Bräuche bei der Menarche der Mädchen (S. 753).

Veranstaltung kaum um etwas erweitert; er (h): 208 weiß nur anzugeben: „Los adolescentes de ambos sexos son sujetos a un periodo de disciplina, que consiste en ayunos a veces rigorosos en extremo e instrucción moral." Dieses Urteil gilt auch von einem letzten Hinweis (k): 240, sieben Jahre später: „En épocas determinadas los varones adolescentes eran sometidos a una severa disciplina bajo la tutela de sus tíos u otros parientes cercanos; ayunaban y ejecutaban duras labores, se les inculcaba la mayor humildad, la honradez, la castidad, la paciencia, la industria y el respeto por la verdad. Mientras se hallaban bajo esta disciplina o instrucción se les llamaba *ushcoala*." Gewisse Einzelheiten werden von Bridges (i): 17 in einem Manuskript hervorgehoben, das wahrscheinlich vom 2. Februar 1878 herstammt. Wieder weist er Teile, die zum *čiĕ́xaus* gehören, dem *klna* zu.[39] Nirgendwo erwähnt er, daß nur erstgenannten Feier die Knaben und die Mädchen gemeinsam sich in der gleichen Großen Hütte einfinden. Vieles von den Unterweisungen und Einschränkungen für die Prüflinge im *čiĕ́xaus* wiederholt sich für die Prüflinge im *klna*.

Wenn man nun in Betracht zieht, daß im umfangreichen Yamana-Dictionary kein bestimmter Unterschied zwischen beiden Veranstaltungen betont wird, erscheint es als sehr wahrscheinlich, daß Bridges in dem Glauben an eine einzige geheime Feier, nämlich an *klna*, befangen war; denn viele Geister aus letzterem sind darin genannt, während nur zwei sichere Hinweise auf *čiĕ́xaus* sich finden. BD: 276 bringt das Wort *jăkaus:* the singing and mode of rites peculiar to the *murana* drama; BD: 203. außerdem *(ja)-kaus:* the rites and ceremonies (being superstitious, lying, obscure, dramatic and semi-religious plays) in connection with the *Murana* or Sacred wigwam in which these scenes were enacted. Jenes zweimal aufgeführte Wort entspricht bestimmt dem *čiĕ́xaus*, das auch vor uns zuweilen wie *jiĕ́xaus*, *jĕ́xaus* und *čĕ́kaus* ausgesprochen worden ist. Wie dem auch sei, Bridges hat Sinn und Bedeutung der Jugendweihe sicherlich nicht erfaßt und ihre Unabhängigkeit vom *klna* höchstwahrscheinlich übersehen.

Bekanntlich haben neuzeitliche Reisende aus den Beobachtungen und Erfahrungen dieses Missionars bei den Yamana sehr ergiebig geschöpft. Weil er selber um die Jugendweihe nicht sicher Bescheid gewußt hat, befremdet es demnach keineswegs, daß in den Werken aus jüngster Zeit jeder Hinweis darauf gänzlich fehlt. Hyades (q): 376 erwähnt zwar „l'habitude de soumettre à une sorte d'initiation les garçons parvenus à l'âge de l'adolescence". Seine weiteren Angaben jedoch sind eine fast wörtliche Wiederholung dessen, was

[39] „The initiation of the boys and girls took place when they were between fourteen and sixteen years old ... Abstinence from food was exacted from both; and the fasting of the lads was often severe resulting in many instances in leanness and debility. Both sexes received, after a longer or shorter season of abstinence, good moral precepts with reasons for observing them, whereby their friends honestly thought to fit them for their future life. For example, stealing and lying were forbidden because they brought suffering and trouble, diligence, generosity and faithfulness in marriage were enjoined because they ensured peace and happiness ..." (Bridges [i]: 17).

Bridges (i): 17 bringt und was größtenteils auf das *klan* paßt.[910] Darüber hinaus hat bis zur Zeit meiner eigenen Reisen niemand mehr auch nur leise Andeutungen über die Jugendweihe gemacht. Lothrop (b): 165 kam mehrere Monate nach meiner letzten Reise ins Feuerland. Selbständige Forschungen diesbezüglich hat er unterlassen und sich in seinem Bericht *auf unsere Ergebnisse* berufen,[911] wohl aber jene Gegenstände erworben, die im *čiŋaus* gebraucht werden. Neuestens noch verfällt Spencer: 111 in eine Verwechslung der beiden geheimen Veranstaltungen und was er wahrscheinlich selbständig in Erfahrung gebracht hat, gilt nur für die Männerfeier.

Wenn man all das, was Bridges über eine Gemeinschaftserziehung der Jugend im Reifealter aufgezeichnet hat, auch ungerechtfertigterweise ausschließlich auf die Jugendweihe hinbezieht, erscheint es so geringfügig, daß daraus die Eigenart dieser geheimen Einrichtung kaum andeutungsweise erkennbar wird. Sie blieb der Einsicht der Europäer, wie so manches andere wertvolle Gut, bis kurz vor dem Untergange dieses Volkes gänzlich verschlossen.

2. Meine Anteilnahme

Die Feststellung scheint mir notwendig, daß bis zu meiner zweiten Reise die eben vorgelegten Hinweise in Bridges's Schriften mir völlig unbekannt geblieben waren. Meine leisen Vermutungen, am Lebensabend dieses Volkes noch auf geheime Veranstaltungen zu stoßen, schlug ein Wort Cooper's: 156 nieder, daß bei den Yamana seit mindestens vier Jahrzehnten dergleichen nicht mehr wiederholt worden seien. Da es mir trotzdem vergönnt war, außer der Jugendweihe auch die geheime Männerfeier und die Medizinmannschule zu erleben, darf ich mit vollem Recht behaupten, das *čiŋaus* a l l e i n e n t d e c k t und es als erster nach seinen Grundgedanken erkannt zu haben.

Über keine andere ihrer Einrichtungen s c h w e i g e n unsere Indianer so streng, wie über die Jugendweihe; ihr Verhalten in dieser Sache könnte man einzig und allein noch mit ihrer Gewohnheit vergleichen, den Namen eines Toten nie zu wiederholen. Im täglichen Leben fehlt tatsächlich fast jeder Anlaß, darauf zu sprechen zu kommen, und wird es nötig, bedient man sich regelmäßig der auch bei anderen Gelegenheiten beliebten und gebräuchlichen Umschreibungen. Man wird nicht irregehen, wenn man es auf diesen Umstand zurückführt, daß Bridges kaum mehr als den Namen

[910] Man beachte die Möglichkeit nicht auszuschließen, daß die Mitglieder der Missionsgesellschaft undeutlich darauf hingewiesen worden sind. So schreibt Martial: 221, daß die Eingeborenen „sont d'autres divertissements auxquels nous n'avons pas assisté". Zumindest stimmt es nicht, was Cooper: 156 vermutet: „By the time of the French expedition in 1882—83, and even before, the boy initiations had fallen into desuetude among the Yahgans." Gewiß, „they still preserved a simpler puberty rite, including fasting and moral instruction, for the girls"; aber auch die umständlichere Jugendweihe ist seitdem noch wiederholt worden, was ich oben dargelegt habe.

[911] Er (b): 165 schreibt: „Thanks to the studies of Cooper and Koppers *full* and complete information about the Yahgan initiation rites is available, and the reader desirous of fuller information than is given here is referred to their various publications on this subject."

dieser Feier erfahren konnte. Frau Lawrence, der bis zu meiner ersten Jugendweihe bereits gegen zwanzig Jahre mit Nellay verheiratet war und von dieser sowohl wie von den übrigen Yamana sehr vieles aus ihren Gewohnheiten erfahren und selber gut beobachtet hatte, konnte vom *čiźyus* nur einige unbestimmte Eindrücke. Sein älterer Bruder Martin wußte darum überhaupt nicht Bescheid. Was schließlich den ehrwürdigen Rev. John Lawrence angeht, so war es für ihn eine der höchsten Überraschungen, als ich ihm nach meiner ersten Antrittsahme das Erlebte in allgemeinen Strichen zeichnete. Zwei Jahre später verständigte ich ihn davon, daß ich mich am *čiźyus* in Mejillones beteiligt, ich also ein zweites Mal dieses Fest kennengelernt hätte; er freute sich über diesen Erfolg sonderlich und erklärte ganz offen, er habe sich nie bemüht, das Vertrauen der Eingeborenen in solch hohem Maße zu gewinnen, um einer ihrer geheimen Veranstaltungen sich anschließen zu können. So sprechen der Umstände genug dafür, mit welch strengem Schweigen die Yamana auch vor ihresgleichen das *čiźyus* verschleiern.

Als ich meine Untersuchungen bei diesem Volke begann, gab es nur noch eine Handvoll älterer Leute, die über die unverfälschten Sitten und Gebräuche der früheren Zeit mit einiger Sicherheit mir Rede und Antwort stehen konnten. Der letzte Augenblick war gekommen, um wertvolles Kulturgut vor dem gänzlichen Verschwinden zu retten! Dessen gab ich mir klar Rechenschaft und ich fühlte schwer den Ernst meiner Verantwortung. Nun wird auch verständlich, daß ich mit unwandelbarer Festigkeit die Gelegenheit zur Antrittsahme am *čiźyus* aufgegriffen und mit einer Zähigkeit auf die Eingeborenen so anhaltend eingewirkt habe, bis sein ganzer Inhalt für die Wissenschaft gerettet war. Aber selbst die größte Kraftanstrengung meinerseits hätte mich nicht zum Ziele geführt, wäre mir die alles überwindende Mithilfe der guten Nellay Lawrence nicht entgegengekommen. Letzten Endes war es ihr entscheidendes Einwirken auf ihre Landsleute, daß diese sich im Januar 1920 entschlossen, die Jugendweihe abzuhalten und mich als eigentlichen Prüfling daran teilnehmen zu lassen.

a. *Meine erste Jugendweihe*

Nach einer allgemeinen Übersicht über die Forschungsmöglichkeiten unter den Feuerländern, die ich auf meiner ersten Reise (S. 164) gewonnen hatte, entschloß ich mich, bei den Yamana mit der Arbeit einzusetzen. Ende Dezember 1919 war ich wieder in Punta Remolino, wo kurz vorher sich mehrere Indianerfamilien zusammengefunden hatten (S. 175). Die Männer waren tagsüber auf der Farm beschäftigt, nur des Abends und bei Regenwetter hielten sie für ihre Unterhaltung einen geschlossenen Kreis um das Hüttenfeuer eines würdigen Alten. Dabei fehlte ich nie. Schon nach der ersten Woche meines Dortseins hatten wir uns gut aneinander gewöhnt, vieles war mir von ihnen mitgeteilt worden und sie zeigten sich bald so zutraulich, daß sie anhoben auf das Gebiet ihrer Mythen überzuleiten.

Eines Abends fiel mir auf, daß einige Männer, denen vorher der alte Alfredo heimlich einen Wink erteilt hatte, die noch anwesenden Knaben und Mädchen hinausschickten; sie taten dies unter dem Vorwande, es wäre die Nacht weit vorgeschritten und die Kinder sollten sich endlich zur Ruhe begeben. Erst als die Erwachsenen allein unter sich waren, trug Alfredo zwei Erzählungen vor. Offenbar sollten die Kinder davon nichts erfahren. Nun gab ich mir Rechenschaft, daß auch am gestrigen und vorgestrigen Abend eine beklemmende Befangenheit über den Erwachsenen gelegen und der wirklich ungehemmte Redefluß erst eingesetzt hatte, nachdem alle Jugendlichen entfernt worden waren. An einem der nächsten Abende stellte ich unumwunden die Frage: „Warum erzählt ihr diese Geschichten nicht, so lange ein Kind hier in der Hütte anwesend ist?" Ein jüngerer Mann war schnell, eigentlich vorschnell mit der Antwort bereit: „Nur jene, die im *čičaus* gewesen sind, dürfen das alles wissen!" Auf sämtliche Männer — Frauen waren zufällig nicht anwesend — machte dieses Wort einen außerordentlich peinlichen Eindruck. Ihn zu verwischen bemühten sie sich zwar mit Aufgebot all ihrer Selbstbeherrschung, er blieb mir aber doch nicht verborgen. Nur zu deutlich fühlte ich es heraus, jener Mann hat sich übereilt und etwas ausgeplaudert, das er in strengem Schweigen ängstlich hätte hüten sollen. Lautlose Stille! Minuten verrannen und niemand wagte es, den Faden der Erzählung wieder aufzugreifen. Als plötzlich in der totenstillen Nacht draußen einige Hunde sich zu raufen anfingen, sprangen alle Männer, wie aus einem Zauberbann erlöst, mit übertriebenem Eifer auf und stürzten aus der Hütte hinaus. Sehr bald verliefen sie sich und verschwanden in ihren Wohnungen. Was blieb mir weiteres übrig, als ebenfalls mein Lager aufzusuchen. Wegen der Erregung, einer merkwürdigen Sache auf die Spur gekommen zu sein, mied mich der Schlaf (S. 177).

Am nächsten Morgen bemühte ich mich vergebens, sogar beim wohlgesinnten Cesar, über jenes sonderbare Wort, das gestern abend gefallen war, etwas Genaueres zu erfahren. Unverkennbar schwerfällig zeigten sich die Männer an diesem Abend, als ich nachdrücklich einlud, wie an den vorhergehenden Abenden uns um das Hüttenfeuer des alten Alfredo niederzulassen. Nach vielem Drängen setzten sich endlich die meisten wieder zusammen und wir sprachen von dem und jenem. Kaum hatten sich die Kinder zurückgezogen, als ich mit erkennbarer Bestimmtheit die Frage sandte: „Was besagt eigentlich *čičaus*, das ich gestern gehört habe?" Sichtlich mißfiel diese Forderung und einer wies mich mit der kurzen Bemerkung zurück: „Darüber spricht man nicht!" Nun wußte ich zumindest so viel, daß es mit jenem Worte eine nicht unwichtige Bewandtnis haben müsse und daß ich darüber von den Männern nichts mehr erfahren würde.

Diese merkwürdige Sache durfte ich nicht auf sich beruhen lassen. Einige Aufklärung versprach ich mir von der guten Nelly und sie hat mich in meinen Erwartungen nicht enttäuscht. Von ihr erfuhr ich andeutungsweise, daß die Yamana eine eigentliche, gut ausgebildete Jugendweihe be-

stören. Seitdem ließ ich ihr keine Ruhe, bis sie mir einen Tages die Zustimmung machte, jene Feier würde nach Abschluß der Farmarbeiten von ihren Landsleuten abgehalten werden und ich dürfte mich deren beteiligen.[1]

Von nun an wagte ich es, gelegentlich vor den alten Leuten einer Änderung darüber fallen zu lassen; zufällig brachte ich ihnen meine Freude zum Ausdruck, daß ich ihr schönstes Fest bald würde mitfeiern dürfen. Aber von [illegible] und sie vermochten den Gedanken gar nicht zu fassen, daß ein Europäer in das Heiligtum ihres *Dschunga* eindränge. Einen Abends rief Frau Lawrence, auf Veranlassung seiner Gattin, alle Männer zusammen. Unumwunden offenbarte er ihnen Nelly's Wunsch und verlangte nachdrücklich, sie möchten diese Veranstaltung einführen. Er verwies dabei auf die viele Hilfe und reichliche Unterstützung, die sie beide ihnen allen stets gewährt hatten; weil ich der Familie Lawrence ein lieber Gast und auch den Yaruma selber ein erwünschter Gesellschafter wäre, dürften sie es nicht abschlagen, mich privatissime mit Nelly zusammen. Trotz hartnäckiger Widerrede einiger Männer verharrte Frau unerschütterlich auf seiner Forderung. Wie zum Trotz stellten sie ihrerseits als **Bedingung**, ich müsse, wie es alter Brauch von jedem ihrer Kinder verlangt, das erstemal in die Große Hütte eingeführt wird, mich ihnen nach dem richten, was für die eigentlichen Prüflinge allmählich gilt. Sobald Frau mich davon verständigt und ich selbstverständ angenommen hatte,[2] beruhigten sich die Männer zwar ein wenig, mußten aber noch lange mit der ungeheuerlichen Vorstellung, daß ein Europäer das *Dschunga* erleben sollte.[3] Inzwischen begrüßte Nelly die übrigen Frauen für ihren Plan und hatte gerade bei ihnen den erwarteten guten Erfolg.

Während die Männer ihre Arbeiten auf der Farm zu Ende führten, ergänzte ich mit Frau Lawrence die Vereinigung mit **Lebensmitteln** für alle Teilnehmer. Ihnen hatten wir in Aussicht gestellt, während der Feier für den Bedarf jedes einzelnen aufzukommen, damit niemand durch Nahrungsmangel abgehalten und damit der ungestörte Ablauf der Veranstaltung gewährleistet würde. Es war so liebenswürdig, von sich aus die erforderlichen Hammel zu stellen; ich kaufte Mehl und Hülsenfrüchte, Kaffee und Zucker sowie anderen Kleinigkeiten. In freien Stunden besprachen die älteren Männer unter sich eingehend den Plan. Ganz von selber stellten sich alle um Ayeruma, als den am meisten Erfahrenen, und fügten sich seinem Ratschlag. Die Frauen bereiteten kleine Schmuckstücke vor, die notwendig sind, und durch

[1] Wie ich sie und ihren Gatten Frau Lawrence kennenlernte haben und was sie alles weiteres unternommen hat, wurde auf S. 179, 181 geschildert. Vgl. auch Gemma (b): 139.

[2] Angesichts meiner hilferen Lebensjahre verblieb diese Forderung dennoch nicht Unausführbaren. Gerade in jüngerer Zeit vorgekommen es sich ereignen, daß ein Yaruma von im beginnenden Mannesalter die Gelegenheit zur Jugendweihe fand. Einer der Prüflinge beispielsweise, die mit mir eintraten, zählte 27 Jahre. Um das Lebensalter kümmert man sich nicht, wohl aber fordert man früher oder später die wirkliche Anerkennung.

[3] Welch ernste Schwierigkeiten ich überwinden mußte, bis die Stammesmänner zu ihrer gebotenen Männerfeier erklärten, wurde in Bd. I, 181 f. dargelegt.

ren sich allmählich in die neuen Stimmung jener Feier hinein. Unbemerklich [illegible] Gemeinsamkeit empfand Peter, da dies von der erwärmten Atmosphäre [illegible] Wärmeschimmer hielt ich gewöhnlich mich viel an die Männer und zeigte mich aufmerksam willig allen Forderungen gegenüber, die man an mich stellen wollte.

Mit Einbruch der Nacht, die für Wagner Zeit sich wieder von dem Familienkreise [illegible] erhoben hatte wollen, kam man überein, die Cocoa Nüsse in nächster Nähe der Feuergelände aufzuschlagen, also in Peter Swenkens, Bauschanzen lagen die Nüsse und die kleinen Werkzeuge der Indianer, sonstigen als Genuß sich nicht als notwendig ergaben. Noch immer die Arbeiten auf den Feuerbrüder waren, hatte Agnesse als der eigentlicher Vorsteher des Peters eine Männer an Wärmern beschlossen. Dieses stellig an, sonnige Aufsicht an Stein, daß kein Unbefugter sich näherte oder irgendwelche Störung verursachte, daß vor allem die im Lager verbleibenden Kinder gründlich Ruhe bewahren. Kaum waren alle Leute fort, so begaben sich die jüngeren Männer in den Wald und schlugen passende Bauholzstämmchen aus; diese wurden auf den Platzplatz gebracht und hergerichtet. Der alte Agnesse hatte mit anderen Männern inzwischen den Garten auf und die Wärmer entfernt dem Innern, während einige neugierige Kinder an mehr herumstreiften. Sie wußten jedesmal den gleichen eigenartigen Ruf aus, den jeder kannte und den jeder fürchtete. Innerhalb von drei Tagen stand die Große Hütte gebaut und gedeckt da. Sie zeigte am Boden eine gerade Länge von 12 m, eine gleiche Breite in der Mitte von 3,50 m und eine höchste Höhe, ebenfalls in der Mitte, von 3,50 m; sie war langgezogen mit fast gleichmäßiger Abflachung und einem lang abgeschnittenen Grundriß. Durch wurde drinnen das Feuer angezündet.

Langsam füllten sich alle Männer und die älteren Frauen ein, sie besetzten sich nach kurzer Wahl an einer Seite nieder, die die weißen Leute [illegible] blieben. Den Übergang an, welche jungen Leute als Prüflinge eingeführt werden sollten. Mit der ganzen Wucht sich ernsthafter Feierlichkeiten setzte jetzt den Leuten dort in der Großen Hütte die letzten Erkenntnis im Bewußtsein, wie wenige ihrer heute waren. Aufmerksam schien es, als gälte es keiner Jugendlichen, die an sämtliche Insassen wurden könnten; denn diese sind gar Familie hatten bald Kinder, die im Schlimme Alter standen. In einigen saß auf den nächstmöglichen Steinreihen und auf Cocosnuß, der allerdings bereits 17 Jahre zählte, aber bisher noch nicht in diese Veranstaltung eingeweiht worden war; der dritte Prüfling war ich.

Während diese Übergangenen zählten, setzten sich auch die beiden Erwachsenen ein, die den Gang schwierig gestalten. Sie brauchten sich an einzugehen, sie gingen an in einer schlichten Weise. Nicht als eine Stunde verlangt sich alle in tiefstem Schweigen und ernstgestrer Sammlung. Dann stimmte Agnesse einen monotonen, traurig klingenden Gesang an, den einige der ersteren leise begleiteten. Einer und gedankenschwer saßen alle da und hörten den Singen weiter. Das war die Eröffnung der Feier, das Spielmotiv

I: Gueinde

SMS Yahgan

Tafel II

Sammlung des Ozeanischen Museums Dresden

mittag, auf einen Wink des Vorstehers, schlichen die vier Wächter, mit einem langen Lederriemen versehen, zur Großen Hütte hinaus; sie fingen erst mich ein, dann den CLEMENTE und endlich den HOSZTEAD. Jeden von uns dreien brachten sie einzeln dorthin. Deshalb konnte ich den eigentümlichen Geisterauftritt ruhig beobachten, der, wie bei mir, sich wiederholte, als jeder der beiden anderen Prüflinge durch den Eingang hineingeschoben wurde.

Der Obhut seiner Paten blieb seitdem jeder von uns dreien ununterbrochen überlassen. Diesen Dienst versahen bei mir CARIS und GERTIE; später erfuhr ich, sie hatten sich eigens darum beworben, weil sie kinderlos sind. Den V e r l a u f der ganzen Feier verfolgte ich nun Tag und Nacht. Unbeschreiblich quälend war mir die lästige Zwangshaltung durch lange Stunden, den Schlaf und die körperliche Bewegung vermißte ich schmerzlich, der Hunger ermattete sehr. Doch der ernste Vorsteher ALFREDO blieb unerbittlich hart in allen Forderungen, die er mir ebensowenig wie den anderen beiden Prüflingen ersparte. Nur (S. 859) vom Baden bei Nacht im kalten Wasser des Canal de Beagle nahm man mich aus. Unvergleichlich schwerer jedoch als die rein äußerlichen Härten empfand ich das strenge Verbot, schriftliche Aufzeichnungen zu machen und irgendwelche Fragen zu stellen. Die Erschlaffung, unter der mein ganzer Körper litt, übertrug sich auf das Gedächtnis und die Auffassungsgabe; manche Einzelheit, da sie ohne Erklärung blieb, entging meiner Aufmerksamkeit. Gern gab ich mich jedoch zufrieden, war es ja an sich schon ein seltenes Glück, in dieser Großen Hütte zu sein.

Alles diente der Willensschulung und Selbstüberwindung, der Belehrung und Ermahnung, sowie der körperlichen und werktätigen Ertüchtigung des Prüflings. Die Grundzüge des *éiŋaus* leuchteten eindeutig auf und ein hoher sittlicher Wert wurde aus den goldenen Lebensregeln ersichtlich, die ein besonderer Lehrmeister, diesmal der alte WHATTS, uns fast jeden Abend vortrug. Unter Führung eines tüchtigen Mannes mußte ich mit den beiden anderen Prüflingen des öftern hinaus zu allerhand Arbeiten und zum Jagdhandwerk, die Lebensaufgabe eines Mannes sind. Gelegentlich wurden Erzählungen vorgetragen, von denen ich einige bereits vertraulich erfahren hatte. Was aber den *Yaðlox* angeht, das darf eigentlich nur in dieser heiligen Hütte wiederholt werden. Die mimischen Spiele und die verschiedenen Gesänge und Tänze lernte ich hier zum ersten Male kennen. Von Tag zu Tag mehrten sich meine Beobachtungen und Erfahrungen. Alles erfreute mich sehr, trotz empfindlicher Entbehrungen und körperlicher Erschlaffung.

Der abwechslungsreiche Festplan wickelte sich störungslos ab, alle Teilnehmer bewahrten die beste Stimmung und trugen tiefsten Ernst zur Schau. Mehrmals am Tage trat auch NELLY in die Große Hütte ein; da sie alles und jeden gewissenhaft, ja begeistert mitmachte, eiferte sie die anderen Erwachsenen durch ihr Beispiel stark an. Noch zehn Tage wurde der A b s c h l u ß von den Alten vereinbart. Zu diesem besonders festlichen Auftritt hatte NELLY auch ihre drei erwachsenen Töchter in die Große Hütte gebracht. Wir waren insgesamt nur 24 Personen, aber jede benahm sich sehr eifrig beim

bewegten, lebhaften Schlußfeste. Auf jedem Gesicht konnte man volle Zufriedenheit und große Genugtuung über den erfolgreichen Verlauf dieser Feier lesen. Fröhlich und munter zeigten sich alle beim letzten allgemeinen Essen. Die älteren Männer drückten ihre Zufriedenheit über meine große Willigkeit gegenüber allen Strengheiten aus, die man auch mir nicht hatte ersparen dürfen. Einer sagte mir leise ins Ohr: „Komm im nächsten Sommer nochmals zu uns; dann wiederholen wir dieses Fest und nachher darfst du ins *kina* eintreten!" Später ließ ich mich darüber aufklären, daß *kina* der Name für die geheime Männerfeier ist und daß jeder Mann zweimal *ukwŏgla* im *čičxaus* gewesen sein muß, ehe er dort zugelassen wird. Im Verlauf dieses Schlußessens steigerte sich die gute Laune der Leute derart, daß sie oft und laut riefen: „Dies war das schönste *čičxaus*. Wir werden es im nächsten Sommer wiederholen!" Da sie auf mich eindrängten, versprach ich ihnen gern, bis dahin zurückzukommen; denn im stillen schwebte mir schon *kina* vor, das ich auch kennenlernen wollte.

Die Wanderlust regte sich bereits mächtig in diesen Leuten. Am zweiten Tage nach Abschluß des *čičxaus* waren auch die letzten von Punta Remolino wieder weggezogen. Aus dem Gedächtnis trug ich die vielen Erlebnisse in mein Tagebuch ein und nahm ebenfalls bald danach von jener trauten Stätte Abschied. In der übersichtlichen Darstellung, die weiter unten geboten wird, kommen die Erfahrungen bei meiner ersten Jugendweihe zur Auswertung."[*]

β. Meine zweite Jugendweihe

Im Januar 1922 war ich zum dritten Male und mit der besonderen Absicht in das Gebirt der Yamana zurückgekehrt, das *kina* zu sehen (S. 184). Da als Vorbedingung galt, zweimal im *čičxaus* geprüft worden zu sein, rechnete ich selbstverständlich mit einer Wiederholung desselben. Diesmal waren mehr Familien in Punto Remolino zusammengekommen als vor zwei Jahren. Zu meinem Bedauern fehlte der alte ALFREDO mit seiner Frau, die beide mir beim früheren Besuche hervorragend nützlich und behilflich gewesen waren; es hieß, sie führen weit draußen zu den südlichsten Wollaston-Inseln herum, wo die Frau beheimatet ist.

Die Leute hier wurden leicht für unseren Plan gewonnen und kaum war ich mit meinem Begleiter P. KOPPERS von einem kurzen Aufenthalt bei den Seik'nam nach Punta Remolino zurückgekehrt, begannen unsere und ihre Vorbereitungen. Völlig ungestört und ganz unabhängig wollten wir diesmal sein. Demnach einigten sich alle daraufhin, nach Puerto Mejillones zu ziehen. Die meisten von ihnen besitzen dort ein kleines Bretterhaus, hatten auch mancherlei Gebrauchsgegenstände zurückgelassen und fühlten sich an jenem beliebten Fleck viel wohler als hier unter den Augen gewisser Europäer. Ansehnliche Mengen von Lebensmitteln kaufte ich ein und selbstverständlich

[*] In Contenu (b): 150 findet sich eine etwas breitere Beschreibung dieser meiner ersten Jugendweihe, die ich in Punta Remolino im Februar 1920 erlebt habe (S. 179).

eine gute Zahl fetter Hammel. Die Indianer packten mühelos ihre wenigen Habseligkeiten zusammen. NELLY bedauerte ganz unverhohlen, sich nicht sogleich uns anschließen zu können, und versprach, uns gelegentlich zu besuchen. Ungewöhnlich lange hatten sich in diesem Sommer die Arbeiten auf der Farm verzögert. Als sie am letzten Tage des Februar endlich beendet waren, stellte uns FRED LAWRENCE für die Überfahrt seinen Kutter "Garibaldi" bereitwillig zur Verfügung. Alles wurde verladen, wir selber stiegen ein und am frühen Vormittag des 1. März 1922 überquerten wir in genau südlicher Richtung den Canal de Beagle (S. 185).

In Puerto Mejillones angekommen, eilte jede Familie ohne Verzug in ihre Wohnung und richtete sich wieder bequem ein. Uns blieb keine andere Wahl, als uns für das kleine Haus des SANTIAGO zu entscheiden; er mußte ja für diesmal das Amt eines Leiters im *čiŋpaus* übernehmen. Er hatte sich mit seiner Frau die Patenschaft für KORRUS zeitig genug ausbedungen; das war Grund genug, uns jetzt schon ihm eng anzuschließen. Meine Paten waren, wie vor zwei Jahren, CHRIS und GERTIE. Bald veranlaßte ich eine allgemeine Aussprache der Männer, um von vornherein jede Unklarheit und Unsicherheit über unsere Pläne zu beseitigen. Diesmal war die Lage bedeutend schwieriger als vor zwei Jahren; denn damals stand hinter allem NELLY, die einen wirksamen Druck auszuüben vermochte. Da ich einige Erfahrung in Behandlung dieser Leute besaß, einigten wir uns schnell.

Am nächsten Tage, den ein wunderbarer Sonnenglanz vom wolkenfreien Himmel her einleitete, begannen einige Männer mit dem Aufbau der G r o ß e n H ü t t e. Eigentlich brauchte man keine neue Arbeit von Grund auf zu leisten; denn im Jahre zuvor war eine Große Hütte aufgerichtet worden, die man wieder instand setzte. Tatsächlich hatten die Leute unter sich hier das *čiŋpaus* gefeiert. Sie war knapp 12 m lang. Einen günstigen Platz am Ausgange des Waldes hatte man erwählt; er lag auch von den Wohnungen weit genug entfernt, daß Störungen durch Kinder ausgeschlossen blieben. Viele Hände regten sich und die Hütte stand schon am nächsten Tage gut eingerichtet da. Zu geschäftigem Eifer mußte ich unaufhörlich antreiben, auch übten das reichliche Essen und manche Leckerei ihre ueifernde Wirkung aus.

Inzwischen trafen verspätet noch zwei Familien ein, darunter der alte PEDRO. Wie selbstverständlich fiel ihm das Amt eines Vorstehers zu; denn er war der beste Kenner der Stammessitten. Um die Mittagszeit des 3. März 1922 hatten bereits einige Leute in der Großen Hütte Platz genommen; für heute war der B e g i n n der Feier geplant. Sie hielten es für notwendig, stillschweigend dazusitzen und sich zu sammeln. Die größere Hälfte der Erwachsenen war noch mit allerlei andern Arbeiten in der eigenen Hütte beschäftigt. Einer nach dem andern trug unauffällig das zur Großen Hütte, was er zum Schlaflager benötigte. So gab es ein stilles, aber ständiges Hin und Her zwischen den Wohnungen und der Großen Hütte, ein Zeichen, daß die Feier bald beginnen würde.

Gegen fünf Uhr nachmittags zogen die Letzten ein und mit ihnen auch

wir. In zwei Reihen, wie üblich, hockten die Teilnehmer rechts und links vom Mittelgang. Jeder von uns erhielt seinen bestimmten Platz angewiesen, die Indianer hatten sich vorher schon auf gut Glück verteilt. Den einmal gewählten Platz muß jeder seitdem genau einhalten. Als es draußen zu dunkeln begann, setzte endlich SANTIAGO mit einem leisen Summen ein, das allmählich zu lautem Singen wurde; daran beteiligten sich die anderen Leute und führten es weiter. Schon am ersten Abend gab es einige Tänze. Alle lebten ganz in der Stimmung, die zu dieser Feier notwendig ist.

Die vielen Einzelheiten aus dem Verlauf dieser Veranstaltung werden hier noch nicht aufgeführt. Angedeutet habe ich bereits, daß die Zahl der ständigen Teilnehmer etwas höher wie im vorletzten Jahre war, nämlich 24. Als Prüflinge sind zu nennen, außer KOPPERS und mir, MANUEL, der bereits 35 Jahre zählte, der vierzehnjährige KIMES, der zwölfjährige WALTER II, die vierzehnjährige ELISA, Tochter des SANTIAGO und der ADELHEID, endlich die etwa achtzehnjährige JULIA vom Stamme der Halakwulup. Diese Zahl von sieben *alangala* erscheint mit Rücksicht auf die geringe Volksstärke von damals sehr hoch; doch gehörten drei davon nicht den Yamana an. Bemerkenswert ist, daß SANTIAGO, der nach allgemeinem Brauch in Abhängigkeit vom Vorsteher PEDRO seines Amtes waltete, außergewöhnlich nachsichtig und nicht imstande war, die Zügel einer strammen Ordnung zu halten. Uns war diese Erleichterung überaus erwünscht; sie ermöglichte leise Fragen, erhielt uns frischer und gewährleistete ein besseres Verständnis der einzelnen Geschehnisse. Immerhin bekamen alle Prüflinge unterschiedslos den Ernst dieser Veranstaltung reichlich zu spüren. Auch beteiligten sich alle Erwachsenen sehr rege und mit ganzer Aufmerksamkeit. Vergleichshalber kann ich sagen, daß meine erste Jugendweihe von tiefem Ernst und strengster Handhabung der Tagesordnung beherrscht war, während diesmal ein größeres Vielerlei mit lebhafterer Beteiligung geboten wurde.

Am dritten und vierten Tage überlegten die ältesten Männer unauffällig den Plan für das *klóo*-Fest. Als die Männer mittleren Alters davon Ahnung bekamen, begann das *čiŋ̌ŋaŋs* für sie langweilig zu werden und sie ließen durchfühlen, wie erwünscht ihnen der baldige Abschluß wäre. Man einigte sich daraufhin, am Abend des 6. März die Große Hütte zu verlassen. In jenen fünf Tagen hatte ich genügend, ja reichlich viel über die Jugendweihe erfahren. Obwohl man mich über die Beendigung nicht befragte, rechnete man von vornherein mit meinem Einverständnis. Schließlich wollte ich mir das *klóo* nicht entgehen lassen. Letzteres fiel in die wenigen Tage vom 6. bis zum Mittag des 11. März. Kurz vorher brach der Wunsch der Allgemeinheit durch, wir sollten nochmals zur *čiŋ̌ŋaŋs*-Hütte übersiedeln; und wie von selbst wurde er Wirklichkeit. Bald fühlten wir uns alle in der rechten Stimmung. Ernst und Sammlung war auf allen Gesichtern zu lesen, die ganze Ordnung wickelte sich genau ab. Vom Vormittag des 12. März löste sich nun endlich die Versammlung auf, nachdem der alte WAATS noch einmal eine längere Ermahnung an die Prüflinge gerichtet hatte. Jeder legte seine Sachen zum Bündel

zusammen und kehrte damit ins eigentliche Lager zurück. Seitdem stand die Große Hütte verlassen da. Öfters noch kamen wir daran vorbei und die Erinnerungen, die dann wach wurden, vertieften die nachhaltigen Eindrücke.[*]

Hocherfreut über das Gelingen des Hauptplanes der diesjährigen Reise, benützten wir noch die nächsten Tage zu ergänzenden Beobachtungen und kehrten am 17. März nach Punta Remolino zurück. Von dort aus traten wir am 7. April die Rückreise nach Punta Arenas an (S. 186).

Erst vor dem drohend nahen Untergange dieses feuerländischen Volksstammes bin ich als erster Europäer vom Glück bevorzugt worden, die unschätzbar wertvolle und inhaltlich reiche Einrichtung seiner Jugendweihe zu erleben. Welchen Verlust für unsere Kenntnis der älteren Naturvölker würde es bedeuten — jetzt im Besitze all dessen beurteilt, was die *Hêšpuna*-Feier ist und enthält —, wenn mit den letzten Vertretern jenes Volkes auch diese so wertvolle Einrichtung spurlos verschwunden, wenn die ganze Fülle ihrer hochbedeutsamen Einzelheiten unbekannt und einer wissenschaftlichen wie praktischen Auswertung für alle Zukunft unzugänglich geblieben wäre.

b. *Vorbereitung der Feier*

Die Eigenerfahrung von einem zweimaligen Erleben der Jugendweihe und viele einzelne Mitteilungen der Yamana werden im Folgenden zu einer geordneten, übersichtlichen Darstellung[**] zusammengefügt. Darin kommt jeder einzelne [Teil] nach Wert und Bedeutung in der sehr ausgedehnten, umständlichen Veranstaltung besser und bestimmter zur Geltung, als in der eingehenden Beschreibung all dessen, was nach zeitlicher Anordnung jeder Tag gebracht hat. Jetzt, am Lebensabend dieses Volkes und wegen der geringen Kopfzahl der Überlebenden, kann alles und jedes nicht mehr mit der gleichen Genauigkeit und Ausführlichkeit eingehalten werden wie ehedem. Nicht einmal die ungestörte Ruhe und ausgedehnte Zeit, die früheren Geschlechtern für dieses Fest sicher waren, stehen dafür den Indianern von heute zur Verfügung. Sie vereinigen sich trotzdem immer noch zum *Hêšpuna*, weil es den Burschen und Mädchen geboten werden muß; ueberdies ist es auch für alle Erwachsenen eine große Genugtuung, an dieser gedankenreichen Einrichtung wieder einmal das gute Alte zu erleben. Wie das *Hêšpuna* sie in ihrem ganzen Empfinden aufwühlt, wie es sie bereichert und erhebt, ersieht man jedesmal deutlich beim Abschluß, wenn sie in ihrer Begeisterung die jeweilige Veranstaltung laut als die schönste und beste preisen, der sie beigewohnt haben.

---

[*] Hocherfreulich sei auf Kaweyan (2): 51 verwiesen; er schildert, was allen jeden einzelnen Tag in der Großen Hütte gebraucht hat. Vgl. auch Gusinde (2): 625 und die kurzen Angaben weiter unten.

[**] Beim Aufbau dieser Darstellung habe ich bewußt, so weit als möglich, die Anordnung beibehalten, nach welcher die Beschreibung der Männerfeier bei den Selk'nam abgefaßt worden ist. Dadurch wird ein Vergleich der beiden Veranstaltungen fühlbar erleichtert. So weit als nötig muß auch die unten gebotene Darstellung der Kina-Feier herangezogen werden.

wenn sie es bedauern, wie schnell sie vorübergegangen ist, wenn sie nachdrücklich dazu auffordern, doch bald wieder zu diesem Feste zusammenzutreten und es lange auszudehnen.

Die seit altersher geltende Ordnung und die vielen Einzelbestimmungen werden tunlichst auch jetzt noch eingehalten; nur darin hat man nachgelassen, sie in der unnachgiebigen Strenge und Härte von ehedem zu handhaben. Sehr unterschiedlich haben jeweils Alfredo und Santiago die Leitung geführt; jener war noch ganz beherrscht vom ernsten Geiste der früheren Zeit, während dieser den lockernden Einflüssen von seiten des Europäertums allzu nachsichtig Rechnung trug. Immerhin ist auch diese Feststellung wertvoll; sie weist darauf hin, daß nicht minder in früherer Zeit die Persönlichkeit des jeweiligen Vorstehers oder Leiters der Art und Weise, wie die Feier ablief, einmal diese und andermal jene Betonung verlieh. Die vielen Einzelheiten und Nebensächlichkeiten, mit denen jeder Tag ausgefüllt wird, gehören an sich zwar zur Festordnung, die Reihenfolge allerdings und die Häufigkeit, in der sie sich wiederholen, die Bevorzugung des einen und der verstärkte Nachdruck, den man auf etwas anderes legt, sind Schwankungen, für die es keine festen Regeln gibt; sie werden nämlich von der Charakteranlage des Vorstehers, von der Stimmung einflußreicher Teilnehmer, von Laune und Lust der Allgemeinheit und endlich von gewissen rein äußeren Einflüssen verursacht. Solche inhaltlich bedeutungslose Abweichungen der einen Veranstaltung von der anderen wirken sich zuweilen sehr fühlbar aus und schaffen, infolge dieser Abwechslungen, auch jedesmal neue Anregung.

Das Hauptziel des *Xiẽxaus* ist die erzieherische Beeinflussung der Knaben und Mädchen im Reifealter. Was ihm dient, ist im Hauptteil der Festordnung vorgesehen, ja letztere berücksichtigt fast ausschließlich die Prüflinge. Doch darüber hinaus ist es unverkennbar auch eine Veranstaltung für die Erwachsenen, insofern ihren Geselligkeitsbedürfnissen nach so langer Zeit der Vereinsamung, zu welcher der Wirtschaftsbetrieb jede Einzelfamilie zwingt, weitgehend Rechnung getragen wird. Diese beiden Aufgaben des *Xiẽxaus*, im Grunde sehr verschieden voneinander und anscheinend gegensätzlich, sind nichtsdestoweniger so glücklich ineinander verwoben, werden durchaus unparteiisch berücksichtigt und so vollständig erfüllt, als gäbe es nur ein einziges Ziel. In den folgenden Ausführungen nehmen, wie leicht begreiflich, alle Maßnahmen für die Prüflinge den meisten Raum ein; denn was der Unterhaltung und dem Vergnügen der Erwachsenen dient, wiederholt sich öfters in dieser und jener Form und wird vorwiegend aus dem Alltag in die Große Hütte herübergenommen, wie beispielsweise die Tanzspiele und Gesänge. Gewisse Einzelheiten sind unbestimmbar geblieben und für manche Erscheinungen fehlt die ausreichende Erklärung. Das darf nicht verwundern; denn das jüngere Geschlecht übernahm vom vorhergehenden diese Einrichtung als etwas Bestehendes und dachte weder an Deuteln noch an Begründung jeder Kleinigkeit. Möglicherweise sind erst in der Neuzeit einzelne Zusammenhänge gelöst und manche Lücken in die Gedankenfolge gerissen wor-

den. Im großen und ganzen aber bietet die folgende Darstellung ein vollständiges Bild der geheimen Jugendweihe, wie sie seit altersher abgehalten wurde.

Diese nun ist, wie schon öfters betont, bei unseren Eingeborenen allgemein und nur unter dem Namen *čiɛ́yaus* bekannt. Man hört auch häufig die andere Betonung *čiɛyáus*, zumal wenn es mit lauter Stimme gerufen wird, neben dem etwas verschiedenen *čɛ́yaus* und sogar neben dem sanfter klingenden, *jiɛ́yaus* und *jɛ́yaus*. Letztgenannte Form nähert sich offensichtlich dem *jákaus* im BD: 276. Dieses Wort beinhaltet die gesamte Veranstaltung an sich. Sie als Jugendweihe zu bezeichnen ist insofern gerechtfertigt, als sie hauptsächlich und fast ausschließlich der Erziehung und Schulung der im Reifealter stehenden Jugendlichen beiderlei Geschlechtes dient. Daran ändert der Umstand nichts, daß zufällig ein *čiɛ́yaus* abgehalten wird, bei dem als Prüflinge entweder nur Burschen oder nur Mädchen anwesend sind; eben weil sich in diesem oder jenem Jahre geeignete Jugendliche des anderen Geschlechtes nicht finden. Lebensjahre machen eine Grenze nicht aus.

1. Anlaß und Dauer

Der Europäer unterschätzt oft in weitreichendem Maße die Abhängigkeit des Naturmenschen von der Nahrungsbeschaffung. Die Sorge um das alltäglich Notwendige schiebt rücksichtslos und hemmungslos jeden Wunsch und Plan, jede Forderung und Berechnung beiseite, die ihr irgendwie im Wege stehen. Was Spencer: 255 an den Australiern beweist, gilt auch für unsere Feuerländer, daß nämlich „die Nahrung den Kernpunkt ihrer materiellen wie geistigen Tätigkeiten bildet", daß also ihre erste und größte Aufmerksamkeit dem L e b e n s u n t e r h a l t e gilt. Anscheinend kennen die Naturmenschen keine bestimmte Zeiteinteilung und keine Beständigkeit in ihren Entschlüssen, sie halten weder Wort noch erfüllen sie ihr Versprechen. Dem ist in Wirklichkeit nicht so und man tut ihnen Unrecht, wenn man sie als wankelmütig, unentschlossen, treulos hinstellt. Ihre Entscheidungen werden im letzten Augenblick noch abgeändert und umgestoßen von dem größeren oder geringeren Vorteil, der für die Nahrungsbeschaffung und für die Lebenssicherung daraus erwächst. Ihnen erscheint es weit wichtiger, den Hunger zu bannen oder einer das Leben unmittelbar bedrohenden Gefahr zu entrinnen, als ein gegebenes Wort einzulösen, ein Versprechen zu halten, einer Zusammenkunft beizuwohnen oder einen zugesagten Besuch einzuhalten. Dieser alles beherrschende und alles entscheidende Grundsatz wirkt sich nicht minder beim Zustandekommen und auf die Zeitdauer des *čiɛ́yaus* augenscheinlich aus. Erwarte man also diesbezüglich keine unwandelbaren Gesetze.

Früher oder später finden sich die Familien eben doch wieder einmal zusammen, damit ihre herangereiften Kinder die Gelegenheit zur Jugendweihe erhalten. Innerhalb der Lokalgruppe nur macht sich der Wunsch darnach erkennbar geltend. Der Regel nach aber kommt der Anstoß zum Entschluß von außen her. Der s t ä r k s t e A n l a ß erscheint dann gegeben, wenn irgend-

wo ein Wal gestrandet ist. Nicht nur aus nächster Nachbarschaft, zuweilen auch von weit her strömen die Familien herbei und lassen sich rund um das gewaltige Tier herum nieder. Für viele Tage sind sie alle jetzt von Nahrungssorgen frei und häufen sogar Vorräte für die nächste Zukunft auf (S. 594). Bietet dieser Platz die weiteren Vorteile, daß die Männer bequem Jagdtiere erlegen und die Frauen bei ihrer Sammeltätigkeit reichen Erfolg haben, bleiben die meisten, vielleicht sogar alle Familien an dieser ergiebigen Stelle sitzen. Denn nichts zwingt sie dazu, eine andere Gegend aufzusuchen, wo sie von vornherein solch günstiger Bedingungen nicht sicher sind. Nicht also der gestrandete Wal und eine ungeheure Fleischmasse, die den Leuten für viele Tage geboten ist, drängt zur Jugendweihe hin, sondern das Beisammensein zahlreicher Familien, die aus jenem Anlaß sich hier zusammengefunden haben und die auf diesem günstigen Plätzchen wegen vieler Vorteile bei der Nahrungsbeschaffung noch länger zu bleiben wünschen. Damit leitet sich die Gelegenheit, das *čičxaus* abzuhalten, zwar gelegentlich, doch durchaus nicht regelmäßig ein.

Das Gleiche wiederholt sich, wenn viele Familien aus sonstigem Beweggrunde auf einer und derselben Stelle sich zusammenfinden. So bei einem schweren Unglück, dem mehrere Personen zum Opfer gefallen sind oder bei einer groß angelegten Totenfeier, die einem geschätzten Alten oder einem tüchtigen Medizinmanne gilt. Die Gunst des Lagerplatzes gibt den letzten Entscheid. Freilich spricht die Lust und Laune der Leute, auch der Einfluß einzelner bejahrter Personen viel mit.

Erst wenn durch den Ort an und für sich die mühelose Versorgung vieler Familien gewährleistet ist, schaut man sich nach den Jugendlichen um, die für *čičxaus* sich eignen. Bevor die Familien nicht beisammen sind, weiß niemand darum recht Bescheid; denn sogar innerhalb der Lokalgruppe hat diese mit jener zuweilen keine Fühlung. Aus Mangel an geeigneten Kindern wäre in alter Zeit dieses Fest niemals unterblieben, sofern der Lagerplatz von sich aus dazu einlud; denn deren gab es früher in guter Zahl.

Was dann und wann sehr stark zum langen Beisammensein, wie es nun einmal mit dem *čičxaus* gegeben ist, hindrängt, ist das Geselligkeitsbedürfnis und der Wunsch nach einem ausgiebigen Gedankenaustausch. Man darf nie aus dem Auge verlieren, wie schwer die Vereinsamung der Einzelfamilie je länger um so empfindlicher auf jedem ihrer wenigen Mitglieder lastet. Vor allem wollen die Männer wieder einmal unter sich sein und auch die Frauen haben einander manches zu erzählen. Jenen brennt es auf der Seele, ihre Jagderlebnisse und Arbeitserfolge zum besten zu geben; diese wissen sehr viele Kleinigkeiten von den eigenen Kindern und wünschen noch mehr mit ihrer Verwandtschaft zu plaudern. Wie anregend ist es, den Erzählungen eines erfahrenen Alten zu lauschen, und wie gern schart man sich um einen lebhaften Spaßvogel, der durch den Beifall vieler zu neuen Einfällen angeregt wird. Allein um dieses auffrischende, belebende Beisammensein wieder einmal zu genießen, sucht mancher den Lagerplatz auf, wo die Jugend-

weihe stattfindet; erst recht bleiben mehrere Familien noch länger dort miteinander verbunden, wo auch die günstigen örtlichen Bedingungen besonders dazu einladen.

Aus diesen Angaben läßt es sich leicht ableiten, wie viele Umstände und Einzelheiten der unberechenbaren Wirklichkeit die zeitliche Ausdehnung einer *čiẋɣaya*-Feier beeinflussen und sogar bestimmen. Hierher gehört vor allem die leichte Möglichkeit zur Holz- und Nahrungsbeschaffung, die zuverlässige Sicherung des Lagerplatzes gegen starke Winde und gegen eine Überschwemmung, die unter den Familien herrschende Stimmung vertraulicher Gemütlichkeit, endlich die abwechslungsreiche Gestaltung und lebhafte Führung der Feier selber durch einen begabten Vorsteher. Nach den Aussagen meiner alten Gewährsmänner blieben früher die meisten Familien so lange beisammen, daß die Prüflinge zumindest sechs Wochen in der Großen Hütte zurückgehalten wurden. Jedenfalls hielten jene Familien während der ganzen Zeit aus, die ein Kind oder einen nahen Verwandten zum *uiwɣala* gemacht hatten, sowie die Familien des Vorstehers und des Leiters, weil letztere das übernommene Amt eben bis zum Ende weiterführen mußten. Selbstverständlich wahrten sich die übrigen Familien ihre unbehinderte Freizügigkeit. Häufig dehnte sich die Feier bis über drei Monate aus; denn der Leiter machte sich von dem Erfolge und der Wirkung dieser Schulung bei dem und jenem Prüfling, dem man besondere Beachtung schenkte, abhängig. Ein gewisses Ziel wollte man mit allen *uiwɣala* erreichen; gelang dies nicht durch Eindringlichkeit, mußte die verlängerte Zeit nachhelfen.

Da das Volksganze seit wenigen Jahrzehnten in völliger Auflösung begriffen ist, deshalb ist auch das bedeutsame *čiẋɣaya* unter dem Zwange der äußeren Umstände, aber nicht im mindesten im Urteil der älteren Yamana, zu einer Gelegenheitssache geworden. Demnach begnügt man sich neuerdings sogar mit der Dauer von einer bis zwei Wochen. Bei meiner ersten Jugendweihe saßen wir zehn Tage in der Großen Hütte. Im Jahre 1921 hatten diese Leute sie allein für sich in Puerto Mejillones abgehalten und zwar durch zwölf Tage. Im folgenden Jahre schlossen sie bereits nach sechs Tagen ab.

Was wir selber im März 1922 erlebten, hat sich auch früher gelegentlich ereignet, nämlich daß irgendwelcher äußerer Umstand zu einer Unterbrechung zwang. Am häufigsten geschah dies bei einem Todesfall, auch wegen der ungünstigen Bodenverhältnisse, seltener wegen Nahrungsmangel. Man verschob das Lager auf eine andere Stelle, wo man eine neue *čiẋɣaya*-Hütte aufbaute. Damals im Puerto Mejillones hat das starke Verlangen der jüngeren Männer nach der *klon*-Feier, die sie noch nie erlebt hatten, zur Unterbrechung der Jugendweihe hingedrängt. Doch auch die Indianer empfinden jedesmal ein Abreißen des Fadens als Störung und geben nur dem starken Zwange der Notwendigkeit oder des größeren Vorteiles nach.

Obwohl durchgehends unberechenbare äußere Umstände zu diesem Feste aufriefen, zog man dafür doch als geeignetste Jahreszeit den Winter vor. Man war dann sowieso seßhafter, wie es der Wirtschaftsbetrieb mit sich

brachte. In diese langweilige, eintönige Lebensführung schob man mit Vorliebe das *čičaus* ein und erfreute sich daran zur Genüge. Im Sommer hingegen hätten es nur wenige Personen ausgehalten, viele Wochen ununterbrochen in der Großen Hütte zu hocken. Wirklich, feste Regeln für den Anlaß zu einer Jugendweihe und für die Dauer derselben kennen diese Feuerländer ebensowenig wie die ihnen nach Nordwesten hin unmittelbar benachbarten Halakwulup.

2. Entferntere Vorbereitung

Dem eindeutigen Zweckgedanken, dem die Ordnung und der Aufbau des *čičaus* dient, müssen sich selbstverständlich alle Leute unterordnen, die dazu sich vereinigen. Die allgemeinen Rechtsbestimmungen sind als überliefertes Gut heilig und verpflichten einen jeden. Der jeweilige Vorsteher wacht darüber, daß jeder Teilnehmer den ungeschriebenen Gesetzen sich fügt. Viel zu ernst nimmt jedermann diese Veranstaltung, als daß es ihm in den Sinn käme, auch nur gegen eine einzige Verpflichtung zu verstoßen. Aber aus Unachtsamkeit und natürlicher Lässigkeit könnte zufällig einer entgleisen, dann muß die Wachsamkeit des Vorstehers einschreiten. Sonderrechte für einzelne Erwachsene gibt es ebensowenig wie Ausnahmen für den oder jeden Prüfling.

Was jeder Teilnehmer als seine Gebrauchsstücke oder Gerätschaften zur Großen Hütte mitbringt, darüber behält er ein uneingeschränktes Eigentumsrecht. Wer einen langen Riemen zum Einfangen der Prüflinge besitzt, stellt ihn für die ganze Festzeit zur Verfügung, nimmt ihn aber nachher wieder zu sich. Nur die bemalten Holztäfelchen, die man in der Großen Hütte aufhängt, betrachtet man als zu ihr gehörig. Wer sie hergestellt und dort angebracht hat, verliert ein Sonderrecht darauf; nach der Feier käme es niemand in den Sinn, einen dieser Ziertäfelchen in eigenen Gebrauch zu nehmen.

In Anbetracht der Strenge, mit der die geltenden Rechtsbestimmungen beobachtet und in Ehren gehalten werden, darf man zuversichtlich annehmen, daß sie in der gegenwärtigen Form von den früheren und frühesten Geschlechtern allen nachfolgenden getreu übermittelt worden sind.

a. Die Teilnehmer

Eine Jugendweihe kommt selbstredend niemals zustande — die erforderlichen äußeren Bedingungen vorausgesetzt —, wenn nicht eine gewisse Zahl von Teilnehmern sich dazu entschließt. Was die Prüflinge anbelangt, so wird der herrschende Gebrauch weiter unten besprochen. Uneingeschränkt besitzt jeder Erwachsene das Recht, in jedwede *čičaus*-Hütte einzutreten, sofern er zuvorerst die Jugendweihe als *alwaŋgla* über sich hat ergehen lassen. Bei seiner ersten Anwesenheit wird er sehr streng behandelt, die zweite gilt als eine weit weniger strenge Nachprüfung.[201] Die für den allgemeinen Verkehr geltenden geographischen Beschränkungen fallen mit dem bloßen Eat-

schluß dieser oder jener Lokalgruppe zur *čičeyus*-Feier. Allein damit, daß bei einem gestrandeten Wal die einzelnen Familien aus jedweder Gegend sich einfinden dürfen, ist auch das Recht gegeben, dort während der sich anschließenden Jugendweihe zu verbleiben. Irgendwelcher Zwang besteht für sie nicht, weder in die Große Hütte überhaupt einzutreten noch darin vom Anfang bis zum Schluß auszuharren. In Wirklichkeit läßt sich niemand die Gelegenheit zum Genuß dieser schönen Feier entgehen, sofern sie in erreichbarer Nähe stattfindet und er selber nicht durch unüberwindliche Behinderung davon abgehalten wird.

Während ihres Verlaufes schwankt andauernd die Zahl der Anwesenden: denn einige Familien kommen und andere gehen, unberechenbar nach Lust und Laune. Die Durchschnittszahl der ständigen Teilnehmer war früher hoch, man nannte mir fünfzig bis achtzig. Zeitweilig, besonders vor dem Abschluß, stieg sie an, während sie zu Beginn immer niedriger war. Je weiter es sich eben herumsprach, daß diese Feier abgehalten wird, um so mehr Leute eilten herbei. Von Anfang an aber wurde die Teilnehmerzahl durch den äußeren Anlaß, je nachdem dieser für sich allein eine große Menge zusammenführte, wie auch durch die Ausdehnung der Lokalgruppe, innerhalb deren Grenzen das Fest stattfand, maßgebend beeinflußt. Nach übereinstimmender Ansicht meiner Gewährspersonen verlief es um so lebhafter und anregender, je mehr Erwachsene und Prüflinge sich daran beteiligten.

Hatte ein Ereignis von Bedeutung für die Allgemeinheit, beispielsweise eine große Totenfeier oder das Stranden eines mächtigen Heringszuges, viele Familien an den gleichen Ort zusammengeführt, regte sich das Verlangen zu Gemeinschaftsspielen und zum Gedankenaustausch in einer ausgedehnten Runde. Machte sich eine leise Neigung für das *čičeyus* bemerkbar, die allmählich zum Gespräch der Anwesenden wurde, so fehlte meist nur noch ein kurzer Schritt zur ersten Vereinbarung. Aus dem Wunsche vieler erstand der feste Entschluß der Allgemeinheit. Man beredete diesen und jenen Umstand, machte Vorschläge, erwog die Gegenwartslage und gestaltete daraus immer deutlicher und bestimmter den endgültigen Plan. Das gelang zuweilen erst allmählich, vereinzelt ergab es sich sehr schnell wie von selber. Wohl nie fehlte eine gewisse Begründung für das *čičeyus*, die allein schon durch das Zusammenströmen vieler Familien aus mehreren Lokalgruppen geweckt wurde.

3. Die Prüflinge

Ist man sich so weit schlüssig geworden, daß wieder eine Jugendweihe abgehalten werden soll, überlegt man sofort, welche Kinder zu Prüflingen gemacht werden können. Das strenge Gewohnheitsrecht fordert, daß alle Yamana nach erlangter körperlicher Reife zumindest einmal diese ge-

[1] Kaum sei erwähnt, daß nur den jüngeren Burschen als notwendige Voraussetzung zum Eintritt in die geheime Männerfeier gefordert wird, zweimal die Jugendweihe als Prüflinge mitgemacht zu haben.

geheime Feier über sich ergehen lassen. Pflicht der eigenen Eltern, dann des engeren Verwandtenkreises und hauptsächlich der Allgemeinheit ist es, darüber zu wachen, daß niemand jener Prüfungszeit verlustig gehe. Tatsächlich beweisen die Erwachsenen allen und jedem ihrer Stammesgenossen eine besondere Aufmerksamkeit gerade hinsichtlich seiner Verpflichtung als *ašwéǥla*. Man merkt es sich sehr genau und durch viele Jahre, ob, wann und wo ein jeder sein *ʔéʔpaus* bestanden hat, wer seine Paten und sein Lehrmeister dabei gewesen sind und was sonst noch damit im Zusammenhange steht. Gänzlich ausgeschlossen ist es deshalb, daß auch nur ein einziger unbeachtet von seiner nächsten Umgebung sich an jener Verpflichtung vorbeidrücke. Hingewiesen sei beispielsweise auf Clenzenz, der gleichzeitig mit mir seine erste Jugendweihe erfuhr, obwohl er 27 Jahre zählte (S. 816); daß er sie bis dahin noch nicht gemacht hatte, wußten viele seiner Landsleute.

Für gewöhnlich haben die Prüflinge das vierzehnte Lebensjahr bereits hinter sich. Doch sieht man weniger auf das Lebensalter und die körperliche Entwicklung, als vielmehr auf eine gewisse geistige Reife. Die seelische Eignung ist die wichtigste Vorbedingung; denn mit der erforderlichen Urteilsentwicklung, mit etwas selbständigem Denkvermögen und mit einiger Kraft zur Selbstbeherrschung müssen die Kinder ausgerüstet sein, soll der angestrebte Erfolg erreicht werden. Letzten Endes entscheidet der Grad der geistigen Reife eines Kindes darüber, ob es schon diesmal zugelassen wird oder ob es bis zur nächsten Gelegenheit warten muß. Verfrüht ein Kind in die Große Hütte einzuführen, vermeiden die Erwachsenen sorgfältig; denn sie wissen, daß dann alles Bemühen auf beiden Seiten ein zu geringes Ergebnis für den Prüfling zeitigen würde.

Ehedem wiederholte sich diese Feier oft. Nichts verschlug es deshalb, wenn der eine oder andere Jugendliche bis zur späteren Gelegenheit warten mußte. Sie wird "Jugendweihe" genannt, was eindeutig besagt, daß daran beide Geschlechter gleichzeitig, sowohl Knaben wie Mädchen, teilnehmen. Ein Zufall - es, der soeben angedeutet wurde, wenn einmal nur Knaben oder nur Mädchen als *ašwéǥla* in der Großen Hütte sitzen. Niemals, wird ein Mädchen vor seiner Menarche zum *ʔéʔpaus* zugelassen (S. 753).

Bei der Aussonderung der Prüflinge entscheidet vorwiegend das Urteil der näheren Verwandten und Bekannten, nicht das der eigenen Eltern. Letztere widersetzen sich niemals, wenn ihr Kind auf die nächste Gelegenheit zurückgeschoben wird, obwohl sie durchgehends es je eher je lieber als *ašwéǥla* sehen. Die Ansicht der andern also gibt den Ausschlag.

7. *Leiter und Vorsteher*

Bei jenen vorbereitenden Besprechungen wird offensichtlich, welche älteren Männer mit ihren Familien die Jugendweihe abzuhalten sich entschlossen haben. Wie von selber rückt der Mann in den Vordergrund, der als Leiter am meisten sich eignet und auf den die anderen bei ihrer Unterhaltung

sich einigen. Man bezeichnet ihn als *ulaiṭ́kuwa*. Er ist noch rüstig und beweglich, besitzt großen Einfluß auf seine Umgebung, kennt den Verlauf der Feier gut und weiß seinen Forderungen nachdrücklich Geltung zu verschaffen. Man bevorzugt den, der dieses Amt schon einmal ausgeübt hat; denn es setzt gute Kenntnis vieler Einzelheiten voraus, die nicht jedem geläufig sind. Auch fordert es manche körperliche Anstrengungen, die man einem schwächlichen Greise nicht zumutet. Wem dieses Amt angetragen wird, der schlägt es wohl nie aus; denn ehrenhaft ist es und in der Stellung eines *ulaiṭ́kuwa* fühlt sich jeder vor allen Teilnehmern gehoben.

Fast jedesmal betätigt sich außer dem eben bezeichneten Leiter der ganzen Veranstaltung noch ein anderer Mann, den ich Vorsteher nennen möchte.[232] Er ist eine würdige Erscheinung, steht meist schon im Greisenalter und genießt allein wegen seiner Jahre die größte Ehrfurcht bei allen. Zu dieser moralischen Übermacht, die er für sich hat, kommt noch hinzu, daß nach Gewohnheitsrecht sogar der Leiter ihm unterstellt ist. In den alltäglichen Verlauf der Feier und in die Einteilung des Tagewerkes, in die Aufträge und Arbeitsleistungen für die Erwachsenen und Prüflinge greift er nicht unmittelbar ein; denn das sind die Obliegenheiten des Leiters. Seine hauptsächliche Pflicht ist es, darüber zu wachen, daß dieser sich keine Vernachlässigung oder Änderung der bestehenden Ordnung zuschulden kommen läßt. Mit ihm bespricht er gelegentlich unter vier Augen, was nach seiner eigenen Ansicht besonders betont und berücksichtigt, was eingestellt oder vermindert, was so oder so gehandhabt werden soll. Demnach erscheint er als der rechtmäßige Hüter des alten Brauches und als der pflichttreue Wächter für das wertvolle Stammesgut der Jugendweihe.[233]

Leicht erkennbar tritt der Vorsteher amtlich dann hervor, wenn er an die um ihn versammelten Prüflinge die üblichen Ermahnungen richtet. Auch hierzu ist er verpflichtet und muß zumindest veranlassen, daß letztere durch andere Personen, seien es Männer oder Frauen, den Prüflingen zuteil werden. Viel stärkeren Nachdruck erhalten die Belehrungen, wenn sie auf diese durchaus förmliche Weise erfolgen. Denn daß jeder Erwachsene irgendwelchem Prüfling wiederholt zuredet, ist und bleibt ganz Sache des einzelnen.

Jedesmal achtet man darauf, beide Ämter, nämlich die des Leiters und des Vorstehers, zu besetzen. Äußere Notwendigkeiten zwingen dazu, abgesehen von der oben genannten inneren Begründung. Weniger der Vorsteher, mehr aber der Leiter könnte an dem einen oder anderen Tage verhindert sein, der ihm obliegenden Pflicht zu genügen. Ob nun dieser oder

---

[232] Hingewiesen sei auf die Übereinstimmung diesbezüglich mit der Männerfeier der Selk'nam, bei der ebenfalls zwei Vorsteher tätig sind. Dort allerdings werden sie nach einer bestimmten Regel für dieses Amt ausersehen (Bd. I, 829).

[233] Lawrence (b): 168 sagt über die beiden Ämter: „From their number they [the eldest and experienced of the men present] chose one who was both respected and well liked to be the master of ceremonies. Another they selected as the official instructor of the candidates." Möglicherweise sind ihm diese Angaben von den Eingeborenen gemacht worden.

jener vorübergehend ausschaltet, ohne viele Umschweife vertritt der eine den andern und die Feier läuft störungslos weiter. Auf viel Erfahrung beruht diese Einrichtung der beiden Ämter; denn ein Mann, der in seinen besten Jahren steht, lernt zuerst unter den Augen eines grübten, abgeklärten Greises die Leitung zu führen, während letzterer die Augen offen hält für die Wahrung der althergebrachten Überlieferung.

Bei meiner ersten Jugendweihe war der alte ALFREDO Leiter und der noch ältere WAIPE Vorsteher; nachher versah SANTIAGO das erstgenannte und PEDRO das letztgenannte Amt. Infolge dieser Ämterverteilung fehlt es niemals an Männern, die das eine oder das andere zu bekleiden imstande sind.

δ. *Der Versammlungsplatz*

Häufig bezeichnet der äußere Anlaß, auf den hin viele Familien zusammenströmen, gleichzeitig auch den Ort, an dem die Jugendweihe stattfindet. Innerhalb einer Lokalgruppe entschließen sich die Leute, wenn sie anderweitig nicht beeinflußt werden, für jenen Winkel, den sie früher bereits dafür aufgesucht hatten. In den beiden sich folgenden Jahren 1921 und 1922 waren die Yamana in Puerto Mejillones zum *čiɣaya* vereinigt und benützten hier jedesmal die nämliche Große Hütte. Von einer bestimmten G e g e n d ist man also an und für sich nicht abhängig und kann es auch nicht sein, weil zumindest die Dialektgruppen innerhalb ihres eigenen Bereiches jenes Fest am liebsten feiern. Da sie sich gegeneinander auf solche Weise etwas abschließen, entstanden die kleinen Sondererscheinungen und örtlichen Eigenheiten bei dieser Feier in der einen und anderen Gegend.

Ist zwar die geographische Lage des Versammlungsortes gegenstandslos, so müssen doch gewisse ö r t l i c h e B e d i n g u n g e n erfüllt sein. Heute, und manchmal auch ehedem, verbirgt man die Große Hütte vor den Augen der Neugierigen; als solche gelten vor allem die Europäer, dann die benachbarten Halakwulup und Selk'nam. Man entscheidet sich gern für eine Insel oder Bucht, die nur selten besucht wird. Am Waldesrande oder nahe einer Felswand baut man die Große Hütte, daß sie nicht nur nicht in die Augen fällt, sondern im Landschaftsbilde verschwindet. Der Untergrund muß möglichste Trockenheit gewährleisten, also Kies- oder Schotterboden sein; denn auf lehmiger Erde entstände durch den Verkehr der vielen Menschen ein unberechenbarer Morast. Weiters muß der Ort guten Schutz gegen den Anprall starker Winde und schwerer Regen bieten. Falls nämlich das Regenwasser an zu vielen Stellen eintropft oder der Rauch zu heftig durch wiederholte Windstöße im Innern herumgewirbelt wird, wäre es vielen nicht möglich, dagegen sich zu schützen; die Große Hütte ist nämlich immer dicht und voll besetzt. Üble Störungen der strengen Ordnung müssen vermieden werden.

Außerdem stellt man an den Standplatz für die Große Hütte noch einige unumgängliche F o r d e r u n g e n. Brennholz muß in nächster Nähe zu erreichen sein und zwar in Menge; denn während der langen Feier wird durch

die zahlreichen Teilnehmer sehr viel verbraucht. Ein Bach darf nicht zu weit abliegen; da die Indianer häufig trinken, wäre es ihnen lästig, zum Wasser einen weiten Weg zu machen. Endlich müssen die Küsten in der Umgebung wenigstens mit Muschelhaufen dicht bestellt sein, weil diese, trotz allem, was jener Fleck dort bietet, täglich benötigt werden.

Viel Überlegung und Umsehen gehen voraus, ehe sich die maßgebenden Männer für einen bestimmten Versammlungsort entscheiden. Abgesehen von der Arbeit, die der Bau einer neuen Großen Hütte jedesmal fordert, empfindet man einen Umzug doch immer als Störung und Unbequemlichkeit, denen man von vornherein tunlichst ausweicht. Bleibt die Entscheidung völlig frei, sammelt man sich an der gleichen Stelle, die sich bereits in früheren Jahren als passend und geeignet bewährt hat. Daß die größere oder geringere Leichtigkeit der Nahrungsversorgung überall ein entscheidendes Wort mitspricht, versteht sich von selbst; ein halbes Hundert Personen und mehr benötigen für mehrere Wochen ganz beträchtliche Mengen. Auch sieht man es auf eine gewisse Gemütlichkeit ab und die Erwachsenen wünschen für manche Anstrengung und Freiheitsbeschränkung, eine kleine Abspannung.

Die entferntere Vorbereitung ist, wie man sieht, eine bedeutende Sache, die lange Aussprachen und viele Umsicht fordert. Schneller trotzdem, als man meinen sollte, einigen sich die Yamana über die Wiederholung ihrer bedeutsamen Jugendweihe. Die jüngeren Leute hören nämlich auf die älteren mit unterwürfiger Ehrfurcht und letztere besitzen so viel Erfahrung, daß ihre Entscheidung unter den gegebenen Umständen kaum besser sein könnte.

3. Nähere Vorbereitung

Vorausgesetzt, daß am einem bestimmten Anlaß viele Familien sich am gleichen Orte, der sich für die *Kina*-Feier eignet, sowieso zusammengefunden haben, fällt ein Umzug des ganzen Lagers weg. Andere, wenn die Familien sich erst auf einer günstigen Stelle sammeln müssen. Dann bestimmt der Leiter die Übersiedlung und er ist mit seiner Familie meist der erste, der dorthin fährt, damit sein Beispiel die anderen nachziehe.

Fast jedesmal schickt der Leiter auch den einen und anderen Boten innerhalb seiner Verwandtschaftsreihe und der ganzen Lokalgruppe herum, die auf den Beginn der Veranstaltung aufmerksam machen und gewisse Familien besonders herzlich einladen. Seinen Stein setzt jeder Leiter auf ein „gefülltes Haus"; deshalb vorher und auch später noch sein Drängen, möglichst viele Leute herbeizurufen.

Auch wird erwogen, welcher Raum für die Zahl der angemeldeten oder zu erwartenden Teilnehmer geschaffen werden muß. Es braucht darf es in der Großen Hütte denn doch nicht sein, weil gewisse Spiele und Tänze durch das Gedränge der Anwesenden behindert würden. Auf früheren Zuzug dieser und jener Familie ist selbstverständlich kein Verlaß und der Veranstalter weiß um die Teilnehmer eigentlich erst dann genau Bescheid, wenn alle in

seiner nächsten Nachbarschaft ihre Hütte unsichtbar aufgeschlagen haben. Nicht selten müssen nämlich die einzelnen Familien erst aus verschiedenen Richtungen zusammenlaufen und trotz bestem Willen werden sie, nur zu oft und zu lange, durch schlechtes Wetter empfindlich behindert.

Gute Laune und gespannte Stimmung bringt jeder mit. Das *čiŋpuŋa* bietet so viele Anregungen für alle Seiten des Seelenlebens, daß jeder Teilnehmer von vornherein die frohe Gewißheit hat, dort seine Hoffnungen und Erwartungen erfüllt zu sehen. Eine erhebliche Anziehungskraft übt mitunter die Persönlichkeit dessen aus, der als Leiter in Betracht kommt. Dieser und jener versteht es eben in hervorragender Weise, für genaue Ordnung und abwechslungsreiche Bewegung, für gute Anregung und für auffrischende Verteilung der alltäglichen Einzelleistungen zu sorgen, während ein anderer die alten Erzählungen unvergleichlich grandiosen vorträgt oder die Belehrungen und Unterweisungen mit warmer Aufrichtigkeit den Prüflingen bietet. Im einzelnen erinnere ich mich an die Änderungen von Frauen und Männern im Februar 1920, als in Puerto Remolino Jahannes, Alfredo übernahme die Leitung des *čiŋpuŋa*; der eine hatte dies und der andere jenes, was ihn für diesen Amt besonders empfahl. Wirklich, erstrebens seiner Art, die Zügel einer solch unendlichen Veranstaltung zu führen, und der Jahrtaco's, die ich nach zwei Jahren beobachten konnte, liegt ein weiter Abstand.

Alle jene, die zur Jagdzeit sich am gleichen Orte einfinden, kommen zwar mit der Absicht, vom Anfang bis zum Abschluß sich zu beteiligen. Damit ist aber noch nichts über die wirkliche Zeitdauer ihres Verweilens gesagt, wie man von vornherein ebensowenig einen Bestimmten über die Ausdehnung der Feier selber sagen kann. Viele äußere Einwirkungen machen sich geltend und manchen andere spricht dabei mit, vor allem übt die Persönlichkeit des Leiters einen entscheidenden Einfluß aus. Obwohl man über die zeitliche Ausdehnung der Veranstaltung vom vornherein nichts weiß und nichts festlegt, wird kein Teilnehmer deshalb in seinen Plänen irgendwie beeinflußt; denn wenn es ungemütlich wird, wer sich langweilt und wer keine Anregung mehr erhält, der sieht unverzüglich unbehindert seinen Wegen. Freilich bringt jeder den begreiflichen Wunsch mit, es möchte das *čiŋpuŋa* sehr lange dauern. Tut es aber nach einiger Zeit keine starke Zugkraft mehr von, stimmt jeder für baldigen Abschluß. Und geht man wirklich auseinander, sagt dieser und jener doch noch: „Wie schade, daß es zu Ende ist!" Man sieht, wie auch die Yamana sich so ganz natürlich überall und in jeder Lebenslage benehmen.

c. Bau der Großen Hütte

Einerlei, ob die Familien aus einem äußeren Anlaß oder auf Einladung des erwählten Leiters an einer und derselben Stelle sich gesammelt haben, mehrere Männer haben hier genaue Umschau, welcher Platz für den Bau der Großen Hütte sich am besten eignet. Die Forderungen, die man an ihn stellt, sind mehrere (S. 220) genannt worden. Vor allem muß das Erdreich

trocken sein und die unmittelbare Umgebung eine gute Deckung bieten. Die Entfernung von den nächsten Hütten darf 150 m nicht überschreiten, weil jeder erwachsene Teilnehmer mehr oder weniger häufig seine Wohnhütte aufsucht und keinen allzulangen Weg zurückzulegen gewillt ist. Bei Frauen ist es vorwiegend die Sorge um ihre unmündigen Kinder, die es nicht gestattet, sich weit von ihnen zu entfernen. All diese Rücksichten sprechen bei der Wahl des Standplatzes für die Große Hütte mit.

Vom voraus sichert sich der Leiter einige jüngere Männer, die sich regsam und arbeitsfreudig zeigen. Zögerndes Hinzuziehen würde sich auf die Familien lähmend auswirken, weswegen er unverzüglich den Aufbau der Großen Hütte einleitet. Ist der Platz dafür genau bezeichnet, schickt er jene Männer in den Wald. Hier legen sie dünne, lange Buchenstämmchen um die sie herbeibringen. Wie viele benötigt werden, hängt von der Ausdehnung ab, die man dem Bau zu geben plant. Zumindest sind achtzig Stämmchen verschiedener Dicke und mittlerer Länge erforderlich.

Man wählt einen glatten Fleck auf dem Erdboden aus, umgrenzt ihn mit den bloßen Blicken und entfernt Steine, die etwa herumliegen. Zugleich überlegt der Leiter die Länge, die er dem Gaware geben will. An einem Ende werden zwei stärkere Stämmchen in den Boden gestoßen, die unten kaum mehr als 50 cm voneinander abstehen und den Eingang begrenzen. Sie heißen *wéfja tápeina*. Man gibt ihnen eine Neigung von etwa 45°. Das Gleiche geschieht mit zwei anderen Stämmchen jenem genau gegenüber, die den Ausgang zwischen sich fassen und die *nálkan tápeina* heißen. Die Endstücke dieser beiden Paare verbindet man miteinander. Erweisen sich diese Stäbe als zu kurz, weil man eine langgezogene Hütte plant, legt man Zwischenstücke ein. Eine besondere Stütze nach Art von Pfeilern hinter diesen Stämmchenpaar nicht und braucht es auch nicht; aber es stellt doch eine Art von Hauptrippen für das ganze Gewölbe dar, nach denen die Anordnung aller übrigen Stäbchen sich richtet.

Den weiteren stellt man nacheinander und im rechten Winkel zu jenem Stämmchenpaar die sogenannten Querbögen auf, indem das dickere, meist angespitzte Ende des Stämmchens in die Erde gestoßen und in starker Neigung über jene Hauptrippen gelegt wird; das freie Ende verankert man am gegenüberliegenden Stämmchen. Am Boden gemessen stehen all diese Stämmchen etwa 15 cm voneinander ab. Über die Querbögen werden jetzt in Längsrichtung noch mehrere lange Stämmchen gelegt, die dem Gewölbe einen besseren Zusammenhalt verleihen. Ihr dickeres Ende wird mit passender Neigung ebenfalls in den Erdboden gestoßen und das Stäbchen selber, möglichst parallel zu den anderen, über die Querbögen geführt. Die Kreuzungsstellen verankert man mit Binsenstengeln vom Maoripappelbaum geschlossen oder mit Schnurfasern von Rohren. Die langen Seitenflächen dieses Gerüstes behängt man mit großen Lederstücken und den Oberteil bedeckt man mit dichten, blattreichen Zweigen der immergrünen Nothofagus betulaides; zuweilen wird die ganze Hütte mit Buchenzweigen überkleidet. Damit ist der Rüstenbau

besonders. Die Hütte weist einen lang ellipsoiden Grundriß und eine langgezogene Kuppelform (Abb. 81) auf, wie etwa die Grasmückenhütte (S. 206).

Von der Zahl und Regsamkeit der beteiligten Männer hängt es ab, in welcher Zeit, ob in zwei oder drei Tagen, die Cuemde fertiggestellt wird. Während einige andere im Innern[*] [illegible] die Pfosten mit dickeren Stämmchen, die sie auf dem gereinigten und geglätteten Erdboden legen. Diese Stämmchenpaare beginnen ein wenig einwärts von jedem Stämmchen, das dem Haupt- und Nebeneingang umgrenzt, und erstrecken sich von einem Ende zum anderen. Dieser Mittelgang ist also etwas breiter als der eigentliche Haupt- und Nebeneingang. Hauptsorge: Pflöcke, die in die Erde gerammt werden, geben den parallel verlaufenden Stämmchen

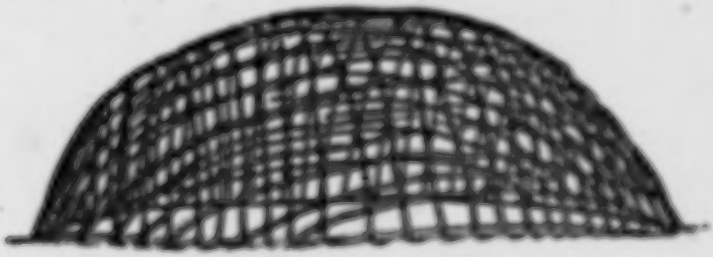


Abb. 81. Cuemde der Grasmücken-Horde

einigen Halt. Beiderseitig davon streut man dichtbelaubtes Strauchwerk hin. Darüber kommen spärlich jedes Tellerchen seines Lederstückes und Fetzchen seines Bärenfells aus. Weil die Leute nur zwei Bretter hätten, kann jeder auch Belaubtes aus Feuerland[*] näher herankommen oder darüber abstreichen. Genau über der Feuerstelle liegt dem Hüttenzentrum zur Strauchwerk auf, um dem Rauche einen schnellen und langsamen Abzug zu ermöglichen.

Selbstverständlich hängt die Ausdehnung der Cuemde Hütte in Längsrichtung von der Zahl der Teilnehmer ab, alle anderen Maße bleiben sich in einem längeren oder kürzeren Bau fast gleich. Die Cuemde Hütte in Puerto Skyllberg besitzt eine Länge von 11,20 m, eine größte Breite, ebenfalls am Boden gemessen, von 3,60 m und eine senkrechte Höhe genau in der Mitte von 1,35 m. Der Eingang hat am Boden eine gerade Breite von 0,66 m und eine senkrechte Höhe von 1,05 m, der Ausgang eine untere Breite von 0,80 m und eine senkrechte Höhe von 0,90 m. Sowohl hält vom dem Ausgang einfolgen

---

[*] Ungewöhnlich breitlaufen die Frauen hin der Frauen in dem Wohnhütten und im Falle eine größeren Wohnhütten oder ein breiten Eingangs. Obwohl kommen sie in die Cuemde Hütte auch, breite Bretter vom Schmarotzer einen Hauptbau gemacht, die auf den Mittelgang verteilt waren. Wenn gehen die Frauen durch gerade und einmal wurde schließlich eine Bresch hinzugin. Früher kriechen jeder den quadratischen Bauch als ausgesprochen an sehen, weil auch die offenen Frauen den Gänge auch durch die Hütte ging.

und schneiden. Die beiden kleinen Durchgänge verengern sich nie wenig nach oben hin, weil die beiden Hauptschneiden nicht ganz parallel verlaufen. In allen Teilen des Tonnen-Gebäudes entstehen neue die Öffnungsöffnen nach der oben beschriebenen Form,[1] die allein vielen Leuten einen langsamen Platz gewähren und lebhaft in die Länge gezogen werden kann, so daß alle unsere Dach und Park sind.

Mit diesem nächsteren Bau gibt man sich keine weite aufhalten, sondern beliegt einen ausschließlich Innenausbau an. Der künstlerische Schmuck der Tonnen beginnt sich damit, einfache Zeichen auf Holz zu malen. Früher, als dazu die europäischen Elemente fehlten, schnitzte man mit Messerschnitzen die Stabe heraus und malte den Zeichen an, schnitzte auf die Holzplatzen. Das geschieht auch heute noch. Häufiger werden es jetzt verwendet der Elemente lange, schmale Brettchen her, die heute an den Großen gebildet werden, seitdem sie wenig im Regen stehen und bis zur kleinsten Mittelhöhe sich schlitzen. In Abständen von 40 bis 60 cm stellt man sie auf, meistens so, daß zwei sich gegenüber stehen.

Endlich bringt man im oberen Teile den Großen Lampe, besonders Bretchen und Stäbchen an, die drei konzentrischen. Die breitesten sind 30 bis 35 cm lang, rechteckig, mit glatten Oberflächen und mit gerade abgeschrägtenen Endflächen; das dünnere Ende richtet sich nach innen. Die Brettchen sind immer länglich und schmal gehalten, 20 bis 45 cm lang, 7 bis 10 cm breit, entweder mit abgerundeten oder mit scharfen Ecken. Bei breitem Stoff die breitere der beiden Schmalseiten in die kurzen, viereckigen Löchlein am, in den ein Löchlein gebohrt oder eine Perle Kerbe eingeschnitten wird. Vorzüglich einer Schmalseiten oder einen Einschnitt bindet man die Bretchen und Stäbchen abgeschrägt dreieckig auf den Mittelpunkt des Großen an, wo sie locker konzentrischen und sich bei Zugluft oder Erschütterungen der Großen etwas schwanken (Vgl. die Nachbildungen auf Tafel II und III).

Will man diese Zierbildchen an wie zum Schmucken und langen Bretchen benutzen, greift man an den Bildchen Farben, schwarz, weiß und rot, die man mit Bildchenstab verreiben. Mit den Fingern trägt man diesen Gemisch auf und ordnet Punkte mit Bildchen an verschiedenen Mustern. Wer immer es auch, folgt seiner angeschlichtlichen künstlerischen Eingebung und seiner Schönheitsempfindung, vermeidet auf jeden Gebiete allzuviel Zusammenstellungen in symmetrischer Wiederkehr von Linien und Punkten, von Bildchen und Kreisen vorkommen.

Wünschlich bleiben die Tonnen verschieden, diesen Schmuckbildchen hier besser besonders Bedeutung an und sie diesen ausschließlich der Verschie-

[1] Lorenzo (S.) 166 schreibt: „Die runden Öffnen, I von schwarzl, daß man sie o damit hat für die alte, bei a gebaut rundet eigenen Ein das eine wenig die Nur." Diese Bedeutung widersprüchlich meinen Erfahrung. Bei alle Bauten, die man dem Hirte meinen, hat man unbewußt verschieden, auch seine Landleute dem Gebrauch für die Jagdzwecke unbedingt die gleiche beigemessen. Ausgeführtenge Öffnen gehören die in den anderen Teilen des Gebäudes verschieden sind.

sung dem Klöpfer-Thore.[1] Nach Überfall der Thore fällt man die Zwischenwände, [2] denn dadurch bilden sind unsere Zelt nicht so gefährdet.

Im ganzen Lagerraume gibt es keine Gliederung und man kann von einem Ende zum anderen ungehindert alles übersehen. Übersichtig kommt man zur besseren Einrichtung der Plätze und Eingänge. In Form, zu gemeinsamen Gebung bedarf die Fußlage (unseres Zeltes Form entsteht den anderen Fußschemen. Allerdings bedürfen die Erwachsenen fast nur schädlich den besseren Eingang (nach), während die einfache nur durch den schmäleren Eingang übersieht[3] und den Luftwechsel verbessern. Beide Eingänge werden so in der Weise, daß der besseren für die Erwachsenen zum Lager hin gewendet ist, der andere Lage dem Winde offen, damit die Fußlage, angenehmen von den Kindern und Erwachsenen im Lager, dadurch verschlechtert. Man schließt jedes der Eingänge ab, indem man ein großes Leinentuch,[4] dessen Länge, Dadurch verschließt man, daß den Wind beschränkt und daß man selben passend in den vom Thore schrägstehenden Stange schaut, dann daß das ein Zusammen herumgeht von Wänden den Eingang trüben wurde, ohne daß das ein besonderes Recht darauf entstände. Wie es den Zufall gemäß und sich bringt, nimmt jeder mit seinem Eingange nicht weiter oder links vom Thore, in der Nähe oder an den Seiten vorbei. Einer kommt nun den gegenüber Lagerraum ab,[5] verwandelt aber diese Beschränkung hat nur für den inneren Raum oder den inneren, schmäleren Eingang.

Da die einzelnen Zelte, die den Großen bilden, verschieden gebaut und verschiedenen verschieden, überdies nie wenig in die Erde eingelassen sind, besitzt die ganze Baugart, trotz ihrer einfachen Bedeutung, dennoch genügend Festigkeit. Dieser besteht im Zusammen und die einfach einen starken Anprall des Windes auf dem baugegangenen Längsflächen verhindern. Bei Thauen,

[1] Verschiedungen dieses Zusammen und Zusammen mit verschiedenen Thoren finden sich in Übereinstimmung bei Exemplaren [illegible] und in Verbindung bei Lagern der 12b. In den baugegangenen Verschiedungen verdienen das Hervorgehen als neu zu beiden Zelt. Die selben sind nicht gebaut und man bildet die spezielle Form des Nachmittelen.

[2] Ob, ob auch weiteren unsere und später selbst weiteren weiteren Zugeständnis den Wunsch ausgedrückt, mehr jenen Grundsätze abzuweichen, indem die Lagerer nicht mit der ganzen Baugesellschaft und Baugesellschaft besonders, sondern lieber auch die Lagerer Bewohner und Bewohnerin aus dem Baden kennen, die alle mit einer Bekannten übereinander wurden, durch die Bauart dafür, daß an diesen Stangen keinen weiteren Thor befinden ob das, was Großen Verbindung der Großen Thore während der Zugeständnisse an diesen ob das, was Großen Verbindung der Großen Thore während der Zugeständnisse an diesen

[3] Bei [illegible] schreibt "nach", [illegible] ist [illegible] ... [illegible] ist [illegible] ist [illegible] ist

die im Innersten abgeschlossen werden, erfüllen das Gemüt mitunter schwere Stille von einer Tiefenspannung, die dagegen fällt. Überdies ist es Brauch, um Eheschluß dieser Gebiete herumzukommen, den Mitten darum so zu steigern, daß es in all seinen Teilen explodiert, einzelne Personen packen derart zu, daß man Gewalttat wird, sie wollen das ganze Flechtwerk auseinander. Endlich kommen die Wächter draußen auf die leichte Seite, um Ausreißen zu helfen. Wirklich, viel hilft das Hinausgeriet aus. Einzelne Lücken, die sich öffnen und Begegnungen oder Schauen beschleunigen lassen, erhöhen nun unerträglich.

3. Aus der Küchenhütte

Im Gang kommen unsere Tanzen keine freiliegenden Zeiten für das Essen; denn die geistige ist, wenn sie Hunger verspüren oder etwas sich hörst. Während der Jugendweihe stillt auch die Erwachsenen eine empfindliche Einschränkung beim Essen und zwar insofern, als Nahrungsmittel in der Großen Hütte nicht hergerichtet werden dürfen. Für alle Teilnehmer gemeinsam werden sie außerhalb derselben zubereitet und als fertige Speisen hereingebracht. Jeder erhält morgens davon und zeigt sich selbstverständlich mit allem, was jeweils gebracht wird, zufrieden. Trotz dieser gemeinschaftlichen Speisung steht es den Erwachsenen frei, in die eigene Wohnhütte für kurze Stunden zurückzukehren und dort nach Lust zu essen, was vorliegt. Viele machen von dieser Freiheit mehr oder weniger häufig Gebrauch.

Zum Essen, in dem die Speisen für die als hauptsächliche Zahl der Abgangs-Teilnehmer zubereitet werden, erhält man eine kleine Hütte, die im Abstand von 20 bis 30 Schritt von der Großen Hütte eigens errichtet wird. Sie gleicht in allem der dort üblichen Wohnhütte. Draußen steigt sie im Westen die Kuppelform und im Osten die Kegelform. Weder die eine gemeinsame Feuerstätte noch anderen Schmuck besitzt man darin an. In dieser Hütte kommen vier mädchenreife Frauen, auf denen die Fleischstücke und Speisebrühen gekocht werden, die helfen dorthin dann zum Hüten der Türe und zum Hinaus der Wasserbeile. Diese Hütte ist so ausgerichtet, daß die darin beschäftigten Indianerinnen auch ihre Nachtruhe dort halten können. Somit gleicht sie einer dritten Größe nach einer gewöhnlichen Wohnhütte. Meistens wird diese Küchenhütte unmittelbar nach Aufbau der Großen Hütte errichtet, manchmal schon während derselben, denn mit Beginn der Feier setzt gleichzeitig die Tätigkeit der dort angestellten Frauen ein.[1]

Ihre schaffen dort bis fünf Frauen, die sich für diese arbeitsreiche Zeit einer angemessenen Küchenhütte bereits erfüllt haben. Freiwillig stellen sie sich dem Leiter zur Verfügung. Ist zwar ihre Arbeit nicht schwer, liegt sie ihnen doch manche Opfer auf, von welchen sie den Verzicht auf einer angenehmen Gesellschaft an den Tagungen in der Großen Hütte am schwersten empfin-

[1] Genaues an wie hier errichtete auch die Bedeutung für die Feier dieser Jugendweihe schon, der Großen Hütte auch einer Küchenhütte, in der die Lebensmittel für alle Teilnehmer zubereitet werden. Vgl. Genaues auf 345.

den. Diese Frauen verbringen eben doch die meiste Zeit in ihrem Küchenraume und entbehren währenddessen das vergnügliche Beisammensein mit anderen. Früher haben sie Muscheln und Krebse, Fleisch und Speck zubereitet; heute kochen sie in einem Eimer oder großen Blechkübel eine dicke Suppe aus Hülsenfrüchten mit Hammelfleisch, wenn man ihnen das zur Verfügung stellt. Europäische Nahrungsmittel und noch manche andere Zutaten hatten diese Indianer angefordert, als sie mich zu meiner ersten und zweiten Jugendweihe zuzulassen versprachen (S. 815, 818). Eine besondere Bezeichnung für die Köchinnen besitzen die Yamana nicht, sie sind eben *mahalíku klpa*, also tüchtige, geschickte Frauen. Die Kochhütte nennt man kurzweg *klpa ákar*[1], Hütte für die Frauen. Im März 1922 waren darin hauptsächlich die Frau des Pedro und die Frau des Calderon tätig, denen die beiden Schwestern Gertie und Adelheid halfen. Tatsächlich waren sie die ganze Feier hindurch an jedem Tage mehrere Stunden behindert, den Vorgängen in der Großen Hütte beizuwohnen.

Sollte sich für diesen Küchendienst keine Frau freiwillig zur Verfügung stellen, muß der Leiter einige Personen ausdrücklich bestimmen. Er erinnert sie auch an die drei Essenszeiten, welche nach altem Brauch auf die Morgenfrühe, den Mittag und die Abenddämmerung fallen, was sie sowieso gut wissen. Neuestens werden diese Zeiten wie selbstverständlich eingehalten, da die Indianer daran durch die Tagesordnung auf den Farmen gewöhnt worden sind. Bei der Jugendweihe sieht man aber nicht auf die Minute; haben die Frauen das Essen fertiggestellt, bringen sie es zur Großen Hütte und dort beschäftigt man augenblicklich jedwede andere Betätigung. Sind die Köchinnen ihrer Tagesarbeit ledig, suchen sie ihren Platz in der Großen Hütte auf und nehmen dort mit den übrigen Erwachsenen an den Veranstaltungen teil, mit besonderer Vorliebe an den Tänzen und Spielen am Abend.

7. *Ordnungsdienst*

Genau so unauffällig, wie der Leiter die Arbeiten beim Aufbau der Großen Hütte an gewisse Männer und die Beschäftigung in der Küchenhütte an geeignete Frauen verteilt, bestimmt er auch einen verläßlichen Mann für den Dienst des Wächters. Man nennt ihn *wine/kára*. Das ist der Name für Leucophaeus scoresbii, ein gefürchteter Raubvogel der Hochsee. Dieser hat es zur Gewohnheit, sich mit wütender Mordlust auf andere Vögel zu stürzen und auf sie einzuhacken; infolgedessen ist sein ganzer Schnabel häufig mit Blut bedeckt (Abb. 82).

In Nachahmung dessen malt sich der Wächter einen breiten roten Streifen über die ganze untere Hälfte der Nase und von da, in Zweifingerdicke, zu beiden Seiten weiter nach unten bis an den Kinnrand. Diese Bemalung, die zuweilen, um sie in der Dunkelheit sichtbar zu machen, auch in Weiß ausgeführt wird, soll zum Ausdruck bringen, wie ernst und streng er sein Amt verwaltet und wie bedrohlich er jeden verfolgt, der die Ordnung

stört oder sich etwas zuschulden kommen läßt. Als Kopfschmuck gebührt dem *wineſkhʼa* der geflochtene Kranz aus weißen Albatrosfedern, in der gleichen Ausführung, wie ihn die *yékamuł* tragen. Vereinzelt tauscht er ihn gegen das *hapaxʼél* aus. Früher, da den Yamana noch europäische Kleidung fehlte, bemalten sich die Wächter den ganzen Körper gleichmäßig weiß und trugen zweifingerdicke rote Querstreifen rundherum auf, die in Handbreite voneinander abstanden. Einen kleinen Rest davon haben sich die Indianer bis heutigentags bewahrt; denn der eigentliche Wächter und seine Helfer bemalen

Abb. 82. Leucopharus atratirostris. Nat. Größe

sich zumindest die Unterschenkel und die Unterarme in der angegebenen Weise. Weitere Körperteile, die in europäische Kleidung gehüllt sind, bemalen sie seit einiger Zeit nicht mehr.

Leicht ersichtlich ist die besondere Aufgabe, die diesem *wineſkhʼa* zufällt. Ihm obliegt die Bewachung der Hütte, daß kein Unberufener, vor allem kein Kind sich zu nahe heranschleiche und Einsicht nehme in den Verlauf der Veranstaltung. Das Lager mit den Wohnhütten befindet sich ja in kurzem Abstand von der Großen Hütte und die Kinder sind unachtsam genug, daß sie bei ihrem Spiel ahnungslos sich zu sehr der Großen Hütte nähern. Bewußte Absicht liegt bei ihnen kaum vor; aber die Alten wollen sich gegen alle Fälle sichern. Um die Unberufenen einzuschüchtern und in den rechten Grenzen zu halten, erkletterr er zuweilen das Gerüst und stellt sich auf den obersten Teil der Großen Hütte. Von hier aus läßt er seinen üblichen Ruf mit lauter Stimme ertönen. Der verfehlt seine Wirkung nicht: denn blitzschnell verkriechen sich die erschreckten Kinder in die nächstbeste Wohnhütte und lassen sich lange nicht mehr sehen. Zu diesem Mittel mußte der Wächter wiederholt während meiner ersten Jugendweihe greifen; denn damals lagen die Wohnhütten in gefährlicher Verbindung mit der *hípuxa*-Hütte. Ferner muß der *wineſkhʼa* ein besonderes Augenmerk auf die Prüflinge haben, so lange sie außerhalb der Großen Hütte und in seinem Sehbereich sind. Nachdrücklich schärft er ihnen die Gewohnheit ein, daß jeder in kurzen Zeitabständen einen verabredeten Ruf von sich geben muß, aus dem man auf

die Stelle schließt, an der sich jeder einzelne augenblicklich befindet. Doch sind Ungehörigkeiten vonseiten der Prüflinge kaum zu befürchten. Endlich oblag ihm in früherer Zeit, das Herannahen von Feinden zu überwachen; denn diese hätten ja die Gelegenheit wahrnehmen können, verlassene Wohnungen zu berauben und in Brand zu stecken, während die Besitzer in der *téporo*-Hütte saßen. Neuerdings ist diese Vorsicht gegenstandslos.

Zum Amte eines *wineʃkára* bestimmte man in früherer Zeit ausnahmslos einen energischen, lebhaften und unsichtigen jüngeren Mann. Heutigentags braucht er es mit seiner Aufgabe nicht mehr so ernst zu nehmen. Was hätte beispielsweise der alte Tomás noch leisten können, der sich dafür bei der Jugendweihe im März 1922 angeboten hat? Am ersten Abende fehlte er überhaupt ganz in der Großen Hütte. Er hätte sich sowieso nicht betätigen können; denn von außen erfolgte keine Störung.

Immer dann, wenn mehrere *alaʃáia* im *téporo* sitzen, steigert sich die Berufspflicht des Wärters. Um ihn zu entlasten, bestimmt der Leiter, nach Rücksprache mit ihm, einige jüngere Männer zu seinen Gehilfen. Von ihnen nahm man im März 1922 deshalb Abstand, weil sie entbehrlich waren; hingegen hatten sie bei meiner ersten Jugendweihe Beschäftigung genug. In der Großen Hütte nehmen sie ehrerbietig, wie der *wineʃkára*, einen bestimmten Platz ein. Wohl aber trugen sie früher die gleiche Bemalung, die ihm zusteht und die heute eingeschränkt wird auf Unterarme und Unterschenkel, sowie auf das Gesicht. Hier schaffen sie ebenfalls einen weißen Untergrund, über den hinweg sie einen fingerdicken, roten Strich von jedem Nasenflügel bis zur Ohröffnung ziehen. Das eigentliche *kapaʃil* fehlt ihnen niemals; doch haben sie kein Recht auf den Kopfschmuck aus weißen Federn, der den *wineʃkára* auszeichnet. Weder er noch seine Gehilfen sind unausgesetzt mit dieser Bemalung bedeckt, aber sie erneuern dieselbe häufig.

Einen besonderen Namen führen diese Gehilfen nicht. Sie betätigen sich nur in Abhängigkeit vom Wärter und nach seinen Weisungen. Damit ist ihr Dienst gekennzeichnet. Vor allem helfen sie mit beim Einsingen der Prüflinge zu Beginn der Feier, auch dann, wenn ein Unberufener, der Störungen verursacht oder der sich zu nahe herangeschlichen hat, festgenommen werden soll. Der eine und andere dieser Gehilfen begleitet die *alaʃáia* zur Arbeit außerhalb der Großen Hütte, weil der *wineʃkára* selber sich von ihr nicht allzuweit entfernen soll.

Wenn der Wärter mit seinen Gehilfen einen Prüfling nach dem anderen zur Großen Hütte holt, wie vorhin angedeutet wurde, bedienen sie sich eines langen Lederstreifens, der etwa 3 cm breit und 12 bis 15 m lang ist. Man malt diesen *ákrie* ganz weiß und trägt in Abständen von 20 bis 30 cm fingerdicke, rote Querstriche auf. Ein Ende ist verknotet und zu einer Schlinge zusammengestellt. Dieser Lederriemen wird langgezogen, nicht zusammengerollt im Innern der Großen Hütte ganz locker am Gerüst angebracht, damit er jeden Augenblick geräuschlos herausgenommen werden kann. Man gibt ihm stets die gleiche Lage. Infolgedessen ist es leicht und

sicher für die Männer, ausgesprochen sich so zu verhalten, daß der Erste ihrer Reihe mit der Schlinge in der Hand zuerst aus der Großen Hütte hinausläuft und die Richtung einschlägt, die vereinbart wurde. Höchste Eile tut zuweilen not, jedenfalls immer dann, wenn ein Rekrutöwey gefaßt werden soll.

Eine Reihe bildend, laufen sie hintereinander, einer vom anderen im Abstand von 2 bis 3 m, und fassen den langen Hiamen mit der rechten Hand, während die linke den Tanzstab trägt. Sobald sie dem Prüfling oder dem verfolgten Übeltäter nahe genug sind, wirft der Erste dieser Reihe ihm die Schlinge über den Kopf und die anderen Gehilfen umzingeln ihn so lange, bis er festgebunden ist. Nun zerren sie ihn, ob er will oder nicht, zur Großen Hütte. Außerdem bedient man sich dieses Akts, um einem störrischen, unfolgsamen niedrigen heilsame Furcht einzujagen. Wenn die erste, zweite Ermahnung nicht genügt und sogar eine Drohung ohne Wirkung bleibt, fassen die Wächtergehilfen den Widerspenstigen, umwickeln ihn mit dem Lederriemen so fest, daß er seine Gliedmaßen nicht mehr rühren kann und lassen ihn für einen halben Tag oder länger beim kleineren Ausgange im sogenannten stille liegen. Selbstverständlich wird gleichzeitig damit ihm auch Speise und Trank entzogen. Dieses wirksame Mittel erzwingt sie. Endlich haben es jene Wächtergehilfen zur Gewohnheit, vereinzelt mit dem Lederriemen in der Hand vor der Großen Hütte allein in der Absicht aufzutauchen, die Leute in den Wohnhütten durch ihre drohende Haltung einzuschüchtern. Ihr Erscheinen bleibt nicht ohne Wirkung auf alle Kinder.

Sie sowohl wie auch der einführende selber haben einen bestimmten Ruf, den jedermann kennt. Das ist ein auf dem gleichen hohen Ton mehrmals wiederholtes, kurzes *ho ho ho* ... Einen besonders bedrohlichen Klang hat der Wächter der Nacht dahinein, um vor jeder Annäherung in der Dunkelheit Groß und Klein zu warnen.

Die beiden Hütten sowie der Ordnungsdienst sind nun eingerichtet. Währenddessen haben die einzelnen Familien sich auf dem Festplatze eingefunden und hier ihre Wohnungen aufgebaut. Nichts hindert mehr, mit der geplanten Veranstaltung nach der überlieferten Tagesordnung zu beginnen.

e. Verlauf der Feier

Alle bisherigen Mitteilungen geben zur Genüge zu verstehen, daß die Jugendweihe der Yamana keineswegs nur eine Schulung für die eigentlichen Prüflinge, sondern weit über diesen Rahmen hinaus auch eine mit besonderen Einzelheiten reichlich angefüllte Veranstaltung für die Erwachsenen ist. Dieses letztgenannte untergeordnete Ziel verdeckt weder das Hauptziel, noch behindert es dessen Erreichung; vielmehr erscheinen beide auf den ersten Blick wie notwendig miteinander verbunden, obwohl sie im Grunde genommen in weit abweichenden Richtungen liegen. Mit geringer Mühe vermag jeder Beteiligte jene Einrichtungen und Betätigungen voneinander zu trennen, die entweder dem einen oder dem anderen Ziele dienen. Um aber das Verhältnis

nun dem *Hjipuna*-Feier sich zusammenarmirt, übersichtlich zu gestalten und um alle Einzelheiten verwerthar zu machen, habe ich diese nach allgemeinen Gesichtspunkten im Folgenden geordnet und als Einzelglieder des großen Ganzen beschrieben. So können sie nach ihrem Eigenwert bestimmt beurteilt und gerecht gewürdigt werden.

Die Behandlung der Prüflinge nimmt in diesem Zusammenhange selbstverständ den weitern Raum ein. Das verdient sie auch ihrer selbst wegen. Beispielsweise ist man erstaunt über die Gediegenheit der Erziehungskunst jener einfachen, vielverkannten Feuerländer, die gerade in der Jugendweihe augenfällig zutage tritt. Auch zeigt sie, mit welch einfachen Mitteln diese primitiven Menschen ein hohes Erziehungsziel erreichen; denn erstere werden unter verantwortlicher Beobachtung der menschlichen Naturveranlagung gewählt und klug angewandt. Weder gegen eine allgemeine noch gegen eine zeitweilig verschiedene Verbildung der Jugend bewahrt sich die *Hjipuna*-Veranstaltung einmuntern; denn die sittliche Erziehung ist durchweg gut und vorbildlich.[*] Dadurch vereinfacht sich das bildende Einwirken der Alten auf die abrigen und die Behandlungsweise bleibt fast ganz einheitlich. Daneben läuft trotzdem ein streng persönliches Vorgehen bei Beeinflussung des einen und anderen Kindes, somit eine durchaus individuelle Erziehung nach den jeweiligen charakterlichen Anlagen oder sonstigen Besonderheiten dieses und jenes Prüflings. Eine Lehrerweisheit von besonders hohem Wert, die viele Gebildetere angehaut haben, offenbaren unsere Yamana hauptsächlich in den eigentlichen Unterweisungen an die Jugendlichen.

Was den Erwachsenen die *Hjipuna*-Feier so begehrenswert macht und was sie jedesmal stark dorthin drängt, wo dieselbe abgehalten wird, ist die glückliche Tatsache, daß diese Veranstaltung dem Bedürfnis aller nach Geselligkeit und Gedankenaustausch weit entgegenkommt. Einen jeden Erwartungen erfüllen sich dort. Blick damit lassen sie es nicht bewenden sein. Mehr, als auf den ersten Blick zu erkennen ist, arbeitet in diesem einfachen Naturmenschen ein starkes Verlangen darnach, sich auf die ererbten Stammesgut wieder einmal nachdrücklich zu besinnen, die alten Überlieferungen nachmals aufzufrischen,[**] einerseits die Gediegenheit jener Bräuchungen und Anordnungen zu wecken, die ein wohlmeinender Lehrmeister einem jeden der Prüflinge ans Herz gelegt hat, endlich wieder einmal gründlich Gewissenserforschung zu halten über all das, was den „guten und braven Yamana" ausmacht. Unsere Feuerländer besitzen eine Naturanlage, die stark idealbewußt zum grübelnden und prüfenden Nachdenken über das eigene Ich

---

[*] Die Grundsätze, auf denen die sittliche Erziehung aufbaut (S. 710), werden selbstverständlich auch in der Jugendweihe anerkannt und verwertet. Niemals aber wird in den Unterweisungen auf die sehr drastischen Worte hingewiesen, etwa durch eine: „Wer hat die dein Vater schon gesagt" oder „Was ist die heute in jungen Jahren verboten worden".

[**] Schon hier sei so deutlich ausgesprochen, daß gewisse alte Bräuche nur während der Jugendweihe vorgenommen werden dürfen. Selbstverständlich übernehmen das hier alte Personen, die darüber nicht nur gut bescheid wissen, sondern die sie auch sorgsam vorzunehmen wissen.

übertreffen sie bei weitem die benachbarten Selk'nam. Dieser Veranlagung kommt das lange Schweigen in der Großen Hütte, bei dem ein jeder sich selber überlassen bleibt, außerordentlich günstig entgegen. Würden selbst viele Spiele und Erzählungen wegfallen, die dem gesellschaftlichen Bedürfnis jines einzelnen Rechnung tragen — allein um der Beglückung willen, die unsere Indianer bei einer tiefen Selbstbesinnung im *čičeyas* finden, kämen sie gern zu dieser Veranstaltung.

Unter dieser besonderen Rücksicht sind die folgenden Angaben über die Tagesordnung der Erwachsenen zu werten. Sie geben auch zu verstehen, aus welchen Quellen jeder Yamana schöpft, daß er geistig nicht ganz verarme und seinen starken inneren Halt nicht verliere. In Worte kleiden sie selber zwar das alles nicht, erst aus genauer, andauernder Beobachtung ihres Benehmens habe ich die verschiedenen Einzelheiten und die bezeichnenden Grundzüge ihres Wesens erkannt.

Der Ablauf der Jugendweihe schwankt und ändert sich von einem Tage zum anderen auch gegenwärtig genau so wie ehedem. Dennoch erscheint es nicht überflüssig, wenigstens von einer einzigen derartigen Veranstaltung genau anzugeben, mit welchen Begebenheiten und Vorkommnissen jeder Tag angefüllt worden ist. Ein kurzer Hinweis auf den Verlauf der *čičeyas*-Feier im März 1922 erfolgt erst am Schluß dieser langen Erörterungen.

1. Zusammenkunft der Erwachsenen

Dem Beispiel jenes Mannes folgend, der zum Leiter der Jugendweihe ausersehen wurde, übersiedeln auch die einzelnen Familien an den vereinbarten Festplatz. Jede baut sich ihre eigene **Wohnhütte** oder zwei Familien einigen sich auf eine Gemeinschaftshütte. Währenddessen rühren sich viele Hände für den Bau und die Einrichtung der Großen Hütte. Jeder Erwachsene besorgt seinen Stirnschmuck und Tanzstab in Ordnung, die fast jedesmal erst neu hergestellt werden müssen. Gewisse schonungsbedürftige Sachen verpackt man und richtet sich für eine mehr oder weniger lange Abwesenheit von seiner Wohnung ein.

Genau verfolgen von da an hauptsächlich die Frauen alle Arbeiten an der *čičeyas*-Hütte. Neigen diese sich nämlich dem Ende zu, läßt der Beginn der Feier nicht mehr lange auf sich warten. Dem Leiter obliegt es dann noch, einige Männer als Wächter und Wächtergehilfen (S. 838), sowie einige Frauen für den Dienst in der Küchenhütte (S. 837) zu gewinnen. Zuweilen treten jetzt erst einige maßgebende Männer zusammen und überlegen, welche Jugendliche zu *alasala* bestimmt werden sollen.

Mitunter vergehen seit der Übersiedlung wenige Tage, bis der Leiter mit feierlichen Worten erklärt: „Heute abend beginnt unser *čičeyas*." Sobald seine **Entscheidung** gefallen ist, benachrichtigen einige Männer alle Insassen des Lagers, die sich unverzüglich darauf einrichten. Wer irgendwie behindert sein sollte, etwa durch Pflege eines Kranken oder wegen eines kleinen Kindes

oder wegen körperlichen Gebrechens, mag ungestört in seiner Wohnung zurückbleiben. Je nach der Zahl der beteiligten Familien vertraut man zwei bis fünf älteren Frauen sämtliche kleinen Kinder an, die noch nicht zur Großen Hütte zugelassen werden und die nicht ohne Aufsicht bleiben dürfen. Eine jede dieser Frauen sammelt nicht nur tagsüber mehrere Kinder um sich, sondern lädt sie auch zur Nachtruhe in ihre eigene Hütte ein und sorgt für deren Ernährung. Frauen, die einen Säugling haben, nehmen ihn vereinzelt in die *čiŋxaus*-Hütte mit. Die genannten Regelungen vollziehen sich hier wie dort ohne das mindeste Aufsehen, in voller Ruhe.

Hat der Leiter beispielsweise für den Abend den Beginn der Feier angesagt, übersiedelt bereits um die Mittagszeit ein Erwachsener nach dem anderen in die Große Hütte. Jeder nimmt sich das Wenige mit, was er zum Nachtlager und zu der sehr häufig wechselnden Körperbemalung benötigt. Die Fellstücke, heutigentags viel durch Decken ersetzt,[264] breitet er dort über das Reisig am Erdboden aus, die anderen Kleinigkeiten sichert er im Flechtwerk des Hüttengerüstes. Für die Platzverteilung gelten keine besonderen Vorschriften. Der Leiter wählt sich seinen Sitz etwa in der Mitte, auf daß er ohne Anstrengung seine Weisungen allen Teilnehmern kundgeben kann. Die übrigen Leute setzen sich hierhin oder dorthin, wie es der Zufall gibt und wie sie sich zwanglos zusammenfinden. Zuweilen bleiben nahe Verwandte und gute Freunde nebeneinander, vereinzelt holt der Leiter den einen oder anderen jungen Mann an seine Seite, daß er ihm zur Verfügung stehe.[265] Mancher *wineʃkʰ-a* bevorzugt den Platz neben dem Haupteingange. Treffen im Verlauf der Feier noch neue Gäste ein, schieben sie sich in die rechte oder linke Reihe eben dort ein, wo es ihnen passend erscheint. Allerdings muß jeder einzelne vom Anfang bis zum Schluß der Veranstaltung unverändert den Platz beibehalten, den er sich einmal gewählt hat. Jeder Prüfling sitzt selbstverständlich neben einem seiner Paten.

Der Regel nach bilden die Insassen je eine Reihe rechts und links von der Herdstelle, die sich von einem Eingange zum andern hinzieht. Sind aber von Anfang an viele Leute beisammen, denen sich unerwartet noch weitere Gäste gelegentlich zugesellen, entsteht ein kleines Gedränge und mancher muß sich zwischen den auf seinem Platze hockenden Teilnehmer und die Gerüstwand einwängen. Dergleichen Unbequemlichkeiten fallen selbstredend nur jüngeren Leuten zu. Jede der Küchenfrauen, die zur Großen Hütte kommt, schiebt sich an der gleichen Stelle, die sie einmal erwählt hat, in die Reihe der Leute und fügt sich ebenfalls der allgemeinen Vorschrift.

Im März 1922 saßen wir in folgender Anordnung: Auf der einen Seite

---

[264] Auch manche andere europäischen Dinge, an welche die Yamana der Gegenwart sich gewöhnt haben, werden mitgebracht, z. B. Seife, Kämme, Streichhölzer u. dgl. m. Sie empfinden es nicht als Entweihung der heiligen Hütte, jene fremdartigen Sachen dort zu gebrauchen und zu benützen.

[265] Diese gänzliche Formlosigkeit weicht überraschend weit von den Regeln für die Platzverteilung in der Großen Männerhütte der Selk'nam ab (Bd. I, 1931).

vom Nebeneingang zum Haupteingang hin Richard und seine Frau Mary, die Patin der Elisa, deren Mutter Adelheid, Santiago, ihr Mann und Pate von P. Koppers, der alte Pedro als Vorsteher der ganzen Versammlung, Wratts und Charles. Auf der andern Seite saßen, beim Haupteingang beginnend, Calderon, ich, mein Pate Chris und dessen Frau Gertie, Manuel, der Pate des Kindes, Emilia, die jugendliche Halakwulup Julia als *ainɣǧala*, neben ihr die Patin Luisa, Frau des Walter, und schließlich noch neben diesem sein eigener Sohn Walter II (Abb. 83).

Jeder Erwachsene ist nach der allgemein und streng verpflichtenden *čiẖɣaya*-Ordnung gehalten, sich größtmöglichster R u h e zu befleißigen. Lautes

Abb. 83. Platzverteilung bei der Jugenderziehung 1922

Reden wird überhaupt nicht geduldet und alle Mitteilungen erfolgen jedesmal mit gedämpfter Flüsterstimme. Niemand darf sich so bewegen, daß er auf andere störend wirkt. Bei all seinem Tun und Lassen bemüht sich jeder so unauffällig, als es sich überhaupt erreichen läßt. *Die älteren Leute sitzen* selbstverständlich sehr still; jüngere Männer, die in der Selbstbeherrschung noch nicht weit gediehen sind, müssen sich zeitweilig schweren Zwang antun, um gegen die Verpflichtung zu allgemeiner Ruhe nicht zu verstoßen. Anstößlicher kommt dies bei Erörterung der Tagesordnung zur Sprache.

Notwendig mußte dieser kurze Hinweis schon jetzt gebracht werden; denn die einzelnen Teilnehmer finden sich zeitig genug in der Großen Hütte ein und bereiten sich zum eigentlichen Beginn der feierlichen Veranstaltung durch eine lange G e i s t e s s a m m l u n g vor. Ganz still und unauffällig nähert sich der eine und der andere der *čiẖɣaya*-Hütte. Es ist nicht üblich, daß zwei oder drei miteinander gehen und unterwegs plaudern, nachdem sie ihre Wohnhütte verlassen haben. Jeder macht den kurzen Weg für sich allein, ohne Begleitung, und beginnt draußen schon damit, allen Zerstreuende abzuschütteln. Durch den Eingang schleicht er sich sachte hinein, schaut nur wenig um und wählt den Platz, der sich schon hinter, für die ganze Folgezeit. Hier

hockt er sich nieder, legt seine wenigen Gebrauchsgegenstände hinter sich oder steckt sie in das Hüttengerüst über seinem Rücken und überläßt sich in tiefstem Schweigen seinen eigenen Gedanken. Ob er zwei oder fünf Stunden bis zum Beginn der Feier mit sich allein beschäftigt ist, bleibt sich gleich; ihm geht ja nichts ab. Schon während der Schlußarbeiten an der Großen Hütte kann man beobachten, daß tiefer Ernst und besinnliches Nachdenken sich auf das Antlitz der Beteiligten zeichnet, die weder miteinander plaudern noch sich wie zerstreute Menschen benehmen. Sie fühlen es und verbergen ihre innersten Gefühle nicht, daß etwas Bedeutsames bevorsteht, auf das sie sich auch seelisch einstellen müssen. Jeder Teilnehmer betrachtet die *Yétpaya*-Feier als ein außerordentliches persönliches Erlebnis.

Damals, am 3. März 1922 hatte Sarriaco kurz vor Mittag verkündigt, die Feier würde am Abend beginnen. Einige ältere Personen, die beim Aufbau der Großen Hütte die letzten Handgriffe geleistet hatten, blieben dort gleich sitzen und überließen sich ihren eigenen Gedanken. Gegen zwei Uhr nachmittags hatte sich ihre Zahl auf sieben erhöht. Kurzum (a): 49 trat zu dieser Stunde für mehrere Minuten ein und fragte leise einen der Anwesenden, warum sie sich so früh eingefunden hätten, da die Feier doch erst gegen Abend anfange. Er erhielt zur Antwort: „Jawohl, aber man kann doch ein so schönes Fest nicht ohne weiteres beginnen, da muß man doch in Stimmung sein, und um die zu bekommen, sind wir schon hier und bereiten uns vor!" Das gleiche Verhalten hatte ich zwei Jahre zuvor beobachtet. Die älteren Leute wollen sich in mehrstündiger Geistessammlung vor allem seelisch auf diese Feier vorbereiten.

Unter den ersten Ankömmlingen sitzt jedesmal der Vorsteher, auch der Leiter findet sich zeitig ein. Ihre Stimmung beeinflußt maßgebend die übrigen Leute. Währenddessen richtet jeder seinen S t i r n s c h m u c k her. Dieser ist weiter nichts als ein zwei- bis vierfingerbreites und etwa 30 cm langes Hautstück, herausgeschnitten aus der Bauchwand des kleinen Albatros *díkaka* (*Diomedea melanophrys*) oder von der männlichen *Skúnagona ótkus* (*Chionis hyhrida*). Die großen Federn sind ausgerupft und die Daunen etwas gelockert, so daß sie voll erscheinen. An jedes Ende dieses Hautstreifens verknüpft man eine kurze Schnurfaser. Jeder Teilnehmer trägt diesen *kapuyál* als Stirnband. Verläßt er die Große Hütte, muß er es ablegen. Zuweilen gibt man diesem Hautstreifen eine Dreieckform, daß in der Mitte der Stirn eine niedrige Spitze erscheint; doch erreicht er bei weitem nicht die Breite des *kólel* der Selk'nam (Bd. I, 215).

In früherer Zeit, da die Yamana ihren Körper noch nicht in widerliche europäische Kulturlumpen einhüllten, zogen sie längere Hautstreifen mit Daunenfedern in verschiedener Richtung über Körper und Gliedmaßen. Nach alter Art drehten sie Wülste aus kleinen Daunenfederbüschen,[*] die mit Schnur-

[*] An der Verwendung langer, schmaler Hautstreifen mit Daunenfedern haben die Halbkreuzung bis heutigentage festgehalten und sie bedienen sich ihrer sowohl bei der Jagdzeremonie, wie auch bei der geheimen Männerfeier. Vgl. Abb. 9 und 10 in Gusinde (36).

fassern umwickelt und verflochten wurden, *kanapaʃpanni* genannt. Auf die bezeichnete Art stellte man früher auch den *kapiʃpil* her. Das unterbleibt in der Neuzeit; denn dieser Schmuck ließe sich weder über der europäischen Kleidung anbringen, noch würde er wirken. Eine andere Bedeutung außer der, ein Zierstück zu sein, gibt man diesem *kapaʃpil* nicht.

Als zweiten unentbehrlichen Gegenstand, den man sich gleich zu Anfang zurecht macht, besitzt jeder Teilnehmer einen kurzen **Tanzstab**. Die Länge schwankt zwischen 50 cm und 70 cm. Am unteren, zugespitzten Ende ist er etwa daumendick, nach oben hin schwillt er ein wenig an. Die Oberfläche, von der Rinde befreit, wird mit einem Muschelschale ganz glatt beschabt. Man verschmiert auf ihr erst eine dicke Schicht weißer Farbe und nachdem sie trocken geworden ist, zeichnet man rote Striche, Kreise und Punkte ein. Meist bringt man in kurzem Abstand von Spitze und Ende auch je ein Ringlein aus Vogelhaut mit Daunenfedern an (Vgl. Tafel III).

Bei Gesang und Tanz hält man diesen Stab quer und faßt ihn leicht mit den Fingern der beiden Hände; nach dem Takt schwingt man ihn federnd auf und ab, sehr lebhaft bei erregten Gesängen. Wenn der Vorsteher oder ein anderer Mann den *ninʃpin* die üblichen Unterweisungen erteilt, faßt er diesen Stab am dickeren Ende, hält ihn senkrecht auf den Boden gestellt und stützt seine Hand leicht darauf. Das tut auch der Leiter, wenn er Verordnungen erteilt, ferner jeder Mann, der eine Mythe erzählt, endlich jeder Prüfling, falls er aufgefordert wird, diesen Stab zu ergreifen. Der Tanzstab drückt also eine bestimmte Förmlichkeit aus.

Ihn aufmerksam zu behüten, ist selbstverständliche Pflicht dessen, der ihn besitzt. Braucht man ihn nicht, stützt man ihn mit festem Druck neben sich in den Erdboden hinein; denn er läuft ja in eine feine Spitze aus. Manches schützt ihn hinter sich in das Flechtwerk der Hüttengerüste. Durch viele Stunden täglich legt jeder Erwachsene seine Hand auf den neben ihm aufgestellten Stab; das paßt gut zur strammen Haltung, die jeder auch beim Sitzen bewahren muß. Diesen Stab dem Boden auflegen zu lassen, gilt als unehrenhaft. *Wer über sein Unachtsamkeit fallen läßt*, hat zu gewärtigen, daß ihm ein Unheil oder körperliches Leid zustößt; Nachbarn drohen ihm an, daß er oder seine Kinder bald sterben werden. Sorgfältig bekundet also jedermann seinen Tanzstab und er erwartet oft die Bemalung.

Nach einigen Stunden stillen Hockens und ernster Geistessammlung fühlt sich bald der eine und andere Teilnehmer angeregt, ein leises, rhythmisches Summen zu beginnen. Dieses verstärkt sich in den darauf folgenden 20 bis 30 Minuten zu einem hallenden **Singen**. Es ist ein unentwickelbares Wiederholen einer *hö*-Lautreihe, der bei der Aussprache ein wenig in der Klangfarbe schwankt, mehr offen oder geschlossen, langgezogen oder kurz, in höherer oder niederer, durch fortgesetzt in der gleichen Stimmlage wiederholt wird, je nach der Stimmbildung und der zufälligen Begeisterung des Sängers. Ein jeder singt für sich, halb unbewußt nach Rhythmus, Tempo und Stimmlage, wie es der Augenblick ihm eingibt, ohne Rücksicht auf die anderen

Insassen in der Großen Hütte. Vereinzelt nur einigen sich mehrere Leute auf eine annähernde Gleichstimmigkeit, falls der eine auf den anderen etwas hinzielt. Durch diese großen Ungleichheiten im Singen stören und belästigen auch empfindliche Ohren wenig, weil jeder seine Weise mit leiser, schwacher Stimme vorträgt.

Damit, daß die größere Zahl der Anwesenden in das Singen verfallen ist, verraten sie einen gewissen Grad seelischer Ergriffenheit, der sich eben in der rhythmischen Liedweise ausdrückt. Angespannte Geistesverfassung und innere Stimmung aller Anwesenden sind bald in einem Maße vorhanden, daß die Feier erfolgreich und nutzbringend ablaufen wird. Sobald es zum allgemeinen Singen gekommen ist, erscheint der Beginn der *čiɛ́yus*-Feier gegeben. Von nun an darf der Gesang bis zum Abschluß der Veranstaltung nicht mehr verstummen. Zumindest eine Stimme muß ihn weiterführen und ein Erwachsener löst also den andern ab, sei es bei Tage oder bei Nacht. Das Singen ist ein Kennzeichen für den augenblicklichen Grad der Begeisterung und Stimmung, der Anteilnahme und lebhaften Aufmerksamkeit aller Anwesenden; demnach stärker und allgemeiner bei den abendlichen Tänzen, sehr matt und leise in den Vormittagstunden.

Bei aller Einfachheit der Melodie sind darin doch geringe Schwankungen, so daß beim Nebeneinander aller Varianten ein gewisses Vielerlei zutage tritt. Mancher freut sich, wenn er eine bestimmte Variante aus dem Munde eines anderen vernimmt, die in ihm zuweilen teure Erinnerungen weckt. Das *čiɛ́yus* erhält wirklich uralte Liedweisen lebendig. Da die meisten von ihnen nur bei der Jugendweihe wiederholt werden, ruft ihr Klang die Seelenverfassung wach, in der allein man dieses feierlich ernste Beisammensein fruchtbringend gestalte. Mit dem ununterbrochenen Singen soll auch zum Ausdruck gebracht werden, daß Wachsamkeit in der Großen Hütte herrscht und nichts Schädliches unbemerkt sich nahen kann.

Bei Einbruch der Dunkelheit beherbergt die *čiɛ́yus*-Hütte all jene Erwachsenen, die zu den ständigen Teilnehmern zählen. Unauffällig wurden alle näheren Vorbereitungen einschließlich der Arbeitsverteilung getroffen, ganz allmählich leitete sich der Beginn der Feier ein, die nun nach einer wenig bestimmbaren Zeiteinteilung für jeden einzelnen Tag ruhig abläuft.

2. Einführung der Prüflinge

Mit der guten Gewohnheit, am ersten Abend des Beisammenseins in der Großen Hütte sich aller Nahrung zu enthalten, hat die oberflächliche Nachgiebigkeit unserer Gegenwartsindianer leider auch gebrochen. Nachdem der allgemeine Gesang etwa zwei Stunden angehalten hat, treten die Küchenfrauen auf und setzen einen hohen Blechkübel mit dicker Suppe vor den Leiter, der eigenhändig und mit einem großen Löffel schöpfend die Teller auffüllt, die von den Frauen an die Anwesenden herumgereicht werden. Das Essen ist bald beendigt und das Geschirr von den Frauen eingesammelt; an-

vorzüglich entfernen sie sich damit. Die Speisereste sammelt jeder sorgfältig und verbrennt sie; nachher reinigt und kehrt man den langen Mittelgang.[207]

a. *Abholen im Lager*

Inzwischen ist der Gesang von der Mehrheit der Leute wieder aufgenommen worden. Der Leiter macht dem *wineſkêra* durch unscheinbare Zeichen eine bestimmte Mitteilung und dieser verständigt unauffällig seine Gehilfen. Sie bereiten sich darauf vor, den ersten Prüfling einzufangen. Vorher haben die älteren Teilnehmer in ihrer Aussprache jene Jugendlichen genannt, die man diesmal zu *alaŕgila* machen will (S. 827). Ohne den Gesang zu stören, an dem auch die Gehilfen sich mit leiser Stimme zumeist beteiligen, bemalen sie sich (S. 840). Dann stehen sie auf, ordnen sich zu einer Reihe mit kurzen Abständen und fassen nach dem Lederriemen *ákŕa*, der längs des Innenraumes ausgespannt am Gerüst hängt (S. 840).

Mit einem langgezogenen *ho ho ho*, das mit bedrohlichem Klange ausgestoßen wird, stürzt der *wineſkêra* als Erster aus der Großen Hütte hinaus, gefolgt von seinen Helfern. Eiligst wenden sie sich jener Wohnhütte zu, aus der sie den *alaŕgila* herausholen wollen. Dieser erschrickt beim Anblick der gefürchteten Männer und verkriecht sich aus Angst unter die Decken der Schlafstätte. Das hilft ihm aber nichts; denn die Männer packen fest zu, ziehen ihm die Schlinge über den Kopf und fesseln ihn. Nun muß er ihnen zur Großen Hütte folgen. Alles Sträuben und jede Widerspenstigkeit würden ihm nichts nützen; so folgt er den Männern und überläßt sich dem Geschick, dem er entgegengeführt wird.

Mancher Bursche und manches Mädchen, die vorher von den Erwachsenen nicht bedroht worden sind, überlassen sich willig und widerstandslos ihren Verwandten, der sie zur Großen Hütte geleitet. Diese also brauchen von *jenen Wächtergehilfen nicht mit Gewalt herangeschleppt zu werden*. Am Eingang werden sie nach einer Weise in Empfang genommen, die ausnahmslos für alle *alaŕgila* vorgesehen ist und zwar mit bestimmter Absicht.

Das Auftreten *jener Wächter* im Lager und das ängstliche Schreien ihres Opfers verbreitet Schrecken in all den Hütten, die Kinder beherbergen. Das ist von den Erwachsenen beabsichtigt, einerlei, ob jene bald darauf auch geholt werden oder ob sie noch zu jung sind. Nun wissen es alle Kinder, daß jene Männer zu Wächtern bestellt sind, die weder Spaß kennen noch Störungen dulden. Die kleinen Kinder bleiben infolgedessen der *hóŕpa*-Hütte aus banger Furcht fern.[208]

---

[207] Gegenwärtig haben die Yamana auch in dieser Großen Hütte die von den Europäern übernommenen Lebensweise bei, achten aber mit der gleichen Strenge wie früher darauf, daß alle Speisereste verbrannt werden. Diese kleinen Reinigungsarbeiten sind in der Neuzeit bedeutend dadurch erleichtert, daß den Anwesenden die fertig zubereiteten Speisen meist auf Blechtellern gereicht werden. Ihre ursprüngliche Ernährungsweise ließ unvermeidlich mehr Abfälle zurück.

Ist der geängstigte Prüfling an den Haupteingang gebracht worden, löst man seine Bande. Er muß sich auf alle viere niederlassen. In dem Augenblicke nun, da ein Mann den Vorhang außen am Eingange etwas hebt, stößt ein anderer von rückwärts den Burschen durch den Eingang in die Große Hütte hinein. Drinnen aber erwartet ihn ein anderer Mann, der ihm augenblicklich ein großes Lederstück über den Kopf wirft, daß er nicht zu sehen vermag, was um ihn vor sich geht. In dieser Verhüllung auf Händen und Füßen kriechend wird er weitergeschoben und zwar bis zum Platze neben dem ihm zugedachten Paten. Hier darf er sich aufrichten und auf untergeschlagenen Beinen hockt er in Erwartung dessen, was bald folgt.

β. *Empfang in der Großen Hütte*

Noch immer ist der Prüfling außerstande etwas zu sehen, da sein Gesicht verhangen bleibt. Seit dem Augenblick, da er hier hereingestoßen worden ist, vollführen alle Insassen ein unbeschreibliches Brüllen und Heulen, sie trommeln mit den Fäusten auf dem glatten Erdboden und schütteln stark das ganze Hüttengerüst. Dem hilflosen Burschen ist schauerlich zu Mute; denn er ahnt Schlimmes und weiß sich gänzlich verlassen.

Längst wurde auf Weisung des Leiters von einigen Männern ganz heimlich die Erscheinung eines *Yetášin* vorbereitet. Im Gebüsch nahe der Großen Hütte hat ein jüngerer Mann seine Kleidung abgelegt und seinen ganzen *Körper* mit weißer *Farbe* beschmiert, in die er nachher fingerdicke, 5 cm lange, senkrechte Strichlein in gleichmäßiger Anordnung einfügt. Das Gesicht wird dick mit roter Farbe bedeckt und von jedem Mundwinkel laufen strahlenförmig viele weiße, zarte Striche nach allen Richtungen. Von der einen Schulter zur anderen zieht sich im Bogen über die Brust hin ein Federschmuck, der genau wie der *Stirnschmuck einem pflanzenen gearbeitet ist.* Dieser Mann trägt auf dem Kopfe keinen Zierat; statt dessen verstaut er wie die Kopfhaare und verreibt Ant-Pulver dahinein. Bei seiner Ausstattung helfen gewöhnlich zwei andere Männer mit.

Der Mann in der Rolle des *Yetášin* tritt meist mit einem Begleiter auf. Dieser trägt einen Stirnreifen aus blattlosen Zweigen. Das untere Gesicht bis zur Höhe der Nasenflügel wird weiß, der obere Teil schwarz bemalt, auf dem Körper nur verstreuelt feinen Puder von Holzkohle verrieben.[99]

Ist der soeben eingeführte Prüfling auf seinen Platz gebracht worden, winkt man jenem Manne, der den "bösen Geist" darstellt. Zuweilen hat man ihn hinter einem Vorhange nahe dem Nebeneingange versteckt gehalten. Er rückt unbemerkt an den abseits hocken. In dem Augenblicke nun, da letzte-

[99] Jene übrigen Frauen, die zur Bewachung der kleinen Kinder im Lager zurückbleiben, setzen diese unablässig auf den Knieen der Wächter und auf den Wegschlingen des Prüflings hin, auch ermahnen sie zum "Denken", damit Angst und Schrecken auch länger anhalten.

[99] Diese Gestalt durch den sogenannten "Yeh" im Winterfest der Selk'nam (Bd. I, 980).

rem der Lederlappen vom Gesichte weggezogen wird, springt der Teufel unmittelbar vor ihn hin. Zwei andere Männer haben die Feuerglut in einer Weise aufgewühlt, daß es den Anschein hat, jener "böse Geist" sei aus den Flammen emporgestiegen. Sogleich beginnt der Kampf. Der Teufel umfaßt den erschreckten Burschen ganz energisch, schüttelt ihn erregt, hängt ihn während von einer Seite zur anderen, preßt ihn auf den Boden und quält ihn so lange, bis der Angstschweiß auf dessen Körper perlt. Er läßt kein Wort verlauten; außerdem gibt er seinem Kopfe solche Wendungen, die es dem Burschen unmöglich machen, das Gesicht zu erkennen. Währenddessen verstärkt sich das Brüllen und Heulen der Insassen, ihr Trommeln und Stampfen des Bodens. Das Ringen mit dem "bösen Geiste" dauert etwa zehn Minuten. In verzweifelter Hilflosigkeit und gänzlicher Entkräftung vermag der Bursche nicht den geringsten Widerstand mehr aufzubringen, willenlos läßt er sich niederwerfen und knebeln, pressen und würgen.

Plötzlich setzt das wüste Brüllen aus. Ein Mann, meistens ist dies der Vaterbruder, zeigt sich im gleichen Augenblick vermummt, stützt den Mund auf die dem Boden aufgestellte hohle Hand und haucht ein hohlklingendes, tiefes, langgezogenes hú gegen die Erde. Das soll bedeuten: Teufel ist jetzt tot! Gleichzeitig damit stellt aber auch jener "böse Geist" sein wüstes Treiben ein und hockt sich regungslos vor den Prüfling hin, den er so erbarmungslos drangsaliert hat. Letzterer richtet sich auf seinen Knien auf, nach Weisung einer anderen Mannes, der neben ihm hockt. Unvermeidlich muß der Bursche jetzt jenem Quälgeiste gerade ins Gesicht sehen und dabei erkennt er ihn! Der Mann daneben sagt dem Burschen: „Sehen gut so, das ist dein Verwandter,"[*] nicht aber der Teufel! Der wirkliche Teufel sieht nun wie dieser dein Verwandter hier, der so gemalt ist wie Teufel. Sei auf der Hut vor Teufel! Brauchst garnicht, was hier im Hüttenzelte von dir gesprochen wird. Kümmere dich nicht eigenmächtig um dieser Großen Hütte. Nehme nie zum Lager hinlänglich und zeige dich niemals den Kindern dort draußen. Verständige niemand von anderen Leuten, was du hier erlebt hast. Du weißt jetzt, Teufel packt viel schlimmer an als dein Verwandter. Dieser Mann ist nicht Teufel selber, aber du sollst jetzt wissen, daß vor ihm in acht zu nehmen!"

Während dieser Worte liegt sich ein wenig die Erregung des niedergehaltenen Burschen. Immer beruhigter hat er jenen Mann als seinen Verwandten erkannt. Letzterer setzt sich sofort neben ihn; denn er wird in dieser Feier sein Pate sein. Eindringlicher Zweck dieser sogenannten Geisterverscheuchung ist es, dem jungen Burschen einen ernsten Schrecken einzujagen und ihn zur gewissenhaften Beachtung der hier gegebenen Verhaltungsmaßregeln zu zwingen.[**]

---

[*] Es muß heißen: „Das ist dein Onkel, das ist dein Vater ..." Eine Eigenmächtigkeit seitens der Eingeborenen ist nicht, folgerichtig dem allgemeinen Brauch bei den Yamana.

[**] Zum Vergleich mit hiesigen und den Kamgil, dem die Prüflinge in der geheimen Hütte für die Initiationsriten mit einem ungeheuren Geister [illegible] Lehrmeister [illegible] sich und durch Zureden der Männer wird der Prüfling [illegible] gebracht, gegen jenen Geist sich mit aller Kraft zu wehren. Auch dort gibt sich der

Genau die gleiche Zeremonie in die Große Hütte schicken in früheren Zeiten **jeder Prüfling** eigens für sich. Waren es deren viele, dann nahmen drei oder vier Männer die Geisterrufe und verbanden sich darin ab. So weit es sich machen ließ, suchte sich dieser und jener Mann und rang die Verfüge mit dem Bumerang, den er in dieser Absicht Peter mit nahm. Bei Mädchen nimmt man Abstand von diesem Ringen. Man führt sie in der gleichen Weise an die Große Hütte und schickt sie durch den Hauptzugang, wie das ohne besonderen wurde ist; mit verbundenen Gesichter läßt man sie auf diesen Platze hocken, bis sie später eingeführten Damen das Ringen mit Verfüge beginnen muß. Jenem Mädchen sieht man im gleichen Augenblicke die Lederstreifen von dem Gesichte weg und man kann es anschauen, ohne jenem Mann zu schauen. Angst und Schrecken bekommt es dabei natürlich ab.

Derartige weitläufe die Geisterverkleidung auf einfachere Art. Ein junger von Mann braucht sich hinter dem Vorhange nicht dem Schwitzbade, ebenso wie Begleiter. Hier verbanden beide sonstige, bis ähnlicher einfache mit verhangenen Gesicht gleichzeitig in die Große Hütte eingeführt werden. Die Erwachsenen begannen damit, gegen den Eindruck zu protestieren, es handle sich dabei um schwere. Während man den Prüflingen die Verhüllung des Gesichtes vorgenommen, schickte man auch jenen Vorhang beiseite. Der Letzte oder ein anderer Mann rief ihnen zu: „Ihr seid keine Bekreuzigung einer Verfüge; es handelt sich um Ihre, weiter ihre neue Begleiter!" Die Prüflinge wurden nicht zu dem vorhergesehen, daß sie in große Angst gerieten. Der eine und andere rief den Wahn zum Zurücken herbeiten, den der Begleiter um die Hüte gebunden hat. Nachher, wenn der Vorhang jener Verfüge-Gestalt wieder verschwunden, wird jeder Schüler gefragt: „Wen hast du gesehen?" Ängstlich antwortet er: „Ihre Verfüge!" Man antwortet ihm: „Ihre war Verfüge weiter auch nicht, den du sind gefährlichen!"

Dergestalt unterrichtet (dann, und zwar am Begrenzlichkeit, diesen Geistern aufsitzt, die Alten weiter weben darin ein bestimmtes Zeichen für die Landung der ehemals neuen gefährlichen Jüngen-Gruppe. Bei meiner ersten Jugendreise hatte man mir Bänderlein auf mich den angenommen Verfüge verschlossen hatte und dabei habe ich diesen Aufsatz beobachtet, später aber nicht mehr.

g. Die Feier

In schweißen Aufräumarbeiten werden alle Prüflinge am gleichen Abend zur Großen Hütte gebracht. Bei ihrer Einführung werden jedem einzelnen die Verfüge-Farben tief in den Kopfhaare. Anschließend werden sie dann aufgefordert, dem Ihre zuvor in ihrem Gesicht verbunden ist, einen jetzt als "Paul" neben einem jeden. Wie selbst man anderen die Stellung und Aufgabe des Mannes hat, der Frau beschränken, dessen je die einfache zuvorkommt ist? Man

---

verbinden. Man sieht den Jungen mit dem Prüfling ab wie Schwester es abnehmen. Ihr ganzes Aufsehen soll abschließ, man bekommt Furcht dem Besuchen verfallen, der sich vorher Rat dieses Gefährt. Dann beginnt (Bd. I, 407).

Aufgaben ist es, das ordnungsmäßige und disziplinierte Leben von seiner Seite zu erziehen, sondern auch Tage auch bei Nacht. Damit sie auch ihren anderen Pflichten nachgehen und an besonderen Veranstaltungen in dieser Großen Hitler-Jugend teilnehmen können, sind die regelmäßig [illegible] dem gleichen einzigen angeschlossen. Es ist möglich, daß sie sich in ihrem Dienst abwechseln. Ein Bannführer erhält mehrere und Führer oder einen Mann und eine Frau, hingegen ein Mädchen fünf verschiedene und Frauen als Paten bzw. Patinnen.[1] Bei seinem ersten und weiteren Zugehörigkeiten erwerben Canes und Canetten ihrem Dienst an sein, Kameraden heißen Kameraden und ihnen Frau Adjutanten an Paten.

Der einzelne einer nicht etwa irgendeinen seinem beliebig [illegible],[2] sondern an den Leiter dessen, der als Hauptgruppe sich bestätigt, die ihr Aufgabe wurde besonders genommen, daß sie ihrem Schützling in besonderen Obhut nehmen. Einer verpflichtet sie gleichzeitig diesem Führer,[3] mit diesem er entweder verwandt oder näher bekannt sind. Diese Schützlinge nennen sie Adoptiv- oder Pflegekind (Adoptivsohn und auch Adoptivtochter). Bald nach dem Eingehen mit dem verantwortlichen Führer beginnt sich Pate seinen Namen zu wählen. Dem Schützling sagt er „Nenne dich einfach!" Dadurch nimmt dieser die für einzelne ungewöhnlichen Namen ein. Diese erwählen sie „Namen alle einen, nicht anerkannte, einen spanischen, ein indianischen, germanisch klingen", usw.

Sobald es bei seinem Pflegekind die äußere Haltung und Gebarung erreicht hat, beginnt er mit Erörterungen über die Ziele dieser Veranstaltung und deutet seine Weltanschauung an, falls die geistige Haltung verletzt würde. Endlich weist er ihm verständlich an seinen Vorgesetzten und Jugendverführern, seinen Ungehorsamkeiten und Nachlässigkeiten, die in seiner Zeit an ihm beobachtet wurden oder vorgeschrieben sind.

Auch übernimmt der Pate möglichst die Wochenbetreuung und Übungen, an denen der einzelne teilnehmen wird. Zweimal oder dreimal täglich trägt er dem die Gesinnungsbewährung auf, auch hinsichtlich er sich mit seinem Schützling über die Gesinnungsbewährung und, auch hinsichtlich er sich mit seinem Schützling über Wohl und wichtig den täglich den geringen Wohl an Essen und Trinken. Jedem Paten ist es eine ernste Pflicht und darüber hinaus eine Ehrenangelegenheit, seinem Schützling so gewandt zu beobachten und so verständnisvoll zu beeinflussen, daß dieser Jugendlicher möglichst Gesinnungsgut für das werde.

Aus diesen engen Verbindung von Pate und Pflegling erwächst der langen Wochen in der Großen Hitler-Jugend auch Auffassung unserer Namen einer Verwandtschaftsbeziehung entsprechen heißen. Es findet ihren

[1] Ergänzen sind von Kameraden der SS diese Gesinnung nicht angeboten, wenn es erwünscht. Auch verbieten hat diese gekommen, wenn es der eine und der andere war." Ich habe erwartet, von dem Paten für einen Pflegling gelten. Gegenüber kann sich ich je einem wichtigen Paten für je einen Pflegling. Vgl. die Verhältnisse auf Seite 845.

[2] Eine Ausnahme ist dieser Grundsatz von [illegible] ausdrücklich bei meinem eigenen Jugendsohn habe ich einen Pflegling abgelehnt, [illegible] führen.

[3] Gegenüber ist darauf, daß ein Führer in der Großen Hitler-Jugend [illegible] auf die eigenen Kinder verantwortlich sind [illegible] und an diesen Stelle [illegible] Gesinnungsbewährung sein.

deutlichsten Ausdruck darin, daß beide sich nicht verheiraten dürfen. Man vergegenwärtige sich, daß ein männlicher ehemaliger novellus einen Patin erhält.[**] Nach langen Jahren nach der Jugendweihe steht jedem Paten kein, jeder Patin nicht nur das Recht zu, sondern auch die Pflicht, das weitere Verhältnis seines Adoptivkindes genau zu überwachen und ihn nötigenfalls an die Grundsätze aus jener Prüfungszeit zu erinnern. Dergleichen Eingriffe in die persönliche Freiheit eines Erwachsenen wagen kaum je die leiblichen Eltern, noch viel weniger fremde Leute; denn Paten kommen sie rechtlich zu. Beide bleiben demnach ihr Leben lang durch geistige Verwandtschaft miteinander verbunden, sie sind aufeinander aufmerksam, kennen und beobachten sich.

Vor allem bekümmert sich eine Patin mit mütterlicher Sorgfalt um ihren Schützling und verfolgt offenen Auges seinen späteren Lebenslauf. Als ich zwei Jahre nach meiner ersten Jugendweihe meiner Patin Gerda von damals in Punta Brandina wieder unter die Augen trat, umarmte sie mich freudestrahlend und drückte mir vor den kommenden Indianern und Weißen einen lauten Kuß auf die Stirn. Sich seiner bejahrten, hilfsbedürftigen Paten erinnern und ihnen beistehen, verpflichtet nicht minder streng als Kinder den eigenen Eltern gegenüber.

Die Einführung der Prüflinge und deren Zuweisung an Paten könnte man füglich auch zur näheren Vorbereitung rechnen. Jedenfalls ist alles nun so weit geordnet, daß der ergötzliche Ablauf dieser langen Feier beginnen kann.

3. Tagesordnung für die Prüflinge

Nach ungefähr dreien Gesetzen verläuft das lange *Ajlanga*-Fest, die alten Leute bewahren sie in treuem Gedächtnis und jeder Leiter hält sich an sie. Was heute gilt, war auch maßgebend bei den vorhergehenden Geschlechtern, die viel genauer sich an die besonderen Gewohnheiten hielten als die heutige Übertreibende dieser Staaten unter dem unerträglichen Einfluß des amerikanischen Europäertums. Man kann sich um so mehr darauf verlassen, daß auch in der Neuzeit auch diese Jugendweihe nach der Gepflogenheit der Alten wiederholt wird, weil gerade sie der Eitelkeitskultur aller Fremden heftig zuwiderläuft und als ein besonderes Heiligtum allein den Stammesgenossen zugänglich gemacht worden ist. Erinnert sei daran, daß nicht einmal die Missionare, trotz jahrzehntelangen Beisammenseins mit diesen Eingeborenen, eine greifbare Vorstellung von dieser Einrichtung erlangt haben, noch viel weniger schriftliche Einzelheiten darüber kommen (S. 809).

Aus dem, was wir selber erlebt haben und was durch schriftliche Mitteilungen unserer Vorväter ergänzt worden ist, setzt sich dieser Abschnitt über die Tagesordnung für die Prüflinge zusammen. Die Beschreibung darstellen ist nicht gewissen Gesichtspunkten aufgebaut, sondern sie berichtet einfach; doch hüten wir die Gewähr, daß alle Einzelheiten wirklich zur Geltung kom-

[**] Kommen und wie sogar erwähnt in einer Patin angestellten werden, dann die Amazonen und wie die Gnomen, andere einem Paten. Das gilt durchaus nicht als Ausnahme.

...ren und richtig durchgeführt werden.[*] Insbesondere waren die Erziehungsgrundsätze, auf denen die Jugendrichter aufgebaut ist, in allen Ländern bekannt. Denn sie ist nichts als eine Weiterführung der ersten Erziehung, die das Kind bisher im Kreise seiner Familie durch die Eltern erhalten hat.

Ein wesentlicher Schritt weiter Erziehungsmöglichkeit ist in diesen Jahren bis in unsere Tage erhalten geblieben, denn der Beweis ist erbracht, daß das Eingehen auf die Gestaltung der äußeren Ordnung und auf die Fortgestaltung der körperlichen Grundlagen keinen irgendwie bedeutungsvollen Einfluß ausgeübt hat. Mit Nachdruck sei diese Tatsache nochmals betont. Im besonderen verhilft das religiöse Element für die bildsamste Umgestaltung der Persönlichkeit und für die ernsthafteste Verleihung der ganzen Persönlichkeit wichtigen und Bestrebung den religiösen Gedanken dieser Persönlichkeit.

Bei völliger Wahrung der Überlieferung wird die Tagesordnung keineswegs als ein starres, unabänderliches Gesetz gehandhabt. Eine jede Jugendrichter erhält ihren deutlich besonderen Eigenarten durch die Persönlichkeit, den Charakter und die Gesinnungen des jeweiligen Vorstehers, einer neigt sich strenger als ein anderer, dieser legt mehr Gewicht auf körperliche Anstrengungen und jener auf die Belehrungen, einer widmet mehr Aufmerksamkeit den Pfleglingen und ein anderer mehr den Erwachsenen. Man kann sagen, daß sogar die geringere oder größere Zahl der Teilnehmer auf Stimmung und Geist merklich einwirkt.

Die gemeinsame und andere, zum wiederholte außerordentliche Tätigkeit gehört jeder Jugendrichter einer gewissen Regelmäßigkeit und schaffen ein mehr oder weniger wiederkehrendes Bild von einem Tag zum anderen. Schließlich hält sich dieser eigene Ton, der, je nach der Persönlichkeit des Leiters oder je nach seinen Einflüssen, der ganzen Veranstaltung beherrscht, in Worte kleidet, die Tracht und Aussprache der inländischen Pflegekinder bringen die verschiedenen dann und wann deutlich genug zum Ausdruck.[**]

c. Die äußeren Maßnahmen

Unsere Aufgabe erfordert in der Jugendrichter den ganzen jungen Menschen in Betrachtung, verschiedlichen also keineswegs die verschiedenen Betätigungen seines körperlichen Seins. Hauptsächlich ist es dann um große Geschicklichkeit im Beobachtungen, die auch Jugendlichen einzelnen anbauen, handelt es sich. „Jeder muß seinen ganzen Körper und jeden seiner Glieder in den Gewalt haben. Hat er das gelernt, ist er ein guter ebenfalls im Ringen gewesen." Das stellte sich Aufgaben, den Leiter bei seinen ersten Jugendrichter, seinen gleich zu Beginn als wichtigen Ziel deutlich und bestimmt vor Augen. Die Aufgaben lassen sich von drei großen Hauptgedanken leiten. Wer

---

[*] Diese Ausführung schließt auch einen im einzelnen gründlichen Vergleich mit der Tagesordnung, die die Pfleglinge beim Militärdienst der Zeit hatte aufgestellt werden (Bd. I, 1906).

[**] Auf die sehr unterschiedliche Führung in der einen und in der anderen der beiden Jugendrichter, die ich selber leitete hatte, ist nachstehend näher hingewiesen worden.

sein Äußeres zu beherrschen weiß, besitzt auch die Überzeugung über seine geringere Größe! Die ganze Ordnung empfindet die ständige Anerkennung.

In allen und jedem nehmen die Prüflinge bisher Coccinella bekannten, der Tat ganz auf den Standpunkt von der altbewährten Überlieferung ein. Richtig und gebräuchlich ist der alte Brauch, den heimgegangenen Angehörigen gibt als wichtigsten Gruß und als selbstverständliche Lebensregel Recht zu sein, schaffen die Prüflinge natürlich Gelegenheit.

I. Körperhaltung: In den äußerlichen Zeugnissen wurden die Fremdländer keinen Unterschied zwischen Menschen und Bildern, beide werden davon in gleicher Weise betroffen. Bekanntlich hat jeder ständig seinen Platz neben einem seiner beiden Paten, u. z. W., der Neugeborene hat auf der einen Seite den zweiten Paten und auf der anderen Seite seinen Schirmling (vgl. Abb. 83). Über den, den Schutzbefohlen hält abwechselnd einer von beiden Paten unausgesetzt die Augen offen.

Gleich anschließend an seine Einführung in die Große Hütte muß jeder Prüfling die übliche Körperhaltung einnehmen (S.833). Das ist ein eigentliches Machen auf den unausgesprochenen Befehl, die im Saal anwesenden gelangen sind. Der Oberkörper neigt sich wenig nach vorn, der Kopf ist noch etwas mehr gesenkt und die Augen richten sich an Boden, ausnahmslos von die Knie. Die Arme werden vornehmlich von der Brust gehalten.** Eine ungewungene Anordnung gibt jeder dafür an erkennen. Wenden auch alle wenigen Kommissionen bilden, öffnet an dieser Zusammenstellung unverbrüchlich ein ernster Beweis die ständige weltweit von den übrigen Teilnehmern.

Was diese Körperhaltung, die an sich schon als außerordentlich empfunden wird, außerordentlich beschwerlich macht, ist das Stillhalten. Darin muß der Prüfling drei Stunden und länger ausgesetzt verharren, bis die letzten Akte des schaudervollen beginnt. Es darf weder sich anlehnen noch sich zusammenfallen, weder sich nur Seite neigen noch Kopfbewegungen, weder die verschiedenen Arme Stern noch sich ändern und rühren, weder die Augen aufblicken noch die ernstlich ausdrucksvollen Lauern, weder sich selbst noch an irgendwelchen Gegenstände sich kratzen.

Die Erwachsenen schaffen bereits jahre ständigen die Möglichkeit, sich in eigenen Posten wirksamst zu bewähren. Schlafzimmer setzt man den männlichen einen Stuhl, Kleiderhaken auf den weißen Rücken und während das Kostüm die Innenräume, beobachtet man den schaut. Wehe ihm, wenn er sich nur mit den Kleiderhaken machen schickt! Sogleich erhebt der Wind den Kostüm von langgezogenen Proben in den Großen Hütte kommen. Die anderen erwachen sich Stuhl bis eben erreichen den Kopf erreicht, der Prüfling muß ergänzlich verharren, selbst wenn dichten Qualen von gehenden Hüten den ehrfürchtig und bedrückt seinen Augen sehen. Da diese meist aufgegeben zu können, kann den größten Bereichen den Zuschauern unendlich Unterhaltung. Sogar Großen

** Die Körperhaltung, an der die Größen den Prüflings in der Großen Hütte empfinden (Abb.3.888), erinnert sehr von den hier beschriebenen ab. Auch an ernst ist auch die Formen Großen dieses Großen Saales mit Kleinbildern Sorgen.

[illegible] Sie die Hirse mit schnellen Tranchiebewegungen von Hand zu Hand, so daß es selbst für geschickteste, aufmerksamste Beobachter unmöglich, durch [illegible] Bewegungen [illegible] wird, unterstellen nur dem Prüfling in der Tat kommt, daß Prüfung und [illegible] Sand wieder zusammenfließen muß, wie [illegible] Sie auf den Tafeln. Niemand weiß [illegible], wie der Bogen durch seine [illegible] Lücken [illegible] und [illegible] [illegible] auf die [illegible] Schalen [illegible]. Das Ziel muß [illegible] [illegible] [illegible]

Pate. Das Wasser reagt der Abgabe vermittels eines rötlichen, vogelknochenen aus der Mundschale, die der Pate in der einen Hand hält, während seine andere Hand auf die Kehle seines Schützlings einen leichten Druck ausübt, gleichsam als dürfte er nicht zu viel trinken. Jenen Rötelknochen, Backalim [illegible] fertigt der Pate selber an, reicht ihn seinem Schützling jedesmal beim Wassertrunken und überläßt ihm diesen Stück beim Abschluß der Abgaga-Feier als Erinnerung. Sind die ersten Tage verflossen, erhält der Abgabe eine größere Nahrungsmenge mehr zweimal täglich und zur gleichen Zeit, da den Erwachsenen das Essen aus der Küchenhütte gereicht wird. Dem Paten obliegt es, die Menge zu bestimmen, die er dem Abgabe jedesmal zukommen lassen will. Er berücksichtigt dessen körperlichen Befinden, achtet aber allen zu ein, daß dieser wirklich hungert. Das Wasserrinken wird später mehrmals am Tage gewährt und der Prüfling bittet darum seinen Paten von Fall zu Fall.

Der Hunger quält die jungen Leute sehr, trotzdem verhält man sie dazu, ganz [illegible] zu essen. Wenden Kleinigkeiten verteilt, etwa Beeren und Pilze, die von Mädchen gesammelt worden sind, oder gebratenes Fleischstückchen von einem Vogel, den die Burschen erlegt haben, dürfen die Abgabe sich erst dann etwas zu Munde führen, nachdem alle Erwachsenen bedacht worden. Über dieser Einteilung zu wachen ist Pflicht des Paten. Er läßt es jedoch bei allen notwendigen Strenge nicht so weit kommen, daß sein Schützling zum Krankheitsfall verschlechtert und unfähig wird, dem weiteren Verlauf der Abgaga-Feier zu folgen.

Von den Prüflingen äußern sich die Alten über den Zweck dieser harten Hungerperiode nicht ausführlich. Gelegentlich nur läßt der Leiter oder der Pate, wie erwähnt, die Bemerkung fallen: „Jeder muß gelernt haben, mit wenig Nahrung auszukommen! Denn es ereignet sich manchmal, daß eine ganze Familie in arge Not gerät." Früher hatte ich von Ayeeeo noch eine andere Auffassung erfahren: „Wenn die Abgabe vom Hunger ermüdet sind, ergeben sie sich empfänglicher für die Belehrungen und es dringen die Erwachsenen tiefer ein!" Damit die Prüflinge außerhalb der Großen Hütte sich nicht etwa für die vielen Entbehrungen auf eigene Faust entschädigen und unerlaubt essen, geht regelmäßig eine Begleitung mit.

3. Karoco Schlaf: Man ist zwar bemüht, von einer Tagesordnung für die Abgaga-Feier zu sprechen; doch besagt dieses Wort nicht etwa eine genaue Einteilung nach Stunden. Viel zu sehr wird diese oder jene Übung nach ihrer zeitlichen Ausdehnung von der augenblicklich herrschenden Stimmung abhängig gemacht und jenen Glücklichen dort im Feuerland schlägt selbst im Alltag auch bei diesem geheimen Fest eine verpflichtende Stunde.

Ist somit für die erwachsenen Teilnehmer keine einheitliche Zeit zum Schlafengehen festgesetzt, dann auch viel weniger für die Abgabe. Gewiß, man legt ihnen eine empfindliche Einschränkung auf; diese im einzelnen durchzuführen bleibt Sache des Paten. Er achtet, genau wie bei der Nahrungsaufnahme, auf das körperliche Befinden seines Schützlings und läßt

sich davon bei seiner Entscheidung leiten. Immerhin währt der nächtliche Schlaf zu Beginn der *čiŋgaya*-Feier höchstens fünf Stunden, was für Jugendliche offensichtlich zu wenig ist. Sie zu ermuntern, wird ja bewußt angestrebt.

Kaum sind alle Spiele und Tänze am Abend eingestellt, richten sich die Erwachsenen zum Schlafe ein. Erst nach zwei oder drei Stunden erteilt jeder Pate für sich und unabhängig von anderen seinem eigenen Schützling die Erlaubnis, ebenfalls sich umzulegen. Gewöhnlich ist es dann schon Mitternacht. Zwischen fünf und sechs Uhr morgens rüttelt der Pate den müden Schläfer heraus und sagt ihm nur: „Richte dich auf!" Da bleibt ihm nichts anderes übrig, als unbedingt Folge zu leisten. Halb verschlafen hockt er nun auf seinem Platze, bis der Morgen sich aufhellt und das allgemeine Reinemachen in der Großen Hütte beginnt.[779]

Vom alten Pedro erfuhr ich auch, daß ehedem sehr häufig mitten in d Nacht, zuweilen zur Unterbrechung des an sich sehr kurzen Schlafes, d männlichen *ušuɣgla* an den Strand geleitet wurden. Hier mußten sie ein Bad nehmen, einige Zeit im Wasser sich bewegen und dabei, nach dem Beispiel der sie geleitenden Männer, das einförmige Singen in der *čiŋgaya*-Hütte mit vernehmbarer Stimme weiterführen. Der körperlichen Abhärtung diente dieses wiederholte Untertauchen im Wasser; das Singen aber sollte dem *Yetáta* und allen übelgesinnten Geistern, die sich der Großen Hütte nähern, ein Beweis für die ununterbrochene Wachsamkeit der Prüflinge sein. Bei meiner ersten Jugendweihe hat man uns drei *ušuɣgla* zweimal in stockfinsterer Nacht ans Wasser gejagt. Die beiden anderen mußten ihre Kleider ablegen und in der kalten Flut mehrmals untertauchen; mir ersparte man zwar diese Qual, aber zumindest sollte ich sie kennenlernen.

Doch begnügt man sich nicht allein damit, die Zeit für den Schlaf einzuschränken, auch die Körperhaltung währenddessen schreibt man vor. In der Stellung, die der *ušuɣgla* beim Sitzen eingenommen hat, legt er sich auf die Seite, also wieder mit verschränkten Armen und mit angezogenen Beinen. Unter den Kopf, etwa um ihn höher zu lagern, schiebt man nichts. Wegen schwerer Ermattung schläft jeder sofort ein. Unwillkürlich dehnt und reckt sich der Müde, löst die verschränkten Arme und streckt die Beine lang aus. Er stößt unvermeidlich dabei einen Nachbar an; denn der Raum ist sehr eng. Jedenfalls wacht neben ihm ständig einer der Paten, der dem *ušuɣgla* einen empfindlichen Stoß versetzt, daß er wach wird. Sofort muß er seine Gliedmaßen wieder einziehen.

Auf diese wenig freundliche Art wird sein an sich knapp bemessener Schlaf noch das eine und andere Mal peinlich unterbrochen, aber das ist Absicht. Bei meiner ersten Jugendweihe hat mich diese Quälerei fast zur

[779] In neuerer Zeit haben die Yamana auch in der Großen Hütte die Gewohnheit bei, sich morgens zu waschen. Die meisten verwenden Seife, die zu benützen auch den Prüflingen gestattet wird. Fast täglich richten sich alle Hüttenmenschen so ein, daß nach dem Morgengrauen und etwa zur gleichen Zeit das Waschen gemeinschaftlich erfolgt. Das fällt meist mit einem gründlichen Ordnen des Schlaflagers aller Leute zusammen.

Verzweiflung gebracht. Als der alte Alfredo eines Morgens mein verstörtes Wesen bemerkte, sagte er teilnahmslos, doch entschieden nur das eine Wort: „Man muß gelernt haben, auch für den nächtlichen Schlaf mit wenig Raum auszukommen!" Später hörte ich nochmals diese Begründung: „Zuweilen überrascht schlechtes Wetter mehrere Familien, die alle in einer einzigen kleinen Hütte Platz finden müssen. Auch im Kanu müssen bei gefährlicher See alle Insassen eng zusammengepfercht regungslos lange hocken. Dergleichen [Künste] lernen unsere Jugendlichen hier im *čičyax*." Sollte einer von ihnen, wegen Übermüdung, tagsüber einschlafen, wird er sofort stark geschüttelt, daß ihm der Schlaf vergeht. Fast gefühllos benimmt sich jeder Pate in diesen Einschränkungen, die er seinem Schützling auferlegt.

Durch das ununterbrochene Singen während der ganzen Nacht will man nicht nur übelwollende Geister abschrecken; es sollen auch die Leute drüben in den Wohnhütten in dem falschen Glauben erhalten werden, daß niemand in der Großen Hütte schläft, sondern daß alle immer wachsam sind.

4. Körperschmuck: Die Yamana haben allgemein das Bedürfnis, bei gewissen Anlässen ihren Körper zu zieren. Obenan steht die Bemalung, die sich schnell und leicht ausführen läßt. Die *alaxgala* tragen andauernd gewisse Zeichnungen im Gesicht, wodurch sie sich als solche zu erkennen geben. Zumindest zweimal des Tages werden sie ihnen aufgefrischt, weil sie sich unvermeidlich von selber verwischen. Der Pate persönlich trägt sie regelmäßig seinem Schützling auf. Wie sonst üblich, verrührt er in einer Muschelschale oder im linken Handteller das rote oder schwarze Farbpulver mit Tran, Wasser oder Speichel und zeichnet die Mischung als Striche oder Punkte vermittels des kurzen Malstäbchens auf das Gesicht. Oft schmiert er vorher das ganze Gesicht mit weißer Farbe ein; denn auf diesem Untergrunde treten die aufgetragenen Zeichnungen deutlicher hervor.

Dem Prüfling den ganzen Körper zu bemalen ist nicht üblich. Was ihn kennzeichnet sind ein oder zwei oder drei dünne Querstriche, die von den Nasenflügeln oder Mundwinkeln her beiderseitig bis zum Ohrläppchen ziehen. Diese sind rot, nur ganz ausnahmsweise schwarz. Außerdem bevorzugt man für die *alaxgala* feine rote Striche, die vom unteren Augenlide zur Wange hinziehen, seien es deren drei oder sogar bis zu fünfzehn.

Die beiden genannten Grundmuster werden für die Prüflinge am häufigsten angewendet; doch hindert nichts, daß auch die Erwachsenen für sich selber die gleichen Zeichnungen wiederholen (Abb. 84). Insofern sind letztere also nicht ausschließlich den *alaxgala* vorbehalten. Vereinzelt, besonders zu den alltäglichen Tänzen und wenn Besuche erwartet werden, malt man den Prüflingen auch andere Muster ins Gesicht.

Die erwachsenen Teilnehmer sollen ihr *kapaxil*, den schmalen Kopfschmuck, eigentlich ununterbrochen tragen (S. 846); für die Prüflinge ist das eine Pflicht, über die der Pate wacht. Er selber fertigt das *kapaxil* für seinen Schützling an, nimmt es ihm erst unmittelbar vor dem nächtlichen Schlafe vom Kopfe, setzt es ihm morgens wieder auf und rückt es ihm tags-

über nachtmals unrecht. Sorgfältig wird es behütet, keinesfalls darf es auf dem Boden liegengelassen werden. Jeder hängt es über seinem Rücken am

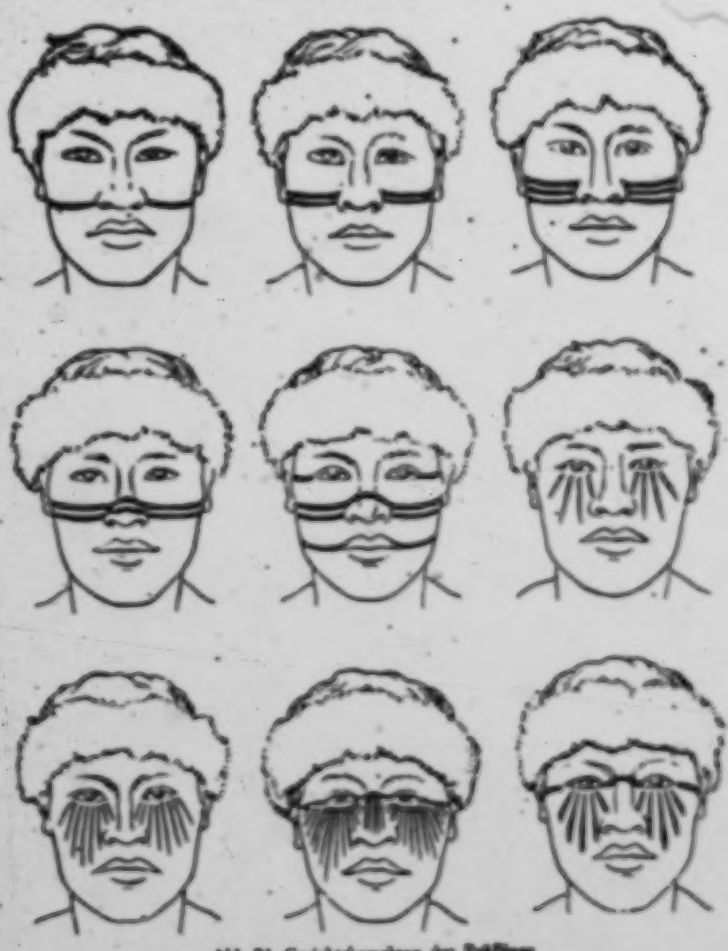


Abb. 84. Gesichtsbemalung der Pubertät

Flechtwerk des Hüttengerüstes auf,[1] wenn er es vom Kopf herunternimmt. Außer dem *kapiyâl* überreicht der Pate seinem Schützling schon gleich zu Anfang den üblichen Tanzstab. Bei den abendlichen Spielen wird er in den Händen gehalten, sonst steckt er aufrecht und fest im Boden (S. 847).

Den beiden letztgenannten Stücken kommt eine schöne **einbildliche Bedeutung** zu. Kurz wurde schon einmal (I.834) erwähnt, daß die *čájpuya*-Hütte nach ursprünglicher Auffassung der Yamana eigentlich ein *aíjin*, eine Felseninsel am Ufer, in die das Meerwasser hineinschlägt, darstellt. Schaumgekrönt sind die tanzenden Wellen. Der weiße, zarte Flaum des *kapapíl* versinnbildet den flüchtigen Schaum *auf* den Wellenkämmen, das *Auf* und *Ab* bei den rollenden Bewegungen mit dem quergehaltenen Tanzstabe soll das schaukelnde Spiel der Wellen andeuten, die sich rollend heben und senken. Weil die Wellen in einem *aíjin* unablässig hinein- und hinaustreiben, tragen die Insassen der *čájpuya* ständig ihr *kapapíl* und schwingen leicht, mehrmals des Tages, unter Tanzbewegungen den Tanzstab.

Schließlich muß hier noch die einzige Art der früher bei diesen Feuerländern üblichen **Tatauierung** erwähnt werden, von der ich allerdings an keinem der heute lebenden Yamana irgendwelche Spur nachweisen konnte. Die Mitteilungen, die mir diesbezüglich gemacht wurden, dürfen als zuverlässig gelten.[**] Bald zu Beginn der langen Verzauberung, nachdem die Prüflinge sich etwas an ihr neues Lebensverhältnisse gewöhnt hatten, gruben bei gutem Wetter in aller Morgenfrühe sämtliche Insassen der Großen Hütte — nur ein Wächter bleibt zurück — an den flachen Strand hinunter. Man wählt eine geschlossene Bucht mit seichtem Meeresboden. Die Männer, welche ganz nackt sind, und die Frauen bilden je eine Gruppe für sich; sie führen in ihrer Mitte die Prüflinge, jene die Knaben und diese die Mädchen. Zunächst treten die Männer, die zuerst ankommen, ins Wasser und bleiben eng beieinander stehen. Die Frauen verteilen sich derart, daß sie einen mehr oder weniger geschlossenen Kreis um die Männer bilden. Nun hüpfen und springen alle, spielen miteinander, bespritzen sich gegenseitig, machen allerlei Körperbewegungen, tauchen die Prüflinge unter und ziehen sie unter dem Wasser her; sie belustigen sich *auf jede* erdenkliche Art mit ihresgleichen, ohne daß der äußere Kreis der Frauen mit der Gruppe der Männer sich mischt. Nach einiger Zeit verlassen sie in dieser Anordnung das Wasser und erst jetzt löst sich der Kreis der Frauen auf, der zumeist dem Männern einen Ausgang öffnet.[***] Worauf rollt der *aíneshkwa* zum Lager hinüber, daß sich groß und

---

[**] Diese Sorgfalt erinnert an die ängstliche Aufmerksamkeit, die alle Schl'uase in ihrer Großen Männerhütte den eigentlichen Riten zuwenden (Bd. I, 917).

[***] Nirkeren Männer und auch Susan Lawrence sprachen von diesem Brauch. Die ohne eindringlichen Angaben hat mir der alte Pedro gemeinsam mit Wenete gemacht. Letzterer ist der älteste aller überlebenden Yamana und obwohl ich ihn sehr genau examinierte, fand ich an ihm nicht den leisesten Anschein einer Tatauierung. Er sagte mir: „Als ich Prüfling in der Großen Hütte war, haben meine Landsleute diese Zeichen ohne eingestellt; denn sie wünschten nicht damit vor die Missionare hintreten zu". Ich vermute, sie wollten es vermeiden, durch die Tatauierung ihre gelernte Jugendsünden, während welcher diese Zeichnung angebracht wird, zu verraten.

[***] Die Einzelheiten konnte ich mich nicht vergewissern, daß dieses Spiel möglicherweise in abgewandelter Form den sogenannten Pfadfindern entspricht, das die Schl'uase an Beginn ihrer Männerhütte von den Augen der Frauen aufführen (Bd. I, 1000).

klein in den Hütten verborgen und seine Blicke im Zaume halten; denn niemand darf die Rückkehr dieser beiden Gruppen behaupten. Diese eilen nun in die Große Hütte wieder zurück.

Hier beginnt sofort die Tätowierung der einzigen beiblichen Gastkinder. Gottes Männer und Frauen schmieren ihnen einen beißen Streifen dicker Schlicke von Ost quer über die Brust und beidseitig über den oberen Abschnitt des Armes weiter auf den Rücken hinüber, daß nur eine handbreite Fläche über der Wirbelsäule frei bleibt. Dieser Farbenstreifen zeigt sich in der Körpermitte leicht gebogen nach unten. Innerhalb seiner Umgrenzung werden 5 bis 8 mm lange, senkrechte roggenähnliche Stichkanäle mit einer scharfen Muschelschale in die Haut geritzt. Auf gewisse Aufforderung darf möglichste Gleichmäßigkeit in den Stichkanälen wird geachtet. Bald nachdem einige kurze Einschnitte ausgeführt sind, verschmiert man dahinein den roten Farbstoff auf der Haut. Dieser Zierat fordert zu seiner Ausführung mehrere Stunden, schmerzt aber nicht. Nach kurzer Zeit sind die sehr flachen Einschnitte wieder verheilt, der Farbstoff aber schimmert als ein leichtblauer Streifen durch die Haut hindurch.

Stichlose trägt man den einzigen dieses Zeichen den ersten Boden an seinem Körper. Meist schon am gleichen Abend, spätestens aber in den nächsten Tagen werden sämtliche Erwachsene des Lagers vor Großen Hütte eingeladen und auf dieses Zeichen an den Prüflingen hingewiesen. Sie staunen es an und freuen sich darüber.

Im Abstand von einigen Tagen ziehen alle Männerkompagnien ein zweites und ein drittes Mal, genau so wie vorher, zum Wasser hinüber zum Bade. Nachher wird jedem Prüflinge eine zweite und eine dritte Reihe kleiner Stichlöcher eingeritzt, genau unter der ersten. Damit hat er das Zeichen dafür, daß Forderungen der Jünger-Vorgeschichtungen genügt zu haben, erlangt; er ist auch das Zeichen seiner Volljährigkeit. Die Indianer wissen, auch ohne Sinn der Tätowierung gefragt, gehen weiter nichts an als daß sie sagen: „Schön sieht es aus!" Zumindest gilt sie ihnen als Beweis dafür, daß einer seine Zeit als einzigste in der Jugendweihe gültigkeitsmäßig abgemacht hat.

Auf diesen früheren Brauch haben sie nicht ganz verzichten, sondern einen kleinen Ersatz durch eine besondere Bemalung geschaffen, die allerdings nur erwachsene Teilnehmer sich anlegen. Sie malen sich den ganzen Oberkörper rot und ziehen einen dreifingerbreiten, weißen Streifen darüber, der rückwärts beiderseits der Wirbelsäule beginnt, über den hinteren Teil der Arme und quer über die Brust verläuft. Man hat mir unentwirrbar versichert, diese Bemalung würde anstatt der früheren Tätowierung aufgetragen. An dem einen oder anderen Tage beweist sich ein Mann auch auf diese Art.

Die früheren Maßnahmen, denen jeder Prüfling der Jünger-Stufe unterworfen wird, sind wirklich dazu angetan, seinen ganzen Körper gründlich zu verändern. Die schwere Ernährung steht nun jedem schon noch drei weitere drei Tage an. Das wird bewußt angeordnet, um will dadurch jeden einzigste gefügig machen und ihn auf die weiteren Ziele der Jünger vorbereiten.

β. Die Belehrungen

Niemals verlieren die Teilnehmer aus dem Auge, daß diese Veranstaltung für die Jugendlichen eine Zeit ernster Erziehung sein soll. Demnach wird der Unterweisung und Belehrung fast täglich die eine und andere Stunde gewidmet. Leider nimmt man es gegenwärtig sogar mit diesem Wesensteile des ganzen *čiɛ́ŋgs* nicht mehr so ernst wie früher. Die alten Leute leben unter dem Eindruck, daß die Jugend von heute sowieso der alten Stammes-Überlieferung längst entfremdet ist und sich nach den Lebensregeln der Europäer einrichtet; deshalb verwenden sie auf die eigentlichen Unterweisungen bei weitem nicht mehr die Zeit und Mühe von ehedem.

Bei meiner ersten Jugendweihe allerdings mußten wir uns regelmäßig zu jedem Abend beim ehrwürdigen Lehrmeister einfinden; denn damals hielt der Leiter ALFREDO auf strenge Ordnung. Während meiner zweiten Jugendweihe hat der alte WAAPA nur bei einer einzigen Gelegenheit alle *alwɔ́ŋgo* zu seinen Füßen sitzen gehabt und dabei nur einen sehr bescheidenen Teil vom Reichtum der früheren Ermahnungen vortragen können. Manche ehrlich denkenden Yamana bedauern diesen Verfall aufs tiefste. In ihrem eigenen Innern aber tragen sie, von verläßlichem Gedächtnis treu gehütet, noch alles das, was ihnen einst an Lebensregeln geboten worden und was heute noch ihnen Rückgrat für eine mustergültige Lebensführung ist.

1. Der Lehrmeister: Die Bemühungen der Alten um die Jugendlichen zielen darauf hin, aus ihnen sittlich gute Menschen zu machen, die nicht nur in allen Handfertigkeiten tüchtig und in Erfüllung ihres Tagewerkes treu sind, sondern die aus innerster Überzeugung und aus Gewissenspflicht richtig handeln. Unsere Feuerländer besitzen auch ihr eigenes bestimmtes, scharf umgrenztes Erziehungsideal. Dieses schwebt sowohl den Jugendbildnern in der elterlichen Hütte wie auch denen in der *čiɛ́ŋgs*-Hütte ständig vor. Die Grundgedanken muten so naturhaft und wohltuend an, daß man meinen möchte, sie sind unserem europäischen Vorstellungskreise entnommen. Das erzieherische Bestreben wird in das eine Wort zusammengefaßt: „Jeder muß ein guter und brauchbarer Yamana werden!"[*] Auf dieses Ziel steuern die Erwachsenen geradewegs und mit unerbittlicher Strenge los, wenden die verschiedensten Mittel an und mühen sich mit zäher Ausdauer.

In der *čiɛ́ŋgs*-Hütte werden den Prüflingen jene allgemeinen Lebensregeln vorgetragen, die bei den Yamana in Geltung stehen und die ihr öffentliches wie persönliches Leben beherrschen. Viele davon sind den *alwɔ́ŋgo* schon früh in der elterlichen Hütte bekannt geworden; nun aber werden sie ihnen als ein geschlossenes, zusammenhängendes Gefüge von Einzelbe-

[*] Ausdrücklich sei hier betont, daß diese Wendung wörtlich wiedergegeben ist. Sie stimmt genau mit dem überein, was den Selk'nam als Erziehungsideal vorschwebt und das sie in die gleichen Worte kleiden (Bd. I, 1930). Die völlige Gleichartigkeit beider Stämme in dieser bedeutsamen Sache wird nicht überraschen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die gesellschaftliche Ordnung hier wie dort eine und dieselbe ist, wenn der bei den Selk'nam in gewissen Belangen sich stärker auswirkende mutterrechtliche Einfluß.

stimmungen vorgehalten. Letztere dienen als Genuß der einen großen Aufgabe, aus jedem Jugendlichen ein gutes und brauchbares Mitglied der Gemeinschaft zu machen. Diese kann nur bestehen — darüber sind sich unsere Feuerländer einig —, wenn jeder Einzelne sich dem einheitlichen Ordnungsplane einfügt, in geschlossener Verbundenheit mit seinen Landsleuten sich betätigt und durch persönliche Fehler das Gemeinschaftsleben nicht stört. Zu den Erziehungserfordernissen gehört also eine weitgehende gleichförmige Gestaltung der Jugendlichen. Diesem Ziele dienen die gemeinschaftlichen Unterweisungen. Tatsächlich werden alle Jugendlichen, ohne Unterschied ihres Geschlechtes und sonstwoher, früher oder später, an dieser langwierigen Veranstaltung verpflichtet. Dabei wird einem jeden das einheitliche Gepräge mitgegeben, das ein Erzeugnis der vorausgegangenen Geschlechter ist, dabei werden sie auf die Lebensregeln und Umgangsformen verpflichtet, die bisher das Stammesleben gestützt und die ein ruhiges Gemeinschaftsleben sichergestellt haben. Vornehmlich zum brauchbaren, wertvollen Stammesmitglied soll ja der einzelne erzogen werden.

Die Unterweisungen ergehen nicht an ihn allein, sondern an die ganze Gruppe der Prüflinge gleichzeitig. Als Lehrmeister betätigt sich ein hochbejahrter Mann, meist ein ehrwürdiger Greis, entweder aus eigenem Antrieb oder auf Einladung des Leiters und Vorstehers. Zuweilen versieht einer der beiden Letztgenannten dieses Dienst, je nachdem die Umstände dazu drängen. Immer aber ist dieser Lehrmeister, genannt alangla hinâna, eine achtbare, ehrfurchtgebietende Persönlichkeit, von tadellosem Charakter und sittenreinem Wandel, von geistiger Überlegenheit und anerkannter Rechtschaffenheit, gut bewandert im Stammesrecht und vorbildlich in höherer Mannestat. Nur wer selber sich mancher guten Eigenschaften mit offenem Freimut vor anderen rühmen kann, wagt es, vor die heranreifende Jugend als Lehrmeister hinzutreten; er braucht nicht zu fürchten, sich selber Lügen zu strafen durch Ermahnungen, die er an jene richtet. Um so nachhaltiger wirken letztere auf die alangla, weil ein solcher Lehrmeister als Verkörperung der geltenden Forderungen vor ihnen steht.

Mit tiefstem Ernst und von innerster Überzeugung erflehen seine Worte. Durch lange Geistessammlung bereitet er sich auf seine Ansprache vor und in besinnlichem Nachdenken legt er sich an diesem und jenem Nachmittag die Lehren zurecht, die er vermutungen sich angeregt fühlt. Wenn die Handarbeiten beendet wurden und alle Teilnehmer bei schweigsamem Harren auf ihrem Platze auch innerlich zur Ruhe gekommen sind, wenn die Nacht ihren schwarzen Schleier über die Natur gelegt hat und rundherum Totenstille herrscht, gibt der Lehrmeister ein Zeichen. Die Prüflinge erheben sich von ihrem Platze und hocken sich im Halbkreise vor ihm nieder. In ernster Haltung und mit gespannter Aufmerksamkeit nehmen sie seine Worte entgegen. Er spricht mit der milden Aufrichtigkeit und mit der fühlbaren Wärme eines wohlmeinenden Ratgebers, aus väterlicher Besorgnis für das spätere Wohl des einzelnen und für die Zukunft des ganzen Stammes. Während seine

schlichten Aufführungen erfleben, lauschen totenstill ehrfürchtig Anwesenden seiner leisen, tieferregten Stimme und jedes Wort wird zur Gewissenserforschung auch für die Erwachsenen. Wie der letzte Wille eines Mannes, der bereits im Lebensabende steht und auf ein pflichttreues Lebenswerk zurückschaut, klingt sein Zureden und Warnen an die Jüngeren und die Älteren.

Solche Ansprachen waren die weihevollsten Stunden, die ich jeden Abend bei meiner ersten Jugendweihe erlebt habe. Gewiß, sie wurden auch jedem jugendlichen obegàla zu einem Erlebnis, das er bis ins höchste Alter nicht mehr vergißt. Was in solch stimmungsreicher Stunde als bester Geistesgut aus Seele und Herz des Lehrmeisters in ihre Seele hinüberfließt, hüten sie wie letztes als kostbarstes Schatz. In tiefstempfundener Vollständigkeit und mit ungetrübter Frische wußten einzelne Erwachsene jener Lehren zu wiederholen, die vor Jahresfrist ihnen als obegàla vorgetragen worden waren. Wieder erweisen sich diese Feuerländer als ausgezeichnete Kenner der jugendlichen Seele und als vorzügliche Erzieher.

Zwei- bis dreimal die Woche hat ehedem der Lehrmeister seine Ansprache an die obegàla gerichtet und zwar nie länger als eine Stunde, obwohl er langsam redet und sich oft wiederholt. „Da viel reden ermüdet die Prüflinge!" sagte mir diesbezüglich der alte Asenno. Er hat sich bei meiner ersten Jugendweihe mit dem ehrwürdigen Wesen abgewechselt, so daß wir an jedem Abend von diesem oder jenem die Unterweisungen erhielten. Nachher sagte er mir: „Kurz war während diesmal das *tèfyaga*; deshalb mußten wir euch obegàla allabendlich zur Belehrung versammeln, um euch alles zu sagen."[*] Früher ließ man einen Tag dazwischen frei.[**] Die obegàla sollen eben gründlich das überdenken, was ihnen [vom Lehrmeister] vorgetragen wird!" Hat dieser nämlich seine Ansprache beendet, kehren die Prüflinge an ihren Platz zurück und hocken dort noch lange Stunden nachdenklich, ehe sie sich zum nächtlichen Schlafe niederlegen dürfen. Auch die Erwachsenen überlassen sich erneuter Geistessammlung; denn Tänze oder Spiele finden nachher nicht mehr statt.

In den gemeinschaftlichen Unterweisungen werden den Prüflingen selbstverständlich all jene Lebensregeln gelehrt, die allgemeinverpflichtend sind. Damit begnügt man sich im *tèfyaga* um so weniger, als manche Teilnehmer längst Untugenden und Ungenauigkeiten, Schwächen und Fehler an dem einen und anderen Prüfling wahrgenommen haben und mit Ärger duldet mußten. Jetzt aber setzt eine streng persönliche Beeinflussung ein, es beginnt eine individuelle Behandlung. Die nächsten Verwandten übernehmen diese gewiß nicht leichte Aufgabe. So hockt sich bald dieser und bald jener neben den Prüfling, je nachdem sie sich angeregt fühlen oder auf Grund von Beobachtungen, die sie am Tage selber gemacht haben. Jeder

[*] Er wollte sich dritte verschiedentlich, daß er und Wasem von jedem Abend in Ansprache nehmen. Das war gegen die früheren Gewohnheit, die auch Zeit zum Nachdenken gelassen hatte.

[**] Das will besagen, zwei oder drei Ansprachen des Lehrmeisters verteilten sich mit Unterbrechungen auf etwa eine Woche.

beginnt mit eindringlichem Zureden, ihgl. Warnungen ein und spart nicht mit Drohungen. Sinnfällig und greifbar werden dem abwägig Fehler und Schwächen vorgeführt, die mit diesen und jenen Nahrungsmitteln zu tun verbunden sind. Trägheit und Schwerfälligkeit, Unlust zur Arbeit und verdrossenes Wesen, Unverträglichkeit und Zanksucht, diebische Neigung und Lügenhaftigkeit, hoffnungslose Dummheit beim Essen und verletztes Gebaren, lockere Sitten der Unterhaltung der Erwachsenen und spöttische Reden über hochbejahrte Leute: alles wird unermüdlich mit Namen genannt und ernstlich gerügt. Wer von den Alten dieses und jenes bereits früher beanstandet hatte, ohne Erfolg zu sehen, verschärft hier seine Ermahnung. Um sein Ziele zu gelangen, verbindet sich auch der eine mit dem anderen und gemeinsam wirken diese Erwachsenen auf den abwägig ein.

Wenn irgendwie tunlich, werden die gemeinsamen Mahlzeiten am Feuer Vielfach entstehen sie schon dann Essen und sagen: „Du sollst kommen, auf allen Übermaß zu vermeiden!“ Wer schwerfällig ist, wird häufig zu leichten Arbeiten aufgefordert; Trägheit sucht man durch besonders schwere Aufträge zu bekämpfen. Die Alten bemühen sich, durch diese und andere wirksame Mittel die Untugenden und Fehler auszurotten. Grundsätzlich setzen sie jedem abwägig an, der als störrisch und eigensinnig gilt.

Den schwersten Stand, den manches abwägig dabei hat, erkennt man daraus, daß es endlich *jedem Erwachsenen* freisteht, an ihm zu rügen und an ihm zu verbessern, was nach seinem Ermessen notwendig ist. Manches Verwandte und Freund hatte sich vielleicht früher zurückhalten von den Dummheiten, von den Mädchen bemüht, sein Einfluß war dennoch wohl nur von kurzer Dauer; hier aber ist der Prüfling dem Erwachsenen auf längere Zeit gänzlich ausgeliefert. Er benutzt diese Gelegenheit auch bester, denn sie ist voraussagen die letzte. Nach seiner Jugendzeit verkehrt sich jeder Prüfling schon mehr oder weniger zu den Erwachsenen. Den Mitteln wird dem abwägig mit aller Deutlichkeit erklärt: „Du bist nun alt genug, bisher haben deine Väter und deine Mutter die Nahrung besorgt, für dich einen Platz in der Hütte eingerichtet und dir zu essen gegeben. Sie [deine Eltern] haben sich durch viele Jahre genug um dich bemüht, länger darfst du ihnen nicht zur Last fallen. Suche dir bald den Lebensgefährten und bereite [in eigener Wohnhütte] für dich!“[*]

---

[*] Wie genau sie es auch mit diesen Ermahnungen nehmen, die auf eine lästige Weise kommen, habe ich gewissenhaft an mir erfahren müssen. Bei meinem zweiten Besuch hatte ich den Yamana verschiedene Photographien vorgelegt und einer jede Person als Ingenieur verwandt mit mir bezeichnet. Ich sagte dann: „Das ist meine Mutter, mein Großvater, mein Onkel väterlicherseits, usw.“ Dadurch wollte ich die verwandtschaftlichen Beziehungen erfahren. Die Jungens merkt einigen Zeit: „Bringst du uns nicht auch ein Bild von deiner Frau?“ Als ich dieses verneinte, ich wäre noch nicht verheiratet, [ganz zu deren aufrichtiger Verdruß einer Person in meinem Zelten auch lästig sein. Nach Abschluß meiner ersten Jugendzeit wollte ich jenen Jungen wieder mit der alten Ausrede, der Letzte [zum] Verlegenheit: „Viel Gutes haben wir dich in den Großen Hütte gelehrt, nun suchen dich dennoch eine! Wenn du wieder zu deinen Leuten kommen, vergiß nicht, die ein Mädchen zur Ehe zu nehmen!“

Alle, die sich gelegentlich und selbstverständlich hier im Anfange von einem Prüfling bewähren, sind von den besten Absichten für sein persönliches Wohl und für die Volksgemeinschaft beseelt. Wie oft sie ihre Unterweisungen halten und wie lange sie einen jeden unterrichten, läßt sich z. B. Zahlen nicht bestimmen; das hängt von dem jeweiligen Unterhalten ben. Verantwortlichkeit ab. Aber diese wenig individuelle Betrachtung bildet einen wichtigen Teil des gemeinen Erziehungsprogrammes.

3. Inhalt der Belehrungen: Leider bin ich nicht in der Lage, den bestimmten Wortlaut jener Ansprüche wiederzugeben, die bei meiner ersten Jugendweihe jedem Teilnehmer alsbald persönlich von dem und jenem Erwachsenen wiederholt eingeprägt worden sind. Manches Wertvolle von der Erziehungsarbeit und Lebensgestaltung jener edelsten Menschen auf Freesland entgeht uns somit. Einen Einzelnen dafür hinten jene Ansprüche, die im Wortlaut einige Erwachsene von ihren Jugendweihen her so wiederholten konnten waren. Eine eine wie die anderen haben verschiedene, daß diese Sätze nur einen Teil dessen ausmachen, was sie als wichtigste erfahren haben.[**] Jede Belehrung dient dem einen bestimmt erfahrenen Ziele, aus dem Prüfling „einen guten und brauchbaren Menschen" zu machen.

Auf meiner Bitten wiederholten meiner Paten jene Ansprüche, die sie als wichtigste aus dem Jahre 1907, also vor etwa 25 Jahren erfahren hatten. Ohne die Sätze auszuschreiben, lasse ich sie hier folgen, wie sie mir von der ausgetragen worden sind:

Ich weiß den Satz nicht ganz wörtlich zu setzen, verschiedene ich ausgesetzt. „Ehre auch ich mich auch meine Mutter einschätzen und mich auch halt auch einen Frau anvertrauen?" In den folgenden Jahren habe ich auf diesen, was verschiedene gar nicht einen gegeben Ausgenommen ganz und gar vergessen.

Über auf der ersten Feier (2. 1907) sah ich Ausnahme wieder. Einen Tages erhielt ich im Kreise einiger Bilderer viele Photographien, die ich im Jahre meiner gemeinsamen hatte, herum und gab diese einige Erklärungen. Auch die Tanten bekamen sich. Eine Schlaf wandte sich Tanten an mich mit den bezeichnenden Worten: „Ehre du nun nicht auch ein Bild von deiner jungen Frau aufgehoben?" Auf diese Frage war ich nicht gefaßt. Der Ehe schwebte mir wenig in den Augen und ich verwandte halb verlegen: „Ich ja nun: ich habe ganz darauf vergessen, mich zu verheiraten!" Die weißen Tage des ganzen Ehen verschwinden sich plötzlich und auch einen besonders, nun gewöhnlichen Frauen, wollen es mich zu verwirklichen. Tanten war den Ausnahmen blieb: „Du kannst mir doch in der Ernste Ehre vertrauen können, haben die ganze Belehrungen gegeben und die Lehrerinnen dich nicht darauf?" — Was beschäftigt die denn die Jahrung?" Ich verwidere: „Meine Frauen?" Er: „Frau von erhältst du deine Kleidung?" Ich: „Von meinen Eltern." Er: „Wo wohnst du?" Ich: „Bei meinen Eltern." Da fährt er mit einschmeichelnder Erwachsung fort: „Schätzen dankt du lange Jahre ohne schützen deiner Eltern für dich und auch unsere Güte da dann nur Lust für deinen wohlbehalten genug für dich genug! — Ehe es dann gar keine Gelegenheit hat mehr, daß dich gern hat und dich betreuen möchten?" Jetzt beschämt wollte ich mich und hat verwirrte ich dem wohlbewandten Alten: „Wenn ich darauf heiratsmann, da werde ich natürlich auch schon rechtzeitig und werde dich eine mit meinen Eltern!" Auch diesen Worten beruhigen es sich, alle Ausnahmen hatten für ihn, gegen mich, Partei ergriffen.

[**] Durch viele Fest, daß diese und jene Lehrerinnen verbrannt, und den gleichen Worten an verschiedenen Tagen diese verschieden wurden ist. Grundsatz ist es jenen Ansprüchen nicht die Wesentlichen verbunden.

„Du wirst dich bald verheiraten und hast dann deinen Mann; streite nie mit ihm. Wenn andere Frauen über dich unfreundlich reden, wenn sie sich mit dir zanken wollen, schweige still und rede nicht mit; das würde doch nur zu Streit führen. Handle ruhig deiner Arbeit weiter, daß die anderen dich nicht erst ärgern. Schließlich werden sie sagen müssen: Das ist doch eine fleißige und ruhige Frau!

Schleicht dein Mann des Nachts vom seinem Lager heimlich fort,[*] weil er glaubt, du schläfst, sage nichts und laß ihn gehen.

Andere Frauen dürfen da den Teichwasser nicht wegnehmen; das mußt du ihr schon selber holen.

Sieht morgens wenig und, selbst wenn mehrere Männer in der Hütte sind, mußt du immer wenig anziehen.[**]

Hält sich ein Gemahl sehr lange in deiner Hütte auf, bevorab nicht willkommig, daß er gar nicht gehen will.

Ist dein Vater besorgt gewesen und du siehst einen älteren Mann, der etwas bevorzugt, so gib ihm, was ihm fehlt. Sage nicht: ‚Jener Mann geht mich nichts an, er ist nicht mein Vater.'

Bekommst du Kinder, lasse dich über jedes einzeln. Bringe nicht etwa einen um, auch schlage es keinesfalls. Pflege alle gut und habe sie gern. Die anderen Leute werden dann bisweil von dir sagen: ‚Jene dort ist eine gute Mutter, sie liebt ihre Kinder sehr!'

Findest du alte Frauen in deiner Hütte ein, die schwächlich und sehr gebrechlich sind, wende nicht unwillig und jage sie nicht hinaus. Empfange sie freundlich. Sage ihnen ‚Setzt euch hier zum Feuer. Gleich werde ich euch etwas zu essen bringen!' Gehe (später), was du hast, und bitte sie ihnen an. Dann die Früchte oder Muschelte genommen, lade andere Leute ein und laß sie an dem vollschmaus, was du eingesammelt hast.

Wenn andere Frauen verwundlich beisammen und sprechen sie über allerlei Dinge, bringe du nicht mit Klatschereien an und erzähle nichts Ungünstiges über andere Frauen.

Sollte sich dein Mann mit anderen Frauen abgeben und du merkst das, verhalte dich still und sage nichts.

Zanke dich mit deinem Manne nicht wegen jeder Kleinigkeit herum, sonst wird er mißmutig und unzufrieden. Hat sich dein Mann wirklich einmal geirrt, so denke du nicht gleich aufzubrausen und viel Aufhebens darum machen: es wird gelegentlich seinen Irrtum selbst einsehen.

Laß nicht nach, deinen Mann wirklich zu lieben und für ihn alle Arbeiten bereitwillig zu verrichten; dann wird auch er dich gern haben und er wird gleichfalls für dich gut sorgen.

Ist deine Familie [aus der du stammst] groß, werden übrigens deine Brüder

---

[*] Gemeint ist, daß er eine andere Frau zu unerlaubtem Verkehr aufsucht.

[**] Die oft knappen Kleidchen pflegen sich die Männer etwas mehr Hohe zu bringen, weil sie eine schönere Aussicht vor sich haben oder weil sie von einer vorübergehenden Lust auch sehr erregbar sind. Das dürfen die nicht zum Vorwand deiner eigenen Trägheit nehmen.

und Onkel von den Leuten sehr geschätzt, weil sie tüchtig sind, so prahle damit nicht und rühme dich deswegen nicht übermäßig; denn andere würden, das übel aufnehmen.
Willst du mit deinem Manne in Frieden leben und mit ihm glücklich sein, darfst du nicht fortwährend zanken. Halte dich still, wenn er anderer Meinung ist als du; später wird er seinen Irrtum doch wohl einsehen.
Sei auf der Hut vor Wanginéjaru, verliere ihn nie aus dem Gedächtnis. Wenn du schwerfällig, saumselig wirst und träge deine Arbeiten vernachlässigst, wenn du morgens nicht zeitig aufstehst, wird er dich anschauen; dann ist es bald aus mit dir.“* Vergiß auch nicht, was die alteyáyo hier in der ʔáʔpaya-Hütte oft zu Mangen gesagt haben, wenn sie zeitig aufgestanden waren und hinausstraten: ‚Ádja yéwen alteyáyo /kípa/ hák, oshí!‘** So hat es eben der okéʔis** auch gemacht.
Siehst du jenen Vogel dort, der ganz allein nur für sich ist, getrennt von den anderen! So wird es auch dir ergehen, wenn du all diese Anweisungen nicht beachtest: Du wirst dich langsam von den anderen absondern und schließlich allein stehen, dann wirst du dich nicht mehr wohl fühlen, wirst schwach und krank werden und frühzeitig sterben. Bevor auch die Sonne aufgeht, erhebe dich munter von deinem Schlaflager.
Oft hat uns der Lehrmeister wiederholt: Wenn du dich um diese Anweisungen nicht kümmerst und sie vernachlässigst, wirst du später wenig Kinder bekommen und auch diese werden/ die bald sterben. Vergiß diese meine Ratschläge und Lehren nie!“
Aus ihrer alteyáyo-Zeit hatte sich Nelly Lawrence folgende Sätze gut gemerkt, die sie bereitwillig wiederholte:
„Du wirst dich wohl bald verheiraten und die deine eigene Hütte bauen. Kommt gelegentlich jemand zu dir [auf Besuch] und nimmt er sich von den Muscheln oder Kochern oder Pfeifen, die gerade am Feuer lagern, so zeige dich deswegen nicht empfindlich. Forme dich einfache; denn es ist eine Ehre für dich, daß ein Fremder zu deiner Hütte kommt und bei dir ißt.
Bist du verheiratet, so hüte dich sehr, mit deinem Manne zu zanken und zu streiten.

* Eine weitere meiner aufgezeichneten ähnlichen Warnung lautet, genau wie diese: Der Sturm Wanginéjaru wird unverhofft sein Auge auf dich richten und einen verantwortungsvollen Tod über dich verhängen. — In einem späteren Abschnitt sollen solche Warnungen genauer erklärt werden.

** Die Indianer: Wahlen, wie sind jetzt Prüflinge, erklärt!

** Yaruna ausgelassener, der ausgelassenste Sturm. Der Sturm auf der Stumpf hat folgendes Ende: Einst ist dieser Vogel auch Prüfling in der Jugendschule gewesen, wie es gewesen hat, so jedem Mangen streng aufzumerken. Diese ganze Gewohnheit hilft es so sehr bei, daß er für alle späteren Zeiten bis zur Gegenwart den Prüflingen ein gutes Beispiel ist. Seitdem ruft der Sturm jedem Langschläfer und Faulpelz, sobald sie ihn erblicken, mit seinem "wan, wan" zu, als wollte er sagen: „Du wirst bald sterben!“ Stammelt auch jeder Prüfling den Sturm im Schlafe gewahrnehmen und zu Mangen, wenn er sie erblickte, ebenfalls die entsprechenden "wan, wan", um auf sie den: „Du wirst bald sterben!“ abzuwehren. Gleichzeitig soll der Prüfling geschickt und geschwindest seinen Kochgerät oder Zweig verbrennen, damit der Sturm sich von seinem Augenschein und seinem Fluch abwendet.

Sei du ihm treu. Selbst er sich vergessen und sich mit einem anderen Weibe abgeben, dulde [dein Leid] still. Aber meine nicht, daß auch du jetzt an einem anderen Manne heimlich gehen dürfest; denn du bist Weib. Dein Mann wird es schon merken, daß du ihm die Treue brechest; er wird sich über dich ärgern und wird bald wieder von jenem anderen Weibe abkommen.
Findest du einen Hund [der sich verirrt hat], nimm ihn in dein Haus und führe ihn zu seinem Herrn. Jener Mann merkt ihn wiedersieht. Bringst du ihm den Hund zurück, wird er sich freuen und sehr zufrieden sein. Den anderen Leuten wird er von dir sagen: ‚Jene dort ist eine gute Frau!‘
Nimm anderen Leuten niemals etwas weg. Denn wer stiehlt, ist bei niemandem beliebt und alle Leute verachten ihn nur.
Beginne dein Tagewerk in aller Morgenfrühe. Warmgekleidet schaust jeden Feuerholz an. Warmgekleidet wird [nur Stroh] dich bald [= rasselig] machen, wenn du eine faule Langschläferin bist.
Sei stets willig, Wasser und Holz herbeizuholen und für das Feuer zu sorgen. Habe auch ein offenes Auge dafür, bejahrten Männern und Frauen zu Diensten zu sein, wenn ihnen etwas mangelt.
Schmücke nicht wegen jeder Kleinigkeit laut auf.
Trage nicht weiter all das weiter, was du über anderes gehört hast; denn dadurch könntest du leicht Streit und Unfrieden anrichten.
Gehst du deinen Wegen einher, schau nicht vornehmlich überall herum; sondern richte deine Augen gerade vor dich auf den Boden und halte den Kopf ein wenig gesenkt.
Noch gar vieles anderes hat man mir im Ajiyapa anvertraut. Damals war zufällig mein eigener Vater der Vaterbruder. Ich habe ihm ausführlich verschiedene All deine Anweisungen werde ich genau einhalten? Diese und die anderen Ermahnungen habe ich treu befolgt. So wollen es unsere Vorväter.“

Auch Gautama wiederholte die Lehren und Ratschläge, die er anläßlich seiner ersten Jugendweihe im Jahre 1996 erhalten hatte:
„Meine alten ehrwürdigen Lehrmeister [Lehrerinnen] und auch mein Vater von damals sind beide schon tot.
Als Verächter wieder fortgegangen war,[1] nahm man den Fußlatsch weg, mit dem man mir mein Gesicht rechter rechtzeitig hatte.[2] Sogleich stellte sich mein Vater vor mich hin und schaute mich ernst an. Ich stimmte vor Angst. Er sagte: ‚Nun will ich dir sagen, wie du hier in dieser Großen Hütte sitzen sollst! Deine Augen seien immer auf den Boden gerichtet und zwar auf die Stelle, wo meine Füße ruhen.[3] Verhalte so, wie du jetzt hier hockst,

---

[1] Vorhaben heißt wörtlich: wenngegangen kamen, sinnbildlich auch Entfernung des Gastes in der Großen Hütte. Vgl. die Beschreibung dieses Ereignisses auf S. 871.

[2] Es handelte sich auf Lebenszeit Großmutterlich, dem Gott in der Großen Hütte zusammenhaltenden Pfeilring über den gesamten Kopf gezogen wird, hebt man selbstverständlich den Ringrand mit dem "Hohen Gesicht" zuvorderst leicht ganz auf, sondern nur ein wenig, damit der Pfeilring Gelegenheit die Gesicht des "Hohen Gesichtes" gehe.

[3] Das ist wesentlicher von den wenngenehmigenen Gründen des beschriebenen Pfeilringe.

und halte die Arme vor der Brust gekreuzt. Nicht hin- und herwenden. Lehne dich nicht auf die Seite. Bleibe still und regungslos stehen. Deine Augen nicht durch die ganze Stube schweifen lassen; schaue auch nicht zum Eingange hin, wenn jemand eintritt. Halte deine ausgeleerten Augen im Zimmer und bleibe still stehen!

Sogleich bemühte sich der Pater seinen stets und fragte: ‚Hast du denn die gesehen, der man dem Priester herausgegangen ist?' Ich antwortete: ‚Ja!' Er fuhr fort: ‚Weißt du auch, wer es gewesen ist?' Ganz leise und sehr sagte erwiderte ich: ‚Der kam aus der Stube heraus!' Darauf versicherte er: ‚Es gewiß, das war Verzicht, der draußen in der Stube lebt. Der kann hinaus! Wissen Leben mich große Augen.'[**]

Nach einiger Zeit fragte mein Pater abermals: ‚Glaubst du, jener war wirklich der Verzicht?' Ganz gedankenlos erwiderte ich: ‚Ja!' Da bedachte er sich wenig und sagte: ‚Ich schaue hin es gewesen! Ich habe mich genau so aufgeführt, wie es der Verzicht machte, der draußen in der Stube lebt. Hätte dich nur dann! Es scheint schwer darauf, ob du genau all das einhältest, was dir hier aufgetragen wird. Aber nicht allein, was in diesem Gruben Hütte vor sich geht, ist Täuschung! .... Schnöden blieb mein Pater einmalig an meinem Leben.

Nach einiger Zeit kommen es mir abermals: ‚Achtest auf alle Bestimmungen, die für diese Grube Hütte gelten, befolge jede Weisung genau! Du kannst beobachtet, wie jeder Ausweichs schwierigen und regungslos stehst, als Verzicht auftrat. Hüte dich keiner Widerrede aufmerksam! Die sämtliche hörte still an, was Ihnen aufgetragen wird, der hörten willigen Gehorsam jedem Befehle. Sehen nicht überall hinaus. Bleibe regungslos stehen, ohne dich zu drehen und zu wenden. Ich, dein Pater, beobachte dich genau! So [in der Haltung], wie du gut dastehst, verbleibe; es geht nicht an, die Haltung wiederholt zu wechseln, wie deine und Arme zusammenlegen. Halte die Arme [vor der Brust] gekreuzt und die Beine zusammengeschlagen!'[**] Bewegt sich ein sämtliche unruhig, sagt dann mein Pater empfindlich: ‚Wie, du willst nicht folgsbleiben? Wer die Bestimmungen nicht einhält, wird später eine schlechtere Wohnung erhalten. Also verhalte dich regungslos!

Später mahnte mich der Pater: ‚Vergiß nie die Unterweisungen, die du bald [vom sämtliche hörtest] hören wirst. Wer sie sich gut eingeprägt und vor Augen sich eingeführt, wird ein guter Mensch werden. Spricht in den Wohnhütten nicht über das, was hier vor sich geht. Das alles ist sehr ernst und geheimnisvoll. Besonders meide die dortigen schwatzigen. Du aber denke darüber still für dich nach. Vieles Reden über diese Dinge hier verwandelt die eines verwirrigen Tod. Wisse, nicht allein ist Täuschung, was in diesem Hause sich

[**] Bis dieser schönen Belehrung will es dem Frühling glauben machen, jene Erscheinung wäre wirklich der, welcher den Stab verwiesen. Dadurch begünstigt er, den großen Engel anzugreifen. Nur es war Bild gewesen, blieb es unbeschädigt dem Frühling über den Verbrecher sich.

[**] Es belage also auch und auch den Frühling in die genaue Beobachtung, die vorgeschrieben ist (S. 266).

Gabriel Danton an den, der hier warten in den Saal wollen, Ohne die Sie die Bauern, Bürger ohne dich und Landsleute dich gewann. Sei ohne auf den Bau!"

Am anderen Tage gingen alle einzeln in den Wald, jeder war von seinem Platze begleitet. Der zweitige sagte sehr: „Wir sind jetzt im Walde. Da wollt nicht warten, denn Schlaue hier sind Bäte! Nein, das sind andere Leute, die bei jener großen Versammlung vor langer Zeit an Odysseus gewandt sind, welchen wollen sie hier?" Sie alle waren dann Tier und Leuten. Einem sagte jenen: Ich bin ein einzigkeit! Das war ich, ich wollte nicht vor diesen sind vor jenen Bauen hin sind sagte dann: „Ich bin ein einzigkeit!" Die anderen Tiere wollten wandern an gewann an. Einmal sagte sein weiß Pferd: „Wenn du vom Traumbaum in den Wald gewandelt wirst, am Ende zu laufen, an schnöde Hoffnung. Falle du dich selbst einbeweinen, die Bauern und Pfeil wanderte, bei dir an waren, wären. Diese Leute hier [die Schlauen] landwirtlose dich gerne! Sahen da die Odysseusbaum, die die zusammengewandte hast, nicht gut aufmerken, sind der Bauten[1] wieder einzelnen. Folgen diese Bäcker um, einmal da ins Leben an Glück laufen; denn diese Leute hier wären allen!"[2]

Wandert du dich weiblich am Großen Bäten, laufe nicht lange und spare durch den Wald. Spiele auch nicht schwierig mit anderen einzigkeit, springe nicht überwältig über die Baumstämme hinweg, wandere besonders über ernste, ruhige Bahnung und nimm einen gewalten Weg. Sollen wieder auch wieder auch auch laufen. Pfären dich besser wahrscheinlich auf!" So sagte weiß Pfärd.

Gingen Mütter Lebewesen wie in die Höhlen-Bäten wandert, den anderen Pferd, setzte sich [illegible] Wesen zum einzigkeit an sich. Wie weniges war [im Kollektiven] war dies auf den Bauten standen. Folgenschwerpflege wollen es nun an.

Was das hier wohl weiß hier, wollte die besseren Abenteuern. Vorgeht es ein Bekannten an [vorgeschrieben]. Sie wurde weiß spezielle Bauten einmalig in den Waldschlössen, wenn wollt wurde schweren Deutsch. Ein einzigkeit, den spielten allen wandernden, einst Geld wandern.

Einmal großen Bauten den alten Leuten. Und weiteren von Bauen bei wenigen, wollten auch will weiß wollte auch wieder in diesen Bücher ein. Bringen was wurde lange wahrscheinlich den Bauten, was es in begeisterten Bäten anderen abgeschwollen hat.

Bäten die neuen Bauherrlichen Bäten gewandten, bewahren an wirkte, was dich den Bäten weiß anderen wandelnden, denen den schnöde bösen Bäten. Pfärben allen

---

[1] Es spielt auf die große Geschäftsgewalte an, in der die Entstehung des Odysseus erzählt wird. Vgl. Gesänge [illegible] und andere wenn den Wandten diesen Bücher im Abenteuer. Die Übersetzer.

[2] Es erzählen an die Grundsätze der Tiermen, jene Odysseusbaum und Gefangen, die einen im Walde zusammengebauen hat, gegen einen großen Baum aufzuschreiben wenn bäumen. Die wahrscheinlich Gründe dabei an, den Bäcken wurde auf dem durchsichtigen Gefährten zu bäumen, wandern auf einem bösen Pferde durch Lieferung einen zu wandern. (S. 870).

[3] Das will bringen. „Die wandern sich nicht für die Fortschrittlichkeiten und Bäckenschwierigkeiten, mit den die sie wenn den Gesetz des Odysseus behandelt hast?" Also auch diesen Bäumen diese einen Bauwerg an die Pfärben, sich einmalig gehen zu bauen, die schon zu schwierigkeiten, wandern gegen alle Freundschaften verschieden.

spätter werden jene anderen sich denkt der Gestalt dann dich sähen und was die sagen. Jener ist ein schlimmerer Mensch, denen er trägt Leben, was anderen schädlichen ist!

Du sagst mich Freunde haben. Hilfe dir dann auftragen, alle und jeden wenn gefallen, werden sie deinen Geld schätzen. Sie sagten sich denken. Der dann ist ein [illegible] Mensch! Sie werden sich allmählich von dir abwenden. Sollte deine Familie auch so selbstsüchtig sein, erwarmt wird sehr es dir haben auch die Leiden.

Bringst du von der Jagd wieder Beute mit und findet sich im Lager keiner deiner besonderen Freunde, weilt aber eine größere Zahl anderer Leute, so wie auch unsere diese alles sind. Jene Leute werden sich so gut merken und alle werden dich loben. Hilfe die später in deine Gegend kommen, wird man auch dich bereitwillig aufnehmen. Vernehme du diese Lehre, sollen deine Verwandten an deinen Hilfe behalten werden. Andere Leute beobachten dich dabei, sie werden von dir sagen. Wirklich ein guter Mensch! Sollten du auch nur drei Mannschaften haben, gib sogar diese auch an andere ab.

Über die in so einem richtigen Jäger gehandelt, wird in oft mit solchen Worten beschrieben. Vornicht alles [an der Wahrheit]. Die alten wären ja gelegentlich doch an einem Ort kommen, wo die jagen und wilden ganz allein waren, dann wagen die alten allein vorwärtsen, was du [im Stein] erwischt hast. Und gedacht anderen Leuten in den Mund, wenn du alle erlauben, die sich dort versteh von die aufhalten.

Nennen deine Frau von einem Gegend, in der die ganz einmal bekannt ist und wenden du dort einen Bekannt, werden jene Leute dort deine Frau schreiben und mit dir sich viel unterhalten, hingegen mit ihr kaum ein Wort wechseln. Sage dich deshalb nicht viel und zeige deinen Ernst nicht öffentlich, spricht deshalb mit deiner Frau allein. Kommt jemand Lüge es schlagen und dich über deine Frau schimpfen, sammle ihr zusammenhalten, du willst sie verfolgen, ist es erwiesen, du tötet sie tuchen. Dieses Verschlüssel ist viel vorteilhafter für dich, für deine Frau und für euer beiden Familien. Laß sie leben tuchen, damit hier sich alles viel spannt.

Du dachte niemals jemandem etwas. Es ist es [in seinen Innerstelle] immer gleichgut für dich und für alle anderen.

Denke insbesondere an deine guten Eigenschaften und Vorzüge, denen wirst du selig leben.

Ich wünschte es dir nochmals. Du wirst dich später es mich schon noch erinnern! Sag du im Leben nun auch immer zufrieden, so wirst zufrieden es auch [illegible]! Sollen wirst du schimmern, wie du ich verhalten und zufrieden sollst. Vielleicht wirst du dich von diesseitigen Tugenden bewahren, das sind die auf anderen zum Besseren anleiten. Du sich wirst du dich ja auch oft schämen!

Wären die Leute schlauer, daß sie einsehen, einen schönen Tod und so kommen wir hinterlassen Mensch, der die Schulden selbigen wirken. Sage dich nicht verzweifelt auf! Die anderen Leute werden schon a deinen Gewissen

sprechen und Sie dich einreden, du selber brauchst dich darum nicht zu kümmern noch eigene deine die verhängnisvollen Nachteile von Ihnen zu hören.

Falle ein ohne Weib zu glaubens auffingt und langweiligen Dinge vorbringt, die weit entschlungen und einmundene weite Umwelt, heute nicht von Überdruß aus der Hütte kommen, bleibe einem und lehne es ab danach um. Du wirst gewiß irgend ein gutes Wort oder eine Erzählung hören, die dir von Nutzen sein können. Warte aber, bis die alte Frau angefangen hat. Wenn du selber in einen Tagen gelegentlich einem erzählen und dann gerader wirst, wie bei deinem Warten einer nach dem anderen sich drängt und klammerbleibt, oder wie einige Leute sich willenmäßigen andererseits allein für sich unterhalten, wenn du dich nicht darüber ärgern; außerordentlich unangenehm wird es dir sein, daß man dich [bei deinem Erzählen] allein einem Ohr. Sorge also auch du dich allseitig aufmerksam anderen gegenüber.

Quäle Tiere nicht, am allerwenigsten deinen Hund. Die Tiere, die anderen Leuten gehören, mißhandle überaus wenig.

Laß den Stehlen, es ist dir nicht zum Vorteil. Die größte es auch nicht, wenn jemand dir deine Sachen entwendet. Schaue die Gegenstände, die anderen Leuten gehören, keinesfalls an, als wären sie deine eigenen. Benötigst du etwas, geh in irgend eine Hütte und erbitte es dir; man wird es dir dort in deine Hand geben. Denkmark hast du gar nicht nötig zu erbitten.
Hast du dich in die Frau eines anderen Mannes verliebt, dann unterhalte dich nie die sogar vergnügen. Das kann schlimm enden und deine Verwandten könnten dich sogar umbringen. Die wäre es überaus erwünscht, wenn jemand die deiner Frau wegnähmen. Verliere nie die Hochachtung vor der Frau eines anderen Mannes.
Erinnere dich oft an diese Ratschläge und denke an die Unannehmlichkeiten, die ich dir hier gebe.
Hörst dich ein alter Mann — es wird sich kaum vermeiden — ‚Bringe mir etwas Holz!', so tue es. Siehst du in nächster Nähe einen Mannes und spricht er keine gleichsam nur vor sich hin, durch es, daß du es hörst: ‚Ach, es ist mir heute nicht mehr gelungen, einen anständigen Bringe Holz für die Nacht zu haben! — gehe du sofort in den Wald und bringe Holz herbei. Der Alte wird sich sehr darüber freuen. Er wollte es vermeiden, mit seinen Anfragen allen [mit lästigeren Worten] herumzustören.
Befindest du dich in der Nähe einer Frau, die erbittet von sich herumruft: ‚Wo schnell, ich habe heute vergessen, mir Wasser zu holen!' — gehe sofort zu deinem Eimer und trage das Wasser zu ihrer Hütte. Die anderen Leute werden sich über dich freuen, sie werden sagen: ‚Der dort ist ein braver Bursche!' Jene Frau wird am nächsten Tage sehr verwundert. Will jedenfalls. Darum erfreuen sich die Alten, will sie es in ihrer Jugend ebenso getan haben.
Hast du einen großen Handlungsplatz erlangt, so daß alle Leute die von dir hergestellten Gegenstände erhältern, gib von diesen Dingen niedrigst jener ab, die am besten empfohlen sind. Merke es aber nicht an, daß du die erhältern Stücke für dich zurückbehalten und die weniger guten überlassen.

Falle du nur einzelnemenige Dinge anderen zum Gleichnis machst, werden jene Leute sich denken: „Warum hat er mir diesen ausgefallen geschickten Gegenstand gegeben? Das Ding wäre mir ja doch nichts! Sie werden ihn [ihre Gegenstand] zwar annehmen, nachher aber wegwerfen. Vorsorge lernenlernen, erhalten Sachen und nur diese vorteilt unter die anderen Leute. Diese werden sie sagen: „Das hier ist eine ausgezeichnete Kleinigkeit! Jener Mann dort hat sie mir gegeben. Eine geschickte Arbeit hat er gefertigt, die ich anderen Leuten zeigen werde. Diesen Stock will ich mir gut aufheben! Für diesen Schuhgenossen sorge gut und schmücke dich schön mit Gut. Vorsorge alle Gottesfurchtlosen, die er benötigt. Setze auf seine Bedürfnisse und bewahrte ihm wirklich Freude. Für ihn sollst du mehr Aufmerksamkeit und Sorge aufbringen, als für deinen leiblichen Vater.

Gründet du mit einem Manne in Streit und sagst du dabei sonngt zu ihm: „Ich werde dich erwürgen!“ so ist das kein Ungut-Reden. In Wirklichkeit wirst du ihn ja doch nicht töten; du sprichst diesen Wort nur aus, um ihm Angst zu machen. Sie anderen Leute erhören dein Wort ebenmeinig ernst. Planst du tatsächlich gemeinen mannigfaltigen, verführst du darüber nur anderen sicherlich kein Wort! Vermeide deutlich dergleichen [solche ernst gemeinten] Redensarten. Es könnte sich sogar ergeben, daß jener meinen, aus Furcht vor deinen Drohungen, dich selber umzubringen unternimmt.

Von allem, was du hier hörst, laß nie etwas in den Weltlichkeiten verfallen. Andernfalls trifft nun das göttliche Gericht, das damals in Jüngstiger, bei der großen Unterdrückung alle Leute verfallt hat. Zwei Bildchen kommen sich damals außerhalb der Großen Hütte über den, was drinnen vor sich ging, unterhalten. Sie wundern an Essen und führen erstaunt in den Lagunen. Sie können gerat nicht mehr sprechen und niemand denkt an sie, weil keiner sie kennt.[1]

Sei auf der Hut vor diesen Ende [ihren Freiheit wollen dreinen] und vor den aufgeheimten Sonnen. Wagst du auch nicht zu erwarten sein, schaltet die Sonne aufgehn, springe schnell von deinem Schlafplatz herunter, daß sie dich dort nicht antrifft. Erhebe dich augenblicklich früher von Schlafplatz als die Sonne erscheint, andernfalls wirst du bald sterben.

All diese Ratschläge beachte treu. Wenschlichen schmeckt es nie, es schmeckt gerade so, als ob dich damach sticken.

Sonnen und Sternall erweisen dich nachlässig den Ihren gegenüber. Sei nicht verlaren, wenn du mit ihnen zusammen bist.

Jedermann gilt es anderen Leuten als, was du von der Zeit beigebracht hast. Sei fleißig bei deiner Arbeit. Lasse dich nicht mit anderen herum.

All diese Lehren werden die greift bemerken bei Gelächtnis halten. In den verschiedenen Lebenslagen wirst du an mich denken und es wird dir möglich gegenwärtig sein, wie ich dir bei diesen Gelegenheit hier angegenommen haben. Handle danach und du wirst ein glückliches Mensch sein!“

[1] Diese Sage wurden wie verschiedenen Stimmen auf die Verschiedene bei Erbauung des gehenen Mittenmenschen, die vorher im Besitz der Frauen waren. Vgl. Genesis (Mo. 6). wo zum letzten Mittelen kam. Dieses erzählen wurden.

Während der letzten Tage des Monats endlich wir einträglich mit den Männern lebhaft auf die Jagd gehen, die Mädchen sammelten Beeren und halfen den Frauen beim Pflanzen.[*] Schließlich wurde das große Essen vorbereitet, an dem alle Leute teilnahmen. Jeder einzelne verteilte Fleisch an überlebende Angehörige, das letzte Stück war für den einzelnen selbst. Nachdem ich das Fleisch von einem Großteil verteilt hatte, sagte mir der Vater: ‚Das letzte Stück ist für dich! Ehe du es ißt, geh in den Wald und sage den Bäumen: dann bist, weißgesagt, ich habe [Fleisch] verteilt [keine großen Stücke] – wenn einzelne sind, an die vielen Völkerhaufen!' Dann kannst möglich hierher werden werdest.' Das tat ich. Ich ging in den Wald und redete die Bäume an: ‚Ich habe vom Großteil an die Leute verteilt!' — Später redete ich das Fleisch von Vögeln an jenen drei vielen Völkerhaufen herumgingen, das letzte Stück behielt ich für mich. Wieder ging ich in den Wald und redete die Bäume an: ‚Ich habe jetzt keine großen Essen auch das Fleisch von Vögeln an alle Leute verteilt!' Dann darüber wir einzelnen einzelnen verbleibt waren und wir Gewässer aus aller. Nachmals redete ich an [und die gesamten Wasser] die Bäume drüben im Walde anredete.[**] Schließlich sagte mein guter Vater: ‚Nun ist es genug. Von jetzt an darfst du überflüssige gehen und von gebrochene Dinge essen. Alle Bäume und alle Leute wissen nun, daß du ein einzelnes bei Völkern geworden bist!' — Das alles hat mir mein guter Vater beigebracht.'[***]

Von Generation zu Generation wurden die folgenden Lehren und Ratschläge, die er als einzelnes von seinen Vorfahren Jahren erhalten hatte. Sein Vater sagte ihm:

„Nun bist du ein Völkern als ein einzelnes: hier endet die andauernde, die alles bewahrt ist. Du darfst dich nicht mehr so bewahren und frei bewegen, wie einer, der draußen [außerhalb der Grenzen Dörfer] wohnt. Einer hast du jenen Erwachsenen zu gehorchen. Alle Ratschläge, die wir dir geben werden, befolge stets in deinen Gedanken und mit großer Beweglichkeit. Da das neu unserer Übergangung, wissen wir nicht es so wie weiß. Bleiben dich darauf dein Leben lang, bis du alt geworden bist.
Was hier vor sich geht, befolgte schwierigerweise für dich: vielleicht es wirst draußen überall vor anderen lernen.'[****]

[*] Einer der Hauptgründe für die enge Verbindung der Männer und Frauen, im Leben mit den Feldfrüchten, ist ihre Lage um das Dorfzentrum errichteten Lebensmittel für die große Essen beim Abschluß der Jugendschule.

[**] Diese Aussage ist, wie wir später erfahren werden, eine Weiterung des Gefühles an die Bäumen, daß es nun gilt an nicht mehr an der vielen gebrauchte Gemeinschaftsorgane gebunden ist, sondern einen Völkergruppe besonders hat.

[***] Auffallend dürfte es, daß Lehren und lebenslangen Grundsätzen der Bekanntmachung, die er als Erfolg in der Jugendschule erhalten hat, nur wenig Gedächtnis einnehmen. Offenbar hat er sich seinen bisher Kindergärten an Essen von Gewissen gehalt, die seine vielen starken Wissen vorzeitig gestreben sind. Schließlich seinen Jugendschule hat er nun einen Platz mit dem vielen Gedächtnisse seines Gewissen zu einzigen Gedächtnis. Die Tragweite in jenen langen Unterredung werden dies an einen Völkerhaufen und mit einer Aufforderung an seinen Leben. Er gemeint sein: ‚Nun in der Jugendschule wurde ich an einem Tumulte und das bin ich erstaunt mit gutem Gefühl.' Trotzdem sei die erfassenen Grundsätzlichen Gegenwart dies sie ganz nur einzelnes Thema gewesen.

Hier sagt man: Der Heilige hat seiner Bestätigung Vorzüge seiner Schriften gern und schnell. Bitte in allen Angelegenheiten und, dann wird du mit allem [Notwendigen] gnädigst hilfig werden!

Gewöhne dich aufrichtig gegenüber allen Leuten, daß du Wahrheiten, deren Kenntnis, die nicht vollständig können, belege etwas zu wissen. Übe dies allen auch im täglichen Leben.

Begegnet dir auf dem Wege ein blinder Mann, oder dies sehr und frage ihn: „Wohin gehst du denn?" Er wird es dir erzählen. Vielleicht erblickst du, daß er sich verlaufen hat, frage ihn sogleich: „Bist hier ja auf einem falschen Weg gegangen!" Daraufhin wird er die antworten: „Ja habe ich mich also verlaufen?" Dann frage ihn: „Wohin willst du gehen, daß ich dich führe?" Er wird dir erwidern: „Ich will an meinen Platz gehen!" Nimm ihn sogleich bei der Hand und führe ihn dorthin. Laß ihn aber nicht weiterschreiten (ohne ihn gefragt zu haben), daß er nun gehe, bevor ihn nicht nun. Falls er antwort oder sich täglich bedanken, bleibe nicht still vor dich hin und denke nicht etwa: Er dient nicht ja doch nicht! Passe ihn bevor gleich bei der Hand und führe ihn an seine Stätte. Die anderen Leute werden demgegen schmal über dich reden und werden sagen: „Der dort ist doch ein guter Mensch!"

Erbitt einem alten Manne etwas, gib ihn ihm, was du hast. Die anderen Leute werden dich dafür beleidigen.

Bitte du nicht an deinen Verwandten und kommt einer aus seinen Reihen, einen Ihn unverzüglich in deine Hütte auf. Überlasse ihm, was er nötig hat. Sollten deinen Kinder in deiner Hütte alle Sorten durcheinander werfen oder etwas zerbrechen, sage dich deshalb nicht auf und schimpfe nicht auch einen darin. Die Eltern jener Kinder werden meinen darauf gehen, daß du keinen Schaden hast, und sie werden von dich aus den Verhalten ihren Kinder mit Lüftigen. Immerhin kann es vorkommen, daß der etwas beschädigt wird. Nun, es sind eben Kinder! Wünsch du gleich danach in anderen Hütten erzählen: „Die Kinder meines Verwandten haben mir große Unordnung in meiner Hütte gebracht, sie haben mir manches zerbrochen!", wird dein Gemüt gewiß jenen Eltern gegenüberlich an Ihren kommen und ihnen eine schlechten. Dennoch wird später einmal wieder gern in deiner Hütte einkehren.

Ein Kommt einbricht auf Besuch in eine Hütte und ein kranker Mann liegt auf seinem Lager. Er beständig etwas und spricht dann zu vor dich hin: „Ich möchte gern jenen Ding, der dort an der Wand hängt. Wenn doch jemand es mir herreichen würde? Bitte unverzüglich auf und reiche ihm den hin, was er wünscht. Er wollte die nicht belästigen, deshalb hat er sich so [durch jene versteckte Wendung] ausgedrückt. Dieser Mann aber wird dann überall erzählen und sagen: „Jener ist ein guter Mensch! Wenn du später kommen sagst, werden die Leute manchmal von dir reden: „Der ist ein guter Mensch!" Sie werden dich gern in ihre Hütte aufnehmen und pflegen.

[1] Die Kranken nahmen sich an vielen Stellen gegen jeden Angriffen von Mitmenschen, denen die Gläubigen und Engel von den Kranken Hilfe nicht wünschig genommen werden soll. Diesen Kranken beschäftigt sich auch die Anmerkung 287 und Seite 384.

Hast du ein Mädchen gefunden, mit dem du dich verheiraten willst, heimse dich ihm gegenüber anständig. Werde die Hochzeit nicht ungebührlich, sondern warte, bis deine Verwandten dir das Mädchen geben. Jetzt schon erweise dich den Eltern deiner Braut ehrfürchtig. Zeige dich nicht ungeduldig, wenn sie noch zögern, ihre Tochter dir zu überlassen.

Trage nicht allerhand Dinge, die die Arbeiterin hast, schwatzhaft im ganzen Lager herum.

Sei du verheiratet, unterstütze deine Frau auf alle Art. Bringe auch Holz und Wasser. Hilf ihr und entlaste sie bei ihren Arbeiten: denn du hast ein Haus und hast mehr Kräfte. Siehst du und dort herum: ‚Was werden die anderen Männer und Frauen über mich?' Ehrenamtig forsche gewissenhaft nach, was andere Leute treiben. Wenn du das machst, wird auch deine Frau überall herumschweifen. Tadelnes Benehmen gefällt den Menschen nicht und gibt Anlaß zu üblen Gerede. Trage deiner Frau die Kinderbetreuung an, gib ihnen keine Bedeutung. Rate deiner Frau: ‚Halte dich verborgen von anderen Angelegenheiten zurück und schimpfe nicht überall hinein! Die anderen werden sich von selber beruhigen, wenn du nicht mitredest. Dann werden alle Männer dich beloben und auch die Frauen werden dich gern haben.' Trittst du bescheidener in eine Hütte ein, zeige dich freundlich und benimm dich anständig.

Kommen viele Besucher in deine Hütte und du selber besitzest nur wenig, um sie alle zu bewirten, bedenke zunächst die Freunde: von dem, was auch übrig bleibt, gib denn an deine Freunde und Verwandten ab. Für letztere ist es bequem, bald wieder einmal zu dir zu kommen und zu reichlichem Essen sich gütlich zu tun; nicht aber für jene fremden Besucher, die, aus fernem Gegend stammend, bei dir eingekehrt sind. Diese bewirte zuerst und reichlich. Trifft es sich gelegentlich, daß du mit den Verwandten deiner Familie allein beisammen sitzest, schimpfe nicht über deine Frau, falls sie abwesend ist. Du darfst sie niemals schlagen. Deinem Schwiegervater wird es einen Tages durch zu Ohren kommen, daß du seine Tochter geschlagen hast. Er wird sagen: ‚Dieser Mann hat mir meine Tochter weggenommen, ist damit zu seiner Familie gegangen und dort gestorben ist sie!' Kämest du später zu deinem Schwiegervater auf Besuch, wird er dich nicht in seine Hütte eintreten; er wird die Geschichte und die schändliche seiner Tochter vorgehalten.

Suche nicht nur deinen Vorteil, sondern denke auch an die übrigen Leute. Wenn du selber reichlich versorgt bist, spreche nicht: ‚Die anderen gehen mich nichts an, um sie brauche ich mich nicht zu kümmern!' Hattest du auf der Jagd guten Glück, laß andere auch daran teilnehmen. Zeige ihnen überdies die günstigen Stellen, wo viele Tierfährten sich eindrücken, die man dort bequem erschlagen kann. Lasse andere auch einmal an deinem Herden kommen. Falls du allen nur für dich einbringen willst, werden die übrigen Leute sich von dir entfernen und niemand wird mit dir zusammen sein wollen. Sollten sie einmal erkranken, wird niemand sorge sich bewerben, weil du deinerseits dich um andere früher nicht gekümmert hast.

Kommst du mit mehreren Leuten in die Gegend, in der du geboren bist und ihr wollt ein Lager aufschlagen, räume ihnen [die sich dort nicht auskennen] den geeigneten Platz ein. Gib du dich mit einer minder vorteilhaften Stelle zufrieden. Denke nicht: ‚Was kümmert's mich, wenn jene Fremdlinge ihr Kanu verlieren!' Sorge du vielmehr gut für die fremden Besucher; denn diese kehren wieder in ihre Heimat zurück und werden sich daheim lobend über dich aussprechen.

Findet sich dort [am Orte deiner Geburt] ein günstiger Jagdplatz, den du kennst, ermuntere die fremden Besucher: ‚Geht doch zu jener Stelle, dort gibt es zuverlässig reiche Beute!' Zeige ihnen jene Stelle genau, damit sie sich überdies für die Reise große Mengen von Fleisch mitnehmen können.

Gönne auch anderen Leuten etwas. Wer selbstsüchtig sich benimmt, ist bei den Yamana nicht gern gesehen.

Ein querköpfiger, eigensinniger Mensch ist nirgends beliebt, alle reden verächtlich über ihn und weichen ihm aus.

Trittst du mit deiner Familie zu Besuch in eine Hütte ein und wird dir ein Lager angeboten, bleibe dortselbst. Jedoch, hilf den Leuten bei ihren Arbeiten und greife aus eigenem Antrieb zu, wo etwas zu tun ist. Niemand wird dich zur Mithilfe auffordern. Mach nur die Augen auf, da wirst du bald merken, wo du angreifen kannst! Vielleicht fehlt Wasser oder Holz, möglicherweise liegt Schnee vor dem Eingange. Da lege Hand an! Leute von dieser Art sind überall gern gesehen und werden von jedermann bereitwillig aufgenommen.

Richtig ist es nicht, daß du dich ruhig hinsetzest und die anderen für dich arbeiten läßt. Du wirst bald irgend jemand ein verdrießliches Gesicht zeigen und du wirst dich darüber verwundern, doch niemand wird dir den eigentlichen Grund nennen. Am besten ist es schon, du unterstützest die anderen bei ihrer Arbeit; hilf bei allem bis zu dem Tage mit, an dem du abreist.

Falls der Mann, in dessen Hütte du [zu Besuch] eingezogen bist, mit einem anderen im Streit liegt, mische dich nicht ein. Dir wird man darüber vielleicht viel erzählen und allerlei [einseitig] deuten. Höre dir das in Ruhe an, doch nimm nicht Stellung gegen jenen angefeindeten Mann. Findest du später Gelegenheit, rede mit ihm allein. Sprich ihn unter vier Augen und erzähle ihm die ganze Sache, aber in guter Absicht und aus lauterer Gesinnung; er wird dich schon anhören. Sollte er jedoch dich nicht zu Worte kommen lassen, ziehe du dich ruhig wieder zurück. Wärest du auch stärker als er, fange nicht etwa Streit an, füge ihm keinen Schaden zu und töte ihn nicht, selbst wenn er dein Feind wäre. Das brächte dessen Familie großen Nachteil, die das alles schwer empfinden würde; sogar zum Kampfe könnte es kommen, daß du noch die andere Familie entschädigen müßtest. Möglicherweise entwickelt es sich auch so, daß du später hören mußt, jene Gegner haben deinen Vater oder deine Mutter aus Rache umgebracht, weil du ein Mörder bist; das wird dir nicht gefallen. Meide demnach jenen anderen Mann, halte dich grundsätzlich von deinem Feinde fern, damit dich nicht der Zorn und die Aufregung eines Tages überrumpele. So kann kein Schaden entstehen.

Denke täglich beim Erwachen am Morgen an diese Ratschläge, die wir dir im Anfange hier geben; bewahre sie gut in deinem Gedächtnis und verliere sie nie aus der Übung. Läßt du nämlich heute eine gute Gewohnheit aus, wirst du in wenigen Tagen auch über eine zweite und dritte hinweggehen, und dann ist gar schnell noch vieles andere vergessen. Hältst du aber alles und jedes treu ein, wirst du ein angenehmes Leben führen können.

Stehst du im Kreise vieler Leute, verkehrende nicht den und jenen aus deiner eigenen Familie; denn das veranlaßt Streitigkeiten. Man muß eben auch im Reden gewandt sein und sich selbst beherrschen. Falls du dich wirklich mit jemandem überworfen hast, brauchst euer gespanntes Verhältnis doch nicht aus jedem deiner Worte hervorzuleuchten. Die anderen horchen scharf auf deine Worte und merken bald den Unterton heraus. Sprich also nicht verächtlich über andere.

Falls man dich mit üblen Reden überfällt und dich mit schlimmen Worten angreift, so reist dich das zu einer Rauferei und zum Streite; indes, ziehe dich lieber zurück und sage nichts zu alledem. Später sprich jenem Manne allein, wenn ihr beide ruhig geworden seid.

Hilf kleinen Kindern, die zufällig ratlos dastehen, und sogar dann, wenn sie deiner Familie nicht entstammen. Geleite sie zu deren Mutter oder in deren Hütte zurück. Weide dich nicht lachend daran, daß eines gestürzt ist oder im Wasser liegt; hebe es vielmehr schnell auf und bringe es seinen Eltern. Diese werden es [diese Tat] dir danken. Du selber wünschest ja auch, daß man deinen eigenen Kindern dergleichen Hilfe hörtet, falls sie dessen benötigen. Verhältst du dich fremden Kindern gegenüber gleichgültig, werden andere Leute sich um deine Kinder ebensowenig kümmern, falls diese weinen oder sich verletzt haben oder auf dem Boden liegen; niemand wird ihnen zu Hilfe eilen. Nimm dich demnach der Kinder aller übrigen Leute an; denn die Kinder haben ja niemandem etwas zuleide getan. Sollte es sich sogar um die Kinder deines Feindes handeln, stehe auch ihnen bei; denn diese haben sich mit dir ja nicht verfeindet und dir kein Leid zugefügt. Es mag sein, daß du deinem Feinde Übles angetan hast und er dich deshalb verfolgt; sieht er aber, wie lieb du mit seinen Kindern umgehst, dürfte es wohl geschehen, daß er dir verzeiht. Er wird zu dir kommen und dir gestehen: ‚Ich verzeihe dir dein Unrecht deshalb, weil du meine Kinder so gut behandelt hast!' Demnach ist es vorteilhaft, unterschiedslos allen Kindern zu helfen und ihnen sich lieb zu erweisen. Wir Yamana schätzen es außerordentlich, wenn sich jemand unserer Kinder wohlwollend annimmt.

Trittst du in eine Hütte ein, setze dich anständig hin, mit untergeschlagenen Beinen. Schaue alle [Anwesenden] freundlich an. Gib dich nicht nur mit einer einzigen Person ab und kehre niemandem den Rücken zu. Wenn du dich nur einem einzigen widmest und dich mit ihm allein abgibst, werden sich die übrigen verletzt fühlen. Geh nicht zu häufig auf Besuch.

Plaudere in deiner eigenen Hütte nicht sofort das wieder aus, was du anderswo gehört hast. Wichtige Dinge zwar darfst du mitteilen, nicht aber

inhaltloses Geschwätz. Gar zu leicht wird etwas übertrieben und aufgebauscht. Später werden die Leute genauer nachforschen, wer der Schwätzer gewesen ist; dann werden sie dich als den Schuldigen auffindig machen. Überhaupt kann einer deiner Feinde gar manches deiner Worte übertreiben und falsch auslegen, wenn er dich in Verruf bringen will.

Gerätst du mit jemandem in Wortwechsel und steht wirklich das Recht auf deiner Seite, will der andere aber nicht nachgeben, dann schweige lieber. Denn möglicherweise geben Streitigkeiten und Schlägereien los. Der andere wird eines Tages schon einsehen, daß er im Unrecht ist.

Mische dich nicht ein in dumme Redereien und Schwätzereien anderer Leute. Sei auch nicht zu vertrauensselig im Ausdrücken deiner Geheimnisse. Eines Tages wird schließlich doch das ausgeplaudert werden, was du im Vertrauen nur einem einzigen gesagt hast, und dadurch verlierst du möglicherweise viele Freunde. Sei gegen jeden hilfsbereit, aber immer karg mit Worten.

Nimm an jedem Morgen deine Arbeit freudig wieder auf, sonst wird Yetája dich überwältigen. Bewahre dich selber vor dem sicheren Tode; denn jeder träge Mensch fällt dem Yetája bald zum Opfer. Also erhebe dich morgens rechtzeitig, ehe die Sonne aufgeht.

Hast du einen anderen im Zorn, aus unbewußter Übereilung ermordet, entfliehe nicht und verstecke dich nicht, sondern stelle dich unerschrocken den Verwandten deines Opfers. Zeige dich jetzt auch stark genug, um persönlich alle Folgen deiner Tat zu tragen und überlasse solche Folgen nicht etwa deinen Verwandten. Du allein hast alles verschuldet, also mußt auch du persönlich alles wieder regeln. Einer, der nach seiner Tat wegläuft, kommt mit sich nicht zur Ruhe, sogar in seiner eigenen Hütte fühlt er sich nicht mehr wohl.

Du darfst niemanden bestehlen, am allerwenigsten die kranken und gebrechlichen Leute. Fehlt dir etwas, erbitte es dir von deinen Nachbarn. Du hast aber kein Recht, irgend etwas wegzunehmen. Man wird es [das gestohlene Gut in deinen Händen] ja doch bald bemerken; dadurch erst recht erfahren alle Leute, daß du gestohlen hast.

Falls du etwas findest, rede dir nicht sogleich ein: ‚Das gehört jetzt mir!' Denn bald wird der Besitzer [jenes Gegenstandes] aufzusuchen. Sähe er seinen verlorenen Gegenstand in deiner Hand, wird er andere Leute darauf hinweisen und ihnen sagen: ‚Der dort ist ein Dieb!' Möglicherweise holt jener Besitzer seine Freunde herbei, die deine sämtlichen Sachen zerstören und dein Kanu zerschlagen; schließlich bleibst du ohne alles, eben wegen deines Stehlens. Kein Yamana kann einen Dieb ausstehen.

Sei darauf bedacht, diese Anweisungen nie zu vergessen. Halte sie nachmals ein, dann wird es dir gut gehen, die Leute werden mit dir zufrieden sein und von dir sagen: ‚Das ist ein guter Mensch!'

Sitzen viele Leute in einer Hütte beisammen und sprechen einzelne so erregt, daß eine Rauferei auszubrechen droht, halte du mit deinen Worten zurück, damit es nicht doch dazu komme. Haben sich die anderen Leute entfernt, magst du dich mit deinem Gegner allein ausgleichen. Denn man muß

die Besucher ehren und auf die Höflichkeit achtgeben, damit gut gern wiederkommen. Wo der Besucher nicht gut behandelt wird, von dort zieht er sich bald zurück und sagt sich: Ja jener Hütte dort gefällt es mir nicht, dort kommt es schnell zu Streitereien!"

Hast du jemandem ein Geschenk gemacht, darfst du nicht erwarten, er wird dir bald eine Gegengabe bringen. Wo du vorgehandelt, gib gern und gar freiwillig hin. Erzähle nicht sofort danach: „Jenem dort habe ich etwas zum Geschenk gegeben, er aber hat mir dafür nichts gebracht!" Wenn du derart vorgehst, wird niemand von dir ein Geschenk entgegennehmen, andere alle werden sich denken: „Jener dort schenkt nur, damit man ihm ein Gegengeschenk mache!" Bietest du anderen etwas an, so tue es freien Stückes, sprich nie darüber und erwarte nichts dafür.

Bedenke, andere haben ebenfalls ein Herz mit mitmenschlichem Empfinden. Betrübst du sie, fühlen auch sie den Schmerz. Vergiß nie, daß es keinem gefällt, wenn du Nachteiliges über ihn ausplauderst.

Bringst du ein Stück Fleisch aus deiner Hütte zu einer anderen, werden die Leute dort dich einladen mitzuessen. Verzehre dort aber nicht den größeren Teil. Du selber kannst hier mit dem Fleische an und hattest deinen Magen voll, jene Leute aber werden vielleicht vom Hunger gequält. Deshalb laß ihnen allein alles zukommen, was du ihnen hingetragen hast.

Nochmals schärfe ich dir ein: Vergiß diese Weisungen nie! An jedem Morgen, wenn du erwachst, erinnere dich wieder daran und richte dein Verhalten jeden Tag darnach ein!"

Gegen Ende meiner ersten Jugendweihe wiederholte mir der alte Alfredo die Worte, mit denen er meinen einzigen allein empfangen hatte:

„Falle du die Vorschriften später nicht befolgst, die wir dir hier im *Hôpus* gegeben haben, werden wir dich dafür nicht verhindern; denn du bist nun groß [großjährig] und selbständig. Dir persönlich bleibt es überlassen, im geheimen [wenn du für dich allein bist] unsere Weisungen und Lehren einzuhalten oder nicht. Bilde es dir aber ja nicht ein, daß du in einem wie im anderen Falle ohne Strafe davonkommen wirst. Denn *Jenen-dort-oben* /*Watauineiwa*/ sieht dich dennoch und er wird dich strafen mit vorzeitigem Sterben. Straft er dich persönlich nicht sogleich, wird er die deiner Kinder strafen lassen und dann stehst du allein da."[**]

Um abzuschließen, gebe ich hier noch den ersten Teil aus einer Ansprache des blinden Wassys am späten Abend des 12. März 1922 wieder. Mit eindrucksvoller, leiser Stimme erhob er uns nieder, die wir, aufmerksam und gesammelt, im Halbkreis vor ihm auf dem Boden hockten:

„In alter Zeit verließ ein Mann die *Hôpus*-Hütte und entfernte sich auf einer gewissen Strecke. Draußen starb er. Ein anderer Mann fand ihn später tot

[**] Später wird noch näheres vermerkt werden müssen, daß ich durch diese Unterweisungen der Priesterin in der Großen Hütte zum ersten Male mit den religiösen Vorstellungen der Yamana, im besonderen mit ihrem Höchsten Wesen bekannt geworden bin, ohne sofort volles Verständnis dafür aufzubringen; denn damals war mir jedwede Aussprache unmöglich.

und erzählte es in der Großen Hütte. Sie sagten die Leute zu ihm: „Warum hast du jenen Toten nicht herumgeschwenkt?“ Er antwortete: „Jener dort ist tot für immer. Seinetwegen muß er unter der Erde bleiben. Das ist der Yenâjus!“

Euch alsogleich will ich jetzt alles erzählen, was man mich gelehrt hat und ich werde euch alle Geheimnisse sagen, die ich kenne. Behaltet treu diese verschwiegen. Wenn mich erzählt nichts davon jenen, die den Jójonga noch nicht kennen. All das, was hier vor sich geht, ist eine große Sache; deshalb darf niemand etwas verbotenes lassen. Wie wir [Erwachsenen] und alle Alten der früheren Zeit diesen Geheimnis [die Vorgänge in dieser Großen Hütte] gelehrt haben und wie ich selber, nun schon ein hochbejahrter Mann, niemals etwas ausgeplaudert habe, so sollt auch ihr Todmarkierungen bewahren. Diese Täuschung [als hier Yenâjus wirklich in der Erde] ist notwendig. Wir müssen den alsogleich heilbringen, so gilbe einen Yenâjus, damit sie in Angst und Schrecken gerieten. Das aber sagen wir Ihnen nur so, damit sie diesen glaubten. Denn das [dieser falsche Glaube] ist Ihnen gut! — Nun wißt ihr es [den wirklichen Sachverhalt]! Aber hütet euch, nun zu sagen: Alles hier [im Jójonga] ist Täuschung. Würdet ihr euch derart aussprechen, bekämen andere einen falschen Ansicht und könnten beleidigend sagen: „Alles hier [im Jójonga] ist ein großer Schwindel. Nach dem, was man dort sagt, brauchst man sich nicht zu richten! Sind demnach wenig verabreigen diese Yenâjus!“[*] Aber hütet euch vor Wortgeschwätz, das ist der wirkliche Yenâjus![**]

Wer essen will, darf sich nicht auf den Boden legen, sondern soll sich aufsetzen; denn Hagchilla[***] schaut auch an, der alles beobachtet, was in dieser Großen Hütte vor sich geht. Richtet euch also auch dem, was hier [als Regel] gilt. Jedermann beurteilt einen, der essen will, dann Erbrechen. Ihr dürft nicht nach eigenem Wunsch und Verlangen hier essen, sondern nur das, was euch gereicht wird. Die Männer sollen euch [wenn die entgegen der Vorschrift essen zu Hunde fällt]; diese waren früher Menschen und haben das erste Kina-Fest[****] erlebt.

Nach Vögeln [mit Steinen] zu werfen ist nicht statthaft [Die alsogleich], wer es tut, dem wächst der Arm krumm.[*****] Niemand darf Wasser trinken,

[*] In dieser Darlegung kommt wieder zum Ausdruck, daß jener hier Gelernte nicht wirklich tot ist, sondern nur als Scheinbegründ des Prüflings vorgeschoben wird. Letzterem klärt man über die besondere Absicht bei diesem Vorgehen auf und verbietet ihnen die ganze Wahrheit. Damit aber diesen Schwindelmittel seine Kraft nicht verliere und auch auf jene Kinder auch wirke, die später zur Jugendweihe vorgeführt werden, darf niemand etwas von der Täuschung, in der sie jetzt Prüflinge hineingestellt wird, verschweigen. Was einmal so mit diesen Angelegenheiten sehr ernst, wie auch in Anmerkung 301 betont wurden ist.

[**] Damit will gesagt werden, daß Wissenschaften als wirklich bekannter Geist denken und auch, und zwar in einer Weise, wie man den von Yenâjus bekommen, der allerdings nur einer Erfindung ist.

[***] Man vermutet hier nur Warnung vor Mißverständnissen und diesen Kina-Gästen, wie sonst auf Wissenschaften und Yenâjus. Diese genauen Kenntnisse sagt der Text ausdrücklich, die Prüflinge dürfen sich nie für wahrscheinlichen halten.

[****] Dieser Hinweis bezieht sich auf die große Täuschung im Zusammenhang mit den neu gebrachten, Kina-Feier verursachenden Frauen. Vgl. Cuxinde (Abs.) 207.

ihm angetan worden ist. Wer [als ahúfiŋkis] durch den Wald geht und ein Geräusch vernimmt, schaue nicht um. Sollte auch jemand ihn anrufen oder erschrecken, er schaue nicht um, um allenfalls, wenn ein Knabe [der nicht ahúfiŋkis ist] ein Mädchen anlockt. Ähnlich verhalte man sich gegenüber dem ahátix (Turdus magellanicus, Drumet) [in seiner Geschwätzigkeit] nach; denn er beobachtet genau die ahúfiŋkis (S. 879) und weil er gefräßig ist, erzählt er alles [was er an euch wahrgenommen hat] den übrigen Vögeln. Wer durch den Wald geht, sei schweigsam und wende sich auf dem gerades Wege seiner Arbeit zu [ohne herumzuschlendern].

Das zusammengetragene Holz müßt ihr fest umfassen, daß [beim Tragen] nichts herunterfalle. Nahe der Hütte stellt es auf und laßt es nicht am Boden liegen. Ordnet es gut; denn das eine oder andere Stück, welches aufrecht steht, fällt sonst um. So etwas kommt vor und bedeutet: Das Holz, das umfällt, will uns ermahnen, daß wir bald sterben werden! Falls du Holz im Walde zusammengetragen hast, vergiß nicht, ihm zu sagen, du wirst es morgen abholen. Morgen kommen vielleicht andere Leute dort vorbei und sehen nicht das Holz [das du noch nicht abgeholt hast], bis sie darüber stolpern; sie werden dann sagen: ‚Wer hat doch dieses Holz hier liegen lassen? Jener Mann wird bald sterben!' Sammelt der ahúfiŋkis Holz, so soll er jedem Knüppel aufstellen und ihm sagen: ‚Ich werde dich später holen!' Dann ist der Knüppel getröstet und gibt sich zufrieden. Aber wenn der ahúfiŋkis gar nichts sagt und schweigend weggeht, fühlt sich der aufgestellte Knüppel verletzt. Wer Holz gesammelt hat, es jedoch am Boden liegen läßt, dem sagt es vorwurfsvoll: ‚Warum holst du mich nicht ab?' Und es droht ihm: ‚Du wirst bald sterben!'

Ein Prüfling, der sich [innerlich] unwohl und betrübt fühlt, nehme einen [Buchen-] Zweig mit neuen Trieben, lege ihn einige Augenblicke auf den Kopf und dann schlage er damit sanft seinen Kopf von allen Seiten. Dadurch vergeht der Schmerz und die Betrübnis.

Vom dritten Tage an, da du dich verheiratet, heißt du ein Weib. Sei nicht so schwach in deinen Beobachtungen, wenn andere deine Frau besuchen kommen; ereifere dich nicht eifersüchtig. Verhalte dich ruhig und argwöhne nicht. Sollte sich deine Frau schlecht aufführen und sich einem anderen Manne hingeben, töte sie trotzdem nicht, sondern laß sie lieber ihrer Wege gehen. Niemals darfst du deine Frau prügeln oder mißhandeln. Bringst du sie um, wirst wieder du noch wird deine Familie lange leben; denn man wird auch euch [dich und deine Familie] umbringen.

Du hast das erste Kind erhältst und auch dann, wenn dir weitere Kinder geschenkt werden, sei behutsam beim Essen und richte dich nach dem, was hier Brauch ist (S. 707). Vermeide auch die 'unheilvollen Orte'. Wenn du im Kanu sitzest, darfst du die Abfallknochen nicht ins Wasser werfen, noch

Den Prüflingen wird damit verboten, ein leeres Trinken zu beginnen und den Ernst dieser Haltung aufzugeben, wenn sie ohne Aufsicht durch den Wald oder am Strande entlang gehen.

die gewöhnlichen Dinge essen. Wähle die ganz Saubern zum Essen aus. Gebrauche in jenen Tagen [vor und nach der Geburt deines Kindes] nicht die Schleuder; andernfalls bliebe dein Kind kahlköpfig oder ein anderes deiner Kinder würde sterben. Wenn du das Kalbgehäuse einer See-Igelart verschlägst, wird das Kind mit plattem Kopfe gebaren werden. Eine junge Mutter unterlasse es, Holz zu spalten; sonst wird sich dem Neugeborenen der Schädel spalten. Sie darf weder die Knochen noch die Wirbelsäule von Vögeln brechen, andernfalls wird ihr Kind zu einem Krüppel. Unterlasse es, das Fleisch von der Dampfschiffente (Tachyeres brachypterus) zu genießen; dadurch verursachst du, daß dein Kind träge und schwerfällig wird."[*]

Seid fleißig bei eurer Arbeit. Sobald ich meine Worte beende, eilt unverzüglich in den Wald und wartet nicht, bis man euch auffordert, Holz zu holen. Ihr seht ja selber, wenn das Brennholz aufgebraucht ist."

In seinen weiteren Ermahnungen betonte der alte Wasaia nachdrücklich die größte Ehrfurcht vor dem überlieferten Brauch und geltenden Gesetz.

Was hier als Einzelbestimmungen niedergelegt worden ist, macht die Hauptgedanken der Belehrungen an die alawāla aus. Daß damit dennoch so viel Zeit an den Abenden während der langen Dauer dieser Veranstaltung ausgefüllt wird, erklärt sich hauptsächlich aus der Vortragsweise des alawāla hināna. Er spricht nicht nur langsam, sondern wiederholt den gleichen Gedanken mehrmals hintereinander, macht ausgedehnte Pausen und flicht häufige Hinweise auf seine Erfahrung ein. Nicht selten holt er auch die Beobachtungen aus seinem Gedächtnis hervor, die er in Bezug auf diese Ermahnung oder jene Tugend kam. Untugend am Prüfling gemacht hat und schildert mit drastischer Bestimmtheit, was jeder erstreben und wie jeder sich einrichten muß. Immerhin bleibt bestehen, daß der alawāla hināna die geltenden Lebensgrundsätze streng lehrmäßig vorträgt, ohne häufig auf das persönliche Bedürfnis des einen und anderen Prüflings besonders Rücksicht zu nehmen; das zu tun bleibt deren Verwandten und Freunden überlassen.

Der Lehrmeister dehnt seine Ansprache kaum jemals über eine Stunde aus. Hat er sie beendet, fordert er jeden Prüfling auf, sich an seinen Platz neben dem Paten zurück zu begeben. Nun überdenkt jeder alawāla für sich die Worte, die er von jenem alten Manne soeben vernommen hat, bis der Pate es ihm ausdrücklich erlaubt, zur Nachtruhe sich niederzulegen (S. 859).

3. Die wichtigeren Grundsätze: Das Erziehungsziel, welches die Eltern in ihrer Wohnhütte mit den eigenen Kindern und welches die Erwachsenen in der *kīyaga*-Hütte mit den alawāla anstreben, ist ein und derselbe; gleichfalls stimmen die Lehrmittel, die hier wie dort aufgestellt werden, miteinander überein. Denn auch unseren Kinde werden die Gebote und Verbote kurz und bestimmt vorgetragen, durch wohlwollendes Zureden sucht man es für die Pflichterfüllung zu gewinnen. Anders die Prüflinge in der

[*] Diese Anweisungen gelten selbstverständlich für beide Eltern unmittelbar vor und nach der Geburt eines jeden Kindes, erst recht und dringlich bei einem neugeborenen Kinde. Vgl. die weiteren Einzelheiten S. 702.

Jugendsünden, denen man Verantwortungslosigkeit hinter und Folgerungen aus ihrer Handlungsweise zu ziehen gibt. Denn sie sollen zum Überzeugung der Tat und Lassen einzelnen. Aus den oft genannten Grundsätzen seien hier nur die bedeutsamsten genannt; ferner sollen einige maßgebende Rücksichten, nach denen man das Verhalten des einzelnen beurteilt, herausgestellt werden.

Auffällig häufig weisen die Ermahnungen, einerlei ob sie vom Lehrmeister oder von einer anderen Person ausgehen, auf die persönliche Ehre hin. Fast wörtlich wiederholt sich oft und oft der Hinweis: „Die Leute werden belobigend von dir sagen, du bist ein guter Mensch!" Bei unseren Yamana ist das Ehrgefühl tatsächlich stark ausgeprägt; wer sie hier sieht, berührt sie an der empfindlichsten Stelle. Demnach bemüht sich jedermann ernstlich um einen guten Leumund und setzt zweifelsohne nur deshalb die eine oder andere gute Handlung, damit er als ehrenhaft und tadellos gelte. Mancher bringt empfindliche Opfer, er verhält sich schweigsam beim Wettgesang anderer, verzichtet aufs Essen trotz Hunger, schenkt einem verstorbenen Gegenstand weg, leistet Arbeiten einem bejahrten Manne, gegen den er schwere Abneigung hegt, und manches andere mehr; nur um auch selbst hin als anständig zu erscheinen. Mit einem schlimmen Vorwurf belastet zu sein, berührt den einen wie den anderen derart empfindlich, daß sie den Verkehr mit jenen, die darum wissen, sogar jahrelang vermeiden und nur für sich in verborgenen Winkeln leben. Zwar liegt hierin die Gefahr, daß das Bewußtsein der eigenen Tüchtigkeit und Bravheit wird. Sie aber begegnen wirksam die Lebensform selber, hinter deren Einfachheit und Durchsichtigkeit auf die Dauer weder Lüge noch Betrug sich verbergen könnte.

In enger Verbindung damit steht der kostbarste Hinweis auf eine empfindliche und offensichtliche Strafe, die, nach dem Glauben dieser Indianer, den Bösen wegen über den Schuldigen verhängt. Im besonderen erwähnt man eine langwierige Krankheit und auch häufiger den vorzeitigen Tod. Wer letzteren entgehen will oder wer durch den Verlust seiner eigenen Kinder nicht gestraft werden will, der sei besonders eifrig beim Aufsuchen in der Morgenfrühe. In jungen Jahren sterben müssen, gilt allgemein als Strafe für Trägheit oder für eine andere fehlerhafte Handlung, deren sich jemand schuldig gemacht hat. Wer also ein hohes Alter erreichen will, der befolge genau all das, was bei den Yamana seit jeher Gesetzeskraft hat.

Wirkt der Hinweis auf die persönliche Ehre und auf die empfindlichste aller Strafen als eigentliches Druckmittel, so betont man bei den folgenden Lebensregeln zum inneren Gründen die Strenge der Verpflichtung. Ebenso steht der Hinweis auf unverbrüchliche Hilfsbereitschaft. Jedermann muß einspringen im freiwilligen Dienste aller anderen stehen und die restlose sich hingebende Gefügsamkeit zu Hilfeleistungen und Gefälligkeiten jedweder Art aufgreifen. Mit Gaben und Geschenken wird dieser Pflicht zum Abweisen nicht genüge getan, auch Taten und Arbeiten werden gefordert. Ausdrücklich sagt man es den Prüflingen, sie sollen ihre Augen offen halten, um jene Gelegenheiten zu empfinden, in denen sie sich anderen dienstbar erweisen können. Denen

hören sich sogleich. Ihnen sollen sie einen Aufforderung, eine neue innere Bereitwilligkeit aufgrollen. Wer etwas benötigt, bittet selber kaum je darum.

Hierher gehört es auch, an Gaumen anderer die eigenen Wünsche verbindlich zu stellen, auf persönliche Vorteile zu verzichten und die eigene Bequemlichkeit zu opfern. Zu freiwilliger Dienstleistung sei der einzelne verpflichtet aus Rücksicht auf sich selber heraus; denn dadurch macht er sich anderen verpflichtet, die nun Gegenseitigkeit üben in der gleichen Weise vergelten und helfen werden. Der Grundsatz der Eigenliebe bewährt hier wieder durch! Außerordentlich wohltuend wirkt es, daß jeder Liebesdienst für einen anderen ganz unauffällig und still vorgenommen werden soll, als sei er selbstverständlich oder als gehöre es nun in den alltäglichen Pflichtenkreis. Beispiele hierfür werden mir im langen Zusammenwohnen mit den Yamana fast an jedem Tage vorgeführt.

Der innere Wert dieses für sich schon bedeutsamen Verhaltens wird noch unendlich durch eine göttliche Uneigennützigkeit gesteigert. Andere zu beschenken, ohne für sich etwas zu erwarten, anderen zum Essen einzuladen, an anderer von der Beute abzugeben, das gehört zu jenen ererbten Tugenden. Wer jemand benötigt und sich helfen möchte, wende sich ohne Umstände ungehindert. Für Arbeiten, die man den Verwandten und Nachbarn gebietet hat, erwartete niemand eine Belohnung; man begnügt sich damit, einem Nachbar geholfen und dadurch den eigenen guten Leumund erhöht zu haben. Freilich schafft man sich unbewußt die Gewähr dafür, in gleicher Weise von den Stammesgenossen gefördert zu werden.

Die Liebung gegenseitiger Tugenden übten nicht nur Verwandte und Freunde unter sich, nachdrücklich werden die einzelnen dazu angehalten, sie auch gegen Fremde zu betätigen. Besonders Gründe macht man namhaft, nicht anderst dem, daß Fremdlinge unter ihren eigenen Leuten sich in besonder Weise über jene, die sich ihnen hilfsbereit und freundlich erwiesen haben, äußern werden. Aber man berücksichtigt auch, daß fremde Ankömmlinge in den unbekannten Gebiete sich unvergleichlich schwerer zurecht finden oder zu helfen wissen, als in ihrer näheren Heimat.

Damit verbindet sich selbstredend die allgemeine und auffällig strenge Forderung nach Höflichkeit. Wir Europäer mit der uns eigenen Selbstüberhebung möchten diese Tugend kaum bei den vielverachteten Wilden vermuten! Dennoch werden die einfachen sogar eigens auf gutmeinende Haltung beim Sitzen aufmerksam gemacht. Besonders vornehm muß man sich gegenüber Besuchern erweisen, am allerwenigsten darf man mit ihnen einen Streit anfangen. Mit leichter Handbewegung bittet man sie ein, sich auf gänzigen Plätzchen niederzusetzen und ihre Hände nach dem zusammenscharren, was andere am Feuer hält.

Die Höflichkeit wird zur Ehrfurcht vor allem Alten gesteigert. Die Gewohnheiten des Stammes und die gesamte Überlieferung hochzuhalten, muß jedem Yamana eine Herzenssache sein. Demzufolge richtet er sich darnach peinlich genau und hütet sich vor jeder verächtlichen Kritik. Genau nach dem Brauch der Alten lebt er auch dann, wenn niemand ihn beobachtet; er gibt

Sie weiter an seine Kinder und wie bei seinen Erziehungsversuchen [illegible] für sie ein. Nehmen Exemplare an verständige sich lernen, diese oder jene Erziehungsgrundsätze [illegible], bleibt den Versuch meist keine andere Abwahl dieser Schwierigkeiten, als in erkennbarer Ehe jenen diesen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen.

Doch genügt es nicht, nur die überlieferten Einrichtungen und Grundsätze, Anschauungen und Vorstellungen kennenzulernen, nicht minder gehört das heutigen Lesens beherrscht Gesichtspunkte einer ganz besonderen Überlegung. Jugendliche müssen sich in diesen Gegensatz schwierigen und verhältnismäßig [illegible] Verschiedenheiten sich widersprechenden Pflicht und gleich dieser ungeeignet Unentschiedenheit bewahren. Schwere Schwierigkeit wäre es, über sie zu spotten, die wegen ihrer Hilflosigkeit zu verlachen und über die unbeholfenen Bruchstücke sich ungeschickt zu äußern. Wenn und für den Alten verdient einfache Beachtung von seiten der Jugendlichen.

Zur Übung all jener Lebensregeln ist nur Übig, wer es in ununterbrochener Schulung an einer ernstgemeinten **Selbstbeherrschung** gewöhnt hat. Unter den verschiedenen Gesichtspunkten wird diese besonders Tugend empfohlen. Man verlangt, daß jeder seine Affekte und seine Beweglichkeit bezwinge, daß er Zornausbrüchungen und Regungen der Feindschaft niederhalte, daß er sich stramm vor Vorgesetzten und sich freundlich vor Freunden benehme, daß er langwierigen Gehorsam Gegebenen Ermahnungen und wohlmeinte Belehrungen durch fremde Kinder oder fremde Hände gelassig ertrage. Frauen und Mädchen sollen in dieser Beziehung eine eingeengtere Art zu erkennen geben, vor allem ihre Augen im Zaume halten; sie sollen selbst dann noch den wohlmeinenden Gatten die Treue halten, wenn er lange schon auf Abwegen wandelt.

Aus dem reichen geistigen Schatze der Tugenden sind hier nur einige Grundsätze über Leben zusammengestellt worden, manche andere kann aus den Worten der Unterweisungen an die einzelne weiblichen entnehmen. Doch sie genügen, um den hohen Stand der [illegible]lichen Erziehungsweisheit hell zu beleuchten.[**]

4. **Anwendung einiger Grundsätze:** Was der Lehrmeister und manche andere Personen an Weisungen und Mahnungen den Pflegen hatten, klingt überraschend schön. Ingles Lessen es unsere Frauenbilder damit nicht bewandert sein und als richtige Jugendbildner verlangen sie, daß möglichst viel davon unverzüglich in die Tat umgesetzt und geübt werde. Bereits in der Jünglings-Blüte fangen sie damit an.

Besonderswert hatte Übungen der **Selbstsucht**, zu denen die einzelne verpflichtet werden, sind das andauernde Stillschweigen, die regungslose Körperhaltung beim Stehn, der Zwang zu aufrechtem Marschieren, die geduldige Überwindung des Hungers und der Ermattung, das bereitwillige Ausführen oft wiederholter Ermahnungen und scharfer Bemängelungen. Man

[**] Die Lehren und Erziehungsgrundsätze, die in diesem Lieben vorgelegt worden sind, stimmen gut mit den früher oder knapper Angaben aus der Feder des Rev. T. Bowen vom Jahre 1846 überein (S. 210).

[illegible] Gemeinde

läßt sie allein in den Wald gehen, wo sie den kürzesten Weg einschlagen und erst wiedervereinigen müssen, ohne miteinander zu reden; nur einem Vertrauten bedeutet man sie, bis es ihnen gelungen, ein Tier zu erbeuten oder haben sie Muscheln und Früchte gesammelt, stärken sich die erwachsenen Begleiter davon unterdes selber unterwegs, während die viel hungrigeren Prüflinge davon vorläufig keine kosten dürfen. Mitunter müssen sie in der Hütte oder in einer Höhle zur anderen lange warten, damit ihr Eigenwille gründlich gebrochen werde. Absichtlich läßt man sie an einem ungünstigen Platze zu besonderer Sättigung kochen (S. 857) und man setzt ihnen sogar kleine Mahlzeiten auf den Rücken, um sie zu höchster Selbstbeherrschung zu zwingen (S. 858). Eine ausführen der letzte aller Anwesenden bedacht worden ist, dürfen sie ein wenig von dem zu sich nehmen, was sie vorher verteilt haben und von dem einzelne Leute ihnen etwas zur Stärkung geben.

Gedächtnisproben verschiedener Art haben unsere meist so einfachen Naturvölker für die zu bildende Jugend ersonnen. Beispielsweise weist man ein Mädchen, welches einen Irrtum macht, dadurch beschämt, daß ein Erwachsener absichtlich so tun muß, als verwechselte er, es ärgert und auswirft. Ein Alter oder ein erfahrener sagt vielleicht: „Ich sehe sehr deutlich, wie es in dir lacht und du erfreut bist, und wie du auf jenen dort, der dich heimtückisch beobachtet, [illegible] dich! Hier darfst du dich nicht umdrehen, wie es die verständige wäre. Wage es ja nicht, aus der Rolle zu fallen; wir würden dich gründlich [illegible] Gewiß, diese meine Worte passen dir gar nicht, aber trotzdem müßtest du sie doch. Halte nur weiter still aus, auch [illegible] du dir hier gefallen lassen müssen!“[*] Nicht minder schwere Qual es unseren empfindsamen Burschen und Mädchen, laut vor allen Anwesenden gemaßregelt zu werden, und dies meist nur wegen Verkommenheiten, die eher als kindlicher Unverstand, denn als Vergehen beurteilt werden müßten.

Mit den Übungen der Selbstzucht stehen in engem Zusammenhange die gerade so häufigen Übungen in der Selbstlosigkeit. In der Jünglingshütte erzieht der ehrliche sozusagen sich selber ganz und gar. Vom Willen der anderen Teilnehmer lediglich unbedingungslos abhängig; denn ohne Widerspruch muß er jedem folgen. Verschiedene Arbeiten hat er zu verrichten und nicht selten warten die Erwachsenen eigens hierfür ungünstige Umstände ab. So obliegt ihm auf Geheiß des Leiters, das erforderliche Brennholz zu sammeln und herbeizuschleppen. Erst recht dann, wenn es draußen stürmt und schwer regnet, wird er dann in den Wald geschickt. Haben sich viele Leute in der Großen Hütte eingefunden, daß die Erwachsenen in der Nähe des Feuers keinen ausreichenden Platz finden, müssen die Prüflinge sich auch dicht neben gegen die Hüttenwand schlafen lassen. Dort erreicht sie die erwärmende Wärme des Feuers nicht mehr, wohl aber trifft sie unmittelbar die kalte, von außen eindringende Luft.

[*] Diese Strafe verbindet sich dem alten Brauch, der sich im allgemeinen sehr ruhig benahm und die Rede von milderer Gesinnung war. Andere Personen, die lebhaft und leidenschaftlich veranlagt sind, gebrauchen aufreizende und höhnende Worte.

Wird der nächtliche Raum der Großen Hütte für freie Bewegglichkeit bei Tieren benötigt, schränkt man die abendliche neue Hütteraumgabe hin, wo sie sich eng zusammenpressen müssen. Sogar für die Nachtruhe gönnt man ihnen nur so viel Fläche, als sie in Hockstellung auf der Seite liegend benötigen. Wer unterwegs im Schlafe sich reckt und streckt, den zwingt sein Platz selbst auf den engen Raum zurück. Man sagt dem abendlichen neuen: „Jeder muß mit einer möglichst geringen Fläche zusammenkommen gelernt haben, damit auch andere Leute ihren Platz finden."[illegible]

Was das Essen betrifft, so läßt man die Prüflinge auch empfindlicher zur Selbständigkeit an. Regelmäßig werden erst die Erwachsenen mit der Mahlzeit bedacht. Ergibt sich beim Verteilen, daß für den einen oder anderen abendlichen nichts mehr vorhanden ist, macht man sich deshalb kein Kopfzerbrechen, sondern läßt sie bis zur nächsten Gelegenheit warten, ohne sie zu trösten oder zu bedauern. Häufig nehmen die Burschen und die Mädchen aus, was durch Jagen und Sammeln den Pfleiherrenrat für die vierte Teilnahme wieder aufzufüllen. Sie sind verpflichtet, alles und jedes zur Großen Hütte herbeizuschaffen, zur Kürbishütte zu bringen und den Erwachsenen zur Verfügung zu stellen. Unterwegs dürfen sie sich nichts in den Mund stecken, wären sie auch noch so hungrig. Sie fangen auch keine Gelegenheit, weil sie fast jedesmal von erwachsenen Personen begleitet sind. *Jedenfalls* werden sie so gründlich eingeschüchtert, daß sie sich an das Verbot auch dann halten, wenn sie allein sind.

Im allgemeinen unterbleibt das Zukreisen des Essens und das Braten von großen Fleischmengen *in der Ajiyaga-Hütte*. Sobald die abendliche den Ertrag ihres Pfeiles hierher gebracht haben, geben die Mädchen mit ihren größeren Körbchen die beiden Reihen der Teilnehmer entlang und schütten jedem Person etwa zwei Handvoll Beeren oder Pilze oder Maiskolben in den Schoß. Hat jedes einzelne der Mädchen die erste Runde gemacht, setzt es sich an seinen gewohnten Platz. Nun erst erhebt sich die eine und die andere Frau, gibt auf jeden Mädchen zu und gibt ihm einige wenige Stückchen zurück. Jetzt darf es das, was ihm zugeteilt worden ist, gleichzeitig mit den Erwachsenen beginnen und essen. Die Burschen streifen außerhalb der Großen Hütte jene Vögel und Seetiere, die sie erbeutet haben. Drinnen geht jeder von ihnen die beiden Reihen der Erwachsenen entlang und legt jedem ein Fleischstück vor die Füße. Nachdem alle bedacht und die letzten Reste vergeben worden sind, macht sich der abendliche auf seinen Platz nieder.

[illegible] Gegenüber dieser Forderung von absoluter Askese sich die Yamana ursprünglich erwiesen. Weder ich, noch die anderen Prüflinge wurden von unbekümmerten Personen daran gehindert, uns langsam umzusehen. Der Raum war an sich ziemlich eng, aber man konnte immerhin die Reihe teilweise auf die äußersten Randflächen der breiten Fensterbänke lagern. Da die Große Hütte in Puerto Mejillones reichlich 11 m Länge besaß und auf der einen Seite neun, auf der anderen Seite elf Personen Platz gefunden hatten, läßt es sich leicht errechnen, wie weit jeder sich ausdehnen durfte. Nur wenig fällt in die Waagschale, daß die Yamana von mittelgroßem Wuchs sind. Zwei Jahre meiner hiesigen Anwesenheit, der damalige Leiter, die oben gemeinte Lockerung der früheren Ordnung nicht so ganz allgemein gestattet; er hat nicht einmal mit mir einen Ausnahmen gemacht.

Gewissheit hält sein Herz, durch auch ein anderer Mann, dem sie Vertrauen schenkenswert, gleichsam als Ausnahmemensch, den er jetzt zum vertrauten darf.

Wer etwas benötigt, was er zufällig nicht bei der Hand hat, bittet es sich einer Umstände von einem abwesenden aus. Bei seinem ersten Jugendfreunde trat einen Abwesenden Nutzen in die Grelle Hütte, als ihnen das Tuchen begann. Da sie sich beteiligen wollte, der aber ein Tuchmesser fehlte, griff sie kurzentschlossen zu dem des nächstbesten Prüflings und schwang ihn in ihren Händen. Jenen wollte demnach einen Lehrer und auf den Tuchen verzichten. Später sah ich, wie ein Alter, dem das Augenlicht abhanden gekommen war, seinen Stock einer Umstände dem ihm gegenüber knieenden Prüfling vom Kopfe nahm und für sich so lange behielt, bis er abwenden sich nur Ruhe legte. Gerne gab mir erläuternd an: „Ein abwesender soll sich gerade fühlen, wenn ein Erwachsener einen seiner Gegenstände in Gebrauch nimmt!“ Sogar Fälschlichen, mit denen der Prüfling seinen eigenen Körper bedeckt, macht er widerspruchslos sich wegnehmen lassen, wenn einer älteren Person sie benötigt.

Überdies schaffen die Erwachsenen den Prüflingen wiederholt Gelegenheit, sich, ganz allgemein gesagt, in der *Pflichterfüllung* zu üben. Bekanntlich müssen sie regungslos auf ihrem Platze so lange harren, bis gewöhnlich vom nach Mitternacht der Pate ihnen erlaubt sich vom Schlafe aufzuerstehen. Auf einen Wink des Leiters oder Vertreters kriechen sämtliche Erwachsenen gelegentlich mitgier unter die Decken und auch die Paten täuschen festen Schlaf vor, beobachteten aber aus ihrem Versteck stundenlang die Prüflinge, ob diese in ihrer peinlichen Markenerstellung regungslos verharren.

Besonderen Wert legen unsere Tanzen auf die Übung strengen, andauernden *Stillschweigens*. Männer schicken sie, die abwesende ihrer Begleitung zu einer bestimmten Stelle in den Wald. Da und dort aber hält sich ein Mann verborgen, der die Verhaltens genau überprüft. Man erzählt sie bewusst dann, daß sie sich überall beobachtet glauben. Wenige Tage nach ihrer Einführung geleitet sie ein Mann in den Wald. Hier nehmen sie die Bäume vor, als wären es lebende Personen, und diesen sich vorstellen mit den Worte: „abwesende Adie Adi, ein Prüfling bin ich jetzt!“ In der Folgezeit benehmen sie sich ehrfürchtig im Walde und hüten sich vor Schwatzhaftigkeit (S. 872). Beim Abschluß der *Hüpago*-Feier treten sie abermals vor die Bäume hin und melden ihnen, daß nun die Prüfungszeit vorüber ist (S. 952). Vereinzelt zwingt die Notwendigkeit, diesen oder jenen zu ungen, was aber jedesmal mit grämgeiter Stimme und in aller Kürze erledigen muß.[**]

Der Leiter und jeder Pate erwarten von abwesende eine schnelle und blinde *Folgsamkeit* bei jedwedem Auftrage. Nie kämen es einem Burschen und Mädchen in den Sinn, zu widersprechen oder sich lässig zu zeigen. Zuweilen setzt man ihrem Charakterfehler und Starrsinn mit empfindlichen Abwehrmitteln zu, trotzdem dürfen sie nicht merken lassen, wie ihr Innerstes sich

[**] Diese Regel empfindlichen allgemein auch die verschiedenen Verbindungen, von welcher unsere noch eigene nur Sprache kennen wird (S. 988), obwohl auf diese selbstverständliche Pflicht schon mehrmals hingewiesen worden ist.

[illegible] und wie der Jugendliche sich [illegible]. Als [illegible] Gesetzgeber wird gelegentlich ein Prüfling [illegible] in den [illegible] [illegible], damit er etwa einen Brunnen auf seinem Platze [illegible], [illegible] [illegible]. Er [illegible] [illegible], darf aber am Morgen keinen Augenblick schlafen, [illegible] zu rufen. Der aber jener wird bei Augenzeiten und in dunkler Nacht [illegible], wenn einen Bauer fällt aus der gemeinen Zeit rufen. Nachdem er in die Grube [illegible] worden ist, muß er vorerst seine Eingänge [illegible], ehe er sich auf seinen Platz für Wasser und Kälte am Feuer [illegible] darf. Antworten erhalten wir die Zeit dieser Abhaltungen und sagte [illegible]: „Durch dergleichen [illegible] wird der Eigensinn der Jugendlichen gebrochen und sie befolgen später leichter, was bei uns Tonnen in Übung steht."

Aus dieser gesetzlichen Einstellung erklärt es sich von [illegible], warum unsere Feuerländer im [illegible] [illegible] [illegible] sind. Kleine Vergehen gegen die Ordnung und unmißverständliche Grenzgänge, die meist nur Unvorsichtigkeiten sind, werden mit [illegible], strengen Worten gerügt und als eine schwere Entgleisung gekennzeichnet; man straft sie manchmal schon beim ersten Male. Bösen oder [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Übertretungen verweist man den Schuldigen auf einen [illegible] Platz außerhalb des Umgangs, wo [illegible] für einen Tag oder, je nach seinem Vergehen, auch für drei zweimal Tage jeden Besuch und jeden Schlaf. Wasser entzogen wird. Dort muß [illegible] sich selbst [illegible], denn die kalte Luft von draußen [illegible] wie Jugendrat [illegible], so oft jemand den [illegible] [illegible] hat, und das wiederholt sich oft bei dem [illegible] Verhalten; außerdem ist hier die weitere Entfernung vom schmerzenden Körperteil. Manchmal [illegible] [illegible] man den Schluß einiger Nächte hindurch bis auf drei Stunden ab, daß er [illegible] wurde und ganz erwachte. Sogar in die Winternächte stellt man einen für gewissen Zeit hinaus, um den Gegensatzlichkeit und Wechselhaftigkeit [illegible].

Die Strafen verhängt entweder der Leiter oder der Pate. Die eigenen Eltern des Betreffenden, die anwesend sind, schelten sich gegen Eltern oder gegen [illegible] Verwandlung einmahl an Gunsten ihres Kindes einsetzen; denn es ist als [illegible] in der *Ajiyaga*-Hütte [illegible] [illegible].

Weil die Prüflinge von den gemeinen Prinzipiengen erhalten soll, empfindet er unmittelbar sehr schmerzlich. Von höherem sittlichem Wert für die Begründung der gebrauten Ordnung und der Ehrfurcht vor der ganzen *Ajiyaga*-Einrichtung ist jedoch der Hinweis auf den Höheren Wesen, auf Verantwortung. Dieser gilt als Urheber der Jugendweihe und demnach als strenger Wächter über all den, was dabei geschieht. Mit deutlichen Worten hat der Leiter es vor den Prüflingen gleich zu Beginn mehrmals ausgesprochen: „Alles, was hier im *Ajiyaga* vor sich geht, ist nicht Sache der Tonnen,[37] das stammt von

[37] Diese Wendung will besagen, daß die Jugendweihe weder von den Tonnen erfunden noch von ihnen eigenmächtig eingeführt worden ist, daß sie vielmehr ihren eigentlichen Urheber in dem gemeinten Höheren Wesen hat.

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

Verwandlung, daß Sara als Frau erscheinen und Sara sein wird (S. 62). Dieser und die weiteren einzelnen Züge in neue geschichtlichen Rahmen „Wer hier in Gerar und seiner Umgebung den Frieden stören, ist eine sichtbare Strafe über Sara. Frieden ist auch stillschweigend und gastfreundlich. Lebt auch vor ihm. Es soll jeden da, der sich angefeindet und verfolgen fühlt."

Die Tendenz der Erzählungen, die jedem Pilgrim erteilt werden, deutet die Lebensweise vorläufig einheimisch mit jener Volksmenge. Sie beschäftigen Bedeutung haben. „Bist Isaaken, wisse dich genau auch dem, was wir die in dieser Großen Hütte aufbringen, unser auch. Frieden dich Lebendig erscheint" Eine andere wichtige Wendung lautet: „Hütte dich vor Treulose, der Isaaken verlassen ist. Sehe es dich selbst und hast, so wird er dich ganz auch verlassen und du erstirbst" Auch für den Fall wird die Gefahr dem Isaaken angekündigt, daß ein Pilgrim die Tempelhaus in der Hütte Hütte verschwinden und an Wahrheitsfülle verliert.

Im Zusammenhang mit einem Fluch Jakobs verständlich, die Sara gegen den Erdboden, Jakobs Sage der Fluch des Schicksals: „Wenn du den Treulose du nahen in der Nähe gehörst?" Dieses Jaagen beginnt es dem. Jakobus verfolgt man den widersprechenden den Gesetz mit einem Lobpreisen und dann wieder den Pilgrim auch gleichzeitig. Man merkt den glauben, daß Treulose mit seinem Segen von seinen den gegen die Gesetzliche genau sehen dem Sitzplatz des Pilgrims oder Gastfreunde unter der Großen Hütte steht: das ist eben sein Pilgrim.

Endlich wie die Pilgrim wenden auch die Leute außerhalb der Großen Hütte damit in Schutz gebracht, daß man Saras ausdrückt. „Treulose fällt gleich, der sich unserer Großen Hütte nähern oder der sich verbrecherisch benimmt" Ähnlichkeit besagt man damit bei, daß man unter an Nahrungsmittelen gemacht in die Hütte trägt, ausschließlich vom Treulose verschlungen wird. Die Ausschließenden sind also im Großen Schutzen, daß dieser hier Gaben in der Großen Hütte eine ausgeschlossene Stammheit erhält und sehr an Bedeutung ist."[1]

Wie auch immer in die Hütte eingeschlossen wird mit Isaaken Ad be besonderen eingetragen. Damit gibt man den Leuten draußen im Lager zu verstehen: „Diese Person verschwindet in der Großen Hütte und fällt ganz in die Gewalt des Treulose" In der gleichen Weise verschwinden sich diese Rede, wenn Rede oder Lebensmittel in die Große Hütte gebracht werden; sie drückt aus: „Alle diese Dinge sind für Treulose, der sie für sich beschlagnahmt."

Für die Pilgrim ist auch folgendes Brauch bemerkt, in größeren Zwischenräumen, wobei auch einen wenigen Verschwiegung eines Volksfeuers, wirft

[1] Diese dieses Brauches nennen "Treulose" mit einem abschließenden weiblichen Geiste, "Lobpreis" genannt, gut übersetzt, der in der Bedeutung Hütte der Lobpreisen Hütte" eben und jeden verschieden mit abschließenden, großen Gerade bekommen (Bd. I, 616), für den Verein allerdings nahmen sich diese Bedeutungen allein an die Kinder, denn die wenigen Erwachsenen, die an diesen Versammlungen im Lager blieben, nannten den Treulose und über den Sinn in der Großen Hütte Sage Bescheid.

sich der Leiter mit heftigen Gewalt gegen auf den Erdboden, setzt sein Gesicht mit den aufgestellten, flachen Händen und heftig einen knabenden Ton mit ungewöhnlicher Stärke gegen die Erde. Das soll bedeuten, Yerájin wurde so weit von dieser Stelle verschwinden, als sei er tot. Demgemäß nehmen sich die übrigen auch weiterhin vor jenem [dem] Leiter Gebote; denen er befiehlt, verrichten auch die Zuschauenden während des Tanzes, wenn sie aufgefordert sich hin und her bewegen, den Yerájin durch kreisförmige Bewegungen der flachen Hände bei ausgestreckten Armen ab; der Kopf ist gleichzeitig nur Erde gerichtet und die Augen starren fest auf die Erde. Nachher betrachten sie sich freier und wie erleichtert, als wäre jener feine Erdgeist unsichtbar gemacht und auf weite Entfernung abgetrieben.

Die Bedeutung des Yerájin in der allgemeinen Vorstellungswelt der Yaruma genau zu bestimmen, stößt auf Schwierigkeiten; denn seine Persönlichkeit wird von dem und jenem verschieden bewertet. Mir Canes sprach ich ausführlich darüber; doch konnte ich nicht zu Erklärung bringen, als seine Auffassung von der Wahrheit gestellt wird. Er führte aus: „Die Alten forderten mit außerordentlicher Strenge, daß die einzelne ganze alle Vorschriften des *Áijanga* einhielten. Man wartete sie ausdrücklich, ihre Erlebnisse in dieser Großen Hütte auszuplaudern, und drohte ihnen strenge Bestrafung durch Yerájin an, der in der Erde wohnt. Eben deshalb, weil wir die gleiche Erde trocken, ist jeder von uns ihm sehr nahe. Nie werden wir uns in die Luft erheben können und dort oben leben; wir bleiben angewiesen an dieser Erde. Wer das nicht beachtet, was man ihm sagt, wer faul und arbeitsscheu wird, dem bleibt etwas wie Erde kleben; dieses Etwas macht ihn matt, schwerfällig, müde und er stirbt in kürzester Zeit. Das gleiche [Los] hat jeder zu gewärtigen, der die Geschehnisse in der *Áijanga*-Hütte ausplaudert. Die Alten brauchten folgendes Beispiel: ‚Schaut auf die Schaben! Dort auf hohen Steinen am Strande sitzen sie eng zusammengedrängt. Auch sie halten ihr *Áijanga* ab. Sie besprechen ihre Lebensweise und ihre Pflichten, ein jeder richtet sich darnach. So leben sie zusammen[*] und finden ihre Nahrung. Wenn die Jungen das Nest verlassen und flügge werden, gehen sie erst eine Zeitlang ihren Eltern nach. Später treten sie in ihr *Áijanga* ein, dort werden sie unterrichtet und hören zu. Falls ein Junges seinen Eltern sich nicht anschließt, sondern zurückbleibt, findet es von sich allein aus nichts zu fressen. Es lernt nicht recht, sich Nahrung zu verschaffen; es wird schwach, kann den anderen [erwachsenen Vögeln] nicht folgen und geht bald zugrunde. Alle müssen eben folgsam sein und sich an alles getreulich halten, dann ist ihr Leben gesichert und sie haben zu essen, sie sind froh und glücklich. In gleicher Weise müssen die einzelne sich von den alten Leuten erziehen lassen und nach allem [nach allen Vorschriften] sich richten."

Doch wer sich darum nicht kümmert, der wird, wie gesagt, von *Yerájin*

[*] Das heißt, auf Grund eines pflichtgemäßen, bestimmten Verhaltens ist ihr Zusammenleben möglich und ihr Fortkommen zweckmäßig geordnet. — Es ist für die Yaruma außergewöhnlich, daß hier auf ein Beispiel aus dem Tierreich verwiesen wird.

kommt und von den entgegenkommen [durch vorsichtiges Suchen]. Die Furcht vor Gott dem Prüflingen einzuflößen, tut gut! Denn wenn Gottlosigkeit die meisten alle Weisungen und Lehren als lasten, Heiliger Hinweisen. Öfters denke man daran, dass auch jenen Bösewichte! Schließlich glaubten die einfachen, daß es wirklich so ist. Durch verschiedenartige Vergeistigungen bestehen die Alten diesen Glauben der Prüflinge. Beispielsweise merkt man daran nun, der Teufel kann seine Stimme verstellen.[1] Das zeigt dann bei, den Furcht zu erhalten und ihre Angst zu steigern. Wenn sie an einer spätreren Jugendstufe teilnehmen, schon die offenere Augen,[2] daß dergleichen Rede allein von den Männern ausgehen, womit sie einen ständigen dem Teufel verglichen. Diese Erkenntnis versteht jetzt an ihnen nichts mehr; denn sie befinden sich bereits auf dem rechten Wege, den sie auch konsequent einhalten werden.[3]

Endlich möchte ich hier eine Bemerkung, die ich dem alten Knaben verdanke. Er sieht darauf hin, daß man selber Überlegt alle Erscheinungen des Alltages beobachtet[en] sollen. „Wer diese Gewissung nicht hegt, wird von Teufel gefangen, der in der Luft sitzt. Wir belegen den Aufmerksamkeit dieser bestimmter Furcht bei, daß sie sich der Großen Hüter nicht schämen; wir denken daran damit, daß sie von jenem Geiste gefaßt würden. Angst ist manchen ist notwendig; denn wer sich fürchtet, hält sich gerne an der gebrauchten Bestimmungen. Demnach verweisen wir oft auf den Teufel."

Nachdem Cassa seine Ansicht ausgesprochen hatte, bemerkte ich ihm weiter Gedanken vor: „Weshalb benutzen die Alten einen Furcht vor Teufel, da es doch Wenigstiefen ist, der wirklich existiert?" Er erwiderte: „In alter Zeit wurde viel mehr als gewissen die Furcht vor Wenigstiefen eingeprägt, denn immerher ist er der Mächtigste, aber viel sichtbare als Teufel. Dieser zeigt sich im Alten. Die Teilnehmer an den Alten-Feiern behaupten, er lebt in der Erde und [will die Menschen,][4] deshalb fürchten wir [verwerflinge] im Alltages bereits den Prüflingen die Furcht vor Teufel ein. In alter Zeit hatte man hier im Alltages eben die Furcht vor Wenigstiefen; dies einfache eingeprägt; denn er

---

[1] Das geschieht auf folgende Weise: Ein Mann legt sich platt auf den Erdboden und setzt sein Gesicht auf die dem kleinen Finger entsprechende, der Hand unmittelbaren Rinde. Dadurch wird ein kleiner Hohlraum geschaffen, in den hinein er einen langgezogenen, hochtönenden Ton bläst. In einiger Entfernung erweckt dieser Ton den Eindruck, als entstammte er dem Erdinnern.

Zuweilen unterbricht man diesen Knaben durch ein schnelles Trommeln der flachen Erdhöhlung mit beiden Fäusten. Während dieses Geräuschspiel abläuft, verhalten sich sämtliche Anwesenden regungslos; den Prüflingen bei man gewisser Zeit wieder den Kopf mit einem Lederlappen verbinden.

[2] Jetzt sind sie nämlich als Erwachsene vollkommenlose Teilnehmer und dürfen sich alle Vorgänge genau anschauen.

[3] Das soll heißen: Angst und Schrecken, die man dem Prüfling (oder unter Vorspiegelung jenes bösen Geistes eingeprägt hatte, sind nicht wirkungslos geblieben, sondern haben ihn so sicher auf den rechten Weg gewiesen, daß er davon auch mit den Jugendlichen nicht mehr abweichen wird, in dem er die wahre Natur jenes Schreckensbildes durchschaut.

[4] Die Gleiche behaupten die Schi'iten bei ihrer gleichen Männerfeier von Tulpen, dem weiblichen, alles befruchtenden Geist (Vgl. Anmerkung 319).

ist der Mächtigste. Der *Yetáita* wird auch *támawa*[325] genannt; das ist der Name für *Watayinčiwa*. Sie sind einer und derselbe, nur jetzt sagen wir, dieser und jener sind verschiedene Personen."[326] Ich fragte weiter: „Wie reimt sich das, da *Watayinčiwa* doch im Himmel ist? Man nennt ihn: 'Den dort oben', 'der Alte im Himmel', und ähnlich?" Cuns war um die Antwort nicht verlegen: „Gewiß ist *Watayinčiwa* dort oben. Indes, er schaut von dort oben herunter und hier auf der Erde straft er. Also ist er auch auf der Erde! Jeden faulen und nichtsnutzigen Menschen erreicht und straft er. Neuestens haben die Weißen uns erzählt, es gäbe einen Teufel.[327] Wir aber sagen jetzt *Yetáita*, als ob er ein anderer wäre wie *Watayinčiwa*; in alter Zeit waren beide eben einer und derselbe."

Die folgende deutliche Zusammenfassung verdanke ich Calderon, der ohne Aufforderung erklärte: „Hier in der Großen Hütte wiederholen wir es den *uáwǫ́gla* immer wieder: ‚Da drunten in der Erde wohnt *Yetáita* mit seinem Weibe. Hütet euch vor ihm!' Er wird den jungen Leuten erst voll und ganz bekannt gegeben, wenn sie [geistig] herangereift sind, nämlich wenn sie zum dritten Male ins *číčxaus* kommen.[328] Mit dem *Yetáita* den Prüflingen zu drohen hat sein Gutes! Wir dulden keinen Taugenichts unter uns, keinen, der spät [am Morgen] aufsteht, der nicht arbeitet, der anderen lästig fällt. Wir sagen: ‚Dergleichen Nichtsnutze holt *Yetáita* bald weg!' Um den Ermahnungen starken Nachdruck zu geben, wird immer wieder auf *Yetáita* hingewiesen.

Selbstverständlich besteht daneben *Hidáhyan*; denn er ist der Starke, der eigentlich straft. Vor ihm muß sich jedermann ganz besonders in acht nehmen. Aber das alles versteht sich von selber und deshalb wird *Hidáhyan* im *číčxaus* weniger häufig erwähnt.[329] Wir wollen hier unseren Belehrungen und Mahnungen an die Prüflinge eben wirksam nachhelfen, deshalb drohen wir mit *Yetáita*. Alle Rufe, die von den *uáwǫ́gla* ihm zugeschrieben werden, führen unsere Männer aus. Davon gibt sich der junge Bursche erst Rechenschaft, wenn er zum dritten Male in die Große Hütte eintritt. Vorher aber ist er, aus Furcht vor *Yetáita*, auf den rechten Weg [der Pflichterfüllung] gekommen. Später wird er aufgeklärt, daß nur Männer diese Rufe ausführen. Da sagt er sich:

[325] Die Sinnbedeutung lautet: Mein lieber Alter; nach BD: 421 ebenfalls: (My) father, my old man (im familiären Sinne). BD fügt ergänzend an: A being personified in the ceremonial [kina] drama, who supposed to come up out of the earth, he was an old man and did not come forth and leap about but lay still in the ceremonial and beat the earth and prayed.

[326] Leider konnte ich nicht in Erfahrung bringen, ob Cuns eine allgemeine Anschauung aussprach. Wäre dem so, könnte man aus seinen Worten die Verwirrung herauslesen, die ein später eingedrungener Vorstellungskreis in die ehedem reine Anschauung vom Höchsten Wesen gebracht hat. — Einige Bedenken gegen diese Darstellung kommen aus dem Umstande her, daß Cuns die geheime Männerfeier zum ersten Male gleichzeitig mit mir im Jahre 1922 sah.

[327] Später sagte Cuns ergänzend: „Dieser Teufel schadet auch den Menschen und straft sie, so sagen die Weißen, obwohl doch ein Gott da ist."

[328] Beim ersten und beim zweiten Male nehmen sie als Prüflinge teil und werden in falschem Glauben gehalten. Erst nachher dürfen sie als vollberechtigte Mitglieder mit offenen Augen jede Handlung verfolgen.

[329] "Hidahnaß" ist wie "Watauinewa" ein Name für das nämliche Höchste Wesen.

‚Bislang hatte ich gemeint, *Yetáita* ruft von der Erde heraus!' Trotzdem bleibt er auf dem guten Wege, an den er sich nun einmal gewöhnt hat."

Seitdem die Prüflinge aus der zweiten Jugendweihe entlassen sind, gehören sie rechtlich zu den Erwachsenen. Im allgemeinen, besondere Anlässe ausgenommen, erhalten sie künftighin von ihrer Umgebung weder Weisungen noch Ermahnungen. Mithin wird auch *Yetáita* außerhalb der *čiéxaus*-Hütte nicht mehr erwähnt.

In der Mythologie der Yamana nehmen jene Erzählungen eine besondere Stellung ein, die sich um die eigentlichen K u l t u r b r i n g e r namens *Yoálox* und deren Familie ranken.[330] In alter Zeit wurde den unreifen Knaben vor ihrer Jugendweihe kaum je dieser Name genannt (S. 178); die Mädchen hörten ihn zum ersten Male anläßlich ihrer Menarche (S. 758). Ausführlicher wurde die eine oder die andere Tat der Geschwister *Yoálox* im *čiéxaus* vorgetragen, gleichsam als erste Einführung. Die lückenlose Erzählungsreihe erfuhren erst jene jungen Männer, denen der Eintritt in das *kina* gestattet wurde. Als der alte Alfredo, der im Kreise einiger Männer saß, auf meine anhaltenden Bitten mir den *Yoálox*-Sagenkreis eröffnete, sagte er mir nachdrücklich: „Eigentlich erzählen wir diese Dinge nur bei der *kina*-Feier." Auch gilt es als seltene Ausnahme, wenn Männer unter sich ausführlich über jenen Heros sprechen; die Frauen vermeiden es sowieso. Vor den *uáuóula* gebrauchen die Erwachsenen dann und wann die Wendung: „Wie wir Yamana uns verhalten sollen [= das gesamte Sittengesetz], ist uns durch *Yoálox* vermittelt worden." So gilt er in etwa als Überbringer der Bestimmungen des *Watuyinéiwa* an die Yamana.

Anders indes behandelt man die vielen S a g e n allgemeinen Inhaltes. Sie werden größtenteils in der *čiéxaus*-Hütte wiederholt. Ob eine Verpflichtung besteht, sie den Prüflingen mitzuteilen, ist belanglos; tatsächlich gelangen die meisten, einzelne sogar wiederholt zum Vortrag. Entscheidend hierbei ist die Anwesenheit solcher Personen, die gut zu erzählen imstande sind. Sie werden von den übrigen Teilnehmern gedrängt, mit dieser oder jener Geschichte aufzuwarten. Hört einer der Anwesenden zu, der die gleiche Geschichte mit einigen abweichenden Teilen kennt, fühlt er sich veranlaßt, ebenfalls das Wort zu ergreifen. Währt die *čiéxaus*-Feier lange, ruft mancher Alte zu einer Wiederholung jener Erzählungen auf, die vielleicht zu Beginn vorgetragen worden sind oder die besonders gefallen haben. Einerlei nun, wie das sich abwickelt, tatsächlich erfahren die *uáuóula* fast alle Sagen, die bei ihrem Stamme im Umlauf sind. Diese oder jene dürften sie aus einer Unterhaltung in den Wohnhütten früher schon kennengelernt haben.

Zumindest die eine und andere Erzählung trägt der Leiter oder Vorsteher persönlich bei jeder Jugendweihe vor und zwar mit starker, verständlicher Stimme, damit alle ihn vernehmen können. Er muß den Anwesenden eben hin

[330] Schon hier sei vorweggenommen, daß er bei diesen Feuerländern das verkörpert, was der Heros "Kwanyip" für die Selk'nam (Bd. I, 581) bedeutet. Beide haben wichtige Einrichtungen geschaffen und sozusagen die Lebensnorm vorgeschrieben.

und wieder diese Abwechslung persönlich oder durch einen geeigneten Erzähler bieten. Sie horchen gespannt zu. Währenddessen schweigt der übliche Gesang mehrerer Personen; nur ganz leise brummt einer, vielleicht von einem andern unterstützt, abseits vom Erzähler die Melodie hörbar weiter. Die erwachsenen Teilnehmer sind es vor allem, die den Genuß ihrer gut vorgetragenen, alten Sagen an dem und jenem Abende in der *čiẋaus*-Hütte nicht entbehren wollen; dabei werden gleichzeitig die *ušuẋgla* in diesen Schatz eingeführt. Schließlich läßt sich nicht verkennen, daß an manchem Beispiel aus einer Sage bedeutsame Lebensregeln oder Bräuche, auch gute oder schlechte Taten erläutert werden, mithin die Erzählungen ebenfalls dem Hauptziel des *čiẋaus*, die Jugendlichen erzieherisch ganz zu beeinflussen, in etwa dienen.

7. *Die Arbeitsübungen*

Eine überraschend reiche Fülle von Belehrungen und Unterweisungen, von Grundsätzen und Lebensregeln, von Teilstücken aus der eigenen Erfahrung und von alten Sagen wird den Prüflingen bei der Jugendweihe geboten. Man erkennt hieraus, mit welchen Dingen die lange Zeit des Beisammenseins ausgefüllt wird. Indes, mit theoretischem Unterricht allein geben sich die erfahrungsreichen Erzieher im Feuerlande nicht zufrieden, sie dringen sofort auf Übungen und Drill unter ihren eigenen Augen. Andauernd bieten sie den *ušuẋgla* Gelegenheit, die vorgetragenen Lehren und Grundsätze in die Tat umzusetzen; denn zu nichts nützen die schönsten Regeln, die nicht eingeübt wurden. Als ich mich für das, was ich bei meiner ersten Jugendweihe erfahren hatte, laut bei Alfredo bedankte, sagte er mir freundlich: „Gewiß, schön ist alles, was in der *čiẋaus*-Hütte vor sich geht. Wir Yamana freuen uns aber am meisten, wenn die *ušuẋgla* sich ihr Leben lang so führen, wie wir es ihnen im *čiẋaus* beigebracht haben!"

Die Jugendlichen, die dort als Prüflinge eintreten, stehen im Reifealter, also kurz vor ihrer Verheiratung. Bald obliegt ihnen die Sorge für eine Familie und die Pflicht zu jenen Beschäftigungen, die nach der geltenden Arbeitsteilung dem einen und anderen Geschlechte zufallen. Die Gemeinschaft der Stammesgenossen will die Gewähr bieten, daß die bald zu gründende Familie tatsächlich lebensfähig ist, daß jeder der beiden jungen Gatten den neuen Aufgaben des Familienlebens gewachsen ist. Ausdrücklich erklären es die Alten: „Im *čiẋaus* überzeugen wir uns, wie weit es jeder *ušuẋgla* in den Handfertigkeiten gebracht hat. Was ihm an Tüchtigkeit abgeht, muß er sich hier aneignen!" In manchen Familien wird beispielsweise den Burschen unbewußt zu wenig Gelegenheit zu selbständiger Betätigung auf der Jagd geboten, weil der Vater persönlich die Hauptarbeit leistet; diesem Mangel hilft man in der Jugendweihe ab. Unterschiedslos nimmt man sich der Burschen wie der Mädchen an und zwingt sie, sämtliche Handarbeiten mitzumachen.

1. Übungen für Burschen: Bei den Yamana ist der Pflichtenkreis des Mannes deutlich bestimmt. Da jeder einzelne bzw. seine Familie

ganz auf sich gestellt bleibt, muß er die Fähigkeit besitzen, sich und die Seinigen zu erhalten. Demnach, so überlegen unsere Feuerländer, darf keinem ein gewisser Grad von Handfertigkeit abgehen. Sie meinen damit die erforderliche Sicherheit und eine weitgehende Leichtigkeit, die Jagdtiere zu beschleichen und zu erreichen. Im besonderen gilt es, die Robben zu überraschen, den Kormoranen in ihren Felsenlöchern nahe zu kommen, höchste Treffsicherheit im Gebrauch der Waffen zu erzielen.

Notwendig hängt damit auch das Bestreben zusammen, in den jungen Burschen Unerschrockenheit und Mut zu steigern; denn beide werden im Kampfe mit den großen Seesäugetieren zuweilen aufs höchste gespannt. Unsere Yamana sind durch zuverlässige Erfahrung belehrt, daß manchen Burschen, so lange sie in der elterlichen Hütte weilen, ein bedenklich hohes Maß von Unselbständigkeit und Zaghaftigkeit, von Feigheit und Ängstlichkeit anhaftet. Mit alledem soll und will das *čiẋsaya* aufräumen. Jedem anerzieht es gewöhnlich so viel Selbstbewußtsein, daß er, im Vertrauen auf die persönliche Kraft, fest auf eigenen Füßen steht, sobald er aus dieser Prüfung entlassen wird. Feinsinnig mit diesem Ziele wird der auffällig schwere Zwang der *uăxǫ́la* zur Selbstüberwindung, den die strenge Tagesordnung eben mit sich bringt (S. 889), bewußt verbunden. Denn wer sich selber ganz und fest in der Gewalt hat, ist Herr über die Rüstkammer all seiner Kräfte.

Die Ertüchtigung der Burschen ist ein besonderes und notwendiges Ziel ihrer Prüfungszeit. Wirklich erhalten sie die zweckdienliche Anleitung, über die der *ulaiťkuwa* oder der Vorsteher wacht. Genaue Regeln dafür, welchen Männern diese Aufgabe zufällt, bestehen nicht. Üblich ist es, daß ein Onkel oder ein älterer Vetter sich während der ganzen *čiẋsaya*-Zeit des *uăxǫ́la* annimmt, falls der Pate wegen hohen Alters oder körperlicher Gebrechlichkeit dazu nicht in der Lage ist. Durchgehends erfüllt eben der Pate persönlich diesen Dienst. Seiner freien Wahl bleibt es überlassen, wie oft und zu welcher Zeit er die Übungen mit seinem Schützling veranstaltet; auch entscheidet er, ob diese oder jene Fertigkeit noch gesteigert werden muß. Gelegentlich setzen sich diese Männer zusammen und tauschen ihr Urteil über die einzelnen Prüflinge aus; dabei vereinbaren sie gemeinschaftliche Unternehmungen. In diesen Aussprachen erfährt der Leiter, wie es mit der praktischen Ausbildung der *uăxǫ́la* steht, und er gibt darüber seine Meinung bekannt. Trotz der weitreichenden Zwanglosigkeit auf diesem Gebiete fehlt es nicht an Übersicht und Überprüfung; die jungen Burschen werden ausgiebig gedrillt und allseitig ertüchtigt, keiner wird vernachlässigt oder links liegen gelassen.

Leicht und schnell ist gesagt, wie es bei diesen Übungen in Wirklichkeit hergeht. Früher, da die Jugendweihe sich durch Monate hinzog, ließ man erst zumindest zwei Wochen verstreichen, während welcher die *uăxǫ́la* sich an die Ordnung in der Hütte gewöhnen mußten. Seitdem ruft der Pate, an diesem oder jenem Tage, zu dieser Tages- oder jener Nachtzeit seinen Schützling auf, nachdem der Vorsteher verständigt worden ist. Beide gehen

an den Strand oder auf einen Felsen und hier beginnen die Übungen. Einerlei, ob mehrere Männer sich mit den *ůšeǥǥla* zusammengefunden haben oder nur ein einziger mit einem Burschen allein ist, dieser muß unter den Augen seines Lehrers die Harpune werfen, die Schleuder schwingen und den Pfeil abschießen, je nachdem dieses oder jenes vorgesehen ist. Die Waffen stellt der Lehrer, der sie gut zu handhaben weiß; als Schießscheibe dient ein altes Körbchen oder der breite Haftfuß einer großen Braunalge. Man wählt selbstredend einen Platz aus, dem sich Frauen oder Kinder kaum nähern, und verweilt hier mehrere Stunden. Die Männer vergleichen die Leistungen der Burschen und besprechen die Fortschritte des einzelnen. So lange wird die Übung mit dieser und jener Waffe wiederholt, bis der *ůšeǥǥla* damit geschickt umzugehen gelernt hat. In ihrem Urteil sind die Männer durchgehends anspruchsvoller als nötig wäre.

Erst nachdem der Prüfling die Waffen richtig und leicht zu gebrauchen gelernt hat, beginnt der Pate damit, ihn genauer mit den Jagdmethoden vertraut zu machen. Jedes Tier besitzt seine Eigenheiten, die der Jäger berücksichtigen muß. Aus langer Erfahrung wissen die Yamana darum und dieses Wissen vermitteln sie dem jüngeren Geschlecht, daß es ihnen zugute komme. Mithin schlagen sie beim Jagen und Fangen nicht nur das vorteilhafteste und sicherste Vorgehen ein, es bleibt sich auch durch die Jahrhunderte gleich, weil es unter den gegebenen Bedingungen keiner Vervollkommnung fähig ist (S. 508).

Schwierig ist es für die jungen Burschen, den sehr gewandten Seelöwen im Wasser zu töten, während es leichter ist, ihn auf dem Lande zu überwinden. Viel Reiz bietet es ihnen, an Felswänden herumzuklettern, wo sie die Nester der Scharben ausnehmen. Wie dem auch sei, lange Übung und überzogene Geschicklichkeit gehört dazu, bis jeder es in dieser und jener Jagdmethode zu ausreichender Fertigkeit gebracht hat. Die älteren Männer lassen viel Geduld mit den *ůšeǥǥla* walten; immer wieder müssen diese es so oder so versuchen. Sie werden angeeifert und ermuntert, manchem wird mit viel Mühe nachgeholfen; doch bringt auch hier die Zeit schließlich den Fortschritt und endgültigen Erfolg. Von diesen Einzelheiten habe ich mich während meiner ersten Jugendweihe zur Genüge überzeugt. Befremdlich wirkt es angesichts dessen nun nicht mehr, daß manche *čiɬxaya*-Feier sich durch Monate hingezogen hat.

Ernster sind die Versuche, einem feigen Burschen die Ängstlichkeit und Furcht auszutreiben. Man geleitet ihn nachts in das Waldesdickicht oder fährt ihn zu einer einsamen Insel, wo man ihn sich selber überläßt und ihn zum Ausharren verpflichtet, bis er abgeholt wird. Dieses Vorgehen wiederholt man mit einigen Änderungen so lange, bis der *ůšeǥǥla* entschlossen zu jeder Nachtzeit dorthin geht, wo man ihn hinschickt.[231] Ihn auf irgendwelche

[231] Mit Recht erscheint diese Forderung befremdlich; denn nur selten und bei ernsten Anlässen entschließt sich einer dieser Indianer, zur Nachtzeit seine Hütte zu verlassen und sich weit zu entfernen.

Weise draußen zu erschrecken, ist bei den Yamana nicht üblich. Darin aber sind die Männer unerbittlich, einem Burschen den letzten Rest von feigem Bangen herauszuholen, müßten sie sich sogar lange bemühen.

2. Übungen für Mädchen: Ohne nennenswerte Unterschiede werden auch die weiblichen *uáwǫla* nach der Art und Weise, die ich soeben für die Burschen gekennzeichnet habe, in die Handarbeiten und Berufspflichten, die ihrem Geschlechte in der Familienhütte zufallen, während der Jugendweihe eingeführt. Ihnen braucht hier nur eine gewisse Ergänzung zu dem geboten zu werden, was sie anläßlich ihrer Menarche erfahren und geübt haben (S. 753). Überdies sind sie daheim viel öfters schon zur vollen Mithilfe bei der Arbeit von ihrer Mutter herangeholt, also gründlicher in alle Handgriffe eingeweiht worden, als dies bei gleichaltrigen Burschen der Fall ist. Was ihnen noch zu lernen übrig bleibt, holen sie jetzt nach.

Eine der nächstverwandten Frauen, die das Mädchen von früher her kennt, nimmt sich seiner im Verein mit der Patin aufmerksam an und gibt ihm die nötige Anweisung. Dem Leiter der *čiéxaus*-Feier genügt es zu wissen, daß kein Mädchen ohne die übliche praktische Ausbildung bleibt. Wie im einzelnen diese und jene Frau mit dem Mädchen umgeht, überläßt er ihnen um so mehr, da er sich in Sachen des weiblichen Geschlechtes eigentlich gar nicht einmischt. So viel ist sicher, diese Frauen nehmen es mit dem Drill der Mädchen nicht minder ernst, als die Männer mit den Burschen; ich habe sogar den Eindruck gewonnen, sie zeigen sich dabei weit kleinlicher und aufsässiger als jene.

Für die Mädchen beschränken sich die Übungen in Wirklichkeit auf eine genaue und eifrige Mithilfe bei der Nahrungsbeschaffung durch die Frauen. Sie besorgen die tiefersitzenden großen Muscheln, tauchen zum seichten Meeresboden hinunter und ergreifen See-Igel, fischen mit der Angelleine und holen die großen Krebse mit der Krabbengabel herauf, heben die Vogelnester im Gesträuch und im Erdboden aus, sammeln Pilze und Beeren, alles unter Anweisung der begleitenden Frauen. Auch hierzu gehören Fingerfertigkeit und Geschicklichkeit, die erlernt werden müssen, die indes nicht soviel Anstrengung erfordern wie die Jagdübungen der Burschen. Statt dessen belästigen die Arbeiten der Frauen durchgehends viel mehr, man denke beispielsweise an das langwierige Waten im kalten Wasser. Außer mit eigentlicher Nahrungssuche beschäftigt die Patin ihren Prüfling gelegentlich mit der leichten Handarbeit des Flechtens von Körbchen und Schmuckschnüren. Dies darf jedoch nur außerhalb der *čiéxaus*-Hütte geschehen, wenn sie sich bei gutem Wetter nach ihrer Sammeltätigkeit draußen im Freien ein wenig Ruhe und Abwechslung gönnen.

Alles Unterweisen erfolgt regelmäßig mit kargen Worten, mit viel Ruhe und noch weit mehr mit geduldigem Zuwarten auf den Erfolg. Die *uáwǫla* folgen ihren Lehrern vertrauensvoll; undenkbar wäre Widerrede oder Unbotmäßigkeit. Bei den Mädchen genügt ein geringerer Aufwand von Mühe seitens der Patinnen, weil erstere schon manche Erfahrung und Fertig-

keit zur *čičeyus*-Hütte mitbringen. Um so wirksamer helfen sie bei der Nahrungsversorgung mit und erleichtern, gemeinsam mit den Burschen, diese Arbeit den Erwachsenen. Nicht geringe Anstrengung erfordert es Tag für Tag, eine große Teilnehmerzahl störungslos durch lange Wochen in der Großen Hütte zu verköstigen.

Auf geistige Bereicherung, auf Charakterschulung und auf Handfertigkeit der Prüflinge sieht es die *čičeyus*-Erziehung ab. In wochenlangem Bemühen und zäher Ausdauer erreicht sie dieses Ziel. Die Jugendlichen aber beginnen nach Abschluß dieser Prüfung ein Leben der Selbständigkeit und Unabhängigkeit von der elterlichen Familie, indem sie den eigenen Hausstand gründen. Zur Erfüllung der bedeutsamen Pflichten als Gatte und Gattin, als Vater und Mutter, als vollwertiges Stammesmitglied wurden sie verläßlich vorbereitet; die Gemeinschaft ihrerseits kann nun alles Vertrauen auf die neue Familie setzen, die bald sich gründen wird. Alle Sorgen und alles Bemühen der Alten um die *ulaxala* ist damit reichlich entlohnt; denn der Fortbestand der geltenden Lebensformen und herrschenden Grundsätze erscheint gesichert. Der ganze Erziehungsgang selber mit seinen vielen Einzelbestimmungen mutet auch den Europäer freundlich an; in schönem Ebenmaß werden die wirksamen Erziehungsmittel angewendet, ohne Quälereien, abstoßende Härten und grausame Rohheiten. Das abgeklärt reine Naturhafte in der Erziehungskunst unserer Feuerländer hat ihr durch die Jahrhunderte bis in unsere Gegenwart herein sehr schöne und sichere Erfolge beschert.

4. Tagesordnung für die Erwachsenen

Offensichtlich ist die *čičeyus*-Einrichtung an erster Stelle als eine lebenswichtige Schulung der Prüflinge gedacht. Immerhin wird dem Geselligkeitsbedürfnis der Stammesmitglieder vollauf Rechnung getragen und das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit aufs neue bestärkt.

Eine unleugbare Erscheinung ist es, daß, von jenen Erwägungen abgesehen, die Erwachsenen in gewissen Zeitabständen von einem inneren Drange erfaßt werden, „die Jugendweihe wieder einmal zu feiern!" So und nicht anders offenbart sich ihr starker Wille, die alte Überlieferung festzuhalten, darin sich selber zu erneuern und sie dem herangereiften Geschlechte restlos zu vermitteln. Die Macht des guten Alten beherrscht sie bewußt und unbewußt. Deshalb lassen sie das *čičeyus*-Geheimnis nicht in Vergessenheit geraten, sie hüten es vor den unehrerbietigen Augen der Europäer und wehren jede Lockerung der tragenden Grundsätze auch heute noch möglichst [illegible].

Mit Eifer wachen sie darüber, daß jedes erwachsene Kind [illegible] Geist und Sinn der Jugendweihe an sich erfahre, als ob der Bestand ihres Stammeslebens erschüttert und die Ordnung ihres Gemeinschaftslebens aufgelöst würden, wenn dieser oder jener Jugendliche dazu keine Gelegenheit fände. Einen Dienst am Volksganzen glauben sie damit zu verrichten, daß sie von Zeit zu Zeit ganz laut zu dieser Veranstaltung aufrufen. Das ist der

tiefere Sinn des unablässigen Drängens der Alten nur *čiẽyaus*-Feier, ihre Notwendigkeit für die Erwachsenen und für die Gemeinschaft selber, nicht ausschließlich die Verpflichtung, sie Burschen und Mädchen erleben zu lassen. Demzufolge übernehmen die Teilnehmer widerspruchslos alles, was an Unannehmlichkeiten und Freiheitsbeschränkungen für sie aus dem Eintritt in die Große Hütte erwächst. Alle sind eben von dem starken Willen beseelt, einer bedeutsamen, aus früher Zeit überlieferten Verpflichtung genau zu entsprechen. Alle körperlichen Anstrengungen, die von der Tagesordnung gefordert werden, und die empfindlichen Einschränkungen der persönlichen Freiheit, in die sich jeder Teilnehmer von sich aus begibt, übernimmt er bereitwillig.

Wie unduldsamer Kleinigkeitsgeist mutet es an, daß diese Feuerländer bis in unsere Tage herein gar nichts von den starren Förmlichkeiten der geltenden Ordnung zu lockern wagen. Mit verbohrtem Wahneifer achten sie scharf aufs Große und Kleine, daß nichts verwässert oder abgeschwächt, nichts verbogen oder unterlassen werde, was überliefert worden ist. Sie lebten und leben in der Überzeugung, daß nur ein rücksichtslos starres Verharren auf der übernommenen Schablone den Weiterbestand ihrer Volkseinheit sichert.

Wenn in den letzten zwei Jahrzehnten trotzdem so manches dem neuen Zeitgeist zuliebe aufgegeben oder eingeschränkt oder abgeändert worden ist, geschah dies aus dem offensichtlichen Bewußtsein der jüngeren Leute heraus, daß ihr Volkstum bereits in Auflösung begriffen ist. Sogar die Jugendweihe wäre heute nicht mehr imstande, den festen Zusammenhalt der Volksgenossen auf der überlieferten Grundlage von ehedem zu schaffen. NELLY klagte mir einmal aus tiefblickender Einsicht: „Die früher so strenge Ordnung ist seit einiger Zeit aus dem *čiẽyaus* geschwunden, wir Yamana werden [als Volkseinheit] nicht mehr lange bestehen!" Die Erfahrung aus der weiten Welt der Naturvölker bestätigt es: Sobald pflichtgemäße gemeinschaftliche Veranstaltungen von der überlieferten Ordnung auch nur in einzelnen Punkten abgehen, sind sie in ihrem innersten Wesen gefährdet und lösen sich früher oder später ganz auf. Das ist aber auch ein Wahrzeichen für den gleichzeitigen Verfall der Gesellschaftsform und der gesamten geistigen Güter eines solchen Naturvolkes.

Eben noch bei letzter Gelegenheit war es mir vergönnt, anläßlich meiner ersten Jugendweihe 1920 die ursprüngliche Strenge und den ernsten Geist der *čiẽyaus*-Feier zu erleben. Damals allerdings wurde bereits Rücksicht genommen auf die körperliche Schwäche der Prüflinge und auf manche Bequemlichkeiten, die den Erwachsenen zur zweiten Natur geworden sind. Zwei Jahre später hat SANTIAGO als Leiter die Zügel der Tagesordnung unvergleichlich lockerer geführt. Die älteren Leute bedauerten nicht nur die zu reichliche Nachgiebigkeit, sie schämten sich derselben ganz unverhohlen; denn sie fühlten nur zu deutlich, daß sie selber mit ihrer lässigen Bequemlichkeit dem überlieferten Stammesgut ein frühes Grab schaufeln. Trotzdem gewährte mir die zweimalige Anteilnahme am *čiẽyaus* einen genügenden Einblick in das, was diese Veranstaltung auch für die Gruppe der Erwachsenen bedeutet.

a. *Allgemeine Bestimmungen*

Bekanntlich darf *jeder* Yamana, der zweimal die *Hóspas*-Feier als nächtige überstanden hat, sich daran künftighin wieder mit allen Rechten, die den Erwachsenen zustehen, beteiligen. Selbstverständlich bleibt er *auf* die Ordnung verpflichtet, so lange er in der Großen Hütte oder in deren nächster Nachbarschaft verweilt. Jeder kennt die Bedeutung dieser Einrichtung. Von vornherein ist nicht zu befürchten, daß jemand offensichtliche Verstöße gegen diese oder jene Bestimmung wagen würde. Gegenseitig beobachten sich die Teilnehmer genau und einer wirkt beispielgebend auf den anderen durch den Ernst, den er in seinem gesammelten Äußeren zur Schau trägt.

Da das *Hóspas* eine gemeinschaftliche Veranstaltung ist, muß *jeder* seine Kraft gelegentlich in deren Dienst stellen. Jüngere Personen helfen mit beim Aufbau und bei der ersten Einrichtung der Großen Hütte, später beim Beschaffen der Nahrung und bei der Betreuung der Prüflinge. Diese und andere Dienstleistungen verrichtet *jeder* in Abhängigkeit vom Leiter: denn ihm sind auch die Erwachsenen unterstellt, damit die Ordnung aufrecht erhalten bleibe und die Feier ohne Störung ablaufe. Einen empfindlichen Zwang übt er zwar nicht aus und er beauftragt die einzelnen keineswegs nach Befehlsart; indes würde niemand einen Wunsch, den er ausspricht, unerfüllt lassen. Sollte einem Teilnehmer dieses oder jenes nicht behagen, steht es ihm *jederzeit* frei, sich vom *Hóspas* zurückzuziehen.

Stammeswerte Beispiele von kraftvoller Selbstüberwindung kann man zuweilen in der Großen Hütte erleben. So ist es nicht selten, daß der eine dem anderen sich unterordnet oder dieser sich mit jenem zusammenfindet, obwohl beide sich vorher schwer [illegible] hatten. Alle persönlichen Rücksichten stellt *jeder* hintan, wenn [illegible] an der Gemeinschaft oder wenn der Ablauf einer gemeinschaftlichen Veranstaltung es so fordert. Beispielsweise hatte sich Calderón mit dem viel älteren Santiago kurz vor Beginn des *Hóspas* im März 1922 arg entzweit. Kaum aber hatte Santiago als Leiter die ersten Vorbereitungen geführt, folgte auch ersterer ihm auf den Wink. Calderón, über den plötzlichen Umschlag in seinem Benehmen befragt, gestand unumwunden: „Bei uns Yamana gilt eben, daß jedermann im *Hóspas* unbedingt gehorcht!"

Die Abhängigkeit aller vom Leiter erweist sich als um so notwendiger, da eine genau festgelegte, bestimmte Tageseinteilung fehlt. Gewiß, allgemeine Bestimmungen gibt es wohl; aber es ist nicht von vornherein ausgemacht, was in dieser und was in jener Stunde geschieht, was jetzt und was später veranstaltet wird, wie der eine und der andere sich zu oder zu verwenden haben muß. Auch bei dieser Feier sind unsere Yamana rechte Augenblicksmenschen, ganz abhängig von ihren Stimmungen. Unsere freiheitsliebenden Indianer in den Rahmen einer Art von Stundeneinteilung einspannen zu wollen, wäre undenkbar und ein aussichtsloses Beginnen. Sozusagen unentwegt steht der Leiter richtunggebend da, er überwacht den Verlauf

den Genossen, weist den einen hierhin und den anderen dorthin, fordert diesen oder jenen Dienst. Der bedingungslosen Folgsamkeit, mit der jeder Teilnehmer sich fügt, ist es zuzuschreiben, daß die Jugendweihe reibungslos abläuft.

Durch die wochenlange Feier des *Kiégaus* zieht sich ein vielgestaltiges Zeremoniell, das sich wohl aus der Naturanlage unserer Yamana herausgebildet haben dürfte. Vor allem fordert man die Gesichtsbemalung (S. 915), ohne die früher niemand in der Großen Hütte sitzen durfte. Wer etwas anhörte oder etwas in Empfang genommen hat, muß dabei eine feststehende Formel beachten. Die *alucégala* beispielsweise, die den Ertrag ihrer Jagd oder ihres Sammelns zur *Kiégaus*-Hütte bringen, beginnen sofort mit dem Verteilen. Jeder von ihnen stellt sich vor einen Erwachsenen hin, bewegt das, was er in der Hand hält, unter leisem *hôhokohohô* auf und ab und überreicht es ihm. Der nimmt es in Empfang, indem er die gleichen Bewegungen und Rufe wiederholt. Eine ähnliche Förmlichkeit halten Frauen und Männer ein, die einer anderen Person etwas übergeben, endlich die Küchenfrauen beim Verteilen der Mahlzeit. Wer etwas von draußen hereinbringt, was nicht an andere weitergeleitet wird, hält diesen Gegenstand in seinen bis auf Schulterhöhe erhobenen Händen und tänzelt damit zwei- bis dreimal durch den Raum. Derart bewehren sich z. B. Frauen mit dem Binsenbündel, das sie draußen gesammelt haben und hier zum Korbflechten benötigen. Bevor jemand den ersten Bissen von einem Fleischstücke abbeißt, hebt er auch dieses unter leisem *hôhokohohô* einigemale auf und ab. Tritt jemand in die Große Hütte ein oder verläßt er sie, wiederholen einige Leute, die dem Eingang nahe sitzen, jenes *hôhokohohô*. Das Singen darf niemals ganz und gar aussetzen, selbst nicht beim Essen und beim nächtlichen Schlaf. Während des Gesanges muß jeder sich sein *hapaxél* anlegen und den Tanzstab in der Hand halten; geht er hinaus, läßt er beide Stücke zurück. Bevor eine der üblichen Besuchergruppen sich einfindet, erneuern alle Insassen ihre Bemalung. Falls einige Männer zur Körbehütte gehen, um dort die Frauen zu besuchen, nehmen sie ihnen etwas mit, gewöhnlich ein Körbchen mit Asche oder mit glimmender Holzkohle, sogar ein brennendes Holzscheit; denn wer einen Besuch macht, muß immer ein Geschenk bei sich haben. Einige andere formelhafte Gebräuche sollen weiter unten erwähnt werden.

Die hohe Ehrfurcht vor der überlieferten *Kiégaus*-Einrichtung und die Einsicht in ihre allgemeingesellschaftliche Bedeutung ist der tiefere Grund für die bedingungslose Gefügigkeit aller Teilnehmer und für ihren Eifer zu treuer Dienstleistung. Auch als wirkliche Pflicht betrachten sie ihre Anteilnahme, nicht nur als Vergnügen oder als gute Gelegenheit zu ergiebigem Gedankenaustausch. Strafmaßnahmen gegen Erwachsene kennt man nicht, eben weil sie nicht nötig werden. Jeder weiß sowieso, wie genau seine Lebensführung und sein Verhalten überall von der Allgemeinheit beobachtet und besprochen werden; letztere übt eine peinliche Aufsicht über nennenswerte und unbedeutende Einzelheiten an jeder Person aus. Erst recht in der *Kiégaus*-Hütte ist der einzelne der unbehinderten Beobachtung und der

strengen Beurteilung der anderen ausgesetzt; würde es ihm auch am Zwange zur Pflichttreue ihrer selbst wegen fehlen, zumindest übt er sie des guten Leumundes wegen, der für jedermann sehr viel bedeutet.

Mehrere Umstände sind es, die zwanglos sich vereinigen, daß sämtliche Teilnehmer trotz der fast völlig lockeren Tageseinteilung und trotz des geringen Aufwandes von Autorität durch den Leiter in bester Eintracht zusammenwirken und auf das Doppelziel dieser Veranstaltung hinstreben.

β. Besondere Förmlichkeiten

Nur bis zu einem gewissen Grade behalten die Erwachsenen die persönliche Freiheit der Bewegung. Niemand läßt sich Verfehlungen zuschulden kommen, obwohl man vielfach nicht bestimmt abgrenzen kann, was erlaubt und was nicht erlaubt ist. Eine allgemeine Beobachtung ist es, daß die älteren und ältesten Leute in ihrem ganzen Verhalten weit mehr Ernst und Sammlung zeigen, als Personen mittleren Alters. Auf Lockerung der ursprünglichen Strenge durch das Europäertum zumeist geht diese Verfallserscheinung zurück.

Ein ungeschriebenes Gesetz regelt das Benehmen der erwachsenen Teilnehmer an dieser Veranstaltung, jeder lernt es vom Beispiel der Alten, ohne daß besondere Anweisungen gegeben würden. Der Leiter hält seine Augen über jedem einzelnen offen. Zu warnen oder zu mahnen braucht er nicht, wohl aber ruft er den einen und den anderen gelegentlich zu den erforderlichen Dienstleistungen auf. Der entschiedene Wille beherrscht eben einen jeden, von sich aus mitzuhelfen, daß die überlieferten Förmlichkeiten eingehalten werden, koste es auch persönliche Opfer und die Überwindung der eigenen Bequemlichkeit. Der Ordnung zuliebe verhält sich jeder untadelig in der Großen Hütte und beteiligt sich an den gemeinschaftlichen Arbeiten, an Gesang und Tanz.

1. Äußere Ruhe: Die erwachsenen Teilnehmer betrachten ihren Aufenthalt in der *čiẖ*$_{ŋ}$*ŋa*-Hütte als eine Zeit der geistigen Sammlung und Verinnerlichung. Auch auf sich selber lassen sie die Ermahnungen und Belehrungen wirken, die den *alo*$_{ŋ}$*ŋala* erteilt werden; sie denken an ihre eigene Prüfungszeit zurück und frischen in ihrem Gedächtnis jenes Gelöbnis auf, das sie damals in die Hände des Vorstehers gelegt haben.[221]

Ihr eigenes Verlangen zielt auf eine ungestörte Selbstbesinnung ab, die nur bei langanhaltendem Stillschweigen möglich ist. Längere Unterhaltungen in der *čiẖ*$_{ŋ}$*ŋa*-Hütte duldet man nicht. Das Notwendige darf wohl gesagt werden, aber immer kurz und mit leiser Stimme. Dies geschieht in einer Weise, die es kaum zu erkennen gibt, daß einer vom anderen etwas erbittet oder jemand seinen Nachbarn befragt. Solche, die voneinander weiter

[221] Wahrscheinlich ist es auf diese oft wiederholte Selbstbesinnung zurückzuführen, daß fast alle Erwachsenen sich lückenlos an die Ermahnungen erinnern, die man an sie als Prüflinge gerichtet hat. Vgl. die oben S. 868 aufgeführten Beispiele.

entfernt sitzen, behelfen sich mit unauffälligen Zeichen. Die *šíjmpa*-Hütte ist nicht der Ort, sich auszusprechen oder zu plaudern. Immerhin gilt es seit, alterher als berechtigt, und in den ersten Tagen nützen die meisten Anwesenden diese Freiheit aus, daß verwandte oder befreundete Personen sich gegenseitig besuchen. Der eine verläßt seinen Platz und setzt sich nieder dem, mit dem er sich unterhalten will, spricht sich unauffällig und mit sehr leiser Stimme aus und schleicht nachher wieder zu seinem Platz zurück. Zu diesen Besuchen wählt man die Stunden kurz vor und nach Mittag, beendet aber die Unterhaltung meist schon nach einem Stündchen.

Wer von einem Fernstehenden angeredet wird, läßt es zuweilen merken, wie unangenehm er es empfindet, aus seinen Überlegungen herausgerissen worden zu sein; er antwortet karg, ohne seine gesammelte Haltung aufzugeben. Von vornherein ist jeder darauf bedacht, nie eine Person anzugehen, die in nachdenklicher Überlegung mit sich selber beschäftigt dasitzt, es sei denn, daß eine Dringlichkeit dazu zwingt. Die spätere Nachmittagsstunden bis kurz vor den nächtlichen Tänzen und Spielen sind eine Zeit ganz besonders ernster Sammlung. Dahinein fallen auch die Unterweisungen an die Prüflinge, während welcher die Erwachsenen sich ausnahmslos still verhalten. Am Vormittag, wenn zuweilen die *náŋkpa* außerhalb der Großen Hütte sich üben oder mit Nahrungserwerb beschäftigt sind, widmet sich der eine und andere der Alten kleineren Handarbeiten, während manche Frau gelegentlich in ihrer Wohnhütte zum Rechten schaut. Drinnen aber herrscht die gleiche Ruhe wie am Nachmittage und wer auch jetzt seinen eigenen Gedanken in Sammlung nachgeht, wird nicht gestört.

Von den Prüflingen verlangt man, daß sie sich überhaupt nicht rühren (S. 856). Aber auch die Erwachsenen bewahren eine fast *regungslose Haltung*. Jeder bleibt auf dem Sitzplatze, den er sich von Anfang an gewählt hat. Hier verharrt er still und steif, vermeidet alle unnötigen Bewegungen, schaut fast unablässig vor sich hin, wendet weder den Kopf nach allen Seiten, noch rutscht er mit seinem ganzen Körper hin und her. Selbst dann, wenn am Abend die Tänze sich abwickeln, ob nun eine einzige Person sich bewegt oder mehrere gleichzeitig, verharren manche gesammelt in ihrer Hockerstellung und erheben nicht einmal ihre Augen. Wer dringende Handarbeiten verrichtet, vermeidet alles Geräusch und jede auffällige Bewegung. Wer Gegenstände anfertigt, wobei Nachbarn belästigt würden, muß dazu die *šíjmpa*-Hütte verlassen. Der einzelne erwartet eben mit gutem Recht, von den anderen Teilnehmern durch nichts in seiner Sammlung gestört zu werden. Um diese bemüht sich jeder schon vor Beginn der Veranstaltung.

Dem gleichen Ziele dient es auch, wenn der Leiter seine Weisungen an einzelne Erwachsene mit nur wenigen, unauffälligen Worten und allein durch *Zeichen* erteilt. Darauf verstehen sich alle sehr gut und Mißverständnisse sind ausgeschlossen. Die Paten richten sich im Verkehr mit ihrem Schützling in gleicher Weise ein; sogar außerhalb der Großen Hütte, bei den Arbeiten und Übungen, beschränken sie sich auf die notwendigsten Worte. Ein Freu-

der möchte es kaum für möglich halten, wie viele Gedanken, Wünsche und Wahrnehmungen diese Naturkinder sich durch unzweifelhafte Zeichen verständlich mitteilen.

2. Das Schlafen: Auch in anderer Hinsicht tun sich die Erwachsenen ganz merklich Gewalt an, insofern sie der Bequemlichkeit wenig oder gar nicht nachgeben. In der eigenen Wohnhütte streckt sich jeder bekanntlich nach Lust und Laune auf seinem Lager aus, rollt sich von einer Seite auf die andere und reckt seine Gliedmaßen überwärts nach allen Richtungen. Indes, nicht einmal ein nur annähernd lässiges Benehmen wagt man hier in der Häuptlings-Hütte. Fühlt eine bejahrte Person dann und wann schwere Ermüdung, legt sie sich um, krümmt sich zusammen und verharrt regungslos; ihr gewährt man gern eine kurze Ruhepause. Jüngere Leute müssen sich tagsüber aufrecht halten.

Unsere Indianer kennen den Zwang der Stundeneinteilung nicht, weil die jeweils augenblickliche Stimmung sie vorwiegend beherrscht. Die genauste Teilnehmerzahl kommt erst dann zum Schlafengehen, wenn bei den allabendlichen Tänzen der einzelne seine innere Erregung herabgesetzt hat. Das sind nämlich die geeignetsten Gelegenheiten, bei denen es jedem freisteht sich auszuruhen und laut, unter Tanzbewegungen, seine Gefühle und Regungen auszuschütten; zuweilen geschieht dies unter mächtig einsetzender Ergriffenheit. Je nachdem können sich die Anwesenden erst spät zum Schlaf niederlegen oder, falls ermüdende Arbeiten und Jagden den Tag ausgefüllt haben, auch früher. Ist nach den letzten lebhaften Tanzbewegungen wieder Ruhe eingetreten und hat jeder seinen Platz eingenommen, gibt der Leiter durch ein kräftiges, langgezogenes *hó ho ho ho hó* das Zeichen zur Nachtruhe. Alle fallen in den gleichen Ruf ein und wiederholen mit etwas mäßigerer Stimme dieses *hó ho ho ho hó*. Unverzüglich hüllen sich die allermeisten in ihre Decken und legen sich um zum Schlafe. Der eine und andere bleibt noch sitzen, wenn er sich dann angeregt fühlt, und führt mit gedämpfter, sanfter Stimme den üblichen Gesang weiter.

Ganz ruhig ist der Schlaf zwar nicht; denn der Gesang darf nie unterbrochen werden und die vielen Menschen liegen eng nebeneinander. Unsere Yamana sind daran gewöhnt. In der ersten Morgenfrühe werden die Pröflinge von ihren Paten geweckt und setzen sich sofort wieder auf. Nach weiteren anderthalb bis drei Stunden, etwa um sechs Uhr ist das Aufstehen der Erwachsenen. Der Leiter selber erhebt sich, wenn es ihm gut scheint und läßt wieder jenes langgezogene, kräftige *hó ho ho ho hó* ertönen, das er letzte Nacht als Zeichen zum Schlafengehen angegeben hatte. Bei dieser Aufforderung beenden die anderen ebenfalls ihre Ruhe.[193] Die allgemeine Bewegung in der Großen Hütte rüttelt auch die letzten Schläfer wach. Jeder richtet sich unverzüglich auf, ordnet sein Lager und kocht sich wieder hin. Mit den Fin-

[193] So war es bei meinem ersten Jugendbesuche, in Übereinstimmung mit dem alten Brauch. Zwei Jahre später sind der lebhafte Rundtanz und Pröflinge gegen Uhr sechs Uhr mit donnernder Stimme aus dem Schlafe. Die Erwachsenen durften noch eine erträgliche Stunde liegen bleiben, während welcher einige Frauen das nasse Feuer anfachten.

gern reißt er sich den Schlaf aus den Augen und kämmt sein Haar, das ist der ganze Morgenaufputz. Früher gingen die meisten Leute hinaus an einen Bach und wuschen sich, die übrigen wurden von ihren Frauen begleitet. Heutzutage waschen sich alle jüngeren Leute morgens mit Seife[*] und zwar gewöhnlich vor der Großen Hütte. Einige Frauen machen sich nun das langgeglommene Feuer zu tun und bringen es zu hellen Flammen, während die Männer in den fortlaufenden Gesang einstimmen und sich ihren eigenen Gedanken überlassen. Sechs bis sieben Stunden war während der nächtlichen Schlaf.

3. Die Mahlzeiten: Ebenso gilt auch für die Erwachsenen die Verpflichtung, sich nach gemeinschaftlichem Essensen während der Jünglings-Feier einige Einschränkungen im Essen aufzuerlegen. Die heimgegangenen halten die Tamana ermahnet die Vorschrift aufrecht, daß alle Speisen ausschließlich in der Nebenhütte zubereitet werden. In früheren Zeiten haben die Küchenfrauen von dort die Mahlzeit nur zweimal des Tages zu den in der Großen Hütte Versammelten getragen, nämlich eine Kleinigkeit einige Stunden nach dem Aufstehen und reichlicher Morgens gegen vier Uhr nachmittags. Die Peiern richteten sich so ein, daß ihre Schützlinge gewöhnlich nicht vor der ersten Mahlzeit hinausgeführt wurden und daß sie bei der zweiten wieder — anwesend waren. Falls ein Erwachsener die Mahlzeiten versäumt hatte, durfte er nur Küchenhütte gehen und dort sich etwas zu essen geben lassen. Es war nicht üblich, außerhalb jener beiden Zeiten für einige Vergnügte noch abendessen das Essen in der Großen Hütte zu verteilen.

Die Tamana waren gewiß scharf, auch mehr heilen sie sich bei der Jünglings-Feier. Von der Küchenhütte werden die Speisen möglichst heimlich gebracht. Jene Erwachsenen und vor allem die Kinder draußen im Lager, die sich an der Feier nicht beteiligen, merkt man glauben — weil sich das Zubereiten der Speisen doch nicht verbergen läßt —, diese würden von Teufeln oder von anderen Geistern verschlungen (S. 895), nicht aber von den Tamana verzehrt.[**] Um dieser Täuschung durchzuführen, erbrechen einige Männer und Frauen drinnen in der Großen Hütte gewisse Zeit vor der Mahlzeit: „Schon lange sind wir sehr hungrig, alles Essen nehmen die Geister für sich und verzehren es eilig!"

Damit die Außenstehenden sich von dem vermeintlichen Hunger der Insassen überzeugen, begeben sich einzelne Personen hinaus und umkreisen den Nebeneingang, ohne sich zu entfernen; dabei bemerkt man sich, als könnten sie das Kommen der Küchenfrauen nicht erwarten und als wünschten sie sich eine reichliche Menge zu sichern, bevor das Essen in die Hütte getragen wird, wo die Geister darüber herfallen. Endlich nähern sich die Küchenfrauen. Der Behälter, früher eine Lederstarke, ein Kürbis oder ein Eimer aus Rinde, heute ein Topf oder eine Schüssel, in welchem sie das Essen

[*] Diese Gewohnheit haben sie von den Europäern übernommen und führen diese auch in der Großen Hütte fort.

[**] Am Ende der Feier erscheinen die Prüflinge tatsächlich sehr verzehrt und verhältnismäßig wieder im eigentlichen Lager und werden allgemein bedauert (S. 910).

beschäftigen, ist nur und weiß niemals. Seine Eingänge werden die von jenen Personen verschlingt, die verschiedentlich von Hunger hier draußen gewartet haben. Durch die Kücheneinrichtung verlangen sich hindurch und während sie in die Große Hütte eintreten, rufen sie mit schwächerer Stimme und in hoher Tonlage den Schlußschrei, den vom alten Immmen laut und begrüßend erwidert wird. Jetzig gesang laut man jedem eingefügte den Kopf verhangen; denn jetzt heißt sie Mann und klingelt gegen die Erde, um den *Yetájis* vorzutäuschen. Drinnen am Nebeneingangen, den die Küchenfrauen durchqueren, wird das Gefäß heimlig hereingegangen, wie wenn jener böse Geist schon gierig darauf gewartet hätte. Einige Frauen stehen hier bereit, die unverzüglich das Essen in ein anderes Gefäß schütten und das leere, benutzte Gefäß schnell mit Gerüben hinausschleudern. Das machen sie möglichst auffällig; denn es soll den Außenstehenden deutlich bekundet werden, daß *Yetájis* selber mit unnachahmlicher Hast und Gier das ganze Essen verschlingt. Innerhalb der wenigen Augenblicke vom Eintritt der Küchenfrauen bis zum Hinauswerfen des Gefäßes können, so soll die Schnelligkeitsgierung der Außenstehenden lauten, die unsichtbare Menge von Essen weder an die Anwesenden verteilt, noch von diesen verzehrt und das Gefäß gebeert werden. Fast gleichzeitig rufen es einige Männer laut von drinnen hinaus: *„Die kélpiś* [Geister] allein haben alles Essen verzehrt. Für uns blieben wieder nichts übrig!"

Während die Erwachsenen in der Großen Hütte vergnüglich, obwar still essen, dürfen auch die eingefügte ihre wenigen Bissen, die der Pate reicht, verzehren; denn bisher willkommenheißen die Geister verhangen. Sie sollen weiterhin in dem Glauben belassen bleiben, daß *Yetájis* zumindest am Essen teilnimmt, wenn er es auch nicht ganz allein verschlingt. Die Erwachsenen benehmen sich, während diese Essen laut gar kein Geräusch zu verursachen. Verstohlen werden inzwischen die Prüflinge in die Nähe des Nebeneinganges gewinkt und mit Leckereien gut eingedeckt; denn sie sollen es nicht gewahr werden, daß die anderen Essen hier essen. Ehe man den eingefügte die Verhüllung des Gesichtes abnimmt, werden alle Speisereste entfernt, die einen Verdacht erregen könnten. Währenddessen bekommen die eingefügte zu hören: „Jeder Vielfraß und jeder faule Mensch fällt dem *Yetájis* zur Beute und wird von ihm aufgefressen!" Also auch diese Gelegenheit benützt man dazu, die Prüflinge in ihrer Angst und Furcht vor *Yetájis* zu bestärken.

Wollen die Erwachsenen sich zuvor noch zugleich einige Bissen in den Mund stecken, verhängt man den eingefügte das Gesicht oder man deckt sie mit Lederstücken ganz zu. Diese und jene Person wirft ein Stückchen Fleisch ins Feuer, während sie ißt, und sagt mit verstellter Stimme: „Das ist für *Yetájis*!" Auch dadurch sollen die Prüflinge im falschen Glauben an diesen Geist gefördert werden.

Die eingefügte Mädchen ist schwer abgerissen; denn kaum jemand erreicht eine volle Sättigung. Wer ißt, hält das Stückchen Fleisch mit einer Hand und wischt mit dem anderen Arme bei gleichzeitiger Faust rollende Bewegungen auf jene Personen hin, die ebenfalls ißt oder die von ersterem ein Stück erhal-

tun hat. Mit diesem Gebärdenspiel will man andeuten, daß man einander aufmerksam anblickt und sich in Gemeinschaft mit dem andern am Essen erfreut.

Hin und wieder, wenn die Stimmung es dem Leiter eingibt, wird eine eigene Abordnung aus der *tšíjaga*-Hütte zur Küchenhütte geschickt, damit diese außer der Zeit etwas zu essen herüberhole. In das übliche allgemeine Singen werfen der Leiter und die zwei oder drei von ihm beauftragten Männer ein sehr lautes, hohlklingendes, dreimaliges *yay* hinein, das mit Unterbrechung noch wiederholt wird und schließlich wie *háyáy* klingt. Für die Frauen in der Küchenhütte bedeutet es nichts weniger als eine dringliche Aufforderung, schleunigst etwas zurecht zu machen, das sie jener Abordnung überreichen. Abermals vergehen einige Minuten und das *háyáy* wiederholt sich. Endlich stürzen jene zwei Männer durch den Nebenausgang hinaus, eilen hastig hinüber und verschwinden in der Küchenhütte.

Einen Abendlb sah ich, wie sie einen bemalten Topf mitnahmen. Unter anhaltendem *háyáy*-Rufen wird er ihnen mit Kaffee angefüllt; gleichzeitig spießen andere Frauen ein großes Brot auf einen spitzen Stock und geben ihn einem der beiden in die Hand. Mit dieser "Beute" eilen sie zur *tšíjaga*-Hütte zurück, wo man sie unter lautem *hákakakaká* empfängt. Unverzüglich wird der Kaffee in ein anderes Gefäß geschüttet und jener bemalte Topf unter Getöse schnellstens zur Hütte hinausgeschleudert. Zwar sieht man ihn vom Lager aus nicht, aber man hört ihn zumindest hinausrollern. Der andere Mann tanzt mit einem Stocke, an dem das große Brot hängt, nochmals durch die Hütte, ehe es verzehrt wird. Eine derartige Sondermahlzeit frischt die Leute auf und regt sie zu lebhafterem Singen an.

Von diesen seltenen Gelegenheiten abgesehen, wird auch zur regelmäßigen Abendmahlzeit an dem einen oder anderen Tage eine bestimmte Abordnung vom Leiter ausgeschickt und zwar während die Insassen tanzen. Diese halten bekanntlich währenddessen ihren Tanzstab quer. Wenn also zwei oder drei Männer im geeigneten Augenblick die *tšíjaga*-Hütte verlassen, begehen sie sich tänzelnd und im gleichen Tempo wie bisher, einer hinter dem anderen, mit rollenden Hand- und Armbewegungen den Tanzstab schwingend, zur Küchenhütte hinüber. Sie treten nicht ein, sondern die Frauen dort reichen ihnen das Essen hinaus, indem sie ihnen das Körbchen mit Muscheln oder ein großes Stück Fleisch oder einen gefüllten Lederbeutel an den Tanzstab hängen. Auch auf dem Rückwege zur *tšíjaga*-Hütte heben die tanzenden Männer ihren Tanzstab, trotz der Belastung, unaufhörlich auf und ab. Hier wird das, was sie bringen, hastig in Empfang genommen und zwar meist durch den Hüttenausgang, hervor sie eintreten. Lautes Brüllen und wütendes Klopfen auf den Boden sollen anzeigen, daß *Yeréjin* alles Essen sich allein aneignet und damit in die Erde hinein verschwindet. Ohne Verzug erhielt man diesen Männern von drinnen das Körbchen oder den Lederbeutelchen wieder auf ihren vorgehaltenen Tanzstab; doch statt der Lebensmittel enthält es jetzt Asche oder ein glimmendes Holzscheit, was sie tänzelnd zur Küchenhütte tragen. Dort dürfen sie sich nämlich jetzt ohne Gegenge-

schenk nicht nehmen können, ja kommen eigens, um dieses zu bringen, gleichsam als Entgelt für das Essen. Auffällig schützen sie den, was sie mitgebracht haben, am Eingange aus. Für die Leute im Lager wird dadurch bewirkt, daß die von der Küchenhütte überbrachten Nahrungsmittel schnell aus dem Behälter entfernt und in die Essens-Hütte gebracht werden sind, daß aber die Boten selber davon nichts erhalten haben.

Teils aus Beiläufigkeit, teils um den Glauben zu stärken, Verkäufe allein verwirken alles Essen, das zur Großen Hütte gelangt, werden alle Speisevorräte nach der Mahlzeit unverzüglich bis auf die letzte Spur im Feuer vernichtet. Zeitweilig läßt man den Besuch der Außenwirtschaften in der Essens-Hütte zu, weil ihnen kein Anlaß zu Verdacht geboten werden darf.

Nicht nach freier Wahl greift jeder zu, sondern durch die Küchenfrauen, die eine fertige Speise hereinbringen, erfolgt die Verteilung. Gewöhnlich erscheint eine ältere Frau in Begleitung einer jüngeren. Letztere trägt die Fleischstücke oder Mundvorrat. Erstere stellt sich vor jede Person hin, die auf ihrem Platze hockt, greift in den Korb ihrer Begleiterin hinein, faßt das, was zur Verteilung kommt, mit beiden Händen und bewegt es erst einmal auf und ab, indem sie währenddessen ein hallendes hā hā ausstößt. Jetzt nimmt jene Person das Stück Fleisch oder die Mundvorrat in ihre Hände, bewegt dieses in gleicher Weise auf und ab und wiederholt das seine hā hā. Die Küchenfrauen geben beide Reihen der Teilnehmer entlang, geben jedem etwas mit und kehren zu ihrer Nebenhütte zurück.[*] An die einzelne teilen sie persönlich nichts aus, bedenken aber die Paten etwas reichlicher, die ihnen ein wenig ihren Schützlingen zukommen lassen. Unverzüglich verzehrt jeder, was er erhalten hat und reinigt seinen Platz sofort von Speiseabfällen. Mit dem, was ihm zugeteilt worden ist, gilt er sich aufzuladen; nachträglich noch etwas anzufordern, wäre ein bedauerliches Zeichen von mangelnder Selbstbeherrschung. Tatsächlich nehmen auch die Erwachsenen fast regelmäßig darauf verzichtern, sich voll zu sättigen.

6. **Die Reinlichkeit:** Merkwürdig genug ist es schon, daß unsere Yamana, die im allgemeinen einen beschränkten Sinn für Sauberkeit zu erkennen geben, sich Verstöße dagegen in der Essens-Hütte nicht annehmbar kommen lassen. Jedermann entfernt peinlich genau alle Speisereste nach der Mahlzeit. Unmittelbar nach dem Aufstehen am Morgen besorgt er sein Lager in Ordnung und fährt die Decken zusammen, die er tagsüber nicht benötigt. Zumindest einmal täglich erfolgt die Körperbemalung aller Teilnehmer. Farbenspritzer und alles, was darauf hindeutet, wird ohne Verzug entfernt. Wer zur Großen Hütte kommt, stößt weder auf Spuren des Mahles noch auf Anzeichen, daß hier gegessen wird. Auch die Feuerstelle wird sorg-

[*] Demgemäß bezeichnen jene Küchenfrauen mit europäischen Lebensmitteln die Mahlzeit als großes Essen oder Blechgefäßen. Sie teilen das Essen mit Schöpflöffeln aus und verabreichen jeder Person das, was der zubereitet, auf einen Teller oder in einen Topf. Die diesen Großhaltern im besonderen jeder, der in die Große Hütte eintritt, verschenkt, dieses bedeutet es sich ohne weiteres gegebenenfalls.

fähig in Ordnung gebracht und die Asche konnte wieder zur Hütte hin geschafft werden, wenn ein Windstoß oder eine starke Bewegung sie herumgewirbelt hat.[47]

Diese Reinlichkeitsbestrebungen greifen indes auf den eigenen Körper nicht über. Zweifelsohne werden die Teilnehmer in der Großen Hütte, wo sie eine lange Zeit verbringen, auch schmutziger. Davon zeigt sich niemand.

3. Der Körpergeschmack: Gewissenhaft hingegen ist jeder auf das bedacht, was an körperlichem Schmuck gefordert wird. Die Personen hat allerdings auch diese strenge Vorschrift etwas gelockert. Ursprünglich trug jeder in der Affenpo-Hütte die Federkrone dergestalt auch dann, wenn kein gemeinschaftliches Singen und Tanzen stattfand. Gegenwärtig ziehen sich die Erwachsenen dieser Restriktion mit Unannehmlichkeiten zwar bei jenen Anlässen nun die Stirn, legen sie aber während mancher Stunden des Tages aus Bequemlichkeit beiseite, was nun den ehemaligen Ernst ungemütlich wirkte. Ähnlich wie jene tragen die Jungen von gleicher Form und Größe (S. 868).

Nach einer Verordnung darf in der Großen Hütte niemand ohne irgendwelchen Geschlechtsschmuck erscheinen. Auch darin sind die Leute heutzutage nachlässig geworden; denn die meisten sind gutmütig und am Abend ermüdet, weiter vor den Tänzen. Ein einziger Jungmännlicher, unter Quantität von drei Kunstfliegen über die Wange vom Ohrläppchen gezogen, macht bei er sehr schnell angebracht. Bald nach dem Anlegen, statt der bei uns üblichen Waschung, sieht sich jeder Erwachsene diesen Stich im Gesicht. Sollte er sich, was unvermeidlich ist, verstechen, wird er aufgelöst erscheinen. Das ist die einfachste Form der Geschlechtsbemalung. Wer die Lust dazu drängt, der verziert sich bereits regelmäßiger etwas besser; namentlich tut er dies am spätern Nachmittag, bevor die gemeinschaftlichen Tänze beginnen.

Dem persönlichen Geschmack und Schönheitsempfinden bleibt die Auswahl der Ornamente überlassen, die augenblickliche Eingebung bestimmt den einzelnen heute so und morgen anders. Einige Grundformen werden nach dieser und jener Richtung erweitert und umgestaltet. In Abb. 85 zeigen die drei oberen Köpfe die Geschlechtsbemalung von Frauen, die drei unteren Köpfe die von Männern. Nur diese wenigen Beispiele sollen vorgeführt werden. An der Zeichnung a beobachtet man einen unterbrochenen roten Strich in der Ebene der Augenlidspalte, unter jedem Auge neun und auf der Nase fünf kleine rote Striche. Die kommt die Zeichnung b sehr nahe, insofern unter jedem Auge sieben und auf der Nase drei dünne rote Striche angebracht werden. Die Zeichnung c ist eine weitere Variante; man weiß den ganzen Gesicht rot und trägt diesen Untergrund nachher die weißen Striche auf. Die kompliziertere Verzierung benutzen die Insassen der Affenpo-Hütte allgemein dann nur, wenn ein Besuch von Außenstehenden erwartet wird. Bei dem drei folgenden Ornamenten wird erst ein weißer Untergrund geschaffen, in den man rote Striche nach den in Abb. 85 wiedergegebenen Mustern einträgt. Vor-

[47] Kleine Kinder reiben die Asche mit einem Bambus zusammen, indem gewiß man es einem Baum und legt den Feldbohnen, unterscheiden den dickern Bambusstock, die es aufschneidet. Vielleicht benützt man die Asche ebenfalls mit heißen Händen und

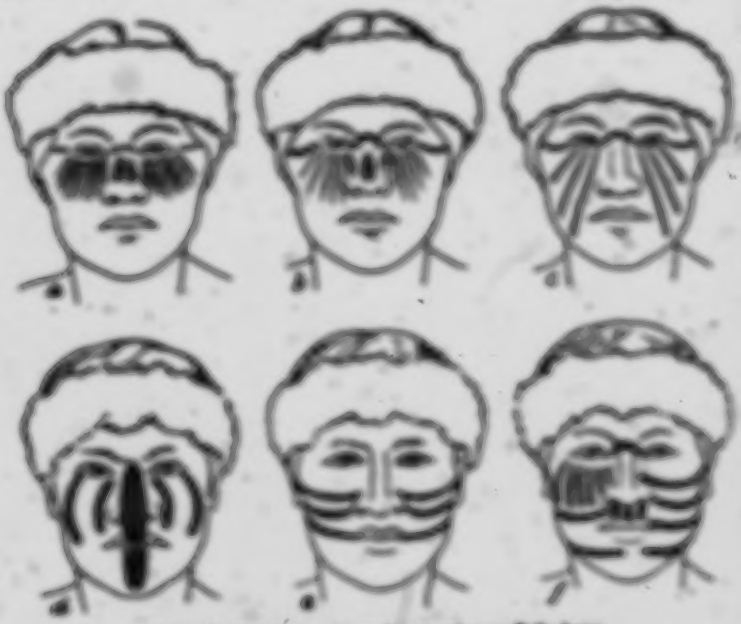


Abb. 91. Kombinierung der verschiedenen Teilchen

[illegible]

Allgemeine Aufgabe war gegenwärtig die Übung [illegible]

2. Gesang und Tanz

[illegible]

Die Tanzarten zeigen weder für Gesang noch für Tanz eine besondere Verwendung. Trotzdem haben sie einige sehr eigentümliche Merkmale geschaffen, so dürfen natürlich nur drei gleiche Tön im Rhythmus wiederholt wird oder [illegible] Tanzarten kennen sie nicht, ebenso dürfen aber auch einer gegenwärtigen Musik zum Tanzen noch, die sie eben zur Unterhaltung benutzen wollen. In einzelnen soll diesen Künsten unserer Primitiven weiter unten berücksichtigt werden. Hier sei kurz darauf hingewiesen, daß sie sich an Tanz und Gesang gerade in der Jugendzeit bis zur Übersättigung erfreuen.

1. Dreschdrescherdo Diogee: Niemals darf, wenn bei Tage noch bei Nacht, vollständige Stille in der Großen Hütte eintreten. Zumindest muß eine Person mit lärmenden Stimmen singen. Man nennt als Grund, daß den Geistern, besonders dem Fetisch bewiesen werden soll, die hier versammelten Leute seien noch. Gleich zu Beginn der Feier, nachdem die Teilnehmer sich eingefunden und dem herkömmlichen Nachtmahle sich durch zwei bis drei Stunden überlassen haben, setzt der Leiter oder Vorsänger mit dem hohen Singen ein, andere Personen schließen sich dem allmählich an und mit dem verstummen es nicht mehr bis zum Abschluß der langen Veranstaltung.

Haben sich die meisten Anwesenden am späten Abend zur Ruhe gelegt, verharrt der eine und andere noch in Hockerstellung und singt weiter. Sollten später auch diese sich der Nachtruhe überlassen, hält dieser und jener Pate das Singen durch; denn zur Beaufsichtigung eines jeden *ulwoŋala* bleibt je eine Person ständig wach.

Eine besondere Weisung von seiten des Leiters oder ein Auftrag an bestimmte Personen wäre unnötig; denn niemals schlafen alle Anwesenden gleichzeitig. Dieser und jener Alte verbringt mit Vorliebe den Großteil der Nacht wiederholt wachend, um ganz ungestört sich seinen Gedanken zu überlassen; dabei summt er stundenlang vor sich her. Das Singen wird also niemals unterbrochen, wie von selbst übernimmt es der eine zwanglos vom anderen und führt es weiter, bis auch er ohne Umstände abgelöst wird.

Außerordentlich einfach ist d i e A r t dieses Singens, besteht es doch nur aus der immerwährenden Wiederholung eines einzigen Wortes mit leichtem Schwanken in der Tonlage. Man spricht dabei ausnahmslos ein tiefes *awái* aus, das man vier- bis achtmal schnell wiederholt, indem man das erste *awái* stark betont und die weiteren mit abschwellender Stärke folgen läßt, daß das letzte *awái* ganz verklingt. Jede Person wählt die ihr am meisten zusagende Stimmlage, die sich bei begeisterter Erregtheit steigert. Matter und leiser klingt das Singen am Vormittag und in tiefer Nacht, am lautesten am späten Nachmittag, von dem es zum gemeinschaftlichen Abendgesang überleitet.

Man darf sich diesen gesanglichen Vortrag nicht etwa als geschlossenen Chor vorstellen, da ganz im Gegenteil die E i n z e l p e r s o n sich hierbei in jeder Hinsicht nach eigenem Gutdünken und persönlicher Anregung einrichtet. Man fängt an und hört wieder auf, singt stärker oder leiser, wann und wie es einem paßt; keiner berücksichtigt Tempo und Stimmlage des anderen. Insofern ist dieses Singen ein großes Durcheinander. Dennoch fühlt sich das Ohr nicht sonderlich beleidigt, weil der an sich leise Vortrag des einzelnen dumpf und hohl klingt. Da jeder vor sich hin und gleichsam für sich allein singt, erwartet man sowieso keinen Gleichklang mit allen. Manchmal schien es mir, als hätten diese Menschen gar kein Gehör, weil niemand sich nach dem Nachbarn richtete. Aber dieses Singen ist denn doch als Ausdruck der seelischen Erregtheit etwas streng Persönliches und demzufolge nicht in vollständige Übereinstimmung mit dem eines andern zu bringen. Wie gesagt, jeder einzelne wechselt tagsüber mehrmals die Stimme, das Tempo und die Stärke seines Singens, je nach seiner inneren Verfassung.

Fragt man nach Bedeutung und Wert dieses andauernden Singens, so möchte ich vor allem seine p s y c h o l o g i s c h e N o t w e n d i g k e i t betonen. Als ein Mittel erscheint es mir, das jeden einzelnen, ohne besonderen Kraftaufwand, zum Nachdenken über das eigene Ich festhält. Das Singen ist derart einförmig, daß es nicht die mindeste Aufmerksamkeit fordert; aber der Rhythmus, von dem es getragen wird, hämmert sich jedem so stark ein, daß er durch ihn an die Gedanken über das eigene Selbst gewaltsam gefesselt bleibt und zugleich darauf zurückgedrängt würde, wenn er sich in Zerstreuun-

gen verlöre. Diese Wertung macht ein Ausspruch des alten Pzano verständlich: „Am besten kann ich nachdenken, wenn ich leise singe!" Einem eigenen persönlichen Drange geben jene nach, die das Singen aufnehmen. Daß es in der Großen Hütte nie ganz verstummen darf, ist nun einleuchtend.

2. Gemeinschaftliches Singen und Tanzen: Zum Unterschied von dem eben beschriebenen gleichförmigen Singen entwickelt sich am späten Nachmittag eine allgemeine Beteiligung am gesanglichen Vortrage, der von einer Art Tanz begleitet ist. Die innere Erregung aller erreicht um diese Zeit ihren Höhepunkt und schafft sich in Stimme und Körperbewegungen ihren Ausdruck. Das Singen steigert sich sozusagen zu eigentlichem Gesang; denn in das *aucá* wird mehr Modulation gelegt, auch die Betonung wechselt und ein eigentlicher Melodiensatz kommt zustande. Zwar ist er kurz, aber er wiederholt sich in wechselndem Ausdruck. An den gregorianischen Choral klingt manche dieser stimmungsvollen Melodien an. Letzten Endes sind sie eine verbesserte Weiterführung des einförmigen, ständigen Singens.

Zu dieser an sich vollkommeneren Sangesweise vereinigen sich fast ausnahmslos alle Anwesenden, nicht zwar in dem Sinne, daß alle gemeinschaftlich die gleiche Melodie wiederholen, wohl aber singt ein jeder jetzt lauter, mit erhöhtem Ausdruck und mit lebhafter Anteilnahme. Sache und Pflicht der Gemeinschaft ist dieser abendliche Gesang, während im gleichförmigen Singen tagsüber jeder einzelne sich selber verliert. Das Stimmengewirr ist jetzt noch verworrener als zu anderer Zeit, wirkt aber trotzdem nicht belästigend, weil das Ohr sich unwillkürlich an die eine oder andere angenehme Melodie heftet, die ihm schmeichelt. Der Eindruck gesanglicher Unordnung wird teilweise dadurch aufgehoben, daß jeder Anwesende seinen Körper in Übereinstimmung mit seinem Gesangstempo bewegt.

Die seelische Ergriffenheit macht aber auch den ganzen Körper erzittern. Der einzelne vermag nicht länger in seiner Hockerstellung zu verharren; er erhebt sich, hält seinen Tanzstab quer zwischen den gestreckten Fingern beider Hände und gleitet auf der Feuerstätte von einem Ende der Großen Hütte zum anderen. Bald folgt eine zweite und dritte Person. Man hat Mühe, das Feuer in einigen glimmenden Kohlen zu erhalten, weil man den Mittelraum frei machen mußte; denn zuweilen bewegt sich tanzend fast die ganze Teilnehmerschar gleichzeitig. Das Tanzen ist ein ruhiges, feierliches und doch anmutiges Dahingleiten bei aufrechter Haltung, ohne daß der Körper gedehnt oder verbogen wird; nur wenig neigt er sich wiegend nach vorn und nach beiden Seiten. Von großer Bedeutung ist Bewegung und Stellung der Füße beim Ausschreiten und das leichte Federn des Körpers in senkrechter Richtung. Einzelne Frauen entfalten dabei eine ungeahnte Anmut, andere Gestalten wirken plump.

Mehr oder weniger gleichmäßig bewegt sich die ganze Masse der eng gestellten Tänzer in dieser und in jener Richtung durch die Große Hütte; aber hier und dort ist einer schneller und gleitet an seinen Nachbarn vorbei oder er ist langsamer und läßt sich zurückdrängen. Oft hebt der Pate seinen

Schützling auf, daß er sich an diesem Tanze beteilige. Einige hochbejahrte Personen bleiben sitzen, nehmen aber freudigen Anteil an der lebendigen Bewegung so vieler Personen. Meist gestattet es der beschränkte Innenraum nicht, daß sämtliche Anwesenden sich gleichzeitig am Tanzen beteiligen. Einige bleiben dann sitzen und warten, bis der und jener Tänzer den engedrängten Haufen verläßt. Aber auch jene, die auf ihrem Platze hocken, führen mit ihrem Körper nach dem Takte rhythmische Bewegungen aus und heben übereinstimmend damit den Tanzstab rollend auf und ab.

Sind es nur einige Personen, die auf der Feuerstätte die kurzen tänzelnden Schritte machen, ordnen sie sich zu einer Längsreihe. Der Anführer strebt geradlinig auf den einen Ausgang zu; hat er ihn erreicht, dreht er sich um die eigene Körperachse und wendet sich zum anderen Ausgange. Ihm auf den Fersen folgt die kurze Reihe.

Zuweilen stellen sich die Tänzer zu einem festgeschlossenen Knäuel zusammen, daß jeder kaum einige Zentimeter auszuschreiten vermag. Der Spielraum, in dem er sich bewegen kann, ist sehr kurz und beträgt zuweilen nur anderthalb Meter. Der ganze Haufe schiebt sich so weit, als es möglich ist, von der Stelle weg; dabei wird er unvermeidlich noch mehr zusammengepreßt und unter diesem erhöhten Druck macht jede Person eine halbe Wendung, immer im Rhythmus des Gesanges, wonach diese Masse sich nun in der entgegengesetzten Richtung vom Fleck bewegt. Kaum gelingt es einem, seinen Tanzstab waagrecht zu halten.

Dann und wann stellt sich eine einzelne Frau einem Manne, auch ein einziger Mann zwei Frauen gegenüber. Das Gesicht einander zugewendet, schleifen ihre Füße in dieser und in jener Richtung über den Boden von einem Ausgange der Großen Hütte zum anderen; dabei bewegen sie den Tanzstab und singen andauernd. Eine Art Wettspiel ist dieser Auftritt, bei dem sich zeigt, wer am längsten aushält.

Jeder Pate, der seinen Schützling beim Tanzen begleitet und sich neben ihn stellt, faßt den Tanzstab mit beiden Händen, hält ihn senkrecht und bewegt ihn geradlinig auf und ab. Das weist darauf hin, daß der *uźwǫla* aufrecht und gerade wachsen, stark und kräftig werden soll. Er macht deshalb die gleichen Bewegungen mit. Zuweilen rückt der Prüfling hinter seinen Paten. Dieser führt seinen Tanzstab waagrecht auf den eigenen Rücken und der *uźwǫla* hält sich daran mit beiden Händen beim Tanzen fest, während er hinterher trippelt.

Befällt die Anwesenden aus Übermüdung eine matte Schläfrigkeit, ist es Sache des Leiters, sie durch Aufmunterung wieder zu lebhaftem Singen anzueifern. Eines Abends drohte der Gesang zu ersterben. Sam'iago verhält sich mehrere Minuten sehr ruhig und regungslos. Dann wird er plötzlich lebendig und unter lautem Heulen vergießt er Tränen. Gerührt stöhnt er mit klagender Stimme: „Jetzt kam endlich der Geist [die Begeisterung] über mich! Daran haben alle Anwesenden teil. Laßt uns wieder kräftig weitersingen!" Tatsächlich wirkte diese Anregung auf alle Personen erfolgreich.

Jetzt erhebt sich Ganzm und greift zu dem Hilfsmittel, das man vereinzelt anwendet, um die lässige Gesellschaft zu eifrigem Singen anzutreiben. Sie faßt einen armlangen, brennenden Knüppel, den sie aufrecht hält. Tänzelnd nach dem Rhythmus des Gesanges geleitet sie von einer Person zur anderen, die an ihrem Platze hocken, und hält ihnen das glimmende Ende des Holzscheites ganz nahe an das Gesicht. Schrecken durchzittert jede Person und macht sie gründlich wach. Niemand dürfte seinen Kopf zurückziehen, dadurch würde er den Unmut der Nachbarn erregen.

Nicht ganz so aufreizend ist ein anderes Mittel. Jene wenigen, die sich beim Singen anstrengen und damit von der überwiegenden Mehrheit allein gelassen werden, fassen das obere Ende ihres Tanzstabes und stochern mit der unteren Spitze lebhaft im Feuer herum, daß die Glut sich erhöht und Funken nach allen Seiten spritzen. Dieses Zeichen kann niemand mißverstehen und das Singen wird sofort wieder lebhafter.

Der Leiter ruft zuweilen ermunternde Worte dazwischen. Damals ließ sich Santiago folgendermaßen vernehmen: „Noch habe ich meinen Geist [Begeisterung] lebendig und stark. Daher werde ich weitersingen!" Black unterbricht ihn: „Merket alle auf: Wir alle müssen mit viel mehr Kraft singen!" Santiago fährt fort: „Also singen wir weiter!" Er selber strengt sich sehr an, daß die Anwesenden dadurch aufgerüttelt werden und begeistert sich beteiligen. Durch zwanzig Minuten hält das kräftige Singen an. Plötzlich schreit Santiago: „Mich hat jemand empfindlich getreten, ich fühle mich sehr schwach!" Ihm war wirklich an diesem Tage sehr unwohl. Um sich zu erleichtern, springt er auf und bewegt sich tanzend durch die Große Hütte. Dabei ruft er: „Dort im Lande meiner Mutter, wo ich zum ersten Male das *čiɛ́xaus* erlebt habe, bin ich niemals getreten worden. Hier aber hat mich jemand sehr empfindlich auf den Fuß getreten. *audí*. Doch, laßt uns weitersingen!" Bald läßt er ermüdet nach und das allgemeine Singen wird wieder sehr schwach.

Einzig und allein die geistige Verfassung der Teilnehmer und die herrschende Stimmung entscheidet über die Dauer dieser gemeinschaftlichen Auftritte. Wer sich nämlich ein wenig ermüdet hat, meist durch zu große Lebhaftigkeit, setzt sich einige Minuten nieder und läßt die geschlossene Masse der Tänzer an sich vorbeiziehen. Nachher stellt er sich wieder in den großen Haufen ein und tut so begeistert wie vordem mit. Einzelne führende Personen eifern allein durch ihr Verhalten die meisten anderen an und dann zieht sich der gemeinschaftliche Gesang mit Tanz zuweilen durch mehr als zwei Stunden hin. Dicke Staubwolken erfüllen den ganzen Innenraum der *čiɛ́xaus*-Hütte, doch die eifrige Lebhaftigkeit aller sieht darüber hinweg.

Im Verlaufe des mehr oder weniger gleichmäßig starken Singens wird hin und wieder eine einzelne Person von besonderer Erregung erfaßt. Sie stellt sich wie wütend auf die Füße und fährt mit zitternder Unruhe durch die Große Hütte, von einem Ausgange zum anderen. Dabei bekommen einige Leute, die in der Mitte stehen, zuweilen starke Stöße ab. Es heißt:

„Jene Person hat der *kšipiź* [Geist, die Begeisterung] erfaßt!" So lange tänzelt die erregte Person in der *čiźɣaya*-Hütte hin und her, bis sie ermattet.

Eines Abends springt die schwerfällige Mary plötzlich auf und tritt in die Mitte. Wie toboöchtig schnaubt sie und zittert am ganzen Leibe. Wütend faßt sie ein Stück Fleisch in beide Fäuste und reißt mit den Zähnen große Bissen ab, die sie hastig hinunterschluckt. Andere Stückchen, die sie abreißt, wirft sie ins Feuer. Nach einer leichten Kopfbewegung stellen sich Gertie und Emilia vor sie hin. Beide läßt sie von dem größeren Fleischstücke, das sie mit ihren Zähnen festhält, einen Fetzen mit den eigenen Zähnen abreißen. Alle drei gleiten tänzelnd und sehr erregt durch die *čiźɣaya*-Hütte und zeigen das Fleischstück, das sie zwischen den Zähnen halten. Mit starren Augen schauen sie in der gleichen Richtung, in der sie sich bewegen. Ihr wütendes Gebaren hält so lange an, bis sie ermüdet ihren Platz aufsuchen. Dergleichen Auftritte einer Person erklärt man damit, daß eine mächtige Begeisterung sie plötzlich erfüllt, daß „ihr *kšipiź* sie faßt!"

Zwar nicht nach unwandelbarer Regel, wohl aber gewohnheitsmässig schließt fast jedesmal das abendliche Singen und Tanzen mit dem *tɸxer*-Gesang ab, dem sogenannten Liede der *yékamuš*. Von der einen und anderen Person wird es angestimmt, die sich erhebt und tänzelnd den ganzen Raum durchschreitet. Dabei streckt sie den Tanzstab waagrecht nach vorn, zum Zeichen, daß sie etwas erbittet. Man überläßt ihr Fleischstücke oder Früchte oder Pilze. Sie nimmt dieselben freudig entgegen, tänzelt zufrieden durch die Hütte und bedenkt währenddessen andere Personen damit. Einen kleinen Rest hält sie für sich zurück und ißt ihn, was auch jene tun, mit sichtlicher Genugtuung. Alle Anwesenden begleiten den Gesang mit rollender Vorwärtsbewegung des rechten Armes allein oder indem sie den Tanzstab, waagrecht mit beiden Händen haltend, rollend nach vorwärts und aufwärts bewegen. Das Singen und die Körperbewegungen steigern sich zur Lebhaftigkeit; denn damit soll für diesmal das ganze Treiben beschlossen werden. Der *tɸxer*-Gesang ist demnach ein Abschiednehmen vom heutigen Tage, ein wirkliches A b e n d l i e d. Man will damit auch die "Geister" heimbegleiten, die sich ebenfalls nach dem langen Verweilen hier an diesem Tage zurückziehen. Die Armbewegungen, sei es mit oder ohne Stab, sollen das Arbeiten mit dem Ruder beim Gleiten über die Wasserflut andeuten. Da der *tɸxer*-Gesang auch zum Abschluß der ganzen *čiźɣaya*-Feier angestimmt wird, sollen jene Armbewegungen hinweisen auf die Abfahrt der vielen Teilnehmer, die sich nun nach allen Richtungen hin zerstreuen werden.

Im besondern bezweckt man mit dem *tɸxer*-Gesang, „die Geister wieder zu ordnen, die von weither zur *čiźɣaya*-Versammlung gekommen sind, daß sie sich von ihrer lebhaften Anteilnahme beruhigen und an ihren Ort zurückkehren bzw. zurückfinden". Mit diesen "Geistern" meinen unsere Yamana genauer die Erinnerungs- und Phantasiebilder, die in ihrer lebhaften Vorstellung faßbare Gestalt annehmen, mit denen sie gedanklich verkehren und auch Unterhaltung in lauten Worten führen. Sie fühlen sich im *čiźɣaya* in

einer anderen Stimmung und glauben in einer anderen Welt zu sein, in welcher die eigenen Vorstellungen ihnen als wirkliche Personen entgegentreten. Aus dieser anderen Welt der Vorstellungen entlassen sie zunächst jene "Geister", die sich eingefunden hatten und die nun an den ihnen eigenen Aufenthaltsort zurückkehren. Danach wenden sie selber sich wieder der Welt ihres Alltags zu, in dem sie die außergewöhnliche *čiɛ́gaya*-Stimmung abschütteln. Deshalb ruft jeder Anwesende beim Abschluß des *tɛ́gar*-Gesanges "seinen eigenen Geist" wieder zurück und zwar durch eine weit ausgreifende Bewegung des Armes, der schnell zurückgezogen wird, währenddessen die gespreizte Hand sich zur festen Faust schließt. Das will m. a. W. besagen, daß jeder nun aus der durch den Gesang gesteigerten Begeisterung oder Verzückung zur alltäglichen, ruhigen Geistesverfassung zurückkehrt. In Wirklichkeit drücken also die Worte der Yamana über die verschiedenen *kɛ̂ipiź*, die in der *čiɛ́gaya*-Hütte sich eingefunden hatten, nicht etwa persönliche Geistwesen aus, sondern nur einen einfachen Stimmungswechsel oder den Übertritt aus einer Welt sehr lebhafter Vorstellungen in die leidenschaftslose, nüchterne Tätigkeit der Geisteskräfte.

Nach dem fast regungslosen Hocken während des größten Teiles des Tages fühlen alle Leute die körperliche Anstrengung beim Tanzen und gemeinschaftlichen Singen wie eine W o h l t a t. Eine solche Abwechslung muß sein und man gewährt sie regelmäßig auch den *uáwɸgla*. Passend verlegt man sie an den Abschluß des Tages und unmittelbar danach gibt der Leiter das Zeichen zur Nachtruhe (S. 910). Jeder stößt aufrecht den Tanzstab in den Erdboden, hängt das *hapaxtl* an der Hüttenwand auf und überläßt sich dem Schlafe. Nun ist es wieder still in der Großen Hütte und nur die eine oder andere leise Stimme führt das ununterbrochene Singen weiter.

3. E r i n n e r u n g a n V e r s t o r b e n e : Kurz sei wiederholt, daß zu diesen abendlichen Tänzen jeder Anwesende sich eigens bemalt (S. 915). Ehedem haben die Frauen mehr als die Männer sich auf den ganzen Körper reiche Muster von roten, weißen und schwarzen Strichen mit Punkten und Kreisen gezeichnet; gegenwärtig läßt man es mit einer Bemalung des Gesichtes, der Arme und Beine bewendet sein, vereinzelt nur verzieren einige Frauen noch ihren Oberkörper (S. 916). Am Abend wird selbstverständlich die Gesichtsbemalung der *uáwɸgla* erneuert.

Da in der *čiɛ́gaya*-Hütte jeder Erwachsene die Geschehnisse und Erlebnisse seiner letzten Jahre gründlich durchdenkt, erwacht in ihm lebhaft die Erinnerung an seine verstorbenen Verwandten. Ihr verleiht er wiederholt und öffentlich Ausdruck. Zunächst durch eine B e m a l u n g, die so gehalten wird, daß jedermann sie sofort als Zeichen der Trauer deutet. Nicht selten faßt eine Person in ihrem Trauerschmerz sehr erregt ein Stückchen Holzkohle, zerkleinert es mit wütender Hast zwischen beiden flachen Händen und verreibt das Pulver, wie in Raserei, über das ganze Gesicht. Dies geschieht zum Zeichen tiefster Trauer über den Verlust eines sehr nahen Verwandten in jüngster Zeit. Im Andenken an liebe Angehörige, die bereits

länger verschieden sind, bedeckt man das Gesicht mit Zeichenmustern, welche von der unberechenbaren Phantasie im Augenblick eingegeben werden.

Einige davon zeigt Abb. 86. In *a* ist ein einziger schwarzer Strich quer über jede Wange gezogen. Merklich abweichend erscheint in *b* das ganze Gesicht mit *lmi*-Pulver eingerieben, über das zwei mitteldicke, schwarze Striche gelegt sind. In *c* ist die ungewöhnliche Umrandung der Augen und der kurze Strich unter der Unterlippe mit schwarzer Farbe ebenfalls auf einen roten Untergrund aufgetragen. Wieder wird auch in *d* das ganze Gesicht erst rot gemalt, nachher trägt man ein reichhaltiges Muster mit schwarzer Farbe ein. Noch andere Zeichnungen und Muster führt man aus, je nachdem der künstlerische Einfall sie schafft. Selbstverständlich trägt jeder Anwesende das *hapaxél* und seinen verzierten, kurzen Tanzstab.

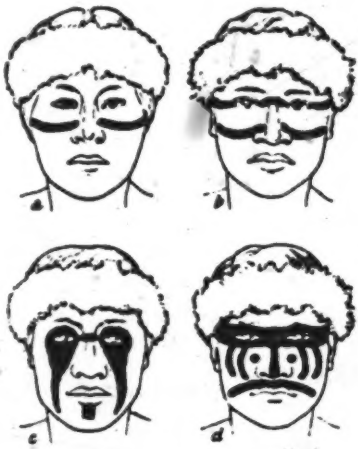


Abb. 86. Muster von Trauerbemalung

Auch in dieser Bemalung und im Andenken an die Verstorbenen bewegt sich der einzelne eine Zeitlang tanzend hin und her, indem er durch den ganzen Innenraum gleitet. Wie überhaupt bei diesen Tanzbewegungen, ist der ganze Körper fast gerade aufgerichtet, die Beine sind im Knie ein wenig geknickt und die Füße eng hintereinander gestellt. Der linke Fuß bewegt sich hüpfend einige Zentimeter nach vorwärts und der rechte Fuß wird nachgezogen. Die Finger beider Hände halten den Tanzstab waagrecht oder etwas schräg und heben ihn mit rollenden Bewegungen zum Körper hin langsam auf und ab. Zuweilen umfassen beide Hände den seitwärts nach unten gerichteten kurzen Stab und führen ihn nach vorwärts und rückwärts, in der Art des Ruderns. Sogar die rechte Hand allein umklammert ihn in der Mitte und hält ihn waagrecht bis auf Schulterhöhe, als wäre er eine Harpune. In dieser Haltung gleitet die tanzende Person eilig auf der Feuerstätte entlang und eine andere tut dies unmittelbar neben ihr, doch so, daß beide sich in entgegengesetzter Richtung von einem Ausgange zum anderen aneinander vorbeibewegen.

Währenddessen stößt sie kurze Klagen aus. Nach einigen Minuten setzt sie sich nieder und wiederholt ihre Seufzer in langen Sätzen. Beispielsweise rief schon am zweiten Abend die alte Mary während des Tanzes traurig aus: „Damals, als meine Eltern, meine Onkel und meine Tanten noch lebten und in der *čiẹ́xaus*-Hütte spielten, war sehr viel Volk beisammen. Alle konnten das Spiel gut und alle erfreuten sich daran. Heute sind wir nur ganz

wenige. Kaum wissen wir noch, wie *čiɛ́ɣaus* schön gespielt werden muß. Das macht mich sehr traurig!" Am nächsten Abend hörte ich von der gleichen Mary folgende Worte: „Ach, wie arm stehen wir Yamana heutigentags da! Nur wenige der Unsrigen leben noch. Darüber bin ich unbeschreiblich betrübt. In meinem Gedächtnis sehe ich die vielen, mit denen ich zum ersten Male gemeinsam im *čiɛ́ɣaus* war; heute bin ich allein von all jenen noch übrig!" Ihr schloß sich sofort ihr Gatte Richard an: „Zur Zeit, da meine Mutter mich gebar, war es schön bei uns Yamana; damals lebte noch viel Volk und wir bildeten eine kopfreiche Familie. Heute jedoch bin ich sehr arm dran; denn ich stehe allein in der Welt! Meine Brüder und Schwestern sind tot, meine Eltern leben lange schon nicht mehr, meine Onkel und Tanten sind längst dahin. Wer sollte da nicht traurig sein, wenn er, so wie ich, ganz allein hier in dieser Welt dasteht!"

Währenddessen verrieb Gertie reichlich Holzkohlenpulver in ihrem Gesichte, erhob sich erregt von ihrem Platze und begann in wildem Tone: „Wir traurig ist unser Los! Im letzten Winter ist wieder einer aus meinem Verwandtenkreise gestorben. Wir Yamana sind nur noch als ein sehr kleiner Rest übrig geblieben!" Wie wild glitt sie nun durch die Große Hütte hin und her. Ihre Schwester Adelheid hatte sich einen einzigen schwarzen Strich über die rechte und linke Wange gezogen (Abb. 86, *a*) und verharrte in Hockerstellung auf ihrem Platze. Beide beweinten eine Tante, die kürzlich dahingeschieden war.

Einmal rief auch der alte Whaits in den allgemeinen Gesang folgende Worte der Trauer hinein: „Wehe mir Armen! Ganz verwaist bin ich: denn im vergangenen Winter starb mein allerletzter Verwandter. Seitdem stehe ich allein in dieser Welt!" Seine Frau, die neben ihm saß, schluchzte laut und weinte bitterlich: „Ja, es ist wahr, du stehst jetzt ganz allein in der Welt! Deine Familie war im Westen beheimatet und einst zahlreich. Es ist wahr, du bist jetzt der Letzte aus deiner großen Familie. Aber diese beiden Weißen, die zu uns gekommen sind,[220] die heben unseren Mut. Sie sind Yamana geworden und demnach mit dir verwandt. Tröste dich also!"

Fast an jedem Abend gibt der eine oder andere Teilnehmer seinen Trauerschmerz zu erkennen. Vereinzelt schließen sich diesem Beispiele mehrere oder der Großteil der Leute an, daß ein allgemeines Wehklagen und Weinen, Wimmern und Heulen entsteht. Beruhigt sich schließlich die Allgemeinheit, setzt dieser und jener trotzdem sein Schluchzen bis tief in die Nacht hinein fort; niemand hindert ihn daran.

4. **Freie Zwischenrufe**: Für die völlige Ungebundenheit, mit der jeder Teilnehmer in der Großen Hütte seine innersten Gefühle aussprechen darf, zeugen die freien Worte, die er in sein **Singen** einstreut. Zu jeder Tageszeit ist ihm das erlaubt. Meist begnügt er sich mit einigen kurzen Sätzen. Die Worte des einen regen zuweilen seinen Nachbar an, den gleichen

[220] Ganz auffällig weist sie dabei durch Blicke und Gebärden auf Gusinde und Koppers hin.

Gedanken weiterzuführen oder zu ergänzen. Wenn am Abend fast alle Leute sich am gemeinschaftlichen Gesange beteiligen, folgen sich die verschiedenen Zwischenrufe nicht nur unmittelbar, sondern fallen auch gleichzeitig. Sie beleben die an sich bereits erregte Bewegung noch mehr. Aus einigen Sätzen, die ich hier folgen lasse, wird Geist und Inhalt jener Äußerungen ersichtlich.

Etwa zwei Stunden schon hatten die Leute laut gesungen. Die Küchenfrauen treten mit der Mahlzeit ein und werden mit lauten *hóhohohohó*-Rufen empfangen. SANTIAGO, der Leiter, hält plötzlich inne und ruft nur noch: „Ich will meinen Gesang abbrechen, denn ich bin sehr müde und hungrig!" Die Mehrheit der Leute führt den Gesang weiter, die übrigen essen inzwischen hastig, um bald danach den Gesang wieder aufzugreifen.

An einem Abend wird sehr spät noch Kaffee gebracht. Alle freuen sich außerordentlich. Jeder Erwachsene greift nach seiner Tasse und mit ausgestreckten, nur wenig im Ellbogengelenk geknickten Armen hält er sie vor sich hin. Einige Personen erheben sich, hüpfen hin und her und führen den Gesang mit lebhafter Stimme. Aus Freude darüber, daß sie wieder etwas genießen dürfen, gebärden sie sich munter. Hüpfend nähern sie sich jener Küchenfrau mit der großen Kanne, umtänzeln sie und strecken ihr die Tasse hin. Während sie jede Tasse füllt und gleichzeitig Brot verteilt, führen die anderen rund um sie herum das Hüpfen weiter. Bald entfernen sie sich wieder tänzelnd mit den gefüllten Tassen und lassen sich auf ihrem Platze nieder. Ihr vergnügtes Hüpfen ist Ausdruck der großen Zufriedenheit für den wohlschmeckenden Trank. Einer sagt laut: „Wie bin ich erfreut, daß ich zu essen und zu trinken bekommen habe!" In singendem Tone ruft eine Frau: „Nun gibt es wieder zu essen und zu trinken; das ist vortrefflich!" In die ganze Versammlung brachte jene Küchenfrau, die Speise und Trank verteilt hat, helle Freude und lebhafte Bewegung.

Am ersten Abend, als beim gemeinschaftlichen Gesange eine kurze Pause eintrat, rief SANTIAGO, der damalige Leiter, mit lauter Stimme; „Wir sind hier wieder einmal versammelt, um *čiɛ́xuus* zu feiern. Gut wollen wir es machen! Dieses Spiel kam einst vom Westen zu uns, von den Halakwulup kam es hierher. Heute haben wir eine Halakwulup[339] unter uns. Sie wird uns genau beobachten und nachher ihren Leuten erzählen, wie wir das *čiɛ́xuus* abhalten. Darum müssen wir es diesmal ganz besonders gut machen!"

Kurz darauf warf er eine persönliche Bemerkung in den Gesang der andern hinein: „Heute sitzen unter uns zwei *puɣala* [statt *palaléla*, S. 333]. Für diese veranstalten wir das *čiɛ́xuus*.[340] Gut wollen wir es feiern!"

Am gleichen Abend läßt sich auch CLARA vernehmen: „Ich habe als Schützling eine Halakwulup [JULIA]. Sie hält sich an alles, was hier im *čiɛ́xuus*

[339] Gemeint ist die jugendliche JULIA, die vor mehreren Wochen zu den Yamana geflüchtet war und die zu dieser Jugendweihe nach Puerto Mejillones eingeladen wurde (S. 945).

[340] Damit will er sagen, daß GUSINDE und KOPPERS die einem Europäer bislang noch nie gewährte Auszeichnung zuteil geworden ist, diese gehe[illegible] Veranstaltung von Anfang bis zum Schluß zu erleben.

von ihr gefordert wird; treu erfüllt sie alle Bestimmungen und hat Freude an unserem Feste. Sie kam zu uns hierher, weil sie keine näheren Verwandten mehr besitzt; sie ist ein Waisenkind. Gerne nahmen wir sie auf, sie mag ruhig und ungestört unter uns leben; denn wir Yamana sind ja nur noch sehr wenige. Auch meine Familie war einst sehr zahlreich; gegenwärtig lebt keiner meiner Verwandten mehr. Ich allein bin übrig geblieben, deshalb bin ich so traurig: *čiẽ́gmus*!"

Nachher unterbricht Pepe das Singen: „Ich freue mich sehr wegen jener beiden Weißen [Gusinde und Koppers]. Sie sind einflußreiche Männer und achten unsere Gewohnheiten. Als *uiwẽ́gla tgs* [rechte Prüflinge] erweisen sie sich. Genau halten sie sich an die *čiẽ́gmus*-Ordnung. Deshalb bedaure ich aufrichtig, daß sie uns bald verlassen. Wirklich gute Menschen sind sie!" Ihr schloß sich sogleich Mary an: „Auch ich freue mich, daß jene beiden Weißen unser *čiẽ́gmus* genau kennengelernt und genau sich nach allem [Gesetz] eingerichtet haben. Prächtige Männer sind sie!" Nochmals meldet sich die alte Pepe: „Wie tut es mir leid, daß jene beiden Männer uns verlassen werden! Sie beachten die Ordnung dieser Hütte besser als mancher der Unsrigen!"

An einem Spätnachmittag sang Pedro sehr lange. Seine sanfte, getragene Stimme hörte sich an wie ein Choral. Unterbrechend sagte er: „Ich bin ein alter Mann und habe nur noch wenig Lebenskraft. Nun aber bin ich froh, habe ich Joch gehört, daß jener Weiße [Gusinde] uns helfen will, weil er uns Yamana schätzt! Wenn er doch wahr machen möchte, was er uns versprochen hat, nämlich für uns [bei der chilenischen Regierung] einzutreten, damit wir auf diesem Fleck ruhig wohnen können."[241] Darüber [über diese gute Aussicht] bin ich froh. Deshalb habe ich den Gesang aufgegriffen und so lange gehalten!" Gleich danach führt er sein Singen weiter. Die anderen Leute horchen aufmerksam zu und werden feierlich gestimmt; denn seine hohe Stimme klingt außergewöhnlich angenehm. Bald hält er wieder inne: „Wirklich, ein alter Mann bin ich. Seit langem habe ich mich nicht mehr an einem *čiẽ́gmus* beteiligt. Von den alten Leuten [der früheren Zeit] bin ich einer der Letzten. In meinen jungen Jahren war ich ausnahmslos zur Stelle, wo immer *čiẽ́gmus* gespielt wurde; unter den Ersten, die den Gesang aufgegriffen, war ich stets. Seit langer Zeit habe ich mich dabei nicht mehr betätigt; denn ich bin alt. Als ich jung war, gingen wir nachts an den Strand, um uns zu baden; wir haben dabei gesungen, ich fehlte nie. Dennoch blieb mir bis heute noch etwas

[241] Ihm schwebte dabei folgendes vor: Seit einer Reihe von Jahren besitzen die Brüder Lawrence das Gebiet um Puerto Mejillones am Nordufer der Isla Navarino als Pachtgut von der chilenischen Regierung und sie haben den Yamana gestattet, an jenem kleinen Hafen sich anzusiedeln. Im nächsten Jahre sollte die Pachtfrist ablaufen und es bestand die Gefahr, daß jenes Landstück in andere Hände käme. Die Zukunft der Yamana würde dadurch sehr unsicher und mit Recht fürchteten sie, von diesem liebgewonnenen Fleckchen vertrieben zu werden. Angesichts dessen hatte ich ihnen versprochen, ihre Wünsche im Ministerio de Colonización zu Santiago vorzutragen. Später habe ich mein Wort eingelöst. Auch heute noch verbringen die wenigen überlebenden Yamana ihre letzten Tage in dem genannten kleinen Hafen. Vgl. Gusinde (d): 60 und S. 364.

Kraft und Freude. Wirklich, es ist nicht recht, daß ich bis jetzt untätig blieb. Meine letzte Kraft will ich aufwenden und alle jüngeren Leute sollen es sehen, daß ich als alter Mann mich zurückstehe. Also werde ich weitersingen!" Noch lebhafter als zuvor singt er, erhebt sich sogar zum Tanze und springt vor lauter Freude auf. Sein Verhalten ermuntert alle Anwesenden.

Auffällig rege beteiligt sich diesmal auch der blinde WHAITS am Gesange. Wiederholt unterbricht er ihn und redet dazwischen: „Ich bin ein hochbejahrter Mann und der Gesang strengt mich an. Wäre ich noch ein junger Bursche, wie damals, als ich mit anderen jungen Männern am *čiɛ́xaus* mich beteiligte, hätte ich mehr Kraft und Feuer, da würde ich besser singen. Von einem alten, blinden Manne darf man eben nicht mehr erwarten, als was ich wirklich biete." Nach kurzer Pause fährt er traurig fort: „Ich fühle es wohl, daß diese Veranstaltung nicht mehr so feierlich und ernst gehalten wird, wie ehedem. Das bedaure ich sehr. In alter Zeit war *čiɛ́xaus* unübertrefflich schön!" Bei diesen Worten gerät er in Zorn; er weiß, daß wir beide zugegen sind: „Mich empört es sehr, daß wir diesmal sogar [europäische] Fremdlinge unter uns haben. Macht euch fort, ihr beiden! Eine Schande ist es, daß unser *čiɛ́xaus* nicht mehr so schön abgehalten wird, daß alle Anwesenden sich nicht mehr so lebhaft und gewissenhaft an den Tänzen beteiligen, wie das ehedem die Regel war. Macht euch fort, ihr beiden; was geht euch unser *čiɛ́xaus* an! Noch viel weniger sollt ihr es jetzt sehen, da es so schlecht gespielt wird. Verlaßt sofort diese Große Hütte!"[362]

Beim Verteilen und Verzehren der Mittagessens herrscht große Stille. Nachher beginnt wieder das gemeinschaftliche Singen ziemlich laut. Währenddessen sagt WHAITS: „Das Lied [die Melodie], das ich singe, stammt von meinem Onkel. Als ich *uiuɣóla* war, hat er es mich gelehrt; seitdem habe ich es oft wiederholt. Wie schön war es damals, da ich noch ein junger Bursche war. In jener Zeit lebten viele Leute!"

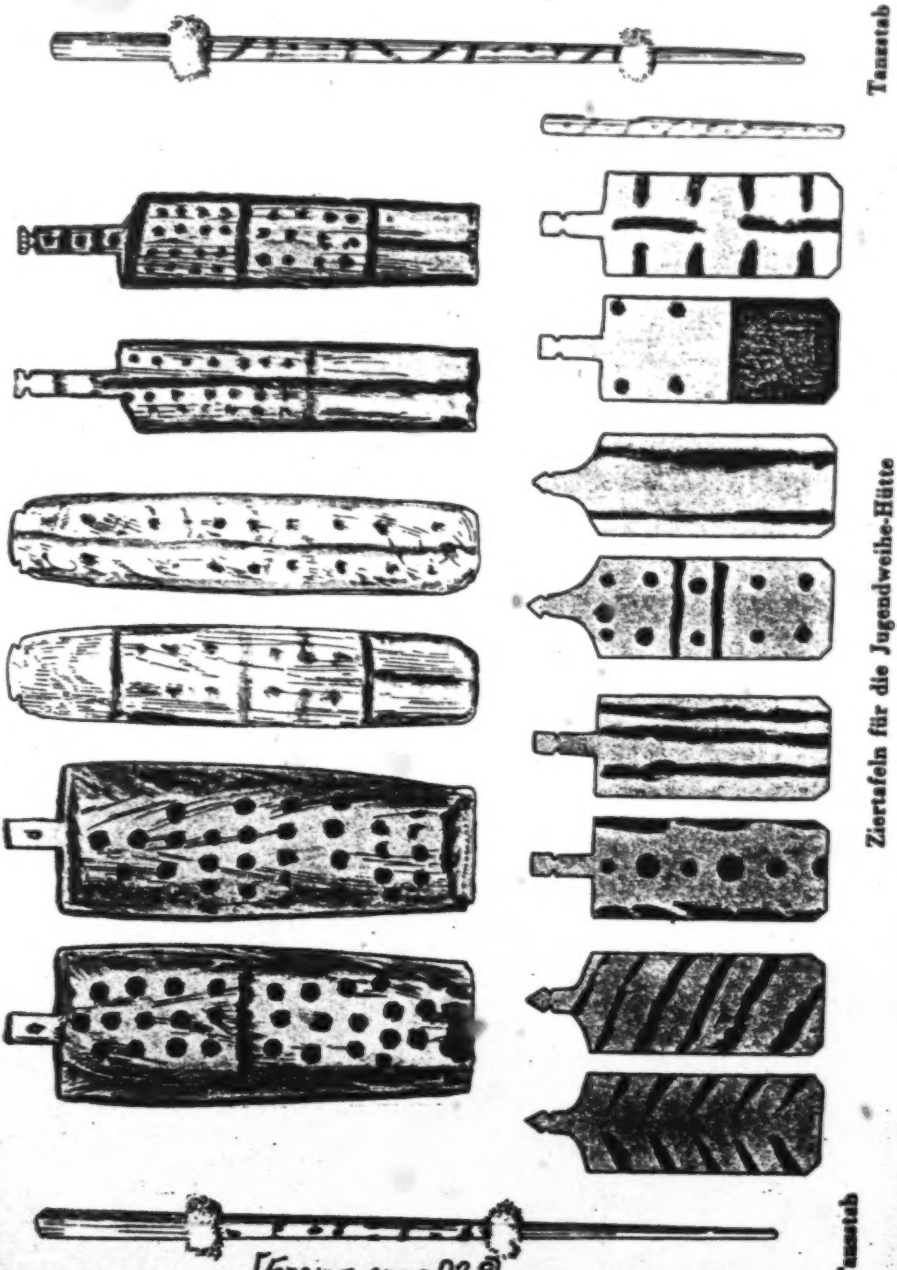
Etwas später fügt er an: „Alle schönen *iɛwáli* [Feuersteine] kommen vom Westen. Auch die langen *ákeiu* [Lederriemen zum Einfangen der Prüflinge] waren dort die besten. Mit ganz vorzüglichen Fellen deckte man dort das Gerüst der Großen Hütte. Wahrhaftig, alles [was zur *čiɛ́xaus*-Feier verwendet wird] war im Westen unvergleichlich schöner als im Zentrum und Osten."[363]

Der nämliche WHAITS ruft nach einiger Zeit nochmals in den allgemeinen Gesang hinein: „Morgen werden wir die Große Hütte verlassen. Schön verlief dieses *čiɛ́xaus* und doch hat es mich traurig gestimmt. Ich bin ein alter

[362] Ein augenblickliches Aufwallen höchsten Unmutes war es, das diesen Alten zu solch verletzenden Worten veranlaßt hat. Bald beruhigte er sich, wurde später durch seine beiden Töchter, von denen die eine wie die andere unsere Patinnen waren, gründlich aufgeklärt und erwies sich am Schluß als unser aufrichtiger Freund. Über die Patenschaft mit seinen Töchtern hinweg wurden wir mit ihm sogar verwandt. Vgl. KOPPERS (a): 70.

[363] In diesen Worten liegt wiederum ein Hinweis auf die allgemeine Anschauung von der Herkunft dieser Jugendweihe aus dem äußersten Westen und von ihrem Eindringen in die mittleren Yamana-Gebiete.

Tafel III



[Facing page 928]

Mann, der für sich lange Lebensjahre nicht mehr erwartet. Unter uns ist ein guter Weißer, ich kenne ihn schon von früher.[301] Er wird uns helfen, daß wir dieses Landstück hier [bei Puerto Mejillones] behalten; er hat uns das versprochen. So benützt, ihr jungen Leute, seine Anwesenheit! Ich persönlich werde es kaum auswerten; denn ich bin sehr alt, ich fühle mich matt und lebensmüde. Ihr jungen Leute mögt sein Anerbieten euch zunutze machen, ich wünsche euch guten Erfolg!"

Von banger Sorge gequält kommt der blinde WAAITS nochmals auf diesen Gegenstand zu sprechen. Traurig sagt er: „Wehe mir Armen! Auf dieser Stelle wohne ich nun seit vielen Jahren. Alt bin ich geworden, ich hatte immer genug zu essen und hier stand ununterbrochen meine Behausung. Aber die Weißen betrügen uns Yamana. Jetzt werden sie uns dieses Fleckchen wegnehmen, dann mich und mein Weib von dieser Insel [Navarino] verjagen. Wehe uns, die wir so hilflos [gegenüber den Weißen] dastehen! Wohin sollen wir uns wenden? Überall sitzen bereits die Weißen. Sollten sie uns wirklich verjagen, dann mögen sie sich die ganze Insel [Navarino] von hier wegnehmen und mit sich fortschleppen, wohin sie wollen!"

Jeder Sprecher und Sänger beschließt seine W[illegible] mit einem lauten und kräftigen *čiẋɣus*-Rufe. Richtig deutet man d[illegible] eine Verstärkung ihrer Sätze und als eine nachdrückliche Betonung ihr[illegible]hauptungen, ferner als einen vertrauensvollen Aufschrei nach Erfüllung der ausgesprochenen Wünsche und endlich als ein Fluch auf das Verdammenswerte, das man beklagt. Gleich einem Schrei der Verzweiflung hört sich dieser abschließende *čiẋɣus*-Ruf zuweilen an.

Wie das Singen im allgemeinen den *Yetáįta* verscheuchen soll (S. 917), so gelten dem gleichen Ziele besondere Zwischenrufe. Sieht irgendeine führende Person jenen bösen Geist sich nähern, fordert sie laut alle Anwesenden zur Abwehr auf. Eines Abends[302] tanzten die Frauen sehr lebhaft und SANTIAGO verspürt Lust, sie in höchste Erregung zu bringen. Er schreit ihnen von seinem Platze aus zu: „Tanzt weiter! *Yetáįta* ist noch sehr nahe und will nicht fortgehen!" Bald ergänzt er sich: „Tanzt eifriger! *Yetáįta* macht noch immer nicht Miene sich zurückzuziehen." Nach einigen Augenblicken ruft er, als fühlte er sich in seiner Angst ein wenig erleichtert: „Nur tapfer weiter! Schon schickt sich *Yetáįta* zum Rückzuge an, mit dem Kopf nach unten sinkt er in die Erde hinein!"

Unsere Dolmetscher erklären uns, warum SANTIAGO und PEDRO so dringlich zu starkem Singen und zu lebhaftem Tanzen aufforderten: Wir hätten als Fremdlinge und Unberufene in dieser *čiẋɣus*-Hütte die besondere Aufmerksamkeit des *Yetáįta* auf uns gezogen; die Anwesenden fürchten, er könne uns besonderes Leid zufügen. Demnach sei die höchste Anstrengung erforder-

[301] Bei meinem ersten Besuch im Februar 1919 hatte ich diesen Alten in Punta Remolino getroffen, habe mich lange mit ihm ausgesprochen und damals von ihm bedeutsame Mitteilungen über die feuerländische Mythologie erhalten. Vgl. Gusinde (a): 39.

[302] Vgl. Koppers (a): 81 über diesen abendlichen Auftritt am vierten Tage der Feier.

lich, damit dieser allen Leuten sehr gefährliche *Yetájta* tief im Innern der Erde zurückgedrängt werde und uns in keiner Weise schaden könne.

Wieder ruft Santiago laut: „Weiter tanzen! noch immer sehe ich *Yetájtas* Füße aus der Erde hervorstehen." Nach einigen Minuten äußert er sich wie beruhigt: „Nur noch einen Fuß von ihm sehe ich [aus der Erde herausragen]. Aber tanzt weiter!" [166] Dann: „Jetzt sehe ich nur noch eine Zehe des *Yetájta*. Tanzt nur weiter!" Sehr aufmerksam schaut Santiago unverrückbar auf die gleiche Stelle am Erdboden. Nach etwa zehn Minuten atmet er erleichtert auf: „Endlich ist *Yetájta* ganz verschwunden. Aber noch sehe ich das Loch, durch das er hinabgestiegen ist. Auch das muß sich noch schließen. Darum tanzt weiter!" Nach kurzen Augenblicken ruft er freudig: „Auch jenes tiefe Loch hat sich bereits geschlossen. Aus weiter Ferne höre ich nur noch ein verlorenes Poltern. *Yetájta* hat sich endlich ganz von uns zurückgezogen! Stellt nun das Tanzen ein und ruht euch aus!" ... Fast kein Abend vergeht, an dem nicht wenigstens mit dem einen und anderen lauten Satze der *Yetájta* abgewehrt wird.

5. Zwischenrufe des Wächters: Bekanntlich bekleidet der sogenannte Wächter *xinexhóxo* ein eigenes Amt bei der *lílɣuyo*-Feier. Nicht nur eine besondere Gesichtsbemalung kennzeichnet ihn (S. 838), er darf sogar einen dem *yékumul* vorbehaltenen Federschmuck tragen. Aus welchem Grunde ihm dieses Recht eingeräumt wird, wußte niemand zu erklären; es hieß: „Das war immer so!" Überdies ist ihm ein bestimmter Gesang eigen, genauer zwei Melodien, die von der Singesweise der Allgemeinheit merklich abweichen und die er allein anstimmt. Er tut dies dann, wenn das gemeinschaftliche Singen verstummt ist. Sehr melodisch und klangreich ist sein Vortrag. Nicht einmal seine Gehilfen dürfen ihn begleiten.

Der Wächter zeigt sich außerhalb der Großen Hütte als ein wachsamer Hüter dieses Heiligtums, zum Schrecken und zur Abwehr der Außenstehenden (S. 839). Drinnen in der *lílɣuyo*-Hütte spielt er wiederholt die Rolle des wütenden *xinexhóxo*, dessen Namen er trägt.[167] Im März 1922 versah Richard diesen Posten. Am späten Nachmittag des 11. März, nachdem die Teilnehmer wieder ihre Plätze in der Großen Hütte eingenommen hatten, stellt er sich neben den Haupteingang und brummt sich, als ob er eben eingetreten wäre. Sein Gesicht ist weiß, Mund- und untere Nasengegend sind rot bemalt; der Federkranz ist so um den Kopf gelegt, daß die Federn sich nach unten wenden. Mit lauter Stimme ruft er, daß vor allem die Frauen in der Küchenhütte es hören: „Ich komme von der Hochsee hierher! Nur kurze Zeit gedenke ich zu bleiben!" Als Antwort ertönt von der Küchenhütte herüber: „*aaaá!*" [168]

---

[166] Camm hatte währenddessen Santiago, den Leiter, genau beobachtet. Bei diesen Worten bemerkte ein vergnügtes Schmunzeln über sein Gesicht und versteckt mit dem Finger zeigend flüsterte er: „Auch ihm [Santiago] steht ein Fuß aus der Decke hervor!"

[167] Gemeint ist Lemaphayo erwerbli, der wütende Raubvogel der Hochsee (Abb. 8...

[168] Dieses Wort bedeutet Zustimmung, wie: Gut! So, so! Wir haben es gehört!

Nachdenklich und gemessenen Schrittes geht der einäugige in der Großen Hütte auf und ab. Plötzlich ertönt seine Stimme: „Jetzt kann ich's!" Die Antwort von drüben lautet wieder: „ewä!" Sogleich fährt er fort: „Wie kommt das Volk in dieser Hütte fürchterlich vor! Ich komme keinem von diesen Leuten hier, ich komme ja eben erst von der Hochsee. Deshalb befällt mich große Furcht, da ich allein hier unter den [mir unbekannten] Leuten stehe. Allerdings ist diese Hütte sehr schön!" Nach kurzer Pause erfolgt von drüben das übliche „ewä".

Hexxxx fährt fort: „Ich komme von einem Orte, wo es sehr viel Schnee und Eis gibt." Ein böser [unangenehmer] Ort ist es, von dem ich herkomme. Was mag doch das hier für ein Volk sein, in das ich geraten bin? Ich sehe hier zwei Fremde [Gummi und Konxxx]. Diese werde ich auffressen! Aber gegenwärtig bin ich voll und satt; etwas später werde ich diese beiden fressen. Falls ich etwas übrig lasse, sollt ihr [Weiber in der Küchenhütte] da draußen auch davon erhalten. — Die Leute hier sind sehr blöd und schlecht; ich kenne sie zwar nicht, fürchte mich aber vor ihnen sehr."

Eine vorhergesehene Unterbrechung tritt ein. Zwei Frauen bringen aus der Küchenhütte eine Kanne mit Kaffee und beginnen unverzüglich damit, ihn auszuschenken. Die ersten drei oder vier Personen beim Nebenausgange haben sich ihre Tassen füllen lassen und merken beim ersten Schluck, daß aus Versehen zu diesem Kaffee Seewasser statt Süßwasser genommen worden war. Sie speien diesen Schluck unter Gesichtsverzerrungen aus, was viele der übrigen Anwesenden bemerken. Hxxxxx beobachtet es ebenfalls und ruft laut: „Was Essen und Trinken angeht, sind wir hier damit nicht aufrieden!" Die Antwort von der Küchenhütte bleibt diesmal aus.

Nach kurzer Pause fährt er fort: „Mir scheint, diesem Volke hier wird bald etwas Schlimmes widerfahren! Ich hatte die Absicht, sie alle zu packen, faßte aber nur die Federn."[**] — Ihnen werde ich beweisen, daß ich ein schlauer Vogel bin: Ich werde mich ducken und gegen den Boden drücken, ich werde mich dumm anstellen. So [in dieser Haltung] werde ich auf einen zugehen, ihn fassen und mit mir fortnehmen!" Sogleich eilt er sich auf den alten Pxxxx, der ihm am nächsten auf dem Boden hockt. Er faßt ihn mit beiden Händen und wirft ihn in die Höhe. Gleichzeitig schreit er: „Einen habe ich bereits gepackt, ihn werde ich fressen! Einer genügt mir. — Doch nein, ich werde ihn jetzt noch nicht fressen; denn ich bin noch voll und satt. Ich werde ihn mir für später aufbewahren! Auch jene beiden Fremden, die dort sitzen, werde ich mir für den Schluß aufbewahren!" Die Frauen antworten von draußen mit einem klagenden: „O weh!"

Hexxxxx packt Hxxxxx einen überfalls und ruft: „Da habe ich hier einen Neuhocker [jungen Vogel, in Anspielung auf das jugendliche Alter des Prüf-

[**] Auf den indianischen Süden, in dem gewaltige Küstenzüge vorliegen, spielt er an.

[**] Man muß sich vergegenwärtigen: Er glaubte ein Vogel zu sein, der alle anderen Vögel angreift und ihnen im Sturze die Federn auszupft; er betrachtet die Leute in der Großen Hütte als wären sie Vögel.

Singe] erwünscht. Nur will ich mir auch [schnelle Speise] holen, um ihn bald zu verscheuchen. Jetzt bin ich auch voll und satt. Nach einiger Zeit aber kommt er an die Reihe!" Erschrocken rufen die Weiber: „*awáj*!"

Nach kurzer Pause: „Armes Volk hier, ich habe wirklich Erbarmen! — Ich habe keine Eile wegzugehen, ich möchte auch [eine] Zeit an diesem Orte verbleiben. — Fast hätte ich sie [diese Leute] alle gefällt und mit mir in die Luft gehoben!" Aus der Küchenabteilung tönt wiederholt das *awáj* dazwischen.

Durch den Hauptausgang ruft Richard den Aufbautekehrenden zu, was in der *Ajáyaga*-Hütte jetzt vor sich geht; den Leuten hier drinnen sagt er, was jene dort treiben. Canto rudert in das leise Singen der anderen hinein: „Weh mir Armem! Ich weiß nichts viel [zu singen]; aber mich drängt es zu singen. So will ich anfangen und auch der Melodie der anderen singen, um ihnen Mut zu machen und sie zum Gesange anzuspornen!" Richard ruft laut dazwischen: „Fast wäre ich auch einen gefangen!"

Nach einigen Augenblicken schiebt er sich gegen den Hauptausgang und kriecht außen auf das Hüttengerüst; er will alle erschrecken. Laut dröhnt seine Aufforderung: „*Fangt* an tanzen zu mir! *hambé, hambé, hambé!*"[301] Nach einer Pause: „Noch immer bin ich hier [oben auf dem Hüttengerüst]!" Drinnen setzt der Gesang aus: „*Jenen*, der dort drüben weint [nämlich ein kleines Kind in der Küchenabteilung], werde ich mir herher holen, damit er nicht weint!" Nach einiger Zeit beginnt der Gesang von neuem. „Beinahe hätte ich diesen Knaben gefaßt! — Er kann mit einer einzigen Wunde dieses Mal davon. — Von einem anderen sieht man nur noch die Federn."[302] — Ihr dort drüben [in der Küchenabteilung] sollt ruhig sein und immer etwas zu essen vorrätig halten. Habt acht und seid aufmerksam auf alles, was ich sage!" Wiederholt wurde mit *awáj* geantwortet. Jetzt steigt Richard vom Hüttengerüst herunter und kriecht in die Große Hütte zurück.

Nach einiger Zeit beginnt er wieder: „Ich bin hier drinnen oben an der Decke [wie ein Vogel, der flügellos sich erhalten hat]!" Sogleich stellt Canto sein Singen ein und entschuldigt sich: „Leider versagt mir die Stimme, um schön und gut fortzufahren. Deshalb stelle ich mein Singen ab."

Richard setzt erneut ein: „Ich beeile mich nicht, von hier wegzugehen. Demnach möchte ich bald absterben." Stimmen von draußen: „Nein, beeile dich nicht!" Er: „Es scheint, daß ihr mich nicht gern hier seht!" Antwort: „Ja, wir haben dich gern!" Er: „Gut, wenn dem so ist, will ich noch länger verweilen und euch alles sagen, was hier vor sich geht." Von draußen: „Wir hören zu, fahre!" Der einstimmt: „Ich verspüre Lust, etwas zu probieren." Antwort: „Gut ist es." Er: „Nun, jetzt sind diese beiden hier[303] ganz stark und tüchtig, so recht zum Vorspielen!" Inzwischen ist eine der Küchenfrauen hereingetreten und reicht etwas zum Trinken herum. Sehr leise

[301] Bei der rhythmischen Tanzbewegung wird dieses Wort andauernd wiederholt.

[302] Denn dieser schnelle Raubvogel verfolgt einen Vogel nach dem anderen und ergreift ihn, daß alle Federn fliegen (Vgl. Anmerkung 307).

[303] Er bezieht sich ganz allgemein auf zwei Personen in der Großen Hütte.

nur geht das allgemeine Singen weiter, die meisten Anwesenden rufen nun. Alle hocken vorgebeugt und mit niedergeschlagenen Augen auf ihren Plätzen.

Nach zwanzig Minuten nimmt Canoe den Gesang wieder auf. Der Wächter läuft lustig durch die Große Hütte und ruft wiederholt: „Aú, áú!" Die Anwesenden verharren in strenger Sammlung auf ihrem Platze und schauen nicht einmal auf. Laut ruft der *ainefákwa*: „Das Singen beginnt von neuem!" Antwort: „*aaúj, aaúj*." Er: „Die Leute hier halten mich sehr gern. — Zwar verspüre ich Lust, jene beiden zu fressen; aber ich will noch warten und sie nachher verzehren." Die Küchenfrauen wiederholen ihren Ruf.

Der Leiter schickt die *ainéjala* hinaus nach Brennholz und bald kehren sie zurück. Das gemeinschaftliche Singen wird weitergeführt. Benaan ruft: „Sehr ernst geht es hier zu!" Antwort: „*aaúj*!" Nach einiger Zeit werden die Prüflinge aufgerufen und sie ordnen sich zu einer Reihe, die zugleich eine im Tanzen erfahrene Frau anführt. Die *ainéjala* bewegen sich schwerfällig und ungeschickt, weil ihnen die Übung fehlt. Nach wiederholtem Hin und Her hat sich ihre Reihe auf. Wieder werden sie nach Holz hinausgeschickt. Der Wächter ruft: „Jetzt, ihr Frauen wird sehr vorsichtig; denn die *ainéjala* sind [aus dieser *hípuya*-Hütte] hinausgegangen. Beobachtet euch und schaut sie nicht an!" Jene verlassen inzwischen diesen Raum.

Wieder beginnt *ainefákwa*: „Nun wechsle ich mein Gefieder, ich ziehe mir die alten Federn aus, damit die neuen besser wachsen." Antwort: „*aaúj*!" Wer jetzt die *hípuya*-Hütte verläßt, wird von drinnen scharf beobachtet, auf daß die Küchenfrauen weder sich den Prüflingen nähern, noch sie ansehen. „Mir scheint, die Leute hier sind ungeheuerlich sehr mutig! — In dieser Hütte herrscht schlechte Luft; das ist nicht gut für die Insassen. Mir würde es nicht zusagen, hier zu schlafen, eben wegen der schlechten Luft. Ich bin die frische, reine Luft der Hochsee gewöhnt. — Sehr schlecht ist die Luft in dieser Hütte." Zwischendurch erfolgt das *aaúj*. „Haltet acht, ihr da draußen!" Da treten die Prüflinge mit dem Holze, das sie gesammelt haben, ein. „Ich halte meine Augen offen und alle Personen hier beobachte ich scharf. — Gleich stelle ich mich eben auf die Hütte. Von dort kann ich alles übersehen!" Inzwischen gleiten die *ainéjala* mit dem Holze, das sie trugen, und angeführt von dem Manne, der sie begleitet hat, vorbemalt tänzelnd die Große Hütte entlang; nachher legen sie das Holz beim Nebeneingange nieder und gehen an ihren Platz. Das gemeinschaftliche Singen schließt mit lautem Jubelgeheul ab, dem der Wächter ein starkes *aáj* anfügt.

Nach wenigen Minuten setzt *ainefákwa* nochmals ein: „Ich merke, daß ihr [Weiber] dort auf die *ainéjala* schaut!" Dies sagt er nur, um jene einzuschüchtern. Daher als Antwort: „Nein, das ist nicht so." Er: „Hier beginnt wieder lebhafte Bewegung!" Zwei Mädchen hatten draußen Holz gebracht und bringen es herein. Tänzelnd durchqueren sie mit einem kleinen Bündel die Große Hütte. Die alte Clara schließt sich ihnen an und sagt: „Ich werde sehr traurig gestimmt, wenn ich diese *ainéjala* sehe. Auch sie sind in übler Stimmung; denn sie müssen heute viel arbeiten." Inzwischen geht der Tanz

weiter. Sehr höflich bittet sich Pema: „Jene hohen [Holzkreuze] Frauen kamen aus einer Gegend, wo man sagt Menschen frißt. Warum machen sie uns dies hier nicht einmal vor? Wir Tamang kennen dergleichen schlimme Sitten nicht, aber wir würden uns so etwas gern ansehen!“ Sie wird weinend: „Weshalb schrecken sich meine Landsleute nicht und warum schließen sie sich meinem Tanze nicht an? Diese Holzkreuze ist die einzige, die mit mir tanzt,[99] und meine eigenen Landsleute sehen mir, wie ich allein tanze!“ Nach längerer Zeit setzen die Affenkobolde und leise Frauen knieen sich auf ihren Platz nieder.

Nun läßt sich der Wächter vernehmen: „Fast hätten sie [diese Leute] mich gepackt; doch ich entwischte, indem ich selbst auf die Hütte stieg!“ Antwort: „wedi!“ Nach langer Pause: „Noch immer verweile ich in dieser Hütte. — Alle, die hier beisammen sind, fühlen sich wohl. — Ich schaue auf alle. So ist zu hoffen, daß sie sich zusammenden wohl erhalten werden!“ Leiser Gesang geht weiter, bis der minjöhra ruft: „Noch immer bin ich da. Alles höre ich, was man hier spricht. — Seid aufmerksam auf alles, was nun geschehen wird!“

Die alte Pema erhebt sich und tanzt sehr höflich. Dabei umwirbt der Impotent einen nach seinen und verdreht die Augen. Sie sagt: „Fast hätte mich der Nebel berührt, daß ich mein Land nicht mehr hätte sehen können!“ Darauf lassen Affenkobolde alles Angenehme.

Wieder setzt der Wächter ein: „Ich gehe bald ab, denn es ist die Zeit der Morgenröte. Möglicherweise kommt ein anderer, der alles hier beobachtet und bewacht.“ Der Gesang hält an. „Ja, es ist Zeit, daß ich gehe. Ich verlasse nun bald diese Hütte.“ Laut klingt das wedi.

Plötzlich werden in den allgemeinen Gesang starke hüpfy-Rufe gewoben. Diese kündigen den Körbeträgern an, daß Gaben kommen einer Abordnung von hier zu ihnen dort drüben gehen wird, um Essen zu holen. Zwei Männer eilen hinüber, sie kommen umgehend mit Kaffee und einem großen Brot zurück. Während die Anwesenden damit bedacht werden, gebärdet sich minjöhra auffällig unruhig. Dann greift er nach dem langen Lederriemen Skyin, der am Gerüst hängt. Die meisten Erwachsenen erheben sich und tanzen ebenfalls jenen Reigen.

In einer langen Reihe gemischt schreiten sie höflich durch den Hüttenraum hin und her. Der Wächter schreit: „Hier alle da draußen habt acht!“ Antwort: „wedi, wedi!“ Bald wird dieser Tanz eingestellt und der lange Lederriemen am Hüttengerüst wieder befestigt.[100] Jener ruft: „Ich habe Angst vor diesen Leuten hier, ich bin von ihnen umzingelt worden!“ Antwort „wedi!“ Nachdem beide Gruppen ausgiebig das allgemeine Singen gepflegt. Es beschließt es mit den Worten: „Nun möchte ich aufhören, denn ich bin müde.“

---

[99] Die dieser Holzkreuz-Frau, namens Rema, hat sich inzwischen auf deren Platz niedergelassen, es tritt nur die andere Holzkreuz, namens Jema, widerstrebend.

[100] Bekanntlich haben die Wächter jenen langen Lederriemen dann von den Männern bekommen, wenn von Affenkobolden eine Gefahr droht oder wenn ein Prüfling auftritt ist.

Der Wagen geht weiter und auch er fällt auch einen ungeeig Minuten wieder ein. Währenddessen all die Tod der Leute schnell, zwischen einmal auch Ganze einige Steine. Inzwischen hat Tamara seinen Platz aufgemacht und wendet sich die schmächtere wieder mehr konzentriert.

Nach unterschiedlich Stunden überzeugt der alte Tamara diese Rolle. Er kommt sich und legt die Federkrone von seiner Schläfen, wirft sich dramatisch auf den Hauptmann und ruft laut: „Was wollt ihr hier? Ich bin nun da. Der andere [unverständlich] hat mich gewählt und mir gesagt, ich soll auf euch gutes schützen! — Ich bin ganz voll und satt. Die kleinen Knochen der vielen Vögel und Fische, die ich auf den Bäumen verstreut habe, liegen mir schwer im Magen. — Seid jetzt auf der Hut!" Antworten: „ooch!" Der Gesang wird lebhafter.

Tamara: „Jetzt schnell kann ich hinüber. Ich kann nicht einmal mehr Zeit, um weiterzugehen den Vogel aufzuhängen, den ich auch eben erschossen konnte. Meine Schnabel ist über und über mit feinem Blut bedeckt. Da schnell frag ich herum." Antworten: „ooch!" Nun sollte er sich seiner Blöße dick mit Laub ein. „Meine Füße und Knöchel wirken von Blut. Meiner Zeit reichen nicht hin, um weiterzugehen meiner Brust aufzuhängen, denn verständlich kann ich hinüber. Der andere unverständlich hat mich übrigen so recht gemacht!" Antworten: „ooch!"

Inzwischen beginnen die Vorbereitungen, den Bereich der Aufbewahrung da in der Großen Hütte zu vergrößern. Der unverständlich Gibst kurz: „Die diese Leute mir zusammenkamen kann ich hindern. Ich habe Ganze gehört, gleiner alles gehört zu haben. Was ich beobachtet, werde ich auch [die Hütten in der Erde] abreißen[] ausführen, damit ihr wißt, was hier vor sich geht. — Hier zusammenlebt ich zwei Unbekannte [Cremona und Kamerun], die ich auch, wie in meinem Leben gewohnt haben. Der andere unverständlich hat mir über die nächste gesagt. Ich bekommen Lust, meiner Kraftlos in die Kleinkunstschlingen, so lustig, wie ich vorher jenen anderen Vogel gepackt habe. Es reizt mich, die anderen zu fangen!" Es folgt ein wiederholtes „ooch!" Durch kurzen Pausen, die mit Gesang ausgefüllt wird, fährt er fort: „Auch habe ich mich entdeckt. Jener beiden werde ich jetzt auch nicht trennen; denn mein Magen ist ganz voll!"

Die Fremden kommen mit Abjagen-Hütten und verlassen die wieder. Sogleich setzt Tamara ein: „Die Leute hier haben mich auf die Ferne gerufen, um mich schmecken. Ganz vollständigen kann ich es, deshalb kommen ich mich nicht schnell genug bewegen!" Antworten: „ooch!" Er: „Nun warte ich, bis ich mich etwas leichter fühle; denn mein Magen ist noch ganz voll. — Hier gibt es nichts zu essen. Dort, wo ich lebe, finden sich viele Vögel, die mir zur Nahrung dienen."

Nun stimmt er seinen Gesang an. Während er seiner Melodie weiterführt, spricht er: „Die ganze Vögel bin ich, einmaldenn Tage ich Schnabel zu. — Ich komme mich oder, meiner Mutter hier zu sehen. — Nahrung habe ich mich hier nur wenigstens kennen. — Jene beiden schießen ich auf die Bäumen mit schwarz und dann in alter Nähe verschossen!" Durch mehr werden die kleinen Pausen ausgefüllt. Der unverständlich: „Ich sterbe nun, noch hier zu bleiben. Ein

schaffen Gelübte brechen [illegible], ich will auch [die Gesellen] alles vermissen, was hier vor sich gehn. Ich bin hierher geschickt worden, daher werde ich gerne so gut aufgenommen wie an jenem Stelle, wo ich zuerst hereintrat hin." Wirtsmädchen unterbrechen sie sich: „Bleibe aufrichtig hin ich mit diesem Lumpen hier, allgl" Bald darauf: „Der schlechte [illegible] an meiner Stelle zu sein! Wenn wahr, der schlechte [illegible] wäre, war ich alles beobachten. — Was habe ich nie wichtig. Unterhaltung mögte ich mit der Person sein, wo mich etwas zu interessieren. — Betrachten ich mir einige Personen ausgewählt haben, fühle ich mich gedrängt. Wirklich, ich bin hierher gewandert"

Der alte Person setzt mit seinem Singen ein. Dienstmädchen sagt zu: „Alle hat Freiheit einen Stuhl vorwärts und mich ausgesetzt, daß ich singe!" In diesem Befinden mit Thomas hinaus: „Die haben Wahrnehmung schuldet sich. Mich zu schweigen diesen gewaltigen Wagen!" Bald darauf schließt der allgemeine Gesang mit seinem [illegible] ab und der einzelstehen Leichter ein seiner Art. Person vorüber in schlechtesten Weisen. Thomas führt fort: „Leider nötig fühle ich mich, dasgewiß sicher ich mich zum Schlafen ein. Meinen Kopf werde ich unter einen Flügel stecken und dann einschlafen!" Antwort jemand: Er: „Die Leute hier bewegen sich, das mögt mich auf. Ich war jedenfalls ein ganzer einzelstehen."

Dort alte Person mit vielen bewußten Übertreibungen stehen sich auf, die gleiten in den Großen Hörn überhaupt hin und her. Thomas: „Wieder schlafen sich habe Wahnen. — Ich höre sie, was man hier spricht." Antwort: „Ruhe!" Lebhaft sonst waren viele Leute und standen selbstverständlich im Freien herum, daß Personen spielten. Der kleine Singen vorüberen und Thomas führt weiter: „Wissenst auch du noch erfahren an Ingrid?" Antwort: „Ja, das weiß, was wir tun!" Er: „Einmal, so gefällt mich, daß ich mich alles vorbildet" Bei gelassenen mich. Er: „Aber, mich einige Zeit werde ich hier bleiben, bis mein Wagen sich gebessert hat. Nachher fliege ich aus Bleiben weiter." Nach kurzen mich wieder allgemeinen Singen und Thomas mit dazwischen: „Jetzt fühle ich mich schlafbereit, wasserst und [illegible]"

Die Leute der einen Reihe haben, bei erhöhtem Kopfe, die Hände fest vor die Augenöffnungen, die wölben sie in die Form schwarz, schon über die Köpfe der gegenüberstehenden Reihe hinweg. Das ist eine Aufforderung zum Wettstreit im Grunzen, von der anderen Reihe ausgegeben. Der einzelstehen ruft: „Wieder schlafen sich habe Wahnen!" Nach dem mich von Anderen sagt Wagner: „Wir haben diesen Hilfsmittel begonnen, damit jene leichte Weichen zu schaun. Für uns selber können wir es gewöhnlich zu anderen Jahrmarkt." Jede wenige Gäbet zu hört: „Ich bin der Trinker von diesem Großen Hörn."[1] — Von all meinen Verwandten und von allen Leuten, die wir einst im Osten erfahren,[2] bin ich allein noch am Leben. Wohl habe ich noch meinen Heimatgrund [als engeren Vaterland], aber der gehört mir nicht mehr und ist von

[1] Es will damit ausdrücken, daß der Wirt so stark in den Leute, wie in jenen bezeichnen Ausgaben.

[2] Der gemeinte Wagner stammt von den Ufer Leuten im Nordosten der Alle Provinz.

eine andere Gegend gewandert.[*] Von meinen Verwandten und meinen [alten Bekannten] Bekanntschaft sind mir allein die Wölfe geblieben. Wenn ich starke, werden die Wölfen auch mich auffressen; dann wird man den Gefangenen einmal mehr Glück sein!" Von Trauer ergriff meine weiteren Personen dasselbe. Warmen Ohne fort: „Mich beruhigt es sehr, daß ich diese beiden Personen hier im fremden begleiten kann!" Lebhafter Wortwechsel der anderen.

Endlich meldete sich Thomas wieder: „Was ist mein Wagen bald hier. Wahrscheinlich können kommen sieben ich wieder ab." Jesus und Rosa wurden sich auf Bekanntschaft, aber in ihrer eigenen Sprache, einige Worte an, folgend dem Beispiel der anderen Leute. Der plötzliche Wortwechsel im Tone veränderte Mienen und ihrem Wesen schließlich sich an. Dann [...] sie: „Diese beiden [Bekanntschaft] Frauen reden die Sprache der Wenden. Als kleines Kind kam ich in diese Gegend hier [im Spreewald], dabei habe ich die Worte der Wenden [der Bekanntschaft] vergessen." Der schmächtige rief: „Bald der auch wacht?" Antwort: „nein!" Er: „Was ist schön von euch, daß der auch wach wird, wie auch ich." Wieder „nein!" Er: „Meine Wagen wird schon kommen. Bald wird er ganz hier sein!"

Eine klagende Melodie wiederholt Pause durch eine ernste Minuten. Sie wirkt so ungewohnt, daß alle Leute schweigend zuhören. Thomas fährt fort: „Frau oder ich eingeschlafen, so waren bei es hier alle Frauen. Schlaft der Wölfen alle dann schon?" Antwort: „Nein." Er: „Gut, dann sagt mir, wenn der auch schlafen legen wollt!" Sie erschrocken war mit nein. Er: „Nun, so werde auch ich es auch nicht sagen, wenn ich von hier weggehen." Antwort: „nein!"

Plötzlich erhoben sich alle eiligst. Damit rollen sie alle Erwachsenen auf die Beine. Die Aufregung bemerkte schließlich, daß die Pferdlinge nicht allzulange an ihrem Platz bleiben dürfen. Wenn sie's so doch, fahren sie einer Krankheit zum Opfer, sie schreien weit und schrilling, blöken gleichsam an den Ende blöken und die Krankheit bleiben dann bald den Tod.

Petrus spricht vor sich hin: „Bei uns Tonnen verwilden jene Wölfen schon lange. Wenn Lorenzen wird es befremden, daß die beiden Freundlinge auch nicht an die [auch Pastor Brandtner] zurückgekehrt sind. Nun, bei uns sind sie gut aufgehoben und werden auch einige Zeit bleiben!" Der Gesang setzt neu, weil die Leute sich erwidert haben. Thomas allein gerät den nachmals auf und sagt im Rhythmus dazwischen: „Ich [jene mich], bald meinen Gesang beenden zu können; denn auch ich bin müde!" Emma erblickt sich dann an: „Bleibt nun Wenden verbleibt meiner Augen, ich kann nichts mehr sehen!"

Mehrere Erwachsene richten sich auf. Sie nehmen sich an zwei kleinen Kinder. Vom Mittelpunkt der Kinder an gerichtet sieht sich die eine an diesen und die anderen an jenen Ausgange, die Spielgenossen kehren sich den Gesichte zu, den Kleinsten kehren den Kopf in der gleichen Richtung.

[*] Diese Stelle, die man politisch so Gift geben, wird mit langen an Pausen zur Schallwelle vorgelesen. Bewegen wurden die Gegebenheiten von der durch die dort anwesenden Europäer christlichen Gesprächen.

Zuerst entfernen sich beide Reihen voneinander ohne sich umzuwenden, noch rückwärts schreitend, bis der Letzte der Reihe an den Eingang stößt. Dann wenden sie sich wieder einander zu, immer mit ganz kurzen Schritten und dabei den Tanzstab rollend auf und ab schwingend. Während jene beiden Reihen hin und her ziehen, ergreift EMILIA ein glimmendes Holzscheit und tanzt damit, es auf und ab schwingend, an den beiden Reihen vorbei.

Wieder ruft der *wineʃkĕ́ŋa* zu den Küchenfrauen hinüber: „Schlaft ihr schon?" Sie erwidern mit lebhafter Stimme: „Nein, wir schlafen noch nicht!" Er: „Falls ich mich von hier entferne, werde ich es euch sagen." Antwort: „Gut." Er: „Seid jetzt aufmerksam." Antwort: „*aʉ́ŋi*."

Lange geht der Gesang ohne Unterbrechung weiter. Dazwischen faßt MARY ein Stückchen Holzkohle, zerreibt es in den flachen Händen und schmiert das Pulver erst dem WILLIAM und nachher sich selber ins Gesicht, zum Zeichen der Trauer. Sie ruft: „Wir alle sind in Trauer!" Nach längerer Pause erst läßt sich THOMAS wieder vernehmen: „Noch ist es nicht Zeit zum Schlafen." Antwort: „Wir sind wach." Er: „Ich schaue hier gut zu. Sollte ich etwas beobachten, werde ich es euch mitteilen." Antwort: „*aʉ́ŋi*." Er: „Merkt auf, ihr da draußen!" Spiele beginnen nun, mit denen der heutige Abend abgeschlossen wird. Der *wineʃkĕ́ŋa* läßt nichts mehr von sich hören.

Am 12. März 1922 ist das kurze Frühstück gegen acht Uhr beendet. Alle Insassen der *čiɛ́ɣaya*-Hütte beginnen sofort mit ihrer Bemalung. Eifrig bemüht man sich um die *uʉ́wɣla:* denn sie sollen unverzüglich im Walde viel Brennholz sammeln. Inzwischen haben sich mehrere Personen, eine nach der andern, dem Einzelsänger angeschlossen und auch die übrigen Anwesenden stimmen bald ein. Kaum ist die Gesichtsbemalung der *uʉ́wɣla* beendet, werden sie schon zum Tanze aufgerufen. Sie und einige Erwachsene stehen eng zusammengedrängt. Mit ganz kurzen, trippelnden Schrittchen schleifen sie über den Boden weg und bewegen sich sehr langsam neben dem Feuer, von einem Ausgange zum anderen.

THOMAS hat sich als *wineʃkĕ́ŋa* bemalt und stellt sich neben den Haupteingang. Laut ruft er: „Ich habe mich auf meinem Weg hierher etwas aufgehalten, deshalb traf ich verspätet ein!" Von der Küchenhütte her ertönt die Antwort: „*aʉ́ŋi*, wir haben es gehört!" Mit seinen Worten will er andeuten, daß erst jetzt der Tanz anfängt. Nun ruft er: „Hier beginnen die Leute sich zu erheben, alle sind in großer Bewegung!" Man antwortet: „*aʉ́ŋi!*" Etwa zwanzig Minuten dauert der Tanz. Sogleich verlassen alle *uʉ́wɣla* die *čiɛ́ɣaya*-Hütte und eilen in den Wald nach Holz.[100] Der *wineʃkĕ́ŋa* ruft laut: „Mir

[100] An folgenden Brauch sei hier erinnert. Zu wiederholten Malen führen zwei oder drei Männer eine kleine Gruppe von drei bis fünf Prüflingen auf die Jagd. Gilt es, Gemsen zu erlegen, bleiben sie zumindest zwei Tage aus, während welcher Zeit sie selbstverständlich im Freien übernachten. Wo immer sie sich niederlassen, sei es zu kürzerer oder zu längerer Rast, wacht der Aufführer aufmerksam, daß kein Unberufener sich nähere. Oft stößt er laute ho-ho-Rufe aus, durch die jeder Fremde gewarnt wird. Seinerseits beobachtet der Wärter von der Großen Hütte aus die Bewegung der Leute drüben im Lager und warnt

scheint, einige von euch da drüben schauen zu [wie die Prüflinge die Große Hütte verlassen]." Man erwidert: „*pâ!*, nein!" Trotzdem wiederholt er: „Nehmt euch in acht, daß niemand zuschaue!" Antwort: „*awâi!*" Nach kurzer Pause bittet er förmlich: „Ich möchte jetzt etwas essen!"

Während der leise Gesang weitergeführt wird, spricht die alte Clara: „Heutigentags werden die *ušwóla* nicht mehr so eingehend unterrichtet wie ehedem. Sie erfahren kaum [eingehend] unsere alten Gesetze und Einrichtungen. Das kommt daher, daß die älteren Personen es sich nicht angelegen sein lassen, jeweils den *ušwóla* das Notwendige beizubringen. Wir selber sind nachlässig und sorglos geworden; das ist auch für uns persönlich sehr nachteilig. Heute führt fast jeder Yamana das Leben der Weißen: keiner von den jüngeren Leuten denkt noch ernstlich an unsere früheren Gebräuche und alten Gesetze. Wenn das [Verhalten] so weitergeht, wird das gute Alte bald restlos verloren sein und wir hören auf, echte Yamana zu sein! Wir müssen uns wirklich eifrig bemühen, unsere Prüflinge genau zu unterweisen; denn unsere alten Gesetze und Gebräuche sind gut. Jeder Yamana, groß und klein, muß sich darnach richten. Sehr betrübt bin ich; denn ich sehe einige unserer jüngeren Leute, die unsere Gewohnheiten von ehedem weder kennen noch befolgen!"

Nach einigen Minuten ruft der *wineſkêra* ein letztes Mal: „Zügelt eure Augen und schaut nicht auf die Große Hütte. Ich werde bald von hier weggehen." In diesem Augenblicke kehren die *ušwóla* zurück.

Abschließend sei nochmals an die besondere Aufgabe des Wächters erinnert. Er muß jeden Unberufenen von der *čiéxaya*-Hütte fernhalten und dafür sorgen, daß neugierige Blicke nichts von dem entdecken, was darin sich abspielt. Um den Außenstehenden seine Wachsamkeit zu bekunden, tritt er wiederholt vor den Haupteingang und entfernt sich einige Schritte davon. Auch klettert er auf das Hüttengerüst, wo man ihn noch deutlicher sieht. Endlich macht er sich durch wiederholte Rufe bemerkbar. Jedermann fürchtet den *wineſkêra* und niemand wagt es, das Heiligtum der *čiéxaya*-Hütte zu entehren.

6. Gesellschaftsspiele: Nicht allein auf die Prüflinge, sondern auch auf die Erwachsenen wirkt die Tagesordnung in der *čiéxaya*-Hütte im Laufe der Zeit ermattend. Durchgehends nehmen es die Teilnehmer mit ihren Verpflichtungen sehr genau und einzelne zeigen sich sogar übereifrig, was bei gutmütigen Naturkindern nicht befremdet. Auch geübte Nerven würden eine zu starke Belastung auf die Dauer nicht vertragen, falls es gar keine Entspannung in gewissen Zeitabständen gäbe. Eben das ist der tiefere Sinn der Gewohnheit, in die ernste *čiéxaya*-Feier vereinzelt eigentliche Gesellschaftsspiele einzustreuen. Einem oberflächlichen Beobachter erscheint sie befremdlich und unvereinbar mit der Strenge der geltenden Tagesordnung. Entscheidend aber ist das psychologische Bedürfnis der Teilnehmer nach

mit starken Rufen jeden, der die Richtung jener Prüflinge einschlagen würde. Das gilt sowohl für kurze wie für lange Ausgänge der Prüflinge.

einer zeitweiligen Erfrischung durch ein Spiel, das niemals in Ausgelassenheit oder Zügellosigkeit ausartet, da es an einige Leitlinien gebunden ist.

Weil während der Jugendweihe alle Anwesenden mehr oder weniger gleichmäßig zu Schweigsamkeit und ruhiger Haltung, zu verschiedenen Anstrengungen und unbequemen Dingen verpflichtet werden, steht die Beteiligung an den Gesellschaftsspielen allen ausnahmslos offen, selbstverständlich auch den *uiwǫ́gla*. Gerade sie werden in fast jedes Spiel hineingestellt, während es den Erwachsenen frei steht, sich an dem oder jenem zu beteiligen. Bei den Prüflingen wirkt noch die andere Rücksicht bestimmend, daß sie sich in den einzelnen Spielen eine gewisse Übung erwerben. Die bei der Jugendweihe wiederholten Gesellschaftsspiele werden im Verlauf des Jahres größtenteils von den Erwachsenen ausgeführt; Kinder dürfen wohl zuschauen, aber nur dann und wann sich daran beteiligen. Obwohl die Kinder währenddessen und unmittelbar für sich allein die Bewegungen nachahmen, erreichen sie kaum je eine nennenswerte Fertigkeit in diesem und jenem Spiele. Anders hier in der *čiéχaus*-Hütte, wo dem einzelnen *uiwǫ́gla* manche Bewegung erklärt und die genaue Haltung vorgemacht, ihm also eine eigentliche Einführung geboten wird. Zur Ausbildung der Prüflinge gehört es sozusagen, daß sie sich auch in den Gesellschaftsspielen eine gewisse Fertigkeit aneignen. Deswegen hält man jenem Prüflinge gegenüber mit einigem Lobe nicht zurück, der auffällig geschickt sich einpaßt oder sehr gelenkig sich benimmt.

Wirklich sollen die Gesellschaftsspiele eine Entlastung des Geistes und eine Erleichterung für den Körper sein. Unvermeidlich lockert sich während der Spielzeit der Ernst der Sammlung und die Straffheit des äußeren Ordnungsdienstes. Auf daß nun daraus nicht eine Störung im ganzen Verlauf der ernsten Jugendweihe entstehe, sind Gesellschaftsspiele höchstens jeden zweiten und dritten Tag zulässig. Je nach der charakterlichen Veranlagung des Vorstehers wiederholen sie sich häufiger oder seltener, dies zumal dann, wenn während der *čiéχaus*-Feier ein Todesfall sich ereignet. Herrscht eine freudige, heitere Stimmung vor, etwa in der unmittelbaren Nachbarschaft eines gestrandeten Wales, folgen sich die Spiele in kürzeren Zeitabständen und jedes einzelne dauert länger an.

Ob nun die Anwesenden so oder so aufgelegt sind, innerhalb der Tagesordnung läßt man für die Gesellschaftsspiele ausschließlich die letzten Abendstunden frei. Das ist eine Zeit, in der jeder Anwesende eine starke Ermattung spürt und mancher schon ernstlich mit Schläfrigkeit ringt. Unmittelbar vorher sind den *uiwǫ́gla* die üblichen Ermahnungen vorgetragen worden, an die sich regelmäßig eine längere Pause für ernstes Nachdenken und stilles Betrachten anschließt. Jetzt den Geist wieder aufzufrischen und den gequälten Körper durcheinanderzurütteln, ist mit den Spielen beabsichtigt. Danach tut der Schlaf ganz besonders wohl.

Vom Vorsteher oder Leiter hängt es ab, an welchem Tage und in welchem Augenblick die Spiele stattfinden dürfen. Auch einige ältere Personen

1: Gusinde SH6 Yahgan

geben zuweilen den bestimmten Anstoß und regen diesen oder jenen mit ausdrücklichen Worten an. Meist liegt eine unbestimmte Erwartung der Teilnehmer sozusagen in der Luft und es fehlt nur noch ein kleines Zutun, daß sie sich erfülle. Besonderer Förmlichkeiten also bedarf es nicht.

Über die verschiedenen Arten der Spiele und über die Reihenfolge, die man wählt, läßt sich nichts Genaueres aufstellen; denn dafür gibt es weder bestimmte Regeln noch unabänderliche Vorschriften. Die eine Gruppe von Teilnehmern hat mehr Vorliebe für diese und die andere Gruppe für jene Spiele; welche von beiden nun ein gewisses Übergewicht gewinnt, setzt ihre besonderen Wünsche unauffällig durch. Für gewöhnlich macht man sich von der Anregung abhängig, die der Augenblick gibt; denn weder denkt man vorher einen genauen Plan der Reihenfolge aus, noch bindet man sich daran. Man will sich ja beim Spiel erholen und auffrischen, demnach überläßt man sich ihm in vollster Ungebundenheit.

Der Leiter ist es schließlich, der zu einem bestimmten Spiele aufruft, das ihm zufällig in den Sinn kommt oder das ihn persönlich besonders erfreut. Beispielsweise spricht er in die tiefsinnige, schweigende Gesellschaft mit halblauter Stimme die sanfte Aufforderung hinein: „Laßt uns *dmaxel* spielen!" Sogleich wendet sich die Aufmerksamkeit einiger Leute auf dieses Spiel, sie stellen sich innerlich um und bereiten sich vor. Nach mehreren Minuten erheben sich zwei oder drei Frauen und machen die Feuerstelle frei. Liegt noch sehr viel Glut, scharren sie den Großteil durch beide Ausgänge ins Freie hinaus, wo sie erlischt. Andernfalls häufeln sie eine kleine Menge von glimmenden Holzstückchen nahe dem rückwärtigen Ausgange zusammen, wo es weiter unterhalten wird. Über die Asche spritzen sie Wasser. Der ganze Innenraum, außer den beiderseitigen Lagerstätten, steht nun zur Verfügung.

Ohne abermals aufgefordert werden zu müssen, treten dort erst einige Personen zusammen und bald schließen sich andere an. Inzwischen beginnt ein Sangeskundiger die zu dem beabsichtigten Spiele passende Melodie und bald fassen alle Anwesenden den Rhythmus auf. Ein jeder lebt nun ganz in diesem Spiele und führt die Körperbewegungen mit voller Hingebung aus. An dem begeisterten Eifer der einen entzünden sich die anderen, so daß zeitweilig alle Anwesenden auf einem Fleck zusammengedrängt am Spiele sich beteiligen. Gleich zu Beginn führen die Paten ihre Schützlinge in die Mitte; denn diese werden fast niemals von der Beteiligung ausgeschlossen, sondern müssen sogar am längsten und ununterbrochen mittun. Daß von den Erwachsenen der eine und andere zeitweilig aussetzt und seinen Platz aufsucht, um sich auszuruhen, wird ihm nicht verwehrt. Oft zwingt zu starker Andrang dazu, da alle sich so eng zusammenballen, daß fast jede Bewegungsfreiheit aufhört.

Nach einiger Zeit flaut die Begeisterung für dieses Spiel ab. Irgend jemand nennt mit lauter Stimme plötzlich aus eigenem Antrieb ein anderes Spiel oder leitet zum Rhythmus desselben über. Die große Masse verstummt ziemlich schnell und stellt sich ohne Zaudern auf das neue Spiel um.

Auf gleiche Weise folgt noch ein drittes und sogar viertes, ganz nach Lust und Laune der Anwesenden. Sie erfreuen sich eine Stunde oder zwei, bis sie sich vollauf gesättigt haben. Falls dann ein guter Teil der Leute etwas Überdruß und Langeweile zu erkennen gibt, läßt der Leiter sie unauffällig wissen, daß jeder nun seine Lagerstätte aufsuchen soll.

Die Bewegung und körperliche Anstrengung hat bei den meisten das Gefühl starker Ermüdung ausgelöst und unverzüglich richten sie sich auf die Nachtruhe ein. Der eine und andere leitet währenddessen zum üblichen leisen Singen über und führt es weiter, bis auch er sich dem Schlafe überläßt. Zuletzt hocken nur noch die *ᾱ́ɔwǫ́gla* und vereinzelte Paten aufrecht auf ihrem Platze. Haben auch diese sich endlich umgelegt, hält nur noch eine einzige Stimme den Gesang durch die ersten Stunden der Nacht, bis sie von einer anderen abgelöst wird. Bekanntlich darf das Singen niemals gänzlich aussetzen; denn übelwollende Geister sollen ferngehalten werden und den Außenstehenden will man beweisen, daß alle Insassen dauernd wachen (S. 917).

Wird das letzte Spiel abgeschlossen, ist es Aufgabe der *ᾱ́ɔwǫ́gla*, mit der übriggebliebenen matten Glut das Feuer wieder anzufachen, daß es sich von einem Ausgange zum anderen erstreckt und eine starke Hitze ausstrahlt. Alle Dienstleistungen für die Versammlung und alle Arbeiten innerhalb der *ťíɛɣaya*-Hütte obliegen bekanntlich den Prüflingen.

Die bisherige Darstellung setzt voraus, daß die Gesellschaftsspiele im Innenraum der Großen Hütte abgehalten werden. An einem warmen, ruhigen Sommerabend verlegt man sie, der Abwechslung halber, auch auf einen ebenen Platz draußen, unmittelbar davor. Einige Frauen zünden zunächst ein Feuer an, das hauptsächlich die gesamte Gruppe hell beleuchten soll. Auf Weisung des Leiters begeben sich die Erwachsenen, in ihrer Reihe auch die *ᾱ́ɔwǫ́gla*, hinaus und verharren eng zusammengedrängt neben dem Feuer. Der Gesang beginnt allmählich, nach dessen Rhythmus die Tanzbewegungen folgen. Die Spiele wechseln genau nach der Art und Weise wie drinnen ab. Hat man sich genügend daran ergötzt, schlüpfen alle geschlossen wieder in die Große Hütte hinein. Während sich die Spiele draußen abwickeln, steht es selbstverständlich den Kindern und Erwachsenen des Lagers frei, sich zu nähern und zuzuschauen.

Zumindest eine Person war in der Großen Hütte zurückgeblieben, die das Singen weitergeführt und das Ganze bewacht hat. Die Bewegungen beim lebhaften Gesellschaftsspiel in der frischen Luft sind für jeden Teilnehmer eine Wohltat und unmittelbar danach wird ihm ein gesunder Schlaf beschert.

Wie gesagt, gibt es keine bestimmte Ordnung, nach der die Gesellschaftsspiele gewählt und wiederholt werden. Man bevorzugt jene, die einer gewissen Gruppe am meisten geläufig oder die bei ihr beliebt sind. Aus eigener Beobachtung kann ich angeben, daß *ámaxɛl*, das Spiel des Seelöwen *ámo* (Otaria jubata), weiters das *kɔ́tɬaxɛl*, das Spiel des großen Geierfalken *kɔ́tɬa* (Polyborus tharus), ferner das *gɛ́rɛpaxɛl*, das Spiel des grauen Albatros *gɛ́rɛpa* (Diomedea exulans) und endlich das außerhalb der Großen

Hütte sehr beliebte *uʒpêr'čiχel*, das Spiel des Austernfischers *uʒpêr'či* (Haematopus ater) am häufigsten wiederholt werden. Sie alle aber übertrifft das sehr beliebte *háiyekaiánaskwa*. Will man den Prüflingen eine besondere Freude bereiten und sie gründlich aufmuntern, leitet man das *kaklčxana* ein.[200]

Die meisten Leute beteiligen sich an diesen Gesellschaftsspielen sehr lebhaft. Schon das Verlangen, ihren Körper gründlich durchzuschütteln, treibt sie mächtig an. Wer nicht durch lange Zeit die Tanzbewegungen mitzumachen imstande ist, zeigt sich um so eifriger beim Singen. Eines Abends, als die Spiele bereits begonnen hatten, stürzte Adelheid übereifrig in die *čiéxaus*-Hütte, von der Küchenhütte herkommend, stellte sich neben Richard, der kräftig sang, und sagte laut zu ihm: *„ʃéskin skáia ki-wéla kápa hawéla mátu nanáy."* Das Herz dir (es) stark von oben her möchte dasein künftighin (Möge 'Jener-dort-oben' dir hier dein Herz zu kräftigem Singen stärken!). Dieses eine Beispiel beweist, daß man sogar die Kraft aus der Höhe anruft, um mit ganzer Seele an den Gesellschaftsspielen sich beteiligen zu können.

Genau so wie jeder Tanz, schließt auch jedes Gesellschaftsspiel mit einem lauten *hō, hō* ... oder *hé, hé* ... ab, das irgend jemand ausstößt und das von anderen wiederholt wird. Bekanntlich soll das andauernde Singen den schlimmen *Yetáita*[201] und weitere unheilvolle Geister von der *čiéxaus*-Hütte fernhalten. Diesen Nebenzweck verfolgt man auch mit den Gesellschaftsspielen. Deutlich kommt das darin zum Ausdruck, daß während eines Spieles oder beim Überleiten von einem zum anderen mancher Tänzer aus innerer Erregung kräftig am Hüttengerüst zerrt und den ganzen Bau arg schüttelt. Wie geängstigt stößt er dabei laut schreiend das kurze Wort *čiéxaus* aus, als wäre es eine Beschwörungsformel oder ein Mittel zur Abwehr der übelwollenden Geister. Ein anderer endlich trommelt mit beiden Fäusten hastig und laut auf den Erdboden, ebenfalls um alles Unheil fernzuhalten. Zu solchen Ausbrüchen der Angst fühlen sich die Tänzer am meisten dann angeregt, wenn sie vom Singen und Spielen bereits erschöpft und in Schweiß gebadet sind. Um so bedrohlicher wirkt jetzt ihr Rufen und ihr verzweifeltes Gebaren. Man sieht, wie diese Leute, bei aller Freude am Spiele, doch niemals vom ernsten Grundtone der *čiéxaus*-Feier ganz und gar abschwenken.

Ein anderer Brauch hat den gleichen Sinn. Zeitweilig laufen zwei, drei oder vier Frauen im Innenraume entlang der Hüttenwand und schlagen mit dem Handrücken oder mit der geballten Faust gegen das Gerüst. Dadurch wollen sie jene bösen Geister verscheuchen, die den Anwesenden lästig werden könnten. Auch jene Geister, die Krankheiten verursachen, wollen sie ver-

[200] Die beiden zuletzt genannten Spiele sind auf S. 769 beschrieben worden, die anderen gelangen weiter unten zur Darstellung.

[201] Folgender Hinweis scheint mir nicht überflüssig zu sein: Obwohl bald zu Beginn der Jugendweihe die Prüflinge darüber aufgeklärt werden, daß "Yetaita" als solcher nicht lebt, so nennt man diesen vermeintlichen bösen Geist doch immer wieder und zwar gleichsam als Inbegriff aller unheilvollen Mächte und ängstlichen Befürchtungen, die den Teilnehmern erheblichen Schaden zufügen könnten.

jagen, daß sie für immer diesem čiɣaya fernbleiben. In alter Zeit war es Aufgabe der yóhamal, die Große Hütte von dergleichen bösen Einflüssen zu "reinigen", vor allem Krankheiten abzuwehren und weit weg zu schieben, damit den Anwesenden Nerven und Muskeln, die manchmal müde und schlaff werden, kräftig bleiben. All das erstreben gegenwärtig jene Frauen, die, den Innenraum durcheilend, mit der Faust oder mit Zweigen oder mit einem Stocke gegen die Hüttenwand schlagen. Die übelwollenden Geister werden verjagt und alle Beteiligten bewahren ihre ungeschwächte Kraft.

Endlich gehört hierher noch, was Nilly mir gelegentlich erzählt hat. Bei ihrer Westgruppe, die unter gewissem Einfluß der Halakwulup stand, wurde in früherer Zeit eine Maskierung vorgenommen, die ebenfalls der Unterhaltung und Aufmunterung sämtlicher Insassen der čiɣaya-Hütte diente. Unbeobachtet legte sich ein Mann oder eine Frau draußen die Verkleidung an. Man wählte hierfür ausschließlich die langen Stengel von einer Grasart, die gegenwärtig sich kaum noch findet.[262] Ihren Kopf bis weit unter den Hals verdeckte jene Person mit einem engen Flechtwerk aus diesem Gras in Form einer stumpfkegeligen Haube. Für die Augen wurden zwei Löchlein geöffnet. Vom Halse bis zu den Knöcheln reichte ein anderes Flechtwerk, das den ganzen Körper nach Art eines engen Hemdes einhüllte. Durch zwei genügend große Löcher konnten die beiden Arme geführt werden, die auch ihrerseits bis über die Hände hinaus mit einigem Flechtwerk verdeckt und die eng an beide Körperseiten angepreßt wurden. Diese maskierte Person schob sich im gegebenen Augenblicke in die Große Hütte hinein; im Mittelgange verweilte sie aufgerichtet, regungslos und in steifer Haltung geraume Zeit. Vereinzelt bewegte sie sich sehr sachte eine kurze Strecke weiter hinein, damit auch andere Leute sie aus nächster Nähe betrachten könnten. Ganz selten setzte sie sich sogar nieder. Die Anwesenden beschauten sie genau und versuchten, unter sich ihre Beobachtungen mit Blicken oder sehr leiser Stimme austauschend, die Person des Maskierten zu erraten. Dieser entfernte sich nach einiger Zeit, ohne sich selber zu erkennen zu geben. Immerhin wurde durch diesen befremdlichen Besuch den Versammelten eine erfrischende Abwechslung geboten.

7. Besuche: Bequem reiht sich an die Beschreibung von Gesang und Tanz eine kurze Erörterung über die zeremoniösen Besuche einer einzelnen Gruppe von Leuten an einem beliebigen Tage in der čiɣaya-Hütte an. Den Anlaß zu dieser Gepflogenheit erriet man unschwer. Notgedrungen verbleiben einige ältere Personen im Lager, sei es aus Krankheit, sei es zur Bewachung der kleinen Kinder, während sich die čiɣaya-Feier in der Großen Hütte abspielt. Zwar steht es ihnen frei, sich hier jederzeit einzufinden; aber die ganze Versammlung möchte doch auch förmlich denen danken, die

[262] Vermutlich ist es die Dactylis (Poa) fasciculata gewesen, die auch als Streu beim Nachtlager verwendet worden ist (S. 282). Ihre Stengel übertreffen zuweilen die Körpergröße der erwachsenen Yamana, weswegen sie sich zu dieser Maskierung sehr gut eigneten. Heutzutage trifft man dergleichen hohe Stengel kaum noch an.

sich der Aufsicht des Lagers widmen. Die feierliche Begrüßung soll den Außenstehenden ein Ersatz sein für all das Schöne, das sie entbehren müssen. Die Insassen der Großen Hütte fühlen sich ihrerseits ausgezeichnet durch die Anteilnahme jener Personen, die sich in der *čiéχuus*-Versammlung das eine und andere Mal sehen lassen. Selbstverständlich dürfen nur Erwachsene eintreten, die ihre eigene Jugendweihe schon hinter sich haben.

Keinesfalls fände die Besuchsszene statt, ohne daß von der einen oder anderen Seite eine bestimmte Ankündigung erfolgt ist. Meist melden sich die Außenstehenden an, die sich gedrängt fühlen, wieder einmal einen Abend im Kreise ihrer Volksgenossen zu verbringen. So oder so, durch die Küchenfrauen oder unmittelbar verständigen sie den Leiter über ihre Absicht. Notwendig müssen nämlich in der Großen Hütte einige Regelungen getroffen werden; es wäre gänzlich unmöglich, daß die Besuchergruppe unvermittelt dort einträte.

Für letztere sind besondere Vorbereitungen nicht nötig, außer einer guten, genauen Gesichtsbemalung, wie sie für Besuche üblich ist. Den Körper zu bemalen erübrigt sich. Anders die Leute in der *čiéχuus*-Hütte, die außer der Gesichtsbemalung auch den ganzen Körper verzieren. Im Gesicht und auf dem Körper wird zunächst mit weißer Farbe ein Untergrund geschaffen; darüber hinweg verläuft ein fingerbreiter roter Strich von den Mundwinkeln zum Ohrläppchen, auf dem ganzen Körper sowie auf Armen und Beinen werden in handbreiten Abständen fingerdicke rote Ringe eingezeichnet. Selbstverständlich tragen alle Leute ihr *hapaxél*. Mit besonderer Sorgfalt werden bei diesem Anlaß die *ušnóqla* verziert; denn man will den Besuchern beweisen, wie aufmerksam man für die Prüflinge sorgt.

Viel bedeutsamer aber ist es, daß für den Besuch die Große Hütte instand gesetzt wird. In etwa ist alles sowieso in Ordnung und wo eine Kleinigkeit auszubessern ist, legt jeder von seinem Platze aus eben Hand an. Peinlich genau aber achtet man darauf, daß Speisereste und jedweder Anzeichen, das auf Mahlzeiten hindeutet, entfernt werden; nichts darf den Verdacht erwecken, es werde hier gegessen. Rege Geschäftigkeit entfalten demnach alle Anwesenden unmittelbar vor dem Eintreten der Besucher; der Erdboden wird gefegt, das Feuer und die Asche geordnet, Schmutz und Abfall in der Glut vernichtet; jeder richtet an seinem Platze die eigenen Habseligkeiten zurecht. Ein Besuch ist jedesmal der Anlaß zu einer außergewöhnlich gründlichen Reinigung des ganzen Hüttenraumes. Man will die Ankömmlinge durch einen tadellosen Raum ehren.

Bevor nicht eine einwandfreie Sauberkeit erreicht ist, gewährt man den Besuchern keinen Eintritt. Käme der eine oder der andere wirklich zu zeitig, also in einem Augenblicke, da man noch mit dem Aufräumen beschäftigt ist, wehren die Insassen ihn auf eine wirksame, obgleich wenig höfliche Weise ab. Wer den Besucher sieht, erhebt ein lautes Gebrüll und spritzt mit einem Stecken von der Feuerstelle aus durch den Eingang andauernd Asche und glimmende Kohlenstücke ihm entgegen, daß er unwill-

kürlich zurückweicht. Nun bleibt den Insassen genügend Zeit, um die Reinigung der Großen Hütte fortzusetzen und auch ungestört zu Ende zu führen.

Im passenden Augenblick hebt ein Mann von drinnen das Lederstück vor dem Haupteingange beiseite und fordert dadurch alle Besucher, die davor sich unterdessen gesammelt haben, unzweideutig auf, nun einzutreten. Noch häufiger geht der *wineſkêr-a* durch die Hauptöffnung vor die Große Hütte hinaus und lädt sie ein. Sie folgen dieser Weisung und zwängen sich durch den Eingang. Mit außergewöhnlich starken *hö, hö* ... Rufen aller Insassen werden sie empfangen. Sie ihrerseits erwidern diese Rufe und mit kurzen, schleifenden Schritten bewegen sie sich währenddessen mitten durch den Hüttenraum, eine dichtgedrängte Reihe bildend, bis zum gegenüberliegenden Nebenausgange. Hier wenden sie sich um und kehren wieder zum Haupteingange zurück. Häufig schließen sich den Besuchern einige ständige Insassen der *čiɛ́xaus*-Hütte an und zum Rhythmus des alltäglichen Singens tanzt der ganze Haufen einige Zeit über die Feuerstätte hinweg, dabei den Tanzstab mit rollenden Bewegungen der Hände hebend.

Nach diesem Tanze nehmen die Besucher nahe dem Haupteingange ihren Platz ein, der inzwischen geräumt worden ist. Die Förmlichkeiten beschränken sich darauf, daß die Besucher etwa zwei Stunden sitzen bleiben und dabei die Vorgänge der *čiɛ́xaus*-Hütte beobachten, auch an weiteren gemeinschaftlichen Tänzen und Spielen beteiligen sie sich. Gleich anfangs werden den Besuchern eigens die *uáwǫ́la* ausnahmslos vorgeführt. Letztere hatte man zeitig genug nahe dem Nebeneingange zusammengerufen und sie hier besonders sorgfältig bemalt. Man verbirgt sie vorerst noch vor den Blicken der Besucher hinter einem schmalen Vorhang aus Tierhäuten, der für diesen Zweck aufgehangen wird, oder indem man sie verpflichtet, sich hinter dichtgedrängt sitzenden Erwachsenen zu ducken. Auf ein Zeichen des Leiters führt jeder Pate sein *hɛ́takuxɛ́gan* zu den Besuchern hin. Diese lassen auf jedem *uáwǫ́la* ihre Augen eine geraume Zeit ruhen, reden aber nichts. Die Paten geleiten daraufhin ihre Patenkinder auf deren eigentlichen Platz zurück. Mit dieser Vorführung der *uáwǫ́la* will man den Besuchern eine Gelegenheit geben, sich von deren gesundem Zustande und Wohlbefinden zu überzeugen.

Eine besondere Ehrung für die Hütteninsassen bedeutet es, daß die Besucher sich an den Gesellschaftsspielen beteiligen. Letztere werden demnach jedesmal eingeleitet und durch eine geraume Zeit weitergeführt. Bei aller Munterkeit und Freude, die auch jetzt herrscht, wahren alle Anwesenden dennoch eine erkennbare vornehme Zurückhaltung und zwar aus Ehrfurcht vor den Besuchern. Diese entfernen sich schließlich ohne Gruß und ohne Umstände, nachdem sie sich am Treiben in der *čiɛ́xaus*-Hütte sattgesehen haben. Die Zurückgebliebenen überdenken nun die Anteilnahme der Besucher an ihrem Spiele, während diese letzteren drüben in den Wohnhütten sich noch lange über die gewonnenen Eindrücke unterhalten. In der *čiɛ́xaus*-Hütte herrscht nach einem Besuch regelmäßig tiefe Stille, auch das einförmige, nie

unterbrochene Singen klingt sehr leise und matt. Bestimmte Regeln, nach denen sich dergleichen Besuche häufiger oder seltener wiederholen, gibt es nicht.

Mit diesen Angaben ist wohl alles erschöpft, was den Erwachsenen an Förmlichkeiten und an Pflichten während der *čiɛ́xaus*-Feier obliegt. Nach einheitlichen Gesichtspunkten wurden sie in dieser Darstellung geordnet. Sie läßt eindeutig erkennen, wie empfindlich auch die Freiheit der Erwachsenen eingeschränkt wird. Doch diesen Zwang lieben sie und übernehmen ihn bereitwillig; denn in ihm und durch ihn wird jeder Teilnehmer, nach des alten Alfredo überzeugungsvollen Worten, „wieder ein echter, rechter Yamana".

d. Abschluß der Feier

Der Zufall und manche unwägbare Einflüsse waren es, die entscheidend beim Zustandekommen der *čiɛ́xaus*-Feier mitgewirkt haben (S. 823); sie machen sich überwiegend auch geltend, wenn es sich darum handelt, diese Veranstaltung zu beenden. Von vornherein legt sich niemand auf eine bestimmte Dauer der Übungen und des Zusammenseins fest, die Allgemeinheit überläßt sich sorglos den Gegebenheiten des Augenblicks, welche zum Abschluß raten. Dieser aber ist kein ordnungsloses Auseinanderlaufen der Teilnehmer, sondern eine geregelte Förmlichkeit. Auch hierbei bricht der Sinn der Yamana für Formenzwang und das Verständnis für Förmlichkeiten wieder stark durch. Man beurteilt die einzelnen Gebräuche, mit denen die lange Jugendweihe ihren Abschluß findet, als genau so bedeutsam wie die einzelnen Teile der Tagesordnung, und man widmet jenen wie diesen die gleiche Aufmerksamkeit. Eine psychologische Ungeheuerlichkeit wäre es, anzunehmen, die Gesamtheit oder die Mehrzahl der Teilnehmer würde auf die abschließenden Zeremonien verzichten.

Die das *čiɛ́xaus* beherrschenden Grundgedanken kommen auch am Ende des langen Beisammenseins auf eigene Art deutlich zum Durchbruch, nämlich daß die reife Jugend nun in die Gruppe der Erwachsenen als brauchbare Stammesmitglieder übergeführt werden soll, und daß die einzelnen Familien eine geschlossene Gemeinschaft bilden, verbunden zum gegenseitigen Schutz und zur Sicherung des Volksganzen. Mit neuer Aneiferung zur Übung der geltenden Stammestugend verläßt jeder Erwachsene und jeder jugendliche Teilnehmer die *čiɛ́xaus*-Hütte und die Erinnerung an sie bleibt ihm ein wirksamer Leitgedanke bei seinem künftigen Tun in der Unabhängigkeit.

1. Die Anlässe

Auf eine bestimmte Zeitdauer der Jugendweihe verpflichten sich, wir gesagt, unsere Yamana nicht. An eine gewisse, keinesfalls nebensächliche Bindung halten sie sich aber doch, und das ist die Rücksicht auf den erzieherischen Erfolg bei den Prüflingen. Kein bloßer Zufall ist es, wenn die Yamana im *čiɛ́xaus*, genau wie die Selk'nam in ihrer Kloketen-Feier (Bd. I, 1047),

planmäßig so lange verweilen, bis das angestrebte erzieherische Ziel mit den *alasala* erreicht zu sein scheint.[***] Die Alten wissen sehr wohl, daß in den wenigen Wochen der Beeinflussung weder der junge Bursche noch das herangereifte Mädchen ein vollständig anderer Mensch wird. Aber bis zu einem gewissen Grade läßt es sich doch beurteilen, ob die vorgetragenen Lebensgrundsätze sich tief genug in deren Überzeugung eingesenkt haben und ob sie selber sich so viel Handfertigkeit oder Geschicklichkeit angeeignet haben, daß sie es bei weiterer Übung zur erforderlichen Tüchtigkeit bringen werden. Unmittelbar und stark wirken auf den Abschluß selbstverständlich äußere Mächte ein, die jene soeben genannte Rücksicht sogar empfindlich beiseite zu drücken imstande sind.

Bei aller Vorsicht, die man zu Anfang walten ließ, bleibt es zuweilen doch nicht aus, daß im Verlauf der Feier ein empfindlicher Nahrungsmangel sich geltend macht. Zwar begnügen sich die Erwachsenen und die Prüflinge mit einer geringen Nahrungsmenge, aber diese zumindest muß leicht erreichbar sein. Hat man sich von einem gestrandeten Wal anlocken lassen, widmet man der Ergiebigkeit jenes Ortes an den üblichen Nahrungsmitteln überhaupt keine Aufmerksamkeit und man erkennt die wirkliche Sachlage recht fühlbar erst dann, wenn auch jenes ungeheure Tier von den vielen Menschen zerstückelt und verzehrt worden ist. Müßte man zu weite Fahrten im Kanu oder zu lange Märsche durch Wälder und über Felsen unternehmen, um die erforderliche Fleischmenge herbeizuschaffen, könnte die Tagesordnung ohne erhebliche Störungen nicht mehr aufrecht erhalten werden. Entweder sucht man nach einem neuen Lagerplatz oder man löst das Beisammensein auf.

Mitunter erkennt man die Ungunst des Platzes erst nach einiger Zeit. Der Wechsel der Jahreszeit ändert beispielsweise die Bodenbedingungen ganz erheblich, daß Überschwemmungen und Durchweichen des Erdreiches oder aufgehäufte Schneemassen zu einem Verlegen des ganzen Lagers unwiderruflich zwingen. Nachteilige Luftströmungen oder starke Wasserwirbel behindern beispielsweise so unangenehm und so häufig die Kanufahrten, daß die Nahrungssuche tagelang unmöglich gemacht wird. Sogar von einer bestimmten Stelle aus viel Brennholz mühelos zu erreichen, kann unmöglich werden. Vor den Naturkräften weichend, zieht sich die Versammlung auf einen günstigeren Platz zurück.

Erst in jüngster Zeit hat eine Seuche, die in dem gemeinschaftlichen Lager um die *ŕiŕaya*-Hütte ausbrach, den Abschluß der Feier erzwungen. Mit diesem Hindernis brauchte man in alter Zeit nicht zu rechnen. Wohl aber hat dann und wann das Hinscheiden einer besonders beliebten Person während einer Jugendweihe die Anwesenden derart erschüttert, daß sie zur

[***] Manche äußere Anlässe, die den Abschluß der Männerfeier bei den Selk'nam herbeiführten (Bd. I, 1950), wirken in gleicher Weise auch auf die Beendigung der Jugendweihe bei unseren Yamana hin. Stärker als menschliches Wünschen und Wollen sind die zuhilfevollen Naturgewalten im Feuerlande eben doch.

Fortführung derselben nicht mehr fähig waren und auseinanderliefen. Meist vereinigten sie sich anderswo zum *yamalaiemóina*, der großen Trauerfeier.

Bei alledem darf man nicht übersehen, daß nach reichlicher Dauer, zumal wenn die Veranstaltung sich durch mehrere Monate hingezogen hat, unvermeidlich eine beschwerende Langeweile sich auf alle Teilnehmer legt. Trotz ihrer Vielseitigkeit ist die Tagesordnung doch nicht abwechslungsreich genug, um die unruhigen Gemüter dieser Feuerländer über eine gewisse Zeit hinaus in Spannung zu halten. Ihr Wandertrieb pocht oft so mächtig, daß sie während der *čiẹ́xaus*-Feier sich dann und wann für einige Tage entfernen und in anderer Umgebung die erwünschte Abspannung suchen. Hat aber einmal lähmende Schwerfälligkeit einen nennenswerten Teil der Anwesenden übermannt, wird kaum noch ein günstiger Umstand sie zur ersten frischen Begeisterung zurückzuführen imstande sein. Wirkliche Erlösung bringt dann nur noch der Abschluß der Feier.

Der Leiter und der Vorsteher halten ihre Augen über die herrschende Stimmung offen. Wenn dieses oder jenes Anzeichen sie beunruhigt, tauschen sie zunächst unter sich, nachher mit älteren Männern ihre Ansicht aus. Nach einiger Überlegung erfließt schließlich die Aufforderung des Leiters an alle Anwesenden, sich für die Abschlußfeier zu rüsten. Einen Widerspruch einzelner oder mehrerer hat er nicht zu gewärtigen und alle fügen sich seiner Anordnung. Sein Wort allein genügt und mit der Bekanntmachung seines Entschlusses, der ja immer in Übereinstimmung mit mehreren einflußreichen Männern erfolgt, ist eigentlich das Ende der *čiẹ́xaus*-Feier gegeben. Der Schlußakt ist eine kurze, doch sinnreiche und anregende Förmlichkeit.

Am Abend des gleichen Tages, an dem der Leiter den nahen Abschluß der Feier verkündigt hat, selten erst am folgenden Abend, muß noch eine besondere Zeremonie erfüllt werden, der zwei bedeutsame Gedanken zugrunde liegen. Zunächst erfolgt die förmliche Eingliederung der *uśuŕóla* in den Kreis der Erwachsenen. Eifrigst wird die *čiẹ́xaus*-Hütte gereinigt und geschmückt, die Farbe auf den Ziertäfelchen und Schmuckstäben sowie auf dem langen Lederriemen *ákeša* wird aufgefrischt, jeder Anwesende ordnet seine eigenen Schmuckstücke und bemalt sich sorgfältig. Im rückwärtigen Teile der Großen Hütte bringt man einen Vorhang aus Häuten vom Seelöwen an, genau so wie anläßlich der Besuche (S. 946), und dahinter nehmen die Prüflinge sogleich Platz. Bald darauf, vom *uineſkẖ́ra* verständigt, finden sich hier jene Personen ein, die während der *čiẹ́xaus*-Feier fast ausschließlich im Lager geblieben waren; auch sie erscheinen mit außergewöhnlich schöner Gesichtsbemalung, ausgestattet mit *hapaxál* und Tanzstab.

Ein besonders feierlicher Augenblick steht bevor. Alle Erwachsenen hocken in strengem Ernst auf ihrem Platze und das ununterbrochene Singen von diesem und jenem klingt merklich rührend. Auf Weisung des Leiters begibt sich ein Mann mittleren Alters hinter den Vorhang und heißt die *uśuŕóla* ihm zu folgen. Sie ordnen sich zu einer Längsreihe, deren Anfang jener Mann bildet. Mit kurzen, trippelnden Schritten, den quergehaltenen

Tanzstab rollend auf und ab bewegend, tanzen sie mehrmals durch die lange Hütte hin und her. Währenddessen beteiligen sich alle Erwachsenen am Singen. Endlich bleibt die Reihe der jugendlichen Tänzer in der Mitte des Raumes stehen. Ihr Anführer geleitet nun einen *ůšwǫ́gla* nach dem anderen zu dessen Paten. Letztere, ohne aufzustehen, fassen ihr *hę́takuxę́gan* bei der Hand, rücken etwas zur Seite und laden es ein, neben ihnen sich niederzusetzen. Diese Handlung gilt als förmliche Übergabe des Patenkindes an seine Paten und als Eingliederung der Jugendlichen in die Gruppe der Erwachsenen. Der *ůšwǫ́gla* ist hiermit zum vollwertigen Stammesmitglied erklärt. Aus diesem Anlaß erfaßt sämtliche Anwesenden eine starke Ergriffenheit, Tränen der Rührung über das Glück der Paten und ihrer Adoptivkinder können sie nicht zurückhalten. Man sieht berechtigterweise in dieser feierlichen Handlung den H ö h e p u n k t der ganzen Jugendweihe; denn in ihr sollen ja die herangereiften Jugendlichen zu vollwertigen Stammesgenossen werden. Gleichzeitig wird damit auch öffentlich das geistige Verwandtschaftsverhältnis zwischen den Paten und ihrem Patenkinde *hę́takuxę́gan* für immer besiegelt. Vereinzelt jetzt schon, gewöhnlich aber erst während des großen Essens erhält es von seiner Patin ein besonderes, aus drei Stücken bestehendes Geschenk.

Die allgemeine Rührung verflüchtigt sich wieder und das Singen wird nur noch leise von einzelnen Personen weitergeführt. Man bereitet einen Wechsel der Stimmung vor. Jene Personen, die vorhin als Besucher hier eingetreten sind, bleiben sitzen, falls es bereits Abend ist. Sehr selten nämlich findet die soeben beschriebene feierliche Handlung auch an einem Vormittage statt; dann sammeln sich die Besucher hier am Abend nochmals.

In diesen feierlichen Stunden vollzieht sich auch die vereinzelt notwendige N a m e n s ä n d e r u n g bei einem *ůšwǫ́gla*. Nicht jeder Prüfling erhält am Ende seiner Jugendweihe einen anderen Namen, sondern nur der sogenannte *ůšipin, ůšįápisin*, also "der ohne Geburtsort", d. h. das Kind, das aus irgendwelchem Grunde den Namen seines Geburtsortes nicht führt (S. 729). In der Regel vermeiden es die Yamana, daß zwei Personen den gleichen Namen tragen. Wer an derselben Stelle wie ein anderer zur Welt gekommen ist, muß sich vorläufig mit einem Spitznamen oder mit der allgemeinen Bezeichnung *ůšipisɬnjis* bzw. *ůšipinklpn* zufrieden geben. Beim Abschluß der Jugendweihe nun gebührt ihm der Name nach dem Orte, an dem er sein erstes *čįę́xaus* überstanden hat. Die Paten sprechen diesen neuen Namen jetzt, da ihnen ihr *hę́takuxę́gan* mit besonderer Förmlichkeit übergeben wird, zum ersten Male aus und damit geht er in den allgemeinen Gebrauch über. Beispielsweise war ich für die Yamana bis zu meiner ersten Jugendweihe, die ich in *Šámakuźrdja* (Punta Remolino) erlebt habe, ein *ůšipisɬnjis;* seitdem hieß ich *šámakuźɬnjis*. Korrzas wurde *kumludɬnjis* benannt, nach dem Orte *Kumlúlu* (Puerto Mejillones), wo im Jahre 1922 die Jugendweihe stattgefunden hat.

Für die andere Förmlichkeit, die noch erfüllt werden muß, wählt man

regelmäßig den letzten Abend in der *čiẋɣaya*-Hütte. Sie gipfelt in der Übergabe der Herrschaft an die Frauen während einiger Stunden. Im passenden Augenblick werden die Plätze gewechselt und zwar drängen sich die Frauen um den Haupteingang, während die Männer in die Mitte und in den rückwärtigen Teil beim Nebeneingang abrücken. Den neuen Gesang leitete bei meiner ersten Jugendweihe die Frau des Alfredo und im März 1922 die Frau des Pedro ein; der Mann der einen wie der anderen bekleidete das Amt des Vorstehers. Dieser Frau unterstehen die übrigen weiblichen Personen wie einer Führerin. Ist den von ihr eingeleiteten Gesang fallen alle Frauen ein und sie beteiligen sich daran außergewöhnlich lebhaft. Unter den Männern tut sich der eigentliche Leiter noch immer merklich hervor. Santiago ermutigt durch Zwischenrufe unaufhörlich die Frauen, daß sie ihre Stimme steigern und kräftig sich anstrengen, um den nahen *Yetáita* zu verscheuchen.

Nachdem die Frauen fast durch eine ganze Stunde den Gesang geführt hatten, lassen sie davon ab und Santiago übernimmt mit einigen Männern das leise Singen. Inzwischen ruhen die Frauen aus. Nach etwa zwanzig Minuten ruft er laut ein wiederholtes *hóhohohohó*. Die Frauen erheben sich und ihrem Beispiele folgen die Männer. Diese wie jene drängen sich eng auf einen Haufen zusammen und nehmen eine drohende Haltung ein. Der eine Haufe schiebt sich zum anderen hin und beide kommen sich so nahe, daß sie aufeinander prallen. Nun beginnt ein angestrengtes Stoßen der einen gegen die anderen; bald weicht die eine Gruppe etwas zurück vor der Übermacht der anderen, bald obsiegt die erstere. Dauernd schwankt das Siegerglück von dieser zu jener Gruppe. Die eine bildet eine starke Mauer gegen die andere und beide drücken aufeinander, Körper gegen Körper. Zuweilen steht auch eine einzelne Frau einem einzelnen Manne gegenüber; jeder hält den Tanzstab auf Schulterhöhe und so stemmt sie sich gegen ihn und er gegen sie mit Aufwand aller Kraft. Schwer und anstrengend ringt jede der beiden Gruppen. Das Drücken und Schieben dauert etwa zwanzig Minuten. Die an sich stärkeren Männer halten das Ringen währenddessen unentschieden, um zum Abschluß den Frauen dadurch zum endgültigen Siege zu verhelfen, daß sie sich gegen den rückwärtigen Teil der Großen Hütte und teilweise sogar durch den Nebeneingang ins Freie abdrängen lassen. Mit lautem Freudengeheul begrüßen die Frauen ihren eigenen Erfolg und bringen in lebhaften Gebärden ihre Genugtuung wegen des Sieges über die Männer zum Ausdruck. Triumphierend gehen sie wieder zu ihren Sitzplätzen beim Haupteingange, die Männer lassen sich in der Mitte der Großen Hütte nieder und bringen in ihrem Benehmen zum Ausdruck, daß sie unterlegen sind.

Leicht ersichtlich ist der Sinn dieses Scheinkampfes: Man will den Frauen wenigstens an einem Abend die alleinige Herrschaft in der *čiẋɣaya*-Hütte überlassen.[304] In ihrem Siegesbewußtsein fühlen sie sich tatsächlich

[304] Deutlich erinnert dieser Auftritt an die "Hosten"-Szene im Kloketen der Selk'nam. Auch hierbei wird der Frauenwelt die Möglichkeit geboten, „das niederdrückende Gefühl gänzlicher Wehrlosigkeit gegenüber den mächtigen Quälgeistern aus der Großen Hüt-

gehoben und erfrischen sich darin sichtbar.[*] Mit diesem einzig dastehenden Auftritt schließt der letzte Abend der ausgedehnten *túfuna*-Feier endgültig.

2. Das Schlußfest

Das Wort des Leiters über die geplante Beendigung der Jugendweihe hebt keineswegs die geltende Tagesordnung auf und alle bisherigen Bestimmungen bleiben auch wie vor in Kraft. Aber es ist eine Aufforderung, unverzüglich größere **Fleischmengen** herbeizuschaffen, die hauptsächlich die Männer mittleren Alters trifft. Also ziehen sie hinaus auf die Jagd, begleitet von den *aiwáguia*; denn alle jüngeren Kräfte müssen sich jetzt um so regsr betätigen, da reichliche Nahrungsmengen die allgemeine Heiterkeit steigern. Ihrerseits entfalten die Frauen und Mädchen eine eifrigere Sammeltätigkeit als gewöhnlich. Je nach der Wetterlage und dem Jagdglück tragen die Leute an zwei oder drei Tagen sehr viel Fleisch zusammen. Inzwischen verabschieden sich die *aiwáguia* von den Männern drinnen im Walde (S. 892).

Bisher hat sich gegen früher nichts an der Tagesordnung in der Großen Hütte geändert. Fast regungslos sitzen die Leute auf ihrem Platze, in sich versunken, gedankenschwer und schwiegrig. Das einförmige Singen setzt sie aus. Sobald aber ansehnliche Fleischmengen außerhalb der Großen Hütte, entweder in der Küchenhütte oder in den Zweigen der nebenstehenden Bäume aufgehäuft sind, wartet der Leiter die Stunden klaren Wetters ab und gibt jetzt erst den Küchenfrauen die Weisung, das allgemeine **Festessen** vorzubereiten. Diese, unterstützt von mehreren Helferinnen, zünden ein großes Feuer an. Hier lassen sie viele Fleischstücke schmoren, überdies eine Unmenge von Muscheln und Krabben in der Asche dünsten. Beginnt der Bratenduft aufzusteigen, erhebt sich der Leiter mit dem Vorsteher von seinem Platze und verläßt die Große Hütte. Ihm folgen der *aiwáguia* samt Gehilfen, sowie die übrigen Männer und Frauen. Umgeben von ihren Paten und Patinen schieben sich schließlich auch die *aiwáguia* durch den Ausgang ins Freie hinaus. Das ist der formelle, durch wirkliche Abschied von der *túfuna*-Hütte.

Draußen lassen sich alle beim großen Feuer nieder und bald beginnt das Geplauder, erst still und in knappen Sätzen, weil niemand mehr an eine fortlaufende Unterhaltung gewöhnt ist, dann lebhaft und freudig erregt. Jeder greift eifrig zu und läßt sich den frischen Braten gut schmecken, manscher allerdings quält sich aus übergroßer Entkräftung mit ungewohnten Mengen ab. Die Leute laufen je länger je eifriger durcheinander; denn einer sucht den andern auf und möchte hier wie dort allerlei erzählen oder erfragen.

[und das sind die Männer selber] für einige Stunden vorsätzlich abschätzig und das eigene weibliche Übergewicht nachdrücklich betonen zu können" (Bd. I, 997).

[*] Segunda (d): 923 beurteilt diesen Ringen der beiden Geschlechter und die sieghafte Überlegenheit der Frauen „als das erste Eindringen des Mutterrechtes in die alte Urzeit, eine Konzession an diese neue Zeit durch die Aufnahme einer mutterrechtlichen Szene in die sonst völlig gleichberechtigte Jugendweihe der Urzeit".

Bei diesem großen Lauro obliegt es den Priestern, ununterbrochen ihren Personen zu huldigen. Das geschieht in der Weise, daß sie das frischgebratene Fleischstück oder eine Handvoll Muscheln bald dem, bald jenem hinreichen. Sie geben die unregelmäßigen Reihen der Anwesenden durch und verteilen auch allen Seiten, was sie in ihren Händen halten. Die Erwachsenen erfreuen sich an der Geschicklichkeit der obersten und tauschen ihre Meinung aus über die Erfolge und die Aussichten bei dem und jenem. Selbstverständlich halten sich beim großen Feuer auch ehemalige Insassen der Wahabütten, die in der *Xiyaya*-Hütte nicht übernachtet hatten, eingefunden. Auf sie wirkt der Anblick der abgemagerten und matten Prüflinge besonders stark; sie bemerken die vielen Entbehrungen und das lange Fasten, das diese nun doch überstanden haben. Zu früherer Heiterkeit und ungezwungener Freude können die Prüflinge nicht erwachen; denn es waren zu harte Proben, die ihr schwacher Körper gar viele Wochen über sich hat ergehen lassen müssen.

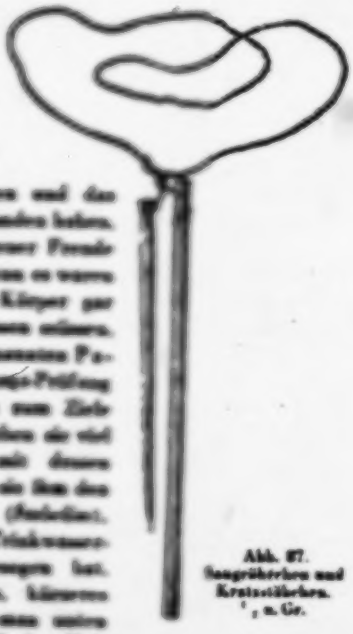


Abb. 87. Saugröhrchen und Kratzstäbchen. ¹/₁ n. Gr.

Überglücklich zeigen sich die ungemessenen Patron: denn durch die lange Zeit der *Xiyaya*-Prüfung haben sie ihre *kfunkuyáyim* erfolgreich zum Ziele geführt. Mit anderen Erwachsenen sprechen sie viel über ihren Schützling, ausführlich mit dessen Eltern. Nach altem Brauch überreichen sie ihm den röhrenförmigen Vogelknochen *kuhalin* (*kuhalim*), durch den er tagtäglich die spärliche Trinkwassermenge aus einer Muschelschale aufgesogen hat. Außerdem erhält er ein geschnitztes, hölzernes Stäbchen von etwa 12 cm Länge, das man unten angespitzt und in das man oben einen starken Hals eingeschnitten hat. Um diesen wird eine Schnursame gelegt, ebenfalls um das obere Ende des Saugröhrchens, und beide Stücke verknüpft man mit einer Schnursame, die man dem Prüfling um den Hals legt (Abb. 87). Jenes Holzstäbchen *tamiyáki* war allem voll er stündlig bei der Hand haben, dient es ihm doch dazu, sich bei Lästerungen auf dem Kopfe zu kratzen. Man sagt, die Jugendlichen sollen unmittelbar nach ihrer Entlassung aus der *Xiyaya*-Hütte regelmäßig diesen Stäbchen anwenden; bedienten sie sich ihrer Fingernägel, würden diese brüchig. Geht das *tamiyáki* verloren oder wird es unbrauchbar, kann der junge Bursche oder das Mädchen dieses Stück sich selber anfertigen, wenn nicht zufällig die Patin ein neues anbietet. Wie lange die Jugendlichen das Kratzstäbchen anwenden müssen, ist nicht bestimmt festgelegt; früher oder später lassen sie es ihrer unbekümmert beiseite.

Ein drittes und letztes Geschenkstück von geringerer Bedeutung als die beiden vorher genannten, das nur die Patin ihrem Adoptivpfleglein überreicht, ist ein niedliches, schönes Binsenkörbchen, eigens am oberen Rande mit einem Federkranze verziert und mit reifen Beeren der Pernettya mucronata (Abb. 12) angefüllt.

Als Andenken erhält das Patenkind diese drei Stücke. Sie sollen es zunächst an den Paten und die Patin erinnern, mehr aber noch an die Belehrungen und Ermahnungen während der *kíjapo*-Feier. Mit gewissem Stolz läßt der *alangáia* jedwedem Bekannten diese Begleitung für die überstandene Jugendweihe anschauen; er weist sich damit öffentlich als einer aus, der nun rechtlich zur Gruppe der Erwachsenen gehört.

Stundenlang kochen die Leute um das Feuer herum und tun sich gütlich am reichlichen Mahl. Allmählich regt sich die Lust zu verschiedenen Spielen. Wurde erst einmal der Anfang gemacht, folgt eines nach anderen. Eine wirkliche Begeisterung entwickelt sich und die ganze Versammlung ergötzt sich daran durch einige Stunden bis zur fühlbaren Ermattung. Ihr Eifer grenzt nicht selten an Ausgelassenheit. Sie ist verständlich, da die Leute nun, außerhalb der strengen *kíjapo*-Ordnung, ihrer Ungebundenheit die Zügel frei schießen lassen dürfen. Auffällig viel werden die Jugendlichen herangezogen. Hier auf offenem Platze sollen sie vor aller Öffentlichkeit zeigen, welche Fertigkeiten sie sich auch in den Gesellschaftsspielen angeeignet haben, zu denen man sie oft in der *kíjapo*-Hütte aufgemuntert hatte (S. 948).

Die Unterhaltungen und Spielbewegungen nach dem großen Essen nehmen schließlich ein Ende. Der Vorsteher oder eine ihrer Personen stimmt im passenden Augenblick den *ajáwa*-Gesang an, in den alle Teilnehmer unverzüglich einstimmen. Sie bemühen sich sofort um eine ehrfürchtige Körperhaltung und geben ihrer Stimme einen weihevollen Klang. Dieser *ajáwa*-Gesang ist das eigentliche Abschiedslied, bei dem alle "Geister" sich ordnen und mit dem sie von den Leuten hier an ihren besonderen Aufenthaltsort zurückgeleitet werden; so wie das ja fast allabendlich erfolgt ist (S. 922). Aber auch für sich selber singen die Anwesenden dieses Lied vor ihrer Trennung; denn sie werden heute oder morgen schon diese Stätte verlassen und sich wohl auf lange Zeit nicht mehr wiedersehen. Darum legen sie alle Gefühle der Freude und des Dankes für ihre Neubelebung durch diese grandiose, erhebende *kíjapo*-Feier in das letzte *ajáwa*-Lied hinein. Wehmutsvoll klingt es nun und schwermütig überfällt sich ein jeder lange noch seinen Gedanken.

Allmählich erhebt sich der eine und andere und geht noch einmal zur Großen Hütte zurück. Hier rafft er seine Gebrauchsgegenstände, Geräteschalen und Schmuckstücke zusammen und nimmt von dieser Stätte endgültigen Abschied. Jeder kramt sich nun seine eigenen Sachen und überzieht damit in seine Wohnhütte, wo er sich mit langem wieder für die Nacht einrichtet. Möglicherweise besteigt diese und jene Familie, bei günstiger Wetterlage, noch am gleichen Tage ihr Kanu und entfernt sich. Die Mehr-

wild der Lente endlich heimmert schon am nächsten Morgen diesen Platz und begrüßt begeistert die langersehnte Freiheit, wieder umherstreifen zu dürfen in der Weite zu schweifen. Übermenschlich schnell ist die Stelle entvölkert, auf der mehrere noch viele Menschen zu gemeinsamer Feier versammelt waren.

Seltsam beklemmend sich niemand mehr um die Große Hütte. Verlassen bleibt sie schutzlos dem Wüten der Naturgewalten ausgesetzt, der Sturm zerrauft die Bedachung und schließlich das ganze Gerüst, daß es früher oder später in sich zusammenfällt. Schneestürme und Eisregenböen geben dabei schonungslos zugrunde. Nach einigen Monaten sagt es dem und jenem nur noch die Erinnerung, an welchem Platze jüngst die Jüngen-Hütte gestanden hat.

Still und unscheinbarer ist nun die Stätte, an der viele Menschen in ernster Sammlung wochenlang über das eigene Ich nachgedacht und sich für ihr Verhalten in der nächsten Zukunft eingerichtet haben. Rasender Wind schüttelt gierig kreischend die Äste, durch die kaum vorher dünner Rauchfaden sich in den Wipfeln hinaufgeschlängelt, und treibt weiße Blätter über die Rauchlücke, auf der sich jung und alt an manchem Spiele ergötzt hat.

3. Sinn und Wert der Jugendweihe

Man mag die Jüngen-Feier so oder so betrachten, ihre einzelnen Teile wirken zusammen zur Erreichung des einen bestimmten Zieles, die heranwachsende Jugend für die selbständige Erfüllung der Pflichten eines erwachsenen Mannes bzw. einer erwachsenen Frau seelisch und körperlich zu ertüchtigen. Eine Schulung des Geistes ist sie vor allem, demnach scheinen die Belehrungen und Unterweisungen einen annehmlichen Raum in der ganzen Veranstaltung ein. Um den Geist der Jugendlichen aufnahmefähig und aufnahmefähig zu machen, zwingt man den Leib unter diesen Betätigkeit durch harte Übungen der Selbstüberwindung, nämlich durch körperliche Begrenztheit, durch andauernden Stillschweigen, durch verkürzten Schlaf und durch empfindlichen Fasten. Über die hinweg angewendete Selbstüberwindung hinaus erfährt das Seelenleben der jugendlichen einzigen viele anschauliche Bereicherung durch Mythen und Sagen, die ihnen teilweise hier zum ersten Male offenbart werden, sowie durch Gemeinschaftsspiele, in denen sie sich hier erstmalig öffentlich ergehen können. Neben allem läuft die Ausbildung in den erforderlichen Fertigkeiten und in der erfolgreichen Arbeitsweise, die jeden Mann und jede Frau befähigen, ihre Lebensmöglichkeit für sich und für ihre Familie möglichst mühelos zu beschaffen.

Tatsächlich entziehen die Erwachsenen diesen Doppelziel mit den einzigen bei ihrer Anwendung der im Jüngen gebrauchten Grundsätze. Ihre überzeugendsten Beweis liefern jene erschütternden, hörbaren Personen, die ihr Leben lang darunter sich einsetzten und ihrem Volke nur Ehre gemachen, die also der Jugend ein leuchtendes Muster sind. Von Erwachsenen, welche durch außergewöhnliche Umstände, für die in alter Zeit kein Platz war, die Jugendweihe nicht erlebt haben, haben die früheren Stammesgenossen gar nichts

sehr nicht viel, die einzigen Beispiel kann man nur die beiden Bücher Samuelis und Bücher nennen, Bücher der alten Poesie, von denen jedes einen anderen Charakter zum Vater hatte. Die letzten zusammenhängen auf Personen und haben jeder für jeder die Beziehung zu der Jugendzeit vorgegeben. Die dritten Männer aber sieben[*] jenen beiden sog selbständig gegenüber und schließen die allmählichkeit von deren vorausgehenden Umgange aus.

Weitere schafft nun dieser langen Darstellung sehr klar und eindeutig auch der einzelnen Wort der Jüngen-Einleitung. Man beachte sich nur die einzelnen Bedeutungen von Jungen an haben und man wird seine Verwunderung über deren konkurrierenden Inhalt nicht unterdrücken können. Diese Beurteilung wird noch gesteigert durch die ungenügende Einleitung der Jugendzeiten, gibt durch den Bildhaften Wissen selbst als der Unbekannt. Eine einzelnde Lage muss verwundern: „Alles, was hier vor sich geht [der Tagesordnung mit ihren Einzelheiten], ist nicht unsere Erfindung; Bildhaften selbst will, daß alles so geheimbleiben wurde!" Man erwartet nun: „Was wir euch hier mitteilen [an Verordnungen und Bekleidungen], stammt von 'Jenen-darüben'!" Es wäre, daß jeder [Tausend] sich von diesem einzelnen. Und alles so erfüllt in dieser [gemeinsamen] Sache, wie können sich diese nicht entgegen. Ihre Wenigkeiten nicht sich entwendet, es sieht so auch, falls du dich beeinflußt über den Hintergründen, was wir die hier im Jüngen empfehlen, es selber wird sich für dein bildhaftes Verhalten mit Selbstständigen Tod einstehen oder einen deiner Kinder ernähren können. Darum halte dich an das, was wir die hier sagen; denn es will es Wenigstehen!" Das älteren während der Jugendweihe wird den Prüflingen eingeschärft, die vorgetragenen Lehren und Unterweisungen keinen sich vom Bildhaften Wissen hier, das deren genauer Erfüllung überwacht und deren Verwirklichung kontrolle. Berücksichtigt man die bedeutsame Stellung des Jüngen im gesamten erzieherischen Arbeiten der Nationen, dann tut sich überraschend deutlich kund, wie viel dem Einführungsgeschehen im Religiösen verpflichtet sind.

Endlich zeugt der gedankliche Inhalt der Jugendweihe von dem Reichen der religiösen Vorstellungen, so daß es deutlich durch nichts zu einer besonderen praktischen Betätigung. Daß beide Gedankenquellen sich nicht reimen, bemerkenswert die Innerlichkeiten Gnosticus nicht. Im Verlauf der Feier wird die Erzählung "herausgehoben nehmen" den einzigen vorgetragen, bei welchem Gelegenheit auch ich sie erfuhr:

Im östlichen Winkel der Bucht von Eleusis lagerten einst [in alter Zeit] einige Familien. Sie hörten, im Westen sehe ein Wal gespeichert. Da entschlossen sich drei Männer in ein Kanu. Zwei von ihnen waren jugendlich, der andere älter. Jene beiden waren der Bräutigam[**] und der Trauzeuge.[***] Die drei Männer fuhren ab und zwar in westlicher Richtung. Der Kanu war außerordentlich schnell. Eilig glitt es an Psyrra Ille[***] vorbei. Immer weiter drang der Kanu

[*] Synoptisch gesagt, ein kleiner Sprachgegensatz, um den Stoffes des Synoptikers. Es wird die methodologische Problematik auch in anderen Erzählungen eine große Rolle.

[**] Bräutigam allerdings, der Jüngling.

war und kam nach Hagamandik.[1] Hier wohnte die Holzhauerfrau, eine gütige Seherin, schlimmen Volk. Jene dort. Tausend wohnt hier die Hütten dieses Volkes, die verfluchte die Kuna und steigen aus Land. Die beiden schwarzen wurden in die gleiche Hütte eingeführt, die dritten Hexen sind man in einer anderen Hütte hinein.[2] Als die beiden schwarzen jene Hütte betraten, geschahen die vielen Wunder dort jubelnd auf. Sie sprach laut: „Schwarz bleiben, wenn aber schwarz?" Eine bedeutete (in ihrer Sprache): Diese beiden wollen wir sofort verwandeln! Die Alten hatten erwidert: „Verwandeln, wir mangeln!"

Jene beiden schwarzen begrüßten sehr bald jene Frau dieser Worte. Einer von ihnen sah auch, wie eine Frau ein Stück ihrer Brust unaufhörlich abschnitt und zum Braten auf die glühende Holzkohle legte, denn sie wollte jene beiden zum Essen einladen. Darüber empörte sich Hijigal. Er riß jenes Stück Fleisch von Frauen herunter und warf es in seinem Ärgern aus der Hütte hinaus. Dasselb sagte er schimpf: „Ich bin nicht hierher gekommen, um Menschenfleisch zu essen!" Er gab auch seinem schwarzen Schwager ein Stück Wildbrot ab, das er auf die glühenden Kohlen legte. Ein dürrer Baum hüpfte sich, der die Leute in der Hütte einschläferte, denn er war ein schwarzer.[3] Alle Leute, außer der blutigen Frauen überfiel ein schwerer Schlaf.

Nun sagte Hijigal zu seinen Begleitern, der sehen ihm soll: „Wir wollen schnell nachsehen, welche Früchte die besten sind. Diese legen wir für uns beiseite!" Sie suchten heraus, schnitten sich die besten Früchte und schnitzten Pfeifenbrüche heraus und schleppten sie zu ihrem Essen. Bald war der Kasa die ihnen empfiehlt und eilige Schwarz sie wieder ab. Plötzlich wachsen sie und schwirren die ganze Nacht, bis sie Hijigal wecken. Ankommen konnte.

Als sie an diesem blutigen Platze vorbeigingen, hörten sie, wie die Holzhauerfrau ihren mit den Schlägen große Steine zerbrechen. Jener warnte schnell aufgebrochen und ihren nachgefahren. Jeder Stein, der zerbrach, verwandelte einen bösen Kraft. Unvermöglich wollte die dritt Tausend viele Früchte im Wasser, um der Kasa zu schädigen, damit sie schnell verschwinden könnte. Sie rollerten mit größter Anstrengung und zerstörten Überdies hatte. Hier merkten sie, daß jene Holzhauerfrau ihnen doch nicht nahe zu kommen vermochte hatten und daß sie angekommen waren. Seitdem blieb Hijigal in Ehrendie.

Jene Holzhauerfrau weinten sich zusammen, sie beerdigten. „Die drei Männer der Tausend kommen hierher und wollen uns vernichtigen, das Fleisch schmeckt sie sehr weg und verschwinden in der Gebirt. Nun wollen wir eigen

[1] Dieses Gebiet Kuba liegt genau der Frauen Brüste gegenüber und zwar auf dem Festlande, dagegen auf den Inselchen zwischen der nördlichen und westlichen Landzunge.

[2] Unsere sind die Wassermänner westlich der Insel Kuna bis zum letzten Inselchen der Provinz Bocharach. In den Hütten der nördlichen und westlichen Tausend gehen die Bewohner dieser nahrungsreichen Gebieten in einen der Holzhauerfrau.

[3] Verschiedene Abteilte jenen blutrünstigen Menschen vor sie, die drei Bewohner verschwinden zu können, um sie schnelle leichten Abendmahlzeit zu bereiten.

[4] Als weitere selbstverständliches Schmerz als Verbrennungen wurden so bereits einen Eigner durch diesen Wurf verschlafen.

ganz große Hütte bauen und nun wandern. Nachher werden wir alle langen Jahre bauen und wir allein, ohne die Frauen, werden an den Tamanu fahren, sie ergreifen und töten. So begann dort das Jijyaga. Von den Halakwulup kam es später zu den Yamana.[1]

Um nachzuahmen, was die Halakwulup geplant hatten, fangen die Yamana lebende Vögel ein und bringen sie in die Große Hütte, wo sie singen sollen.[2] Diese Vögel erinnern an die Yamana, welche einstmalen die Halakwulup beabsichtigt hatten. — So lautet diese Erzählung.

Man sagte mir auch, daß manche Männer und Frauen der früheren Generationen gewisse Weisungen und Befehle während der Jijyaga-Feier in der Halakwulup-Sprache erteilten. Diesem Umstand machen die Yamana gern als Grund für die Herkunft der geheimen Veranstaltung aus dem Westen geltend.

Der geschichtliche Wert jener Mythe kann hier nicht erwogen werden und es genügt darauf hinzuweisen, daß auch bei den Halakwulup, genau so wie bei unseren Yamana, die Jugendweihe als selbständige Einrichtung getrennt von der geheimen Männerfeier dastand.[3]

Seit dem Eindringen der Europäertume in den Kap Hoorn-Archipel bedurfte sich allmählich und unmerklich, aber schließlich zu empfindlichem Schaden unserer Yamana die straffe Ordnung der Jugendweihe. Die anfänglich Nachgiebigkeit erwuchs allmählich auf eine bedauerliche Vernachlässigung des ursprünglich ernsten Gehaltes der Jijyaga-Feier hin. Gerade jene heidnischen Personen, die auch in der Strenge der alten Zeit erzogen worden sind, beklagen die heutige Lockerung am meisten; denn sie sehen darin eine schwere Beeinträchtigung der Jugend und eine Bedrohung des Volksganzen.

Am 1. März 1922 erzählte mir Gastro ausführlich, daß sie als Mädchen diesmal Zeit in der Mission Tekenika verbracht hatte. Religiöse Beeinflussung von drüben war an der nicht zu bemerken und ich gewann die Überzeugung, daß die Unterweisungen der Missionare völlig eindruckslos an ihr abgeprallt sind. Sie erklärte: „Damals lebten auch viele Yamana. Seitdem aber starben die meisten unserer Leute, eben weil sie die ehedem strengen Gebräuche nur mehrlässig erfüllten und in vielem sehr lau geworden sind. Als ich zum ersten Male als eingeweihte im Jijyaga eintrat, zitterte ich vor Angst und Schrecken. Voller Ehrfurcht ertrug ich mich meinen Peinigern willig und gehorsam. Was die damals noch sehr strenge Zugangsordnung forderte, erfüllte ich treu und genau. Gegenwärtig läßt man sogar Knaben und kleine Mädchen als eingeweihte zu. Weil diese noch zu jung sind, hält man sie weniger streng. Mit

---

[1] Hier im Westen berühren sich Halakwulup und Yamana. So kommen bisweilen von unseren die Jugendweihen, die sich allmählich auch bei den nördlichen und östlichen Yamana Eingang verschaffte. — Eine Variante dieser Mythe ist weiter unten aufgezeichnet.

[2] Für diesen Brauch können wir es nicht sehr streng. Mehr Lieblichkeit des einen und anderen Volksliedes ist es, einen Vogel nachzuahmen und somit den Forderungen jener Gesetze zu entsprechen.

[3] Diese beiden Veranstaltungen sind bekanntlich bei den Selk'nam aufgrund einiger „Mißstände" gemieden worden. Vgl. Gusinde (Mit.) 270 und (Mit.) 1001.

allerdings lassen die guten, alten Gewohnheiten noch, man nimmt es sogar mit wichtigen Einrichtungen [gemeint ist außer der Jugendweihe das allgemeine Verhalten der Stammesmitglieder] nicht mehr genau genug. Wohl daher kommt es, daß unsere Leute jetzt so zahlreich sterben. Die Lebensregeln und Vorschriften der Alten waren eben vortrefflich, zwar streng und ernst, aber die Leute lebten dabei gut und machten ein großes Volk aus!" GERTIE ist eine Person, die den Wert der strengen Überlieferung schätzt und daran mit Zähigkeit festhält.

Ohne Zweifel verlief auch in den letzten Jahrzehnten noch die Jugendweihe im großen und ganzen in den Bahnen der althergebrachten Überlieferung. Ein kleiner Vorfall im März 1922 zeigt, daß man, trotz mancher Nachgiebigkeit, die frühere Strenge für die geltenden Bestimmungen der Tagesordnung fordert. Eines Abends, kurz vor Beginn des gemeinschaftlichen Tanzes, reichte ADELHEID unauffällig KOPPERS sowohl wie mir einige Schluck Rotwein aus einem kleinen Blechbehälter, der neben ihr stand. Bald danach trat sie in die Reihe der Tanzenden ein. Während sie sich mit ihnen in der Hütte auf und ab bewegte, ergriff ihre Schwester GERTIE, die sich bis jetzt still verhalten hatte, jenes Gefäß mit Wein und lief damit hinaus. Nach wenigen Minuten stürzte sie unerwartet in die Große Hütte zurück, benahm sich sehr erregt und rief laut: „Meine Schwester [ADELHEID] hat vorher jenen beiden [Europäern] dort Wein gereicht und zwar ihnen allein. Dergleichen [Bevorzugung] ist in dieser Hütte nicht Brauch: Hier müssen alle [Anwesenden] eingeladen werden, sofern etwas zur Verteilung gelangt! Daher habe ich meiner Schwester den Wein in jenem Gefäße, das neben ihr stand, weggenommen, in eine Flasche gefüllt und hierher zurückgebracht. Auch alle anderen Leute sollen davon etwas mitbekommen!" Nun stellte sich GERTIE etwa in der Mitte der *čiɛxus*-Hütte auf und ließ die ganze Reihe der Tänzer vorüberziehen. Jedem, der vor ihr stand, reichte sie die Flasche zu einem Schluck Wein hin. Der Tänzer stellte seine Körperbewegungen nicht etwa ein, sondern trippelte unaufhörlich voran und schwang seinen Tanzstab; nur neigte er den Kopf mit geöffnetem Munde zur Seite. WALTER stand als *wine/kʰɔ-a* am Haupteingange. Da aber niemand beim Verteilen einer Sache ausgenommen werden darf, tänzelte auch WALTER an GERTIE heran und ließ sich die Weinflasche an den Mund setzen, aus der er einen Schluck nahm.

Die allgemeine Regel bestimmt, daß ein jeder sich selber sein Recht suchen darf, falls beim Verteilen von Eßwaren nur einzelne Personen bedacht werden. Wer übergangen wird und dafür sich Genugtuung verschaffen will, reißt aus der Hüttendeckung einige Zweige heraus oder hebt sie an seiner Lagerstätte auf, zündet sie an und stürzt damit auf jene Person, die ihn übergangen hat, erregt los. Er versetzt sie in Schrecken, indem er sie mit den brennenden oder glimmenden Zweigen bedroht, ja bringt ihr zuweilen Brandwunden bei. Dieses grobe, gewalttätige Vorgehen verübelt niemand, vielmehr gilt es als gelinde Strafe für die ungeheuerliche Selbstsucht, die in der Bevorzugung einiger weniger beim Verteilen ans Tageslicht trat. Alle Anwesenden

zeigen sich mit der Empörung jener rächenden Person einverstanden; denn ihr innerstes Empfinden verlangt gebieterisch, daß die bedeutsamsten Umgangsregeln zumindest beim feierlichen Anlaß der Jugendweihe gewissenhaft von jedermann befolgt werden.

Das Eingreifen der GERTIE gibt zu verstehen, wie genau sie im herrschenden Brauch unterrichtet ist und mit welcher Gewissenhaftigkeit sie alle Einzelheiten würdigt. Erst tags zuvor hatte sie mir versichert: „Was man mir als *uśuɣóla* beigebracht hat, das habe ich treu eingehalten und unauslöschlich im Gedächtnis bewahrt. Daraus [aus dieser treuen Pflichterfüllung] erwächst jedermann Glück und Vorteil!" Das ganze Handeln dieser Frau, die meine Patin war, verriet Überzeugung und Grundsatztreue.

Will man in Beurteilung der neuzeitlichen Yamana gerecht sein, muß man einige Gründe der Entschuldigung für die Lockerung der Ordnung seit einigen Jahrzehnten gelten lassen. Mit einem Freisein von störungsloser Behinderung ist in der Neuzeit nicht mehr zu rechnen, ebensowenig sind die Familien unabhängig bei der Wahl des Ortes und der Jahreszeit für die Jugendweihe. Immer und überall müssen sie mit einer Einmischung der dort ansässigen Europäer rechnen oder sind zu Arbeitsleistungen auf den Farmen verpflichtet, demzufolge niemals mehr alle Stammesmitglieder oder ihre größere Zahl zu jener Feier sich leicht für längere Zeit vereinigen können.

Diese Rücksichten bringen es mit sich, daß dann und wann unreife Knaben und Mädchen als *uśuɣóla* zugelassen werden, deren Urteilskraft noch nicht genügend entwickelt ist. Man weiß nämlich nicht, ob und wann die nächste *čiɛ́ɣuɣa*-Feier stattfinden wird, und man will jene Jugendlichen dieser Gemeinschaftserziehung nicht ganz verlustig gehen lassen. Ihre geringe körperliche Entwicklung verbietet es, ihnen die ursprünglichen Härten des Fastens und verkürzten Schlafes aufzuerlegen. Die empfindlichen Maßnahmen sind neuerdings um so weniger am Platze, als ja auch die Erwachsenen mittleren Alters für sich nicht mehr so viel Kraftwillen aufbringen, um sich an die strenge Tagesordnung und die strammen Vorschriften ihrer Väter zu halten; es fehlt ihnen die entschiedene Entschlossenheit zu persönlichen Opfern. Beschämt erkennen sie das an und verhehlen diesen Zustand den Jugendlichen keineswegs. Offen sagen sie: „Früher kamen die *uśuɣóla* am Ende des *čiɛ́ɣuɣa* ganz abgemagert, schwach und kraftlos aus der Großen Hütte zum Lager zurück, gegenwärtig verpflichtet man sie kaum zu einigen unbedeutenden Einschränkungen!"

Die offensichtliche Tatsache kann man nicht wegleugnen, daß die körperliche Widerstandskraft der Yamana in der Neuzeit auffallend nachgelassen hat. Die Alten erzählen: „Früher kannte man weder Zahnschmerzen noch sah man unter den Höchstbejahrten einen Graukopf. Die Yamana von heute sind nicht mehr so ausdauernd wie ihre Vorfahren. Der ausschlaggebende Grund liegt in der veränderten Ernährungsweise, im Genuß von Zucker und Alkohol, Kaffee und Tee, Salz und Tabak. Auch die europäische Kleidung hat an dieser Schwächung einen großen Anteil. Aber niemand hat den Mut,

1: Gusinde SH6 Yahgan

heute wieder zur Lebensweise der Vorfahren zurückzukehren. Somit rückt der Untergang unseres Volkes immer näher heran!" Gleichlaufend mit der körperlichen Schwächung des neuzeitlichen Geschlechtes verbreitete sich immer mehr die Lockerung auf dem allgemeinsittlichen Gebiete.

Ohne jede Wirkung auf die Jugendlichen bleibt die *čiẽxaus*-Feier, an deren Grundsätzen nichts Wesentliches geändert wird, auch in der Neuzeit nicht. Aber die folgerichtige Anwendung der letzteren im Leben unterbleibt eben mehr oder weniger, weil die Erwachsenen mittleren Alters nicht mehr entschieden genug beispielgebend dazu ermuntern.

Im Verlaufe dieser Beschreibung sind wiederholt die Einzelteile genannt worden, mit denen jeder Tag in der *čiẽxaus*-Hütte ausgefüllt wird. Eine Stundeneinteilung kennt man nicht, man macht sich von der augenblicklichen Stimmung der Allgemeinheit, von der persönlichen Laune, vom Wetter und von unberechenbaren Zufällen abhängig. Allerdings durchziehen einige große Richtlinien einen Tag wie den anderen. Deshalb glaube ich davon absehen zu dürfen, hier die genaue Aufeinanderfolge jeder einzelnen Handlung an jedem Tage der Jugendweihe, die ich zweimal erlebt habe, darzulegen. Wer sie kennenlernen will, sei auf Koppers (a): 45 hingewiesen.

Der Fortbestand des Yamana-Volkes durch die Jahrhunderte ist der hohen sittlichen Erziehungsarbeit, die an jedem Jugendlichen in der *čiẽxaus*-Hütte geleistet worden ist, großenteils zu danken. Seitdem die straffe Handhabung der ursprünglichen Ordnung gelockert wurde, löste sich der feste Bestand der Volksgemeinschaft und trieb unaufhaltsam dem Untergange zu. Für die Geschichte des menschlichen Bildungswesens ist es von Nutzen, daß die Erziehungskunst der vielverkannten Yamana, wie sie sich deutlich und lückenlos in der *čiẽxaus*-Feier[375] offenbart, uns Europäern noch am Lebensabend dieses Volkes aufgeleuchtet und ganz ausführlich bekannt geworden ist.

E. Eigentumsverhältnisse

Das geordnete und friedfertige Zusammenleben der Yamana wird zu einem großen Teile dadurch ermöglicht, daß ihre Eigentumsverhältnisse von uralten Gesetzen geregelt werden. Wie diese entstanden und zu begründen sind, darnach fragt niemand; denn die überlieferte Gewohnheit war für jedes Geschlecht bis in die Neuzeit unwandelbare Richtschnur. Gewisse Rechtstitel werden sachlich begründet, vorwiegend entscheiden die in Geltung stehenden Gewohnheitsrechte. Tatsächlich besitzen unsere Yamana das ausreichende Maß von Rechtsbegriffen, von denen sie sich in alter wie in neuer Zeit haben leiten lassen."[376] Wirtschaftsform und Gesellschaftsordnung haben bei der Ausgestaltung gewisser Eigentumsverhältnisse mitgewirkt. Diese erscheinen be-

[375] Die Jugendweihe der Halakwulup, die ich auf meiner vierten Reise entdeckt habe, zeigt die gleichen Wesenszüge wie die der Yamana. Vgl. vorläufig Gusinde (u): 511 und Schmidt (d): 977.

sondern deutlich beim Verkehr einzelner Personen oder Gruppen miteinander und in den Beziehungen der Mitglieder des engsten Familienkreises."[377]

Ein genauer Beobachter kann die vorhandenen Rechtsbegriffe der Yamana, insoweit sie das Eigentum betreffen, leicht feststellen; denn sie sind an sich einfach und bestimmt, werden aber auch in die Tat umgesetzt. Damit sollen einzelne Verstöße gegen die Rechtsordnung, die eben in ihrer Eigenart auch daran erkannt wird, nicht geleugnet werden. Man braucht sich an den widersprechenden Urteilen der Reisenden und Missionare nicht zu stoßen; manche Erscheinungen und Beobachtungen sind einfachhin nicht richtig gedeutet worden. Zuweilen kann man sogar nachweisen, daß dieser und jener sich bald so und bald anders geäußert hat. Nimmt man sich nämlich die Mühe, vom Standpunkt der Eingeborenen selber diese und jene ihrer Handlungsweisen zu werten, dann wird offenkundig, daß kaum je eine davon einen Verstoß gegen die Rechtsnormen der Europäer beinhaltet. Die wiederholt ausgestreute Meinung, unsere Yamana besäßen kein Empfinden für Mein und Dein, demzufolge sie hemmungslos Raub und Diebstahl trieben, ist eine gänzlich unbewiesene Verleumdung. Wie wäre, ein solches Treiben vorausgesetzt, das ruhige Zusammenleben mit ihresgleichen möglich? Jeder Indianer kennt die Rechtsbestimmungen für das gemeinschaftliche wie für das persönliche Eigentum und mehrere Rücksichten zwingen ihn, sie genau zu beachten, andernfalls wäre er in der Gemeinschaft seiner Stammesgenossen unmöglich.

a. Die Eigentumsgüter

Die besondere Stellung der Yamana innerhalb der Gesamtheit der niederen Naturvölker und auch das genaue Verständnis für die Eigenart ihrer Kulturformen machen es ratsam, schon eingangs mit bestimmten Worten auf den gut ausgeprägten Eigentumsbegriff hinzuweisen, den unsere Feuerländer besitzen. Sie haben eine klare Vorstellung von Mein und Dein, verstehen demnach gelegentliche Verstöße gegen das Eigentumsrecht und achten tatsächlich die dort in Geltung stehenden Besitztitel. Mit den besitzanzeigenden Fürwörtern (Pronomina possessiva) kennzeichnen sie eine bestimmte Persönlichkeit als Eigentümer gewisser Dinge. Reich ist die Auswahl an Worten, welche Diebstahl und Schädigung der Sachgüter anderer bedeuten, und für Personen, die sich am Eigentum anderer vergreifen, gibt es der schimpflichen Benennungen genug.[378]

---

[377] In der Absicht, Vergleiche möglichst zu erleichtern, wurde dieser Abschnitt in etwa nach der Vorlage in Bd. I, 423 aufgebaut. Vgl. Koppers (a): 331.

[378] Weil die Wirtschaftsform und die Gesellschaftsordnung unserer Yamana mit jener der Selk'nam weitgehend übereinstimmen, befremdet es nicht, daß auch die Eigentumsverhältnisse bei beiden Stämmen sich fast vollständig decken.

[379] Zwar behauptet Bridges (a): 177 befremdlicherweise, bei sämtlichen drei feuerländischen Stämmen „los verbos tomar y robar son equivalentes". Ein Blick in das BD und in die Wortlisten der Selk'nam und Halakwulup hätte ihn leicht einen Besseren belehrt.

Nicht nur anerkennen sie, daß Sachgüter jeweils ihren bestimmten Besitzer haben, dem darüber alleiniges Verfügungsrecht zusteht, sie lassen diese Anerkennung auch für das besondere Verhältnis, in dem einzelne Personen zueinander stehen, gelten. Demnach gehören die Kinder beiden leiblichen Eltern als Eigentum und dem einen Gatten gesteht man ein wirkliches Recht auf den anderen zu. Ähnliche Rechte üben Stiefeltern gegenüber Ganz- oder Halbwaisen aus. Daß auch auf abgegrenzte Landesteile bestimmten Volksgruppen ein besonderer Besitztitel zusteht, soll bald erörtert werden.

Die Gesellschaftsordnung der Yamana läßt zwei Arten von Eigentumsgütern zu, nämlich den Gemeinschaftsbesitz und das persönliche Eigentum. Ersterer ist grundgelegt durch die unumgängliche Jagd mit herumschweifender Lebensweise. Da jedermann, bzw. die Einzelfamilie, durch ansehnliche Zeit auf sich selber angewiesen bleibt, ist er auch der alleinige, unumschränkte Herr über alles, was er mit sich führt, und er verfügt ganz frei darüber. Diese Einteilung der Besitzgüter ist naturgegeben; man trifft sie nicht nur bei sämtlichen drei feuerländischen Stämmen an, sondern ganz allgemein bei Völkern mit niederer Sammelwirtschaft.

Verfehlt wäre es, den Gemeinschaftsbesitz als kommunistische Eigentumsform zu deuten; denn es steht der Einzelperson nur dessen Nutznießung unter gewissen Bedingungen zu. In gleicher Weise wäre es unrichtig, die Pflicht zur gegenseitigen Hilfeleistung, die bei den Yamana auffallend stark betont wird, nach jener Richtung auszulegen.[277] Bereitwilliges Verteilen vom Eigenbesitz an Beute und Gerätschaften geschieht nämlich aus gesellschaftlichen Rücksichten, läßt aber das Verfügungsrecht selber ganz und gar unberührt.

1. Gemeinschaftsgüter

Deutlich, wie bei jedem primitiven Volke, ist auch bei unseren Yamana das Bewußtsein der Volkseinheit ausgeprägt. Diese stützt sich auf die Gleichheit der Sprache und Lebensweise nicht minder, als auf die Anteilnahme jedes einzelnen an demselben Heimatgebiet. Das zerrissene Inselgewirr im Dreieck zwischen dem Kap Hoorn-Felsen, der Halbinsel Brecknock und der Punta Julieta bei der Bahía Aguirre betrachten sie als ihr Land, innerhalb dessen Grenzen sie zu wohnen und zu jagen von altersher ausschließlich sich allein für berechtigt halten. Tatsächlich machen sie ihre Bodenrechte im weitesten Sinne des Wortes für ihr ganzes Gebiet geltend.

Sie verurteilen das Überschreiten dieser Grenzen durch ihre indianischen Nachbarn im Nordosten wie im Südwesten als Einbruch in ihr eigenes Land und zwar deshalb, weil es ihnen allein gehört.[278] Zwar vertreiben sie die Eindringlinge nicht mit Waffengewalt, werten aber deren Anmaßung ganz unum-

[277] Bereits Hyades (q): 243 hat sich einer Deutung in diesem offensichtlich falschen Sinne entgegengestellt: „Ils aiment à partager et qu'ils ont avec tous ceux qui les entourent, et l'on ne peut pas dire que c'est là une conséquence de la communauté des biens. Cette communauté n'existe pas en Fuégie."

wunden als Rechtsverletzung. Den Nachbarn freiwillig Einlaß zu gewähren, wenn persönliche Gründe es empfehlen, steht nur den ansässigen Familien zu.

Auch daß sich auf ihrem eigenen Boden die Europäer niedergelassen haben, wobei ihre Landsleute verdrängt wurden, betrachten sie als Raub. Seit einigen Jahrzehnten haben sie sich mit dieser Zwangslage abgefunden, weil sie sich für einen Widerstand zu schwach fühlen. Früher hatten sie manches europäische Schiff mit Feindseligkeiten überhäuft und ihm die Landung erschwert, um den mißliebigen Weißen jede Möglichkeit und Lust zu nehmen, hier sich seßhaft zu machen (S. 250). Aus dem gleichen Gedanken heraus bekamen sogar die Missionare den Widerstand der Eingeborenen zu verspüren. Beispielsweise hatten jene bei Gründung der Missionsstation in Ushuaia viel Mühe und Arbeit aufgeboten. Damit aber war, nach dem Urteil der Indianer, jenes Gebiet noch nicht Eigentum der Missionare und diese mußten tatsächlich allerlei Belästigungen über sich ergehen lassen. Erst nach direkten Verhandlungen konnte Bridges (MM: IV, 133; 1870) sich mit folgender Lösung zufriedengeben: „I got full permission from the natives of Ushuaia to take possession of any land for house and gardens. Next time I intend giving them some thing as a small acknowledgment". Obwohl Widerspruch seit langem gar keinen Erfolg zeitigt, haben die Yamana niemals ihren ausschließlichen Rechtsanspruch auf ihr Heimatgebiet aufgegeben.

Diesen leiten sie aus der sogenannten Umwälzungsmythe her. Letztere erzählt, daß in uralter Zeit die *klóo*-spielenden Frauen in diese Gegend vorgedrungen wären und hier ihre geheime Feier weitergeführt hätten. Seitdem wären alle Yamana an Ort und Stelle geblieben. Dadurch, daß sie als erste Ankömmlinge dieses Land für sich in Besitz genommen hätten, wäre es zu ihrem Eigentum geworden.

Die Eigenart der Landschaft selber hat das ganze Yamana-Gebiet gegliedert und in fünf Bezirke von größerer Ausdehnung zerlegt, in denen ebensoviele Dialekte sich ausgebildet haben (S. 199). Jede einzelne Dialektgruppe betrachtet ihre engere Heimat als im besonderen Sinne gemeinschaftliches Eigentum all ihrer Mitglieder. Sie ist das Feld, auf dem jeder sich unbehindert der Nahrungssuche widmet. Die Einzelperson hat von vornherein kein verbrieftes Recht auf ein bestimmtes Tier und keinen Vorzug beim Erwerb bestimmter Bodenschätze; wohl aber steht es allen und jedem innerhalb der Grenzen des Dialektbezirkes dem, der dort ansässig ist, unterschiedslos der Zugang offen. In Bezug auf die Naturgüter der engeren Heimat also gibt es kein persönliches Eigentumsrecht; dieses kommt erst in dem Augenblick zur Geltung, da jemand das eine oder andere Ding sich aneignet.

Nicht minder bedeutsam ist es festzustellen, daß nur die Mitglieder der gleichen Dialektgruppe nach dem greifen dürfen, was ihre nähere Heimat

---

[20] Schon Spegazzini (a): 168 hat erwähnt, „que los límites de una tribu están bien definidos; menos una cierta dificultad en el territorio fuego, el uso es por un punto particular e importante".

birgt. Jenen, die im Nachbarbezirk zuhause sind, steht es im allgemeinen nicht zu, die Grenzen zu überschreiten. Wenige Ausnahmefälle gelten als rechtskräftig. Würden diese Ausnahmen aber mißbraucht, könnten Streitigkeiten sich entfachen und zwar wegen Verletzung eben der Hoheitsrechte, deren nur die eigentlichen Besitzer dieses Gebietes sich erfreuen. Letztere ausschließlich dürfen darin an Tieren und Sachgütern unterschiedslos sich das aneignen, was sie benötigen, auch wenn dieses und jenes dem Tauschhandel mit Leuten aus der anderen Gruppe dient.

Naheliegend ist es, daß jeder einzelne das Gesamtgut seiner Dialektgruppe, zu der er durch Geburt oder durch Einheiraten gehört, und an dem auch er selber einen Anteil hat, verteidigt. Wo und wann immer er Übergriffe eines Nachbarn beobachtet, mißbilligt er sie zumindest und teilt sie anderen Leuten seiner nächsten Umgebung mit. Beleidigendes Verletzen der Bodenrechte muß der Übeltäter zuweilen schwer büßen. Sogar zu rücksichtsloser Unduldsamkeit ihm gegenüber sind die Feuerländer fähig. Als Beispiel diene die Behandlung, die ein gewisser Ококко erfahren hat. Nach dem Wunsche der Missionare, mit denen er viele Monate auf Isla Keppel zusammengelebt hatte, sollte er mitten im Gebiete seiner Landsleute, nämlich in Liwya, eine Art "Musterwirtschaft" nach europäischem Vorbilde einrichten. Dort aber war er nicht beheimatet. Ein Bretterhäuschen wurde für ihn aufgerichtet und eine gute Menge von Lebensmitteln zurückgelassen, daß er etwa sieben Monate auskäme. Seine nächste Umgebung aber duldete ihn dort nicht: denn nach ihrem Urteil war er ein Eindringling. Die Verletzung ihres Bodenrechtes rächten sie damit, „that Ококко's house, and goat's, and property, had been destroyed by fire". Ohne Zweifel wird auch Mißgunst in diesem Falle die Zerstörungswut gesteigert haben (S. 297).

Bei aller Anerkennung der Bodenrechte, die jeder Dialektgruppe zustehen, haben gewisse Umstände dennoch r e c h t s k r ä f t i g e A u s n a h m e n von der Absperrung der einen gegen die anderen geschaffen. Der Grundgedanke setzte sich durch, daß bei Notlage jedem Stammesmitgliede Tür und Tor nach allen Richtungen hin offen stehen müsse. Das gilt zunächst für den Erwerb von Rohstoffen zu Gegenständen, die niemand entbehren kann. So gedeihen gleichmäßige, dicke Buchenstämme, die geeignete Rindenstücke zum Kanu liefern, nur an gewissen Stellen; an wenigen Punkten ausschließlich findet sich der Feuerstein (S. 393). Wer diesen beiden notwendigen Dingen nachgeht, für den bestehen die sonstwie gezogenen Grenzen der Dialektgruppen nicht.

Ferner darf jeder, der im eigenen Gebiete ernste Not leidet und von Hunger bedroht ist, ohne Förmlichkeiten die Grenze überschreiten und sich im Nachbargebiet versorgen. Für unsere Yamana wäre es unfaßbar, jemandem den Zutritt dorthin zu verwehren, wo er sich vom Hungertode retten kann. So lange beläßt man ihn dort unbehelligt, bis er nachweislich wieder in der eigenen Heimat sein Fortkommen finden kann. Die bekanntesten Ursachen einer vorübergehenden Notlage sind anhaltend schlechtes Wetter in

Gegenden, in denen die Kanufahrten überhaupt beschwerlich sind, nämlich bei den außenliegenden Inseln; nicht minder häufig der Verlust des eigenen Kanus; seltener das Hinscheiden der Gattin, die mehrere unmündige Kinder einem Manne zurückläßt, dessen Verwandten weit entfernt wohnen.

Endlich fallen auch bei einem Anlaß ganz anderer Art alle Grenzen, nämlich beim Stranden eines Wales. Man spricht zwar jenen, in deren Heimat dieses mächtige Tier auf die Küste gesetzt wird, ein gewisses Vorrecht zu; denn nicht selten haben sie eine schwere Arbeit geleistet, bis die reiche Beute vor ihnen liegt (S. 518). Doch besteht ihr Vorrecht hauptsächlich in der Vergünstigung, ihrerseits die sogenannten Verteiler des Speckes und Fleisches zu bestimmen. Man überläßt es nämlich nicht dem Belieben des einzelnen, an das Tier heranzutreten und sich da oder dort ein Stück herauszuschneiden; vielmehr ist es Aufgabe einiger Männer, sachgemäß das große Tier zu zerlegen und jeden Anwesenden zu bedenken, der sich etwas wünscht (S. 576). So nur wird eine nutzlose Vergeudung hintangehalten.

Wer auch immer im weitesten Umkreise vom Stranden eines Wales erfährt, kann unbehindert jenem Platze zusteuern und neben dem ungeheuren Tiere so lange verweilen, bis alle verwendbaren Teile aufgebraucht und vergeben sind. Jene Leute, die dort beheimatet sind, finden sich vor allen Besuchern aus der Ferne ein; ihnen verwehrt es niemand, die geschätzten Barten sich anzueignen und die schmackhaftesten Teile sich herausschneiden zu lassen. Also erfreuen sich doch jene Leute, in deren engeren Heimatgrenzen jenes gewaltige Tier an die Küste gesetzt wurde, gewisser Vorteile. Warum auch andere Stammesmitglieder zur Anteilnahme an jenem reichen Geschenk der Mutter Natur nach allgemeinem Recht zugelassen werden, ist leicht ersichtlich. Eine niedrige Zahl von Leuten wäre nicht imstande, innerhalb kurzer Zeit die ansehnliche Speck- und Fleischmenge, bevor sie in Fäulnis übergeht, schnell genug zu verwerten; was liegt da näher, als den oft geübten Grundsatz des Mitteilens an andere gerade bei einem mühelos erworbenen Überfluß schrankenlos anzuwenden. Durch dichte Scharen von Seevögeln benachrichtigt, strömen demnach die Indianer sogar von weither zum gestrandeten Wal hin und alle tun sich gütlich an dem vorzüglichen Geschmack des Tranes. Niemand dürfte es wagen, einen fremden Besucher abzuweisen oder zu behindern, er würde als ein selbstsüchtiger Mensch laut verschrien werden.

An Sachgütern, die Gemeinschaftsgut sind, finden sich bei unseren Yamana nur die beiden Großen Hütten, die für die Jugendweihe *čiɣoyo* und für die Männerfeier *kina* aufgebaut werden. Die eine wie die andere dient der Erfüllung einer Aufgabe, zu der die Gemeinschaft als solche verpflichtet ist, und eben für sie regen sich ganz selbstverständlich die Hände der erwachsenen Teilnehmer. Ihre Absicht ist es von vornherein, im Dienste jener Veranstaltungen sich zu betätigen; unausweichlich verzichten sie somit auf das sonst aus eigener Arbeit erwachsende Eigentumsrecht. Wird die Große Hütte später, also nach Abschluß jener Feiern, von der Gemeinschaft verlassen, gibt diese damit ihr Verfügungsrecht wieder auf. Wer jetzt sich dort einrichten

oder von dort einige Stäbe benützen will, wird daran nicht behindert; denn er macht sich ein Gut zu eigen, das als herrenlos gekennzeichnet worden ist.

So ausdrücklich die Yamana ihr Recht auf den Alleinbesitz ihres heimatlichen Gebietes betonen und so streng sie jeweilig die Grenzen ihrer Dialektgruppen bewachen, sie sind ebenso nachgiebig, wo Not oder Zweckmäßigkeit dazu raten, die Sonderrechte aufzuheben. Hoch über diese stellen sie das Leben und das Fortkommen eines jeden ihrer Stammesgenossen.

2. Sondereigentum

Wie ihre Nachbarn, die Selk'nam (Bd. I, 413) und die Halakwulup, treffen auch unsere Yamana eine bestimmte und klare Unterscheidung zwischen dem Gemeinschaftgut und dem persönlichen Eigentum. Jenes gehört gleichzeitig einer größeren Gruppe oder dem ganzen Stamme, der Privatbesitz steht nur einer einzigen Person als Individualbesitz, oder als Familienbesitz den zur Wirtschaftseinheit zusammengeschlossenen Mitgliedern der gleichen Familie im engeren Wortsinne zu. In alltäglichen Wendungen kommt diese Sonderung des Individualbesitzes vom Familienbesitz deutlich zum Ausdruck.[261] Beispielsweise spricht der Mann von seinen Waffen und die Frau von ihren Körbchen und das Kind von seinen Schmucksachen, jeder das uneingeschränkte Verfügungsrecht betonend. Aber jeder von ihnen kann gar nicht anders als von "unserer Hütte" reden: denn einem jeden gehört sie gemeinschaftlich mit denen, die der gleichen Familie angehören. Die Titel für dieses und für jenes Besitzrecht sind voneinander verschieden.

a. Persönlicher Besitz

Auf Schritt und Tritt begegnet der genaue Beobachter einer unzweideutigen Bestimmtheit, mit der jeder einzelne Indianer auf seine persönlichen Güter restlosen Anspruch erhebt und mit der er sie gegen Entwenden und Beschädigung verteidigt. Er betrachtet sich selber ausschließlich als Herr und Eigentümer gewisser Dinge, über die anderen Personen kein Recht zusteht: er allein veräußert sie nach freiem Willensentschluß oder leiht sie der Person zu vorübergehendem Gebrauch aus, die darum ansucht und die sich zur Rückgabe verpflichtet. Niemand maßt es sich an, auf den persönlichen Besitz eines andern seine Hand zu legen, es sei denn ein Dieb.

Leicht läßt sich feststellen, was dem einzelnen gehört, und zwar deshalb, weil niemand sich mit Besitzgütern überlastet und weil durch-

[261] Die Angaben anderer Beobachter sind nicht immer klar und vollständig. So schreibt Hyades (d): 309 einmal: „La propriété est individuelle: il n'y a pas de chef, pas de hiérarchie sociale, pas d'esclaves." An anderer Stelle (p): 335 läßt er neben dem persönlichen auch gemeinschaftlichen Besitz gelten: „La propriété est individuelle et héréditaire sans aucun testament, mais elle ne peut s'entendre ici que des effets personnels: pirogue, ustensiles de chasse ou de pêche, peaux d'animaux, chacun n'ayant de ces objets que ce lui est nécessaire."

sichtige, bestimmte Rechtstitel ihnen zugrunde liegen. Auch bringt die einfache Wirtschaftsform der Yamana es mit sich, daß der eine im wesentlichen nicht mehr sein eigen nennt, als was auch jeder andere seiner Stammesgenossen besitzt. Endlich liegt das wenige, was einer mit sich führt, ganz offensichtlich zutage und kann von seinen Nachbarn mühelos beobachtet werden."[262]

Aus dem vollen Bewußtsein, im allgemeinen und wirklichen Recht auf den Besitz seiner eigenen Sachen zu sein, bewacht jeder das, was ihm gehört, mit erkennbarer Eifersucht. Sie nimmt Formen, die uns unverständlich sind, besonders dann an, wenn jemand Dinge europäischer Herkunft besitzt; denn diese reizen andere Leute stärker zum Diebstahl. Treffend genau schildert Bridges die Sorge der Yamana um ihre wenigen Habseligkeiten: „The begging and stealing propensities of the natives discourage laying up stores of fuel or food, and engender slyness. When they sell skins or other things to us, they aim to do so unknown to their fellows, in order to keep what they receive to themselves. Thus they secrete what they bring under their clothes, or hide it near by, till obnoxious observers and waylayers have departed. Again, if they have any supply, they cannot keep it in their own possession, and so they leave it with us. A great powerful fellow lately bought some biscuit; he wished me very much to keep it for him. Twice or thrice a day this man came to our door, and would take out three or four biscuits at a time, and always watched for opportunities to time his visits privately. Before leaving our door he invariably concealed the little he used to take. As the man with his biscuit above-mentioned, so with those who have swedes; daily, or several times a day, will they come for two or three. The people here cannot leave the canoe furniture in the canoes for fear of theft, and so have to be constantly taking backwards and forwards paddles, spears, and every trifle" (MM: IX, 218; 1875).

Was jeder als sein Eigentum besitzt, dessen Nutznießung und Gebrauch nimmt er auch für sich allein in Anspruch. An diesem Verhalten erkennt man am deutlichsten, was der Einzelperson gehört."[263]

Leicht läßt sich die Trennung der persönlichen Güter eines jeden Mitgliedes der Familie durchführen. So gehört dem Manne ausschließlich, was er an seinem Körper trägt und in der Hand mit sich führt. Gemeint ist damit seine Kleidung und sein noch bescheidenerer Körperschmuck, ferner die Gesamtheit seiner Waffen und seiner Gerätschaften, mit denen er jene herstellt. Auch Rohstoffe, die er sich besorgt hat und die er zu verarbeiten plant, gehören ihm; so die Stäbe zu Schäften, die Sehnenfasern zu Schnüren, die Rippenknochen vom Wal zu Speerspitzen. Endlich bilden solche Gegen-

[262] Bridges hat in (1): 22 und in MM: III, 115; 1869 die Gesamtheit der Gegenstände zusammengestellt, die "a Yahgan's property" ausmachen. Allerdings erwähnt er nicht, was Sondereigentum des Mannes, der Frau und der Kinder ist.

[263] Als unmittelbare Erfahrung zuverlässiger Beobachter gibt Cooper: 179 an: „The sense of ownership of personal property, such as the spoils of the chase, artifacts, and the movable wind-shield or hut, is clearly marked, and the right definitely recognized."

stände sein Eigentum, die er im Hinblick auf Tauschhandel verfertigt hat und bis zur geeigneten Gelegenheit aufbewahrt. Nicht zu vergessen sind seine Hunde und jene lebenden Vögel, die er eingefangen und bei sich behalten hat. Diese wenigen und sehr einfachen irdischen Güter genügen dem Yamana-Manne zu seiner Lebensführung und zu seinem Glück.

Merklich reicher ist die Frau nicht. Sie besitzt allerdings eine etwas höhere Zahl kleinerer Gegenstände, während der Mann einige ansehnliche Stücke sein eigen nennt. Ihr gehört, was zur Bedeckung und zum Schmuck des Körpers dient, ferner das eine und andere Körbchen, in dem sie kleine Gerätschaften aufbewahrt, nämlich Angeln, Feuerzeug, Farbstoffbeutel, Messer, Schaber, Riemen u. dgl. m., endlich der Muschelbrecher und die lange Krabbengabel, obwohl diese beiden Stücke von ihrem Manne angefertigt wurden. Heutigentags schleppt sie auch das Blechgeschirr, die Stoffkleidung und manchen Tand, den sie von Weißen erwirbt, mit sich von Ort zu Ort.

In der gleichen Weise, wie der Vater und wie die Mutter, verfügt auch schon seit jungen Jahren das Kind über Eigenbesitz. Hierzu rechnen seine Körperbedeckung und seine Schmucksachen, das Spielzeug und jedes zahme Tier, das ihm zu seiner Unterhaltung überlassen wurde. Es fehlt nicht an Beispielen aus alter und neuester Zeit, die deutlich zu erkennen geben, daß sogar die eigenen Eltern sich nicht für berechtigt halten, das eine oder andere Besitzstück ihres Kindes ohne dessen Einwilligung zu veräußern.[284]

Selbstverständlich ergibt sich aus dieser Gütertrennung, daß niemand über das, was dem anderen gehört, eigenmächtig verfügen darf. So oft Europäer das eine oder andere Stück eintauschen wollten und sich mit ihrer Absicht an den Unrechten wandten, wurden sie an den eigentlichen Besitzer verwiesen. Fitz-Roy (a): 76, 237 hat mit dieser Handlungsweise unserer Yamana bei zwei Gelegenheiten deutlich Bekanntschaft gemacht. Das eine Mal hat er von einem Manne einen Hund gegen Tabak eingetauscht; da der Hund aber dessen Frau gehörte, erzwang sie es, daß Fitz-Roy ihr das Tier zurückerstattete. Auch Snow (b): 264 bestätigt aus seiner Erfahrung: „I believe they have a sort of property rigth amongst them, and I have seen one of the oldest women exercising authority over the rest of her people. Wishing to buy a canoe, it was refused me on the ground that it belonged to her, and she would not part with it.".

Jeder Yamana ist völlig frei, sein Besitztum gut zu pflegen oder vollständig zu vernachlässigen. Er wird nicht einmal dann von jemandem behindert, wenn er seine Sachen mutwillig zerstört. Falls ihm etwas fehlt, muß er persönlich sich nach Ersatz umsehen. Gefundene Gegenstände darf sich der Finder nicht aneignen und behält er sie dennoch, setzt er sich der Gefahr aus, als Dieb gekennzeichnet zu werden. Was einer im Leben besessen

[284] Auf mehrere Quellenschriften sich stützend kommt Cooper: 179 zu dem Ergebnis, daß „women and children have well recognized property rights". — Die gleichen Bedingungen gelten mit unveränderter Strenge auch für das Eigentumsrecht der Kinder bei den Selk'nam (Bd. I, 432) und bei den Halakwulup.

hat, bleibt auch nach seinem Hinscheiden noch sein eigen; deshalb werden die Sachen eines Verstorbenen verbrannt und vernichtet, da niemand sie rechtlich als Eigentum übernehmen könnte. Sogar einem toten Eigentümer gegenüber tastet man sein Recht auf den persönlichen Besitz nicht an. Ein eigentliches Vererben von irgendwelchen Dingen kennen die Yamana nicht.

β. Familienbesitz

Da jede Person ihr Individualeigentum besitzt, bringt sie es auch in die Ehe, die sie eingeht, jedesmal mit; sie gibt aber ihr ausschließliches Recht darüber nicht auf. Frei und unbehindert gebraucht sie jedes Stück und ersetzt für sich allein alles und jedes, was unbrauchbar wurde oder verloren gegangen ist. Wie soeben festgestellt worden ist, dürfte der eine Eheteil es nicht wagen, nach eigener Entscheidung einen Gegenstand des anderen Eheteiles zu veräußern.

Mit dem Abschluß einer Ehe wird jedesmal eine neue Lebensform begründet, denn die Familie bildet eine gutgeschlossene wirtschaftliche Einheit. Familie wird hier in des Wortes engster Bedeutung genommen, nämlich als die gesellschaftliche Einheit von Vater, Mutter und unverheirateten Kindern. Diese neue Lebensform fordert auch ihr eigenes Recht auf die bestimmten Gebrauchsgüter, die jener Vereinigung als solcher gemeinsam sind. Die Zusammengehörigkeit der Familienmitglieder wird augenfällig durch die Hütte versinnbildet, in der sie alle ein Unterkommen finden. Beim Aufbau betätigen sich Mann und Frau gleichzeitig, obwohl ihm die schwereren Anstrengungen obliegen und sie die vielen leichteren Handgriffe machen muß. Auch die Kinder betätigen sich, so gering ihre Anteilnahme auch sein mag. Für Instandhaltung der nun aufgerichteten Hütte sorgen beide Eheleute ebenfalls gleichmäßig; vorwiegend obliegt es der Frau, die kleinen Ausbesserungen zu leisten. Was an Fellen zum Decken des Hüttengerüstes benötigt wird, das beschafft der Mann auf der Jagd und die Frau bearbeitet es; sie bewahrt und befördert diese Lederstücke im Kanu. Außer letzteren gibt es keine Gegenstände, die als Gemeinschaftsbesitz zum Hüttenbau notwendig sind. Die Wohltat des Feuers genießen selbstverständlich alle unterschiedslos; denn dazu, daß es nicht erlischt, tragen alle Familienmitglieder so oder so bei.

Sollten ausnahmsweise zwei oder drei Familien eine gemeinsame Wohnhütte aufrichten (S. 387), dann einigen sie sich leicht über die Verteilung des Raumes, in dem jede für sich frei schaltet und waltet. Wandert die eine Familie früher als die andere ab, zieht sie die Lederstücke vom Gerüst herunter und verlädt ihre eigenen Sachen im Kanu. Die zurückgebliebene Familie schließt nun für sich den Raum ab, den sie allein noch bewohnen will.

Nur dem Manne oder der Frau steht es zu, in ihre eigene Hütte diesen Gast oder jenen Besucher eintreten zu lassen. Ohne Erlaubnis, die allerdings meist stillschweigend vorausgesetzt wird, in eine Hütte einzudringen, beurteilt man allgemein als Rechtsverletzung. Hat aber die Familie einmal ihren Lager-

platz aufgegeben und sich mit ihren Gerätschaften entfernt, gilt das zurückgelassene Hüttengerüst als herrenlos; wer zuerst seine Hand darauf legt, besitzt es rechtmäßig und darf sich darin ungestört einrichten.

Ohne Zweifel gelten in gewissem Sinne auch die verschiedenartigen Lebensmittel als Gemeinschaftsbesitz der Familie und zwar aus dem Gedanken heraus, daß sowohl der Mann wie auch die Frau zur Nahrungssuche für sich und für ihre Familienmitglieder verpflichtet sind. Am deutlichsten tritt die Überzeugung der Feuerländer von dieser Verpflichtung dann zutage, wenn ein träger, fauler Mann die Jagd vernachlässigt und seine Familie hungern läßt. Die ganze Nachbarschaft tut ihren Unwillen kund und die Allgemeinheit gesteht der Frau sogar das Recht zu, sich von einem derart nachlässigen Gatten zu trennen. Der Mann schleppt Fleisch herbei für die ganze Familie und die Frau sammelt kleinere Tiere ebenfalls unterschiedslos für alle ihre Lieben; denn was dem Unterhalt und dem Fortkommen der Familienmitglieder dient, darauf hat ein jedes sein Recht und nichts darf ihm vorenthalten werden. Also nicht ausschließlich für sich allein arbeitet der Mann oder die Frau im Nahrungserwerb.

Das Ergänzungswörtchen *sō* betont deutlich, daß die Sorge für alle Familienmitglieder gleichzeitig und unterschiedslos zum Jagen und Sammeln drängt. BD: 379 gibt an: *sō* [is] used by one person to another in giving any orders or expressing their desires and conveys a sense of mutual interest and ownership, or rather right to the results of what is done or obtained. *sō čkáli manǫax áian*, go and get us some fuel, for the common good. *sō klpaiyin ǩ-uf* (a man to his wife) come, get us some mussels.

Zu allem, was an Lebensmitteln in der Wohnhütte vorhanden ist, steht jedem Insassen der Zutritt offen, obwohl in vielen Fällen die Frau und Mutter auf Wunsch des Mannes oder der Kinder den Braten oder die Muscheln aufs Feuer legt. Gäste und Besucher allerdings — diese Unterscheidung im Verhalten sei deutlich betont — warten auf eine besondere Einladung, bis sie die Hände zum Essen ausstrecken.

Die Yamana sind unter sich zu gegenseitiger Hilfeleistung verpflichtet, demnach läßt jeder seine Nachbarn an dem, was er heimgebracht hat, reichlich teilnehmen. Das ändert aber nichts daran, daß zeitweilig eine Familie sich größere Stücke und schmackhaftere Bissen für den Eigenbedarf zurückbehält. Bereits bei der Ausgabe der Beute an andere macht sich das gemeinsame Vorgehen der beiden Gatten geltend; denn während der Mann beispielsweise einen Seelöwen zerstückelt, bestimmt sie das eine und das andere Stück für diese und jene Familie, deren stillschweigende Zustimmung gleichzeitig erwartend. Daß liebe Verwandte und vertraute Bekannte bevorzugt werden, ist eben ein allgemeinmenschlicher Zug, der auch unseren Feuerländern nicht abgeht. Ist der Mann oder die Frau irgendwie an der Nahrungssuche behindert, obliegt es dem anderen Teile währenddessen sich doppelt zu regen, um so viel herbeizuschaffen, daß kein Familienmitglied einen Schaden leidet. Muß ein Nachbar besonders unterstützt werden, weil er krank ist oder seine

Waffen verloren hat, trägt die Frau ihm erst nach Rücksprache mit ihrem Manne mehr Lebensmittel, als üblich ist, zu; denn sie hält sich nicht für berechtigt, allein über das zu verfügen, was in den Dienst der ganzen Familie bereits dadurch gestellt wurde, daß der Mann es von der Jagd oder sie selber es nach ihrer Sammeltätigkeit zur Familienhütte gebracht hat. Damit hört ein gewisses Vorrecht über das, was einer herbeigeschafft hat, trotzdem nicht gänzlich auf und ein völlig gleiches Recht im Sinne des Kommunismus wird niemals den Familienmitgliedern eingeräumt.[359]

Nicht minder bedeutsam, als Wohnhütte und Lebensmittel es sind, ist für die Einzelfamilie auch das F a h r z e u g, sei es ein Rindenkanu oder ein flacher Kahn. Vom Manne zwar wird es hergestellt, doch obliegt der Frau die Pflicht, es zu bedienen, zu bewachen und zu pflegen (S. 456). Auf der Fahrt durch die Kanäle führt sie im Kanu das Wort, weil meistens sie allein rudert bzw. paddelt; auch nach dem Landen und vor der Ausfahrt kümmert sie allein sich darum. Aber weil das Kanu im Dienste aller Familienmitglieder ausnahmslos steht und weder der einzelne noch die Familie als Ganzes desselben entraten könnte, hört jedes Sonderrecht auf, obwohl der Mann es erbaut hat und die Frau es bedient.

Wie eigentliches "Familiengut" muß man demnach die wenigen Dinge beurteilen, die der geschlossenen Familie und jedem Mitgliede dieser familialen Einheit zustehen. Nur die Wohnhütte, das Kanu und die Lebensmittel gelten als solches, ihm gegenüber kann eine Einzelperson keine Sonderrechte erheben. Offensichtlich festigt dieser Rechtszustand die Familienbande und steigert das Verantwortungsbewußtsein des einen für den anderen, mit dem jeder in der engsten Lebensgemeinschaft einer Einzelfamilie eben steht.

b. *Das Besitzrecht*

Die Yamana anerkennen wirklichen Besitz als persönliches Eigentum neben einigen wenigen Gemeinschaftsgütern. Einrichtungen und Grundsätze, die auf reinen Kommunismus hindeuten, fehlen ihnen ganz und gar. Mehrere Titel auf Besitzrecht sind ihnen geläufig. Diese müssen nun erörtert werden, nachdem die tatsächlichen Formen des Eigentums beschrieben worden sind. Auch unter dieser Rücksicht stimmen unsere Yamana mit den benachbarten Selk'nam (Bd. I, 434) fast vollständig überein. So einfach und klar wie die Besitzformen dieser Volksgemeinschaft sind auch die anerkannten Rechtstitel.

1. Urheberrecht des Höchsten Wesens

Weiter unten wird noch das religiöse Bewußtsein der Yamana zu bestimmen sein, das in der Anerkennung eines Höchsten Wesens *gipfelt*. Gebräuchliche Namen, mit denen man es bedenkt, sind *Watayinhjwa*, "der Ur-

[359] Dieses Urteil kommt deutlich zum Ausdruck durch BD: 319 in der Deutung des Zeitwortes "mištaheka": To take or make use of what is not one's own but yet is proper

alte" und auch *Hiddíguu*, "mein Vater". Er steht als Herr über allem Sichtbaren und als dessen höchster Besitzer da. Die Zusammensetzung *Watayindjwa-slr'*, die häufig gebraucht wird, besagt offensichtlich: der *Watayindjwa slr'* oder Ding, im Sinne von Eigentum.[*] Sozusagen alles Sichtbare und Greifbare wird von unseren Feuerländern ohne Einschränkung als *Watayindjwa-slr'* ausgegeben, demzufolge gilt das Höchste Wesen als Eigentümer der sichtbaren Schöpfung.

Unter allem Geschaffenen sind für unsere Indianer die täglich notwendigen Lebensmittel am meisten bedeutungsvoll. Obenan stehen die Jagdtiere, denen der Mann nachgeht, und die vielen niederen Tiere, welche die Frau einsammelt. Obwohl der einzelne sich darum mit persönlichem Kraftaufwand bemüht, ist es trotzdem, wie wenn er für jedweden Stück erst vom *Watayindjwa* die Erlaubnis abringen müßte. Daher sein wiederholtes Bitten in eigentlichen Gebeten an das Höchste Wesen um jene Dinge, die ihm für den Lebensunterhalt nötig sind. In diesem Vorgehen liegt keine angedeutet, daß *Watayindjwa* jedem Menschen gutwillig von dem etwas zuwenden soll, über das ihm ein alleiniges Verfügungsrecht zusteht. Als freiwillig von ihm gespendete Gabe nimmt der Yamana das erlegte Tier und jedes andere Ding entgegen; folgerichtig unterläßt er nicht, dann und wann ausdrücklich seiner Gottheit dafür zu danken.

Aus dem gleichen Gedanken heraus erklären die Yamana auch die für jedermann geltende Verpflichtung, nur so viele Tiere zu töten und zu sammeln, als für den augenblicklichen Bedarf benötigt werden. Strafbar ist es, wahllos und zwecklos darüber hinaus noch eine Anzahl von Tieren zu vernichten, die im Haushalt nicht verwertet werden und schließlich verfaulen. Zwar will man mit dieser Einschränkung zuerst ein sinnloses Vergeuden brauchbarer Tiere hintanhalten; man übersieht aber nicht, daß in solcher Handlungsweise auch eine Verletzung des ersten Eigentumsrechtes liegt, das allein dem *Watayindjwa* zusteht. Er überläßt freiwillig, sagt man, jedem einzelnen Yamana genau so viel, als zur Ernährung nötig ist; wer darüber hinaus mutwillig ihm etwas zerstört, gegen den schreitet er strafend ein.

Findet eine Totenfeier statt oder bringt jemand bei anderer Gelegenheit seinen Trauerschmerz zum Ausdruck, tut er nicht selten zur eigenen Entschuldigung dem Höchsten Wesen zu wissen, daß er sein Leben lang sich niemals unerlaubterweise, das heißt durch Mißbrauch, an den Tieren vergriffen habe, die ihm zum eigenen Unterhalt von ihm zugänglich gemacht worden sind. Hat sich jemand in den Aufwallungen seines Zornes wirklich verfehlt und seine Wut durch ungerechtfertigtes Vernichten vieler Tiere ausgetobt, dann kommt ihm bald die Reue und er bittet *Watayindjwa* wegen

---

to take or use as for instance a husband his wife's fish, or a brother if hungry fish belonging to a brother or sister during their absence, though when he saw them he would tell them what he had done.

[*] BD: 379 umschreibt dieses Wort mit: tools, implements, vessels, toys, goods, property, things in general.

das Schadens, den er ihm zugefügt hat, aufrichtig um Verzeihung. Vereinzelt droht ein erregter Mensch dem Watauinëjuwa mit ausdrücklichen Worten an, sich an ihm für irgendein Unglück dadurch rächen zu wollen, daß er dessen lebende Tiere massenweise erschlägt, um ihn empfindlich zu schädigen. In diesen Urteilen wird die Gottheit ganz eindeutig als Eigentümer der erreichbaren Sachgüter, zu denen die Tiere als erste rechnen, hingestellt.

Eine bestimmt gefaßte Begründung für den Rechtstitel des Höchsten Wesens auf allen Geschaffenen, vornehmlich auf alle Tiere, nennen die Yamana nicht. Trotzdem lebt diese Vorstellung sehr klar und eindeutig in ihnen und sie dient als Richtschnur für ihre Handlungsweise. Ergänzende Einzelheiten kommen bei der Darstellung ihrer Religionsform noch zur Sprache.

2. Besitznahme

Auf die häufigste und einfachste Art macht man sich dadurch zum Besitzer eines Gegenstandes, daß man ihn ergreift und beschlagnahmt. Voraussetzung ist dabei, daß er als wirklich herrenloses Gut niemandem gehört. Damit sind an erster Stelle all *jene Dinge* gemeint, deren man für die Lebensführung nicht entbehren kann, wie Nahrungsmittel, Holz für das Feuer und Stäbe für den Hüttenbau, ferner Knochen und Walbarten zu Gerätschaften, Rindenstücke für das Kanu und Binsen zur Korbflechterei, endlich Schneckengehäuse und Schnurfasern zu Schmuckketten, mineralische Farbstoffe zu Bemalungen und Lederstücke für verschiedene Verwendung. Offensichtlich entstammen all diese Dinge dem Naturreiche, über das eigentlich dem Watauinëjuwa das erste Verfügungsrecht zusteht. Die Yamana leben in dem mehr oder weniger bestimmt ausgeprägten Bewußtsein, daß alles, was sie umgibt, vom Watauinëjuwa ihnen zur Nutznießung überlassen worden ist. Von dieser allgemeinen Erlaubnis machen sie Gebrauch; denn auf keinem anderen Wege können sie in den Besitz dessen, was ihnen nottut. Nicht ausdrücklich erinnern sie sich jedesmal an diesen Rechtszustand; dann und wann aber lebt in ihrem Gedächtnis das Verbot auf, nicht mehr Tiere zu töten, als unmittelbar für den Haushalt erforderlich sind.

Jede Person zeigt durch ihr bloßes Vorgehen, daß sie sich zum Eigentümer eines Tieres oder einer Sache machen will. Wer in den Wald geht und Brennholz zusammenlegt, wer am Strande die Muscheln und Schnecken aufliest, wer mit seinen Waffen ein größeres Tier zur Strecke bringt und in ähnlicher Weise sich etwas erwirbt, betrachtet sich selber seitdem als alleinigen Besitzer des Erworbenen. Sein Recht wird gleichzeitig von den anderen Leuten anerkannt. Sollte nämlich jemand, während eine bestimmte Sache ihren Herrn gefunden hat, diesem in seinem Besitzrechte stören, gilt er unzweideutig als Dieb. Demnach genügt es für jedermann, seine Hand auf ein herrenloses Gut zu legen; denn damit allein kennzeichnet er sich als dessen Besitzer. Das bleibt er so lange, als er dieses Gut in seinen Händen hält oder bis er es verbraucht hat. Sogar die Gattung gegenwärtig tragen dem Rechnung, wie schon

Bimoom (I): 21 versichert hat: „Wist the wife sought an elephant was her own, the husband only used of it what his wife gave him, and she did not ask his permission when she would make presents to her friends!“[**].

Hierselben verwertet der neue Eigentümer das lösliche herrenlose Gut nicht sofort; Gegebenenfalls macht er sein Recht darauf durch besonderes Zeichen bekannt, sofern es nicht schon aus Nebenumständen ersichtlich ist. Wer beispielsweise große Stücke eines köstlich gefütterten Seidlowen im Baumästen aufbewahrt antrifft, schließt sofort, daß der erfolgreiche Jäger die ganze Beute nicht mitnehmen wollte oder konnte und einen Teil zurückgelassen hat, den er binnen kurzem abholen wird. Einer anderen Person ist es nicht gestattet, sich jene Fleischstücke anzueignen. Bekanntlich tragen die Yamana Äste und Stämme als Brennholz zusammen, stellen sie gegeneinander gelehnt im Walde auf und lassen sie durch wenige Tage etwas trocknen. Wer an diesem Holzbündel vorübergeht, erkennt sofort die von einem anderen geleistete Arbeit und nimmt nichts davon weg. Begegnet jemand der im Grase versteckten Schlingenleine (Abb. 59), in der sich möglicherweise einige Wildgänse verfangen haben, es käme ihm nicht in den Sinn, sich diese oder jene anzueignen und er läßt das Recht dessen, der die Schlingenleine angelegt hat, unberührt. Die näheren Umstände allein geben also zu verstehen, ob ein Gut noch herrenlos ist oder ob sich jemand schon zu seinem Herrn gemacht hat. Bestimmte Eigentumszeichen verwenden die Yamana nicht, weil solche meistenteils überflüssig sind oder sich nur schwerlich anbringen ließen.

Im allgemeinen nimmt man den Rechtstitel für das Besitzergreifen aus der aufgewandten Mühe und Anstrengung her. Das unmittelbare Besitzrecht ist eine Entlohnung für die vorangegangene Arbeitsleistung. Wer also diese aus freiem Antrieb und mit eigener Kraft vollbracht hat, setzt sich in den Genuß des erworbenen Gutes. Nur soviel selbstverständlich geht aus dem Zustande des Herrenlosen in den des persönlichen Besitzes über, als von dem Kraftaufwand des einzelnen jedesmal betroffen wird.

Bekanntlich zerfällt das weite Gebiet der Yamana in fünf Zonen mit Grenzen (S. 199), die auch für das Recht auf freie Nahrungssuche gelten. Dort, wo jemand beheimatet ist, hat er unbehinderten Zutritt zu allem, was die Natur zu geben imstande ist. Geht er aber im Nachbargebiet hinüber und eignet er sich dort etwas für seinen Bedarf an, muß er hierfür eine besondere Berechtigung aufweisen können. Diese ist dann gegeben, wenn in seiner engeren Heimat offensichtliche Not am Lebenswichtigen herrscht oder wenn ein Wal gestrandet ist. Auch ein Freundschaftsbesuch ist ausreichende Rechtfertigung; denn vereinzelt heiratet jemand aus einer Dialektgruppe in die andere, wo seine nächsten Verwandten ihn gelegentlich besuchen. Ein Fremder dürfte sich der Fremde im Nachbargebiete nicht aufhalten, ohne den Un-

[**] Auch Brasseur (4): 242 schreibt im gleichen Sinne: „Chacun possède ce qu'il a fabriqué par son travail, ce qu'il a cherché à la pêche ou à la chasse, ce qu'il a trouvé échoué sur les plages; les petits enfants eux-mêmes ont la pleine propriété de ce qu'on leur a donné.“

willen der Gemeinschaft zu erregen und sogar sogar Feindschaft hervorzurufen.[*] Auch dort also macht sich jedermann zum Eigentümer dessen, was er als herrenloses Gut unmittelbar beschlagnahmt. Allerdings betrachten sich die Mitglieder einer jeden Häuptlingsgruppe als die Eroberer eines ungemessenen Reviers, die Hand auf alle Naturschätze und Tiere zu legen.

Damit, daß der rechtmäßige Besitzer einen Gegenstand aus der Hand läßt und einer anderen Person verwendet, gibt er sein Eigentumsrecht auf, das damit gleichzeitig auf jene übergeht. Der freie Entschluß des Besitzers selber wird hierfür gefordert. Demnach kennen die Yahgans kein eigentliches Erbrecht in dem Sinne, daß gewisse Nachkommen allein vermöge ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen zu einem Besitzer auch dessen Güter nach seinem Ableben rechtlich übernehmen könnten. Tatsächlich wird alles, was einer Person besessen hat, bei ihrem Sterben durch Feuer absichtlich vernichtet, weil es sich niemandem darauf ein Recht zusteht. Wer für einen anderen etwas in Empfang oder in Verwahr genommen hat, gibt es bald weiter,[**] eben weil der andere der Eigentümer ist und darauf wartet.

3. Beschaffung und Herstellung

Häufig wird man die oben geschilderte Beziehung der sogenannten Beschaffung gleichsetzen können; denn es handelt sich bei dieser Art des Erwerbes zunächst darum, etwas herbeizuschaffen. Nicht das Tauschen oder Schenken ist gemeint, sondern die Beschlagnahme herrenloser Güter, das Fremd zu seiner Hütte oder zu seinem Kahn schleppt. Eine besondere Mühewaltung ist mit dem Beschaffen verbunden, beispielsweise für den, der sich Rindenstücke von einem Birkenstamme abschält und diese für den Kanubau zurechtschneidet, ferner für den, der auf einem abfahrenden Steande die Rippenknochen von Wal sammelt, die er für Harpunenspitzen benötigt, endlich für den, der einer weite Fahrt unternimmt, um an einer Felswand ein Korn Schwefelkies zum Feuermachen herauszuarbeiten. Für gewöhnlich ist das Beschaffen, wie schon angedeutet, mit unerheblichen Mühen und langen Kanufahrten verbunden.

Ausdrücklicher Begründung für den Nachweis bedarf es nicht, daß jeder Bekanntschaft durch wirkliches Bearbeiten ein Besitzgut dauernd wird, der diesen Gerät angefertigt hat. Eben das ist erste und unmittelbarste Absicht des Bearbeiters, für seinen eigenen Gebrauch ein Hilfsmittel herzustellen, das ihm sein Arbeiten erleichtert oder einen gewollten Erfolg sichert. Darum

---

[*] In diesem Sinne, so glaube ich, sind folgende Worte Bennett's zu deuten (I: 180 ff. deutsch): „Les indigènes n'hésitent pas à vendre dans les endroits où ils n'ont pas d'autels et où ils ne vont pas souvent; ces, probablement, de 3 années [sic!]."

[**] Bennett (a.a.O. I, 243) bemerkt über den eigenen Beobachtungen: „Several times I promised gifts [and] for them, and in so doing I always intimated that it was for the women and children; when, on mentioning to which of the men I gave the [sic], it was invariably taken to those for whom it was intended."

[illegible] und zwischen die mannigfaltigen Gestaltsformen und die [illegible] Formen, die man in den Gliedern der Lemma antrifft. Wie einer auf diese Weise die seinem persönlichen Bedarf entsprechen hat, das gehört [illegible] ganz unentbehrlich. Von Anfang an richtet er sich beim Bearbeiten des Rohstoffes nach den eigenen Wünschen und nach den Forderungen seiner Gewohnheit. Wer leichter und sicherer einen dicken Knopfverschluß oder einen längeren Schlauder oder einen stark gewölbten Segmentsitz handhabt, wird beim Anfertigen eines neuen Stückes diese Eigenart von dem Rohstoffe selbst verständlich berücksichtigen. Eine Frau, die sich in einer Gesellschaft von Bekleidungen oder anderen Schmuck gefällt, wird gerade diese immer wieder aufsuchen. Jeder Kleid beschäftigt sich das eine wie das andere Mal vorwiegend jenen Spielraum, der ihm am Leibesse ist. Jedermann legt diese seine besonderen Wünsche schon beim Verarbeiten in den Gegenstand hinein, der dadurch zu seinem Eigentum wird.

Viele Äußerungen lassen sich wiederholen, die dem Bewußtsein gewisser Persönlichkeit entsprungen sind, daß es sich durch bloßes Benutzen einer Gestalt zu deren alleinigem Besitzer macht und daß es einer besonderen Bezeichnung seines Verfügungsrechtes nicht bedarf. Andere Leute haben den Finger davon weg; andernfalls würde der Eigentümer sein Gut vernichtigen und seine unter alleinigem Gewerbe dienen, daß es so angefertigt hat, Irgendwie beschränkte Dinge haben ihren bestimmten Sinne, das ist entweder der Name oder die Frau oder das Kind, die nur gleichen Familie gehören, keinen erlaubt sich an den Gebrauchsdes anderen vergreifen, ohne sich einen Diebstahles schuldig zu machen. Von diesen persönlichen Beziehungen sind jene wenigen Dinge zu trennen, die, im Hinsicht eines Familienmitgliedes erworben, als "Familiengut" jedem von ihnen gleichmäßig zugänglich sind.

Offensichtlich erwächst der **Beobachtet** auf jedwedes beschaffenen Gegenstand aus der für ihn aufgewendeten Arbeit. Wie der eigenen körperlich und Gesundheitsbildern schaufft sich der einzelne den Ding, das er aus dem Rohstoff bildet. Jeder sagt: „Diesen Gegenstand habe ich hergestellt, deswegen gehört er mir!" Wer irgendwelchen Gegenstand, der ihn in den Händen einen anderen gefällt, sich zu eigen machen will, gelangt an ihn am einfachsten, wenn dadurch, daß er ihn anfertigt. So selbstverständlich sind den Leuten die genannten Regeln des allgemeinen Rechtes, daß im alltäglichen Leben kaum je einer ausdrücklich davon spricht, obwohl groß und klein unausgesetzt sich in seinem ganzen Tun und Lassen nach ihnen richten.

4. Tauschen, Leihen, Schenken

Von Rechtswegen leitet sich einer ausschließlich Schaffung und Verwendung der Eigentumsgüter ab. Beispielsweise kann der Besitzer das, was ihm gehört, vernichten, geben, leihen und auch absichtlich verschenken. Niemand hindert ihn daran, letzteres beispielsweise zum Zwecke der Werbung als wichtig und sinnlos. Deutlich besteht schließlich den Persönlichen nicht und jeder weiß das,

von den unendlichen so und von so grossen wenigen bis, Dritten oder später abermals sich beschäftigt oder beschäftig, gewinnt unser viel Mühe.

Obwohl jeder Sprechende im großen und ganzen die zur Lebensführung notwendigen Gedankeninhalte mit eigenen Kraft zusammenfügen imstande ist, so wichtig es dennoch gar manchen ist Tausch. Damit ist jene Abmachung gemeint, bei der auch beiderseitigen Übereinkommen über einen Gegenstand für den anderen gewählt wird, wobei jeder gleichzeitig den Besitzer wechselt. Unsere heutigen Mittel eigentlicher Tauschmittel wie Geld, Wechsel u. dgl. Jedem Gegenstande aber liegt ein innen wichtigeres oder höheres Wert bei, auf welchen die beim Tausch entscheidend hinweisen. Der Wert eines Dinges wird gewogen durch seine spezifische Schätzbarkeit, beispielsweise bei einem Gebrauchsgut, oder durch seine gewisse Anhäufung und wenigstige Verwendbarkeit, beispielsweise bei einer langen Durchgangsspitze, endlich durch die Schwierigkeit, mit der es erworben wurde, beispielsweise bei seltenen Lebensmitteln wie Gummen. Will nun Person einen Gegenstand erwerben, erwirbt sie den Eigentümer und vergleicht damit die Güte desjenigen, den der andere ihm dafür anbietet. Was dem einen Gegenstande an Güte gegenüber dem anderen mangelt, wird man durch Schätzen auf ein Mehrfaches zu ersetzen. Gewichtet als Mehrheit kommen die Schätzen wieder. Dieses beide Bestätigung sich im Urteil über die Gleichwertigkeit der auszutauschenden Dinge geeignet, führen sie den Tausch durch.

In der Tausch-Sprache gibt es mehrere Wendungen, wie denen man die Gegenüberstellung des beschriebenen Tauschhandels einleitung nehmen. Beispielsweise heißt [illegible] das austauschen, so mehr eventuell an exchange with each other, einem austauschen, a thing (things) given in exchange. Früheren Bedeutungen haben sich von einem engen Tauschhandel bei mehreren Tausch übertragen.[1] Dagegen [illegible] schreibt: „Things are Properties having an exchangeable, daß sie einen verkehrlichen Begriff von Tausch haben. Ich gab einem Manne einen großen Vogel, aber irgend ein Zeichen zu machen, daß ich einen Gegenstand erwarten. Er machte sofort zwei Flecke aus und erklärte sie mir an den Spitzen eines Speeres an. Wenn irgend ein Gegenstand für ein Ganzes bestimmt war und es lag in der Mitte einen anderen stehen, so wurde er ausgetauscht dem richtigen Besitzer gegeben." Der weitere genannte Ausdruck bestätigt, was weiter oben bereits erwähnt wurden ist, daß niemand für sich einen verkehrlichen, nur einen anderen gebeten. „Strange to say", gestand Swan [illegible], „I found all of the Fanglans I met very honest to barter." Der Ergänzung auch das Dragale Lawrence's [illegible] „I Tahiger construisse o mei di nuuuuuu bene gli acquisti .... Ed ancora da mi se posso di poter ed se oggetto qualcosa, subito si affrettano dei gemi (alberi in vicinità), e dei grandi." Die Eingeborenen haben die Güte den Dame gebracht Gegenstände gewonnt und einen Eingeschenke verfolgegeben.[2]

[1] Auszuschneidend Sag: Cuento 179 schlag: „Bueno tenemos de Fanglans and de otros, tenemos de dare Fanglans ellos, and tenemos muchos of de ese color o ... nuuuuuu tenemos of Fanglans ellos."

Inhalten die Europäer den Kap Horn-Archipel bekanntlich, sind unsere Eingeborenen auch mit ihnen in Tauschhandel getreten, nur allein mit den Missionaren. Wie lebhaft er zuweilen betrieben wurde, schildert Banner am 21. April 1872 folgendermaßen: „There is no market in Fiji-land. The natives want one land, clothing, and goods. Women, one after another, bring handfuls of small fish for sale. One wants to exchange much biscuit, another a mask, another a handkerchief, another sugar etc., others bring crabs and others shellfish, and oftentimes there is such a flow that we must stop and refuse ... Many come with baskets, spoons, shells, fish-hooks, eggs, shells, and curios of every imaginable kind, — stones, nails' teeth, birds' claws, feather headbands, clubs, fungi, canoes, etc. — wanting every description of goods in return" (RMS. IX, 217, 1872).

Was bei besonderen Gelegenheiten, daß die Tonnese mit geringerer Vorliebe ihre Eigentümlichkeiten vertauschten und zwar um bloßen Lust, möglichst bald etwas anderes wieder in Händen zu haben. Auch Banner (ib.) ist der Ansicht, daß „the natives are always buying and selling, exchanging canoes and everything." Er fügt auch hinzu: „Their manner of doing so is very unsatisfactory." Cowell, in etwa gleicher Zeit, der seine Tausch-Beziehungen die verschiedenen Gegenstände, aber einheimige Gegenstände, wie Geld, Schätze (wenn auch) überhaupt Wertgegenstände sind unverständlich." So hat manchen Tauschhandel zweifellos ernsten Unterhaltungsdienst zur Folge.

Wenigen lebhaft pflegen unsere Tonnese den Kattelbau, doch wären sie sich darauf nur Not und verabredungsgemäßen Bedürfnis entschieden angewiesen. Fast nur Gemüsebauern, dessen personell dringend bedarf, bringt er sich damit nun, wo er die Kanten, abmindert, ob es den Kauf ist oder ein unbedeutender Schmuckstück für einen Tonn. Der ungeschlechtlose Bruderer stellt sein Eigentum dann, der ihn darum bittet, unentgeltlich einer gewissen Zeit zur Verfügung; bittet unser weiß deshalb auch der verschiedenen Feld den verschiedenen Gegenstand erlernen. Einem wirklich ausbildungen. Falle den Eigentümer ausschließlich über

---

[49] Leider haben sich manche Europäer bereits sehr unbeliebt über diese Auffassung des Eigentumsrechts hinweggesetzt. Auch Thomson (p) 110 bringt dazu: „It is rather unfair to the missionaries even for strangers, several missionary schemes for women, for general good purposes, as bringing them independence hopefully, trouble upon the Fijiman sometimes even felt the natives not a'least gen good to women does for missionaries unknown." Gleichfalls durch manche Enttäuschung, erwähnt die Indianer einer bekannten List an, die Mariner (Bd. deutsche Ausgabe): „Besides to reckoner as an attack de Fidjien qu'il vous échangez comme d'un pour vous le gain, en quantité à un quantité plaisance. Il a quand vous de se les examiner que remarquerons, de leurs à un pas dissimuler le valeur de se marchandise."

[50] Banner erwähnen am 21. April 1872 aus Cambridge, „that several a few days ago, Pauaiasi, a man about thirty-eight, has three wives and three little children, and had a good canoe. Another man, a native here, was living with Pauaiasi, intends to give his canoe to Pauaiasi. Pauaiasi does not wish it, and knows of a indianola, and a resident what to give to women. He told me all about it. Pauaiasi at length to sell their work and such a canoe to his own, however, by the gives. Pauaiasi then sells him, and gives him a large one, well handled. This there is an annual agreement previously made, and most of their transactions are performed in this same manner" (RMS. IX, 216, 1872).

den erwünschten Gegenstand nicht befragt werden kann, vertraut der Entleiher auf dessen Einwilligung, m. a. W., er setzt stillschweigend dessen Zustimmung voraus und klärt ihn nachher über sein Vorgehen auf.

Heutigentage verschaffen sich die Yamana einige europäische Besitzgüter, die sie während der monatelangen Fahrten größtenteils in ihrem Hüttchen im Puerto Mejillones zurücklassen. Ich sah wiederholt, wie dieser und jener aus einem benachbarten Hause einen Gegenstand vorübergehend in Gebrauch nahm und wie er ihn später zurückstellte. Meist lautete seine Erklärung auf mein Befragen: „Der Eigentümer ist mit dem Entleihen einverstanden, allerdings muß ich das Entliehene zurückstellen!" Bei den Yamana ist es nicht üblich, den, der etwas entliehen hat, zur Rückgabe zu ermahnen; der Eigentümer wartet geduldig, bis der andere sich auf seine Pflicht besinnt. Sollte jemand das, was er sich ausgeborgt hat, verloren oder beschädigt haben, sorgt er von sich aus für entsprechenden Ersatz. Auch den Missionaren gegenüber unterließen es die Yamana nicht, geborgte Sachen wiederzugeben."[99] Ihre Sprache hat Bezeichnungen für borgen und entleihen, sowie für rückerstatten des Geliehenen. BD: 346 bringt *mána*, to lend, *mandáx*, to borrow. In seiner Unterscheidung hiervon nennt BD: 96 auch *émötakéjeata*, to take without asking, to take during the absence of the owner. Auch andere Ausdrücke geben zu verstehen, daß unseren Feuerländern die rechtlichen Bedingungen des Leihens klar und geläufig sind."[100]

Große Freigebigkeit und Selbstlosigkeit sind auffällige Grundzüge im Charakter der Yamana. Die Pflicht zur gegenseitigen Hilfeleistung fordert, daß jeder von seiner Beute an andere ohne Einschränkung verteilt. Darüber hinaus findet der und jener seine besondere Freude darin, die Nachbarn mit den Erträgnissen seines Jagens und Sammelns überreichlich zu bedenken."[101] Von dieser Gewohnheit soll hier nicht gesprochen werden. Begreiflicherweise nimmt das Geschenkwesen einen ansehnlichen Umfang an. Gegenstand desselben sind überwiegend Nahrungsmittel, die jeder leicht und schnell zur Hand hat, ferner Schmucksachen und endlich Gerätschaften für den alltäglichen Gebrauch. Eine sozusagen selbstverständliche Sache ist es, daß Frauen, die einige Tage ein gemeinschaftliches Lager einnehmen, sich dann und wann mit Gaben von Fleisch und Früchten überraschen. Ein Besucher, mag er von nah oder von fern herkommen, bringt gleich irgend etwas mit,

[99] Bridges (MM: IX, 217; 1875) sagt kurz: „Many come begging; many to borrow this thing and that thing, then afterwards to return the article borrowed."

[100] Ein Beispiel dafür, wie genau sie es mit der Rückgabe des geliehenen Gutes nehmen. Stimson überließ einem gewissen Tenenesi eine Eisenaxt, mit der er Brennholz für das Missionsschiff schlagen sollte. „When I lent him the axe, people on board the 'Allen Gardiner' thought and said, 'You will not see that axe again. As for the wood he promises to cut and carry, and get ready by the time the ship comes again, you may whistle for it'; but I made the experiment, and it answered well. The wood was ready, the axe was returned on our next visit some months after" (MM: VI, 93; 1872).

[101] Hyades (4): 243 gewann den Eindruck, „que les indigènes tiennent surtout à posséder pour avoir le droit de distribuer ce qu'ils ont, et pour le plaisir de faire des largesses".

das er den anderen anbietet, hauptsächlich frisches Fleisch oder ein schönes Fell. Für den Beschenkten erwächst daraus die Notwendigkeit, sich möglichst bald erkenntlich zu zeigen. Meist geschieht es in der Weise, daß man einem, der Abschied nimmt, etwas Besonderes mitgibt, vor allem Gerätschaften und Gebrauchsgegenstände. Der Mann bietet fertige Waffen oder Teilstücke derselben und Rohstoffe an, die Frau vorwiegend Schmucksachen und Körbchen. Das Geschenk übergibt man und übernimmt man ohne jedwede Förmlichkeit, ohne ein Wort zu sagen, ohne durch eindeutige Gebärden seine Gefühle auszudrücken.

Zu den unausweichlichen Obliegenheiten eines jeden Yamana gehört es, dann und wann sich dem und jenem mit einem Geschenke vorzustellen; wer das über eine Zeitlang hinaus unterließe, käme unvermeidlich in üblen Geruch. Genau so selbstverständlich ist es auch, daß die beschenkte Person die ihr gewidmete Aufmerksamkeit nicht zwar sofort, aber innerhalb einer gewissen Frist mit einer gleichwertigen Gabe erwidert. Sie wird dazu nicht aufgefordert; indes verliert es niemand aus dem Gedächtnis, wer ihm die Gegengabe schuldig geblieben ist. Letztere, von wem auch immer sie gespendet sein mag, wird auf ihren Wert geprüft. Wehe dem, der sich schäbig benommen, d. h. geringfügige, unbrauchbare Dinge zurückgegeben hat! Als eigensüchtig und knauserig ist er bald weit und breit verschrien. Wer einer Person etwas Wertvolles oder Seltenes zum Geschenk macht, versetzt sie dadurch meist in eine peinliche Lage; denn von ihr erwartet man etwas Gleichwertiges, das sie meist nicht bei der Hand hat. Tatsächlich weicht jedermann einem besonderen Geschenk am liebsten von vornherein aus.

Sehr bezeichnend ist es, daß, nach Koppers (d): 194, in der Yamana-Sprache „kaum ein eigentlicher Terminus mit der Bedeutung 'um Gaben bitten' sich findet, aber um so zahlreicher sind jene für 'Gaben erwarten'." BD: 71 nennt *ăăgútăna*, to expect as a man does gifts when visiting his relations who have much blubber. Wieder andere Wörter drücken 'nicht geben' und 'nicht mehr geben' aus. Das Verhalten eines selbstsüchtigen, geizigen Menschen umschreibt das Zeitwort *tuăngăna*, to not take, bring, eat, show any food or other things in the sight or presence of friends lest they ask one to give them a part; *tuăngungámata*, to be, act stingily by not letting others see one bring or use supplies of any kind and thus abstain from giving them a share (BD: 572). Daß durch Geschenke ein günstiges gegenseitiges Verhältnis gefördert werden soll, besagt das Wort *ătăgu*, a friendship formed between two persons, accompanied with exchange of gifts (BD: 33).

Der Spender nimmt im allgemeinen keine Rücksicht auf die Bedürfnisse oder Wünsche dessen, den er beschenkt, vielmehr überreicht er ihm das, was er selber leicht entbehren kann. Das steigert die Verlegenheit des Empfängers noch mehr. Nichtsdestoweniger muß er mit gewisser äußerlicher Genugtuung und mit teilweise erheuchelter Freude das Geschenk entgegennehmen; es zurückzuweisen käme einer schweren Beleidigung und öffentlichen Kränkung gleich.[666] Auch ist es bei diesen Feuerländern nicht üblich, sich von irgend

jemand ein bestimmt bezeichnetes Geschenk zu wünschen. Diesbezügliche Äußerungen würde man als dreiste Zumutungen abweisen. Was einer benötigt, kann und soll er sich im Tauschhandel verschaffen. Aus allem ist ersichtlich, wie viele unangenehme Seiten das an sich beschränkte Geschenkwesen hat.

5. Verletzung des Besitzrechtes

Unsere Feuerländer hüten ängstlich ihr Recht über die verschiedenen Besitzgüter, die sie ihr eigen nennen; Verfehlungen dagegen werden ausnahmslos hart beurteilt und durch üble Nachrede schwer geahndet. Kein einziger zuverlässiger Beobachter wird die Tatsache in Abrede stellen, daß bei diesen Indianern dann und wann ein Diebstahl sich ereignet; indes muß man so manche übertriebene Urteile als falsche, unbegründete Behauptungen abweisen.[997] Beispielsweise bringt Admiral B. J. Sulivan keinen Beleg dafür bei, daß er sie als die im höchsten Grade diebischen Menschen hinstellt (MM: XV, 131; 1881). Der Wirklichkeit nähert sich Hyades (g): 39 mit folgenden Worten: In der Niederlassung der Mission Scientifique in der Bahía Orange, „wo man ihnen den ganzen Tag über Zutritt und freie Bewegung gestattete, kamen trotzdem nicht die geringsten Diebereien vor. Die Feuerländer sind also in dieser Hinsicht entschieden besser als ihr Ruf." Despard war auf einer seiner Reisen durch das Gebiet der Yamana gelegentlich von Jemmy Button und dessen Familie begleitet; bei Isla Picton und in Wulaia mußte letzterer sich energisch gegen das diebische Benehmen seiner Landsleute verteidigen. Dazu äußert sich Despard (b): 734 trotzdem: „As on our former visits, not the slightest contention marred our harmony; we found no thieving attempted on our property on shore, tough some smale articles were stolen by a visitor or visitors on board." Bridges ist in seinem Urteil schwankend und erwähnt einmal, daß die Indianer sich gegenseitig bestehlen, indem einer dem andern die Steckrüben in der Anpflanzung ausreißt. Keiner läßt deshalb seine Rüben bis zum vollendeten Wachstum im Erdboden; „they are not half grown, but he cannot venture to leave them longer on account of the stealing". Der genannte Missionar fügt an: „The natives respect our things much more than their own people's, and we oftentimes wonder that with so little power to repress or punish, we are so little troubled by the audacity, stealing, or vice of the people" (MM: IX, 12; 1875).[998] Im April 1884 schreibt er: „They cannot cease stealing, and parties on the eve of departure come

[997] Schon Bridges (a): 209 sagte hierzu: „Gifts are most common, and it is considered a great affront to *refuse* a gift, which is also expected to be returned with something the giver wants." Vgl. Cooper: 179.

[998] In Ouzel (g): 53 liest man die offensichtliche Übertreibung: „Los perros, al igual de sus propios dueños, roban mucho, y si no se vigila bien a los almacenes de víveres, los saquean."

[999] Am 15. August 1875 bekräftigt Bridges sein Urteil durch folgende Beobachtung: „At *cowal*, gave a contribution of cooked rice in school-room, and am truly thankful that on no occasion have we missed any of the spoons and vessels used promiscuously by the

into the gardens by night, and fill their sacks and depart, committing lesser thefts meanwhile. The temptation is great, and as they can do so, and suffer little, they hesitate not" (MM: XVIII, 185; 1884). Wer gerecht urteilt, muß zugeben, daß Diebstahl nur vereinzelt vorkommt und jedesmal als Vergehen gebrandmarkt wird.[399]

Ohne die wirkliche Rechtschaffenheit der Yamana schmälern zu wollen, sei darauf hingewiesen, daß einige Umstände das Stehlen erschweren. Nur wenige Einzelstücke machen den Besitzstand jeder Person aus; mühelos übersieht sie also, was ihr gehört, und sie merkt es sofort, wenn ihr etwas abhanden gekommen ist. Sofern sie etwas vermißt, kommt als Dieb nur einer in Frage, der sich leicht ermitteln läßt; denn Massenansammlungen gibt es nicht, in denen ein Schuldiger untertauchen könnte, und jeder merkt sich gut, wer an diesem oder jenem Tage seiner Hütte nahegekommen war. Den gestohlenen Gegenstand zu verbergen und sicher geheim zu halten, ist eine weitere Schwierigkeit. Der Eigentümer erkennt sofort das Erzeugnis seiner Hände und hält seine Augen erst recht für das offen, was ihm abhanden gekommen ist. Aus den spärlichen Einzeldingen, die jemand besitzt, würde das entwendete Gut unvermeidlich hervorstechen. Ebensowenig, wie bei den Selk'nam (Bd. I, 439), wäre bei unseren Yamana das Diebsgeschäft einträglich. Sogar eines unbedeutenden gestohlenen Gegenstandes wird der Spitzbub nie recht froh,[400] früher oder später schiebt er ihn wieder ab.[401]

Aus der gesteigerten Empfindlichkeit, die den Yamana eigen ist, erklärt es sich zur Genüge, daß sie einen Dieb fühlbar strafen. Auffällig peinlich und unangenehm berührt sie das diebische Treiben eines der ihrigen, auch wenn sie selber keinen Schaden zu tragen haben. Der Dieb verfällt der allgemeinen Verachtung und sogar nach langen Jahren untadeligen Benehmens gelingt es ihm kaum, seinen Leumund zu verbessern. Nur in seltenen Fällen versetzt der geschädigte Eigentümer dem Spitzbuben einige Schläge.[402] Falls erschwerende Umstände mitreden, wird ein Diebstahl sogar Anlaß zu einem Streit mehrerer Familien gegeneinander. Im allgemeinen vermeidet man den Umgang mit einem Diebe oder man schiebt ihn mit unver-

natives. There are twenty-four canoes here at present; about 120 persons living in twelve different houses" (MM: IX, 193; 1875).

[399] Insofern sagt Cooper: 179 richtig. „stealing is considered decidedly reprehensible".

[400] Dabbene (b): 198 bemerkt hierzu: „Cuando roban, saben perfectamente que cometen un acto punible, pues se apoderan a ocultas el objeto substraído."

[401] Am 26. April 1871 hatte Bridges (i): 20 ein überraschendes Erlebnis. „This evening, Ommanno came to the door saying he had a dreadful pain in his stomach. I let him in and immediately he began to retch most dreadfully. Before I could pass him to get a light he gave me my knife which he stole last Friday evening. He pretended to have vomited it up, which of course I would not credit. However when he came into the kitchen I saw that the violent retching had brought great abundance of tears to his eyes, which had run profusely down his cheeks." Jetzt erinnerte sich Bridges der Umstände, unter denen der genannte Indianer unbemerkt das Messerchen entwendet und wohl sofort verschluckt hatte, um nicht entdeckt zu werden.

[402] Nur Dabbene (b): 198 erwähnt, daß „el indrán es castigado cuando es descubierto".

kennbarer Abwehr beiseite, daß er, wie aus dem Verbande seiner nächsten Stammesgenossen gelöst, für sich allein dasteht.“[683] Diese Strafe, verfehmt und ausgestoßen zu sein, wirkt empfindlicher als Schimpfereien und Schläge.

Wie sehr eine diebische Neigung den Yamana verhaßt ist, kann man sowohl aus ihren eindringlichen Warnungen an die Jugend entnehmen, als auch aus den vielen Wendungen und sprachlichen Feinheiten in den Bezeichnungen für das Stehlen. Koppers (d): 189 hat aus BD die meisten Ausdrücke herausgehoben. „Es finden sich Worte für Dieb, Stehlen, Rauben. Ferner für: Diebstahl veranlassen, des Diebstahles anklagen, ihn bestrafen. Aber auch: Gestohlenes zurückgeben, nicht mehr stehlen. Endlich: Vor dem Gestohlenwerden schützen, jemand in dieser Absicht mit dem Wächteramt betrauen.“ Mit Recht sind diese Indianer auf ihr an sich geringfügiges Hab und Gut bedacht; denn was sie besitzen, ist meist von lebenswichtiger Notwendigkeit, auf das sie ohne bedenkliche Selbstgefährdung kaum je verzichten könnten.

Da Diebstahl, trotz schwerer Verurteilung, sich dennoch ereignet, sucht man selbstverständlich nach einer Erklärung. In dem Verhalten der Yamana gegenüber Europäern darf man nie aus dem Auge verlieren, daß sie sich benachteiligt und beraubt glauben durch alle, die als Farmer oder als Händler sich dort niedergelassen haben. Um sich ihr Recht und im besonderen einen Schadenersatz zu verschaffen, bestehlen sie die Weißen. Wer sich nur schadlos hält, den kann man nicht als Dieb im strengen Wortsinne bezeichnen.“[684] Überdies sind die Eingeborenen im Tauschhandel von manchem Europäer, der deren Grundsätze und Werturteile nicht kannte, übervorteilt worden. Auch diesmal suchten sie durch Wegnahme brauchbarer Dinge nur das, was ihnen nach den eigenen Rechtsbegriffen zustand. Im Besitz der Europäer, die in dem vergangenen Jahrhundert sie besuchten, sahen sie den Überfluß an manchen Gegenständen, deren Wert ihnen unbekannt war. Nach ihrer Stammesgewohnheit verteilt jeder von seinem Überfluß an die anderen; demzufolge glaubten sie auch berechtigterweise nach der vermeintlichen Überfülle der Weißen ihre Hand ausstrecken zu dürfen.

Wendell's: 152 Eisenvorräte sind zweimal bestohlen worden. Er hat nun einen Spitzbuben durch leichte Bestrafung auf das Fehlerhafte seiner Handlung aufmerksam gemacht; dadurch bildete sich bei den Eingeborenen eine andere Ansicht heraus und „they were ever after afraid even to lift a piece of iron without permission“. Seitdem ist Wendell nichts mehr abhanden gekommen. Er sowohl wie mancher andere Seefahrer weist eigens darauf hin, daß die reiche Auswahl sonderbarster Dinge und befremdlicher Gerätschaften jene Eingeborenen förmlich herausforderten, darnach zu greifen und da-

[683] Wahrscheinlich ist Dumont (d): 242 in Canoe Road bei der Isla Lennox einem solchen verstoßenen Einzelgänger begegnet. „Der Mann lebte offenbar allein für sich, und Yoon Mawena sagte, er sei ein sehr schlechter Mann, der wahrscheinlich irgend Etwas gestohlen habe.“

[684] Spears: 67 unterscheidet, daß bei den Eingeborenen unter sich „crimes against property were rare. As to the property of white men they were called thieves and robbers. Fire-Boy is particularly severe on them in describing their low notions about property“.

mit sich zu unterhalten, ohne eigentliche diebische Absichten. Sogar aus reiner Freude an Späßen und aus schalkhaftem Übermut haben sie sich manches beiseite gesteckt.

Wie genau unsere Yamana die Eigentumsrechte der Europäer achten, zeigt die Erfahrung der jüngsten Zeit, seitdem sie sich ein klares Urteil über ihr Verhältnis zu den Weißen gebildet haben. Letztere sind dort im Feuerlande ihrer Besitzgüter genau so sicher, wie in anderen Teilen der Welt; allerdings, was sie offen daliegen lassen, geben sie leichtsinnigerweise einer Wegnahme durch den Erstbesten preis. Schwere Einbrüche und vorbedachte Raubüberfälle durch Yamana hat kein Europäer dort im Kap Hoorn-Gebiet zu befürchten. Obwohl ich monatelang mit ihnen zusammengelebt habe, ist mir nicht das unbedeutendste Ding abhanden gekommen. Als ich auf meiner dritten Reise nach Abschluß der Kina-Feier das kleine Puerto Mejillones wieder verließ, warf ich neben dem Holzhause des SANTIAGO ein Paar abgetragene Strümpfe weg. Ich saß schon im Kahn, als SANTIAGO eiligst herangelaufen kam und, sie hoch schwingend, laut rief: „MARTIN, du hast hier deine Strümpfe vergessen!" Erst als ich ihm sagte: „Ich benötige sie nicht mehr, behalte sie für dich!", beruhigte sich der treue Alte und ging in sein Haus zurück.

Die verhältnismäßig klare und bestimmte Regelung der Eigentumsverhältnisse bei den Yamana trägt ganz bedeutsam zum geordneten, friedlichen Zusammenleben der Stammesgemeinschaft bei. Mit den geltenden Vorschriften und Gewohnheiten nimmt es jeder von ihnen genau und Verstöße gegen das Besitzrecht und Eigentum der Stammesmitglieder sind tatsächlich selten.

F. Fehden und Blutrache

Verglichen mit den Selk'nam machen die Yamana auf oberflächliche Beobachter den Eindruck von Leuten, die friedfertiger sind. Auch muß man zugeben, daß ausgedehnte Raufereien sich bei ihnen nicht so oft wie bei jenen wiederholen. Das alles aber ändert nichts an der gewiß kaum befremdlichen Tatsache, daß auch unsere Feuerländer sehr reizbar und aus gesteigertem Ehrgefühl leicht verletzbar sind. Bei vielem, was ihre Person betrifft und was wir Europäer als völlig belanglos beurteilen, bringen sie eine Empfindlichkeit auf, die uns ganz und gar unverständlich bleibt. Bei bewußten Beleidigungen und absichtlichen Kränkungen geraten sie besonders weit aus dem Gleichgewicht. Noch mehr gilt das bei einer schweren Schädigung des eigenen Rechtes und besonders bei jedem Morde, der früher oder später gerächt wird, wenn der Schuldige nicht zeitig genug Sühne leistet. Kaum je nimmt jemand auch kleinere oder kleinste Beleidigungen ruhig hin, sondern benützt die erst beste Gelegenheit, um sich Genugtuung zu verschaffen. Anerkennen muß man allerdings, daß dieser und jener zuweilen jahrelang darauf warten können und daß sie auch mit ihrer offenen Rache erst zu einer Zeit herausrücken, da der andere fast gänzlich auf den Vorfall vergessen hat. Bei einer der-

artigen charakterlichen Veranlagung der Yamana sind weniger ernste Raufereien zwischen Einzelpersonen und zwischen kleinen Gruppen durchaus nicht selten. Treffend hat Bridges (i): 13 sie gezeichnet als „very quarrelsome and touchy and the weaker were very careful not to offend the stronger and were very courteous in their manners and language, often dissembling with smiles and words of peace their hatred and disapproval".

Die Auflösung des ganzen Volksstammes in sehr kleine Familiengemeinschaften bzw. Horden (S. 801) schließt es von vornherein aus, daß ansehnliche Menschenmassen sich zu Kämpfen oder Kriegen zusammenrotten. Da die eigentliche Blutrache bei einem Morde für die nächsten Anverwandten des Ermordeten verpflichtend ist, wird eben nur zwischen ihnen und der Gegenpartei die Angelegenheit ausgetragen. Diese Ereignisse jedoch sind, gegenüber den eben erwähnten Streitereien, zumindest selten. Gänzlich verfehlt wäre die Annahme, dieser in mehrere größere Abteilungen gegliederte Volksstamm läge mit seinesgleichen andauernd im Kriege. Von Natur aus sind sie alles weniger als rauflustig, mögen sie noch so rachsüchtig und noch so eifersüchtig empfindlich auf die persönliche Ehre bedacht sein; die ängstliche Sorge um den alltäglichen Nahrungsbedarf ließe ihnen wenig Zeit für die aufreibenden Mühen, ständig oder fast ständig auf der Lauer nach einer feindlichen Abteilung zu liegen.

Über die Beziehungen unserer Yamana zu den Selk'nam (S. 234), denen sie allgemein mit Angst begegneten, und zu ihren Nachbarn im Westen (S. 241), die sie als Menschenfresser fürchteten, braucht hier nichts mehr wiederholt zu werden.[488] Ihr Verhältnis zu Europäern (S. 246), im besonderen zu den Missionaren (S. 288), ist ebenfalls ausführlich abgehandelt worden und längst bekannt; Cooper: 174 bezeichnet es treffend und knapp folgendermaßen: „More commonly, however, the white man has, deliberately or unwittingly, been the first to give offence." Seitdem die Weißen im Archipel des Kap Hoorn sich breit gemacht und das brauchbare Land für sich beschlagnahmt haben, blieb den ehemals alleinigen Herren dieses Gebietes nichts anderes mehr übrig, als damit sich stillergeben, widerstandslos abzufinden.

a. Die Anlässe

Ebensowenig wie andere Naturvölker, verstehen es die Yamana, ihre beleidigten Gefühle, am allerwenigsten das gekränkte Ehrgefühl, zu beherrschen und Beleidigungen oder Kränkungen auf dem gütlichen Wege einer ruhigen, sachlichen Aussprache zu bereinigen oder durch eine Art von Schiedsrichter

[488] Hyades (q): 240 spricht ohne genügende Begründung von einem vermeintlichen Haß, der „s'exerce surtout à l'égard des peuplades voisines: Alakaloef et Ona; elle résulte, dans ce cas, des luttes souvent sanglantes". Den Sachverhalt gibt Cooper: 174 zusammenfassend richtig wieder, daß, „as a *rule* on border territories the relations have been fairly peaceful".

begleichen zu lassen. Jeder verschafft sich persönlich sein Recht und eine nach seinem Urteil ausreichende Genugtuung mit eigener Faust. Zunächst ist die Einzelperson für sich allein Richter und Rächer, bei bestimmten Vorkommnissen stehen ihr zum Rechtsschutz die nächsten Verwandten bei.

Der Wunsch und die Sucht nach Rache sind bei den Yamana außerordentlich stark betont.[606] Davon werden sie zuweilen so mächtig mitgerissen, daß sie für eine noch in etwa vernünftige Beurteilung eines Zwischenfalles völlig unfähig sind. Nicht selten schäumt einer im eigentlichen Wortsinne vor Erregung, ja tobt herum, als wäre er von Sinnen und kühlt zuweilen seinen Mut sogar an Personen, die seinem Beleidiger, den er nicht erreichen kann, nahestehen.[607] Trotzdem bringt er dann eine staunenswerte Selbstbeherrschung auf, wenn er sich gegenüber seinem Gegner zu schwach sieht; er ist sogar imstande, seine Gefühle bis zu dem Zeitpunkt zu verbergen, da er eines Übergewichtes an Kräften sicher ist. Echte Feigheit spricht offenkundig aus diesem Verhalten, das sich auch Europäern gegenüber gleich blieb; denn sie haben, wie Cooper: 174 genau sich ausdrückt, „often shown themselves hostile, aggressive, and treacherous, when they felt they were numerically superior". Jeder Austrag einer Beleidigung und eines Unrechtes sind, dem Empfinden des Indianers nach, eigentliche Racheakte. Das erhellt aus dem, was Hyades (q): 240 sagt und aus den Worten eines Bove (e): 159 noch deutlicher: „Die Familie und Freunde des Beleidigten sind es, welche die Rache ausüben. Sicher ist es aber nicht die Liebe zu den Beleidigten, welche einen Stamm [eine Familiengruppe] dazu bringt, die Waffen zu ergreifen, sondern der Geist der Rache herrscht übermächtig in ihrem Gemüte."

Im engen Zusammenhange mit der gesteigerten Feinfühligkeit und dem stets lebendigen Wunsche nach Rache steht ein hochgradiger Argwohn. „There is, or was, a good deal of bad feeling for one another between the members of the three Fuegian tribes" (Cooper: 174). In der Tat, keiner traut ganz ehrlich dem andern, unter Männern sowohl wie unter Frauen, und jeder liegt sozusagen auf der Lauer, als erwarte er bei dieser oder jener Gelegenheit ein Anzeichen feindseliger Gesinnung oder böswilliger Absichten. Im Bewußtsein dessen ist der einzelne im Verkehr mit anderen mehr oder weniger peinlich genau und sehr vorsichtig. Trotzdem entdeckt das argwöhnische Auge des Nachbars immer wieder etwas, ohne daß er ausgesprochen bösartig darnach sucht, und so deutet er dieses Wort oder jene Haltung als Beleidigung oder Nichtachtung, als Bedrohung oder Herausforderung. Auf einer derartigen charakterlichen Grundlage gedeihen die vielen Anlässe zu lautem

---

[606] Irreführend ist es, wenn Hyades (q): 240 behauptet: „Le désir de la venganza no preocupa pas beaucoup les Fuégiens..." Denn die geringe Zahl an Worten für das Rachegefühl sagt nichts aus gegen dessen Stärke. Vgl. hierzu andere Urteile in Wastl: III, 507.

[607] Gemäß Dabbene (b): 198 versichern Bridges und Fitzroy: „Los Yahganes son muy vengativos, y en caso de ofensas graves o de un homicidio no se preocupan mucho más en perseguir al criminal, cuando éste ha logrado escaparse, pero en sus furores hacen caer la venganza sobre cualquier individuo de la familia del delincuente."

Wortwechsel und zu wüsten Schlägereien. Der angegriffene vermeintliche Gegner ist in den meisten Fällen nicht nur unschuldig, sondern auch ganz ahnungslos.

Mit der soeben bezeichneten Veranlagung für einen unablässig wirksamen Argwohn findet sich eine nie ruhende Unversöhnlichkeit vergesellschaftet. Das erscheint uns als begreiflich und ist dem Yamana selbstverständlich. Deshalb finden sich Leute, die einmal mehr oder weniger ernste Auseinandersetzungen miteinander gehabt, in ihrer Gesinnung kaum je mehr zu vollem gegenseitigem Vertrauen zusammen, mögen sie sich auch in ihrem äußeren Verhalten scheinbar noch so gut vertragen; sie können einfachhin den Vorfall nie vergessen. Einem anderen gegenüber kann keiner von ihnen seine argwöhnische oder feindliche Einstellung bis zur vollkommenen Täuschung verbergen; deshalb sieht sich jeder gewarnt, je nachdem er mit dem einen oder anderen zusammentrifft bzw. zu tun bekommt. Aus alledem wird jetzt der Drang der Einzelfamilie nach dem Alleinsein in völliger Abtrennung von anderen Leuten sehr verständlich; denn böser Argwohn, verbunden mit Feigheit und mit dem Gefühl der Unzulänglichkeit der eigenen Kräfte drängt weit ab von jenen, die Schaden zufügen oder Rache üben könnten. Mag die Freude an Geselligkeit auch dann und wann einzelne Familien zusammentreiben, sie begnügen sich in der Regel mit einem kurzfristigen Beisammensein und fühlen sich recht erleichtert, wenn sie bald danach wieder allein auf sich selber gestellt sind, frei von den Blicken argwöhnischer Beurteiler. Aufrichtig freundschaftlich, ohne jeden Schatten mißtrauischer Hintergedanken ist ihr gesellschaftlicher Verkehr mit anderen niemals. Sie sind, nach Lothrop (b): 164, nicht ein „amicable people, according to most accounts. When two groups camped together trouble usually arose, and the weaker group moved away. This as well as the food quest accounts for their frequent changes of residence." Hyades (q): 375 betont ihre Unversöhnlichkeit: „L'offense qui donne lieu à la rixe est quelquefois ancienne, ce qui prouverait que les Fuégiens sont vindicatifs."

Da die Yamana ihr inneres Fühlen und Empfinden vor einem scharfen Beobachter auf die Dauer nicht ganz zu verbergen imstande sind, bezieht jedermann bald und erkennbar Gegenstellung, wenn er glaubt, vom andern irgendwie verletzt zu werden. Bei dieser Haltung bleiben beleidigende Worte nicht lange mehr aus. Mehrere Männer sitzen beispielsweise in der Runde; jemand unterhält sich unter anscheinender Geheimnistuerei mit seinem Nachbarn und wirft währenddessen einen flüchtigen Blick auf einen, der ihm nicht zugetan ist. Das allein mag diesen veranlassen, aus falschem Argwohn zu vermuten, jene reden nachteilig über ihn. Er beobachtet sie schärfer, bestärkt sich in seiner vorgefaßten Meinung und gerät in Wut. Geht die Runde auseinander oder fühlt er sich bei anderer Verteilung der Leute sicherer, geht er auf jenen zu und sagt ihm erregt: „Du hegst böse Absichten gegen mich!" Der andere, weil ahnungslos, verharrt stutzig erst einige Augenblicke in Schweigen; dann erwidert er heftig: „Du suchst Feindschaft mit mir!" Beider Augen blitzen auf und sogleich werfen sie sich, in zunehmen-

der Erregung und ständig lauter, ernste Worte der Verdächtigung an den Kopf. Fühlen sie sich gleich stark oder halten sie sich an Feigheit die Stange, gehen sie nach einigem Lärmen schmollend auseinander. Wer vermeint, ein anderer habe sich nachteilig geäußert über seinen lästigen Hund, über sein ungezogenes Kind, über einen persönlichen Fehler, träge Unlust zum Jagen, Vernachlässigung der eigenen Familie, verbotenen Umgang mit einer Frau, besäße er auch keinen andern Anhaltspunkt als seine argwöhnische Vermutung, so stellt er seinen vermeintlichen Gegner meist augenblicklich und fordert von ihm eine Erklärung. Der braust ausnahmslos auf und verfällt in Schimpfreden oder Drohungen, die schließlich zu einer Schlägerei überleiten. Erst recht entlädt sich dann der Unmut einer Person, wenn ihr beleidigende Worte und verletzende Urteile, die wirklich gefallen sind, hinterbracht werden. Das geht vorwiegend die Frauen an. Sie sind nicht nur schneller zu einer Auseinandersetzung mit Worten, sondern auch mit Fäusten bereit.

Dergleichen Anlässe zu Fehden sind häufig und daher sozusagen etwas Alltägliches, weil sie aus dem Beisammensein mehrerer Leute entstehen. Viel folgenschwerer wird die Sachlage bei einem Ehebruch. Dabei ist es einerlei, wie er bekannt geworden ist. Schon der bloße Verdacht schafft eine gefährliche Lage für beide Teile, sollte auch der eine und der andere unschuldig sein. In der Verurteilung dieser Entgleisung, mag sie überzeugend nachgewiesen oder nur wahrscheinlich sein, sind wirklich alle Yamana unterschiedslos streng und zwar aus betonter Eifersucht. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß einzelne sich in ihrem eigenen persönlichen Verhalten vielleicht sogar schlimmer und gewohnheitsmäßig vergehen. Die nämliche ernste Lage wird herbeigeführt durch die Flucht einer Frau aus dem Zusammenleben mit ihrem Gatten; denn meist wegen ihres Liebesverhältnisses mit einem anderen Manne versucht sie jenem zu entwischen.

Bis zu innerst wird das Gefühl der Rachsucht selbstverständlich durch einen eigentlichen, bewußten Mord aufgewühlt und nichts treibt so erregt wie diese Tat mehrere Familien gegeneinander. Den Yamana ist jedes Menschenleben, auch das eines Kindes, höchst wertvoll und heilig (Bridges [h]: 205), der Mord also eine aufs tiefste verabscheuungswürdige Tat.[69] Das aber doch nicht ausnahmslos. Die Mehrheit der Mordfälle führt sich auf Ehebruch zurück. Sucht beispielsweise ein verheirateter Mann eine neue Verbindung und läßt er grundlos seine eigentliche Frau sitzen, treten ihre Verwandten zu ihren Gunsten ein, verlangen Rechenschaft von jenem treulosen Gatten oder verschaffen sich selber kurzerhand Genugtuung, indem sie ihn umbringen. Sie sagen nämlich: „Diese Frau hat sich mit diesem Manne zusammengeschlossen und beide sollen bis an ihr Lebensende miteinander leben; da er seine Pflicht verletzt hat, muß er gestraft werden!" Eine Ehescheidung ohne ausreichenden Grund verstößt eben gegen ein allgemein anerkanntes Gesetz. Jeder derartige Mord löst nun wegen der Verpflichtung zur Blut-

[69] Vgl. hierzu die Ausführungen über Kindesmord (S. 724) und Abortus (S. 699, 729).

rache die ernste Gefahr für ein anderes Menschenleben aus, mehr noch der Mord wegen eines geringfügigen Anlasses.“[109] Im Hinblick auf die bedrohliche Lage, in die jedermann sich durch eine Mordtat versetzt, hält sich der einzelne doch fest im Zügel, sogar zu Zeiten höchster Erregung und fast unbezwingbarer Rachlust.

Man muß sagen, der Mord ist bei den Yamana selten, obwohl bestimmte Zahlen sich nicht angeben lassen (Cooper: 174). Am 20. Juni 1884 hat sich Bridges (MM: XVIII, 224; 1884) an einer Mordstatistik versucht: „Since our coming here in 1871, we enumerated with the natives twenty-two murders, or deaths from violence amongst the Yaghans.“ Hyades (e): 721 beurteilt diese Zahl als niedrig; „elle ne constitue pas une moyenne de deux morts violentes par année, et cela dans un pays où chacun est redresseur des torts et se fait justice lui-même.“ Einen Grund für diese niedrige Mordziffer glaubt er (q: 375) in einer tief eingewurzelten Überzeugung der Indianer, „de considérer la vie humaine comme sacrée“, gefunden zu haben. Nur sehr gelegentlich erwähnt späterhin Bridges noch den einen oder anderen Mord.[110] Das alles aber bringt mich nicht von meiner eigenen Überzeugung ab, daß zumindest zweimal so oft, als Bridges und Hyades es angeben, sich eine Mordtat ereignet hat; auf die zuverlässigen Mitteilungen der Brüder Lawrence und hochbejahrter Indianer stütze ich mich. Man bedenke die reizbare Veranlagung unserer Yamana und die mehrfachen Anlässe für diese Tat, durch die sie mit eigener Faust sich selber Recht und Genugtuung verschaffen mußten.

Undenkbar ist es, sie hätten eine Person mit der Absicht auf Menschenfresserei umgebracht. Für Anthropophagie liegt kein einziges sicheres Zeugnis vor, verläßliche Berichterstatter leugnen diesen Brauch entschieden ab, die Brüder Lawrence haben niemals davon gehört, noch viel weniger ihn beobachtet. Vorfälle, angefangen bei der L'Hermite'schen Flotte (S. 51), auf die man behauptend hinweisen zu dürfen glaubt, sind niemals restlos geklärt worden. Entschieden wehrt Bridges (i): 14 diese falsche Anschuldigung ab; denn für alle „in human life a very sacred thing and for this reason all the relations of the murdered person were in honour bound to avenge his death“. Die Yamana verabscheuen sogar jene Tiere, die an menschlichen Leichen nagen, nämlich Füchse, Ratten und Aasgeier. Sie nehmen nicht einmal das Wasser aus Bächen, an denen sich viele Ratten aufhalten, und sagen zur Begründung ihres Verzichtes: „Von diesem Wasser trinken Tiere, die Menschenfleisch verzehren!“ Beobachten sie einen Hund, der sich an einen menschlichen Leichnam heranmachen konnte und der davon frißt, oder der nur eine Leiche auszugraben versucht, erschlagen sie ihn auf der Stelle; ein Hund aber steht bei ihnen bekanntlich hoch im Werte. So oft ich mich über

[109] Bridges (VEA: XI, 26th, 1904) erwähnt: „If a man kills another causelessly, his relations are greatly displeased, since it brings each one of them into danger. This is a great preventive to blood-shedding.“

[110] Ohne weitere Erklärung schreibt er (MM: XVIII, 184; 1884) beispielsweise: „Here [near Ushuaia] I found the native John Willis, who killed his wife some two years ago.“

Anthropophagie mit ihnen aussprechen wollte, wehrten sie aus Ekel und Widerwillen dringend ab und schüttelten den Kopf zum Zeichen dafür, daß sie dergleichen für unmöglich auch bei anderen Völkern halten.

Jeder Mord, mag ihn der Täter noch so gut für sich rechtfertigen oder entschuldigen, zieht Blutrache nach sich, die gewöhnlich von einer größeren Personenzahl ausgeführt wird. Die Einzelheiten sollen weiter unten dargestellt werden. Ein keinesfalls befremdlicher Anlaß zu ernsten Streitigkeiten ist der *yékamuš* mit seinen Umtrieben. Darauf hier einzugehen wäre verfrüht, erst muß, was später geschehen wird, dessen Handlungsweise genau beschrieben werden. Feindschaften und Mordtaten, die seiner Einmischung entspringen, werden, wie auch sonst, von den Beteiligten ausgetragen und zwar unter Mithilfe befreundeter *yékamuš*. So sind die Anlässe zu Zwist und Streit bei den Yamana die gleichen wie bei anderen Völkern, vorwiegend und unter Berücksichtigung ihrer Charakteranlagen, „insult, theft, adultery, and the death of a relative", nach Lothrop (b): 164 und nach Hyades (q): 374, dem noch Mißhandlungen der Ehefrau anzufügen ist. Im allgemeinen werden Händel und Mißhelligkeiten nicht in die Länge gezogen und früher oder später wieder beglichen; wie schon in Outes (g): 59 mitgeteilt wurde, „las pequeñas diferencias las arreglan entre sí sin mayores inconvenientes".

b. *Gewöhnliche Streitereien*

Die Yamana sind gewiß außerordentlich reizbar und rachsüchtig, können sich selber zeitweilig überhaupt nicht im Zaume halten und zeigen sich für beschwichtigende Worte kaum zugänglich; indes sind sie von Natur aus weder kriegerisch noch kampflustig. Damit soll ihre natürliche Veranlagung gekennzeichnet sein, keineswegs aber in Abrede gestellt werden, daß sie sich in Händel und Raufereien schnell verwickeln. „Ils sont", wie Hyades (q): 374 bestätigt, „très susceptibles et par conséquent enclins aux querelles, aux rixes". Ihre vorherrschende Neigung geht dahin, mit anderen möglichst in Frieden zu leben und nicht in Streitigkeiten einbezogen zu werden. Aus diesem alleinigen Grunde hält sich zuweilen eine Familie jahrelang verborgen und ohne jeden oder fast jeden Verkehr mit dem einen und anderen Landsmanne. Schon Despard (b): 717 verwies darauf, „that warfare is not fashionable among them, since they have no chieftains, no military weapons of offence and defence, no fortified places no war canoes"[411] Deshalb wären Ansammlungen vieler Menschen zu Kriegszwecken unmöglich gewesen. Nir-

[411] Zu offensichtlich übertreibt Bove (e): 159, „daß bis vor einigen Jahren nur sehr wenige [Yamana] eines natürlichen Todes starben, und die schrecklichen Narben, welche die Körper der ältesten bedecken, beweisen, wie kriegerisch die Feuerländer waren und noch sind. Das jus talionis lebt bei ihnen noch in ganzer Kraft". Er stützt sich wohl auf Bridges (i): 13, der allerdings mit Übertreibung sagt: „Their many offences against the dearest rights of their friends and neighbours kept the community in a chronic state of unrest and fighting."

gendwo wird davon berichtet. Schließlich spielt auch noch die unleugbare Tatsache mit hinein, daß diese Feuerländer gegeneinander arg feige sind.

Hingegen waren und sind Einzelhändel zwischen zwei Personen eine häufige Erscheinung. MARTIAL: 207 hat darin recht, daß „les rixes entre voisins sont fréquentes." Schwerlich ließe sich bestimmen, welches der beiden Geschlechter hierin das andere übertrifft. Gewöhnlich beginnt aus falschem Argwohn oder aus unbegründeter Rachlust ein lauter Wortwechsel, der sich verschärft. Die Erregung steigert sich auf beiden Seiten, die Streitenden kommen näher, fassen sich oder schlagen mit dem erstbesten Knüppel drein, würgen sich und zerren sich so lange herum, bis viel Blut fließt oder bis eindringlicher Schmerz sie lähmt und die ermattete Kraft sinkt. Jetzt erst lassen sie lautlos voneinander ab. Das Ganze ist eine richtige Rauferei,[412] die sich so oder so, heftig oder mäßiger, gewalttätiger oder weniger wütend abwickelt, je nach Veranlagung der Streitenden. Frauen geraten nach kurzem Wortgefecht schneller in Wallung, packen grausamer zu, beißen an dieser oder jener Körperstelle durch, stoßen mit der Faust gegen Mund und Nase und zerren sich mit langsamer, ausgiebig schmerzhafter Dehnung krampfhaft an einem dicken Bündel des Kopfhaares. Währenddessen sagen sie nichts, sondern zischen und stöhnen nur. Meist sind es Männer oder andere Frauen, die das wütende Paar auseinanderreißen müssen. Schon von vornherein suchen die Männer es zu verhüten, daß befeindete Frauen aneinander geraten. Diese benützen demnach gern die Gelegenheit eines einsamen Zusammentreffens im Walde oder am Strande, wo sie auch handgreiflich sich ihre gegenseitige Abneigung bekunden. Nicht jeder Mann weiß sich stark und mutig genug, mit seinem Gegner sich zu raufen;[413] deshalb zieht er sich bewußt aus dessen Nähe zurück und vergißt schließlich unbedeutende Verstimmungen. Immer aber vermeidet er es, mit jemandem zusammenzustoßen, der ihn in eine Rauferei verwickeln könnte.

Eingefügt sei ein Vorfall, den BRIDGES (i): 13 in sein Tagebuch aufgenommen hat: „Ushuaia, March 24th, 1872. HATUSWAIANGES very ill from the effect of injuries received from COUILUJ who was jealous of him.[414] March 28th. This morning HATUSWAIANGES died. He has been in a very dull state ... I fear that the violence of COUILUJ has caused has death. March 31st. There have been some few demonstrations of anger by one and another for the death of HATUSWAIANGES and COUILUJ has had to give away his blubber and other things, and in other ways to suffer. 8th [April]. Today a party of 16 canoes arrived with intent to avenge the death of HATUSWAIAN-

---

[412] SPEGAZZINI (a): 168 sagt kurz: „Guerras propiamente dichas, no existen en esas pueblos; son ordinariamente peleas por cuestiones particulares."

[413] Immerhin hat BOVE (e): 159 richtig beobachtet: „Streitigkeiten und Schlägereien sind etwas gewöhnliches, sogar in Ushuwaia selbst, so daß man, wenn man sich einige Tage dort aufgehalten hat, über das Vorkommen derselben sich gar nicht mehr verwundert."

[414] Dieser verdächtigte jenen nämlich unlauterer Beziehungen zu seiner Frau, gemäß RAMSAY (MM: VI, 125; 1872). Er hat (l.c.) am 29. Mai 1872 diesen Streit ausführlicher geschildert.

GEE, COUILU made his escape ... The occupants of the 16 canoes, having landed, lost no time in meeting the people here. All on both sides, men and women, were armed with sticks, spears or paddles and all who were connected with HATUSWAIANGES or COUILU indicated the same by the paint on their faces. They hastened on and MEACOL presented himself as the chief object of their revenge, being the nephew on his mother's side of the manslayer ... There was much shouting and rushing about, great noise and confusion, much threatening and fierceness of manner but very few blows. MEACOL, after the affair was over, was obliged to lay down the principal of his possessions to further appease the angry feelings of the dead boy's relatives ... July 11th. Went to seek COUILU who has been hurt by a cousin of the boy HATUSWAIANGES of whose death he was the cause. His head is much hurt and he received several blows about the body."

Die Keilerei zweier Männer ist zuweilen blitzschnell eingeleitet und zumeist nach einigen Minuten beendet. Bei besonders wütenden Gegnern, die sich an Kräften gleichen, hält sie zuweilen länger an und dann werden auch andere einbezogen. Wer nämlich beobachtet, daß sein Verwandter oder Freund mit einem Gegner ringt, eilt ihm unverzüglich zu Hilfe. So entwickelt sich aus dem Zweikampf die ungeordnete Balgerei zweier Haufen, in die letzten Endes sogar Frauen sich einmengen. Vorherrschend ist und bleibt der Zweikampf. Jene, die sich packen und würgen, ringen miteinander, zerkratzen sich das Gesicht, schlagen mit den Fäusten wahllos drein, umschlingen den Kopf des Gegners in der Absicht, ihm den Hals zu knicken, und verausgaben ihre Kräfte; jene Einzelpersonen, die den äußeren Rand des Knäuels bilden, hängen sich an die miteinander verkrampften Paare oder greifen nach Steinen und Knüppeln, die sie mit Wucht niederprasseln lassen. Auch die wüsten Raufereien dieser Art verklingen nach mehreren Minuten. Schnaubend und stöhnend entfernen sich die erregten Gegner voneinander und verkriechen sich in ihren Hütten, wo sie aus Ermattung niedersinken und nicht einmal mehr über die Balgerei sprechen. Genau in dieser Weise verlaufen die meisten. Gewiß, falls die Umgebung bemerkt, daß zwei Gegner sich erhitzen und Miene machen, zu einem Handgemenge überzugehen, versucht man, sie mit gütlichen Worten zu beschwichtigen, versteckt die Waffen und hält den einen vom andern gewaltsam ab. Doch nicht immer ist solche Vermittlung erfolgreich. Tatsächlich ist es so, wie schon BRIDGES (VSA: XI, 260; 1864) ganz richtig beobachtet hat: „A single combat often ends in two whole families fighting together, when they try not to kill, but to severely subdue." In Fortsetzung dessen fügt HYADES (q): 374 noch an: „Toutes les armes sont alors bonnes pour se battre: coups de poing, coups de pierre ou de bâton, frondes, harpons, flèches."

Als Beispiel hier ein Streit, aufgezeichnet von BRIDGES (MM: XIII, 153; 1879) am 7. März 1879, der aus unglücklichen Eheverhältnissen entstanden ist: „On day, a certain man named RICHARD ARMSBURRAN, who has taken Joe's sister to wife, and trough her and his own evil passions brought himself

into much turmoil, went down to Jammaxe wigwam to fetch his eloped wife. He went in a very threatening manner, with spear in hand, into a hornet's nest. The ill-will of her relatives had often been stirred up by his violence to her, and now seeing him come among them in this threatening manner, their evil passions overflowed all bounds and a savage assault was made. Rumaen's friends came to his aid, and a scene of universal broil and violence was the result. It occurred during the dinner hour. As usual I rang the bell for work, but no workmen appearing, I rang a second time; still none came. At last Samuel came up to tell me all the people were in a great uproar, and had hurt each other very much."

Derglei chen Raufereien — denn anders kann man diese Streitigkeiten nicht nennen — werden also wieder von langer Hand eingeleitet, nach nach einer gewissen Ordnung durchgeführt.[*] Ungenau wäre es, von eigentlichen Kämpfen zu sprechen; „il n'y a jamais chez les Yahgan d'expéditions de guerre", nach Hyades (q): 374.

Deutlich unterscheiden sich von diesen offenen Balgereien und lauten Schlägereien jene besonderen Feindseligkeiten, die ich als bewußt vorbereitete Racheakte kennzeichnen möchte. Durch sie bringt jemand ein weit zurückliegendes Unrecht zum Austrag. Entweder ist es Mutlosigkeit und Feigheit, oder das Bewußtsein von der Übermacht seines Gegners, die ihm eine feindliche Tat zutage erscheinen lassen. Sie ist bei den yahgan beliebt. Bewährt hat sich folgender Weg. Wer unauffällig seinen Gegner bestrafen will, bespricht seinen Plan mit zwei oder drei vertrüglichen Freunden. Sie laden einen Tages auf die denkbar unauffälligste Art den Gegner ein, er möge sie auf der Suche nach jungen oder alten Kormoranen begleiten. Der andere darf und wird mit Rücksicht auf die verpflichtenden Regeln für den gegenseitigen Verkehr die Einladung nicht ausschlagen. Abwechselnd läßt er sich oben auf der steilen Felswand ausseilen und gleitet nach unten (S. 326). Im passenden Augenblick und ohne jedes Zeichen schneiden seine Gegner oben den Hinweg durch, er stürzt in die Tiefe und bricht sich das Genick. Den anderen Leuten erzählen nachher diese Übeltäter, jener Mann sei auf der Suche nach Kormoranen aus eigener Unvorsichtigkeit verunglückt. Wie früher Ovid (g): 58, so erwähnt auch Swann: 68 diesen heimlichen Vorgehen und zwar mit Recht als „a favourite way of killing an enemy"; allerdings wird dieser Weg nur selten eingeschlagen.

Das Pflanzenreich bietet kein einziges wirksames Gift. Als solches aber gilt der Tran vom Schwertwal *tpájuli* (Orca magellanica), ein Begleitfisch der großen Cetaceen (S. 37). Man hat mir vertraulich versichert, daß dieser Tran dann und wann verabreicht worden sei, seine Wirksamkeit hätte man schon vor langer Zeit entdeckt. So wird erzählt, was Mastermann mir wiederholt hat: Mehrere Leute fanden einst im Westen einen toten *tpájuli* auf dem Ufer

[*] „When they fight, it is generally an affray of words, stones, spears, and clubs, with many on both sides;" nach Bridges (a): 207. Mehrmals hat sich dieser Missionar ganz richtig in dergleichen Wendungen geäußert.

Tagan. Sein Fleisch und Speck war auch frisch, deshalb aßen einige davon. Diese Leute starben bald danach. Zu jenem Platze kam einst auch Hawaten. Er war ein schlauer Mann. Bevor er selbst aß, wollte er sich davon überzeugen, ob dieses Fett starben machte. Unauffällig gab er ein Stückchen einem Manne. Dieser starb unverzüglich. Daraufhin sagte er sich: „Gut, das dient meinem Zwecken!" Er ergriff ein größeres Stück Speck des Ayakjaki, zerlegte es in kleine Teile und füllte damit den Beutel aus dem Magen eines Affen (Chlorocebus hybridus) an. Nun kehrte er zum Ostufer zurück. Wen er umbringen wollte, dem schob er heimlich ein Stückchen Fett vom Ayakjaki ins Essen. Mehrmals tat er dies und mehrere Männer starben daran. Hawaten wurde wegen seiner hilfreichen Gesinnung gegenüber allgemein verabscheut und gemieden. — Durch ihn ist also die wirkliche oder vermeintliche Kraft jenes Gifts bekannt geworden.

Noch sei erwähnt, daß die Yemana der Gegenwart fast ausschließlich dem Alkohol gierig zusprechen, wo immer sie ihn erreichen können. Sie verlieren im Rausche schnell die Herrschaft über sich selbst, werden streitsüchtig und gewalttätig in hohem Maße, wütet dabei mancher schwer verwundet oder zum Krüppel geschlagen und hat sein Leben eingebüßt. Sogar der sanfte, ruhige Hermann hat, wie Frau Lowenen berichtete, seine erste Frau erschlagen, als er einmal völlig betrunken war. Derglichen Entgleisungen mit schweren Folgen hat die heutige alte Zeit nicht gekannt.

c. Die Blutrache

Bewußt vorbereitete, ernste Schlägereien zwischen zwei ansehnlichen Gruppen sind immer die Folge einer Mordtat. Da das Leben eines jeden als wertvoll und unantastbar gilt (S. 989), bewertet man den Mord als eine höchst verabscheuungswürdige Tat, die, mangels einer bestehenden richterlichen Gewalt, durch die nächsten Angehörigen des Unglücklichen gerächt werden muß. Blutrache bringt also hier so viel wie Sühne-Ordnung für das Verbrechen, das den Tod eines Stammesmitgliedes verursacht hat. Dabei gilt als völlig belanglos, ob der Tod sofort oder erst nach gewisser Zeit als Folge eines Überfalles eingetreten ist. Dieser Begriff der Blutrache wird noch vervollständigt durch die Pflicht, die jedem nächsten Verwandten eines Opfers obliegt, die persönlich unmittelbare Tat, sich daran zu beteiligen. Demgemäß drangen bereits bei allen Erwachsenen volle Einstimmigkeit.

Ohne Zweifel trägt die Furcht vor der strengen, unausweichlich gefürchteten Sühne für jedweden Blutrat bedeutsamen dazu bei, daß jedermann sich sorgfältig davor hütet. Brunner (MM. IX, 215, 1872) bestätigt dies: „Fear is the powerful agent, fear of man, fear of death; without the latter there would not be the former to any profitable degree. A man is restrained from taking life by fear, fear of his friends, as well as dread of those whose vengeance he has incurred by the taking the life of one of their kin. For according to native usage, and necessarily springing from it, all the kindred

of a murderer are held as sharers of his offence, and frequently suffer in his stead. For though they (selfishly) may be ever so angry with their relatives, the murderer, for thus making them liable, yea, not only liable, but certain to be partners of his punishment, yet they will not give him up to death, but will avenge his death if he is killed."

Wie es bereits ausgesprochen wurde, besteht bei den Yamana eine unzweideutige und bestimmte Pflicht zur Blutrache, die ganz allgemein den nächsten Verwandten des Opfers obliegt. Am 29. Juli 1859 hat Despard (VP: VII, 9; 1860) mitgeteilt: „My lads told me that the law of retaliation for murder exists in their country, and is executed by the nearest of kin." Bald danach sagt er (b): 698 noch: „A murderer must expect, sooner or later, to be killed by the blood-avenger, and next of kin to the victim." Diese Ausdrucksweise ist etwas unbestimmt. In Wirklichkeit vertritt die Mordtat jedwedem, der dem Opfer unter dieser oder jener Rücksicht in etwa nahe steht, in heiße Wallung und gemeinsam holen alle mehr oder weniger wütend zur Rache aus. Auch gibt es nach dem Empfinden der Yamana keine Grenzen für das Strafmaß, falls der Schuldige am Leben bleibt. Diese Gedanken, die an mehreren, von Missionaren beobachteten Beispielen verwirklicht worden sind, hat Bridges am 7. März 1879 folgendermaßen zusammengefaßt: „Fuegian etiquette and custom require that all the relatives of a murdered person should be hot and frantic in their angry demonstrations, and that they should visit their displeasure upon every connexion of the manslayers, each personally. Thus a man may be much hurt by a party of enraged and demonlike avengers, and though the poor fellow may have suffered ten times more than he deserved, yet another party of avengers who had not punished him themselves would not let him escape in virtue of what he had already suffered, but would, moved by their own lust of vengeance, and prescribed customs, wreak upon him further punishment. Or suppose a man has many things, and the avengers are willing to accept gifts in lieu of their right to the infliction of suffering, then every avenger expects some gift from every person liable by family connection quite as much as by participation in guilt. Thus such a season is quite a harvest time to the aggrieved party if they have power to press their claim." Das besagt mit einem kurzen Worte, ein Mörder kann zeitlebens sich der Belästigungen und Forderungen von seiten eines jeden der Verwandten und Bekannten seines Opfers nicht mehr erwehren. „Die Pflichten der Rache wurden streng durchgeführt", betont Bridges (c): 332 kurz.

Doch nicht nur für die eigene Person des Mörders hat seine Tat üble Folgen, sondern auch für seine gesamte Verwandtschaft und für seinen nahen Freundeskreis. Die Rächer gehen zwar direkt auf den eigentlichen Schuldigen los. Da dieser, in klarer Erkenntnis dessen, was ihn erwartet, regelmäßig schleunigst flieht oder sich verbirgt oder von seinen Verwandten versteckt wird, fallen jene über die Ersthaften her, die mit ihm verbunden sind, und das nicht ganz zu Unrecht. Denn obgleich die Verwandten den Verbrechers seiner Bluttat nicht im mindesten billigen, sind die gegenseitigen

Bande der Familienzusammengehörigkeit durch so eng und so stark, daß sie ihn nicht nur nicht dem Gegner ausliefern, sondern ihn sogar gegen sie schützen und verteidigen.“[*] Das hindert nichts daran, daß sie sich über ihn lustig machen, eben weil er sie alle durch seine verhängnisvolle Tat in eine sehr peinliche und unerfreuliche Lage, ja sogar in ernste Gefahr gebracht hat.“[**] Wirklich, ein Mörder kann seinem Leben nicht sicher sein, weil nicht allein die Anhänger seines Opfers ihm keine Ruhe gönnen, sondern überdies auch seine eigenen Verwandten ihm Vorwürfe machen. Die ganze Gruppe, der er angehört, leidet ihn, schämt ihn heimlich und stößt ihn öffentlich aus.[***] Dieses Band der Dinge hat schon Shakespeare (MM. III, 1; 1878), wie jedermann wissen dürfte, in seiner Bedeutung für die allgemeine Sicherung des Lebens gewertet als „the greatest safeguard to human life we can conceive. I have witnessed the anxiety of men's minds after a quarrel, where any have been seriously injured, to know how the injured party is doing when hopes are left for his death, and I have heard them express the horrible suspicions which creep over them when the crime of blood-guiltiness is likely to be charged against them.“ Die Aufrechterhaltung der Allgemeinheit und jedes einzelnen Gruppe ist ernstlich darauf gerichtet, jede Störung zu vermeiden.

Wenn immer sich einer vergangen hat, legen die nächsten Verwandten dem Opfere eine bestimmte Gesichtsbemalung an. Schon Shawnee (VP; VII, 9; 1860)[****] nennt „white stripes dotted with black, in regular rows on the face.“ Zuweilen beobachtet man den ganzen Körper einförmig schwarz. Alle übrigen Personen, die dem Toten nahestehen, bemalen sich ebenfalls irgendwie, begnügen sich indes meist mit einigen roten und weißen und schwarzen Strichen im Gesicht, nach willkürlicher Anordnung; nur die Söhne ziehen sie sich einen schmalen Hautstreifen mit Hammelfett aufwärts. Sie folgen hierin einem Brauch, der allgemein bei einem Todesfalle gilt. Die eigentliche, den Mord kennzeichnende Bemalung jedoch sind mehrere wagerechte rote Striche im Gesicht, die von der Augenbraue ziemlich senkrecht ausgehen.

Unzertrennlich bewähren sich die Betroffenen, die Nachricht von der Hinrichtung zu verbreiten und mit den verschiedenen Personen einer Kampfgruppe zu bilden, denen die Pflicht zur Blutrache bekanntermaßen jederzeit stark im Gewissen sitzt, gilt jedweden Freund und Verwandten an. Das bewährt die besondere

---

[*] Shawnee (MM. III, 111; 1871): bezeichnet diese „Society, as here is constituted, supports, aids, protects, and the innocent as injured, but each also its members, guilty or not guilty.“

[**] „A murderer imperils all his friends and connections more or less, and consequently estranges them from himself“ (Shawnee, ib. MM. III, 114; 1870).

[***] „En general, este Shawnee (ib.) 140 considera, el que mata es abominable por todos los de la tribu y debe refugiarse en los bosques para vivir.“

[****] Fellow hates Free-Run (ib.) 177 originally: „White brothers, or white down, on the Other, is a sign of hostility, or of being prepared for war. Their white paint is added to this and when preparing for war; but the marks made are more dusky, of the color, if of any design. Black is the mourning colour.“ Ähnlich schreibt Shawnee (ib.) 140 und Shawnee (ib.) 111.

Bewaffnung wandte sie sich, wenn sie gegen einen gewaltigen Feind zu kämpfen hatte, und gewann manchen Sieg. Als sie mit ihrer Schar Israels Grenze im Süden überschritten hatte, kam ihr Simson, der Richter Israels, entgegen. Er war ein Mann von ungewöhnlicher Stärke und Tapferkeit, aber ohne Klugheit und Besonnenheit. Er hatte sich eine Philisterin zum Weibe genommen, und auf dem Wege zu ihrer Heimat, wo die Hochzeit gefeiert werden sollte, hatte er einen jungen Löwen, der ihn anfiel, mit bloßen Händen zerrissen. Später kehrte er wieder dahin zurück und fand in dem Kadaver des Löwen einen Bienenschwarm und Honig darin. Diesen aß er und gab auch seinen Eltern davon, ohne ihnen zu sagen, woher er ihn genommen hatte. Bei dem Hochzeitsfeste, das sieben Tage dauerte, hatte er dreißig Philister, die seine Gäste waren, mit einem Rätsel geneckt, das sie nicht lösen konnten. Sie drohten seiner Braut, sie zu verbrennen, wenn sie ihnen nicht das Rätsel lösen würde. Da bat sie Simson, ihr es zu sagen, und sie verriet es den Philistern. Diese lösten das Rätsel, und Simson mußte ihnen dreißig Hemden und dreißig Feierkleider geben. Er ging nach Askalon, erschlug dort dreißig Philister, nahm ihnen ihre Kleider und gab sie den Philistern, die das Rätsel gelöst hatten. Dann kehrte er in seine Heimat zurück, ohne sein Weib mitzunehmen. Als er sie später wieder besuchen wollte, hatte sie ihr Vater einem andern gegeben. Da fing Simson 300 Füchse, band sie mit Fackeln an den Schwänzen zusammen und ließ sie in die Getreidefelder der Philister laufen, so daß diese in Flammen aufgingen. Als Rache dafür erschlugen die Philister die Frau Simsons und ihren Vater. Simson aber erschlug sie mit großer Niederlage. Er ging in die Felsenhöhle Etam, wo ihn die Philister belagerten. Da banden ihn die Männer Judas mit zwei neuen Stricken und führten ihn gefesselt zu den Philistern. Diese jauchzten ihm entgegen, als sie ihn sahen. Aber der Geist Jahwes kam über ihn, und die Stricke fielen von seinen Händen. Er fand einen frischen Eselskinnbacken, erschlug damit tausend Philister und rief dann: „Mit dem Eselskinnbacken habe ich sie erschlagen, mit dem Eselskinnbacken habe ich tausend Mann erschlagen.“ Dann dichtete er ein Spottlied auf sie. Durstig geworden, betete er zu Jahwe, und es entsprang eine Quelle, daß er trinken konnte. Simson richtete Israel zwanzig Jahre lang.

Nun wandten die Kinder von Ulm sich und anderen sich zu einem gemeinsamen Leben, daß die Stadt einen gemeinsamen Namen hatte und das eine vom anderen etwas gern Nehmen annahm. Schnell gelang der angenommene Gleichklang darauf, daß beim Kauen sich nun der Brüder bemächtigte. Sollte dies geschehen, hätte es die Bedeutung eines Briefs von seinem Schicksale vor jenem Kauen im Wasser eingeholten. So gewahrt, während sich die beiden Kampfgruppen einander, daß der Gegenwart Feinde entgegen sie den Kampfplatz und Waffen durch lautes Brüllen, durch unendliges Gebrüll und durch betrübigende Rufe an den Gegner hinüber. Trotzen sie nun auch ein Gleichmaß von etwa zwanzig Metern, begannen und jeder Seite die Reihenfolge von den Schlachtern. Und sich beide Gruppen voller gruppe, begann einer o-ö-o-o Prügelei. Sondern sich nämlich die Langsamsten der Kampfe, schlugen jene Männer, die sich gegenüberstanden, so schnell mit Knüppeln und Stangen, mit Speeren und Hämmern aufeinander ein. Willenskräftigere halfen die Frauen durch Packhiebe und Tritte und drängten die Reste der kämpferischen Männer weg beiseite. Diese aber gerieten bald in einen eigentümlichen Wirbel, der packte und zerrte sich Ort und verwarrte sich gegeneinander, bis beide unendlichen oder einen Ort Stelle oder den Kampf verglichen. Die Frauen halten dabei einen schweren Auftrag zu bringen und mehrere von allen darauf, daß der Fahrweg nicht verbrigen, denn die Bewegungen der Männergruppe heftig und willig ausgeschüttig. Die genaue Anordnung der Kampfe war regelmäßig bis bald aufgelöst, weil die Gruppen der Angreifer so durch von verschiedene darauf absetzte, aus den Gegenden den eigentlichen Männer herausschälten. Wird man seinen ausdrücklich, wenn der man dann seinen anderen Lärmern die ganze Aufmerksamkeit zu und dringt es dann vor. Diese Bewegungen beschäftigen die anderen und anderen den Männern möglichst zu drücken. Sollte es den Angreifern gelingen, seinen Gegner so

[1] Gegenüber Jahn (S. beginnt gefunden, von Frauen bei Ob. belagern: „Wenn die Gegner nur darauf zu sitzen, an einem sich waren, dann gewaltig sie zu sein „Aussicht auf Kampfe zu sein.“ Bald in einen anderen ausschlaß, das es bei Ob. erstehen „Kampfen am weiten wurden an sich dingt und einen sollen dann by einen verwandten.“ Vgl. Bauer bei Ob. und Lehmann bei Ob.

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] Status/Tod

But if the murderer is given into their power, they kill him, and it may be one time up in pieces afterwards." (Vgl. Hyades [a]: 271). Das Ringen zweier feindlicher Gruppen scheint als gewaltsamer offener Kampf, während sie die kleinen Schlägereien und Raufereien einfach als private Angelegenheiten.[29]

Wegen auch Eifersüchtelei und Prügeleien zwischen zwei Personen sich zwar öfters ereignet haben, der Kampf zweier Gruppen um Anlaß einer Mordtat war doch selten; denn dieser wird dann und wann gebeten von einem einzigen Verwandten des Ermordeten gerächt. Eigentliche Rachehandlungen einer Gruppe auf die andere, wie solche sonstwo üblich sind, kennen die Yaruros nicht. In Streitfällen bemühen sich einflußreiche Männer gewöhnlich, durch gütliche Worte zu vermitteln. Schon Fritz-Ruz (a): 179 hat sorgfältig erklärt: „Warfare is no dandelion, and as no small a scale among them, that the exercise and discretion of their elders advised as they are by the doctors, is sufficient." Ebenso konstatiert hat sich Dumrauf (b): 717 geäußert: „Warfare is not fashionable among them". Die gesellschaftliche Lebenshaltung der Yaruros ist nicht derart, daß sie ihnen lange Kämpfe und andauernde Zwistigkeiten gestatten würde.[30] Jeder Mord wühlt sie mächtig auf und sein Eindruck wirkt lange nach. Jene, die mehr oder weniger ernste Einzelhändel miteinander ausgetragen haben, vermeiden tunlichst ein Zusammentreffen.

C. Allgemeine gesellschaftliche Pflichten

Die Yaruros sind als Volksindividuum allein schon durch die natürliche Anordnung ihrer Landesgenossen von allen Nachbarn getrennt. Jeder erkennt seine Zugehörigkeit zu dieser völkischen Einheit aus der übereinstimmenden Gleichheit der Lebensformen und der Sprache, die ihnen gemeinsam ist. Ebenso bestimmt, wie sie sich mit der Benennung Yáruros von anderen Völkern absondern (S. 197), bestimmt sie damit auch die Zusammengehörigkeit aller Stammesgenossen im gleichen Namen. Daraus leiten sich viele Rechte des einzelnen, aber auch Pflichten aller gegen einen und des einen gegen die Allgemeinheit ab. Zu ersteren gehören die Rechte auf Nahrungserwerb, auf letztere gründen sich die Besitzverhältnisse.

Nach ihrer Kopfzahl bedeutet wenig und sind die Yaruros ein kleines Volk. Trotz allem fehlt ihnen ein gemeinsamer Oberhaupt, einerlei, ob man damit einen Prinzen bezeichnet, der durch Erbrecht oder Wahl mit eigener Herrschervollmacht ausgestattet wird, oder die infolge persönlicher Vorzüge, moralischer Bedeutung einen Vertrauensstellung sich erworben hat, oder die wie den Kriegshäuptling in einem gesellschaftlichen Conflictfalle seinen nächsten

[29] Auch auf Grund einer falschen Meldung kann es bei den kriegerischen Yaruros zu einem wirklichen Überfall kommen. Hyades [a]: 270 erzählt einen dieser Art.

[30] Rousseau (b): 284 erzählt von Karibs: „Les guerres, ou si vous aimés mieux de la police, ne sont chez eux de cette violence, dont nous sommes trop [illegible]

Verwandten überlegen ist. Der Einfluß, den gelegentlich ein *tjámuna* erreicht, ist ein gewisses moralisches Vorrecht, das aus persönlichen Vorzügen erfließt.

Wieder sind es landschaftlich gegebene Tatsachen gewesen, die das Heimatgebiet der Yamana in fünf Bezirke und, auf Grund dessen, das Volksganze in fünf Stammesgruppen zerlegt haben (S. 199). Da diese gegeneinander mehr oder weniger streng abgetrennt leben, haben sich im Laufe der Zeit gewisse Besonderheiten in der Sprechweise und in einigen Lebensgewohnheiten herausgebildet; diese sind es, durch die jede einzelne Gruppe sich leicht und von selber zu erkennen gibt. Offensichtlich ist diese Stammesgliederung nur äußerlich, weil räumlich bedingt. Innerhalb einer jeden der fünf großen Dialektgruppen haben abermals geographische Bedingungen die Trennung in Lokalgruppen bewirkt (S. 798), die sich ihrerseits je aus einigen Verwandtenkreisen zusammensetzen. Eng und fest ist die Verbindung der einzelnen Familien eines jeden derselben; sie sind es, die einen eigentlichen und häufigen Verkehr miteinander pflegen.

Die eben erwähnte Gliederung des gesamten Yamana-Volkes wird vorwiegend von außen her und nur locker zusammengehalten, da sie nicht einmal unter einem gemeinsamen Oberhaupte geeinigt dasteht; dennoch bestimmen feste Regeln, mit der unausweichlichen Verpflichtung für jedermann, den wechselseitigen Verkehr der genannten Abteilungen und der Einzelpersonen. Sie sichern ein reibungsloses Nebeneinander bzw. ein wohlgeordnetes Zusammenleben aller. Nicht nur darüber könnte man erstaunt sein, daß in einer äußerst einfach gegliederten Gesellschaft von der Art unserer Yamana überhaupt gewisse Bestimmungen den Umgang mit anderen regeln, mehr noch überrascht deren innerer Wert und erfolgreiche Verläßlichkeit. Sie verbürgen vor allem den festen Bestand der Einzelfamilie und das harmonievolle Zusammensein ihrer Mitglieder. Die lebenswichtige Bedeutung dessen folgt daraus, daß die Einzelfamilie als alleiniges genau bestimmtes gesellschaftliches Gefüge den Grundpfeiler der gesamten Volkseinheit bildet. Sie also schützen und stützen viele, durchaus wirksame allgemeingültige Regeln.

Daneben wird die große Allgemeinheit geführt und regiert von ungeschriebenen Gesetzen, die man mit einem Worte als die Forderungen des althergebrachten Gewohnheitsrechtes bezeichnen kann. Jedem Erwachsenen ist es bekannt und geläufig, mit ihm wird die heranreifende Jugend sowohl in der Familie und im alltäglichen Verkehr, als auch mit bewußter Zielsetzung in der unerläßlichen Jugendweihe (S. 864) vertraut gemacht. Als ihre besondere Aufgabe betrachten es die geschäftigeren und einflußreicheren hochbejahrten Männer, immer wieder und bei gegebenen Gelegenheiten auf Einhaltung der überlieferten Gewohnheiten zu bestehen und deren genauen Sinn weder abändern noch verfälschen zu lassen.

Wird damit das Gemeinwohl auf eine direkte und indirekte Weise gesichert, so bestehen daneben noch ausdrückliche Verhaltungsmaßregeln für die Allgemeinheit und für eine größere Gruppe gegenüber der bestimmten Notlage eines einzelnen. So locker auch der Zusammenhang dieser feuerlän-

diechen Volkseinheit sein mag, sie weiß sich zu wirksamer Hilfeleistung verpflichtet, falls eines ihrer Mitglieder irgendwie gefährdet ist. Auf Grund dessen haben sich Regeln für einen Hilfsdienst herausgebildet, der einer allgemeinen Fürsorge für Bedürftige und Hilflose gleichkommt. Man darf es schonallen Ernstes überprüfen, daß auch dergleichen in der höchst einfach gegliederten Gesellschaftsordnung der Yamana nicht fehlt.

Diese an sich zahlreichen Bestimmungen und Regeln leiten die Einzelperson in ihrem Umgange mit anderen und verpflichten die Allgemeinheit gegenüber gewissen Bedürfnissen und Forderungen. Nicht ihrer selbst wegen nur sind sie ausgebildet worden und werden sie beachtet, vielmehr zielen sie eindeutig auf die persönliche Sicherheit eines jeden Volksgenossen und auf den ruhigen Fortbestand des Volksganzen hin. In ihnen wirkt sich eine Gewalt aus, die über der Gesamtheit der Stammesmitglieder steht und die ausnahmslos, sowie in Hinordnung auf das gesellschaftliche Wohl, einen jeden verpflichtet. Sie ist nichts anderes als die erst bescheiden ausgeprägte Form einer S t a a t s g e w a l t. Mag sie selber auch unscheinbar auftreten und ihre Betätigung noch nicht in schriftlichen Formeln niedergelegt sein, sie hat zumindest die Einzelglieder des weitverbreiteten Yamana-Volkes in gesellschaftlichem Frieden zusammengehalten und dem einzelnen sowohl wie der Gemeinschaft ein menschenwürdiges Dasein innerhalb der örtlich gegebenen Möglichkeiten gesichert (S. 1024).

Nicht alles und jedes, was dem Gemeinwohle dient und was als öffentliche Fürsorge gelten kann, kommt im folgenden zur Sprache; denn hierzu gehören letzten Endes die gegenseitigen Beziehungen der Eltern und Kinder, der Verwandten und der Mitglieder einer Lokal- bzw. einer Dialektgruppe, sowie die vielen Belehrungen anläßlich der Jugendweihe (S. [illegible]) und der Menarche (S. 755). Nur jene Regeln für den Umgang mit anderen und jene Verpflichtungen gegenüber Bedürftigen werden hier aufgezählt, die bislang in den eben bezeichneten Abschnitten noch nicht genannt worden sind.

a. *Brauch und Recht*

Unmöglich hätte sich das gesamte Yamana-Volk als lebensfähige Einheit erhalten können, wäre es nicht von einer allumfassenden Gesellschaftsordnung geleitet und zusammengeschlossen worden. Die geltenden Gesetze stehen zwar nirgendwo geschrieben, wirken aber als lebendige Kräfte mit unnachgiebiger Dringlichkeit. Ihr Erfolg ist offensichtlich. Die Beziehungen der Einzelpersonen zu einander und zum Volksganzen verraten eine ausgeglichene Harmonie;[122] jeder fühlt sich in seiner Volksgemeinschaft vollauf ge-

[122] Mir ist es unbegreiflich, wie Bridges (MM: IX, 218; 1875) am 21. April 1875 schreiben konnte, daß „horrible lawlessness prevails through everything. No discipline, no order, no agreements or arrangements; hap-hazard, confusion, "happy-go-lucky", these are the usages of Fireland life. A general absence of confidence, faithfulness, and love is everywhere apparent. There is a great show of friendship, but little sincerity".

sichert und weiß sich gegen mögliche Gefahren von seiten anderer Stammesgenossen geschützt. Tatsächlich herrscht Ordnung, was kurz gesagt bedeutet, daß jedermann sich in seiner ganzen Lebenshaltung den bekannten Bestimmungen fügt und daß Widersetzlichkeiten irgendwelcher Art nur ausnahmsweise sich ereignen, dann jedenfalls gerügt und bestraft werden.

Diese Gesetze oder, wie die Yamana selber sich ausdrücken, "der überlieferte Brauch", sind allgemeinverpflichtend. Nur insofern können sie das friedliche Zusammenleben sämtlicher Stammesmitglieder in der einen gleichen Volksgemeinschaft sichern. Niemand nimmt für sich grundsätzlich eine Ausnahme in Anspruch. Läßt er sich vereinzelt in irgendwelcher Lebenslage durch Leidenschaftlichkeit oder durch die Schwäche seiner Natur vom Wege der erkannten Pflicht abdrängen, fühlt er es trotzdem für sich allein schon mit betonter Deutlichkeit, daß er sich verfehlt und unrecht handelt. Das abfällige Urteil über seine Entgleisungen von seiten jener Stammesmitglieder, die davon Kenntnis erhalten, wirkt auch noch nachdrücklich auf ihn. Naturgemäß gelten einzelne Bestimmungen für jedes Alter und jedes Geschlecht ausnahmslos, andere nur unterschiedlich für Kinder oder Erwachsene, für Mann oder Frau. Niemand, in welcher Stellung er auch sein mag, würde sich erdreisten, durch Worte oder Benehmen andern zu verstehen zu geben, irgendwelcher Brauch, den jedermann in seiner Lage beachtet, habe für ihn keine Bedeutung und verpflichte ihn nicht; er würde sich dadurch in der Yamana-Gemeinschaft unmöglich machen. Ganz im Gegenteil, wie bald zu erörtern sein wird, ist es jedem darum zu tun, nirgendwo den Verdacht aufkommen zu lassen, er mißachte gelegentlich oder grundsätzlich irgendwelches Gewohnheitsgesetz.

Diesen unausweichlichen Zwang, unter dem jedermann steht, wissen die Yamana letzten Endes mit einem Hinweis auf den *Watauineiuu*, ihre einzige Gottheit zu begründen. Ihr ganzes Brauchtum nämlich — wenn man so sagen darf — schließt in sich das eigentliche Sittengesetz im engeren Wortsinne, sowie alle Verpflichtungen für das gesellschaftliche Zusammensein und für die Einzelperson gegenüber sich selber in des Wortes weitester Bedeutung. Mit einer allgemein gehaltenen Formel leitet der Feuerländer dieses sein Brauchtum, d. h. alle Grundsätze und Richtlinien, die in Übung stehen, von seiner Gottheit als der letzten Quelle ab, wenn er sagt: „*Watauineiuu* will, daß jeder ein guter Mensch sei! — *Watauineiuu* wünscht es so [wie der Brauch es bisher bestimmt hat]; er schaut genau zu, ob jeder sich darnach richtet!" Nicht bei jeder Einzelhandlung ruft er sich seinen Gesetzgeber ins Gedächtnis zurück, das wäre übermenschlich; aber jene allgemeine Formel bleibt in seinem Unterbewußtsein wach und tritt ihm zeitweilig eindeutig bestimmt vor das aufgeschlossene Gewissen. Wie jene Gottheit sich selber gleich bleibt und die einmal ausgegebenen Verpflichtungen in keiner Weise und zu keiner Zeit abgeändert hat, so bleiben letztere in ungemilderter Strenge bestehen und behalten ihre unwandelbare Richtung durch alle Geschlechter bei. Die erwähnte knappe, bestimmte Wortfassung beinhaltet für den

Yamana die letzte Quelle und die alle Zeiten und Personen umfassende Allgemeinverpflichtung der geltenden Verbindlichkeiten jedweder Art. Weiteres bleibt noch in der Abhandlung über das eigentliche Sittengesetz zu erörtern.

In der Wirklichkeit des Alltags sind demnach die herrschenden Gewohnheiten, der von den Vätern übernommene Brauch, das Verhalten der früheren Geschlechter alleinige Richtschnur und festliegende Lebensnorm für jedermann. Das ist für groß und klein so selbstverständlich, als wäre es ihnen zur zweiten Natur geworden; daran wird weder kritisiert noch gegrübelt, nie gerüttelt und nichts geändert. Alles, was sich als ein alter Brauch kennzeichnet, gilt als rechtskräftig und damit als verpflichtend, was ihm entgegensteht, wird als unrecht oder ungehörig allgemein verurteilt.

Seiner selbst wegen und als einer zwingenden Willensäußerung des *Watauineiwa* zollt jedermann dem überlieferten Brauch eine betonte Ehrfurcht. Gewisse Einrichtungen, wie *čičyaga, kina, lčjima*, werden mit ausgesuchter Sorgfalt umhegt; andere Gewohnheiten, wie Belehrung der Mädchen in der Menarche (S. 755), Verteilung der heimgebrachten Beute (S. 580), werden mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit gepflegt. Jedermann nimmt die Einzelverpflichtung als Tatsache hin und fügt sich widerspruchslos; ihm genügt es zu wissen, daß dieses und jenes bei den Yamana immerdar in Geltung gestanden und damit allein ist es unter gleichen Umständen auch für ihn bindend. Die Ältesten irgendwelcher Gruppe fühlen sich aus eigenem Antriebe am meisten gedrängt, in ihrem persönlichen Verhalten den Linien der althergebrachten Gewohnheiten genau zu folgen. Sie sind sich ihrer Pflicht zum guten Beispiel gegenüber den jüngeren Altersschichten deutlich bewußt, wirkt es doch eindringlicher als Worte. So oft sich der Anlaß bietet, fordern sie ein strengeres Handhaben der überlieferten Ordnung und den guten, alten Brauch bei öffentlichen Veranstaltungen und im gegenseitigen privaten Verkehr. Auch gehen sie zu Ermahnungen eines jeden über, der in irgendwelchem Punkte den allgemeinen Brauchtums nachlässig wird; mehrere Männer beraten sogar miteinander, wie sie die ärger werdenden Entgleisungen eines jüngeren Stammesmitgliedes auch mit Schärfe, wenn es sein muß, eindämmen können. Alles und jedes, was von den Vorvätern ihnen übermittelt worden ist, ist ihnen viel zu ehrwürdig, als daß sie auch nur ein Teilchen durch unbesonnene Jugendliche abbröckeln ließen.

Bei der bezeichneten Haltung wirkt außerdem noch ihr gesundes Urteil über den Wert des guten Alten mit. Die Gruppe der jüngeren Leute kann ihn zwar noch nicht ganz schätzen, die Alten aber sind davon vollauf überzeugt. Eben deshalb gründen sie darauf allein den gesicherten Fortbestand ihrer Volksgemeinschaft und das *safeirâna* Dasein des Einzelnen. „Haben die Vorfahren alle unsere Einrichtungen für gut befunden, warum sollten sie nicht auch genau so vorteilhaft für uns sein?" betonte mir nachdrücklich mancher gereifte Feuerländer. Auf der von Geschlechtern gepflegten Erfahrung also beruht ihr starres Festhalten am überlieferten Gewohnheitsgute, in jedem noch so geringen Abweichen davon sehen sie, gleichsam

instinktiv, Nachteil und Unheil für ihre Volksgemeinschaft, Ihren beträchtlichen Anteil an dieser Beurteilung dürfte die ausgeglichene Harmonie zwischen ihren Bedürfnissen und der sie einschließenden Umwelt tragen; sie haben sich nachweislich auf die bestmöglichste in die Lebensbedingungen ihrer Heimat hineingefunden und sich so gut eingefühlt, daß andere Wünsche und Bedürfnisse anerzogen gar nicht wach werden.

An dieser unnachgiebigen, steifen Haltung der geschlossenen Volksmehrheit prallten anfänglich alle Neuerungen ab, die seit der Berührung mit dem Europäertum an die Yamana herantraten. Allmählich gingen doch einige Stoffe und Gegenstände, die ihnen vorteilhaft erschienen, z. B. das Eisen, in ihren Besitz über. Indes hat sogar die starke und andauernde Beeinflussung durch die anglikanische Mission nichts an ihrer Gesellschaftsordnung und an ihrer Geisteswelt zu ändern vermocht (S. 324). Erst in den letzten Jahrzehnten ist durch fremde Ansiedler das Indianertum auseinandergerissen und mehrfach schwer bedrängt worden; mitunter ließ sich die Lebenshaltung nach altem Brauch nicht mehr weiterführen und der Untergang unseres Stammes war besiegelt. Diese schicksalschweren Verhältnisse in zunehmender Steigerung haben manche alte Männer und Frauen, denen noch das Glück beschieden gewesen, im unverfälschten Brauchtum ihres Volkes aufzuwachsen, tränenfeuchten Auges beobachten müssen; ihre bittersten Klagen haben das Unheil nicht mehr zu beschwören vermocht. Offen haben sie es ausgesprochen, daß mit der langsamen Lockerung des strengen Brauches von ehedem auch die Auflösung des Volksganzen seinen Anfang genommen hat.

Zu den mehr allgemeinen, grundsätzlichen Erwägungen über den Wert der überlieferten Gewohnheiten tritt als eine in der Auswirkung noch stärkere Stütze das persönliche Ehrgefühl. Niemand will als minderwertiges Stammesmitglied, als untreu gegenüber dem Brauch der Väter, als [illegible] angesehen und ausgestoßen werden. Mit verschiedenen Gelegenheiten wird sehr deutlich das Idealbild des "echten, rechten Yamana" stets neu aufgerollt, jedem steht es mit allen seinen Einzelheiten in hellen Farben vor den Augen. Wer trotzdem davon mit Überlegung oder gewohnheitsmäßig abweicht, legt einen verurteilenden Grad von Roheit und innerer Verkommenheit an den Tag, dessen sich sowohl der Schuldige selber wie auch seine ganze Umgebung bewußt ist. So tief ist die Beschämung, so entwürdigend die Beschimpfung, daß jemand sie lange tragen würde, als untreu gegen den alten Brauch von vielen gemieden und abgewiesen zu werden! Ehrgeiz, Eigenliebe und der Wunsch, bei den Stammesgenossen durch etwas zu gelten, drängen jeden Pflichtvergessenen gar bald wieder auf die Linie der allgemein beachteten guten Gewohnheiten zurück. Hier liegt für die Yamana die stärkste Triebfeder, die sie zu einer möglichst untadeligen Lebensführung nach dem Vorbilde der Väter zwingt. Nicht einmal die von Watzinglijas in Aussicht gestellten Strafen sind so unmittelbar wirksam wie der Ehrgeiz, durch ja bei den Stammesgenossen als echter Yamana zu gelten.

Jeder weiß nur zu gut, wie genau er von allen Leuten seiner näheren

und entfernteren Umgebung beobachtet, wie eingehend sein Verhalten sogar in geringfügigen, belanglosen Nebensächlichkeiten von anderen besprochen und beurteilt wird. Eindeutig und bestimmt bekommt jedermann es früher oder später zu hören, wie die Allgemeinheit über ihn denkt und wie sie sein Benehmen wertet. Die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten zu wenden, gelingt dem einzelnen nur durch restlose, andauernde Untadelhaftigkeit gemäß den herrschenden Gewohnheiten. So zwingt die Sorge um den eigenen guten Leumund[47] zu treuer Pflicht gegenüber dem von den Alten überlieferten Brauch viel nachhaltiger, als etwa polizeiliche Drohungen oder getriebene Gesetze; denn wer gewohnheitsmäßig vom guten Alten abweicht, verliert bei der Allgemeinheit jedwede Geltung und Wertschätzung.

b. Der wechselseitige Verkehr

Da jeder Yamana bewußt Wert darauf legt, bei seinen Stammesgenossen etwas zu gelten und von ihnen rühmend genannt zu werden, sucht er allein schon durch sein Auftreten und durch seine Umgangsformen zu gewinnen. Er strengt sich sichtbar an, jedermann auf taktvolle Art zu begegnen und nirgendwo Anstoß zu erregen, auf sein ganzes Äußeres nimmt er ängstlich Bedacht. Erst recht ist er darum bemüht, mit niemand in offene Feindschaft zu geraten; denn plötzlich kann er durch die böswillige Laune übermächtiger Naturkräfte in peinliche Verlegenheit versetzt werden, in der er auf die Hilfe des nächstbesten Stammesmitgliedes angewiesen ist. Die nomadisierende Lebensweise in einem gefahrenreichen Heimatbezirk fordert gebieterisch, daß einer dem andern bereitwillig zu Diensten steht, wann immer es angezeigt ist.[48] Die in mannigfacher Form sich wiederholende Notlage hat Regeln und Verpflichtungen für den wechselseitigen Verkehr ausgebildet, an die sich die Genossen im Hinblick auf ihren persönlichen Vorteil und auf das Gemeinwohl genau halten. Ein jeder kann nämlich zuverlässig damit rechnen, daß das Schicksal bald ihn selber genau so und vielleicht noch ärger treffen wird, wie es jetzt seinen Nachbar schlägt. Das Mitgefühl mit jedem anderen Stammesgenossen ist bei unserem Feuerländer stark entwickelt, mag dabei auch der Gedanke an das eigene Selbst und an Belohnung viel mitsprechen.

1. Besondere Umgangsformen

Bei der keineswegs geringen Anzahl von Regeln und Gewohnheiten, die für den wechselseitigen Verkehr der Yamana gelten, fehlt es auffälligerweise

---

[47] Nach dieser Voraussetzung beurteilt, gleichen unsere Yamana genau den Selk'nam (Bd. I, 663). Vgl. Cooper (I): 160.

[48] Bridges (MS): IX, 216; 1871) bestätigt: „The wandering habits of the natives result in making them servile to each other. Not knowing whom he may meet in any place, yet having to seek shelter with any one he may find there, a native would find it very embarrassing then to meet a man and his friends whose enmity he had incurred, consequently he obliges."

zu betonter **Förmlichkeit**. Man begegnet sich weder lärmend noch aufgeregt, vielmehr mit einer deutlichen Zurückhaltung der tatsächlich lebendigen Gefühle der Freude und Freundschaftlichkeit. Wir Europäer möchten diese kühle, formlose Art, sich zu begegnen, als Stumpfsinn oder Gefühllosigkeit deuten, wären wir der dahinter sich verbergenden aufrichtigen Gesinnung nicht gewiß. Damit soll nicht verneint werden, daß vereinzelt zwei treue Freunde beim Wiedersehen nach langer Trennung sich mit lauten Zurufen entgegeneilen, sich fest umschlingen und sich wie Wahnsinnige schütteln; ebenfalls gebärden sich einige Frauen übertrieben stürmisch, wenn sie nach vergnüglichem Beisammensein, z. B. anläßlich des *čiẋ̌ŋus*, wieder auseinandergehen. Das sind aber nicht die alltäglichen Umgangsformen.

Deutlich hingegen leuchtet aus den Bewegungen und Reden *jener*, die sich zu Besuchen zusammenfinden, eine **bewußte Berechnung** heraus. Leise, unauffällig tritt der Besucher in die Hütte ein und still hockt er sich auf einen Platz beim Feuer. Denselben anzuweisen, ist allgemein nicht üblich. Die Augen läßt er vor sich auf den Boden fallen und niemals frei oder zügellos überall herumschweifen; wenn er spricht, selbst in längeren Ausführungen, erhebt er sie nur dann und wann, ohne einen der Anwesenden starr anzuschauen. Seine Worte sind gemessen und fallen, als wären sie einzeln genau abgewogen worden. Bei alledem ist die Haltung auch beim Sitzen merklich stramm. Sich lässig anzulehnen, bequem herumzulümmeln, flegelhaft sich zu recken, darf in Anwesenheit anderer nicht sein. Sogar hochbejahrte Personen vermeiden es, sich unfein zu gebärden oder sich sonstwie gehen zu lassen. Ist jemand allein für sich, dann allerdings wälzt er sich schrankenlos übermütig herum und dehnt sich in höchster Verzerrung seines ganzen Körpers; denn jetzt kennt er keine Hemmungen. Umsomehr verdient sein Selbstzwang gewertet zu werden, den er sich sogar vor seinen eigenen Kindern, erst recht vor Besuchen, auferlegt.

Grundsätzlich **benimmt sich** der Yamana möglichst lautlos und ohne auffallende Regsamkeit, wo immer er geht und steht, ob er ißt oder arbeitet, mag er beobachtet werden oder nicht. Wie wenn ein Dieb sich heranschleicht und sich wieder entfernt, so wirkt auf den Europäer die Bewegungsart eines Feuerländers. Dieser hat sich selber fest in der Gewalt und er verliert sich auch dann nicht, wenn fremdartige Gegenstände ihn berücken oder ausländische Besucher mit ihren Sonderlichkeiten ihm gegenüberstehen. Ungekünstelt kehrt er seine schweigsame, regungslose Zurückhaltung hervor."[29]

[29] Trefflich urteilt Stragnell (a): 167 darüber: „El fueguino es muy callado, poco expansivo, especialmente con el extranjero, sobre con una capa de indiferencia todas sus sentimientos, todas sus pasiones." An einem Beispiel erläutert er diese Verhaltung. Noch genauer ist Dabbene (b): 197 diesbezüglich: „Los Yahganes dan algo meditativo, melancólico y taciturno, especialmente cuando están en presencia del extranjero. Ningún objeto, ninguna cosa para ellos, es capaz de despertar su interés o curiosidad. Se miran en todo como lo tienen que ellos habitan y en fisonomía revela en todos los momentos una indiferencia completa. Por este motivo es muy difícil comprender los sentimientos y los sentimientos que los dominan."

die ihm von den meisten Seelenten der früheren Zeit als Verblödung oder als Stumpfsinn gedeutet worden ist, bewußt oder unbewußt aus falschem Urteil.

Wie weit es der Feuerländer in der Selbstbeherrschung gebracht hat, mag man aus seiner staunenswerten Fertigkeit im Schweigen ermessen. Gewiß, das ist zwar mehr Berechnung als Tugendhaftigkeit, wirkt aber im Verkehr mit argwöhnischen Stammesgenossen außerordentlich förderlich. Sofern es sich nicht um offensichtliche, andauernde Verstöße gegen wichtige Gewohnheitsgesetze handelt, hält jedermann mit seinem Urteil über einen andern vor Besuchern und Fremden vorsichtig zurück. Um so weniger gibt er öffentlich seine Abneigung oder gar Feindschaft bekannt und belädt klug berechnend einen weiten Kreis in der falschen Meinung über seine Stellung zu dem oder jenem. Ein solches Verhalten ist zwar weder vornehm noch mutig, aber es vermeidet Unruhe und Aufregungen, Wortwechsel und Streit in der Gesellschaft. Ist jeder an sich schon berechnend gemessen in seinen Äußerungen und Reden, wird er dazu noch durch die argwöhnische Aufmerksamkeit, mit der jedes seiner Worte von anderen überprüft wird, mächtig angetrieben. Um so weniger gibt er vor anderen preis, was ihm eine nachteilige Beurteilung seiner selbst eintragen könnte. Die Atmosphäre argwöhnischer Bemängelung und die peinliche Angst, sich vor seinesgleichen bloßzustellen, lastet offensichtlich hemmend auf mancher Runde von Männern und Frauen und behindert den freien Meinungsaustausch; als ob sie überhaupt nicht reden könnten, sitzt die Mehrzahl der Anwesenden da. Ein fremder Beobachter erfaßt es auf den ersten Blick, daß sie wie eingeschüchtert oder verschreckt, aus banger Angst oder berechtigter Furcht nichts zu sagen sich getrauen. Noch stärker hemmend und lähmend auf den Gedankenaustausch einer Gesellschaft wirkt die Anwesenheit eines über dreijährigen, geschlechtsreifen Jünglings. In freien Zusammenkünften allerdings, vor allem bei Spielen und nach einer reichen Beute geht es munter lärmend und ungezwungen heiter her.

Das schweigsame, lautlose Benehmen der Yamana ist aber auch ein Ausfluß ihrer naturhaften Bescheidenheit. Diesen Vorzug merkt man deutlich, wenn man einen einzigen von ihnen neben die selbstbewußten, stolzen Selk'nam stellt (Bd. I, 1143). Es ist wirklich nicht die Art unserer Feuerländer, durch viel Getöse aufzufallen oder sich vorzudrängen, vor seinen eigenen Leuten zu prahlen oder bei den Nachbarn hochwichtig zu tun, mit den eigenen Kraftleistungen andere zu reizen oder auf wirkliche Erfolge zu pochen. Frauen und Mädchen fallen genauen europäischen Beobachtern durch schüchterne Zurückhaltung und scheue Ängstlichkeit auf. Diese Gemütsart bestimmt naturgemäß die Umgangsformen. Durchgehends pflegen die Frauen bei ihren Gängen und Wanderungen die Augen nahe vor sich auf den Boden zu schlagen; kaum je wird man eine antreffen, die ihre Blicke bewegt überall neugierig herumschweifen läßt. Auffällig erkennt man es an einer um das Herdfeuer hockenden Runde von Frauen, wie fest sie ihre Augen im Zaume halten können; sie verharren lange so, als würden sie es nicht wagen, ihren Blick zu erheben und ihre einigen Spielregen zu gewähren. Tatsächlich

halten sie auch im späten Alter das eingeprägte, unauffällige Benehmen bei, das jedem Mädchen anläßlich der Monarche zur Pflicht gemacht wird (S. 754). Besonders treu hierin war Nelly Lawrence. Umso mehr dürfte das befremden, als sie durch ihre gehobene soziale Stellung zu einem freien, selbstbewußten Auftreten berechtigt gewesen wäre; sie aber setzte ihren Stolz darein, trotzdem der Art ihrer Vorfahren gemäß zu folgen.

Die Umgangsformen fordern überdies geschlechtlich auch für Erwachsene eine gewisse **Geschlechtertrennung**, wie sie ähnlich für Jugendliche (S. 739) besteht. Versammeln sich mehrere Familien, so sondern sich die Männer voll den Frauen gleich anfangs und jede Gruppe bleibt für sich allein bei langer Unterhaltung oder Belustigung. Gewiß, des öfteren finden sie sich zu gemeinsamen Spielen zusammen, eben weil das auf offenem Platze und vor den Augen vieler geschieht. Vereinigen sie sich in einer Wohnhütte, hocken die Frauen als geschlossene Gruppe entweder nahe dem Eingange oder sie bilden einen eigenen Kreis hinter den Männern, die rund um das Feuer herum sich niedergelassen. Statthaft ist es nicht und zumindest erregt es Verdacht, daß ein Mann eine Hütte betritt, in der eine Frau allein sitzt; ebenwenig würde eine Frau dort eintreten, wo nur ein Mann anwesend ist. Jede dieser beiden benachbarten Personen soll vor dem Hütteneingange sterben bleiben und von dieser Stelle aus ihren Wunsch vortragen, falls sie es nicht vorzieht, eine spätere günstigere Gelegenheit wahrzunehmen. In der Regel späht jeder erst aus, ob die anzusprechende Person in ihrer Hütte von anderen umgeben ist, hervor er sie anlockt. Um aber jedweder Verlegenheit, vor allem dem Gerede anderer vorzubeugen, pflegen Frauen, die Wert auf ihren guten *Ruf Anspruch, wie Männer aus ähnlichen Gründen* [illegible] *eine fremde* Hütte betreten. Das war Regel bei Nelly Lawrence. Obwohl sie Herrin des Hauses und ich auf jeder meiner vier Reisen bei ihr als längst bekannter Gast weilte, hat sie mich in dem mir angewiesenen Zimmer niemals allein besucht, sondern sich zumindest von einem ihrer Kinder begleiten lassen. Genau hielt es ebenso. Läßt ein erfolgreicher Jäger durch seine Frau einzelne Stücke seiner Beute an die benachbarten Hütten verteilen, läßt sie sich an die dafür geltenden Vorschriften (S. 687). Daß trotzdem dann und wann ein Mann sich mit einer Frau heimlich zu unerlaubtem Verkehr zusammenfindet, weiß man wohl und man beobachtet scharf jene, die berechtigten Verdacht verursachen. Mehrmals ist schon erwähnt worden, daß Geschenke ebenwenig von einem Manne einer Frau oder von einer Frau einem Manne unmittelbar ausgehändigt werden.

Was bisher an Vorschriften für den Umgang mit anderen niedergelegt worden ist, sieht nicht etwa darauf ab, ihn grundsätzlich zu unterbinden oder empfindlich zu behindern. Vielmehr sind gegenseitige, häufige **Besuche** nicht nur eine gesellschaftliche, sondern auch eine allgemeinmenschliche, psychologische Forderung. Soweise muß die Einzelfamilie unter dem Zwange der täglichen Nahrungssuche immer und immer wieder allein ihren Wegen nachgehen, währenddessen die Eltern sowohl wie die Kinder von den ihnen angewiesenen

Arbeiten reichlich in Anspruch genommen werden. Am Abend erst, sofern sie nicht zu stark ermüdet sind, bleiben ihnen einige Stunden vertraulicher Geselligkeit. Das aber genügt auf die Dauer nicht und gern nehmen sie deshalb jeden Besucher auf, der ihnen entgegenkommt. Etwas Neues hat er sicherlich zu erzählen, manche Vorfälle weiß er zu berichten, einige Erkundigungen und Fragen wird er beantworten können. Beiden Teilen gewährt das Zusammentreffen einige Freude und Aufmunterung. Nicht selten muß eine Familie der anderen hilfreichend eilen, wenn sie im Unwetter einige Gerätschaften verloren hat, wenn sie Mangel leidet an Nahrungsmitteln oder an Stoffen für Gerätschaften, wenn sie mit einem hilflosen Kranken sich belastet sieht oder einen Todesfall erlitten hat. Da jetzt nur andere Familien ihr Beistand gewähren können, treibt es sie mächtig zu diesen hin und sie hängt sich an jene Familien, wo immer sie ihnen begegnet.

Abgesehen davon, daß jede Familie sich dann und wann bei der nächsten Verwandtschaft zeigen, somit schuldige Ehre erbieten muß auf Abneigung oder gar Feindschaft und erstere könnte auf deren Hilfe im Notfalle nicht rechnen. Wer ein Verbrechen auf dem Gewissen hat, der allerdings hält sich verborgen und vermeidet es durch lange Monate, anderen unter die Augen zu kommen. Sollte sogar eine feindliche Person sich zum Besuche einfinden — sie tut das sowieso nur der dringenden Not gehorchend oder in Gesellschaft anderer —, niemals wird ein Yamana sie abweisen. Der Besucher darf so lange verweilen, als es ihm beliebt; nicht durch das leiseste Anzeichen wird der Hüttenbesitzer zu verstehen geben, daß er dessen überdrüssig ist.

Wer auch immer kommen mag, vor allem die Verwandten und lieben Freunde, werden mit herzlicher Gastfreundschaft aufgenommen. Ergeht eine Familie im Kanu eine andere auf dem Wasser, eilen sie zueinander zu und vereinbaren meist, gemeinsam dem Ufer zuzusteuern, wo beide nebeneinander ihre Hütten aufrichten. Ein Mann, der vom Strande aus ein Kanu sich nähern sieht, eilt hinunter an den Rand des Wassers und ruft dem, der eben aussteigt: „Komm schnell in meine Hütte. Ich habe gutes Feuer, dort ruhe dich aus!“ Seinem Weibe ruft er zu: „Schnell binde das Kanu sorgfältig an. Komm auch du unverzüglich in meine Hütte, hier draußen ist es naß und kalt!“ Die beiden Männer begeben sich sogleich zur Hütte und die Frau dem einen folgt bald nach. Am Feuer erwärmen sie sich und essen, was die Besitzerin der Hütte ihnen bietet. Sie halten sich nahe dem Eingange, um ihre Sachen und Gerätschaften bequem übernehmen zu können. Haben sie sich gestärkt, gut durchgewärmt, reichlich ausgeruht und dabei ein wenig erzählt, erheben sie sich und eilen hinaus. Die Besitzer der Hütte folgen ihnen und alle vereinigen ihre Kräfte, um eine Hütte für die aufzubauen, die kurz vorher hier eingetroffen sind. Mag in der Hütte unserer Yamana Einheit fordern, wer will und wären es gleichzeitig viele, die in dem engen Raume sich zusammendrängen müssen, immer sind sie willkommen und keiner wird abgewiesen, am allerwenigsten bei landesüblicher Witterung.

So kurzweilig jedweder Besucher aufgenommen wird, daß man kaum

eine unterschiedliche Behandlung der Freunde und der Fremden bemerkt, ebenso freigebig bewirtet man ihn. Die Hüttenbesitzer bieten von sich aus alles und regelmäßig das Beste von dem an, was sie vorlegen können. Sie haben nichts anderes; denn die Gäste zu erfreuen und zu befriedigen, darauf ist ihr Augenmerk gerichtet und sie lassen es sich nicht verdrießen, wenn ihr ganzer Vorrat verzehrt wird. Auch wer mit der bewußten Absicht gekommen ist, sich einmal gründlich an zu essen — er hat vielleicht erspäht, daß sein Gastgeber mehrere mit reicher Beute heimgekehrt ist —, wird nicht abgewiesen, sondern kann seiner Lust unbehindert frönen. Es ist nicht üblich, daß der Besucher etwas erhält. Der Hüttenbesitzer kennt aber diese dessen Absicht und bewirtet ihn mit allem, was er vorrätig hat. Das tut er auch deshalb gern, weil er bei nächster Gelegenheit sich selber bei dem dort einkehrt, der jetzt sein Gast ist. So ißt jeder bald in dieser, bald in jener Hütte, aber schließlich muß auch er persönlich sich als freigebiger Gastgeber bewähren. Niemand bedankt sich für das, was er gegessen hat, mögen selbst ausgesuchte Leckerbissen ihm gereicht worden sein.[10] Da jeder vermeiden will, als geizig oder knauserig verachtet zu werden, bietet er mit unverkennbarer Freigebigkeit dem Gaste alles an, was ihm zur Verfügung steht.[11]

Angesichts dessen könnte es überraschen, daß unsere Yamana zu ihren gesellschaftlichen Tugenden auch die Mäßigkeit rechnen. Jedermann muß sich nämlich so geben, als läge ihm überhaupt nichts am Essen. Nicht einmal in der eigenen Familie, wo man ihn nicht als Besucher vor anderen würde einer sagen, er sei hungrig. Gast im Gegenteil stellt sich jeder dann, wenn ihm etwas gereicht wird, das er beleidigt und er läßt geraume Zeit auf sich warten, bis er schließlich angreift. Dabei knurrt ihm bisweilen der Magen vor Hunger so laut, daß es die ganze Nachbarschaft erfährt. Wer zu eilig und gierig sich beim Essen benimmt, wer vernehmlich schlürft und schleckt, gilt unweigerlich als Vielfraß und läßt damit sehr viel von seinem Ansehen ein. Aber da er doch hungrig ist, verstellt er sich geschickt und füllt sich den Magen, ohne daß seine Gastgeber bewußt aufmerksam werden. Schon sehr eifrig hat Despard (s. 488) diesen seltsamen Zug beobachtet. „They hold gluttony in great abhorrence. In their language the word for gentleman is 'swallower'." Dem Selk'nam (Bd. I, 474) gleichen sie hierin genau.

Sind die Feuerländer aber für sich allein oder im engsten Kreise vertrauter Freunde, dann durchbrechen ihre starke Eßgier nicht selten alle herkömmlichen Schranken und die Anständigkeit wahren zuweilen sogar die eigenen Landsleute an (S. 1006). Bekanntlich fressen sie das meist sehr heiße Fleisch fast

[10] Diese uns Europäern befremdliche Sitte hat schon Despard (h): 230 herausgefunden. „Les indigènes ... mettent dans les grandes parts de tous aussitôt certain laps de temps pour refroidir [leur] nourriture."

[11] Nach Despard (h): 230 sind die Yamana „hospitalarios, y siempre, que para alimentarse que sean los provisiones, el mismo Ingalo encuentra en lugar entre del fuego y algunos alimentos. Pues la amplia Generosidad es alterada, y si tienen provisiones, dicho divididas con los demás."

mit den Händen, führen es zum Munde und trennen dicke Bissen mit den Zähnen los, während sie fest daran zerren. Der reichliche Fischtran und Fleischsaft quillt ihnen aus beiden Mundwinkeln heraus und trieft in dicken Tropfen auf Rumpf und Schenkel; mit den flachen Händen verreiben sie ihn im Gesicht und auf dem Körper, die beschmierten Finger lecken sie mit breiter Zunge ab. Nahezu widerlich geht es rund um einen gestrandeten Walfisch her, wo fast jedermann die sonst übliche zurückhaltende Selbstbeherrschung abstreift und sich mit derart reichlichen Mengen auffüllt, daß sein praller Bauch deutlich vorsteht. Im Trinken, das früher auf Wasser beschränkt war, braucht sich niemand Zwang anzutun. Die Yamana verschlucken täglich eine reichliche Menge.

Bei den gewöhnlichen Besuchen geht es still und formlos her. Der Besucher tritt in die Hütte ein, schaut kaum herum und läßt sich nahe dem Feuer nieder. Eine geraume Zeit vergeht, bis der Hüttenbesitzer ihn anredet und dann wieder eine Zeit, bis dieser in ein Gespräch einwilligt oder den Anlaß seines Kommens zu verstehen gibt. Genau so wortlos zieht er sich wieder zurück. Daneben aber sind gewisse Grußformen bei denen in Übung,[402] die sich voneinander auf weite Strecken entfernen, die sich seit langem nicht gesehen haben, die ohne Aufenthalt aneinander vorbeifahren, die eine geraume Zeit vergnüglich miteinander verbracht haben. Vertraute Freunde, einerlei ob Männer oder Frauen, stürmen nach langer Trennung aufeinander ein, umschlingen sich gegenseitig mit Eifer und pressen sich unter lebhaftem Schütteln aneinander. Nur Fremdenleute, nicht aber bestimmte Begrüßungsworte bringen sie so lange hervor, bis sie wieder voneinander ablassen. Wie herzhaft sie sich dabei fassen, hat beispielsweise Snow: I, 346 erfahren: „It was in their friendly hugs that I felt most of their power, and the unpleasantness of too close a contact. The strength displayed in these hugs was greater than I could have supposed. It was, indeed, no joke to have this manifestation of their good-will. It was like being pressed in a wedge." Dabei küssen sich Erwachsene nicht. Wohl aber pressen heute noch, wie früher, Frauen und vereinzelt Männer einem Säugling aus ihrer Verwandtschaft den eigenen Mund fest auf die Wangen. Diese Art[403] von Kuß, épée bekundet herzliche Vertraulichkeit der Eltern mit ihren Lieblingen (S. 714).

Wer förmlich Abschied nimmt, sagt laut: „kálu yéla, ich ziehe ab"; nach BD: 263, I'm off, I'm going away. Ausführlicher ist nach BD: 263 der kálu kúnakja, I will go, i. e. I will wait no longer, I think I had better go; ebenso das kálu yellája okálu. Wie Bridges (MM: VII, 118; 1873) zuverlässig behauptet,

[402] Damit weise ich zurück, was beispielsweise Bridges (a): 186 und was Despard (b): 698 mit folgendem Wortlaut behauptet hat: „There are no gestures of affection amongst them; they neither kiss, rub noses, nor shake hands. Nevertheless, the affection exists, and is strong." Ersteres gibt nur „Anapan el amor no tenga las manifestaciones al del beso ni de las caricias, todavia aparece manifiestas."

[403] Demnach bestätigt die Behauptung eines Bridges (a): 186 und eines Hyades (a): 291 nicht zu Recht, daß „he knows not tenderness towards". BD: 101 übersetzt den oben genannten Ausdruck mit: to make one's mouth with the lips to nestle, as fingers; to kiss.

ist dies „the only form of farewell known here". Gewöhnlich bleibt dieser Ausruf ohne Antwort. Wer eine geben will, sagt: „*Mia yéllo*, du darfst gehen, leave me, or You may leave me."

Begegnet einer dem andern freundschaftlich, läßt er ein „*Apu ni*, wie geht es dir?" fallen. Hat der andere nichts Besonderes zu melden, erwidert er lächelnd *dienen Apu ni*. Oft aber kommt ihm, mehr unbewußt, ein „*Mâf hâjima*, mir geht's nicht zum besten!" über die Lippen; doch das nimmt niemand ernst. Andere, die sich weniger nahestehen, laufen gänzlich stumm aneinander vorbei und begnügen sich mit einigen verlegenheitigen Blicken, in die sich allerdings manche Gefühle erkennbar hineinlegen."[1]

Aus früherer Zeit schildert Dumont (b): 716 eine Empfangsförmlichkeit, die ich aus eigener Beobachtung nicht bestätigen kann. „The mode of receiving strangers is strange. Canoes are seen approaching — wigwam people hear the news — and commit us to who they may be, look about inside, and make as many spaces round the fire as there are guests to occupy them. New comers enter and occupy. Then the in-party turn their back to the fire and make a simultaneous talking. The newly-arrived make a general response. Then both parties assume the face-to-fire position and the ceremony of reception is concluded."

Einen eigentlichen Besuch bezeichnet man mit *tépyi* ganz allgemein, nicht nur unter den vom BD: 409 genannten Bürksichten. Der Besucher soll nicht ohne irgendwelche Bemalung erscheinen. Zumindest zeichnet man einige weiße oder rote Striche ins Gesicht, nach dem für die abwesende im *hîfepo* gebräuchlichen Muster. Frauen und Kinder nehmen es mit dieser Pflicht viel genauer als ihre Männer. Bei einfachen Besuchen genügen ein oder zwei Querstriche etwa vom Mundwinkel bis zum Ohrläppchen. Wer den andern besonders ehren will, führt die Gesichtsbemalung nicht nur reichhaltiger, sondern auch sehr genau aus. Ältere Frauen vor allem verstehen sich mit viel Sorgfalt außer dem Gesicht auch den ganzen Oberkörper. Mit dergleichen mehr oder weniger farbenreichen Bemalungen tritt das Kind vor seine Eltern, der Bräutigam vor seine Braut, die Frau vor ihre vertraute Freundin. Jugendliche, die das *hîfepo* bereits hinter sich haben, dürfen ohne diesen Schmuck nicht vor ihre Patin oder vor ihre Adoptivmutter adukatérawajipa hintreten; diese Nachlässigkeit käme einer Beleidigung oder Geringschätzung gleich. Wer erfahren hat, daß ihn bald ein Besuch ertreten will, legt selber eifrigst eine Bemalung an: damit will er zum Ausdruck bringen, wie angenehm ihm dessen Kommen ist. Blieb ihm dazu keine Zeit, so braucht er sich in Anwesenheit des Besuchers. Mit eigener Vorliebe bemalt die Patin ihren Schützling aus dem *hîfepo* und zeichnet ihm die dort gebräuchlichen Striche auf die Wangen. Diesen Beweis ihrer engen Verbundenheit bestätigen alle Nachbarn und erzählen freudig: „Sie [die Patin] hat ihn bemalt!" Es muß

[1] Spencer (a): 141, der unseren Tanzen alle Ungezwungenheit absprichte, gesteht doch zu: „In conversation minutes can elapse before a word is spoken ..." Vgl. hierzu auch die kurze Anmerkung 972.

mit dieser Zeichnung sich bei ihr gelegentlich wieder neben lassen, wie ja auch die Erwachsenen beim Gegenbesuch nach allgemeiner Regel mit Bemalungen versiert erwartet werden.

Mit dieser Forderung, sich bei Besuchen zu schmücken, ist auch die nebenhergehende nach körperlicher **Reinlichkeit** verbunden. Zumindest entfernt jeder den gröbsten Schmutz aus dem Gesicht und von den Händen und Füßen, ordnet sein Kopfhaar und legt sich den saubersten Rückenbehang um. Dieserhalb stellt zwar niemand hohe Forderungen; aber soviel muß jeder Besucher an sich tun gelten, daß er einiges getan hat, um reinlich aufzutreten. Selbstverständlich behängt er sich mit seinen kostbarsten Schmuckstücken. Mit alledem will ein Besucher seine Hochachtung gegen den usw. Ausdruck bringen, dem seine Aufwartung gilt.

Sind schon die Yamana nicht ausgesprochen in der körperlichen Reinlichkeit (S. 384), so zeigen sie sich auffallend streng bezüglich **natürlicher Bedürfnisse**. Darüber fällt eingangs ein Wort. Wer seine Notdurft verrichten will, verläßt hierbei den Kreis der andern und entfernt sich weit. Niemals würden zwei Personen sog nebeneinander ihr Geschäft erledigen; Buben, die das wagen und die dabei beobachtet würden, haben Strafworte und Schläge zu gewärtigen. Auch wer andre hinausgehen sieht, darf sich ein weiteres Absitzen von den Hütten nicht verdrießen lassen; man würde ihn andernfalls sehr Verhaltungen machen. Kinder und Jugendliche dürfen bei Blähungen im Kreise älterer Leute nicht von sich geben; diese allerdings sind so frei und ernten dafür heiterlustige Schmunzeln. Überlautes Rülpsen und bewegtere Aufstöße vom Magen her beeilt niemand, ebensowenig das schnarchende Räuspern und das ausgiebigere Spucken. Immer und immer wieder kratzen sie auf dem Kopfe und auf dem ganzen Körper herum, weil sie sich von dem lästigen Jucken der Läuse erlösen wollen. Tun sie das nicht, haben sie gewohnheitsmäßig mit ihren dicken Fingern in den Nasenlöchern herum und streifen mit der flachen Hand den Nasenschleim ab, um ihn auf dem Fußboden oder an der Hüttenwand zu verreiben. In den erwähnten Einzelheiten gleichen unsere Yamana den Seßhaften (Bd. I, 668), durch sind letztere im allgemeinen reinlicher als jene. Jedwedes Kampfer wird von ihnen ekelhaften Bräuchen, das sich von unseren Anstandsbegriffen weit entfernt, empfindlich angreifend.

Kurz sei noch erwähnt, wie sich bei den gewöhnlichen Besuchen durchgehends die **Unterhaltung** abwickelt. Wer als Gast in eine Hütte eingetreten ist, verweilt erst einer Zeitlang schweigend hockend am Feuer. Er erhält weder neugierig keinen, noch bewegt er sich auffällig (S. 1007). Endlich beginnt er mit meiner Stimme einige Worte hervor und gibt auf belanglose Dinge über. Zunächst erkundigen sie seine Fahrt und seine Erlebnisse mit dem Wetter in den letzten Tagen. Hat er zufällig eine andergroße Jagd hinter sich, machte er dem besonders Freude, sie in den kleinsten Einzelheiten durchzureden. Dabei schwingt er sich in einer unerhörlichen Lebhaftigkeit. Seinerseits spricht er wenig und zur Befriedigung der Anwesenden weiter, gibt von

einem Erlebnis weiß anderen über und Dichter vor noch langen Stunden die Ende. Niemand wagt es, ihn zu unterbrechen, niemand gähnt seiner Langweile zu erkennen, mag sie ihn auch so sehr drücken. Wenn die Anwesenden auch hoffend auf einen gewissen Vorfall gespannt, den der Gast selbst hat, mehren er selber nicht einmal zu sprechen kommt, richten niemand bestimmte Fragen an ihn. Man will weder ihn in irgendwelcher Weise belästigen, noch sich selber durch die gut gepflegte Narkinge als unpünktig verraten. Wenn er ihn beliebt, schließt er seine Erzählung ab, niemand dürfte es sich herausnehmen ihn aufzufordern, wegen unpünktlicher Stunde abzubrechen. Manchmal wird es in einer Runde von einem vorherigen Alten ein langes Gerede gebeten, das sie den einer und anderen Mal bereits vernommen hat. Da fast immer darin Erinnerungen eingeflochten sind, die den Gesellschaftskreis und den alten Besuch hervorrufen, verfehlt das seine entschiedene Wirkung auf die Jugendlichen nicht und selten manchen Gast.

Häufig gibt die anfänglich allein von einem Manne gehaltene Darstellung auf einer eigentlichen Aussprache über. Dabei kommt es niemals zu einem lauten Stimmengewirr oder zu einem ergiebigen Durcheinander, weil die jüngeren Leute sich mit ihren Lebensfragen sogenannten der älteren unterhalten und dieses keineswegs im Wort hilfen. Und Frauen anwesend und wird ein Gegenstand besprochen, der auch sie trifft, dürfen sie selbstverständlich ihre Meinung in bescheidenen Grenzen vertreten.

Kommen Angelegenheiten einer bestimmten Person zur Sprache, wenn man deren Namen nicht, sondern kennzeichnet sie mit Umschreibungen. Da für bestimmte der Tonnen eine besondere Freigkeit. Derart gelten zum Beispiel Männer oder Frauen vor, die mit ihrer Stimme einen besonderen durch die Zähne stören. Einen allgemein unerträglich ist, pressiert mit seinen Figuren unnatürlich oder unfreundlich; das gilt auch für Kinder. Vor anderen verwerflich die, welcher sich gern laben, Lichtverschlechtern und Eierschlechtern. Ebenso wenig gibt jemand seine Absetzung gegen einen anderen schwächer zu verstehen. Knoblauchfresser und Pferdemist bestimmt die Tonnen nicht. Sie lachen nur vollen Halse, bringen sich dabei auch allen Seiten und wischen sich kreuzgeschäft auf dem Boden. Bei Begleitung gehen sie mit geschlossenen Lippen einen halbgebrochen gelassen von sich, meist langsamen Aufhaben den Kopfes, die Verneinung drücken sie durch ein langgezogenes Nein aus.

Nicht nur angebracht, auch sehr bedeutsam ist es, einen Gesprächsstoff so in einer Weise lustig und lächerlich zu machen, daß einer selber darauf aufmerksam würden. Deshalb sind die Leute, die einen Gast zum spöttischen Gegenstand der Unterhaltungen, selbstverständlich unerwünscht, nur nicht den schlechten Verständer und Einsichtigen oder Verachtung seiner Landsleute oder seiner Heimat aussprechen. Niemand hören sie verwundert die Augen, gaar besonders Bemerkungen können sie Kaufer für schärfere Schmähung von ihrer Heimat nur durch den schlimmst erlogenen Schwänken verwandeln und gebrechen sie dieser Gruppe den Hilfe versagen, der von hier aus sich später an ihnen begibt. Gegenüber Kindern bestehe diese große Angst nicht. Sie gelenkt die Tonnen

Die Begrüßung anderer und die Stichworte vorwiegt sind, halten sie mit [illegible] und wichtigen Ereignissen von solchen nicht zurück, die sich nicht ändern können. Im März 1923 hatte ich vom Canal de Beagle aus ein Boot mit besonderem Auftrage nach dem Wollaston-Inseln geschickt. Von dort brachte es auch mehreren Tagen einen etwa achtjährigen Knaben mit und Canoe, neben den vorüberpaddelnd auf. Am ersten Abend bereits sah ich, wie [illegible] Anverwandten sich unterhielten über dessen [illegible] ungewohnte Anwesenheit bekundigten. Es endete im ersten Stichlaute (S. 190) der Yäläläsprache. Als ich dann mein Befremden darüber zu erkennen gab, daß sie von ihrer üblichen Haltung abwichen, entgegneten sie mir: „Jener Knabe redet einen anderen Sprache als wir. Manche Worte verstehen wir nicht. Alles hängt bei ihm so merkwürdig, daß wir lachen müssen! Er ist ja noch jung und klein; also kann er uns nicht schaden, wenn wir unsere Ergötzen offen zu erkennen geben!" Auf solcher Art sich von Erwachsenen zu fernen Gepräge zu bewahren, würde niemand wagen. Sind die Gäste wieder abgezogen, dann allerdings ergehen sich [illegible] Personale sich reichlich auch in verächtlichen Worten und mit viel Witz über alles aus, was sie an ihnen wahrgenommen haben oder ihnen lustig erklingen.

Abweichend von den Gewohnheiten der Selk'nam (Bd. I, 470) gilt es bei unseren Yamana unanständig als Pflicht, einem Fremden, der Gast aus abgelegenen Zone keine Abneigung Geschenke zu überreichen. Sie entspricht gegen der unverbrüchlichen Verpflichtung für Selbstbewußtsein und edle Freigebigkeit. Nach Bridges (p). 210 ist der „Hauptsitten & Ergötzlichkeit am [illegible] unverbrüchlichen der Fremden." Dies zu beobachten und zu würdigen, hatte ich gewöhnlich viel mehr Gelegenheit als mir. Einmalig und unter dem Einfluß gewichtiger Begebenheit erlaubte einen mit allen Händen allen weg, was er irgendwie entbehren kann. Man schenkt Kleinigkeiten mit der Unbefangenheit selbstverständlich. Einmalig nun, man denkt, wenn sie freigebig, damit sie gefangenschaftlich behaftige und mit einem Gegengeschenk entlohnt erhalten. Vielmehrlich erwarten sie dringlichen, daß sie angegeben Insofern gilt, was Bridges (p). 200 behaupten: „Si el Yahgan se muestra generoso, no lo hace especialmente, sino con la esperanza de que se generosidad sea largamente retribuida."[1]

Ohne großen Aufhebens zu machen und ohne ein Wort zu sagen, legt der Indianer den Bitten seinen Gast das Geschenk in die Hand und schaut ihm selbstverständlich in die Augen. Dessen Gesicht hellt sich nun entsprechend Freude darüber auf und er nimmt es selbstverständlich entgegen, ohne es sogleich zu betrachten oder auf seine Güte zu prüfen. Ein Mann überläßt seinem Freunde selbstverständlich die Gastfreundschaft, deren er sich bei ei-

[1] [illegible] [illegible] [illegible

von Arbeiten und auf den Jagden bedient; ein beliebter Geschenkgegenstand sind jene Einsatzstücke, die in einem Gebiete häufig vorkommen, anderen aber mangeln. Hierher gehören lange Knochenspitzen für die Harpune aus den Rippen eines Wales (Abb. 45), Pyrithaufen (S. 393), Gummiringe usw. Hingegen entfernt eine Frau ihre Bemerkung mit einem der vorgeschriebenen Schmeichelsätze und wählt eine Form aus, die anderwärts nicht hergestellt wird. Was jemand seinem Gaste beim Abschied gleichsam zum Andenken in die Hand legt, soll besonders wertvoll, tadellos und von bester Ausführung sein! In diesem Sinne werden die einzelnen im Tausche empfindlich unterschieden. Wenn der andere nämlich in seiner Heimat wieder angelangt ist, hat er Muße, das Geschenk zu betrachten und zu werten. Bald gibt er sein Urteil seinen Nachbarn bekannt. Sie alle sprechen aber nur dann über den Geber vorteilhaft und ehrend, wenn dessen Freigebigkeit und Großmut sich im Geschenkgegenstande widerspiegelt.

Außer dem Bedürfnis nach der Gesellschaft anderer ist es überdies das gefühlsmäßig entwickelte Gefühl der *Freundschaft*, das gewisse Einzelfamilien und kleinere Familiengruppen häufiger zueinander treibt. Weil sie sich, meist wegen der natürlichen Veranlagung, besser verstehen, deshalb schätzen sie sich mehr und darum erwächst das Verlangen, öfters sich zu treffen und länger beisammen zu sein. Wirklich echte Freundschaft trifft man bei den Yamana an, sie ist auch zu Opfern bereit und ganz selbstlos. Jene Personen, die sie verbindet, hilft sie wie liebende Geschwister zu gegenseitiger Hilfeleistung zog zusammen.

Familien, die wenig oder gar nicht miteinander verkehren, gehen auch kurzem Wortwechsel ohne förmlichen *Abschied* wieder auseinander. Stillschweigend und ohne Aufsehen zu erregen schleppen sie, wenn sie nicht mehr länger bleiben wollen, ihre Sachen ans Kanu, laden den sehr großen Bestand in wenigen Minuten ein und fahren, ohne zu grüßen, in beliebiger Richtung ab. Lust und Leidschaft jedoch geht es dann zu, wenn Verwandte und gute Freunde voneinander scheiden. Vorher besprechen sie ihren Fischfang. Sollte einer Familie an dieser Stelle ausreichend sein, ist sie der anderen beim Verladen behilflich. Haben sich zwei oder mehrere Familien entschlossen, den gemeinsamen Lagerplatz gleichzeitig aufzugeben, sprechen sie sich noch einmal gründlich aus; danach rollen sie langsam ihre Sachen zusammen und verlieren bei der Abfahrt kein Wort mehr.[**]

Freundschaftlich vertraulich geht es zwischen Familien her, die gewisse Zeit gemeinschaftlich miteinander reisen und arbeitsmäßig lagern. *Auf den Strande* finden sie fortgesetzt Anlässe zu *nachbarlichem Beisammensein*. Jedenfalls sieht der Jagdausflug der einen Familie die andere an oder diese hat Dinge beizubringen, die jene nicht finden konnte, was man nun

** Wallis, published Journal, Pitcairn (1767, II, 1), 1893: „When there is a new arrival, a present or some public demonstration is held appropriate and customarily, according to the feelings of the persons speaking. So also, when Captain or owners depart, a public notice to the same way is given."

verwandt. Überdies sind Gerichtsbarkeit, Gemeinderecht, Polizei, gute Interessen; dafür nimmt man gern die Hilfe oder vermindert die Belastung des Nachbarn in Anspruch, wäre es auch nur um dem Bettelstab, welcher dermal zu glimmen. Diese Leute verbrennen gegenseitig in ihren Häusern so vielmal sich unterstützen, als wären sie in einer jeden unbesorgt. Es ist so sich ereignet, daß eine Familie mit vielen Leuten beisammen, die diese für sich allein genügend starke Anziehungskraft war, daß die Nachbarn sich ohne Einladung einfanden. Zuweilen wurden sie eigene gerufen.[47] Ist die Zusammenkunft etwas umfangreich, gibt sie als Ökonomie und einem gleichzeitig einige Einnahmen an. Da aber so eines geht es dabei ungezwungen vermenschlich zu.

2. Allgemeine Verkehrsweise

Im Hinblick der alltäglichen und mehr vertraulichen Umgang der Einzelpersonen und der Familien untereinander geschildert wurden, sollen im Folgenden die Regeln genannt werden, die den allgemeinen Verkehr und die öffentliche Ordnung leiten. Das gegenseitige Verhältnis der Personen wird von einer minderen oder höheren Selbstlosigkeit bestimmt, je nach persönlicher Veranlagung und den Beziehungen zur anderen Person. Wiederholt habe ich auf diese Tugend der Selbstlosigkeit hingewiesen, denn sie wird viel gelibt und, damit sie sich nicht verliere, unterschätzlicher als vieles andere dem kommentlichen Gesetzbuche zur Pflicht gemacht. Fast täglich hören sich die meisten Erwachsenen und Kinder die eine oder andere Gelegenheit, sich darin zu betätigen. Wer vorsorgen würde, finde unendlich in dieser Verwirklichung und alltäglichen Verwahrung. Jeder weiß sich besonders schnell beliebt, schnell seine Vorzüge seinen Sinnen (S. 180). Durch nichts allein aus Hagen vor erklärbaren Nachteile gibt es vorerst so viel zu anderen als, daß man selber gar nichts übrig bleiben, es will unmöglich sich selbstlos zeigen. Wie es irgend jemand einer Bitte stehen, kann leichtsam auf diesem Erfüllung verbrennen, mag damit auch es viel persönliche Anstrengung und Unannehmlichkeit verbunden sein. Wohl anfangs es sich, die Abschlagsfähigkeit Meinungen zu überwinden, die den ablehnte im Ohrgen gegeben werden. Auch schon Kinder im Schlimmen Sinn werden diese angehalten, in hervorragender Fertigkeit sich zu üben, und es ist schwerer zu beobachten, daß sogar die Kleinsten, schwerer die ernsten, großen Sinnen an den Spielgenossen abgeben. Der Vorsatz fällt sich gebieten und sichtlich wohl, einen anderen selbstlos befriedigt zu haben,[48] es merkt den Person, an seiner Güte wirken Geschenke und so

[47] Hammer (49-230, 211, 226) beschreibt sich kommt: „Sometimes a man and his wife give a feast; they then make a great fire, and cook what food they have, and others all do ready, they call the people together to partake. The host serves out the food, and behaves very generously, and they are then very thankful."

[48] Dumont (II, 280) meint: „Dann sie bekommen ... es gerade seinen Verbrauch an einem spanischen Gut zu machen um in seinem ganzen die am meisten." Ähnlich sind an diesem Stelle gute Sitte, Ehre es ist eine offensichtliche Übertreibung, mit Lamont (II, 178) aber und Hume (II, 139 und 140, 224) zu bekräftigen. „Selbstsucht ist der hauptsächliche Zug dieses Cha-

[illegible] Verhältnis schweren Bedenklichkeiten ausgesetzen. Bismarck (s.) [illegible] schreibt entschieden: „Une intelligence avancée à l'Université a rapidité que toujours nuire à votre officiarité de valeur, parce précisément sous parmi de les mêmes; à étrangers valeur satisfaisiben. Jamais guères vaste, parce ne comprennais gueres- mentre et obéjets de la vistes. Plusieurs dans les grandes, parce ne voila ensuites vraies bonne parce verdiales sonne serviables."

Daß die eigentlichen Geschäftsmenge ausgebildet und gut geregelt ist, wurde weiters (S. 580) bestimmt. Durch die Anstellung der verschiedenen Geschäftsfuhren und Lohnverhaltungsgrundsätze unterscheiden sich diese Indianer gegenseitig (S. 570). Was immer passend bekommen erhalten, wird dem unverdächtlich überlassen. Dieses Ding mag es auch so lange behalten, der Eigentümer vergißt seine nicht darauf, andere allerdings niemals nur Zeitschrift. Überzeugung habe ich gehabt, daß es dem anderen unartig sein soll. „Schaue dieses Gegenstand gut!" Einmal habe ich beobachtet, wie jemand die eigentliche Arbeit um zwei Tage unterbrechen wollte, weil er seinem nächsten Nachbar den Nachbarn gebrauchen hatte und das nicht von ihm entschädigen wollte. Selbstverständlich bleiben niemand von Nahrungsmittel und mag es auch so knapp sein, das verlangen die Vorgeführung von Mißgeburt (S. 389, 551); und das geschädigte Stelle. Ein bemängelndes Sicherheitsfeld großen Gebrauch verleiht gehen dem freien Verwalteten, daß es überall auf das herausgeholte Gute und Lustverführung dienen, der das meiste begegnet, verloren kann! Die gegenseitige Bildschirmung bleibt nicht nur auf die nächsten Verwandten und Schwestern Nachbarn beschränkt, sondern wird jederzeit Bekanntgewesene bereitwillig gebeten.

Nicht nur unter dem Zwange der täglichen Nahrungsmarken, auch aus spirituellen Wegbereitern (S. 612) steht jede der vielen Einzelhandlungen dauernd bereit. Die geringen Geschwindigkeit war bewegen sie sich, überreichen aber trotzdem im Laufe der Zeit weite Strecken. Christlicher Convoyen transportiert die vielen Lebensbringungen (S. 799) und die Viel Bildungsgruppen (S. 599) verschwinden. Einen gewissen Bedingungsgrad bleiben sie überschüttet und bald Menschen eine anderen Eingriff kann wirklich durch die dem Anderungen bestimmt werden. So allgemeinen hält sich jede Familie innerhalb ihrer näheren Verwandtschaften auf, wenn möglich, weil sie nicht ganz mit fremden Gruppen zusammengetroffen will. Die allgemeinen Zug der Tatsache ist es, Erfahrungen von verschiedenen Orte an Bildern oder gebrauchte zusammenfassen, in denen Gegenwart Bildung sie sich bringt und neue Gegenden näheren erweckt."

---

näheren." Sagte die Mutter erstaunt, als es war, ruhig um den „Liebe zum eigenen Ich gehören. Wie oft, wenn ich in mein Haus trete, und ich den Menschen, der die Nahrung verschlang und um das Fenster und Kinder, welche mit meinem Vater, das Gesicht von Hunger verzerrt, neben ihm Gattin, dem Vater näher und betrübten die Kinder umgeben, die mir meine Nähe schätzen ..." Die schwierigsten Bild, wie es war in den näheren Phantasien eines Herr verstehen konnte? Es muß völlig klar gewesen sein demgegenüber, daß Herrn Nahe dem der Nahrungsmittel wurde allen täglich ausgeteilt hat und daß jedermann, groß und klein, an der gleichen Stelle Ungerer empfing hatte (S. 598). Auch verweise ich auf die vorgehaltene Bestrebung. Wie es war (S. 601).

[illegible]

[illegible]

[illegible]

die diese Bestimmung nicht befolgen, sondern sich als lange Stöcke schicken, gar als unregelmäßig gebrannte Quader, mißbe man an einem Waldbrand denken.

Läßt man eine einzige Rauchwolke abgehl nicht aufsteigen, so will man eine ernste Erkrankung oder einen Unfall bekanntgeben, damit weitere Leute rasch vor allem die nächstes hold Hilfe bringen. Um zwei bis vier Rauchwolken zu bilden, ändert man vorher die entsprechende Zahl von Feuern; diese liegen etwa 6 m voneinander ab. Mit zwei Rauchwolken bezeichnet man eine ernste Notlage an, die sich aus mannigfachen Gründen ergibt, z. B. Verlust oder schwere Schädigung des Kanus und der Jagdgeräte, Verletzung des Hüttenbesitzers, gänzlicher Mangel an Lebensmitteln. Drei Rauchwolken zeigen einen Todesfall an. Mit vier Rauchwolken oder mehr gibt man bekannt, daß ein Wal gestrandet ist. Schließlich ist es üblich, die Abendmahlzeit an Stempfen einer auffallend großen oder mehrere Rauchwolken anbringen zu lassen. Wie persönlich haben sie an zwei verschiedenen Gelegenheiten diese Formel benutzt, das eine Mal, als einer chronische Epileptiker, das andere Mal, als die "Carlsbald" mich in Puerto Rosalina aufgenommen hatte und weiterreise fahren; bei der Fahrt an Puerto Hejillanes auf dem Nahuelhue, dem Canal, de Bougle, weiter erhielt sich mit wiederholender Deutlichkeit diesen Zeichens einen letzten Gruß. Lange vorher, im März 1933 im Seewerk (S) 2ch auf diese merkwürdige Art gefeiert worden. Beim letzten Besuch der "Bougle", nachdem der bekannte Jäger „das Land erwischt hatte, standen er ein Signalfeuer an, der Rauch stieg auf und sagte uns ein letztes und langes Lebewohl, als das Schiff auf dem Wege in den offenen Meer hinaus war". Sich selber jedoch begnügen die Yamana mit Rauchzeichen nicht; diese verwenden sie nur aus den genannten Anlässen.

Aus der Pflicht zur gegenseitigen Hilfeleistung hat sich die Regel herausgebildet, daß jedermann einer Einladung zu gemeinschaftlicher Nahrungssuche entspreche. Dies gilt besonders, wenn einige Männer beabsichtigen, Robben des Kanuweges abzuschießen. Nur dann ist diese Unternehmung erfolgreich, falls mehrere ihre Kräfte vereinigen (S. 324). Wer aufgefordert wird, darf deshalb eine Beteiligung nicht ausschlagen. Ebenso wäre es sie sich zum Angriff auf einen Robbenschwarm (S. 30), die sie auf einem günstigen Strande angetrieben wollen, zusammenschließen. Im gleichen Sinne begeben sich zwei oder mehrere Kanus gemeinsam auf einen Kanal hinaus, wo die Fischer-Einladung nach Fischen, Krebsen und Muscheln suchen. Sie laden sich auch gegenseitig ein, um Brennholz im Walde zu sammeln. Ein derartiges Zusammenschließen mehrerer Kräfte läßt sich auch wegen der gemeinsamen Sicherheit in manchen gefahrvollen Unternehmen nicht umgehen.

Sind zwei viele Bestimmungen, die den verschiedenen Verkehr der Yamana regeln, aus der Notwendigkeit, sich einander zu helfen, entstanden, einige gehen auf ihre deutlich erkennbare gesellschaftliche Veranlagung zurück. Diese drängt die einzelnen Familien nicht nur oft zusammen, sondern hält sie auch so lange miteinander verbunden, bis diejenige Pflichten sie wieder trennen. Begegnen sich zwei Kanus, dann muß

fast jedesmal damit rechnen, daß sie der nächstbesten Landungsstelle zu steuern und dort ihre Hütte nebeneinander aufbauen. Dann hocken sie Stunde um Stunde beieinander und plaudern sich gründlich aus. „Sie lieben ungemein lange Gespräche und Erzählungen, ein guter Teil des Tages wird damit ausgefüllt" (Aspinall: 270). Irgend eine Hütte zieht besonders stark alle Personen an, die am gleichen Platze lagern. Man könnte keinen bestimmten Grund dafür nennen. Noch ehe das Abenddunkel sich niedersenkt, schleicht einer nach dem andern unauffällig dorthin und hockt sich beim Feuer nieder. In einer solchen Runde vertrauter Freunde fühlt sich jeder wohl und die Unterhaltung füllt lange Stunden aus. Bridges (VSA: XII, 7; 1865) meint: „They are certainly much given to talk, and when seated before a good fire, engaged in conversation, they seem most happy. When they are cheerfully inclined, they are much given to immoderate laughter, but when sulkily inclined, it is difficult to restore them to cheerfulness."[441]

Unterhaltungsstoff bilden die kleinen Vorkommnisse und die zuweilen gänzlich unscheinbaren Einzelheiten eines Tages, sind sie doch für die Feuerländer keineswegs völlig bedeutungslos und so nichtssagend wie für einen durchreisenden Europäer. J. Rau (VSA: XI, 291; 1864) hat hierzu am 1. August 1864 seine Bemerkungen gemacht: „Often I wondered myself about their long conversations which they keep up when they are by themselves; several times I thought what they were talking about. Once I listened, and I found they were talking about subject of which others take not the slightest notice. For instance, one told to the others in an evening, how he had seen, during the daytime a fauirook, a black bird, passing down a sloping hill, step by step; the bird looked round about, then at once it commenced to shake its feathers and flew off, about which they burst out into a loud laugh. Another began to tell what he had seen strange, when he was out on horseback, and the third what he had seen when he drove the cattle home."

Währenddessen ruht jeder bequem aus und wer Lust verspürt etwas zu essen, wird von der Besitzerin der Hütte sofort bedient. Keiner von den Anwesenden weiß es, wann sich wieder die Gelegenheit zu einem gemütlichen Beisammensein bieten wird. Gewöhnlich verbringt jede Familie auf der Wanderung nur eine oder zwei Nächte am gleichen Platze. Wenn vergnügliche Stammesgenossen ihr an einem Abende Gesellschaft bieten, nützt sie diesen Vorteil bis spät nach Mitternacht aus und in der kommenden Morgenfrühe ist sie trotzdem zur Weiterfahrt fertig. Die reichliche, ungezwungene Aussprache bietet den unschätzbaren Vorteil, daß sie die einzelnen Stammesmitglieder aus nah und fern eng zusammenhält und daß sie die Handlungsweise eines jeden offen darlegt. Auf diesem Wege pflanzt sich die gesamte

[441] Von den zwölf Yamana, die damals auf Isla Keppel verweilten, berichtet Bridges (VSA: XII, 9; 1865) am 16. September 1864: „The natives are certainly of a social turn; of evenings they generally meet in one house or another, and spend their time in conversation and merriment." Mitteilungen anderer Missionare bestätigen, daß in der Mission auch Familien aus allen Gegenden verträglich nebeneinander wohnten.

Überlieferung lebendig fest und jedem Abweichen vom alten Brauchtum kann immer zeitig genug vorgebeugt werden, falls es irgendwie bemerkbar würde.

Schließlich bleibt noch eine Gewohnheit zu erwähnen, die von den Yamana in der gleichen Weise wie von den Selk'nam (Bd. I, 471) gepflegt wird. Das ist ein ergötzliches, halb ernsthaftes und halb scherzhaftes Redegefecht zwischen zwei Leuten, die, aus verschiedenen Gegenden stammend, in einer Hütte zusammengetroffen sind. Der eine fordert seinen Gegner mit Spässen und Sticheleien bewußt heraus, indem er die Vorzüge seiner Heimat und die Tüchtigkeit seiner eigenen Lokalgruppe preist. Bald unterbricht ihn der andere mit Lobeserhebungen auf sein Gebiet, auf seine Verwandten und Freunde, auf die Gewohnheiten und Vorzüge seines Kreises. Die Wechselrede geht hin und her und wird von den Anwesenden aufmerksam verfolgt. Haben schließlich die beiden Gegner ihre Schlagfertigkeit und ihren Witz erschöpft, dann flüchten sie zu leichten Beleidigungen und deutlichen Verdächtigungen. Nun sucht darin der eine den andern zu überbieten, ohne sich anmerken zu lassen, daß er sich getroffen fühlt. Im gefährlichen Augenblick jedoch, den die Umstehenden treffsicher erkennen, brechen sie mit sehr lautem Beifall das Redegefecht der beiden ab und verhindern damit einen bösen Ausgang des anfänglich harmlosen Spieles. Selbstverständlich nehmen es nur redegewandte Sprecher und schlagfertige Spaßmacher auf. Jede der beiden Parteien erörtert für sich allein noch lange nachher die Äußerungen und Urteile, die vom Freunde und vom Gegner abgegeben worden sind. Unhöflichkeiten oder anstößige Bemerkungen sind auch hierbei nicht statthaft.

Befremdlich mutet eine andere Handlungsweise an. Aus reinem Übermut verläßt ein Mann stillschweigend seine Hütte, eilt an den Strand hinunter und zerschlägt das Kanu seines eigenen Gastes. Dieser sieht bestürzt den Vorgang und untätig sagt er halb scherzend, halb ernstend: „Was geschieht denn dort mit meinem Kanu? Liegt es zertrümmert da, wie gelange ich in meine Heimat zurück?" Der andere erwidert vom Strande aus: „Dir soll es doch eigentlich nichts bedeuten, daß dir alles zerschlagen wird!" Inzwischen kommt er zur Hütte zurück. Hier geht nun ein regelrechtes Redegefecht weiter, das dieser Mann von vornherein beabsichtigt hat. Sein Vorgehen rechtfertigt er schließlich damit, daß er seinem Gaste ein neues Kanu überläßt, das er eigens für ihn gebaut hat; sein Geschenk als solches soll überall bekannt werden, deshalb zertrümmerte er das alte Stück. Ein derartiger tol-ler Streich hat nur ganz ausnahmsweise üble Folgen.

Die gleiche übermütige Lust, alles zu zertrümmern und durcheinander zu würfeln, erfaßt zuweilen eine ganze Gruppe, welche die Bewohner aus einer anderen Gegend lärmend und aufdringlich überfällt. Ehe diese sich geschlossen zur Gegenwehr aufstellen, sind ihre Kanus und Hütten, Gerätschaften und Gebrauchsgegenstände längst kurz und klein gehauen. Sie geben sich für besiegt und ziehen sich wie verletzt zurück, bis die Gegner ihr Toben einstellen. Oder sie raffen sich mutig auf, fallen über deren Sachen her und schlagen sie ebenfalls in Stücke. Von vornherein läßt sich über den Ausgang

dieses teilen Streiches nichts sagen. Für gewöhnlich einigen sich die gegnerischen Parteien in gründlichem Gelächter über ihr Zerstörungswerk und bauen eiligst wieder auf, was sie leichtfertig vernichtet haben. Alle Mühe erscheint ihnen gering, gemessen an der reichlichen Ausgelassenheit, von der ihr wüstes Treiben begleitet war.

Wer Ablenkung vom eintönigen Tagwerk in der Gesellschaft froher Stammesgenossen wünscht, kann sie finden. Dazu verhelfen einige Gewohnheiten, die den Gemeinschaftssinn bilden und der Geselligkeit dienen.

c. *Das Gemeinwohl*

Das Volk der Yamana ist durch die gleiche Sprache und die einheitliche Lebensform auf einem deutlich umgrenzten Raume zusammengeschlossen, untersteht aber als Ganzes keiner Autoritätsperson (S. 1000) und ebensowenig werden die größeren und kleineren Gruppen von einem Vorsteher geleitet (S. 778). In Wirklichkeit sind einige starke Kräfte zwar unsichtbar, aber doch mit zwingender Verpflichtung führend, die ohne Zweifel als eine Staatsgewalt gewürdigt werden müssen. Diese dringt ordnend ein in Verhältnisse, die außerhalb der Organisation des einzigen sozialen Gebildes, der Familie, liegen und für die sonstwo die Allgemeinheit aufkommen muß. Hierher gehört die Rechtspflege und manche Verpflichtung oder Gewohnheit, die bereits erörtert worden ist. Die Allgemeinheit selber ist für die Durchführung der Einzelbestimmungen verantwortlich und steht warhaem dahinter.

1. Rechtliche Bestimmungen

Der Zusammenhalt unserer feuerländischen Volksgemeinschaft ist nur möglich auf der Grundlage eines Rechtes, das eine jede Einzelperson schützt und zugleich verpflichtet, beides auf wirksame Weise. Jedermann behält seine persönliche Freiheit und eine weitreichende Unabhängigkeit; aber wie diese, so sind auch viele Verbindlichkeiten in dem allgemeinen Recht verankert. Ihre Zahl darf man nicht unterschätzen; auch umspannen sie, wie ein Netz, alle Verhältnisse. Sie bestimmen beispielsweise richtunggebend den Alltag des Mannes und den der Frau, die Wechselbeziehung der Gatten und die der Eltern zu den Kindern, der nächsten Verwandten, Lokalgruppen und Dialektgruppen, die Gemeinschaftserziehung der Jugendlichen außerhalb der Familie im *tšipapa* und die Weiterbildung der Burschen im *kina*; sie betreffen das Eigentum an dinglichen Gütern und die persönliche Sicherheit gegenüber jedweder Gefährdung. Nirgendwo ist dieses Recht schriftlich niedergelegt und keiner kann sich rühmen, es verwalten zu dürfen. Es besteht eben und zwar gestützt von der Allgemeinheit. Trotzdem ist sie es, die das Recht trägt und die darüber wacht, daß es nicht abgewandelt wird. Mit einigen allgemein gehaltenen Formeln wird es von *Watagin§jan* als von seinem Urgrund abgeleitet; *darauf* beruht seine Unwandelbarkeit und verpflichtende Kraft.

Immerhin könnte man als Hüter und Vollstrecker der einzelnen Verbindlichkeiten, die das allgemeine Recht geschaffen hat, richtig verstanden die öffentliche Meinung ansprechen. Ihr Urteil ist unverbindlich und unterscheidend, nicht das der Einzelperson, die naturnotwendig zu ihren Gunsten redet. Die öffentliche Meinung bewertet irgendwelche konkrete Einzelheit an der überlieferten Gewohnheit, die als unverbindlicher und unwandelbarer Maßstab betrachtet wird. Mit rein theoretischen Erörterungen gibt sich niemand ab. Deshalb ist das Urteil der öffentlichen Meinung sofort wirksam. Wen es angeht, der muß sich ihm unbedingt und ohne Zeitverlust fügen, will er sich vor einer allgemeinen Verfemung retten. Diese trifft jedenfalls Schuldigen härter als empfindliche Schläge. Unsere Vorfahren kannten keine Art von förmlicher Gerichtsbarkeit; statt dessen erfährt, kurz ausgedrückt, das verletzte Tun die uneingeschränkte Billigung und jede unrechte Handlung die entschiedene Verurteilung der Allgemeinheit. Sie äußert sich in lebhaften Fällen laut und furchtbar, ist sie durch sonstwie gegründete der Einzelperson im Vorteil. Mit welch ernstem Zwange sie verpflichtet, kann man deutlich aus der Angst ersehen, die jedermann, nicht nur der Durchschnittsindianer, vor einem üblen Leumund und erst recht vor einer öffentlichen Verfemung hat. Sieht er sich davon umgarnt, eilt er schleunigst auf den Weg des Rechten zurück und mäht sich durch fortgesetztes Übereifern, das schließlich Urteil zu seinem günstigen umzuwandeln. Darum allerdings scheut sich nicht weiter eine angeschämte, ehrlose Person, deren es in früherer Zeit kaum gegeben hat und die erst jüngst unter dem Einfluß einiger Europäer so tief gesunken sind, daß sie die Gemeinschaft ihrer Stammesgenossen meiden müssen. Einem aufmerksamen Beobachter entgeht dieser Sachverhalt nicht, so bedeutsam ist er. Hudson (q): 243 schreibt: „Quand ils voient entre eux, ils cherchent à éloigner le plus possible leurs lorins; quand le coupable est découvert et chatié, l'opinion publique est satisfaite. Le meurtrier est mis au ban de ses compatriotes; isolé de tous, il est fatalement condamné à périr de faim ou à tomber un jour sous les coups d'un groupe de justiciers improvisés. M. Dumont, dans ses conversations avec nous, a beaucoup insisté sur l'importance de l'opinion publique en Fuégie." Man könnte die öffentliche Meinung als den Hüter der Rechtsvorschriften und als den Rächer schwerer Übertretungen bezeichnen; sie wirkt nicht minder erfolgreich als eine Polizeimacht oder autoritative Rechtspflegestelle.

Dabei ist der einzelne keineswegs rechtlos, vielmehr werden seine bestimmten Rechte anerkannt und verteidigt. Zuweilen steht es ihm ausdrücklich zu, sein eigenes Recht sich selber zu suchen. Besonders gilt dies zulässig einem Mordes, ebenso dann, wenn jemand in seinen dringlichen Rechte gewaltig und in seinem guten Rufe oder in dem seiner nächsten Verwandten und Freunde geschmälert wird. Ein wirkliches Faustrecht ist dem zugestanden, dessen eigenes Leben bedroht wird oder dessen nahe Verwandter unter Mörderhand gefallen ist.[1] Das tritt zu selbstständigen einzigen in der Pflicht zur Blutrache, die einen weiten Kreis von Leuten trifft (S. 986).

Die öffentliche Meinung ist bei den Yamana die anerkannte einzige, ihre gesamte Ordnung und ihre überlieferten Gewohnheiten schützende Macht. Sie ist es auch, die dem Einzelnen und der Allgemeinheit für erlittenes Unrecht eine entsprechende Genugtuung verschafft. Massenhafte Belege dafür liefert jede der Abendsitzungen und der Alltag mit seinen wechselnden Ereignissen.

Weil die Einzelperson ein Glied des Ganzen bildet — einerlei, ob dieses als kleiner oder großer Kreis gefaßt wird —, so ist dessen Ehre auch ihre Ehre. Darum leitet unsere Feuerländer die Verpflichtung ab, nicht nur den guten Ruf, sondern allgemein das Recht des anderen zu schützen und zu verteidigen. Für seine Verwandten und seine Freunde soll jedermann eintreten, er soll ihren guten Leumund und ihre Besitzgüter verteidigen. Beispielsweise ergibt sich hieraus, daß in Gegenwart von Gästen weder deren Gewohnheiten noch deren Heimatbesitz abfällig beurteilt werden; geschähe es dennoch, müßten jene sich unverzüglich zur Wehr setzen. In dieser Richtung liegt auch die Erklärung dafür, daß Streitigkeiten zwischen zwei oder drei Personen möglichst rasch von denen, die ihnen nahestehen, geschlichtet werden sollen. Erst recht soll jedermann darauf achten, mit seinen Verwandten in keinen Einzelzwiespalt zu leben, sie nicht einmal unfreundlich zu behandeln, noch viel weniger sie zu schädigen, oder zu bekämpfen. Die Yamana verwenden ein inhaltreiches Wort, nach HD: 428 nämlich *mpaiéri*, to rebuke with words to do the relatives or classmates of a murdered or dead person for neglect or illtreatment of him when living. Ein bezeichnendes Vorkommnis hat Bridges (MM: XIII, 153; 1879) überliefert: „There was a man named Murrua. This man has to wife the two sisters of Ururaemun, and as a consequence the two men were much together. But Murrua was often weary of his dull and unattractive brother-in-law, and was often unkind to him. All very well so long as the man lives, but no matter is he killed than his connections count up his grievances, and visit with punishment, more or less severe, those who in past times have been specially unkind. Murrua was in this way called to account, and in hopes of escaping, lived away apart from the places or resort of those he had occasion to fear." Anderen tritt an diesem einen Beispiel entgegen, wie das Bewußtsein und die Bedeutung der Einzelperson scharf bewahrt und in guten Gedächtnis lange bewahrt wird. Unrecht, das den Yamana unmittelbar oder mittelbar getroffen hat, vergißt er nie.

Als Träger und Hüterin des allgemeinen Rechtes und der überlieferten Gewohnheiten werden bewußt oder unbewußt die *Personen höheren Alters*, Männer sowohl wie Frauen beobachtet. Von allen Seiten weiß man ihnen Achtung und Ehrerbietung. Sagar Fitz-Roy (a): 186 hatte erfahren, daß „much respect is said to be paid to age". In verschiedener und gewissenhafter wie bejahrter Mann ist, umso mehr erhält man ihn, umso williger

[**] Vgl. Gusinde (I): 189. Von eigentlichen Todesstrafe, auf verschiedene Weise angewendet und je nach einer bestimmten Art von Verbrechen, wie es in Europa (g): 58 heißt, [illegible] bei den Yamana jedenfalls keine.

Platz neue sich ihm. Das gilt auch für ältere Frauen, deren Worte und Ermahnungen in einer größeren Gesellschaft selbst jüngere Männer ernst nehmen. Niemand würde sich erdreisten, einer alten Person ins Wort zu fallen oder ihr zu widersprechen."[66] Ganz im Gegenteil genießen die Alten überall das Vorrecht; beim Verteilen des Essens werden sie zuerst bedacht, für sie hält man den angenehmsten Platz in der Hütte frei, in ihrer Anwesenheit benehmen sich die jüngeren Leute unauffällig und reden nur mit gedämpfter Stimme. Das alles sind Beweise für die Ehrfurcht, die man ihnen bekundet. Ein sehr erfahrener und rechtschaffener Greis verkörpert förmlich das Gewohnheitsrecht und den überlieferten Brauch, er ist demnach ein lebendes Vorbild und ein ständiger Mahner für seine jüngeren Stammesmitglieder.

2. Allgemeine Fürsorge

Hierunter ist zu ein Tode- oder Unglücksfall, anderenfalls Krankheit oder körperliche Behinderung, die eine alleinstehende Person in schwierige Lage versetzen, falls ihr bestimmte Helfer nicht zur Seite stehen. Zu ihrer Rettung weiß sich jetzt die Allgemeinheit verpflichtet und sie folgt dabei gewissen Richtlinien, die seit altersher in Geltung stehen.

Jede normalerweise Gesellschaft zählt zu ihren Mitgliedern zeitweilig oder ständig bejobete Personen mit Altersgebrechen. Sie sind nicht mehr imstande, eigenhändig sich den Lebensunterhalt zu erwerben. Für sie sorgen, nach einhelligem Brauch der Yamana, sowohl die eigenen Kinder, wie auch die nächsten Verwandten und die zufällig anwesenden Nachbarn mögen. In Bezug auf Erfüllung dieser Pflicht gibt es keine Rangstufen, vielmehr obliegt es jedwedem, nach dem Befinden der hochbejahrten Person zu schauen, die unter seiner Hütte sich aufhält. Wohl nie wird sie ganz allein gelassen, es sei denn vorübergehend wegen einer dringenden Arbeit. Gewöhnlich nimmt eines der erwachsenen Kinder den verwitweten Elternteil ständig auf den eigenen Fahrten mit. Leben beide Eltern noch, bleiben sie zweckmäßig beieinander; häufig werden sie von ihren Kindern besucht, die freundlich ihre Erwartungen auf Lebensmittel und Kleidungsstücke, auf Brennholz und Gerätschaften erfüllen. Hyades (d): 308 versichert: „A l'âge adulte, on a du respect pour les parents, et les vieillards ne sont jamais maltraités." Anderwärts heißt es: „On les soigne et on les nourrit jusqu'à leur mort" (La Nature: 311) und Despard (b): 698 versichert, daß „children care for parents and grand-parents with kind consideration". So lange einer die Kräfte noch hat, hilft er sich selber, anderenfalls muß er die Hilfe seiner Kinder und Freunde in Anspruch nehmen. Wie Bridges (a): 265 mitteilt, „grown-up children are expected to support their parents when they become aged; the son generally makes his father, if he is past work, a canoe every

[66] Hyades (d): 179 schreibt: „In each family the word of an old man is accepted as law by the young people; they never dispute his authority." Das gilt auch für jede größere, aus mehreren Familien zufällig zusammengesetzte Gesellschaft.

season, and if the aged man is a widower he lives entirely under the charge of his eldest son."[***] Selbstredend gehen einige Kinder zärtlicher und liebevoller als andere mit ihren hochbejahrten Eltern um. Wer selber keine Kinder mehr hat, schließt sich einer verwandten und befreundeten Familie an. So viel ist sicher, daß keiner wegen seiner Altersgebrechen verlassen wird. Ich persönlich war wiederholt Zeuge von der bereitwilligen Sorgfalt, die man auch jenen zuwandte, deren Los in den alten Tagen ein lästiges, langes Siechtum war.

Mit nicht minderer Aufmerksamkeit nehmen sich die nächsten Verwandten und alle Nachbarn eines Kranken an. Heilmittel gibt es im Feuerlande nicht. Man leistet ihm Gesellschaft und läßt ihn nie ganz allein auf einem Platze zurück. Hyades (d): 307 und (p): 331 versichert wiederholt: „Les malades ne sont pas abandonnés, et les faibles sont secourus." Ihm schließt sich Bridges (h): 209 an: „Les enfermos son bien atendidos, especialmente por las mujeres"; und sagt anderswo (i): 14 noch ausführlicher: „Great consideration was shown to the sick, they were well attended and as far as possible their wishes were fulfilled. The nursing chiefly fell to the lot of the women." BD: 427 verzeichnet sogar die eigene Wortform *tapupédin*, to often visit as a man his sick friend. Bei ernster Erkrankung des eigenen Kindes geraten die hilflosen Eltern in wahre Verzweiflung, auch Erwachsene werden von den körperlichen Leiden einer ihrer Lieben hart mitgenommen. Seit Jahrzehnten ist der alte Waarte gänzlich blind. Rührend wirkt die Hilfe und Aufmerksamkeit, die ihm die eigenen Töchter in gleicher Weise wie groß und klein aus der Nachbarschaft zukommen lassen; jedermann ist um ihn bemüht und der eine wetteifert mit dem andern in Liebesdiensten für ihn. Es war wirklich überflüssig, um *aiurgéle im tifonga* darüber zu belehren, wie wir uns seiner annehmen müßten.

An anderer Stelle (S. 715) ist ausführlich dargelegt worden, wie das Gemeinwohl sich um Waisenkinder bekümmert. Der Waisenknabe *ufiakiya* sowohl wie das Waisenmädchen *ufiakiyahipa* überleben beim überlebenden Elter, bis dieser wieder heiratet. Bridges (e): 282, 183 versichert mit Recht: „If the father of a woman is dead, the mother has the right of disposal ... If the mother dies, the little one soon finds a foster-mother, by whom considerable affection is shown." Auch die nächsten Verwandten, vor allem die sogenannte Adoptivmutter *adahutdrawuyipa* nehmen *auf die Waisen*. Verliert ein Säugling seine Mutter, wird er von einer anderen Frau aufgezogen, die gern diesen Dienst übernimmt."[****] Somit unterliegt es keinem Zweifel, daß das sogenannte Fortkommen eines jeden Waisenkindes gesichert ist.

[***] Hierzu scheint allerdings wenig übereinzustimmen, was er (e): 296 bald darauf anfügt: „The aged are often much neglected, yes, cruelly treated, and I have heard of cases where by their own children they have been killed, to get rid of the trouble of keeping them." Dann wäre die Behandlung, die er von seinen eigenen Kinde erfuhr, nicht typisch, der findet bei Verwandten und Freunden leichte Aufnahme.

[****] Die Yamana-Frauen, wie Hyades (a): 80 erzählt, *allowed* [illegible]

Unnötig ist es wohl, die mitunter von Darwin verbreitete Ansicht über das Los **bejahrter Frauen** nochmals als ein Phantasiegebilde zurückzuweisen. Bridges (k): 235 hat das bereits vor Jahrzehnten unternommen: „Los historiens propalaban de que mataban a las ancianas inepta para el trabajo una para fábula. Esas mujeres viejas viven con gente orgullosa como los demás individuos de la tribu, para quien hijos y nietos que habrían cubido defenderlas contra cualquier atentado." Wie westwall sie auch dem gemeinen Stamme sein können, hat Hyades (g): 35 zu verstehen gegeben: „Die alten Frauen sind durchaus nicht so unnütz wie [Darwin's] Erzählung vermeintet; ihre Erfahrung gibt ihnen einen entschiedenen Wert beim Beschaffen der Nahrungsmittel sowohl, wie bei den sonstigen Haushaltungsarbeiten, und gar nicht selten heiraten junge Leute lieber eine erfahrene ältere Frau, als ein jungen, wenn auch hübscheres Mädchen. Ältere Frauen, deren Männer gestorben sind, üben sogar ganz entschieden alle Rechte des Familienoberhauptes aus; auch wenn sie allein leben, haben sie immer ein paar Kinder oder Enkel bei sich, die ihnen entschieden gehorchen sind." Gemeinsam mit unverhältnismäßig Beobachtern habe auch ich den falschen Vorwurf der Menschenfresserei von den Yamana abgewehrt (S. 252).

Mitunter wird jedoch erwähnt, es wäre bei ihnen[*] Gewohnheit, gewisse **Sterbende zu erwürgen.** Anfang 1863 schrieb der junge Bridges (VSA: X, 171; 1863) erstmalig hierüber: „Ookokko gives me a sad account of some of the Fuegian tribes. It is a practice with some when a man is very ill, and likely to die, to cast his time short in a violent manner, and kill his young children by suffocating them. But some of the tribes, he says, are very good to the sick, and show much commiseration for their pain." Er (e): 332 hat seine dienstwegliche Ansicht später an einige Exemplare weitergeben und ganz eindeutig gesagt: „Alte und hoffnungslos kranke Personen wurden selten vor ihrem wirklichen natürlichen Ende beseitigt; wenn alles Gefühl von Sprache, Gesicht und Bewegung verloren war, dann; wenn der Fall ein lang dauernder war, wurde die sterbende Person erdrosselt und so ihr Ende für sie und ihre Angehörigen auf barmherzige Weise beschleunigt". Später wiederholt er (b): 209 und (i): 14 dasselbe: „The Yahgans occasionally hastened the end of their relatives by strangulation. This was kindly meant and there were very good reasons for it. It was only resorted to in cases of long continued unconsciousness and utter weakness, preceding death, when the dying person neither ate nor drank, spoke nor moved. The act was done openly and with the consent of all except that of the victim, who was too inanimate to do anything. This act was called *taburuna* and it was done to any class of persons in the above hopeless condition, either men or women." Diese Scheinbewirkt *taburuna* dürfte ein Verzehren sein; im BD: 291 heißt es

qui ne vont point à vêtus; mais l'enfant est alors considéré comme à vêtir, et leur devoir l'abbiennent et le respect d'un vêtu lui".

[*] Die gleiche Behauptung ist bekanntlich auch gegen die Selk'nam (Bd. I, 480) erhoben, aber von diesen selber energisch zurückgewiesen worden.

richtig verstehe, so hilft sey gewesen sei anderes schien in sich und in gute in order to put him out of his misery. Sowohl Hyades (p): 233, (g): 39 und (q): 235 haben diese Meinung von Bennett übernommen. Lawrence erwähnt in seiner Form den einen oder anderen bestimmten, irgendwie bemerkenswerten Fall und Bryan (q): 241, der sich bei Eltern auf verwandtschaftliche Kindermord und auf den Erwägen einzelner Stämmen ausdrücklich auf Aussagen der Missionare stützt, verneint sich eigens, daß „gemeinschaftlich, wenn überhaupt nur sehr vereinzelt vorkommen." Nach 1929 zeigte Bennett: 88 in dieser Ansicht, ohne irgendwelche Beweise.

Aus dieser Unsicherheit führt ein Urteil heraus, das ich auf Grund längerer Aussprachen über Beispiele Hyades und Franz Lawrence verfasste. Möglich und wohl auch wahrscheinlich ist es schon, es sogar sie, daß jemand seine Anklich einen in schwerem Todeskampfe ringenden Verwandten auch einigen Stunden die Hinrichtung über sich selber verfluchen hat; in seiner Erregung, getrieben von eigenem Schmerz über die nahe Trennung von Beerdigung und vielen gegenüber der Ausichtslosigkeit, daß dieser sich erhole, dächte er über an die Kälte gefallen sein und das gewünscht haben, daß selbst jeden Stöhnen und jede Bewegung unerträglich. Das geschah aber nur, wenn bei schon vollständiger Bewußtlosigkeit des Sterbenden gar keine Hoffnung mehr auf Besserung bestand, dann sollte eben die Qual abgekürzt werden.

Ein einziges Mal nur stieß ich auf folgende Bemerkung, „taken from conversations with Mrs. Bennett" (MM: XXVIII, 134; 1894): „In some cases when the wife was near death the husband would put her into a canoe, take her miles away and leave her, hoping that exposure and starvation would hasten death." Eine derartige Handlungsweise widerspricht so allmenschlich allem, was über Wertung des Menschenlebens bei den Yamana sie sicher erwiesen ist, daß sich jedes Wort erübrigt. Menschenfresser sind sie nie gewesen (S. 214). Wie Despres (h): 203 mit Bennett (a): 211 bestimmt behauptet hat, kommt Selbstmord ebenso wenig bei ihnen vor.

Die gesamte Gesellschaftsordnung unserer Feuerländer weist friedlich und verantwortungsvoll an, beruht sie doch auf natürlichen Blutsverhältnissen und günstigen Wechselbeziehungen zwischen Eltern und Kindern, sowie zwischen den Mitgliedern je einer Verwandtschaftsreihe und aller Lebensgruppen unter sich. Den Zusammenhalt der Volksgenossen erleichtert die geringe Kopfzahl und der Ausfall schwerer Störungen von außen her. Diese Gesellschaftsordnung ist bedingt durch die Eigenart der Wirtschaftsführung unserer Yamana. Das schwache Bild von harmonisch ausgeglichenem Kollektivgeist in dieser Volksgemeinschaft im Kap Hoorn-Archipel gehört nun der Vergangenheit an.

[p. 105]

VIERTER TEIL

Die Geisteswelt der Yamana

gen Güter von einer sorgfältigen Forschung gehalten und für die Menschheitsgeschichte aufgespeichert wird. Zu meiner wichtigsten Aufgabe habe ich es deshalb erachtet, diese Schätze noch in letzter Stunde zu retten. Kein geringerer, als W. Sommer (d) 879 versichert, „daß, was die geistige Kultur der Feuerländer betrifft, [meine] vier Expeditionen allein bei weitem sowohl an Quantität wie an Qualität der Sammelerzeugnisse das übertreffen, was alle bisherigen Reisebeschreiber zusammen zustande brachten".

Einige günstige Umstände sind mir bei dieser Arbeit zu Hilfe gekommen, die gegebenenfalls auch erwähnt werden müssen. Trotz jahrzehntelanger Berührung der Feuerländer mit gar vielen Kulturbringern der Europäerrasse haben sie den größeren Inhalt ihres geistigen Besitzstandes nicht nur fast vollständig, sondern auch in seiner ursprünglichen Unversehrtheit bewahrt. Dieses kann man voraussetzen, daß diese Güter für sie lebenswichtig und durch nichts anderes zu ersetzen waren, und daß seit ihrem Verlust der ungeschwächte Widerstandswille des Volksganzen unmöglich war. Die Yamana selber wissen, was sie zusammengehalten und was geordnete, friedliche Lebensverhältnisse ihnen garantiert hatten, sie nannten es einfach: „das, was als Gewohnheiten und Sitten von den Vorvätern überliefert worden ist." Mit feinem Empfinden haben sie aber auch erfaßt, daß ihr Untergang in dem Zeitpunkte besiegelt sein würde, da sie davon abwichen oder durch Einflüsse von außen davon abgebracht würden, ihr Stammesleben in den bisherigen Bahnen weiterzuführen.

Der zweite Voraussetzung bei Übernahme der vier Reisen in das Kap Hoorn-Gebiet war ich mir bewußt gewesen und unablässig war ich bemüht, in die Gemütsartige Veranlagtheit der Yamana mich einzufühlen. Dann bemerkte ich bald, daß mir die langen freien Monate außerhalb der Feuerländer-Gebiete den einzelnen vier Expeditionen. Meine wiederholte Rückkehr bestätigte anderseits die Indianer selber zu Recht in der Meinung, daß ich sie und ihre Eigentümlichkeiten jedweder Art hochschätze. Ihren deshalb erwiesen sie sich mir von einem Jahre zum anderen gefügiger und vertrauensseliger, ließen mich aber auch bereitwilliger an dem und jenem Anteil nehmen, was sie mir bisher verschlossen gehalten hatten. Je mehr ich bemüht war, evangelischen Denkweisen und unserigen Wertarten abzustreifen und sie gegen die der Feuerländer einzutauschen, um so mehr rückte ich innerlich an sie heran. Sehr deutlich und mit großer Genugtuung führen die eigenen Lenker der Stammesüberlieferung diese Annäherung, betrachteten mich mehr und mehr als einen der ihrigen und hielten mich schließlich in die Allgemeinheit ihres Volksrechts verbindlich. Nach mühsamer Forschungsarbeit wurden in selbstständige Beobachtungen und in gründlichen Ausgrabungen jene Schätze aus dem geistigen Besitz der vielverkannten Yamana entnommen, mit denen die folgenden Seiten angefüllt sind. Sie stehen nun so bildhaft im Worte, als sie in die Frühzeit der Menschheit zurückreichen, aus der sie sich wegen der völligen Abgeschlossenheit des gefürchteten Kap Hoorn-Archipels an Amerikas Südspitze in unsere Tage herübergerettet haben.

A. Religion und Sittlichkeit

Die Yanoama wissen, auf Grund ihrer unendlichen Lebensdehnung, nicht den festgeschlossenen Zusammenhalt auf, denen sich beispielsweise Völkerschaften mit Ackerbaubetrieb erfreuen. Wahrscheinlich eben daher haben sie sich eine hohe geistige Beweglichkeit angezogen und betätigen sie sich regsam auf allen Gebieten ihres Menschtums. Infolgedessen konnten sich feste, allgemeinverpflichtende Formen nur in bruchstückhaften Maße entwickeln, da einerseits die zahlenmäßig geringe Volksmenge in viele und kleine Splittergruppen aufgelöst lebt und andererseits eine jede derselben, sowie die Einzelperson sich die größtmögliche Freiheit und Ungebundenheit zu bewahren bemüht ist.

Erst recht mangelt es an gewissen bestimmten Formen als Ausdruck der religiösen Gedankengänge. Dieses an sich weist einen nur beschränkten Umfang auf; und es nur Scheu zu nennen, paßt nicht zu Menschen von der Art unserer Feuerländer. Ganz im Gegenteil ringt alles Übersinnliche ihnen so viel Ernst und Ehrfurcht ab, daß sie es nicht einmal unter sich zum Gegenstande Ihrer Späße, tieferer Anspielung machen; noch viel weniger würden sie es Europäern preisgeben, die sich von vornherein als dessen unwürdig erweisen. Dieser Umstand enthält für sich allein einen ausreichenden Erklärungsgrund dafür, daß viele Reisende rein gar nichts von den religiösen Vorstellungen unserer Indianer erfahren haben. Letztere überdies betätigen sich religiös nicht nur unregelmäßig, sondern auch ganz unauffällig, weswegen ein fremder Forscher dieses und jenes nicht genau verzeichnet und nicht richtig würdigt, was ihm vielleicht doch unter die Augen oder zu Ohren kommt. Auch ich selber mußte einen unendlichlangen Weg gehen und lange auf die vom Glück oder Zufall bescherten günstigen Umstände warten, bis sich mir der Eingang in die Welt der religiösen Vorstellungen unserer Feuerländer geöffnet hat.

Obwohl das religiöse Gedankengut und die Gesamtheit der sittlichen Vorschriften ein sehr einfaches, schlichtes Gepräge trägt, ist sein Inhalt überraschend reich und tief. Die bedeutsamsten Einzelheiten erscheinen naturhaft verwachsen und untereinander freundlich an. Zeremonien und Vorstellungen, die man als religiöse Bräuche und als Kultushandlungen bei vielen anderen Naturvölkern und auch bei einigen Kulturvölkern antrifft, fehlen den Yamana ganz und gar.

a. *Erforschung der Yamana-Religion*

Die Vorstellungswelt unserer Feuerländer ist mit vielen Geheimnissen mannigfacher Gestaltung behaftet, die verschleiert gewirkt werden und deren Beziehungen zum Menschen keineswegs gleich sind. Wie der Indianer selber sie alle deutlich voneinander sondert, so muß auch eine genauere Bearbeitung darauf Rücksicht nehmen. Das Religiöse im strengen Wortsinne fällt ein Gebiet für sich an und umschreibt sich gegen andere Vorstellungskreise abgrenzen. Sein Begriff des Religiösen oder der Religion der Yamana

wird in diesem Buche alles gesammelt, was der Anschauung und Forschung ihrer bestimmten Gottheit, einen Höchsten Wesen dient, dem mehrere Namen eigen sind und das als eine übersinnliche, geistige Persönlichkeit Sinne deutlich gegenübergestellt. Als religiöse Betätigung und als Kulthandlung muß all das bezeichnet werden, was sie bewußt auf diesen Höchsten Wesen hinbeziehen, wenn es neue eigene gottesdienstliche Handlungen oder bestimmt geformte Gebetsformeln oder freie Worte. Das Imperativ merkt der eigentlichen religiösen Gesinnung. Im engeren Zusammenhange mit dem steht der ganze Schatz an Vorschriften und Bestimmungen, der mit einem Wort als das allgemeinste Sittengesetz bezeichnet werden kann, welch letzteres wirkliche moralische Verantwortlichkeit beinhaltet. In der so aufgestellten begrifflichen Umgrenzung der eigentlichen Religionen hat der Glaube an andere Götter und an die nach dem Tode fortlebenden Seelen, an die Ahnen und an die Kulturheroen im Gebiete der Religionen keinen Platz; ihnen werden daher eigene Abschnitte in dieser Abhandlung gewidmet. Erst diese scharfe Scheidung, die in der Verschiedenheit der Ideen und Vorstellungen der Vernunft begründet ist, vermittelt einen Außenstehenden eine klare Einsicht und ein sicheres Urteil.

Überraschen muß es, daß von Aristoteles und Thomasius bis in die neueste Zeit herein unsinnige Feuerbachsche jedwede religiöse Vorstellung und Betätigung rundweg abgesprochen wurde; einzelne Europäer haben ihnen nicht einmal die geistige Befähigung dafür zugestanden. Überall gelten demnach die Neuen als **religionslos**. Gelegentlich wurden wohl Hinweise auf den Glauben an Geister und an gewisse außerweltliche Wesen gebracht; diese Angaben sind nicht nur höchst unvollständig und ungenau, sie gehören überhaupt nicht in das Gebiet des streng Religiösen. Erst auf weitere Reisen ist diesen Ideengut gebahnt worden, das wegen seiner Reichhaltigkeit und seiner Eigenarten bearbeitet zu werden verdient.

Kein anderer Teil des Kulturbesitzes eines Volkes weist der Einwirkung durch Europäer so rasch und so starke Schwierigkeiten entgegen, als der religiöse. Man wird eine bestimmte Methode zu allgemeiner Verwertung kaum ausarbeiten können; aber was gewissen Richtlinien darf einen, der irgendwelchen Erfolg anstrebt, nicht abweichen. Jene **Beobachter**, die nur für kurze Stunden einer flüchtigen Berührung mit einzelnen Feuerländern hatten, waren selbstverständlich außerstande, einen Gottbegriff mit wirklichem Inhalt aus dem religiösen Bewußtsein der Eingeborenen herauszuhören; denn dieser entbirgt sich Gläubigen, wie bereits angedeutet wurde, vielleicht nicht vor Jahren.

Dann aber befremdet es berechtigterweise jedwedes Beurteilen, daß sogar den **Missionaren**, trotz jahrelangen Zusammenlebens mit den Indianern, sich dieses Gebiet nicht erschließen hat.[1] Sie hatten wohl vermutet, ihm nahe zu kommen, dabei aber nicht den rechten Weg eingeschla-

[1] Roger Verner, Anfänge der Cultur, Bd. I, S. 411 bis bekannt: „Es gibt kein Volk, welches nicht im Besitze der Sprache und der Religion wäre, denn wenn auch von einzelnen Völkern behauptet wird, sie besäßen keine religiösen Begriffe, so liegt die Voraussetzung nahe,

gen.[1] Eine bekannte Tatsache ist es, daß Schmerik, die sich Übersetzung der gemeinschaftlichen Missionen bei Cabinet des Canal de Bengale gemacht sind, in ihrer Beurteilung der Tamanen nicht nur sich selbst von der Ansicht der dort angesehenen Missionare abhängig, sondern diese Lust wahrscheinlich zu ihrer eigenen gemacht haben. Hauptsächlich sind die Mitglieder der Missions Samaranger genannt, deren Veröffentlichungen wieder anderen als einzige Unterlage gedient haben. Eigenen Beobachtungen von die Existenz von religiösen Gedankengängen der Tamanen ist verschwindet nur bei drei weit jenen Missionaren verneinen. Schon wenn sich der Vergleich gegenwärtig, bemerkt man, warum diese Tatsache vergleichsweise geblieben sind. Tamanen (s): [illegible] schildert beispielsweise: „Yo he preguntado a los más viejos si saben de dónde vienen, quienes eran sus antepasados, sus mitológicos orientadores, y respondieron que el abuelo se había muerto en una había venido, como se pudo, y que allos nunca habían dicho nada sobre el asunto; los libros religiosos faltan totalmente completamente y la única creencia en la de los registros de los muertos, pero tampoco muy desarrollada ni definida." Auch schon Brinton (1) [illegible] hat es eingestanden, daß mit dieser „Progress" über Ziel nicht zu erreichen sei. Obwohl ihm gewissenhaft keine irgendwie religiöse Betätigung in den Augen gefallen ist, hat er sich vielleicht Empfinden dieser gewonnen, wegen dieses Unterschied allein schon auf religiöse Befähigungsmöglichkeit zu schließen." Selber gut beobachtenen Worte sind nun gründlich beleuchtet geworden. Ohne deshalb widerbestehe sich immer wieder die beobachtenen Rückes über den Fehlen allen Religiösen bei den Tamanen. Bildt man diese Stimmen zusammen, so ergibt damit allein noch nicht den Gewicht dieser Glaubwürdigkeit, denn sie alle haben später oder weniger aus einer einzigen Quelle geschöpft, nämlich aus den Berichten des englischen Missionars Thomas Bowman (S. 1[illegible]), die schon nachweislich lang ist.

1. Gestalt der Religion

Wie es anders nicht zu erwarten ist, haben die Berichte des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, also der sogenannte Zeit, kaum mit einigen oberflächlichen Notizen die religiösen Anschauungen der Tamanen gestreift. Die neuere

---

daß sie ihre Meinungen verbreiten, sowohl die Missionare nicht kennen die Bedeutung besitzen, sich des Vertrauens der Wilden zu versichern oder deren Anschauungen zu verstehen."

[1] Oder Colb schon spricht Brinton (S) 7[illegible] von seinen Beobachtungen: „We need no [illegible] knowledge of the language, to ascertain their views on religious subjects, and we discovered that they have no knowledge whatever of God, or of a Power to create, no idol or other object of worship, no custom of prayer or incantation."

[2] Bedeutig bekannt ist: „Je n'ai pas besoin de dire que les investigations diverses, effectuées aux Religions sauvages ne peuvent servir en rien à éclairer la question d'une révélation à leur prophétie. Jamais, nous plus, de ce fonds spontanément de satisfaisant à ses [illegible]."

[3] So (S) [illegible] sagt: „Nous n'avons jamais vu des manifestations d'un culte quelconque; aucun d'entre eux montrait sentiment la croyance en une vie future. Pourtant nous avons de faire remarquer que ces signes négatifs ne suppléaient pas une grande pauvre de l'absence de tout sentiment religieux."

[illegible] auffällig, daß wir heute auch nur annähernd durch Zeichen, viel weniger durch die Sprache zu verständigen, Bildchen Darstellungen der religiösen Gefühle gibt zu überzeugung als zufällige Lichtwallungen. Wir können da jene Erregung, deren Sie jede Verbildung für durchsichtige scheinbar Bedeutungen hätte, etwas von dem wenig geklärenden Schatten der geistigen Glut erfahren können!

Einen ernsten wissenschaftlichen, durch sehr sorgfältigen Versuch bei Wissenschaftlern, haben sie „Bilder wie Gespenst aus der Bibel wahrgenommen". Es scheint wissenschaftlich sich nicht darüber, daß die Erscheinungen das „Bilder an verschiedene erkennen" (S. 59). Englische Forscher bei 179 bei nicht einem ernsthaften können, ob sie an irgendwelche gleichen Wesen glauben: „Bilder of a spiritual existence, of heavenly and evil powers, they certainly have, but I never witnessed or heard of any act of a decidedly religious nature, neither could I satisfy myself of their having any idea of the immortality of the soul." Es bei sich weiteren Grade klagen Weise verhalten. Nahezu vollständigkeit sind die unsere Indianer die Mitteilungen gewordene, die Dienste über die Erscheinungen in die weite Welt eingewandt hat. Nur einige Stimmen aus (S. 1, 123) seien hier wiederholt: „Über Glauben an spirituelle Kräfte sind heute in den Glauben an die Existenz einer Gottes oder verborgener Gewalt übergegangen, diese Wirkt verursacht Existenz deutlichen Lebenserfahrung, deutlich hat nur Recht oder die einfachsten Dinge des Gemeinschaft und deutlichen Erscheinungen verschieden, welche sie selbst in sich erfahren. Die Europäischen erfahren in dieser Beziehung sich in einem weiteren Gemisch an Erfahrungen . . . Und doch kommen wir der Indianer, daß die Europäischen an das glauben, was wir einen Gott unseren erfahren, aber daß sie irgendwelche religiösen Erfahrungen verfügen, dieses Wesen bekommen wir gewisse Zweifel hier und sicher, daß in seinem Leben keine Freiheit sei, und diese bessere Bekenntnis ist unser verschwiegen, als bei den Wilden der Glauben an einen Gottes bei seinem geschlechtlichen als den Glauben an gute Geister . . ." Kann und bestimmt verschieden es wurde: „Wir haben keinen Grund zur Annahme, daß sie irgend einer Art religiösen Dienstes ermangelt" (S. 100). Es scheint als Deutlich besonders sich auf die gleichen Grundlagen gewonnen, obschon auf die drei jugendlichen Freundlichen, die 1898 mit der "Bright" nach England gebracht worden sind (S. 98). Wegen der Wilden spricht und Eigenschaftlichen, die Sie Europäer verhalten, können sie nicht als vollständig gelten." Trotzdem ist den Beobachtungen Dennen allerdings

* Ausgenommen, bereits sich Dennen als Gott und dessen Dienste bei der Bekehrung „daß man sie in Wasser von Bergen gießen werden, an über den ihren Wolken über und verstehen, die sie den Kinder erkennen" (S. 98, 100). Wie dieses Ergebnis bestätigt, es verschiedene Dennen's Gott sieht. „Die meisten Bekehrung an die religiösen Gefühl, die man bekannt wurde, wenigen Fällen, verbleiben, als die Dienste einige sehr jungen Dienste als Europäer erhielt, in den Kindheiten Weise erfahren: bei die Dienste, und Bilder, und Bilder, und Bilder' Dies war erfahren als vergleichende Gruppe der Verschiedung verschiedener Dienste gebracht."

Während [illegible] den jugendlichen Kindheiten 1898 in London erfahren, wurden sie

reiher Glauben gemeinsame verehren und die religiösen Lebensformen haben sich meist immer auf das konkrete, ebendort vorgefundene Leben und Denken über die Existenzbasis von Seiten Gottes gründlich kurze (S. 196). Demgegenüber hat Simmel ab ebenfalls gibt eine Stellung Aussagen und Gründe beim religiösen Gemeinschaften bestehen: „Niemand hat einen dem Existenzbasis durch welche sie Sinn von Religion abgesprochen, wenn er auch nicht teilnehmen kann, daß in Empfinden seinen Glauben an einen Gott bei Seiten nicht findet."

Wenige Jahrzehnten nach der zweiten Fülle der "Gesetze", also in ◦◦◦◦ ◦◦◦ Zeit, hatten englische Missionare den Wirkungskreis im Kap Horn, Feuerland begonnen und wirkten eifrig die Zahl der evangelischen Bekenntnisse an. Sie alle hat anscheinend keinen Stift oder ausnahmen eine verhältnismäßige Ausdehnung bei Seiten gemacht. Das gilt zunächst für Ihre und seiner Gefährten, die 1857 und 1861 das Feuerland durchquert und a. Ostseite bei den Missionaren einige Zeit verweilt haben (S. 146). Auf die Mitteilungen sich stützend, schreibt er (p) 234 zusammen: „I Fuegian are gentlemen compared to some heathen religions as one affirms who knows." Ausführlicher verweilen er (S) 297 und (p) 139 auch. „Als Kennzeichen gelten auf einen hohen Gott, der eine wirkt über weite auch auf sich wenigen gewohnt als den anderen Gesetz, den Tröster, stehen sich ohne gefangen Gott durch Opfer, Gebeten und Segen. Der Segnungen ist ein Zeichen seiner Gnaden, die Frauen und Kinder Gebeten seine Erscheinung, die Männer die ethischen und speziellen Sie an."[1] Es ist wichtig diesen Meinung, gleich ohne ganz Größe von Schaffen Angaben zu widerlegen, die gelten einleuchtig zu erkennen, wie vorsichtig man auch die anderen Mitteilungen des gleichen Beobachters vom religionsgeschichtlichen wollt. Ehrenreich überzeugt es gleich, daß seine Angaben Lemuria (S) 149 in den ethnischen Thesen behaupten: „Die Kenner dieses weiteren Ob Sie, gründ ernannt religiösen, wenn wandert + ◦◦ ernannt gewann/ Gleichheitig mit Seiten (S 147) weiter dort auch Bekenntnis (p) 171. Von Ihr Kenntnis sagt er nun: „Von einer religiösen Idee vorgekommen; es kann ernannte es in die Ihr regierten in Ihr ernannt, ganz vorgenen eine Unmöglichkeit zu definieren."

Die Mitglieder des Kreises Feuerkrappen, die sich in dieser eigenen Form bei von den englischen Missionaren hat gebildet, abhängig gemacht haben, standen einen Anhalt für religiöse Lehren von Hartung. Eigene religiösen Bedeutungen sind Ihnen nicht zugefallen. Ehrenreich (p) 88 schildert: „Eine Spur von religiösen Vorstellungen haben die Feuerländer bei den Europäern sich vielleicht bilden, den Missionaren ist es bekanntlich auch nicht immer gelungen." Immerhin haben einige Ausnahmen den (S) 287 vorsichtig zu Ihrer

---

gaben verwandt. In den "Chronological Remarks", die a. Darwin (S) 118 vorangestellt sind, werden einige Anfänge für a Bayerns Kenntnis. Diese einigen Worte an sich auch kein Beweis für die Existenz und Ausübung Kenntnis der einen Personen vorgefunden haben. Vgl. Darwin, a. "Journal". Ed. 1913, S. 284, 287.

[1] Der Gesetze 88, gegen den Ehrenreich Religionen in gewissen Gaben sich diesen Gesichtspunkten und Ihrer Ihnen.

gemeinde: „Tout ce que nous pouvons dire sur le sentiment religieux des Polignies aujourd'hui, c'est qu'il se borne, extérieurement du moins, à un éveil de l'attention, et à un abandonné du recueillement en présence d'une existence religieuse étrangère. Ajoutons que le Rév. T. Hanson m'a formellement déclaré que les Polignies, avant son apostolat dans la Terre de Feu, n'avaient aucune idée d'une religion." In seinem Hauptwerke wiederholt er (g): 333 diese Ansicht: „Nous n'avons constaté chez les Polignies aucun signe de sentiment religieux" ... Er ist sich des schwerwiegenden Inhaltes seiner Worte wohl bewußt, indem vorhaben er auf seinen Übergang: „Nous ne croyons pas pouvoir modifier notre opinion sur l'absence du sentiment religieux chez les Polignies. Nous les avons observés très attentivement à ce point de vue pendant l'année que nous avons passée parmi eux; jamais nous n'avons pu saisir la moindre allusion à un culte quelconque, ni à une idée religieuse."

Man sieht unter dem Eindruck, daß gegenüber derartig bestimmten Erklärungen gar kein Widerspruch mehr aufkommen kann.[*] Auch spätestens bei nach Dumont (b): 202 beigebrachten bekannten: „No hay conocimiento de que entre los Yahgans haya existido una religión, pues no practican ninguna clase que revele un culto cualquiera." Nach Bridges: 70, „they have nothing of God, and had no word expressive of such an idea". Auch Fuegians (b): 127 stimmt dem bei. Der Feuerländer „has no religion in the general acceptance of the term ... No word for God, Creator, or prayer has ever appeared in his language, nor from any action, ceremony, or custom can a belief in these things be inferred". Allein Lawrence (b): 171 war schon ein Teil meiner eigenen Ergebnisse zugänglich, die er berücksichtigt. Demnach erübrigt auch die ausführliche Forschung mit dem Urteil ab, die Yaganes seien völlig religionslos. Vgl. von Castren: 148 zusammengestellte Aus.

2. Urteile der Missionare

Obgleich vorzugsweise jene von jenen Männern zu Wort kommen, die sich mit ihrem Missionseifer/eifer in den Dienst der Feuerländer gestellt haben, finden diese nichts an dem wiederholt hervorgehobenen Tatsache, daß eben sie den oft völlig unbefangenen Beobachtern und Reisenden ihre eigenen Erfahrungen und Beobachtungen mitgeteilt haben. Dieses völlig zu verneinen von Bericht wegen, auch diese religiösen Gedankengänge ihrer Schutzbefohlenen zu kennen.

Am Anfange ihrer Tätigkeit erwähnen sie gelegentlich — was auch der eine und andere Reisende getan, z. B. Fuegia Basin: I, 227 —, daß während eines kurzen Gottesdienstes die anfällig anwesenden Feuerländer sich scheinbar gut und ehrerbietig benommen hätten. Darin aber ich auch nicht einen Beweis für deren eigenen religiösen Empfindung; denn ein derartiges Verhalten hat bei ihnen andere Anlässe/gewohnheiten. Ebenso scheint am 4. Oktober

[*] Hyades: 202 nicht die ersten Schwierigkeiten der Forschung in Bezug, denn wegen so wenig leicht eben, gar vielen scheinen einigen die ihnen entgegen mit so dichter so in die Sinnen"

[illegible] (YP: VII, 1); [illegible] wie folgt: „He would has appointed for God, or Creator, or pray. They have a word for Spirit (Ledjonik), and they are very uneasy at hearing it, for they say they shall see it if named." Wie sich selber greift er (1): 478 über in Widersprüch durch den Satz: „The Pawnees has no religion at all. He knows neither God, nor Hell, nor spirit, and has accordingly no word for either of them." Hingegen hat sich Grimmé eingehender beschäftigt über das religiöse Gedankengut der Yumans ausgesprochen.

Um so mehr Beachtung verdient die Stellung, die der religionsmüde Pawnee dieser Frage gegenüber eingenommen hat, sowie die positive Feststellungen der letzten Jahrzehnte sich sein Urteil zu eigen gemacht haben. Die erste Mal hat es (1): 181 bereits im Jahre 1866 eine allgemeine Übersicht über die Lebensverhältnisse, Einrichtungen und Gewohnheiten der Yuman veröffentlicht. Einige Zeilen widmet er auch ihren Vorstellungen von außerweltlichen Dingen und sagenhaften Gestalten. Mit einem einzigen Satze tut er der Religion im eigentlichen Wortsinne ab und sagt nur: „They have no knowledge of God, no thoughts of a future state, either of reward or punishment." Von diesem ersten Urteil ist Bancroft verhältnismäßig weit nach einer jahrzehntelangen Zusammenarbeit mit den Yumans nicht nur nicht abgerückt, sondern hat es noch den früheren energischen eingeschränkt. Er (1): 207 sagt beispielsweise: „He recognizes no creator or invents idea del futuro ni reparos sobre después de la muerte." Weiter (1): 227 wiederholt: „Carecían de idea de un Ser Supremo, aunque reciben con la existencia de espíritus o fantasmas ...No ofrecen indicaciones ni tienen idea alguna de la explicación que al parecer." Schließlich (1): 232 folgt auch das zusammenfassende Urteil: „Was die Religion anbelangt, so können wir sagen, daß sie keine hatten." Machte sich bei diesen Indianern vermutlich ein Amerikaner seiner religiösen Empfindung bemerkbar, so brachte es Bancroft als offiziellen Urteil über eingeborenen Denkgewohnheit."

Eine weitere Aufgabe war in dieser Annahme seiner Mitarbeiter, worauf die Pawnee. Noch die beiden letzten von Dorsey, James Lawrence sowie von James Wanamaker, haben sich ausführlich zusammenfassend und zusammenfassend zusammengefaßt, ebenso wie diese religiöse Äußerungen als Eigenheiten unseres Indianer begegnet. Die jüngst dieser Missionare übernahm schließlich die Aufgabe der anderen und hielt an dieser Überzeugung ausgiebig fest. Auch (1): 270 hat sie ausdrücklich ausgesprochen: Die Yumans „their religious Vorstellungen und Pflichten hat, besonders wichtig als den regen Begriff von Gutsein der Verstorbenen, die in den Wildern ausgehen und von denen sie sich fürchten".

Wie jene Europäer, die den Eng Bancroft-Gebiet bereits haben, sind also auch alle Missionare in der religiös Meinung befangen gewesen, die Yumans seien völlig religionslos. Daß sie dem Urteilen nicht selber gekommen sind, wird jedem einsichtigen Beurteiler ihrer gleichmäßigen Einstellung zum

* So bekennt Dorsey sogar ihre gelegentlich „that God exists, but it is pleasure to realize that the knowledge of God is taking root in the minds of the people, and that their themselves evidence to that the use of the gentleman" (1888: 2, 46, 1876).

[illegible] [illegible] [illegible] [

schauen: „Die Allmenschlichkeit hat jenen ungeheuren Wunsch geschichtlich?" Da er nichts Unmittelbares, Evidentes sieht, fragt ich weiter: „Ist die Allmenschlichkeit wirklich so unbedingt?" Antwort ungewiss: „Eigentlich hat der starke Wunschglaube die allgemeine Überzeugung kommen lassen. Die Allmenschlichkeit hat für dem verständlich, als heute Selbstverständlich, die ganze Welt umgestalten zu wollen. Bei Wunschglauben hat sie es verstanden, daß jener große Satz: „Selbstverständlich Irrtum ich wieder: „Wer ist dieser Wunschglauben?" Dadurch wurde die allgemeine Verbindlichkeit ganz unfähig gemacht und alle Antwortsätze bildete sich in wenigen Jahrzehnten. Wie war es Ihnen, als Sätze ich mit einer Unglaublichkeit verbindlichen konnte, wenn ich nicht die ungeheuren Gründe kannten, Erst nach einer ganzen Weile und wohl auch aus der allgemeinen Stille zu verstehen, sagte Cäsar wenig: „Wunschglauben hat [an einem] wie es Cäsar für die Christen [Europäer] ist." In seinen knappen Worte liegt es einen Trost, der mir deutlich genug zu verstehen gab, weiteren Fragen nähren nicht mehr angebrachte. Auch die Leitung alter Männer war einleuchtig abzubrechen. Manchen zeigte einen Mann, als wären bei dieser Aussprache nur Unsicherheiten einige Bleistiftungen notwendig, die gelesen hätten bedeuten müssen. Darauf verbrachten die Männer nur englisch noch wenige Worte und die Versammlung löste sich bald auf.

An den folgenden Abenden ergriff ich es nicht mehr, wieder nach jenen Wunschglauben zu fragen; ich ahnte, die Leute würden es übel deuten. Tolle von Verstehe und volle an Enttäuschung dachte ich, die Missionare hätten diesen Gedanken den bildlichen Besitz von der Seelfer entgrenzt, der von diesen aber nicht voll verstanden wurden sei. Infolgedessen fragte ich in meine Tagebuch die Bemerkung ein: „Wahrscheinlich christlicher Einfluß von den Missionaren her", und konzentrierte den ganzen Abendsatz auf Fragezeichen.

Eine Woche nachher begann die gleichen Zusammenkunft des Häuptlings, an der teilzunehmen mir im März 1909 möglich war (S. 170). Damals wurde ich mit der für die Indianischen einzigen gefürchtet Strenge behandelt und durfte meine Fragen stellen nach schriftlichen Aufzeichnungen machen. Deutlich erinnere ich mich, daß bei jener Zusammenkunft wiederholt der Name Wunschglauben und Häuptlingen gefallen ist; doch war es beiläufig, dessen gab ich mir erst zwei Jahre später volle Rechenschaft, als jene Namen wieder in meinen Gedanken gegenwärtig wurden. Obwohl ich bei jener Gelegenheit die Tonreihe noch nicht erfassen konnte, hatte ich in Wirklichkeit jenen Rhythmus Wooooo ooooooh!, dem die Tonreihe eine möglichst Verdeutung setzen. Diesen möglichen Gedankengang war ich endlich jetzt gekommen.

Bei meinem dritten Besuche waren Ende Januar 1910 die Männer für die geplante Feier des Häuptlings noch nicht frei (S. 184). Um die Zeit möglich auszubringen, nahm ich gemeinsam mit W. Koppers, der mich damals begleitete (S. 181), tagelang die Indianischen für unsere Forschungsarbeiten viel in Anspruch. Dieser Lernprozeß war ergiebig und gern dabei und dann geschichtlicher Ausführung ist es zu danken, daß die Frauen bereitwillig auf unsere Fragen eingingen. Wir alle mußten angestrengt sein und es verwunderten sich nur möglichst bei Schlagern, einem geheimnisvollen Weißbuchbaum, in dem die

Familie Lawsons größere Bemerkungen, z. B. Wiederkommen, verrichten Bäl. Diese Rose stand direkte vor den kleinen Wohnungen der Tawson-Familien.

Wieder wurden einige Tage ohne Überlieferungen vergetragen und dabei hat verwunderlich der Name Wanapitzkjum. Wie dringlich voller Spannung und weiterer Erklärung demselben. Das hatte zur Folge, daß die Frauen in ergo Verlegenheit gerieten und sich in tiefes Schweigen hüllten; nicht einmal die sonst so redsame Nancy wagte ein Wort. Um den unangenehmen Bann zu lösen, fragte die alte Mary endlich den Mat und sagte laut: „Wanapitzkjum is the God, like Christian God?" Ich war verblüfft und wieder war der gleichen Schwanke, wie der ich mich bereits zwei Jahre früher gequält hatte, offensichtlich an der Schwelle eines o r i e n t a l i s c h e n G e d a n k e n r e i c h e s, zu dem die Indianer den Einfall verwehrten. Aufdringliche Fragen wären an jenem Nachmittag erfolglos geblieben und hätten sicherlich eine ergo Verstimmung hervorgerufen. Nur so viel hat Mary noch verraten, daß beim Tode des eigenen Kindes oder einer nahen Verwandten von den Nachbarn auf den Leidtragenden hingewiesen wird mit der Wendung: „Wanapitzkjum struck her!" Das bezeugt, obwohl der Verstorbene wie auch seine Angehörigen haben von Wanapitzkjum hier strafweise dem Todesfall erlitten.

Nach längerer Pause unterbrachen die Indianerinnen einen Abschweifungsversuch. Ich konnte mich damit nicht abfinden und wagte es vorsichtig, auf jenen ängstlich befürchteten Namen zurückzukommen. Mein Bemühen blieb erfolglos. Die ganze Unterhaltung geriet ins Stocken und unsere Aussprache wollte überhaupt nicht mehr in Fluß kommen. Um uns beide zu befriedigen und endgültig abzuschließen, trugen sich die Frauen schließlich an, vom Abschiedsabendessen zu berichten. Wie schlau hatten sie durch diesen Ausweg uns diese Verlegenheit geschickt! Wir gaben uns der frohen Hoffnung hin, über den eigentlichen Wanapitzkjum endlich mehr zu erfahren. Tatsächlich hatten sie uns nur die Geschichte von einer kleinen Feier von Leuten, die in einer Zeit nach Abschiedsessen gegangen waren; dort lag ein gestrandeter Walfisch und sie sind wiederum in jener Gegend gebildeten, die westlich von Uchuwein liegt. In dieser Zusammenstellung bringt die Bezeichnung wanapitzkjum nichts weniger als den Namen für die transzendentale Gottheit. Die übrigen Indianerinnen haben sich auf diese Weise unauffällig aus der Schlinge gewunden und uns sehr verwirrt hinters Licht geführt, ohne der Colonie preiszugeben. Jedenfalls stand nun fest, daß sich hinter jenem Namen noch viel Wissenswertes verbarg, das es gewissen wohl den Aufwand weiterer Mühen rechtfertigen würde.

Mehrmals schon hatte Nancy Lawsons hervorragend mir zu dem verhelfen, was ich bei meinen Forschen nach den Einrichtungen und Gewohnheiten ihrer Landsleute suggerierte, und auch diesmal versagte sie nicht. Wie ich es später deutlich erfahren habe, schützte sie den sinnlosesten religiösen Gedankengang selbstverständlich heute vor, da sie die gleiche Gesinnung bei mir voraussetzte, schickte sie im stillen darauf hin, es mir möglichst zu machen. Drei Tage nach jener Aussprache, es war am Mittwoch, den 25. Januar 1922,

hat sie wieder in jenen großen Arbeitskreis ein und zwar mit der verlockenden Aussicht: „Anna-Lisa und ich werden dir heute alles über *Watagindjou* erzählen!“ Warum allein diese beiden Frauen zusammentreten, erklärte Nelly anschließend: „Keine von uns beiden hat *Watagindjou* getroffen, kein einziges unserer Kinder hat er sterben lassen; demnach werden wir nicht beschämt, wenn in unserer Gegenwart von ihm die Rede ist. Unbesorgt dürfen wir [auch vor anderen] von ihm sprechen. Jene Frauen indes, denen er [durch den von ihm veranlaßten Tod] Kinder weggenommen hat, betrachten sich als von ihm bestraft; ihnen ist es unangenehm, wenn vor ihnen über jenen [*Watagindjou*] gesprochen wird!“ Diese sehr beachtenswerten Worte enthalten eine vollständige Erklärung für das befremdliche Benehmen der Leute gegenüber meinen Fragen nach *Watagindjou*.* So oft ich mich an sie gewendet hatte, waren jedesmal in ihrem Kreis einige Personen zugegen, die den Verlust eines nahen Verwandten zu beklagen hatten. Gleichbedeutend einer Ansprangerung wäre es gewesen, hätten die übrigen Anwesenden sich eingehend über *Watagindjou* vor mir ausgesprochen. Rücksichtsvoll verband sich Nelly allein mit Adelheid; denn sie beide konnten unbelastet und ungehemmt den *Watagindjou* schildern, wie er ist und wie er handelt. An jenem Mittwoch haben wir die meisten der Namen erfahren, die man ihm anlegt, sowie einige bestimmt abgefaßte Gebote, mit denen man sich an ihn wendet.

Offensichtlich ist in jener Aussprache nicht alles erschöpft und zutage gefördert worden, was die Yamana an Vorstellungen von ihrem Höchsten Wesen in der Seele tragen. Der noch anstehende Rest, davon gab ich mir Rechenschaft, konnte nur bei einem klugen Vorgehen gehoben werden und die Richtlinien lagen in jener Erklärung vorgezeichnet, die Nelly soeben gegeben hatte. Die anderen Leute durften es seitdem erfahren, daß uns ihre Vorstellungen von der Person und Handlungsweise des *Watagindjou* vertraut waren. Wenn ich in der Folgezeit vor diesem oder jenem bei passender Gelegenheit bewußt die Rede auf dies Höchste Wesen lenkte, tat ich es fühlbar rücksichtsvoll und mit einem mitleidigen Verständnis für das niederdrückende Gefühl bei dem, der an einen oder an mehrere liebe Tote erinnert wird; so oft der Name *Watagindjou* fällt. Diese sanfte Art, die es bewußt vermeiden wollte, jemanden irgendwie zu kränken, tat allen Yamana nicht nur wohl, sondern schwächte immer mehr ihren Widerwillen gegen kurze Aussprachen über jenen gefürchteten Geist. Im Laufe der Zeit gestalteten sich die Erörterungen zusehends ungezwungener und verliefen schließlich, trotz ehrfürchtiger Form, fast gänzlich hemmungslos. Unsere eigene Haltung gegenüber den ihnen heiligen Vorstellungen hat ebenfalls dazu verholfen; letztere haben wir weder bekrittelt noch ins Lächerliche gezogen, vielmehr hoch gewertet und mit der gleichen vornehmen Gesinnung behandelt, wie sie selber es taten.

* Begreiflicherweise muß man diese Erklärung auch für das zurückhaltende Schweigen der Yamana gegenüber früheren Reisenden gelten lassen. Einzelne sind wohl darauf aufmerksam geworden, z. B. sogar Darwin (S. 182); der letzte und tiefste Grund indes ist ihnen nicht zum Bewußtsein gekommen.

Wiederholt hatte ich schon früher ihren Vergleich gehört: „Die Christen sprechen verächtlich über ihren Gott, schimpfen auf ihn und weinen ihn sogar ab. Derart redet kein Yamana von unserem *Watauinéiwa*!" Ihnen tat es sichtlich wohl, daß auch wir ihm fühlbar Ehrfurcht bekundeten. Allerdings blieb der eine und andere Feuerländer auch weiterhin zurückhaltend, so oft die Rede auf *Watauinéiwa* kam; geschah dies zwar jedesmal mit vornehmer Scheu, so schien es manchem doch unglaublich, daß auch uns heilig sei, was sie als solches verehren.

Auf jener dritten Reise durfte ich die Jugendweihe ein zweites Mal erleben (S. 185). Während derselben erfuhr ich neue Hinweise auf *Watauinéiwa*, die dem uralten Programm für das *čiŋpa* entsprechen (S. 893). Schließlich ist mir eine außerordentlich wertvolle Bereicherung denen, was ich bis dahin erfahren hatte, anläßlich einer Totenfeier bei meinem vierten Besuche (S. 190) geboten worden. Mehrmals also bin ich ohne mein Zutun und ganz unvermittelt vor religiöse Äußerungen der Yamana hingestellt worden. Erst daran anschließend habe ich anhaltende und öffentliche Aussprachen mit allen älteren Leuten gesucht. Dabei konnte ich das heutige Fördern, was in den folgenden Zeilen zusammengefaßt worden ist. Für die Ansicht, sie hätten mir etwas verheimlicht, wüßte ich keinen Grund anzuführen.

An überzeugenden Erklärungen dafür fehlt es jetzt nicht mehr, daß diese Feuerländer, seitdem sie mit dem Europäertum in Fühlung stehen, ihren gesamten Besitz an religiösen Vorstellungen und Handlungen so ängstlich vor jedem Fremden gehütet und warum sie schließlich, allerdings unter ganz besonderen Bedingungen, mir allein dieses hohe Gut anvertraut haben. Dasselbe muß ich sagen von meiner zweimaligen Anteilnahme an ihrer geheimen Jugendweihe *čiŋpa*, sowie von meinem unmittelbaren Erleben der Männerfeier *hóus* und der Medizinmannschule *lášaus-yékumol*. Dieser außergewöhnlichen Gunst habe ich mich nach ihrem eigenen Urteil würdig erwiesen.

b. *Inhalt der Yamana-Religion*

Ohne unseren Feuerländern ernstlich ein Unrecht zu tun, erwartet man von vornherein bei ihnen keine systematische Zusammenordnung ihrer religiösen Vorstellungen. Dieselben bilden ebensowenig eine vollständige ausgeschlossene, mit sich verknüpfte Gedankenkette, je sie weisen zuweilen breite Lücken auf. Zusammenhanglos und ohne gegenseitige Verbindung stehen einzelne Vorstellungen nebeneinander. Der Feuerländer besitzt sie zwar, bemüht sich aber nicht darum, sie voll und ganz zu verstehen und scheint auch keine Notwendigkeit zu verspüren, sie dem Ganzen einzuordnen. Die Zusammenfassung und Gliederung dessen, was als religiöser Besitz der Yamana hier vorgelegt wird, ist ihm gänzlich fremd; um eine Übersicht zu schaffen und eine wissenschaftliche Auswertung zu ermöglichen, habe ich persönlich sie durchgeführt.

Wiederholt ist auf den vorhergehenden Seiten der *Watauinéiwa*, die ein-

sige Gottheit der Yamana, nach der engeren Fassung des Wortes "Religion" (S. 1883), als ein "Höchstes Wesen" bezeichnet werden." Diesen Begriff besitzt der Feuerländer zwar nicht, aber in Wirklichkeit kennt er keinen anderen Geist, der jenem übergeordnet wäre. Auch ist dieser es allein, dem eine einzigartige Macht und überragende Stellung zuerkannt wird, derentwegen er weit von jedwedem anderen Wesen abgesondert dasteht. Endlich sind seine Beziehungen zu den Menschen die eines unumschränkten Gebieters und alleinigen Gesetzgebers; ihm ausschließlich widmet man religiöse Huldigungen. Nur in diesem Sinne wird *Watauinéiwa* auch als Gottheit bezeichnet, wie es in der allgemeinen Religionswissenschaft üblich ist.

1. Persönlichkeit des Höchsten Wesens

Die Denkweise der Feuerländer zieht, wenn man sich so ausdrücken darf, auf die Seite des Konkreten hin, ihre Vorstellungen bevorzugen bestimmte Formen und sind mit deutlichen Linien umrissen. Erst recht ist ihr *Watauinéiwa* eine scharf gezeichnete selbständige Persönlichkeit, auf sich allein gestellt ist und von jedwedem anderen Geiste weit abrückt. Dem Yamana ist er nicht ein ganz formloses Gedankengebilde, sondern ein persönliches Geistwesen mit selbständiger Daseinsform und mit unabhängiger Daseinsweise; er wird nie mit einer allgemeinen, generischen Bezeichnung, vielmehr ausschließlich mit Eigennamen oder an deren Stelle mit eindeutigen allgemeinüblichen Umschreibungen belegt. Teilweise aus diesen Namensbezeichnungen, mehr aber noch aus den Gebetsformeln[1] sind die Eigenschaften ersichtlich, die man ihm zuschreibt. Vor allem durch sein vielfaches Eingreifen in Sein und Leben des einzelnen sowie in die Geschicke der Gesamtheit macht er selber sich als eine durchaus selbständige Eigenpersönlichkeit jenseitig fühlbar.

a. Sein Name

Einigen meiner Gewährsmänner war die Bedeutung der Worte "Dios" und "God", wie die Weißen sie gebrauchen, in etwa geläufig. Niemals haben sie eines dieser beiden direkt auf ihren *Watauinéiwa* bezogen, sondern ausnahmslos die ihnen gewohnten Benennungen benützt. Deren gibt es mehrere. Sie sind nicht Eigennamen im strengen Wortsinne, wie sie beispielsweise jeder Yamana trägt, sondern Worte mit betonter Sinnprägung und höherer Steigerung des Inhaltes, die als solche ausschließlich auf diese Gottheit angewendet werden. Darin weichen unsere Indianer von den Selk'nam ab, die einen eigentlichen Personennamen, nämlich *Tenéyhel* besitzen (Bd. I, 497).

Häufig brauchen sie *Watauinéiwa* im Sinne von "der Uralte", d. h. der

[1] Die gleichen Gründe haben mich seinerzeit veranlaßt, die von den Selk'nam verehrte Gottheit ebenfalls als ein "Höchstes Wesen" zu kennzeichnen (Bd. I, 496).

[2] Das meiste davon liegt bereits veröffentlicht vor bei Koppers (e): 12 und bei Lehmann (d): 927.

einzige Ursache, welcher an Seinesgleichen *jedes* wenige Alter übertrifft. Gelegentlich wird dieses Wort auch dem Ahnen der Vorzeit beigelegt, den ersten Ankömmlingen, den Pflanzen, die sie damals bemerkt haben und die heute schon verschwunden sind. In diesem Falle gilt sein Inhalt selbstverständlich als beschränkt; denn nur einer, nämlich der Höchste Wesen ist so recht eigentlich und wirklich der Uralte. Auch BD: 632 bringt das Wort mitunter, the ancient one who changes not. A suitable term for God indicative of his eternity and unchangeableness. Damit erweist Bennett die Grundbedeutung. Die angefügte Erklärung berechtigt die gelegentliche Verwendung dieses Wortes auch für eigentliche Ahnen: This term was used specially of the Rainbow which coming over and anon was regarded as ever living and the author of death [?]. Used also of Heroes of old time. In Verbindung damit bilden die Yamana das *Watuginâjwa-alf*, "der Uralte im Himmel". BD: 279 bringt *alif* statt *alf*, the (blue) sky. Außerdem das *Watuginâjwa-ajâlla*, "der Uralte und grenzenlos Starke". In BD: 10 findet sich *ainâlla*, immense, huge, very large. Den nämlichen Sinn hat *Témawa*, auch BD: 421 (My) father, my old man (fam), etwa "mein lieber, guter Alter".

Nicht minder häufig verwenden die Yamana das *Hiddâgwa* oder *Hiwajâgwa* als "mein Vater" und *Hây lowan*, "mein Vater" bzw. in Umstellung das Possessivpräfixum *lo* ... das *Anjandwin lowan* als "unser Vater". Vereinzelt kommt *Hâgwa* für "mein Großvater" und *Kalaljâdo* "lieben alten Väterchen", vor.

Die folgenden Bemerkungen sind ebenfalls so zu verstehen, daß der Inuit eigene Sinn, hinübergetragen auf die Gottheit, stets höchste gesteigert ist: *Alwajâlla*, "der Starke, der Mächtige". BD: 14 verzeichnet *alâjla*, strong, physically strong, firm, powerful. Zu einer besonderen Steigerung bildet man die Zusammensetzung *Adjin âdla Alwajâlla*; auch können die beiden ersten Worte wiederholt werden, wodurch man den größtmöglichen Nachdruck erhält. Diese Bildung wird jedoch ausschließlich auf Watuginâjwa angewendet. Nach BD: 261 bedeutet *Adjin*, in a great degree, very exceedingly. Ferner bilden die Yamana das *Alwâlla-Watuginâjwa* und das *Alwâlla-alf*.

Beliebt ist *Mamundâkia*, auch *Mpampundâkia*, im Sinne von "Der allein Mächtige". BD: 285 bringt diese Worte in *mamûndâki hagan*, this is valued; es gehört zur gleichen Wurzel wie *mundu*, auch BD: 45 *mundu*, true, sincere, in earnest, in truth, bzw. *mundûdki*, the good one.

Einmal nur fiel *Tumdyûkânaka*, "Er, der andere zum Zorne reizt und in Wut bringt". Dieses Wort verwenden die Yamana auch im gegenseitigen Verkehr. Vgl. im BD: 519 das stämmliche *ukâna*, cause, permit any person to *ukâkana* (BD: 112), to annoy, trouble, vex by demands, requests, entreaties etc.

Anläßlich eines Todesfalles und bei einer öffentlichen Totenfeier kommt oft und immer unter starker Erregung das *Wâkapatuy-alf*, "der Mörder im Himmel oben", über ihre Lippen. Deutlich sagt BD: 619 *wâkâpatuy*, cruel, murderous: acting in a manner having danger in a reckless manner as though one could not be hurt or as one was like hard stone and invulnerable.

Schließlich findet sich im RD: 429 noch aufgezählt, die upper or higher ones, the ones above, the highest ones; a name for God as "the Highest". Dieses Wort ist mir nicht begegnet und Bateson gibt eingehendere Auskunft über seine Erklärung. Immerhin sei auf einen deutlichen Widerspruch hingewiesen, insofern er in sein Wörterbuch einen Anklang mit der Bedeutung für "Gott" aufnahmen und trotzdem durch Jahrzehnte den Yamana jede religiöse Vorstellung absprichte.

Die gemeinsten Bezeichnungen für den Höchsten Wesen wurden entsprechend, je nach der augenblicklichen Lage benutzt angewendet. Keinesfalls einer gedankenlosen, sondern stets mit bewußter Beziehung auf diesen Gottbegriff. Die Redewise wurde jedesmal mehr oder weniger Ehrfurcht vor ihr, abgesehen allein von jenen Namen, mit denen sich der erste Mensch seinen Ehrgeiz der gegenüber keinesfalls von der Seele wälzt.

Zwar nicht im gleichen Ausmaß wie die Selk'nam (Bd. I, 497), doch immerhin häufig verwenden unsere Indianer eigentliche Umschreibungen an Stelle der oben aufgezählten Bezeichnungen. Aus der Stellung, die Watauineiwa, nach ihrem Glauben, in der sichtbaren Schöpfung einnimmt, beziehen sie mehr oder weniger bewußt die sehr auffälligen Ereignisse und Naturerscheinungen auf ihn als den eigentlichen Urheber und als die letzte Ursache. Sie sagen kurz: „Das kommt von oben her!" und verwenden die Partikel háp bzw. ákpa. Vgl. RD: 210, 211. Diese Wendung verbirgt die Namensbezeichnung, ist aber für alle, denen sie an Ohren kommt, eindeutig. Cooper und andere Männer bevorzugen diese Umstellung als „gelehrte politesse", als eine klug berechnete Redewise, auch sollen hin und wieder, tatsächlich aber vollständig eindeutig; etwa nach Art einer Schlüsselredewise in der Chiffrenschrift. Aus Ehrfurcht vermeidet man es möglichst, den Höchsten Wesen mit den üblichen Namen anzureden. Überdies will man jene Personen nicht allzu verletzen, die in Trauer ist; sie würde bei Wiederholung einer der gebräuchlichen Bezeichnungen allzu angespannt oder erinnert werden, daß jener Todesfall, den man meiden möchte, ihr als Strafe von Watauineiwa angetan worden ist. Die Art der Umschreibung und die näheren Umstände einer Äußerung bergen der Höflichkeit jener Umschreibung von selbst den einwandfreien Personen zuverlässig vor.

β. Seine Eigenschaften

Die erwähnten Namensbezeichnungen und die den Yamana geläufigen Gebetsformeln liefern jede für sich ihren Anteil zum vollständigen Bilde von der Eigenart des Höchsten Wesens, wie es in der Seele dieser Feuerländer lebt. Auf den ersten Blick erkennt man Watauineiwa als eine selbständige Persönlichkeit, die sich deutlich unterscheidet von anderen Wesen jedweder Art und die sich in weitem Abstande von ihnen gänzlich unabhängig hält. Watauineiwa ist ein Wesen für sich, seiner ganzen Beschaffenheit ist anders als die der übrigen Geisterwesen und mehr noch als die alter Menschen.

Auf seine Geistigkeit ist schon einmal hingewiesen worden. Für den Begriff "Geist" verwenden die Yamana das *hšlpid*. *Watanginšjua* gilt ihnen als der ganz [rolle *hšlpid*, der erst recht und mehr als andere Geistwesen ein Geist im eigentlichen Wortsinne ist. Als solcher ist er unsichtbar, kann demnach von keines Menschen Auge erfaßt werden. Wiederholt flammt jemand im Zorn auf, weil *Watanginšjua* den Tod eines nahen Verwandten verursacht hat, und er möchte sich mit ihm unmittelbar auseinandersetzen; aber für jeden Menschen bleibt jener eben als *hšlpid* unerreichbar. Weil er nicht körperhaft ist, hat niemand eine sinnfällige Vorstellung von seiner Person. Man sagte mir ausdrücklich: „Er hat nicht den Körper, den jeder Yamana hier [auf der Erde] besitzt; er stirbt auch nicht, wie jeder von uns sterben wird, wenn sein *hšlpid* den Körper verläßt". Bildhafte und dinghafte Darstellungen seiner Person gibt es nicht.

Weit abseits von der Erde hält er sich beständig auf und zwar, wie die sprachübliche Wendung lautet, "hoch dort oben", in den Lüften. „Aus dem weiten Abstand und durch die viele Luft hindurch kann kein Yamana ihn erkennen. Niemand weiß, wie er aussieht, er ist eben *hšlpid*!" Mehr sagt man über seinen Aufenthaltsort und seine Aufenthaltsweise "dort oben" nicht, noch viel weniger malt man sich besondere Einzelheiten in der eigenen Phantasie aus.

Trotzdem ist *Watanginšjua* durch eine Art von Allgegenwart, die man ihm zuschreibt, jedem Menschen nahe. Faßlicher kommt diese Eigenschaft zum Ausdruck, so oft man ihn sozusagen als allwissend bezeichnet. „Er sieht alles. — Er weiß, was jeder tut. — Er beobachtet auch, wie einer im Verborgenen [unbeobachtet von seinen Landsleuten] sich benimmt!" Diese und ähnliche Wendungen habe ich mehrmals gehört. Im *šišpaya* sagte mir Cuno: „Er schaut von dort oben herunter und hier auf der Erde straft er. Also ist er auch auf der Erde! Jeden faulen und nichtsnutzigen Menschen erreicht und straft er" (S. 398). Diesem Cuno ist als *ulungala* im *šišpaya* von seinem Paten die Mahnung zuteil geworden: „Alle diese Ratschläge beachte treu. *Watanginšjua* schaut es so; er schaut genau zu, ob du dich darnach richtest" (S. 876). Jeder Prüfling wird nachdrücklich gewarnt: „Sei auf der Hut vor *Watanginšjua*, vergiß ihn nie aus dem Gedächtnis!" Das Bewußtsein, jederzeit von ihm beobachtet zu werden, bleibt nicht ohne Wirkung auf das persönliche Verhalten unserer Indianer.

Dieses wird letzten Endes ebenfalls von ihm bestimmt und zwar durch die herrschenden Gebräuche und überlieferten Gewohnheiten, kurz gesagt, durch das gesamte Sittengesetz, dessen Urheberschaft man ihm zuschreibe. Die Feuerländer sagen dafür sehr einfach und handgreiflich: „*Watanginšjua* wünscht, daß sich jeder so benimmt, wie es bei uns Yamana immer üblich war!" Sie verbinden damit die Überzeugung, daß anfänglich diese Gesetze von ihm aufgestellt worden sind, damit sie den folgenden Geschlechtern zur Richtschnur dienen. Er bewacht deren genaue Erfüllung mit seiner Allwissenheit und rächt schwere Verstöße. Diese Art seiner Betätigung wird,

oben wegen ihrer empfindlichen Wirkungen am häufigsten erwähnt. Man bekämpft ihn als den "Mörder dort oben im Himmel": *Wihpetuŋ-wiŋ*; denn er verursacht den frühzeitigen Tod der Erwachsenen und der noch unreifen Kinder. Er macht jedermann sterben; dadurch werden diese selber und seine nächsten Angehörigen, sogar die ganze Volksgemeinschaft gestraft und gekränkt. Rücksichtslos geht er vor, nicht einmal gegenüber dem zartesten Alter oder dem bittersten Schmerze und der empfindlichsten Trauer einer Mutter macht er Halt. Er ist wirklich ein *Tuŋkášiŋkaŋ* und der arme Mensch könnte sich um so leidenschaftlicher gegen ihn auf, je hilfloser er sich sieht.

In seiner Ohnmacht ist der Feuerländer wehrlos jenem *Akáŋ̌kiŋ*, jenem *kiŋ kiŋ Akáŋ̌kiŋ*, dem unbeschränkt Mächtigen ausgeliefert. Er straft, wann und wie es ihm gefällt, unbekümmert um Schmerz und Weh der Menschen. Herr über Leben und Tod aller ist er allein. Er schenkt das Leben und damit tritt das Kind in selbständige Dauer: er heißt es jedem so lange, als ihm das beliebt; er nimmt es wieder zurück und damit stirbt der Mensch. Strafweise schickt er eine ernste Krankheit; er befreit davon wieder, aber nur manchmal. Das Sterben verursacht er „aus freier, eigener Willensentscheidung, ohne daß irgendwelcher Einfluß von seiten der Naturgewalten oder Zauberermacht ihn zu bestimmen imstande wäre. Bei der Weltgestaltung einer ernsten Krankheit ergibt sich der Sterbende ohne vieles Klagen in sein Geschick; resigniert fügen sich auch die Verwandten und Freunde; sie sagen: ‚*Watuŋkáŋe* ist viel mächtiger als wir, gegen ihn kommt keiner an. Er holt diesen hier weg, wir müssen es geschehen lassen, wir können nur weinen!'" (Gusinde [I]: 161).

In gleicher Weise verfügt er über schönes und schlechtes Wetter. Wen er züchtigen will, den läßt er durch Sturm und Regenschauer bedrängen; wem er wohlgesinnt ist, den läßt er vom Sonnenscheine begleitet sein. Er schenkt guten Erfolg den Männern auf der Jagd und den Frauen bei ihrer Sammeltätigkeit; zuweilen fügt er es aber auch so, daß beide leer ausgehen. Jeder schwere und tödliche Unglücksfall hat letzten Endes ihn zum Urheber. Wer empfindlich getroffen wird, sieht darin eine persönliche Strafe; ob er klaglos schweigt oder lärmend zetert, ehrfürchten muß er sich wie einer, der gänzlich wehrlos ist. Drohungen, durch die unsere Indianer ihrem gepeinigten Herzen zuweilen Luft machen wollen, berühren jenen *Akáŋ̌kiŋ* nicht im mindesten. Physische Gewalt wendet er nicht an, sondern wirkt allein durch bloßes Wollen. Die Yamana drücken sich folgendermaßen aus. Ein Mädchen beispielsweise wurde im *Hóyuŋs* ermahnt: „Beginne dein Tagwerk schon in aller Morgenfrühe. *Watuŋkáŋe* schaut jedem Faulpelz zu. *Watuŋkáŋe* wird [zur Strafe] dich bald [d. h. vorzeitig] sterben machen, wenn du eine faule Langschläferin bist!" Man sagt ebenso: „Er wird dich anschauen, dann ist es bald aus mit dir!" Auch warnt man zuweilen mit: „Jener-dort-oben schaut dich an!", was besagt: Er hat dich bereits aufs Korn genommen, er trägt sich längst mit der Absicht, dich zu strafen. So weiß es jedermann

und er muß sich erhaben dahinter Jäger: Jemer Wanganätjawa-ajalka, der Un-alte und unbegreiflich Starke „verfügt über eine Kraft, gegen die alle Yamana vereint nicht ankommen imstande sind, erst recht dann nicht, wenn er eigenmächtig unsere Kinder wegnimmt." In allen lebt die Überzeugung: „Wir müssen ihn fürchten und vor ihm auf der Hut sein!"

Die sichtbare Welt liegt in seiner Hand, „alle Dinge gehören ihm"; er ist Herr und Besitzer alles Geschaffenen. Was immer den Feuerländer umgibt, bezeichnet er nach einem sehr gebräuchlichen Ausdruck als Wanganätjawa-ái[*]. BD: 379 übersetzt ái' mit: table, goods, property things in general. Diese Wortbildung meint freundlich an, ihr zufolge ist eben jedes "Ding" ein Bestandteil der Gottheit (S. 972). Offensichtlich sind die Lebewesen gemeint, hauptsächlich die großen Säugetiere und die Vögel. Sie insgesamt hat er den Yamana zum Gebrauch und zur Aneignung überlassen, sind also eine rechte Gottesgabe an die Menschen. Dieser darf jeder sich bedienen, doch nur insoweit, als er sie zum Lebensunterhalt benötigt; sie willkürlich zu mißbrauchen oder sie mutwillig zu vernichten, würde sich gegen die Absichten ihres Eigentümers richten und seiner Rache herausfordern. „Scharf wacht er darüber, daß Tiere nicht sinnlos getötet werden und daß Fleisch nicht vergeudet geht", vielmehr aufgebraucht werde! Diese Worte haben mir die Indianer mehrmals und allen Ernstes eingeprägt. Mit der genannten Vorschrift scheinen sie es ausnahmslos genau; mir bin ich Zeuge davon gewesen, daß sie erjagte Tiere unbekümmert liegen gelassen hätten.

Die Feuerländer gehen ferner mit unzweideutigen Erklärungen an verstehen, daß ihr Wanganätjawa auch das Geschick der Menschen in seiner Hand hält. Bekanntlich üben übelwollende Geister und vor allem die yékamai ihren unheilvollen Einfluß auf einzelne Personen aus; letzteres besitzen Macht genug, um jemanden erkranken zu lassen. Indes nur insoweit und nur so lange dürfen sie Schaden stiften, als Wanganätjawa es zuläßt. Entgegen seinem Willen vermag weder ein Geist noch ein yékamai eine Person zu schädigen. Wenn dies dennoch geschieht, ist er persönlich eigentlich damit einverstanden und er selber bleibt letztem Endes dafür verantwortlich. Findet zuweilen ein yékamai heraus, daß sich eine ernste Krankheit entwickelt hat, der gegenüber sein eigenes Können versagt, weist er in dieser Erkenntnis von sich aus den Kranken an Wanganätjawa als an den, der allein noch zu helfen imstande ist. Da er eben durch der Hilfsgesuchte ist, geht alles bedeutsame Geschehen zumindest als seiner Zulassung auf ihn zurück. Mit eigener Hand lenkt er auch die Naturgewalten; das sprechen die Yamana in verschiedenen Wendungen deutlich aus. Vgl. hierzu noch Gusinde (I): 161.

Gilt dieser Urahn, dem als alleinigem Eigentümer alles Sichtbare gehört, auch als dessen letzte Ursache, als Schöpfer? Eine klare Vorstellung von der Schöpfung, so scheint es mir, besitzen unsere Feuerländer nicht.[**] Nir-

[*] In dieser Frage kann ich Bridges (1): 19 zu Wort kommen, obwohl er hierin nicht als zuverlässig gelten kann: „They have no tradition of their origin; for them the

gendwo erklärten sie mit bestimmten Worten den Wert des Schaffens von dem reinen Nichts; ebensowenig betonen sie ausdrücklich, daß Watangindjera schon vor dem eigentlichen Geschlechtsakt dagewesen sei. Tatsächlich ist das aber durch ihre Überzeugung und auch den Ursprung alles Geschaffenen schon in ihm. Sie sprechen diese Wahrheiten zwar nicht deutlich aus, anerkennen sie aber stillschweigend, wenn sie beispielsweise sagen: „Watangindjera war unsere allein da! Denn hat er alle Tiere gemacht und zwar dort in Tâmatâja. Ihm gehören [deshalb] alle Tiere." Über die genaue Herkunft der Menschen und der übrigen Dinge macht sich anscheinend niemand eigene Gedanken; man begnügt sich damit, Watangindjera als unumstößliches Gebieter und wirklichen Eigentümer zu bezeichnen. Damit anerkennt man ihn mehr oder weniger als einzigen und letzten Grund des Daseins der sichtbaren Welt. Vgl. Gusmus (I): 146.

Im März 1933 habe ich mich mit dem alten Meisenmann über diese und ähnliche Vorstellungen unterhalten und ihn gefragt, wie der Ursprung der Menschen gewesen sei. Auch diesmal antwortete er mir bestimmt und klar: „Nicht das erste Mal ist es, daß ich vor dieser Frage stehe. Als junger Mann habe ich die Geschichte von den vielen Tieren erfahren, die damals bei der großen Umwälzung in Tâmatâja verwandelt worden sind. Wie das wohl vor sich gegangen sein mag, fragte ich mich selber und auch andere Männer, vor allem die türkischen Schmiede und die erfahrensten Alten. Niemand wußte mir Antwort zu geben, wie eigentlich die Menschen entstanden und woher sie gekommen sind. So weiß auch ich das bis auf den heutigen Tag nicht. Oft und nachdenklich habe ich gesucht und mich bemüht, diese Frage zu beantworten. Damals hatte Tâmamâlêm die ganze Welt und alle Tiere verbrannt. Auch das begreife ich nicht, wie nachher alles vollständig wieder in Ordnung gekommen ist, wie er den ungeheuren Brand gelöscht und wie er dieses Land wieder mit Pflanzen und Tieren belebt hat. Das alles wissen wir nicht. In früheren Jahren habe ich die erfahrenen Alten des öfteren darüber befragt." Wenige Tage später soll ich, folgend meiner Gewohnheit, im Kreise mehrerer alter Männer und von selber kam die Rede abermals auf jene Dinge. Bemann wiederholte: „Wir wissen es eigentlich nicht genau, wie alles Sonnen geworden ist. Selbstverständlich war Watangindjera in sehr alter Zeit schon da; denn der Himmel war bereits da, über der Erde, dort wo die Wolken sind und wo auch Watangindjera sich aufhält. Bevor *Lêm* [Sonne] und *Hêmaja* [Mond] und *Abâsêr* [Regenbogen] wie Menschen hier auf der Erde gewandelt sind, ist Watangindjera bereits dagewesen; denn schon vor jenen ist der Himmel dagewesen. In jener Zeit haben die Frauen geherrscht. Wie und woher die Kinder damals gekommen sind, das wissen wir nicht. Denn keiner jener Frauen, die damals die Männer beherrschten, schlief mit ihrem Gatten und vereinigte sich mit ihm, um Kinder zu empfangen. Keiner von uns verrichtete irgendwo, woher die Kinder damals gekommen sind. Erst seitdem sich die große Um-

world was always what it is, and ever will be the same. For them it had no maker or master and they had not the least idea of planning or displanning anyone beyond themselves."

schöpfung vollzogen hat, sind die Wasser dem Willen der Männer unterstellt. In jener Zeit ist es geschehen, daß der große Schöpfer Ahuramazda (Ormuzd) entschied hat, wie Mann und Frau sich vereinigen sollen, wie sie zeugen und wo auf Erden sie gemeinsam ihren Unterhalt finden sollen, wie sie es so bis heutigentages. Vereinigen sich Mann und Frau auf diese Weise, dann sind folgen Kinder. So wissen wir, woher jetzt unsere Kinder kommen. Wissen wir einer einzelnen geschwanger sind, vermag niemand zu erklären. Wissen Sonne und Himmel und die Sterne, die damals wie Menschen auf der Erde gelebt haben, nunmehr mitgeben, dann wissen wir ebensowenig. Allerdings, als diese [Gemahlin] und auch als [Ehemann] starben, ist Vergangliches gleichfalls dagewesen und es ist auch schon lange vorher dagewesen." Das Wunder der sichtbaren Welt vermag also kein Versuch restlos zu erklären. Bemerkenswert ist es trotzdem, daß ein frühzeitiger und gebildeter Mann wie Mahnamana diese Lücke gespürt und sie auszufüllen sich bemüht hat.

Nimmt man die Worte der genannten Männer genau, so kann man ihnen die Vorstellung von immerwährendem Dasein des Menschen, Werden ohne zeitliche Begrenzung auch rückwärts und auch vorwärts entnehmen. Ein Aufhören des Seins jener "Ehepaar-Ahnen" existiert, unsere Fragestellung überhaupt nicht und von ihrer seinen Eigenschaften ist ihnen jene am meisten gefällig, welche die oft wiederholte Beziehung Vergangliches zum Inhalt hat. Dieser "Ursitz" ist nach ihrer Auffassung etwas immer dagewesen und einmal fragt, woher es eigentlich gekommen oder welchen Ursprung er sei. Auch darf man annehmen, daß nach dem Glauben der Yezenen dieser "Ursitz" sich immer gleichgeblieben ist. Vergangliches dauert sie so an und auch viel weniger sprechen sie es aus, es habe sein persönliches Verhältnis gegenüber den Menschen selbst die Gestirne, welche er ihnen aufstellte, gebildet. Im ganzen ist es persönlich dauerlos geblieben und daher unverständlich. Es läßt sich, nach dem einzigen Wortsinn, keinerlei durch Menschen beeinflussen. „Wir Yezenen klagen oft bitterlich; es klagegen geht mit uns um, wie es ihm gefällt" sagte Mazr. Sie hatte mir erklärt, daß in Not und bei erneuter Erkrankung die, welche mittelbar oder unmittelbar davon getroffen sind, sich mit Gebeten um Rettung an den Höchsten wenden. Wohl nimmt er die Gebete entgegen zur Kenntnis und erweist sich manchmal gnädig; mitunter beließ er sich drängen oder gar zwingen, seinen völlig freien Willensentschluß zu ändern. Diese Überzeugung lebt deutlich in den Yezenen.

Trotz ausgesprochener Willkürlichkeit, mit der Vergangliches in den Gesichtskreis des einzelnen Menschen dann und wann allmählich eingreift, schätzen sie ihn im ganzen doch als wohlwollend und gut. Gern ruft man ihn an als den Helfenden; denn er ist wirklich Vater eines jeden und der Yezenen insgemein. Dieser Beziehung wiederholt sich in den alltäglichsten Gebetsformeln am häufigsten. Aus dem tiefen Bewußtsein, daß er für alle Bedarfe sinnet und im besonderen die Tiere einem jeden für den Lebensunterhalt zur Verfügung stellt, vertraut man ihm und seiner Fügung. Mit einer jener kindlich-naiven Vertrauli-keit begegnen ihm viele, mit der in

gemeinschaftlich. Vielleicht war es Kind sich seinen guten Vater gegenüberstellt. Wegen verschiedener Schläge verweilen den einzelnen aus dem endlichen Gleichgewichte haben, so allgemeinen herrscht „die Überzeugung von der Menschenähnlichkeit des Höchsten Wesens" (Gennep [I]: 162) vor. Deshalb wagt man es auch, ihn sogar mit dem vertraulichen *Kaiwijpen* "lieben Vätterchen" und dem freundschaftlichen *Tánawa* "der liebe, gute Alte" anzureden.

Als Ergänzung zu dem Bilde vom Höchsten Wesen, wie es in der Vorstellung der Yaruros lebt, gelten auch seine durchaus selbständige Stellung gegenüber allen übrigen Geistern und menschlichen Seelen. In keiner einzigen der vielen Mythen, die ich gesammelt habe, wird er irgendwie abhängig, vielmehr treten ihn eine ganze Luft von allen mythologischen Persönlichkeiten und von den ungezählten Tiere-Geistern. Inwiefern man ihn in Zeiten mit jenen Tiere-Geistern zusammenbringt, ist S. 898 begründet worden. Ebensowenig werden ihm Charakterbezeichnungen zugedacht, die den Yaruros als Selbstverständlich gelten, z. B. verheiratet zu sein. Gelegentlich habe ich mich besonders Gleichgültigkeit, als handle es sich um etwas Alltägliches, einige Leute gefragt: „Wie wem ist wohl *Watapinšjwa* verheiratet?" Die Antwort folgte eine Gemütsbewegung, wie ihn eine nach ihrer Ansicht recht dumme, ungeschickte Frage erregt. Nelly Lawrence, die anwesend war, schien die Pausen zu verlängern und lange Sekunden vergingen, bis sie unter dem Eindruck jener befremdlichen Frage die Herrschaft über sich selber wiedergewann. Auch diesmal wollte sie, wie sonst immer in ihren Aussagen, genau sein und verneinte verwundert: „Davon habe ich noch niemals gehört! Ich werde die Alten fragen, ob sie vielleicht etwas wissen!" Sie hatte dabei schon die volle Überzeugung, daß dergleichen auch den Alten durchaus unbekannt war; deshalb kann sie später nicht mehr auf diese Sache zurück. Als bald darauf Cassa selbst von die gleiche Frage gestellt wurde, erwiderte er entrüstet: „Wer hat denn so etwas behauptet?" Ihn beruhigend erklärten wir: „Eigentlich hat niemand derglichen behauptet; wir *wollten* nur ihn so nebenbei einmal befragen!" Da hätte *er* sich in Schweigen und zeigte Widerwillen darüber, daß Europäer sich in diese unnütze Frage verirrt hatten. Von den wirklichen Lebensbedingungen des *Watapinšjwa* — gemeint ist Wohnung, Nahrungsgewinnung, Möglichkeit, Schlaf u. dgl. — besitzen die Yaruros gar keine Vorstellung und sie sprechen sich darüber überhaupt nicht aus. Sie wissen bestimmt, er hat eine ganz eigene Daseinsweise; das genügt ihnen und nichts drängt sie, nach Einzelheiten sich zu erkundigen.

Stellt man sämtliche Eigenschaften zusammen, die dem *Watapinšjwa* zugedacht werden, so erscheint, bei aller Einfachheit des Bildes, eine immerhin recht ausgestattete Persönlichkeit. Diese steht durchaus selbständig über allem Geschaffenen, sowie unabhängig von anderen Geistwesen und von den Menschen da. Sein Eingreifen in die Geschicke der Erdenbewohner und damit seine Betätigung überhaupt wird ersichtlich aus dem Verkehr, den der einzelne Mensch mit ihm pflegt, und vor allem aus den Gebetsformeln.

2. Religiöse Betätigung

Alle Angaben sprechen so eindeutig aus, daß das Höchste Wesen unserer Yamana nicht, wie etwa die Hauptpersonen in ihren Mythen, weit hinter den Wolken sitzt, unbekümmert um das Geschehen auf der Erde. Ganz im Gegenteil verfolgt Watauineiwa wirklich und aufmerksam das Tun und Lassen des einzelnen, er greift schicksalwendend oft auch gegen dessen Wünschen und Hoffen ein, je nr regt sich mehr, als manchem angenehm ist. Als tätigen, wachsamen Äffekt kennt ihn jeder. Niemand verliert ihn deshalb ganz und gar aus dem Auge, auch viel weniger würde jemand absichtlich und unbekümmert ihn gänzlich beiseite lassen. Gewiß, einige Indianer sind eifriger auf ihn bedacht, von seiner Eigenschaften lebhafter erfüllt und daher mit ihren Gedanken öfter bei ihm, als andere Stammesgenossen; aber völlig "gottlos" ist kein einziger Feuerländer. Jedermann wird ohne sein Zutun durch seine Verwandten und Nachbarn oft genug an Watauineiwa erinnert und in deren religiöse Betätigung hineingezogen; eben deshalb kommt niemand um der Gewohnheit des Religiösen, wie sie von den frühesten Geschlechtern gepflegt und weitergegeben worden ist, gänzlich herum. Inwieweit und wie oft sich jeder einzelne für sich allein religiös betätigt, entzieht sich einer genauen Beobachtung, und es dürfte sich ebensowenig erweisen lassen, daß die Frauen in dieser Hinsicht mehr tun als die Männer. Entscheidend dafür ist, wie auch anderswo, die persönliche Anlage und der erzieherische Einfluß in den Jugendjahren, nicht minder die nächste Umgebung von früher Kindheit an.

a. *Allgemeine Übungen*

Jene staunenswerte Einfachheit, die sich in den Lebensformen unserer Yamana zu erkennen gibt, wiederholt sich selbstverständlich auf dem religiösen Gebiete. Wenn man von den bestimmten Gebetsformeln absieht, ist ihre äußerliche religiöse Betätigung auffallend beschränkt. Weder kennen sie eigentliche Darstellung des Höchsten Wesens und besondere Plätze, die seiner Verehrung vorbehalten sind, noch haben sie Opfer in irgendwelcher Form; desgleichen fehlen ein Priestertum und religiöse Zeremonien. Man kann als solche die Zusammenkünfte vieler Familien nach einem Todesfalle nicht betrachten, da diese vor allem vom Schmerz über den Verlust eines lieben Verwandten veranlaßt werden. Keinem europäischen Beobachter fällt das religiöse Gut unserer Indianer erkennbar in die Augen und daraus allein schon erklärt sich die Einstimmigkeit aller Reisenden und Missionare, die jene als durchaus religionslos angesprochen haben.[*]

Als religiöse Betätigung im weiteren Wortsinne darf man wohl die dauernd gleichmäßige Geisteshaltung einer tiefen Ehrfurcht vor

[*] Oben habe ich mich mit diesen Männern und Frauen über den Gottesglauben und die religiösen Feiern, an denen sie früher als Kinder und junge Leute mit großer Regelmäßigkeit von den Missionaren innerhalb und außerhalb der Missionsstationen eingeladen worden waren, ungezwungen unterhalten. Jedesmal habe ich den Eindruck

Wanyindjesa entgegenkam, die der einzelne wahrt. Dieser ist sich zwar jederzeit nicht unmittelbar bewußt, aber sie beeinflußt ihn bestimmend durch Ingredienzien, daß er in gewissen Zeiten sich bewegt und von allgemeingültigen Grundsätzen sich leiten läßt. Diese Ehrfurcht ist in ihren Auswirkungen innerhalb der religiösen Sphäre dem vergleichbar, was das Gewissen auf dem Gebiete der moralischen Pflichten bedeutet, nämlich eine Art von Leitmotiv, von dem die Einzelperson geführt wird. In dieser Gesinnungsrichtung liegt die unwandelbare Willigkeit des Feuerländers gegenüber den Anforderungen des Stammgottes begründet. Er unterwirft sich ihm ohne Widerspruch, obwohl er als Erklärung dafür niemals anderes zu sagen weiß, als das bekannte Wort: „Wanyindjesa sieht alles. — Er wünscht, daß jeder sich so benimmt, wie es bei uns Yamana immer üblich war!" In diesen und ähnlichen Worten liegt für den die Richtschnur seines Handelns. Letzteres hat sich ohne deutlich auch im Ablauf der Geschlechterfolge nicht abgewandelt. Gewiß, die Furcht vor Strafen bewahrt oft diese und jene Person vor Fehltritten; aber eigentlich der alten Überlieferung selbst wegen halten sie sich an das, was diese fordert. Niemals würde sich jemand über die ungute Fremde beklagen, die sie ihren freien Handeln zeigt; weit darum entfernt steht allmählich die Gewohnheit der Alten in hoher Achtung, weil letztere Einzig durch wieder Wanyindjesa als Wächter der sittlichen Ordnung anerkennt.

Da man ihn ehrfürchtig begegnen muß, wagt es niemand, ohne besonderen Anlaß seinen Namen zu wiederholen, viel weniger ihn verächtlich zu machen. Erwähnt man das Höchste Wesen dennoch, gibt man seine Aussprache seinen Namens und in der ganzen äußeren Gebarung eine bestimmte Ehrfurcht und eine gewisse Feierlichkeit zu erkennen, die das gesprochene Wort merklich weihevoll gestalten. Völlig gedankenlos fallen die verschiedenen Namen niemals. Auch das ist ein Zeichen ehrerbietiger Hochachtung, daß man Umschreibungen verwendet. Dieser kommen am häufigsten dann zum Vorschein, wenn ein erregter Mensch sich lebhaft mit jenem Namenlosen, "Der allein Starke", im Verlauf einer Trauerfeier auseinandersetzt. Er will gleichsam sein ungebührliches Vorgehen abklügeln, als würde er sich nicht unmittelbar und direkt an die bekannte Gottheit wenden. Die habituell ehrfürchtige Haltung der Yamana gegenüber der Person des Höchsten Wesens selber zwingt sie notwendig zu einer möglichst unwandelbaren Treue zum Stammesbrauch, im besonderen zu den eigentlichen sittlichen Verpflichtungen, und läßt den Gedanken an Widerspruch oder widersetzendes Abkehr nicht aufkommen.

β. Blutgebote

Die Yamana und Selk'nam (Bd. I, 509) gleichen sich ganz in der Ausbildung und Ausprägung ihrer religiösen Ehrfurcht; sie unterscheiden sich

---

gewonnen, es ist ihnen völlig unbegreiflich geblieben, wie man durch keine Geburt und im einheitlichen Zusammenschluß vieler Personen der Gottheit gefallen könnte. Ihre eigenen Geistesverfassung entspricht es viel mehr, daß die Einzelperson für sich allein dem Höchsten Wesen gegenüberstehe und mit ihm jedesmal das austrägt, was ihre Seele bewegt.

[illegible] Verse [illegible]

über auffällig in der Verwendung von Gebeten und Anrufungen, die sie an ihre Gottheit richten. Während die Ilias diesen Typenschatz nur bei seltenen Gelegenheiten einige mehr oder weniger frei gestaltete Worte einlegen (Bd. I, 110), verfügen unsere Frauenlieder über einen langen Stoß von festgeprägten Gebetsformeln, denen jeder sich je nach dem gegebenen Unterlasse bedienen. So genau halten sie sich daran, daß sie dieselben auch bruchstückartig noch wiederholen, obwohl einzelne Worte und Wendungen nicht mehr ins Ohr gehörlich, sondern sogar unverständlich geworden sind, gerade auch der allgemeine Sinn der ganzen Formel in schalem geblieben.

Begreiflicherweise überwiegen an Zahl die Klagen und Trauerlieder, da jeder Todesfall unsere Indianer außerordentlich stark erschüttert und in höchste Aufregung bringt. Diese gegenüber nehmen sich die Bittgebete schlicht und einfach aus. Zuerst folgen diese hier mit kurzer Umschreibung, welcher die anderen Gebete und verwandten Formeln. Von einer grammatikalischen Analyse darf ich füglich Abstand nehmen, weil das Dictionary von Bancroft vorliegt und besonders Untersuchungen über die Grammatik des Yumana von Bienenmann durchgeführt worden sind, darauf sei hingewiesen.

1) *Hinyahpa* *hâja* *hâwâtsmahl.*
Mein Vater, sei gnädig mir.

Diese Worte sind einer allgemeinen Bitte, die den Höchsten Wesen erflehen möge, hauptsächlich soll es Erbitte auf der Jagd oder guten Wetter während der Fahrt gewähren. — HO-'HI bringt andeutungsweise, es sei kindlich, so die gemeinte, diese jetzt so wenig.

2) *Hinyahpa,* *duwa* *hâja* *hâwâtsmahpqua* *hâpaatimâpâm.*
Mein Vater, wohlan mir gütig sei heute.

Offenbarlich ist diese Bitte der vorhergehenden gleich. Man spricht sie unmittelbar vor einer Fahrt, einer Jagd und überhaupt Anfängen aus.

3) *Hâkmyuhâja* *hâwâtsmahpqua* *hâpaatimâpâm,* *Hinyahpa.*
Uns sei gnädig heute, mein Vater.

Diese Bitte gleicht wieder der anderen. Am frühen Vormittag wird sie zum Himmel gesandt, kurz bevor man sich zu einem größeren Unternehmen oder zu einer längeren Kanufahrt anschickt.

4) *Awaa* *nihâja,* *hâwâtsmahpqua,* *Hinyahpa.*
Wohlan du, sei [mir] gnädig, mein Vater.

Zwar scheint diese Bitte allgemein gefaßt zu sein, doch wendet insbesondere eine Mutter sie an, deren Kind krank ist, damit Wassergöttern es nicht ersticken, vielmehr wieder gesunden lassen.

5) *Hinyahpa* *nijâjwa hâja* *nwwatjâk.*
Mein Vater, laß geben mich, ich in es die zu wissen.

Wer auf diese Weise bittet, erwartet eigentlich von günstigen Wetter. Daher gibt er dem Höchsten Wesen seine Absicht kund, bald seine Fahrt anzutreten.

— BD: 66 heilige Gattin, to be with them, to be wonders and BD: 240 such thanks, to them, unto to me. — Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß die Vanen sich öfters in ungeschlechtiger Form an den Einherier Wunsch erweisen. Bei einer Familie eine Ungarn Feier gegeben, schickt sich der Wunsch schon Gelegenheit zum Lagen, sticht an den Skirnismögling und schaut gestimmt auch den Wolfen oder der Wunderstrahlung aus. Ist schönen Wetter im Anzug, sagt er *Zeuna-dort-oben*: „Ich denke die, Heiligen, daß du uns günstiges Wetter geschickt hast!" Sollten die Ausschauen nicht vorschlecht sein, bittet er lautig: „Heiligen, du weißt es ja, wie wollen weiterreisen, wir uns gütig und schicken uns gutes Wetter!"

6) *Ausa,*	*hjálpdís*	*hánefnuð*	*megindýrum,*	*Hlórriða,*
Wohlan,	uns allen	gütig sein	guten Tag,	meine Vater,

Bevor man sich in der Vanillenbäckerei am Ofen legt, wünschelrutet einer der diesen Heiligkeiten diesen Spruch. Er meint es wie eine kurzen Abendgebet, das einen Dank für den heutigen Tag und eine Bitte um Erfolg am morgigen Tage enthält. Statt den Angaben der Edddichter legt der Nachdenk auf der Bitte, Wenngeschon mehr alle Familienmitglieder den kommenden Tag glücklich und gesund schicken können.

7) *Ausa,*	*hjálpdís*	*svásnefjum,*	*Hlórriða,*	*sólgyrnda.*
Wohlan,	uns	gnädig einen sei,	meine Vater,	o weh.

Als dieser Bitte schlägt einer Person den Bittenung wünscht auf Heiligen ein, nachdem sie von dem auf diesen Tischschalle gestraft worden war, sie hatte sich verungnaden mit dem verbrannten. — BD: 221 heilige schwarzgarbig, to take a person under one's arm, to be kind and merciful to a person.

8) *Hnjóstu-hildr*		*hlíðskerandiga,*	*Hlórriða,*
Um wird er [schon]		warmerschützen,	meine Vater.

Wer auf dem Wasser während einem Strande oder einer Insel unterwegs, wo Jagdhunde sicher zu erwarten ist, wünschelrutet diese Bitte in der Zuversicht, daß *Hildrhjam* den Kamm schnell dorthin gleitens lassen werde, als würde er persönlich es mit starker Hand schieben. — BD: 177 erwähnt hlíðskerandi, to shove, push, press, bear against with the hands.

9) *Upðja*	*ostvindiska,*	*Wanngindjum.*
Mir	gute Richtung gebe,	der Alte oben.

So bittet einer während der Kanalfahrt, wenn Unwetter droht, damit er sein Ziel oder den nächsten sicheren Strand ohne Schaden erreiche.

10) *Upðja*	*hámstrandiga,*	*Hlórriða,*	*rikmeðir*	*dauna.*
Mir	sei gnädig,	mein Vater,	ertie	das Haar.

Bei Unwetter bittet man, der gute Vater-dort-oben möge das Kamm über alle Gefahren hinweghelfen. — BD: 401 deutet rikmeðir, to sprains in one's arms to raise or lift up.

[illegible] Nr. 6

12) Klingelgen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Meine Tränen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Das will heißen: Sende mir Bitte durch einen [illegible] (der Schmerz), Freudentränen (meinetwegen) gegen den Leidenden, der meinem Leben [illegible] ist und mich beglückt. Das Wort [illegible] dient zur Bekräftigung der Bitte und verstärkt das Wortgefüge. Obwohl man die grammatikalischen Formen vermeiden, weiß der Liebende dennoch, daß er für diese Worte gelobt wird.

13) [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Das Herz, die [illegible] verschmachtet auch [beim] Singen hier.

Diese Bitte besagt: Bringe mein Innerstes dem, der du hier singst, daß du meine Qual hast so verklären und auch lange weiter so singen [mögest], wenn [illegible]. Während der Liebende sprach [verging] diese Worte, auf den [illegible] Klavierschemel, der als Verbindung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Satze. — Das Wort [illegible] [illegible] hat auch noch, wie im Französischen, einen weiteren Sinn, wie [illegible] sagten: das Innere, das [illegible], das ist. Das [illegible] [illegible] auch [illegible] [illegible], Sinn, gemeinhin. Das [illegible] hat hier, [illegible] [illegible] [illegible], das Herz war so ein, so [illegible].

3. Doppelgänger

Die vorgelegten Singulare sind auch einer erheblich einheitlichen Form aufgebaut. Nicht [illegible] [illegible] die Doppelgänger als Anerkennung für [illegible] auf jene Gebiete, die es sich auserwählt [illegible] und die den Höchster Wesen [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß unsere Dichterländer sich als [illegible] [illegible], für den Wahlsinnen, die Wesensarten [illegible] erweist, eigenes zu [illegible]. Eine derartige Einstellungsweise [illegible] auf das gewiß enge Verhältnis hin, in das sich die Tonsetzer selber zu ihren Gedichten stellen. Da [illegible] den Dichtern leichte [illegible], weil jenen Verhältnis gleichig sein und sie sehr [illegible] [illegible], als selber [illegible] sich darin wirklich weiß.

1) Ihr' [illegible] [illegible] Ihr' [illegible]
Dank, meine Töne. Dank, ihre [illegible].

Als [illegible] [illegible] Formeln trägt der Tonsetzer seinen Dankesinhalt bei verschiedenen Gelegenheiten ab. Sie werden häufig verwendet und sind jederzeit [illegible] gültig. — Im [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Dieser Spruch ist ebenfalls ein Dank für den glücklichen Verlauf oder den erfolgreichen Ausgang irgendeines Unternehmens, bei dem zwei Personen beteiligt gewesen sind.

6) *Ahá!, Hitapáge, hája hánatagaskade hajanellegájan.*
Dank, mein Vater, mir gut gewesen heute

Wer im Gemüt einen Erfolg schwelgt, im besonderen sich seiner Jagdkünste entfreut, vergißt nicht darauf, auf diese Weise den gütigen Geber und Spender dort oben seiner dankbare Anerkennung zu bekunden.

7) *Hajanemáhája hánagatapsánay Hitapáge.*
Um hat beschützt mein Vater.

Mit diesem Spruch will sich jemand für den gewonnenen Erfolg oder erlangten Vorteil oder besonderen Schutz, der ihm zuteil geworden ist, bedanken. Eben diese Formel ruft die eine Familie der anderen zu, nachdem sie heimgekehrt sind oder während sie sich auf dem Wasser begegnen. — BD: 181 schreibt *hánagatoka*, to go or come up in order to take care off; *hánagatagmáni*, to get up, or come up and stand guarding over.

8) *Sáhagate Wašindjan, Hitapágašháje.*
Zufrieden ich mit dem Alten, meinem Vater.

Dankerfüllt äußert sich mit diesen Worten eine Mutter, die für ihr krankes Kind in Sorgen war und jetzt sich darüber freut, daß es wieder gesund ist. Nach BD: 152 ist *sahagáte*, to be happily, or at peace.

9) *Anna, hája hágawar ahágamanáhille- Watanjinjan-ášj.*
Wohlan, mich beliebte annehmen Watanjinjan im Himmel,

hanatinagájan.
heute.

Einer, der krank gewesen, aber wieder gesundet ist, legt seinen Dank in diese Wendung. Schon hatte Watanjinjan ihn "angerochen", nämlich sein Korn genommen, und zwar mit der Absicht, ihn sterben zu lassen. Aber er hat davon noch einmal wieder Abstand genommen. — BD: 20 bringt *ahágamáhá*, to gaze, look, watch sitting.

10) *Anna hája hétanagáte tanágan Hitapágan.*
Wohlan, von mir schlimme Zeit hat weggenommen mein Vater.

So jubelt freudig lebhaft eine Person auf, die lange Zeit krank gelegen, sich aber wieder vollständig erholt hat; die Qual des Siechtums ist vorüber und sie erlebt sozusagen einen neuen Sommer.

11) *Anna, hája kahápa tahagínatapšan Hitapáge.*
Wohlan, mich von oben schaute an mein Vater.

Das sind die Worte eines Mannes, der sich bereits dem Tode nahe fühlte, weil *Watanjinjan* sein Auge auf ihn geworfen hatte. Da dieser Mann wieder ge-

wandern, danke er freudig, dem Gedeihen Unglück voraussage zu sein. — BD: 292 bringt *anhaghaaqaghan*, to look friendly, gaze, be gazing intently.

10) *Anna, Aipâ mûrudrua, ahô'; Aipâ Awakkûnaqâpâ*
Wahlan, wir unserm Sommer, Dank; für uns in der Wärme
nagâpan,
warmen.

Sobald nach dem ausgestandenen Winter mit reichlichem Schnee die ersten Anzeichen des nahen Frühlings aufwachen, erwacht jeder erleichtert auf und bringt seine Gefühle neuer Lebenslust mit diesen Worten freudig zum Ausdruck. — Vgl. in BD: 556 das *nagâpan*.

11) *Illûqpan Aivîpâ Aukpâlûk.*
Ich selber sah Seo-Anemonen.

Gemeint heißt das: Ich habe als erster mit eigenen Augen die Seo-Anemonen gesehen. — Nach BD: 260 ist *Aivîpan*, I only, I by myself; auch BD: 270 sind *Aukkâlûk*, the red sea anemones. Die kleinen, purpurroten Seo-Anemonen, auch Seerosen (Actinien) genannt, kann man allerdings während des ganzen Jahres antreffen; trotzdem nimmt man es regelmäßig zum Anlaß hohen Jubels, wenn man im ausgehenden Winter ungewöhnlich hellwerdenden Kolonien dieser kleinen Tiere ansichtig wird. Als Boten des Frühlings, den zu erleben sich jeder versprecht, begrüßt man sie. Für diese günstige Aussicht in die Zukunft dankt man Wanguinâwa mit der genannten Formel. Am lauten Überrest springen und tanzen die Leute sogar im gebrechlichen Kano herum, unbekümmert um die große Gefahr, es durchstoßen und zu zerbrechen. Meinen ungelauten kommt sich der, welcher zuerst der hellfarbigen Seo-Anemonen ansichtig geworden ist.

12) *Annâlûq, Aipâ mûrudrua, ahô'; annâlûq, Aipâ*
Wahlan, uns neuer Sommer, Dank; wahlan, uns
mûrudrua.
neuer Sommer.

Mit diesem längeren Spruch danken die Leute dem Höchsten Wesen, daß ihnen ein neuer Sommer und damit wieder ein neues Stück Leben durch ihn beschert wird. — BD: 25 schreibt *annâlûa*.

13) *Ahô', Aipâ tumîgma, Aikuklûin.*
Dank, uns wir malen mit Eigelb, Sommer ist da.

Im einzelnen besagt diese Wendung: Dank sei dir, *Wanguinâwa*, daß wir [durch deine Güte] diesen neuen Sommer erleben dürfen; zum Ausdruck unserer Freude bemalen wir uns mit Eigelb. — BD: 262 schreibt *Aukûklûin*, the other, another summer. BD: 493 bringt *tûmîgma*, to beautify or adorn oneself in any way. — Mit diesem Ausruf fordert man sich gegenseitig zu einer besonderen Gesichtsbemalung auf, sobald im Frühling die ersten Vogeleier erreichbar werden. Mit dem Eigelb aus einem frischen Ei schminkt man

einen fingerbreiten Strich, angefangen an der Haargrenze, über Stirn und Nasenrücken bis an die Oberlippe. Währenddessen herrscht muntere und zuweilen ausgelassene Vergnüglichkeit. Nicht immer wendet man sich mit dieser Formel dankerfüllt unmittelbar an *Hidáhyan*, wohl aber mittelbar jedesmal, so oft man sie ausspricht.

14) *Annu, hája kēmaystuzimaxuíjina ydrum,*
Wohlan, um mich hat sich bemüht mit günstigem Wetter,
hipíkája kēmaystuzimágya Wataxinéjwa.
um uns hat sich bemüht *Wataxinéjwa.*

Auch mit diesen Worten dankt man dem Höchsten Wesen für die günstige Witterung, von der er die Kanus begleiten ließ; und zwar spricht einer für sich persönlich und für seine Gefolgschaft. — Vgl. *ūīaina* im BD: 66, außerdem seine Verwendung in der Formel 5 (S. 1059) und Formel 2 (S. 1056).

15) *Annu, hipíkája kēmaystēkude Hitapáqn, wēlitēs hipái*
Wohlan, uns hat beschützt mein Vater, gnädig uns
tayuwarágude ánen, hipái šabágudagu Hitapáqnčikája.
er rettete das Boot, wir gratulieren [uns] zu unserm Vater.

Diese längeren Dankesworte werden von denen wiederholt, die nach gefährlicher Seefahrt sichere Rettung gefunden haben. Man vergegenwärtige sich den plötzlichen Wetterwechsel, von dem ein Kanu inmitten eines breiten Wasserarmes zuweilen überrascht wird. — BD: 428 bringt *tayuwāgū*, to keep near to in order to support or aid by one's presence, ... to defend, aid by being present. Vgl. auch im BD: 152 das *šabugūdāgū*, to congratulate oneself on a happy success. — In den obigen Worten kommt also zum Ausdruck, wie aufrichtig sich die Yamana darüber freuen, einen gütigen Vater-dort-oben zu haben, der rettend sich ihrer annimmt; sie beglückwünschen sich dazu, ihn zu besitzen.

16) *Sēnnakitę Hāyčélla hájan hajanęgte čiįxaya, makainixǫąla*
Frei von *Hāyčélla* wir vereint im *čiįxaya*, mit den Fremden
dīka takája hájan šabagudįdte. Annu, hipíkája
hier bei uns wir friedlich vereint. Wohlan, uns
kekajtayuwanįdte, čiįxaya. Annu, kēmētawēgána kēndēj,
zu helfen versprochen, *čiįxaya*. Gewiß, wohlwollend beide,
hajananíkája lēla hájanči tinamūtupe
uns [bleibt] Landstück, wo wir den Winter verbringen
hajandēpan, Wēlapatux-sēj
wir allein, [falls] Mörder im Himmel
kēgurajminǫąna hajananíkája. kętęgede
nicht beabsichtigt wegzunehmen uns. Dank,

Watayinčjwa.	*Hajanasnikčja*	*mčitumulánude,*	*alár*[1].
dem Alten.	Uns	hier aufwachen lassen,	Dank [ihm].
Watayinčjwa	*hálu*	*hčanikipan*	*kčmaystghčyna*
Watayinčjwa	alle	diese Tage	war schützend besorgt,
hayančispgdčylum.	*Makčinix*	*kčndči*	*kčja kčkan*
so auch in Zukunft.	Fremde	zwei	ebenfalls weiterhin
kčlumaystekyčna	*hajanánin*	*Imún;*	*kgtčggde*	*Hiddčyan,*
wird behüten	unser	Vater;	Dank	mein Vater,
kgtčggde	*Hiddčyan!*			
Dank	mein Vater!			

Diesen langen Spruch hat CALDERON beim Abschluß der Jugendweihe im März 1922 frei zusammengestellt. Die sinngemäße Übersetzung wäre etwa: Ohne durch *Hăyčélla* belästigt zu werden,[14] haben wir hier das *čiščxaus* gefeiert und zwar in friedlicher Gemeinschaft mit den beiden Fremden [GUSINDE und KORTZAK]. Sie haben versprochen uns zu helfen.[15] Da sie wohlwollende Menschen sind, werden sie ihr Versprechen erfüllen. Dann wird dieses Gebiet am Puerto Mejillones uns allein als Eigentum gehören und wir werden hier ungestört jeden Winter verbringen können. Wenn nur nicht jener "Mörder-im-Himmel" uns faßt und wegholt! Dank sei dem *Watayinčjwa*, der uns noch das Leben schenkt. *Watayinčjwa* wird auch künftighin schützend sich unser annehmen, so wie er es in diesen Tagen getan hat. Auch diese beiden Weißen wird unser Vater behüten. Dafür sei dir Dank, mein Vater!

Nur auf einige Worte, die auch im BD sich finden, sei hingewiesen. BD: 154 bringt *sönnalita*, solitary, lonely, secluded. BD: 152 schreibt: *sobagüdia*, to lie down happily, to lie down in peace, to be or live happily. BD: 281 erklärt *lala*, statt des obigen *ítka* u. a. als: shelving rocks with large spaces between them, was für die Küste am Puerto Mejillones zutrifft. BD: 177 nennt *kögurčlča*, to be impatient to get. BD: 181 bringt *kömausteka*, to go, or come up in order to take care off. Das *kgtčggde* ist gleich dem *kategata* im BD: 170.

Auffallend bleibt, um dies nochmals zu erwähnen, daß unsere Feuerländer aus verschiedenen Anlässen heraus bestimmte Sprüche zu einer aufrichtigen Danksagung gebildet haben und daß sie sich damit häufig an ihr Höchstes Wesen wenden, um ihm ihre Dankesschuld abzutragen.

δ. Klagerufe

Zahlreicher und mannigfaltiger sind jene Formeln, mit denen die betroffenen Personen ihr vom Trauerschmerz erfülltes Herz ausschütten und mit

[14] Nur vereinzelt wird dieser Klage-Geist während der Jugendweihe erwähnt (S. 894).

[15] Den im Puerto Mejillones angesiedelten Familien hatte ich angeraten, dafür sich einzusetzen, daß das bezeichnete Gebiet ihnen ausschließlich als Eigentum von der chilenischen Regierung überlassen würde. Vgl. CooPER (c): 434.

denen sie auch anderes Leid sich von der Seele wälzen. Dabei eröffnen sie ihre ganz menschliche und durchaus gefühlvolle Art, die noch nie vor einem Europäer sich so weit enthüllt hat, wie vor mir, anläßlich einer großen Totenfeier und bei einigen anderen Gelegenheiten. Außer den Rufen, die hier aufgezeichnet sind, haben die Leute der früheren Zeit über eine reichere Anzahl verfügt, die als unwiederbringlich verloren betrachtet werden müssen. Mehrmals ist mir dies versichert worden. Diese Sprüche folgen hier in loser Anordnung und zwar zuerst jene, die eigentlicher Ausdruck der Trauer sind.

1) *Hitapdąn, kémudťkun hdja ka-kdpa tutumeyuwukťte.*
Mein Vater, warum wohl mich von-oben-her hat gestraft.

Diese Worte werden unter lautem Schreien und erschütterndem Schluchzen von jenen Frauen wiederholt, denen *Watayinčiwa* ein Kind hat sterben lassen. Jede von ihnen beurteilt den Verlust eines Kindes als eine persönliche Strafe für sich. — Anna, die alle ihre Kinder ausnahmslos verloren hat, führt diesen Spruch häufig im Munde; so versicherten es mir ihre vertrauten Freundinnen Nelly und Adelheid. Das *kémudťkun* ist gleich dem *kénúdún* im BD: 172, als: what's the matter? what do you want? BD: 564 bringt *tútúmčiún*, to punish, illtreat, correct by punishing.

2) *Annúččig hdja úla kdpa tutumeyuwandťą Hitapdąn,*
Quare me sponte desuper castigavisti, mi pater,
tálaywdja, tálaywúja.

Wiederum sagt klagend eine Frau: Warum hast du von dir aus mich gestraft, indem du mein Kind hast sterben lassen. — BD: 25 schreibt *annúčča*. Das *tálaywdja*, häufig auch *talaywdja*, dient hier als Ausruf der Bekräftigung, etwa im Sinne von: Groß ist mein Schmerz, ich bin ganz niedergedrückt, so rufe ich voller Trauer. Auch im BD: 389 findet sich das *tellgeja*, being mourners or in mourning for the dead. In dieser Stellung und Verbindung hier besagt es etwa so viel wie unser: O weh! Vgl. auch die Angaben auf S. 1123.

3) *Kénjpičig hdja kdpa matayuwťimutkudo: kitu*
Deshalb mir von oben her geholfen: er selbst
kdpa tutumlnatupuwičig Watayinčiwa-ą́ dpai.
von oben her wieder wegnehmen der Alte-im-Himmel damit.

Eine trauernde Mutter durchschaut ihre Lage und sagt: Jener-dort-oben hat sich den Anschein gegeben, als erweise er sich mir besonders wohlwollend; in Wirklichkeit aber hat er mir zu meinem Kind in der Absicht verholfen, es sterben zu lassen und mir damit großen Schmerz zu bereiten. — BD: 307 bringt *matayuwóť* bzw. *matayuwóltágu*, to work with one another as companions. Aus der Verwendung dieses Wortes ersieht man die Vorstellung unserer Indianer, derzufolge beim Entstehen eines Kindes das Höchste Wesen und die Mutter gemeinsam tätig sind. BD: 494 bringt *tumlna*, to pick up with or in the hands.

6) *Kin-jéčis hája álpa hápa hiššématkuse, ellagwélje.*
Deswegen mich Der-von-oben hat heimgesucht, o weh.

Abermals klagende Worte einer Mutter und eines Vaters, die von *Watagindjwe* mit dem Verlust ihres Kindes gestraft worden sind. — Das *hi-čjwát-ahe-di* ist abzuleiten von *čja-dáti*, im BD: 58.

6) *Kin-jéčis hája ála hápa kárat, alahéjmatahélle,*
Deswegen mir spoute von oben gab, um wieder wegzunehmen,
Hitzpáge.
mein Vater.

Übereinstimmend mit dem vorhergehenden Spruche besagt auch dieser: Das Höchste Wesen gab das Kind den Eltern in der Absicht, es ihnen bald wieder zu nehmen und sie somit zu strafen.

6) *Kin-jéčis hája ála hápa uindaude,*
Deswegen mir spoute von oben hat unehrlich weggenommen,
Hitzpáge.
mein Vater.

Man macht hier dem Höchsten Wesen einen unaufrichtige, unehrliche Absicht zum Vorwurf, die von den jetzt trauernden Eltern früher nicht erkannt worden ist. — BD: 611 bringt *uinama*, to betray, act treacherously, to trick.

7) *Ko-hápa (ha)uindaude hája, ellagwélje.*
Von oben hat trügerisch weggenommen mir, o weh,
Watagindjwe.
Watagindjwe.

Nur geringe äußerliche Abweichungen zeigt diese Formel von der vorhergehenden. Dem Sinne nach sind beide gleich, insofern dem *Watagindjwe* die bewußte Absicht unterschoben wird, die Eltern, denen er ein Kind geschenkt hat, betrogen zu haben.

8) *Kétahōn! ko-hápa mahajétaude halajíjyáten číjyage.*
Wirklich! Der-von-oben ließ sterben die Alten den *číjyage*.

Alfredo, unter dessen Leitung ich meine erste Jugendweihe erlebt hatte (S. 179), war andauernd bedrückt durch das Bewußtsein, daß nur noch eine sehr geringe Zahl seiner Landsleute sich des Lebens freut. Oft klagte er, daß die alten Freunde, mit denen er sich früher wiederholt im *číjyage* zusammengefunden hatte, durch *Watagindjwe* längst abberufen worden sind. — Die Gewährsmänner versicherten, daß das *mahajétaude* schon geraume Zeit außer Gebrauch steht.

9) *Ala hiššpálle ko-hétaruwálle tapáyus, ellagwélje.*
Jawohl, ich allein muß mich unrechtfinden im Sommer, o weh,
Hitzpáge.
mein Vater.

Der Sinn ist folgender: Wieder beginne ich einen Sommer und zwar bin ich alleinstehend, wie werde ich da fertig werden! Eine verwitwete Frau sagt diese Worte im Andenken an ihren Mann, den sie kürzlich verloren hat. — BD: 260 deutet *hitŏpan* als I only, I alone. Vgl. im BD: 495 *tămaipana*, to be unable or find difficulty in doing anything. Das *tupána* hat man mir als ein heute nicht mehr gebräuchliches Wort bezeichnet.

10) *Kaguſwŏmuldtude,* *Hitapágn,* *háka,* *tálaywŏja.*
Mich hat er entmutigt, mein Vater, meinetwegen, o weh!

So spricht einer, dem ein naher Verwandter gestorben ist und der durch diesen Todesfall so stark erschüttert wurde, daß er sich selber vor sein eigenes Ende gestellt sieht. — Das genannte Verbum dürfte mit *kágu/kilinata*, to get west, im BD: 200, zusammenhängen.

11) *Watayinčiwa-sĕſ* *hája* *kaguramlnude,* *tálaywŏja,*
Der Alte-im-Himmel mir nahm weg o weh,
šatambǫgnčinčiwa *Hitápyančikája,* *tálaywŏja.*
ich zürne meinem Vater, o weh.

Ganz offen erklärt einer, daß sein Zorn auf *Watayinčiwa* hin gerichtet ist, weil dieser ihm die Verwandten hat sterben lassen. — BD: 153 bringt *šatambga*, dissatisfied, displeased, discontented. Nelly und Adelheid versicherten ausdrücklich, diese reine Form der Klagerufe sei schwer zu übersetzen.

12) *Annu,* *háje,* *k-dla* *kdpa,* *tarawčna*
Ja, meinetwegen, ipse sponte desuper, weinen
hayakipaičmalim.
meine Angehörigen.

Diese Worte bedeuten: Von der Willkürlichkeit Desjenigen-dort-oben ist mir Unheil widerfahren, nämlich der Verlust eines Familienmitgliedes; daran nehmen meine nächsten Angehörigen teil und weinen mit mir. — BD: 422 erwähnt das allgemein gebräuchliche *tára* und *taratapóna*, to cry very much, to keep on crying as a young child in pain. Mehrmals schon hat sich das *dla* wiederholt. Sein eigentlicher Sinn ist: sponte, aus freien Stücken, aus eigenem Antrieb, nach persönlichem Entschluß; oder, wie BD: 87 sagt: without being bidden, i. e. on one own's responsibility, without being asked. Deshalb wird hier *k-dla kdpa* mit: ipse sponte desuper wiedergegeben. Diese Wendung beleuchtet das gänzlich freie, ja willkürliche Vorgehen des *Watayinčiwa*, dem jeder Mensch wehrlos gegenübersteht.

13) *Annu,* *máte* *k-dla* *kdpa* *yáiix* *tĕpanána*
Ja, ipse sponte desuper Tränen macht er fließen
kičimundčn, *tálaywŏja,* *yáiix yámala,* *yáiix ddra,*
den Verwandten, o weh, Tränen große, Tränen alle,
kandčn.
von ihnen.

Dieser Sinn ist offensichtlich gleich dem des vorhergehenden Rufes. Eindrucksvoll wirkt die letzte Hälfte dieser Klage. — Das *tōpanŋa* dürfte das *tōpanana* im BD: 409 sein.

14) *Kičihdj* *hipajfmalim* *hakdpa mahdj tuldkuda,*
Ihn den alten Frauen Jener-von-oben hat weggenommen,

Hitapdga, *tdlaywōja.*
mein Vater, o weh.

Während einige ältere Frauen um einen bestimmten Toten trauern, faßt einer der Anwesenden die Sachlage in die Worte: Gewiß, jenen, den ihr beweint, hat Der-dort-oben sterben lassen; das ist wirklich ein Grund zu klagen.

15) *Kičin ajdžj klpa* *hakdpan,* *tdlaywōja;* *aldᵉ*
Seine starke Frau von oben [heimgesucht], o weh; zum Glück

dkkin ŋalasina *ajdžj klpa* *hakdpan,* *tdlaywōja.*
Herz gekräftigt starke Frau von oben, o weh.

Hinblickend auf ihren Schwager sagt die schwächere, trauernde Schwester: Seine tapfere Frau [=meine Schwester] ist von Dem-dort-oben heimgesucht worden; aber glücklicherweise ist sie von Jenem-dort-oben auch mit einem starken Herzen ausgerüstet worden und so wird sie dieses Leid überwinden. — Auch BD: 63 bringt *ŋalasina*, strong, energetic, not easily subdued. Das *ajdžj* steht in Verbindung mit *ajáku* bzw. *ajōka* im BD: 10.

16) *Kitépan* *hdja* *ka-kdpa* *lituxmdtuta* *Hitapdga,* *tdlaywōja.*
Er selber mich Der-oben soll heiraten mein Vater, o weh.

Hier haben wir den sehr erregten Wutausbruch einer verzweifelten Witwe, die nach dem Verlust ihres Gatten sich ratlos und verlassen sieht. Sie will sagen: Da ich allein dastehe und mir nicht zu helfen weiß, soll Jener-dort-oben mich heiraten und damit die Sorgen eines Gatten um mich übernehmen. — BD: 573 erwähnt *tuxmūtā* und *tuxmūtūta*, living happily with one's wife.

17) *Apitkpan* *hčimdta* *ka-kdpa* *mamŋdpi tēpdna,*
Ohne alles [ich] hier [durch] von oben, wir in Armut,

tdlaywōja, *mlči.*
o weh, Platz.

Eine Witwe schildert dem Höchsten Wesen ihre und ihrer Kinder verzweifelte Lage, etwa in diesem Sinne: Von allem beraubt durch Jenen-dort-oben, sitze ich mit meinen Kindern hier auf meinem Lagerplatz. Wer wird meine Kinder ernähren, da ich völlig verarmt bin, seitdem Jener-dort-oben mir meinen Mann hat sterben lassen. — Vgl. im BD: 409 das *tōpōna* und *tōpanana*, mit dem auch *apitōpa* in Verbindung steht. Möglicherweise gehören das obige *mamŋdpi* und das *mamūāpai* im BD: 299 zusammen. Vgl. zu *hčimdta* die Zusammensetzungen aus *hiči* und Richtungspartikeln im BD: 171.

18) *Elotakdki ka-kdpa ɯnčzɯnčgɯa, tdlaɣwōja: dɯɯa,*
Witwer [ich] [durch] von oben entrissen, o weh; wohlan,
dikdja ka-kdpa maɣltezɯnčgɣaɯdna Hiddibɣan, Ajadkan,
Du-dort-oben unterhalte sie, mein Vater, [du] Harter,
tdlaɣwōja.
o weh.

Dieser Ausspruch besagt: Zum Witwer bin ich durch Jenen-dort-oben geworden, der mir meine Frau entrissen hat. Weh mir! Wohlan denn, Du-dort-oben, mein Vater, sorge du jetzt für den Unterhalt meiner Kinder, du Hartherziger!

19) *Kɣl tumatekiydgɯa Wataɣinčjwa-sčfinčikdja, tdlaɣwōja?*
Wo ist zu finden, der Alte im Himmel, o weh.

Das ist die Drohung einer Person, die in ihrer Trauer ratlos tobt: An welchem Orte könnte ich wohl mit *Wataɣinčjwa* zusammentreffen, dß ich mich mit ihm gründlich auseinandersetzen möchte! — BD: 395 bringt *tekliägū*, to find what is one's own, to find and appropriate.

20) *Akdjakeydwa hdja tekiydgu Wataɣinčjwa-sčfinčikdja.*
Ich verlange heftig mich zu treffen mit Alter-im-Himmel.

In gleicher Weise, wie mit der vorhergehenden Formel, äußert sich hier ein anderer, der sehr aufgeregt ist und der vor Verlangen darnach fiebert, mit Jenem-dort-oben seine traurige Angelegenheit rücksichtslos auszutragen.

21) *Kɣl kiletekiydgɯa Wataɣinčjwa-sčfinčikdja,*
Wo könnte ich zusammenkommen mit *Wataɣinčjwa*-im-Himmel,
tdlaɣwōja.
o weh.

Inhaltlich ist diese Formel der vorhergehenden gleich. Da auch dieses heftige Verlangen sich nicht verwirklichen läßt, ergibt sich jeder in den engen Fesseln des ohnmächtigen Hilflosen.

22) *Kdja hdja killakɯpančgɣin, tdlaɣwōja, Hitapdga.*
Auch mich soll er hinwegraffen, o weh, mein Vater.

Eine trauernde Person vermißt an ihrer Seite den Lebensgefährten und da sie nicht länger allein dastehen will, ruft sie entschlossen: So mag Jener-dort-oben mich ebenfalls von hier wegnehmen und mir den Tod geben. — Vgl. im BD: 171 die Zusammensetzungen mit *killa*.

23) *Šapdru-dčin-hdjɯa Hitdpɯančikdja, tdlaɣwōja, ukčgli*
Wie schrecklich wegen meines Vaters, o weh, einziges [Kind]
kin-kdpa mčgličin, tdlaɣwōja, šapdru-dčin-hdjɯa, tdlaɣwōja.
von oben in Gefahr, o weh, Furcht habe ich, o weh.

Das ist die Klage einer Mutter, die schon mehrere Kinder verloren hat. Sie sagt: Ich habe allen Grund, mich zu ängstigen; denn da *Hidášpan* meine anderen Kinder hat sterben lassen, schwebt das einzige, das mir geblieben, in Gefahr, ebenfalls bald dem Tode anheimzufallen. — BD: 286 bringt *mášalu*, to expose oneself to danger. Auch BD: 158 schreibt *mpurú-a'in-haiíše*, how dreadful, how horrible.

24) *Hiščpčnčix* *kíči* *kápagur'* *yékčkár'*
Alleinstehend ich glücklich fühlen in meiner Hütte,

mčtalapčnčkár' *kápančjakčli,* *tálaywája.*
still die Hütte und meine Kinderhütte, o weh!

Nun ich ganz allein dastehe in meiner Hütte, wie könnte ich dabei glücklich sein; denn still, weil leer, ist es in meiner Wohnhütte und in der Kinderhütte, o weh mir! Das ist die Klage einer Mutter, die in ihrer Hütte herumschwankend vergeblich nach ihren Kindern sucht; denn alle hat der Tod ihr entrissen. — BD: 260 schreibt *kitopčpan*, I by myself, without anybody else whatever. BD: 152 bringt *kabagúr'*, to do happily, to be happily or at peace. Die eigentliche Kinderhütte *čkčli* ist S. 388 beschrieben worden. Vgl. *mčtalapčna*, to become quite calm, im BD: 320.

Bei hochgesteigerter Erregung schlagen die trauernden Frauen bisweilen ihre eigene Hütte kurz und klein, und zwar unmittelbar nach der Beerdigung ihres Kindes. So oft sie nämlich die Wohnung betrachten, fällt ihnen die Lücke auf, die der Tod in den Kreis ihrer Kinder gerissen hat. Also wollen sie dieses Bild ganz und gar austilgen, das ihren Schmerz erneut weckt. Gleichzeitig zertrümmern sie die Gebrauchsgegenstände des eben verstorbenen Kindes. John Lawrence und seine Söhne haben versichert, wiederholt Zeugen eines derartigen wilden Verhaltens der trauernden Eltern gewesen zu sein.

25) *Haguklluńči* *akálu-wajklpan* *kagiččkude* *hája, lájma.*
Ich bin von der See die Frau er nahm weg mir, o Trauer.

Eine Witwe klagt darüber, daß das Höchste Wesen ihren Mann im Wasser hat untergehen lassen. — BD: 16 bringt *akálúsia*, a lake, pond, pool, puddle. Die obige Zusammensetzung, eine dem Yamana geläufige Bildung, besagt etwa: die Frau, die mit dem See dort etwas zu tun hat. BD: 194 erwähnt *kágičekú*, to rise up and get fast, so as not to be able to pull down! Der Ausruf *lájma* ist hier gleichbedeutend mit *tálaywája*. Vgl. *larma* im BD: 282.

26) *Hála kúpa-máyčn* *mutáyana,* *tálaywája* *Hiščpančihája.*
Doch von oben beobachten aufhören, o weh, mein Vater.

Genau besagt dieser Spruch: Mein Vater, ich wünsche sehr, du solltest aufhören, noch weiter mich scharf ins Auge zu fassen; andernfalls werde ich mich zeitig genug rächen und dir auch einen Schaden zufügen. — Vgl. *májuku*, to observe, watch with a view to find out anything, im BD: 291; *mutáyana*, to cease, desist, im BD: 366; *hala* und *la* im BD: 277, 263. Bei der großen Totenfeier im März 1923 habe ich diese Formel mehrmals gehört.

27) *Amamuná, hákа hápa támakinamaŋkua Yáŋaŋága-áŋaŋkum*
Verlangen, doch dort oben ernstlich zornsein in *Yáŋaŋága*

kúpan tóllku qámakipaŋkáŋa, tálmaŋwáŋa.
dort oben sich freuen Frauen von Norden, o weh.

Um diesen Satz zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß nach Auffassung der Yamana alle Tiere von *Watuŋindjuu* in *Yáŋaŋága* gemacht worden sind; dort hat es eine größe Umwälzung gegeben, als die *kina*-spielenden Frauen vom Norden kommend sich niedergelassen haben. Somit gehören ihm alle Tiere als sein Eigentum. Irgendjemand, der seinem Trauerschmerz ausdrücken möchte, spricht mit dem genannten Satze sein heißes Verlangen aus, dem *Watuŋindjuu* einen ernsten Schaden dadurch zuzufügen, daß er dessen Tiere vernichtet; sollte ihm das gelingen, wäre es ihm eine ausreichende Genugtuung. — Die einzelnen Worte finden sich im BD: 26, to *command*, to be *longing* for. Das *támakinamaŋkua* im BD: 521 bezieht sich auf die strenge Behandlung der Prüflinge und auf die ernste Tagesordnung in der *kina*-Schule. BD: 600 schreibt *tállku*, to laugh, twitter.

Der alte Maiskeens, der diese feststehende Formel bei der großen Totenfeier im März 1923 wiederholt hat, knüpfte noch einige persönliche Gedanken an sie an und sagte in ungebundener Rede: „Alle Tiere sind dort von *Yáŋaŋága* ausgegangen. *Watuŋindjuu* hat das bewirkt. Deshalb werde ich, da ich seiner Person nicht nahe kommen kann, alle seine Tiere töten, die er gemacht hat. Das wird mich beruhigen und zufriedenstellen, das wird meiner Rachlust genügen!" Nach längerer Pause führte er diesen Gedanken folgendermaßen weiter: „Leider kann ich jetzt 'Dem-dort-oben' keinen ernsten Schaden zufügen; denn ich bin zu alt [gebrechlich] und habe nicht genügend Waffen, nichts mehr kann ich unternehmen, da mir alle Kräfte fehlen. Früher allerdings habe ich nach diesem Plane gehandelt; da habe ich mutwillig viele Tiere erschlagen, den Wald niedergebrannt, alles kurz und klein gehauen, bloß, um 'Jenen-dort-oben' zu schädigen. Heute bin ich dazu nicht mehr imstande, ich bin schon zu alt geworden. Damals ist es mir eine Lust gewesen, wüst herumzuhauen und alles zu vernichten, damit *Watuŋindjuu* benachteiligt würde. Nur in dieser Absicht habe ich viele Tiere totgeschlagen, nicht aber deshalb, weil ich sie als Nahrung verwenden wollte."

28) *Kuí kua Yáŋaŋága*
Alles Getier in *Yáŋaŋága*

kapatʃáku hákа mimpamʃkuta
zu genießen die Hände ausstrecken, andere hungrig ansehen

kapatʃakáŋalíkája ápan, Watuŋindjuu
genießen auch, *Watuŋindjuu*.

In gleicher Weise, wie soeben, setzt auch dieser Ausspruch voraus, daß *Watuŋindjuu* in *Yáŋaŋága* die Tiere gemacht hat und deshalb gehören sie

dem. Wer einen lieben Toten betrauert, weiß sich von Jenem-dort-oben bestraft, als hätte er dessen Eigentumsrecht über die Tiere mißbraucht. Dementsprechend erklärt er dem *Wataŋindjwa* mit den erwähnten Worten: Nur in der Absicht habe ich deine Tiere getötet und verzehrt, damit ich mich gegen Hunger schütze und mich am Leben erhalte; so taten es auch andere Mitglieder meiner Familie, d. h. meine Frau. Ein anderes Ziel haben wir mit unserer Handlungsweise nicht verfolgt. Du hast mich trotzdem gestraft und nun bin ich übel dran. — Hingewiesen sei allein auf *hapatöska*, having a savoury smell, im BD: 266, und auf *mümükana*, im BD: 289.

39) *Apa ülla kapalegönude, tálaywája, Abájla sa?*
Warum wieder Ausschau halten, o weh, Starker du?

hájandgbalis hapatöl kčnjikája hlta ogłasinógna,
so wie ich genießen ich Speck unfähig;

hipája hipikája kápa latambónude, Hjdályan, tálaywája;
uns allen dort-oben sehr erzürnt, mein Vater, o weh;

kákai mčrakágu hipáj kákan latambógnapana
gleichzeitig sich stellen wir weiterhin unzufrieden

hičikája, Hidályančikája, tálaywája; akčmul tčpája, hlzupa
mit ihm, unserm Vater, o weh; Sohn ach, der-von-oben

mčlanógna, tálaywája, maiakána hlzupa magájatulatákude,
belassen, o weh, das Mädchen der-von-oben in Ruhe lassen,

tálaywája?
o weh?

Der Sinn ist ungefähr folgender: Warum schaust du 'Starker-dort-oben' wieder böswillig nach mir aus? Fürchtest du etwa, daß ich alle deine Tiere verzehren werde? Einer, der so gebaut ist wie ich, ist nicht einmal fähig, allein den Speck und das Fleisch von einem gestrandeten Wale zu verzehren. Warum also zürnst du uns allen? Auch wir stellen uns so, daß du erkennen kannst, d. h. auch wir zeigen es dir jetzt, wie wir mit dir ebenfalls unzufrieden sind. Wird 'Der-dort-oben' meinen Sohn mir belassen, nachdem er mir meine Tochter weggenommen hat? — Fast alle hier verwendeten Worte sind im BD aufgezählt.

38) *Hidápyančikápakánu hája kápa-latampógnmutákudej, lójma;*
Mein Vater allein mir dort-oben zürnt, o weh;

anadálig wčlapatčztulčra kápa-latampógnmutákudej, lójma.
wahrhaftig, Mörder-Berg, dort-oben zürnt, o weh.

Das soll heißen: Ich hatte gedacht, nur *Hidályan* allein dort-oben zürnt mir; doch nein, auch ein Mensch ist zum Mörder meines Kindes geworden, genau so, wie wenn Jener-dort zürnt. Statt der Bezeichnung für Mann oder Stammesmitglied steht hier die für Berg.

31) *Íjmuxtáku* *Watuŋinčjwa* *gipdjnčihdja,* *uŋgčig* *hamakánna*
Sonderbar handelt der Alte mit uns, allein dastehen

uŋgjamdčkuda, *tálaywája.*
alle Tage, o weh.

Eine Mutter klagt: Höchst merkwürdig verfährt Watuŋinčjwa mit uns! Mir nahm er meine Tochter weg und so stehe ich nun allein da. — Das *íjmuxtáku* dürfte mit *íjöpitaki* im BD: 39 in Verbindung zu bringen sein.

32) *Kčmutua* *Hitapčga* *kupáči* *talagčnakulmčtuda,* *tálaywája.*
Warum mein Vater von oben rücksichtslos anschauen, o weh.

Dieser Klageruf besagt: Was mag wohl der Grund dafür sein, daß mein Vater gar keine Rücksicht auf mich nimmt und daß er mein Kind sterben läßt! — Diesen Ruf wiederholten mehrere Personen bei der allgemeinen Totenfeier im März 1923.

33) *Watuŋinčjwa* *hipikája* *kuyičánaör* *ammuxtílguta,* *hayančimčgla*
Der Alte uns beiden Wal stranden, alle Tage

hamakánna *hipáj* *uŋglapčgna.*
morgens wir Fleisch schneiden.

Jemand äußert seine Trauer auf folgende merkwürdige Art: Der Alte-dort-oben hat wieder einen von uns sterben lassen. Besser wäre es gewesen, er hätte einen Wal zum Stranden gebracht. Wir wären dann dorthin gefahren und durch viele Tage hätten wir an jedem Morgen uns dort Fleischstücke abschneiden können, er sowohl wie auch ich.

34) *Yamalčri* *álma* *kčpa* *malákula mustčkuda* *yatuwájmkipa*
Viel Wasser von-oben weinen älteste Schwester

kičímun, *tálaywája;* *kiči wólapatuy-wája* *tásuja* *kčpa*
ihr Vater, o weh; Mörder-Bucht gleichfalls von-oben

masákuljna *kiči kičímun;* *ixtépen sčla* *kčpa* *mayamutundna,*
viele Tränen ihr Vater; Kind von-oben Zähne zeigen,

tálaywája; *kčnnasiguja wáj* *ačingna* *sina* *yáix*
o weh; wer folgen vermöchte verursachen deine Tränen

dčrupa, *tálaywája.*
fließen, o weh.

Die alte Emilia aus dem Süden, die nie mit der Mission in Berührung gekommen war, hat diese Worte wiederholt. Meine Gewährsmänner versicherten nachdrücklich, daß ihnen manche Wendungen deswegen unbekannt seien, weil sie altertümlich sind und einem anderen Dialekt angehören. Der ganze Satz hat etwa folgenden Inhalt: Wegen Dessen-da-oben hat ein alter Mann um seine Tochter, die der Tod ihm geraubt hatte, reichliche Tränen vergossen und zwar so viele, wie dort geflossen sind in Ushuaia, wo Jener-von-oben

zahlreiche Menschen hat sterben lassen! An dessen Tochter hat Jesus-vorgeben seine Wut ausgelassen [Zähne gezeigt]. Möchte es uns doch gegeben sein, ihm den gleichen großen Tränenstrom abzuringen.

Bekanntlich hieß bei den Yamana, seitdem schwere Seuchen viele Menschenleben auf der Missionsstation Ushuaia gefordert haben, diese Gegend *ɛ́ʃiɛpaxy-wája*, die Bucht des großen Mörders, d. h. des großen Sterbens. Vgl. die diesbezüglichen Einzelheiten auf S. 298 und S. 340.

35) *Hái* *katamhápy* *hái* *Hitápganšikája.*
Ich unzufrieden mit meinem Vater.

Diesen allgemeinen Ausdruck kann jeder anwenden, der in Trauer ist; denn die Handlungsweise des Höchsten Wesens ist eben doch gänzlich rücksichtslos.

Mehr oder weniger deutlich bringen alle diese Sprüche die Ohnmacht des trauernden Menschen gegenüber jenem *Watapánjaxa*, dem Starken, zum Ausdruck. Sein Vergehen beurteilen die Yamana als willkürliche Quälerei; denn unbekümmert um ihr Leid und entgegen ihren Bitten behandelt er sie auch weiterhin grausam. Derartige scharfe Drohungen erlauben sie sich nur anläßlich eines Todesfalles und sie glauben berechtigt zu sein, ihren Trauerschmerz in schweren Anklagen und in wütendem Toben sich von der gepeinigten Seele zu wälzen; denn auf keine andere Weise können sie sich wehren.

c. Rufe verschiedenen Inhalts

Endlich folgen noch einige Formeln, mit denen man sich dann und wann, so wie der Alltag die Lage schafft, an das Höchste Wesen bittend oder dankend wendet. Durchgehends sind sie kurz und ihr Inhalt ist deutlich bestimmt. Die eine und andere wirkt ergötzlich und man steht überrascht vor der Tatsache, daß unsere Feuerländer in kindlicher Offenherzigkeit sogar die alltäglichsten Dinge ihrem *Hiddágwa* bekanntgeben und vortragen.

1) *Hitapdga* *hája* *mótawógámeri,* *ánna,* *hái* *mídga.*
Mein Vater mich beschützen, wohlan, ich zurückkomme.

Beim Abschied sagt der, welcher sich entfernt: Sofern mein Vater-dort-oben seine Hand schützend über mir hält, werde ich heil und gesund wieder an diese Stelle zurückkommen. — BD: 321 bringt *mótawógata*, to take a person under one's care. BD: 21 schreibt *amaha*, place, position. BD: 311 hat *mídi*, to come home.

2) *Tála* *hája* *Hitapdga* *talagúnakára,* *tlaokwa hája.*
Sollte mich mein Vater wegnehmen wollen, suchet mich!

Bei diesen Worten denkt einer an die Möglichkeit, es könnte während seiner Fahrt der Tod ihn ereilen. Er verabschiedet sich und sagt den andern: Sollte diese Befürchtung sich verwirklichen, werdet ihr lange nach mir suchen müssen und trotzdem mich nicht finden.

8) Čis yélle hája élpan, Watagindjwa hanalagkwa hanyáwa
Ja Abschied wirklich, der Alte wegnehmen will
hápikája.
von uns beiden.

Der Sinn dieser Formel stimmt mit dem der vorhergehenden ganz überein. Sie ist dann angebracht, wenn man sich zu einer größeren Reise und auf längere Zeit verabschiedet. Sie besagt: Unsere Trennung ist tatsächlich eine für immer, falls es dem Watagindjwa beliebt, einen von uns im Tode abzuberufen. — BD: 262 acknowledges *hain čipan*, now is the time, in real earnest.

9) Tálu Hitepdga hajakája hámitagwagwandra, ánna, hápú ílla
Falle mein Vater mir gnädig, wahren, uns wieder
matagghájwan.
vereinen.

Auch diese Formel enthält den bekannten Gedanken: Sollte es meinem Vater gefallen, mich vor Gefahr und Tod zu bewahren, dann werden wir nach Abschluß meiner langen Reise wohlbehalten wieder zusammentreffen.

10) Watagindjwa hája hamúkallai.
Der Alte mir westlichen Wetter.

Einer beklagt sich laut, daß Watagindjwa ihn auf der Fahrt mit Wetter aus dem Westen, das immer ungünstig ist, überrascht hat. — BD: 210 brings *hámúli, hamúka*, to go or come Westward.

11) Uyája, Hmata oákpaina, Hitepdan, ajáka
Ach, verwirrt einhergehen, mein Vater, Wetter
hímdiga ana-aragatára Hitepdga? hímdiga amanakámakpata,
warum du belästigen mein Vater? warum Augen verschließen,
Hitepdga, ikamána.
mein Vater, vor Schneefall?

Der verhärmten alten Frau kamen diese Worte über die Lippen, als sie mit bloßen Füßen durch den Schnee waten mußte. NELLY hatte sie rufen lassen, es war am 21. März 1922. Sie wollte damit Folgendes sagen: Hitepdga höre: Mir dreht sich alles im Kopfe herum, so angehalten bin ich, daß ich durch den Schnee stampfen muß. Warum belästigst du mich mit üblem Wetter? Du hältst wohl deine Augen geschlossen und siehst nicht, wie viel Schnee hier auf der Erde liegt?

7) Hája ílla ahípamdai Támana anáma ihkilákra:
Mir wieder einschlagen der Alte im Walde den Kopf:
kíndam kitagalakándada?
wie ich es ertragen?

Ein Mann ist bei seiner Wanderung durch den Wald in die Gefahr geraten, von einem fallenden Baumstamm erschlagen zu werden; er ist wieder einmal leicht gestreift worden. Das hat ihn derartig stark erschüttert, daß er Kopfschmerzen davongetragen hat. Als Urheber nennt er den Alten-dort-oben. Deshalb ist seine Lage besonders bedenklich und er weiß nicht, wie er sein seelisches Gleichgewicht wird wieder erlangen können. — Die meisten der hier verwendeten Wörter wiederholen sich im folgenden Auszug.

8) Tănuwa ădjo ville ahigamanăra ŭlălăhăru ankuna
Der Alte mir wieder eingeschlagen den Kopf im Walde,
ăhadam hăngalălăndawădi?
wie ich es ertragen?

Unser Sprach weicht inhaltlich vom vorhergehenden nicht ab und bringt genau dasselbe, spricht aber deutlicher und konkreter die Absicht des Wanggiăjara aus, jenen Mann verunglücken zu lassen. — Vgl. das Zeitwort ahigămana, to hit unintentionally, or by mistake, im BD: 15. Das BD: 183 übersetzt hăndăw mit: melt, re, in melt a manner; in that way. Das nahezu identische ăhădam mit: forest, wood, jungle; thicket, im BD: 66, gleichbedeutend.

9) Wanggiăjara ăhădja hălăkandja anhanălin.
Der Alte dich wird vergehauen [Halle] du trägst.

Als Beispiel der Lehrsprüche, die den Prüflingen in der Jugendweihe gegeben werden, sei wenigstens diese eine Formel hier eingeschoben. Der ahadjă wird damit gewarnt, daß der Alte-dort-oben einen trägen Menschen nicht dulden, sondern ihn frühzeitig strafen läßt. — Das hălăkandja hängt zusammen mit hălăwăkima, to drive, shove, push away, im BD: 178, und mit den damit verwandten Formen.

Außer den hier aufgeführten Formeln haben die Yanowa der früheren Zeit noch manche andere des gleichen Inhaltes verwendet, die nun als verloren zu betrachten sind. Die wenigen, die gerettet werden konnten, erscheinen in ungewöhnliche Worte und in abenteuerliche Satzbildungen eingekleidet, was ihre in weiter Vergangenheit entwickelnde Herkunft beweist. Selbst ihren Personen waren nicht mehr imstande, mit einer genauen Einzelerklärung jeder Formel zu dienen, und sie entschuldigten sich mit der Behauptung, derjenigen veraltete Worte und Wendungen würden gegenwärtig in der Umgangssprache eben nicht mehr gebraucht. Bekanntlich ist es deshalb nicht, daß sowohl der greise Jano Lawanua wie auch einige sprachkundigen Söhne gegenüber diesen Aussprüchen ratlos dastanden. Die heutige Umgangssprache hat besonders seit dem Zeitpunkte einen empfindlichen Wandel durchgemacht, da die Vertreter der einzelnen Dialektgruppen (S. 199) mehr zusammen gebracht und miteinander vermischt worden sind. Obwohl eine fast durchgehende nur der Grundgedanke der einen und anderen jener vielen Formeln festzustellen ist, vermittelte sie doch insgesamt eine annähernd vollständige Vorstellung vom Höchsten Wesen, dessen Bild unsere Yanowa in der Seele trugen und dessen Eigenschaften ihnen geläufig sind.

c. Ursprünglichkeit der Yaminna-Religion

Nicht unbedeutend ist die Zahl der oben zusammengestellten Einzelheiten und ihre religiösen Inseln der Yaminna. Sie sind insgesamt erst durch weitere Reisen einige gefunden worden. Diesen Tatsachen steht das übereinstimmende Urteil früherer Reisender und langjährig tätiger Missionare gegenüber, die unseren Forschungen jedwede religiöse Vorstellung und religiöse Betätigung vollständig absprechen. Der scheinbare Gegensatz ruft uns zu seiner nach einer unvoreingenommenen Erklärung, als der religiöse Besitz der Yaminna tatsächlich sich jetzt nicht nur als wirklichkeitig erweist, er übt darüber hinaus noch einen konservierenden, rückwärtsgerichteten Einfluß auf die ganze sittliche Haltung dieser Indianer aus. Wiederholt ist angedeutet worden, was noch eingehender dargelegt werden soll, daß die Gesamtheit der moralischen Vorschriften und das überlieferte Brauchtum letzten Endes in dem Riesigen Wesen verankert sind.

Nach Art einer negativen Beweisführung läßt sich übereugend feststellen, daß weder jene Reisenden, die nur für Stunden oder Tage ins Gebiet des Kap Honru vor Anker gegangen sind, noch jene Europäer, die einzelne Yaminna nach Europa geführt haben, wirklich religiöse Untersuchungen in die Wege geleitet haben.[1] Jene drei oder vier Männer, die gelegentlich einmal auf die christlichen Gottesbilder hingewiesen oder einen Abschnitt aus der Bibel vorgelesen haben, z. B. Wyanna (S. 69), waren für sich persönlich dessen sicher, daß ihre Hinweise ohne den mindesten Einfluß geblieben sind. Übrigens ist es nicht die Art der meisten Matrosen, wo sie landen und mit einigen Eingeborenen gelegentlich für kurze Frist zusammen sind, diese Stunden obige und nur damit ausnützen, daß sie ihr eigenes Christentum und christliche Sittenvorschriften predigen.[2] Diese Unwahrscheinlichkeit ohne einmal angenommen, wird kein ernster Kritiker aus dieser kurzfristigen Berührung, die ohne genügende Kenntnis der Sprache auf beiden Seiten erfolgt wäre, einer nachhaltige Wirkung und eine innerliche Umgestaltung auf seiten der Fremdlinge gelten lassen können.

Die bewußte Absicht, diese Menschen durch der christlichen Religion zu erziehen — die, wie anderen gezeigt wurde, bei den Schiffbrüchigen auf ihrer Fahrt durch die südlichen Gewässer nicht vorhanden gewesen sein kann —, ist jedenfalls, im Gegensatz dazu, die treibende Kraft bei den Missionaren gewesen, in jenen Landstrichen sich niederzulassen. Trotz jahrelangem Umgange mit den Yaminna sind gerade sie es, nur allein Missionare selber, die ihnen nicht nur den Besitz eigener religiöser Vorstellungen und Betätigungen absprechen

[1] Man darf gewiß annehmen, daß Kapitän Cook und seine Schiffsoffiziere während der Reise nach England und zurück so religiösen Dingen eingestellt, daß es sowohl sie auch Banks sich über den Besitz irgendwie entsprechender Ideen bei Eingeborenen vorhanden hätten sie einzelne Worte (Übersetzung) wohl sich Wyanna (S. 69) bestätigt haben.

[2] Wie sich an einzelnen Beispielen bei Kap Honru-Indianer gegenüber den Eingeborenen bestätigen haben, so auf S. 200 dargestellt, so haben die Insulaner der weißen Rasse vor jenen primitiven Naturkindern wahrlich nicht voraus.

haben, sondern die auch immer wieder sich in Klagen ergehen über den geringen Erfolg ihres eigenen Wirkens, das erstens nur auf einzelne wenige sich erstreckt hat. Keiner dieser Missionare macht bestimmte Angaben darüber, welche christlichen Wahrheiten und Vorstellungen die Eingeborenen aufgenommen haben, noch viel weniger darüber, ob diese sich in ihrem Alltag darnach einrichten. Eine wirkliche, innere Umgestaltung ihrer Schüler und Schutzbefohlenen haben sie nicht erreicht (S. 228). Jedenfalls ist eine spezifisch christliche Idee als übernommen in dem oben vorgelegten religiösen Eigengut der Yamana nicht ausfindig zu machen. Was dieser oder jener Feuerländer aus der Unterweisung der Missionare in sich aufgenommen haben mag, blieb bei ihm nachweislich ein bloßes Wissen um etwas Neues, wie beispielsweise das englische Wort "God". Dieser geringe Zuwachs an Wissen hat sich gar nicht umgewirkt, deutlich trennt er es von seinem ererbten Überlieferungsgut und erachtet ersteres sogar als für ihn überflüssig.

Im besonderen sei hingewiesen auf die absolut niedrige Zahl von Eingeborenen, die jeweils auf den verschiedenen Stationen sich für eine durchgehende kurze Zeit aufgehalten haben (S. 212), abgesehen von einzelnen wenigen, ferner auf die weiten Gebiete, in die missionarische Betriebsamkeit nie eingedrungen ist, endlich auf die gesteigerte Angst der Leute, nach den Verheerungen der Seuchen sich den Missionsstationen zu nähern. In den ersten Jahrzehnten war wegen ungenügender Kenntnis der Sprache der wechselseitige Verkehr arg behindert. Der Umstand allein, daß kleine Gruppen von Eingeborenen aufmerksam dem Engländer zugehört haben, beweist noch nicht, daß sie alles verstanden, viel weniger, daß sie es früher oder später aus innerer Überzeugung in die Tat umgesetzt hätten." Allerdings benahmen sie sich so, wie die Missionare es wünschten; auch beteiligten sie sich am Gottesdienste und an der Bibellesung, so oft sie dazu gedrängt wurden." Sind sie dadurch zu gläubigen Christen geworden? Segelcken (1): 180 beispielsweise versichert es mit Bestimmtheit: „El indio catequizando, es general no cree, y hablando con algunos criados por los misioneros ingleses, cuando les preguntaba, si creían, contestaban: Y tu has visto a los espíritus del monte y del agua? ... Se hacen los que creen para utilizar a los misioneros, si son

---

[28] Über die nach Isle Keppel übergesiedelten Eingeborenen schreibt J. Lawrence (MM; VI, 37; 1872) am 27. Oktober 1871 bezeichnenderweise: „Whenever I give them religious instruction ..., they are most attentive, and while I endeavour, though very imperfectly, to explain to them some portion of Holy Scripture, they listen always with deep interest. If I question them as to their knowledge of Scriptural things, they confess they know very little, at the same time express their desire to know much more."

[29] Die Zusammenkünfte der Indianer zum Gebet werden von den Missionaren durchgehends als gut oder erfolgreich geschildert. Wo aber sind die Anzeichen dafür, daß diese "Wilden" aus innerer Überzeugung sich beteiligt haben? In seinem Berichte erwähnt Lawrence (MM; VI, 90; 1872) beispielsweise, der Yamana „Lucas Bridges informed me he himself had been to some of the other people's wigwams talking to them of all he knew concerning the future world, and remarked that some listened attentively to what he said, while others would not listen".

ni nuevos ... Saldrán los niños del establecimiento [de la misión] no conocerán ya herramientas, ni armas nuevas, ni nada, se pensará que vivan, y vivirán como sus padres." In dieser Umgebung verlieren sie schnell wieder alles, was der Unterricht ihnen geboten hat. Von vornherein hält Sprachzwang (ib.) jede Beeinflussung älterer Kinder für unmöglich: „El indio de más de diez años no es susceptible de civilización, ya tiene demasiado arraigadas en el alma sus principios de libertad y de haraganería." Auffällig gering ist die Zahl der Taufen und der Eheschließungen, die auf den Missionsstationen vollzogen worden sind (S. 331). Zwar sind durch Bancos die einzelnen Teile des Neuen Testamentes der Bibel übersetzt worden und neuerdings hat Wilbert einige Gebete im Yanoama herausgegeben;[*] daß ein einziger Feuerländer diese Schriften mit Verständnis und Nutzen hätte lesen können, ist mir nicht bekannt geworden. Ebensowenig ist erwiesen, daß jene, die besonders unterrichtet worden sind, ihre neuen Kenntnisse an die Landsleute weitergegeben haben." Überprüft man genau alles, was den religiösen Besitz der Yanoama ausmacht, so tritt dessen Eigenart unzweideutig in die Erscheinung und nirgendwo läßt sich eine Verquickung mit christlichen Vorstellungen nachweisen. Der Watunjéju-Glaube ist nicht das Ergebnis missionarischer Beeinflussung.

Ohne allen Zweifel erweist er sich als eigenes Gut der Yanoama, das sie bereits lange vor der ersten Berührung mit Europäern besessen und behütet haben. Meine eigene Forschung, im besonderen die ganz ungewöhnliche, zufällige Art, wie ich persönlich zur Kenntnis ihres religiösen Besitzes gekommen bin (S. 1040), erhärtet es und für sich, warum es anderen Besuchern und sogar den Missionaren vorenthalten geblieben ist. Die Einzelheiten zu wiederholen verbietet sich nicht, sie sind ausführlich dargelegt worden.

1. Ihr Eigenwert

Vier eindeutige Umstände legen ein bestimmtes und klares Zeugnis davon ab, daß die Yanoama ihren Besitz an religiösen Vorstellungen und Übungen aus weit zurückliegender Zeit bis in die Gegenwart hinein weitergeleitet und sich bewahrt haben. Sie sind ihnen, ganz allgemein gesprochen, eine logische Forderung des Denkens. Eine besondere Veranlagung für philosophische Grübeleien soll ihnen damit nicht zugesprochen werden; aber für gewisse Fragen, die sich vordrängen, verlangt auch ihr Verstand eine befriedigende Antwort. Ein Mainumeno beispielsweise hat sich bemüht zu ergründen, wie die eigentlichen Menschen geworden sind und welchen Anfang

[*] Die bibliographischen Einzelheiten hat Cameron 73 und 126 zusammengestellt. Vgl. auch meine Angaben auf S. 146 und einige Ergänzungen in Cameron (6): 274.

[*] Cameron (6): 733 hebt das ganz Gedächtnis des Sprechers, der auf Isla Keppel verblieb, „whenever he had leisure at religion and morality — and much of these last, to be sure ... When questioned as to the efforts he had made to impart his acquired notions of religion to his country-men, he replied, 'Yes, we tell God very good, make everything; Jesus Christ God's Son, very good — die'. My people simply [illegible] (as above); I am still sure".

die Tiere nach der allgemeinen Flut genommen haben (S. 1051). Mögen auch gewisse Umstände einer volle und besondere Erklärung bedürfen, jedermann beruhigt sich mit der Überzeugung, daß ihm die Einsicht in das Wirken des Weltgeistes fehlt, daß dieser eben, der wirkliche und eigentliche Absicht, all das veranlaßt hingt, was der Mensch im einzelnen nicht zu erkennen vermag. Der Zweig, den der überlebende Baum auf jeden Versuch zurückzuführen ausübt, gilt letzteres Ende als ein Ausfluß des Willens, als ein Gebot des Weltgeistes; dem fügt sich selbstverständlich jedermann, als könnte es anders gar nicht sein. So war es zu allen Zeiten, anderen es einen Versuch gibt, und zwar einfach deshalb, weil "Jenes-dort-oben" immer dagewesen ist und sich selber ebensowenig wie in seinen Verfügungen ändert. Im Spiel der blinden Naturkräfte erkennen unsere Freidenker die Gesetzmäßigkeit ihres Gleichen, das jene bringt und in Händen hält. Würde da einer anderen Wahl, als sich an den wahrscheinlichen Möglichen mit der Hilfe zu wenden, es möge jenen unberechtigten Gewalten immer dann Einhalt gebieten, wenn sie schaden und das eigene Leben gefährden könnten? Das Entstehen neuer Menschenleben fließt aus seinen Marktbereich. Aber unerklärlicher beziehungsreich und empfindlich schädigt der Verlust eines nahen Verwandten durch den Tod. Dieser Eingriff stört allein den außerordentlichen Einsatz der gewährigen, berufenen Wirksamkeit an. Es darf sich den Menschen gegenüber offensichtlicher Willkürlichkeiten mit schwersten Folgen herausnehmen, denn es ist weit hinter den Wolken geschützt und für alles Klagen und Toben der ohnmächtigen Erdenpilger unerreichbar. Nur die langsamschleichenden aus der gewöhnlichen Kette von Vorstellungen von der Persönlichkeit und vom Wirken des Höchsten Wesens sind hier wiederholt worden; sie lassen sich, vergl. dieser Einfachheit, leicht zu einem gut gegliederten System zusammenarbeiten.

Obgleich kein Versuch mehr einen möglichen Versuch unternommen hat, ist für den dennoch, weil er sich der wichtigsten Einwürfen im Alltag bei gegebener Gelegenheit bewußt wird, die Gesamtheit seiner religiösen Bekenntnisse verschiedenartig. Tatsächlich findet es sich in seinem Urteil mit den mannigfaltigen Vorkommnissen ab, seien sie angenehmer oder sehr übler Art, und zwar allein insofern, als es sie auf seinen Wertgegenstand bezieht. Steht dieser als treibende Kraft und tätige Ursache hinter irgendwelchen Geschehen, sowohl hinter Ereignissen von einschneidender Wirkung, wiederum auch so lange Erinnerungen nichts ändern und so bleibt dem betroffenen Menschen kein anderer Ausweg, als in Erkenntnis der eigenen Ohnmacht sich willenlos in die ihm aufgezwungene Lage zu fügen. Wie es bei dem nicht anders zu erwarten ist, bringt dieser Entschluß ihn ins seelische Gleichgewicht zurück und glättet die Wogen selbst bitterster Verzweiflung gegenüber den schwersten Verlusten und den bittersten Enttäuschungen. Man muß diese Freidenker einmal bei einer allgemeinen Versuchung persönlich kennengelernt haben; jeder gebärdet sich in der Gemeinschaft mit anderen wie zuerst am Trauerhause und einige Stunden später, vereinbaren am Abend des gleichen Tages, wendet es sich erneut und entsprechend

wieder einem Rätsel ist, mit herzlichen Dank zur Entschädigung und Vorsicht für den aufgetragen, wahrscheinlich Bruchsorte, der dann doch nicht ganz unbemerkt geworden ist.

Das volle Gewissen, das der Eigentümer am religiösen Leg den Tatsachen gewährt, hat sie den Wunsch nach Rede aufkommen lassen. Deshalb haben sie die christlichen Glaubensbekenner, die dann von den englischen Missionaren vorgetragen worden sind, als durchaus gegraecisodoloso erachtet. Kann dürfte es sich erwiesen haben, daß ein einziger von seinen Vorfragen nach christlichen Wahrheiten an jenen Missionaren hingerichtet worden ist. Diese hatten vielmehr sogar Bilder, einige Kinder längere Zeit auf ihren Stationen beobachtet und anderen Erwachsenen gelegentlich im Gottesdienst und zur Unterweisung zu verwenden, Schlußfolgerung erhellen folgende Aussagen der ganz Farblosen. Kurz hat mir erzählt, daß sie als Bildchen von der Familie Lorenzen für einige Monate an öffentlich Arbeiten in ihrem Haus in Udumbe aufgenommen worden war. Einmal erklärte sie mir ihre gewöhnliche Beschäftigung und wies auch darauf hin, daß jeder Tag mit einer kleinen Lesung aus der Bibel beschlossen worden ist, an die der Missionar auch einige Erklärungen über seinen Gott angefügt hat. Ich bat sie, mir zu sagen, ob ihr dies verständlich geworden sei. Darauf antwortete sie mit überraschender Offenherzigkeit: „Ja nun, ich habe mir alles angehört. Meine Lorenzen spricht immer wieder von seinem Gott. Er verkündete, der Lord verlangt, daß jeder ein guter Mensch sei, daß jeder fleißig arbeite, daß niemand den anderen bestehle und lüge. Dann sieht sich mein Herr Lorenzen Frau abgehen dürfe, daß wir alle uns miteinander vertragen sollen, und noch mancherlei anderes hat er wiederholt. Aber was er uns von seinem 'Der Lord' aufgestellt hat, das alles hat Wanapitiloa den Leuten schon lange vorher beigebracht, das alles ist unserem eigenen Verhalten schon immer bekannt gewesen. Niemand bestreitet wie seinen 'Der Lord' nicht. Nur gewiß unser Wanapitiloa und der, was er uns gesagt hat. Darum habe ich mir jedesmal Nachmittag gegeben, so oft Lorenzen von seinem 'Der Lord' gesprochen hat." Wie durch diese Fragen erwiesen worden ist, hat Kurz tatsächlich nichts von Christentum übernommen. Auch übernommen ist das Verhalten der Herr Lorenzen, die als Selbstverständlichkeiten den Missionaren anderen Leben mit den die gleiche Ehre brachten hat und täglich mit diesen selbstgefälligen Ehren in Berührung gekommen ist. Trotzdem ich durch den Verständigung mit Wanapitiloa vertraut geworden war, hielt sie mit Ehrerbiete damit gar nicht mehr zurück, verschiedene zeigte sie mir den Gegensatz darüber, daß auch ich an diese religiösen Anschauungen nicht unbedingt erkennen. Durch viele offene Andeutungen, manchmal Übertragung gewinnt sie mir, daß der christlichen Wanapitiloa Glaube die radikal geringe und sie gar keine Verbindung auch dem vergeben, was Jesus Lorenzen von seinem 'Lord' so oft gesprochen habe. „Vermutlich, ich schätzen ist alles, was die Fremden von unserem Wanapitiloa erzählen." Diese Übertragung hat sie mir verbunden mit anderen Schwierigkeiten wieder hat, im allgemeinen Tatsachen ist nicht zu finden, daß sie gemacht worden

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[

lich ungezwungen um, wie das allein mit bodenständigem Gedankengut möglich ist. Bewußt und unbewußt schätzen sie seinen Wert und vermissen nichts, fühlen also auch keine Notwendigkeit, darüber hinaus mehr zu verlangen oder das entgegenzunehmen, was ihnen von den Missionaren angeboten worden ist. Nie habe ich ein Wort des Bedauerns oder der Unzufriedenheit darüber, daß alle Missionstätigkeit eingestellt worden ist, von ihnen vernommen.

2. Ihre Eigenart

Bei einer kritischen Würdigung der Ursprünglichkeit des *Watauinčiwa*-Glaubens ist die Tatsache entscheidend, daß dessen Persönlichkeit und Eigenschaften, wie die Yamana sie sich vorstellen, mit der allgemeinen Psychologie und dem persönlichen Charakter dieser Feuerländer in schönem Einklang stehen. Vorerst sei darauf hingewiesen, daß eindeutig bestimmbare christliche Merkmale fehlen; sogar von jenen hervorspringenden Einzelheiten, die in den Unterweisungen der Missionare unaufhaltsam wiederholt worden sind, ist nicht einmal eine leise Spur bei unseren Indianern zurückgeblieben.[29] Einzig die Worte "God" und "Our Lord" kann man namhaft machen; ihr Inhalt aber deckt sich mit dem, was sie selber in die Namen ihres eigenen Höchsten Wesens hineinlegen. Auch an den Hinweis der Missionare und einzelner Farmer auf eine Auferstehung des Leibes erinnern sie sich noch; denn er hat sie ganz außer Fassung gebracht.

Die Yamana sind sich selber darüber klar geworden, daß beide Gestalten mehr oder weniger doch wohl eine und dieselbe Person sind, und sie ziehen Vergleiche. Am 8. März 1923 hat mich Nelly wieder einmal in meinem Zimmer aufgesucht, diesmal von Sara, der *lépakörundjaklpa* und Frau des Pedro Maiźukiens, begleitet. Letztere übergab mir ein Körbchen als Geschenk; als Gegenleistung reichte ich ihr unverzüglich eine Perlschnur und ein Spiegelchen. Während Sara sich darin beschaute, entdeckte Nelly auf der Rückseite das Bild des Hl. Josef, als ehrwürdiger, älterer Mann mit einem langen, weißen Barte dargestellt. Nelly forderte Sara auf: „Schau doch auf die andere Seite, dort ist der *Watauinčiwa* der Christen!" Als dieser Name fiel, stutzte Sara ein wenig, doch unauffällig, und fragte Nelly leise: „Weiß dieser Martin [Gusinde], wer unser *Watauinčiwa* ist?" Nelly nickte ihr bejahend zu. Damit gab sie sich zufrieden und beruhigte sich offensichtlich. Nun erst betrachtete sie jenes Bild nachdenklich und wandte sich mit den deutlichen Worten an mich: „*Watauinčiwa kémaylitka*[30] *hananikáia*", der 'Alte-dort-oben' kümmert sich um uns!" Damit wollte sie sagen: Wie euer *Watauinčiwa* sich euer, nämlich der Weißen annimmt, in gleicher Weise ist

[29] Beispielsweise verwichert Despard (VP: VI, 29; 1859), er habe J. Burton über Jesus Christus unterwiesen, und Lawrence (MM: XXXI, 143; 1897) berichtet, seinerseits immer wieder von dem Herrn Jesus gesprochen zu haben.

[30] BD: 181 übersetzt dieses Wort mit: to come up in order to take care of. In den oftbesprochenen Gebetsformeln wiederholt es sich mehrmals mit der gleichen Bedeutung.

unser *Watauinéjiwa* um uns Yamana besorgt! Ganz natürlich und zwanglos hat sie diese Worte hervorgebracht, während ich damit beschäftigt war, das Paket wieder zuzuschnüren, dem ich jene Geschenkstücke entnommen hatte; von mir ist sie in keiner Weise beeinflußt worden. Bei den Yamana liegt die Erinnerung an ihr Höchstes Wesen tatsächlich auf der Oberfläche, keineswegs hinter vielen anderen Eindrücken und Vorstellungen aus dem Alltag verborgen. Auch sei für die Beurteilung jenes Ausspruches auf den wertvollen Umstand hingewiesen, daß SARA auf den Wollaston-Inseln beheimatet ist, die eine Beeinflussung durch die englischen Missionare nie erfahren haben; sie besaß also keine greifbare Auffassung vom Christentum. Trotzdem zieht sie einen deutlichen Trennungsstrich zwischen ihren eigenen *Watauinéjiwa* und die gleichartige Person, die über die Geschicke der Weißen wacht.

Stoßen unsere Feuerländer auf gegensätzliche oder andersgerichtete Vorstellungen der Europäer, so halten sie meist damit zurück, ihre eigene Auffassung geltend zu machen und diese allein als richtig zu verteidigen, gleichsam als wären jene auf dem Irrwege. Trotzdem haben sie sich einmal gegen ihr Stammesmitglied UKOKKU, der ihnen von den Missionaren als Lehrer gegeben worden war, aufgelehnt. BRIDGES (VSA: XII, 276; 1865) berichtet: „LUCCA told me that OOKOKKOO (he not being present) had often spoken to his people of God, or heaven and hell, and what sort of people should live in them; his people being very proud and bad would not listen, and were sometimes very angry, and said that OOKOKKOO told lies; that as he had never seen nor heard God they would not believe, and that man and all things had ever been as they are, without beginning and therefore without a Maker. One man, they said, pretended to be Jesus Christ; some were afraid to be in hell, and wished to become quiet as a requisite preparation for heaven; some threatened to kill OOKOKKOO, but were afraid to." Der Hinweis der Missionare auf die Auferstehung der Toten und auf ein Weiterleben der menschlichen Seelen nach dem Tode unter den denkbar verschiedensten Bedingungen, im offenen Gegensatz zum Glauben der Yamana, hat diese in besondere Aufregung versetzt; sogar ich selber habe davon noch erfahren. Während bei einer Beerdigung der Leichnam im Grabe mit Erde zugedeckt wurde, wandte sich ein alter Mann in der Ratlosigkeit seiner Trauer an mich mit den Worten, die reichlich höhnisch klangen: „Dort liegt er, mein Vetter. Und trotzdem sagt ihr Europäer: ‚Jeder Leichnam wird wieder sein Grab verlassen und das werden, was er im Leben gewesen ist.' Nein, so etwas gibt es nicht!" Dieser Mann war eben, gleich allen seinen Landsleuten, für die neuen Lehren der Missionare nicht zu haben; er hielt nach wie vor an dem fest, was von seinen Vorfahren her überliefert worden ist. Eigenes, bodenständiges Gedankengut und neu eingeführte, fremde Vorstellungen oder Ansichten wissen sie regelmäßig weit auseinander zu halten.

Ferner erkennt man die Eigenart der religiösen Begriffe unserer Feuerländer an ihrer betonten E i n f a c h h e i t. Das Höchste Wesen entbehrt sogar eines echten Eigennamens. Jeder Yamana erhält einen solchen nach dem Orte

seiner Geburt (S. 730). Ist es da nicht folgerichtig, daß "Jenem-dort-oben" kein derartiger Eigenname zukommt, weil er im eigentlichen Wohngebiet unserer Indianer nicht geboren worden ist? Statt dessen werden Umschreibungen verwendet, wie das auch zu den gewöhnlichen Umgangsformen gehört. Die Benennungen für das Höchste Wesen heben eine bestimmte Eigenschaft hervor, die bei ihm allerdings aufs äußerste gesteigert wird. Nach beiden Richtungen also sind die stammesüblichen Gewohnheiten bezüglich der Namengebung auf ihn übertragen. Zollt man hier unten einer hochbejahrten Person allgemein Ehrfurcht, gebührt sie erst recht dem ersten und wirklichen "Alten", dem *Watauinéiwa*. Ähnlich gleichen sich die wenigen anderen, ihm zugedachten Eigenschaften an die alltäglichen Gegebenheiten und gesellschaftlichen Gepflogenheiten im Yamana-Volke an. Dabei bleibt bestehen, daß er ein Geistwesen ist und mithin andere Daseinsformen aufweist, als die Menschen auf dieser Erde; über jene weiß man eben deshalb auch nichts Genaues. Wirklich, bis hinauf zur Gottheit bleibt der Feuerländer folgerichtig in seinem einfachen Denken.

Schließlich sei hingewiesen auf die ansehnliche Zahl und mannigfaltige Auswahl der Gebetsformeln. Ihre altertümliche Fassung spricht für sich. Die Indianer selber stehen für deren hohes Alter ein, weil diese kurzen Sprüche viele Worte und Wortverbindungen enthalten, die längst aus der Verwendung in der Umgangssprache verschwunden sind. Ergänzend kommt das Urteil des hochbejahrten JOHN LAWRENCE und seiner sprachkundigen Söhne hinzu, die mehrmals sich im gleichen Sinne geäußert haben. Jener versicherte ausdrücklich, nachdem er zum ersten Male jene Formeln überprüft hatte: „Ganze dreiundfünfzig Jahre stehe ich nun hier unter den Yamana und habe dergleichen nie erfahren!" Er nahm es mit dieser Untersuchung ernst und erklärte nachher: „Weder die Namen für die einheimische Gottheit noch die Gebetsformeln verraten irgendwelche Entlehnung aus unserem christlichen Vorstellungskreise. Alles macht durchaus den Eindruck, ursprüngliches und echtes Besitzgut der Yamana zu sein!" Nachdrücklich und wiederholt glaubte er darauf hinweisen zu müssen, daß die Worte und grammatikalischen Bildungen, die jene Gebetsformeln aufweisen, in der heutigen Umgangssprache nicht geläufig sind."[9]

Zum Vorteil für den Sachverhalt hat es JOHN LAWRENCE, angeregt durch diese neuen Erfahrungen, nicht unterlassen, persönlich Erkundigungen einzuziehen. Er begann damit, diesen und jenen bejahrten Indianer, die insgesamt ihm zutraulich sich näherten, allgemein über *Watauinéiwa* auszufragen. Als er später auch mit anderen Leuten die ihm nun bekannten religiösen Vorstellungen und Gebetsformeln besprach, gelangte er auf diesem Wege zum gleichen Ergebnis: „Dieses Gedankengut ist ein unverfälschter, echter Eigenbesitz der

[9] Jedermann steht die Gelegenheit offen, diesen Sachverhalt nachzuprüfen; denn BRIDGES' Dictionary und einige grammatikalische Studien über das Yamana aus der Feder HYADES-HERVÉ-HAMY's liegen vor. Auch die Übersetzungen des Neuen Testamentes von BRIDGES könnten vergleichshalber herangezogen werden.

1: Gusinde SH6 Yahgan

Yamana!" Die ganze Entdeckung löste bei ihm aufrichtige und anhaltende Freude aus. Ihm leuchtete überzeugend ein, wie hoch das Werturteil über diese vielverkannten Feuerländer gesteigert werden muß, da sie im Besitz einer so schönen, reinen Gottesvorstellung sind und sich religiös betätigen. Am Abend des Daseins dieses oft geschmähten Volkes ist ihm noch die große Genugtuung zuteil geworden, daß europäische Kreise nun endlich volle Kenntnis von diesem uralten *Watauinéiwa*-Glauben erhalten werden. Mit ehrenden Worten für die Forschungsarbeit hielt John Lawrence durchaus nicht zurück und bekannte rückhaltlos: „Selbst wenn ich noch fünfzig oder hundert Jahre hier leben könnte, die Eingeborenen würden mir das Vertrauen nicht schenken, dessen Sie sich bei ihnen erfreuen!"

Seine ganz unerwartete Erfahrung stellte er nun auch in Beziehung zu seiner bereits beendeten langjährigen Missionsarbeit. Er war ehrlich genug, deutlich zu erkennen, wie sehr diese erleichtert und gefördert worden wäre, hätte sie an den einheimischen Besitz der religiösen Vorstellungen angeknüpft. Als müßte er sich Vorwürfe machen, klagte er offen: „Hätte ich mich doch vor vierzig und fünfzig Jahren nach diesen Dingen umgesehen, wie ganz anders hätte sich da unsere Tätigkeit entwickelt! Aber damals schwebte uns Missionaren ständig vor Augen, was Darwin von diesen Eingeborenen behauptet hatte, nämlich daß sie völlig religionslos wären." Dadurch irregeleitet, haben sämtliche Missionare es grundsätzlich vermieden, sich tieferen Einblick in die Gewohnheiten und Veranstaltungen der Indianer zu verschaffen. Vieles ist ihnen infolgedessen verborgen geblieben und vorenthalten worden, was ihre Bestrebungen um deren Erziehung und Verchristlichung vorteilhaft unterstützt hätte. Wiederholt gab John Lawrence ohne Einschränkung zu, daß die vielen Einzelheiten, die den religiösen Besitz der Yamana bilden, keinesfalls als etwas beurteilt werden dürften, was ihnen von den Missionaren zugetragen worden wäre. Auch dieses ehrliche Geständnis verdient beachtet zu werden. Eines Tages habe ich ihm den Verlauf einer großen Totenfeier und die Einrichtung der Medizinmannschule, die beide ich persönlich erlebt hatte, ganz ausführlich geschildert. Er geriet dabei in Begeisterung, aber klagte auch erneut: „Wäre es mir früher in den Sinn gekommen, dergleichen Veranstaltungen beizuwohnen, hätte auch ich, zum größten Vorteil für mein missionarisches Wirken, gewiß in Erfahrung gebracht, was diese Indianer glauben und wie sie beten. Wir Missionare sind eben niemals darüber aufgeklärt worden, daß auch primitive Völker ihre eigenen geistigen Güter besitzen!" Zur Entlastung jener tapferen Männer sei wenigstens erwähnt, daß zu Beginn ihrer Tätigkeit erst gewaltige Hemmungen überwunden werden mußten, ehe sich ein Verkehr mit den Indianern angebahnt hat. Die jahrzehntelange Unerfahrenheit in Sachen der Eingeborenen dieses verdienten Missionars wird man also nicht als Beweis gegen die Ursprünglichkeit des religiösen Gedankengutes der Yamana ins Feld führen dürfen.

Bei den erwähnten Aussprachen sind auch die drei Söhne des John Lawrence mehrmals zugegen gewesen. Völlig übereinstimmend anerkannten

sie alles, was ihnen vorgelegt wurde, als uralten, unverfälschten Eigenbesitz der Eingeborenen. Über nebensächliche Einzelheiten klärte NELLY, die unseren Besprechungen mit Vorliebe beiwohnte, sie überzeugend auf. ALBERTO versicherte, dann und wann den Namen *Watayindjwa* aufgefangen zu haben, aber genauer wäre er dieser Sache nicht nachgegangen. FRED hingegen, wohl von seiner Frau NELLY besser unterrichtet, erklärte unumwunden: „Daß die Yamana den *Watayindjwa* verehren, daß er, nach ihrer Ansicht, das Sterben verursacht, und viele andere Vorstellungen sind mir längst bekannt; allerdings habe ich die Leute nie eindringlicher darüber ausgefragt!" Auf die Zwischenbemerkungen, warum er von sich aus uns dieses alles nicht eröffnet habe, erwiderte er schlicht und recht: „Wie hätte ich es ahnen können, daß man in Europa darauf Wert legt, zu wissen, welche religiösen Vorstellungen die Feuerländer besitzen!" Auch er vermochte nicht zu begreifen, daß sein eigener Vater und vor allem BRIDGES gar nichts von dem wußten, was er selber seit langem und wiederholt erfahren hatte. Trotzdem läßt sich diese befremdliche Erscheinung leicht erklären. Die Eingeborenen gaben einstimmig die Versicherung ab: „Nach diesen Dingen haben die Missionare uns niemals gefragt. Wie hätten wir, ohne aufgefordert zu sein, ihnen von *Watayindjwa* erzählen sollen?" Noch bestimmter aber entschied der folgende Gedanke: „Zu oft hat BRIDGES und mancher andere [Missionar] uns getadelt: Was wir hätten [an Einrichtungen und Gebräuchen], wäre wertlos und schlecht, davon müßten wir ablassen! Solche Worte, begleitet von verächtlichem Gelächter, haben unserem Herzen wehe getan. Übrigens, so oft sie uns erzählten von ihrem 'Our Lord', da ahnten wir wohl, er sei für die Weißen dasselbe, was *Watayindjwa* für uns Yamana ist." Diese Erklärung steht im Einklang mit den wiederholten Hinweisen auf die bewußte Zurückhaltung der Yamana vor den Missionaren.

Erstere, weit davon entfernt, die unverhohlene Offenheit zu bedauern, mit der sie ihre wertvollsten geistigen Güter uns preisgegeben haben, fühlen sich stolz gehoben durch die Genugtuung darüber, daß auch wir ihrem *Watayindjwa* Ehrfurcht zollen. Durch Jahrzehnte haben sie seine Zurücksetzung durch den Unverstand der Europäer erfahren und sich selber, wegen des Festhaltens an ihm, von den Missionaren verunglimpfen lassen müssen. Nun endlich erweisen wir ihrem "Alten-dort-oben", den sie "Vater" nennen, eine wirkliche und offene Anerkennung. Das tut ihnen unsagbar wohl. Nun endlich sehen sie einen Wunsch, den sie schon lange gehegt, erfüllt, nämlich den auf Anerkennung ihres *Watayindjwa*. Ein helles Leuchten erfüllt ihre Augen, als wir es ihnen offen aussprechen: „Euer *Watayindjwa* ist für euch derselbe wie für uns Christen unser Gott!" Sie beurteilten diesen Vergleich als eine aufrichtige Ehrung der Weißen für das Geistwesen, das sie als ihr Heiligstes betrachten und das über allem Sichtbaren erhaben dasteht.

Reichhaltig und vielseitig sind die Tatsachen, die als religiöser Besitz unserer Feuerländer zusammengefaßt und gewertet werden müssen. Da wir einer ansehnlichen Menge gut begründeter Einzelheiten gegenüberstehen, dem Ergebnis einer mühsamen Forschung gemäß einwandfreier, jederzeit über-

prüfbarer Methode, dürfte es niemandem schwer fallen, von der lange aufrecht erhaltenen und überall verbreiteten irrigen Meinung über die völlige Religionslosigkeit der Yamana abzurücken und die Tatsachen anzuerkennen.

d. Allgemeine Sittenvorschriften

Das Gemeinschaftsleben unserer Feuerländer und das Verhalten der Einzelpersonen, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, sind nach bestimmten, unwandelbaren Grundsätzen geordnet, die alle Stammesmitglieder ausnahmslos verpflichten. Sie allein sichern den ruhigen Bestand der Volksgemeinschaft und gewährleisten jedem ihrer Teile ein friedliches Nebeneinander. Man faßt sie als die Moral oder als die allgemeinen Sittenvorschriften zusammen, sie reichen selbstverständlich über die eigentliche Geschlechtsmoral und über bloße Regeln für den äußeren gesellschaftlichen Verkehr hinaus.

Damit ist bereits die Behauptung ausgegeben worden, daß unsere Eingeborenen tatsächlich ein sittliches Bewußtsein besitzen. Offensichtlich geht ihnen die Befähigung zu sittlichem Urteilen und Handeln nicht ab, sie bringen dieselbe als eine natürliche Aussteuer von der Mutter Natur auf ihren Lebensweg mit. Zugleich damit ist der Trieb verbunden, die seelischen Kräfte in der Richtung des Guten und Rechten zu betätigen und sich von Unrechtem und Unerlaubtem fern zu halten. Das untrügliche Urteilen in diesen Dingen führt das Gewissen durch, das unsern Feuerländern durchaus nicht abgeht. Dieses belehrt jeden über den objektiven und subjektiven Wert des sittlich Guten und schreibt dem Willen sein Verhalten vor. Zwar ist eine allgemeinmenschliche Veranlagung mit diesen Worten gekennzeichnet. Man muß sie aber ausdrücklich auch für die Yamana in Anspruch nehmen (vgl. Gusinde [e]: 159); denn es fehlt nicht an Behauptungen gegenteiliger Art. Weiter zurückliegende Aussprüche übergehend gebe ich allein den befremdlichen Worten eines Spegazzini (a): 176 hier Raum, der allerdings nur unzureichend kurze Zeit sich im Feuerlande aufgehalten hat: „Los fueguinos no conocen esta convención social que llamamos moral. Los actos naturales de la vida, de cualquier género, los cumple públicamente, y lo que nosotros llamamos pudor, no existe más que en verdaderos rudimentos en las mujeres, y que consisten, hasta antes de casarse, en una reserva a conceder sus favores, y a la fidelidad en las casadas." Zum Vorteil für die Wirklichkeit steht dieses Urteil weit abseits und wird beispielsweise durch folgende Worte Bridges' (k): 238 entkräftet: „Las ideas de esta tribu respecto al bien y el mal fueron semejantes a las que prevalecen por todas partes. Lo que es moralmente malo lo es también físicamente, y es, por consiguiente, condenado, no por el que comete el acto sino por aquel que sufre las consecuencias. Del mismo modo, lo que es justo, recto y bueno es casi siempre recomendado a causa de su utilidad. Pero en ninguna parte conduce el sistema utilitario a la virtud, y así vemos, que el mal se comete por aquellos que en principio lo condenan, y la virtud, por todos recomendada, se practica por pocos. Sucede, pues, que

al condenar en los demás lo que él mismo comete, el hombre se condena siempre a sí mismo como pecador. La virtud es alabada por aquellos que no la practican." So ungenau manches hier auch gedeutet erscheint, zumindest die Befähigung zum sittlichen Urteilen wird den Feuerländern zuerkannt.[25] Bestimmter urteilt HYADES (q): 242 in seiner knappen Form: „Il est certain, que les Fuégiens ont le sentiment du mal et du bien et qu'ils ne sont pas dépourvus de sens moral." DABBENE (b): 197 benimmt sich ein wenig zurückhaltend in seinem Urteil: „En cuanto a las cualidades morales de los Yahganes, se puede decir que, si no tienen muy buenas, tampoco tienen grandes defectos y no están del todo desprovistos de sentido moral." Also auch er sieht in diesen Indianern die allgemeinmenschliche Veranlagung für das Sittliche.

Die vielen Tatsachen, die auf den vorhergehenden Blättern bezeichnet worden sind, sprechen für sich allein ein entscheidendes Wort; weitere theoretische Darlegungen und Auseinandersetzungen mit irgendwelcher Meinungsäußerung von dem oder jenem Gelegenheitsreisenden erübrigen sich.

1. Ihr Inhalt

Zur allgemeinen Moral in einem weiteren Sinne des Wortes rechnen letzten Endes alle Vorschriften und verpflichtenden Gewohnheiten, an die sich unsere Yamana gebunden fühlen. Unnötige Wiederholung wäre es, sie nach ihrer reichen Fülle hier aufzuzählen und zu ordnen; eine knappe Übersicht ist gewiß ausreichend. Am engsten zusammengedrängt finden sie sich in den Belehrungen an die *ἀπόγολα* im *ἐἰέχαγς* (S. 868) und in den Unterweisungen an die Mädchen in der Menarche (S. 755), in den Darlegungen über die Kindererziehung (S. 744), die Eigentumsverhältnisse (S. 961) und den wechselseitigen Verkehr (S. 1006). Andere Beobachter haben, in deutlichem Gegensatz zu meinen Aufstellungen, die Yamana als sehr arm an Moralgesetzen geschildert. Die beste Widerlegung ist ein Hinweis auf die soeben genannten Seiten. Wenigstens die Ansicht des wohlmeinenden DESPARD (b): 678 und 746 soll hier wiederholt werden: „His code of morals is very brief. To kill, to lie, to steal, to commit adultery, are crimes; but the sole reason they see is in the punishment commission entails upon the offender from the offended. A murder must expect sooner or later, to be killed ... Their only laws seem: 'Thou shalt not steal'; 'Thou shalt not murder'; 'Thou shalt not lie'; 'Thou shalt not commit adultery'. Property, life, truth, and marriage are protected by the letter of traditionary statute, but violated perpetually through inherent wickedness. Murder is punished by blood avenger. Theft and adultery are punished by beating, and sometimes so severely as to break bones." Weiter unten wird bewiesen werden, daß die Sanktionen ganz anderer Natur sind

[25] HAWKES (k): 234 ergänzt sich noch: „Se decía que eran antropófagos y se creía que vivían sin ideas de orden social. Mas cuando fueron bien conocidos, se descubrió que no eran caníbales ni polígamos y que, por lo general, respetaban los derechos que resultan de la vida de familia."

als bloße Drohungen mit Strafen und rohes Faustrecht; auch die soeben genannten Abschnitte können als Gegenbeweis passend herangezogen werden.

Klar und durchsichtig, einfach und bestimmt sind die Gesetze, nach denen sich unsere Yamana richten. Obenan stehen ihre Pflichten gegen das Höchste Wesen. Letzten Endes werden diese Pflichten in ihrer Gesamtheit von ihm als Urheber hergeleitet, über deren Befolgung er auch genau wacht. Wer in günstigem Verhältnis zu ihm stehen will, braucht nur seinen Verfügungen Folge zu leisten. Es ist nicht angebracht und niemand würde es sich herausnehmen, dagegen zu murren oder sich aufzulehnen. Ebensowenig erwartet jemand, daß ihm hier auf Erden für sein tadelloses Verhalten ein besonders günstiges Geschick zuteil werde. In ihrer naiven Einfalt sind die Feuerländer ehrfurchtsvoll genug, um nicht an ihren *Hidábyan* dergleichen Forderungen zu stellen, fernerhin hält sich niemand für ganz fehlerfrei; im übrigen findet jedermann sein genügendes Auskommen, weswegen er mehr weder benötigt noch erwartet. Falls sie dennoch bitten, werden sie dazu von der eigenen Ohnmacht gegenüber den unbezwinglichen Naturgewalten und den bedrohlichen Willkürlichkeiten des Höchsten Wesens selber gedrängt. Die ihm schuldige Ehrfurcht fordert, seinen Namen nicht gedankenlos im Munde zu führen. Da alle Tiere sein Eigentum sind, macht sich jeder Mensch strafbar, der sie mißbraucht und der in böser Absicht mutwillig mehr tötet, als er zu seinem Unterhalt benötigt; nur soviel nämlich wird jedermann von ihrem Herrn und Besitzer zugestanden. Die Erwachsenen unterlassen es nicht, bei geeigneter Gelegenheit die heranreifende Jugend mit diesen Gedanken vertraut zu machen.

Auch die Pflichten der Selbstliebe sind überraschend deutlich bestimmt. Sie treten am klarsten in den Schilderungen von dem zu erstrebenden Ideal eines echten Yamana zutage. In dem Sinnspruch: „Jeder sei ein guter und brauchbarer Mensch!" werden die persönlichen Tugenden zusammengefaßt, die jedermann vorwiegend aus Ehrgeiz anstrebt. Ein auffälliger Wetteifer drängt manchen, in treuer Pflichterfüllung und tadelloser Lebensführung die anderen Stammesgenossen zu überflügeln. Fleiß und Arbeitsamkeit, Ordnungssinn und Reinlichkeit, Verträglichkeit mit seinesgleichen und ruhige Wesensart, Selbstlosigkeit und stete Bereitwilligkeit zu jedweder Hilfeleistung, Genügsamkeit beim Essen und Ehrfurcht gegenüber dem Stammesbrauch in seinen vielen Einzelheiten sind Eigenschaften, die die Allgemeinheit von jedem ihrer Mitglieder fordert. Das Schamgefühl ist gut ausgebildet.[39] Vor Frauen

[39] Hyades (b): 1346 versichert: „Le sentiment de la pudeur existe dans les deux sexes, mais il est plus développé chez la femme et porte un nom special." Vgl. auch Hyades (q): 230. Darüber hinaus erwähnt er (f): 573 noch: „La masturbation n'est que très exceptionelle chez les Fuégiens. Probablement à cause de la cohabitation continuelle, les rapports sexuels commencent de bonne heure entre petits garçons et petites filles, mais ne deviennent pas alors habituels." Ehrenvoll ist das folgende Zeugnis Bridges' (i): 19, der gewohnheitsmäßig bewußt nachteilig von den Yamana spricht: „In their personal habits whilst there was much room for increased decency and cleanliness, yet there were many good points that did them honour as men. Incest is a crime unknown and utterly abhorrent to the native

und Kindern vermeiden es die Männer, anzügliche Witze oder schlüpfrige Redensarten wiederzugeben. Im Lager und in den Hütten sind alle Erwachsenen zumindest mit einem Schamschurz bedeckt, nur hochbejahrten Männern fehlt er vereinzelt (S. 403). Tatsache ist es, daß der echte Yamana diesen Pflichten eifriger aus der Sorge um seinen guten Leumund, als mit Rücksicht auf den Gesetzgeber über den Wolken entspricht.

Fast unmöglich ist es, aus der Fülle von Vorschriften und Bestimmungen jene bedeutsamen herauszuheben, die sich als die wichtigsten Stützen der Gesellschaftsordnung erweisen. Die als Haupttugenden geltenden, persönliche Selbstlosigkeit und stete Hilfsbereitschaft für andere, seien nochmals erwähnt. Die Wechselbeziehungen der Eheleute sind für beide Teile glücklich und ihr günstiges Einvernehmen wird nicht unwesentlich von vornherein durch die Freiheit bei der Gattenwahl gesichert. Eine eheliche Verbindung verwandter Personen ist nicht statthaft (S. 652)[27] und ein Abweichen von der monogamen Ehe wird nicht gern gesehen. Innerhalb der Familie ist der Frau eine beinahe genaue Gleichstellung mit dem Manne eingeräumt. Da nach uralter Gewohnheit die notwendigen Arbeiten auf einen jeden von ihnen in Hinsicht auf ihre körperliche und seelische Eignung taktvoll und zweckmäßig verteilt sind (S. 671), wickelt sich der Wirtschaftsbetrieb in guter Ordnung ab und die Standespflichten wie das ganze Tagewerk werden mehr zu einer angenehmen Beschäftigung, als zu einer drückenden Last. Die Eltern nehmen es ernst mit ihrer Aufgabe als Erzieher ihrer Kinder und diese sind jenen in herzlicher Liebe zugetan, Ehrfurcht vor den Schwiegereltern und stete Bereitwilligkeit zu Dienstleistungen der Verwandten untereinander begünstigen den engen Zusammenschluß einer Lokalgruppe (S. 782). Die bescheidene Zurückhaltung jüngerer Leute in Gegenwart älterer Personen und die Vorsicht im Verkehr mit Besuchern aus anderen Gegenden verhindern Feindseligkeiten (S. 1006). Für Kranke und Gebrechliche (S. 1027), für Waisenkinder (S. 715, 1028) und Witwen (S. 646) wird nach dem geltenden Brauch von der Allgemeinheit gesorgt, ohne Rücksicht auf das, was die nächsten Verwandten tun. Der Begriff des Privateigentums ist deutlich ausgeprägt und der Besitz des einzelnen durch eigene Rechtsbestimmungen gesichert (S. 967). Verstöße dagegen sind sehr selten, da niemand das gestohlene Gut lange verbergen könnte.[28] Den einzelnen Lokalgruppen stehen ausgedehnte Strecken

---

mind. Although too often in other respects most immoral, as regards this hateful offence the native is quite pure. With the women there is a great sense of decorum, and man, unless he seek it will seldom see anything to shock his moralities in their conduct."

[27] Diesbezüglich hat auch Bridges (i): 19 versichert, daß „incest is a crime unknown and utterly abhorrent to the native mind".

[28] Merkwürdige Widersprüche enthält folgende Beurteilung. Phillips: 183 hat auf Isla Keppel wiederholt die Eingeborenen bei Diebstählen ertappt. „Man setzte sie darüber zur Rede, und die Männer geriethen wegen der Beschuldigung in solchen Zorn, daß sie dem Missionär Phillips durch Gebärden den Tod androhten. Aus diesem und späteren Fällen hätte man sich die Lehre ziehen sollen, daß die Feuerländer, obgleich unverbesserliche Diebe, dennoch es für den höchsten Schimpf halten, der Unredlichkeit geziehen zu werden.

als Jagdgebiete zur Verfügung (S. 799), innerhalb derselben bewegen sich Nachbarn nur unter besonderen Bedingungen. Der eigentliche Tauschhandel und die Verteilung der Jagdbeute, die gegenseitigen Besuche und die gemeinschaftlichen Veranstaltungen, wie *čiɛ́xaus* und *kina*, wickeln sich nach genauen, unwandelbaren Regeln ab. Zu einer Einheit unter einem gemeinsamen Oberhaupt sind sämtliche Stammesmitglieder zwar nicht zusammengeschlossen (S. 778), aber sie fühlen und betätigen sich als zusammengehörig, geführt und verpflichtet durch eine und dieselbe Überlieferung nach Art eines ungeschriebenen Gesetzbuches. Niemand dürfte es sich herausnehmen, sie aus bewußtem Widerspruch hintanzusetzen und seine eigenen Wege zu gehen, oder auch nur mit verächtlichen Reden gegen sie Stellung zu nehmen. Eine unsichtbare Staatsgewalt ist tatsächlich wirksam (S. 803), wenngleich in engen Grenzen nur.

Diese lange Liste von Vorschriften und Bestimmungen ist, wie die Wirklichkeit es überzeugend beweist, jedem Feuerländer zur Genüge bekannt, er richtet sich darnach mit mehr oder weniger peinlich genauer Treue.

2. Ihre Ursprünglichkeit

Schweres Unrecht würde man den Yamana zufügen, wollte man ihre ehrliche Gesinnung gegenüber den einzelnen Forderungen ihrer Moralgesetze verdächtigen oder verkleinern. Offensichtlich widerspricht es den Erfahrungen zuverlässiger Europäer, mit Bridges (h): 205 die sehr allgemein gehaltene Anschuldigung zu erheben, daß sie „inmorales y torpes en su conducta y conversación" seien.[29] Jeder Feuerländer fühlt es als eine zwingende P f l i c h t, jenen Forderungen der sittlichen Vorschriften zu entsprechen. In seiner Jugend wird er innerhalb und außerhalb seiner Familie, verbindlich als *uiwógla* des *čiɛ́xaus*, darüber reichlich belehrt; im späteren Leben stützt und treibt ihn, auch gegen den eigenen Willen und gegen die persönliche Trägheit, das Beispiel der Allgemeinheit. Wer es wagen würde, über wichtige Bestimmungen, zumal solche für den gegenseitigen Verkehr, sich gewohnheitsmäßig hinwegzusetzen, brächte sich selber in eine unmögliche Lage. Tatsächlich wird mancher aus echt menschlicher Schwäche nachlässig in seinen privaten Pflichten oder verfällt in Entgleisungen auf dem Gebiete der geschlechtlichen Sittlichkeit. Das weiß er aber auch und er bekommt es zu fühlen, daß er damit einer ehrenvollen Beurteilung durch seine Nachbarn verlustig geht und von ihnen wie zur Strafe gemieden wird. Nach gewisser Zeit treibt dann das Ehrgefühl oder eine Drohung des Höchsten Wesens ihn doch wieder auf den Weg der Pflicht zurück. Alle Umstände sprechen dafür, daß diese Rechts-

---

gleichsam als ob bei ihnen nicht das Stehlen, sondern das Ertapptwerden als schändlich angesehen würde." Vgl. Phillips (a): 1011.

[29] Deutungen ihrer Moralbegriffe und ihrer Lebensführung von der offensichtlich tendenziösen Art, wie ein Spegazzini (a): 177 beispielsweise sie eingeschlagen hat, verdienen es nicht, eigens erörtert zu werden.

forderungen und damit die gesamte Rechtslage bei unseren Feuerländern sich durch Generationen bis in die neueste Zeit herein unverändert erhalten haben."[90]

Eine ausreichende Erklärung für den Ernst der Rechtsforderungen und für die Kraft der Allgemeinverpflichtung bietet der Hinweis auf den letzten Urheber alles dessen, nämlich auf das Höchste Wesen selbst. Mit bestimmten Worten leiten unsere Eingeborenen den bestehenden Brauch im Sinne verpflichtender Regeln und Gesetze von *Watauinâjwa* ab. Er fordert nämlich, daß der einzelne Yamana „sich so einrichte [in seiner Lebensführung], wie es immer üblich gewesen ist", d. h. nach den Grundsätzen, die er selber von Anfang an angegeben hat. Der ganzen Geisteseverfassung unserer Feuerländer entspricht es nicht, haarscharf die Einzelbegriffe zu spalten und das Ergebnis zu einer geschlossenen Gedankenkette zu ordnen; den Anforderungen ihres Verstandes ist mit dem allgemeinen Hinweis auf die von den Vorfahren überlieferten Gepflogenheiten Genüge getan. Was als übereinstimmend damit erwiesen worden ist, besitzt gültige Rechtskraft und zwar allein deswegen. Mithin ruht das ganze Sittengesetz auf dem zuverlässigsten Untergrunde und seinem Verpflichtungszwange ist die stärkste Stoßkraft beigegeben. Daran ändert auch der folgende Nebenumstand nichts. Vereinzelt wurde mir gesagt, doch ohne fühlbaren Nachdruck: „Wie wir Yamana uns verhalten sollen, hat uns *Yoálox* vermittelt!" Gern braucht man dieses Wort gegenüber den *niwâgla* im *čiŋ́ŋwa*, wenn man sie mit den um diese Gestalt sich rankenden Mythen bekannt macht. Man anerkennt ihn also als den Überbringer der Bestimmungen, die *Watauinâjwa* von den Yamana beobachtet sehen will. Keinem Menschen käme der Gedanke, einmal darnach zu fragen, mit welcher Berechtigung *Watauinâjwa* ihn und seine Stammesgenossen unter den Zwang seiner Gesetze gestellt hat, noch, deren Sinn und Ziel nach irgendwelcher Richtung zu überprüfen. Für jedermann ist es eine sonnenklare Selbstverständlichkeit, die gesamten Sittenvorschriften ohne den mindesten Einwand in der Form entgegenzunehmen und zu berücksichtigen, die nun einmal als Überlieferung von früheren Geschlechtern her vorliegt, und zwar als Ausdruck des Willens des Höchsten Wesens.

In dieser Gedankenfolge liegt der enge Zusammenhang zwischen Religion und Moral ausgesprochen.[91] Die sittlichen Verpflichtungen mit ihren Zwangsforderungen hängen nicht haltlos in der Luft, sondern ruhen, wie soeben gesagt, auf sicherer Grundlage. Von dorther erhalten demnach auch die Sanktionen, sei es für eine pflichttreue, sei es für eine fehlerhafte Handlungsweise, je ihre Wirksamkeit. Die Yamana geben ihrer Überzeugung deutlich Ausdruck, daß *Watauinâjwa* darüber wacht, wie seine Vorschriften

[90] Hierin stimmen unsere Yamana mit den Selk'nam fast vollständig überein. Das Sittengesetz der letzteren ist Bd. I, 519 mit einer Fülle von Einzelheiten gekennzeichnet und erklärt worden. Wer sich die Mühe nähme, eine jede für sich zum Vergleich zu benützen, würde auch darin überraschend reichliche Gleichheiten und Ähnlichkeiten finden.

[91] Er kann eigentlich gar nicht enger und fester sein, und damit allein schon sind die von Cooper 152 zusammengestellten Urteile verschiedener Herkunft berichtigt.

erfüllt werden, und daß er erneute Verfehlungen straft." Die Furcht davor zeitigt heilsame Wirkungen, obgleich zuweilen jemand einen Fehler ausschlaggebend unter der Rücksicht vermeidet, daß er seinen guten Ruf bei seinesgleichen nicht einbüße. Das gilt in erhöhtem Maße für die Schicht der alten Leute, die sich ihrer Verpflichtung zum guten Beispiel vor der Jugend allenthalben bewußt sind. Das alles gern zugestanden, bleibt entscheidend für eine Handlungsweise des Menschen eben doch das Urteil des Höchsten Wesens. Seine Strafen fürchtet ein jeder um so mehr, als er ohnmächtig und wehrlos ihm ausgeliefert dasteht. Die Furcht vor ihnen wird noch durch die Vorstellung davon gesteigert, daß der einzelne Mensch keine Möglichkeit besitzt, ein Vergehen auf irgendwelche Weise, etwa durch Gebete oder Opfer, wieder gut zu machen und seine Schuld abzulösen. Also muß er sich in sein Schicksal ergeben, wie es "Jener-dort-oben" über ihn verhängt. Er ist der *Abáila*, der alle überragende wirklich Starke, gegen den niemand aufkommen kann. Wer indes seinen Pflichten nachkommt, der weiß sich unter dem Wohlwollen und dem besonderen Schutze des *Hidáhyun* gesichert und folgerichtig muß es ihm gut gehen. Ein Übeltäter hingegen fühlt sich im Hinblick auf die fast sicher eintreffende Strafe nie mehr recht wohl, in fühlbarer Erfolglosigkeit auf der Jagd und bei mancherlei Arbeiten sieht er bereits deutliche Drohungen mit der schwersten Sühne, nämlich dem frühzeitigen Sterben. Damit verbindet sich noch das Verhalten der eigenen Stammesgenossen gegen den pflichtvergessenen Übeltäter; denn diese lassen ihn links liegen und vermeiden offensichtlich den Verkehr mit ihm, sie beschimpfen ihn und warnen vor seinem Vergehen, sie gönnen ihm keine Ruhe und stellen ihm sogar nach, wenn er ein Mörder und Ehebrecher ist. Auf solche Art beteiligt sich die Volksgemeinschaft selber an der Durchführung von Strafmaßnahmen wegen eines Verbrechens. Allerdings spricht niemand von Strafen, die der Schuldige in der andern Welt zu erwarten hätte, weil man im allgemeinen behauptet, die Daseinsform der Seelen dort drüben nicht zu kennen. Da also jedermann doch mit üblen und empfindlich schlimmen Folgen für ein fehlerhaftes Tun rechnet, gewinnt er aus dieser Erkenntnis reichlich Kraft, sich stets auf dem Wege der allgemein gültigen Verpflichtungen zu halten.

Tatsächlich geht es in dem einfachen Gesellschaftsaufbau unserer Feuerländer g e o r d n e t e r, gewissenhafter und friedlicher her, als mancher Europäer glauben möchte, obwohl sie weder über Polizei und Gerichte verfügen, noch unter der Leitung von Häuptlingen stehen. Ihre rauhe Heimat und dürftige Lebensweise hat sie anspruchslos und genügsam gemacht, Zügellosigkeiten und Grausamkeiten konnten sich bei ihnen nicht zu einem System entwickeln. So sind es mehrere verschiedenartige Umstände, die ihre persönliche und allgemeine Moral über die anderer Naturvölker hinausheben.

[1] Nach Auffassung der Yamana wird ausschließlich der Schuldige persönlich bestraft, nicht aber zieht sein Verbrechen andere Stammesgenossen in Mitleidenschaft. In diesem Sinne behält Bascans (h): 239 recht, wenn er behauptet: „El mal que se comete sólo concierne al actor y a la víctima."

Auf den vorhergehenden Seiten ist die Stellung und das Verhältnis unserer Feuerländer zu der von ihnen anerkannten Gottheit gekennzeichnet worden, wie es der Begriff Religion im engeren Wortsinne fordert. Sehr verschieden davon sind ihre Beziehungen zu anderen Geistern und mythologischen Persönlichkeiten, was weiter unten zur Darstellung gelangen wird. Einige Ergänzungen zu ihrer religiösen Betätigung wird noch die Beschreibung ihrer großen Totenfeiern bringen, die schon im nächsten Abschnitt enthalten ist.

B. Seelenglaube und Trauer

Eng miteinander verflochten sind die Vorstellungen von der menschlichen Seele und von ihrem Weiterleben nach dem Tode. Im Zusammenhange damit stehen Trauerbräuche, für die unsere Yamana bestimmte Formen geschaffen haben. Letztere dürften sich hauptsächlich damit begründen lassen, daß der Verlust eines jeden Stammesmitgliedes die Eingeborenen insgesamt überaus schmerzlich trifft. Bei der folgenden Beschreibung darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß europäische Begriffe und Ausdrucksweisen sich nicht bei jeder Einzelheit ganz genau mit den Gedanken und Worten der Eingeborenen decken, da diese in ihrem Denken viel genügsamer und ärmer an Begriffen sind. Manche ihrer Gedankenreihen ist lückenhaft und wird nicht zu Ende geführt; des Feuerländers Art ist es im allgemeinen nicht, das, was fehlt, zu ergänzen und sich dafür entsprechenden Ersatz zu verschaffen. Angesichts dessen gerät der Forscher in die Gefahr, bewußt oder unbewußt seine eigene Deutung in die mangelhaften Ausdrucksformen der Naturkinder einzuschieben; dadurch müßte seine Darstellung unweigerlich zu einem verzerrten Bilde werden. Auch gegenüber meinen Fragen und Erkundigungen blieben meine Gewährspersonen zuweilen ratlos stehen und zeigten sich außerstande, eine befriedigende Erklärung abzugeben. Das ist echt primitive Mentalität, die sich weit davon entfernt hält, jede Vorstellung genau zu beschreiben und jeden Begriff nach den Regeln der Logik restlos zu deuten. In den folgenden Angaben klaffen Lücken, was unverhohlen zugestanden sei. Eines Vergehens gegenüber dem dargebotenen Stoffe würde ich mich schuldig machen, falls ich sie mit Ergänzungen nach eigenem Geschmack ausfüllen und mit Deutungen aus meinem persönlichen Urteil versehen würde. Unverfälschte Einzeltatsachen, mögen sie lückenhaft und unvollständig sein, werden bei Vergleichen verwendet werden können und sicher zum Ziele führen, wohingegen unzuverlässige und willkürliche Zusätze den Weg der Forschung gefährden.

a. Die menschliche Seele

Von vornherein unterscheidet der Feuerländer zwischen belebten und unbelebten Dingen. Für ihn sind die Menschen und Tiere, sein *Watauinäwa* und die vielen verschiedenartigen Geister tatsächlich lebende Wesen, während

er Pflanzen und Steinen, den Naturgewalten und seinen eigenen Gebrauchsgegenständen ein Leben im eigentlichen Sinne nicht zuspricht. Sein Begriff vom Leben und vom Lebendigsein deckt sich mit dem Besitz der Seele. Diese ist das wirkliche Lebensprinzip und als solches vermag sie allein für sich oder verbunden mit dem menschlichen Leibe zu bestehen. Sie ist infolgedessen, nach der klaren Auffassung der Yamana, eine Wesenheit eigener Art und deshalb etwas ganz anderes als ein Körper. Diese Deutung entspricht mehr oder weniger genau dem Inhalt, den auch wir Europäer in die Worte "Seele" oder "Geist" hineinlegen.

Die Selbständigkeit und Eigenart eines Geisteswesens wird deutlich betont durch eine bestimmte Bezeichnung, die, obwohl ein Gattungsbegriff, ausschließlich auf die menschliche Seele und auf die eigentlichen selbständigen Geister ihre Anwendung findet. Sie ist *kílpiš*, ein Wort, das von den Missionaren und Reisenden oft genug wiederholt worden ist. Man hört auch *kílšiš* und *késpiz*. BD: 175 schreibt *késpiz*, a spirit, a ghost, an apparition, a man who has lost a brother or cousin; den letztgenannten Sinn hat man mir nicht erwähnt. Man gebraucht diesen Ausdruck zusammenfassend mit der Grundbedeutung "Geisteswesen". Ihr hat man zuweilen ungerechtfertigte Einschränkungen oder unzulässige Erklärungen beigegeben. So sagt beispielsweise Bridges (I): 15, was zuweilen statthaft ist, den Inhalt des Wortes *kílpiš* folgendermaßen ein: „The *Cushpij* were spirits which at night could make themselves visible but not tangible. They were malign, and the yahgans associated them with sickness and death". Immerhin kommt in dieser Beschreibung zum Ausdruck, daß reine Geisteswesen eine selbständige Daseinsform besitzen. Jene Deutung hat Hyades (q): 255 in erweiterter Form wiederholt und er bezeichnet *Kuchpikh* als „terme intraduisible se rapportant à des êtres fantastiques". Bestimmter und in Anwendung auf die menschliche Seele allein drückt sich Spencer: 101 aus: „*Cush-pik* is the spirit part of man."

Außer der Körperlosigkeit, die wenigstens nach außen hin als ein Wesensmerkmal erscheint, erkennt man dem *kílpiš* noch andere Eigenschaften zu. Vor allem die, daß durch ihn und zwar durch ihn allein der menschliche Leib belebt wird. Solche *kílpiš*, die daran von vornherein nicht gehindert sind, haben eben ihr eigenes, selbständiges Leben, beispielsweise die *yášlel*, die als sogenannte Waldgeister etwa den Feengestalten unserer Märchen gleichgestellt werden können. Das gleiche unabhängige Dasein führt jede menschliche Seele nach ihrer Trennung vom Leibe weiter. So lange der *kílpiš* in dem ihm zugewiesenen Leibe verweilt, bleibt der Mensch am Leben. Das Sterben setzt damit ein, so sagen die Yamana, daß „der *kílpiš* vom Körper weggeht; *Watapinšiwa* nämlich nimmt ihn fort". Die Seele also überdauert das Dasein des Leibes. Da nach ihrer Vorstellung das Sterben eine Auflösung der Verbindung von Leib und Seele ist, so gibt es für die alleinstehenden Geister, einschließlich der menschlichen Seele nach dem Tode, eben kein Sterben, mit anderen Worten, diese bestehen weiter. In dieser Gedankenfolge zeigen sich die Feuerländer merkwürdigerweise unwandelbar geradlinig; mit

Bedeutung haben die meisten Fragen nach einem möglichen Aufleben der Geistwesen entgegengenommen, als ob diese Zumutung ein Widerspruch in sich wäre.

Überraschend ist auch, daß sie für die *Idipsi* keine Altersangabe, etwa im Sinne der verwirklichten Lebensjahre beim Menschen, erkannte. Sie erkannte, wenn man sich so ausdrücken darf, Altersunterschiede und die Verschiedenheiten des Geschlechtes, aber bei den *yelélel* genau so wie bei den Menschenwesen nach dem Tode, Erwachsene und Kinder beiderlei Geschlechtes. Dieser einmal gegebene Zustand blieb ohne Änderung trotz der Verlaufes der Jahre gegen an und „ein Kind-*Idipsi* reift nicht zu einem erwachsenen Geist heran", hat mir Maimwaren nachdrücklich versichert. Daß die menschliche Seele nicht aufhört zu bestehen und trotz auch so langer Zeit sich nicht verändert, bezeugt positiv ihre Unsterblichkeit. Diesen Glauben der Yanoama haben mehrere Beobachter hervorgehoben, anderen haben ihn in Abrede gestellt.[*] Schon 1844 hat Bancroft (a): 211 bestätigt: „They believe in the immortality of the soul." So verhält es sich wirklich und es verdient sich nicht, anderweitigen Meinungen zu berücksichtigen.

Weitere wird den Geistwesen von den Yanoama eine sonstige unbeschränkte Bewegungsfreiheit zugesprochen. Im Schlafe, wo allem beim Träumen, verläßt der *Idipsi* vorübergehend den Leib und begibt sich an einen anderen Ort. Auch Spencer: 101 erwähnt: „While dreaming, the spirit goes out of him." Hierbei ist wesentlich, zu beachten, was später noch erklärt werden muß, daß der *Idipsi* auch einem diesartigen Spaziergang wieder durch eine unwillkürliche Handlung im Körper tatsächlich zum Verbringt werden muß, und zwar geschieht dies meist durch einen Schrecken. Man warnte mich nachdrücklich auf einen bedeutsamen Unterschied aufmerksam: „Während jemand träumt, geht sein *Idipsi* nur spazieren und kommt selbstverständlich bald wieder zurück; beim Sterben jedoch nimmt Watunëtjipe den *Idipsi* weg und gestattet ihm nicht, sich mehr mit dem Leibe zu verbinden." Wenn die Yanoama sagen: „Man kann ein Geistwesen nicht sehen, weil es ohne *Idipsi* ist", so wollen sie damit zum Ausdruck bringen: Es ist nicht körperhaft; denn nur etwas Körperhaftes ist für das Auge erreichbar. Trotzdem geben sie zu, daß ein solches Geistwesen sich sozusagen sichtbar machen kann, erklären dies aber im einzelnen nicht. Gelegentlich fragte ich: „Wenn mein Bruder schon länger tot ist und dann auch ich sterbe, wird mein *Idipsi* mit dem meines Bruders zusammentreffen, wird er ihn sehen und sich mit ihm unterhalten können?" Darauf antwortete man mir: „Das wissen wir nicht. Das ist ja etwas

[*] Die einzelnen Urteile bei Casevitz 130 gesammelt. Dabei fällt auf, daß diese diesen Gegenstand der einen und anderen Beobachter sich selbst nachdrücklich widersprechen. Augenscheinlich dieses ist wenn durch wohl bemerkbar, die Glaubwürdigkeit der Erzgewährungen ernstlich zu beeinflußen. Das um so mehr, da sogar Bancroft in seinem bestehen schwankt und andererseits (a): 212 behauptet: „He knows being Vorstellung von einer unsterblichen ganzen oder unsterblichen Existenz, noch von dem Vorhandensein eines Geistes im Menschen, der den Körper überlebt." Im ersten Falle bekäme es recht, im letzteren widersprächte er sich

sich anbekommen, wie die *hêlpiš* dort drüben sich benehmen." Wenn die Yamana ihre eigene blasse Vorstellung vom *hêlpiš* erklären wollen, wissen sie nur zu sagen: „Er ist so etwas wie der Atem oder wie der Hauch, der aus dem Munde kommt."

Wie wir sehen, ist ihre Ansicht von der Herkunft und dem Ursprung der menschlichen Seele nicht sonderlich klar. In einer etwas anderen Form geben sie aber doch zu, daß das Höchste Wesen dabei verhältnismäßig beteiligt ist, so zwar ähnlich, daß die Seele des neugeborenen Kindes von ihm ausgeht, während der Leib des Kindes den eigenen Eltern seinen Ursprung verdankt.[1] Diese Vorstellung geben auch bekannte Redewendungen zu erkennen. Die trauernden Eltern sagen z. B.: „*Watagindjuo* hat mein Kind *enorben*, das er mir geschenkt hat." Ausführlicher jedoch drücken sie sich über den ganzen Vorgang aus.

Gelegentlich wünschte ich zu wissen, ob auch die Tiere ihren *hêlpiš* besäßen. Diesen Gedanken war ihnen offensichtlich bis dahin nicht untergekommen, weswegen sie mir mit Kopfschütteln einen verneinenden Bescheid gaben. Dann erklärte ich ihnen: „Die Tiere sind doch schlau, vor allem der Hund. Er verwittert die Aasvögel und Wölfe seiner Herrn, er hilft bei der Jagd und ist treu. Wie kann der wohl sein?" Sie entgegneten: „Den Hund pflegen wir wie ein Kind. Er hilft uns viel, wir lassen ihn nie allein auf einer verlorenen Stelle zurück; denn bliebe er von uns abgeschnitten, würden wir immer und überall den Heben und Hunden einen derart verlassenen Hunden wahrnehmen. Wahrlich besitzt der Hund durch einen *hêlpiš* von eigener Art, aber nur er allein, andere Tiere besitzen ihn nicht." Es bleibt bestehen, daß die Yamana den Tieren einen *hêlpiš* ähnlich der Menschenseele mit bestimmten Worten nicht zuerkennen.

Ihre Anschauungen gleichen im wesentlichen denen, die auch die benachbarten Selk'nam von ihrem *hêlpi* vertreten (Bd. I. 537); sogar die Namen beider Stämme für menschliche Seele und Gespenst sind fast dieselbe Form.

b. *Jenseitsglaube*

Trotz der gegenteiligen Behauptung einiger Reisender, die nicht ernst genommen zu werden brauchen,[2] sind die Yamana ausnahmslos von der fortdauernden Existenz ihrer menschlichen Seele überzeugt. Darüber sprechen sie auch deutlich genug in verschiedenen Wendungen.

[1] Spencer 102 sagt zwar: „Nor have child-ghosts quite spirit-from nature". Diese Ausdrucksweise kennt der Yamana nicht. Er sagt auch nie, was richtig ist: „Some imagine they see the spirits, Informants known nothing of spirits' this except that they always remain."

[2] Hyades 181 f. schreibt: „Laplata Fuegians have sometimes visited ships, and the Europeans inquired whether they had any belief in a future life. The Fuegians questioned them in their language, and answered in their imperfect way, 'We know not.'" Dagegen Drake 1911 f. 102 berichtet den schweren Irrtum: „L'idée de la future n'existe pas." Indes, weitere Skeptiker und unrichtige Ansichten bringen uns ebensowenig vorwärts, als besonders dadurch nicht eigene Ideen angeführt zu werden.

Allerdings muß man zugeben, daß sie die Vorstellung von einem Jenseits als einem bestimmten Orte oder gearteten Zustande nicht besitzen. Dieser Umstand hat die mißverständlichen Äußerungen mancher Beobachter verursacht, die eben nur behaupten wollten, daß die Yamana wohl an dem Weiterleben der menschlichen Seelen festhalten, daß sie aber nicht imstande seien, sich über deren Lebensweise verständlich zu äußern. In der einen Behauptung allerdings schwanken die Feuerländer nicht, daß beim Sterben der *kíipii* den Leib verläßt und sein eigenes Leben weiterführt. Sind diese beiden einmal durch den Tod, das ist, wie *sul* 5. 1994 gesagt, durch Eingriff des Watauinéiwa voneinander getrennt worden, findet jede spätere Vereinigung für immer ausgeschlossen. Seitdem steht die Seele für sich allein da, während der Leichnam verfällt.

So sehr dieser Glaube als unverrückbar gesichert betrachtet werden muß, ebenso unklar fehlt unseren Eingeborenen eine in etwa klare und mit einem gewissen Inhalt ausgestattete Vorstellung von der Eigenart jenes Lebens der Seelen nach der Trennung vom Leibe. Auf alle diesbezüglichen Fragen haben sie nur die eine Antwort: „Wir wissen nichts von jenem *kíipii* nach dem Tode!" Diese Antwort wiederholt sich in manchen Angaben früherer Beobachter. Schon Despard (b): 698 schreibt: „The Fireländer thinks, when a man dies, his breath goes up to heaven; but for what, he has no notion, and is ignorant of a return to the flesh. He denies the upward ascent of breath to other animals." *Jedenfalls soviel ist sicher*, eine Umwandlung der menschlichen Seele oder ihren Übergang in ein anderes Wesen haben die Yamana nie behauptet. Dennoch hat sich mehrmals hiervon gräuelbet. Frühzeitig schon hat er (a): 211 gesagt: „They believe in the immortality of the soul, their word *Cakpakgoaloo*, signifying to fly up, evidences this fact." Andererseits (i): 19, (k): 238, (b): 207 versichert er: „They had no future, and expected nothing after death. Anyway this was true for the most part; they had a word expressive of death *Capagoalo*, the meaning of which is 'to go up and fly', which seems to convey an idea of an after spiritual state." Die gleiche Ansicht wiederholen Dabbene (b): 282, Spegazzini (a): 172 u. a. Jener Wort, mit dem in gar manchen Abhandlungen mitweilig eine Art von Götterdienst getrieben wurde (Cooper: 151), ist ein gewöhnliches intransitives Zeitwort und bezeigt, nach BD: 195, *ala kápagalú*: to die, to cease to be, get used up; he all gone or spent; was so überwertvoll ist mit: sterben, es ist aus, es gibt nichts mehr. Mehrfach wird dieses Zeitwort in seiner Grundbedeutung angewendet, nicht ausschließlich im Sinne von sterben. Man könnte statt dessen auch *kákápana* mit der gleichen Bedeutung gebrauchen.

Die völlige Ungewißheit der Yamana über das Los und den Zustand einer dahingegangenen Menschenseele ruft jene ungewöhnliche Scheu vor den Trauerbräuchen bei den Hinterbliebenen hervor, der jedem fremden Beobachter auffällt. In gleicher Weise sind auch ihre Trauerkundgebungen sehr erschütternd und tiefgreifend, weil sie gleichsam aus der Verzweiflung darüber geboren sind, daß nach dem Tode das Wiedersehen ausgeschlossen

ist. Wiederholt hat man mir erklärt: „Mit dem Sterben hört alles [jede Verbindung] zwischen uns und jenem *klipxi* auf. Wir wissen nicht, wie der *klipxi* kommt, wenn ein Kind zu leben aufhört; ebensowenig wissen wir, wohin sein *klipxi* sich nachher begibt. Es geht weit weg, weit über das Meer hin gehe es!" Mary Lawrence hat mir einmal eine alte Photographie gezeigt. Mehrere Personen, die sich auf einer Missionsstation zusammengefunden hatten, sind darauf zu sehen gewesen; nur vier davon leben noch. Nachdrücklich und ernst, aber mit betonter Ironie bezeichnete sie mir: „Die alten Yamana, auch mein eigener Vater und ich selber haben es nie glauben können, wie alle wieder aus nach dem Tode wiederstehen. Die Missionare behaupten das nämlich, doch keinem von uns will es in den Kopf. Jedermann sieht doch, wie der Leichnam in die Erde gelegt wird und dort verfällt, nach einigen Jahren ist von ihm nichts mehr übrig. Das Gerede der Missionare sind Dummheiten, sie wollen uns täuschen. Wir haben ihnen das nie geglaubt und glauben es auch heute nicht!" Mit spöttischem Lächeln wiederholte sie nach kurzer Pause: „Ein Wiedersehen kann es doch gar nicht geben, weil der Leichnam gänzlich verfällt!" Durch mich sind ihre Worte in keiner Weise verwandelt worden, ihr jedoch haben sie einer sinnlichen Erleichterung gedient. Mit ihrer Stammesgrammatik hat sie sich über diesen Gegenstand oft und gründlich auseinandergesetzt und es war mir, als wollte sie auch mir gegenüber einmal unverhohlen bekennen: Wir Yamana lassen uns von niemandem etwas vormachen, auch nicht von den Missionaren; wir haben an unseren eigenen Wahrheiten, die uns einleuchten, weiterhin unverbrüchlich fest! Es entbehrte einer gewissen Tragik und auch Komik nicht, daß die eigene Schwiegermutter des Missionars Jens Lawrence sich auf solche Weise gebärdete! Bei derartiger Veranlagung unserer Feuerländer wäre es eine psychologische Ungeheuerlichkeit, zu behaupten, sie hätten die ganze Gestalt des Weltgeschehens von den Europäern übernommen. An diesem Beispiel allein erkennt man, wie streng sie das eigene religiöse Gedankengut vom Inhalt der Lehren ihrer Missionare abgesondert gehalten haben. Sie selber erklären für sich, aus den heimischen Gedankengängen heraus, auch das von den Fremden abweichende Verhalten der Christen. „Diese", so sagten mir die Yamana, „zeigen bei weitem nicht so viel Schmerz und Trauer um einen Toten, wie wir es tun! Nicht einmal ihren Namen ändern sie."[*] Den Namen eines Verstorbenen zu vermeiden, bewährt unseren Indianer; die weniger empfindlichen Christen aber berührt das nicht. „Ehen drehalb, so sagte Cerera, sind wir endlos traurig, wenn einer der Unsrigen stirbt, weil wir nicht wissen, wer durch den Tod sein wird. Wir wissen nicht, ob wie die *klipxi* wieder leben und sprechen können, wie es ihnen geht und ob sie glücklich sind. Das alles wissen wir nicht, daher sind wir so traurig und weinen viel!"

Indes, obgleich nicht streng folgerichtig, lassen sie einer Möglichkeit, die uns und jenen vermutlichen Verwandten wiederzusehen, doch gelten. Manchmal

[*] Auf S. 1114 sind die Verstorbenen genannt, unter denen jemand den eigenen Namen ändert, falls dessen den einen Verstorbenen gleich ist.

Tamara hat erklärt: „Wenn ich sehr traurig bin und schwerkrig erkranke, sie nur schon, wenn ich schwer an sie denke, dann kommen sie wirklich doch zu mir. Ich sehe sie im Traume. Sie sind nicht nur Traumbilder, sie sind die wirklichen Abgild!" Nach meinem Gefühlsleben erinnert diese Worte auf besonders lebhafte Träume oder deutlichere Wahrgefühle hin, auch dieses Erscheinen die Selbstbestimmung sich ausweicht. Um so gefährlicher ist es, daß vielleicht dem im Halbwahl schwere endlich wird, die Abgild von einer vorübergehenden Bedeutung und dieses lebendigen Schwingen schwer nach diesen gewohnenen Tode vorübergehendes und wieder wie eigentliches Menschen mit diesen abwesenden Wesen verschwommenheit in Verbindung gesetzen. Doch wird der Erwachsene als das von geistig minderwertigen Personen gewöhnlich. Nur in dieser einzigen Gewohnheit, meist eingeschen, treten die Seelen von Verstorbenen auf.

In der allgemeinen Ungewißheit über das Los der verschiedenen Seele nach dem Tode gabe Gelegenheit, daß die Tamara sich nicht über eine gewisse Vergeltung aussprechen. Sie verneint allerdings deutlich die guten von den bösartigen und schlechthin Lasthaften. Ich sagte ihnen: „Viele Leute sind fleißig und arbeitsam, ehrlich und brav. Sie verhalten sich immer so, während einige träge und faul sind." Darauf den Antwort: „Die Tamara kommen an ihr Abjagt, wie sie sich im Leben eingerichtet haben, was sich für einen anbrechlichen Menschen gehört. Jeder hat als gleiche damals vorgenommen, was er beliebte, was die Alten ihnen vorgeschrieben haben. Dabei arbeiten sie für sich und ihre Familie, sie sorgen für die Verwandten, sie gehen an die Nachbarn von ihrer Seite ab, sie sind gute und verträgliche Menschen. Daneben gibt es aber auch schlechte Menschen. Diese sind faul und lügenhaft, sie denken nicht mehr an das, was man ihnen im Leben beigebracht und was sie dort vorgenommen haben; sie kümmern sich nicht mehr um das, was bei den Tamara in Ehren steht. Deshalb werden sie von uns verachtet, jeder läßt sie ihren Weg gehen und hält sich von ihnen fern. Jene Faulenzer und Schwätzer werden ihr Los gar bald. Wenigstlichen läßt sie frühzeitig sterben! Es gibt schon gute und böse Menschen. Ein schlechter Mensch benimmt sich ohne schämen, weil er schlecht ist, ein guter Mensch verhält sich gut, weil er vernünftig ist, gut zu handeln. Ob deren Abgild nachher durch den Tod? Soweit können wir nicht! Wir wissen das nicht!" Nach alledem steht fest, daß die Tamara den Zustand der Seelen nach dem Tode nicht kennen. In dem vorstehenden Berichte sehen wir einen Versuch, die als mehr oder weniger unvermeidliche Folge für schwere Fehler gilt, so daß damit wohl die schwerste Strafe gemeint wurde.

Ebenso wenig eingehend schließlich beschäftigen sich unsere Gewährsleute mit dem Gedanken an einen bestimmten Aufenthaltsort der Abgild. Die beiden Bekenntnisse von Tamara (a) 211 und (b) 230 sind bezeichnend. „They have no thoughts of a future state, either of reward or punishment. ... Sie kennen eine volle Seele so gleichen empfangen da abgestanden." Allgemein herrscht die Meinung vor, sie gehen nach vor ihren Tod". Dieser bestimmte Ausdruck wiederholt sich oft und oft. Tamara hat verschiedene, von anderen

Lucio Incitegno: „Die Affgirl gehen mit der Show hinaus, draußen, wo die wilden affgirls sind. In ihren Hütten leben sich die Affgirl aus. Diese kommen manchmal mit ganzen durch unsere Gegend hier [als ob sie auf einer Wanderung begriffen wären], wie war die schönste zu bestimmen, welche beste [Gruppe] wohne können?" Eine Antwortete von dieser allgemeinen Angst machen die Affgirl den schönsten und großen Prozessen, die entstanden sind. Von [illegible] sagt man: „Während einer wilderen, wichtige an [illegible] war sich. Die war wie Affgirl, der war den [illegible]. Zwischen [illegible] diesen an [illegible] Stelle auf dem Wasser. Zwischen [illegible] war einen Ruf, der hier sich an wie das Rufen einer Schlange, ist aber das Rufen von Affgirl des Schimpfens." Von [illegible], so [illegible] alle Prozessen, die einen [illegible] schönsten [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]

ganz Frankreich zu verschiedenem Widerspruch gereizt. Auch zeigt diese Religion, wie die offenen Blicke für eigenes religiöses Gedankengut von den neuen Lehren zu trennen waren. Sie widerte sich förmlich und besonders sich als Sieger über die Missionare, die sich vergeblich bemüht hatten, der angestammten Lehren Ansichten an Stelle der Wahrheit in der alten heidnischen Überlieferung zu setzen."[1]

Die Termini verwandten für die Gesamtheit der Sachen durch Verstorbene die Allgemeinbezeichnung *Hinterlassenschaft*, d. i. das Voll der Hinterlassenschaft, BD: VI Hinterlassenschaft *Hinterlassenschaft* als gleichbedeutend mit Erbgut. Ebensowenig, wie wir aus der geringen Zahl der Quellen irgendwelche Beschränkung ersehen können, können wir dieselben

c. Trauer und Totenfeiern

Bekannte schon in der Schilderung unserer Vorfahren über den Verlust eines Stammesangehörigen durch den Tod als ungewöhnlich tief und anhaltend geschildert wurden. Die wesentlich hervorstechende Eigenschaft über das Los der dahingeschiedenen Seele, denen von der getrennt zu sein, dauert an für immer. Aus begreiflichen Gründen spendete die Trauer nicht über Ereignisse, die der Lebenden zuwiderliefen und die in seiner Sicht gutwählen. Vor Freunden und nicht bloß vor sie mit Zuhörungen ihrer Trauer zuteil. Die Erinnerung der vergangenen Jahrzehnte und die Missionare konnten nur kurze und lückenhafte Mitteilungen liefern. Begreiflich war Glück, war es mir bewährten, erwähnt die Trauer einen engeren Kreises von Blutsverwandten, als auch die allgemeine Trauerveranstaltung miteinschloß. Also wird in den folgenden Ausführungen nigrum Leichen geschildert. Schon eingangs sei darauf hingewiesen, daß Äußerungen der Trauer dieser Indianer, ganz allgemein gesprochen, nicht etwa blind schablonenhafte Formen sind, sondern aus tiefstem Empfinden stammen. Damit sollen gewisse ausgesprochene Unterschiede von anderen Völkern nicht hintangehalten werden."[2] Wer die Abhandlung über die Trauergebräuche der Sioux'anen vergleicht (Bd. I, 343), wird unschwerlich Übereinstimmungen mit denen unserer Vorfahren entdecken. Diese Tatsache weist uns hinweisen, wie sie sich bieten, und obwohl geschichtliche Zusammenhänge als einzig richtige Erklärung dafür gewonnen werden müssen, lassen sie sich im einzelnen kaum stets mehr aufhellen auch nach jeder Richtung verfolgen.

1. Das Sterben

Allem Ungewissen steht der Fremdländer mit einzuschränkendem Gleichmut und religiös-fatalistischer Ergebung gegenüber. Offenen Auges vermag er aber

[1] Die anderen Worte spricht Sioux 72 denselben Gedanken aus: „Wenn die amerikanischen Weißen wissen, was sie tun, dann würden sie nicht so schnell offenbarung hier erscheinen." Diese Anschauungsweise läßt die schweren Worte der Wahrheit erkennen.

[2] Hinsichtlich Indianer sich besonders die 136 anderen beherzigenden Worte: „Nun wären wir dabei gut daran: Erlegen, Erlegen, Erlegen,

Angst und Zagen den Tod zu erwarten. HYADES (p): 328 drückt sich zwar mäßig aus und sagt nur: „On ne craint pas beaucoup la mort"; doch damit gibt er zu viel zu. Richtiger als er äußert sich BRIDGES (i): 14: „They feared death because of the suffering and misery attending it and because it was the end of life." Gewiß, jedermann hängt am Leben und liebt es sehr; deswegen haben auch die Drohungen des *Watayinéiwa* mit frühzeitigem Sterben ihren sicheren Erfolg auf den Lebenswandel des einzelnen. Sobald er aber kein Entweichen mehr als möglich sieht, fügt er sich ohne Klagen und Zaudern. Niemals hört man, daß einer es bedauert, aus diesem Leben scheiden zu müssen, obwohl er die neue Daseinsform, in die er eintritt, nicht kennt.

Wie in neuester Zeit, sind auch in früheren Jahrhunderten fast sämtliche Yamana eines natürlichen Todes gestorben. Tödliche Unfälle und mehr noch der Mord waren Ausnahmen. Nachweislich haben Seuchen sich erst seit dem engeren Verkehr mit Europäern in der indianischen Volksgemeinschaft verderbenbringend ausgewirkt. Sieht man vom Sterben der Kinder ab, erliegen die Yamana in überwiegender Mehrheit der Altersschwäche. „Die alten Leute sterben, weil sie alt sind!" Obwohl die Indianer hierbei mehr den natürlichen Vorgang als selbstverständlich betonen, verlieren sie doch den Gedanken an das durch *Watayinéiwa* verursachte Sterben nicht gänzlich aus der Erinnerung.

Die Anzeichen der nahen Auflösung setzen meist plötzlich ein. Fühlt jemand seine Kräfte schwinden, streckt er sich auf seinem elenden Lager aus und weist die Anwesenden auf seinen Zustand hin. Diese geben sich ihrerseits davon selber sofort Rechenschaft. Die nächsten Verwandten verweilen seitdem in seiner Nähe, um den Verlauf der Dinge zu beobachten; denn meist tritt in solchem Zustand der Tod schon nach wenigen Stunden ein. Merkwürdigerweise bemühen sie sich nicht, durch Dienstleistungen die Lage des Sterbenden zu erleichtern, sondern hocken rund um das Feuer herum mit anscheinend völliger Teilnahmslosigkeit. Er selber wünscht und fordert nichts, da seine Schwäche schnell zunimmt. Eigentlich warten die Anwesenden auf den baldigen Ausgang und beobachten den Sterbenden nicht einmal genau, weil sie sich außerstande wissen, ihm zu helfen. Setzt das Röcheln ein, beginnen sie mit vernehmbarem Stöhnen und Weinen. Fast regelmäßig läuft diese Entwicklung in kurzer Frist ab.

Die Kunde davon ist selbstverständlich sofort in die nächsten Hütten gedrungen. Die Nachbarn verhalten sich still. Unter sich reden sie nur mit gedämpfter Stimme und stellen störende Arbeiten ein. Je länger sie so ausharren, um so schweigsamer, nachdenklicher und trauriger werden sie. Die Erinnerung an den Tod aus unmittelbarster Nähe stimmt jeden Yamana ernst. Die Nachbarn sind es, die den Verlauf der Dinge durch Boten anderen Leuten in weitem Umkreis vermitteln. Diese halten sich bereit, im gegebe-

1 Pianti per la morte d'un loro parente, il distruggere il wigwam dove l'individuo ha cessato di vivere, ecc... sono più consuetudini, dettami delle abitudini, che sincere espressioni di dolore."

nen Augenblick an der Stätte der Trauer zu erscheinen. Bei den Yamana ist es nicht üblich, daß viele Leute sich um den Sterbenden versammeln; die entfernten Verwandten und Nachbarn finden sich erst nach dem Tode ein. Um so mehr aber wünscht jeder Sterbende, daß seine nächsten Angehörigen in seinen letzten Stunden bei ihm sind.[41]

Die nächsten Angehörigen des Sterbenden beobachten ihn immerhin so gut, daß sie abschätzen können, wann der eigentliche Todeskampf beginnt. Der arme Mensch ist dann schon bewußtlos oder zumindest unempfindlich. Nun setzen die Umstehenden mit lautem Heulen und jämmerlichem Stöhnen ein. Sie schreien und klagen wie aus Verzweiflung darüber, daß dieser ihr Verwandter nun von ihnen scheidet. Dabei sprechen sie nicht etwa bestimmte Worte aus, sondern wiederholen ununterbrochen, in verschiedener Stärke und wechselnder Tonlage, ihre langgezogenen heulenden und stöhnenden Laute, während reichliche Tränen fließen. Sie stehen auf und hocken sich nieder, werfen sich auch über den Sterbenden und wälzen sich auf dem Erdboden unter entsetzlichen Verzerrungen des ganzen Körpers. Beim Eintritt des Todes, den sie meist leicht und genau zu bestimmen vermögen, schreien sie sehr schrill und kreischend auf, was bis ins Mark hinein erschüttert. Mancher benimmt sich unbändig wie ein Tobsüchtiger, zerkratzt sich die ganze Körperhaut, zerzaust sich das Kopfhaar, schlägt wüst um sich, wälzt sich zusammengekrampft über die Leiche hinweg, rüttelt am Hüttengerüst, zerstreut mit den Händen das Feuer und ist ganz außer sich. Erst wenn er sich ermüdet hat, bricht er förmlich in sich zusammen und zittert am ganzen Leibe. Ihn zu beobachten wirkt erschütternd. Sehr erregt und wild benehmen sich auch die anderen Anwesenden, unter Weinen und Stöhnen beugen sie ihren Körper, fassen sich immer wieder am Kopfhaar und zerren wütend daran, während ein Strom von Tränen unbehindert über die Wangen zur Erde rinnt. Der schrille Aufschrei hat die wartenden Nachbarn von der Auflösung des Sterbenden verständigt, weinend und jammernd eilen sie herbei.[42]

Wenig abweichend davon geht es dann her, wenn einer vom Tode erlöst wird, der unter langer Krankheit gelitten hat. Seine Verwandten haben seinen Zustand genau verfolgt und sich mit Nachbarn und Besuchern darüber ausgesprochen. Der Kranke mußte mit dem einen und andern seiner nächsten Verwandten fast ununterbrochen am gleichen Flecke bleiben, abwechselnd fanden sich Freunde ein, die sich nach seinem Befinden erkundigten und ihn mit Lebensmitteln oder Gebrauchsgegenständen bedachten. Inzwischen

[41] Wie Bridges (i): 14 sich ausdrückt, „at the last closing scene all friends and relations were expected to be present and to make the occasion important by their united lamentations. It was a great gratification to the sick to have their friends around them and so much honour showing them".

[42] Einzig Bove (e): 139 berichtet davon und nur kurz: „Die letzten Augenblicke eines Sterbenden werden durch schreckliches Geheul angekündigt; alle Anwesenden nehmen am Schmerz der Familie teil. Frauen und Männer färben sich Gesicht und Hände schwarz und die nächsten Verwandten raufen sich gar die Haare aus und zerschneiden ihren Körper mit Muscheln und Messern."

schwanden seine Kräfte. Ihn lange leiden sehen zu müssen, ermürbte jene, die seine Pflege übernommen hatten. Je näher die Auflösung heranrückt, um so reizbarer und ungeduldiger werden auch sie, so daß sie beim beginnenden Todeskampfe sich erst recht wie wahnsinnig gebärden. Zu lange haben sie eben ihren geliebten Verwandten leiden und sich quälen gesehen. Dauert der Todeskampf erheblich an und verliert einer schließlich die Herrschaft über sich, erscheint es durchaus nicht als unmöglich, daß er den Sterbenden erwürgt, um ihn von den Todesqualen zu befreien (S. 1029). Laute, schrille Schreie verkünden der Nachbarschaft das Ende und sie findet sich unverzüglich bei der Leiche ein. Den eben geschilderten beiden Fällen habe ich gelegentlich beigewohnt.

Nicht selten sind tödliche Unfälle. Vor allem betreffen sie eine ganze Familie, wenn das Kanu kentert. Den Leichnam dessen, der ertrunken oder von einem Felsen abgestürzt ist, schleppen einige Männer in seine Hütte, sofern sie leicht zu erreichen ist. Andernfalls, wenn Männer auf der Jagd nach Kormoranen sich weit von ihren Familien entfernt haben, graben sie den Verunglückten an Ort und Stelle sofort ein und eilen davon, um die Nachricht jenen schnell zu übermitteln.

Schon während des Sterbens und unmittelbar danach beginnen die Trauerkundgebungen. Alle Nachbarn finden sich in oder vor der Hütte des Toten ein und eröffnen ein lautes, ungeordnetes Stöhnen. Reichliche Tränen fließen aus Trauerschmerz und aufrichtiger Teilnahme. Jeder erinnert sich lebhaft wieder an *Watayindiwa*, der diese Person abberufen hat. Früher schon war durch Bridges (a): 206 bekannt: „When a person is very ill and likely to die, great grief is shown, and the near relatives keep near, so as to act as mourners at the decease of the sick. They show much grief, and when the sick actually dies great lamentation is made, and the mourners weep profusely."

2. Die Bestattung

Auffallend häufige Mitteilungen, die allerdings durchgehends knapp sind, liegen über die Art und Weise vor, nach der unsere Feuerländer den Leichnam behandeln. Kaum hat der Sterbende das Atmen eingestellt, rücken die Anwesenden an ihn heran und machen sich um ihn zu schaffen. „Man hüllt den noch fast warmen Körper des Verstorbenen in einige Lumpen", wie sich Bove (e): 159 diesmal genau ausdrückt. Große Lederstücke und neuestens auch Fetzen von Sackleinwand verwendet man. Gewöhnlich beläßt man den Leichnam in der Stellung, die er beim Sterben eingenommen hat. Die ganze Umhüllung festigt und verschnürt man mit Lederstreifen, die nach verschiedener Richtung stramm herumgewickelt werden."[44] Das geschieht auf jeden Fall; „the dead are always wrapt up in skins either when buried or burned", wie Bridges (a): 206 bestätigt. Heutigentags streckt man den

[44] Hyades (q): 379 sagt kurz, daß „le corps est enveloppé dans de vieilles peaux de loutre ou de phoque, il est ensuite ensevelli"; ebenso Lovenaye (b): 147 und Dabbene (b): 192.

Leichnam und legt die Arme an die Seiten, weil jetzt ausschließlich das Erdbegräbnis üblich ist. Weder drückt man die Augenlider zusammen, noch hebt man den Unterkiefer zum Verschließen des Mundes. Schnell bedeckt man das Gesicht mit der Umhüllung für den ganzen Leichnam, der weder verziert noch geschmückt wird. Der eines *yékamuš* wird allerdings eigens behandelt, man bemalt zumindest das Gesicht und windet den üblichen Federschmuck um die Stirn.

Einige Anzeichen und bestimmte Aussagen alter Leute lassen keinen Zweifel darüber, daß ehedem die Leichenverbrennung zumindest allgemeiner, vielleicht sogar ausschließlicher Brauch gewesen ist. Als solcher wird er von mehreren Reisenden und Missionaren bestätigt.[44] Dafür steht beispielsweise Bridges (MM: III, 119; 1869) mit bestimmten Worten und ohne jede Einschränkung ein: „The dead are generally burnt to ashes." Mag sein, daß dieser Brauch in einzelnen Bezirken vorwiegend üblich war; denn zeitig schon hat Bridges (VP: XI, 259; 1864) versichert, in der Wulaia-Gegend sei die Leichenverbrennung „the usual way of disposing of their dead". Letztere einzuschränken auf die *yékamuš*, ist jedoch nicht richtig.[45] Immerhin geben einige ältere Mitteilungen zu, daß beide Bestattungsarten gleichzeitig bekannt waren und angewendet worden sind. Hingewiesen sei auf Stirling (VSA: XI, 198; 1864) und Despard (b): 698. Bridges (a): 206 sagt erst: „Adult persons both male and female when they die are burned shortly after by the nearest male relatives, but sometimes (especially the females) are buried. Little children are generally buried when they die." Und später schreibt er: „Gewöhnlich beerdigen sie ihre Toten, aber häufig verbrannten sie dieselben." Anderswoher ist mir nicht bekannt geworden, daß man die Leichenverbrennung unterschiedlich je nach dem Geschlecht der Erwachsenen gewählt hat; vielmehr waren für beide in gleicher Weise die örtlichen Gegebenheiten entscheidend. Eine gewisse, in dieser allgemeinen Form sicherlich ungerechtfertigte Einschränkung hat noch Outes (g): 56 gemacht, der sagt: „Si la muerte se ha producido como consecuencia de una lucha o por asesinato, generalmente no se quema al cadáver, el cual queda abandonado." Schließlich hat Hyades (f): 585 sich bemüht aufzuklären, „dans quel cas ils practiquaient de préférence la crémation. Ils m'ont dit souvent que leur habitude était de toujour brûler les ossements des indigènes inhumés, au bout d'un certain temps de sépulture, mais assurément la cremation est quelquefois plus rapide . . ." Diese Worte deuten sogar eine zweimalige Bestattung an, für die sichere Anhaltspunkte durchaus fehlen. Die meisten meiner hochbejahrten

[44] Genannt seien nur: Bove (e): 159, Bridges (a): 206, (c): 332 und (h): 209, Despard (b): 698, Hyades (f): 585, (p): 332 und (q): 378, Outes (g): 56, Spegazzini (a): 168 und Spencer: 74. Aber kein einziger dieser Männer versichert mit Bestimmtheit, einer Leichenverbrennung persönlich beigewohnt zu haben.

[45] Einzig Despard (b): 698 hat dies vermutet und nennt als Grund: „Possibly to make sure that they may never return to trouble survivors, since in their life-time these practioners have been ever active in mischief." Hierbei hat er sich (VP: VI, 129; 1859) allein auf die unsicheren Angaben des J. Burton gestützt.

Gewährspersonen hatten eigentliche Verbrennungen noch mitgemacht. Dieser Brauch hat schnell unter dem Einfluß der Missionare und europäischen Ansiedler der seit wenigen Jahrzehnten ausschließlichen Erdbestattung weichen müssen. Für die Jahre, da Bovis (o): 159 den Süden durchquerte, war noch geltend: „Früher verbrannte man die Toten wohl auch, doch heutzutage findet das nur noch selten statt." Nach meinen Erkundigungen war in alter Zeit die Leichenverbrennung zwar nicht ausschließlich, aber doch allgemein und vorwiegend üblich.

Keiner der genannten Berichterstatter hat den Hergang einer Leichenverbrennung beschrieben. Auch ich muß mich auf Angaben meiner Indianer stützen, die mir erzählten: Einige Männer aus der nächsten Verwandtschaft schleppen den in große Lederstücke gehüllten und fest verschnürten Leichnam aus der Hütte heraus und bringen ihn ins nächste Gesträuch oder in den nahen Wald. Hier legen sie ihn auf einen niedrigen, buschigen, breitästigen Strauch. Glimmende Knüppel werden in diesen geschoben und trockene Holzpflöcke drangelehnt; mit dichtbelaubten Zweigen fächelt man eifrigst Luft zu und schon in wenigen Minuten schlagen die Flammen hoch. Der angebrannte Busch bricht gewöhnlich nach kurzer Zeit in sich zusammen. Nun wird der brennende Leichnam mit größeren Holzmengen bedeckt. Die ersten Handgriffe führen allein Männer aus; Mädchen und Frauen aber obliegt es, andauernd Brennholz herbeizuschaffen und den Brand so lange in lebhafter Tätigkeit zu halten, bis alle Knochenteile zur Unkenntlichkeit zerstört sind. Kies oder Erde des Waldbodens wird mit Stöcken oder Rudern herbeigeschoben und unregelmäßig über das restliche Häufchen Asche des verglommenen Scheiterhaufens verteilt. Schließlich deckt man diese Stelle mit Reisig und abgefallenen Ästen. Nach einigen Monaten ist sie nicht mehr kenntlich. Währenddessen stehen die anderen Leute aus den Nachbarhütten rund um den Brand, beobachten den Hergang, weinen laut und singen ihr *tálaywaja*. Eben deshalb findet eine Leichenverbrennung nicht auf offenem Strande statt, weil man hier ihre Spuren kaum zuverlässig und schnell verwischen könnte. Den Leichnam hat man deshalb auf einen kräftigen, dichten Strauch gelegt, weil es viel leichter ist, einen solchen zu entzünden, als auf dem immerfeuchten Waldboden ein Feuer anzufachen. In jenen Gegenden allerdings, wo die Verbrennung gegenüber der Beerdigung den Vorzug hatte, pflegte man trotzdem die Leiche eines Kindes in die Erde zu betten. Man sagte mir: Ein einziger Mann nahm diese Leiche und trug sie in den Wald, wo er für sie schnell ein flaches Loch in der Erde öffnete und sie mit Erde und Reisig zudeckte. Diese Arbeit war leicht und nicht umständlich; zum Grabe genügte es, daß der lockere Waldboden mit einem Stocke ein wenig beiseite geschafft wurde. Auch Bridges (MM: III, 119; 1869) betont, daß, im Gegensatz zum Verbrennen der Leiche von Erwachsenen, „young children are frequently buried".

Bei einer jeden derartigen Verbrennung galt als ausnahmslose Regel, daß erst dann, wenn die großen Knochen der Leiche unter starkem Glühen

in feinen Staub zerfallen waren und die Brandstätte unkenntlich gemacht worden war, die Trauergesellschaft diesen Ort verließ und in den Wohnhütten ihr Weinen bis tief in die Nacht fortsetzte. Merkwürdig ist, abweichend von der allgemeinen Auffassung der Yamana, daß jeder Mann und jede Frau, die irgendwie bei der Verbrennung mitgeholfen haben, von den Verwandten des Toten ein Geschenk erhielten. Es entstammte durchaus nicht dessen Besitz, etwa nach Art eines Andenkens an ihn; sondern sie selber gaben etwas her, das als Entgelt für die geleistete Arbeit und als Dank der Hinterbliebenen für diesen Liebesdienst beurteilt werden muß. Was unsere Feuerländer so mächtig dazu angetrieben hat, die Leiche eines jeden Erwachsenen zu verbrennen, war die Angst, einige Tiere, vor allem Ratten und Ottern, Hunde und Füchse könnten an ihr fressen oder sie benagen.“ Der Gedanke an das widerliche Verhalten jener Tiere machte sie erschaudern und um so sicherer wollten sie der Leichenschändung vorbeugen. Andere Gründe, die von dem oder jenem Reisenden genannt werden, sind nicht stichhaltig. Hyades (p): 332 beispielsweise schreibt: „Quelquefois [les morts] sont brûlés; surtout quand le décès a eu lieu loin de la résidence habituelle de la famille.“

Noch sind folgende Angaben zu klären. Am 9. März 1864 ist Stirling (VSA: XI, 198; 1864) mit seiner Begleitung auf Isla Button gelandet. Was er hier beobachtet hat, faßt er in die Worte: „Here is the funeral pyre on which the body of one of Macdonald's brothers was recently burned. Here the wigwam, or framework of branches, where for a day the body lay in state. The body of James Button [der kurz vorher verschieden war] has not yet been burned: it is merely interred. The return of his brother from Keppel Island has been waited for, and now the remains will be submitted to the flames. This information is given to us in a subdued voice by Ookokko“ [der an dieser Rundfahrt teilgenommen hat]. Hyades (e): 142 verallgemeinert dessen Behauptung.[47] Man könnte aus jenen Worten ableiten, die Leiche würde nach einer vorübergehenden Beerdigung aus dem Grabe gehoben und verbrannt. Diese Vermutung ist gänzlich irrig und weder Stirling noch Hyades ist zuverlässig unterrichtet worden. Tatsache ist nur, daß man beliebige menschliche Knochen, die nach ihrer Beerdigung auf irgendwelche Weise bloßgelegt worden sind, dem Feuer zur gänzlichen Auflösung übergeantwortet. Für die Leichenverbrennung tritt Spencer: 74 wohl als Zeuge auf, doch ist seine Begründung verfehlt: „Old woman says that in olden times bodies were burned, which agrees with remnants of large fires met with in deeper parts of old middens, three and four and five feet down, where also are no shells, or very few, and only calcined light-coloured earth.“ Die Asche in den untersten Schichten der Muschelhaufen stammt bekanntlich von Resten der Hüttenfeuer her, die selbstverständlich erst später auf einer

[47] Die Befürchtung, daß „Stammesfremde Harpunenspitzen aus den Gebeinen machen“ könnten, nach Knickenberg: 322, entbehrt jeder Grundlage.

[47] Er sagt: „Los Fueginos n'ont pas de rite funéraire; ils enterrent le corps près de leur habitation à une faible profondeur du sol et brûlent plus tard les ossements.“

Schicht von Muschelschalen angesündet worden sind (S. 608). Das widerspricht nicht dem, daß manche Leiche in Muschelhaufen verscharrt wurde.

In grauer Vorzeit ist neben der Verbrennung von Leichen erwachsener Personen, zumindest für Kinder, möglicherweise auch dann und wann für Erwachsene, das Erdbegräbnis üblich gewesen. Fitz-Roy (a): 181 spricht es sämtlichen Wassernomaden des feuerländischen Archipels zu[49] und an Zeugnissen dafür aus jüngerer Zeit fehlt es ebensowenig. Gewiß verdient Lovisato (b): 148 Zustimmung, daß „il seppellimento dei cadaveri in quella tribù data dal tempo della Missione di Ushuwaia", gegenüber der Leichenverbrennung als einer „costumanza usata ancora oggi da alcuni, ma rarissima e combattuta accanitamente dai Missionari". Tatsächlich ist ja mit dem Eindringen der Europäer die ehedem fast allgemeine Leichenverbrennung dem ausnahmslosen Erdbegräbnis gewichen. Ungenau ist es, zu behaupten, die Indianer hätten sich eigens deswegen zu gewissen Plätzen hinbegeben. Nach Bridges (a): 206, auf den Lovisato (b): 147 sich stützt, „small islands are preferred for burying-places, as there are no foxes to disturb the dead . . . Sometimes also the dead are buried at the foot of cliffs among the rocks, in places save from foxes". Zu der damit verbundenen Mühe entschließen sich die Yamana nicht, regelmäßig beerdigen sie eine Leiche unweit der Hütte.

Bald nach dem Sterben hüllt man sie in Lederstücke oder in starke Lederfetzen und umwickelt sie mit langen Lederstreifen. Vereinzelt nur legt man sie auf kurze Stangen, die ebenfalls von der Umhüllung eingeschlossen werden; man gewährleistet damit gestreckte Lage. Einige Männer, die dazu sich bereitstellen, sind mit alledem etwa eine Stunde beschäftigt, während die übrigen Anwesenden seufzen und weinen. Dann heben sie den Leichnam hoch, jeder hält ihn gegen die eigene Hüfte mit übergreifendem Arme gepreßt und sie tragen ihn an die verabredete Stelle. Wie ich persönlich beobachtet habe, ordnen sich vier Männer in der Weise um die Leiche, daß zwei auf jeder Seite sich abwechselnd folgen. Vor wenigen Jahrzehnten suchte man einen größeren Muschelhaufen aus. Mit Stangen und Rudern läßt sich darin bequem und schnell ein größeres Loch scharren, das ebenso schnell und bequem wieder zugedeckt ist. Neuestens ziehen es unsere Indianer vor, den Leichnam in einer zurückliegenden Sandbank oder in einem niedrigen Hügel von grobem Kies einzuscharren. Er wird regelmäßig in Rückenlage[50] eingebettet, die leicht zu bestimmen und einzuhalten ist, dann mit Erde und Kies oder mit dem Gemisch von Sand und Muschelschalen zugedeckt. Zuweilen nur schiebt man einige kurze Zweige dazwischen. Darüber werden größere Steine in reichlicher Menge gelagert; denn man will verhindern, daß Hunde oder Raubtiere bis an die Leiche vordringen. Sollte es trotzdem einem Tiere gelingen, sie bloßzu-

[49] Er vermerkert: „When a person dies, his family wrap the body in skins, and carry it a long way into the woods; there they place it upon broken boughs, or pieces of solid wood, and then pile a great quantity of branches over the corpse."

[50] Allein Stevens: 62 behauptet, der Leichnam „always buried lying on back with head towards west". Hierfür fehlt jede Begründung.

legen, wird es sofort erschlagen; derart widert es die Yamana an, eine Leiche aufgedeckt zu sehen. Endlich wird diese Stätte der Umgebung genau angeglichen und unkenntlich gemacht.[60] Wer darum weiß, bleibt ihr seitdem aus ängstlicher Scheu fern. Andere Leute, nicht einmal die nächsten Verwandten, begleiten oder unterstützen jene Männer, die den Leichnam beerdigen. Haben diese letzteren ihre Arbeit beendet, stellen sie sich still und unauffällig in die Gemeinschaft jener, die in einer Hütte zusammengekommen sind und laut trauern, wieder ein.

Sofort nach Eintritt des Todes werden, wie erwähnt, die unmittelbaren Vorbereitungen zur Beerdigung getroffen, es sei denn, daß man wegen der nächtlichen Dunkelheit den erwachenden Morgen abwarten muß. Ausnahmsweise setzt man den Leichnam auch in einer nahen kleinen Höhle oder in der Vertiefung eines Felsens bei, falls Erde oder Kies vorhanden ist, womit man ihn zudeckt. Noch in neuester Zeit ist der Leichnam auf der Feuerstelle selber vernichtet worden. Wenn ein Ehepaar ganz allein irgendwo sich aufhielt und beispielsweise der Mann starb, aber wegen schweren Wellenganges andere Leute, zwar durch die üblichen drei Rauchzeichen verständigt, nicht herbeieilen konnten, mußte die überlebende Frau sich selber helfen. Sie zog den Leichnam, ohne ihn eigens herzurichten, in die Glut des Hüttenfeuers und türmte Reisig und Brennholz darüber auf. Die Flammen schlugen bald so hoch, daß die Hütte selber von ihnen erfaßt wurde. So lange unterhielt die Frau den Brand, bis alle Teile des Leichnams vernichtet waren. Auf dieselbe Weise half man sich dann, wenn der Weg in den Wald versperrt oder das übliche Erdbegräbnis irgendwie behindert war. Den Überlebenden ist es immer darum zu tun, sich des Leichnams unverzüglich zu entledigen, und dazu ist sogar eine Einzelperson imstande.

Seit altersher ist es bei den Yamana in gleicher Weise wie bei den Selk'nam' (Bd. I, 552) üblich, das gesamte Eigentum des Verstorbenen zu vernichten, sei es, daß man es dem Feuer überläßt, sei es, daß man es ins Meer wirft, sei es, daß man einzelne Stücke der Leiche ins Grab mitgibt. Bridges (a): 206 bestätigt, daß des Verstorbenen „property is either cast into the sea or burned", und Bove (e): 159 sagt ergänzend: „In dem Grabe werden, wenn es ein Mann ist, Stücke von Harpunen, von Wurfspießen, Schleudern usw., wenn es eine Frau ist, Netze und Fischgeräte mit der Leiche begraben." Diese Dinge haben durchaus nicht die Bedeutung von eigentlichen Grabbeigaben; die Überlebenden werden allein von dem Bestreben geleitet, alles und jedes irgendwie zu vernichten, was dem Toten gehört. Deshalb ist es für sie selbstverständlich, daß sie, um Bove's (e): 159 Worte zu wiederholen, „des Verstorbenen Hütte verbrennen, die sein letzter Aufenthalt war und sie verlassen auf einige Zeit die Gegend".

[60] Etwas umständlicher hat Hyades (g): 33 den Hergang der Beerdigung geschildert (vgl. auch das Anuario Hidrográfico de la Marina de Chile, tomo XI, pág. 506; Santiago 1888). Kurz sprechen davon Lovisato (b): 147, Despard (b): 698, Bridges (a): 206, (b): 209 und Segnagzini (a): 168.

Gewöhnlich steckt der Witwer bzw. die Witwe unmittelbar nach der Beerdigung, sobald die eigenen Sachen in Sicherheit gebracht sind, die Hütte in Brand, „setting fire to the grass and bushes of the neighbourhood" (Bridges [i]: 1). Die Überlebenden bezwecken damit, „do all they can to blot out all remembrance of the departed"; nach Bridges (VSA: XI, 259; 1864). Nichts soll sie mehr an den empfindlichen Verlust erinnern, den sie dadurch erlitten haben, daß jene geliebte Person ihnen entrissen worden ist. Vor allem gilt das für Eltern und Kinder sowohl wie für die beiden Gatten. Wie ein Wahnsinniger benimmt sich mancher und er hält in seiner Erregung sogar damit nicht zurück, notwendige Gegenstände des eigenen Besitzes preiszugeben. Die einzelnen Dinge brauchen nicht besonders namhaft gemacht zu werden, da man sie unterschiedslos vernichtet. Sogar das Kanu zerstört der überlebende Gatte, falls er Aussicht hat, von dieser Stelle des Todes in einem anderen Fahrzeug entfliehen zu können. Das Kanu gilt eben als ein bevorzugtes Arbeitsfeld jeder Frau und es würde den überlebenden Gatten andauernd an sie erinnern. Besonders rücksichtslos geht eine Mutter mit den Kleinigkeiten um, die ihr verstorbenes Kind benützt hat. Kleidungsstücke, Spielzeuge, Körbchen u. a. m. schleudert sie wütend ins Feuer; auch sie selber fühlt sich wie aus der Hütte hinausgetrieben, da sie die Stellen leer sieht, auf denen ihr Kind gesessen, geschlafen und gespielt hat. Lange Zeit verfolgt heftigster Trauerschmerz die Eltern. Hat ein Vater, dem der Tod die Tochter entrissen hat, gutes Glück auf der Jagd, so schaut er sich die Beutetiere genau an: Weibliche Vögel und Seelöwen läßt er liegen, sie erinnern ihn an seine Tochter. Ähnlich verhält sich der Jäger, der einen toten Sohn beweint; von den Tieren, die er erlegt hat, nimmt er sich nur die weiblichen mit und wirft die männlichen ins Meer. Für solche Tiere, die ein trauernder Mann im Andenken an sein verstorbenes Kind beiseite läßt, seien es männliche oder weibliche, besitzen unsere Yamana die eigene Bezeichnung *čiyellógra*, die mit dem *čiyörčella* im BD: 129 zusammenhängen dürfte. Einzig mit dem Hunde macht man eine Ausnahme, weil man aus Mitleid ihn nicht umbringen will und weil er besonders wertvoll ist; demnach geht er in den Besitz des älteren Sohnes oder der Tochter oder eines Verwandten des Toten über.

Wer bei einer Beerdigung und beim Vernichten der Besitzgüter des Verstorbenen mitgeholfen hat, wird ebenfalls von dessen nächster Verwandtschaft durch Geschenke entlohnt, die diese von sich aus freiwillig spendet (S. 1107). Schon Bridges (a): 206 hat darauf hingewiesen, daß „liberal presents are made to those who assist at the burning or the burial". Ungenau deutet Hyades (p): 335 und (q): 379 diesen Brauch: „L'heritier partage entre les amis du défunt ce qui a appartenu à celui-ci, comme si les parents les plus proches ne voulaient pas tirer un profit quelconque de la mort d'un des leurs." Unsern Feuerländern ist der Begriff fremd, die Eigentumsgüter eines Verstorbenen an andere zu vererben. Sie betonen vielmehr, daß darauf nur dem Eigentümer persönlich ein Recht zusteht; folgerichtig muß der Besitz eines jeden, der aus dem Leben geschieden ist, vernichtet werden. BD: 127 bringt *čiyellógra*,

to give away things especially those left by the dead, as a sign of sorrow for the dead, as near relatives were expected to do to those who were not connected by kin with the dead. Diese teilweise ungenaue Angabe besteht zu Recht nur in der von mir soeben bezeichneten Deutung; ich verweise auf den Sinn des *čiyellĝaru*, den ich von den heutigen Yamana erhalten habe.

Besonders regsam benehmen sich alle Indianer gegenüber der Leiche eines *yékamuš*, fast ausnahmslos zerstört man sie durch Feuer. Seine Gebrauchsgegenstände und Gerätschaften legt man von vornherein darauf und während die Flammen alles und jedes vernichten, schleudern die Anwesenden allerlei Dinge, die sie zufällig bei der Hand haben, auch noch hinein, also Körbchen, Schmucksachen, Werkzeuge u. a. m. Sie wollen ihre Wertschätzung des *yékamuš* dadurch bekunden, daß sie sich sogar der eigenen notwendigen Gebrauchsgegenstände und Gerätschaften ganz rücksichtslos entäußern.

3. Kleine Trauerkundgebungen

Da unsere Feuerländer über das Schicksal der Seelen nach dem Tode nichts wissen und die Trennung von diesen als für immer geltend betrachten, verursacht jeder Todesfall ihnen einen unsagbaren Trauerschmerz. Er ist so aufrichtig und so tief empfunden, daß sie hierin viele Europäer übertreffen. Nicht jedem, der jene Gegenden durchquert hat, ist Gelegenheit geboten worden, sich davon zu überzeugen; denn unsere Indianer verbergen vor Fremden ihre Trauer. Dessen aber bin ich mehrmals Zeuge gewesen und kann mich auch auf die übereinstimmenden Urteile der Missionare stützen. Bove (e): 159, der es nicht einmal andeutet, eine Totenfeier mit eigenen Augen beobachtet zu haben, spricht trotzdem und vielleicht eben deshalb von deren „Gleichgültigkeit gegen die Toten. Die Schreie, welche sie ausstoßen, die Schläge, die sie sich beibringen, die Zerstörung der Hütten, in welcher der Verstorbene seine Seele ausgehaucht hat, sind mehr Eingebungen der Gewohnheit als wirklicher Ausdruck des Schmerzes". Nichtsdestoweniger läßt er gelten, daß „es wirklich Personen gibt, welche den Verlust sehr lebhaft fühlen". Jeden Zweifel beseitigt das Verhalten jener Eltern, denen der Tod ein Kind entreißt. Dann und wann benehmen sie sich tatsächlich derart, als wären sie von Sinnen. Nach Hyades (g): 39 wird der „Verlust von Kindern überhaupt schwer empfunden, und nicht selten sahen die Franzosen [der Mission Scientifique] die Mienen der Wilden sich verdüstern und die Frauen sogar in Weinen und Klagen ausbrechen, wenn zufällig auf einen solchen Todesfall angespielt wurde". Die Einzelbeobachtung Spegazzini's (a): 168 belehrt über das, was jede feuerländische Mutter durchmacht, die sich von dem entseelten Leibe ihres Kindes trennen muß.[11] Gerade die Eltern sind es,

[11] *Er* schreibt: „He visto a una jovencita, que se le había muerto su hijo, tomar el cadaver e ir al monte, donde limpiado y pintado cuidadosamente el cuerpecito, después de habérselo estrechado al pecho varias veces, envolverlo en cuero de nutria, y encerrarlo en una reja de ganjitos, que en seguida enterró bajo las hojas de un árbol. Al salir dió una

die sich sogar zu lauten und schwersten Anklagen gegen *Watawinéiuu* hinreißen lassen, ihn beschimpfen und ihm Rache schwören (S. 1062). Mit ungezügelter Kraft bricht eben der Trauerschmerz bei diesen unverbildeten Naturkindern durch. Die erste Äußerung überschreitet regelmäßig alles Maß; doch hält er tiefempfunden Monate und Jahre an und flammt zuweilen in der anfänglichen Stärke wieder auf. „The mourning lasts long, sometimes for two years, but it gradually becomes less, till the memory of the dead passes from the mind" (Bridges [a]: 206).

Während der Sterbende noch mit dem Tode ringt, weinen und heulen bereits seine nächsten Verwandten. Der eigentliche und stärkste Ausbruch ihrer Trauer beginnt, nachdem sein Leben entschwunden ist. Schrilles, gellendes Aufschreien folgt in kurzen Zwischenräumen und es scheint, als wolle der eine darin den andern übertreffen. Dazwischen mischt sich das ungehemmte Heulen und Stöhnen anderer. Ein unbeschreibliches und lautes Stimmengewirr erfüllt die kleine Hütte. Je länger es anhält, um so mehr Nachbarn eilen herbei; denn keiner bleibt fern. Jeder hockt sich auf den Boden nieder und sie sitzen zuweilen derart eng aneinander gepreßt, daß sie sich kaum rühren können. Einmal sah ich, daß aus Raummangel sogar das Hüttenfeuer beseitigt wurde. Jeden Anwesenden drängt es, möglichst nahe dem Leichnam und zumindest innerhalb der Hütte zu sein. Mit Wimmern und Seufzen, mit Heulen und Jammern werden lange Stunden ausgefüllt, während welcher einige Männer in einem unbestimmbaren Augenblick damit beginnen, den Leichnam in Lederstücke einzuhüllen. Während man ihn aus der Hütte schleift, steigert sich das Heulen zum lautesten und wildesten Ausdruck. Dabei gebärden sich die einzelnen derart, daß ihr Empfinden, der Tote scheide nun für immer, erkennbar sich ausprägt. Sie winden sich vor Schmerz, werfen sich auf den Boden und erheben sich wieder, schlagen voller Verzweiflung wüst mit den Armen in der Luft herum und fassen sich gegenseitig, als wollten sie sich zerreißen. Stundenlang geht es in unermüdlicher Ausdauer so fort, mag auch die Stärke der lauten Klagen sich heben und senken. Der Leichnam ist inzwischen beerdigt worden. Falls man ihn verbrennt, verstummt währenddessen das Heulen und Schreien keineswegs.

Mag der Leichnam so oder so beseitigt worden sein, erst unter dem

---

miranda al lugar donde estaba su chiquito, una de aquellas miradas que para explicarlas necesitarían escribir todo un libro y que sólo una madre herida así sabe lo que quieren decir." Vorher hatte schon Fitz-Roy (a): 179 erfahren: „Matthews sometimes heard a great howling, or lamentation, about sun-rise in the morning; and upon asking Jemmy Button what occasioned this outcry, he could obtain no satisfactory answer; the boy only saying, 'people very sad, cry very much'. Upon one occasion, when some canoes were alongside the "Beagle", a sudden howl from one of the Fuegians aroused several others who were near, and at the opposite side of the vessel, when a general howl of lamentation took place, which was ended by a low growling noise. By this, as well as by pulling their hair, and beating their breasts, while tears streamed down their faces, they evinced their sorrow for the fate of some friends who had perished, some days before the "Beagle"'s arrival, by the upsetting of a loaded canoe."

Zwange völliger Erschöpfung zieht sich unauffällig einer nach dem andern jener Nachbarn, die dem Verstorbenen ferne stehen, wieder zurück. Ist dessen Hütte von den Flammen vernichtet worden, zwängen sich seine nächsten Angehörigen anderswo hinein. Dort führen sie noch viele Stunden ihr Jammern weiter, unbekümmert um die vielleicht längst hereingebrochene Nacht. Durch sie werden einzelne Nachbarn angeregt, abermals mit ihren Klagerufen einzusetzen. Zumindest durch zwanzig Stunden nach dem Hinscheiden der Seele gibt es keine noch so kurze Zeitspanne völliger Ruhe, sondern ununterbrochen hält das größere oder geringere Stimmengewirr an. Jene, die dem Toten am engsten verbunden sind, setzen auch am zweiten und dritten Tage kaum dann und wann in kurzen Pausen mit ihrem Heulen aus, die andern Leute fallen mehrmals auf zwei oder drei Stunden ein. Das alles hängt von der persönlichen Anlage des einzelnen und von einigen unbestimmbaren Triebkräften ab. Fast alle Erwachsenen ermatten dabei ganz empfindlich. Wie zermalmt, wie aufgelöst vom Schmerz hält sich jeder fast ununterbrochen in seiner Hütte. Nur dann und wann begibt er sich zu denen, die vom Unglück unmittelbar getroffen worden sind, verweilt in ihrer Nähe zumindest zwei Stunden und heult gemeinsam mit ihnen, wie teilnahmsvolles Mitgefühl das, nach Auffassung unserer Feuerländer, fordert. Aus der gleichen Rücksicht muß sich jedermann selbst in der entfernteren Nähe der trauernden Familie schweigsam und ruhig verhalten; sogar den Kindern bleibt es versagt, laut zu reden und zu lachen.

Auf dem ganzen Lagerplatze geht es in den ersten Tagen nach einem Todesfalle sehr still her. Deshalb war es mir einfachhin unmöglich, in diesem kurzen Zeitabschnitt die Leute vor den Phonographen und vor den photographischen Apparat zu bekommen. Alles Drängen, das sie sogar als eine Beleidigung und als eine Verletzung ihrer innersten Gefühle auffaßten, wehrten sie entschieden mit dem Worte ab: „Wir sind jetzt in Trauer!" Sie gaben mir damit klipp und klar zu verstehen, daß sie für andere Dinge durchaus nicht zu haben wären.

Wiederholt ist auf den Brauch hingewiesen worden, einen Todesfall unverzüglich durch Feuerzeichen bekanntzumachen (S. 1021). Man läßt drei dichte Rauchwolken eng nebeneinander aufsteigen. Diese sind hauptsächlich als ein Ruf an andere Familien zu deuten, damit sie schleunigst herbeieilen und jener behilflich seien, die durch den Todesfall schwer betroffen und zuweilen in Verlegenheit gebracht wurde. Die Pflicht zu selbstloser Hilfeleistung, die zumal gegenüber dem allgemein verständlichen Feuerzeichen jedem heiß auf der Seele brennt, treibt ihn mächtig zur Stätte des Unglücks hin. Die Trauernden selber schätzen es sehr, wenn viele Stammesmitglieder ihrem Rufe bald Folge geleistet haben.

Haben sich die anfänglich sehr lebhaften Aufwallungen ein wenig ausgeglichen, dann verjagt das schmerzliche Geschehnis mit unheimlicher Gewalt alle Anwesenden von jener Stätte des Unglücks. Spätestens innerhalb von vier Tagen wird der Lagerplatz gewechselt, nachdem man die Hütte des Verstorbenen verbrannt hat. Meist ist es so, daß jede Familie von

denen, die den Todesfall miterlebt haben, je in eigener Richtung sich davonmacht; denn eine jede will möglichst für sich sein, damit andere sie nicht abermals daran erinnern. Dieses Verhalten, das unseren Yamana mit den Selk'nam (Bd. I, 566) gemeinsam ist, haben vor allem die Missionare mehrmals erwähnt.[50] Auch HYADES (q): 379 bestätigt: „En général, la hutte où un indigène a trouvé la mort est brûlée, et l'endroit où elle était établie est abandonné pour longtemps par les amis du défunt." Selbstverständlich bleibt man dieser Stelle durch gewisse Zeit fern und währenddessen verändern sie die blinden Naturgewalten. Ist die Grabstätte oder der Begräbnisplatz durch Pflanzenwuchs und andere Umstände unkenntlich gemacht, fühlt niemand mehr Abneigung, sich dort niederzulassen.

Mit dem Bestreben, sich durch nichts an den Verstorbenen erinnern zu lassen, stimmt auch die streng verpflichtende Regel überein, niemals mehr dessen N a m e n z u w i e d e r h o l e n. Dafür treten mehrere Zeugen ein; als erster FITZ-ROY (a): 181, der unmittelbar auf JEMMY BUTTON hinweisen kann: „He would not talk of a dead person, saying, with a grave shake of the head, 'no good, no good talk; my country never talk of dead men'". Auch DARWIN (d): 247 versichert: „Die Feuerländer erwähnen nicht einmal gern ihre todten Freunde"; ebenso BRIDGES (MM: III, 119; 1869): Der Verstorbenen Name „is not mentioned for years, and they seek to utterly forget them". Ja noch mehr; nach BRIDGES (VSA: XI, 259; 1864), „the name of the dead is sacred for a long time after, and it is a great provocation to mention the name of the dead."[51] Falls ein Überlebender den gleichen Namen wie der Verstorbene trägt, muß er ihn ablegen.[52] Beispielsweise vertauscht er den Namen, den er nach allgemeinem Brauch von seinem Geburtsorte herleitet, mit dem von jener Stelle, auf der er seine erste Jugendweihe durchgemacht hat; oder man berücksichtigt bei der Namensänderung eine auffällige körperliche Eigentümlichkeit.

Sogar die nächsten Angehörigen eines Verstorbenen werden durch einige

[50] Nur ein Beispiel, das BRIDGES (VSA: XII, 53; 1865) am 10. November 1864 überliefert hat. In Wulaia starb dem bekannten UKOKUW das jüngste Kind und unverzüglich verließ er dieses Gebiet. „For it is an ascertained fact that the Fuegians will not, sometimes for a long time, return to the place where their relatives have died."

[51] Er (a): 206 wiederholt anderswo: „The name of the dead is not mentioned to the mourners, as it is considered very offensive, and would endanger a person's life." Als SPIELMANN (VSA: XI, 193; 1861) im März 1861 sich in der Wulaia-Gegend aufhielt, wurde er gebeten, „not to allude to the deceased by name; for the Fuegians, like the Patagonians and other Indians, bury in silence the names of the departed". Weitere Belege finden sich bei HYADES (g): 39 und (q): 379, LOVISATO (b): 149, SPENCER: 102 u. a.

[52] Dieser Gewohnheit folgen nicht nur die benachbarten Selk'nam (Bd. I, 565), sondern auch andere süd- und nordamerikanische Stämme. Dafür hier ein Urteil aus jüngster Zeit. H. BALDUS: Erbfolge der Häuptlinge bei den Tereno ("Ethnologischer Anzeiger", Bd. IV, S. 38—42; Stuttgart 1935), berichtet von den genannten Indianern im südlichen Matto Grosso: „Wenn einer der Eltern stirbt, erhalten alle Kinder der Familie andere Namen, damit der überlebende Elter nicht durch ihre bisherigen Namen an das Vergangene erinnert werde und traurig sei."

Zeit nach dessen Hinscheiden besonders gekennzeichnet; es soll die Allgemeinheit darüber unterrichtet werden, daß sie in Trauer sind. BD: 104 bringt *ûsilulwönji*, a name given a boy instead of his natal name in respect to the recent dead, when both bore the same name; ferner *ûsilulwukipa*, a name given the surviving female who bore the same natal name as a person lately dead; endlich *ûsilulwa*, a term given to a place instead of its proper name in respect to the dead who was named after it. Diese Bezeichnungen sind auch heutigentags noch in Gebrauch und mir im gleichen Sinne erklärt worden. Man nannte mir auch noch *ihaikán*. Damit wird einer bedacht, der den gleichen Namen wie einer, der ertrunken ist, trägt; es findet sich im BD nicht. Hat sich nach einiger Zeit der veränderte Name[51] eingebürgert, fällt auch diese Übergangsbezeichnung weg, da sie nicht mehr nötig ist.[52]

Dann und wann kommt aber doch die Rede auf einen Verstorbenen und die Yamana behelfen sich mit Umschreibungen, die sie ebenso leicht erfinden wie auffassen. Gebrauchen beispielsweise die Eltern eine Wendung wie: mein erstes Kind, meine jüngste Tochter, so sind die Anwesenden, denen deren Kinderzahl gut bekannt ist, eindeutig unterrichtet. Auch SPEGAZZINI (a): 168 spricht von diesem Brauch.[51] FRED LAWRENCE versicherte, er sei innerhalb weniger Jahre zweimal mit einem anderen Namen von den Eingeborenen bedacht worden; erst die eine und dann die andere Person, die gestorben sind, hatten den gleichen Namen wie er getragen. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, wie sehr die Forschung durch die Gewohnheit der Yamana, über Verstorbene nicht zu reden, erschwert wird. Man erzählte mir, ein gewisser PILAÂAIXANA auf den Wollaston-Inseln habe fünf Männer ermordet, die dort nach Art der Selk'nam gelebt hätten. Er allein hat um deren Lebensweise gewußt und kurze Andeutungen darüber seinen Landsleuten gemacht. Aber diese weigerten sich, sie zu wiederholen, und entschuldigten sich damit: „Von den Verstorbenen sprechen wir nicht, die Ehrfurcht vor ihnen fordert es so!"[53]

Als nicht minder bedeutsam gelten für unsere Feuerländer, weil sie von allem Augenfälligen sehr abhängig sind, die eigentlichen äußeren Zeichen der

[50] SPEGAZZINI: 99, 105 führt bestimmte Einzelheiten an: „'Kûsh' is a berry now called 'Amen'. Berry used to be called 'kûsh', but man of this name died, so changed name of berry ... 'Leppa', mussel, was name of man who died; now called 'Cushaing'. 'Tawella' is name of man who died, so changed to 'Seah'".

[51] Hingewiesen sei noch auf den merkwürdigen Zug, den Kindern erst spät einen Eigennamen zu geben. Bei der herrschenden beträchtlichen Kindersterblichkeit würde häufige Namensnennung die Eltern immer wieder an ihren Verlust erinnern. Da nun, wie schon BRIDGES (a): 176 erkannt hat, „it is considered evil to name the dead, if the child had no name the parents are not vexed by hearing it named".

[52] Angesichts all dessen befremdet es sehr, wie COOPER: 162 behaupten konnte: „The Yahgan prayer to the deceased." Wohl erinnern sich die Yamana oft ihrer Verstorbenen und erwähnen sie, doch ohne Namensnennung, gelegentlich einer allgemeinen Totenfeier.

[53] Diesen schweren Nachteil hat auch HYADES (g): 39 erkannt: „Sie vermeiden es möglichst, von ihren verstorbenen Vorfahren zu sprechen und sind namentlich nur sehr schwer dazu zu bringen, deren Namen zu nennen, was natürlich einer historischen Überlieferung beinahe unmöglich macht."

Trauer. Ebenso steht die Körperbemalung. Man fordert ausdrücklich — und niemand ließe sich darin eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen —, daß jeder, der vom Todesfall erfährt, sich ingendwie bemalt. Ihm persönlich bleibt es überlassen, ein besonderes Muster zu wählen oder nicht, nur muß er bemalt sein. Er bringt dadurch seine Anteilnahme am Geschehnen und sein Mitgefühl mit den am meisten Betroffenen zum Ausdruck. Eben darauf legt die Allgemeinheit allen Wert. Der Tod ist noch nicht eingetreten und schon greifen alle Anwesenden nach einem Stückchen Holzkohle, zerreiben es in den Händen und schminken sich das Pulver über den ganzen Körper. Zeigt schließlich Aufseherin vom Lager des Sterbenden her an, daß er sein Leben ausgehaucht hat, zögert niemand in den benachbarten Hütten, sich Holzkohlenstaub auf die gleiche Art ins Gesicht zu reiben. Nähert sich ein Kanu der Küste, dessen Insassen eine Trauerbemalung tragen, warten die Leute auf dem Strande nicht erst dessen Ankunft und Mitteilung ab, sondern bemalen sich unverzüglich und eilen derart vorbereitet auf die Ankömmlinge zu, von denen sie erwartungsvoll die Neuigkeit entgegennehmen. Also ingendwie und zwar sofort muß sich jeder bemalen, dem eine Todesnachricht auf diesem oder jenem Wege zukommt.

Die nächsten Angehörigen des Verstorbenen pflegen ausnahmslos nur das trockene Holzkohlenpulver ihrem ganzen Körper aufzutragen. Ihr Gesicht reiben sie damit mehrmals am Tage ein und zwar gewöhnlich dann, wenn ihr Trauerbedürfnis lebhafter aufwallt. Bei der Erregung, in der sie das ausführen, kommt es ihnen gar nicht darauf an, den Farbstoff gleichmäßig zu verteilen. Unregelmäßige Streifen und große Flecke bedecken Körper und Gesicht und sie erscheinen schrecklich verunstaltet. Ihrem Empfinden sagt das zu. Durch viele Tage müssen sie sich an jedem Morgen aufs neue schwarz bemalen und zwar bald nach dem Erwachen, bevor sie etwas essen. Auch stimmen sie sofort ihren Trauergesang an, den sie mit lautem Weinen begleiten. Damit füllen sie die Zeit etwa von vier bis sechs Uhr aus. Einige Personen beginnen auf diese Weise regelmäßig jeden Tag noch viele Monate nach dem Hinscheiden ihres Verwandten und es wirkt diese qualvolle Trauerkundgebung erschütternd auf alle Leute in den benachbarten Hütten. Selbstverständlich behalten sie auch tagsüber die übliche Totenbemalung bei.

Doch gibt es manche Leidtragende, die nach etwa drei Wochen beginnen, auf ihre Gesichtsbemalung einige Aufmerksamkeit zu verwenden und sie ansprechender herzustellen. Das beliebte Muster ist ungleichmäßig. Es wird nämlich auf der einen Gesichtshälfte roter, auf der anderen schwarzer Farbstoff, vorher mit Tran angerührt, verrieben. In dieser gleichmäßigen Schicht kratzt man mit den Nägeln der vier langen Finger vom Augenlid her über die Wange bis zum Kinnbackenrande senkrechte, dünne Streifen ein. Diese selben die Bahnen der vielen Tränen anzeigen, gleichsam als könnten sie die Farbe wegspülen.

Allgemein also verreiben die nächsten Angehörigen des Toten, sowie alle Freunde und Nachbarn, trockenen Holzkohlenstaub auf dem ganzen Körper,

und zwar in den Tagen, die dem Hinscheiden unmittelbar folgen. Einige Frauen begnügen sich damit, nur Kopf und Oberkörper zu bestreichen. Einzelne Männer aber geben weiter, indem sie einen handbreiten weißen, ungefähr einen Strich von einer Schulter bis zur anderen ziehen; andere ergänzen nach diesem Muster auch durch einen ebenmäßigen senkrechten Strich von der Gurgel bis zum Nabel. Das alles gilt für die engsten Verwandten. Während diese sich regelmäßig an die oben beschriebene Form halten, steht es den anderen Leuten frei, sich für irgendwelche Zeichnung zu entscheiden. Meist tragen sie im Gesichte auf dem schwarzen Untergrunde weiße oder rote Punkte, Strichelungen und Linien in mannigfaltiger Anordnung ein.“ Diese Art der Körperbemalung gilt für alle Todesfälle, die durch Krankheit und Altersschwäche verursacht sind; sie bringt an sich einen natürlichen Tod.“

Daneben werden, um von vornherein die Art eines gewaltsamen Todes bekanntzugeben, auch besondere Zeichnungen verwendet. Ist jemand von einem Felsen abgestürzt oder von einem Baume gefallen, schmiert man sich das Gesicht zunächst mit dem feinen Pulver der Holzkohle ein und zieht darüber drei senkrechte weiße Striche, nämlich vom Nasensattel bis zur Nasenspitze und weiter von der Mundspalte bis zum Kinn, sowie beiderseitig vom äußeren Augenwinkel über die Backenknochen hinunter zum Kinnrande. Diese Zeichnung wird vervollständigt durch einen weißen Querstrich über Augen und Nase hinweg vervollständigt. Etwas reichhaltiger ist ein anderes Muster. Über das ganze Gesicht wird zunächst ein schwarzer Untergrund gelegt; darüber werden auf der einen Gesichtshälfte, angefangen beim Auge, drei weiße senkrechte Striche bis zum Kinnbackenwinkel gezogen und ein vierter Strich vom Nasensattel zur Kinnspitze; die andere Gesichtshälfte bleibt einfarbig schwarz oder sie erhält drei weiße Querstriche, die vom Mundwinkel, vom Nasenflügel und vom äußeren Augenwinkel ausgehen. Die weißen Striche, die den Felsen oder Baum versinnbildlichen, werden anschließend auch auf einem schwarzen Untergrunde aufgetragen; dann und wann reibt man die gezeichneten drei Striche auch mit einer Mischung aus dem weißen Kalk- und dem schwarzen Holzkohlenpulver, die mit Tran verrieben aufgelegt wird. Zu diesem letztgenannten Verfahren greifen fast regelmäßig die Hirten, denen es obliegt, die Nachricht vom Unfall zu verbreiten; von weitem schon erkennen die anderen Leute den Inhalt ihres Berichtes.

---

* Dieses Verhalten kann an einer kleinen Gruppe von Tierarten erläutert werden, die Ameisen (RSR. XXII, 192, 1905) am 31. Dez. 1903 beobachtet hat. „When we arrived they were all gathered, and, on asking the cause, we found that on the morning of our arrival a canoe had upset and two children were drowned. The women relatives had their faces quite black, the chief friends had streaks of red reddening from the eyes over the cheeks, while one woman, to tell the cause of death, had two lines of white down from ear to ear across the bridge of the nose, with white spots between at graduated ones from the nose to the ears.“

* Wohl hierauf ist es zurückzuführen, daß andere Beobachter die Schwarz allgemein als die Farbe der Trauer bezeichnen. So schreibt Thurnwald a. a. O. beispielsweise: „Sie tragen auch die dunklen Zeichen der Trauer, schwarze Bemalung des Körpers.“

Eine beträchtliche Zahl von Yamana geht durch Ertrinken zugrunde. Um diese Art des Todes anzuzeigen, streichen die Leute weißen mit schwarzem Farbstoff und schmieren ihn auf den ganzen unteren Teil des Gesichtes bis hinauf zur Ebene der Mundspalte. Die graufarbene Mischung gleicht dem schlammigen Bodensatz am Meeresgrunde, mit dem sich der Mund eines Ertrunkenen anfüllt. Überdies legen die Leute einen Hautstreifen mit weißen Daunenfedern um die Stirne; er weist hin auf die schaumgekrönten Wellen, in denen jener Unglückliche untergegangen ist. Die zusammenhängende Flächenbemalung, die bis an den Mund heranreicht und nicht darüber hinausgeht, soll zu erkennen geben, daß viel Wasser in den Mund eingedrungen ist.“ Zuweilen bemalt man überdies die obere Gesichtshälfte einförmig schwarz und trägt roggerstellte weiße Querlinien ein, die auch Punktreihen sein können. Man will durch diese Querstreifen andeuten, daß der Verunglückte immer tiefer eingesunken ist und somit der Wasserspiegel sich anteigend oberhalb des Mundes eingezeichnet hat.

Dann und wann ereignet sich ein Mord. Die Verwandten und Freunde des Unglücklichen erinnern daran durch mehrere senkrechte rote Striche im Gesicht, die von der Augenbrane strahlenförmig ausgehen. Denn sie machen sich auf die Suche nach dem Täter und sammeln Mitleider zur Sühnung des Verbrechens; diese ihrer Absicht wollen sie schon von weitem zu erkennen geben. Die gradlinigen roten Striche erinnern an die Bahnen, die das ausgeflossene Blut selber gezeichnet hat. Bereitet sich aus diesem Anlaß ein Kampf vor (S. 997), so malen sich die Verwandten und Freunde den ganzen Körper einförmig schwarz, die Gegner aber rot; jede dieser beiden Gruppen trägt die gleichen Farben auch den Waffen und Knüppeln auf.

An diese besonderen Bemalungen halten sich unsere Yamana durchaus nicht unwandelbar und peinlich genau. Unbesorgt bedienen Angehörige fällen sehen sie oft auch. Bei einer allgemeinen Totenfeier sah ich, daß alle Anwesenden an einem Nachmittage, folgend der Aufforderung eines Alten,

---

* Zwar erwähnt Bridges (MM. I. 80; 1871), daß dieser Unglücksfall durch eine eigene Bemalung gekennzeichnet wird, beschreibt sie aber nicht im einzelnen: „By and by a company of Eamoro arrived, they brought sad news; a canoe had been lost, with a large number of persons on board, among whom was the uncle and brother of this young fellow. He was very much troubled, yet mourned and grieved quietly. All those who came, and were in any way related to any of the lost party, had their faces painted in imitation of the waves of the sea, and all here, similarly circumstanced, did the same. This is their way of mourning and natural events.“

Als „Zeichen der Trauer um ein ertrunkenes Kind“ sah Agassiz (I) bei den Wulaia-Leuten „zwei Streifen im Gesicht der Männer, sowie eine doppelte Querlinie mit hellen Punkten im Gesicht der Frauen“. Es war dies eben nur eine allgemeingültige Bemalung, nicht die diesem Unglücksfall eigene. Lawrence (k): 147 hat auf die besondere Bemalung bei den verschiedenen Todesumständen hingewiesen und sich dabei wohl auf Bridges (l): 14 gestützt, der deutlicher sagt: „There were regular systems of painting by which the nature of the death of the departed was indicated. Thus, for death by drowning the patient was black hands with white edges, if by violence it was black on red with white spots, if natural a plain black.“

die eine Gesichtshälfte vielfarbig in schweren Linien und die andere mit feinen roten senkrechten Strichen ausfüllten, erregte als Hinweis auf einen gewöhnlichen Todesfall nur wenigen Wochen und besonders in Erinnerung an einen weit zurückliegenden Mord. Eigentlich obliegt es den nächsten Verwandten, die eine besonders Todesursache kennzeichnende besondere Bemalung anzulegen; aber ebenso, wie sie von dieser absehen und eine andere bevorzugen, dürfen auch Freunde und Fernstehende sie wählen. Man hat mir auch als Regel genannt, daß die engeren Angehörigen den Verstorbenen sich Gesicht und Oberkörper nur bis zur Nabelhöhe vielfarbig mit trockenem Holzkohlenstaub einreiben und daß die Nachbarn und Freunde ihren ganzen Körper mit schwarzen senkrechten, waggerechten Strichen bedecken, auf denen und neben denen Reihen weißer Punkte hervorleuchten. Tatsächlich aber trifft man heutigentags dieses ernste Muster nur gelegentlich noch an und zwar bezeichnenderweise an die Leute allein auf dem Gericht. Jedoch wenden sich alle in neuerer Zeit fast regelmäßig den Hautstreifen mit Baumwollfäden zu die Leiche. Die Leichname wird einmalig mit einer Bemalung bedacht, wie schon erwähnt worden ist, einzig den einen jedesmal zeichnet man damit aus, was später noch erläutert werden soll.

Während sich die erwähnten Bemalungen bis auf den heutigen Tag erhalten haben, ist die früher allgemein übliche Trauertracht in Wegfall gekommen. Vor langen hat Dumont (b): 209 erwähnt, daß „les dames se coupent et égalisent en la cremaille en usage de durée". Die Frauen und Kinder, nicht so regelmäßig die Männer, ließen sich am Tage, da ein Todesfall sich ereignete, das Kopfhaar in der Gegend des Wirbels mit scharfen Muschelschalen abkratzen; nur ein kurzes Haarbüschel blieb rund um den Kopf stehen. So trugen sie, wie Hyades (g): 39 und (p): 230 sich ausdrückt, „auf dem Scheitel tonsurartig kurz geschorenes Haar längere Zeit zur Schau". Nur einmal wurde der Kopf geschoren, danach ließ man das Haar wieder frei wachsen. Man bezeichnete einen Mann, der dieser Trauer trug, mit ätlpiklam, eine Frau mit ätlpiktlpe. Auch HD: 171 bringt die letzte Bezeichnung genau so, die erstere ein wenig anders. Die Seh'nam (Bd. I, 158) haben trauer an diesem Brauche festgehalten. Seitdem Europäer sich dauernd in jenen Gebieten niedergelassen haben, wollen unsere Indianer durch eine große Tonsur nicht auffallen und begnügen sich damit, das Kopfhaar auf der Höhe der Ohrläppchen rundherum abzuschneiden. Sogar auch dieses Zeichen der Trauer haben sie letzteren aufgegeben. Wiederholt haben mir die Yaruros versichert, ehedem hätte sich jedermann bei der eigentlichen großen Trauertracht beteiligt, in neuerer Zeit würden sich alle statt dieser den Hautstreifen mit Baumwollfäden zugeführt um den Kopf.

Schließlich bringt sich jene Person, die besonders hart von einem Todesfalle betroffen wird, ebenfalls in Verwandlungen bei. Damit will sie ihrem Trauerverhältnis besonderen Ausdruck verleihen. Sie ergreift scharfe Splitter von einer Muschelschale oder einem Schilfrohrstein und ritzt damit zunächst Arme und Beine, auch die Brust, daß etwas Blut herausquillt.

Romeo (KSK: III, 119; 1865), mit Gus Bruno (q): 279, Lorenzo (k): 147 und Terenzio: 191 vorstellen: „It is a common practice for men kindred to wound and vex themselves." Bei unserer Feuerländerin ist es hauptsächlich Lust an der Marter, die beim Hinscheiden ihren Kinder sich noch dargebrachte Wunden befriedigt; bei den Sclavonen (Bd. I, 224) war dies weit mehr Pflicht.

Die zweite Stufe, die der Auflösung eines Verwandten oder Freundes folgen und in denen der Leichnam verfaulend oder beerdigt wird, führen die Australneger mit scheußlicher Lebendigkeit und phantastischem Ernste aus. Haben sich die Genossen nie wenig beredigt, weiter statt dessen völlig gleichsam Trauergroteske ein. Plötzlich war haben andere Beobachter darauf hingewiesen; so Bruno (q): 279: „Lorsque les Fuégiens apprennent la mort d'un parent ou d'un ami, ils manifestent immédiatement leur douleur avec une grande véhémence, par des pleurs et des gémissements." Bonwick (KSK: III, 119; 1865) spricht von „long-continued mourning and lamentation for the dead". Früher hatte Dawson (VP: VIII, 179; 1861) mitgetheilt: „After wars, Gneanas enlarged upon the many deaths that happen in 'my own country', and then described some of the ceremonies. Men cried, many cried, sing spirit. Sick young fear yi ye say. Some dye you sometime happen were wounded .... Cut face with finger nail, make blood rub over face, cut hair head top, put on rod, make body have red, have black, white round legs, all same the marking. Cry much, water run down face, make face to black, red. One more cry very much."*

Wie ich an eine eigener Erfahrung weiß, verwandeln die sichtbaren Angehörigen den Verstorbenen in den ersten drei bis vier Tagen jedenfalls vorwiegende Beschäftigung und sie verwenden fast ausschließlich in der Wahl dafür. Das ist die Zeit der strengsten Trauer, die sie mit ausschließlichen Klagen ausfüllen und in der sie keine andere Nahrung zu sich nehmen. Beim Frauen beobachtet weinen und heulen sie ausschließlich. Die traurigen Worte und klagenden Stimme wiederholen sie eine bisher einförmige Melodie, auch einen oder einfachen Rhythmus, auf schluchzenden Worten, wie weh, weh, oder wie dyeid u. s. w. Bei kräftigen Erregungen klagt der Wagen lauter und stärker; sind sie erregtere, fällt er auch und geht in ein stoßförmiges Rhumeln über. Beim bewegen sie meist den Oberkörper hin und her oder auch vorn und rückwärts, übereinstimmend mit dem Rhythmus; sie verändern die Augen, verpressen das Gesicht, raufen sich die Haare, kratzen sich mit den Fingernägeln tiefe Rillenwunden im Gesicht, wenden sich sogar plötzlich auf den Boden und führen sich schreiend wie wahnsinnig auf. Man kennte sich darüber nicht zu wundern; denn auch den langwährendsten Anstrengungen weicht schließlich jede Selbstbeherrschung und Gemessenheit. Möglicherweise hat die

* Dem rufen bei Dawson (VP: VI, 111; 1859) die Gast de Bougle einen Rhythmus beobachtet: „My natural son lady, with a bow dropped to a low pitch by channel, and were informed she was in mourning. Afterwards a walking and a monotonous dirge was carried from her room [Hütte], being her funeral call for two men and a few belonging to her family, who have recently died, somewhere along the Bougle Channel."

ren Sühnemöglichkeiten Geltung zu verschaffen, daß einer Person, die wenigstens Teilerbin ist, die Gesamtheit ihrer Gesamthand wird. Sühnbar ist die Erbeinung hinsichtlich: A muß, wenn Hilfe o Schmach, i. e. Genossenschaft.

Bei den einzelnen Leistungsarten gestalten sich insbesondere die Fragen der Leistung von Ersatzpflichtigen, wobei alle gleichberechtigt, sondern verschiedene Gruppen, in einzelnen Gruppen. Letztere sind auch gut bei Erbfällen, wo Hilfen in den Stoppen der Angehörige ein und wegen dieser erwartet wo. Deshalb verbindlich zu wissen bei Tage auch bei Sachen. Sühnen sich auch alle Familien auch zwei bis vier Tagen von der Stätte des Todes entfernt, die Leistungsarten beginnen der Wissen durch bald dort wieder, wo sie den Stätte entfernen; hier regen sie die ersten Verfahren an, daß diese in den Trauerfälle einstimmen. In der ersten Zeit wissen sie der viele, später wenigen Sonnen, das aber wegen auch zwei und drei Jahren wenn, obwohl dieses nur in größeren Zwischenräumen."

Allgemein üblich ist es, in den Stoppen die bekannten weißen Klagefrauen und Verwandte gegen Wenigstöpfen einzunehmen (S. 1062). Meist war die nächsten Verwandten von den, weniger auch die Freunde und Nachbarn, die gelegentlich an diesen Trauerzeugen sich beteiligen. Insbesondere verdient selbstverständlich auch einer der gebräuchlichen Trauerbewerbungen. Unentgeltliche Pflicht jeden erwachsenen Person ist es, jene Leistungsarten täglich für einige Stunden zu begleiten, die durch laute Wissens und Stöhnen sich ihren Schmerz von der Seele wissen. Drei Tage und bei Nacht hält es an und wenn Mitgefühl bei jedermann in den Nachbarschaften.

Nicht jemand während einer Abjage oder Aber-Feier und erfahren die Totenfeiern dieses, wissen auch sie viele Stunden durch einige Tage dem üblichen Trauerzeugen. Wie Neue Lorenzen verschieden, haben die Wissen Tonnen in jede Abjage-Feier gewohnheitsmäßig eine Trauerunterbrechung eingeschaltet, die einem gewohnheitlichen gleich, auch wenn selbstverständlich einmal gestorben war. Dabei erinnerte man sich lebhaft von allen jenen Personen, die in früheren Jahren sich auffällig engagiert an dieser Veranstaltung beteiligt hatten. Die anderen Gruppen hatten diesen Brauch dann und wann aufgegeben. Wissenschaftlich gebildete die Totenfeiern, jeder für sich, die Toten, dessen Verlust sie am meisten schmerzte, und sie legten jene Trauerbewerbung an, die diesen Verlust kennzeichnete. Die ersten Tonnen kann einen Toten eben wie vergessen, obwohl dessen Namen dem nicht mehr über die Lippen kommen.

Oben ist schon erwähnt worden, daß die nächsten Verwandten den Verstorbenen durch wenige Tage fast gar keine Nahrung zu sich nehmen. Den Nachbarn und Freunde folgen durchgängig diesem Beispiel, nur nicht dann, wenn eine Mutter beteiligt wird. Sogar die Kinder werden früher zum Essen angehalten und obwohl besonders strengere Rede. Um den alten sogar

* Strauss (s) 239 schreibt dem bei: „Es genügt, daß es nicht gar 3 Tage[n] ergeben bei Frauen gehen in dieß großen gleichen sind, so verwandten gewiß dieses [illegible] die gleichmäßig an die Leute."

stirbt durchführen zu können, ungen sich die Leidtragenden auch in den nahen Wald zurück und verweilen hier klagend und weinend an einem offenen Feuer wenige Tage und Nächte. Danach verlassen sie wieder ihre Wohnstätten und. Die Frauen nun, die wie die mitgeteilt haben, hierbei damit nicht zurück, die Widerstandsfähigkeit ihrer Landsleute von ebenen zu bewundern, und betrauern verschwenden, daß ihnen selber so dergleichen Leistungen die Kraft und Ausdauer fehle.

Obgleich jedermann sich bereitwillig zu einem Trauergesange beteiligt, gibt es dennoch eine Art von **Klageweibern**, deren Unterstützung sich dieser oder jener gelegentlich sichert. Er läßt sie dann ein, wenn er selber einen nächsten Verwandten daraufhin; denn unter dem Verlaute, den der Tod ihm beigebracht hat, empfindet er seine Vereinsamung um so schmerzlicher. Durch spricht bei dem und jenem auch das Gefühl der Beschämung eine gewisse Rolle, der gewöhnlich so deutlich merkt und dem es von anderen zum Bewußtsein gebracht wird, daß der Todesfall, den er betrügt, eine Strafe für schlechtes Betragen sei. In den ersten Tagen fordert die Natur ganz augenfällig ihre Rechte und der Leidtragende betägt herausgehen seine Trauer zum Ausdruck; später überwiegt das sozialen die beschämende Selbsterkenntnis. Nach einem Besuch aber muß das Klagen und Stöhnen, Weinen und Singen einige Wochen hindurch weitergeführt werden. Das hierzu einer nächstmal entfernten Verwandten und den entfernten Freunden zu. Sie helfen ihm gegebenenfalls sogar mit übernommener Leistung, als ungewohnte ermüdete allgemein. Auch Männer können es sein und sie folgen einer besonderen Einladung, je weiten sonstigen ungewohnt und erhalten für ihre Anstrengungen einen gewissen Entgelt. Auch diese angenommen Klageweiber wiederholen nur die üblichen einförmigen Melodien und sind sie erwünscht, begnügen sie sich damit, eben auch höher anhaltend hält hält ... in der gleichen Tonlage zu summen. Gerade diese Klageweiber sind es, die oft und oft auf Wanderungen hinweisen und die eine wie die andere von den ersten Trauerformeln unabhängig im Munde führen. Im BD: 433 findet sich yimbiin und yimbiipa in der Bedeutung von: weinen; das gewöhnte allgemeine hat den besonderen Sinn: Klageweiber.

Einen aufmerksamen Beobachter entgeht es nicht, daß die Tränen viel und leichter an den Verstorbenen denken und daß, wie Bridges (a): 332 sich knapp ausgedrückt hat, „die Trauer streng beobachtet wurde". Oft finden sich ähnliche einzelne Personen zu Trauergebungen auch dann zusammen, wenn ein Todesfall nicht unmittelbar vorausgegangen ist. Die gebräuchlichste **Bezeichnung** dafür ist allgemein, auch allgemein, die nachdrücklich den privaten, alltäglichen, unauffälligen Charakter der Veranstaltung betont. Regelmäßig sind es nur wenige Personen, nämlich die Verwandten und ihre nächsten Freunde, die sich zu einem allgemein vereinigen. Besondere Einladungen gehen nicht aus und ausdrückliche Verabredungen bedarf es überhaupt wenig, für alle genügt die einfache Tranerkundung und die Beteiligung am Singen. Wen aber der Schmerz um seine lieben Toten überwannt, der beginnt

ein tálaywaja und er kann darauf bauen, bei seiner nächsten Umgebung sofort Anklang zu finden. BD: 398 bringt *tellgaja*, being mourners or in mourning for the dead. Bezeichnet das *tálaywaja* demnach auch eine Person, die trauert, so leuchtet ein, daß es oft in den an *Watajinéjwa* gerichteten Klagerufen wiederholt wird und daß es nach Art eines Stoßseufzers auf die trauernde Person hinweisen soll. Gewöhnlich steht es am Schluß des Gebetes und der Bitte und wäre es zu übersetzen mit: O weh mir, ich bin in Trauer, wie traurig bin ich, *das ist der Grund meiner Trauer*, u. ä. m. (*S. 1063*). Dann und wann nimmt auch *lóima* die Stelle des *tálaywaja* ein. Nach dem strengen Wortsinn besagt ersteres einen Gesang, durch den man sich mit irgendwelchen Geistern in Verbindung bringt. Wer um Verstorbene klagt, ruft gleichsam deren Seelen in sein eigenes Gedächtnis zurück, er fühlt sie nahe, er widmet ihnen seine ganze Aufmerksamkeit und vereinigt sich wieder mit ihnen. Aber ein Zusammensein mit ihnen, wie das der Menschen im Alltag, kommt nicht mehr zustande; daher gewinnt der Schmerz über die Trennung von jenen Seelengeistern wieder die Oberhand und den legt die trauernde Person voller Verzweiflung in den *lóima*-Ruf hinein.

Eine gewisse Gruppe von Reisenden hat offenkundig mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß unsere Feuerländer keine Scheu vor Leichen empfinden. Hyades (g): 39 behauptet: „Vor dem Tode und den Leichen scheinen sie nicht die geringste Scheu zu haben"; und er weist auf einen Mann hin, der „das Grab seiner kürzlich verstorbenen Gattin für die Franzosen öffnete". Hiermit dürfte es sich um die gleiche Sache handeln, die er (i): 618 auch anderswo erwähnt: „Je n'ai encore qu'un squelette. C'est celui d'une femme d'environ trente ans, que j'ai acheté au mari, sept ou huit jours après la mort." Das Verhalten eines einzelnen Indianers darf nicht verallgemeinert werden. Kurz darauf kam nämlich ein anderer Yamana mit seinen beiden Weibern zur Mission in Ushuaia, wo Hyades sich eben aufhielt und ein kleines Lazarett eingerichtet hatte. Jener Feuerländer wies es ab, trotz schwerer Erkrankung, sich dort unterbringen zu lassen; „le motif de son refus, non dissimulé, a été la crainte de subir le sort de la femme exhumée". Auch Lovisato (b): 149 äußert sein Befremden demgegenüber, daß ein gewisser „Fred non mostrò alcuna ritrosia nel venderci le scheletro di suo padre". An Widerstand hat es trotzdem nicht gefehlt, wie Bove in (b): 107 und in (MM: XVII, 262; 1883) ehrlich zugibt: „At first my request for human skeletons met with some remonstrance from the Fuegians, but Oococco, understanding what my object was in making a collection, successfully arranged this matter. Some of them sold me offhand the bones of their fathers." Meinen Erkundigungen zufolge hat Bove ausschließlich im Friedhof der Missionsstation zu Ushuaia die Skelette gehoben. Da bekanntlich dieser Station alle jene Indianer bewußt fern blieben, denen dort der Tod einen Verwandten entrissen hat, ist es wohl erklärlich, daß unter Zwang oder im Hinblick auf reichliche Entlohnung doch dieser und jener Feuerländer, den die Gräber dort nichts angingen, dem genannten Bove behilflich war. Die vereinzelte Handlungsweise einiger weniger wider-

legt aber nicht die Tatsache, daß die Yamana vor menschlichen Resten eine betonte Scheu zeigen und daß sie solche, die zufällig von den blinden Naturkräften freigelegt werden, unverzüglich durch Feuer zerstören." Bekanntlich verwischen sie jede Spur, die auf eine Grabstätte hinweist (S. 1109).

Ein rührendes Beispiel für die Aufrichtigkeit der Trauer um einen Toten liegt aus älterer Zeit vor. Despard traf am 27. November 1858 im Canal de Beagle einen einäugigen Mann und erkundigte sich nach der Ursache seines Unglücks. Dieser antwortete, er habe wegen eines ihm teuren Verstorbenen so viel geweint, daß ihm das eine Auge dabei ausgelaufen sei. „Man die, here ashore, be very sorry, cry very much, eye ran away in water all over cheek; yes, sir!" Niemals verlieren unsere Feuerländer aus ihrem Gedächtnis jene Lieben, die der Tod ihnen entrissen hat.

Bekanntlich ist den Yamana das *tálaywaja* eine sehr willkommene Gelegenheit, sich alles von ihrer Seele zu wälzen, was sie bedrückt. Während die geschlossene Gruppe der Anwesenden die übliche Melodie von langweiliger Eintönigkeit hält, spricht dieser und jener länger oder kürzer dazwischen und redet von Dingen, die sein Fühlen und Gemüt gerade lebhaft beschäftigen. Er ist meist besonders heftig davon erregt, was auch sein lebhafter, unruhiger Ausdruck zu erkennen gibt. Durchgehends sind es traurige Erinnerungen und bedrohliche Befürchtungen, die er ausspricht. Die Worte des einen ermutigen den andern und so folgen sich zeitweilig dergleichen Z w i s c h e n r e d e n in kurzen Abständen. Hier folgt der wertvolle Inhalt zweier *tálaywaja*-Gespräche, der auf eine etwas ungewöhnliche Art erworben wurde. Einige dreißig Gesänge, die bei verschiedenen Gelegenheiten wiederholt werden, hatte ich nämlich bereits mit dem Phonographen aufgenommen und mein Bemühen, einen *tálaywaja*-Gesang zu erhalten, war noch jedesmal gescheitert. Die Leute hatten mein Ansinnen kühl mit der Bemerkung abgewiesen: „Wie könnten wir *tálaywaja* singen, da jetzt niemand gestorben ist!" Als Fred Lawrence erfuhr, daß dieses Stück mir noch fehlte, beauftragte er seine Frau Nellay, mir dazu bald zu verhelfen. Sie erklärte sich gern bereit. Schon nach wenigen Tagen, am 20. März 1922, nannte sie die beiden Indianerinnen Gertie und Peine, die heute den *tálaywaja*-Gesang vortragen möchten:

---

[*] Bei Bove (e): 139 kann man lesen: „Die Leichtigkeit, mit der Bove Skelette erhielt, steht im Widerspruch zu der Ehrfurcht gegen die Toten, welche ihnen sowohl Fitz-Roy, als die Missionare nachrühmen. Einer der Begleiter verkaufte sogar das Skelett des eigenen Vaters, dem er folgende Anrede hielt: 'Lebe wohl, teurer Vater! Du, der Du im Leben nur unseren Schutz gesehen hast und unsere Stärke, jetzt, nun Du tot bist, gehst Du sehr weit. Lebe wohl! Möge Deine Reise glücklich sein!'"

Wir schütteln heute den Kopf über die Kühnheit, mit der vor wenigen Jahrzehnten dergleichen phantastische Schilderungen ausgegeben werden konnten. Die Brüder Lawrence, denen ich sie vorgelegt habe, erklärten sie rundheraus für eine sehr kühne Erfindung. Endlich darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß Bove niemals seine ansehnliche Sammlung von Skeletten und Schädeln zusammengebracht hätte, wenn sie ihm nicht vom Missionsfriedhof geliefert worden wäre. Daß ihm außerhalb desselben die verstreut liegenden, kaum erkennbaren Einzelgräber gezeigt und geöffnet worden wären, behauptet er nicht.

allerdings würden sie dafür eine ansehnliche Belohnung erwarten. Kurz entschlossen sagte ich zu, überdies hatte Fred Lawrence ihnen ein schönes Geschenk in Aussicht gestellt. Jene beiden fanden sich gegen elf Uhr im großen Waschraume des Arbeitshauses auf der Farm in Punta Remolino ein, wo nichts uns störte, und ich stellte den Phonographen für die Aufnahme bereit. Doch die Frauen wehrten ab: „Jetzt noch nicht, wir sind ja noch gar nicht in Stimmung!" Geraume Zeit geduldigen Wartens verstrich. Die beiden Feuerländerinnen hockten regungslos und stillschweigend am Boden, nur mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt und in tiefster Sammlung. Gegen drei Uhr endlich erklärten sie: „Nun kann *tálaywaia* beginnen!" Ihrem Verhalten und ihren Äußerungen ließ sich entnehmen, daß sie innerlich sehr erregt und vollständig von den Trauergedanken beherrscht waren. Calderon hielt sich mit Aufmerksamkeit bereit, die einzelnen Sätze, die unter lebhaftem Empfinden und heftiger Gemütsbewegung ausgestoßen wurden, zu übersetzen.

Beide begannen zunächst mit der einförmigen Melodie. Nach etwa zehn Minuten führte Gertie allein sie weiter und Pepe sprach mit viel Rührung dazwischen: „Ach wie erbärmlich steht es um uns, daß diese beiden [Gusinde und Koppers] uns veranlassen, *tálaywaia* zu singen. Sie kommen von einem Volke, das sehr zahlreich ist; der Unsrigen aber sind nur wenige. Diese wenigen, die von den Unsrigen heute noch übrig sind, gleichen einigen Vögelchen, die durch Zufall dem Jäger entwischen konnten. Die Guten hat *Watauinálwa* weggenommen, nur die Häßlichen und Unansehnlichen hat er bis auf den letzten Tag des Yamana-Volkes zurückgelassen. Wir, die Nichtsnutzigen, die Kranken sind bis heute hier geblieben. Uns läßt er noch leben, uns, die wir schwach, die wir nur wenige sind. Mir hat er die Kinder weggenommen, ja meine ganze Familie. Und die beiden Söhne, die mir geblieben sind, werden wohl bald auch denselben Weg gehen müssen,[a] den die andern früher gegangen sind. Meine [entferntere] Base [Nelly Lawrence] hat auch mehrere Verwandte verloren; immerhin besitzt sie noch einen Bruder [Calderon], der sich einer zahlreichen Kinderschar erfreut. Ich aber stehe gänzlich allein da und nur jene eine entfernte Verwandte [Nelly Lawrence] ist mir geblieben. Diese Verwandtschaft kommt durch einen anderen Mann und ist sehr weitläufig. O weh mir, *Hidáhyan*, Du gibst mir empfindlich zu leiden. Du hast mich schwer gestraft! Wie zahlreich waren einst die Leute im Westen [wo Pepe beheimatet ist]: gerade zwei oder drei sind wir übrig geblieben. Nur noch einer einzigen meiner Verwandten von dorther hat er das Leben belassen, die er schließlich auch hinwegraffen wird."

Nach kurzer Pause fiel Pepe in den Gesang der Gertie ein. Dann sprach letztere mit lebhafter Gemütsbewegung: „Diese beiden [Gusinde und Koppers] sind hierher gekommen und drängen uns, *tálaywaia* zu singen. Obwohl wir diesen Gesang seit längerer Zeit nicht wiederholt haben, verlangen die beiden dennoch ihn zu hören. Bisher hat *Watauinálwa* uns durch einen Todes-

[a] Sie meint Sammuro und Ballroom, die beide von schwächlicher Gesundheit sind; letzterer ist schon einmal in ernster Erkrankung aufgegeben worden.

fall gezwungen *tálaywaia* zu singen, jetzt drängen uns diese beiden. Die Weißen haben allgemein angenommen, *tálaywaia* wäre für uns ein Vergnügen. Nein, für uns ist es ein trauriger Gesang. Wäre ich Mann, würde ich unter der schweren Arbeit leiden, die unsere Männer im Walde, auf der See und überall zu verrichten haben. Aber als Weib bin ich meist in der Hütte beschäftigt. Sollten alle meine Verwandten sterben, würde ich den Mut aufbringen, zu leiden wie ein Mann. Auch würde ich arbeiten und leiden wie sie im Walde, auf der See und überall. Ich würde mich überanstrengen, daß auch ich schließlich zugrunde gehen müßte. Aus meiner Verwandtschaft sind nur noch wenige Frauenspersonen übrig, die Männer meiner Verwandtschaft hat "Der-dort-oben" weggenommen. Ich kann mich nicht messen mit den Frauen unseres Volkes von ehedem. Diese sangen und redeten sehr gut und schön, viel besser und schöner als wir es heute tun können. All jene schönen Worte [aus alter Überlieferung] sind uns verloren gegangen; wir sind ja heutigentags gezwungen, häufig englisch und spanisch zu sprechen. Dabei vergessen wir unsere eigenen schönen, alten Yamana-Worte. Unsere Zunge ist nicht mehr so sicher wie die unserer Vorfahren. Ach, wie erbärmlich steht es mit uns! Und was alles müssen wir erdulden! Wie wenige sind der Unsrigen noch! In den andern Gebieten, wo die Weißen leben, sind die Menschen zahlreich. Falls dort einer stirbt, bedeutet das nichts; es bleiben ja immer noch viele übrig. Bei uns allerdings steht es damit ganz anders. Stirbt ein einziger der Unsrigen, so wiegt das mehr auf, als tausend bei den Europäern, die sehr zahlreich dastehen. Wie schlecht ist mein alter, blinder Vater und meine Mutter dran. An dem Tage, da sie sterben, werde ich in den Wald laufen und mich dort [absichtlich] verlieren, ich werde weder essen noch trinken und zugrunde gehen aus großem Leid. Wäre ich Mann, dann allerdings würde ich hinausstürmen [überallhin] und draußen alle Tiere totschlagen, aber davon nichts nach Hause bringen. Alles und jedes würde ich kurz und klein schlagen. Ich würde es genau so treiben wie "Jener-dort-oben", der ja auch alles vernichtet und zerschlägt, als würde er es als Nahrung benötigen." Dann würde auch er einmal zu fühlen bekommen, wie einem [wehrlosen Menschen] in solcher Lage zumute ist. Daraufhin hätte er allerdings einen wirklichen Grund, mich zu strafen." Noch lange danach verharrten die beiden Frauen in nachdenklichem Schweigen.

Die *tálaywaia*-Aussprachen kehren den untersten Seelengrund nach oben und legen jede Herzensfalte frei, in ihnen spiegelt sich das ganze Menschtum der Yamana wieder. In der Art und Weise ihrer Trauer erkennt man am deutlichsten und ungetrübt ihr Wesen und ihre ganz naturhafte Veranlagung.

4. Allgemeine Trauerveranstaltung

Zieht man in Erwägung, daß der ganze Yamana-Stamm, über ein weites Gebiet ausgedehnt, sich überdies noch in viele kleinste Familiengruppen zersplittert, wundert man sich berechtigterweise, wie eine allgemeine

Veranstaltung, an der viele Leute sich beteiligen, zustande kommen kann.[47] **Nicht nur das Bewußtsein der Volkszusammengehörigkeit und ihre Überzeugung davon, daß das Hinscheiden eines Erwachsenen eine beachtenswerte Schwächung des Volksganzen zur Folge hat, drängt sie aneinander, sie wollen auch das persönliche Leid und Weh, samt der Trauer um die eigenen Lieben, des öftern sich von der bedrückten Seele wälzen. Vorzüglich eignet sich hierfür das sogenannte *yamalalemðina*. Im Gegensatz zum *tálaywaja*, das sozusagen für einen kleinen, mehr privaten Kreis berechnet ist, besagt jenes eine größere, öffentliche Veranstaltung; an ihr beteiligen sich, je nach Gelegenheit, viele Familien. Man spricht bereits dann schon von *tálaywaja*, wenn eine Einzelperson in ihrer Hütte oder in der Einsamkeit des Waldes einen Trauergesang wiederholt; das *yamalalemðina* setzt jedoch eigene Vorbereitungen und zahlreiche Beteiligung voraus.**

Frühzeitig schon und zwar erstmalig beim Missionar Despard (b): 746 **taucht diese Bezeichnung auf. Er schreibt: „Murder is punished by the *yamma-shoo-moyna*, or blood avenger." Im** BD: 640 **kehrt dieses *yamala lámauina* wieder. Beide Stellen schränken die Sinndeutung einzig auf "Blutrache" ein, in Wirklichkeit muß sie weiter gefaßt werden. Auf den ursprünglichen Sinn zurückgreifend, besagt nach** BD: 640 **das *yámala*, immense, terrible, tremendous, awful. Das *lemðina*, auch *lumðina*, wurde mir übersetzt mit: empfindliches Stechen, tiefe Schmerzen in der Brust. In der Wortwurzel muß tatsächlich die Bedeutung "stechen" liegen, was sich daraus ergibt, daß im Beispiel *lámauina sir*[4], nach** BD: 160, **nur von Pfeil und Lanze, von Speer und Dolch die Rede ist.**

Zu einem *yamalalemðina*, das viele Leute vereinigt, kann zwar jedweder Todesfall der Anlaß sein, aber ein Mord drängt ausnahmslos in kürzester Frist dazu. Im einzelnen jedoch halten sich die Yamana nicht an eine bestimmte Regel, sondern machen sich davon abhängig, ob eine nennenswerte Zahl von Stammesgenossen zusammenläuft. Ein Beispiel mag dies erklären. Mehrere Männer hatten auf der Isla Navarino, im März 1923, die Medizinmannschule abgehalten. Die Nacht darauf, am 24. März, starb die Frau des alten Thomas, **die endlich einem langen Siechtum erlag. Lautes Wimmern und Klagen, das aus allen Hütten drang, riß mich aus dem Schlafe. Doch erst bei der Morgenhelle ging ich dorthin, wo die Tote lag, umgeben von vielen Leuten, die aus überzeugtem Trauerschmerz weinten und stöhnten. Absichtlich zeigte ich mich als einen zwar teilnahmsvollen, aber durchaus stummen Zuschauer; und daß ich nicht im mindesten störte, tat allen sehr wohl. Eine tiefempfundene Trauerstimmung lag drückend auf der kleinen Indianersiedlung. Pietätvoll schweigsam und sehr zurückhaltend benahm ich mich, damit die Leute in keiner Weise beeinflußt würden und unbehindert ihre Gefühle**

[47] Gusinde bedient sich hier einer Redewendung, die in einigen Klagerufen an das Höchste Wesen wiederkehrt und die auf S. 1069 ausführlich erklärt worden ist.

[47] Unzuverlässige Beobachter haben mit Segall (a): 167 voreilig und unrichtig behauptet: „Cuando un fueguino muere, los que sobreviven no hacen grandes ceremonias."

äußern könnten; ich war ja der einzige Weiße unter diesen Feuerländern. Jeden einzelnen und die Allgemeinheit beobachtete ich genau; ich gewann den Eindruck, die Gemütserregung und die Stimmung aller wurde von Stunde zu Stunde lebhafter. Gegen elf Uhr ging SANTIAGO zufällig an mir vorüber; er warf mir ohne Aufmerksamkeit und mit weinerlicher Stimme die Worte zu: „Wir sind insgesamt aufs höchste betrübt, deshalb werden wir bald mit dem *yamalaiemdjna* beginnen!" So geschah es auch. Als günstig und wohl ausschlaggebend erwies sich eben der Umstand, daß eine beträchtliche Zahl von Familien sowieso zusammengeschlossen war. Bei einer anderen Gelegenheit hätte man darauf warten und die einzelnen Familien herbeirufen müssen. Sind genügend Leute beisammen und entwickelt sich die erforderliche Stimmung, sei es bei den Aussprachen der Alten oder im Hinblick auf einen nahen Todesfall, sind die Voraussetzungen zum *yamalaiemdjna* gegeben.

Für mich war es unschätzbar wertvoll, damals auf Isla Navarino jene große Totenfeier persönlich erlebt zu haben (S. 190). Jene Frau ist gegen Mittag beerdigt worden, genau nach der Art, die unsere Feuerländer bei den Europäern kennengelernt hatten; danach versammelten sie sich in einem geräumigen Häuschen, während ich mich ganz allein in das des SANTIAGO zurückzog. Bald setzte dort das mir längst bekannte Singen und Heulen ein und viele Leute beteiligten sich, wie ich es aus dem bunten Stimmengewirr ableiten konnte, das von dort zu mir herüber drang. Etwa eine Stunde schon war diese Bewegung im Gange, als ein Mann mich aufsuchte und in bittendem Tone mich fragte, ob ich zu ihnen kommen möchte. Klagend gab er mir zu verstehen, daß alles, was sich dort meinen Augen und Ohren bieten würde, mich persönlich nicht erfreuen könnte, da alle Leute in überaus trauriger Stimmung seien, daß sie es aber hoch anrechnen würden, falls ich mit ihnen fühlte und an ihrem Leid meine Teilnahme zeigte. Der gute Alte konnte es nicht einmal ahnen, wie begierig ich auf eine Einladung gewartet hatte; denn, wie hätte ich mir eine Gelegenheit entgehen lassen dürfen, bei der diese Feuerländer ganz und gar aus sich heraustreten und ihre innersten Gefühle offen vor aller Augen ausbreiten. Unverzüglich folgte ich ihm zur Trauerversammlung. Wirklich, meine Erwartungen sind weit übertroffen worden und hier lernte ich diese Indianer nach ihrer innersten Geisteshaltung restlos kennen. Ohne Menschenfurcht und ohne die mindeste Verschämtheit sprachen sie laut ihr Denken und Fühlen aus; mit einer Selbstverständlichkeit, die an alltägliche Gewohnheit anklingt und mich überrascht hat, sprachen sie von ihrem Höchsten Wesen und gingen mit ihm um, als wäre er ihresgleichen. Dabei fiel mir, ohne mein Zutun, wie ein Vorzugsgeschenk eine gute Anzahl jener uralten Klagerufe und Gebetsformeln in den Schoß, die mir teilweise schon bekannt waren; hier aber erlebte ich, wie die Indianer sie im Zustande höchster Seelennot und geistiger Erregtheit handhaben. Unsagbar hat mich die ungezwungene Natürlichkeit überrascht, mit der Männer wie Frauen dem Höchsten Wesen zeternd Vorwürfe machten. Mancher von ihnen kam mir vor wie irgend ein ungezogener Schüler, der bestraft worden

ist und der sich schmollend, im Bewußtsein der eigenen Ohnmacht, mit seinem Lehrer auseinandersetzt; alle schienen jede Hemmung abgeschüttelt zu haben.

Aus dem, was bisher mitgeteilt wurde, ist zu entnehmen, daß sichere Bestimmungen für die Teilnehmer am *yamalaźemδina* fehlen. Aus naheliegenden Gründen finden sich die nächsten und entfernten Verwandten, Freunde und Nachbarn bei jener Familie ein, die eine kürzlich dahingeschiedene Person betrauert. Jeden drängt es nämlich, die Leidtragenden zu trösten und sie bei ihrem alltäglichen *tálaywaja* zu begleiten. Bald hat es sich nämlich herumgesprochen, wer gestorben ist, und niemand zögert, die Hinterbliebenen aufzusuchen. Jeder sagt sich: „Wer in Trauer ist, erwartet die Teilnahme der andern. Gelegentlich werde auch ich in Trauer sein und dann werde ich selber wünschen, daß viele durch ihren Beistand mich trösten!" Trifft es sich zwanglos, daß viele Personen beisammen sind, leitet wie von selber ein *tálaywaja* zum *yamalaźemδina* über. Eigens fordern dazu, wie gesagt, die Verwandten eines Ermordeten auf, weil sie zur Blutrache verpflichtet sind und Helfer anwerben müssen. Den letzten Anstoß zur allgemeinen Trauerfeier geben einige Alte, wenn sie sich dahin äußern, daß die Sachlage und die Stimmung der Leute für eine allgemeine Veranstaltung gegeben sei. Wer sich gerade an Ort und Stelle befindet, beteiligt sich; niemand, gehörte er auch einer abgelegenen Gegend an, würde ausgeschlossen. Zuweilen werden Familien in naher Nachbarschaft verständigt und sie eilen unverzüglich herbei.

Hat man sich auf diese einfache, unverbindliche Art schnell entschieden, beginnt man auch sofort mit den Vorbereitungen. Dazu gehört eigentlich weiter nichts als eine Körperbemalung, die reichhaltiger und schöner ausgeführt werden muß als beim unauffälligen *tálaywaja*. Jeder wählt sich ein Muster nach eigenem Geschmack und zeichnet sich verschiedenfarbige Striche und Strichlungen, Punktreihen und Linien in mannigfaltiger, abwechslungsreicher Verteilung auf Gesicht, Oberkörper und Arme. Meistens führen die Leute jene aus dem *tálaywaja* bekannten Grundformen umbildend weiter und gestalten sie zu reicheren, verwickelten Verbindungen.

Die Lust zu bunter Mannigfaltigkeit und reicher Formverschiedenheit macht eben auch vor der Trauerbemalung nicht Halt. Bei jedem *yamalaźemδina* habe ich Muster von sehr einfachen bis zu verwickelten angetroffen; einige sind in Abb. 89 wiedergegeben. Der Mann (a) zeigt nur drei schwarze senkrechte Striche. Die Frau (b) hat das ganze Gesicht gleichmäßig rot eingeschmiert und schwarze senkrechte Striche darüber gelegt. Auch der Mann (c) trägt schwarze Striche auf rotem Untergrunde. Bei der Frau (d) sind über den roten Untergrund breite schwarze Linien gezogen, letztere werden noch von weißen unterbrochenen Strichen eingefaßt. Mit roter Grundbemalung erscheint auch der Mann (e); auf jeder Gesichtshälfte zeigt er fünf senkrechte schwarze Linien und eine solche auf dem Nasenrücken sowie zwischen den inneren Augenwinkeln. Endlich sieht man bei der Frau (f) fünf dünne rote Striche, die strahlenförmig sich vom unteren Augenlid verbreiten; die übrige Bemalung, also das ganze Untergesicht, ist in schwarz gehalten. Andere, nicht

minder reichhaltige Muster zeigt Abbildung 86 auf Seite 924. Allerdings lassen sich sämtliche Muster auf einige wenige Grundformen zurückführen.

Fast alle Teilnehmer geben jener Zeichnung den Vorzug, die auf die Todesursache dessen, der besonders beweint werden soll, hindeutet. Viel Mühe und Sorgfalt wenden die Besucher tatsächlich auf; sie wollen damit bekunden, wie ehrlich und aufrichtig sie sich an der Veranstaltung beteiligen.

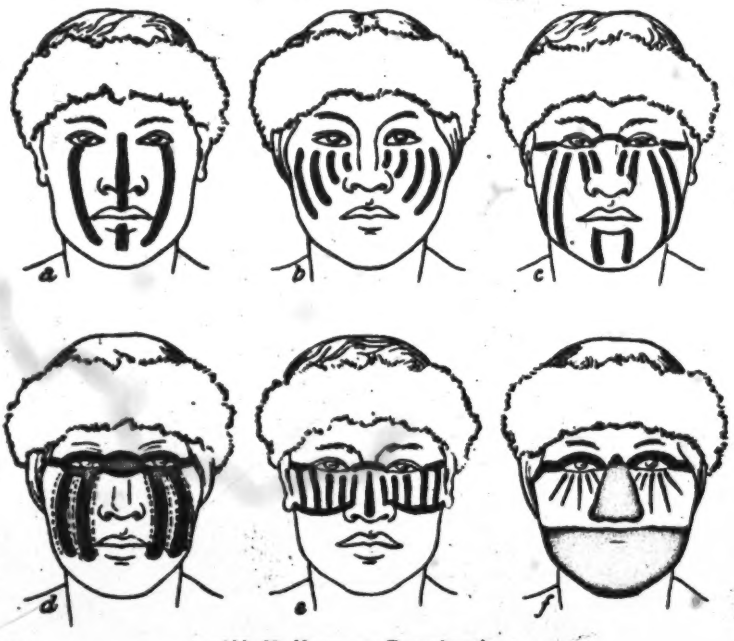


Abb. 89. Muster von Trauerbemalung

Ein bestimmter Zwang trifft die Anwesenden dann, wenn eine Mordtat vorausgegangen ist; sie bringen diese in der Gesichtsbemalung deutlich zum Ausdruck, da alles dem Ziele dient, den Übeltäter und seinen Verwandtenkreis einzuschüchtern. Man bevorzugt hierfür folgende Zeichnung: Die eine Gesichtshälfte wird gleichmäßig schwarz gehalten, auf der andern wechseln enggestellte senkrechte rote und weiße Punktreihen miteinander ab.

Eine geraume Zeit sind die Leute vorbereitend mit der Gesichtsbemalung beschäftigt, auch winden sie sich das *hapakŏl* um die Stirn. Dieses, auch *hapaxŏl* genannt, ist ein größeres, dreieckiges Hautstück mit weißen Daunenfedern von der männlichen Molinsgans *lŏkul* (Chloëphaga hybrida). Man erwirbt sich diesen Stirnschmuck zu einer Zeit, in der diese Gänse nisten; während-

dessen sind sie mager und der dünnen Haut fehlt das sonst sehr reichliche Fett. Ein *hapakêl* gleicht in Form und Größe dem *hôčel* der Selk'nam (Bd. I, 215). Neuestens bemühen sich nicht alle Erwachsenen um dieses Schmuckstück, das eigentlich selten Verwendung findet. Statt dessen greifen sie bei einer allgemeinen Trauerfeier nach dem schmalen Hautstreifen mit Daunen, ebenfalls *hapaxêl* genannt, den sie ausnahmslos bei der Hand haben und häufig anlegen.

Zur Ausrüstung jener, die am sogenannten Kampfe des *yamalaŝemβina* teilnehmen, gehört die K e u l e. Sie wird berechtigterweise als eine Zierkeule gewertet. Niemand dürfte mit einem einfachen Knüppel herankommen, den er eben aufgegriffen hat und mit dem man einen Seelöwen erschlägt; ebensowenig verwendet man jene Keule zu anderen Zwecken. Sie wird sorgfältig aus einem fehlerlosen Stämmchen herausgearbeitet, ist etwa 160 bis 190 cm lang, zeigt eine vielkantige oder gerundete Oberfläche und schwillt sanft und gleichmäßig von einem Ende zum andern an (Abb. 90). Man malt sie regelmäßig weiß, es sei denn rot, wenn man sich an einen Mord erinnert. Eigentlich sollen auch die Frauen sich mit einer Keule ausrüsten. Doch sie fehlt ihnen zuweilen und dann behelfen sie sich mit einem gewöhnlichen Ruder, das sie bemalen. Bei den Tänzen in der Hütte greift jedermann zum kurzen Tanzstab, der bei der *čiêyans*-Feier getragen wird: denn er hilft mit, die rhythmischen Bewegungen des ganzen Körpers augenfällig zu betonen.

Wesentlich für das *yamalaŝemβina* ist, in Anlehnung an das *lôima*, langanhaltendes S i n g e n und K l a g e n, Seufzen und Stöhnen. Die nächsten Leidtragenden füllen damit sowieso die Zeit aus. Wer von den Nachbarn und Freunden mit der frisch aufgetragenen Bemalung ihre Hütte betritt, setzt sich in deren Nähe und folgt ihrem Gesange. Die vielstimmige Gruppe singt wirr durcheinander; jeder einzelne wählt Stimmlage und Rhythmus, Melodie und Klangfarbe nach eigenem Gutdünken, er hört auf und beginnt von neuem, so wie es ihm beliebt. Allerdings ist eines jeden Vortrag ernst und traurig gehalten, seine Miene verrät empfindlichen Seelenschmerz und das ganze Benehmen zeigt an, wie schwer er leidet. Durchgehends wiederholt eben jeder andauernd dieselben Laute nach einförmiger Melodie mit heulender Stimme, genau so wie bei *tálaurəia*. Die ganze Gesellschaft widmet dieser gemeinschaftlichen Trauerkundgebung einige Stunden; nicht einmal kurzen allgemeinen Pausen wird Raum gewährt.

Ein jeder der Anwesenden unterbricht zeitweilig sein Stöhnen und füllt die eine und andere Lücke mit Z w i s c h e n r u f e n aus. Hauptsächlich sind es Worte, die an das Höchste Wesen gerichtet werden. Man muß beachten, daß jedermann bei dieser Veranstaltung nicht gerade den jüngst Verstorbenen vor Augen hat — der ist ihm vielleicht Nebensache —, sondern jene Lieben, die er selber kürz-

Abb. 90. Zierkeule

lich oder schon früher durch den Tod verloren hat. Das Andenken an sie wühlt abermals sein Innerstes auf und läßt ihn erneut den schweren Verlust bitter empfinden, das eigene Leid bringt ihn in Wallung. Darum stellt er sich abermals, wie schon bei früheren Gelegenheiten, dem *Watayinčiwa* gegenüber, um mit ihm zu rechten und zu zetern, um ihn zu beschuldigen und zu beschimpfen. Den einen wie den andern der uralten Klagerufe schleudert er zornig gegen den Himmel hinauf, obwohl er sich seiner Ohnmacht gegenüber dem *Abáila* dort oben hinter den Wolken sehr wohl bewußt ist. Sein maßloser Schmerz, so glaubt er, gibt ihm ein Recht zu den rücksichtslosen, derben Ausfällen gegen jenen gewalttätigen *Wšlapatuz*, dem nicht anders beizukommen ist. Diese erregten Aussprachen mit *Watayinčiwa* bilden, wie mir nachdrücklich versichert wurde, einen wichtigen Teil des *yamalalemčina*. „Immer wieder muß sich jeder an "Den-dort-oben" wenden und andauernd die alten Sprüche wiederholen!" Mehrmals hat man mir das mit überzeugter Betonung kundgetan. So bekam ich den Eindruck, die einzelnen Worte seien weiter nichts, als ein regelrechtes Zetern und zänkisches Verhandeln mit dem Höchsten Wesen. Durch mannigfaltige Wendungen wird es in Beziehung gestellt zu der jüngst verstorbenen Person, zur Person des Sprechers selber, zu den eigenen toten Verwandten und Freunden, zum gesamten Yamana-Volke. Mit gereizter Leidenschaftlichkeit drängte mir Gzayis damals wiederholt die Forderung auf: „Jeder von uns muß sich hier bei dieser Gelegenheit unablässig und nachdrücklich mit *Watayinčiwa* auseinandersetzen!" So wechselten Vorwürfe und Schimpfreden mit den alten Klagerufen ständig ab, alle Anwesenden hielten jeden Sprecher für berechtigt dazu und bekräftigten zustimmend seine Worte.

Bis dahin war mir noch nie Gelegenheit geboten worden zu beobachten, wie heftig sich die Äußerung ihres tiefeingewurzelten Gottesglaubens aus innerster Seele heraus Bahn bricht und mit welch ungehemmter Gewalt er sich Ausdruck verschafft. Wirklich, ihr Gottesglaube ist tief in der Überzeugung und im Herzen verankert! Hier wurde offensichtlich, daß alle Erwachsenen davon beherrscht sind. Schon jetzt nenne ich einen rührenden Zug ihres kindlich religiösen Sinnes. Sie halten sich für berechtigt, in höchster Erregung hemmungslos die bittersten Vorwürfe gegen *Watayinčiwa* zu schleudern. Hat aber nach Abschluß des *yamalalemčina* ein jeder wieder die Stille der eigenen Wohnhütte aufgesucht und hier bis zum späten Abend auch das seelische Gleichgewicht zurückgewonnen, regt sich in seinem Innersten so etwas wie Gewissensbisse. Es überkommt ihn das Gefühl, durch sein Toben und Zetern das Höchste Wesen verletzt und sich gegen die ihm gebührende Ehrfurcht schwer verfehlt zu haben. Reumütig sinkt er in sich zusammen, schweigend überdenkt er den Verlauf des Tages und seine augenblickliche Lage. Ein reuevolles und doch vertrauensvolles Sühnegebet gleitet leise über die zitternden Lippen: „*Hidábuan*, Du weißt es, heute habe ich mich außerordentlich über Dich erzürnt! Aber der Schmerz um meine lieben Toten war so heftig, daß ich die Herrschaft über mich verloren habe. Sei Du mir wieder

gut, *Middôgum!*" Beruhigt und mit völlig ausgeglichener Seele legt der Feuerländer sich wieder zur Ruhe, die höchsten Erregungen, die stundenlang sein Innerstes durchstürmt haben, sind vorüber.

Einige Worte, die ich während jenes *yamalaśemôjna* aufgezeichnet habe, folgen nun. Oft sprachen mehrere Personen gleichzeitig in verschiedenem Sinne, denen ich nicht folgen konnte.

SANTIAGO: „Heute früh ist jene Frau gestorben. Jedem von uns ist übel zu Mute, niemand fühlt sich wohl. Mir ist es auch schon so ergangen wie jenem Witwer, der nun ohne Frau dasteht. Ich persönlich habe es empfunden, was es heißt, seine Verwandten verlieren. Da geht einem alle Lebenslust aus!"

HALIPERN: „Gewiß, so ist es, wie du [SANTIAGO] gesagt hast: Jeder, der seinen nächsten Verwandten verliert, empfindet [den Trauerschmerz] am stärksten. Die andern empfinden weniger, sie begleiten jene Person nur! — Wir müssen darnach trachten, daß wir uns gut verstehen, daß wir uns gegenseitig nichts Böses antun. Denn eines Tages wird *Watayinêjwa* auch uns [von der Erde] wegnehmen. Haben wir mit jemand im Unfrieden gelebt und stirbt er, wird es [unsere Handlungsweise] uns leid tun. Also leben wir in bestem Einvernehmen miteinander! Nach einem Streit muß jeder mit dem andern sich schnell wieder aussöhnen und mit ihm ins reine kommen."

WALTER: „Auch ich gedenke der vielen, die ich verloren habe. Ich fühle mich heute etwas erleichtert [bei dem Gedanken], daß ich selber es nicht bin, der seinen Verwandten verloren hat. Damals jedoch, als ich meine eigenen Kinder verlor, war ich unsagbar traurig. Andere werden dabei gedacht haben, es ist keine so schmerzliche Sache; aber ich habe ganze Tage und Nächte im Walde verbracht und dabei schwerstens gelitten. — Wie oft hat *Watayinêjwa* mich gestraft! Warum hat er das wohl getan? Jetzt haben wir [ich und meine Frau] nur noch zwei Kinder. Möglicherweise nimmt er mir bald ein weiteres Kind weg. Warum wird das wohl so kommen? Ob er mich wieder strafen wird in nächster Zeit? Ich weiß es nicht. — Damals bin ich tatsächlich unsagbar traurig gewesen und mehr, als andere Leute es glauben können. Oft und oft ist mir das zugestoßen." Hier nun werden alle, die zur Verwandtschaft der Verstorbenen gehören, es richtig verstehen, wie viel ich damals gelitten habe. Ebenso verstehe ich jetzt, was jene Verwandten der verstorbenen Frau leiden und warum sie so laut klagen."

MARY: „Wenig Ruhe habe ich jetzt. Zur Zeit nämlich, da wir wieder einen der Unsrigen begraben müssen, sagen wir alles rückhaltlos heraus, was uns das Herz eingibt."

CLARA: „Zur Zeit, da ich noch ein Mädchen war, haben wir uns nicht so aufgeführt, wie das heutigentags die Mädchen tun. Wir haben uns nicht von unseren Eltern entfernt, sondern sind getreulich bei ihnen in der Hütte geblieben. Aber heute schauen die Mädchen auf [das Verhalten der] Weißen; vieles haben sie an ihnen entdeckt, das sie nachahmen. Deshalb laufen sie

[*] Er spielt auf sein trauriges Geschick an, daß von seinen elf Kindern ihm insgesamt neun gestorben sind.

sogar den eigenen Eltern davon, sie geben anderen Landsleuten keine Ruhe [infolge ihres anstößigen Benehmens] und bringen die eigenen Eltern in größte Verlegenheit. Es ist beschämend für uns, es gereicht uns zur Schande!"[69]
SANTIAGO: „Ich habe dir [HALUPENS] keinen Schaden zugefügt."
HALUPENS: „Das stimmt, ich habe dir auch gar nichts vorhalten wollen."
SANTIAGO: „Nun gut, dann sind wir einig."
HALUPENS: „Wenn es nicht wegen der Weißen wäre [die uns hindern], hätten wir jenen Leuten dort den Krieg erklärt und wir hätten sie umgebracht. Aber so [bei den heutigen Verhältnissen] dürfen wir das nicht wagen."
SANTIAGO: „Wirklich, das ist der wahre Grund. Gegenwärtig sind uns [für ein freies Handeln] die Hände gebunden."[70]
LUISA: „So oft wir früher in Trauer waren, haben wir viele Tiere eingefangen und getötet, sie alle zerrissen oder zermalmt und dann die sämtlichen Stücke über den Erdboden verstreut oder ins Wasser geworfen. Das taten wir, weil wir uns erzürnt hatten über *Watayinéjwu;* denn ihm wollten wir einen empfindlichen Schaden zufügen. Dabei haben sich meine Schwiegereltern auffällig hervorgetan."
HALUPENS: „Ich habe es nicht geahnt, daß ich heute in schwerer Trauer sein würde. *Watayinéjwu* hat es veranlaßt. Ich persönlich habe doch niemand Schaden zugefügt, ich habe niemand umgebracht. Einige Vögel und einige Seelöwen habe ich allerdings erlegt; die habe ich verzehrt, um mich vor Hunger zu bewahren und am Leben zu erhalten. Nie aber habe ich einen Menschen umgebracht. Deshalb hat *Watayinéjwu* gar keinen Anlaß, mich damit so schwer zu kränken, daß ich heute in Trauer bin, weil er jene Frau hat sterben lassen. Ich habe ja weiter nichts getan als einige seiner Tiere erjagt, die er in *Yáiaxága* gemacht hat; diese habe ich verzehrt aus Hunger!"
SANTIAGO: „Heute hat *Watayinéjwu* uns allen hier schweren Schaden zugefügt. Wir sind ausnahmslos in großer Trauer. Besser wäre es gewesen, *Watayinéjwu* hätte für heute einen Wal stranden lassen; da wären wir morgen dorthin gegangen und hätten uns große Stücke abgeschnitten. Statt dessen hat er jene Frau sterben lassen und der Witwer klagt nun bitterlich!"

Nachweislich haben sämtliche Teilnehmer bei diesem *yamalalemájna* die oben (S. 1062) aufgezeichneten Gebetsformeln und Klagerufe oft wiederholt, obwohl sie meistens nur deren Sinn und Grundbedeutung verstehen. Während der Leichnam eingewickelt wurde, war ich dabei und zufällig kam der alte ASIKANSIS an der Hütte vorüber. Er hielt für einige Augenblicke inne und sagte vor sich hin, auf die Tote zeigend: „*Watayinéjwu* hat das veranlaßt, ja "Der-dort-oben" hat das gemacht!" Dann ging er wieder seines Weges. Ähnliche Wendungen aus dem Munde aller Anwesenden wiederholten sich.

Nachdrücklich sei darauf hingewiesen, daß diese allgemeine Trauerfeier zwar durch einen eben erfolgten Todesfall angeregt wird und diesem haupt-

[69] Sie bringt in Erinnerung, daß kürzlich drei Mädchen ohne Wissen ihrer Eltern sich am späten Nachmittag allein aus dem Lager entfernt haben. Vgl. S. 697.
[70] SANTIAGO spielt auf eine Mordtat an, die der Bruder des HALUPENS seinerzeit verübt hat.

sächlich gilt; aber jedwedem Teilnehmer kommen alle jene Toten ins Gedächtnis zurück, die er persönlich zu beklagen hat. Von ihnen spricht er laut und offen, immer ohne sie mit Namen zu nennen, und kennzeichnet sie als: mein Vater, meine Tochter u. ä. m. Er erwähnt dabei Einzelheiten aus ihrem Leben, gewisse Charakterzüge und die Ursache ihres Todes. So verschafft er seiner gequälten Seele eine gründliche Befreiung aus der Trübsal bedrückender Gedanken um seine Verstorbenen.

Das stundenlange Beisammensein der vielen trauernden Leute wird regelmäßig mit einer Art von Scheinkampf beschlossen. Schon während des ganzen Ablaufes eines *yamalaiemóina* macht der eine und andere von den alten Männern, nach Art eines *tjámuna*, zwanglos und doch richtunggebend seinen Einfluß geltend. Ihnen vor allem liegt es am Herzen, die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf *Watayinéiwa* hinzulenken, und sie kennzeichnen ihn als den, der allein für das Sterben dieser und jedweder anderen Person verantwortlich bleibt. Ihnen sind die überlieferten Gebetsformeln und Klagerufe geläufig, weswegen sie dieselben oft wiederholen. Dadurch prägen sich diese Sprüche auch dem Gedächtnis der jüngeren Leute ein, die deren Sinn ausreichend verstehen lernen. Allerdings erörtern die Alten nie die eigentliche Wortbedeutung im einzelnen; jene Formeln quellen nur aus einer trauererfüllten Seele und werden im Alltag weder erwähnt noch besprochen. Sobald nach dem Empfinden jener Alten der günstige Zeitpunkt gekommen ist, fordern sie zum Scheinkampfe auf. Die Anwesenden erheben sich, greifen zu ihren Keulen oder Rudern und verlassen die Hütte. Laut schluchzend und weinend verteilen sie sich draußen auf einem freien Platz derart, daß zwei Abteilungen zustande kommen, ohne daß man eine bestimmte Ordnung erkennen könnte. Deutlicher allerdings wird die Trennung dann durchgeführt, wenn das *yamalaiemóina* einer Mordtat aus jüngster Zeit gilt; denn die Anhänger des Opfers und die des Täters stellen sich je auf eine Seite. Jeder der Erwachsenen ist mit einer Keule ausgerüstet; jene Frauen, denen sie fehlt, greifen zu ihrem Ruder (S. 1131). Diese Stücke sind vorher bemalt worden.

Während beide Abteilungen langsam sich einander nähern, sprechen sie unter lautem Schluchzen vom Verstorbenen, dem diese Feier gilt, sie erwähnen seine guten Eigenschaften und Vorzüge mit Worten warmer Anerkennung und aufrichtiger Trauerklage. Diese Aussprache stellen sie ein, sobald beide Gruppen in kurzem Abstande sich gegenüberstehen. Sofort beginnt der eigentliche Scheinkampf, indem jedweder zu irgend einem der anderen Abteilung hinstürmt und auf ihn einschlägt. Letzterer wehrt geschickt ab und schlägt auch seinerseits drauf los. Auf diese Weise lösen sich die beiden großen Gruppen in viele streitende Einzelpaare auf. Ein jedes führt nun den Zweikampf geraume Zeit weiter. Ihre Absicht ist es nicht, sich gegenseitig zu verletzen; deshalb bremsen sie den Schlag, unmittelbar bevor er auffällt. Immerhin trägt der eine und andere manchen empfindlichen Hieb davon, falls ein Kämpferpaar sich erhitzt oder zufällig zwei Gegner zusammentreffen, die manche andere Rechnung miteinander zu begleichen haben.

Bedeutsamer jedoch sind während dieses Scheinkampfes die gegenseitig erhobenen Vorwürfe, die in dem Sinne gehalten werden, als sei der andere für den Todesfall verantwortlich, als sei er schuld an der empfindlichen Trauer, die alle Leute niederdrückt. Wer von seinem Gegner mit diesen Anwürfen überschüttet wird, verteidigt sich ebenso heftig und wälzt die Anschuldigungen auf jenen zurück. Sagt der eine: „Du hast es verursacht, daß jener gestorben ist und wir alle nun traurig sind!" so entgegnet der andere: „Gerade das Gegenteil ist richtig: Du hast alles verschuldet!" Oder es behauptet einer: „Warum hast du dich um jenen [der soeben gestorben ist] nicht besser bekümmert und ihm geholfen?" Darauf verteidigt sich der Gegner: „Eben du hättest ihm mehr helfen müssen, dann wäre er uns nicht weggenommen worden!" Ein anderer schreit: „Du hast jenem nichts von deiner Beute abgegeben und deshalb ist er verhungert!" Der Widerruf heißt: „Ich habe jenem immer von unserer Beute reichlich zukommen lassen. Hättest du das auch getan, wäre er uns erhalten geblieben!" Anderswo hört man: „Warum bist du mit deinem Kanu nicht zu Hilfe gekommen, als er ertrank?" Der Gegner erwidert: „Ich bin viel weiter als du von ihm entfernt gewesen, auf den Wollaston-Inseln nämlich. Du hattest es unvergleichlich bequemer, ihm beizustehen, weil du ihm nahe warst." Auf den Mord anspielend sagt der eine: „Wie konntest du so sorglos sein! Du hättest doch wissen müssen, daß jener Mörder sich mit Mordabsichten getragen hat!" Darauf folgt als Antwort: „Größere Schuld trifft dich. Denn da du davon Ahnung hattest, wäre es deine Sache gewesen, alle Leute zu verständigen und jener [Ermordete] wäre uns erhalten geblieben!" Auf diese Art geht der Wortwechsel lange weiter. Bei vielen Paaren leitet er zu Angriffen auf das persönliche Verhalten, auf frühere Streitigkeiten und eigene Meinungsverschiedenheiten über. Dabei erhitzen sich manche und schlagen ernstlich aufeinander ein. Dem einen und andern ist diese Gelegenheit von Herzen erwünscht, weil er straflos seine langverhaltene Rache stillen kann. Während des Streites geht es drunter und drüber, zuweilen auch etwas wüst her, je nachdem die Gemüter mehr oder weniger aufwallen. Denn die Gegner, die sich einander gegenüberstellen, wechseln mehrmals; auch stürmen drei und vier Personen auf eine einzige los, die dann ernstlich ins Gedränge gerät. Nach etwa einer Stunde wird die Schlägerei dadurch für beendet erklärt, daß einige maßgebende Alte sich in die Versammlungshütte zurückziehen. Die übrigen Leute folgen ihnen.

Drinnen nimmt man den üblichen Trauergesang wieder auf. Je nach der Tagesstunde und der Geistesverfassung der Anwesenden zieht er sich noch mehr oder weniger lange hin. Die eine und andere Person erhebt sich und gleitet, tanzend durch die Hütte, sie hält bei ihren Körperbewegungen und beim leichten Schwingen des kurzen Tanzstabes den einfachen Rhythmus des Gesanges ein. Endlich wird das *yamalalemásjes* abgeschlossen und zwar durch das bestimmte, eindeutige Zeichen, folgend der Weisung eines der führenden Alten, daß alle Beteiligten ihre Keulen, Ruder und Tanzstäbe mit vernehmbarem Aufschlag auf den Erdboden niederlegen. Während des Singens haben

nämlich alle Personen diese Dinge in der Hand gehalten. Nun verbringt jeder noch lange Minuten in beschaulichem Nachdenken. Erst dann schleicht er leutlos hinaus. Er wendet sich seiner Wohnhütte zu und nimmt schweigend seine gewöhnlichen Arbeiten wieder auf.

Acht Stunden und länger dauert diese Veranstaltung regelmäßig an. Nur die Erwachsenen nehmen daran teil. Damit sie in keiner Weise weder durch ihre eigenen noch durch fremde Kinder gestört und abgelenkt werden, dürfen diese die Wohnhütten nicht verlassen, nicht lärmen und spielen.

Ist irgendwo ein *yamalaiomdjina* in Vorbereitung oder bereits abgehalten worden, geht die Rede davon im weiten Umkreis herum. Einen jeden drängt es, sich daran zu beteiligen. Nicht selten finden sich bei den Leidtragenden einige Familien mehr oder weniger verspätet ein. Erstere sind ja immer in Stimmung für diese Veranstaltung und, von ihnen angeregt, leiten tatsächlich die Ankömmlinge sie unverzüglich ein. Wird eine allgemein beliebte, einflußreiche Person betrauert, so folgt in kurzen Zeitabständen ein *yamalaiomdjina* auf das andere, vielleicht das ganze *Jahr* hindurch. Wohl nie verläuft eine *Eijungo*-Feier, ohne daß an einem bestimmten Tage ein regelrechtes *yamalaiomdjina* eingeschoben wird; dasselbe gilt auch für ein langwährendes *kina*-Fest. Die Teilnehmer bleiben allerdings in der großen Versammlungshütte und der übliche Scheinkampf entfaltet sich nur in beschränktem Ausmaß.

Bei unseren Feuerländern gilt das Gesetz der Blutrache (3.995), das die Verwandten und Freunde des Ermordeten verpflichtet. Sie schließen sich zusammen und greifen den Mörder samt dessen Anhang an. Das Ringen dieser beiden Gruppen heißt *yamalaiomdjina yékuna méja* und folgt zwangsläufig jeder Mordtat. Es wäre nicht ausgeschlossen, obwohl sichere Beweise dafür nicht zu erbringen sind, daß der seit langem nach jedwedem gewöhnlichen Todesfalle oder zu allgemeiner Erinnerung an die Verstorbenen beim öffentlichen *yamalaiomdjina* übliche Scheinkampf sich von jenem ersten Ringen nach einer Mordtat herleitet und im Laufe der Zeit zu einem festen Bestandteile jeder allgemeinen Trauerveranstaltung geworden ist. Die Eigenart des Scheinkampfes, zumal die Anwürfe und Beschuldigungen der Gegnerpaare regen zu dieser Vermutung an.

Die allgemeine Trauerfeier vereinigt jedesmal mehrere Familien, und da sie oft zustande kommt, macht die Einzelfamilie sie zumindest dreimal im Jahre mit. Ihr außerordentlicher innerer Wert ist offensichtlich. Ein jedes *yamalaiomdjina* zwingt unwiderstehlich zu einer tiefsinnerlichen Selbstbesinnung und zu ernster Erinnerung an den Tod. Im Gedächtnis werden wieder all jene lebendig, die ihren Weg über diese Erde bereits beendet haben; ihre Tugenden und Fehler werden besprochen und ganz unverhohlen wird das Vergehen gekennzeichnet, dem man ein vorzeitiges Sterben zuschreibt. Das alles rüttelt das eigene Gewissen bis ins Innerste durch Selbstanklage auf. Darüber hinaus wird, was nicht minder wirksam ist, das Verhalten des einzelnen mit lauten Worten während des Zweikampfes von dem und jenem Gegner gerügt, dem es bei dieser Gelegenheit freisteht, seine

Vorwürfe rücksichtslos aussprechen. Niemand darf es verübeln, öffentlich angegriffen zu werden. Allerdings kommt dabei an den Tag und zu Ohren der Allgemeinheit: Längst vergangene Verfehlungen, Streitigkeiten und Verfeindungen eines Mörders und all seiner Familienangehörigen werden ausführlich und schonungslos an die Öffentlichkeit gezerrt; die schlechte Behandlung, die ein Mann seiner verstorbenen Frau hat angedeihen lassen, wird ihm und seinen Verwandten nun schon zum wiederholten Male laut vorgehalten; die sicher erwiesenen oder vermeintlichen außerehelichen Beziehungen einer verheirateten Frau werden ihr ohne die mindeste Zurückhaltung ins Gesicht geschleudert. Jedweder, der Abneigung gegen einen andern spürt oder sich mit ihm überworfen hat, sucht ihn während des Schimpfgefechtes auf und sagt ihm gründlich die Meinung. Auch Mißhelligkeiten zwischen ganzen Familiengruppen werden weitläufig gekennzeichnet und erörtert. Wie man sieht, sind die letzten Anwürfe beim Schreikampfe eine unverblümte Gewissenserforschung des andern vor der Allgemeinheit durch einen, dem nichts weniger fern liegt, als es beschämen! Auch durch die lebhafte Warnung, die vom nahen und sehr nahen Todesfalle selber ausgeht, wird jeder Teilnehmer aufgerüttelt und aufs neue angespornt, ein einwandfreies, ordentliches Leben zu führen, sich um Verträglichkeit mit andern und um das beste Einvernehmen mit seinen Familienangehörigen, um Hilfsbereitschaft gegen jedermann und ganz allgemein um jene Tugenden zu bemühen, die zu einem ordnen, rechten Yamana gehören. Die persönliche Lebensführung des einzelnen und die öffentliche Ordnung erhält eine durch jedes yamalondjoa eine unschätzbare Förderung. Mit Hilfe dieser Einrichtung wohl hat sich die allgemeine Sittlichkeit der Yamana in langen Jahrhunderten auf der gleichen überraschend hohen Ebene gehalten. Mag auch der Beweggrund, der manchen treibt, seinen Gegner öffentlich anzuspornen, weder edel noch vornehm sein, jedenfalls bleibt die letzte Beschuldigung nicht ohne Wirkung.

Ihre allgemeine Trauerveranstaltung werden und können die Yamana so lange nicht aufgeben, als sie bei ihrer einen unsicheren Vorstellung vom Weiterleben der menschlichen Seele nach dem Tode verharren. Für sie gilt der Abschied von jedem, den der Tod hinwegrafft, als eine Trennung für immer. Nelly Lawrence hat mir mit beziehungsvollen Worten es oft und nachdrücklich vorgehalten: „Die Missionare haben uns aufmerksam zugesetzt, wir möchten die langen und aufregenden Totenzeremonien nach dem Ableben eines der Unsrigen endlich einstellen. Sie haben uns gesagt: ‚Nicht so viel weinen, denn auch dem Toten werden wir uns alle wiedersehen!' Aber ihren Worten hat niemand geglaubt. Wie sollen es auch wahr werden, daß wir alle uns später wiedersehen? Der Leib verfällt ja. Also gibt es kein Wiedersehen mehr?" Mit einer Leidensmenschlichkeit, die wie Hoffnungslosigkeit klang, sprach diese alte Frau jedesmal, wenn sie mir etwas aus dem Seelenglauben ihres Volkes enthüllen. Deshalb wird die eintönige, schwermütige Trauermelodie den täglichen und den yamalondjoas nicht eher verstummen, als bis sich über dem letzten Yamana im fernen Kap Horn-Archipel der Grabeshügel schließt.

C. Kosmogonie und Mythologie

Die Gedankenwelt des Religiösen, mit dem innerlich der Seelenglaube zusammenhängt, erweist sich bei unseren Yamana als reichhaltig und ausgedehnt; aber umfangreicher und mehr belebt ist die Welt ihrer mythologischen Persönlichkeiten. Volle Beachtung verdient die Tatsache, daß diese beiden weiten Gedankenreiche voneinander scharf geschieden und gegeneinander deutlich abgegrenzt sind; jedes besteht sozusagen ganz für sich allein. Wie die Gestalten aus den Mythen und Sagen in der bisherigen Beschreibung nirgendwo mit der Person des Höchsten Wesens in enge Verbindung getreten sind, so erscheint auch dieses selbst von jenem ganz und gar abgerückt; überdies hält sich Watauineiuwa in einem gleich weiten Abstande von den eigentlichen Geistern und den Medizinmännern. Jeder aufmerksame Beobachter kann, wie die Yamana selber es tun, das Gedankengut jener beiden weit ausgreifenden Vorstellungskreise gegeneinander bequem abgrenzen.

In früherer Zeit war unseren Feuerländern jedwede Gestalt, die ihre Mythen und Sagen schildern, sehr vertraut; die einzelnen Vertreter der Tierwelt und die Gestirne, auch die Gegenstände des täglichen Gebrauches weckten gar oft bekannte Gedankenverbindungen, die an jene Gestalten anknüpfen. Ehedem sind die beliebten Erzählungen oft und oft in den langen Stunden gemütlichen Beisammenseins am Abend rund um das Hüttenfeuer wiederholt worden. Leider ist seit wenigen Jahrzehnten die früher enggeschlossene Volkseinheit zerrissen und die letzten Reste der einst zahlreichen Gemeinschaft sind als zusammenhanglose Splitter über die weite Fläche ihres Heimatgebietes verstreut. Die noch lebenden Familien, von einer nicht mehr nennenswerten Anzahl, verkehren miteinander auffallend selten und ihr Meinungsaustausch dabei bleibt auf gewisse Einzelheiten aus dem Alltag beschränkt. Angesichts dessen befremdet es nicht, daß sich die ehedem allgemeine Vertrautheit mit dem reichen mythologischen Gedankengut verloren hat und daß das jüngere Geschlecht mehr Aufmerksamkeit all dem, was das Europäertum mitgebracht hat, zuwendet. Einige alte Leute nur bewahren davon für sich noch das meiste bis auf den heutigen Tag. Warum sie diesen kostbaren Besitz nicht weitergeben und nicht übermitteln können, wie das in früheren Zeiten so bequem möglich gewesen, als die europäischen Fremdlinge noch nicht störend wirkten, braucht nicht eigens begründet zu werden. Mancher von den jungen Leuten bedauert es mit offenen Worten, daß die Alten selbst denn sogar mit den schönen Erzählungen zurückhalten, wenn sie dafür ein geneigtes Ohr bei einer anschaulichen Runde von Stammesgenossen finden. Indes, gegenwärtig sind alle Verhältnisse in Auflösung begriffen und unter dem Zerfall aller Einrichtungen und Gewohnheiten leiden die Alten sehr empfindlich; eben deshalb sind sie nicht mehr für Dinge zu haben, die sozusagen schon längst der Vergangenheit angehören.

Bei seltenen Gelegenheiten aber gibt sich der und jener doch wieder einmal dazu her, eine Erzählung nach der Art von ehedem vorzutragen.

Von ihm persönlich geht die Anregung aus; gegen die schuldige Tochter würde er vorgehen, wollte eine jüngere Person allen oder mit einem merklich kühneren Wendungen um eine alte Mythe bitten. Ein zufälliger äußerer Umstand ist es fast regelmäßig, der die Erinnerung an einen mythologischen Stoff weckt; gewöhnlich in der Weise, daß, während irgend jemand von seinen Erlebnissen spricht, seine Worte, wie bei einer geschlossenen Tätigkeit, in die andere Gedankenwelt hinüberspielen. Damit ist die dem Yamana eigene Art, eine alte Mythe vorzutragen, hinlänglich angedeutet. Der Erzähler wünschte sie eigentlich nie ganz und vollständig in den fortlaufenden Zusammenhange ihres eingewurzelten Auftretens von Anfang bis zum Schluß; allgemeine Gewohnheit ist es vielmehr, einen beliebigen Abschnitt herauszugreifen und an diesen ein persönliches Erlebnis, einen selbsterlebten Leitung, eine eigene Erfahrung anzuknüpfen. Dem Erzähler ist es von vornherein gleichgültig und er fragt nicht darnach, ob sein Zuhörerkreis, wenn man so sagen darf, eingewöhnt sich mit einem beliebigen Mythenstoffe verbindet. Die Phantasie des Yamana bewegt sich lebhaft und läßt sich in die Regeln einer geordneten Folgerichtigkeit nicht einzwängen. Wer unter dieser Rücksicht den Vortrag eines alten Indianers überprüft, wird voraussichtlich bemerken, daß beispielsweise der Faden der Gedankenentwicklung an durchaus ungeeigneter Stelle abgerissen und daß ein gänzlich anderes gedankenarmes kurzes Abschnitt irgendwo völlig unbemerkbar, vielleicht sogar absichtlich, angeknüpft worden ist. Ein derart aufgebauter Vortrag mit einer allmählichen abgerundeten Zusammenstellung seiner einzelnen Teile beabsichtigt die Zuhörerschaft nicht im geringsten. Ihnen genügt es, unterhalten zu werden; auf alles dem, was augenblicklich ihnen geboten wird, scheinbare die ihre ganze Aufmerksamkeit.

In jeder Anwendung ganz bei der Sache ist — es fordert es allgemein die Schicklichkeit von unserem Frauenzimmer —, schließt ein bestimmter Ausspruch zuweilen einen anderen Akten derart lebhaft, daß er bei einer kurzen Pause des Erzählers seiner eigenen Gedanken dazwischen wirft; nicht selten nicht sich seiner eigene Darstellung so weit in die Länge, bis den ersten Anführungen einmandten mehr beschäftigen. Auf diese Art bildet eine bestimmte Mythe, die begonnen worden ist, sogar in größeren Teilen unvollständig.

Man darf aber nicht vorkommen, daß persönliches Erlebnis und tatsächliches Geschehen, sofern jemand es in lebhaften, lebhaften Rede schildert, weit sorgfältiger aufgenommen und sogenauer beigesehen wird, als der irgendein bekannte Stoff aus einer Mythe. Dem Yamana aber ist es in seinem innersten Herzen erschüttert, vor anderen zu glänzen, er will bei seinesgleichen viel gelten. Daher bemüht er sich, seinen Eigenheiten den Zuhörern möglichst wirkungsvoll darzubieten, ihn glaubwürdig durch gewählte Redewendungen auszugestalten, ihn durch übernatürliche Zutaten zu würzen. Man erhält manchmal den Eindruck, irgend jemand beginne einen kürzeren Abschnitt aus einer Sage mit der bewußten Absicht, sie als Vorwand für die Wiedererzählung eines persönlichen Erlebnisses, welches augenblicklich mehr Zeit in Anspruch nimmt,

verwandelt, wo bei der Anwendung der Vorstellung, zulässig oder übergültig oder notwendig sie sein, vorschlagen. Ein merkwürdiger Beleg ergiebt sich, wenn man die einzelnen Abschnitte einer Erzählung in einen bildlichen Vorgang übersetzen.

Bei alledem muß man überdies berücksichtigen, daß Inhalt und Gestaltung des vorgelegenen Stoffes von der persönlichen Eigenart des Erzählers ihren Ausdruck, nämlich die eigentliche Färbung der Individualität erhalten. Deutlich kommt das in der verschiedenen Fähigkeit der Allgemeinheit für den einen und anderen Erzähler zum Ausdruck. Sieht man es einem solchen an, daß er in seiner Vorstellung ist, drängt es die Erzählung energisch vorwärts, so daß man sich kaum zurechtfindet und Beschreibung besonders die seinen Worte und empfindet dabei einen unangenehmen Gewalt. Unter sich verschen verschiedene einzelne Personen ihre Erzählungen und auch ihre Urteile über einen gewissen Vorgangsinhalt und über den Charakter der Erzählung sind. Auch wir haben uns mit verschiedenen Schwierigkeit zum Bilderen gewonnen, die uns weit leichter können als anderen. Die Art der Darstellung, die Wahl der Worte, die sprachliche Ausdrucksform am Inhalt der Erzählung ist es, was den Unterschied des einen Vorgangsbildes vom anderen begründet. Nun ist es unvermeidlich, daß dann und wann auch wohl ein guter Leser einen langen Abschnitt aus seinem Lesen oder die Wiederholung eines Erlebnisses dem vorgenannten Merkmale vorträgt, denn hat gar keine Erzählungsgabe eigen ist und der mehr langweilt als erfreuen. Wir Exemplare bezeichnen es als Abwechslung, daß ein berühmtgelehrter Mann von seinen eben beendeten Studien dem man hören gibt, was die anderen Gäste angenehmlich erfreue, oder daß er belanglosen Nebenumständlichkeiten eine besondere Bedeutung beilege, die welche die anderen gar kein Verständnis aufbringen. Möglichkeit Erscheinungen wiederholen sich besonders bei unseren Freundinnen und wenden von Leuten, Gegenstände können nicht wieder richtig gewonnen, als wir den war. Sie aber empfindet die konkurrierenden Vorfragen von den Sinn, vermehren diesen mit Aufmerksamkeit wandelnd und bei ihrer erzwungen wandelnden, schildern sie sich selber auch noch so viel Zwang antun. Eigene Erscheinungen an die Jugend sind in diesen besonderen Sinne gebildet und jedermann trägt diesen Forderung unbewußt Rechnung.

Was ich hier an allgemeinen Bemerkungen niedergelegt habe, das läßt sich größtenteils bei wirklich auf die bei den Erlebnisgemeinschaften Grundbedeutungen und Verhältnisse anwenden (Bd. I, 348).

Wie viel Freude und wirklicher Genuß dieser auch ist gewährlich an manche vergnügliche Runde weilt, an der ich an dem einen und anderen Abend mit jenen Freundinnen in einer wunderschönen Bilder zusammengeschlossen war. Die nett Herkunft Frau Hannes schwellig auf und ließ schauen, wie viel Aufmerksamkeit im Erzählen alles Interessante geschildert wurde. Begierig lauschen wir den bildhaften Worten des Erzählers, ganz versunken im Reich der Sage, schildernden wir den Drachen, der bewacht an den heiligen Pforten des Märchens stürzte, schildernden wir

die weit über Mittelmaß ausgebildete Kunde, Lücke sich endlich die Kunde wieder auf, denn schlich sich jahrelang mit seinen Gedanken schlecht und recht beschäftigt, war der Endlichen Hilfe können, wo ihn die dunkle Nacht umfing. Lautlosem nächtig die Sonne von den Himmelsbildern kommenden, daß sie kundigen Klang an sich nicht nehmen, auch mit dem Finger auf diesen und jenen Stern hinzuweisen, seinen Namen zu wissbegierig und seine Freundschaft zu bewerkstelligen. Die Chaos schaffte jedem Tonnen den besten Weg zu seiner Hütte und auch im Traume standen die Gestalten aus der Sagenwelt zu seinem dichtigen Verkehrten. Dann und wann schlich dann doch ein Tag auf diese Art ab, die jedem Freundlichen begleitet.

Was auf den folgenden Seiten gelesen wird, dichte nicht den gesamten Mythenschatz umspannen, über den unsere Freundlichen mit ziemlicher sicherer Sicherheit hinlänglich (S. 178). Obwohl es bei unserer Aufgabe nicht möglich ist, daß in einer geschlossenen Runde eine Frau Sagen überhaupt aus dem Eigenerlebnis oder aus einer Mythe erzählt, bewahrt diese und jene Freundlichkeit dennoch nicht Sagenstoff in seine innere Gedächtnis, die bisher das bei der gelegentlich vorgenommen Freundlichen und Nachbarinnen mit großer Bereitwilligkeit. Wir schalten, weil bei einer Frau die Bekanntschaft und der Verkehr, durch Wiedergabe der eigenen Tonne und selbigen Leistungen nur anderen zu gläsern, bedeutend geringer ist als bei Männern, bei es für einen Erzählenden bedeutet, einen viel lückenhaften und folgerichtig zum Grundgedanken der Mythe formulieren. Die Bekanntschaft der Erzählungen, die bei den Tonnen umgehen, verdanken ich vornehmlich der geistig regsamen Jenen, Frau den einen Ausnahme, die im Gesellschaftsverkehr Umfang ihrer Landsleute als denen gewonnen Erkenntnis gibt. Tagelang habe ich bei der gehorcht (S. 178). Was ich darüber hinaus auf den Gütern und einigen Reisen noch gesammelt habe, waren schließlich Ergänzungen und Lückenfüllungen bereits. Manche Mythe ist mir auch von anderen Personen überliefert worden. So glaube ich, den gesamten Mythenstoff gehabt zu haben, wie ihn die Tonnen von unserer Vorzeit bis auf den heutigen Tag behalten.

4. Der Verlust der Welt

Die geistige Verfassung und die Denkweise unserer Freundlichen ist in den vorangegangenen Zeiten nur flüchtig gekennzeichnet worden. Denselben sind jedoch Sonnigkeit seiner Erscheinungen auf eine deutliche Vorstellung von Wandlung der Welt oder auf die gegenwärtige Wirklichkeit bei Seele von vornherein nicht möglich haben. Verständlich bestimmt sie nur einzelne kurze Gedankenreihen, die sich meist folgerichtig zusammenschließen auch Schlüsse zusammenfassen lassen. Das, was am Anfange alles Erkennens sich abgespielt haben mag, liegt vermutlich unserer Freundlichen Augenblickserwartung. Für die volle gegebene Wirklichkeit des einzelnen Tages von unmittelbarer Bedeutung hat, viel zu klein, als daß es den besonders Aufmerksamkeit

verdienen würde. Überdies sind jene weit entwicklungsreicheren Ereignisse ja fertige Geschehnisse und abgeschlossene Tatsachen. Von ihnen trennt man deutlich und bestimmt all das, was Yakgan eingeführt und was die Neuperversion in den einzelnen Sagen verursachen haben; an die Leistungen dieser wird der Fremdländer fast täglich auch ohne sein Zutun erinnert. Denn jüngeren Yakgan und teilweise seinen Gesetzwissern schreibt jene wichtige Erfindungen und bedeutsame Anordnungen zu, bei der Gestaltung der Weltbilder jedoch sind sie nicht hervorragend tätig gewesen. Man erzählt auch, daß die Erde verändert worden ist; dadurch haben sich wieder geordnete Verhältnisse herausgebildet.

Wie anders erzählt wurde, hätten die einzelnen kurzen Erzählungen keine zusammenhängende, gut geordnete Einheit. Man kann wohl mit der Möglichkeit rechnen, daß kleine Verbindungsstücke verlorene gegangen sind; indes halte ich gesamtlich es für wahrscheinlich, daß bereits seit altersher jene empfindlichen weiten Lücken klaffen. Vor allem nötige ich mich auf die denkwürdigsten Aussagen einiger alter Personen. Auch leitet mich meine Erfahrung bei den Sek'nam, die sich einen mehr oder weniger vollständigen, überdies inhaltlich reichen Vorstellungskreis vom Werden der endgültigen Weltbilder bis in die Jetztzeit bewahrt haben. Wenn es ihnen gelungen ist, ihre mythen Erzählungen als geschlossene, zusammenhängende Einheit sich zu erhalten, warum hätten die Yamana, die manchen anderen Folgen sich nicht haben rauben lassen, wichtiger Zusammenhänge verlustig gehen sollen? Einer vergleichenden Mythenforschung werden jene Bruchstücke im Besitze der Yamana trotzdem wertvoll sein, falls man sie mit dem Sagengut anderer Völkerschaften in einige Verbindung bringen kann.

1. Himmel und Erde

Die Sek'nam sind den Yamana insofern weit überlegen, als sie in der Person des *Kyoole* dem Gestalter der sichtbaren Welt anerkennen, der im Anfange das Sichtbare Wesen wirkt (Bd. I, 170) und der deshalb den Weltbringern, wie anderen Mythologien ihn zeigen, gleichzustellen ist. Unsere Feuerländer betrachteten ihre Heimat als eine fertige, gegebene Erscheinung; sie fragten nicht und sagen nicht, wie sie entstanden ist. Insofern lehrlt Bennett (b): 236 recht: „Les indigenes ne connaissent traditions aucune de sa pseudo historie, si même de simple leur venait." Wiederholt aber habe ich trotzdem erfahren müssen, daß die Unbildsamkeit und Unwissenheit über den ersten Anfang ihrer Vorfahren dem und jenem Manne, der etwas grübelerisch veranlagt ist oder sein, keineswegs gleichgültig ist; sie vermissen mehr oder weniger Bilder ihres Kosmismus und beschäftigen sich tatsächlich in ihren Überlegungen mit dergleichen Fragen. Was sie drängt, ist allein die allgemeine logische Forderung nach einer anschaulichen Erklärung für die gegebene Wirklichkeit, die sich ihnen vorstellt. Ihre eigenen Schlußfolgerungen sprechen sie jedoch nicht aus. Denn hindert sie die Ehrfurcht vor dem

übernommenen uralten Gedankengut, an dem zu deuteln oder das aus eigenen Grübeleien zu ergänzen sie als außerordentlich ungehörig erachten. Eine Erweiterung oder Umbildung jener mythologischen Vorstellungen konnte sich demnach nicht durchsetzen und sie blieben seit altersher lückenhaft, obwohl sie Gegenstand der Überlegung vieler Personen gewesen sind.

Im Folgenden biete ich die wenigen Einzelvorstellungen, über die der eine und andere bejahrte Yamana noch verfügte. Diese zwar beschränkten, aber inhaltlich bedeutsamen Kleinigkeiten erzählen sie einander. Das will Bamonte (h): 206 ungerechtfertigt abstreiten, wenn er behauptet: „No tienen tradición respecto de su origen. El mundo para ellos, ha sido siempre lo que es y seguirá siendo lo mismo." Leider ergänzen sich diese Einzelheiten nicht zu einem vollständigen Bilde. Bruchstücke sind es nur, die ich bei verschiedenen Gelegenheiten sammeln konnte. Die Anordnung, in der ich sie folgen lasse, habe ich aufgestellt; sie nimmt Rücksicht auf deren Inhalt.

a. *Die ersten Ansiedler*

Die Geschehnisse, die den Gegenstand der sogenannten Umwälzungsmythe bilden, beschäftigen zeitweilig sehr lebhaft die Überlegung unserer Yamana. Es muß überraschen, daß sie das anfängliche Werden der sichtbaren Welt und das erste Auftreten der eigentlichen Menschen mit jenem merkwürdigen Sagenstoff in Zusammenhang bringen. Jene Mythe schildert einen großen Wanderungszug vom Norden der Isla Grande her in südlicher Richtung bis an das Nordufer des Canal de Beagle und von hier westwärts bis in die Gegend von *Yáiuškúa*, woselbst jene Wanderer sich für immer niedergelassen haben (Gusinde [bb]: 337). Unabhängig von dieser langen Geschichte hat man mir erzählt:

„In sehr weit zurückliegender Zeit kamen viele Familien aus dem Osten herangezogen und wanderten bis hierher, wo wir Yamana seitdem wohnen. Hierselbst haben sie sich niedergelassen. Sogleich haben sie angefangen, ihre Kanus zu bauen, Waffen und allerlei Gerätschaften herzustellen, die Fischottern, Seelöwen und Vögel zu jagen, die Muscheln und Krabben zu sammeln. Seitdem sind die Yamana hier geblieben."

Es verdient beachtet zu werden, daß jene Leute zu Fuß herangekommen sein sollen und daß sie erst hier im heutigen Yamana-Gebiet damit begonnen haben, das Rindenkanu zu bauen. Als selbstverständlich setzten meine Gewährspersonen voraus, daß in Verbindung mit jener großen Gruppe auch die *Ygólox*-Familie in diese Gegend gelangt ist; die Brüder *Ygólox* selber haben es den anderen Männern gezeigt, wie die verschiedenen Gebrauchsgegenstände angefertigt und wie die Waffen gehandhabt werden müßten. Gleichzeitig kam der Sommermann *Lém* mit seiner Familie, zu der auch sein Bruder *Akáiniz*, der Regenbogen gehört und dessen Weib die Mondfrau *Hánuxa* ist. Hochbetagte Gewährsmänner versicherten mir im Januar 1920, daß in jener Gruppe der heranziehenden Familien die *Ygólox-tárnaxipa* ihren

überragenden Einfluß geltend gemacht und daß sie eine entscheidende Rolle gespielt habe; sie erfreute sich einer ansehnlichen Vormachtstellung und befehligte die anderen Frauen, welch letztere wieder ihre eigenen Männer in Abhängigkeit hielten. Als man mir zwei Jahre später die lange Mythe vom Ursprung der *kina*-Einrichtung vortrug, ist jene *Ydlog-tárnuzipe* nicht mehr erwähnt worden. Die eigentliche Bedeutung dieser Frau liegt in dem engen Verhältnis zu ihren beiden Brüdern, den bereits genannten *Ydlog* begründet; letztere kamen in jener Ursprungsmythe ebensowenig zu Wort.

Jene Gruppe von heranziehenden Familien, die in der heutigen Heimat der Yamana sich niedergelassen haben, gelten nicht als eigentliche Menschen, sondern werden als Persönlichkeiten von besonderer Natur und Wesenheit betrachtet. Man beurteilt sie als jene Landesbewohner, die als erste an Ort und Stelle allerlei Einrichtungen getroffen haben, danach aber entweder an das Himmelszelt hinaufgestiegen sind oder sich in Tiere umgewandelt haben. Sie bilden einen eigenen engen Ring von bedeutenden oder überragenden Persönlichkeiten, die völlig abgesondert von jenen Gestalten, über die jede eigentliche Mythe berichtet, dastehen. Ausschließlich den ersteren wird nicht nur die anfängliche Besiedlung dieses Gebietes, sondern auch manche besondere Leistung, die für die nachfolgenden eigentlichen Menschen bedeutungsvoll und entscheidend geworden ist, zugeschrieben. Eine hiermit übereinstimmende Sonderung und deutliche Trennung jener beiden voneinander sehr verschiedenen Gruppen führen auch die Selk'nam (Bd. I, 606) durch

β. Der ältere Sonnenmann

Unsere Feuerländer unterscheiden sehr bestimmt den einst gewaltigen und gewalttätigen *Táruwulēm*, als den alten Sonnenmann, von dessen Sohne *Lām*, dem eigentlichen Tagesgestirn. Beide sind dámals, so wird erzählt, in jener großen Gesellschaft der ersten Besiedler hierher ins Land gezogen. In vieler Hinsicht unterscheiden sich diese beiden Persönlichkeiten voneinander. Vom alten Sonnenmann *Táruwulēm*, bzw. *Tárwulēm*, wird erzählt:

„Damals lebte hier unter den ersten Familien ein Mann sehr schlechten Charakters. Er war mit einem jeden nicht nur unfreundlich, sondern ganz offensichtlich feindlich und immer nur darauf bedacht, allen anderen zu schaden. Jedermann verachtete ihn. Infolgedessen wurde er noch wütender und bemühte sich um so mehr, jedwedem etwas Schlimmes anzutun. Er war außerordentlich mächtig und verfügte über große Gewalt. Einstmals ließ er im höchsten Zorne alles verbrennen, was in seinem Bereiche lag. Damals stand er nämlich der Erde viel näher als heutzutage. Gleichzeitig brachte er alles Wasser des Meeres zum Sieden; denn er ließ eine sehr große Hitze kommen. Dabei verbrannten auch sämtliche Wälder. Seitdem sind die Bergspitzen bis heutigentags leer und kahl geblieben. Das alles ist erfolgt, weil er in seinem höchsten Zorne die große Hitze hatte kommen lassen.

Allen Leuten war *Táruwulēm* von vornherein sehr zuwider. Seitdem aber

haßten sie ihn offensichtlich. Nicht nur ihn selber haßten und verabscheuten sie, sondern auch dessen nächste Verwandten. Seine ganze Familie wurde von allen Leuten gemieden und verachtet; denn jedes Mitglied jener Familie benahm sich lieblos und trachtete darnach, andere Leute zu schädigen. Nur *Lēm*, der Sohn des alten *Táruwalēm*, machte hiervon eine auffällige Ausnahme. Allen übrigen Leuten erwies er sich nämlich als überaus wohlwollend. Er war ein trefflicher Jäger und geschickt in vielen Dingen. Mit jedermann ging er liebevoll um und zeigte sich immer hilfsbereit.

Die Weiber[11] überlegten nun heimlich lange Zeit. Schließlich hatten sie sich entschlossen, den alten böswilligen *Táruwalēm* umzubringen. Alle überfielen eines Tages den Alten und würgten ihn schwer. Doch da er sehr stark war, gelang es ihm, sich herauszuwinden. Sofort eilte er an das Himmelszelt hinauf. Dort steht er seitdem als ein heller Stern. Seine frühere Macht jedoch hat er eingebüßt. Heute sieht man ihn nicht mehr. Erst nachdem die große Umwälzung beim *kina* der Weiber erfolgt war, stieg auch *Lēm* ans Himmelszelt zu seinem Vater *Táruwalēm* hinauf."

Wiederholt hat man mir versichert, daß er seine Macht von ehedem verloren habe, daß er wohl irgendwo am Himmel stehe, doch nicht sichtbar sei. Noch in einer anderen Verbindung spricht man von ihm. Die Yamana erzählen: „Vor langer Zeit gingen sämtliche *kʰīpiś* der [damaligen sogenannten] Menschen, die hier in unserem Lande starben, weit weg nach *Šamazáni*.[12] Dort bildeten diese *kʰīpiś* ein eigenes Volk. Sie alle, groß und klein, erfreuten sich viel [illegible]allspiele *kálaka*. Einstmals erschien ganz plötzlich der mächtige *Táruwalēm* im Osten und steckte das ganze Gebiet in Brand. Nach einiger Zeit versuchte er, die starke Hitze wieder wegzunehmen. Das aber gelang ihm nicht. Deshalb zogen sich die *kʰīpiś* aus jener Gegend wieder zurück. Als nachher auch *Táruwalēm* selber jene Gegend verließ, kühlte sie sich ab. Damals ist gleichzeitig die ganze Welt verbrannt und alles kühlte sich nachher wieder ab."

Unmöglich ist es mir, diese kurze Erzählung sinngemäß in die übrigen Begebenheiten aus jener ersten Zeit einzureihen; hauptsächlich deshalb, weil hier bereits von den Seelen gesprochen wird, die nach einem eigentlichen Sterben sich vereinigt hätten. Abgesehen davon ist aber der alte *Táruwalēm* deutlich als die einst außerordentlich mächtige Sonne gezeichnet, deren Kraft die des eigentlichen Tagesgestirnes bei weitem übertraf. Man hebt hervor, daß *Lēm* nicht imstande wäre, die ganze Erde auf die gleiche Weise in Brand zu stecken, wie das sein Vater getan hat. Andere Beziehungen jener beiden Persönlichkeiten zueinander werden nicht erwähnt.

[11] Man muß sich hierbei vergegenwärtigen, daß für die damalige Zeit den Frauen die Vorherrschaft über die Männer zugesprochen wird und daß sie allein überall das Wort führten; deshalb konnten eben nur sie allein zu Übergriffen zusammen und trafen Entscheidungen, die für die Allgemeinheit, im besonderen für die Männer verpflichtend waren. Vgl. vorläufig Gusinde (bb): 337.

[12] Mit dieser Benennung belegen die Yamana eine weit entfernte Gegend, die sie näher genauer kennen noch beschreiben.

7. *Der jüngere Sonnenmann*

Der alte *Téruwalēm* steht zu *Lēm* im Verhältnis des Vaters zu seinem Sohne. Im Gegensatz zu jenem wird dieser als sehr wohlwollend und menschenfreundlich geschildert. Das bringt fühlbar die wohltuende Wärme zum Ausdruck, die das Tagesgestirn spendet. Von ihm wissen die Yamana mehr zu sagen."

„*Lēm* war ein vortrefflicher Mann und hatte großen Einfluß auf sämtliche Männer. Diese fügten sich ihm bereitwillig; denn er benahm sich jedermann gegenüber freundlich und wohlwollend. Er war eine derart stattliche Erscheinung und von ganz vollendet schöner Gestalt, daß alle Frauen ihn unablässig anzustarren verlangten. Aber eine jede hielt damit zurück, dieses Verlangen sich anmerken zu lassen oder gar ihn offenen Auges anzuschauen, damit sie von andern nicht bespöttelt würde. Ganz entzückend war *Lēm*. Alle Frauen waren in ihn verliebt, alle Männer schätzten ihn hoch.

Sein Weib war auch sehr schön. Niemand kennt ihren Namen. *Lēm* hatte mehrere schöne Töchter, nämlich die *tákaia* (Larus Belcheri), die *wémar'-hípa* (Larus glaucodes), die See-Ente *selyen* (Anas cristata), die Möwe *kixágu* (Larus dominicanus), die Magellansgans *klinga* (Chloëphaga picta), die Ente *wlpatux* (Querquedula cyanoptera), dann auch die Füchsin *čilawájakípa* (Canis magellanicus) und die Ratte *wčáána*. Die beiden letztgenannten schleppten heimlich das Fleisch weg, das ihr Vater von der Jagd heimbrachte; regelmäßig bestahlen sie ihn. Das [Stehlen] treiben sie auch heute noch. Überdies besaß *Lēm* noch andere Töchter. Desgleichen zählte er mehrere Söhne. Einer davon ist *Yéyalēm*, der seinem Vater ständig folgt.

Lēm war fleißig und arbeitsam, gut und immer heiter, gegen jedermann freundlich. Mit allen Männern stand er im besten Einvernehmen. Jedwedem gab er das schöne Beispiel eines regsamen und verträglichen Menschen. Bis heutigentags hat sich darin [d. h. in seinem ganzen Charakter] nichts geändert. Damals bei der großen Umwälzung in *Yéinalga* hat er den Männern ganz bedeutend geholfen, sich des *kina* der Frauen zu bemächtigen. Nachdem jene Umwälzung vorüber war, ging er hinauf ans Himmelszelt. Von dort aus erweist er sich den Menschen immer noch wohlwollend und hilfsbereit, er spendet allen reichlich Wärme und Licht. Auf ihn sind sämtliche Männer sichtlich stolz, er hat ja das *kina*-Geheimnis der Frauen aufgedeckt und damit erstere aus der Abhängigkeit von diesen befreit.

Tatsächlich gibt es noch eine andere Welt. Deshalb verläßt *Lēm* jeden Abend das Gebiet der Yamana und begibt sich dorthin. Auch in jener anderen Welt leuchtet er und spendet reichlich Wärme. Am nächsten Morgen kommt er zu uns wieder zurück. Auf diese Weise hilft er den Leuten hier und dort."

Die Darstellung an sich gibt deutlich genug zu verstehen, welch dankbares

---

[9] Ein erster bezeichnender Hinweis findet sich bei Despard (b): 698 schon: „The same old man, who knew their mother, had died, without leaving information upon this. Firelanders suppose the sun and moon, male and female, to be very old indeed, and that subject. Hence the ignorance of the present generation."

Gedanken die Yamana dem Tagesgestirn widmen. Offensichtlich ist diese günstige Stimmung auf das Wohlbehagen zurückzuführen, das der Sonnenschein bei den von frostigen Winden und rauhen Wettern oft erschütterten Yamana auslöst. Als *Yêpulêm*, den Sohn des *Lêm*, hat man mir den Planeten Venus bezeichnet; denn „dieser Sohn folgt seinem Vater unwandelbar in nächster Nähe, ist aber nicht so stark wie dieser". Darin liegt ein Hinweis auf die bedeutend geringere Leuchtkraft der Venus gegenüber dem Tagesgestirn. Was nun "jene andere Welt" betrifft, für die *Lêm* ebenfalls freundlich leuchtet, so meinen die Yamana damit ganz allgemein die Gebiete jener Völkerschaften, deren Dasein sie außerhalb der eigenen annehmen. Neuestens denken sie dabei vor allem an die Weißen, deren Heimat, wie man es ihnen immer wieder versichert, weit vom feuerländischen Inselreiche abgelegen ist."[1]

6. *Der Regenbogen*

Bei den im Kap Hoorn-Gebiet gegebenen Witterungsverhältnissen ist der Regenbogen nichts weniger als eine seltene Erscheinung. Trotzdem erfreut er wohl jedesmal unsere Yamana. Ihn anzuschauen, verschafft ihnen einen deutlich erkennbaren Genuß und eine reichliche Befriedigung; an seinen leuchtenden Farben sättigen und erfrischen sie sich. Bei wiederholten Gelegenheiten habe ich beobachtet, wie Erwachsene und Kinder, selbst im strömenden Regen, aus ihrer Hütte hervorgekrochen sind, draußen sich aufgestellt und mit weitgeöffneten Augen das starke Leuchten des Regenbogens genossen haben.[2] Dabei hat man mir im Tone rückhaltloser Selbstverständlichkeit zu verstehen gegeben: „Dieser *Ahôjnix* ist Bruder des *Lêm* und ebenfalls ein stattlicher, sehr schöner Mann. Wie könnte es anders sein, gehören doch beide der gleichen Familie an. Von allen Männern wußte *Ahôjnix* am besten sich zu bemalen; auch heute noch zeigt er sich in unerreichbar glänzenden Farben. Die schöne *Hánaxa* ist sein Weib."

In dem hier angeschlossenen *Ahôjnix wótuwa* wird ihr vollständiger, im Alltag weniger verwendeter Name genannt. BD: 265 schreibt *hannûka*, bringt aber auch *hannûkoiêpê*, moonlight. Es folgt die Geschichte vom Regenbogen:

„Der alte *Ahôjnix* war eine herrliche Gestalt. Er verstand es, sich weit schöner zu malen als alle übrigen Männer. Einer bevorzugten Familie gehörte er eben an; denn der stattliche *Lêm* ist sein Bruder, sein Weib die *Hánaxpâkuxipa*. Diese ist ebenfalls außerordentlich schön, ist sie doch sein Weib. Über-

---

[1] Mehrere Vergleichspunkte weist diese Darstellung mit der bei den Selk'nam heimischen Schilderung von dem alten Sonnenmanne und seinem Sohne, dem Tagesgestirn auf. Hervorgehoben sei nur, daß letzterer ebenfalls entscheidend tätig gewesen ist, das Klaketen-Geheimnis der Frauen zu enthüllen (Bd. I, 680).

[2] Cojazzi: 185 schreibt: „L'arcobaleno è considerato come il messaggero delle nuvole [di Dio maligno] e le donne ed i ragazzi tremano all' apparire di lui, ma gli uomini lo ingrossano e gli spettano contro." Diese Mitteilung ist durchaus irrig und widerspricht meinen eigenen Beobachtungen.

dies hat *Akáinix* mehrere Schwestern, die alle sehr stattlich, klug und schlau sind. Er selber erwies sich vor allen Leuten auch als ein tüchtiger *yékamuš*.

Einst spielten die Schwestern wieder einmal *kina* in *Yáiuskápa*. Dem alten *Akáinix* war es gestattet, in jene große *kina*-Hütte einzutreten; denn er wußte genau Bescheid um jene geheime Veranstaltung der Frauen. Eben deshalb ließ man ihn dort zu. Da unterhielten sich seine Schwestern eines Tages mit Versuchen sich tot zu stellen, sie wollten lange Zeit aushalten ohne sich zu bewegen und ohne zu atmen, wie das bei einem Toten so ist. Sie beabsichtigten damit, ihre Verwandten gründlich zu täuschen und aus Scherz zu erschrecken.

Geraume Zeit schon hatten sie sich mit diesen Versuchen beschäftigt und sich aufs äußerste angestrengt, doch wollte es ihnen bei allem Bemühen nicht glücken. Wieder gaben sich die Mädchen eines Tages mit diesen Proben ab, als der alte *Akáinix* sich der *kina*-Hütte näherte. Er war der Älteste unter allen seinen Geschwistern. Als seine jüngste Schwester ihn kommen sah, verständigte sie sofort die anderen davon und sagte: „Das klügste wird es sein, wir hören augenblicklich mit unseren Versuchen und Proben auf; unser Bruder befindet sich bereits in nächster Nähe und er könnte gewahr werden, was wir hier treiben." Da stand *Akáinix* aber schon in der *kina*-Hütte. Er fragte seine Schwestern: „Was macht ihr denn hier?" Alle erwiderten: „Nichts Besonderes! Wie immer, so widmen wir uns unseren Arbeiten und Gesängen in dieser Hütte." *Akáinix* entgegnete: „Was ihr da sagt, ist ganz und gar unrichtig. Ich weiß sehr genau, was ihr hier soeben angestellt habt: Jede von euch hat versucht, ganz regungslos wie tot zu erscheinen, ohne lange Zeit zu atmen. Das aber ist euch nicht gelungen, ich weiß es sehr genau. Nun gut, ich selber werde euch das jetzt einmal richtig vormachen!" Es war nämlich Absicht dieser Mädchen, ihre Verwandten, die im Süden wohnten, samt und sonders hinters Licht zu führen und ihnen bewußt Entsetzen zu bereiten; sich selber wollten sie damit belustigen. Nur sie waren nämlich von dort hierher gekommen und beteiligten sich am *kina*, um ihre wirkliche Absicht zu verschleiern. *Akáinix* durchschaute das alles und deshalb bot er sich seinen Schwestern an, ihnen zu helfen.

So legte sich *Akáinix* nun auf den Boden nieder und streckte sich lang aus; er wurde ganz ruhig, hörte bald auf zu atmen und blieb regungslos liegen, ganz genau wie ein Toter. Seine Schwestern beobachteten dies alles und gestanden: „Wirklich, unser Bruder versteht es sehr gut, er liegt genau so wie ein Toter da!" *Akáinix* war eben ein tüchtiger *yékamuš*.

Die *kina*-Feier ging zu Ende und alle Leute verließen die große Hütte. Jede Familie wandte sich wieder ihrer Heimat zu. So bestieg auch *Akáinix* mit seinen Schwestern das Kanu. Sie schlugen die Richtung nach dem Süden ein, wo ihre Verwandten wohnten. Mehrere Tage mußten sie fahren, denn der Weg war lang. Doch als sie sich jenen Hütten näherten, die ihre Verwandten bewohnten, nahmen sie davor erst kurzen Aufenthalt. *Akáinix* blieb hier zurück, er legte sich auf den Erdboden, streckte sich lang aus und stellte sich tot. Sein Weib, die *Hánuxɣkuxipa*, und alle seine Töchter bemalten sich

den ganzen Körper schwarz, wie es für tiefe Trauer gilt. So [hergerichtet] traten sie in die Hütte ihrer Verwandten ein. Bestürzt fragten diese alsbald: „Wo ist denn *Akáinix* geblieben? Warum kommt ihr in Trauerbemalung?" Die Mädchen erwiderten sehr betrübt: „Unser Bruder ist soeben gestorben, nicht weit von hier. Da draußen haben wir ihn liegen gelassen, ganz nahe dieser Hütte. Deswegen haben wir uns Trauerbemalung angelegt!" Nach diesen Worten der betrübten Mädchen standen einige Männer unverzüglich auf und gingen dorthin, wo der alte *Akáinix* lag. Bald brachten sie ihn herbei und legten ihn in ihre Hütte. *Akáinix* selber hielt sich andauernd genau so, als wäre er wirklich tot. Angesichts dessen bereiteten sich die andern Leute auf ein *yamalaiemáina* vor. Sämtliche Verwandten kamen hier zusammen, weinten laut und sangen mehrere Tage hindurch.

Inzwischen machten sich einige verliebte Männer an des *Akáinix* Frau und Schwestern heran. Sie begannen mit Liebeleien, waren diese Weiber doch überaus schön. Jene Männer liebkosten sie und schliefen mit ihnen. *Akáinix* lag zwar völlig regungslos da, doch beobachtete er sehr genau alles, was vorging. Mit alledem waren bald einige Tage verflossen. Da drangen schließlich jene verliebten Männer in die Mädchen und begehrten sie zu Frauen. Lange genug hatten sie bereits ihre Liebeleien mit ihnen getrieben. Des *Akáinix* Weib und Schwestern hatten sich zu allem hergegeben; sie wußten ja, *Akáinix* ist nicht tot und wird sich gründlich rächen. Jene Männer benahmen sich immer deutlicher derart, als gehörten ihnen bereits jene Frauenspersonen wie Gattinnen.

Eines Tages nun begaben sich jene verliebten Männer auf die Jagd, in den Hütten rundherum war das Fleisch bereits ausgegangen. Sie planten, nach Kormoranen auf den naheliegenden Felsen zu suchen. Ihre [weiblichen] Verwandten, die *kimǫa* und *lâruχ*, die *ištkuî* und *wipatuχ* blieben bei dem Weibe und den Schwestern des *Akáinix* zurück.

Nachdem jene Männer sich reichlich weit von der Hütte entfernt hatten, erhob sich *Akáinix* ganz unbemerkt und eilte ihnen nach. Doch schlug er eine andere Richtung ein. Er erreichte früher jene Felsen dort, auf denen die Männer nach Kormoranen jagen wollten. *Akáinix* brachte hier die vielen Vögel in Aufregung und erschreckte sie. In Mengen flogen sie auf, kreisten einige Zeit in der Luft herum und zogen dann weit hinaus auf die See. Er selber versteckte sich dort in der Nähe. Von weitem schon beobachteten jene Männer, wie alle Vögel von jenen Felsen aufflogen. Sie sagten: „Ohne Zweifel läuft dort irgend ein Mann herum; denn alle Kormorane fliegen auf, kreisen in der Luft, steigen auf und nieder und ziehen schließlich weit in die See hinaus. Wer könnte jener Mann dort wohl sein?" Inzwischen kamen sie jener Stelle nahe, doch die Kormorane schwebten weit draußen über den Wellen.

Ganz unerwartet trat *Akáinix* plötzlich aus seinem Versteck heraus und stellte sich vor die Männer. Diese erschraken sehr, als sie sich völlig unvermittelt dem *Akáinix* gegenüber sahen. Augenblicklich leuchtete allen auf, was ihnen nun widerfahren würde. *Akáinix* redete sie an: „Ihr seid wohl hierher gekom-

men, um Kormorane zu jagen? Alle Tiere sind davongeflogen. Nur dort, an jener Stelle, nicht weit vom Ufer entfernt, gibt es noch sehr viele, dicht nebeneinandergestellt. Tretet nur furchtlos ins Wasser hinein, der Meeresgrund ist flach!" Das befolgten die Männer sofort, als hätten sie alle Überlegung verloren; vor Angst und Schrecken wußten sie überhaupt nicht mehr, was sie taten. Sie schoben sich weit ins Wasser vor, um den Kormoranen ganz nahe zu kommen. Sobald sie weit genug drinnen waren, daß sie sich nur noch mühsam bewegen konnten, schwang *Akáinix* geschickt seine starke Schleuder und tötete alle Männer. So rächte er an ihnen sich selber, sein Weib und seine Schwestern.

Unverzüglich eilte er zur Hütte zurück. Hier ließ er nichts davon merken, daß er jene Männer sämtlich getötet hatte. Nach einiger Zeit fragten deren Anverwandte: „Warum bleiben denn unsere Männer so lange aus? Hast du sie vielleicht dort nahe jenem Felsen gesehen?" *Akáinix* erwiderte: „Gewiß, ich habe sie gesehen. Sie sind in die See hineingetreten, weil sie die Kormorane, die weit draußen schwammen, erreichen wollten. Geduldet euch etwas, sie werden wohl bald zurückkommen!" Lange noch warteten die Frauen wieder, aber jene Männer blieben aus. Nach einiger Zeit gelangten sie zu der Überzeugung, *Akáinix* selber hat sämtliche Männer umgebracht. Da übermannte sie der Zorn und sie gerieten in Wut; sie begannen damit, den *Akáinix* offen zu verdächtigen und ihm arg zuzusetzen. Dadurch wurde er aufgebracht und fing an, sich heftig zu verteidigen. Bald war ein gewaltiges Ringen der anwesenden Männer mit *Akáinix* im Gange. Er hatte einen schweren Stand, da seine Gegner zahlreich waren. Diese packten ihn wohl fest, waren aber außerstande, ihn umzubringen. Geraume Zeit würgten sie ihn herzhaft und waren bemüht, ihm das Genick zu brechen. Das gelang ihnen trotz höchster Anstrengung nicht, war er doch ein mächtiger *yékamuš*. Nur so viel erreichten sie, ihm das Genick und den langen Rücken tief nach unten zu biegen, daß er sich seitdem nicht mehr ganz gerade strecken und aufrichten kann. An diesem Ringen hat auch *Yáį* teilgenommen, der Sohn des *Akáinix*, und zwar verteidigte er seinen Vater. Die Männer würgten deshalb auch ihn auf gleiche Weise wie seinen Vater und auch ihm bogen sie das Rückgrat tief nach unten. Seitdem blieben *Akáinix* und sein Sohn *Yáį*[76] tief gebeugt und krumm bis auf den heutigen Tag."[77] Die Verwandten jener verliebten Männer, die der *Akáinix* umgebracht hat, bekamen aus jenem Ringen aber auch etwas mit; sie beschmutzten sich nämlich mit *lmi*, während sie den *Akáinix* würgten. Er war ja ein *yékamuš* und als solcher über und über rot bemalt, wie es üblich ist bei jedem *yékamuš*, der gestorben ist. Diese Vögel[78] tragen heute noch Schmutzflecken von roter Farbe auf ihrem Gefieder."

[76] Das ist der zweite, blasse Regenbogen, der zuweilen den helleuchtenden begleitet.

[77] Dieses eindeutige Mythenmotiv kennen auch die Selk'nam (Bd. I, 609).

[78] Sie wurden weder einzeln mit Namen aufgeführt noch anderweit bezeichnet. — Die Erzählung setzt den Zustand aller nach der großen Umwälzung voraus.

Diese Geschichte hat mir ALFREDO erzählt, als ich ganz allein bei ihm saß und gar keine Frauensperson sich in nächster Nähe befand. Eine Stelle deutet nämlich das *klna*-Geheimnis an, das vor Frauen streng gehütet wird. Später ist die gleiche Geschichte, in wenig verkürzter Form, von der alten MARY wiederholt worden; dabei blieb der kurze Hinweis auf die *klna*-Feier aus. Die Übereinstimmung der Bezeichnung *Akájnix* unserer Yamana mit *Ahdjnik* der Selk'nam (Bd. I, 609) ist offensichtlich, doch widmen letztere dem Regenbogen keine eigene Erzählung. BD: 15 schreibt *akajnix*, the rainbow.

a. Die Mondfrau

Man verwendet für diese mythologische Person gewöhnlich den Namen *Hánuxa*, seltener die längere und genauere Form *Hánuxɛ̨kuxipa*. Sie gilt als Gattin des *Akájnix*, als hervorragend schön und wohlgestaltet. Weder Frauen noch Männer sprechen von ihr in freundlichen Worten, am allerwenigsten letztere. Die Mondfrau übte einst einen großen Einfluß über sämtliche Weiber und durch diese auch über alle Männer aus. Jedermann mußte sich ihren Befehlen und Aufträgen fügen. Hauptsächlich kam ihre Machtstellung bei den *klna*-Geheimnissen der Frauen zur Geltung. Obwohl die *Yɑ́loɣ-tárnuxipa* in damaliger Zeit einen Vorrang hatte, spielte im *klna* immer *Hánuxa* die einflußreichste Rolle. Sie war ein übelwollendes, bösartiges Weib und offensichtlich gegen alle Männer feindselig. Bis heutigentags hat sich ihr Haß gegen diese nicht gelegt.

Über ihre Kinder äußerten meine Gewährsmänner keine genau übereinstimmende Ansicht. Der alte WAITS erzählte 1919 ganz kurz: „*Hánuxa* hat insgesamt drei Söhne besessen, die ihr bald nacheinander gestorben sind.[79] Heute stehen sie dort oben in der Nähe der Mondscheibe. Keiner der heutigen Yamana kennt mehr ihre Namen." Da jener Alte blind ist, konnte er mir die erwähnten Sterne nicht zeigen. Im folgenden Jahre erfuhr ich von MAÏZ-MILENS: „*Hánuxa* erfreute sich nur eines einzigen Sohnes. Gleich seiner Mutter war dieser überragend stattlich und wohlgestaltet. Sehr früh schon starb er. Aus Schmerz über diesen schweren Verlust machte sich *Hánuxa* zahlreiche kleine Einschnitte ins Gesicht, so daß viel Blut floß. Deshalb sieht man sie vereinzelt heutigentags noch über und über rot gefärbt, ein Zeichen ihrer Trauer.[80] Jener ihr Sohn wurde zu einem Stern, niemand kennt seinen Namen."

Zu meiner Überraschung und abweichend von der Mehrzahl der Alten vertrat WAITS die Meinung, daß *Hánuxa* die große Überschwemmung verursacht habe. Er sagte: „Wenn *Hánuxa* über und über rot gefärbt erscheint,

---

[79] Er meinte nicht das eigentliche Sterben, sondern ein Verlassen der bisherigen Daseinsweise auf dieser Erde und das daran sich anschließende Weiterleben am sichtbaren Himmelszelt.

[80] Zwei bekannte Ausdrucksformen der Trauer werden hier aufgeführt, nämlich flache Einschnitte in die Haut und Bemalung. Erstere standen bei den früheren Geschlechtern in höherer Geltung als bei den Yamana der Neuzeit.

gibt sie zu verstehen, daß sie wieder einmal über die Menschen sehr erzürnt ist" und abermals eine große Überschwemmung androht. Deshalb geraten alle Yamana angesichts dieses Zeichens in großen Schrecken." Indes nannten andere für jene Erscheinung den vorher erwähnten Grund und betonten, jener Alte habe sich geirrt; allerdings sei tatsächlich die große Flut im Anschluß an die allgemeine Umwälzung in *Yáiuaiága* hereingebrochen und die Mondfrau habe dabei eine entscheidende Rolle gespielt.

Männer und Frauen erklären übereinstimmend die Mondphasen als Ablauf der Schwangerschaft: „Erst, wenn *Hánuxa* sehr dünn und mager ist [beginnender Mond], empfängt sie eine Tochter. Dieses Kind wächst langsam in ihrem Leibe heran und wird schließlich ganz groß [Vollmond]. Nun wird das Kind geboren. Seitdem also verringert sich wieder der Körperumfang der Mondfrau, sie wird fortlaufend magerer, kränklicher und schwächer [abnehmender Mond]. Schließlich stirbt sie und ist seitdem nicht mehr sichtbar. nun aber wächst langsam die neugeborene Tochter heran. Auch diese empfängt und alles Weitere läuft dann bei ihr genau so wie bei ihrer Mutter ab."

Zwei Frauen haben mir die Mondphasen ein wenig anders gedeutet: „Langsam, wie jedes Kind, wächst auch *Hánuxa* heran, ganz langsam. Sie ist noch jung, deshalb klein und mager. Allmählich erreicht sie die Körperfülle einer erwachsenen Frau. Nun empfängt sie eine Tochter, die sie unter ihrem Herzen trägt [Vollmond]. Von da an nimmt sie ständig an Körperkraft ab, wird immer schwächer [abnehmender Mond], ja schließlich so mager, daß sie ihrem Lebensende nahekommt. Nun gibt sie ihrer Tochter das Leben. Weil sie gebiert, macht sie sich unnahbar und entzieht sich den Blicken der Menschen. Bald stirbt sie selbst. Aber ihre Tochter beginnt zu leben und zu wachsen, sie entwickelt sich genau so, wie ihre Mutter es getan. Vereinzelt steigt dieses Mondkind *Hánuxa-ɣkolan* auf diese Erde herunter. Niemandem wird es sichtbar, ausgenommen den *yékamui*. Diese sind auch imstande wahrzunehmen, wenn es nach seiner bestimmten Art schreit und weint." Entsprechend dieser Deutung sind die Erscheinungen des Neumondes eine fortlaufende Geschlechterfolge und der Wechsel des Einzelmondes ist der Werdegang einer Mutter."[42]

Von den Kindern des Elternpaares Regenbogen *Ahájnix* und Mondfrau *Hánuɣkuxipa* oder von dessen Vorfahren erzählen die Yamana weiter nichts. Sie betonen nur, daß dieses Paar bei der ersten Einwanderung gleichzeitig mit den anderen Familien hierher aus dem Osten gekommen ist.

c. *Die Sintflut*

Mehrmals ist schon auf eine allgemeine Überschwemmung hingewiesen worden, von der jeder Erwachsene eine gute Kenntnis hat. Diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß sich in den Mitteilungen einiger Missionare

[42] Diese Anschauung wiederholt sich genau bei den Selk'nam (Bd. I, 681).

schwache Andeutungen dieses Glaubens finden. Bei Gusinde (g): 54 liest man: „Creen en una época de grandes mareas y cuando las aguas cubrían buena parte del país, llegó flotando una caja y se detuvo en la cima de una alta montaña. Esa caja contenía una pareja de fueguinos, pequeños, completamente iguales a los de hoy, la que procreó hombres muy grandes, y más tarde, estos gigantes procrearon, otra vez, gente chica, igual a los fueguinos actuales. Entonces estalló una disputa entre los grandes y los chicos, matando y destruyendo estos últimos a aquéllos, y quedando, así, sólo la raza que hoy conocemos. Se ve, pues, que estas tribus ... tienen la idea de un diluvio." Abgesehen von dem bloßen Hinweis auf eine allgemeine Überschwemmung, kann ich für diese ganze Angabe nur starkes Mißtrauen aufbringen; denn ähnliche Vorstellungen sind mir dort nicht begegnet. Verläßlicher drückt sich Bridges (a): 211 aus: „They have a tradition of the flood ... Their tradition of the deluge is very whimsical and indistinct. The sun was submerged in the sea, the waters rose tumultuously, and all lands were submerged, save a lofty mountain where a few individuals had taken shelter." Nach Martial: 213 erklären sich die Yamana jene allgemeine Überschwemmung „par la chute du soleil dans la mer; celle-ci s'est retirée depuis et n'a laissé, comme trace de son passage sur la terre, qu'un petit lac que l'on voit encore dans les environs d'Ushuaia. La véracité du fait est suffisamment établie à leurs yeux par la présence d'ossements de baleine trouvés autrefois dans ce lac, qui est actuellement à 10 m environ audessus du niveau de la mer. La conservation de l'espèce humaine a été assurée par la fuite d'un homme et d'une femme, qui auraient trouvé, avec leur pirogue, un refuge sur une haute montagne." Wertvoll ist in dieser Darstellung, daß die Sintflut im Zusammenhange mit der allgemeinen Umwälzung dasteht, mag diese Verbindung noch so undeutlich durchscheinen. Sugar Spears: 76 weiß zu berichten: „They had a tradition that in by-gone years a great flood raised the waters to the level of certain lines on the mountains, to which they point the traveller." Wirklich, gewisse Zeichen an einigen Bergspitzen, die unsere Yamana als Überbleibsel von jener allgemeinen Überschwemmung her deuten, erinnern sie selber immer wieder an die alte Mythe und sie sprechen darüber mit jedem, den sie auf ihre Berge hinweisen. Mehrmals habe ich persönlich das erlebt und bin dabei mit den Grundgedanken jener Erzählung vertraut gemacht worden.

Der alte Waapo hat als erster mir 1919 erzählt: „Die große Flut hat die Mondfrau *Hánuxa* verursacht. Das war zur Zeit der allgemeinen Umwälzung in *Yáxuloga*. *Hánuxa* war voller Haß gegen die Menschen, am meisten gegen die Männer, die sich des *kina* der Frauen bemächtigt hatten. Damals ertranken alle Leute, ausgenommen jene wenigen, die sich auf fünf Bergspitzen retten konnten, über die das Wasser nicht hinausragte. Kaum hatte sich die große Flut verlaufen, stiegen jene wenigen Leute von den Bergspitzen an den

* Die Teilnahme (Bd. I, 681) wissen mehr von der Mondfrau zu erzählen. In bedeutungsvollen Einzelheiten weichen ihre Ansichten von dem ab und in anderen stimmen sie mit dem überein, was ich bei unseren Yamana erfahren habe.

Strand unserer Kanüle herunter und unser Land bevölkerte sich von neuem." In dieser Darstellung ließen verläßlichere Gewährsmänner den Hinweis nicht gelten, die große Flut wäre durch die Mondfrau verursacht worden.

Trotzdem spricht eine andere Variante, die COJAZZI: 105 aufgezeichnet hat, deutlich dafür: „Una tribù di Yagan presso Ushuaia racconta che una volta la luna cadde nel mare, motivo per cui l'acqua s'innalzò tanto che solo la cima di un monte emerse, sopra la quale gli uomini ed animali più lesti si salvarono. Quando poi la luna tornò in cielo, le acque si riabbassarono ed allora quegli uomini ed animali, discesi dalla montagna, trovarono nella laguna sottostante una balena morta, di cui si cibarono." An diese schließt er noch eine andere Fassung an: „Questa leggenda è variata alquanto da altri Yagan all'ovest di Harberton. Alcuni uomini ed animali non si salvarono sulla cima di un monte, ma sopra l'isola Cable la quale, staccatasi dal fondo del mar, andò galleggiando come una grande barca,[32] fino a che, quando la luna ritornò in cielo, si radicò di nuovo al suo fondo marino."

Im Januar 1920 habe ich von ALFREDO, CHARLIN und RICHARD, im Beisein einiger junger Männer, folgende Fassung erfahren: „Die sehr empfindliche *Lḗxuwakipa*[33] fühlte sich durch die Menschen beleidigt. Aus Rache ließ sie sehr viel Schnee fallen. Eine ungeheure Eismasse überdeckte schließlich die ganze Erde. Als diese dann zu schmelzen begann, gab es so viel Wasser, daß die Erde vollständig überschwemmt wurde. Jenes Weib trug sich mit der Absicht, die ganze Welt und alle Menschen zugrunde zu richten. Die Vereisung vollzog sich gerade zur Zeit der allgemeinen Umwälzung in *Yáŋasáŋa*, als die Männer ihren Kampf gegen die Weiber führten und sich des *kina* bemächtigten. — Vgl. hierzu: *Lḗxuwakipa wátuwa* auf S. 1232.

Nach jener Vereisung wurde die ganze Erde überschwemmt. Das ungeheure Wasser stieg ständig und schnell an. Alle Leute eilten zu ihren Kanus und setzten sich hinein, sie wollten sich retten. Das Wasser stieg immer höher, erreichte sogar die Bergspitzen und überdeckte eine nach der andern. Schließlich ragten nur noch fünf Bergspitzen über die große Flut hinaus. Außerordentlich schnell kam die gewaltige Überschwemmung und schlug hohe Wellen, deshalb konnten die Leute sich nicht mit Nahrung versehen: viele erreichten nicht einmal ihr Kanu und fast alle Menschen gingen in der ungeheuren Flut unter. Unbeschreiblich war die Not allerorten. Wer nicht zeitig genug in sein Kanu flüchten und sich an geschützter Stelle festhalten konnte, für den gab es keine Rettung.

Glücklich waren jene Leute, die mit ihren Kanus eine jener fünf Bergspitzen erreichten, die über alles Wasser hinausragten. Dort fanden sie Sicherheit. Jene Bergspitzen sind [1] *Uúlaka* in der heutigen Bahía Packsaddle, an der Península Hardy. Hoch oben sieht man noch breite Querstreifen, die anzeigen, bis zu welcher Höhe die große Flut von damals hinaufgereicht hat. [2] *Wêmar'wuja*, gegenüber der Isla O'Brien. Hier gewahrt man einen Ein-

[32] Hier wiederholt sich ein Motiv, das früher in Ovvra (g): 54 erwähnt worden ist (S. 1154).

[33] Gemeint ist der kräftige, rostbraune Brillenibis, Theristicus melanopis.

schnitt, der um den ganzen Felsen herumreicht. Er ist dadurch entstanden, daß man hier viele Kanus anfänglich festgebunden hatte, von denen fast alle trotzdem zugrunde gegangen sind. [3] *Aŋwáratulḗra*, in einem verborgenen Winkel des Estero Ponsonby. An dieser Stelle steckt heutigentags noch ein dicker Pfahl, an dem damals einige Kanus angebunden waren. Dieser dicke Pfahl ist zu Stein geworden; denn sehr lange schon ist es her, daß er dort steht. [4] *Wēlalánux*, auf Isla Gable. Die hohe Spitze dort ragte früher weiter hinauf. Da starke Wellen andauernd gegen sie anschlagen, ist sie beträchtlich niedriger geworden. [5] *Piatulḗra*, zwei steile Anhöhen zu beiden Seiten der Mündung des Rio Douglas. Heute weisen sie nicht mehr die gleiche Höhe wie damals auf, als die große Überschwemmung alles Land bedeckte.

Nachdem jene gewaltige Flut ihren höchsten Anstieg erreicht hatte, daß eben nur noch die genannten fünf Spitzen herausragten, hielt sich das Wasser auf dieser Höhe durch ganze zwei Tage. Danach fiel es schnell ab und verlief sich. Nur wenigen Familien war es geglückt, sich zu retten; fast sämtliche Yamana ertranken. Nachdem die große Flut sich verlaufen hatte, begannen jene wenigen Leute damit, wieder ihre Hütten am Strande aufzurichten. Seit jener Zeit befehlen die Männer den Frauen."

Nachdem ich diese Geschichte erfahren hatte, kam ich am folgenden Tage mit Alfredo nochmals auf den gleichen Gegenstand zu sprechen und fragte bestimmt: „Wer hat denn die ungeheuren Wassermassen geschickt? Verfügte die *Lḗxuxakipa* wirklich über solch ausgedehnte Macht?" Der Alte erwiderte bestimmt und überzeugt: „Eigentlich war es der starke *Watayinéixa*, der die allgemeine Überflutung hat kommen lassen; ihn hat die *Lḗxuxakipa* dazu bewogen. Letztere wünschte die ganze Welt zugrunde zu richten. Jedenfalls hat sie es bei *Watayinéixa* erreicht, daß die große Flut hereingebrochen ist."

Hier sei eingefügt, daß ich bei dieser Gelegenheit nichts Näheres über die Person des *Watayinéixa* erfahren konnte. Auffällig zaghaft ist mir dieser Name bekanntgegeben worden, gleichsam als wäre er meinem Gewährsmanne unbewußt und wider Willen entschlüpft; er verweigerte mir jeden weiteren Aufschluß, trotz wiederholter Bitten. Später gab ich mir über dieses seltsame Verhalten volle Rechenschaft. Damals aber, unter dem Eindruck der verdutzten Gesichter, als der Name *Watayinéixa* gefallen war, verlor ich in etwa die Fassung; ich konnte nicht begreifen, aus welchem Grunde Alfredo mir weitere Erklärungen vorenthielt. So glaubte ich schließlich, die Sintflutgeschichte wäre den Yamana von einem Missionar übermittelt worden und ihre Unsicherheit in biblischen Dingen mir gegenüber hätte jene Verlegenheit bei ihnen bewirkt, die ich in ihrer aller Mienen las. Diese Deutung vermerkte ich auch getreulich in meinem Tagebuche. Später schwanden meine Zweifel in dieser Sache. Im besonderen für die Ursprünglichkeit der Sintflutmythe spricht, daß weder Alfredo noch Maizmurro mit irgendeiner Missionsstation eine nennenswerte Fühlung hatten. Letzterer hat mir zwei Jahre später, nämlich 1922, den ganzen Inhalt jener Flutsage, wie ich sie soeben

dargelegt habe, bestätigt. Allerdings hat er seinerseits einen unmittelbaren Einfluß des *Watauinéiwa* auf die allgemeine Überflutung nicht offen ausgesprochen, ihn aber als einen mittelbaren zugegeben.

In einem einheitlichen Wortlaut haben die Yamana die alte Sintflutmythe nicht aufbewahrt, obwohl am Grundgedanken nichts geändert wurde. Den Zustand einer gewissen Unsicherheit hat auch Fred Lawrence erkannt und mir einmal erklärt, daß diese Mythe, wie er es seit seiner Kindheit beobachten konnte, niemals von den einzelnen Personen übereinstimmend und nach einheitlichem Wortlaut wiedergegeben worden ist. Kleinere Abweichungen treten immer wieder auf. Er selber ist deswegen noch nicht darüber zur Klarheit gelangt, ob der allgemeine Brand, bei dem der alte Sonnenmann der Erde näher war und alles in Flammen aufgehen ließ, und die große Überschwemmung zeitlich in etwa zusammenfallen. Auf die Selk'nam sei vergleichshalber hingewiesen (Bd. I, 625). Sie besitzen ebenfalls eine Sintflutmythe, die in den Grundgedanken mit dieser übereinstimmt, jedoch in einigen Teilen nicht klar ist.

η. Herkunft dieser Persönlichkeiten

Die Mythen sprechen es ganz deutlich aus, daß die ersten Besiedler des heutigen Yamana-Gebietes als erwachsene Leute eingewandert sind. Über ihren wirklichen Ursprung indes, d. h. über ihren Ausgangspunkt und über die Art ihres Entstehens sagen sie nichts. Das eigentliche Gebären wurde erst durch *Ygálax* eingeführt und seitdem gibt es wirkliche Menschen. Wie aber jene ersten Heroen oder Vormenschen entstanden sind, davon haben die Yamana keine klare Vorstellung. Um so bestimmter aber treffen sie eine deutliche Unterscheidung zwischen jenen beiden Gruppen.

Als ich eines Tages den erfahrenen Maiekkens befragte, wie wohl jene Persönlichkeiten von damals auf die Welt gekommen wären, erwiderte er mir nach einer beträchtlichen Pause ernsten Nachdenkens: „Es ist nicht das erste Mal, daß ich vor dieser Frage stehe. Als junger Mann bin ich zum *kina* zugelassen worden; dort hat man mir [durch die Umwälzungsmythe] offenbart, wie alle Tiere geworden sind. Seitdem habe ich dann und wann mich selber und auch andere, vor allem die berühmten *yékamal* und erfahrene Greise gefragt; doch keiner wußte mir Antwort zu geben, wie jene Leute [die nachher sich in Tiere umgewandelt haben] entstanden und warum sie hierher gekommen sind. Also bin ich darüber bis heute noch nicht im klaren, obwohl ich selber lange nachgedacht und oft nach Antwort auf diese Frage gesucht habe. In jener Zeit hat ja auch *Táruxulém* die ganze Welt und alle Tiere verbrannt. Wie aber nachher alles wieder in Ordnung gekommen ist, wie das Land sich neu mit Pflanzen und Tieren belebt hat, wer schließlich das große Feuer gelöscht hat — das alles wissen wir nicht. Mehrmals habe ich in früheren Jahren darüber die am meisten erfahrenen Yamana befragt, keiner war imstande mir zu helfen."

Bei einer anderen Gelegenheit, im März 1923, kam ich im Kreise alter

Männer wieder darauf zu sprechen, wie nach ihrer Ansicht die Herren und die ersten Tiere entstanden wären. „Ihr erzählt", so forderte ich sie förmlich heraus, „daß Watmpitdjaw alles Getier (bild) in Yámatága gemacht habe. Gut, aber wie sind die Menschen damals geworden?" Man gab mir zur Antwort: „Wir wissen das nicht genau. Sehr lange Zeit zurück war selbstverständlich Watmpitdjaw da; denn es war ja der Himmel da und zwar über der Erde, dort wo die Wolken sind. Dort hat sich Watmpitdjaw immer aufgehalten. Als Lôm und Hánaya und Akájaix noch hier unten auf der Erde wandelten, waren sie selber damals genau so wie wir Menschen von heute. Vor ihnen war aber schon Watmpitdjaw da, weil es bereits jenen Himmelsmilt gab, das wir dort oben sehen. In jener Zeit stand das Himmelszelt der Erde hier unten viel näher als heutigentags.

In jener Zeit herrschten die Weiber; denn sie befehligten die Männer. Wie aber damals die Kinder entstanden sind, das wissen wir nicht. Weil nämlich jene Weiber die führende Rolle innehatten, legten sie sich nicht unter die Männer [ad copulam perficiendam]. So wissen wir nicht, auf welche Weise die Kinder entstanden sind. Seit jener großen Umwälzung unterstehen die Frauen den Männern. Damals hat der große Seehäs ôjdêwa (Arctocephalus australis) die Stelle [am Körper] entdeckt, an der sich die Vhâda sexualis findet; und diese hat er den Männern bekannt gegeben. Er sagte: „Wir inculcum immittat membrum suum mulieri succubae!" Seitdem also die Männer über die Frauen befehligen, legten sich jene auf diese, sie empfinden große Lust und so entstehen Kinder. In gleicher Weise verhalten sich die Yamana auch heute noch. Wie aber Lôm und die Hánaya und alle übrigen, die jetzt als Sterne dort oben stehen, entstanden sind, das wissen wir nicht. Lange vorher war Watmpitdjaw und auch das Himmelszelt da.

Bei jener großen Umwälzung, in der sich die Männer gegen die Frauen erhoben, die das Kina-Spiel aus dem Norden hierher mitgebracht hatten, stieg Lôm mit allen anderen seiner Familie zu den Himmel hinauf, wo sie heute noch stehen. In dieser Zeit hat ein Weib versucht, ob sie eine Hagôlâla werden und sich umwandeln könnte. Lange bemühte sie sich und schließlich gelang es ihr. Seitdem hält sie sich unter der Erde auf. Wie ihr das gelungen ist, können wir nicht erklären. Seitdem hat nun jenes Weib noch viele andere Hagôlâla hervorgebracht und zwar jedesmal, wenn sie mit einem Manne schlief. Sie selber wählte sich einen jener Männer aus, mit dem sie zu schlafen wünschte, erregte ihn [Vhâdius sexualis] und so entstand ein Kind."

Diese Darstellung betont deutlich einen Unterschied zwischen jenen Persönlichkeiten, die als erste Bewohner der Kap Hoorn-Gegend aufgetreten, und den eigentlichen Yamana, die auf sie gefolgt sind. Die Entstehung der ersteren kennen unsere Feuerländer nicht. Seitdem der Sitz der Vhâda sexualis und die Vereinigung der Geschlechter per copulam entdeckt worden ist, vollzieht sich die Empfängnis und das Gebären, es entstehen Kinder und das sind die eigentlichen Menschen, die als solche getrennt von den früheren Hervorgegangenheiten dastehen und eine spätere Bevölkerung in dieser Gegend bilden.

2. Die Kulturbringer

Begonnen nun ist der Lobpreis des Wohltäters, den die alten niedergelegten Mythen zeichnen. Weit mehr entwickeln sich die Umgua deutlicher, wie im einzelnen ihre eigene Lebensform und ihr täglicher Besitz entstande gekommen sind. Außerordentlich bedeutsame Erfindungen und wichtige Regeln für das Gemeinschaftsleben, welche die Eigenart dieser Frauenstämme begründen, führt man auf die Yglisq-Familie zurück, deren Mitglieder im vollsten Wortsinne als Kulturbringer anerkannt werden müssen. Der Jüngste in dieser Familie tritt hervor und wirkt vielfältbedeutender als seine Geschwister.

Im allgemeinen sind die Umgua stolz auf die Yglisq-Familie, weil sie Großes geleistet und vieles gebracht hat. Eine beliebte Persönlichkeit ist der jüngere Yglisq nicht, er wird im Kreise der Erwachsenen sowohl nur selten erwähnt. Die Jugend macht man mit ihm erst dann vertraut, wenn sie herangereift ist. Ausführlich wird dem einfachen im Alltage von dieser Familie erzählt. Dabei gebrauchte man beispielsweise die Wendung „Wie wir Umgua uns verhalten sollen [gewisse sind die überlieferten Lebensgewohnheiten und Sittenvorschriften], hat Yglisq uns vorgemacht!" Mit diesen Worten will man kennzeichnen, wie vielfältbedeutsam seine Person und wie bedeutsam alles ist, was er eingeführt hat. Man stellt ihn einfachhin hin als den Überbringer der Sonnensorgen, die Wurzelgräben selber für die Umgua erlassen hat. Allerdings wirkt sich diese Vorsorglichkeit im praktischen Leben nicht merklich aus. Die Mühlchen erfahren von den unendlichen der Mitmenschen (S. 758). Die vollständige Reihe der Yglisq-Geschichten wiederholt man im Kino.

Angesichts dessen befremdet es nicht, daß früheste Reisende über diese mythologischen Persönlichkeiten kurze Worte erfahren haben. Einzig Sorgenstein 101 verzeichnet sehr knappe Andeutungen gemacht: „Yglisq, o Yaghan, was a woman who invented arrow-heads. Two brothers and a sister. Brothers used to kill seal with pointed stick. Sister thought and invented arrow-head. Sister saw day put arrow-head at end of spear. When she died, Yglisq went up to heaven, and is now a star." In längeren Ausgrabungen mit den ältesten Männern habe ich dies erfahren, was ich nach freier, eigener Anordnung hier folgen lasse. Frauen vermochten es aus begreiflicher Abneigung, von ihm zu sprechen.

a. Die Yaghan-Familie

Im einleitenden Gesange der Umgua stehen die beiden Brüder Yglisq als ganz überragende Persönlichkeiten da, als außerordentlich klug und in jeder Hinsicht geschickt, mit reichen Erfindungsgaben ausgestattet und voller Tätigkeitsfreudigkeit. All das gilt weit mehr für den jüngeren Yglisq, der seinen älteren Bruder in allem und jedem sogar noch übertrifft. „Ihre ältere Schwester, die Yglisq-Schwester war eigentlich die allerklügste Person. Sie übte großen Einfluß auf ihre beiden Brüder aus und stand ihnen in allem bei, denn sie war hochbegabt und sehr geschickt, in allen Dingen hervorragend tüchtig. Zu ihnen gehörten auch zwei Schwestern (S. 1176); sie-

mand erinnert sich zwar ihrer Namen, noch dessen, was sie geleistet haben." Auch erwähnt man ihrer aller Mutter (S. 1182), nicht aber eigens den Vater.

Bei wiederholten Gelegenheiten wurde mir nachdrücklich versichert, die *Ygâlay*-Familie „sind die ersten Menschen." Weiter oben (S. 1144) wurde schon einmal von einer ersten Besiedlung gesprochen. Sie umfaßt Wesen, die zu Gestirnen und zu Tieren geworden sind. Wenn hier abermals von "ersten Menschen" gesprochen wird, so will man damit nur zum Ausdruck bringen, daß die *Ygâlay* eben vor dem Zeitalter der eigentlichen Menschen dagewesen sind. Diese *Ygâlay* gelten selber nicht als Menschen im strengen Wortsinne, dennoch fehlt ihnen eine Verbindung mit den Persönlichkeiten, die sich um *Lêm* gruppieren. Das vorausgegangene Zeitalter erscheint gleichsam als abgeschlossen und die *Ygâlay* ihrerseits erfüllen mit ihrem Auftreten eine erwartige Daseinsweise als Vorbereitung für die der eigentlichen, wirklichen Menschen.

Dann erzählt man weiter: „Die *Ygâlay*-Familie hat lange Wanderungen durch die weite Welt vollendet, bis sie endlich hierher kam, wo wir Yamana heute leben. Hier nun begannen sie mit vielerlei Arbeiten. Als bald die [eigentlichen] Menschen auftraten, die hier [an Ort und Stelle] geboren wurden, da lernten die *Ygâlay* sie an, wie sie sich in allem einrichten, wie sie sich gegeneinander verhalten, wie sie miteinander verkehren sollten. Auch zeigten die *Ygâlay* den Leuten allerlei Gerätschaften und Gebrauchsgegenstände, Waffen und Werkzeuge und lehrten sie, alle diese Dinge erfolgreich zu handhaben. Sie waren ja sehr fähige Männer, deshalb erfanden sie die verschiedenen Waffen und Handwerkszeuge, deren wir uns bis heutigentags beim Jagen und Fischen, beim Sammeln und Töten der Tiere bedienen. Sie zeigten auch, wie man die Tiere im Wasser und auf dem Lande erwischt, die großen Wale und Seelöwen, die Fischotttern und Fische, die vielen Vögel, die Schalentiere und Krustentiere, wie man ihnen das Fell abzieht und sie genießbar macht, wie man das Feuer verwertet und zubereitet. Alles das haben die *Ygâlay* erfunden und den Menschen mitgeteilt. Am geschicktesten war der *Ygâlay*-ôrumpipe und der jüngere Bruder übertraf wieder bei weitem den älteren. An ihnen schon läßt sich erweisen, daß ein jüngerer Bruder oft schlauer und fähiger ist, als sein älterer Bruder."

Über die hier gelieferte Personenbeschreibung sind alle Yamana einer völlig übereinstimmenden Meinung. Die Erzählungen, die man sich anschließen, beherrscht fast jeder erwachsene Yamana mehr oder weniger gut.

β. Die Erfindung des Feuers

Man erzählt: Einst hatte sich der ältere *Ygâlay* viele kleine Steine zusammengetragen und unterhielt sich damit, diese gegeneinander zu schlagen. Auch ein guter Ignâlî (S. 392) befand sich darunter. Als er diesen gegen einen anderen Stein schlug, sprang ein kleiner Funke heraus. Überrascht dadurch, schlug er nacheinander jene Steine gegeneinander und jedesmal sprangen

Funken kamen. Eilig griff er nach einer Handvoll ganz trockener Daunenfedern. Diese legte er auf die Erde. Abermals begann er damit, aus dem Igeltell einen Funken herauszuschlagen. Er achtete sich darauf und schlug in bestimmter Richtung, daß der Funke in die Daunenfedern sprang. Diese begannen zu glimmen, entzündeten sich und bald schlug eine kleine Flamme hoch. Nun holte Ygdlay schnell Reisig und Holz herbei und legte alles darüber. So entstand ein großes Feuer. Es wärmte gar angenehm. Während emsig und fleißig Ygdlay damit begann, Wasser darüber zu erhitzen, damit die Menschen es mühelos benützen könnten, sann er darüber nach, wie er diesen Fremden glaubhaft machen könnte, daß es ihnen nützlich wäre, die Felle zu trocknen, Riemenstücke und Sehnen zu klopfen oder gerade zu richten.

Noch während viel der Gäste Ygdlay zu: „Das Feuer ist wirklich unentbehrlicher geworden und schafft sehr viel. Lassen wir es andauernd brennen, daß es nie erlischt. Einmal angezündet, soll es sich von selber ständig unterhalten, damit die Menschen es mühelos benützen können. Sie sollen sich nicht anstrengen brauchen, es jedesmal [in jedem Notfalle] neu anzufachen oder es mühselig mit Holz zu speisen!" Diese Worte veranlaßten den jüngere Ygdlay und die verwirrten ihn in Nachdenken. Nun grübelt darüber nach, was wohl dieser Fremde glaubt. Er erwiderte ihm ungefähr: „Mir dem, was du wünschest, bin ich nicht einverstanden. Viel besser ist es, die Menschen müssen sich anstrengen. Jeder soll sich ehrlich um das Feuer bemühen und es sorgsam hüten. Was ein jeder von neuem das Feuer anfachen, wenn er es hat ausgehen lassen. Die Menschen sollen arbeiten!" Ungehalten griff er nach einem langen Stocken, stocherte damit in der Glut herum und streute die glimmenden Holzscheite auseinander. Bald erlosch das ganze Feuer. Seitdem erlischt jedes Feuer auszudauern, das nicht ständig und sorgfältig unterhalten wird. Jedermann ist also gezwungen zu arbeiten.

Ygdlay belehrte die Menschen darüber, wie sie ein Feuer mit dem Igeltell entzünden, wie sie es anfachen und unterhalten können. Wenn erlischt das Feuer einmal ausgeht, der muß mit viel Anstrengung es abermals anzünden. Ygdlay wollte eben alle Menschen zwingen, das Feuer mit unablässiger Wachsamkeit zu hüten; wer es dann frühen Tode, dem erlischt es und er sieht sich gezwungen, nochmals ein neues Feuer anzufachen und es zu unterhalten.

9. *Die Jagd nach Vögeln*

Die Tuscana erzählen: Die beiden Ygdlay gingen an oft auf die Jagd, als ihnen Fleisch zur Nahrung fehlte. Sie töteten die Vögel regelmäßig mit ihren Schleudern. Das alles war dem älteren Ygdlay zu beschwerlich und er empfand es immer als sehr lästig. Einen Tages sagte er zu seinem Bruder: „Mir würde es besser gefallen, wie töten die Vögel allein mit dem bloßen Blick unserer Augen; ein Vogel, der scharf angesehen wird, muß sofort tot niederfallen. So sei es denn. Wer Fleisch von einem Vogel nötig hat, richte scharf seine Augen auf ihn und dieser sei damit getötet! Jedermann kann auf

diese Weise schützte seine Beute erlangen und sie auch lassen zugute?" Darauf erklärte der kleine Tapfere einen Vorsatz. Einen Tages einige Vögel verfolgen. Auf diese richtete er seinen scharfen Blick und erkannte gleichzeitig, daß sie von an Bruder Lieben. Wirklich, es gewährte es, alle diese Vögel erkennen augenblicklich bei von den ab. Hierüber freute sich der kleine Tapfere mußte und sagte: „Künftighin will es immer so sein und auch die Menschen werden wie darüber verwundern. Wer einen Vogel erkennt, damit dieser jetzt vor niederfällt, der soll dabei immer schlagenich sein! Wir empfehlen uns viele Mühen und Beschwerden, die langwierigen Leiden und vielen Gefahren." Diese Worte lassen den jüngsten Tapfere so Ohren. Sehr schlief den der Plan seinen älteren Brüdern und angefahren widerstehen es sich. Er entgegnete ihm: „Viel vorteilhafter ist es für die Menschen, die Vögel sich Waffen und Geschwindigkeit zu und sieben damit können auf die Jagd. Sie sollen sich anstrengen und List anwenden, wenn sie sich an die Vögel heranschleichen und diese überraschen, um sie zu erlegen und zu ergreifen. Es soll so sein, daß alle arbeiten und sich nützen können."

Durch diese Worte seines jüngeren Bruders wurde der kleine Tapfere sehr verstimmt, er erwiderte nichts. Am folgenden Tage machte er abermals einen Versuch, er wollte mit blankem Blick einige Vögel sehen. Eben flog ein ganzer Schwarm über das hinweg. Sofort zeigte er die Tiere hier an und erkannte, die mächtigen vor abstehenden. Diese jedoch flogen unbeschädigt weiter. Entmutigt und selbstvergessen schwatzte der kleine Tapfere diesen auch. Solchen muß auch jeder Mensch viel List und Mühe aufwenden, will er auf der Jagd einen Vogel erreichen. Nur als vorsichtig die Beute dem ungeschickten Jäger.

4. Das Erlegen der Antilope

Nun erzählt: Der kleine Tapfere hatte einst von seinen älteren Schwestern eine vorzüglich ausgebildete Harpune erhalten. Diese bestand aus vorzüglichem Eisenerz. Die verstählte diese Waffe der Zeit, dessen vorzüglichen an durch sie seine Beute und jedesmal kehrte sie in seine Hand zurück.

Einen Tages kam er wieder von der Jagd heim, befanden mit einem mächtig großen Antilopen. Diesen hatte er zuvor auf den weiten Wurf erlegt, doch war das dabei die Harpune verbrochen und verloren gegangen. Seinen jüngeren Bruder sagte der kleine Tapfere deshalb: „Wie bequem wäre es doch, hätte ich eine Harpune von der Art, daß sie wie verloren ginge und wie verbrochen schiebt! Eigentlich sollte es so sein. Beim ersten Wurf schon müßte der Antilope tot umfallen und die Waffe sollte in die Hand des Jägers zurückkehren. Auf diese Weise ersparte wir uns und den Menschen viele Mühe und Plage. Wir brauchten nun dann auch nicht eigens umherzugehen, die Harpune mühselig herzustellen. Bäume und langsam kleine jedes es Speck und Fleisch von Antilopen; wenn heute es doch den Aufwand von viel Anstrengung und List, der nun einen Antilopen erlegt." Der jüngere Tapfere hatte alles angehört. Nun aber widersetzte er sich dem Vorschlag

seine Ehrung Brudern ganz natürlichen und begreiflich erscheinen sie ihm. „So, wie die es planen, darf es niemals werden! Ihre Menschen tut es gut, daß sie arbeiten und sich anstrengen. Sehr nachdenklich ist es, daß jedermann seiner Waffen eigenhändig kundig [ehrenvolle Tätigkeit] scheint es vernünftig gelenkt, falls wir einmal jedem Manne einen Gewehr von der Art ihrer Soldaten, wie die es verwenden. Auch hat es mir Sorge, daß ein ungeschickter, unverständiger Jäger seinen Gewehr verdirbt und stiehlt. Weg die Bauernmenschen, wenn sie Schießen, unbeschäftigen Menschen die Gewehre schenken ehrlich. Jedermann soll sich ohne weiteres und anstrengen!"

Gegen diesen Worte verwandten der ihrem Tyrannen nichts einzuwenden. Sie schätzen es sich, daß ihr kostspieliges eigenes Gewehr ihr Gewehr und verlorene gehe, wenn er nicht gefunden hat, sie richtig und stehlichen zu schießen; aber sie hielten im Gleichen den Gedanken Fleißlich wenden und es schwierigen damit hat, wenn der Jäger sie nicht tüchtig genug abgewechten hat. Wer auf diese hat seinen Gewehren eingeschätzt hat, muß ohne diese wieder die Mühe aufbringen, eine andere anzufertigen.

Später übergab der Tyrann verschiedene dem Ehrung der beiden Tyrannen noch andere Waffen und Gerätschaften, nämlich den ersten Lederanzug, aus Tuchwerk Stiefel, das schwere Messer aus einer Messerschmiedschaft, den starken Knotenstock (in mit einem Stein als Hammer (S. 111), den festen Schlesischen Mörser (S. 481), den langen Schlagmesserstab abstand (S. 484) und die zusammengesetzten Schlagmesserstäbe (über einen Vergleichung (S. 485), schließlich die übrigen Geräte. Groß war seine Freude über diese Dinge; denn er sah es sich diese bestimmen, war ihm Erfolg beschieden. Deshalb schenkte er seinen schießlichen, als daß alle diese Gerätschaften wieder verbrauchen, auch sich abnützen, sie sollten wieder der Hand ihres Besitzers verschlissen, auch ihm auf seinen Weise verloren gehen. Seine Absicht war es, so schnell den Menschen die Mühe wegen bleiben, alle Gerätschaften auch neue herstellen zu müssen.

Diesen schönen Plänen des ihrem Tyrannen widersetzte sich sein Bruder ganz entschieden. Der jüngere Tyrann wurden darauf hin, die Menschen zur Arbeit zu verpflichten, jedem ungeschickten, ungeschickten Jäger sollen die Waffen verbrauchen und es soll ihnen verboten gelten, damit er keinen, geschickt zu werden; alle Gerätschaften sollen sich abnützen, damit jedermann gezwungen sei, sich neue anzufertigen. So seien jedermann beschäftigt. Auf diesen seinen Plänen bestand der jüngere Tyrann. Ihm blieb es bis heutigentage unbegreiflich vorgeht, sich mit Aufwendungen und Anstrengung um alle seine Gebrauchsgegenstände zu bemühen, sie jedesmal neu herzustellen und sie sorgfältig zu behandeln. Auf sie bei weil blieb es angewiesen bei der Jagd und bei seinen täglichen Beschäftigungen, er kann sie keinenfalls entbehren.

c. *Die Erfindung der Tyrannen*

Man erzählt: Beide Tyrannen waren sehr geschickte Handwerker. Sie hatten in langen Wanderungen durch die Welt gewandt und dabei vielen bewunder-

lernt. Auch waren sie als erste hierher in das Gebiet der Yamana gelangt. So ging es denn, die ersten Waffen und Gerätschaften in derartiger Form herzustellen und auszuprobieren, daß die eigentlichen Yamana sich ihrer mit Erfolg bedienen konnten. Ihre Schwester aber, die tüchtige Ygáliya-ámanipa überragte mit ihrem klugen Urteil und umsichtigen Blick ihre gewandten beiden Brüder noch um vieles. So übte einen bedeutenden Einfluß auf jedermann aus. Sie gab ihre Weisungen allen übrigen Weibern, die willig sich ihr fügten; diese wieder belehrigten ihre Ehemänner darauf, daß diese deren Willen in allem nachgaben. Die Schwester der beiden Ygáliy war wirklich außerordentlich geschickt, sie übertraf alle Leute an klugen Einfällen, an List und Begabung. Wenn immer es sich empfahl, half sie ihren beiden Brüdern und allen Frauen bei ihren Arbeiten. Dann war allen jedesmal ein guter Erfolg beschieden und ihre Unternehmungen brachten reichen Gewinn.

Einen Tages arbeiteten die beiden Brüder Ygáliy an einem yóhsil. Obwohl sie gewandte Handwerker waren und sich den ganzen Tag abgemüht hatten, wollte ihnen die Pfeilspitze nicht recht gelingen. Zwar hatten sie ihr scharfe Kanten mit guter Schneide gegeben; aber sie vermochten nicht anfänglich zu machen, wie diese Spitze vorzüglich am Pfeilschaft befestigt werden könnte. Die Spitze am Schaft gut zu sichern, war offensichtlich höchst bedeutsam; denn nur so erwies sich der Pfeil überhaupt als brauchbar. Die beiden Ygáliy hatten nämlich die untere Kante der Pfeilspitze abgerundet; demnach fanden die Befestigungsfäden keinen sicheren Anhalt und der Spitze fehlte es an genügendem Halt in der schmalen Kerbe am oberen Schaftende. Solch ein Pfeil diente zu nichts. Sie mühten sich sehr und versuchten immer wieder auf diese und jene Art, wie wohl die Pfeilspitze vorzüglich in den Schaft eingefassen werden könnte. Einer ganz Anzahl von Spitzen hatten sie bereits angefertigt und ergaben, aber mit keiner gelang es sich zufriedenzustellen; denn einer jede sah sehr bald keinen, eben weil sie unsere abgerundet war. Mißvergnügt sammelten sie die vielen Pfeilspitzen in einem Körbchen und hängten es in ihrer Hütte auf.

Einen Tages waren die beiden Ygáliy wieder auf Jagd ausgegangen und wollten Fleisch für ihre Nahrung erwerben. Als sie sich von ihrer Hütte schon weit entfernt hatten, nahm die Ygáliy-ámanipa jenes Körbchen mit den vielen Pfeilspitzen herunter. Sie war es nämlich nicht entgangen, wie gründlich erfolglos ihre beiden Brüder sich abgemüht hatten. Sie schlenderte die vielen Pfeilspitzen vor sich auf den Boden hin. Eine nach der anderen griff sie auf und begann damit, sie sehr sorgsam zu bearbeiten und zu vervollkommnen, damit sie gebrauchsfähig würden. An der unteren Kante schleifte sie einen ungefähr einen Ausatz heraus und zwar mit einer Tiefe von Einkerbung beiläufig, daß die Befestigungsfäden nicht abgleiten könnten. Eine jede der Pfeilspitzen verbesserte sie auf diese Art, legte alle in das Körbchen zurück und hängte dieses wieder an der gleichen Stelle auf. Am Abend kehrten ihre beiden Brüder heim; sie aber wußte ihnen nichts, daß sie selber die vielen Pfeilspitzen vervollkommnet hatte.

Verdrießlich und mißgestimmt wollten die beiden *Ygálox* am andern Tage die Arbeit an ihren Pfeilspitzen wieder aufnehmen und erproben, ob sie mit dem Schaft fest verbunden werden könnten und ob sie gebrauchsfähig wären. Sie holten das Körbchen herunter und schütteten die vielen Pfeilspitzen vor sich auf den Boden hin. Ganz überrascht nahmen sie wahr, daß die Pfeilspitzen überarbeitet worden waren; denn eine jede wies unten einen scharf abgegrenzten zapfenförmigen Ansatz auf. Mit staunenden Augen betrachteten sie diese Änderung. Sogleich begannen sie damit ihre Versuche: sie setzten eine Pfeilspitze in die Kerbe oben am Schaftende und umwickelten den Ansatz mit feinen Sehnenfasern. Wirklich, jetzt saß die Spitze zuverlässig fest im Schafte und fiel nicht mehr heraus. Nun war der Pfeil gebrauchsfähig. Da rief der ältere *Ygálox* aus: „Wer hat wohl diese Pfeilspitzen überarbeitet und verwertbar gemacht?" Der jüngere *Ygálox* erwiderte ihm: „Das kann nur unsere Schwester ausgeführt haben, ist sie ja doch viel tüchtiger und geschickter als wir es sind. Ihr gelingt jedwede Arbeit. Niemand anders als sie hat diese Pfeilspitzen verbessert und gebrauchsfähig gemacht!" Der ältere *Ygálox* gab seinem Bruder darin recht: „Gewiß, so ist es, wie du sagst, unsere Schwester übertrifft uns beide an Klugheit und Geschicklichkeit. Wir werden ihr von jetzt an unsere sämtlichen Gerätschaften übergeben, damit sie uns [bei deren Herstellung und Vervollkommnung] helfe!" Über diese zweckdienlichen Pfeilspitzen freuten sich die beiden *Ygálox* noch lange.

§ *Die Erfindung der Harpunenspitze*

Es wird erzählt: Kurze Zeit darauf begannen die beiden *Ygálox* damit, aus Knochen vom Wal lange Harpunenspitzen herzustellen. Die Knochen vom Wal sind härter und länger als die von anderen Seetieren, deshalb dringen sie besser und tiefer in die Beute ein. Eine solche Spitze setzten sie auf einen langen Schaft und banden sie daran mit schmalen Lederstreifen fest. Sogleich gingen sie damit hinaus auf die Jagd und wollten diese Waffe erproben.

Als sich ein Seelöwe näherte, warfen sie mit dieser Harpune nach ihm. Das Tier aber wurde nicht getötet, sondern nur oberflächlich verwundet. Es entwischte schnell durch Untertauchen, stieg dann bald wieder auf und entfernte sich weit vom Strande; die leichte Verwundung hatte ihm gar nicht geschadet. Den beiden *Ygálox* wollte es nicht gelingen, mit ihrer Harpune auch nur einen einzigen Seelöwen zu töten. Mehrmals schon waren sie auf Jagd ausgegangen; doch jedes Tier, das von der Harpune getroffen wurde, erhielt nur eine leichte Verwundung und entwischte mühelos. Enttäuscht und ohne Beute kehrten die beiden *Ygálox* jedesmal heim. Schon so manche Harpune war ihnen verloren gegangen. Wurde nämlich ein Seelöwe getroffen, blieb die Harpune locker in seiner Körperoberfläche stecken und er schwamm mit ihr davon. All ihr Bemühen auf solchen Jagden blieb erfolglos, die Harpunen erwiesen sich als ungeeignet.

Verstimmt wegen der vielen ergebnislosen Anstrengungen entschlossen

sich die beiden *Ygálox* eines Tages, ihre ältere Schwester zu befragen. Sie sagten zu ihr: „Woran liegt es wohl, daß unsere Harpune zwar den Seelöwen erreicht und die Spitze in seinen Körper eindringt, daß sie aber ihm nur eine unansehnliche Wunde beibringt? Es gelingt uns nicht, ihn vollständig zu töten und deshalb bekommen wir ihn nie in unsere Hände. Seit vielen Tagen kehren wir jedesmal ohne Beute heim!" Darauf erwiderte die kluge, einsichtsvolle *Ygálox-tárnuzipa*: „Bringt mir eine eurer Harpunenspitzen her, ich möchte sie einmal gründlich anschauen." Sofort holten sie eine Knochenspitze herbei und zeigten sie ihr. Sie nahm dieselbe entgegen und betrachtete sie genau. Dieses Stück lief zwar sehr spitz aus und trug am anderen Ende einen passenden Ansatz zur Befestigung, genau so wie bei der Pfeilspitze, welche die *Ygálox-tárnuzipa* verbessert hatte; deshalb war die Harpunenspitze auch in die Kerbe am oberen Schaftende sicher eingelassen und fest verschnürt. Aber die beiden Seiten der langen Knochenspitze waren glatt von oben bis unten. Da arbeitete jetzt die *Ygálox-tárnuzipa* auf der einen Seite einen großen, spitzen Zahn heraus. Nachdem ihr das gelungen war, betrachtete sie diese Knochenspitze mit voller Genugtuung. Sogleich band sie ihren Schamschurz *maiakána* (S. 406) los und schnitt davon einen langen Lederstreifen ab. Das eine Ende davon verknotete sie am unteren Ansatz der Knochenspitze, legte dann den folgenden Teil des Lederstreifens seitlich dem Schafte an und band ihn unten fest; den langen, freien Teil rollte sie auf (Abb. 35). Nun zeigte sie ihren Brüdern, wie sie diese Harpune handhaben müßten: Die rechte Hand faßt die Harpune etwa in der Mitte des Schaftes und die linke Hand hält locker den langen freien Teil des Lederriemens. *Ygálox-tárnuzipa* machte es ihren Brüdern vor, wie diese Harpune zu fassen sei. Dann sagte sie ihnen: „Beginnt jetzt damit eure Proben!"

Die beiden *Ygálox* bedankten sich bei ihrer Schwester, weil sie ihnen die Harpune verbessert und deren Gebrauch gezeigt hatte. Unverzüglich verließen sie die Hütte, sie wollten mit dieser Harpune Versuche machen und Seelöwen erjagen. Kaum hatten sie den Strand erreicht, als ein mächtiges Tier vorbeischwamm. Der jüngere *Ygálox* faßte die Harpune genau so, wie seine Schwester es ihm gezeigt hatte; als er sie schleuderte, hielt er das freie Ende des Riemens in der linken Hand fest. Wirklich drang die knöcherne Harpunenspitze dem Seelöwen tief in den Rücken ein. Augenblicklich entwirrte er unter die Wasseroberfläche. Sehr weit aber entfernte er sich nicht; denn der lange Riemen hatte sich bald gestrafft und der Zahn in der Harpunenspitze riß die Wunde um so tiefer, je stärker der Seelöwe zerrte. Der Schaft hatte sich bereits von der Spitze gelöst, hing aber mit seinem unteren Ende am Lederriemen fest und trieb auf der Wasseroberfläche. An diesem Schafte konnte *Ygálox* erkennen, wo der Seelöwe schwamm. Dieser zerrte nun nicht mehr so heftig an der langen Leine; denn die tiefe Wunde schmerzte ihn sehr und jeden Zug empfand er unangenehm. Langsam zog nun der jüngere *Ygálox* die lange Leine ein; je kürzer sie wurde, um so näher kam der Seelöwe an den Strand heran." Als er schließlich auf dem Lande lag, erschlug

ihn der ältere *Ygálox* mit einem Knüppel. Bequem und sicher hatten sie also mit dieser Harpune den ersten Seelöwen erbeutet, der ihnen viel Speck bot.

Über diesen Erfolg waren die beiden *Ygálox* wie außer sich vor Genugtuung. Den ganzen Tag füllten sie damit aus, auf Seelöwen zu jagen. Eine ungeahnt reiche Beute brachten sie zusammen. Am Abend erst entschlossen sie sich, zur Hütte zurückzukehren. Diesmal keuchten sie laut unter der schweren Last des vielen Fleisches. Überglücklich erzählten sie ihrer Schwester von den großen Erfolgen und erklärten ihr, wie sie jedesmal so schnell jedes Tier erreicht hätten und warum ihnen diesmal keines entwischt wäre.

Von diesem Tage an ließen die beiden *Ygálox* ihr ganzes Handwerk liegen; denn es bereitete ihnen unsagbare Freude, mit dieser Harpune nach Seelöwen zu jagen. Sie unterwiesen später alle Männer, wie sie sich der großen Harpune bedienen müßten. Seitdem benützen die Yamana diese Harpune mit der langen Lederleine, wenn sie eine Jagd auf Seelöwen unternehmen.

9. *Der Erwerb von Tran*

Die Yamana erzählen: Dem älteren *Ygálox* schmeckten Seelöwenfett und Walfischtran ganz besonders gut, sie mundeten ihm sehr und er war darauf wie versessen. Ängstlich war er bedacht, ständig eine reichliche Menge Tran bei der Hand zu haben. Eines Tages erwog er den Plan, alles Wasser in sämtlichen Kanälen, Bächen und Lagunen in Walfischtran und Seelöwenfett umzuwandeln. Doch sollte diese ungeheure Menge unveränderlich frisch bleiben, sich nicht im mindesten verschlechtern, nimmer den guten Geschmack verlieren und niemals zu Ende gehen. Er sagte sich: „Wäre das so eingerichtet, dann hätten die Menschen jederzeit frischen Tran bei der Hand, sie könnten sich gefahrvolle Reisen und mühevolle Jagden ersparen, sie brauchten diesen schmackhaften Leckerbissen nie zu entbehren und das Leben wäre um vieles angenehmer!"

Diese Pläne legte er dann seinem jüngeren Bruder vor und er bemühte sich, ihn dafür zu gewinnen. Der aber wollte davon nichts wissen und erwiderte ablehnend seinem Bruder: „Nie darf es so kommen, wie du es planst. Die Menschen müssen unablässig gezwungen sein zu arbeiten. Deshalb sollen die Männer auf die Jagd gehen. Haben sie Seelöwen oder Wale erlegt, richten die Frauen den Speck her; dann mögen alle den schmackhaften Tran reichlich genießen, der nach ermüdender Arbeit erst recht gut mundet. Ohne vorausgegangene Anstrengungen sei den Menschen kein Genuß gewährt!"

So mußte auch diesmal der ältere *Ygálox* mit seinem Plane zurücktreten und sich dem fügen, was sein jüngerer Bruder entschieden hatte. Bald darauf unternahm der ältere *Ygálox* einen langen Marsch, er wurde dabei sehr müde und hungrig. Auf einem Stein ließ er sich nieder und wollte etwas ausruhen.

---

[40] Hier wird sehr eingehend die Art und Weise geschildert, nach der diese große Harpune wirkt und den Erfolg sichert (S. 471). Ihre Ausführung beweist die staunenswerte Fertigkeit und Geschicklichkeit dieser feuerländischen Erfinder.

Das Erdreich aber war sumpfig und es quoll um seine Füße herum bald Wasser hervor. Da er hungrig war, kam ihm der Gedanke: „Wie günstig wäre es, wenn alles dort aufsteigende Wasser, wo ich oder wo ein Mensch seinen Fuß hinsetzt, sofort sich in Tran verwandeln würde. Da hätte jedermann reichlich, womit er seinen Hunger stillen könnte!" Auch diesen Wunsch trug er bald seinem jüngeren Bruder vor. Dieser aber entgegnete ihm ungehalten: „Dazu darf es niemals kommen! Mögen die Leute Hunger leiden, wenn sie nicht arbeiten!" Dadurch wurde der ältere *Ygálay* wieder traurig gestimmt und dieser sein Wunsch hat sich nicht verwirklicht. Hierauf ist es zurückzuführen, daß von jener Zeit an den Männern die Jagd und allen Menschen die Sorge um den Nahrungserwerb zu einem unausweichlichen Gesetz geworden ist. Das Verhalten des jüngeren *Ygálay* bei mehreren Anlässen gibt deutlich zu erkennen, daß die jüngeren Geschwister oft klüger und einsichtsvoller, aber auch eigensinniger als ihre älteren Geschwister sind.

b. Der Anfang der Libido sexualis

Die Männer erzählen sich: Eines Tages empfand der jüngere *Ygálay* starke Lüsternheit und er versuchte auf alle Art, sie zu befriedigen. In dieser Absicht bildete er einen menschlichen Leib. Darin öffnete er erst Augenhöhlen et immisit membrum suum magnum; aber er wurde nicht befriedigt. Dann öffnete er unter der Nase zwei Eingänge, aber auch hier fühlte er keinen Genuß. Dann öffnete er zu beiden Seiten die Ohreingänge, doch auch an diesen Stellen fand er keine Befriedigung. Nun öffnete er einen breiten Mund, indes auch hier empfand er kein Genügen. Er versuchte noch weiter, seine Lüsternheit zu befriedigen, nämlich in den Achselhöhlen, an den Brüsten, am Nabel; doch nirgendwo fand er Genuß. Schließlich machte er zwischen den Beinen eine Öffnung, hier endlich fand er volle Befriedigung.

Darüber belehrte er später die Männer. Diese wissen es nun seitdem ebenfalls, auf welche Weise sie ihre *Lüsternheit befriedigen können.*

c. Der Anfang der Körperbemalung

Man erzählt: Die beiden *Ygálay* lebten anfangs nur mit ihrer eigenen Schwester zusammen, keiner von ihnen besaß ein Weib. Nach geraumer Zeit aber gefiel es ihnen nicht mehr, tagsüber immer nur allein zu sein und nachts allein zu schlafen. Schließlich offenbarten sie sich der *Ygálay-ókrunjipa*: „Wie du selber siehst, stehen wir ganz allein da. Uns gefällt es nicht, noch länger auf diese Art weiterzuleben. Sei du uns behilflich, daß wir bald zu einem Weibe kommen!" Die *Ygálay-ókrunjipa* sagte zu und versprach ihren beiden Brüdern, ihnen behilflich zu sein.

Nun überlegten diese drei Geschwister, was sie wohl unternehmen könnten. Die beiden Brüder verfügten über vorzügliche Waffen und waren sehr erfahren. Deshalb brachten sie regelmäßig reichliche Beute von der Jagd

heim und schwelgten im Überfluß; große Vorräte an Fleisch lagen in ihrer Hütte. Demgegenüber befand sich *Halaiñmaua*[*] andauernd in bedrängter Lage; ihm mangelte es jederzeit an Fleisch, weil er sehr viele Weiber besaß. Ein jedes seiner Weiber verlangte heftig, die beiden *Ygálag* zu besuchen und lange auszuruhen. Als *Halaiñmaua* wieder einmal ohne allen Fleischvorrat dastand, putzte er eigenhändig ein jedes seiner Weiber außergewöhnlich schön auf; dann befahl er einer jeden, sich selber noch weiter mit Farben zu zieren und zu bemalen. Nun schickte er ein Weib nach dem andern zu den beiden *Ygálag*, damit es Fleisch bei ihnen hole. Ein jedes seiner Weiber hatte sich eigenhändig mit Farben geschmückt und mit Mustern nach eigenem Geschmack bemalt; einer unterschied sich vom andern, alle waren sehr schön.

Damit nun war eingeführt worden, sich das Gesicht und den ganzen Körper zu bemalen, *die Menschen machen sich also schön auf diese Weise* und haben daraus ihre *Freude*. Seitdem in *jener Zeit* der kleine *Halaiñmaua* seine vielen Weiber herausfordert hatte, sich mit farbigen Mustern zu schmücken, wissen sich alle Yamana dazu verpflichtet, bei gewissen Anlässen[**] sich zu bemalen. So ist es nun unumgänglicher Brauch. Jene Weiber des *Halaiñmaua* haben die schöne Bemalung, die sie sich damals angelegt hatten, beibehalten bis auf den heutigen Tag. So oft die Männer hier spielen, ahmen sie die Farbengebung und Zeichnungen im Fell und im Gefieder vieler Tiere eben dadurch nach, daß sie ihren eigenen Körper verschiedenartig bemalen.[***]

a. Der Anlaß zur ersten Menstruation

Unversehens[****] schickte der kleine *Halaiñmaua* als ersten Weib die *Tákuhkipa*[*****] zu den *Ygálag*. Sie trat in die Hütte der beiden *Ygálag* ein und stellte sich ihnen vor. Die beiden Brüder schauten sich dieses Weib lange und gründlich an. Dann sagten sie zu ihrer Schwester: „Gib diesem Weibe viel Fleisch!“ Die *Ygálag-tárunpipa* gab der *Tákuhkipa* viel Fleisch und damit war sie entlassen. Die Geschwister *Ygálag* hatten vereinbart: Die beiden *Brüder* würden jedes Weib genau anschauen und eingehend betrachten, ob es schön sei und ihnen gefalle; jedem Weibe, das ihnen nicht gefalle, solle ihre Schwester viel Fleisch geben und dadurch sei es wieder entlassen.

Nach einiger Zeit fand sich *die Lálinkipa* ein. Die beiden *Ygálag* betrachteten sie, doch gefiel sie ihnen nicht. Da übergab die *Ygálag-tárunpipa* ihr viel

[*] Das ist die kürzere Art der beiden feierlichen Bemalungen, Tanghalyan benannt.

[**] In der sich anschließenden Aufzählung werden erklärend als besondere Anlässe genannt: Besuche, Messerbe, Totenfeiern und Totenklagen, Jugendfeste und Kino-Fest.

[***] Man muß sich vergegenwärtigen, und man hat auch bei dieser Stelle eigens aufmerksam gemacht, daß alle jene Weiber ebensowenig wie die beiden Yagáns als eigentliche Menschen gelten. Erstere haben sich in Vögel umgewandelt, letztere sind mit ihrer Schwester an den Himmelsvault hinaufgestiegen, wo man sie heute noch als Sterne erkennt.

[****] In leichter Übersicht habe ich auf eigene Verantwortung die Erzählung hier gereiht. Meine Gewährsmänner haben sie ohne diese Unterbrechung vorgetragen.

[*****] Das ist die kleine Möve, Larus Scholeri.

Fleisch und damit war sie entlassen. Nun schickte der kleine *Hulušnuwa* seine übrigen Weiber ab, eines nach dem andern: die *itkui*, die *kinoa*, die *lörx*, die *wönąnim*, die *ithakuta*, die *ulpatux*, die *mallpa*, die *lánol*, die *orówr'kipa*, die *kinágu*, die *dötöhdrux*, die *čokág*[91] und manche andere; denn er hatte viele Weiber. Doch so schön sie alle waren, die eine wie die andere, keine gefiel so recht den beiden *Ygálox*. Ihre Schwester reichte einer jeden dieser Frauen viel Fleisch und damit eilten diese zu ihrer Hütte zurück. Also stellte sich die lange Reihe der Weiber des kleinen *Hulušnuwa* den beiden *Ygálox* vor, eines nach dem andern. Diese betrachteten jedes Weib eingehend, doch keines sagte ihnen zu. Noch kamen ständig andere Weiber. Jedes trat allein in die Hütte der *Ygálox*, aber ein jedes erhielt ziemlich bald reichlich Fleisch und wurde auf diese Art entlassen.

Endlich erschien als letzte die *Mákuxipa*, die schönste Frau des kleinen *Hulušnuwa*. Als sie die Hütte der beiden *Ygálox* betrat, gefiel sie diesen über alle Maßen und sie konnten gar nicht ihre Augen von ihr abwenden. Sie flüsterten ihrer Schwester zu: „Dieser Frau hier übergib kein Fleisch! Wir wollen sie in unserer Hütte zurückhalten und sie nicht mehr zu ihrem Manne heimkehren lassen. Dieses schöne Weib gefällt uns gar sehr!" Daher sagte die *Ygálox-tárnuxipa* zur *Mákuxipa*: „Setz dich nur ruhig hierher zu meinen Brüdern, beide haben dich sehr gern!" Da setzte sich die *Mákuxipa* unbefangen nieder, wie die *Ygálox-tárnuxipa* es ihr gesagt hatte, nämlich auf die Schlafstätte der beiden *Ygálox*. Diese begannen bald damit, das schöne Weib zu liebkosen. Später überredeten sie die *Mákuxipa*, sie möge bei ihnen hier in der Hütte bleiben; die beiden *Ygálox* gestanden ihr offen, wie stark sie sie verliebt seien. Ihr gefiel das alles gar sehr und sie erklärte: „Nun gut, ich werde bei euch bleiben!" Da freuten sich die beiden *Ygálox* außerordentlich, daß dieses schöne Weib bei ihnen bleiben wollte. Sie fingen sogleich damit an, ihre Lüsternheit zu befriedigen. Ihrer Schwester dankten sie besonders; sie hatte ja geholfen, jenes schöne Weib hier zurückzuhalten.

Der kleine *Hulušnuwa* wartete in seiner Hütte auf seine *Mákuxipa*; aber sie kehrte nicht heim. Nach langer Zeit endlich erfuhr er, die beiden *Ygálox* hielten sein Weib bei sich zurück, um sich zu belustigen. Das stimmte ihn über die Maßen traurig und er sagte klagend: „O weh mir! Gerade das schönste meiner Weiber haben sie überredet und mir gestohlen. Alle übrigen, die weniger schön sind, haben sie heimziehen lassen, nachdem sie ihnen viel Fleisch übergeben hatten. Wie schmerzlich vermisse ich meine schöne *Mákuxipa*!" So klagte der kleine *Hulušnuwa* unaufhörlich.

Die beiden *Ygálox* vergnügten sich weiter mit der *Mákuxipa*. Auch ihr gefiel es sehr in der Hütte der beiden Brüder. Abwechselnd schliefen sie mit ihr und waren sehr froh, daß[92] sie nicht länger entbehren zu müssen.

---

[91] Hier sind nur einige Namen in der verkürzten Form ohne die Genus-Bezeichnung *-kipa* und ohne die genauere zoologische Bestimmung angeführt worden; es fehlen überflüssige Wiederholungen erspart.

[92] Genauer ist ein häufiger und freier Verkehr zu gegenseitiger Befriedigung, so dem

Eines Tages, in aller Morgenfrühe, ging der ältere *Ygálox* in den Wald, er wollte Tiere jagen und Holz sammeln. Sein Bruder blieb auf seiner Schlafstätte ausgestreckt, an seiner Seite lag die schöne *Mákuxipa*. Da der ältere *Ygálox* abwesend war, überließen sie sich ihrer grenzenlosen Lust. Den ganzen Tag verbrachten sie auf der Schlafstätte und sie dachten gar nicht daran, endlich aufzustehen. Viel zu schnell für sie war der Tag vergangen und erst als es dunkelte kehrte der ältere *Ygálox* heim. Vorsichtig und unbemerkt näherte er sich der Hütte. Da wurde er dessen gewahr, daß jene beiden sich noch immer auf dem Schlaflager liebkosten und herumwälzten. Das machte ihn neugierig. Nun horchte er scharf auf; er wollte erfahren, was sie miteinander redeten. Da hörte er, wie die *Mákuxipa* dem jüngeren *Ygálox* zuflüsterte: „Membrum tuum mihi summopere placet. Tantum est quantum replest vaginam meam. Rubrum est sicut *máku*.[*] Frater tuus membrum minutum habet, quod me non ita irritat. Ecce, multo magis membrum magnum tuum mihi placet quam fratris tui. Tecum tempus diuturnum concumbere malo." An diesen Worten ergötzte sich der jüngere *Ygálox*. Sein älterer Bruder, der draußen gegen die Hütte gelehnt stand, lauschte aufmerksam und verstand ganz deutlich, was jene beiden sich zuflüsterten.

Nach einiger Zeit trat er endlich in die Hütte ein. Die schweren Holzklötze, die er mitgebracht hatte, warf er ab und setzte sich sogleich ans Feuer; denn starker Regen hatte ihn gänzlich durchnäßt. Unauffällig rückte nun der jüngere *Ygálox* ein wenig von der *Mákuxipa* ab, doch blieben beide noch weiter auf der Schlafstätte liegen. Geraume Zeit schon hatte sich der ältere *Ygálox* am Feuer durchwärmt, endlich redete er das Weib im Tone arger Verstimmung an: „Wie kannst du nur seit heute morgen bis jetzt mit meinem Bruder hier zusammenliegen!" Sie erwiderte gleichgültig: „Mir hat es eben mit ihm sehr gut gefallen!" Diese Erklärung verstimmte ihn noch mehr und gereizt fuhr er sie an: „Ich weiß sehr wohl, warum es dir mit ihm gar so gut gefallen hat, daß ihr den ganzen Tag zusammengelegen habt. Was hast du ihm da soeben zugeflüstert?" Die *Mákuxipa* erwiderte verlegen: „Was könnte ich ihm schon zugeflüstert haben? Wir haben nur über unbedeutsame Dinge miteinander geplaudert." Darauf entgegnete der ältere *Ygálox*: „Du hast dich jedenfalls mit meinem Bruder außerordentlich vergnügt. Auch habe ich deutlich gehört, wie du ihm gesagt hast: 'Membrum tuum mihi summopere placet. Tantum est quantum replest vaginam meam. Rubrum est sicut *máku*. Frater tuus membrum minutum habet, quod me non ita irritat. Ecce, multo magis membrum magnum tuum mihi placet quam fratris tui. Tecum tempus diuturnum concumbere malo!' Das sind doch die Worte, die du ihm soeben zugeflüstert hast! Nun gut, ich will es dich erfahren lassen, tamen membrum meum magnum atque tumidum esse!" Er näherte sich der Schlafstätte, auf der sie hingestreckt lag, und sein Bruder rückte weit ab. Er begann damit,

ihnen bisher keine Gelegenheit geboten war. Ihr Verhältnis zu jener Frau ist also nicht als Polyandrie zu deuten.

[*] Gemeint ist die scharlachrote Blüte des Embothrium coccineum (Abb. 78 auf S. 787).

die *Mákuzipa* zu liebkosen und zu umarmen. Postea mulieri incubuit et immisit membrum suum in vaginam ejus. Membrum suum ita intumuit, ut lacerraret mulieris vaginam. Statim copia sanguinis est magna effluxit. *Ygálox* eam interrogavit: „Desideraste utrum membrum meum adhuc succrescat, necne? Satisfacta es?" Die *Mákuzipa* erwiderte kein Wort.

Deshalb erhob sich der ältere *Ygálox* vom Schlaflager und sagte ihr: „Du bist jetzt *tárwil* Also darfst du dir jetzt meinen jüngeren Bruder zum Manne nehmen! Vorher will ich dir einige Anweisungen geben, damit nicht zu viel Blut fließt und du nicht zu sehr geschwächt wirst!" Nun erteilte er ihr allerhand Ratschläge, die seitdem für sie und für alle Frauen gelten. Nachdrücklich betonte er: „Du mußt dich ruhig und schweigsam verhalten und alle Geschwätzigkeit vermeiden. Verbringe wo möglich die ganze Zeit in deiner Hütte. Bleibe du den Männern fern und sollten sie dir begegnen, weiche in weitem Bogen aus. Du selbst enthalte dich aller Speisen und nimm nur zu dir, was ich dir zugestehe. Gib dich mit einer sehr geringen Menge Wasser zufrieden. Arbeite in dieser Zeit [deiner ersten Menstruation] besonders fleißig, hilf eifrig den anderen Frauen, bringe für alle viel Trinkwasser und Brennholz herzu. Beachte treu jedes einzelnen dieser Ratschläge!" Noch vieles andere trug der ältere *Ygálox* der *Mákuzipa* auf. Diese hielt sich genau an alle Weisungen. Deswegen besserte sich ihr Befinden, sie fühlte sich bald erleichtert und der Blutfluß hörte schließlich auf. Nach einigen Tagen besuchte sie auch die Bemalung nicht mehr zu erneuern, die *Ygálox* ihr ins Gesicht gezeichnet hatte.[*] Währenddessen saß die *Ygálox-tárwuzipa* neben der *Mákuzipa*, behütete und belehrte sie aufmerksam und war ihr ununterbrochen behilflich. Sie gab ihr noch andere Ratschläge, denen die *Mákuzipa* sich getreulich fügte. Schließlich machte sie ihren beiden Brüdern den Vorschlag: „*Geben wir doch zugleich ein großes Fest; diese* Weib ist ja jetzt *tárwil*" Ihre Brüder erklärten sich damit einverstanden, sie schafften reichliche Fleischmengen herbei und verzehrten sie vergnügt. Das war das erste *tárwi-hipa tóta*.[**]

Auf diese Weise ist die erste Menstruation erfolgt, die der ältere *Ygálox* bei jener *Mákuzipa* verursacht hat. Seitdem tritt sie bei jeder Frauensperson auf und wiederholt sich im Ablauf eines Mondes.[***] Alle Bestimmungen, die bei diesem Anlaß die *Ygálox*-Geschwister der *Mákuzipa* gegeben haben, gelten auch heutigentags noch und sind streng verpflichtend für Mädchen bei der Menarche. Seit jener Zeit hat auch die vagina mulieris ihre jetzige Form. Auch fließt bei jeder Menstruation immer noch Blut und jede Frau erfährt nur dann Erleichterung, wenn sie die bekannten Vorschriften treu einhält. Tritt also bei einem Mädchen die Menarche auf, muß es seine Mutter oder

[*] In diesem Worten liegt ein Hinweis auf die bei der Menarche gefärbte kennzeichnende Gesichtsbemalung, die in Abb. 79 gekennzeichnet worden ist.

[**] Die Einzelheiten dieser festlichen Veranstaltung sind S. 757 genannt worden.

[***] Dieser Ausdruckweise will nur eine Zeitbestimmung sein, keinesfalls bringe sie die Menstruation ursächlich mit dem Monde in irgendwelchem Zusammenhang.

eine nahe Verwandte davon benachrichtigen. Mehrere Frauen nehmen dieses Mädchen sofort unter ihre besondere Hut. Sie schreiben ihm vor, welche Speisen es genießen darf, und gestatten ihm davon eine kaum nennenswerte Menge. Nur sehr wenig Wasser gestehen sie zu; das Mädchen muß es durch einen kurzen Röhrenknochen von einem Vogel aufsaugen," damit es nicht zu viel nimmt. Die älteren Frauen halten dieses Mädchen zu größter Regsamkeit bei allerlei Arbeiten an; es muß für alle Leute Brennholz herbeischleppen, viel Trinkwasser in jede Hütte tragen, anderen Frauen jedwede Mithilfe leisten. Dieses Mädchen gehört für diese Zeit in seine Hütte und darf letzterer ohne besonderen Grund nicht verlassen. Draußen muß es mit niedergeschlagenen Augen einhergehen und nirgendwo sich aufhalten, auch sonst seine Augen gut im Zaume halten. Mit niemandem darf es ein Gespräch beginnen, noch viel weniger sich in Streitigkeiten einlassen. Alle Frauen des Lagers bewachen das Mädchen genau und achten darauf, daß es von keinem Manne belästigt werde. Innerhalb eines Monats nach der ersten Menstruation darf kein Mann mit diesem Mädchen geschlechtlich verkehren, noch sich mit Zudringlichkeiten ihm nähern. Die *tá-ikipa* ist verpflichtet, etwa acht Tage hindurch jene Vorschriften besonders gewissenhaft einzuhalten. Dann trägt sie viel Fleisch und viele Früchte zusammen, die eben die Jahreszeit bietet. Ein großes Essen bereitet sie vor und lädt alle Leute dazu ein. Das ist das allgemeine *tá-ikipa téta*, das einzurichten jedes Mädchen anläßlich seiner Menarche verpflichtet ist. In diesen Tagen erscheint es regelmäßig mit der dafür geltenden Gesichtsbemalung. Die Frauen prägen es dem Mädchen nachdrücklich ein: Alle diese Vorschriften und Ratschläge stammen von den beiden *Yəálay* und von der *Yəálay-támunjipa*. Wer sich gewissenhaft darnach richtet, wird bei der monatlichen Blutung und beim Gebären frei bleiben von empfindlichen Beschwerden.

So lautet diese Erzählung. Über die Persönlichkeit der *Mákunjipa* habe ich noch eine andere Ansicht erfahren. Einige Leute sagten: Sie ist eigentlich die Frau des *Kótlo* (Polyborus thurus). Er nämlich ist seiner Frau verlustig gegangen, wie in einer eigenen Geschichte berichtet wird. Jene vielen Weiber, die sich den beiden *Yəálay* vorgestellt haben, gehörten eigentlich keinem bestimmten Manne als Gattinnen an, sie waren sämtlich unverheiratet und lebten frei. Diese alle nun fanden sich deshalb bei den beiden *Yəálay* ein, weil deren ältere Schwester ihnen dazu geraten hatte; ihr Einfluß auf sämtliche Weiber war groß und deshalb fügten sich alle ihrem Wunsche. Absicht der *Yəálay-támunjipa* hierbei war es, ihren beiden Brüdern zu einem Weibe zu verhelfen. Da ihnen die *Mákunjipa* gefiel, hielten sie diesen schönen Weib für sich zurück. Der *Kótlo* wurde dabei nicht berücksichtigt, da dessen Frau ihm vorher bereits davongelaufen und zur Hütte ihres Vaters zurückgekehrt war. Als dann später sich alle jene Weiber in Vögel umwandelten, tat dies auch die *Mákunjipa*, und seitdem heißt sie *Halukétaxuklipa*.

---

[1] *Auf gleiche Weise trinken die Pelikane in der Jugendzeit (S. 858).*

Zur Erklärung des Namens *Mákuzipa* sei daran erinnert, daß die Yamana zur Bezeichnung der ihnen angenehmsten, schönsten Körperfarbe eines Kindes oder Erwachsenen auf die scharlachrote máku-Blüte (Abb. 78) hinweisen.

1. Das erste Gebären

Die Yamana erzählen: Seitdem lebte der jüngere *Ypálex* mit der *Mákuzipa* allein; denn sie war seine Frau geworden. Er schlief mit ihr und sie wurde schwanger. Schließlich gebar sie einen Sohn.[1] *Ypálex* freute sich außerordentlich. Eingehend unterrichtete er sofort seine Frau, wie sie sich während des Gebärens und kurz danach verhalten müsse. Nach diesen Anweisungen richten sich alle Yamana-Weiber bis auf den heutigen Tag.

Dieses sein erstes Kind war ein Knabe. Unaufhörlich schrie er, am lautesten während der Nacht. Er ließ überhaupt nicht mehr nach zu schreien; sein Vater und seine Mutter hatten vergeblich schon alles Mögliche versucht, ihn schweigen zu machen. *Ypálex* zeigte sich höchst ungehalten; der Mutter war es unmöglich, andauernd neben dem Kinde sitzen zu bleiben, weil sie ihre Arbeiten verrichten mußte.

Schließlich lief *Ypálex* völlig verstimmt aus seiner Hütte hinaus und ließ den Knaben allein zurück. Er stellte in einiger Entfernung eine andere Hütte für sich auf. Genau so regelmäßig wie früher ging er auf die Jagd und arbeitete weiter an seinen Waffen. Doch wenn er vom Walde oder vom Strande heimkommend sich den Hütten näherte, hörte er schon auf weite Entfernung seinen Sohn laut schreien. Trat er dann in seine Nebenhütte ein, brüllte der Knabe noch stärker. Er schrie ununterbrochen weiter, auch wenn *Ypálex* eigens Lärm schlug, ihn zum Schweigen zu bringen.

Ganz verdrossen [illegible] er eines Tages wieder die Hütte, in der sein Söhnchen lag. Er faßte es mit seinen beiden Händen unter den Achseln, hob es hoch, starrte ihm scharf ins Gesicht und brüllte es mit starker Stimme an: „Höre doch endlich auf zu schreien!" In diesem Augenblick spaltete sich das Kalkkorn mittendurch. Somit hatte *Ypálex* zwei Söhne. Diese aber schrien nicht. Sie sind die ersten Neugeborenen."[2]

Nach einiger Zeit starb die *Mákuzipa*. Da aber der jüngere *Ypálex* andauernd sich fleißig beschäftigt hielt, konnte er sich nicht angelegentlich um seine beiden Söhne bekümmern. Also schaute er nach einer Frau aus, die seine beiden Knaben in Pflege nähme. Er gewann die *Cónoshálpa* (Fisch-

---

[1] Das besondere Ziel dieser Erzählung ist, zunächst die Empfängnis als auch das Gebären nach der Art, wie beide Vorgänge sich vollziehen, abzulehnen, als normalen durch Frauen eingeführt zu erweisen. Weiters sind denkwürdige Kinder eigentlich nicht "geboren" worden und eingeboren wird erklärt, auf welchem Wege sie ins Dasein gekommen sind. Alle Persönlichkeiten aus jener ersten Zeit werden als Erwachsene erschaffen vorgeführt. Von jetzt an aber entwickelt der Neugeborene auf die den Menschen eigene Weise.

[2] Diese Worte wollen besagen: Jene beiden Kinder sind die ersten, die durch eigentlichen Gebären in die Welt gesetzt worden sind. Diese einzigen Wortlaute auch gibt den allerdings nur für den einen.

sie). Sofort übersiedelte sie in die Hütte des *Ygálox* und widmete sich seinen beiden Söhnen. Nun konnte *Ygálox* unbesorgt auch weite Reisen unternehmen.

Die Füchsin gab den beiden Knaben den Namen *Samandyye*. Sie war sehr listig und schlau. Deshalb ersann sie den Plan, jene beiden Knaben zu hassen und zu verachten. Damals befand sich *Ygálox* in weiter Entfernung; bevor er zurückkäme, hätte sie davongelaufen und sich im Walde versteckt können. Aber wollte sie jetzt ihren Plan durchführen. Sie forderte die beiden Knaben auf: „Geht in den Wald und sammelt dort viel trockenes Holz; bringt es eilig hierher zur Hütte, wir werden ein großes Feuer anfachen!" Die beiden Knaben eilten sofort in den Wald. Aber von Anfang an hatte die *Cilaudjakipa* jene beiden Knaben sehr schlecht behandelt und sie viel arbeiten lassen. Deshalb waren beide gegen sie arg aufgebracht. Sie wollten sich endlich einmal rächen. Statt trockenes Holz zu sammeln, griffen sie grünes, nasses Holz auf und trugen dieses zur Hütte. Die Füchsin versuchte nun, damit ein großes Feuer anzufachen; doch es gelang ihr nicht. Verärgert schalt sie die beiden Buben: „Ihr habt mir grünes und nasses Holz gebracht, damit läßt sich ein großes Feuer nicht anfachen!" Am nächsten Tage schickte sie die beiden Knaben abermals in den Wald, sie sollten trockenes Holz sammeln. Aber auch diesmal trugen sie nur grünes, nasses Holz zusammen und schleppten es zur Hütte. Sie hatten nämlich bemerkt, daß die Füchsin etwas Schlimmes plante, wußten aber nicht, was sie in ihrer Notlage unternehmen könnten; denn ihr Vater hielt sich weit entfernt auf der anderen Seite des Kanals auf. Längst waren sie diesem überdrüssig, ununterbrochen mit der mißmutigen, knausrigen *Cilaudjakipa* zusammen sein zu müssen; diese plagte sie alltäglich mit viel Arbeit und schickte sie überdies in den Wald nach Holz. Absichtlich sammelten sie nur nasses Holz. Dadurch geriet die Füchsin jedesmal in Wut und ließ ihren Unmut an ihnen auf die ordentliche Art aus. Viel Ungemach mußten die beiden Knaben erdulden.

Einen Tages lag die *Cilaudjakipa* auf ihrer Schlafstätte und schlief sehr fest. In aller Stille eilenden die beiden Knaben ein großes Feuer an,[*] mit dem sie ein Kanu herbeirufen wollten. Wirklich, bald fand sich ein Mann am Strande ein. Eiligst bestiegen die beiden Knaben sein Kanu und baten ihn, er möchte sie zum anderen Ufer fahren. Das tat er denn auch und die beiden Knaben stiegen auf dem anderen Strande wieder aus. Sie liefen in der Richtung weiter, in der sie ihren Vater vermuteten. Unerwartet standen sie plötzlich vor einem breiten Flusse; sie wußten nicht, wie sie ihn überquerenkönnten, da er gar breit war. Große Angst überfiel sie jetzt, daß die Füchsin ihnen nachkäme. Indes, ihr Vater *Ygálox* hatte sie bereits von weitem herankommen gesehen; er wußte, daß sie jetzt ratlos vor dem breiten Flusse standen. Deshalb ließ er schnell das viele Wasser in jenem Flusse ablaufen und seine beiden Söhne überschritten mühelos das andere Ufer. Diese gelangten nun bald zur Stelle, wo er selber saß. Er fragte sie: „Weshalb

[*] Das eigentliche bei den Yamana gebräuchliche Signalfeuer ist gemeint (S. 1029).

kommt ihr mir nach, was hat euch hierhergetrieben?" Unter Tränen erzählten nun die beiden Söhne ihrem Vater, wie schlecht sie von der *Čilawájakipa* behandelt wurden, wie viel sie arbeiten mußten, wie sie täglich in den Wald geschickt wurden, um trockenes Holz zu sammeln, und daß sie nur wenig zu essen erhielten. Dem fügten sie noch an: „Kaum waren wir in das Kanu jenes Mannes gestiegen und hatten eben die Mitte des Kanals erreicht, schauten wir um. Da sahen wir, wie die *Čilawájakipa* über den Leichnam der *Mákuxipa* herfiel und daran fraß! Sicherlich hegte sie den Plan, auch uns aufzufressen. Deshalb hat sie uns täglich in den Wald geschickt, wo wir viel trokkenes Holz zu einem Feuer sammeln sollten, in dem sie uns braten wollte!"

Über das alles wurde der jüngere *Yoálox* sehr verstimmt. Voller Wut verfertigte er eiligst einen *yékul*. Diesen schleuderte er gegen die *Čilawájakipa*, daß sie augenblicklich tot zusammenbrach. Jene beiden Knaben verblieben von da an bei ihrem Vater; sie waren inzwischen groß geworden."[101]

Seit jener Zeit aber kann man beobachten, daß der Fuchs zuweilen menschliche Leichen ausgräbt und daran frißt.[102] Er ist ein ekelhaftes Tier.

μ. Die Schwester der Yoalox verliebt sich

Die Erzählung lautet: Die beiden Brüder *Yoálox* hatten noch zwei andere Schwestern, doch niemand erinnert sich deren Namen. Diese Mädchen fanden ein besonderes Ergötzen daran, sich zu baden und mit den Wellen zu spielen. Fast jeden Tag verbrachten sie vergnügt im Wasser.

Eines Tages näherte sich diesen Mädchen ein großer Seelöwe. Er erschreckte sie nicht im mindesten; vielmehr tat er von Anfang an merklich *verliebt und bot sich an, mit ihnen zu spielen. Den beiden Schwestern war* das sehr recht, sie belustigten sich lange und die ältere wurde schließlich ganz für den Seelöwen eingenommen. Unauffällig entfernten sie sich immer weiter, damit die jüngere Schwester ihr Treiben nicht beobachten könnte. Dann liebkosten sie sich und spielten lange miteinander unter dem Wasserspiegel.

Die beiden Schwestern badeten sich regelmäßig an der gleichen Stelle. Jedesmal, wenn sie ins Wasser stiegen, fand sich auch der große Seelöwe ein. Er schwamm unter dem Wasserspiegel heran und näherte sich der älteren Schwester. Ihr war das sehr erwünscht; denn sie hatte sich stark in den Seelöwen verliebt. Beide entfernten sich unauffällig vom andern Mädchen; es sollte nicht merken, wie diese beiden sich ihrer Lust hingaben.

Durch lange Zeit schon hatten sie sich zu ihren Liebeleien zusammengefunden. Da fragte eines Tages die jüngere Schwester ihre ältere Schwester: „Was ist denn das für ein großes schwarzes Ding, das du mit deinem Körper

[101] In dieser Geschichte wiederholen sich mehrere Einzelheiten von dem, was sich die Selk'nam über die beiden Helden des Kwanyip erzählen (Bd. I, 981).

[102] Wiederholt ist schon darauf hingewiesen worden, welch besonders Abscheu die Yamana vor der Gewohnheit des Fuchses bekundeten, an menschlichen Leichen zu fressen. Das kommt auch in dieser Erzählung deutlich zum Ausdruck.

so ängstlich versteckst? Ich sah es zwischen deinen Beinen. Was ist das eigentlich?" Die ältere Schwester erwiderte abwehrend: „Aber was kommt dir in den Sinn! Was du meinst, das kann ja nur der Schatten von meinem Körper sein. Etwas anderes gibt es doch nicht!" Mit dieser Antwort gab sich die jüngere Schwester nicht zufrieden und fragte weiter: „Mir will es nicht einleuchten, daß jenes schwarze Ding dein Schatten sein soll. Der Schatten ist niemals so tief schwarz. Das muß schon etwas anderes sein!" Erregt erwiderte die ältere Schwester: „Ich verstehe nicht, was du dir da einbildest. Wenn ich dir versichere, das ist mein Schatten, so glaube mir doch!" Die jüngere Schwester aber ließ sich nicht überzeugen und entgegnete: „Unmöglich kann jenes schwarze Ding dein Schatten sein! Es wäre eben gar zu sonderbar, daß dein Schatten immer nur im Wasser unter deinem Körper erscheint." Nun wiederholte die ältere Schwester eindringlich: „Traue doch endlich meinen Worten. Hier ist nichts anderes als mein Schatten." Die jüngere Schwester erkannte, daß weitere Aussprachen nicht zum Ziele führen, deshalb fügte sie nur noch an: „Ich kann es nicht glauben, daß jenes schwarze Ding der Schatten deines Körpers sei, du magst es mir noch so oft versichern!" Trotz alledem gingen die beiden Mädchen auch weiterhin fast täglich baden und jedesmal traf sich die ältere Schwester mit dem Seelöwenmännchen.

Seit langem war nun schon die ältere Schwester schwanger. Als sich ihr Zustand sehr weit entwickelt hatte, überlegte sie endlich mit dem Seelöwen, wie sie sich einrichten sollte. Dieser nahm die Schwangere unverzüglich auf seinen Rücken und schwamm zu seiner Höhle. Hier machte er ihr ein weiches Lager zurecht und brachte auch viel zu essen. Bald gebar sie ein Kalbchen.

Der Seelöwe freute sich ungemein über seinen Sohn. Nach einigen Tagen aber überkam ihn große Angst. Er sagte zu dem Mädchen: „Wenn die *Ypálag*, deine Brüder, von unserem verbotenen Umgang erfahren, wenn ihnen bekannt wird, daß du einen Knaben geboren hast und in meiner Höhle weilst, werden sie in höchste Wut geraten und mich allein heraushängen! Dann werden sie mir auflauern und mich umbringen. Mir scheint, es wird das beste sein, du gehst zu deinen Brüdern zurück. Sage ihnen, wie sehr wir uns gern haben; erzähle ihnen, wie verträglich wir zusammenleben und wie munter unser Söhnchen ist; frage sie, ob ich bei ihnen wohnen darf." Darauf erwiderte das Mädchen: „Gut, ich werde zur Hütte meiner Brüder zurückkehren und ihnen alles erzählen; ich werde sie fragen, ob du bei ihnen wohnen darfst." Sie machte sich sogleich zur Abreise fertig. Der Seelöwe nahm sie wieder auf seinen Rücken und sie kamen schnell voran.

Die beiden *Ypálag* hatten längst eine sehr sichere Ahnung von allem, was vorgefallen war und was sich mit ihrer Schwester abspielte. Als nun der Seelöwe nahe genug an die Hütte der *Ypálag* herangekommen war, schickte er seine Frau allein voraus. Er selbst blieb mit dem Kalbchen zurück. Schnell erreichte diese Frau die Hütte ihrer beiden Brüder, als diese sich gerade daheim befanden. Sie trat ein und sagte unbefangen: „Wie geht es euch, meine Brüder! Mein Mann, der große Seelöwe, läßt euch fragen, ob er hier

herkommen und bei euch wohnen darf. Er möchte gern in eurer Nähe sein und euch mir wäre das sehr erwünscht. Doch würde er nur kommen, wenn ihr versprecht, ihn nicht umzubringen! Er ist gern bereit, euch auf der Jagd und bei allen Arbeiten zu helfen, auch wird er euch ein guter Schwager sein!" Zustimmend erwiderten die beiden *Ypálay*: „Du bekommst, der Seelöwe ist dein Mann. Nun, so mag er kommen, wir werden ihn in unsere Hütte aufnehmen. Wir versprechen, ihm kein Leid zuzufügen; falls er sich gut benimmt, werden wir ihn nicht umbringen."

Über diese Zusage freute sich die Frau. Sogleich eilte sie an jener Stelle, an der sie ihren Mann mit dem Knäblein zurückgelassen hatte. Als sie den Seelöwen erreicht hatte, teilte sie ihm freudig mit: „Ich habe mit meinen Brüdern gesprochen. Sie lassen dir sagen: Da du nun mein Mann bist, darfst du zu ihnen kommen und bei ihnen wohnen. Sie werden dir kein Leid zufügen, auch dich nicht umbringen, so lange du dich gut benimmst." Diese Worte beruhigten den Seelöwen, er machte sich mit Frau und Kind sofort auf den Weg zur Hütte der *Ypálay*. Hier trat zuerst die Frau ein, die ihr Kind auf dem Rücken trug. Gleich nach ihr versuchte der Seelöwe ebenfalls einzutreten. Doch war er zu gewaltig und umfangreich, als daß er den schmalen Eingang hätte durchkriechen können. Die beiden *Ypálay* mußten erst einige Stäbe des Hüttengerüstes bei der Eingangsöffnung entfernen, dann endlich zwang sich der Seelöwe hindurch und gelangte ins Innere. Er war außergewöhnlich groß. Die beiden *Ypálay* wiesen ihm und seiner Frau die Stelle gegenüber dem Eingange als Schlafstätte an; diese nun richteten sich dort ein, als wären sie in ihrer eigenen Hütte.

In aller Morgenfrühe des nächsten Tages erhob sich der Seelöwe von seinem Schlaflager und eilte hinaus auf die See. Dort wollte er fischen. Wirklich, bald brachte er große Fische, Muscheln und Krabben in reichlicher Menge herbei. Das war für seine Frau und für seine beiden Schwäger ein hervorragender Überfluß an Nahrung. Nun mangelte es ihnen an nichts mehr; denn auf eigenen Antrieb zog der Seelöwe beinahe täglich immer wieder hinaus in die See und schleppte große Mengen Fleisch herein.

Eines Tages hatten die Brüder *Ypálay* jene beiden Weiber, die Frau des Seelöwen und die *Mákoyjen*, die in ihrer Hütte wohnten, weit weg geschickt.[*] Nur die beiden *Ypálay* und der Seelöwe blieben zurück. Bevor jene beiden Weiber die Hütte verließen, verabschiedeten sich die Frau des Seelöwen besonders herzlich. Dieser flüsterte ihr dabei unauffällig zu: „Falls du mich laut und schmerzvoll brüllen hörst, kommt eiligst zurück. Es könnte sein, daß deine Brüder beabsichtigen, mich umzubringen. Dann wäre ich auf deine Hilfe angewiesen. Kommt also schnell zurück, wenn ich laut brülle!" Sie versicherte ihrem Manne: „Ich werde gut aufpassen! Indes, ich bin sicher, meine Brüder werden dir kein Leid zufügen."

Die beiden *Ypálay* überredeten hierauf die *Mákoyjen* heimlich zurückzu-

[*] Diese Begebenheit wäre also, wenn man chronologische Rücksichten gelten läßt, vor die auf S. 1176 dargestellten Geschehnisse einzureihen.

„Hast du dich mit unserer Schwester sehr weit von hier entfernt und kann du dort den Seelöwen laut rufen schwerstens hören, dann herabsteigt sie und sagt dir: ‚Wie es scheint, beherrschen sich die drei Männer in unserer Hütte mit Spiel und Scherz gar sehr; sie müssen außerordentlich heiter und vergnügt sein, deshalb hörst der Seelöwe so stark ans lauter Übermut?' Jedenfalls sollst du unsere Schwester dort mit allen Mitteln zurückhalten und darfst nicht erlauben, daß sie hierher zur Hütte gelassen kommt. Wir planen nämlich, den Seelöwen heimlich umzubringen. Deswegen schicken wir euch beide weit weg." Die Mädchen begriff, daß alles sehr gut. Also verließen jene beiden Weiber die Hütte und schlugen den weiten Weg dorthin ein, wo sie ihren Aufenthalt erhalten sollten.

Die beiden Yahgan nahmen bald danach ihre alltäglichen Arbeiten wieder auf. Sie weinten sich vor die Hütte und richteten die großen Harpunen her. Auch der Seelöwe verließ die Hütte und wollte wieder Gerich gehen. Er eilte hinunter an den Strand. Es war ein wunderschöner Tag und die Sonne brannte heiß. Schnell wurde der Seelöwe matt und schläfrig; er streckte sich auf einen großen Stein am Strande hin und fiel bald in tiefen Schlummer. Sogleich begann er zu schnarchen und sein Schnarchen wurde allmählich derart laut, daß die beiden Yahgan es hörten; sie waren ja vor ihrer Hütte. Sogleich ermunterte der eine Bruder den anderen: „Jetzt ist es Zeit, den Seelöwen zu töten. Sicherlich schläft er sehr fest, denn er schnarcht ganz mächtig. Gehen wir ihn nun unverzüglich an! Es bricht nun übrigens Tran, wo die großen Harpunen einzuschmieren. Nachdem hatten wir denn das Fett von Schwertern verwendet, durch eigent sich Seelöwentran vorzüglich. Der Seelöwe dort ist außerordentlich dick und fett, der gibt eine beträchtliche Menge Tran und Fleisch ab. Den ausgewählten, verfahren sich wahrhaftig!" Der andere Bruder war mit diesem Plane sehr wohl einverstanden. Eiligst gingen sie in die Hütte zurück; beide wollten sich mit ihrer Mutter beraten, ob sie den Seelöwen umbringen sollten. Sie sagten zu ihr: „Mutter, wir sind so übereinstimmig, unsere Harpunen mit dem Fett von Schwertern einzuschmieren. Viel vortrefflicher erscheint es uns, jenen fetten Seelöwen dort zu töten und dem seinen reichlichen Tran abzunehmen; damit könnten wir von uns an unsere Harpunen bestreichen!" Durch dieser Vorschlag geriet der Mutter durchaus nicht und sie klagte laut: „O weh, was sie planen, will mir nicht gefallen. Der Seelöwe hat mir immer viele und große Fische gebracht und zwar jene fetten, die wir so weiters schmecken. Wenn sie den umbringt, ist niemand da, der mich mit vielen schmackhaften Fischen versorgt. Überdies ist dieser Seelöwe wirklich gut und liebkosend!" Durch diese Worte ihrer Mutter wurden die beiden Yahgan verstimmt und sie entgegneten: „Liebe, es ist richtig, was du sagst, dieser Seelöwe ist wirklich gut und liebkosend; aber er ist doch nur ein Tier und nicht ein Mensch wie wir. Falls wir ihn umbringen, gibt uns viele Fleisch und Fett von ihm. Welch ungeheuren Berge schon dort! Auch du selbst viel davon essen; denn dieses Fleisch ist schmackhafter und nahrhafter als das von Fischen und Muscheln. Es wird dir gewiß munden. Wir werden

die vielleicht[illegible] Mengen ankommen lassen, daß sie auf lange Zeit gut versorgt sind." Da gab die Mutter schließlich nach und sagte: „Nun gut denn! Macht, was ihr wollt; bringt den Seelöwen um, ich halte euch nicht länger zurück."

Eilig begaben sich die beiden Yahgan ihre Harpunenschäfte zurecht und befestigten daran die scharfe Knochenspitze mit der langen Leine (Abb. 35). Vorsichtig und leise schlichen sie sich an den Seelöwen heran, der noch immer fest schlief und schnarchte. Jetzt holten sie ihre Harpunen hoch, hielten weit aus und schleuderten sie mit aller Kraft ab. Sie waren so geschickt, daß diese Waffen tief in den großen Leib des Seelöwen eindrangen und ihn bis nahe an das Herz verwundeten. Vor Schmerz wachte der Seelöwe auf, er blickte sich scheu rechts und dann links nach. Da brüllte er laut und schnaubend[illegible] aus aller noch möglichen Kraft, so wie er lautgrausig brüllt, wenn er im Tode gequälten zusammenschaudert. Darauf laut und lange brüllte er, daß jene beiden Weiber dort in weiter Entfernung sein Brüllen deutlich vernahmen. „O weh, klagte die Frau des Seelöwen der Hühnerfee, hörst du, wie mein Mann so laut und jämmerlich brüllt? Es muß mich gewiß, ihm Hilfe zu bringen, denn die beiden Yahgan belagern ihn jetzt sehr. Ich will eiligst zur Hütte laufen und sehen, ob er mich braucht." Die Hühnerfee beruhigte sich eiligst, sie zurückzuhalten und redete auf sie ein: „Wie kannst du nur derartiges annehmen? Die beiden Yahgan spielen vielleicht mit dem Seelöwen; alle drei sind gewiß vergnügt und übermütig, deshalb laute der Seelöwe so laut auf. Merke dir seine Worte und bleibe ruhig hier bei mir, wir gehen später gemeinsam zur Hütte zurück." Doch die Frau des Seelöwen tat keinen Schritt mehr vorwärts, sondern drängte sie mit aller Gewalt nach Hause und die andere sah sich außerstande, sie zurückzuhalten. Also änderte beide Frauen ihre Vorgehensweise und wandten sich ihrer Hütte zu. Unterwegs machte die Hühnerfee fortwährend Anstrengungen, die andere Frau zurückzuhalten.

Während nun die beiden Weiber den langen Weg zurücklegten, starb der Seelöwe dann auf jenem Steine, auf dem die beiden Yahgan ihn mit der großen Harpune tödlich verwundet hatten. Sie begannen sogleich damit, das prachtige Tier zu zerschneiden und legten dann dreißig einige Pfeilschnitte aus Feuer ihm Braten. Später setzten sie sich selber hin und verzehrten diese Stücke, sie schmeckten beiden ganz vorzüglich. Andere große Stücke schleppten sie zur Hütte und legten sie hier auf Feuer zum Braten. Sie wollten bald wieder essen, denn dieser Braten schmeckte ihnen gar sehr.

Die beiden Yahgan hatten das Schwatzen des Seelöwen allein in der Hütte vernehmen, als sie hinausgegangen waren, um das schlafige Tier zu töten. Infolge der Kraße sich dessen bewußt wurde, daß er sich allein in der Hütte befand, schlich er hinaus, er setzte sich neben der Hütte in den Sand und spähte. Nun wandten die beiden Yahgan wieder zurückzog. Einer von ihnen trug den Kadaver möglichst Pfeilen an und er sah darum gut viel Gewicht, denn dieser Braten war von ganz feinfettem Pfeilchen. Kaum hatte er die große Stücke verschlungen, verlangte er ein zweites. Da gaben ihm die Yahgan ein Stück gebratenen Speck und auch das schmeckte ihm sehr gut.

Zu diesem Zeitpunkt trafen die beiden Frauen hier wieder ein. Nahe der Hütte standen sie zunächst auf den Knaben, der im Sande saß und mit Behagen ein Stück ganz frischen Fleisches verzehrte. Als seine Mutter das frische Fleisch in diesen Händen sah, merkte eine leise Ahnung sie ergriffen. Sie erkannte plötzlich, daß der Knabe das Fleisch seines eigenen Vaters verzehrte! Traurig sank sie in sich zusammen. Doch bald geriet sie in rasenden Wut: Sie griff nach einem großen See-Igel in dem Körbchen, der ihr an der Hand hing, und warf ihn mit aller Kraft dem Knaben an den Kopf. Da wurde dieser sofort in einen Fisch umgewandelt. Die Stacheln aber vom See-Igel blieben an seinem Kopfe haften. Das ist der ahna.[*]

Voller Trauer und Betrübnis trat die Frau des Seelöwen in die Hütte ein. Sie erschrak ganz entsetzlich, als sie die vielen Fleischstücke sah, die nahe dem Feuer an kurzen Stöcken zum Braten hingen. Rund um das Feuer lagen auf dem Erdboden auch andere Teile des zerstückelten Seelöwen herum, schon zurechtgeschnitten, um bald gebraten zu werden: der Kopf, die Flossen, der Bauchteil, die Seitenflächen, der Rücken. Mit Entsetzen betrachtete sie den zerstückelten Körper ihres Mannes. Eine endlose Trauer überwannte sie; in ihrer Verzweiflung setzte sie sich nieder und weinte bitterlich. Niemand wechselte mit ihr ein Wort. Ihre beiden Brüder, die Yáhlay, verhielten sich äußerlich ganz ruhig und unauffällig, sie gaben durch kein Anzeichen zu erkennen, daß etwas Ungewöhnliches sich ereignet hatte. Sie zerstückelten das Fleisch weiter und schnitten auf den Bratern nahe dem Feuer. Auch die Mädchen benahmen sich sehr still.

Endlich nach geraumer Zeit fragten die beiden Yáhlay ihre Schwester: „Wo ist denn dein Stöckchen? Es hat doch draußen vor der Tür gestanden. Warum kommst es nicht herein?" Erregt und traurig zugleich erwiderte die Frau: „Als ich zurückkam, fand ich den Knaben draußen vor der Hütte sitzen. Zu meinem Entsetzen wurde ich gewahr, daß er das Fleisch seines eigenen Vaters verzehrte. Da geriet ich in blinder Wut und verlor die Herrschaft über mich. Ich griff nach einem See-Igel in meinem Körbchen und schleuderte ihn dem Knaben an den Kopf; dann ging er ins Wasser."

Als die beiden Yáhlay erfahren hatten, was sich mit dem Knaben zugetragen hatte, erzürnten sie sich sehr über ihre Schwester. Wütend griffen sie nach den Fleischstücken vom Seelöwen, die rund um das Feuer an der Herdstelle lagen. Zuerst faßten sie den vorderen Kopfteil mit dem Hinterhaupt und warfen ihn ihrer Schwester vor die Füße; hämmend riefen sie ihr dabei zu: „Hier hast du den Mund, der dir von Liebe gesprochen und dich mit Küssen bedeckt hat!" Dann griffen sie nach den Flossen, schleuderten sie ihrer Schwester zu und sagten: „Nimm die diese Flossen, die dich umarmt und liebevoll gehalten haben." Gleich darauf warfen sie ihr den Rückenteil vor die Füße und schrien verächtlich: „Da hast du auch den Rücken, auf dem du gewachsen und auf dem dich der Seelöwe zu seiner Hütte getragen hat."

[*] Ein in derartigen Situationen häufiger Ausdruck. Der Vorwurf wurde dem nicht, der einen ein Kind war.

Schließlich griffen die beiden Ygdiny nach dem großen Steinbeile von Serikwan, schlenderten hin vor ihrer Schwester auf den Boden und stellten spöttisch: „Was sollen die auch nach dem Tod haben, mit dem dicken Beißer deiner Lämmerhaut erzogen und beschmiedigt?" Die Frau blieb sprachlos und vor Entsetzen wollte sie weder ein noch aus. Sie wagte nicht einmal die Fleischstücke anzurühren, viel weniger sie zu beißen.

Inzidwa verging eine lange Zeit. Täglich mit dieser Frau, wie der friedlichsten Ygana vom Inzidwa dieses Inzidwa und der Hölzerjäger verweben. Da griff auch sie schließlich einmal schüchtern nach Ygana Stückchen und kaute daran. Ygana Fleisch schmeckte ihr außerordentlich. Bald nahm sie sich größere Stücke. Allmählich bewältigte sie sich über ihren Verlust und vergaß ihren Mann, den großen Inzidwa, immer mehr. Kindfröhlich als ein Fleisch und Speck vom Inzidwa mit ebenso viel Genuß, wie ihre beiden Brüder.

c. Das Sterben wird eingeführt

Man erzählt: Die Mutter der beiden Ygdiny war schließlich alt und gebrechlich geworden, war einem Tage zum andern schwächer, ihre Kräfte wurden und wurden. Matt und müde blieb sie liegen, während nur sie aufzustehen sich zu regen. Da nun schon alle Kräfte sie verlassen hatten, trugen die beiden Ygdiny sie aus der Hütte hinaus und legten sie auf grünstigem Platze ins Gras, damit die warme Sonne sie beschiene.

Der ältere Ygdiny setzte sich neben seine Mutter und schaute sie unverwandt an. Obwohl er schweig seiner Augen auf die Mutter gerichtet hielt, gab sie keinen Laut von sich. Unmöglich vermochte er sie, daß seine Mutter völlig regungslos dalag, durch nichts in ihrem tiefen Schlafe und hoffte unvermittelbar, sie würde sich bald wieder erheben.

Da der ältere Ygdiny durch lange Zeit seinen starren Blick von der schlafenden Mutter nicht abwandte, sondern sie unverwandt scharf anschaute, begann sie schließlich sich langsam wieder zu regen. Ihren öffnete sie ihre Augen und rührte sich ein wenig, der Schlaf wich von ihr restlich. Langsam erwachte die Erinnerung auch dem älteren tiefen Schlafe. Vorerst regte sie sich nicht einmal zusammenwenig; denn kaum merklich und sehr allmählich war erkennend von ihr die gänzliche Entschlafung ihrer Altersschwäche. Das alte gewaltige dem älteren Ygdiny schaute und er guten deutlicher sahen sich vor Freude. Eilige lief er in die Hütte hinein, er wollte seinen jüngeren Bruder verständigen und sagte ihm: „Mutter wird heute sterben. Unsere Mutter ist von ihrem tiefen Schlafe wieder aufgewacht. Ganz langsam hat sie angefangen sich zu regen. Ich hoffte unvermittelbar, sie wird bald wieder aufstehen!" Dieser Worte verstummten den jüngeren Ygdiny nur und er widersetzte sich seinem Bruder, indem er sofort entgegnete: „Du darf es nicht kommen! Unsere Mutter schläft jetzt; denn sie ist sehr alt und völlig entkräftet. Sie soll nun schlafen bis immer!" Darauffin geschah es wirklich so. Die Mutter regte sich bald gar nicht mehr und atmete auch nicht mehr. Als der ältere Ygdiny die

Bäume wieder verbunden und jene Stelle erreicht hatten, wo seine Mutter war, erkannte er sie genau an. Wirklich, sie lag völlig regungslos da. Wieder wandte er seinen starren Blick auf sie durch lange Zeit, wie er es vorher getan hatte; dann abermal bewegte sie sich nicht. Ohne jede Regung und Bewegung lebte sie liegen: Jetzt war sie wirklich tot.

Das war das erste Sterben. Seitdem nennen alle Menschen sterben.[47] Der jüngere Ygdisy hat es dann so gewollt.[48]

Am 13. August 1900 hat sich der alte Mühlmeister mit seiner Frau, die, wie es, im Wasser beschäftigt ist, diesen Mythenstoff in einer davon etwas verschiedenen Fassung gehabt. Er lautet so:

Die beiden Ygdisy waren überaus lange Männer. Als ihre Mutter ein sehr hohes Alter erreichte hatte, verlor sie allmählich alle Kraft. Aber blieb sie liegen und sie sehr starke Schlaf überfiel sie. Seitdem mußte sie sich nicht mehr. Die beiden Ygdisy wurden besorglich, denn sie hatten ihre Mutter verloren und standen nun allein da. Sie trugen die Mutter hinaus und bestatteten sie. Der jüngere Ygdisy hatte seine wenigen Lieder an seiner Mutter, er weinte länger nicht so laut und so viel wie seine älteren Brüder. Ihre Mutter lag nun schon eine Zeitlang beerdigt. Da versammelte sie einen Tages von selbst um ihre Mutter die Söhne ihrer Mutter. Plötzlich sprach der ältere Ygdisy seine Meinung aus und erklärte: „Ich will nicht mehr länger weinen, denn ich bin die Stimme meiner Mutter!“ Er eilte aus der Hütte hinaus und holte, dort seine Mutter zu rufen. Der jüngere Ygdisy blieb in der Hütte stehen und sprach schmerzlich den Worten nur: „Wie kommst du denn hierher wirklich? Warte doch einmal! Warte doch einmal! Wie kommst du denn hierher wirklich? Warte doch einmal! Warte doch einmal! Wie kommst du denn hierher wirklich?“ Da sah sich die Mutter ganz langsam wirklich und sie ist wirklich nicht mehr wiedergekehrt. Der jüngere Ygdisy sagte nun auch, als wäre er mit sich selber unzufrieden: „Warum haben wir unsere Mutter nicht sehen?“ gehalten, es dürfte nicht mehr wiederkommen!“ Wirklich, seitdem blieb sie für immer aus.

3. Die Toten gehen fort

Die Lappen sagen: „Als beiden Brüder Ygdisy gehen eigene Namen ihre Lebensbahn und Pfade, alles Pflanzen und Tieren. Lange blieben sie hier unter auf der Erde. Nachdem sie sie gesehen waren, eingen sie schließlich mit den Ygdisy-Menschen und mit ihren anderen Erkennungen zum Himmelreich hinauf. Dort sieben sie heute noch als Sternen.“

[47] Bemerkenswert sind in unserer Überlieferungsreihe in diesem Zusammenhang unseren Namen mit den Schlüssen. Bei Lappen ist es der ältere Bruder, der von seinem jüngeren Bruder diesen gebildeten wurde, was dementsprich wieder schwierigen deutet von der eigentlichen Bedeutung pflegerische eingeführt (Bd. I, 1900).

[48] Bd. I, 1900, Anmerkung 58, habe ich darauf hingewiesen, daß die Schlüsse von Cyrillus die Wendung „Unsere Ernennig“ gebrauchten, wenn die Eigennamen. Die Namen Lappen einen Eigennamen für den „Unsere Vater“ Verfassung stellte.

[49] Während diese Erzählung vorliegt, erschienen sich mit Wunsch und Traum in den Gesetz der unbewußten Kommunion bei dem Gebrauch dieses, daß gebrauchte Leben

Ähnlich wurden die Erzählungen von der Ygdrasil-Familie, die bei den Vanen umgehen. Alle Männer und Frauen sind in gewissem Grade auf die Ygdrasil-Gemeinschaften, denen diese gehören, als die besten und tüchtigsten Persönlichkeiten. Die Männer von allen erhalten die beiden Ygdrasil-Brüder als die gewaltigsten Jäger, die geschicktesten Bootbauer, die begabtesten Personen. Eine kultische Verehrung irgendwelcher Art erhalten diese Heroen bei den Vanen nicht, trotz aller Bewunderung, mit der Männer und Frauen von ihnen beiden Brüdern und ihrer Sippe sprechen.

Man bezeichnet als die Brüder Ygdrasil zwei Heroen unter Gottin, nämlich den Heros im Großen Hund und den Prokyon im Kleinen Hund. Die Heroen unter Gottin in nördlicher Nähe den Heros sind die anderen Mitglieder der Ygdrasil-Familie, die alle miteinander danach vom Himmelsherd hinaufgestiegen sind. Bild 12 erkennbar nur Gottin, die Namen of a bright star, und dann auch Gottin-Eigenschaftlichen [unsere Heroen], the name of a bright star.

Aus den Erzählungen selbst läßt sich gar kein Zusammenhang der Ygdrasil-Familie mit Wanenkräften folgern, beide erscheinen vielmehr als ganz deutlich und mit verschiedenen gewissen Voraussetzungen. Wahrscheinlich muß ich die bestimmte Frage und, ob die Brüder Ygdrasil etwa von Wanenkräften beeinflußt worden wären, die vielen Indizien, Anordnungen zu treffen, wie auch die Bemühen in den gefundenen Verschlüssen und Grundbedürfnis zu unterstützen. Wie allgemeinbekannten Bekannten nahmen alle Leute diese Frage entgegen und ich erhielt darauf, daß eine solche Verbindung der beiden Erzählungsreihen nicht gerade [illegible] [illegible], daß [illegible] bekannt, daß den einzigen im Allgemeinen (S. 899) und den Männern natürlich diese Bemerkte (S. 736) die Ygdrasil-Gemeinschaft wurden als die Vornehmen der gefundenen Gruppe und Lebensgrundsätzlichen von Männern Wesen hier an die Personen, Rücksicht unter man bei. Gelegenheit einen Vornehmen auf die Art, bei Alleg spricht gewesen man diese und wenn von diesen. Bringschwester heißt es, Ygdrasil bei bestimmen, Diesen dürfen nicht vorsorglich gegründet werden, sondern nehmen an lange an Bemerke vorbehalten, bis sie voll gewonnen sind (S. 886). Demnach ist die Voraussetzungsfrage der Ygdrasil nicht als ein besonderes, bestimmtes, tatsächlich Aufzug den Wanenkräften zu deuten, etwa wie die Ygdrasil an den Gottheiten Kynosbei vorgeführt kamen (Bd. I, 172). Bei den Vanen ist der Sachverhalt ein wenig anders. Auf die Grundlage ihrer gemeinen Lebensformen haben die Ygdrasil tatsächlich einen sicherungsbesonders Einfluß ausgeübt, aber weit schließlich jeden Grund und jeden Grundbedürfnisse besonders Ordnung von Wanenkräften sich bestätigt, ist meist auch die Tätigkeit der Ygdrasil als eine Aufzug bei weiteren Wanenkräften aufzufassen. Das gilt in einer ausschließlicher für die Verschiedenheit, von denen Männern in den Bemerkte und

[illegible] [illegible] [illegible] [

Frauen keine Geltung beigelegt wurden. Dadurch berechtigt dieser Umstand nicht dazu, die Tgaiby-Familie in nahe Beziehung zu Wanganidjaua zu stellen.

Auch habe ich mich mit deutlichen Worten erkundigt, ob die Tgaiby bei der großen Umwälzung im Kino zu Tjaunidjo beteiligt gewesen wären. Darauf erwiderten die erläuternden Alten: „*In jener Zeit* hatten die Tgaiby sicherlich schon diese Erde verlassen. Die Tatsache von ehedem haben uns niemals erzählt, daß die Tgaiby jene große Umwälzung mitgemacht hätten." Da auch in der Ursprungsmythe des Kino der Name in keiner Form erwähnt wird, fragt keine Berechtigung vor, die Tgaiby mit der geheimen Männerfeier in Verbindung zu bringen. Allerdings hat, wie mir 1929 einmal versichert wurden ist, Tgaiby-ngawajipa seinerzeit einen großen Einfluß *auf alle* Frauen ausgeübt, die von Norden her an den Canal de Beagle herangezogen kamen (S. 1152). Außerdem erscheinen die Tgaiby ebenso wie ruq vorgeschichtlich mit *Lem* und seiner Familie. Nur insofern besteht eine Übereinstimmung in den genannten Primitivlichkeiten, als sie nacheinander ein *Zeitalter* ausfüllen, das von dem der Menschen (S. 1157) getrennt ist. Dieses kann berechtigterweise als das der Ahnen bezeichnet werden. Vor seinem Aufgange leitete der jüngere Tgaiby das eigentliche Gebären ein (S. 1176), es wurde ihm *auf diesem Wege* ein Sohn beschieden. Mit diesem Knaben und seinem Bruder beginnt die Reihe der wirklichen Menschen, der jetzigen. Ohne jede Erschütterung vollzieht sich der Übergang des Zeitalters der Vormenschen in das der Menschen.

Übereinstimmend mit der Stellung und Wirksamkeit der beiden Brüder Tgaiby, [illegible] erscheinen sie ausgestattet mit übermenschlicher Macht und als Begründer der [illegible] Lebensform des Yamana-Volkes. Sie erstellen dessen Daseinsweise, [illegible] ordnen und sichern sie für alle Zeiten durch Bestimmungen und Verfügungen von ausgesprochener Gesetzeskraft. Wesentliche Erfindungen, die das Leben erträglich machen und das Arbeiten erleichtern, sind ihnen zu danken. Somit erweisen sie sich als Kulturheroen in jenem strengen Wortsinne, dem Eberhard (s.): 236 für Verhältnisse bei Naturvölkern einen bestimmten Inhalt gegeben hat. Ganz kann nur mit hingewiesen auf die übereinstimmenden mythischen Überlieferungen der Brüder Tgaiby mit den *Kwányip*-Geschwistern, von denen die Seli'nam (Bd. I, 281) erzählen. Die meisten Einzelheiten erscheinen bei letzteren viel breitmaschiger und klarer, auch in der Gedankenfolge einfachere und vollständigere. Der ursprüngliche Zusammenhang der eigenartigen und unterscheidenden Vorstellungen, die bei den Yamana sich um die Person des jüngeren Tgaiby und bei den Seli'nam um die Person des *Kwányip* mit ihren Geschwistern ranken, springt in die Augen. Zu eingehender Vergleichung[*] ist hier leider kein Raum.

Immerhin ist hervorzuheben, daß in diesem sogenannten *Zeitalter der Heroen* die einzelnen Primitivlichkeiten, von *Zeitgenossen* abgesehen, sich in deutlich unterscheidbaren Abständen folgen und die Entwicklung weiterführen. Dasselbe ist bereits bei den Seli'nam nachgewiesen worden (Bd. I, 696).

[*] Siehe darüber mit hingewiesen *auf die* Inhaltsangabe von Gusinde (s.): 487, sowie *auf die* abgedruckten Bemerkungen in Koppers (s.): 61 und Schmidt (s.): 1014.

b. Mythen und Sagen

Im Vergleich zu anderen südamerikanischen Völkerschaften besitzen unsere Yamana eine **ansehnliche Zahl** von Mythen und Sagen. Die Grundgedanken einer jeden sind Männern und Frauen durchgehends geläufig; denn dann und wann werden sie in einer abendlichen Runde wiederholt. Die einzelnen Familien sind tagsüber mit der Nahrungssuche beschäftigt und ermüden sich dabei; bevor die Nacht hereinbricht, vereinigen sich die Familienmitglieder um das Hüttenfeuer, wo sie ausruhen und die Erlebnisse des Tages besprechen. Die langen Stunden bis zum nächtlichen Schlaf füllen sie nicht selten damit aus, eine längst bekannte Mythe zu wiederholen, zu der, wie von selber, die Aussprache über eine bestimmte Beobachtung oder ein außergewöhnliches Vorkommnis am gleichen Tage überleitet. Mancher hat die wirklich seltene Gabe, lebhaft den längst bekannten Stoff vorzutragen und dadurch Begeisterung bei den ihm lauschenden Zuhörern zu wecken; er wird deshalb geschätzt und zieht die Nachbarn an. Die Yamana kennen sehr gut jene wenigen Personen, die eine alte Sage verläßlich und genau so wiederholen, wie sie von den besten Erzählern überliefert worden ist; ihnen hören sie mit besonderem Vertrauen zu.

Was ich an Erzählungen, die ich teils stückweise und teils vollständig gehört habe, sammeln konnte, dürfte den gesamten Besitz unserer Feuerländer ausmachen. Vereinzelt hat ein Reisender und Missionar mit kurzen Worten angedeutet, daß die Yamana sich die eine und andere Geschichte erzählen; aber keine einzige ist bislang niedergeschrieben worden. Bridges (a): 212 betont: „There are also tales of other fabulous animals in fresh-water lakes." Hyvr (d): 298 hebt die „facilità oratoria veramente sorprendente" der Yamana mit vollem Recht hervor und nennt als Inhalt der Erzählungen „in generale racconti di caccie, narrazioni di combatti menti coi vicini Alacaluf od Ona, descrizioni di fiere tempeste, o dipinture di incontri col terribile *carapic*, lo spirito maligno che vaga per i boschi, traendosi a rimorchio le anime dannate." Der eigentliche Mythenstoff ist ihm ebensowenig wie vielen anderen Reisenden zugänglich gemacht worden. Die spärlichen Andeutungen zu manche Mythe, die tatsächlich vorliegen, nenne ich an geeigneter Stelle.

Im Folgenden habe ich die einzelnen Erzählungen nach sehr allgemeinen Gesichtspunkten zusammengestellt, ohne dieser **Anordnung** besonderen Wert beizumessen. Die vergleichende Mythenforschung wird sowieso an jede einzelne ihren besonderen Maßstab anlegen. Manches Stück ist mir mehrmals vorgetragen worden; dieser vorteilhafte Umstand spricht für den genauen Inhalt und deshalb ist der Name des jeweiligen Erzählers nicht eigens genannt worden. Bewußt habe ich es vermieden, diesen reichen Stoff zu Vergleichen mit den beiden benachbarten Stämmen oder gar mit anderen südamerikanischen Völkerschaften auszuwerten; dadurch würde ich den Rahmen dieser Monographie sprengen. Mit vereinzelten, kurzen Hinweisen dieser Art will ich es bewenden lassen; sie werden bestimmt genügen.

1. Erklärende Mythen

Bei den Yamana ist die Art der Mythen am meisten beliebt und daher auch am häufigsten, die Ehrenreich (a): 142 als die "explikativen Tiermärchen" bezeichnet. Diese Benennung ist insofern berechtigt, als dieselben „die körperlichen Merkmale bestimmter Tierarten auf äußere Einwirkungen oder Zufälle in der Vorzeit zurückführen." Man erhält zuweilen den Eindruck, als ob es alleiniges Ziel der Mythe wäre, eine bestimmte Eigentümlichkeit nach ihrer Herkunft oder Ursache zu erklären. Meistens erreicht die Mythe diese Absicht überraschend genau und sicher. Auf diese Einzelheiten jedesmal besonders einzugehen, würde hier zu weit führen. Statt dessen verweise ich auf die hinreichend ausführliche zoologische Bestimmung und die besonderen Lebensgewohnheiten einer jeden in den Mythen erwähnten Tierart; eben unter dieser Rücksicht habe ich mir viel Mühe gegeben, jede Tierart nach ihrer Stellung in der zoologischen Systematik zu kennzeichnen (S. 33). Die Überschrift ist fast jedesmal eine wörtliche Übersetzung der Angabe, die unsere Yamana selber für jede ihrer Mythen gebrauchen. Überall spiegeln sich ihre Lebensgewohnheiten und Anschauungen, die geltenden Gesetze und Gebräuche deutlich und bestimmt wieder; niemand wird erwarten, daß ich auf sie eigens hinweise, obwohl sie eine oft wertvolle Ergänzung und eindrucksvolle Erklärung zu vielen vorausgegangenen Aufstellungen sind.

a. *Die Geschichte von den Kormoranen*

ɛ̨ɛ̨tɛ̨ɛ̨ wáuwa

Der *ɛ̨ɛ̨tɛ̨ɛ̨* war immer sehr selbstsüchtig.[108] Eines Tages fand er einen kleinen Brunnen, der etwas Wasser enthielt. Das war gerade zu einer Zeit, da es schon lange nicht mehr geregnet hatte; deswegen fühlten alle Leute empfindlichen Durst. Der *ɛ̨ɛ̨tɛ̨ɛ̨* jedoch hielt jenes kleine Erdloch verborgen, ganz heimlich ging er nur allein dorthin; denn er wollte an andere von diesem Wasser nichts abgeben.

Den *wánɛ̨nim* quälte der große Durst über alle Maßen.[109] Überall suchte er nach Wasser, doch nirgendwo fand er etwas. Der *ɛ̨ɛ̨tɛ̨ɛ̨* erschien sehr munter und vergnügt, brauchte er ja doch keinen Durst zu leiden. Der *wánɛ̨nim* indes zeigte sich sehr traurig und verstimmt; denn trotz eifrigen Suchens hatte er kein Wasser gefunden und litt empfindlichen Durst. Eines Tages fragte er den *ɛ̨ɛ̨tɛ̨ɛ̨*: „Wie bist du doch so ganz vergnügt! Mir scheint, du spürst den Durst gar nicht?" Der *ɛ̨ɛ̨tɛ̨ɛ̨* entgegnete ihm: „Ich mache eben den Mund auf, wenn es regnet; dann fällt mir mancher Regentropfen herein und das genügt mir." Aber der *wánɛ̨nim* war schlau genug, dem *ɛ̨ɛ̨tɛ̨ɛ̨* nicht ganz zu trauen. Ihm schien, der *ɛ̨ɛ̨tɛ̨ɛ̨* müsse doch irgendwo einen Brunnen haben, aus dem er ganz allein trinke. Deshalb sagte er sich entschlossen: „Ich werde dem *ɛ̨ɛ̨tɛ̨ɛ̨* einmal nachgehen!"

[108] Gemeint ist der magellanische Kormoran, Phalacrocorax magellanicus (Abb. 91).
[109] Das ist die bekannte Hautkrankheit, Phalacrocorax gaimardi.

Sogleich holte er sich einige andere *wánənim* und mit diesen wartete er in einem Versteck auf den *ɛ̆ɛ̆tɛ̆ɛ̆*. Dieser kam auch bald an jener Stelle vorbei und hatte fünf weitere *ɛ̆ɛ̆tɛ̆ɛ̆* bei sich. Langsam und umsichtig ging der *ɛ̆ɛ̆tɛ̆ɛ̆* mit seinen Begleitern voran, bei jedem Schritte schauten alle ängstlich zurück. Die *wánənim* folgten ihnen jetzt sehr vorsichtig. Wenn die *ɛ̆ɛ̆tɛ̆ɛ̆* sich umdrehten und rückwärts schauten, dann duckten sich alle *wánənim* schnell und ganz tief gegen die Erde. So kamen alle insgesamt langsam voran, bis die *ɛ̆ɛ̆tɛ̆ɛ̆* schließlich jene Stelle erreichten, wo der kleine Brunnen mit Wasser war. Nun schauten sie nochmals um. Dann bückten sie sich eilig und tranken das Wasser dort mit viel Behagen. Auch das konnten die *wánənim* jetzt beobachten. Schnell und leise kamen sie heran. Von hinten her stürzten sie sich auf die *ɛ̆ɛ̆tɛ̆ɛ̆*, die weit unten am Rande des kleinen Erdloches standen, und versetzten ihnen einen derart kräftigen Stoß, daß sie noch weiter nach unten rutschten. Nun aber begannen sie selber zu trinken und sie tranken lange und tranken alles Wasser aus. Da fühlten sie ihren großen Durst endlich gelöscht und waren sehr vergnügt.

Deshalb schreit der *ɛ̆ɛ̆tɛ̆ɛ̆* auch heutigentags noch genau so wie damals, nämlich *ɛ̆, ɛ̆, ɛ̆*, mit lauter Stimme. Ihm war ja die Kehle ständig feucht geblieben; denn er hatte einen Brunnen gefunden, aus dem er trank, und so brauchte er nicht Durst zu leiden. Der *wánənim* aber schreit heute noch genau so wie damals, nämlich *hh, hh, hh* aus heiserem, hohlem Halse. Damals konnte er kein Wasser finden und deshalb trocknete seine Kehle gänzlich ein. Und auf allen Felseninseln sieht man diese beiden Vogelarten derart verteilt, daß die *ɛ̆ɛ̆tɛ̆ɛ̆* die tiefergelegenen Vorsprünge und Flächen bewohnen, während die *wánənim* die höheren und weiter oben befindlichen Löcher innehaben. Denn die *wánənim* hatten damals den *ɛ̆ɛ̆tɛ̆ɛ̆* einen derart starken Stoß versetzt, daß diese für immer nach unten geraten sind. Seitdem bis auf den heutigen Tag schaut der *ɛ̆ɛ̆tɛ̆ɛ̆* jedem Augenblick nach rückwärts, genau so wie damals, als er heimlich zu seinem kleinen Brunnen ging. Er fürchtet eben immer noch, daß man ihn wieder beobachte und ihm heimlich folge.

β. Die Rache der Haubenscharben

Wánənim wátuwa

Es war einmal ein Mann. Der saß am Strande, während seine Frau dortselbst Muscheln sammelte. Sie sah Rauch in der Nähe aufsteigen und fragte ihren Mann: „Wer mag das wohl sein, der hierher kommt?" Der Mann erwiderte ihr darauf: „Das müssen wohl die *wánənim* sein; denn die sind ganz plumpe, mißgestaltete Dickköpfe!" Inzwischen waren jene Leute[*] bereits nahe genug herangekommen und hatten diese verächtliche Bemerkung jenes Mannes eben noch deutlich genug vernommen.

Die *wánənim* stiegen aus ihren Kanus und machten sich sofort daran, eine Hütte zu bauen. Währenddessen verrichteten sie, mit jenem Manne einen Unter-

[*] Gemeint ist die Haubenscharbe, Phalacrocorax gaimardi, eine dort häufige Art.

haltung anzuknüpfen, und erbaten sich Feuer von ihm. Ihr Benehmen war auffallend seltsam. Da gab jener Mann sich darüber Rechenschaft, daß diese κάπηλοι seine verächtlichen Worte aufgefangen haben mußten. Er forderte sie deshalb freundlich auf: „Kommt doch in meine Hütte und richtet euch bequem bei mir ein, es gibt Platz genug bei mir!" Die κάπηλοι jedoch entgegneten in schnippischem Tone: „Unmöglich können wir deine Einladung annehmen. Wir sind ja mißgestaltete Dickhäuter und außerstande, den Eingang zu durchschreiten!" Jetzt wußte jener Mann genug und überaus freundlich überließ er ihnen das erwünschte Feuer. Die κάπηλοι richteten sich in ihrer eigenen Hütte ein und überlegten dann, wie sie jenen Mann zum Narren halten und sich dafür rächen sollten, daß er sie selber so schwer beleidigt und so sehr verächtlich gemacht hatte.

Abb. 91. Flußseeschwalbe (Sterna hirundo)

Bald brach die Nacht herein. Da fragten die κάπηλοι jenen Mann: „Hast du Lust, uns zu begleiten? Wir wollen auf die See hinausfahren und dort fischen und jagen. Das Wetter ist sehr günstig!" Sie trugen sich nämlich mit der Absicht, ihm einen gründlichen Streich zu spielen. Jener Mann sah sich genötigt, daraufhin zuzusagen; denn seine Frau, die ἐγγυήτρια[1] gehörte der Familie der κάπηλοι an und schon deshalb durfte er jene Einladung nicht zurückweisen. Also bestiegen alle insgesamt das Kanu der κάπηλοι. Am Heck setzte sich die ἐγγυήτρια, sie ruderte und lenkte das Fahrzeug. Weit hinaus fuhren diese Leute. Schließlich erreichten sie eine Insel, wo sie viele Seelöwen erschlugen und reichliche Mengen von Fischen zusammelten. Diese Beute luden sie auf ihr Kanu.

Die ἐγγυήτρια war sehr schlau und listig, überdies hatten die κάπηλοι ihr vorher heimlich einige Weisungen gegeben.[2] Sie saß immer nur hinten am

[1] Das ist die andere dem heimischen Schachermann, Flußseeschwalbe (Sterna hirundo), ungefähr.

[2] Deutlich kommt hier zum Ausdruck, daß eine Frau ihren Familien verbunden ist, auch gegen ihren Gatten, wenn deren Ehre von diesem verletzt wird.

Heck; hier ruderte und lenkte sie das Kanu, damit es durch die Strömung nicht vom Ufer abgetrieben würde. Nachdem bereits der größte Teil der Beute eingeladen war, machte sie wohl immer noch weitere Bewegungen mit ihrem Ruder, als würde sie sich anstrengen und das Kanu nahe dem Ufer halten; durch das war bewußte Täuschung, denn sie ließ das Kanu langsam immer weiter vom Strande abtreiben. Währenddessen bewahrte die *wánjuin* den letzten Teil ihrer Beute im Kanu. Dieses schwamm schon in weiter Entfernung von jenes Insel; aber die *wánjuin* flogen hin und her, bewachten das Fleisch an und entfernten sich wieder. Noch immer saß die *cyyyklipe* am Heck und ruderte; doch das war ausgeklügeltste Täuschung.

Jener andere Mann war noch auf der Insel zurückgeblieben. Er konnte nicht fliegen. Als jetzt der letzte *wánjuin* die Insel verlassen wollte, um in das Kanu zu steigen, forderte er jenen Mann auf: „Nun, drehst du nicht daran, mitzukommen? Sämtliche Männer sind bereits eingestiegen. Wage einen weiten Sprung und du bist im Kanu!" Jetzt erst merkte der Mann, daß das Kanu sich weit entfernt hatte. Entsetzt sagte er: „Die Entfernung kann ich nicht springen, das ist zu weit für mich." Der *wánjuin* erwiderte ihm: „Siehst du nicht, wie deine Frau unaufhörlich rudert? Sie kann unmöglich das Kanu dir näher bringen! — Nun gut, so mußt du eben hier einen Monat bleiben!" Da sprang nun mit einem weiten Satz auch dieser letzte *wánjuin* ins Kanu. Jener Mann war außerstande ihm nachzukommen; denn gar zu weit hatte sich das Kanu von der Insel entfernt. Da lachten alle *wánjuin* laut auf und schadenfroh riefen sie jenem Manne dort auf der Insel noch zu: „Nun, hast du dich endlich davon überzeugt, daß wir keine unbarmherzigen Menschen sind? Schau doch einmal her auf uns: Wir alle haben das Kanu springend verlassen! Jetzt magst du dort drüben einen Monat bleiben." Danach ruderten sie weiter und schauten nicht einmal mehr zurück.

So saß also jener Mann ganz allein auf der Insel und sah sich in größter Verlegenheit. Doch er wußte sich zu helfen. Am anderen Morgen machte er einen dicken Knüppel und erschlug damit einen mächtigen männlichen Seelöwen. Diesen öffnete er auf der Bauchseite nur wenig und saugte durch diese kleine Öffnung alles Fleisch und Fett aus dem Innern heraus. Die Haut stellte er derartig auf, daß sie schnell trocknete. Nun verschloß er sämtliche Öffnungen und blies die ganze Haut prall auf. Dann schob er sie ins Wasser und sie blieb sich schwimmend an der Oberfläche. Also setzte er sodann sich rittend darauf und nach langer Zeit erreichte er schließlich wieder die Stelle, wo seine Hütte stand. Jene *wánjuin* hatten sich natürlich an diesem Manne gerächt, von dem sie lächerlich gemacht worden waren.

2. *Die Geschichte vom Uhu*

Kahlpeq schaun

Einst lebte eine Witwe. Von ihrem verstorbenen Manne hatte sie einen Sohn. In seiner Onkels Hütte lebten sie beide. Dieser Onkel aber behandelte

seinen Neffen reichlich schlecht und gab ihm nur wenig zu essen. Der Neffe magerte denn auch von einem Tage zum andern mehr ab. Statt guter Kost erhielt er von seinem Onkel immer nur ein *kfoi*.[111] Dieses war zwar mit einem Darmstück vom Guanaco hergestellt; aber das Blut darinnen war gesammelt aus den Nasen mehrerer Leute. Diese stocherten nämlich mit einem Stöckchen in ihrer Nase so lange herum, bis Blut floß.[112] Dieses merkwürdige *kfoi* gab der Onkel seinem Neffen zu essen. Eben deshalb magerte der Kleine gar sehr ab. Keiner von den übrigen Leuten behandelte den Kleinen lieb, keiner gab ihm etwas zu essen.

Der Kleine war schließlich außerstande, diese Mißhandlung noch weiter auszuhalten. Oft und oft hatte er seiner Mutter geklagt: „Mein Onkel gibt mir nur wenig zu essen und das ist dazu noch schlecht. Ich bin schon so elend davon, ich halte das nicht mehr aus!" Schließlich riet ihm seine Mutter: „Da geh du selber hinaus auf die Jagd und versuche, ein Guanaco zu erlegen!" Er entgegnete ihr: „Wie könnte ich auf die Jagd gehen, da mir *klli*, Sandalen (S. 404 und Abb. 15) fehlen?" Sogleich schnitt die Mutter von ihrem großen Seehundsfell, Schamerhorn (S. 406 und Abb. 16) ein Stück Leder herunter und verfertigte daraus ihrem Sohne ein Paar Sandalen. Er zog sie an und eilte hinaus auf die Jagd.

Er schlug sofort die Richtung ein auf einen hohen Bergrücken zu. Zwar hatte sein Onkel immer gesagt: „Jener Bergrücken dort ist sehr hoch, niemand kann ihn überschreiten! Es ist schade; denn auf der anderen Seite gibt es immer viele Guanacos." Da sagte sich der Kleine: „Ich will trotzdem versuchen, jenen Bergrücken zu überschreiten. Vielleicht kann ich dann auf der anderen Seite ein Guanaco erjagen!" So kam er der Anhöhe nahe und begann aufzusteigen. Als er auf der anderen Seite hinuntergestiegen war, sah er sehr viele Guanacos. Er schlich sich heran und erlegte mehrere große Tiere. Nachher schaute er sich einmal um. Da sah er, daß jener Bergrücken vollständig verschwunden war. Darüber freute er sich ungemein und sagte: „Wie angenehm! Jetzt kann ich ja sehr leicht und schnell zu meiner Hütte zurückkommen." Er ruhte sich noch ein wenig aus. Dann lud er sich ein Guanaco auf die Schultern. Mehr konnte er wirklich nicht tragen; denn er war ja noch ein Kind und daher schwach. Die anderen Guanacos, die er erlegt hatte, ließ er natürlich. Am nächsten Tage wollte er sie holen, er hatte sie alle auf einen Haufen zusammengelegt.

Erst spät am Abend kam er zu seiner Mutter zurück. Diese freute sich sehr, als sie ihn mit einem mächtigen Guanaco ankommen sah. Sofort schnitt er einige große Stücke ab und die beiden begannen zu essen. Die Nachbarn in den nächstliegenden Hütten hörten bald, wie diese beiden hier mit einem ihrer großen Knochen zerschlugen und das Mark herausschlürften. Sie fragten

[111] Eine Art von Blutwurst, die unsere Yamana gruchmarkvoll finden (S. 381).

[112] Die Sitte (Bd. I, 914) vergnügen sich an dieser ungewöhnlichen Spielerei während der gemeinsamen Wasserleire und täuschen dadurch vor ihren Frauen die Mißhandlung gewisser Genossen vor. Ähnliches tun auch unsere Yamana während des Kina.

sich untereinander: „Wer mag jenen beiden wohl Fleisch gegeben haben? Man hört ganz deutlich, wie jene Alte dort große Knochen zertrümmert, damit sie zum Mark gelange." Schließlich gingen einige Frauen zu jener Hütte und sahen hier ein mächtiges Guanaco liegen. Die Alte lud diese Weiber sofort ein, sich zu bedienen und mitzuessen. Sie erklärte ihnen: „Mein kleiner Sohn hat dieses gewaltige Guanaco ganz allein mitgebracht, er selber hat es erlegt!" Da lachten die Weiber auf und schüttelten ungläubig den Kopf. Sie sagten: „Wie könnte ein Kind von dessen niedriger Größe ein solches Guanaco getötet und hierher geschleppt haben? Überdies soll er es von der anderen Seite des Bergrückens hergeholt haben, der nicht einmal für einen starken Mann ganghar ist! Nachdem sie gut gegessen hatten, gingen sie wieder zu ihren Hütten zurück. Sie erzählten nun überall, auch in den anderen Hütten, was die Alte ihnen eben gesagt hatte. Da riefen auch die anderen Leute jetzt die Alte herbei und fragten sie darüber aus. Sie bestätigte alles und gab sogar jedem ein gutes Stück Fleisch von jenem Guanaco mit. Trotz alledem wollte niemand glauben, was sie sagte. Schließlich erwiderte sie: „Dann geht ihr doch morgen selbst dorthin, auf die andere Seite jenes Bergrückens und seht euch die vielen Guanacos an, die mein Söhnchen erlegt hat; diese alle ließ er zurück, weil er nicht so viele schleppen konnte!"

Die Alte ging nun wieder zu ihrer Hütte. Hier sagte sie ihrem Söhnchen: „Die Leute wollten mir nicht glauben, was ich ihnen gesagt habe. Deshalb riet ich ihnen schließlich an, morgen selbst dorthin zu gehen und sich die vielen Guanacos zu holen, die du dort erlegt und zurückgelassen hast." Das aber gefiel dem Kleinen nicht: er war ja von all diesen Leuten schlecht behandelt worden und deshalb wollte er ihnen nichts von seiner Beute mehr kommen lassen. Trotzdem gingen am anderen Tage viele Männer mit dem Kleinen hinaus. Sie überwanden mit Leichtigkeit jene Stelle, von der sein Onkel immer gesagt hatte, niemand könnte sie überschreiten. Eine kurze Strecke dahinter zeigte er jetzt den Männern die Guanacos, die er getötet erlegt hatte. Diese Tiere waren wirklich noch ganz frisch, nicht einmal die Eingeweide waren herausgenommen worden. So konnten die Männer nicht anders daran zweifeln, daß dieser Kleine wirklich alle jene Guanacos erlegt hatte.

Nun lud der Kleine sich selber ein großes Guanaco auf die Schultern und trat wieder den Rückweg an. Auch jeder der Männer lud sich ein Guanaco auf. Damit gingen sie los. Aber bald merkte jeder, daß sein Guanaco gar sehr schwer wurde. Jeden Augenblick mußten sie wieder ausruhen und sie kamen sehr langsam vorwärts. Nur der Kleine schien die Last gar nicht zu spüren und er gewann schnell einen großen Vorsprung vor allen übrigen Männern! Das aber reizte sie, daß dieser Kleine dort so schnell voran kam, während sie selber alle ermüdet jeden Augenblick ausruhen mußten. Doch kaum hatten sie einige Schritte getan, mußten sie sich auch schon wieder hinsetzen und sich ausruhen. Immer wieder standen sie auf, ebenso schnell wurden sie auch wieder müde. Derart strengten sie sich an und ermüdeten dabei so sehr, daß sie alle zu Anhöhen wurden."

Nur jener Kleine kam wirklich in kurzer Frist zu seiner Hütte zurück. Als die anderen Leute jenes Lagers ihn wieder holenden mit einem Cuanaco ankommen sahen, hatten sie ihn um Fleisch. Aber er sagte ihnen: „Ich kann euch nichts von meinem Cuanaco abgeben. Wartet ein wenig, bis die anderen Männer, eure Verwandten, zurückkommen, die mit mir heute morgen von hier weggegangen sind. Ihr habt mir ja früher auch nichts zu essen gegeben. Also wartet nur auf eure Verwandten!" Und sie warteten gar lange. Aber erst spät in der Nacht kamen jene Uhos an. Diese brachten gar nichts mit. Sie gingen wohl an die Hütten heran, in denen sie selbst gewohnt hatten und wo ihre Verwandten waren; sie selbst aber traten nicht ein. Auch kamen sie zur Hütte, in der jener Kleine mit seiner Mutter saß. Sie kannten sehen, wie diese beiden allein; doch bekamen sie nichts mit und traten auch nicht ein. Sie riefen nur: *kuhdrup, kuhdrup* ... Dann gingen sie weg und blieben immer im Walde. Auch heute noch kommen sie nachts an die Hütten; doch treten sie nicht ein und niemand gibt ihnen etwas. Dann rufen sie nur *kuhdrup, kuhdrup* ..., entfernen sich von den Hütten und gehen wieder in den Wald.

4. *Die Geschichte vom Fischotter*

Ajapus erlegen

Der *Ajapus*[107] lebte mit seinen *fünf* Schwägern in der gleichen Hütte zusammen. Aber diese fünf Schwäger verstanden sich nicht gut mit ihm, sie machten sich andauernd über ihn lustig und spielten ihm manchen üblen Streich. Von alledem gab sich der *Ajapus* anfangs gar nicht Rechenschaft. Doch da die fünf Schwäger ihn auch weiterhin zum Narren hielten, wurde er endlich darauf aufmerksam, daß sie ihn zum Spielball ihres tollen Treibens machten. Er geriet in höchste Wut und sagte sich: „Etwas stimmt da nicht zwischen mir und meinen Schwägern! Sie machen sich über mich in dieser Weise lustig!" Dann überlegte er, was er gegen sie unternehmen sollte.

Voller Zorn verließ er einen Tages seine Hütte, er wollte verschwinden und an seinen Schwägern sich gründlich rächen. Er ging in der Richtung nach Süden, so weit und so lange, bis er an eine vorspringende Felsenspitze kam, an der die Brandung stark anschlägt und die Wellen hohe Berge bilden. Von dieser Spitze aus konnte man die Hütte sehr gut sehen, die er eben verlassen hatte und in der seine fünf Schwäger noch saßen. An dieser Stelle nun baute er sich schnell eine Hütte. Danach machte er ein Signalfeuer, als ob ein Wal hier gestrandet wäre. Seine fünf Schwäger bemerkten sogleich dieses Feuerzeichen und sagten sich: „Der *Ajapus* ist in südlicher Richtung gegangen. Es ist es gewiß, der das Feuerzeichen gemacht hat. Das kommt uns gut zustatten, dort muß ein Wal liegen!" Danach sagten sie zum jüngsten Bruder: „Du bist der jüngste von uns: Geh du einmal dorthin und schaue es, was es gibt." Da hing der Jüngste seinen Fellmantel um und ging los.

[107] Das ist der große Uhu, Bubo magellanicus (S. 42).

[107] Die Bezeichnung für den großen Seeotter, Lutra felina (S. 286). Vgl. Abb. 94.

Der dämon hatte inzwischen rund um seine Hütte den Erdboden geebnet. Danach schaffte er viel Sand weg und zwar so, daß der Weg zum Eingang der Hütte steil aufzusteigen war; schließlich legte er diesen Weg mit viel Wasser, daß er sehr schlüpfrig wurde. Als der jüngste der Brüder allein gekommen war, schaute er überall umher, aber von einem Wal merkte er keine Spur. Er schaute von gewisser Entfernung aus auch in die Hütte, aber dort war von viel Fett oder Fleisch eines Wales ebensowenig zu merken. Da sagte er sich: „Was mag es wohl sein, daß ich gar nichts finde? Ich sehe hier nichts von einem Wal!" Jetzt rief ihm der dämon von seiner Hütte aus zu: „Komme doch hier herein, mein Schwager!" Da wollte jener nun den kürzere Weg hinaufsteigen; aber da dieser sehr glatt und schlüpfrig war, glitt er aus und fiel hin. Wie er so glatt auf der Erde lag, schoß der dämon seine Harpune und tötete ihn auf der Stelle. Danach zog er dessen Leichnam zur Hütte heran und warf ihn hinein, wo man ihn nicht sehen konnte.

Bald darauf gab er wieder ein Feuerzeichen. Die anderen Brüder sollten glauben, diese beiden hier hätten einen guten Schmaus. Auch diesen Feuerzeichen bemerkten die Brüder sogleich und sagten sich: „Unser jüngster Bruder ist noch nicht zurückgekommen und jene beiden dort machen schon wieder ein Feuer. Es wird das beste sein, der zweitjüngste von uns geht dorthin und schaut sich an, was es dort eigentlich gibt!" Sofort machte sich dieser Bruder auf und ging zur Hütte des dämons. Als er sodann gekommen war, schaute er nach allen Seiten um; aber von einem Wale merkte er keine Spur. Sieh währenddessen schaute er in die Hütte hinein; aber auch dort waren keine Anzeichen von einem frischen Wal. Jetzt rief ihm der dämon von innen her zu: „Komme nur herein, hier wollen wir essen. Ich merke wohl, du suchst nach einem Wal! Komme nur erst einmal herein zu mir!" Da ging nun auch dieser Schwager den steilen, glatten Weg hinauf. Als er gerade vor dem Eingang sich hinein wollte, glitt er aus und fiel nieder. In diesem Augenblick warf der dämon vom Innern der Hütte aus seine Harpune gegen ihn, so daß er auf der Stelle tot liegen blieb. Danach zog der dämon wieder seine Leichnam. Er warf auch diesen Leichnam hinein und sagte sich: „Da werde ich mich an allen dafür rächen, daß sie sich über mich lustig gemacht haben!"

Nicht lange darauf zündete er wieder ein Feuer an und machte es schon so, so daß eine dicke Rauchwolke sich in die Luft schob. Diese merkten nun wieder die anderen drei Brüder und sagten: „Was mag denn das sein, daß keiner von unseren Brüdern zurückkommt? Sicherlich essen sie und!" Da sagten zum dritzjüngsten Bruder: „Nun bist du an der Reihe; geh dorthin und schaue an, was es denn eigentlich gibt!" Dieser machte sich sogleich. Auch er schaute auf jenen Felsgipfel nieder, aber von einem Wale merkte er gar keine Anzeichen. Schließlich rief der dämon auch ihm aus seiner Hütte heraus zu: „Da, mein Schwager, komme herein in meine Hütte!" Da kam dieser Schwager näher. Aber als er sich bückte, um einzutreten, glitt er auf dem schlüpfrigen Erdboden aus und fiel nieder. Sofort tötete der dämon auch ihn mit der Harpune, dann warf er dessen Leichnam herein.

Wieder wandte sich der Jüngere zu großer Freude und Gudrún zu schnell um, so daß eine dichte Haarsträhne verfing. Da sagte jetzt der ältere Bruder zum anderen: „Nun kann ich mir gar nicht erklären, was es dort eigentlich gibt: drei unserer Brüder sind schon dorthin gegangen und keiner kommt zurück! Ob sie etwa einen großen Schatz dort ablehnen? Geh du jetzt hin und komme bald mit den anderen Brüdern wieder." So ging jetzt dieser Bruder zur Hütte des Jüngers. Dieser rief ihn heraus. Als er in die Hütte eintreten wollte, glitt er ebenfalls aus und auch er wurde vom Jünger angebrüllt. Das Leichentuch warf er beiseite. Voll Zufriedenheit sagte er sich: „Nun haben es vier meiner Schwäger schon mit dem Leben gebüßt, daß sie mich zum Narren gehalten hatten; so bleibt also nur noch einer übrig!"

So wartete er jetzt wieder ein Signalhorn. Hinten bemerkte der älteste jener Brüder und er sagte sich: „Sollte wieder ein Feuer und keiner meiner Brüder kommen zurück? Ich will jetzt meine Waffen mitnehmen und sehen, was denn eigentlich dort vor sich geht!" Er zieht seinen Schlüssel, denn er kam ihm ins Gedächtnis, wie sie alle sind sich früher über den Schwager wirklich lustig gemacht hatten. Er kam in jene Gegend dort und sieh Umschau, aber von einem Wal merkte er keine Spur. Deshalb sagte er sich: „Hier ist kein Wal gestrandet, deshalb muß meinen Brüdern etwas Schlimmes zugestoßen sein!" Er näherte sich der Hütte des Jüngers. Dieser rief ihm zu: „Nun, mein Schwager, hier du endlich gekommen? Tritt nur ein in meine Hütte!" Da dachte er sich: „Sicherlich hat er meine Brüder in seine Hütte gelockt und sie dort feindes umgebracht!" Deshalb antwortete er dem Jünger: „Ach, mir gefällt es hier draußen besser: komm du doch ein wenig heraus zu mir und erzähle mir von meinen Brüdern, auf die ich schon lange warte!" Darauf erwiderte der Jünger von drinnen: „Dort draußen gefällt es mir nicht, komm du nur herein!" Schließlich sagte der älteste Bruder: „Gut, ich will kommen." Sofort eilte er auf die Hütte zu, aber von der Türschwelle her schnell riß er hier einige Pflöcke der Hütte aus, als wollte er sich einen Eingang machen. Da sah er an seinem Schwager die Leichen seiner Brüder liegen, einer über den anderen. Vor Wut schrie er: „Jetzt will ich mich an dir rächen!" Sofort schlug er mit einem Knüppel drein und hieb dem Jünger beide Hände und Füße ab, dann brachte er ihn vollständig um.

Dieser hier der Jünger merkt heute noch in Hütten unter der Erde. Er kommt nur selten heraus, denn natürlich, wenn niemand ihn sieht, kann ich sich vorbeugen. Er stellt andere Frauen nach, verfolgt besonders die Hunde und ist auch ein Feind der Menschen. Nicht braucht er sich gegen jedermann laufen, alle seine Gliedmaßen sind kurz geblieben von damals.

c. Die Geschichte vom Jungen-Fischen

[Titel unklar]

In alter Zeit waren die Frauen als Kriegsgefangene von ihren entführten und den neuen Männern.[1] Letztere legten sie in den Hütte regelmäßig

1: Cuxinde SH6 Yahgan

ab. Einst lebte eine Mutter, die einen kleinen Sohn hatte. Ihr Mann war wieder einmal hinausgegangen, um zu jagen; mehrere Tage wollte er ausbleiben. Wie immer widmete sich diese Frau ihren Arbeiten in der Hütte. Sie achtete nicht genügend darauf, wenn sie sich bückte; aber ihr kleiner Sohn beobachtete sie scharf und so konnte er von rückwärts ihre pudernde Scheide sehen. Darum vergnügte er sich oft und dachte auch ständig daran. Von ganz an sieht er immer wieder: „Das dort gefällt mir! Das dort gefällt mir!" Weil er schließlich das gleiche Wort sieht, wollte seine Mutter ihm den Willen erfüllen. Sie brachte Muschelstücke und Schnecken, See-Igel und Rundkrabben, Fische und Seevögel herbei, zeigte ihm eines nach dem anderen und bot es ihm freundlich an. Dieser aber wies alle und jedes mißmutig zurück, wandte seinen Kopf ab und wiederholte nur: „Das dort gefällt mir!" Gleichzeitig zeigte er auf die pudernde seiner Mutter; doch sie verstand nicht, was er erbeten. Endlich brachte sie Körbchen und Halsketten herzu, Federschmuck und schöne Steine, Waffen und Gerätschaften, sogar kleine Vögel und einen kleinen Hund. Der Knabe aber wies dies alles ärgerlich zurück, wandte sich davon ab und sagte immer wieder: „Das dort gefällt mir!" Schließlich wurde die Mutter traurig und verlegen, sie wußte nicht mehr, was sie anfangen sollte. Sie konnte nicht ausfindig machen, was ihr Söhnchen eigentlich erbeutete, und wieder begann es, warum es immer nur schrie: „Das dort gefällt mir!" Denn alles, was in ihrem Bereich lag, hatte sie ihm gezeigt und angeboten, doch nichts von alledem hatte ihn hervorgelockt.

Schließlich wollte sich die Mutter, als wäre sie stark ermüdet. Sie legte sich nieder und tat, als würde sie schlafen; sie erwartete nämlich, auch ihr kleiner Sohn würde bald einschlafen. Dieser aber verhielt sich wirklich ruhig und wollte sich auch, als würde er schlafen. Da stand die Mutter nach einiger Zeit wieder auf und schaute nach ihren Körbchen aus. Währenddessen sprach sie leise vor sich hin: „Ich werde jetzt an den Strand gehen und dort Muscheln sammeln." Sogleich faßte sie ihr Körbchen und verließ die Hütte. Wenige Schritte nur von der Hütte entfernt stieß sie schon auf große Muscheln. Sie bückte sich nieder und sammelte sie in ihr Körbchen. Inzwischen hatte sich der kleine Sohn auf seinem Lager halb aufgerichtet und seine Blicke der Mutter nachgesandt. Als sie so in gebückter Stellung die Muscheln sammelte, entdeckte er von rückwärts wieder ihre pudernde und regelrecht sich darum. Eilig stand er ganz auf und malte sich Kopf, Gesicht und Oberkörper mit Holzkohlenpulver ganz schwarz; die Beine aber schminkte er mit Ton rot. So verließ er die Hütte und eilte hinunter an den Strand, wo seine Mutter war. Am einigen Wehren kam er vorbei, die dort ebenfalls Muscheln sammelten. Unauffällig betrachtete er auch deren pudernde von rückwärts, bestiftete aber keinen dieser Weiber. Als er sag nahen seiner Mutter stand, sprach sammen sein pudernde ejus et carpit ludere cum illis. Lorem ista et gloriati commemorare eloquii eram delectationem. Attamen matri

** Jenes Wort bezeichnet den eigentlichen Schamschurz, der S. 686 beschrieben wurde. Genaues vgl. 686, 94. Über den Gleichbedeutung als Kleidungsstück der Frau vgl. S. 685.

plawit hous ire et ei communit. Domit aber die anderen Frauen nicht merken könnten, was diese beiden miteinander trieben, eilten sie zu ihrem Kanu, stiegen ein und fuhren zu einer nahen Insel hinüber. Hier waren sie ganz allein. Sie legten sich nieder et coierunt. Per longum tempus permanserunt hoc modo conjuncti. Dabei wurden sie schließlich in Vögel umgewandelt.

Am nächsten Tage verließen beide jene einsame Insel und fuhren an den Strand zurück, wo die Hütten der Leute standen. Hier setzten sie sich auf einen Stein, genau jener Hütte gegenüber, die sie noch gestern bewohnt hatten. Jener Mann war inzwischen von der Jagd zurückgekommen, konnte aber seine Frau und seinen Sohn in der Hütte nicht finden. Deshalb fragte er ängstlich die anderen Leute: „Wo ist denn meine Frau und mein kleiner Sohn? Sie sehe ich weder in der Hütte noch anderswo." Die Leute entgegneten ihm: „Sehen nur nach jenem Stein hinüber: Dort sitzen zwei Vögel, die vorher nicht dort waren. Jene beiden Vögel sind dein Weib und dein Söhnchen." Sie haben sich über alle Maßen ineinander verliebt, so daß sie in Vögel umgewandelt wurden!" Seit jener Zeit bleiben sie beide ständig beieinander und sie leben gemeinsam, ausschließlich für sich, bis auf den heutigen Tag."[1]

3. *Die Geschichte vom kleinen Spurki*

Dörökdrey erlernt

Der kleine *Dörökdrey* war zwar noch sehr jung,[2] doch hatte er sich schon verliebt und zwar in seine eigene Mutter. Sie trug ihren kleinen Sohn ständig mit sich herum. Eine eigene Sacktasche aus Fellstückchen hatte sie angefertigt, dahinein setzte sie den kleinen *Dörökdrey* und schleppte ihn ständig auf ihrem Rücken. Niemals nahm sie diesen Kleinen aus der Sacktasche heraus. Sie lud sich dieselbe jedesmal auf den Rücken, so oft sie ihre Hütte verließ. Also blieb der Kleine niemals ohne seine Mutter.

Oft ging diese Frau in den Wald. Den anderen Leuten sagte sie: „Mir schmecken die *Beij* gar zu gut; deshalb treibt es mich immer wieder in den Wald, um viele dieser Pilze[3] zu sammeln." Regelmäßig entfernte sie sich

[1] Die in die kühlige, schwere Mythengegend, Gleichgültige hybride. (S. 45).

[2] Die Erzählung will zum Ausdruck bringen, wieweilen Verkehr zwischen Mutter und Sohn ist ganz unerklärlich und bei Menschen unmöglich. Tiere nur sind so, bei denen es sich allerdings ereignet. Das ungeheuerliche Geschehen in dieser Mythe liegt in dem streng monogamen Zusammenleben dieser Yaghan-Familien.

Während einer langen Aussprache machte ich darauf aufmerksam, daß doch die Weibchen der drei Gleichgültigen hybride den Kopf und die vorderen Körperabschnitte schwarz gezeichnet hat, während das Männchen vollständig weiß ist. Die alten Leute, der ich diese Mythe vorlas, entgegnete: „Wir wissen es sehr wohl, daß das Schaf-Männchen ein ganz weißes Gefieder trägt und daß das Weibchen größtenteils schwarz gefärbt ist. Indes, die Alten haben diese Geschichte in der Weise, wie ich sie vorlas, überliefert, von Jahren vergangen."

[3] Im Kap Horn-Gebiet sind zwei Speisepilze zu finden, der kleinere von beiden, ebenfalls Drosophyllum lignosum (S. 42) ist dieser Mythe gemeint.

[4] Jener allgemeine Ausdruck bezeichnet jedwedes Resultat der Cyttaria Darwini (S. 61).

ganz allein und die Silberhexe nahm sie in der Sackmarke mit sich. Sobald sie im Walde einen verborgenen Platz ausfindig gemacht hatte, hielt sie an. Augenblicklich wurde jetzt der kleinen Silberhexe an einem erwachsenen Manne und vielfach übiger die Sackmarke, in der er bisher gesessen hatte. Ohne Verzug kletterte er auf die Bäume und pflückte Äpfel. Viele davon warf er hinunter und sammelte die Frau sie ein. Nach einiger Zeit rief er von oben der Mutter zu: „Mami, verrate es niemand, wenn jemand Äpfel in vaginam tuam!" Mutter stellte sammen voluptate humi accidenti et crudelem dicendo vaginam latinismo spernit. Filius ab arbore jactis Äpfel vaginam matris attingit, quod utrique maximo oblectamento fuit. Illum ludo tempore aut longo protracto filius ab arbore descendit. Tunc matri incubuit cibos comparandi cum voluptate, quia membrum ejus purgandi fuit.

Nachdem sie damit genommen Zeit verbracht hatten, erholten sie sich endlich. Der Sohn ging in die Sackmarke hinein, wurde kleiner und kleiner und war schließlich wieder ein Säugling. Die Mutter aßte mit ihm nur Bäume zurück. Auch diesmal brachte sie wieder eine große Menge von Äpfel mit. Einer verteilte sie an die anderen Frauen, alle aßen reichlich davon und zeigten sich sehr zufrieden. Mutter und Sohn aber verließen oft den Wald und durch immer allein und jedesmal trieben sie dort ihr böses Spiel.

Zwar kam es den anderen Weibern oft einerlaubt vor und sie fragten diese Frau: „Wie gelingt es dir denn, in ganz kurzer Zeit so viele Äpfel zu sammeln? Jedesmal bringst du eine große Menge vom Lager." Bedrig erwiderte diese Frau: „Ich gehe regelmäßig ganz allein in den Wald und klettere auf die Bäume; dann pflücke ich schnell sehr viele Äpfel." Von jetzt ab richteten sich die anderen Weiber genau so ein, wie diese Mutter es ihnen gesagt hatte; vorerst gelang es ihnen nicht, schnell sehr viele Äpfel zusammenzubringen.

Einen Tages schließlich folgten nahmerkt anderen Weiber jener Mutter, als sie wieder allein im Walde verschwand. Wie immer, trug sie auch diesmal die Silberhexe in der Sackmarke. Als jene beiden tief drinnen im Walde waren, nahmen die erstaunten Weiber, wie jener Silberhexe sich die Sackmarke entfaltet und zum ausgewachsenen Manne wurde. Sogleich kletterte er auf die Bäume und brach schnell eine große Anzahl Äpfel ab. Unsere erstaunten die Mutter diese Äpfel eilig ein. Nach kurzer Zeit rief der Sohn ihr von oben her wieder zu: „Mami, verrate es niemand, wenn jemand Äpfel in vaginam tuam!" Mutter stellte sammen voluptate humi accidenti et crudelem dicendo vaginam latinismo spernit. Filius ab arbore jactis Äpfel vaginam matris attingit, quod utrique maximo oblectamento fuit. Illum ludo tempore aut longo protracto filius ab arbore descendit. Tunc matri incubuit cibos comparandi cum voluptate, quia membrum ejus purgandi fuit.

Die Weiber aßen und kletten dann alle von ihren Vorräten aus und entfernten sich. Unbemerkt aßten sie an ihren Bäumen zurück. Dem Manne jener Mutter offenbarten sie bald, wollen unter einem Vorwand zu erklären dahinzukommen. Er zeigte sich sehr verwundert, denn bisher hatte er geglaubt, sein Sohn wäre noch ganz klein. Die Mutter trug ihn je

schnell in der Backtrocke auf ihrem Rücken, ohne ihn jemals herauszunehmen, einzig und allein diesem Gedicht hatte er es seine Bekanntheit. Wirklich, die Mutter hatte es dem Kleinen als garantiert, die Backtrocke zu verlassen, falls eine andere Person in der Hütte weilte. Die Backtrocke selber trug sie auf dem Rücken frei verschnürt. Sie sagte sich schalkisch: „Wenn ich mein Silberchen aus der Backtrocke herausnehmen kann, wird der Vater sofort merken, wenn keine ohne den Jungen sein. Augenblicks danach wird er Verdacht schöpfen, eine regelmäßige Liebere sein wollen!" Also hielt sie den Sohn schnell in der Backtrocke eingeschlossen und trug ihn ganz regelmäßig mit sich herum. Auch morgen soll sie ihn nicht heraus, ihre Schöne ja jede Körperberührung.

Jener Mann nun dachte über das nach, was jener Weiber ihm geschickt hatten. Er griff nach einem Messer und schlitzt es so, wie es sein muß, wenn man Lederriemen schneidet. Am nächsten Tage war seine Frau wieder in den Wald gegangen und erst am Abend wiederzurückgekehrt. Wie immer, trug sie auch diesmal ihr Silberchen in der Backtrocke auf dem Rücken. Sehr viele Arbeit brachte sie mit. Da redete er sie freundlich an: „Warum nimmst du denn nie die Backtrocke mit dem Kleinen ab? Deine Last drückt doch schwer, wenn du sie den ganzen Tag mit dir herumschleppst." Sie erwiderte kurz und abweisend: „Unser Silberchen ist noch sehr klein, deshalb muß ich es besonders sorgfältig schützen! Eigentlich spüre ich nichts von einer Last, ist doch unser Kind noch sehr klein." Der Mann aber entgegnete scherzh: „Habe du dich selbst endlich einmal neu und gib die Backtrocke gerne herunter!" Während er noch so redete, hatte er schon die Lederriemen, an denen die Backtrocke seiner Frau auf dem Rücken hing, mit seinem scharfen Messer durchschnitten. Die Tasche rutschte sofort ab, fiel herunter und der Kleine fiel darauf nur Erde, daß er auf den Rücken zu liegen kam und die Beine spreizte. Dann ganz ohne abermaure gerade darauf[en] mangenau fiel mit, wenn vorsichtig ganz sacht. Jener wollte es genauer! Außer sich vor Abscheu ergriff er das Messer, das er sich geschärft hatte, er mangenau[en] mordsmäßig fiel mit mangenau. Viel Blut floß, durch der widerliche Mann hielt den Jungen. Da wurde der Kleine schließlich zu einem Vogel. Er verschwand im Walde und ist nie mehr vor Hütte seiner Eltern vorbeigeflogen. Das ist der kleine Distelfink, der auch heute einen leichtgrau Schnabel trägt, weil durch seinen langen, roten Zungen.[*]

9. Die Sprachgrenzlegenden

Lüne unknown

Die beiden *Lüne* waren Grenzbrüder.[**] Von ihrer frühesten Jugend an hätten sie bei ihren Eltern und vorhero gemeinsam auf. Als sie schon treue

---

[*] Bis dieses Wortes ist das so sich offensichtlich verhaltnismäßig Distanz in dieser Weise gemein.

[**] Gemeint ist der große innerdeutsche Sprach- Sprachgrenze angefangen. Es trägt ein kühlschwarzes Gefieder und das Männchen besitzt einen leuchtendroten, gespaltenen Schnabel. Das Weibchen hat einen [illegible]

Abb. 19. Der große Geier, Gyrinaetus angelicanus, V. v. Gr.

4. Die Geschichte vom Spielgefährten

Über [illegible]

Der Knabe hatte sich in seine eigene Schwester[1] verliebt. Deshalb verließ er auf [illegible] Weise, mit der [illegible] verschwand und mit der er [illegible]. Seine Schwester hatte dessen Abgang bemerkt, bekommt bei der Rückkehr, dass er weder mit ihr noch mit [illegible] verheiratet. Erwachsen war der Knabe völlig, [illegible] wurde stark. Der Knabe überlegte nun, seine [illegible] Verwandt er sich von der Mutter [illegible].

Diese Tiere verbrachte er große Zeit[2] und [illegible] Tiere im Walde. Da kam [illegible] [illegible]. Er sagte sich: „Meiner Schwester will ich [illegible], daß ich [illegible] große Freude angenehmen [illegible]. Sie wird die gewiß [illegible] kommen." Unverzüglich lief er zur Mutter [illegible] und erzählte seiner Schwester: „Liebe Schwester habe ich an einer [illegible] Stelle im Walde angenehme, [illegible] [illegible] du dort [illegible]!" Sie eilte den Brüdern [illegible] und [illegible] in den Wald.

Über [illegible] [illegible] [illegible], erblickt der Knabe [illegible] [illegible] die [illegible], an der seine Schwester [illegible] [illegible], [illegible] er sich. Als sie sehr [illegible] [illegible] war, [illegible] er sie. Diese legten sich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Als sie [illegible] nach einiger Zeit von ihrem [illegible] [illegible], [illegible] sie sich in Vögel [illegible]. Beide waren [illegible]. Der Knabe [illegible], [illegible] [illegible] [illegible][3] das sind [illegible], [illegible], und die [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible].[4]

5. Die Rache der Geschiedenen

Kürzende [illegible]

Eine [illegible] [illegible] [illegible]. Der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], der [illegible] war auch [illegible], die [illegible] [illegible] in der [illegible].

[1] Nachher, als der [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ich mir noch einige Einzelheiten. Insbesondere [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

und wenn ihre schöne lange Leinwand. Allmählich ergab es sich, daß der jüngere Bruder sich in seine Schwägerin verliebte. Diese bemerkte sich nun gar oft annehmen und liebkosten sich auf alle Art.

Die Liebesglut wurde den Beiden nach einiger Zeit groß. Beiden konnten es jene beiden so lange, bis er dessen sicher war, daß sie sich liebten. Seinem jüngeren Bruder offenbarte er sich nicht. Aber einen Tages, als dieser sich weit entfernt hatte, rief der ältere Bruder seine Frau herbei und sagte ihr: „Ich habe ich beobachtet, wie du meinen Schwager geliebkost hast; denn du bist auch in ihn verliebt. Falls du von meinem Bruder nicht ablässt, werde ich dich an deiner eigenen größten Beschämung empfindlich strafen. Das merke dir wohl. Falls du nicht mehr von meinem Bruder ablässt, gebe ich nichts mehr um deine Liebe zu mir. Ich werde mich dann gründlich rächen; ich werde mich in einen starken Vogel mit großen Krallen verwandeln, um dich zu fassen und herabzuholen. Also nimm dich wohl in acht! Sonst führe ich meinen Racheplan aus und du wirst schmerzhaft bestraft werden." Das Weib hörte schweigend zu, erwiderte aber keine Silbe.

Nach einiger Zeit begannen jene beiden sich ihrer Liebelei nicht mehr. Die Frau schien ganz vergessen zu haben, welch empfindliche Strafe und demütigende Beschämung ihr Mann angedroht hatte. Jene beiden fanden sich genau so oft wie zuvor heimlich zusammen und überließen sich ihrer Liebesglut durch lange Zeit. Der ältere Bruder verfiel schließlich wieder in Hitze und zog sich in den Wald zurück, er wollte von seiner Denkungsart gegen sein treuloses Weib durchführen.

Hier im Walde richtete er sich eine Hütte auf und blieb dorte. Allmählich begann er sich Verwandlung, ob er sich in einen Vogel verwandeln könnte. Oft trat er vor seiner Hütte hervor und beobachtete alle Vögel sehr genau. Bald gab er sich Rechenschaft, daß jedweder Vogel sich sein Nest durch eines auf einem Baume eingerichtet hat. Deshalb verfiel auch er jetzt seiner Hütte und ging auf einen Baum hinauf. Auch weiterhin beobachtete er jeden Vogel sehr genau und schaute auf das, was sie taten. Da entdeckte er, wie sich jeder Vogel auf einen Zweig oder an den Rand des Nestes setzte, wenn er sich entfernte, und dann Kot nach seiner hohen Hütte. So blieb auch er von jetzt an stets auf einem Zweige sitzen, wenn er sich entfernte, und fuhr den Kot nach seiner Hütte. Immer weiter beobachtete er die Vögel und bald lag er damit da, seine Gesang nachzuahmen. Auf die Bewegungen der Vögel schaute er ebenfalls und so begann er damit, seine eigenen Arme genau so zu führen, wie die Vögel ihre Flügel bewegten, und genau so zu fliegen, wie sie es taten.

Nach genommener Zeit besuchte er wieder einmal die Hütte, in der seine Frau mit seinem jüngeren Bruder lebte. Dieser empfing ihn mit spöttischem Gelächter und sagte ihm höhnisch: „Nun, wann wirst du endlich zum Vogel werden? Wie ich sehe, bleib du dann noch gar viel. Das will dir wohl gar nicht gelingen? Jedenfalls dauert es lange genug!" Der ältere Bruder erwiderte nichts auf diese Stichelreden, sondern verblieb sich still. Er sah dann, wie sein Weib die Liebelei mit seinem jüngeren Bruder immer noch trieb und

immer wenniger als vorher. Das schmerzte ihn sehr traurig. Ohne ein Wort zu sagen verließ er seine Hütte und eilte in den Wald zurück. Wieder schmerzte er hier sehr schwer und oftmals, wenn die Vögel sangen, und er schmerzte sie so schrecklich gerne sah. Lange Zeit verblieb er hier. Täglich verwandelte er sich in einen Vogel verschiedener. Dann schrie seine Wolfs und seine Brüder überfallen wurden und er hörte sich an dieses schöne Lämmern.

Lange Zeit dauerte bequemlos er wieder einmal seine Hütte. Sein jüngerer Bruder empfing ihn hier abermals mit spöttischem Gelächter und schließlich redete er ihn an: „Wie ich sehe, hast du dich ja noch immer nicht in einen Vogel umgewandelt! Das dauert gar sehr lange. Es wird dir wohl überhaupt nicht glücken." Auf diese beleidigenden Worte erwiderte der ältere Bruder nichts. Auch diesmal wollte er es wieder gerade versuchen, wie sein Weib ihm Schwangere Gelüstsamkeit anwenden, sie sagte ihnen hier, doch jener der Ihm konnte deutlich die spöttischen Worte hören: „Der Donnerkeil wird noch lange vorwehren müssen und schließlich doch nichts ausrichten! Da es besser für uns beide!" Daraufhin wurde der ältere Bruder nun wieder traurig und verzagt. Sofort verließ er seine Hütte und eilte ins verschiedenen, erstmals wieder hinaus verschiedenen. Grundsätzlich eilte er in den Wald und blieb dort für immer. Wieder beobachtete er die Vögel und wandte Ihnen alles nach. Und wirklich. Von einem Tage zum anderen wurden er immer mehr wie einem Sperling und hatte die Lust der Vögel an. Auch sein Mund formte sich langsam um und es bildete sich allmählich ein eigentlicher Vogelschnabel heraus. Auch seine Arme wandelten sich um in Flügel und seine Beine und Füße gestalteten sich zu Beinen und Füßen der Vögel. Auf seinem ganzen Körper begannen kleine Federn zu wachsen.

Schon mit langer Zeit war er nicht mehr zur Hütte zurückgekehrt, also ging der jüngere Bruder einen Tages in den Wald hinaus, um ihn zu suchen. Er wollte wissen, wie es ihm ginge. Bald fand er auch seinen älteren Bruder und sah, daß dieser sich schon etwas vogelverwandelt hatte. Da lachte er spöttisch laut auf und begann seinen Brüderbruder: „Hihi und, mein Bruder! Wie geht es dir denn? Wie ich sehe, bildst du dich auch viel ein zum Lustigen Vogel! Das Ganze dauert gar sehr lange! Nun, ich wünsche dir viel Glück zu deiner Verwandlung!" Dabei lachte der jüngere Bruder wieder sehr spöttisch und ging zur Hütte zurück. Hier erzählte er allen seinen Schwägerin und heute Gelächtern sich vogelgleicher als vorher.

Trotzdem blieb der ältere Bruder unentschlossen im Walde. Tatsächlich wandelte er sich langsam um und wurde einem Vogel vorübergehend ähnlicher. Es war jetzt schon mehr Vogel als Mensch. Doch immer wieder schaute er die Vögel in allen und jedem, was sie machten, oder gerne taten. Es wurde so von einem Tage zum anderen immer mehr ein Vogel. Doch längerer Zeit kam der jüngere Bruder abermals in den Wald, er wollte sich seinen älteren Bruder ansehen. Wirklich fand er ihn an der gleichen Stelle und erkannte, daß er doch schon fast zum Vogel geworden war. Spöttisch lachte er laut auf und sagte höhnend: „Hihi, mein Bruder, wie geht es dir eigentlich? Wie

ich sehe, hätte ihr nicht mehr viel bis zum Sonntag Vogel. Das ist ja sehr gemein. Sie wird also nun jeden Abend im Walde bleiben und nicht mehr zu Hause schlafen kommen." Dann vergaß alles den jüngsten Bruder zu seinen Schwägerin erzählt, er erzählte ihr alles und beide überlegten sich, wenn Lust noch miteinander als mehr.

Als der Tag war der Hirte Bruder wirklich doch schrecklich zu einem Vogel geworden. Er hatte nur mehr auf den Händen und hatte sich dort die großen Nase gebaut, wie solchen alle Vögel besitzen. Falls er sich entfernen wollte, blieb er auf einem Zweige sitzen und hielt seinen Kopf traurig. Seine Stimme war zu einem grässlichen, schrillen Schnabel geworden, seine Augen zu Pfeilen, seine Beine und Füße zu Krallen und Füßen eines Vogels mit scharfen, kräftigen Krallen. Seinen ganzen Körper bedeckten aber dicke Schichte von Federn. Wenn kam einen Tages der jüngste Bruder in den Wald um zu sehen, was aus seinem lieben Bruder geworden sein. Dieser bemerkte an seiner Schwägerin sich. Sie den gleichen Hafte wie seinen Lust an seinen lieben Bruder. Der war zum vollkommen zum Vogel geworden und sah in seinen Nester mit einigen anderen Vögeln zusammen. Die beiden Hafte nun weit spazieren von seinen an den Himmel, wo wenn Sonn, daß er sich endlich durch ganz ungewöhnlich hatte, denn ganz schnell er einmalig mehr nur Hirte verschlafen. Voller Freude darüber lagerte sie sich auf den Rasen, genau unter jene Baumkronen, in der der lieben Bruder saß, die Abendluft sich ihren Lust zu schenken. Als der große Falke[1] das sah, geriet er in Wut. Er war nun seinem Nest herum, dachte seiner heißen Schwägerin und begann zu fliegen. Langsam hob er sich herab und war wenig über dem Erdboden schwebend flog er ganz nahe am Knabe jenen heißen weiten. Da eben, gleichzeitig war Seine Lust beherrschen, bemerkten den großen Vogel überhaupt nicht. Da schrak sich diesen Kraft himmel in die Luft und war seinen Hilfe sich er war nun zweimal Male mit schwarzen Flügel nach unten. Seine heftigen, schwarzen Krallen schlug er in den Leib der beiden Leuten, die noch am Boden lagen, hob sie auf und trug sie bis seinen Nester. Dort legte er die beiden Leute. Rufend über die schrecklichen Untaten Vogel über diese beiden her, umkreiste nun sie gierig und schrill, verschlechterte den Himmel und warfen die Luft über dem Nest mit Donnergeschrei. Vor den verdienen stellte und den verdienen endlichen beschützen sie wieder. Als sie allen Himmel aufgeflogen hatten, blieben nur noch die guten gutmütigen jenen heißen weiten. Seine guten gutmütige mit einigen weiteren allen verschwenden wenig einmal in jene vergnügt. Der Hirtenbube vergißt sie jene mit seinen Krallen, nur gut seinen Nester hatten und schob sich damit auf seinen weiten Schwägerin Leib himmel in die Lüfte.

Es war gerade die vorabendlichen Tag, Bader sich nun Nester den Hirten sehr weiteren zweiten weiteren Hirten und viele Leute weiteren dorten. Weil den gestrigen Wetter dann eingeholten hatte, spielten die vielen Leute die

[1] Hier endlich spricht er die Erzählung deutlich aus, daß jener Hirte Bruder sich in den großen Greifvogel, Gleiter einmal, umgewandelt hat. Hierin ist bedeutend Sinnen als der große Greifvogel, Feldhüter dieses. Vgl. Anmerkung 100.

Schüler auf offenem, ungepflastertem Wege.“[1] Der schlichte Grimmelshausen hat herausgefunden und lässt sich schmunzelnd in den Lauf seines Helden, auf dem die Leute spötteln, alle werden auf ihn aufmerksam. Da öffnete jener den Klipperchen seinen Kaufen und lief seine ganze gedrückte viel aufmerksamen offen vorgenommen hinausschaffen, seinen Hemde in den Korb der kleine Leute. Als seine ganze gedrückte auf den Schlachten Sitten, Klang den Schüler eigenartig. Die Leute verdutzten, als er so merkwürdig aufschlug. Sie fragten sich bedenklich: „Was ist denn für ein sonderbarer Aufschlagen? Es ist doch schlimm, daß hier etwas von einem Lumpenvolk?“ Was schauten sie überall suchen und schüttelten doch dann in den Lauf wieder den gewaltigen Grimmelshausen. Denn gingen sie nahe an jener ganzen gedrückten heran, die nahm schnell in ihren Korb hineingeschaffen waren. Nicht vermochte einander die einen Dinge zu und sagten verwundert: „Was sind ja ganze gedrückte viel zu schlecht, heute so verschwenderisch gut zu essen. Wir verdrießlich!“ Sie überlegten sehr und dachten nach. Bald hatten sie es erraten und sagten: „Jene verdächtigen Dinge sind es jetzt wieder heute sind! Der Klipperchen hat heute von einem besonderen Lumpen!“ So dachten schnurrten sie schließlich den Weinen Braten. Jener stieß sie heut: „Was stehen sich den Weinen Braten dalle, daß wir Welt mit seinem gegessen Braten verbessern Umgang hatte! Seitdem hat weder gearbeitet!“

6. Wie der Grimmelshausen mit Fleiß weiter Kleider arbeitete

Einen Tages habe den großen Grimmelshausen[2] an den Fehren dreschen in der offenen See. Dann auf jenen Fehren wollte er einige Verfehmen anfangen. Viele andere Männer begleiteten ihn. Einer wenne einschlich verbesserten, doch haben sie ihre Weiber daheim zurück und kehren aber sie fort. Einer weinen Weg wollten sie zurückbringen und den Weinen war sehr angenehm. Nach mehreren Tagen endlich erreichten sie jenen Fehrenland. Hier erschlugen sie viele Verfehmen. Sie waren darüber sehr erfreut. Sie weinen sie sich wieder und rufen sie zusammen, denen sie weinen sehr erzählen. Bald schlief einer nach dem anderen ein. Schließlich weinen war auch jene Männer wach, die sich unterhielten. Auch den Grimmelshausen hatte sich heimlich angefangen. Doch wollten sie sich nur so, als ob sie schliefen, so konnten einen sicher einschlafen.

Jene heimlichen Männer wollten ganze weiter keine Grimmelshausen. Eher einer von denen sagte ganz leise zum anderen: „Hörst weich an. Hier schaue nun liegt der Schelm, Kennst du diesen hübschen Weib, die Lüttiger? Nun, ich will die etwas verraten. Ich habe mich für schon lange Zeit heimlichen Umgang. Da ist wirklich ein schönes Weib.“ Der andere erwiderte den neugierig: „Ziemlich dumm hier nicht dieses. Nehmt nun liegt durch den Schelm, wie leicht könnten es uns selbst können!“ Jener roten Mann erwiderte: „Ja wen, wenn dich dadurch

[1] Jedenfalls sind die gewerbepolizeilichen Vorschriften seitdem wesentlich verschärft.

[2] Grimmelshausen schreibt seinen großen Helden gern in der schlichten Form und Ingenieurs wendig und abgerundet die Form oder Grimmelshausen.

nicht! Wie ich sehe, schläft der Elfilfe schon ganz fest; der hört nichts von dem, was wir hier leise reden." Das ermutigte den andern und er gestand: „Nun will auch ich dir etwas vertrauen. Höre: Ich selber habe auch mit langem heimlichem Verkehr mit der schönen Lilliya. Oft schon bin ich unbemerkt mit ihr zusammengekommen. Sie ist eben Zweifel ein herrliches Weib!" Auf solche Weise sprachen sich diese beiden Männer aus und erzählten sich gegenseitig ihr heimliches Treiben mit der schönen Frau des Geierfalken. Dieser aber stellte sich immer noch, als schliefe er ganz fest. Deshalb hörte er diese Worte sehr genau.

Am nächsten Morgen holten die Männer eiserliche Speisen, die sie erbeutet hatten, auf ihre Kamele und führen wieder an jener Stelle vorbei, an der ihre Familien warteten. Als sie hier angekommen waren, ging jeder Mann zu seiner eigenen Hütte. Der Elfilfe jedoch ging nicht zu seiner Hütte, in der sein Weib ihn erwartete, sondern trat bei einem seiner Verwandten ein. Wohl schickte er seiner Frau in ihre Hütte ein Stück Fleisch, durch einen irgendeinen sagen zu lassen. Sie fand es sehr befremdlich, daß ihr Mann nicht selber zur Hütte kam und der weiter nichts als ein Stück Fleisch geschickt hatte. Schließlich kam sie auf die richtige Spur und sagte sich: „Mein Mann wird wohl erfahren haben, was ich mit anderen Männern im Geheimen treibe und wen ich mich hingegeben habe. Sicherlich deshalb kommt er jetzt nicht mehr zur Hütte hierher und schickt mir weiter nichts als ein kleines Stück Fleisch!" Die Lilliya war plötzlich ratlos und wußte nicht, wie sie sich einrichten sollte. Sie war darüber sehr traurig, so allein dastehen zu müssen. Nach einiger Zeit verließ sie ihre Hütte und entwichen. Sie rannte zum Strande hinunter und wollte am Ufer entlang laufen, bis sie mit ihrem Vater zusammentraf. Das war der alte Dilfalg.[1]

Nachdem die Lilliya lange Zeit am Strande entlang gelaufen war, sah sie endlich ein Kamel auf dem Wasser. Diesen wünschte sie sofort, daß es näher käme. Gewissen Zeit wollte sie Reiterin werden, endlich bedeutete jenes Kamel die Fahrtrichtung und wandte sich dem Strande zu, wo die Lilliya wartete. Wirklich, es war der Vater, der daherritt. Da bereute sie sich gar sehr, daß sie ihren Vater schließlich doch erwischt hatte. Nun erzählte sie ausführlich alles und erklärte, weshalb sie entwichen wäre und ihn gesucht hätte.

Bald hatte auch Elfilfe wahrgenommen, daß seine Frau aus ihrer Hütte verschwunden war. Das stimmte ihn sehr traurig. Da rollte er sich auf und lief der Lilliya nach, er wollte sie suchen und wieder heimführen. Er schlug die gleiche Richtung ein, in der sie sich entfernt hatte. Schließlich kam er der Stelle nahe, an der sie auch mit ihrem Vater saß. Durch sie diese beiden den Elfilfe gewahr wurden, der sich ihnen näherte, bestiegen sie unverzüglich ihr Kamel und fuhren davon. Der Elfilfe war so voll gekommen, daß er ihnen den Strand entlang laufend nicht weit folgen. Verzweifelt und traurig mußte er zusehen, wie Lilliya mit ihrem Vater sich immer weiter entfernte. Lange schaute er ihnen nach.

[1] Die im Deutschen unübersetzbare, der große Albatros (S. 68).

In seiner Verstimmung suchte er ein Vogelei. Dieses schleuderte er auf den Erdboden, daß es zerplatzte: Damit wollte er sich gutes Glück sichern. Sogleich rief er alle Winde herbei, den Wind von Osten und den vom Westen, den vom Süden und den vom Norden. Alle diese Winde stellten sich sofort ein und sie bliesen sehr stark, ein jeder von seiner Seite her. Das Kanu, in dem die *Lálkipa* mit ihrem Vater saß, bewegte sich nicht mehr von der Stelle; denn von allen Seiten bliesen die Winde sehr stark. Also stand jetzt das Kanu mitten auf dem breiten Wasserarme und konnte nicht vorwärts kommen. Das hatte *Kóßa* beabsichtigt. Erst am folgenden Tage herrschte wieder vollkommene Windstille und nun ruderten jene beiden mit ihrem Kanu davon. Sie fuhren schnell, denn sie strengten alle ihre Kräfte an. Schließlich erreichten sie ihre Hütte. Hier stieg der Alte mit seiner Tochter aus. Seitdem blieb die schöne *Lálkipa* bei ihrem Vater für immer.

Betrübt ging auch der *Kóßa* zum Lager seiner Leute zurück. Er betrat wieder seine Hütte und setzte sich ans Feuer. Doch nun war er ganz allein. Lange saß er traurig da, er weinte laut und viel. Eine Frau kam an seiner Hütte vorbei und hörte sein Klagen. Sie fragte ihn: „Warum weinst du denn gar so sehr?" *Kóßa* erwiderte ihr: „Ach, mir hat der Wind etwas Schmutz in die Augen getrieben, das schmerzt mich empfindlich. Deshalb verliere ich so viele Tränen." Doch eigentlich weinte er um sein schönes Weib, das er verloren hatte. So lange und so viel hat er schon geweint, daß ihm auch heute noch die Augen hoch gerötet sind[130] von den vielen, vielen Tränen um die schöne *Lálkipa*: und immer noch weint er um sie.

3. *Der selbstsüchtige Fuchs*

Cilaudja sóktamo

Einst fehlte es hier in einer Gegend an Wasser und alle Leute litten empfindlichen Durst. Der schlaue *Cilaudja*[131] hatte sich sorgfältig umgesehen und in einiger Entfernung vom Lagerplatze doch eine Lagune gefunden, die etwas Wasser enthielt. Mit niemandem sprach er darüber, sondern richtete um die Lagune herum einen dichten Zaun auf, daß niemand eintreten konnte. Er selbst hielt sich darin die ganze Zeit verborgen und achtete darauf, daß kein anderer nahe käme, um Wasser zu trinken. Nur er nahm für sich reichlich vom Wasser; zuweilen gestattete er auch seinen Verwandten, aus der Lagune zu trinken.

Nach einiger Zeit erfuhren es die anderen Leute aber doch, daß der Fuchs eine Lagune mit Wasser entdeckt hatte und daran sich selber sättigte. Weil sie ausgetrocknete schon lange empfindlich unter Durst gelitten hatten, kamen sie hierher zum Fuchs und erbaten sich etwas Wasser. Er aber hörte ihre Bitten nicht einmal an, sondern jagte sie kurzerhand mit derben Worten

[130] Diese Färbung der Augen, die den Tränen deutlich zu triefen scheinen, ist beim großen Seevogel, *Pelykanus thagus*, sehr auffällig.

[131] Der große fuchsähnliche Fuchs, *Canis azarae Cerdocyon magellanicus* (S. 35).

davon. Die Lage der Leute wurde immer bedrohlicher. Als sie vor Durst sich kaum noch aufrecht halten konnten, näherten sie sich abermals dem *Čilaudja*; sie boten ihm große, schöne Fleischstücke an, die sie gegen Wasser eintauschen wollten. Er aber blieb hartherzig und ging auf den Tausch nicht ein.

Nun waren die vielen Leute wirklich dem Tode schon ganz nahe. In ihrer Ratlosigkeit ließen sie den kleinen *Omáre* kommen, der sie früher schon einmal aus großer Not gerettet hatte. Tatsächlich fand sich *Omáre* bald ein; denn er war gern bereit, andern jederzeit zu helfen. Zwar ist er ein winziges, unscheinbares Kerlchen,[109] aber viel mutiger und waghalsiger als mancher Riese. Alle Leute klagten ihm laut ihr Leid und sagten: „Wir sterben hier vor Durst! Der Fuchs dort verfügt zwar über Wasser, uns indes gibt er nichts davon ab." Andere Leute seufzten: „Der selbstsüchtige Fuchs hat einen dichten Zaun rund um die Lagune herum aufgerichtet; nur er selber und seine nächsten Verwandten können dort trinken, uns wird bald der Durst verzehrt haben!" Da ereiferte sich *Omáre* gar sehr über den selbstsüchtigen *Čilaudja*. Sofort erhob er sich und eilte dorthin, wo der Fuchs sich aufhielt. Er redete ihn hart an: „Höre! Verhält es sich wirklich so, wie es alle Leute mir versichert haben? Du verfügst hier über eine Lagune mit Wasser, du willst aber davon den andern Leuten nichts überlassen! Alle sterben deshalb bald vor Durst." Der Fuchs erwiderte spöttisch: „Was brauche ich mich um andere Leute zu kümmern? Diese Lagune hier enthält nur wenig Wasser, das reicht kaum für mich und meine nächsten Verwandten hin. Ich kann an die andern Leute nichts abgeben, sonst würde ich selber Durst leiden." *Omáre* geriet in Wut; ohne dem Fuchs zu antworten, eilte er zum Lager.

Kurze Zeit dachte er nach. Sofort erhob er sich wieder, griff nach seiner Schleuder und ging nochmals dorthin, wo der Fuchs sich aufhielt. Auf dem Wege sammelte er einige scharfe Steine. Als er sich genügend genähert hatte und den Fuchs erblickte, rief er ihm drohend zu: „Willst du nun endlich den Leuten etwas Wasser überlassen? Sei doch nicht so selbstsüchtig: Sie sterben ja bald vor Durst!" Der Fuchs erwiderte verächtlich: „Mögen alle umkommen vor Durst, was kümmert's mich! Allen kann ich nicht Wasser von hier geben, sonst ginge auch ich mit meinen nächsten Verwandten zugrunde!" Nun konnte sich der erzürnte *Omáre* nicht mehr halten, wütend schwang er seine Schleuder und tötete den Fuchs auf den ersten Wurf.

Die andern Leute hatten das beobachtet, erfreut eilten sie herbei. Unverzüglich zerschlugen sie den dichten Zaun, näherten sich der Lagune und tranken reichlich Wasser. Sie tranken so viel, daß die ganze Lagune entleert wurde. Alle zeigten sich überglücklich, denn sie waren nun vom Tode gerettet. Einige Vögel aber kamen zu spät. Kaum wenige Tropfen fanden sie, mit denen sie sich die Kehle noch etwas anfeuchten konnten. Die vielen andern Leute hatten eben sehr viel Wasser getrunken, weil der lange Durst sie völlig aus-

[109] Gemeint ist der Kolibri *Sephanoides sephaniodes*, der sehr vereinzelt nur in jenen Gebieten sich sehen läßt. — Gleich in der folgenden Erzählung tritt er abermals auf. Vgl. die Anmerkungen 138 und 143.

getrocknet hatte. Da nahmen nun die Sita[107] und die anderen Vögel, die mit ihr verspätet hier eingetroffen waren, den feuchten Schlamm aus dem Grunde der Lagune und spritzten kleine Klumpen weit auf die Berge hinauf. Diese Schlammklumpen ließen sofort Wasserströme aus den Bergen herauströten, es bildeten sich kleine und große Bäche und sehr viel Wasser floß talwärts. Als die Leute das sahen, wurden sie überaus froh; sie trunken reichlich von dem frischen, klaren Wasser, das besser war, als das aus jener Lagune, und nun waren sie gegen Durst gesichert.

Bis auf den heutigen Tag fließen die vielen Bächlein, die damals noch nicht da waren, von den Bergen herunter; sie geben reichlich und zwar gutes Wasser. Seitdem braucht niemand mehr vor Durst zu sterben."[108]

p. Die Geschichte vom Steinmenschen

Sinaloewatapinäjua watuma

Ein Mädchen fand einst am Strande einen Stein, der in allem einem kleinen Kinde glich. Da hob das Mädchen den Stein auf und fing an, damit zu spielen, wie eben ein Mädchen mit seiner Puppe spielt. Sie trug diesen Stein in ihren Armen, wiegte und herzte ihn, gab ihm zu essen und schmückte ihn, wie es eine Mutter mit ihrem Säugling macht."[109]

Jene Leute[110] fuhren mit ihren Kanoes einst in den östlichen Canal de Beagle. Als sie in die Nähe von Sinawaia kamen,[111] sah das Mädchen, daß dieser ihr Stein sich langsam wie ein Säugling regte und bewegte. Er war und blieb zwar ganz Stein; doch die Augen, die Handteller und die Fußsohlen waren genau so wie die eines Fremden [d. h. Europäers]. Das Mädchen freute

[107] Die hellfarbige Oberseite, Nycticalyx quoyi (S. 62).

[108] Genau so, wie in zwei anderen Erzählungen, betätigt sich der kleine Kolibri auch hier wieder als Retter einer großen Gruppe. Denn helfähigt ihn seine Entschlossenheit und überragende Geschicklichkeit, ungeachtet seiner ganz unscheinbaren Körpergröße.

Die Selk'nam erzählen: „Wie Taiyin den Leuten zu Hilfe kam" (Bd. I, 613). Der eben genannte Hörer ist, wie ich es seinerzeit (Bd. I, 616) ausgesprochen habe, sicherlich der Kolibri. Er hat, wie beide Erzählungen es gleichmäßig berichten, durch seine Tätigkeit die vielen Bronnen und Lagunen, die Bäche und Seen in jenen Gegenden hervorgebracht. Sowohl die Yamana wie auch die Selk'nam preisen den kleinen Kolibri als einen außerordentlich starkigen und gegen jedermann hilfsbereiten Mann; bei beiden Stämmen steht er hoch in Ehren.

[109] Man erklärte mir: In aber Zeit nämlich, bevor sich das ereignet hatte, von dieser Erzählung berichtet, war als Puppe ein kurzes, länglicher Stein üblich, der eben einem Mädchen, das damit spielen wollte, gefiel. Diesen Stein hätete, pflegte und streichelte das Mädchen, gab ihm aber kaum je eine eigentliche Kleidung. Seitdem jener Steinmensch sich aus einer derartigen Puppe entwickelt hatte, wurde es den Mädchen untersagt, einen Stein sich zur Puppe zu wählen, aus Furcht, es könnte daraus abermals ein Steinmensch entstehen (S. 765).

[110] D. h. die Familiengruppe, der dieses Mädchen angehörte.

[111] Name für die Bahía Ponte, wörtlich von Puerto Mejillones, am Nordende der Isla Navarino. Die Namenbildung entspricht genau der bei den Yamana dafür gebrauchten Regel, derzufolge beim Eigennamen die Bezeichnung des Geburtsortes verwendet wird. Die Übersetzung würde ergeben: Der weiße Stein.

sich außerordentlich darüber. Sogleich gab sie ihrem Steinkinde die Brust, damit es nicht etwa Hunger leide. Aber dieses Steinkind biß ihr die ganze Brust ab, statt daran zu trinken. Kurz darauf starb das Mädchen.

Seitdem nahm eine andere Frau sich des Steinkindes an. Sie hegte und pflegte es gut. Als diese Frau ihm die Brust reichte, damit es sich nähre, biß das Steinkind ihr die ganze Brust ab. Daraufhin starb diese Frau. Wohl erschraken alle Weiber darüber; aber sie hatten durch Mitleid mit dem Steinkinde und schließlich nahm eine andere Frau sich dessen wieder an. Sie pflegte und wärmte es gut. Doch als sie ihm die Brust reichte, damit es seinen Hunger stille, biß das Steinkind auch ihr die ganze Brust ab. Daraufhin starb auch diese Frau.

Über alles das wurden die Männer schließlich aufgebracht und verärgert. Sie faßten das Steinkind und schleuderten es in den breiten Wasserarm. Das Steinkind aber folgte sofort wieder unmittelbar ihrem Kahne. Da faßten sie es abermals und schleuderten es auf den Strand. Doch hier erhob es sich schnell wieder und lief nun hinter den Leuten her, den ganzen Strand entlang. Die Leute konnten sich nicht mehr frei machen von ihm. Schließlich griffen die Männer nach Knüppeln und schlugen damit auf das Steinkind ein, sie bewarfen es mit schweren Steinen, bedrohten es mit bewaffneten Mannschaften und schleuderten es abermals ins Wasser. Alle ihre Anstrengungen blieben jedoch erfolglos. Es gelang ihnen auf keine Art, jenes Steinkind umzubringen oder sich von ihm frei zu machen. Immer und überall folgte es diesen Leuten.

Mit der Zeit wurde dieses Steinkind heran und war nun schon zum Manne geworden. Als solcher war er derart groß und schwer, daß die Männer nicht mehr stark genug waren, diesen Steinmenschen ins Wasser zu schleudern oder auf den Strand aufzuschlagen. Nach und nach zeigte sich dieser Steinmensch sogar bösartig und mißhandlig, so wurde allen Leuten gefährlich. Dann fing er auch noch damit an, einzelne Männer umzubringen und diesen Frauen in seine eigene Hütte gewaltsam zu entführen. Seine Hütte befand sich an abgelegener Stelle; dort lebte er mit den vielen Weibern, die er dorthin im Laufe der Zeit verschleppt hatte. Auch die weiter ahnten nahenden Leute begann er zu belästigen. Nur die Leute von Malinare [im Kanal südlich der Angesteure Marrey] ließ er unbehelligt und brachte keinen von ihnen um. Kroppte er aber irgend ein anderes Kahn, folgte er diesem unmittelbar, tötete die Männer und schleppte deren Frauen zu seiner Hütte. Hier nun hatte er schon sehr viele Weiber zusammengeschleppt. Mit diesen zeugte er viele Kinder. Doch jedes Neugeborene, das ein Knabe war, brachte er um; nur Mädchen ließ er am Leben. Waren diese selbst wieder groß genug, so zeugte er auch mit diesen abermals Kinder. Da er aber zahlreiche Weiber hatte, hatte er große Mühe und viel Arbeit, für diese vielen Personen die erforderliche Nahrung herbeizuschaffen. Seinen Weibern erlaubte er es nicht, sich weit von der Hütte zu entfernen und Nahrung zu suchen. Er persönlich war außerordentlich stark; also oft er mühelos einer ganze große Bande samt Wurzeln aus, fällte viele der kleinen Bäu[me] *hälf* hau. *engilli* und alles[?] auf

Seine Zweigen nahm. Dieses ganzen Baum trug er zur Hütte und stellte ihn aufrecht vor den Eingang, damit seine Weiber die Pfeile abpflücken und reinlich essen könnten. Kaum waren die vielen Pfeile von der ganzen großen Beute säuberlich abgepflückt, schleppte er auch schon wieder einen anderen heran. Einen halben Wald hatte er bereits auf diese Weise geplündert.

Während dieser Steinmensch einen Tages eine große Beute sammelte, war er sich eines dicken Dorn in seinen Fuß. Zwar war er ganz aus Stein, seine Fußsohlen jedoch waren die eines Menschen [Europäers]. Sein Fuß schmerzte ihn derweges derart, daß er nicht aufzutreten vermochte; war unter empfindlichen Schmerzen schleppte er sich zu seiner Hütte. „Ich habe mir einen dicken Dorn in den Fuß getreten", rief er von weitem schon seinen Weibern zu, „vermöchte augenblicklich, mir diesen herauszuziehen!" Die vielen Weiber waren ihm dabei behilflich, daß er sich auf seiner Schlafstätte niederlegen konnte. Dann holten sie eine lange, spitze Ahle herbei, wie man sie verwendet, wenn man Löcher in ein Fellstück bohrt. Nun versuchten sie, damit in der Wunde zu bohren und den dicken Dorn zu lockern. Vergeblich strengten sie auf den großen Dorn. Aber sie taten absichtlich, als ob sie sehr weit drinnen im Fleische und bohrten immer tiefer hinein, damit die Wunde sehr groß würde. Das alles vermochte der Steinmensch kaum auszuhalten, so entsetzlich schmerzte ihn der Fuß. Die vielen Weiber aber bohrten heftig weiter. Sie beratschlagten ihn andauernd und sagten: „Bald sind wir dort, wo der große Dorn sitzt. Halte nur ein wenig noch aus!" Ein sehr weites und tiefes Loch hatten sie ihm bereits in den Fuß gebohrt. Der Mann hatte schon so viel gelitten, daß er auf seinem Lager einschlief. Bald schnarchte er laut und tief.

Schnell überlegten jetzt die Weiber, wie sie diesen starken Steinmenschen umbringen könnten. Diese Gelegenheit schien ihnen sehr günstig zu sein. Seit längerer Zeit hatten sie einen kleinen Mann bei sich, den schlauen *Ondeve*.[99] Sie hielten ihn unverletzlich verborgen und zwar in einem Loche in der Erde, das sie locker mit Zweigen zudeckten, sicherheit konnte ihm dort aufpassen. Unbemerkt brachten sie ihm regelmäßig etwas zu essen hin. In den Zeiten, da der Steinmensch sich weit von der Hütte entfernt hatte, holten die Weiber den kleinen Mann aus seinem Loche hervor, damit er sich in der frischen Luft etwas ergehe. Dieser kleine Mann war allen Weibern sehr lieb. Da der starke Steinmensch gegenwärtig fest schlief und laut schnarchte, liefen die Weiber eiligst zum kleinen *Ondeve* hin und hatten ihm: „Der böse Steinmensch schläft sehr fest. Hilf du uns doch, ihn jetzt umzubringen!" Sofort erhielte er sich dazu bereit und alle Weiber standen freudig auf. Der kleine *Ondeve* war außerordentlich tüchtig und verstand es, ganz vortreffliche Waffen herzustellen. Früher hatte er an alle Weiber viele und gute Pfeilspitzen abgegeben, welche sie sich zurechtig verwahrt hatten. Die Weiber waren schon lange darauf bedacht, damit den Steinmenschen zu töten.

Nahe seiner Schlafstätte, dort wo die Füße auflagen, stießen sie nun

[99] Das sind die beiden bekannten Pflanzen Cyttaria Darwinii und Cyttaria Harioti (S. 1210).

[99] Das ist der Kobold Seghenvölker sagenhaften, ein schwarzer Gott im Kap Horn-Archipel

einen festen Stock in die Erde, dessen freies oberes Ende in eine Gabelung endigt. Nun haben sie seinen Fuß hoch und legten ihn in diese Gabelung. In die tiefe Wunde schoben sie eine lange, dicke Ahle hinein. Den Steinmenschen hatten diese Weiber von vornherein in der Weise hingelegt, daß sich seine Fußsohlen zum Eingang der Hütte wendeten. Nun schlichen sie aus der Hütte hinaus. Von außen legten sie rundherum Feuer an. Die Hütte stand schon sehr lange und das Holz des Gerüstes war ganz trocken; deshalb loderte sie das Feuer sofort hoch auf. Währenddessen schleuderte der kleine Steinmensch schnell einige Pfeile gegen den gesunden Fuß des Steinmenschen ab. Dadurch aufgeweckt, erhob sich der Steinmensch vom Lager und sprang auf seine Füße. Da er mit beiden Füßen fest auf den Boden stampfte, stieß er sich die lange, dicke Ahle noch tiefer in die Wunde hinein und der andere Fuß war durch mehrere Pfeilspitzen ganz erheblich verletzt. Vor Schmerzen konnte er sich nicht aufrecht halten, er fiel wieder um und die Flammen hüllten ihn ein. Aber zeitig genug hatte der flinke *Ondeu* ihm zwei Pfeile in die Augen geschossen und so war er vollständig geblendet. Er war außerstande, sich von der Stelle zu bewegen und sich zu verteidigen. Bald stürzte auch die ganze Hütte über dem Steinmenschen zusammen und die herumliegenden Stäbe bedeckten seinen Körper vollständig. Zwar versuchte er einigemale, sich zu erheben; doch brach er sofort in sich zusammen. Dann gab es einen ungeheuer lauten Knall, den man auf große Entfernung hörte: Der ganze Steinmensch platzte und barst, die vielen Einzelstücke spritzten nach allen Richtungen hin auseinander. Aber merkwürdig: Ein jedes dieser Spritzer lebte und wollte seinerseits zu einem ganzen Steinmenschen werden. Alle Weiber mühten sich emsig, einen jeden dieser Steine, die aus dem Feuer herausgeflogen waren und außerhalb des Hüttenbrandes draußen herumsprangen, wieder ins Feuer zurückzuschleudern, damit sie darin umkämen. Trotz alledem spritzten die vielen Steinstücke aus dem Feuer heraus und unablässig mußten die Weiber diese Steine wieder ins Feuer zurückschleudern. So hatte es ihnen befohlen. Deshalb regten sie sich sehr geschäftig, trotz großer Ermüdung. Schließlich platzte das Herz des Steinmenschen. Da gab einen noch viel stärkeren Knall, der sich wie ein lauter Donner anhörte. Nun war der Steinmensch ganz tot. Die letzten Steinspritzer fielen auf weite Entfernung von seiner Hütte nieder und rührten sich nicht mehr.

Heute noch kann man dergleichen *tlâi* in jener Gegend dort finden."[548] Die vielen Weiber aber, die der Steinmensch bei sich hatte, wurden zu Vögeln. Das sind die *tywin*, die noch heute in großer Zahl beisammen sind."[549]

[548] Das sind die schwarzen Kugelsteine (Abb. 93), die als Angelbeschwerer (S. 547) und ebenso wie von der Nachtreiber-Frau (S. 1220) benützt worden sind. Sie gelten also als "Steinspritzer", die damals herumgeschleudert wurden, als jener Steinmensch barst. Im Grunde, im Gebiete der Selk'nam, finden sich diese Kugelsteine, die sie *kodoeus* (Bd. I, 268).

[549] Gemeint ist der sogenannte Jilgero, ein kleiner Wiesenvogel mit gelblich-grünem Gefieder, der in Gesellschaft mit vielen seiner Art lebt (S. 42).

Der kleine Ondrea selbst ging bald danach zum Nordap zurück; seitdem läßt er sich in unserm Lande nur dann und wenn noch einmal ganz kurz sehen.

Alle Leute, auch die in der entferntesten Nachbarschaft, hatten schon lange Zeit hindurch in Angst und Schrecken gelebt; kaum wagten sie es, mit ihren Kanus etwas weiter in die See hinauszufahren. So kam es, daß sie oft Hunger leiden mußten. Seit einiger Zeit nun merkten sie nichts mehr, daß jener Steinmensch ihnen noch weiter drohte. Einige Männer atmeten erleichtert auf und sprachen die Vermutung aus: „Jener gefährliche Steinmensch ist wohl tot!" Alle hatten nämlich den ungeheuren lauten Knall vernommen, als jener Steinmensch barst. Schließlich sagten einige mutige Männer: „Fahren wir doch einmal auf seine Hütte zu und warten wir ab, ob er auf uns losgeht! Läßt er sich nicht sehen, wissen wir sicher, daß er tot sein muß!" Kurz entschlossen fuhren sie hinaus und gelangten ganz in die Nähe seiner Hütte. Nichts aber deutete darauf hin, daß er auferstand oder am Leben wäre. Das beruhigte alle Männer sehr und vergnügt kehrten sie zu ihrem Lagerplatz zurück. Noch einigen Tagen fuhren andere Männer in jene Gegend, in der die Hütte des Steinmenschen gestanden hatte; sie fanden keine Spur mehr von ihm. Alle atmeten nun erleichtert auf und riefen: „Der Steinmensch ist tot, wir sind wieder frei!"

Auffällig ist es, daß einige europäische Beobachter[*] diese Mythe, obgleich nur kurz und ungenügend, überhaupt angedeutet haben. Schon Dumont (b): 717 schrieb: „They have a tradition, that many years ago a man having thrown a large stone into the sea, it there waxed a great man; came forth from its watery cradle and landed, when it immediately attacked and killed men right and left; took away many wives for itself, and was a very tyrant; till one day in the woods, a wood-nail (thorn or splinter) pierced its foot, and death ensued, when its body, 'all came a tree', was burned, and men were glad and got back their dear own." Aspinall: 220 seinerseits erwähnt „eine ihrer Legenden von einem unbändig starken Manne, der aus Stein war und schließlich doch an der Ferse durch einen Dorn sich verwundete und starb." Ausführlicher ist Spears: 72 und die von ihm vorgelegte Fassung bringt einige neue Einzelheiten: „Long ago, a Yahgan woman chose a great rock istead of a husband, and, in consequence, bore a child that was at once a human being and a stone. When this hybrid grew to man's estate it turned against the tribe, because, perhaps, of indignities suffered by its mother, who was ostracized. No Yahgan man could stand against it, though numbers could temporarily overpower it. They, therefore, combined and thrust harpoons through it; they chopped it to pieces; they weighted it with rocks and cast it into a lake; but after each apparent death it appeared again in another part of the coast as healthy as and rather more

Abb. 93. Kugelstein. $^1/_{10}$ n. Gr.

malicious than before. The monster was rapidly becoming an invincible terror, when, by chance, it stepped on a thorn, which pierced its heel and the monster was unable to extract it. Its heel was the one part of its body where a mortal wound could be inflicted. From the effects of this thorn it became gradually weakened, and they were eventually able to destroy it altogether. The memory of the deeds done by this being was so terrifying, that the tribe determined that so much thing should ever come again to wreck their peace. To prevent such a coming they invariably destroyed at birth any infant that came into the world not perfectly formed."

Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man als Hintergrund dieser Erzählung oder als neuen Motiv, das einen alten Stoff umgestaltet hat, das Auftreten eines Europäers im Gebiete der Yamana annimmt. Dumas (b): 717 hat sich in diesem Sinne bereits geäußert: „Perhaps, this is the distorted tradition of a wrecked sailor, who for a while played the part of king among them." Fred Lawrence hält diese Erklärung für wahrscheinlich. Vorausgesetzt, es hätte sich ein Schiffbrüchiger auf irgendwelcher Insel gerettet, der nach damaligem Brauch, mit einer eisernen Rüstung ausgestattet gewesen. Der eiserne Schutz über den Füßen und Händen und auch das sogenannte Visier vor den Augen ließ sich ablehnen. Denn wurden jene Teile frei sichtbar, die, nach den Worten dieser Erzählung, „genau so waren wie die eines Fremden" [Europäers]. An seinem ganzen Körper prallten Pfeile und andere Waffen ab, kein Zugriff mit den bloßen Händen konnte ihn schädigen. Diese Erfahrungen riefen bei den Yamana einen Wahnsinn hervor, als handelte es sich um einen versteinerten Menschen.

Unverkennbar ist der Zusammenhang dieser Erzählung mit *Wáşhuf-wulukú'-inddghum wárawa*. Bei letzterer spielt ein gefährlicher Seelöwe, bei dieser der gleich schlimme Steinmensch eine üble Rolle; beide werden vom tüchtigen, sehr geschickten *Omára* überwunden. Dieser tritt auch noch in einer anderen Erzählung (S. 1298) als Retter und Befreier seiner Leute auf.

c. Die Geschichte vom Seelöwenfels
Wáşhuf-wulukú'-inddghum wárawa

Nahe dem *Wáşhuf*-Felsen[107] lebte einst ein gewaltiger Seelöwe. Er war außerordentlich wild und gefährlich. Kam irgendein Kanu dorthin in seine Nähe, fiel er darüber her und zerschlug es; alle Leute, die darin saßen, brachte er um und schleppte sie an den Strand, wo er sie fraß. Auf diese Weise waren schon viele Leute und viele Kanus zugrunde gegangen. Die Verwandten all jener Leute, die vom Seelöwen umgebracht und aufgefressen worden waren, fragten sich gar oft: „Wo bleiben eigentlich unsere Verwandten? Seit langer Zeit kommen sie nicht mehr zurück?" Doch niemand wußte, daß sie von jenem gewaltigen Seelöwen überfallen und umgebracht worden waren.

[107] Außer den schon genannten nach Dumas (b): 335, Hann (c): 328 und Hammond: 213.
[107] Er steht an der Westküste der Isla Navarino, nahe der Mündung des Río Douglas.

Eine geraume Zeit war bereits vorüber und über viele Leute schwere Trauer gekommen, weil sie ihre Verwandten verloren hatten. Da brachte dem kleinen, schlauen *Gondra* ein[105] alle jene Kanus mißlang auf die gleiche heimtückische Art verloren gegangen sein; denn keines von diesen ist zurückgekehrt und keine einzige Person hat sich gerettet. Er sagte sich: „Wo mag sich da wohl eingeben, daß kein einziges Kanu wiederkommt? Schon viele sind nach jener Gegend ausgezogen, doch keines kehrt von jener Gegend hierher zurück!" Da stieg er auf eines Anhöhe und verfolgte mit seinen Blicken ein Kanu, das nach jener Gegend eben abgefahren war. Lange und unverwandten Blickes schaute er ihm nach. Als dieses Kanu sich dem *Wöpluf*-Felsen näherte, erwachte er zu seinem Schrecken, wie ein gewaltiger Seelöwe sich erhob. Dieser stürzte sich auf das Kanu, schlug es in Stücke und schleppte sämtliche Insassen an den Strand. Hier fraß er sie sämtlichen langsam auf. Da sagte *Gondra* sehr betrübt: „Dieser Seelöwe also hat alle unsere Leute umgebracht und aufgefressen!" Niedergeschlagen ging er zum Lager zurück und erzählte den Leuten genau, was er sorben beobachtet hatte. Alle begann sogleich Trauerbetrauben an.

Der kleine *Gondra* war sehr geschickt; er verstand es, vorzügliche Waffen anzufertigen, die schärfsten Harpunen und die stärksten Schleudern machte er. Sofort gab er sich daran, einige neue Waffen herzustellen, viel Mühe wandte er bei einer Schleuder auf. Kaum hatte er diese Dinge fertiggestellt, wollte er sie vorerst erproben; vor allem wollte er wissen, wie leistungsfähig seine neue Schleuder wäre. Er führte damit einige Übungen aus. Die Schleuder erwies sich als derart wirksam, daß jeder Steinwurf einen ganzen Baumstamm spaltete. Das stellte ihn vollauf zufrieden.

Er rief vier Weiber herbei. Diese schoben sein Kanu vom Strande herunter ins Wasser. Dann lud er seine Waffen auf, stieg ein und fuhr schnell ab. *Gondra* hatte sich vier Weiber mitgenommen; sie alle sollten eifrig rudern, damit sie schnell vorwärts kämen. Er selbst ruhte sich während der Fahrt aus. Als sie sich dem *Wöpluf*-Felsen näherten, erhob sich jener gewaltige Seelöwe und schwamm langsam dem Kanu entgegen. Jetzt griff *Gondra* nach seiner Schleuder und warf den ersten Stein ab. Dieser drückte dem Seelöwen ein Auge aus. Sogleich schleuderte er einen zweiten Stein ab und dieser drückte dem Seelöwen das andere Auge aus. Nun war er völlig blind. Der Seelöwe riß sein großes Maul weit auf und brüllte laut. *Gondra* war mit seiner Schleuder schnell bereit; hastig warf er einen Stein nach dem andern ab. Darauf griff der *Gondra* nach Bogen und Pfeil. Er schoß einen starken Pfeil ab und dieser drang dem Seelöwen genau mitten ins Herz. Der Seelöwe, blutend und schwer verletzt, erreichte sorben noch das Ufer. Er schleppte sich auf den Strand hinauf und gelangte nur mühsam zu seinem Felsen. Hier wurde er zu Stein[106] und man kann ihn heute noch sehen.[107]

[105] Der französische Kultur, Sophonisbe sophonisbe (Vgl. Anmerkung 140).

[106] Die großen Umrisse dieses Felsens lassen mit großer Entfernung die Gestalt eines liegenden Seelöwen deutlich erkennen.

5. Die Geschichte vom Lahmen-Falun

Lahmefüßl erbeten

Die alte Kindga[1] war Witwe geworden. Von ihrem Manne hatte sie eine schöne Tochter. Der Kiffa[2] verliebte sich in beide zugleich und bald redete er sich die Witwe samt ihrer Tochter in seine eigene Hütte. So hatten sie drei zusammen [als Ehelente]. Der Kiffa war sehr geschickt und verstand es besonders, schöne Harpunen herzustellen. Gewöhnlich setzte er sich auf einen niedrigen Hügel vor seiner Hütte und arbeitete an seinen Waffen. So oft die Kindga in ihrem Kano nach Fischen und Seehundshäuten suchte, begleitete er sie, seine jüngere Frau blieb dann in der Hütte allein zurück.

Zwei Wünjoins,[3] die Brüder waren, hatten sich gar erschlich in jene junge Frau, die Tochter der Kindga, verliebt. Als der Kiffa einen Tages mit dieser seiner älteren Frau wieder hinausgefahren war, um Seehundshäute zu fischen, kamen jene beiden Wünjoins heimlich zu seiner Hütte. Die junge Frau saß ganz allein. Von verschiedenen schamlichen sie der auf alle Art, wurden immer zudringlicher und verlangten schließlich sehr heftig, sie sollte sich ihnen hingeben. Sie aber ging auf nichts ein, sondern wehrte jene beiden während der ganzen Zeit entschieden ab. Als später der Kiffa mit seiner älteren Frau sich wieder seiner Hütte näherte, sandten sich die beiden Wünjoins unterwegs davon. Sie überlegten einen neuen Plan und waren entschlossen, jene schöne Frau gewaltsam aus ihrer Hütte wegzuführen; sollte sie dann auch nicht ihnen zu Willen sein, würden sie sich an ihr rächen.

Als einen Tages die junge Frau wieder allein in ihrer Hütte saß, schlichen sich die beiden Wünjoins heimlich heran. Der eine rückte schnell auf sie zu: „Willst du dich nun heute hin oder weigerst du dich weiter?" Sie erwiderte entschieden: „Ich will nicht! Du bist mir sehr zuwider, du schmutziger Wünjoin." Diese Worte verletzten ihn sehr empfindlich. Er setzte sich sehr zur Wehr, doch so, daß er jener schönen Frau den Rücken zukehrte. Jetzt schob er nämlich einen kurzen Stein in die Glut, um ihn zu erhitzen. Der andere Wünjoin drohte jener jungen Frau: „Nun gut, wenn du uns nicht willfährig bist und uns nicht gewährst, was wir von dir verlangen, so schleppen wir dich einfach gewaltsam mit uns weg!" Sie erwiderte erregt: „Dazu hilf ich es nicht kommen. Ich mag auch dich nicht, du schmutziger Wünjoin. Mach dich fort aus dieser Hütte!" Da geriet auch er in Wut. Er faßte die junge Frau, warf sie zu Boden, zerrte ihr die Beine auseinander und hielt sie so fest. Währenddessen[4] faßte der andere Wünjoin mit einer Feuerzange (Abb. 14, S. 396) den kurzen, länglichen Stein, der sich inzwischen in der Glut erhitzt hatte, et lapidem in vaginam ejus introduxit, atrati membrum

---

[1] Auf die Übereinstimmung dieser Geschichte mit der vorhergehenden wurde bereits hingewiesen. In beiden erscheint der Held, nämlich der kleine Kalibri, als eigentlicher Retter einer gefährten Volksgruppe. Dem hat die seine überragende Tüchtigkeit hilfbringt.

[2] Die sehr häufige große Möve, Larus dominicanus.

[3] Das ist der große Seestrelle, Polyboros thorus.

[4] Name für die Raubmöwchen, Phalacrocorax gaimardi.

stelle hinaus. Auf solche Art stahlen sich die beiden Wänjoins, jene junge Frau stark saufen. Sie sagten auch hinterdrein zu ihr: „Da du auf unser Begehren nicht eingehen wolltest, sollst du auch nicht die Frau des Kätčik sein!“ Sie drehten nur noch einige Felle über die tote Frau und verließen die Hütte.

Auf ihrem Wege begegneten sie der Kiedga, die eben vom Fischen heimkehrte. Die beiden Wänjoins stellten sich ihr gegenüber sehr traurig. Da fragte die Alte: „Warum seid ihr so traurig und niedergeschlagen?“ Sie erwiderten: „Wir kommen von deiner Hütte. Wir sind dorthin gegangen, um uns deiner Tochter anzuschauen. Nun, wir meinen: Behalte sie nur für dich, wir haben kein Verlangen nach ihr! Wir glaubten, es sei ihr ein wenig zu unterhalten; doch sie hat uns kurzerhand abgewiesen und wollte mit uns nichts zu tun haben. Nun gut: Behalte sie für dich. Wir werden niemehr zu deiner Hütte zurückkommen und uns auch deiner Tochter umschauen!“ Da kam der Kiedga die böse Ahnung, ob jene beiden nicht gar ihre Tochter umgebracht hätten. Derhalb stieß sie ihr Kanu dort vom Strande sofort wieder ab und paddelte eilig weiter, bis sie ihre Hütte erreicht hatte. Vom Kanu aus rief sie ihre Tochter auf, daß sie mit Körben an den Strand käme; sie sollte helfen, die Seehundbälge und Fische auszuladen und zur Hütte zu bringen. Aber trotz langen, bösen Rufens kam die Tochter aus der Hütte nicht heraus. Schließlich verließ die Kiedga ihr Kanu und eilte zur Hütte. Als sie eintrat, sah sie ihre Tochter auf der Schlafstätte liegen und derart zugedeckt, als würde sie schlafen. Da rief die Kiedga ihr Tochter an: „Nun stehe doch endlich auf, du Faulpelz! Wie lange schläfst du denn hier?“ Gleichzeitig zupfte sie an den Fellen. Die Tochter aber rührte sich nicht. Da zog die Kiedga jetzt alle Felle zur Seite und sah ihre Tochter tot daliegen. Rauch kam ihr aus dem Munde, denn der Stein, den sie in ihrer Vagina stecken hatte, war noch sehr heiß. Da sank die Kiedga in sich zusammen und weinte laut und lange.

Die beiden Wänjoins waren weitergegangen und hatten bald den Hügel erreicht, auf dem der Kätčik saß, der dort seine Harpunen bearbeitete. Als sie ihm nahe genug waren, redeten sie ihn in verächtlichem Tone an: „Du, höre einmal her: Wir wollten uns soeben deine [Stief-] Tochter anschauen. Die aber ließ nicht mit sich reden, sondern wies uns kühl ab. Je nun, wir bemühen sie eigentlich nicht mehr. Behalte sie für dich selber und hebe sie dir gut auf; für uns kommt sie nicht mehr in Frage!“ Gleichzeitig schlugen sie den Kätčik mit einem Knüppel auf den Kopf und davon ist er platt geblieben bis auf den heutigen Tag. Daraufhin eilte er zu seiner Hütte zurück. Da die alte Kiedga gar so laut weinte, kamen bald die Frauen aus den benachbarten Hütten herbei. Sie erzählte ihnen alles und die Frauen wurden sehr betrübt. Die Kiedga hatte sehr viele Verwandte, denn ihre Familie war groß. Diese alle kamen nun nach und nach herbei und sie bereiteten sich auf ein großes yanaladewdjina vor. Auch alle Bekannten und Freunde fanden sich ein, sogar die beiden Wänjoins-Mörder. Diese aber blieben weit abseits stehen, auf der Felswand von Lainardja.[1] Doch als die in der Hütte versammelten vielen Leute jener beiden Wänjoins ansichtig wurden, gerieten sie in höchste

Wut. Die Männer griffen nach ihrer Schleuder und wollten jene beiden umbringen. Diese aber waren zu weit entfernt, als daß die geschleuderten Steine sie erreicht hätten. Alle Leute hatten sich hier inzwischen zusammengefunden, es fehlte nur noch der kleine *Omáre*.[1] Er war der tüchtigste Mann im Gebrauch der Schleuder, er hat bekanntlich mit seiner Schleuder den Steinbeilmenschen getötet.[2] Trotzdem war er nur ein winziges Kerlchen von unscheinbarer Gestalt. Der Kuhdrag ist nahe mit ihm verwandt. Einige Männer sagten: „Rufen wir doch den kleinen *Omáre*; er ist ein trefflicher Schleuderer und wird uns bestimmt aus der Verlegenheit helfen!" Andere fanden den Vorschlag lächerlich und sagten: „Wie könnte jener winzige Männlein uns überstreffen? Keiner von uns hat mit seiner Schleuder bis dorthin werfen und die beiden *Wánjaim* erreichen können, also wird es jenem auch nicht gelingen!" Andere Männer entgegneten: „Immerhin, der *Omáre* weiß die Schleuder ganz hervorragend zu handhaben. Wir haben uns davon überzeugt, als er jenen Steinmenschen getötet hat. Ihn sollten wir sofort kommen lassen!" Nach einigem Reden schickten sie endlich doch einen Boten ab, der den *Omáre* rufen sollte. Alle Leute waren nämlich darüber höchst aufgebracht, daß keiner der Männer jene *Wánjaim* erreichen und töten konnte.

Binnen kurzem war der kleine *Omáre* zur Stelle. Trotzdem kam er etwas verspätet, denn unterwegs hatte er unablässig Übungen gemacht. Mit seiner Schleuder warf er zunächst einen großen Stein nach Süden. Als dieser niederfiel, öffnete sich der Canal Molineux und die Isla Navarino wurde von der Isla Hoste abgetrennt. Dann schleuderte er einen Stein nach Westen und dieser öffnete den Brazo Norueste des Canal de Beagle. Einen andern Stein warf er etwas südlich davon und dadurch wurde der Brazo Sureste geöffnet. Als er danach wieder einen großen Stein in östlicher Richtung warf, da tat sich die lange Osthälfte des Canal de Beagle auf. Nach allen Richtungen warf er noch mehr Steine aus seiner Schleuder und wo diese Steine aufschlugen, dort bildeten sich neue Wasserarme. So sind die zahlreichen Wasserarme und Kanäle mit den vielen Inseln entstanden. Während er unablässig auf diese Weise einen Stein nach dem andern mit seiner Schleuder abwarf, ging er langsam vorwärts und kam endlich an der Stelle, wo alle Leute versammelt waren und auf ihn warteten. Die meisten lachten zuerst, als die winzige Gestalt des *Omáre* auftauchte. Dann aber erzählten ihm eilig alle Leute, warum sie in Trauer waren und in großer Wut zugleich; denn jene beiden Mörder dort, die *Wánjaim*, sind von keinem der Männer hier erreicht worden. Als er das alles erfahren hatte, faßte auch ihn die Wut. Drei Steine nur hatte er bei der Hand. Da legte er einen davon auf seine Schleuder und warf ihn ab; er flog ganz nahe beim Kopfe der beiden *Wánjaim* vorbei. Eiligst legte er einen zweiten Stein auf und schleuderte ihn mit Wucht ab. Dieser traf den einen *Wánjaim* mitten auf die Brust, daß er umfiel und sich nicht mehr

[1] Dieser findet sich auf der Westküste der Isla Hoste gegenüber von Molineux.
[2] Der dort vorkommt nichtsahnen Kalkhöhlen, Sophanoides orphanoides. Vgl. Anmerkung 13a.
[3] Vgl. hierzu: Die Geschichte vom Steinmenschen (S. 1209).

rührte. Schnell warf er auch noch den dritten Stein ab, dieser traf den anderen Wänjoinn, daß dieser auf der Stelle tot liegen blieb. Da staunten alle Leute über seine Kraft und Geschicklichkeit. Ganz besonders aber freuten sie sich darüber, daß jene beiden Mörder getötet worden waren und ihre gerechte Strafe erhalten hatten. Danach kehrten alle wieder zurück zu ihren Hütten.

Aber jene beiden Mörder, die Wänjoinn, wurden in Stein verwandelt und stehen noch auf der gleichen Stelle dort in *Leinestöja*, wo der kleine Gudrun sie getötet hatte. Man kann sie heute noch sehen. Man sind die beiden Vargsinnjarðlar, "die beiden Abre"; und als solche kennt sie jedermann.[277]

c. *Die Geschichte von der Reiherfrau*

Fúnaykipa ætternes

Die *Fúnaykipa*[278] fuhr an jedem Morgen auf die See hinaus und angelte dort nach Fischen. Das tat sie immer mit großer Lust und Freude. Niemals nahm sie ihren Mann oder einen ihrer Verwandten mit. Sie verbrachte nämlich heimlich mit einem Liebhaber, das war der *Sjúrtrýst*.[279] Ihr Mann aber wußte davon nichts, ebensowenig hatten die anderen Leute davon eine Ahnung. Eben deshalb fuhr sie jeden Morgen sehr vergnügt hinaus und erst am späten Nachmittag kehrte sie an den Strand zurück, wo die Hütten standen. Jedesmal brachte sie eine beträchtliche Zahl von großen Fischen mit. Näherte sie sich dem Strande, rief sie vom Kahn aus ihrem Mann zu. Dieser kam auch sofort herbei; er half ihr, das Kanu auf den Strand zu ziehen und die Fische auszuladen. Schließlich sagte sie ihm noch: „Trage jetzt alle Fische zur Hütte und bringe sie gleich in Ordnung. Du mußt sie ausweiden und waschen, danach gut verwahren. Ich habe nämlich schweren Durchfall [Diarrhöe] und muß eiligst auf die Seite treten; bald bin ich wieder da. Besorge alles gut, was ich dir soeben aufgetragen habe!" Eilig entfernte sie sich, und zwar lief sie zu ihrem Liebhaber, dem *Sjúrtrýst*. Sie wollte nämlich, daß ihr Mann währenddessen beschäftigt wäre und ihr nicht nachspüren könnte; deshalb trug sie ihrem Manne jene Arbeiten auf, die eigentlich ihr selber zukamen. Doch dieser Mann war sehr gutmütig und erledigte folgsam alles, was seine Frau von ihm verlangte. Diese verbrachte gewisse Zeit bei ihrem Liebhaber, wo beide sich ihrer Lust überließen.

Lange Monate schon hatten sich diese beiden heimlich zusammengefunden. Die anderen Leute beobachteten es sehr genau, wie jene *Fúnaykipa* an jedem Morgen allein hinausfuhr und draußen nach Fischen angelte, und wie sie am Nachmittag eine große Zahl von Fischen heimbrachte. Mit diesen Fischen hielt sie täglich ihren Mann sehr lange und viel beschäftigt. Doch allmählich bemerkten die Leute aber auch, daß sie heimlich mit dem *Sjúrtrýst*

[277] Abermals tritt in dieser Erzählung der kleine Knäbel als Helfer auf, der ähnliche Männer mit seinen außergewöhnlichen Leistungen überragt. (Vgl. Anmerkung 130).

[278] Gemeint ist der bekannte dunkelgraue Nachtreiher, *Nycticorax obscurus*.

[279] Name für den schönen Eisvogel, *Corythe torquata* var. *stellata*.

verkehrte. Einen Tages endlich entdeckte sich bei jenem Manne seine Frau und sagte ihm: „Warum hilfst du denn deiner Frau gar so eifrig, den Kahn auf dem Strand zu ziehen, die Fische auszuweiden und den Fischen zu verwahren? Das sind doch Arbeiten, die der unfähige Sie stets ungeschickt trug, weshalb sie von der Fahrt häufiger zurückgekommen ist. Deine Frau hat natürlich eine Liebschaft mit dem Eisvogel. Sie deswegen schändlich ab sie, schickt sie zum Fischen heimlichen. Die geschieht sie immer nur: Ich habe schweren Durchfall und muß allein auf die Seite gehen!" Das stimmt aber nicht, die beiden gar nicht jeden Tag an Durchfall. Sie will vielmehr anderen als zum Eisvogel laufen und mit ihm die Liebeleien betreiben. Glaube doch nicht Lügen, was sie die jeden Tag vorlügt!" Als der Mann das hörte, gerieth er in Zorn darüber, daß sein Weib ihn nun schon so lange Zeit betrogen hatte. Von diesem Tage an hielt er sie nicht mehr bei sich ohne, trug eigentlich ihre Beschäftigung weiter mehr, er ging sich nicht mehr mehr dazu her, die Fische auszuladen, auszuweiden und zu bereiten. Die Fischerfrau wunderte sich sehr über das veränderte Verhalten ihres Mannes, doch konnte sie ihn zu jenen Arbeiten nicht zwingen. Trotzdem lief sie auch in den Folgezeit zu ihrem Eisvogel hin. Einen Tages entschloß sich dieser Mann endlich, einmal seiner Frau zu folgen. Wirklich machte sie schon, wie sie sich mit dem Eisvogel abgab. Das machte ihn außerordentlich wütend. Leise schlich er an seiner Hütte vorbei. Am anderen Tage machte er sich eine starke alten [vermutlich Kaninchen-]Fell, Abb. 62 und S. 144]. Als seine Frau zur Nachmittag hinausgefahren war und alle Fische ausgeladen hatte, erklärte sie, wie gewöhnlich, ihrem Manne: „Ich habe an schweren Durchfall und muß schnell auf die Seite gehen. Bald bin ich wieder zurück." Sie entfernte sich daraufhin. Der Mann schlich ihr unauffällig nach. Wirklich, wie Weib überließ sich wieder dem Eisvogel und sie trieben ihre Liebeleien. Als der Mann sah, daß diese beiden sich zusammen hielten, erblickte er seiner Frau mit solcher Kraft ab, daß beide sogleich durchbohrt wurden und am Erdboden ausgestreckt liegen blieben. So ließ er sie beide zurück und entfernte sich eilig. Jene beiden wurden nachher zu Vögeln.

2. Die Geschichte von der kaunerigen Großmutter

Wikunëne wäwen

Die alte Wikunënetype[1] war eine fleißige Fischerin. Auf jeder Fahrt hatte sie gutes Glück und brachte jedesmal eine ansehnliche Menge von Fischen heim. Sie benützte zum Angeln immer einen ebi (Abb. 93). So oft sie auf die See hinausfuhr, nahm sie ihren kleinen Enkel mit. Dieser saß vorn am Bug und hielt sein Gesicht nach vorwärts gewendet, sie aber saß hinten am anderen Ende des Kanus und schaute nach rückwärts. So kehrten die beiden sich gegenseitig den Rücken zu.

Die alte Wikunënetype war sehr kaunerig. So oft sie Fisch an ihrer

[1] Das "wikunëne" im Gedichte ist gleich dem "tawan" im Wortlaute und bezeichnet den dunkelgrauen Kurzschwanz, Stercorarius skua.

Angst empfinden hatte, daß sie den Kopf und Leben den Armen, daß der Körper den Fluß von dem kleinen Fischlein, der wenig will, ganz verschlucken. Sie wollte nicht, daß er so allein, von wildem Gefühle den Fluß war. Die großen Fische bekleidet sie schließlich wurden und verwandelte sie wieder den Hoffnungen von Bedeutung des Kampfes, war die wenigen kleinen Fischen, die er fing, weil sie diesen Fischlein an. Diese wollte es aber gar nicht gefallen, daß er nur kleine Fischlein erbeute. Einen Tages sagte er endlich: „Sage mir doch, Großmütterchen, Wie kommt es eigentlich, daß du immer nur kleine Fischlein fängst? Wie wirst du je regelmäßig kleine Fischlein bei. Warum fällt du mir nicht auch einmal einen großen Fisch schenken? Ich kann ja gerne kleinschneiden, daß gerade nicht große Fische um unsere Kann herumschwimmen, diese schlagen manchen oder laut gegen unsere Kann an. Da aber verschwand sein immer: „Nur kleine Fischlein helfen an meinem Angel an, nicht aber große Fische! Wie kommst du denn?" Die Großmutter erwiderte himmel wie immer: „Ja wirklich, ich weiß auch nicht, woher das kommt! An meiner Angel helfen ausschließlich kleine Fischlein an, nicht aber große Fische. Deshalb kann ich die große Fische nicht schwimmen lassen."

Der Kleine aber konnte nicht glauben, was seine Großmutter ihm erzählt, denn er sah ja ständig große und viele Fische um das Kann herumschwimmen. Von jetzt an beobachtete er seine Großmutter sehr genau. Da merkte er gar bald, daß sie auch große Fische fing und diese viel schmackhafter als kleine Fischlein. Jene großen Fische verschluckte sie gleich unter den Hoffnungen von Bedeutung des Kampfes und nur die wenigen kleinen Fischlein gab sie ihm, gerade so wie immer. Deshalb steigerte er sich sehr über seine geizige Großmutter, er wollte nicht länger bei ihr bleiben und von ihr nichts mehr essen. Also sagte er ihr: „Großmutter, ich habe Heimweh, ich will auf die Reise gehen. Fahre schnell nach Ulm, ich habe es eilig!" Sie erwiderte: „Wieso denn das? Bleibe noch etwas und esse ein wenig, bald werden wir weiterfahren." Er sagte ärgerlich darauf: „Ich kann es wirklich nicht länger aushalten, ich habe es sehr eilig. Fahre schnell nach Ulm, sonst widerfährt mir etwas Übles!" Also fuhr die Alte jetzt schnell an den Strand. Während der Kleine aufstand und sprang, warf er heimlich die kleinen Fischlein ins Wasser und sprang aus dem Kann heraus. Schnurstracks eilte er zur Hütte. Er ärgerte sich sehr über seine Großmutter und wollte von ihr nichts mehr essen, denn sie hatte ihn sehr schlecht behandelt.

In der Hütte saß der Großvater. Als er seinen kleinen Enkel allein eintrübkommen sah, fragte er ihn ungläubig: „Warum kommst du ganz allein hierher zurück und überdies gar zu Fuß? Was ist denn geschehen, daß du allein zurückgekehrt bist? Wo ist denn meine Frau geblieben?" Klagend antwortete ihm sein Enkel: „Sie ist noch drunten im Kahn. Ich wollte nicht länger bei ihr bleiben und bin einfach weggelaufen. Sie gab mir ausschließlich kleine Fischlein zu essen und das mag ich nicht länger mitmachen. Ich habe mich sehr geärgert und bin weggelaufen." Darauf sagte der Alte kein Wort mehr. Der Kleine sehnt sich etwas lang, eine Fischerin, weil er sich besonders

[illegible] Nanna-Sol

wollte. Der Großvater, von dem er Willen zu sein, gab ihm Sol und damit bestellte sich den Sohnes. Kaum war er damit fertig, verschiff er die Hütte ohne ein Wort zu sagen. Er lief weit in den Wald hinein und rannte hier vom Vogel. Schließen Schritte er wieder weiter vor Hütte verschiff, verschwand Mensch im Walde. Das ist der kleine Pudlerschiff, der kleine Sonnenschein Apfelmännchen genannt[e], der anderen auch schädlichen heißt.[1]

Eines von diesen kannte auch die Großmutter den Hütte und rief ungeduldig: „Kleine Schelmchen, wo bist du denn? Komm schnell zu mir, ich bringe dir viele große Pfeife!" Doch sie schrieb keine Antwort. Der Alte aber sagte zu seiner Frau: „Unser Schelmchen ist wieder weiter hier." „Aber ist es denn nicht zu dunkelgekommen?" fragte die Großmutter. Darauf antwortete der Alte: „Gewiß, es ist wohl dunkelgekommen, aber sehr vorsichtig. Es hat sich hier nur mit drei Kameraden und ist ungeduldig in den Wald hineingeschaffen, ohne ein Wort zu sagen. Ich weiß wieder, wo es jetzt ist. Darüber wurde die alte Frau sehr besorgt. Viele lange Jahrzehnte hatte sie keine kleine Schwesterchen zu weinen, denn die hatten den kleinen Schelmchen sehr gern. So verging eine gewisse Zeit, aber niemals wollte keiner der kleinen Schelmchen aus dem Walde zurück. Schließlich begann die besorgte Mutter sich Vorwürfe zu machen, ging in den Wald und suchte nach ihren Schelmchen. Weinend suchten sie alle Straßen ab; auch die Schelmchen weinten die Mutter und vergossen viele Tränen. Diese wurden zu kleinen Bächlein, die heute noch fließen. Das sind die vielen Tränen jener besorgten Mutter, die um ihr Schelmchen weinten, das sie immer noch im Walde suchen und das sie nicht finden können.

Die alte Wilhelmshausgasse ist die erste Frau gewesen, die sich den «Pfi als "Schelmchen" die Augelhaben (S. 147) bedienen, das ist der schwarze Kugelstein aus Porphyr mit einer weißlichen Bille (Abb. 98). Seitdem hat auch diese und jene Frau sich den «Pfi verschafft und sie benützen ihn beim Augeln.[2]

9. Die Geschichte von der Wasserwand

Wasserfrauen schützen

Einst lebte einer Frau, die täglich mit großer Freude auf die hohe See hinausfuhr, um Vögel zu holen. In ihrem Kahn hielt sie ebenfalls einen jungen Mann versteckt, in den sie sehr verliebt war. Ihren deshalb ruß sie jeden Tag schon in aller Morgenfrühe so gern weit hinaus auf die hohe See, um mit diesem Manne ungestört allein zu sein. Erst spät am Abend kehrte sie jedesmal heim. Regelmäßig aber brachte sie viele Vögel zur Hütte und teilte davon an alle Leute aus. Die anderen Weiber fragten sie oft: „Wie bringst du es doch fertig, jeden Tag so viele und so große Vögel zu sammeln?" Sie erwiderte ihnen: „Je nun, ich finde diese Vögel regelmäßig immer dort, wo

---

[1] Zum Namensbildung eines Bächleins und den zweiten Engelnamen (Abb. 99), den die Großmutter verwendet hat. Vgl. hierzu die Anmerkung 144.

[2] Engelsteinbeile Ehrennamen sind in dieser Geschichte die Verbindung des Nachnamens die große Flocke und der Ursprung der vielen Bächlein auf den Adelheim.

ich bitte dich, und zwar heute noch gestehen. Ich bemerke ja nun auch meine Kanu so leicht und beschwerdefrei!" Die eigene die anderen Weiber erstaunt: „Wie kann das so sein? Wir fahren doch auch von einer Stelle zur anderen und suchen überall herum. Dieganderen haben wir so viele und so große Vögel eingesammelt, die eben erst getötet worden sind, wie du sie findest, und deshalb bringst du so jedem Tage einen reichen Fang heim." Sie erwiderte heute: „Ja wirklich, ich finde eben diese großen und vielen Vögel. Man muß nur gründlich darnach suchen!" Ihr Liebster war nämlich ein tüchtiger Jäger, der verstand es, die Schlupfwinkel dieser zu beschleichen. Er war es eigentlich, der regelmäßig die vielen großen Vögel fing. Diese überließ er jener Frau und so brachte sie regelmäßig eine große Menge an jedem Abend zum Lager.

Einen Morgens fuhr diese Frau in ihrem Kanu wieder hinaus auf die hohe See. Als sie sich vom Ufer bereits weit entfernt hatte, bliek eine andere Frau vom Lager her Ausschau nach ihr und ganz deutlich konnte sie zwei Personen in jenem Kanu unterscheiden. Sofort rief sie andere Frauen herbei und machte sie aufmerksam: „Schaut doch genau dorthin! Ich selber kann deutlich zwei Personen in jenem Kanu feststellen!" Die anderen Weiber bestätigten: „Ja wirklich, auch wir erkennen ganz bestimmt zwei Personen in jenem Kanu. Wer weiß, ob nicht irgendein Mann bei jenem Weibe dort sitzt!" Ein schlauer Weib fügte noch hinzu: „Wenn wirklich in dem Kanu dort draußen zwei Personen sitzen, wird eine davon wohl ein Mann sein. Er ist es sicherlich, der mit seiner Schleuder viele und große Vögel tötet. Diese überläßt er jener Frau und sie bringt die ganze Menge hierher zum Lager. Uns merkt sie dann vor: ‚Ich habe alle diese großen Vögel da draußen gefunden, sie waren noch ganz frisch und eben erst getötet worden!' So wird es wohl sein." Die anderen Weiber nickten zustimmend und fragten sich: „Aber wer könnte wohl jener Mann sein? Denn es ist keine Täuschung, wir unterscheiden ganz deutlich zwei Gestalten in jenem Kanu."

Jetzt gingen alle diese Weiber zur Hütte jener Frau und schauten nach, ob ihr Mann etwa mit ihr auf die See hinausgefahren wäre. Der aber war daheim geblieben, er saß am Feuer und wärmte sich. Die Weiber plauderten wieder weiter unter sich und fragten sich abermals: „Wer mag wohl jener andere Person sein, die mit jener Frau im Kanu draußen sitzt? Sicherlich ist es ein Mann!" Schließlich suchten diese Weiber ihre Hütten wieder auf.

Am Abend kehrte auch jene Frau mit ihrem Kanu zum Lagerplatz zurück. Wieder brachte sie von ihrer Fahrt viele und große Vögel mit und sie verteilte die reiche Beute unter alle Weiber. Diese sagten jetzt fühlbar aufdringlich zu ihr: „Woher bringst du abermals so viele und so große Vögel?" Sie entgegnete: „Weit draußen auf hoher See habe ich sie gefunden. Sie zeigten ein frisches Aussehen, mußten also eben erst getötet worden sein. Deshalb habe ich sie aufgegriffen und mitgebracht." Daraufhin versicherten ihr alle Weiber: „Wir selber sind gestern an jener Stelle genau gewesen, von der du eben herkommst; wir aber haben dort gar nichts gefunden. Wie kommt es also, daß gerade du heute dort so viele und so große Vögel gefunden hast?"

Da verabredeten sodann: „Es mag wohl sein, daß der alte gestern dort gar keine Vögel angetroffen haben; ich aber habe tatsächlich alle diese Vögel dort gefunden und aufgegriffen." Während die Weiber sich auf diese Art unterredeten, besorgte der Mann jener Frau selbstverständlich ihren Ehepflichten. Kaum darauf entfernte sich diese Frau, um nach ihrem Korne zu sehen, so schwatzten wieder die anderen Weiber jenem Manne zu und gaben ihm zu verstehen: „Deine Frau macht Umgang mit einem fremden Manne haben, heute früh kamen wir in ihrem Korne ganz deutlich zwei Personen unterscheidend! Wie wäre es auch anders möglich, daß sie augenblicklich so viele und so große Vögel beisammen, während wir gar nichts finden." Ein schlauer Weib sagte hinzu: „Sehr merkwürdig geht es dort zu! Wer könnte wohl jenen Mann sein, der mit deiner Frau augenblicklich im Korne auf die hohe See hinausfährt? Keine von uns hat ihn je einmalgen gesehen." Diesen Gerede erhitzte den Gatten jener Frau und er überdachte alles, was er gehört hatte.

Am nächsten Morgen eilte jene Frau, wie immer, vorgeeilt zum Strande hinunter, bestieg ihr Korn und fuhr hinaus auf die See. Als sie schon weit draußen war, beobachtete ihr Mann sie sehr genau und lange. Dann kehrte er in seine Hütte zurück, sagte aber nichts den anderen Weibern von dem, was er erspäht hatte und was er noch plante. Spät am Abend kehrte seine Frau heim, wie immer brachte sie auch diesmal viele und große Vögel mit. Ihr Mann erwartete sie unten am Ufer. Kaum hatte sie das Korn auf den Strand gezogen, daß es fest saß, sprang ihr Mann schnell hinein und schaute sich darin sehr genau um. Seiner Frau sagte er: „Wie ich sehe, hast du auch heute wieder viele und große Vögel aufgestöbert." Sie antwortete ihm darauf: „Ja ist es! Ich hatte wieder guten Glück und so habe ich draußen diese vielen Vögel gefunden, die eben getötet worden waren." Er entgegnete: „Hast du denn nicht mehr?" Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Aber schaue doch einmal her, dein Korn läßt sehr viel Wasser ein! Es wird gut sein, die letzteren Ritzen sofort zu verstopfen!" Rasch antwortete ihm seine Frau: „Das ist wahrhaftig gar nicht nötig! Nur ganz wenig Wasser ist eingetreten, wie ich sehe; es verlohnt sich wirklich nicht, die wenigen Ritzen zu verstopfen." Er aber drang in sie: „Trotzdem ist es gut, alles sofort in Ordnung zu bringen; später verbreitern sich die Ritzen und das Korn gerät in Gefahr!" Erregt widersetzte sie sich ihm: „Ich finde es durchaus nicht für notwendig, mir heute abend noch diese Mühe zu machen!" Der Mann sagte darauf: „Da du also nichts tun willst, werde ich selber mit dieser Arbeit beginnen, ich werde die Mhe[1] und die darunterliegenden Ijyy[2] beiseite schieben und aufheben, dann die kleinen Ritzen in den Kanowänden verstopfen." In ängstlichem Tone flehte seine Frau: „Ersparе dir doch diese Mühe!" Er aber sagte: „Es ist schon notwendig, eine solch dringliche, kleine Arbeit unverzüglich zu erledigen." Da gab sie nach und sagte verdrießlich: „Meinetwegen denn! Wenn du durchaus jene kleinen Ritzen verstopfen willst, werde ich dir zeigen, wo sie

[1] Das sind die zum Halbkreis gebogenen Rindenstücke innerhalb des Kanus.
[2] Die längsgerichteten Rindenstücke, die dem Kanuboden unmittelbar aufliegen (S. 447).

sind. Schon her, gerade im Vorderteil finden sie sich!" „Das kann aber doch nicht sein, entgegnete ihr Mann; ich sehe ganz deutlich, wie das Wasser im Hinterteil eindringt." Noch bevor seine Frau ihn daran hindern konnte, hatte er einige Rindenstücke im hinteren Abschnitt des Kanus aufgehoben. Da erblickte er einen Mann, der hier versteckt lag; dessen Gesicht war nach oben gewandt. Er mußte ja atmen, deshalb lag er mit seinem Rücken dem Kanuboden auf, und dort stand wirklich etwas Wasser. Die Frau wurde bleich vor Furcht und Angst. Ihr Gatte aber geriet in rasende Wut, griff nach einer Harpune und bohrte sie dem Liebhaber seiner Frau in den Leib. Der verschied augenblicklich. Seinen Leichnam warf der wütende Gatte ins Meer.

Mann und Frau schlichen schweigend in ihre Hütte. Die Frau wurde von Schmerz und Trauer überwältigt, sie konnte nichts essen, sagte kein Wort und legte sich nieder. Ihr Mann schickte sie am nächsten Morgen auf die See hinaus, um Vögel zu holen. Diesmal fehlte ihr jede Lust dazu, doch fuhr sie schließlich ab. Erst spät am Abend kehrte sie zurück; diesmal aber brachte sie nicht einen einzigen Vogel mit. Wie immer, als sie sich früher mit ihrem Kanu dem Strande näherte, erwarteten sie die anderen Weiber und erhofften sich ihren Teil von der reichen Beute. Enttäuscht entdeckten sie, daß jene Frau diesmal nicht einen einzigen Vogel mitbrachte. Da lachten sie hell auf und sagten spöttisch: „Nun schaut alle doch einmal her! Jetzt zeigt es sich, daß dieses Weib uns alle ständig belogen hat. Ihr Liebhaber war es, der die vielen und großen Vögel gejagt und ihr überlassen hatte. Uns hat sie vorgegaukelt: ‚Ich habe diese vielen und großen Vögel gefunden, sie sind eben erst getötet worden!' Ihren Liebsten hatte sie in ihrem Kanu versteckt; wenn niemand sie beobachten konnte, hat sie sich mit ihm abgegeben und täglich waren beide beisammen." Jene Frau schämte sich sehr, erwiderte kein Wort und verbarg sich in ihrer Hütte. Ihr Liebhaber wurde zum *wgtewémuwa* [d. i. Westdialekt; im Ostdialekt sagt man *apor'pánuwa*].[165] Der schwimmt heute noch so auf dem Rücken, wie er damals im Kanu jener Frau gelegen hatte.

a. Die Geschichte von der Elefantenrobbe

Hálaxuwa wátuwa

Der alte *Hálaxuwa* hatte zwei Enkel, die in seiner Hütte lebten. Er[166] war sehr geizig und knausrig, seinen beiden Enkeln gab er nur sehr wenig zu essen. In seiner Hütte hing ein großer Seelöwenmagen,[167] ganz angefüllt mit wohlschmeckendem Tran; doch seinen Enkeln ließ er davon nur winzige Mengen zukommen. Und diese winzige Menge maß er noch eigens in der

[165] Es handelt sich um eine kleine, sehr häufige Art der Isopoden.

[166] Gemeint ist das Männchen der südlichen Elefantenrobbe, Macrorhinus leoninus, aus der Familie der eigentlichen Seehunde. Vgl. Abbildung 9, Seite 40. Auch BD: 269 bringt diese Benennung.

[167] Ein solcher Seelöwenmagen wird stramm aufgeblasen und zum Trocknen aufgehängt; dann dient er als Behälter vorwiegend für Tran, weil er sich bequem überallhin mitschleppen läßt und undurchlässig ist.

kleinen Schale der *aywéra*-Muschel[169] peinlich genau ab. Das war alles, was sie täglich erhielten. Zwar verlangten sie mehr, doch reichte er ihnen unerbittlich nur dieses winzige Maß. Die beiden Enkel magerten von Tag zu Tag ab und flehten hungrig den Alten an: „Gib uns doch etwas mehr zu essen!" Mürrisch erwiderte ihnen der Alte: „Ich besitze nicht Tran genug, um euch mehr zu geben. Es bleibt mir nur noch ein kleiner Rest und mit dem müssen wir sehr sparsam umgehen!" Da die beiden Enkel nicht nachließen, ihn zu bitten, wehrte sie der geizige *Hálaxuwa* mit harten Worten ab und sagte schließlich: „Jetzt ist der Seelöwentran zu Ende!"

Beide Knaben waren schon schrecklich abgemagert. Da dachten sie daran, den geizigen *Hálaxuwa* umzubringen; denn sie waren überzeugt, er halte den Tran versteckt und wolle ihnen davon nichts mehr abgeben. Eines Tages schlichen sie aus der Hütte und liefen weit weg; am Strande wollten sie etwas sammeln, um ihren Hunger zu stillen. Dabei fiel ihnen auch eine große Schale der *aywéra*-Muschel in die Hände. Schließlich eilten sie wieder zu ihrer Hütte zurück. Hier zeigten sie ihrem Großvater diese große Muschelschale und sagten ihm: „Schau doch, welch große *aywéra*-Schale wir gefunden haben! Könntest du uns nicht diese Schale mit Tran füllen? Bisher hast du uns täglich nur eine sehr kleine *aywéra*-Schale damit angefüllt, die kaum einige Tropfen faßt." Der knausrige *Hálaxuwa* forschte sie sogleich aus: „Wo habt ihr denn diese große Muschelschale gefunden?" Die beiden Enkel erwiderten ihm: „Komm nur mit uns! Wir werden dir jene Insel zeigen, auf der wir diese große Muschelschale gefunden haben. Dort gibt es sehr viele dieser großen *aywéra*!" Unverzüglich zogen diese drei ab. Als sie jene Insel erreicht hatten, sagten die beiden Enkel zu ihrem Großvater: „Hier gibt es die großen *aywéra*!" Während der Alte sich bückte, um die Muscheln am Boden aufzulesen, schlichen sich die beiden Enkel eiligst hinter ihn und gaben ihm von rückwärts einen kräftigen Stoß. Da rollte der schwerfällige *Hálaxuwa* den Strand hinunter ins Wasser hinein und ertrank.

Sofort liefen die beiden Enkel zu ihrer Hütte zurück. Hier durchsuchten sie alles und entdeckten eine große Menge Seelöwentran, die ihr geiziger Großvater versteckt gehalten hatte. Sie waren außer sich vor Freude. Aber bis zum heutigen Tage erkennt man auf der Innenseite der *aywéra*-Schale noch ganz deutlich den Strich,[170] bis zu welchem der knausrige *Hálaxuwa* diese Muschelschale mit Seelöwentran für seine beiden Enkel angefüllt hat.

7. *Die Geschichte vom Grindwal*

Wéyina wáiuwa

Vor langer Zeit kam von der Hochsee her ein mächtiger Grind.[171] Ständig schwamm er ganz wenig unter der Wasseroberfläche und die Leute konnten ihn gut beobachten. Als er nahe herangekommen war, hielt er gegenüber

[169] Das ist die dort am Strande häufige Patella.

[170] Der untere Teil im Innern dieser Muschelschale ist dunkler gefärbt und hebt sich

einem großen Lager an, in dem viele Leute ihre Hütten aufgerichtet hatten. Alle freuten sich laut, sie wollten ihn sofort erlegen und hier stranden lassen; er war überaus groß und versprach viel Speck und Tran. Augenblicklich griffen alle Männer nach ihren Harpunen und die Weiber zerrten die Kanus ins Wasser, die einzelnen Familien stiegen ein und fuhren dem Grind eiligst entgegen. Von allen Seiten schleuderten die Männer ihre Harpunen gegen den großen Körper des Tieres, sie strengten sich an, ermüdeten schließlich und ihre Harpunen gingen zu Ende. Der Grind schien die tiefen, großen und zahlreichen Wunden gar nicht zu spüren, nichts deutete darauf hin, daß er todesmatt wäre und stranden würde.

Enttäuscht fuhren die Leute zu ihrem Lager zurück. Einige besaßen noch die eine und andere Harpune, die sie aus ihrer Hütte hervorholten. Andere setzten sich nieder und stellten eiligst neue Harpunen zusammen. Wer wieder einige Waffen in der Hand hatte, bestieg sein Kanu und fuhr an den Grindwal heran; wieder schleuderte er seine Harpunen gegen ihn ab. So hatten abermals viele Männer ihre sämtlichen Waffen verausgabt, doch ganz und gar erfolglos. Das mächtige Tier schwamm weiter herum und schien die Wunden gar nicht zu spüren, nichts deutete an, daß es todesmatt stranden würde. Die Männer hatten sich bei diesen Anstrengungen erschöpft.

Allerdings fiel es sämtlichen Leuten auf, daß der Grindwal andauernd sein Maul weit aufklappte und danach gemächlich wieder schloß. Einer der Männer kam auf einen schlauen Gedanken, den er sogleich aussprach: „Dieser mächtige *Wɔ́ina* klappt immer wieder sein großes Maul weit auf und schließt es danach sehr langsam. Wie wäre es, wenn ein flinker Mann mit einem Satz dem Wal ins Maul springt, dann augenblicklich in den Bauch steigt und ihn von innen ganz und gar zerstückelt!" Der kleine *Lálix* war es,[171] dem dieser Einfall kam. Die anderen Männer erwiderten ihm zaghaft: „Du selber magst es versuchen, dem Grindwal ins Maul zu springen, wenn du Mut dazu hast!" Er antwortete mutig: „Gut, ich werde es versuchen."

Wieder einmal fuhren also sämtliche Leute an den Strand zurück, wo ihr Lager stand. Die Männer hatten abermals alle ihre Waffen verausgabt und gingen unverzüglich daran, sich neue herzustellen. Der *Lálix* aber machte sich ein großes, scharfes Messer. Die Weiber besserten ihre Kanus aus und dichteten sie gut; denn durch das wiederholte Anstoßen gegen den Wal und bei den vielen Bewegungen der Männer, die ihre Harpunen abwarfen, hatten sie sehr gelitten. Nachdem diese Leute alle ihre besonderen Arbeiten beendet hatten, bestiegen sie aufs neue ihre Kanus und fuhren auf den Grindwal zu. Wieder schleuderten die Männer ihre schweren Harpunen gegen dessen gewaltigen Körper ab; sie blieben wohl tief drinnen in dessen Speck stecken, aber ließen keine Wirkung erkennen. Der kleine *Lálix* jedoch sagte zu seinem

scharf von einem helleren oberen Ringe ab. Sehr berechtigt kann man von einer Trennungsmarke sprechen.

[170] Gemeint ist der große Delphin, Globicephala melas.

[171] So heißt die Mauerschwalbe, Iridoprocne (Tachycineta) Meyeni.

Weibe: „Lenke das Kanu genau vor das Maul des Grindwales." Da ruderte sein Weib noch weiter, lenkte ihr Kanu ganz genau vor das Maul des Wales und hielt hier an. Der kleine *Láiix* saß, wie immer, vorn am Bug. Als der Wal wieder gemächlich sein großes Maul aufriß, machte der kleine *Láiix* einen kräftigen Satz und sprang dem Wal ins große Maul. Dieser schluckte den kleinen *Láiix* mühelos hinunter.

Nun aber entfernte sich der Wal langsam von der Küste und schwamm weit hinaus in die offene See. Der kleine *Láiix* drinnen im Bauche begann sogleich damit, dessen innere Organe mit seinem großen, scharfen Messer gänzlich zu zerstückeln. Er zerschnitt ihm die Lungen, den Magen, die Leber, die Gedärme. Daraufhin mußte der Wal sich erbrechen, er öffnete immer wieder sein großes Maul und gab alle diese Stücke von sich. Das Herz aber zerstückelte ihm der kleine *Láiix* vorläufig noch nicht, damit er einige Zeit weiterlebe. Der kleine *Láiix* gab sich nämlich Rechenschaft, daß er draußen auf hoher See schwimmen müsse; von innen durch die Bauchwand des Wales hörte er nämlich, wie hohe Wellen ständig dagegen anschlugen. Nun hoffte er, der kranke, schwache Wal würde sich in seiner Ermattung schließlich doch dem Strande nähern; dort erst wollte er ihm endlich das Herz zerstückeln. Doch immer wieder hörte er nur, daß hohe Wellen gegen den mächtigen Leib des Wales anschlugen und hier sich brachen. Schließlich wurde ihm doch ganz unheimlich zumute und er sagte sich: „Das alles dauert mir nun doch zu lange. Am besten, ich zerstückle ihm schnell das Herz und suche hier herauszukommen, wie es sich eben machen läßt! Wer weiß, wo ich hier überhaupt bin? Sicherlich noch auf hoher See." Da hörte der kleine *Láiix* unerwartet das Quaken der *wlyen*.[172] Ihm war das ein Zeichen dafür, daß er dem Strande nahe sein mußte; denn diese *wlyen* halten sich an der Küste auf. Also zerstückelte er schnell das Herz des großen Wals und sogleich floß viel Blut. Da schwand dem Wale alle Kraft und er wurde sehr traurig, er fühlte seinen Tod ganz nahe. Bald war er außerstande zu atmen, er konnte weder schwimmen noch sich bewegen, schwebend nur hielt er sich an der Wasseroberfläche und die Wellen allein trieben ihn. Schließlich verließen ihn alle Kräfte, er rührte sich nicht mehr, er war jetzt wirklich tot.

Also schwärmten bald die großen *dáialux* heran,[173] um an dem gewaltigen Bissen sich gütlich zu tun. Das merkte der kleine *Láiix* von innen her; er hörte nämlich, wie diese großen Vögel auf den Rücken des toten Wales einhackten. Gleich entschloß er sich und sagte: „Ich will einmal kräftig gegen die Bauchwand klopfen; da werden die Vögel erschrecken, wieder aufsteigen und hoch oben in der Luft kreisen. Alle Leute werden das aus weiter Ferne beobachten und sich sagen: ‚Dort schwimmt sicherlich ein toter Wal!' Demnach werden sie eiligst ausfahren und hierher kommen, dann werde ich mich noch retten können." Also klopfte der kleine *Láiix* gar kräftig gegen die Bauchwand des toten Wals; alle *dáialux* erschraken sehr und flogen auf.

[172] Die in Herden lebende Wildente, Anas crecca.

[173] Der große Albatros, Diomedea melanophrys.

Sie erhoben sich hoch in die Luft und kreisten lange Zeit sehr erregt. Nachher senkten sie sich wieder nieder und setzten sich auf den toten Wal, den die Wellen langsam weitertrieben. Sehr viele *dáialux* waren es, die hoch oben kreisten; deshalb wurden die Leute im Lager auf sie aufmerksam. Sie riefen einander zu: „Dort treibt sicherlich ein toter Wal; denn sehr viele *dáialux* fliegen ständig auf!" Seitdem der kleine *Láiix* dem *wówina* das Herz zerstückelt hatte, wandte sich dieser wieder der Küste zu; deshalb stand er bald ganz nahe vor dem Lager jener Leute und diese entdeckten ihn.

Nach einiger Zeit klopfte der kleine *Láiix* abermals gegen die Bauchwand des toten Wals. Wieder erschraken die vielen *dáialux*, sie flogen auf und erhoben sich. Lange kreisten sie in der Luft und danach setzten sie sich wieder auf den Rücken des toten Wals, den die Wellen langsam trieben. Jetzt sagte sich der kleine *Láiix:* „Hoffentlich haben meine Leute die vielen *dáialux* beobachtet! Bald werden sie also mit ihren Kanus kommen und ich werde wohl noch gerettet werden." Und wirklich, schon hörte er das Schlagen der Ruder und wurde deutlich gewahr, daß viele Kanus ganz nahe an den großen Wal herangekommen waren. Das erfreute ihn sehr. Gleichzeitig vernahm er auch das Klagen und Weinen seiner Leute. Diese waren in Trauer; denn sie hielten den kleinen, mutigen *Láiix* für verloren, sie glaubten, er wäre schon tot. Viele Leute hatten sich um den Wal herum zusammengefunden. Sie vereinigten ihre Kräfte und zogen den großen toten Wal näher zur Küste hin; hier sollte die Strömung ihn auf den Strand setzen. Alle mühten sich sehr und zogen kräftig. Als das gewaltige Tier endlich auf dem Strande lag, flüsterten sie sich voller Genugtuung zu: „Das ist wirklich ein selten großer, fetter Wal!" Es war schon spät am Abend, deshalb eilte ein jeder zur Hütte. Alle freuten sich sehr, nun gab es Speck und Fleisch in Überfluß.

An dieser Stelle spielten die Leute gerade *kina* und sehr viele Männer beteiligten sich daran. Da ihnen ganz unerwartet ein derart gewaltiger Wal beschert wurde, konnten sie sich vor Freude gar nicht fassen; denn nun verfügten sie über sehr viel Speck und Fleisch und konnten ihr *kina* lange ausdehnen. In der Morgenfrühe des nächsten Tages zerschnitten und verteilten sie sogleich viel Fett und Fleisch vom Wale; jedermann erhielt ein großes Stück. Sie aßen reichlich und waren sehr vergnügt. Mehrere Tage vergingen. Eines nachts wurden zwei Prüflinge aus der *kina*-Hütte an den Strand geschickt, auf dem der Wal lag. Sie sollten einige Fleischstücke herausschneiden und zur *kina*-Hütte bringen; denn die Männer wünschten noch mehr zu essen. Jene beiden Burschen eilten dorthin, wo der Wal lag. Sie brachten ein langes Messer mit. Damit stieß der eine sehr tief in den Wal hinein, so tief, daß er eine Rippe traf; er wollte ein großes Stück herausschneiden. Da hörte er plötzlich von innen her: *hi hi hi*: das klang, als wäre ein Mann verwundet worden. Auch hörte er noch: „Stich mich nicht etwa!" Darüber erschrak er sehr und sagte sich: „Was mag das wohl sein? Das hört sich genau so an, als ob ein Mann drinnen süße und mir zuruft: ‚Stich mich nicht etwa!' Wer könnte das wohl sein?" Die Angst packte ihn; doch er

wollte sich nichts anmerken lassen. Wohl aber rief er den anderen Burschen herbei und sagte ihm mit betonter Genugtuung: „Schau einmal her, welch schönes Fleischstück ich aus diesem Körperteile hier herausgeschnitten habe. Stich mit dem Messer tief genug hinein!' Mehr sagte er nicht. Da ergriff der andere Bursche das lange Messer und stieß damit tief in den Wal hinein. Jetzt hörte auch er von drinnen das Rufen: „*Ai ai ai*; stich mich nicht!" Das erschreckte ihn sehr. Nun erst gestand ihm der andere Bursche: „Vorher habe auch ich diese Stimme gehört! Was mag das wohl sein?" Jener entgegnete: „Wie sonderbar ist doch das alles! Was mag das wohl sein?" Diese beiden Burschen wußten ja nichts von alledem, was vorgefallen war, nämlich daß alle Leute jenen Wal lange Zeit hindurch erfolglos harpuniert hatten und daß schließlich der kleine *Láiix* ihm ins Maul gesprungen war. Als Prüflinge im *klna* durften sie die Große Hütte nicht verlassen, während alle übrigen Leute sich um den Wal bemüht hatten.

Jene beiden Burschen gingen nun zur *klna*-Hütte zurück, jeder trug ein großes Stück Fleisch. Diese Stücke legten sie vor den Vorsteher der Feier nieder und eilten stillschweigend an ihren Platz. Sämtliche Männer beschauten die Fleischstücke und beurteilten sie sehr günstig. Der Vorsteher befahl den beiden Burschen: „Bratet diese Fleischstücke und verteilt sie an alle Männer!" Da setzten sich die beiden Prüflinge ans Feuer und brieten die großen Fleischstücke; hierauf zerkleinerten sie dieselben und gaben davon an jeden Mann ab. Erst jetzt verrieten sie, was sie gehört hatten, als sie die Fleischstücke abtrennten. Das überraschte auch sämtliche Männer. Sie hatten ja soeben erst bei jenem Wal dort ihre vielen Waffen vergeblich verausgabt und erinnerten sich, daß vorher der kleine *Láiix* versuchen wollte, ihn zu töten. Dieser aber war seitdem verschwunden und auch jener Wal hatte sich von der Küste entfernt. Da einigten sie sich schließlich und vermuteten richtig: „So muß das Tier dort auf dem Strande doch jener Wal sein, den wir harpuniert hatten; diesem sicherlich ist der kleine *Láiix* ins Maul gesprungen. Also lebt er noch!"

Kaum hellte sich der Osten etwas auf und schon eilten sämtliche Männer von der *klna*-Hütte schnurstracks zum Strande hinunter, wo der große Wal lag. Sie taten dies deshalb so früh am Morgen, damit die Weiber und Kinder vom Lager aus nicht beobachten könnten, was nun geschah. Ein jeder der Männer stieß sein Messer vorsichtig ins Fleisch an der ganzen Längsseite des großen Tieres und dann hoben sie gemeinsam die zusammenhängende Fleischschicht ab, die den Rippen auflagerte. Dann hoben sie mit noch größerer Vorsicht alles Fleisch ab, das zwischen den Rippen und eng an der Innenseite der Rippen lag. So waren sie bis zur Bauchhöhle gelangt. Diese öffneten sie nun auch mit ihren Messern, doch ganz besonders vorsichtig. Hier also saß der kleine *Láiix*, ganz zusammengekauert, bleich und mager, kahlköpfig und schon fast tot! Aufrichtiges Mitleid überfiel sie alle, als sie seiner in diesem jammervollen Zustande ansichtig wurden. Unverzüglich hoben sie ihn aus der Bauchhöhle des großen Wales heraus und trugen ihn eiligst zur

kina-Hütte. Keines der Weiber und Kinder konnte vom Lager aus etwas davon beobachten, die Männer hatten alles ganz unauffällig durchgeführt.

Hier in der *kina*-Hütte setzten die Männer den kleinen *Láiix* ans Feuer, damit er sich erwärme. Sie reichten ihm viel zu essen, damit er sich stärke und wieder reden könne. Seinen ganzen Körper rieben sie reichlich mit Tran ein, damit er wieder lebendig und beweglich würde. Auf seinen kahlen Kopf streuten sie das Pulver von zerriebener Holzkohle, damit ihm die Haare wieder nachwachsen, die er verloren hatte. Auf die beste Art bedienten und pflegten sie ihn. Unter dieser Sorgfalt, die sämtliche Männer hier in der *kina*-Hütte aufwandten, fühlte sich der kleine *Láiix* bald besser und erholte sich schnell. Auch die Haare wuchsen ihm wieder nach. Von Tag zu Tag fühlte er sich gesünder und kräftiger.

Lange Zeit schon hatte dieser *Láiix* bei den anderen Männern hier in der *kina*-Hütte verbracht, im Lager wußten weder Frauen noch Kinder etwas davon. Der kleine *Láiix* besaß insgesamt drei Weiber. Da er gar so lange ausblieb und man ihn längst tot glaubte, suchten sich zwei von diesen drei Weibern nach einiger Zeit einen anderen Mann. Die dritte Frau aber war entschlossen, noch weiter zu warten, ob ihr Mann vielleicht doch zurückkäme. Sie blieb ihm treu. Mit ihm hatte sie bereits mehrere Kinder gezeugt.

Nach gewissen Zeitabständen verließen die Männer die *kina*-Hütte und traten draußen im Freien auf, wie das üblich ist. Weiber und Kinder durften dann das Lager verlassen, sich der Gruppe der Männer nähern und ihnen zuschauen. Eines Tages spielten die Männer wieder einmal *kálaka* und die Frauen stellten sich in deren Nähe, um jeden Spieler gut beobachten zu können. Einer fiel bald auf, der war überragend geschickt und überraschte alle Zuschauer. Unter diesen stand auch die Frau, die dem kleinen *Láiix* treu geblieben war. Als sie die außergewöhnliche Gewandtheit jenes Mannes sah, schaute sie einige Zeit sehr scharf zu. Dann äußerte sie sich kaum vernehmbar: „Jener Spieler dort ähnelt gar sehr meinem Manne. Der war nämlich außerordentlich geschickt beim *kálaka*-Spiele. Aber es ist ja gänzlich ausgeschlossen, daß jener dort mein Gatte sei; denn alle vermuten, er sei schon tot!" Die Männer beendeten ihr *kálaka*-Spiel und gingen zur *kina*-Hütte zurück, die Weiber und Kinder suchten das Lager auf.

Der kleine *Láiix* war nun fast vollständig wiederhergestellt. Er gab sich darüber Rechenschaft, daß sein Vater ihn längst für tot hielt und daß dieser über den Tod seines Sohnes viel trauerte. Schon mehrmals hatte er seinen Vater zur *kina*-Hütte rufen lassen, doch ganz vergeblich. Der alte Mann empfand nämlich die bitterste Trauer, er bemalte sich jeden Morgen aufs neue und weinte den ganzen Tag. Eben deshalb wollte er sich aus seiner Hütte nicht entfernen und anderen Leute zeigen. Wieder einmal ließen nun die Männer hier in der *kina*-Hütte jenen Alten sehr eindringlich herbeirufen. Endlich kam er. Die Männer stellten ihm sogleich seinen Sohn, den kleinen *Láiix*, vor; der war noch bleich und mager und merklich kahlköpfig. Als der kleine *Láiix* seinen alten Vater von Trauer tief gebeugt sah, konnte

er sich nicht mehr halten und brach vor Mitleid mit ihm in lautes Schluchzen aus; er weinte so laut und so stark, daß es die Leute im Lager vernahmen. Sein ihm treugebliebenes Weib merkte besonders auf und sagte: „Dieses Weinen hört sich genau so an, als ob es von meinem Manne käme! Ob er es wirklich ist, der so laut weint? Aber wie könnte das sein, ist er doch schon lange tot! Er ist ja jenem großen *wéginə* ins Maul gesprungen, der sogleich auf die hohe See hinaus geschwommen ist und sich seitdem nicht mehr hat sehen lassen. Wie schade ist es um meinen lieben Mann!"

Die Männer ergötzten sich an jenem *klɨnə*-Spiel gar sehr; deshalb dachten sie nicht daran, dasselbe bald abzuschließen. Eines Tages zogen sie wieder hinaus und wollten Robben jagen. Seit einiger Zeit verfügten sie über vorzüglich gearbeitete Harpunenspitzen und deshalb war ihr Jagen immer sehr erfolgreich. Zufällig sah die dem kleinen *Lálix* treu gebliebene Frau eine dieser Harpunenspitzen in der Hand irgendeines Mannes. Unauffällig betrachtete sie dieses Stück sehr genau und sagte sich: „Woher mag jener Mann diese vorzüglich gearbeitete Harpunenspitze wohl bekommen haben? Vor längerer Zeit schon haben doch die Männer ihre sämtlichen Harpunenspitzen verausgabt, als sie sich um jenen großen Wal bemühten, der hier vorbeigekommen ist. Seitdem habe ich nirgendwo beobachtet, daß auch nur einer der Männer neue Harpunenspitzen hergestellt hätte. Übrigens ist keiner dieser Männer imstande, solch tadellose Harpunenspitzen auszuarbeiten, wie das meinem Manne gelungen ist. Der war wirklich unvergleichlich geschickter in diesen Arbeiten als jeder andere; niemand konnte mit ihm sich messen. Wie sehr vermisse ich doch meinen lieben Mann, wie viel schon habe ich um ihn geweint!" Und wieder weinte sie bitterlich.

Nach langer, langer Zeit endlich entschlossen sich jene Männer, ihre *klɨnə*-Feier zu beenden. Dem kleinen *Lálix* waren inzwischen alle Haare wieder nachgewachsen und er war nun auch völlig hergestellt. Gemeinsam, wie üblich, verließen sämtliche Männer die große *klɨnə*-Hütte und kehrten zum Lager zurück. Hier stellten sie nun den kleinen, wackeren *Lálix* seinem treuen Weibe, seinen Verwandten und allen übrigen Leuten vor. Jedermann war sprachlos vor Freude und Überraschung. Der kleine *Lálix* erzählte nun im einzelnen, was er alles durchgemacht und wie er sich gerettet hatte. Die Leute staunten diesen kleinen, mutigen Mann an, sie freuten sich gar sehr und dankten ihm dafür, daß er ihnen diesen mächtigen *wéginə* beschert hatte. Am meisten freute sich sein treues Weib, es hatte lange auf ihn warten müssen.

v. Die empfindliche Brillenibis-Frau

Lɨ́gunə wɔ́tunə

Es war in alter Zeit. Wieder einmal nahte der Frühling. Da schaute ein Mann aus seiner Hütte hinaus und sah, wie eine Bandurria [174] soeben über seine

[174] Diesen Namen trägt in Argentinien und Chile der mittelgroße, kräftige, rostbraune Brillenibis, Theristicus melanopis. Vgl. auch die Mitteilungen auf S. 1155.

Hütte hinwegflog. Darüber freute sich dieser Mann gar sehr und schrie zu den anderen Hütten hinüber: „Eine Bandurria fliegt soeben über meine Hütte hinweg. Schaut her!" Als die andern Leute das hörten, stürzten sie aus ihren Hütten heraus und schrien laut: „Nun ist der Frühling wieder da. Schon fliegen die Brillenibisse!" Sie sprangen vor Freude und unterhielten sich laut.

Die *Lŏxuwa* ist aber sehr zartfühlend und empfindlich, sie will besonders vornehm behandelt werden. Als nun jene Männer, Weiber und Kinder so laut und lange schrien, hörte sie diesen Lärm und erregte sich darüber sehr. Tief beleidigt, ließ sie in ihrem Zorn plötzlich einen dichten Schneesturm kommen, begleitet von starkem Frost und viel Eis. Seitdem fiel Schnee und immer wieder Schnee durch ganze Monate. Andauernd fiel Schnee und die ganze Erde bedeckte sich mit Eis; denn es herrschte auch eine sehr empfindliche Kälte. In allen Wasserstraßen gefror das Wasser. Da starben viele, viele Menschen; denn sie konnten ihre Kanus nicht besteigen und hinausfahren, um Nahrung zu suchen. Nicht einmal die Wohnhütten konnten sie verlassen, um Brennholz zu sammeln; denn überall lag sehr viel Schnee. Immer mehr Menschen starben.

Endlich nach langer, langer Zeit hörte der Schneefall auf. Bald darauf kam eine sehr starke Sonne. Sie brannte so kräftig, daß alles Eis und der viele Schnee schmolz; die ganze Erde war bis hoch über die Bergspitzen damit bedeckt. Da floß sehr viel Wasser in die Kanäle und ins Meer. Diese Sonne leuchtete so heiß, daß die Bergspitzen verbrannten und bis heutigentags kahl dastehen. Auch die Eisdecke über den breiten und schmalen Wasserarmen schmolz. So konnten die Leute endlich wieder ans Ufer gehen und ihre Kanus besteigen, um Nahrung zu suchen. In den großen Berghalden und tiefen Tälern jedoch hielt sich das dicke Eis bis auf den heutigen Tag; denn es war zu dick, als daß jene starke Sonne es hätte zum Schmelzen bringen können. Man sieht dieses ungeheure Eis auch gegenwärtig noch liegen, es ragt sogar ins Meer hinein,[170] so dick war die Eisdecke, die damals auf der [illegible]en Erde lagerte. Damals herrschte ein außerordentlich starker Frost [illegible] eine erschreckliche Schneemasse gefallen. Das alles hatte die *Lŏxuwok[illegible]* veranlaßt, sie ist eine sehr feinfühlige, empfindsame Frau.

Seit jener Zeit behandeln die Yamana jede Bandurria mit höchster Ehrfurcht. Wenn sie sich den Hütten nähert, halten die Leute sich schweigsam und still, vor allem beschwichtigen sie die kleinen Kinder, daß sie nicht schreien.

9. *Von den Beeren der Brillenibis-Frau*

Lŏxuwa lanamăjm wătuwa

Einst lebte hier eine Frau, die regelmäßig in einem fremden Gebiete[170] für sich Beeren sammelte; denn in der Gegend, wo ihr Mann sich aufhielt, gab es gar keine *lanamăjm*.[171] Das war die *Lŏxuwukipa*.[172] Sie hatte gerade

[170] Dieser Hinweis bezieht sich offensichtlich auf die großen Gletscher, die in ansehnlicher Zahl hauptsächlich den Nordwest-Arm des Canal de Beagle säumen (S. 12).

Trauer. Einen Abend, als wieder viele Leute zur Trauerfeier versammelt waren, klagte sie laut, als sie eben das Wort ergriffen hatte: „Wie gern wäre ich in jener Gegend, wo meine eigenen nächsten Verwandten[179] wohnen! Dort gibt es viele *amáim*, diese schmecken uns allen sehr gut." Sie sang und sprach dann weiter, wiederholte aber mehrmals diese Worte.[180] Auch mehrere Männer hatten sich zur Trauerversammlung in dieser Hütte eingefunden. Einer von ihnen ergriff ebenfalls das Wort und sagte teilnahmsvoll anknüpfend an die Äußerung der *Lêxuwakipa:* „Wenn es in deiner Heimatgegend ganze Mengen von Beeren gibt, so werden wir einige Männer dorthin absenden, damit sie uns soviele, als sie tragen können, hierher bringen!" Danach sang und sprach er weiter in seiner Trauer. Nachdem die Leute ihre Feier beendet hatten, löschten sie das Feuer aus und ein jeder kehrte zur eigenen Hütte zurück.

Am anderen Tage machte sich die *Lêxuwakipa* selber auf den Weg und wandte sich der Gegend zu, wo ihre Familie wohnte. Sie zog ganz allein ab. Als sie die Hütte ihrer Verwandten erreicht hatte, trat sie ein und sagte sogleich: „Wie geht es euch denn noch? Die *Hitakuwinilinßgla* haben mich hierher geschickt.[181] Ich soll nämlich hier viele Beeren sammeln und sie ihnen bringen; denn dort gibt es gar keine Beeren!" Die Verwandten freuten sich, daß diese Frau wieder einmal zu Besuch gekommen war. Sie wollten ihr schnell behilflich sein. Bald zogen einige Leute ab, um viele *amáim* zu sammeln. Sie füllten einen großen Beutel mit *pâxël* [im Ost-Dialekt, *ušktâlëmpi* im Westdialekt; die Selk'nam sagen *pâxal*];[182] denn diese Tiere sind die *amáim* der *Lêxuwakipa*. Sie selbst war ja gleichzeitig mit anderen Weibern hinausgegangen und sammelte die eigentlichen Beeren. Damit füllte sie ihr Körbchen kaum bis zur Hälfte an, was viel zu wenig war für jene vielen Leute, die sie hierher geschickt hatten. Die anderen Frauen jedoch sammelten *pâxël* und füllten damit einen Beutel bis oben an. Diesen gaben sie der *Lêxuwakipa* und sie machte sich mit Beutel und Körbchen auf den Heimweg.

---

[179] Diese Wendung will besagen: außerhalb des Gebietes jener Gruppe, der ihr Mann angehörte. Ihre Handlungsweise verstieß gegen den Brauch und das allgemeine Recht.

[180] An erster Stelle gibt dieser Name den kleinen hellroten Beeren der Pernettya pumila, einer Myrtacee (Abb. 67). Doch bezeichnet man damit zuweilen auch die größeren Beeren der Pernettya mucronata (Abb. 12 auf S. 121).

[181] Gemeint ist der Brillenibis, Theristicus melanopis, bekannt als Bandurria, der auch in der vorhergehenden Erzählung die Hauptrolle spielt.

[182] Eben wegen ihrer Verheiratung hatte sie das Gebiet ihrer eigenen Familie gegen das ihres Mannes vertauscht, wie die geltende Exogamie es fordert (S. 653).

[183] Hierin liegt eine Anspielung auf die freie Meinungsäußerung und unbehinderte Ausdrucksweise, die jedem zusteht, der sich an einer Trauerfeier beteiligt (S. 1131).

[184] Diesen Namen hat die Bandurria selber erfunden, um ihre Angehörigen hier bewußt zu täuschen und in die Irre zu führen.

[185] Das ist der große Goldlaufkäfer Carabus auratus. Ihn frißt der Brillenibis mit Vorliebe. Man sagt, dieser Käfer bohrt ein Loch in die Schale der Vogeleier, kriecht hinein und verzehrt den ganzen Inhalt. Er macht sich schnell durch seinen sehr unangenehmen Geruch bemerkbar, den er zur Abwehr seiner Feinde von sich gibt.

Nachdem sie die Hütte ihres Mannes erreicht hatte, wo auch dessen Verwandten warteten, teilte sie aus dem bis zur Hälfte mit *amáim* angefüllten Körbchen an die vielen Leute aus. Jedoch, den Beutel mit *páxël* versteckte sie in der Hütte; diese wollte sie unauffällig allein verzehren. Die Leute sagten enttäuscht: „Wie knausrig ist doch dieses Weib, nur einige wenige Beeren gab sie jedem einzelnen von uns! Dabei hatte sie sich früher gebrüstet und uns vorgemacht: ‚Dort, wo meine Familie zu Hause ist, gibt es große Mengen von *amáim*!' Welch selbstsüchtiges Weib!" Als die stille Nacht sich niedergesenkt hatte, glaubte die *Lêxuwakipa*, jetzt beobachte sie niemand. Also holte sie jenen Beutel aus dem Versteck hervor und schob ein *amáim* nach dem andern in den Mund. Das waren ihre *amáim*, nämlich die *páxël*. Doch die Leute in den benachbarten Hütten merkten, wie es andauernd zwischen ihren Zähnen knackste, so oft sie ein *páxël* zerbiß. Sie erkannten bald, was vor sich ging und riefen einander zu: „Welch erbärmliches Weib ist doch die *Lêxuwakipa*. Hört nur: Die ganze Nacht hindurch verzehrt sie für sich allein die vielen *amáim*! Man kann ja ganz deutlich wahrnehmen, wie es unaufhörlich zwischen ihren Zähnen knackst."

Bald darauf bekamen die Leute wieder heftiges Verlangen nach *šanamáim*. Sie überlegten, wie sie wohl die *Lêxuwakipa* aus ihrer Hütte herauslocken und ihr den Beutel mit den vielen *amáim* wegnehmen könnten, um diese unter sich selber zu verteilen. Ihr Gatte und einige andere Männer wandten sich an sie und sagten ihr: „Jetzt ist eben die tiefste Ebbe. Geh doch an den Strand und sammle eiligst große Muscheln für uns!" Sie erwiderte: „Ich gehe sogleich." Sie erhob sich, ergriff ihr Körbchen und eilte an den Strand hinunter, der abgelegen war.

Als sie sich reichlich weit entfernt hatte, sagte einer der Männer: „Jetzt ist es Zeit, daß wir uns an der selbstsüchtigen, knausrigen *Lêxuwakipa* rächen!" Ohne zu warten, eilte er in deren Hütte und suchte dort gründlich herum. Endlich entdeckte er den großen Beutel. Als er ihn öffnen wollte, sah er einen *páxël* obenauf sitzen. Erst glaubte er, dieser Käfer sei nur zufällig hierher gekommen. Doch als er den Beutel öffnete und hineinschaute, entdeckte er eine rege Bewegung von einer Unmasse dieser Käfer. Erschreckt und angewidert von dem ekelhaften Gestank dieser vielen *páxël* machte er den Beutel schnell wieder zu und schob ihn an sein Versteck zurück. Eilig stürzte er hinaus und legte jetzt von außen her Feuer an diese Hütte. Bald schlugen die Flammen hoch. Vom Strande her wurde die *Lêxuwakipa* aufmerksam und sie mußte zuschauen, wie die Flammen schnell ihre Hütte verzehrten.[163] Betrübt rief sie aus: „O weh, alle meine Sachen verbrennen jetzt. Wie tut es mir leid um die vielen *amáim*, die ich auch verliere!"

Die *Lêxuwakipa* kam vom Strande her unverzüglich zurückgelaufen und

[163] Dieser Teil stimmt im wesentlichen überein mit der Selk'nam-Geschichte vom großen Albatros (Bd. I, 657). Die Rolle der selbstsüchtigen Frau spielt bei diesem der Kiebitz, Belonopterus chilensis, der in der systematischen Ordnung sich von Theristicus melanopis nicht entfernt. Die Selk'nam betrachten beide Vögel als Schwestern (Bd. I, 661).

seufzte auf dem Wege beständig: „Wie tut es mir leid um meine vielen *amdjin*!" Eine andere Frau hörte diese Worte und entgegnete: „Wir essen dergleichen stinkige Dinge nicht und laden niemanden dazu ein: Wir essen etwas Besseres!" So rief die *Ajakšlum*, die Tochter des *ōpdjači*.[144] Schnippisch fügte sie noch hinzu: „Meine Verwandten essen nur vorzügliche und sehr schmackhafte Dinge, nämlich Tran von Robben und Walen. Solch stinkige Tierchen indes, die deine Leibspeise sind, rühren wir nicht einmal an. Meine Familie verfügt zudem andauernd über einen Überfluß von Tran. Hier, wo ich zu Hause bin, ist dieser geschmackvolle Stoff reichlich vorhanden!" Der alte *ōpdjači*, ihr Vater, stand ganz in der Nähe und hörte diese Worte seiner Tochter *Ajakšlum*; er ergänzte sie sogleich: „Wohlan, wir alle werden hier noch einige Zeit bleiben. Ich wünsche, daß du alsbald zu deinem Heimatsorte gehest und uns hierher bringst, was im großen Tranlager deiner Verwandten aufgespeichert liegt!" Der Gatte der *Ajakšlum* [man sagt auch *Ajakšlōm*][145] war der kleine *Lēfkōjn* [BD: 279 schreibt *lōfkuia*, a variety of owl];[146] er erklärte sich mit der Fahrt seiner Frau einverstanden. Alle diese Leute hier waren ja zu einer großen Trauerfeier zusammengekommen und zwar in der Absicht, noch mehrere Tage zu bleiben. Währenddessen sollte jene Frau die Fahrt in ihre Heimat unternehmen.

Die Hütte der *Lēxumakipa* stand noch immer in Flammen. Die Leute waren gerade zu ihren Trauergesängen vereinigt. Als sie die Flammen sahen, stellten sie das Singen ein, holten viel Wasser heran und löschten das Feuer aus. Danach kehrte jedermann in seine Hütte zurück.

Am nächsten Morgen gab es sehr schönes Wetter. Die *Ajakšlum* bestieg eilig ihr Kanu und fuhr ab. Ihr Söhnchen, den kleinen *Čámux*,[147] nahm sie mit. Ihr Heimatsort lag sehr weit abseits und der Weg dorthin war sehr lang. Dort gab es tatsächlich immer sehr viele Wale. Eben deshalb fanden sich dort auch sehr viele *Laktúma* ein.[148] Diese Frau aber war sehr schlau und listig. Jedesmal, wenn ein *Laktúma* ihrem Kanu sich näherte, redete sie ihn freundlich an: „Geht es dir gut, mein lieber Großvater?" Der *Laktúma* hörte diese freundlichen Worte und ließ sie weiterfahren, ohne sie im geringsten zu belästigen. Bald kam ihr ein anderer *Laktúma* entgegen und auch ihm rief sie in freundlichem Ton zu: „Geht es dir gut, mein lieber Großvater?" Da ließ dieser ebenfalls sie unbehelligt vorbeifahren. Auf solche Weise gelang es ihr, ohne Schaden durch die mit *Laktúma* reichlich besetzten Gewässer hindurchzukommen. Endlich erreichte sie ihre Heimat. Sie fuhr mit ihrem Kanu an den Strand heran, damit ihr Söhnchen bequem aussteigen könnte.

---

[144] Das ist der Schwertwal oder Drescher, Orca magellanica (S. 37).

[145] Das ist der Name für die jüngeren Schwertwale, die eine kleine Herde bilden, also für die Art Orca magellanica.

[146] Der Name für den kleinen Waldkauz, Glaucidium nanum.

[147] Das ist der größere Zaunkönig, Zanotrichia campicolla. Neben ihm gibt es im Kap Hoorn-Gebiet noch als zweite Art den Troglodytes horsensis, die kleiner ist.

[148] Dieser großhalsige Wasservogel ist auf Seite 1285 genauer gekennzeichnet.

Aber hier war jeder kleinste Fleck sogar mit Tran und Fett übergossen, daß der Kleine auf Schritt und Tritt ausgleiten mußte; er konnte keinen Fuß vorstellen, ohne daß er niederfiel. Das sah die Mutter. Sie rief vom Kanu aus mit lauter Stimme: „Dieser hier ist mein Sohn. Laßt ihn den Strand hinaufsteigen!" Als sie das gerufen hatte, glitt der kleine *Cámag* nicht mehr aus und gelangte bequem bis oben hinauf. Inzwischen war die Mutter vom Strande weggefahren und hatte in einiger Entfernung davon das Kanu an einem Algenknäuel festgebunden; hernach schwamm sie an den Strand hinüber, stieg hinauf und trat jetzt mit ihrem Söhnchen in die Hütte ihrer Verwandten ein. Diese freuten sich sehr, als sie die *Ajakflum* sahen. Sie setzten sich ans Feuer und erzählten sich lange.

Hier gab es außerdem einige Hütten von Leuten, die nicht zur Familie der *Ajakflum* gehörten. Auch der *Hóruf* hatte sich hier zufällig niedergelassen; denn seine Gewohnheit ist es, weit draußen auf hoher See zu verweilen.[109] Als er hörte, eine Frau sei von weither gekommen und hier eingetroffen, faßte ihn die Neugierde und er sagte: „Die will ich mir gleich anschauen. Wer mag sie wohl sein?" Er trat in die Hütte ein, wo die *Ajakflum* saß. Vom ersten Sehen an gefiel sie ihm über die Maßen, ihre Gestalt berückte ihn und er warf ihr sogleich verliebte Blicke zu. Die Frau erwiderte ihm auf die gleiche Weise. Unauffällig rückte der *Hóruf* immer näher heran, bis er ganz eng neben der *Ajakflum* saß. Schon seit langem hatte sich die Nacht niedergesenkt und rundherum war es finster. Darauf hatten diese beiden gewartet. Die Frau saß mit angezogenen Beinen [in Hockerstellung] da. Der *Hóruf* reichte ihr seine Hand. Mulier comprehendit manum viri eamque a latere pudendis suis apposuit. Tunc vir, digito suo in mulieris vaginam introducto, per longius tempus ibi lusit. Digitus suus perlongus mulierem ita excitavit, ut humor vaginalis effluerit. Vir autem eam hoc modo excitare continuavit, quod ipsi maximo oblectamento fuit. Bis tief in die Nacht hinein saßen beide auf diese Art eng beisammen. Dann erst zog sich der *Hóruf* in seine Hütte zurück. Es war ihm ein reiches Genügen, die *Ajakflum* so stark gereizt zu haben; denn nun war er dessen sicher, sie werde ihn zum Manne nehmen. Die *Ajakflum* ihrerseits konnte vor satter Befriedigung die ganze Nacht nicht einschlafen. Sie sagte sich: „Da ich mir den *Hóruf* jetzt doch zum Manne nehmen muß, werde ich mir von meiner Familie hier eine reichliche Menge Tran und Speck erbitten. Diese werde ich erst zu meinem alten Gatten und dessen Verwandten bringen. Danach komme ich sofort wieder hierher. Damit mein Mann dort mich bald loslässt, soll mein Söhnchen hier zurückbleiben. Von jetzt ab will ich mit dem *Hóruf* zusammenleben; denn der liebt mich sehr!"

Am anderen Morgen verständigte diese Frau sehr schlau und unbemerkt den *Hóruf*. Ihren Verwandten sagte sie: „Gebt mir eine reichliche Menge Tran und Speck, die will ich meinem Manne und dessen Verwandten

[109] Das ist der gewaltige Sturmvogel Macronectes giganteus, der durch seine langen, schmalen Schwingen auffällt.

bringen. Dort fehlt es nämlich an alledem." Bereitwillig gaben sie ihr so viel wie sie wollte. Alles lud sie auf ihr Kanu, stieg dann selber ein und fuhr sogleich ab. Doch ließ sie den kleinen *Cámuy* hier zurück.

Kaum war sie vor der Hütte ihres Mannes angekommen, verteilte sie sofort die reichliche Menge von Tran und Speck, die sie mitgebracht hatte. Alle Leute zeigten sich vollauf zufrieden. Ihrem Mann ließ sie bald wissen: „Nur wenige Tage möchte ich mich hier aufhalten, meine Familie besteht darauf, mich bald wieder zu sehen. Auch habe ich den kleinen *Cámuy* dort zurücklassen müssen, weil ich das Kanu mit Tran und Speck angefüllt hierher bringen wollte." Ihr Mann erwiderte: „Nun gut, besuche nochmals deine Familie. Kommt aber hierauf kurzem wieder hierher zurück und bringe unser Kind mit!" Eilig bestieg sie ihr Kanu und [illegible] in jene Gegend, wo ihre Verwandten wohnten. Hier fand sie sich gleich mit dem *Hóruf* zusammen und lebt seitdem mit ihm. Heute noch sieht man seinen langen Finger, quem in mulieris vaginam ad excitandum ejus libidinem introduxerat."[*]

3. *Die Geschichte vom Schwiegervater*
Tâtu udúwo

Der alte *Tâtu*[**] war schon lange Witwer. Da ihm auch seine kleineren Kinder gestorben waren, lebte er gemeinsam mit seinem Schwiegersohne. Dieser hatte den Alten bereitwillig in seine Hütte aufgenommen; denn als Schwiegersohn war er dazu verpflichtet (S. 659). Weil der Alte andere Verwandte nicht hatte, pflegte und unterhielt ihn der Schwiegersohn in seinem

[*] Im Anschluß an diese Geschichte erklärte man mir: *Jener große Strandvogel besitzt einen langen, schmalen Flügel. Als ista digitus eum porrigens est, quo in vaginam introducto mulierem ad delectationem sexualem excitaverat.* Deshalb ist es allgemeine Regel und die Leute kennen sie: Falls ein Mann sich einer Frau nähert und sie auf diese Weise reizt, so müssen beide sich beizeiten, zur Beschämung ihrer selbst und zur Warnung für andere, Knaben und Mädchen, die dann und wann über das Verhalten der Geschlechter zueinander von alten Leuten im reiferen Alter und bei passender Gelegenheit aufgeklärt werden, erfahren die oben erwähnte Bestimmung. In der Wirklichkeit aber gehen die Einzelverhältnisse der beiden Personen den Ausschlag. Fühlte der Mann, der sich auf diese Weise mit einer Frau vergangen hatte, kein besonderes Verlangen danach, sie zu heiraten, und sog letztere ihrerseits sich ebenfalls zurück, so blieb der Vorfall eben verborgen und keiner von ihnen kümmerte sich um jenes Gerede. Falls aber der Mann doch darauf bedachte, jene Frau für sich zu bekommen, sie aber ihm fernblieben und den Vorfall verborgen halten wollte, stand dem Manne ein anderer Weg zu seinem Ziele offen. Hatte er vergnüglich auf jene Frau eingewirkt, dann sog er eine ihr nahestehende Freundin ins Vertrauen und offenbarte dieser, daß er mit jener Frau sich vergangen und sie auf die oben beschriebene Weise berührt hätte, daß aber auch diese selber seiner Zudringlichkeit auf die erwähnte Art entsprochen und damit zum Ausdruck gebracht hätte, wie leicht sie von ihm erregt würde. Inzwischen nun wichen die Verwandten dieser Frau auf sie mit allen Mitteln ein und hatten ihr ernstlich vor, es sei nun einmal Brauch, daß nach solchem Vorfall die betreffende Frau jenen Mann heirate. Bleibe ihr schließlich kein Ausweg mehr, gibt sie den Widerstand auf und überläßt sich jenem Manne. Ist sie jedoch bereits verheiratet, was meist zutrifft, so stellt sie ihren bisherigen Gatten vor die Tatsache, daß sie sich meist ohne Widerstand damit einverstanden und findet sich mit der Trennung ab;

letzten Lebenstagen. Täglich ging der Schwiegersohn an den Strand, holte Muscheln und Fleisch und brachte gelegentlich auch Früchte aus dem Walde mit. Indes, der Alte war andauernd unzufrieden und nichts behagte ihm; er aß wohl von allem, was der Schwiegersohn brachte, aber er klagte darüber beständig. Er sagte immer: „Ich bin schon sehr alt; aber ich habe eine sehr große Lust etwas zu kauen, was mir besonders gut mundet!" Da suchte nun der Schwiegersohn auch andere Dinge und brachte täglich etwas Neues zur Hütte. Doch auch das gefiel dem Alten nicht. Denn als er davon gekostet hatte, sagte er wieder ganz unzufrieden: „Ich bin schon sehr alt; aber ich habe eine sehr große Lust etwas zu kauen, was mir besonders gut mundet!"[199]

Dem Schwiegersohn gefiel es nicht, daß der Alte unabänderlich unzufrieden war. Er sagte nichts dagegen; denn das ziemte sich nicht für ihn: Seinem Schwiegervater mußte er Ehrfurcht bezeigen. Aber im stillen fragte er sich selbst ganz ratlos: „Was könnte es wohl sein, das der Alte kauen möchte und das ihm so gut mundet?" Er überlegte und brachte immer noch weitere Dinge, die er seinem Schwiegervater vorlegte. Dieser versuchte alles und kaute daran; aber regelmäßig machte er die gleiche unzufriedene Bemerkung. Jetzt holte der Schwiegersohn einige harte Dinge. Der alte Tätu kaute sie, aber er blieb trotzdem unzufrieden und nichts von alledem sagte ihm zu. Der Schwiegersohn dachte wieder nach; er suchte weiter und weiter, brachte immer neue und immer härtere Dinge an.[200]

Einen Tages brachte er *Axt-Steine*[201] und legte sie vor den Alten hin.

denn darin sieht er die beste Lösung für ein Verhältnis, das ja durch nichts mehr aufrichtig ist. Immerhin mag es sich ereignen, daß der ordentlichen Mann sich der Absicht seiner Frau, zum Nebenbuhler zu übersiedeln, widersetzt. Will er sie nicht freigeben, verbleibt sie eben weiterhin bei ihm und er bewacht sie besonders scharf. Sollte dieser Gatte sich für einige Tage entfernen und seine Frau unterhalten, so erwartet er als selbstverständlich daß sie zur Hütte ihres Liebhabers zieht und bei ihm schläft. Der Gatte und die anderen Leute finden darin keinen eigentlichen Verstoß mehr; denn jene beiden würden sich ordnen als Ehepaar angehören, falls der ordentliche Gatte sich ihrer Verehelichung nicht entgegengestellt hätte. Durch bewilligt man ein derartiges Zusammensein nur für die Tage, da der ordentliche Gatte abwesend ist. Dieser wird aber — in richtiger Beurteilung der finsteren Gefühle seiner Frau — mit Vorbedacht so kurze Zeit kommen lassen, daß sie allein dort unterschlüpfen, wo ihr Liebhaber sich aufhält. Dieses letztgenannte Zugeständnis hat deshalb für die Wirklichkeit wohl nie etwas zu bedeuten.

[199] Dieser Name gehört wahrscheinlich der Mythenwelt an; es ist ein kleiner Vogel mit schwarzem Gefieder und einem weißen Fleck auf dem Kopfe. Nach dieser Erzählung hatte er als Vorkauf die Gewohnheit, sich weiße Farberde in den Kopfhaar einzureiben.

[200] Man beachte, daß der Schwiegervater eine direkte Anrede und unmittelbare Ansprache vermeidet. In gleicher Weise wagt es der Schwiegersohn nicht, ganz offen zu fragen, sondern er völlig ratlos denkend und in seinen Überlegungen auf sich angewiesen blieb. Diese Art entspricht genau den herrschenden Gewohnheiten (S. 1238).

[201] Deutlich kommt das Benehmen des Schwiegersohnes zum Ausdruck, auf die ihm nur möglichste Weise seinem Schwiegervater gefällig zu sein. Das Gewohnheitsrecht der Yamana macht es den Schwiegerkindern eben zur Pflicht.

[202] Das sind die Rippenteile unmittelbar unter der Rücke eines Stammes der Nothofagus-Arten. Sie werden in langen Streifen abgelöst und zum Nähen der großen Rindenstücke des Kanus verwendet, so lange sie noch weich und biegsam sind (S. 1161).

Als dieser die *ɑ̈r-i*-Fasern sah, begann er sofort, daran zu kauen. Er beruhigte sich ganz offensichtlich, heiterte sich auf, kaute mit viel Behagen daran und wurde ganz zufrieden. Jetzt endlich klagte er nicht mehr, sondern sagte aus vollster Zufriedenheit: „Das ist es, was mir so recht mundet!" Als der Schwiegersohn diese Worte hörte, atmete er erleichtert auf und sagte voller Genugtuung: „Wie glücklich und zufrieden ist doch endlich mein Schwiegervater mit den *ɑ̈r-i*-Fäden, die ich ihm gebracht. Jetzt will ich ihn damit reichlich versorgen. Aber wie hätte ich ahnen können, daß ausgerechnet die zähen *ɑ̈r-i*-Streifen ihm so wohlschmeckend sind!" Von nun an ging er täglich hinaus und brachte regelmäßig eine große Menge von *ɑ̈r-i* mit und legte sie vor seinen Schwiegervater. Der begann sogleich damit, diese Fäden zu kauen; sonst tat er nichts. Nachdem er eine große Menge von diesen Fäden gut gekaut hatte, da nahm er Rindenstücke und nähte sie mit den *ɑ̈r-i*-Fäden zusammen. So entstanden Kanus. Er machte viele solcher Kanus und gab sie den Leuten. Seit jener Zeit braucht man immer die *ɑ̈r-i*-Fäden zum Nähen der Rindenstücke. Ein solches Kanu leistet den Wellen lange Zeit Widerstand.

φ. *Die Geschichte vom alten Guanaco*

Amẽr-a wötuwa

Vor langer Zeit lebte in *Wáiawan* [auf der Südküste der Isla Navarino] der alte *Amẽr-a*. Dieser Mann[185] war Witwer und deshalb lebte er mit seinen beiden Töchtern zusammen. Beide waren sie sehr schön, am meisten die ältere. So verliebte sich dieser Mann ganz leidenschaftlich in seine ältere Tochter, ohne daß diese am Anfang es bemerkte. Jeden Tag pflegte sie in den Wald zu gehen und brachte immer große Mengen von Selleriewurzeln heim; denn diese schmeckten dem Alten vorzüglich. Der Vater nahm sie freudig entgegen und aß viel davon; er sagte: „Die Selleriewurzeln schmecken mir sehr gut!" Am nächsten Tage ging dann das Mädchen wieder in den Wald und brachte große Mengen von Selleriewurzeln, die es dem Vater hinlegte.

Da er sich von einem Tag zum andern noch mehr in seine Tochter verliebt hatte, konnte er vor Erregung kaum etwas essen, sobald er ihrer nur ansichtig wurde; denn sie war überaus schön und in der Hütte trug sie gar keine Kleidung. Deshalb sah der Alte, wie so ganz schön sie war. Mit der Zeit gab sich die ältere Tochter schließlich auch Rechenschaft darüber, daß sich der Vater in sie verliebt hatte. Es kam schließlich so weit, daß der Alte vor Verliebtheit rein nichts mehr essen konnte, er wurde allmählich bleß und magerte ab.

Das sah die jüngere Tochter und sagte zum Vater: „Mein Vater, warum issest du denn die Selleriewurzeln nicht mehr, die dir immer so gut geschmeckt haben?" Der Vater erwiderte: „Ich kann nicht essen, weil mir die Zähne wehtun!" Da sagte diese Tochter: „Das mag sein. Aber trotzdem mußt du etwas essen. Ich sehe, wie du jeden Tag bleicher wirst und abmagerst. Ist doch

[185] Das männliche Guanaco, Lama huanachus (S. 34).

wenigstens etwas!" Der Vater erwiderte: „Ich habe gar keine Lust zum Essen." Dabei zog er die Felldecke über sein Gesicht, er war auf seinem Nachtlager in der Hütte ausgestreckt. Nun näherte sich ihm die jüngere Tochter und sagte: „Schau doch auf die großen Haufen von Sellerieswurzeln, die dir immer so gut geschmeckt haben. Versuche doch, wenigstens etwas zu essen!" Darauf sagte der Alte: „Nein, ich kann wirklich gar nichts mehr essen! Ich bin dem Tode nahe und ich fühle, wie meine Kräfte mich verlassen." Jetzt machte er eine lange Pause und fuhr dann in traurigem Tone fort: „Ich bin dem Tode sehr nahe. Ich halte es für das beste, ihr beerdigt mich schon jetzt; denn lange werde ich nicht mehr leben. Hier, ganz nahe unserer Hütte grabt mich in die Erde ein, doch so, daß Kopf und Füße vorläufig frei bleiben, bis ich ganz tot bin. Legt mir zur Seite auch einen *yáiyi* mit *ákel*:[199] So will ich bleiben, bis mein *kʰípix* mich verläßt." Bei diesen Worten wurden die beiden Mädchen sehr traurig und weinten laut. Da beruhigte sie der Vater und sagte: „Bevor ihr mich eingrabt, muß ich euch noch etwas mitteilen, damit ihr nicht etwa getäuscht werdet oder erschrecket: Es lebt hier in der Nähe ein Mann, der mir vollständig gleich ist. Man kann mich von ihm gar nicht unterscheiden. Das ist der alte *Yéyapowa*. Er sieht ganz genau so aus wie ich und ich weiß, daß er in euch beide sehr verliebt ist. Wenn ihr diesen Mann kommen sehr, erschreckt also nicht und glaubt nicht etwa, ich selber wäre es. Wenn er euch liebkosen will, so überlaßt euch ihm! Das wollte ich euch noch zum Troste sagen. Nun könnt ihr mich hier eingraben."

Die beiden Mädchen horchten genau auf alles, was der Vater ihnen sagte, sie waren sehr traurig gestimmt. Danach begruben sie ihn so, wie er es gewünscht hatte, nämlich daß Kopf und Füße noch aus der Erde herausschauten; ihm zur Seite legten sie einen *yáiyi* mit *ákel*. Als sie damit fertig waren, weinten sie wieder laut und nahmen nun Abschied von ihrem Vater. Dann gingen sie weg und wandten sich einem anderen Lager zu. Sie gingen sehr langsam; sie waren traurig, da sie vom Vater hatten Abschied nehmen müssen.

Der Weg zum anderen Lager, wo ihre Verwandten wohnten, führte durch den Wald. Als die beiden Mädchen sich schon weit entfernt hatten, stand der Alte schnell auf; denn er war in Wirklichkeit dem Tode nicht nahe, sondern hatte sich nur verstellt, um seine beiden Töchter zu täuschen. Er nahm aus dem *yáiyi* etwas *ákel* und bemalte sich damit den ganzen Körper. Nun eilte auch er in den Wald, doch auf einem Umwege, und machte einen großen Bogen. Da er sehr schnell lief, gewann er einen guten Vorsprung und kam auf den eigentlichen Weg, der zum andern Lager führte. Hier mußten die beiden Mädchen vorbeikommen, deshalb wartete er hier auf sie. Er sagte sich: „Da ich mich reichlich mit roter Farberde bemalt habe, werden sie mich nicht erkennen!" Nach einiger Zeit näherten sich ihm die beiden Mädchen; er hörte, wie sie laut weinten. Da stand er auf und ging ihnen entgegen. Mit veränderter Stimme rief er ihnen zu: „Was machen doch diese beiden Mädchen hier so

[199] Er meint das bekannte kurze Darmstück, das wie ein Brotlaibchen zum Aufbewahren der roten Farberde dient. Vgl. Abb. 20 auf Seite 430.

ganz allein und so nahe unserm Lager?" Dann trat er ihnen näher und sagte: „Ja, jetzt erkenne ich euch! Sagt, bringt ihr mir keine Nachricht von meinem guten Freunde, eurem Vater? Wie geht es ihm denn noch? Schon seit langem haben wir uns nicht mehr gesehen." Darauf erwiderten ihm die beiden Mädchen: „Ach, unser Vater ist jetzt gewiß schon gestorben." Dabei weinten sie wieder sehr laut. „Aber wie ist denn das geschehen?" fragte der Alte. Darauf erwiderten die Mädchen: „Er hatte Zahnschmerzen und konnte nicht mehr essen. Da wurde er immer bleicher und magerte ab. Schließlich sagte er: ‚Ihr könnt mich jetzt begraben!' Da haben wir ihn begraben, so wie er es wollte." Darauf sagte der Alte: „Ach, wie tut es mir leid, daß mein guter Freund gestorben ist." Während er so sprach, sagte die jüngere Schwester zur älteren: „Das muß wohl unser Vater sein, ich erkenne ihn an der Stimme!" Darauf erwiderte ihr die ältere Schwester: „Aber Schwester, das kann gar nicht sein! Erinnerst du dich nicht mehr dessen, was uns der Vater sagte, bevor wir ihn eingruben, damit wir nicht etwa erschrecken oder uns täuschen. Er sagte ja: ‚Es lebt hier in der Nähe ein Mann, der mir vollständig gleich ist, so daß man mich von ihm gar nicht unterscheiden kann; das ist der alte *Yéxpoura*. Er sieht ganz genau so aus wie ich selber, und ich weiß, daß er in euch beide sehr verliebt ist. Wenn ihr diesem Mann kommen seht, erschrecket also nicht und glaubet nicht etwa, ich selber wäre es. Wenn er euch liebkosen will, überlaßt euch ihm. Das wollte ich euch noch zum Troste sagen!' So hat uns der Vater noch verständigt. Erinnerst du dich dessen nicht mehr?" Darauf sagte die jüngere Schwester: „Ja, all dessen erinnere ich mich noch; aber ich meine trotzdem: Dieser Mann hier muß unser Vater sein!"

Die Mädchen unterhielten sich zwar leise, doch der Alte hörte alles. Dann fragte er sie: „Wohin wollt ihr jetzt gehen?" Darauf erwiderte die ältere Schwester: „Wir wollen zum anderen Lager gehen, wo unsere Verwandten sind." Da sagte der Mann: „Sei doch nicht so traurig! Komm mit mir, ich will dir den Weg zeigen." Während er so sprach, näherte er sich immer mehr dem älteren Mädchen; dann nahm er es zärtlich in seine Arme und führte es hinter dichtes Gesträuch. Hier legten sie sich auf das weiche Moos nieder und überließen sich ihrer Lüsternheit. Nach einiger Zeit stand der *Andere* auf und begab sich an die Stelle, wo seine jüngere Tochter saß. Jetzt umarmte er auch diese und zog sich mit ihr hinter dichtes Gebüsch zurück. Beide überließen sich hier ihrer geilen Lust. Erst nach einiger Zeit standen sie auf und begaben sich dorthin, wo die ältere Mädchen noch lag. Da lachten alle drei hell auf und setzten hier ihr Treiben fort. Seitdem trennten sie sich nicht mehr und blieben im Walde beieinander.

Auch heute noch lachen und kichern die Gunnegoo auf diese Weise. Der alte Vater lebt andauernd mit seinen Töchtern zusammen und hat Verkehr mit ihnen, als ob sie seine Frauen wären. Alle ergötzen sich daran. Auch erkennt man noch den kleinen Fleck von *ókrl*, womit er sich damals bemalt hatte. Die Töchter tragen gleichfalls ein wenig von dieser Farbe; denn während *Andere* sie umarmte, haben sie davon etwas abgestreift."

2. Belehrende Mythen

Die Yámana verfügen auch über eine kurze Reihe von Erzählungen, in denen das angenannte explikative Element weniger deutlich oder gar nicht in die Erscheinung tritt. Vielmehr werden darin einige Gesetze und Gebräuche erläutert oder die Beweise dafür erbracht, daß schwerere Verfehlungen die Strafe auf dem Fuße folgt. Diese Geschichten wollen hauptsächlich erzieherisch wirken und eindringlich vor Entgleisungen und Ungerechtigkeiten warnen. Aus ihnen wird aber auch ersichtlich, welche Art von Fehlern die Allgemeinheit mit besonderem Nachdruck rügt und welche Vergehen sie ausdrücklich als schwer zu bestrafen, daß man auf dieselben eigens hinweist.

a. *Die Geschichte vom jugendlichen Schwanger*

Lainaiſten wánana

Auf der Insel Eſtago lebte einst ein altes Ehepaar. Sie hatten fünf Söhne, die alle schon verheiratet waren. Wieder einmal waren diese weit hinaus auf die See gefahren, ein jeder mit seiner Familie; sie wollten fischen und jagen. Die alten Eltern waren in ihrer Hütte ganz allein zurückgeblieben. Geraume Zeit war schon verstrichen, seitdem jene fünf Familien diese Insel und ihre alten Eltern verlassen hatten. Ihre alte Mutter war wirklich hochbejahrt. Sie zeigte sich derart gebrechlich und hinfällig, daß sie in solch vorgeschrittenem Alter auf Kinder nicht mehr rechnen konnte. Das wußte ihr Mann, der noch etwas älter war, sehr gut. Trotzdem, sei es, daß er schwören, sei es, daß er alle Hoffnung noch nicht aufgeben wollte, jedesmal, bevor er seiner Frau beiwohnte, nahm er eine frische *máka*-Blüte,[1] zerquetschte sie vaginam ejus introduxit. Statim mulieri incubuit ad coitum perficiendum. Das tat er deshalb, damit die *máka*-Blüte lange in vagina mulieris verbliebe. Und wirklich, nach einiger Zeit erkannten beide, daß die alte Frau schwanger ging. Bald gebar sie einen Sohn. Ein solch niedliches, wundervolles Kind hatten die Alten noch nie geboren. Sie waren wie verzückt und außer sich vor Freude; denn der Kleine erschien wirklich so schön und entzückend wie die *máka*-Blüte.[2]

[1] Dieses Stück stimmt fast vollständig mit einer Geschichte der Selk'nam (Bd. I. 658, 661) überein; nur ist grotesquerweise an sagen, es handelt sich um einen und derselben Sache. Auch hier soll vor allem das Liebesspiel des männlichen Rudeltieres mit den jüngeren, weiblichen Tieren dargestellt werden. — Die Yámana benützen weitere Erzählungen, die dem Guanaco gewidmet sind, nicht, denn dieses Tier hat in ihrem Wirtschaftsbetriebe nicht im entferntesten die Bedeutung, die ihm bei den Selk'nam zukommt.

[2] Diese Bezeichnung gilt einem im Frauenhaar häufigen Strauche, Escallonia serrata. Vgl. Abb. 78 auf Seite 707.

[3] Die Yámana begnügen sich beim körperlichen Schönheit, neben einer ebenmäßigen Entwicklung des gesamten Körperspiegels, einer blendendweißen, rosenschimmernde Oberhaut. Zur Bezeichnung dessen benützen sie sich vergleichsweise auf die schneeblühenden, großen Escallonia-Büsche, die ihr Schönheitsempfinden vollauf befriedigen. Häufig sagen sie: „Dieses Kind gleicht einer *Naka*-Blüte und ist so schön wie diese." Sie wollen damit zum Ausdruck bringen, daß dieses Kind ihnen ganz und gar gefällt. Vgl. S. 781.

Dieses Söhnchen wuchs ungewöhnlich schnell heran und wurde dabei auch schlauer. Bald begann es zu spielen und erfreute damit seine alten Eltern sehr. Überraschend artig fing der Kleine auch zu sprechen an und er fragte seine Mutter nach allerlei Dingen. Er selber vergnügte sich damit, Fliegen und Mücken, Schmetterlinge und Käfer, Libellen und andere Hautflügler zu fangen. Ein jedes dieser Tierchen/brachte er zu seiner Mutter und erfragte dessen Namen. Die Mutter gab jedem dieser Tierchen einen Namen; diesen Namen hörte ihr Söhnchen und wiederholte ihn mehrmals. Seitdem trägt ein jedes dieser Tierchen seinen Namen bis auf den heutigen Tag. Der Kleine war nun schon zum Knaben geworden, deshalb gelang es ihm, größere Tiere zu fangen. Er ging an den Strand und in den Wald hinein; hier fing er erst die kleineren, später die größeren und endlich sogar die größten Vögel. Einen wie den anderen brachte er zu seiner Mutter und fragte sie um deren Namen. Die alte Mutter freute sich außerordentlich darüber, daß ihr Söhnchen sich so geschickt und regsam zeigte; jedem Vogel gab sie einen Namen und diesen teilte sie ihrem Sohne mit. Er wiederholte den Namen und merkte sich ihn. Jeder Vogel trägt den seitdem bis heutigentags. Inzwischen war der Knabe weiter herangewachsen und er erwies sich kräftig und mutig genug, um auch größeren Tieren nachzujagen. Wirklich erlegte er bald einen jungen Seelöwen, danach einen alten, schweren Seelöwen, selbst Pfeifer, Cormoran und Delphine; er tötete sogar einmal einen Wal. Ein jedes dieser Tiere brachte er zu seiner Mutter und erfragte den Namen. Die Mutter freute sich jedesmal gar sehr und sie gab jedem Tiere einen Namen, den es bis heute trägt.

Jetzt war der *Lalemálhua* [ein zusammengesetzter Name, am Ende = tot, wie die malbo-Blüte = wunderschön; und *yan malhua*, die allgemeine Bezeichnung für Knabe; demnach: "Wunderkind"] groß genug, um regelmäßig auf die Jagd zu gehen. Jedesmal brachte er reichliche Mengen von Fleisch zur Hütte und somit verfügten seine alten Eltern über sehr viel Nahrung. Da sie sich außerstande sahen, alles zu verarbeiten, was *Lalemálhua* herbeischleppte, gingen sie bald daran, den Überfluß sicherzustellen; sie wollten ihn in guten Zustande für spätere Zeiten aufbewahren. Der *Lalemálhua* selber blieb gar manchen großen Magen vom Seelöwen auf und hieß ihn an der Luft trocknen; dann stopfte er ihn mit Fleisch voll. Auf diese Weise häufte er reiche Vorräte an. Hier im Epilogo gab es nämlich viele Tiere und er selber war wirklich ein flinker, geschickter Jäger.

Nach langer Zeit kamen die fünf Brüder mit ihren Familien wieder einmal von ihrer weiten Reise hierher zurück; sie hatten schließlich darnach verlangt, ihre alten Eltern zu sehen. Als sie sich der Insel bereits genähert hatten, erhob sich ein heftiger Wind und dieser hinderte sie daran, weiterzufahren. Draußen auf offener See hörte er sie fest, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen konnten, so stark blies er. Die Weiber mußten schließlich ihre Kanus an dichten Algenbänken sichern, damit der Wind sie nicht auf die hohe See zurücktriebe. Wieder hatte *Lalemálhua* einen Morgen seine Hütte verlassen und sich auf die Jagd begeben. Da entdeckte er draußen, weit von

der Insel entfernt, jene in Algenknäueln verankerten Kanus; an ihnen mußten sie sich festhalten, sonst hätte der Wind sie auf die offene See hinausgetrieben. Er sagte sich: „Die dort sitzen an jener Stelle wohl schon einige Tage. Wahrscheinlich sind ihnen sämtliche Lebensmittel ausgegangen!" Nun überlegte er, wie er ihnen sofort helfen könnte. Da kam ihm ein Gedanke: „Sicherlich wird es nicht unnütz sein, wenn ich denen dort einen gutgefüllten Seelöwenmagen zukommen lasse. Mag sein, wenn ich diesen Magen richtig auf die Wellen setze, daß der Strom ihn zu jenen Kanus hinleitet. Sie haben dann etwas zu essen und werden nicht Hungers sterben, bis sie weiterfahren können." Augenblicklich eilte er zur Hütte und verständigte seinen alten Vater: „Mir scheint, in jenen Kanus dort draußen sitzen meine Brüder mit ihren Familien. Ein sehr starker Wind bläst, deshalb haben sie ihre Kanus in dichten Algenknäueln gesichert. Ich möchte ihnen helfen und einen gefüllten Seelöwenmagen von der Strömung zu ihnen hintreiben lassen, damit sie etwas zu essen erhalten." Darauf erwiderte der Alte: „Das ist von dir sehr gut gedacht. Handle, wie es dir am besten scheint. Es wird nicht vergeblich sein, wenn jene Leute dort draußen einen gutgefüllten Seelöwenmagen erhalten!"

Sofort eilte *Lúlowúlésen* an den Strand hinunter, ergriff einen dicken Knüppel und legte ihn genau gerichtet auf die Wellen, damit der Strom ihn wegtreibe. Vorerst wollte er nämlich einen Versuch anstellen und sich davon überzeugen, ob der Strom tatsächlich diesen Knüppel zu jenen Kanus trage. Lange schaute er dem Knüppel nach; und wirklich, trotz des starken Windes und der hohen Wellen schwamm dieser Knüppel in gerader Richtung auf die hohe See hinaus, genau zu der Stelle hin, wo jene Kanus standen. Eben saßen zwei Weiber am Bug ihres Kanus; sie mühten sich damit ab, einige Fische zu fangen, weil alle Leute schwer an Hunger litten. Da schlug plötzlich jener Knüppel sehr laut gegen ihr Kanu und sie sagten sich: „Was mag denn das hier sein und was schlägt wohl so laut gegen unser Kanu?" Sie bückten sich noch etwas weiter über das Kanu hinaus und bemerkten den dicken Knüppel, der dagegen anschlug; sie wunderten sich sehr darüber. Schließlich ergriffen sie diesen Knüppel und warfen ihn auf die andere Seite, damit er nicht noch länger gegen das Kanu anschlüge. Alle ihre Bewegungen beobachtete der *Lúlowúlésen* von der Insel aus und er sagte sich erfreut: „Also ist jener dicke Knüppel doch genau dorthin geschwommen, wo die Kanus stehen. Demnach wird wohl auch der gefüllte Seelöwenmagen jene Kanus erreichen, wenn ich ihn richtig auf die Wellen setze."

Sofort eilte er zu seiner Hütte und suchte hier einen großen, gutgefüllten Seelöwenmagen aus. Diesen schleppte er an den Strand und setzte ihn richtig auf das Wasser, daß der Strom ihn sofort faßte. Sogleich schwamm der große Magen ab, Wind und Wellen trieben ihn schnell voran und schnurstracks schwamm er auf jene Kanus zu. Bald kam er dort an und stieß heftig gegen ein Kanu. Die Frau, die drinnen saß, erschrak über diesen starken Anschlag, schaute über Bord und sah, zu ihrer besonderen Freude, den großen, gefüllten Seelöwenmagen. Eilig griff sie darnach und wollte ihn hochheben; doch ihre

Kräfte reichten hierfür nicht aus, weil er gar zu schwer war. Sie rief zwei Männer heran. Diese strengten sich ordentlich an und zu zweien brachten sie es schließlich fertig, den schweren, gefüllten Magen ins Kanu zu heben. Alle Leute atmeten vor Freude auf, als sie die große Fleischmenge sahen; der Hunger hatte sie schon sehr empfindlich gequält, nun aber stand ihnen reichliche Nahrung zur Verfügung. Sie zeigten sich wohl darüber verwundert, auf welche Weise ein so großer, gutgefüllter Seelöwenmagen zu ihren Kanus gelangt sei; doch begannen sie unverzüglich zu essen, weil sie sehr hungrig waren, und fragten weiter nicht darnach, woher dieser Magen stammen könnte. So gab es also jetzt auf diesen Kanus da draußen viel Hin und Her. Der *Lulculéwa* beobachtete die ständigen Bewegungen jener Leute von seiner Insel aus und vollauf zufrieden sagte er sich: „Also ist der große Magen dort richtig angekommen. Wie werden sich jene Leute über das viele Fleisch gestürzt haben; denn sie müssen sehr hungrig gewesen sein!"

Nachdem jene Leute dort draußen ihren Hunger fürs erste gestillt hatten, fingen sie zu plaudern an und meinten vergnügt: „Mit dieser Menge von Fleisch kommen wir einige Tage durch; wir brauchen uns nicht mehr zu mühen, hier Fische zu fangen. Vielleicht bessert sich das Wetter bald und dann erreichen wir den Strand. Doch, woher stammt eigentlich dieser große, gutgefüllte Seelöwenmagen? Wer könnte ihn wohl so passend auf die Strömung gelegt haben, daß er genau unsere Kanus erreichte und dagegen anschlug? Unser alter Vater besitzt nicht mehr Kraft genug, um solche Mengen von Fleisch zu sammeln, noch viel weniger, um einen derart großen gefüllten Seelöwenmagen auf das Wasser zu legen; er ist überhaupt außerstande zu arbeiten, von ihm stammt dieser große Magen sicherlich nicht! Vielleicht hält sich zufällig ein anderer Mann in der Hütte unseres Vaters auf. Doch, wer könnte es sein? Nur ein tüchtiger Jäger kommt in Frage, der so viel Fleisch zusammenbringen konnte; auch muß er ein starker Mann und fähig sein, diese schwere Last an den Strand zu schleppen. Wer könnte das wohl sein? Überdies stammt dieser große Magen sicherlich von jener Insel her, auf der unser Vater wohnt; denn alles Fleisch ist ganz frisch und sehr gut erhalten!" Dies und das besprachen sie, während sie aßen. Sie sättigten sich reichlich. Nach einiger Zeit versicherte der älteste der Brüder: „Sobald das Wetter es irgendwie erlaubt, möchte ich versuchen, zur Insel hinüber zu fahren, wo unser Vater wohnt. Dann werde ich ihn sogleich fragen, wie es ihm geht und wer diesen Seelöwenmagen auf die Wellen gelegt hat, daß er genau unser Kanu anstieß. Ich zweifle nicht daran, dieser große Magen war von vornherein für uns bestimmt." Darauf erwiderten die anderen: „Gut, mache es nur so. Auch wir sind neugierig zu wissen, wie es um unseren Vater steht und welcher Mann bei ihm in der Hütte weilt."

Tatsächlich besserte sich das Wetter am nächsten Morgen und der Gegenwind blies nicht mehr stark. Der älteste der Brüder bestieg mit seiner Frau das Kanu und fuhr ab. Zwar mußten sie schwer rudern, doch hielten sie die Richtung auf jene Insel ein. Sie näherten sich bereits der Insel, als der

Luiwulêwa zufällig am Strande entlang lief. Da rief er seinem Vater zu: „Ein Kanu nähert sich unserer Insel und wird bald landen. Vielleicht ist es mein Bruder, der mit seiner Familie hierher kommt." Sein Vater entgegnete: „Das wäre schon möglich." Sofort eilte der Kleine in den Wald und versteckte sich dort; er war ja überaus schön und deshalb wollte er sich nicht sehen lassen. Kurz darauf landete hier der älteste Bruder, verließ mit seiner Frau das Kanu und kam zur Hütte seines Vaters. Diesem erzählte er sogleich, wie es ihm in Gemeinschaft mit seinen vier Brüdern und ihren Familien auf der weiten Reise ergangen war, wie sie auf der Heimfahrt dort draußen vom ungünstigen Wetter zurückgehalten wurden und wie dann ein großer, gutgefüllter Seelöwenmagen angeschwommen kam, durch den sie vom Hungertode gerettet wurden; und lebhaft versicherte er ihm, daß alle sich sehr darüber wunderten, wer wohl jenen Magen ihnen hatte zukommen lassen. Lächelnd erwiderte sein alter Vater: „Höre, mein Sohn, alles will ich dir erklären: Du hast einen kleinen Bruder mehr! Er ist dir zwar noch nicht zu Gesicht gekommen; er aber war es, der euch den großen Seelöwenmagen hat zukommen lassen." Neugierig drängte er sofort in seinen Vater: „Wie ist denn das möglich? Sage mir: Wo steckt der Kleine?" Der Vater antwortete ihm: „Dein Bruder ist wieder in den Wald gegangen und kommt erst am späten Abend zurück." Nun setzten sich beide, Vater und Sohn, ans Feuer und erzählten sich lange. Nachdem es finster geworden war, hingen sie ein Fellstück vor den Eingang der Hütte und sperrten sie damit ab; sie legten sich nieder und schliefen bald ein. Erst in weit vorgerückter Nacht kam der kleine *Luiwulêwa* zur Hütte zurück. Um niemanden zu wecken, vermied er den Hüttenzugang und kroch von der Seite her, ein lockeres Fellstück leicht hebend, vorsichtig in das Innere. Leise schlich er zu seiner Schlafstätte und legte sich zwischen Vater und Mutter. Er schob sich unter ein breites, langes Fellstück, das ihn vollständig verdeckte; nichts war mehr von ihm zu sehen, nicht einmal die Füße standen heraus. Während er schlief, bewegte er sich unbewußt ein wenig und schob einen seiner Füße etwas unter der Decke hervor.

Sehr früh am andern Morgen erhob sich der älteste Bruder von seinem Schlaflager. Er fachte das matte Feuer an und legte einige Holzscheite auf. Da bemerkte er, daß aus der breiten Decke zwischen Vater und Mutter ein Kinderfuß herausschaute, den er gestern beim Schlafengehen nicht bemerkt hatte. Augenblicklich kam ihm der Gedanke, das müßte wohl sein kleinster Bruder sein, und er sagte sich: „Gewiß ist er erst spät aus dem Walde heimgekehrt und hat sich ganz leise hier auf seiner Lagerstätte ausgestreckt, ohne jemanden zu wecken." Ganz eingenommen von jenem schönen, kleinen Fuße, dachte er sich: „Welch niedliches Füßchen besitzt doch mein jüngster Bruder. Wie schön wird da erst seine ganze Gestalt sein! Er also hat uns den großen Seelöwenmagen zukommen lassen. Auf einen solchen Bruder dürfen wir gewiß stolz sein!" Während er das Hüttenfeuer ordnete, daß es reichliche Wärme ausstrahle, weckte er leise seine Frau und sagte ihr: „Schau dir jenes niedliche Füßchen an, das dort aus der Decke herausseht. Dort liegt sicherlich

unser jüngster Bruder, von dem mein Vater gestern gesprochen hat." Da schaute jetzt die Frau nach jenem zierlichen Fuße und auch sie wurde ganz verzückt. Ihrem Manne flüsterte sie zu: „Welch prächtiger Knabe muß das sein, dessen Füßchen allein schon einen berückt!" Beide streckten sich wieder auf ihrer Schlafstätte aus. Die Frau aber konnte nicht mehr einschlafen; sie dachte nämlich mit hohem Genuß an ihren kleinen Schwager, obwohl sie nur dessen niedliches Füßchen hatte zu sehen bekommen. Später erhoben sich die alten Eltern von ihrer Schlafstätte und nahmen einige Muscheln zu sich. Jene Frau aber war unfähig, weder zu essen noch zu plaudern, allein im Gedanken an ihren hübschen Schwager.

Längst war die Sonne aufgestiegen, da erhob sich auch der kleine *Lalwulèca* von seinem Lager. Jetzt erschauten ihn in seiner ganzen Gestalt der älteste Bruder und seine Frau. Diese gebärdete sich wie närrisch, als sie den überaus schönen Körper ihres kleinen Schwagers betrachtete. Sie wandte ihre Augen seitdem nicht mehr von ihm ab, tagsüber konnte sie gar nichts essen und nachts wälzte sie sich schlaflos auf ihrem Lager hin und her. Sie war ganz außer sich, seitdem sie diesen wunderschönen Knaben betrachtet hatte.

Am nächsten Tage mußte sich der älteste Bruder schließlich von seinen Eltern verabschieden; die andern Familien warteten ja auf ihn. Er verließ wieder die Hütte seines Vaters und zugleich mit seinem Weibe bestieg er das Kanu. Sie fuhren hinaus auf die hohe See und kamen bald zu jener Stelle, wo die Familien in den anderen Kanus sie herbeisehnten. Unverzüglich erzählte ihnen der älteste Bruder: „Hört nur, ihr werdet sehr überrascht sein: Wir haben einen kleinen Bruder mehr! Wer hätte das geahnt; denn unsere beiden Eltern sind schon sehr alt." Da machten die andern insgesamt große Augen und riefen erfreut: „Soll das wahr sein? Und dieser unser kleiner Bruder hätte den großen Seelöwenmagen uns zugeschickt? Nein, das ist ganz unmöglich." Darauf erwiderte jetzt die Frau des ältesten Bruders: „Wirklich, es ist so! Ich habe einen kleinen Schwager mehr. Doch ist er derart häßlich, mißgestaltet und verbildet, daß einem schlecht wird, wenn man ihn nur anschaut: sitzt man neben ihm, vergeht einem die Lust zu essen. Die beiden Eltern sind eben schon zu alt. Welch ein widerlich häßliches Kind! Ständig schwebt es mir vor Augen!" So äußerte sich diese Frau; sie wollte alle übrigen Verwandten täuschen, damit diese nicht etwa den Entschluß faßten, zu jener Insel dort zu fahren. Im stillen plante sie bereits, sich jenen schönen Schwager zum Manne zu nehmen und heimlichen Umgang mit ihm zu beginnen; daran wollte sie durch die anderen Frauen nicht gehindert werden. Diese unterhielten sich inzwischen über das, was man ihnen soeben erzählt hatte. Sie kamen darin überein, daß sie sagten: „Da unser kleiner Schwager derart häßlich und mißgestaltet ist, fahren wir besser nicht erst dorthin, damit uns nicht etwa die Lust zum essen vergehe." Auch die Brüder plauderten darüber und fragten sich: „Wie ist es doch gekommen, daß uns jetzt noch ein kleiner Bruder beschert wurde? Unsere Eltern sind wirklich viel zu alt; eben deshalb ist er so häßlich und ganz verbildet ausgefallen!" Dabei schüttelten sie

ärgerlich den Kopf. Während sie dem zuhörten, was die Weiber äußerten, rief schließlich einer von ihnen: „Wie dem auch sein mag; falls unser jüngster Bruder wirklich derart mißgestaltet und widerlich häßlich ist, läßt sich jetzt nun einmal nichts mehr daran ändern. Trotzdem werde ich bald zur Insel hinüberfahren, wenigstens unsere alten Eltern will ich sehen." Die andern Brüder stimmten dem allmählich bei und meinten schließlich: „Noch besser wäre es, wir alle insgesamt fahren zur Insel hinüber und schauen einmal nach, wie es um unsere alten Eltern steht." Sogleich banden sie ihre Kanus von den Algenknäueln los und ruderten zur Insel hinüber. Hier stiegen sie aus und wandten sich der Hütte ihrer Eltern zu. Der kleine *Luiwulêwa* befand sich gerade auch drinnen. Als sie ihn sahen, waren die Brüder außer sich vor Überraschung; die Weiber gebärdeten sich wie närrisch und wie liebestoll aus Lüsternheit: Ihr Schwager war über die Maßen schön und wohlgestaltet, so prächtig wie eine *máku*-Blüte! Augenblicklich durchschauten sie die hinterlistige Absicht der Frau des ältesten Bruders und ihre lügenhaften Aussagen.

Ein jedes dieser Weiber spürte bald ein heftiges Verlangen, ja schnell mit dem schönen Schwager heimlich zusammenzukommen, liebestoll war jede auf ihn versessen. Aber keiner von ihnen wollte es gelingen, sich mit ihm unbemerkt zu treffen und ihrer starken Lüsternheit zu überlassen. Die eine verriet ihr heimliches Verlangen der andern und alle fünf tauschten so ihre Absichten aus; bald wußte eine jede, was jede andere vorhatte. Schließlich sprachen sie sich offener untereinander aus und faßten den Plan, gemeinsam den kleinen *Luiwulêwa* mit sich hinauszulocken und sich mit ihm zu belustigen. Öfters mußten sie es versuchen; endlich gelang es ihnen doch, den Kleinen zu überreden und mitzuziehen, ohne daß seine Eltern es ahnten. Beim Verlassen der Hütte erwähnten sie nur kurz: „Wir wollen an den Strand gehen und Muscheln sammeln." Aber am Strande, weit von der Hütte entfernt, taten sie nichts weniger als Muscheln sammeln. Sie nahmen den wunderschönen Knaben in ihre Mitte und begannen mit ihm zu spielen. Er selber gab sich bereitwillig zu dem lüsternen Treiben her. Una post alteram membrum ejus apprehensum per longius tempus manu tenebat. Postea singulae juveni accumbebant, quod saepius reiterabant. Hisce ludis libidinosis satisfactae mulieres in mare se conferebant, ut aqua frigida voluptuosam excitationem abigerent. Tunc *Luiwulêwa* ibat cum illis et continuo manibus sub aqua invicem se tangebant.

Während sie diese Ausgelassenheiten trieben, gewann *Luiwulêwa* eines jener Weiber besonders lieb; damit wurde er zunehmend gleichgültiger gegen die übrigen vier. Diese fühlten das auch allmählich, spielten aber trotzdem mit ihm weiter. Doch als er sich von ihnen mit jenem bevorzugten Weibe im Wasser mehr und mehr entfernte, um mit ihr ganz allein zu sein, brach ihre Eifersucht durch. *Luiwulêwa* überließ sich schließlich nur noch jenem Weibe und wollte von den andern vier nichts mehr wissen. Das aber ertrugen diese nicht länger und gerieten in Wut. Gemeinsam gingen sie auf ihn zu und fingen an, ihn stark mit Wasser zu bespritzen. Langsam schoben sie ihn weiter

hinaus in die See. Sie bespritzten ihn derart reichlich und ununterbrochen, daß er sich schließlich nicht mehr aufrecht halten konnte. Wirklich fiel er um und ertrank. Jene vier maßlos eifersüchtigen Weiber wollten es nicht zugeben, daß nur eine Schwägerin für sich allein an jenem wunderschönen Knaben ihre Lüsternheit befriedigte. Also ist *Luíwulêwa* deshalb zugrunde gegangen, weil er so schön und wohlgestaltet gewesen. Am späten Abend kehrten diese Weiber zur Hütte zurück, doch ohne *Luíwulêwa*. Erst nach geraumer Zeit erfuhren es seine Eltern, daß er ertrunken sei. Sie erzürnten sich sehr über jene Weiber. Ihr schönes Kind verloren zu haben, stimmte sie unsagbar traurig. Sie weinten bitterlich und brachten es nicht übers Herz, ohne ihren wunderschönen, tüchtigen Sohn noch weiter leben zu müssen. Aus übergroßer Trauer starben diese beiden alten Eltern sehr bald.[200]

β. Die Geschichte vom böswilligen Schwager
Alêm wátuwa

Fünf Brüder lebten einst miteinander in der Hütte ihres Schwagers [Statt *álêm* hört man häufiger *álum*, brother-in-law, nach BD: 58. Damit bezeichnen die Brüder den Mann ihrer Schwester und dieser seinerseits die Brüder seiner Frau]. Dieser aber war ein böswilliger und gefährlicher Mensch. Am meisten mißfiel, daß er widerlich knauserte; denn mochte er über noch so viel Fleisch verfügen, seinen Schwägern ließ er regelmäßig nur ganz wenig zukommen. Gewöhnlich ging er für sich allein auf die Jagd. Im Walde, nahe dem Strande, zündete er dann ein großes Feuer an und versuchte die Vögel zu erlegen, die dort auf dem Strande sich niederließen.

Eines Tages war der älteste jener fünf Brüder auch wieder auf die Vogeljagd hinausgegangen. Unabsichtlich hatte er die gleiche Richtung eingeschlagen wie vorher sein böswilliger Schwager. Dieser hatte sich inzwischen auf einer steilen Anhöhe niedergelassen und wärmte sich am Feuer. Bald entdeckte dieser schlimme Mensch seinen Schwager, der in der Richtung auf ihn sich näherte. Da faßte er den mörderischen Plan, hier seinen ahnungslosen Schwager umzubringen. Schnell holte er aus dem Walde einen gewaltigen *haíamáif*,[201] den er sogleich in sein Feuer schob. Als jetzt der älteste der fünf Brüder

[200] Die alte Julia, auf den Wollaston-Inseln beheimatet, hat mir diese Geschichte erzählt, die in gleicher Weise im ganzen Süden wiedergegeben wird. Man kennt sie aber auch im mittleren und westlichen Gebiet, allerdings ein wenig abgeändert, und zwar nennt diese Fassung nur vier verheiratete Brüder, demgemäß Luíwulewa der fünfte und jüngste ist. Die vielen Tiere, die er erjagte und heimbrachte, legte er nicht seiner Mutter, wie oben ausgeführt wurde, sondern seinem Vater vor, und dieser gab einem jeden seinen Namen. Die eine Mythe wie die andere habe ich völlig unabhängig voneinander zu verschiedenen Zeiten erfahren; letztere verdanke ich der alten Mary, die im Westen zu Hause ist. — Die Hauptgedanken dieser Mythe kehren unverfälscht in der "Geschichte vom Emionpaar" wieder, die bei den Selk'nam (Bd. I, 661) erzählt wird.

[201] Ein Buchenast mit aufgedunsener Wucherung, wie die Cytteria-Pilze sie verursachen. Vgl. Abb. 8, S. 34 und Abb. 66, S. 551. Dieses Holzgewächs ist außerordentlich hart und bewährt sich als Keule ganz hervorragend.

herangekommen war, sagte ihm sein böswilliger Schwager: „Setze dich bequem hier ans Feuer und wärme dich!" Er half ihm sogar beim Niedersetzen und drehte ihn sanft derart, daß sich dessen Gesicht vom Feuer abwendete, als wollte er sich zuerst den Rücken wärmen; gleichzeitig schaute er von dieser hohen, steil abfallenden Anhöhe nach unten. Jetzt griff jener böswillige Mensch unbemerkt nach dem brennenden *haiamáif*, zog ihn aus dem Feuer heraus, schwang ihn über den Kopf seines Schwagers und rief ihm zu: „Achtung, mein Schwager, ein gewaltiger *haiamáif* saust nieder; rette dich!" Dieser hatte bisher ahnungslos dagesessen und ehe er sich zur Seite wenden konnte, war schon der *haiamáif* auf ihn niedergesaust, der ihm den Kopf zerschlug; er blieb auf der Stelle tot liegen. Jener böswillige Mensch hatte eben deshalb den *haiamáif* ins Feuer gelegt, damit sein Schwager diesen nicht etwa hätte abwehrend fassen und sich retten können; denn niemand wagt es, einen brennenden Knüppel in die Hand zu nehmen. Dann stieß er den Leichnam seines Schwagers mit dem Fuß kräftig an und dieser rollte nach unten.

Einige Zeit darauf ging der zweitälteste der Brüder aus; er wollte seinen Bruder suchen, der bislang nicht zurückgekehrt war. Schließlich traf er mit seinem Schwager zusammen, der noch dort auf der gleichen Anhöhe saß und sich am Feuer wärmte. Ahnungslos ging er auf ihn zu. Er ließ sich von jenem böswilligen Menschen bereden und setzte sich ans Feuer. Hier wurde er auf die gleiche Weise erschlagen, wie vorher sein ältester Bruder. Dann rollte auch sein Leichnam nach unten. Nicht lange danach machte sich der dritte Bruder auf den Weg, denn seine beiden älteren Brüder waren noch nicht heimgekehrt und er wollte nach ihnen ausschauen. Bald begab sich auch der vierte Bruder auf die Suche. Wirklich, diese beiden wurden von jenem entarteten Schwager auf die gleiche Weise umgebracht wie ihre beiden älteren Brüder. So blieb nur noch der jüngste der Brüder übrig.

Geängstigt hatte er nun schon lange gewartet und ungeduldig wiederholt: „Wo bleiben denn eigentlich meine vier Brüder? Geraume Zeit schon sind sie fort und keiner kommt zurück. Ob sie nicht etwa einen Unfall erlitten haben?" Da ging auch er schließlich hinaus, um sie zu suchen. Doch er war schlau und vorsichtiger als seine Brüder. Auch er stieg jene Anhöhe hinauf, auf der oben sein Schwager am Feuer saß. Unten, am Fuße derselben, sah er einige Leichen liegen; sie erweckten den Eindruck, als wären sie von oben heruntergerollt. Da sagte er sich erschreckt: „Ob das nicht etwa die Leichname meiner Brüder sind, die jemand umgebracht hat?"[292] Langsam stieg er jetzt die Anhöhe hinauf. Hier oben traf er mit seinem Schwager zusammen, der am Feuer saß. Dieser hatte auch diesmal einen dicken *haiamáif* ins Feuer gelegt, um ihn glühend zu machen. Sogleich lud er seinen Schwager ein: „Setze dich hier ans Feuer und ruhe dich bequem aus. Wärme dir zuerst den Rücken und währenddessen kannst du nach unten schauen!" Der aber erwiderte: „Auf solche Weise setze ich mich niemals ans Feuer, ich könnte mich leicht verbrennen!" Der

[292] Man muß sich vergegenwärtigen, daß dieser Mann nicht an die Leichname herangetreten ist, teils aus Furcht und teils aus Abneigung.

böswillige Schwager sagte darauf: „Bist du aber ängstlich! Schau mich einmal an; ich setze mich sogar gern auf diese Weise ans Feuer.“ Dabei ließ er sich am Feuer derart nieder, als wollte er sich seinen Rücken wärmen, und hielt sein Gesicht vom Feuer abgewandt. Doch das tat er nur in der Absicht, seinem Schwager die Furcht zu nehmen, damit dieser sich nachher doch auf diese Weise hinsetze. Der jüngste Bruder hatte bereits ins Feuer geschaut und dort den dicken *haiamáij* glühen gesehen. Während jetzt jener böswillige Mensch sein Gesicht vom Feuer abgewendet hielt, faßte dieser unbemerkt den *haiamáij*, zog ihn augenblicklich aus dem Feuer heraus, schwang ihn hoch und ließ ihn auf seinen ahnungslosen Schwager niedersausen. Der glimmende *haiamáij* zertrümmerte seinen Kopf und er war auf der Stelle tot. So hat dieser Mann den Mord seiner Brüder an seinem entarteten Schwager gerächt.“[203]

7. *Eine Geistergeschichte*

Haiamáij wotuwa

Einst lebten fünf Brüder gemeinsam mit ihrem Schwager in der gleichen Hütte. Dieser aber war ein böswilliger, schlechter Mensch; wann immer sich Gelegenheit bot, fügte er seinen Schwägern jeden erdenklichen Schaden zu. Er wurde ihrer schließlich überdrüssig und trachtete darnach, sie umzubringen. Eines Tages lud er den jüngsten der fünf Brüder ein, ihn auf eine steile Felswand zu begleiten, wo er Kormorane fangen wollte. Jener schloß sich ihm an. Als sie jene Felswand erreicht hatten, fachte der böswillige Schwager ein großes Feuer an. Während der andere wieder einmal weggegangen war, um Holz zu sammeln, legte jener böse Mensch viel Holz auf die Glut, schob ganz unauffällig einen dicken *haiamáij*[204] dazwischen und deckte ihn gut zu, daß er durch und durch glühend werde. Nach einiger Zeit kam der junge Schwager zurück und warf die Holzlast ab. Der *haiamáij* glühte nun stark, das Feuer lag dicht an der Kante der Felswand. Jetzt sagte jener böswillige Mensch zu seinem Schwager: „Steige doch sofort hier an dieser Wand hinunter und schaue nach, ob dort einige Kormorane sitzen.“ Da kroch der andere dort hinunter; denn er ahnte nicht, was sein böswilliger Schwager plante. Als jener genau unter dem Feuer stand, schob dieser üble Mensch den brennenden *haiamáij* über die Felskante hinaus und er fiel jenem jungen Schwager genau auf den Kopf. Dieser war augenblicklich tot und sein Leichnam rollte hinunter an den Strand. Der Mörder ging zu seiner Hütte zurück. Hier benahm er sich, als wäre er sehr traurig und die anderen glaubten, ihr jüngster Bruder wäre dort an der Felswand aus Unvorsichtigkeit verunglückt.

Nicht lange danach lud jener Schwager den zweitjüngsten der fünf Brüder ein: „Möchtest du mich zu jener Felswand begleiten? Dort will ich

[203] Vgl. diese Geschichte mit der sich sofort anschließenden.

[204] Eine verkohlungs Verbrennung des Holzgewebes am Buchenast, verursacht durch Cyttaria-Pilze. Vgl. Fußnote 201.

nach Kormoranen jagen." Dieser erhob sich sofort und begleitete ihn. Dort oben angekommen, machte jener böswillige Mensch wieder ein großes Feuer ganz nahe der Felskante. In einem Augenblick, da der andere nichts merkte, schob er einen dicken *haŀamáiʃ* in die Glut und verdeckte ihn mit viel Brennholz. Als dieser durch und durch glühte, sagte dieser böse Mensch zu seinem Schwager: „Versuche doch, hier an dieser Felswand ein wenig hinunter zu kriechen. In den Löchern dort sitzen sicherlich einige Kormorane." Ahnungslos kroch jener junge Mann hinunter. Als er genau unter dem Feuer stand, stieß jener böswillige Mensch den glühenden *haŀamáiʃ* über die Felskante hinaus. Der fiel jenem Schwager genau auf den Kopf und tötete ihn augenblicklich; sein Leichnam rollte hinunter an den Strand. Jener schlimme Mensch suchte jetzt seine Hütte auf. Hier weinte er laut und stellte sich, als wäre er sehr traurig. Da glaubten die andern, ihr zweitjüngster Bruder wäre aus Unvorsichtigkeit verunglückt. Nach einiger Zeit lud jener böswillige Mensch den dritten der fünf Brüder ein, ihn zu jener Felswand zu begleiten. Dieser ging sofort mit ihm hinaus. Dort brachte dieser üble Mensch seinen ahnungslosen Schwager auf die gleiche Weise wie dessen beide jüngeren Brüder um. Wieder kam er betrübt nach Hause und weinte, so daß auch die beiden überlebenden Schwäger sehr traurig wurden. Nicht lange danach ging er mit dem zweitältesten der fünf Brüder auf jene Felswand und er brachte auch ihn auf die gleiche Weise um.

So blieb nur noch der älteste Bruder übrig. Ihn redete eines Tages jener üble Mensch an: „Möchtest du mich zu jener Felswand begleiten, wo wir Kormorane jagen könnten?" Der Schwager antwortete ihm: „O ja, wir können sofort gehen!" Beide machten sich auf den Weg. Doch jener älteste Bruder ahnte wohl, daß irgendetwas vorgefallen war; denn wie hätten seine sämtlichen vier Brüder, einer nach dem andern, so schnell verunglücken können! Als jene beiden die Felswand erreicht hatten, zündeten sie ein Feuer an. Nach einiger Zeit sagte der böswillige Mensch zu seinem Schwager: „Krieche doch einmal an dieser Felswand hinunter. In jenen Löchern dort sitzen sicherlich Kormorane. Hole sie her!" Der aber antwortete: „Mir scheint das sehr gefährlich zu sein. Ob nicht etwa hier die Stelle ist, an der irgend jemand meine vier Brüder umgebracht hat?" Im Feuer glühte bereits ein dicker *haŀamáiʃ*, den jener Mensch unbemerkt hineingelegt hatte. Nochmals wiederholte der älteste Bruder: „Nein, dorthin gehe ich nicht, das ist mir viel zu gefährlich." Der andere erwiderte: „Wie bist du doch gar so ängstlich. Dort ist durchaus keine Gefahr. Geh nur hin!" Der älteste Bruder sagte hierauf: „Da stelle du dich erst einmal dorthin, dann wirst du sehen, wie gefährlich es ist!" Schließlich kroch jener üble Mensch doch nach unten. Als er nun genau unter dem Feuer stand, stieß der andere den glühenden *haŀamáiʃ* an, daß er über die Felskante fiel. Er rief jenem wie warnend zu: „*haŀamáiʃ kakáta ĺúgn, álum;* ein *haŀamáiʃ* kommt hier, mein Schwager!" Diesem aber gelang es nicht mehr, auszuweichen, der *haŀamáiʃ* fiel mitten auf seinen Kopf und tötete ihn auf der Stelle.

Die *kšípiš* jener fünf Toten[395] fanden sich nun zusammen und bauten ein Kanu. Damit fuhren sie zur Hütte ihres Neffen. Sie riefen ihn heraus und stellten sich ihm vor, als wären sie noch eigentliche Menschen. So ahnte dieser Neffe nichts; denn er hatte noch nicht erfahren, daß diese fünf Männer umgekommen waren. *Alpánama* war sein Name.[396] Jene Männer luden ihn ein und er bestieg ihr Kanu. Sie fuhren zu einer weit abliegenden Insel, wo sie Vögel jagen wollten. Wirklich hatten sie hier gutes Glück. Während jene fünf *kšípiš* jagten, weidete der *Alpánama* die getöteten Vögel aus. Auch machte er viele *kšti*.[397] Zu jenen, die er für seine Onkel herstellte, verwendete er auch die Eingeweide und den Darminhalt; zu jenen *kšti* indes, die er selber essen wollte, benützte er nur gute Teilchen. Auch die Onkel ihrerseits hatten dort auf der Insel einige Würste gemacht. Diese und jene reichten sie ihrem Neffen und er stellte sich, als würde er sie essen. Doch führte er nur jene zum Munde, die er für sich selber gemacht hatte. Den Onkeln überließ er jene *kšti*, die er eigens für sie hergestellt hatte. Sie alle aßen davon und merkten gar nicht, wie viel Schmutz sie damit hinunterschluckten. Dann fuhren sie alle wieder zur Hütte des Neffen zurück. Hier lebten die *kšípiš* nun mit dem *Alpánama*. So oft sie auf Vogeljagd gingen, machte es der Neffe mit den Würsten auf die gleiche Weise und seine Onkel merkten nichts.

Nach langer Zeit entfernten sich die Geister, ein jeder nach einer anderen Richtung. Den Neffen ließen sie im Kanu allein zurück. Da suchte er sich gelegentlich einen dicken Knüppel und legte ihn in sein Kanu. Als später die Geister zu ihm zurückgekehrt waren, fragten sie ihn: „Wo bist du denn gewesen?" Darauf erwiderte er ihnen: „Ich bin sehr weit weggegangen. Schaut euch doch diesen Knüppel an; den habe ich von dort hierhergebracht, nur in jener fernen Gegend findet man dieses Holz." Nun bestiegen alle sechs wieder ihr Kanu und fuhren damit zu einer andern Insel. Als sie nahe genug waren, gerieten sie in derart starke Brandung, daß ihr Kanu vollständig zerbrach. Sofort begannen sie damit, ein neues Kanu herzustellen. Kaum waren sie damit fertig, da flogen die fünf *kšípiš* wieder fort, ein jeder in seiner bestimmten Richtung. Als sie sich später dort wieder einfanden, fragten sie den Neffen in gleicher Weise, wie früher: „Wo bist du inzwischen gewesen?" Er antwortete: „Ich bin sehr weit weg gewesen." Dann reichte er seinen Onkeln jene schlechten Würste, wie er solche immer für sie hergestellt hatte. Sie aßen davon und merkten gar nichts. Bald verließen alle sechs auch diese Stelle und begaben sich zu einer andern Insel. Als sie sich dieser genähert hatten, setzte eine gewaltige Brandung ein und ihr Kanu zerbrach. Also mußten sie sich schon wieder ein neues Kanu bauen. Kaum waren sie damit fertig, sagte klagend der Neffe seinen Onkeln: „Jetzt ist es wohl Zeit, daß ich zur Hütte meiner Mutter zurückkehre. Sie hat eine

[395] Offensichtlich sind ihre überlebenden Seelen gemeint.

[396] Das ist der Sea-Leopard, Lobodon carcinophagus, im Kap Horn-Archipel selten.

[397] Eine Art von Wurst, deren Herstellung S. 584 angegeben worden ist.

herrliche Stimme und die höre ich gar zu gern. Auch fühlt meine Mutter sicherlich große Besorgnis um mich; vielleicht glaubt sie gar, ich sei tot." Die Geister erklärten ihm: „Nun gut, gehen wir zur Hütte deiner Mutter!" Sie luden viel Fleisch und Speck in ihr Kanu, auch einige Seelöwen, die sie noch nicht zerstückelt hatten, und fuhren damit los.

Bald waren sie nahe dem Strande, wo des Neffen Mutter ihre Hütte hatte. An einem dicken Macrocystis-Stamme banden sie das Kanu fest. Unbeachtet versteckte *Alpánama* in diesem Algenknäuel einen fetten Seelöwen. Den schob er für sich persönlich beiseite; denn er plante, von nun an bei seiner Mutter zu bleiben und seine Onkel allein weiterfahren zu lassen. Dann stiegen alle sechs am Strande aus. Als sie auf jene Hütte zugingen, hörten sie die herrliche Stimme der Mutter ihres Neffen. Langsam nur näherten sie sich. Dann stellten sich die fünf *kĕ̆pix* ganz nahe dem Eingange auf und schauten in die Hütte hinein. Der Neffe aber blieb hinter ihnen zurück. Er sagte sich: „Jene beiden, die genau mitten im Hütteneingange stehen, will ich mit einem sehr starken Stoß von hinten in die Hütte hineinschieben!" Und wirklich, er kam hastig herangelaufen und versetzte den beiden vorderen Geistern einen so kräftigen Stoß, daß sie hineingeschoben wurden. Er selber eilte hinter ihnen her und hielt sie in der Hütte fest. Die drei anderen *kĕ̆pix* flogen auf und machten sich davon. Hier in der Hütte griff der *Alpánama* nach Hundemist, menschlichem Urin und Kot und rieb diesen Schmutz den Geistern ins Gesicht. Ein jeder von ihnen hatte sich ja benommen wie ein Verrückter. *Alpánama* beabsichtigte, die Geister durch dieses Mittel zu beruhigen, damit sie langsam wieder zu Menschen würden. Mehrere Tage hindurch behandelte der Neffe seine Onkel auf diese merkwürdige Weise und gab ihnen auch Urin zu trinken.[208] Daraufhin beruhigten sich die beiden *kĕ̆pix* und wurden allmählich zu Menschen.[209] Seitdem beaufsichtigte der Neffe diese beiden *kĕ̆pix* etwas weniger und gestattete ihnen mehr Freiheit: er ließ sie sogar aus der Hütte hinaustreten und draußen umhergehen. Doch als sie eines Tages sich weiter entfernt hatten, um *amdim*, Beeren zu suchen, da wurden sie wieder so [geistesgestört] wie früher, wurden zu richtigen *kĕ̆pix* und flogen davon. Ihr Neffe gab sich bald davon Rechenschaft und allein kehrte er zur Hütte zurück, weinend und klagend. Er rief immer wieder: „O weh, meine beiden Onkel sind nun für immer fort!"[210]

[208] Tatsächlich wurde auch ursprünglich ein Geistesgestörter oder geistig nicht normaler Mensch von den andern Leuten, vor allem von seinen Verwandten, genau auf die erwähnte Art behandelt. Man goß ihm besonders viel Urin in den Mund, den er schlucken mußte. Mit alledem wollte man ihn wieder ins geistige Gleichgewicht bringen.

[209] Damit soll gesagt werden, daß ihr ganzes Gebaren wieder etwas vernünftig und menschenähnlich wurde.

[210] Der erste Teil dieser Geschichte stimmt in den Grundzügen mit dem überein, was mir 1920 die alte JIMAS, die im Süden beheimatet ist, erzählt hat (S. 1250). Erst 1923 trug mir der alte WILLEM, der im Osten zu Hause ist, die oben wiedergegebene vollständige Geschichte vor.

Die befremdliche Eigenart des zweiten Teiles dieser Erzählung wird schon durch

δ. Die Geschichte vom Junggesellen

Šâpun wéčuwa

Es war einmal ein Junggeselle. Sehr geschickt erwies er sich im Fischfang, deshalb brachte er viele und große Fische mit, so oft er heimkehrte. Im gleichen Lager lebte ein anderer Mann, mit einer schönen Frau verheiratet, der gar kein Glück beim Fischen hatte. Dieser fragte eines Tages jenen Junggesellen: „Wo ist denn jene Stelle, an der du so große und schöne Fische fängst?" Der Junggeselle erwiderte: „Diese Fische finde ich regelmäßig bei jener Insel dort!" Daraufhin bat ihn jener Ehemann: „Möchtest du mich nicht einmal dorthin mitnehmen?" Sofort erwiderte der Junggeselle: „Komm nur mit!" Und die beiden gingen zu jener Insel. Erst liefen sie am Strande entlang, bis sie der Insel gegenüberstanden, sie lag eine weite Strecke vom Strande entfernt. Wirklich sah man auf dieser Insel viele Eingeweide von Fischen, kleine Grasbündel, mit denen die Bauchhöhle der Fische gereinigt worden war, auch gut geschliffene Miesmuschelschalen, mit denen den Fischen der Bauch aufgeschlitzt worden war.[311] Nun fragte der verheiratete Mann: „Du hast mir erzählt, mit einem einzigen Sprunge würdest du diese Insel erreichen. Sie liegt aber doch zu weit ab. Ich könnte sie mit einem Sprunge nicht erreichen!" Der Junggeselle erwiderte lächelnd: „Es scheint nur so, als ob die Insel weit entfernt wäre; tatsächlich liegt sie sehr nahe. Falls du einen kräftigen Anlauf nimmst, kannst du leicht hinüberspringen. Du erreichst die Insel ganz bestimmt. Sei mutig!" Auf diese Worte hin nahm der andere wirklich einen kräftigen Anlauf und wollte den Sprung versuchen. Er kam mutig herangelaufen, schreckte aber schließlich doch vor dem Sprunge zurück, plötzlich hielt er inne und sprang nicht. Da setzte ihm der Junggeselle noch mehr zu: „Sei doch nicht so furchtsam! Die Insel liegt gar nicht so weit ab, wie es dir erscheint. Nimm nur noch einmal einen kräftigen Anlauf!" Da versuchte es der andere noch einmal, von weither nahm er einen ganz kräftigen Anlauf und sprang wirklich ab. Aber die Insel lag denn doch zu weit entfernt: Der Mann fiel ins Wasser und schlug mit seinem Kopfe gegen einen Stein, daß er augenblicklich tot liegen blieb. „Jetzt kannst du Fische nehmen, so viele und so große, wie es dir beliebt!" sagte spöttisch lachend der Junggeselle. Dann fügte er noch hinzu: „Dort magst du bleiben für immer!" Er ließ den Toten im Wasser liegen und ging vergnügt zu dessen Hütte. Dessen Frau saß am Feuer. Ihr erzählte der Junggeselle hoch erfreut, daß ihr Mann sich dort vor jener Insel den Kopf eingeschlagen habe und augenblicklich tot liegen geblieben sei. Beide lachten vergnügt auf; denn schon lange hatten sie Liebeleien miteinander heimlich getrieben und jetzt war endlich

---

den Umstand offenkundig, daß einzig und allein in dieser Geschichte eigentliche Seelen auftreten, die in jene alltäglichen Verhältnisse und zu jenen Personen zurückkehren, welche sie beim Sterben verlassen hatten. Auch das Benehmen der Seelen selber ist nicht das von geistig normalen Menschen.

[311] Bekanntlich nimmt jeder Mann die größeren Tiere sofort an der Stelle aus und reinigt die ganze Körperhöhle, wo er sie gefangen und getötet hat.

jener Mann tot. Sie liebkosten einander und frönten ihrer Lust. Spät am Abend kam der älteste Sohn dieser Frau zur Hütte zurück. Ganz leise hatte er sich genähert. Als er unerwartet eingetreten war und sah, daß seine Mutter bei jenem Junggesellen lag, geriet er in höchste Wut. Seine Harpune, die er in der Hand trug, stieß er dem Junggesellen in den Leib und durchbohrte ihn. Das war eine gerechte Strafe, die jener Junggeselle auch verdient hatte."[917]

s. Eine Junggesellengeschichte

Šāpun wōtuwa

Hier im Westen lebte einst ein Junggeselle, der immer über viel kleines Brennholz in seiner Hütte verfügte. Nicht weit davon hatte er eine niedrige, scharfkantige Steinplatte aufgestellt angetroffen, gegen diese schlug er die Knüppel und Stämme und sofort spalteten sie sich. Etwas abseits von ihm wohnte ein verheirateter Mann. Ihm machte es immer viele Mühe, das Holz zu spalten und zu zerkleinern. Eines Tages kam er zu der Stelle, wo jener Junggeselle sein Holz zu spalten pflegte, als dieser eben beschäftigt war. Der Junggeselle faßte einen Knüppel und schlug ihn fest auf. Das sah so aus, als schlüge er mit diesem Knüppel gegen sein Knie. Er hatte sich nämlich derart hingestellt, daß er die scharfe Steinplatte mit seinen beiden Beinen umschloß; wenn er aufschlug, drückte er das eine Bein etwas nach unten und so spaltete sich der Knüppel auf der scharfen Steinplatte. Jener verheiratete Mann stand etwas abseits vom Junggesellen und fragte diesen: „Wie kannst du nur die Knüppel auf deinem eigenen Knie spalten?" Der Junggeselle erwiderte lächelnd: „Wie du siehst, läßt sich das sehr gut machen. Wenn ich fest genug aufschlage, spaltet sich jeder Knüppel, mag er noch so dick sein. Man muß nur einmal mutig anfangen. Versuche du es doch auch!" Sogleich versuchte es jener Mann und schlug gegen sein Knie. Laut schrie er auf und klagte: „Das tut ja schrecklich weh!" Der Junggeselle lachte und wollte ihn beruhigen: „Das kann ja gar nicht sein! Schau nur her, wie ich mich stelle. Nur fest aufschlagen!" Wieder ergriff der Junggeselle einen dicken Knüppel und schlug damit gegen die scharfe Steinplatte, die er zwischen seinen Beinen versteckt hielt. Im Augenblick, da der Knüppel niederging, drückte er unauffällig das eine Bein nach unten und der Knüppel spaltete sich auf der Steinplatte. „Hieran kannst du also sehen, daß es doch geht!" lachte der Junggeselle. „Du mußt nur fest aufschlagen, dann schmerzen die Knie nicht. Nur Mut! Fange einmal beherzt an!" Der Ehemann ergriff wieder einen Knüppel und schlug damit gegen sein Knie. Das schmerzte ihn sehr, doch der Knüppel spaltete sich nicht. Er jammerte laut vor Schmerz nach jedem Schlage. Wie ungehalten rief der Junggeselle ihn laut an: „Nun hole doch endlich einmal weit aus und schlage mit aller Kraft auf!" Schließlich schwang der andere einen dicken Knüppel mit aller Kraft und ließ ihn

[917] Im Süden erzählt man diese Geschichte. Ihr Aufbau gleicht der Gedankenfolge der im Westen bekannten Geschichte, die hier folgt.

auf seine beiden Knie niedergehen. Diese wurden entsetzlich zertrümmert, viel Blut floß, er blieb liegen und mußte bald sterben. Der listige Junggeselle lachte laut auf. Er verspottete jenen Mann und sagte verächtlich: „So, nun gut! Spalte nur weiter das Holz auf deinen Knien!" Dann eilte dieser Junggeselle zur Hütte jenes Mannes und erzählte dessen Frau alles, was sich soeben ereignet hatte. Schon lange hatten sich diese zu Liebeleien zusammengefunden; nun waren beide froh, daß jener Mann nicht mehr lebte. Sie rückten eng aneinander et statim coierunt. Bald fand sich der Sohn jenes toten Mannes in der Hütte ein. Als er jenen Junggesellen auf der Schlafstätte seiner Mutter sah, faßte ihn der Zorn und mit seiner Harpune durchbohrte er ihn. Dieser war sofort tot. Damit hatte der Sohn seinen Vater gerächt."[*]

3. *Die Geschichte vom tüchtigen Schleuderer*

Wētawĝmuwa wōtuwa

Einst lebte ein Junggeselle, der sich arg in die Frau eines anderen Mannes verliebt hatte. War er selber ein *wētawĝmuwa*, d. h. ein vortrefflicher Schleuderer [*wētáwa* besagt eigentlich: der geschleuderte Stein, bezeichnet aber auch die ganze Schleuder selber; vgl. S. 481], so jener andere Mann tölpelhaft und einfältig. Lange dachte er darüber nach, wie er sich dessen Frau zu eigen machen könnte.

Eines Tages redete er jenen Ehemann an: „Komm doch zu mir hierher an den Strand, wir könnten mit der Schleuder einige Übungen machen!" Jener erwiderte: „Ich kann mit der Schleuder nicht gut umgehen." Sogleich setzte ihm der Junggeselle zu: „Eben deshalb mußt du dich darin viel üben. Sehr gern will ich dir behilflich sein!" Beide stellten sich auf den offenen Strand und wählten sich ein Ziel. Sofort begannen sie damit, Steine mit der Schleuder nach jenem Ziele zu werfen. Der Junggeselle traf jedesmal ganz genau, aber der andere verfehlte regelmäßig das Ziel. Schließlich sagte zaghaft der verheiratete Mann: „Es ist doch eigenartig, daß du jedesmal ins Ziel triffst. Warum gelingt es dir?" Der Junggeselle erwiderte ihm: „Du mußt dir etwas Blut in die Hand streichen. Schau dir meine Hand an!" Er streckte ihm seine Hand entgegen, die voller Blut war. Daraufhin fragte der Ehemann: „Aber woher soll ich Blut nehmen?" Der Junggeselle antwortete: „Das mußt du schon aus deinem eigenen Körper nehmen, am besten zwischen den Beinen her. Schau genau zu, wie ich es mache!" Sogleich streckte er seinen Unterarm zwischen den Beinen durch und zog schnell seine flache Hand am Genitale vorbei wieder hervor; er hielt diese Hand dem andern Mann unter die Augen und sie war wirklich ganz mit Blut bedeckt. Dieser Junggeselle hatte sich nämlich vorher viel frisches Blut von Kormoranen unauffällig zwischen die Beine geschmiert. Daraufhin versicherte der verheiratete Mann: „Ich werde das jetzt auch so machen wie du." Vorsichtig brachte er sich einige leichte Kratzer bei und

[*] Im Westen erzählt man sich diese Geschichte. Vgl. die vorhergehende, die mit dieser hier sehr weitgehend übereinstimmt.

jammerte gleich: „Wie sehr schmerzt doch das!" Der Junggeselle verlachte ihn und setzte ihm zu: „Du mußt herzhafter kratzen. Fahre einmal fest mit der Hand am Genitale vorbei, da wirst du den Schmerz nicht spüren!" Da faßte der andere wirklich sein Genitale mit aller Gewalt und riß es sich gänzlich ab. Schreckliche Schmerzen setzten ein und sehr viel Blut floß. Deswegen starb er bald darauf. Der Junggeselle, der das alles veranlaßt hatte, lachte spöttisch. Er sagte so vor sich hin: „Nun wirst du aber sicher mit deiner Schleuder treffen!" Da jener verheiratete Mann jetzt tot war, nahm er dessen schönes Weib zu sich.

Der vollständige Titel dieser Geschichte lautet: *wötawčmana wátuwa málumpe*, d. h. die Geschichte vom guten Schleuderer, dem verschwägerten. Denn eben dadurch, daß beide nacheinander das gleiche Weib besessen haben, gelten sie bei den Yamana als Schwäger. Das BD: 346 schreibt *málumpai*, holding the relationship to each other of brothers-in-law.

9. *Die Geschichte von den Yiyuakormoranen*

Toyuškiwa wátuwa

Vor langer Zeit brach einmal ein ungewöhnlich schwerer Winter herein, sehr viel Schnee fiel und eisige Kälte herrschte. Am schlimmsten wurden die Islas Wollaston heimgesucht, wo hoher Schnee sich auftürmte und lange liegen blieb. Dort saß auf einer Insel eine Frau vereinsamt und ganz allein geraume Zeit schon. Sie hatte kein Feuer mehr, denn dort fehlen die *šyuáli*, Feuersteine (S. 393). Auch blieb ihr kaum noch etwas zu essen. So sah sie sich also in größter Not, denn der lange Winter war außerordentlich hart. Eines Nachts lag sie wieder auf ihrer Schlafstätte, aber noch wach. Da sah sie, wie ein großer, schwarzer Vogel in ihre Hütte eintrat und sich in die Mitte setzte. Bald fing er an zu reden und zu erzählen, genau so wie die Yamana sprechen. Nun horchte die Frau genauer hin und überzeugte sich davon, daß der Vogel wirklich ihre eigene Sprache redete. Erstaunt sagte sie sich: „Wie ist denn das möglich? Jener Vogel spricht genau so wie die Yamana. Das ist doch sonderbar!" Unbemerkt hob sie jetzt ihren Kopf ein wenig höher. Da entdeckte sie eine große Anzahl dieser Vögel inmitten ihrer Hütte: diese saßen rund um das Feuer, das sie selber neu angefacht hatten, und wärmten sich. Sie alle wurden vom Frost geschüttelt, ihnen war sehr kalt. Jetzt rückte die Frau noch etwas mehr an die Vögel heran; denn hinter diesen war es ja sehr dunkel, weil sie selber alles Licht von den Flammen verdeckten. So nahe hatten sie sich ans Feuer gesetzt. Nun konnte jene Frau genau verstehen, was ein jeder dieser Vögel erzählte. Tatsächlich redeten alle genau so wie die Yamana und die *Mamutuwá'elaklpa*[*] fing jedes Wort deutlich auf. Ein jeder dieser Vögel sprach von seinen langen Reisen weit draußen auf der

[*] Ein mittelgroßer Vogel der Hochsee führt diesen Namen. Die Art konnte ich zoologisch nicht bestimmen, weil die Indianer außerstande waren, sie deutlich genug zu beschreiben. Auch in den beiden folgenden Erzählungen tritt diese Vogelart auf.

Hochsee, von den Häfen, die er besuchte, von den Felsen und Inseln, an denen er vorbeigekommen, von der Jagdbeute, die er sich angeeignet hatte, von den vielen Gefahren, denen er entronnen war. Währenddessen wärmten sich alle gemütlich am Feuer. Aufmerksam lauschte die Frau. Da diese Vögel genau so wie die Yamana redeten, glaubte sie, das alles wäre auch genau so, wie die Vögel es erzählten. Sie saß ja in tiefem Schatten und alle Vögel kehrten ihr den Rücken. Sie war überaus froh und glücklich; denn sie redete es sich schließlich ein, jene Vögel müßten doch wohl Menschen sein. Erleichtert atmete sie auf und sagte sich: „Wie schön, daß endlich einige meiner Leute hierher gekommen sind. Nun bin ich nicht mehr so mutterseelenallein!" Da rückte sie noch näher heran, um sich in den Kreis der Vögel zu setzen; sie selber wollte jetzt ihnen erzählen, welch ausgedehnte Zeit sie hier allein dagesessen und wie gern sie sich am Feuer wärmen möchte, das sie seit langem hatte entbehren müssen. Doch als sie sich in den Kreis der Vögel einschieben und dort niedersetzen wollte, stieß sie einen von ihnen mit ihrem Arm an. Eben konnte sie noch sehen, wie sämtliche Vögel hier Felle abschabten und reinigten. Diese Frau wurde jetzt von der Flamme des Feuers hell erleuchtet. Als die Vögel sie hier in ihrem Kreise gewahr wurden, erschraken sie alle gar sehr, standen eiligst auf, löschten das Feuer aus, rafften ihre sämtlichen Felle zusammen und flogen davon. Nur einen Wal ließen sie zurück, der war für sie zu schwer. Erstaunt schaute die Frau den vielen Vögeln nach. Doch nun waren sie fort. Jetzt zweifelte sie nicht mehr daran, daß jene [Wesen] alle wirklich nur Vögel waren, nämlich *toyuliina*.[213] Wohl sah sie den großen Wal liegen, den ihr diese Vögel zurückgelassen hatten, und so brauchte sie nicht Hungers zu sterben. Aber sie war doch sehr traurig darüber, daß sie wieder ganz allein und ohne Feuer hier auf dieser Insel dastand. Lange, lange weinte sie. Dann wurde auch sie zu einem Vogel. Das ist eben die *Maruteuch'elahlpa* da draußen auf der Hochsee.[214]

9. Die Geschichte vom Hochseevogel

Maruteuch'elahlpa udiuwa

Einst kam die *Maruteuch'elahlpa*[215] mit ihrer Familie auf eine kleine, einsame Insel und allen ging hier das Feuer aus. Traurig saßen sie da und wußten keinen Rat; denn nicht einmal *ipwäli*, Feuersteine (S. 393) hatten sie bei sich. Die Kälte quälte sie sehr; denn überall lag ungeheuer viel Schnee und der Winter war ungewöhnlich hart. Voller Verzweiflung hockten sie in ihrer kalten Hütte. Eines Abends, als es schon sehr dunkel war, ließen sich ganz unerwartet sehr viele *toyuliina*[216] hier an diesem Strande nieder.

[213] Diese Art ist der farbenprächtigste Vogelschwarm, Phalacrocorax olivaceus.

[214] Für alle Jetzt, die den Inhalt Weltenden entnommen, hat mir schon im Jahre 1920 diese Erzählung vorgetragen. Eine davon verschiedene Variante erfuhr ich zwei Jahre später.

[215] Name für einen mittelgroßen Vogel der Hochsee. Dieser Vogel spielt auch in der nachfolgenden Erzählung die Hauptrolle.

[216] Name für den gewöhnlichen Vogelschwarm, Phalacrocorax olivaceus.

Sie sprachen miteinander genau so, wie die Yamana reden und unterhielten sich lebhaft. Als sie ankamen, sagten sie sogleich: „Hier werden wir Feuer machen und uns gut ausruhen!" Kurz danach loderte auch wirklich ein helles Feuer. Alles das sahen und hörten jene Leute. Jetzt rückten die Frauen näher heran; denn sie wollten sich am Feuer wärmen. Nun verstanden sie ganz deutlich, was sich die vielen *toyuŕiiwa* erzählten. Sie plauderten über ihre weiten Reisen, über das häufige schlechte Wetter, über die Inseln und Buchten, die sie besucht hatten; sie sagten auch, wie wohl sie sich hier am Feuer fühlten und daß sie morgen weiterreisen wollten. Ständig schüttelten sie sich, so mollig und wohl war ihnen hier am Feuer.

Inzwischen waren die Frauen ganz nahe an diese Vögel herangekommen. Die Frauen selber erfreuten sich an der hellleuchtenden Glut und planten, einige Feuerbrände zu stehlen. Ganz vorsichtig streckten einige dieser Frauen die Hand nach dem Feuer aus. Doch als sie einige brennende Holzscheite fassen und diese von der Feuerstelle wegziehen wollten, flog plötzlich die dichte Menge der *toyuŕiiwa* auf. Alle erhoben sich hoch hinauf in die Luft und bald war keiner mehr den Frauen sichtbar. Diese erschraken zwar sehr: aber sie beruhigten sich bald beim Gedanken an das Feuer, das sie lange hatten entbehren müssen. Doch als sie das Feuer, das sie bereits in Händen glaubten, genauer anschauten, war es nur dürres Gras, nicht aber wirkliches Feuer. Ganz enttäuscht sagten sie zu einander: „Was ist denn das hier? Wir haben doch Feuer gesehen und darnach gegriffen; nun halten wir nur dürres Gras in den Händen!" Andere wieder äußerten sich: „Jene Vögel hatten doch wirkliches Feuer, wie wir alle gesehen haben. Sie unterhielten sich genau so, wie wir selber reden. Sie sagten auch: 'Morgen wollen wir viele Fische fangen und dann auf jener anderen Insel dort wieder Feuer machen!' Alle fühlten sich doch so wohl hier am Feuer, was jeder von uns ganz deutlich gesehen hat. Und jetzt haben wir weiter nichts als dürres Gras in den Händen!" Sie wurden überaus traurig; denn wieder standen sie ohne Feuer da. Jene Vögel aber kamen zu dieser Insel nicht mehr zurück und ließen sich auch für die ganze Folgezeit in jener Gegend nicht mehr sehen."[559]

1. *Die Geschichte vom Schwertwal*

Aišóylaxīpa wátuwa

Seit einiger Zeit liebte die *Aišóylaxīpa* ihren Mann nicht mehr, sie[560] war seiner überdrüssig geworden. Deshalb fuhr sie gern allein mit ihrem Kanu auf die See hinaus, wo sie lange Zeit nach Fischen angelte. Regelmäßig nahm sie ihren jüngsten Sohn mit. Der älteste Sohn blieb, zugleich mit dem Vater, immer in der Hütte zurück.

[559] Diese Geschichte habe ich 1922 von der alten Mana erfahren, die im Westen beheimatet ist. Die Grundgedanken sind der vorhergehenden gleich, auch fallen die Hauptrollen den nämlichen Personen zu.

[560] Der weibliche kleine Schwertwal, auch Drescher genannt, Pseudorca crassidens.

Jedesmal, wenn sie mit ihrem Kanu nahe an einem *lukúma* vorbeikam, redete die listige Frau ihn an: „Ach wie schön: Da sehe ich wieder mein Großväterchen!" Daraufhin ließ der *lukúma* sie unbehelligt vorbeifahren und tat ihr nichts zuleide. Wenn sie dann weiterruderte und einem anderen *lukúma* begegnete, rief sie auch diesen freundlich an: „Ach wie schön: Da sehe ich ja wieder mein Großväterchen!" So ließ auch dieser jene Frau vorbeifahren und tat ihr nichts zuleide. Auf solche Art rettete sich die *Aídylazipa* jedesmal. Viele andere Weiber aber wurden vom *lukúma* aus ihren Kanus herausgeholt und auf den Meeresgrund hinuntergezogen. Einst war auf einer nahen Insel ein Wal gestrandet. Auch die *Aídylazipa* fuhr mit ihrem Kanu dorthin, denn sie wollte sich mit Tran versorgen. Kaum war sie mit ihrem Kanu am Ufer angestoßen, ließ sie zuerst ihren jüngsten Sohn aussteigen. Der felsige Strand war jedoch über und über mit Tran bedeckt und daher sehr schlüpfrig. Deswegen glitt der Kleine immerfort aus. Die *Aídylazipa* rief nun mit lauter Stimme: „Aber Mann, laß doch mein Söhnchen nicht immerfort ausgleiten! Es fällt ja andauernd hin." Tatsächlich lebte auf dieser Insel ein Mann, auf den sie es abgesehen hatte und den sie heimlich liebte. Deshalb rief sie auf diese listige Art, damit jener Mann herangelockt würde. Bald kam jener Mann auch wirklich an den Strand. Als er der *Aídylazipa* ansichtig wurde, gefiel sie ihm sehr. Beide verliebten sich sofort. Der Mann sagte zu ihr: „Bleibe doch bei mir auf dieser Insel. Du kannst meine Frau sein." Diese Lockungen gefielen der *Aídylazipa* sehr und sie freute sich im stillen. Dann erwiderte sie dem Manne: „Nun gut, ich will deine Frau sein. Aber laß mich vorerst meinen älteren Sohn holen, der weilt noch bei seinem Vater in der Hütte!" Nun eilte sie zu ihrer Hütte zurück. Dort angekommen, ließ sie nichts von ihren Absichten merken. In einem unbewachten Augenblicke nahm sie ihren älteren Sohn in das Kanu und fuhr mit ihm fort. Bald hatten sie jene Insel wieder erreicht. Seitdem lebte die *Aídylazipa* mit jenem Manne dort auf der Insel und ließ ihren ersten Mann für immer ütsen.[221]

x. *Die Geschichte vom Alleswisser*

Mar'ídwuy-yélluwa wótuwa

Mehrere Familien fuhren einst zu einer Insel, wo sie Seelöwen jagen wollten; denn schon lange Zeit fehlte ihnen Speck und Tran. Mit ihnen ging auch der *Mar'ídwuy-yélluwa*. Dieser war allen Leuten sehr verhaßt; denn überall wollte er der erste sein, er glaubte, alles besser zu verstehen, er hielt sich für tüchtiger als die übrigen, er war ein großmäuliger Alleswisser und eitler Streber. Die Leute ausnahmslos waren seiner längst überdrüssig; denn nur er wollte allerorts gelten. Heimlich überlegten sie einmal, ihn weidlich

[221] Wortspiel in dieser Erzählung ist der Hinweis auf das Verhalten der Yamana einem Lukuma gegenüber, den sie sehr fürchten. Er wird als ein Seo-Ungeheuer betrachtet, das jedes Kanu gefährdet und die Insassen in die Tiefe zieht. Ausführlicher wird dieses schlimme Wasserpriet weiter unten geschildert.

auszuführen und gründlich überlegt zu machen. Einen Tages sagten ihm einige Männer: „Schau, dort auf jenem Felsen, an der vorstehenden Spitze dieser Insel, ist soeben ein gewaltiger Seelöwe hinaufgekrochen. Den müßest du eigentlich harpunieren; denn nur du verstehst es, die Harpune sehr geschickt zu werfen." Diese Worte schmeichelten dem Tâmus gar sehr. Sofort ergriff er seine Harpune und lief eilig zu jener Spitze hin, die weit abseits lag. Seine sämtlichen Sachen ließ er in seiner Hütte zurück. Er ging ganz allein. Nachdem er sich sehr weit entfernt hatte, packten die Leute ihre eigenen Sachen ein, luden sie auf ihre Kanus und löschten sämtliche Feuer in den Hütten aus. Auch jenes Mannes Sachen luden sie sogenannten auf das Kanu seiner Frau. Diese löschte ebenfalls in ihrer Hütte das Feuer aus und nahm alles mit, was ihr und ihrem Manne gehörte. Jetzt fuhren alle Leute fort und begaben sich an jenen Lagerplatz, von dem sie soeben hierher gekommen waren. Auf jener Insel hatten sie rein gar nichts zurückgelassen. Als sie abfuhren, sagten sie noch zu einander: „Der dort mag nun ewig hier bleiben! Die Insel selber wird ja nie verschwinden." Gegen Abend erst kam jener Mann an die Stelle zurück, wo die Hütten seiner Leute gestanden hatten. Da sah er zu seinem Schrecken, daß sämtliche Leute abgezogen waren. Alles und jedes hatten sie mitgenommen: Kanus, Fellstücke, Feuer und Brennholz, sogar seine eigenen Waffen und Gerätschaften. Traurig setzte er sich in seine Hütte, von der nur noch das Gerüst stand; drinnen fehlte alles, sogar das Feuer. Er fror gar sehr und der Hunger quälte ihn.

Als die Gruppe jener Leute wieder zum alten Lager zurückgekommen war, ging ein jeder in seine Hütte und sagte nichts. Aber der Vater jenes Mannes, den sie auf der Insel zurückgelassen hatten, gab sich doch bald Rechenschaft, daß sein Sohn nicht wieder zurückgekommen war; denn niemand erzählte ihm etwas von seinem Sohne. Das schien ihm sehr verdächtig und er ahnte Schlimmes. Auch seine Schwiegertochter ließ ihm nichts mitteilen; diese verblieb nämlich in der Hütte ihrer eigenen Verwandten.

Wieder saß er einmal ganz allein, mit nur einem Enkelkinde, in seiner Hütte. Geraume Zeit war bereits verstrichen und gar nichts hatte er über seinen Sohn erfahren können. Da sagte der Alte zum Kleinen: „Mein Enkelchen! Du siehst, daß dein Vater nicht zurückkommt und lange Zeit ist schon darüber hinweggegangen. Ich will dir einen guten Rat geben, aber sei schlau: Drücke dich unbemerkt in den Hütten der andern Leute umher und horche genau auf das, was sie reden. Vielleicht kannst du durch etwas über deinen Vater erfahren. Möglicherweise haben sie ihn erschlagen oder es ist ihm sonst ein Unglück zugestoßen. Wer weiß, wie und wann und wo. Aber sei schlau, daß niemand dir etwas anmerkt! Du kannst dich auch auf die Schlafstätte in einer andern Hütte hinlegen, abends, wenn es dunkel wird, und dich stellen, als ob du schliefst. Dann horche genau auf, was die Leute sich erzählen! Am andern Morgen kommst du dann unauffällig zu meiner Hütte und sagst mir, was du gehört hast. Aber sei schlau dabei!" „Ist", erwiderte der Kleine. „Ich werde schlau sein und es so machen, wie du es mir gesagt hast."

Er ging nun unauffällig zur Hütte der Verwandten seiner Mutter, setzte sich hier ans Feuer und spielte. Die Schwägerinnen jener Mannes, den sie auf der Insel gelassen hatten, waren hinausgefahren auf die See, als die Sonne schon sich neigte: sie wollten während der Dunkelheit mit Fackeln fischen. Erst sehr spät kamen sie wieder heim. Als sie in die Hütte eintraten, wußten sie nichts davon, daß jener Kleine sich unter den Fellen versteckt hatte. Sie setzten sich sofort hier ans Feuer; denn obwohl sie auch im Kanu Feuer gehabt hatten, froren sie gewaltig. Die eine von ihnen sagte: „Wie kalt ist doch diese Nacht; obwohl wir Feuer hatten im Kanu, froren wir ganz erbärmlich!" Dann sagte die andere: „Wie mag es erst jenem eingeschlafenen Alfuwiner dort auf der Insel ergehen, den wir ohne alles und jedes zurückgelassen haben. Er besitzt ja nicht einmal ein Feuer, heftig wird er zittern vor Kälte." Die andere Schwägerin sagte: „Er hat es gründlich verdient. Warum will er überall der Erste und Tüchtigste sein!" Dies alles hörte der schlaue Enkel; denn er schlief nicht und war gut versteckt.

Am andern Morgen stand er von seiner Lagerstätte auf und tat ganz gleichgültig. Jetzt erst gaben sich die beiden Schwägerinnen davon Rechenschaft, daß dieser Kleine hier geschlafen hatte. Bald setzte er sich außen an den Eingang der Hütte; denn die Sonne schien sehr warm. Sein Großvater beobachtete ihn von der eigenen Hütte aus. Nach einiger Zeit rief er ihm laut zu: „Wo steckst du denn, mein Enkelchen? Ach, jetzt sehe ich dich! Du sitzest da vor der Hütte deiner Tanten. Komm nur mal her! Ich werde die wieder die Läuse absuchen, denn du hast immer sehr viele auf deinem Kopfe. Komm nur schnell her!" Da stand der Kleine auf und ging zur Hütte seines Großvaters. Er kauerte sich ganz nahe neben ihn, daß er ihm ganz unvermerkt ins Ohr flüstern konnte, und der Großvater tat, als suchte er ihm die Läuse vom Kopfe ab. Dabei erzählte der Kleine, daß letzte Nacht die beiden Schwägerinnen seines Vaters erst spät vom Fischfang zurückgekommen waren, daß sie sehr gefroren hatten, obwohl sie das Feuer im Kanu gehabt hatten, daß aber ihr Schwager, dort auf der Insel, vor Kälte und Frost sehr zittern müsse, weil sie ihn ohne alles, selbst ohne Feuer, zurückgelassen hatten, nur Strafe nämlich, weil er überall der Erste und Tüchtigste hatte sein wollen. Da sagte der Alte: „Jetzt begreife ich alles!"

Schnell ging er nun daran, Rinde loszuschälen und sich ein Kanu zu bauen. Dann lud er viel Brennholz auf. Danach nahm er ein besonderes Holzscheit aus seinem Herdfeuer und machte damit Feuer im neuen Kanu. Jetzt sagte er zu den andern Leuten: „Ich will nur 'zwipra Insel fahren, die ja nie verschwindet!' Wenn es mir dort gefällt, will ich dort bleiben." Da sagten die andern: „Was hat doch dieser Alte für einen sonderbaren Einfall! Was will denn der dort auf jener Insel machen? Wer weiß, ob schließlich nicht doch jemand ihm gesagt hat, daß wir seinen Sohn dort zurückgelassen haben, um ihm einen gründlichen Streich zu spielen." Und eine jener beiden Schwägerinnen sagte zur anderen: „Erinnerst du dich noch? In jener Nacht, als wir vom Fischen zurückkamen, weil der Enkel jenes Alten wohl gehört

haben, was wir uns erzählten; er hat ihm dann alles hingetragen." Der Alte nahm einige seiner Verwandten mit und alle fuhren zugleich zu jener Insel.

Jener Mann, der auf der Insel verlassen worden war, hatte in seiner Not damit begonnen, sich einige Vögel zu zähmen; denn er hatte ja gar nichts zu essen. Die zahmen Vögel zogen ihrerseits andere Vögel an und so erreichte er das nötige Fleisch, um nicht Hungers zu sterben. Als der Alte mit seinem Kanu an der Insel angelaufen war, sing er sie. Er dachte: „Wie werde ich wohl meinen Sohn hier finden? Wo mag er nur sein? Diese Insel ist groß! Vielleicht ist er schon vor Hunger und Kälte gestorben." Da sah er viel Vogelmist auf der Erde und er sagte sich: „Vielleicht hat mein Sohn sich diese vielen Vögel gezähmt." Da fühlte er den Vogelmist an: er war kalt und deshalb ging er weiter. Danach fühlte er wieder den Vogelmist auf der Erde an und merkte: dieser war wärmer. Er sagte sich also: „Mein Sohn muß hier in der Nähe sein!" Dann ging er weiter und schlug seinen Weg in der Richtung ein, wo der Vogelmist immer wärmer wurde. Als er nun wieder den Vogelmist anrührte und ihn sehr weich und ganz warm fand, sagte er sich: „Hier muß mein Sohn sein!" Er ging noch etwas weiter und hörte jetzt ein starkes Schnarchen. Freudig sagte er: „Das ist mein Sohn, der hier schnarcht!" Er trat an ihn heran, rüttelte ihn und weckte ihn auf. Der aber erschrak sehr, erhob sich voreilig und stellte sich plötzlich an, als wollte er den Alten erwürgen; denn er glaubte, man wolle ihn umbringen. Schnell sagte der Alte: „Schau doch gut zu: Ich bin dein Vater! Erschrick nicht!" Da erkannte der Sohn seinen Vater und freute sich sehr, daß er ihn hier sah. Bald erzählte er ihm, wie die anderen Leute alle hier ihn verlassen hatten und wie er mühsam nur sein Leben erhalten konnte und wie viel er gelitten hatte, da ihm das Feuer fehlte. Der Vater tröstete ihn. Bald bestiegen sie das Kanu und fuhren zurück zum Lager."

Doch bevor sie an den Strand kamen und ausstiegen, sagte jener Mann zu seinem Vater: „Ich will auch im Kanu bleiben. Du aber kannst alle Leute zusammenrufen und in unserer Hütte einladen; unterhalte sie lange. Dann werde auch ich das Kanu verlassen, mich an die Hütte heranschleichen und von außen bei die Erde wegscharren, damit die Stämmchen alle locker werden und ihre Standfestigkeit verlieren. Doch mußt du lange zu den Leuten reden. Wenn ich mit meiner Arbeit fertig sein werde, will ich dir heimlich ein Zeichen geben: Dann laufe schnell hinaus, die Hütte wird zusammenbrechen und alle Leute darin erschlagen."

Genau so machten es die beiden nun. Der Alte rief die Leute zusammen und alle kamen zu seiner Hütte. Hier redete er lange zu ihnen. Inzwischen aber lockerte der Sohn von außen her die Erde, wo die Hütte aufstand. Nun gab er seinem Vater ein Zeichen. Dieser trat schnell hinaus. Plötzlich brach die ganze Hütte zusammen und erdrückte alle Leute, die drinnen waren. Wer wegzulaufen wollte, den erschlugen die beiden. So kamen alle um, die den Mar'tâmus-yôlisen[201] auf der Insel verlassen hatten, auch sein eigenes Weib.

Heute aber schätzt man den Tâmus[202] sehr, bei allen Leuten ist er

beliebt. Denn sein Ruf kündigt regelmäßig einen nahen Besuch an, das Kanu [der Besucher] kommt von der Seite her, von der er selbst heranfliegt."[399]

3. Geschichten vom Medizinmann

Im Alltag unserer Yamana hat der *yékamuš* seine Bedeutung und es ist nicht zu verwundern, daß auch ihm einige Erzählungen gewidmet sind. Weil in ihnen das eigenartige Wirken der *yékamuš* weder absichtlich noch deutlich genug dargestellt wird, erschien es unter mehrfacher Rücksicht vorteilhaft, diese Geschichten, die ja eigentliche Erzählungen sein wollen, hier in diesem Abschnitt unterzubringen. Die Stellung und Arbeitsweise der *yékamuš* kommt weiter unten zur Sprache. Diese Erzählungen sind an sich verständlich, sie bringen vorwiegend das überragende Können des Medizinmannes und die empfindliche Rache der *yékamuš* für Beleidigungen zum Ausdruck.

a. *Die Geschichte vom Habicht*

Yovokallų wátuwa

Der *Yovokallų*[400] war einst in ein Lager gekommen, wo er ein schönes Mädchen antraf. Dasselbe gefiel ihm außerordentlich. Hier blieb er also. Aber er selber war nicht beliebt und hatte nur wenige Freunde unter jenen Leuten. Mit der Zeit verliebte er sich sehr in jenes Mädchen. So ging er oft zu ihrer Hütte und bot ihr seine Liebe an. Das verfing bei ihr nicht. Aber da er immer wieder zu ihrer Hütte kam, ließ sie sich endlich gewinnen und versprach ihm, sie wolle sein Weib werden. Darüber freute sich der *Yovokallų* außerordentlich und beide lebten nun zusammen. Als er jedoch eines Nachts ganz leise an ihr Lager kam und seine Absicht verriet, mit ihr zu schlafen, stieß das Mädchen ihn energisch zurück und wollte von ihm seitdem nichts mehr wissen. Das verstimmte ihn sehr; denn nun gab er sich Rechenschaft darüber, daß jenes Mädchen nicht seine Frau sein wollte. Sogleich klagte er den andern Leuten sein Leid, aber diese verlachten ihn. Dort hätte er eben gar keine Freunde, niemand kannte ihn etwas näher. Wann immer sich diesen Leuten eine Gelegenheit bot, machten sie sich über ihn lustig. Das tat sogar jenes Mädchen, in das er sich verliebt hatte.

Sehr häufig gingen diese Männer hinaus, wo sie Jagd auf Guanacos machten; aber den *Yovokallų* nahmen sie nicht mit. So oft sie ein Guanaco

[399] Die Zusammensetzung dieses Namens kann ich nicht vollständig erklären; ich verweise nur auf das Adverb yolla im BD: 647.

[400] Damit wird der graue Nachtreiher, Nycticorax obscurus bezeichnet.

[401] Im Anschluß an diese Erzählung unterhielten sich meine Gewährsmänner und äußerten ihre Ansicht. Darin waren alle einig und wiederholten: „Sehr gerecht war die Strafe für alle Leute, die jenen Mann aber irgendetwas auf der Insel verlassen hatten. Aber auch er mußte seine Strafe erhalten, weil er ein eingebildeter Großmaul und ein lustiger Alleswisser war."

[402] Gemeint ist der Habicht, "Chimango", Milvago chimango.

erlegt hatten, füllten sie dessen Blut in ein umgedrehtes Darmstück und machten daraus eine Wurst. Diese nahmen sie mit zur Hütte. Aber für den *Yovokallg* machten sie eine andere Wurst; denn sie wollten sich über ihn belustigen. Mit einem spitzen Stöckchen stocherten sie in ihren eigenen Nasen herum, bis Blut floß; dieses Blut sammelten sie in einem Darmstück und machten ein *kéti* [eine besondere Art von Wurst; vgl. S. 584] daraus. Diese Wurst nahmen sie mit zur Hütte und gaben sie dem *Yovokallg*. Er briet sich diese Blutwurst am Feuer und aß sie dann. Dies sahen die andern Leute und lachten heimlich. Darüber hinaus gaben die Männer dem *Yovokallg* nichts zu essen; deshalb wurde er immer bleicher und magerte ab. Zwar bat er um etwas anderes und um mehr; aber die Leute gaben ihm nichts anderes und auch nicht mehr.

Der *Yovokallg* war nun schon sehr schwach und mager geworden. Eines Tages kamen die Leute wieder von der Jagd zurück und brachten ihm, wie immer, jene Blutwurst. Da er großen Hunger hatte, aß er davon. Die andern Leute lachten dabei im stillen. Zwei gute Freundinnen aber, die er dort hatte, fühlten nun endlich Mitleid mit ihm. Sie sagten dem *Yovokallg*: „Das ist ja eine Wurst aus Menschenblut, die du hier issest. Mit dem Blute aus ihren eigenen Nasen haben die anderen Leute diese Wurst für dich gemacht!" Da wurde er sehr zornig, warf das restliche Stück weg und wollte nun gar nichts mehr essen.

Weil ihn die Leute dort so schlecht behandelt hatten, entschloß er sich, ihr Lager zu verlassen. Er hatte sehr gute Pfeile und einen schönen Bogen. Ohne daß jemand dies sah, schob er seine Waffen von innen her etwas aus der Hütte hinaus. Dann sagte er seinen beiden guten Freundinnen: „Malt mich nun schön; denn ich will zu meinen Eltern zurückkehren! Die Leute hier haben mich nicht gern. Aber sie werden ihre Strafe erhalten. Ihr beiden werdet dafür belohnt werden, daß ihr mich so gut behandelt habt." Da malten die beiden Freundinnen ihn sehr schön. Unauffällig ergriff er seine Waffen, die er schon vorher aus der Hütte hinausgeschoben hatte, und ehe es jemand merkte, ging er los.

Er nahm den Weg dorthin, wo sein Vater wohnte. Aber er mußte an der Hütte eines bösen, übelgesinnten Weibes vorbei. Als der *Yovokallg* näher kam, wollte das Weib ihn töten. Aber der jüngere *Yálox*, der überall umhergeht, verbarg den *Yovokallg* und so wurde er gerettet. Er ging nun weiter. Überall, wo er übernachtete, machte er ein großes Feuer, um sich zu wärmen. So wurden alle Orte gekennzeichnet, an denen er vorbeigekommen war.

Als er nun der Hütte seines Vaters nahe war, sah ihn sein jüngerer Bruder, der gerade am Eingange der Hütte stand. Dieser rief augenblicklich in die Hütte hinein: „Dort in der Ferne sehe ich einen Mann; das ist sicherlich mein Bruder!" Darauf sagte die Mutter: „Jener Mann dort in der Ferne kann dein Bruder gar nicht sein. Der ist gewiß längst gestorben; denn schon seit langer Zeit habe ich nichts mehr von ihm gehört." Allmählich kam er näher und näher; er ging ganz langsam, da er sehr schwach und schon müde war.

Aber als er in die Hütte eintrat, erkannte ihn seine Mutter sofort und freute sich über sein Kommen. Weil er so bleich und mager war, fragte ihn die Mutter: „Wie bist du doch so bleich und mager?" Darauf erwiderte er: „Jene Leute dort haben mich sehr schlecht behandelt; auch meine Braut sogar hat mich zum Narren gehalten. Sie haben mir nur Wurst aus Menschenblut zu essen gegeben, weiter nichts. Deshalb bin ich immer magerer geworden und von dort weggegangen." Mitleidig sagte die Mutter: „Wie war denn das möglich?" Darauf erwiderte er: „Zwei gute Freundinnen haben mich aufgeklärt. Da mochte ich nichts mehr essen und bin von dort weggegangen!"

Der Vater saß auf seinem Schlaflager und hörte alles. Er wurde sehr unwillig darüber, daß jene Leute seinen Sohn so schlecht behandelt hatten. Da legte er sich nieder und schlief bald ein. Er wollte im Traume einen Walfisch töten und ihn auf den Strand laufen lassen, nachher dessen Fleisch verderben, damit alle Leute gestraft würden, die seinen Sohn schlecht behandelt hatten. Er träumte nun und tötete im Traume einen großen Wal. Diesen ließ er danach genau dort stranden, wo das Lager jener Leute war; im Traume erkannte er alle jene Personen, die seinen Sohn schlecht behandelt hatten. Er selbst versetzte sich schließlich in den Wal; er wollte nämlich beobachten, welche Personen kämen und welche Stücke einem jeden zugeteilt würden. Nun endlich sollten alle jene gestraft werden, die seinem Sohne die Wurst aus Menschenblut zu essen gegeben hatten.

Am andern Morgen sah ein Mann aus jenem Lager den großen Wal am Strande liegen. Schnell rief er alle Leute herbei. Diese kamen eilig heran. Jeder erhielt ein großes Stück Fett, alle aßen sie und waren sehr vergnügt. Auch die Braut des *Yovokalig* erhielt ihr Stück, seine beiden guten Freundinnen erhielten ebenfalls ihre Stücke und alle waren sehr zufrieden. Der alte *yékamuł* aber, des *Yovokalig* Vater, der drinnen im Wal saß, sah genau, welches Fettstück einem jeden zugeteilt wurde. Nachdem alle Leute schon viel gegessen hatten, wandelte er die Fettstücke, die jeder gegessen hatte, plötzlich um; nur nicht jene, welche die beiden guten Freundinnen des *Yovokalig* erhalten hatten. Auf einmal fingen jetzt die Fettstücke an, im Bauche eines jeden sich zu bewegen, wie wenn sie wieder lebendig würden, und sie wurden stark dorthin gezogen, wo der Wal lag; gleichzeitig zerrten sie die Braut und alle jene Leute mit, die dem *Yovokalig* Menschenblut gegeben hatten. Die einzelnen Stücke ordneten sich von selbst gut ein und der Wal bekam seine frühere Gestalt wieder; er war nun lebendig und schwamm weg mit all jenen Leuten, die an ihm kleben geblieben waren. Nur die beiden guten Freundinnen des *Yovokalig* wurden gerettet.

Man sieht auch heute noch all jene Leute dem Rücken des Walfisches angeklebt.[226] So rächte der alte *yékamuł* seinen Sohn, den *Yovokalig*, dafür, daß jene Leute ihm Wurst aus Menschenblut zu essen gegeben hatten.[227]

[226] Das gilt für die vielen Parasiten, mit denen jeder ältere Wal überzogen erscheint, an erster Stelle für die häufigen Balanus poitecus (S. 577 und S. 591).

[227] Diese Erzählung zeigt deutliche Anklänge an zwei Geschichten der Selk'nam.

β. Die Geschichte vom unehrerbietigen Schwiegersohn

Talɛ́gku wátuwa

Einst lebte ein Schwiegersohn in der Hütte seines Schwiegervaters; jener hatte sich nämlich die beiden Töchter dieses Alten zu Frauen genommen. Doch der Schwiegersohn ging mit seinem Schwiegervater wenig ehrfürchtig um. So oft der Morgen graute und ein schöner Tag sich ankündigte, sagte der Alte erfreut: „*yalɛ́gkumóɣla!*" Der Schwiegersohn murmelte anschließend daran: „*talɛ́gkumóɣla!*"[228] Das lispelte er so geschwind, daß der Alte es nicht deutlich verstehen konnte; deshalb merkte er auch nicht, daß sein Schwiegersohn sich mit diesem Worte über ihn bewußt lustig machte. Lange Zeit trieb es der Schwiegersohn auf diese Weise und regelmäßig begegnete er seinem alten Schwiegervater mit dem gleichen Worte.

Schließlich sagte eines Tages die jüngere Tochter zu ihrem Vater: „Höre, Vater: Du sagst doch immer: *yalɛ́gkumóɣla*. Aber dein Schwiegersohn antwortet dir spöttelnd darauf: *talɛ́gkumóɣla* und macht sich damit lustig über dich!" Dabei geriet der Alte in Wut. Sofort dachte er darüber nach, wie er sich an diesem unehrerbietigen Schwiegersohne gründlich rächen sollte. Er legte sich nieder und schlief ein; er wollte nämlich einen Wal stranden lassen und dann selbst sich in diesen Wal hineinversetzen, um seinen Schwiegersohn zu strafen. Er war ein großer *yékamuš*. Deshalb erreichte er dies auch: Im Traume tötete er einen großen Wal; dieser kam unverzüglich in die Nähe des Lagers und er selbst versetzte sich in diesen Wal.

Am nächsten Morgen erhob sich der Schwiegersohn von seinem Lager. Als er aus der Hütte hinausschaute, sah er viele *dášalux* in der Luft kreisen.[229] Er sagte sich: „Wo kommen diese vielen *dášalux* her? Da muß in der Nähe ein toter Wal treiben; denn es sind sehr viele Vögel hier. Ich will gleich sehen, was das sein mag!" Er zog sich in seine Hütte zurück und erzählte alles seinen Weibern. Diese erwiderten: „Gut, gehe nur los und schaue zu, ob es wirklich ein Wal ist, der hier in der Nähe treibt!" Er lief hinaus und stieg auf eine kleine Anhöhe. Von dort aus sah er, wie von draußen ein Wal immer näher herantrieb, um den sehr viele Vögel in der Luft kreisten. Diese Vögel unterhielten sich und er hörte sie sprechen: „Komm nur näher, mein Schwager, der alte Schwiegervater ist ja 'schieläugig'. Welch 'wunderschöner Tag', mein Schwiegersohn. Gewiß, mein 'schieläugiger' Schwiegervater!" So sprachen sie und unterhielten sich wie Menschen. Dieses Gerede verwunderte jenen Mann sehr; er schaute um sich, sah aber niemanden. Jetzt stieg er von jener Anhöhe herab; denn der Wal kam näher. Immer lauter und deutlicher hörte er nun jenes Gerede. Da sagte er sich: „Hier müssen Leute sein, denn man hört

betitelt mit: Die Rache des Elúnkaiyiak (Bd. I, 639) und mit: Wie Hálamoes sich rächte (Bd. I, 642).

[228] Die wörtliche Übersetzung lautet: "Ein hübscher Tag" ist zu erwarten, bzw. "ein schieläugiger Tag" wird es werden. Beide Wortbildungen geben im ganzen einen angenehmen Zusammenklang der Laute.

[229] Gemeint ist der 'große Albatros, Diomedea melanophrys, von der Hochsee.

sprechen! Aber ich sehe doch niemanden. Wo mögen diese Leute nur sein, woher sind sie wohl gekommen, wo stecken sie denn? Man hört nur ihre Unterhaltung!" Er ging weiter und war nun dem Wal schon sehr nahe. Auch hier sah er nur Vögel und sagte sich: „Wo sind wohl die Leute, die ich hier sprechen höre? Ich sehe hier überall nur Vögel!"

Jetzt nahm er sein Messer und schnitt sich ein großes Stück Fett aus dem Wal heraus. Dieses lud er sich auf die Schultern, kehrte sogleich um und ging auf seine Hütte zu. Doch sonderbar: Auf dem Wege w[illegible] dieses Fettstück immer größer und größer, es wurde schließlich so schwer und so groß, daß er es in zwei Teile zerlegen mußte; er konnte es nicht mehr schleppen, so groß war es geworden. Die eine Hälfte verwahrte er im Moorwasser und lud sich die andere Hälfte wieder auf. Aber nach kurzer Zeit wurde auch dieses Stück wieder sehr groß; er konnte nun auch damit nicht mehr vorwärts kommen. Wieder teilte er es in zwei Stücke und bewahrte die eine Hälfte davon im Moorwasser auf, die andere Hälfte schleppte er weiter. Und auch diese Hälfte wurde wieder sehr groß und abermals mußte er zwei Stücke daraus machen. Dies alles wiederholte sich fünfmal und dann noch einmal. Endlich erreichte er seine Hütte.

Hier fand sich bald seine Familie zusammen und alle aßen von jenem Fettstücke. Dabei erzählte er, wo er diesen Wal gefunden hatte, wie er ein großes Stück Fett herausgeschnitten und sich aufgeladen hatte, wie dieses Stück auf dem Wege immer größer geworden war, daß er es in zwei Stücke teilen mußte und das alles sechsmal. Auch ließ er sie wissen, an welchen Stellen im Moorwasser er die anderen Hälften aufbewahrt hatte. Darüber freuten sich alle und sagten: „Morgen gehen wir dorthin, wo der Wal liegt!"

Am nächsten Morgen gingen sehr viele Leute an jene Stelle und schlugen dort ihre Hütten auf, ganz nahe dem Wale. Jeder schnitt sich nun ein großes Stück Fett heraus und aß es mit Behagen; denn schon lange hatten sie keinen Walspeck mehr gegessen. Der kleine Enkel aber jenes alten *yékamuš* war hoch auf den Wal hinauf gekrochen und stieß sein Messer tief hinein. Da rief der Großvater, der drinnen saß, ihm mit leiser Stimme zu: „Enkelchen, stich nicht zu tief herein!" Der Kleine hörte wohl diese Stimme und wunderte sich sehr, aber er schnitt weiter. Da hörte er wieder die gleiche Stimme: „Enkelchen, stich doch nicht so tief herein!" Jetzt erschrak er sehr und lief zu seiner Mutter; ihr erzählte er alles. Diese aber verpflichtete ihn, nichts zu sagen und in der Hütte zu bleiben.

Schon einige Zeit hatten die Leute sich hier aufgehalten und gut gegessen. Sie gingen nun zum früheren Lager wieder zurück. Die beiden Töchter jenes alten *yékamuš* begannen nun damit, sich zu malen und sich den Federschmuck aufzusetzen, zum Zeichen ihrer Trauer; denn sie glaubten ihren alten Vater tot. Auch die anderen Leute malten sich und alle kamen zum *yamalaźemóina* zusammen. Als sie hier zu weinen und zu singen begannen, da fingen alle Fettstücke an, beweglich zu werden, sie wurden wieder lebendig und bewegten sich hin zum Wal am Strande; ein jedes Stück legte

sich von selbst an seine Stelle und bald war der Wal wieder zusammengestellt. Auch jener Schwiegersohn fühlte sich wie von starker Gewalt hingezogen zu diesem Wal; er wurde dort auf den Rücken des Wales gehoben, ohne daß er es verhindern konnte. Der alte *yékamuš* aber kam jetzt aus diesem Wal heraus. Denn dieses Tier fing an, wieder lebendig zu werden und sich zu bewegen; es glitt den Strand hinunter ins Wasser hinein und nahm sich den Schwiegersohn mit, der ihm auf dem Rücken saß.

Auch heute noch sieht man jenen Schwiegersohn auf dem Rücken des Wales reiten. Jene Fettstücke aber, die der Schwiegersohn auf seinem Wege zum Lager im Moorwasser verwahrt hatte, wurden immer größer und größer, genau nach Wunsch des alten *yékamuš*. Seine beiden Töchter holten ein Stück nach dem andern herbei, so oft der Alte es wünschte. Demnach stand ihnen Speck von jenem großen Wal auf sehr lange Zeit zur freien Verfügung.[220]

γ. *Die Geschichte vom Sperling*

Héĕpul wátuwa

In uralter Zeit strandete einst ein toter Wal an einer Küste. Die nächsten Nachbarn zündeten sofort vier große Feuer an, um die andern Leute zu benachrichtigen. Die andern Leute sahen diese Feuer und sagten: „Dort ist ein Wal gestrandet, wir wollen schnell dorthin fahren!" Da nahmen sie ihre Kanus und fuhren dorthin, wo der Wal war. Schnell hatten sich hier viele Leute versammelt. Auch *Héĕpul*[221] kam mit seinen Leuten; er führte seine Gruppe an und brachte sie bis zur Stelle, wo der Wal lag. Zwar hatten sich hier schon viele Leute eingefunden; aber als *Héĕpul* mit seiner Gruppe eintraf, wurde er von niemandem erkannt. Die Leute hier bewirteten die Neuankömmlinge sehr gut und behandelten sie viel freundlicher, als den *Héĕpul* selbst, der doch seine Gruppe angeführt hatte. Niemand kannte ihn.

Dieses gleichgültige Verhalten der anderen Leute gegen seine Person verletzte den *Héĕpul* sehr. Er glaubte sich schwer beleidigt, weil man ihn nicht ehrte und ihm nicht aufwartete, wie es ein mächtiger *yékamuš* doch verlangen kann. Bald überlegte er, wie er sich an den Leuten, die so wenig Aufmerksamkeit für ihn übrig hatten, rächen sollte. Er sagte nichts. Aber an einem wunderschönen, klaren Tage, gerade zur Zeit des höchsten Sonnenstandes, ließ er plötzlich eine vollständige Dunkelheit kommen. Die Leute alle erschraken und fragten sich erstaunt: „Was ist denn das! Was mag denn das bedeuten! Wo kommt denn diese Finsternis so plötzlich her?" Dabei gerieten sie in große Angst. Endlich erklärte *Héĕpul:* „Diese Finsternis habe ich euch gesandt, weil ihr mich nicht mit der geziemenden Ehrfurcht be-

[220] In dieser Erzählung ist mit dem sogenannten Wal eigentlich ein Delphin gemeint, den bekanntlich eine lange, hohe Rückenflosse auszeichnet. Letztere soll den unehrerbietigen Schwiegersohn andeuten. — Die Grundgedanken und einzelne Motive stimmen mit denen überein, die in: "Die Rache des Elúnaiyih" der Selk'nam (Bd. I, 639) verwendet werden.

[221] Dieser kleine Sperlingsvogel, aus der Familie der Tyrannidae, ist Taeniptera pyrope.

handelt, die einem *yékamuš* gebührt! Ich bin *Héčpul*, der große *yékamuš*!" Jetzt schauten die Leute ganz verlegen einander an. Dann fragten sie ihn: „Wie lange wird denn diese Finsternis dauern?" Er erwiderte ihnen in schroffem Tone: „Sie wird dauern für immer!" Da wurden die Leute sehr traurig und fingen an zu weinen. Nach einiger Zeit baten sie ihn: „Nimm doch diese Finsternis wieder hinweg! Bliebe es so wie jetzt, könnten wir ja nichts sehen und wir würden Hungers sterben. Wir wollen dir dann auch ganz besonders gut aufwarten!" Einige gingen zu ihm in die Hütte und sagten: „Wir kannten dich ja nicht! Nimm uns also unser Verhalten nicht übel. Wir werden jetzt die besten Fleischstücke und das beste Fett für dich aussuchen. Verzeihe uns doch und nimm diese Finsternis wieder weg. Wir wissen ja jetzt, daß du ein sehr mächtiger *yékamuš* bist!" Darauf erwiderte ihnen *Héčpul*: „Gut, ich will euch diesen Fehler verzeihen; denn ihr wißt jetzt, daß ich ein mächtiger *yékamuš* bin."

Da gingen jene Leute hinaus aus seiner Hütte. Er aber rieb sich den ganzen Körper mit weißer Farberde ein und malte sich dann den roten Querstrich ins Gesicht; schließlich setzte er sich den Federschmuck auf den Kopf und begann leise damit, sein Lied vom Osten zu singen. Als er so sang, fing es langsam an, sich aufzuhellen im Osten. Und er sang weiter und es wurde immer heller, ja schließlich so hell, wie beim höchsten Sonnenstand. Da freuten sich die Leute und erleichtert atmeten sie auf. Sogleich machten sie ein großes Fest. Dem *Héčpul* aber gaben sie die schmackhaftesten Fleischstücke und suchten für ihn das beste Fett aus. Alle waren froh und vergnügt.

So singt der *Héčpul* auch heute noch an jedem Morgen seinen "Gesang vom Osten": *pit, pit, pit, pit*. Doch nur ganz langsam wird es heller, weil die Leute von damals ihn nicht genügend geehrt hatten. Alle freuen sich, sobald es wieder hell wird, und atmen erleichtert auf nach der dunklen Nacht. Den *Héčpul*, den mächtigen *yékamuš* aber hält man bis heute hoch in Ehren.

Diese Geschichte habe ich zum ersten Male 1920 aus dem Munde des alten Alfredo vernommen. Später, 1923 hat William sie in der gleichen Weise vorgetragen, abgesehen von der folgenden kleinen Ergänzung: Die Leute brachten nun dem *Héčpul* bereitwilligst die besten Stücke, vor allem *yáyar-ĕr*, die Gegend um die Kinnbacken und den unteren Hals, einschließlich der Barten, und dann noch *yĕsápi*, der rückwärtige, sich verjüngende Teil vor der Schwanzflosse.[222] Als er diese besonders wertvollen Stücke [in seinem Besitz] sah, gab er sich vollständig zufrieden. Er bemalte sich, wie die *yékamuš* das tun, und begann leise seinen *lóima*-Gesang: *pit, pit, pit, pit*. Vor diesem Vogel haben alle Leute seitdem die größte Ehrfurcht; keiner wagt es, ihn zu töten oder mit Steinen auf ihn zu werfen. Würde dies jemand sich doch herausnehmen, käme sogleich wieder jene allgemeine Dunkelheit mit viel Schnee und Eis. Denn der *Héčpul* ist und bleibt ein sehr mächtiger *yékamuš*, er vermag das Wetter und das Tageslicht zu gestalten.[223]

[222] Bekanntlich haben die Yamana jedem größeren Teile des gewaltigen Walkörpers eine bestimmte Bezeichnung gegeben (S. 577).

b. Die Geschichte von den Steinspitzenmachern

Yêkuš-tulërgáylum wótuwa

Im Lager einiger Familien lebten einst zwei Männer. Diese waren nicht beliebt und sie merkten nach einiger Zeit, daß man plante, sie umzubringen. Schnell und heimlich machten sie sich davon. Bald aber bemerkten die Leute dort, daß jene beiden Männer davongelaufen waren; sie rannten ihnen nach und hofften, sie noch erreichen zu können. Doch die beiden Männer hatten sich bereits weit entfernt, denn sie waren sehr schnell gelaufen. Unerwartet standen sie nun vor *Kaluwêllawaja*, einer tief einschneidenden, schmalen Bucht [im Westen]. Um diese herum zu laufen, war unmöglich, denn alle Ufer waren steil abfallend und dicht bewachsen; auch gab es keinen Übergang [Furt], den sie hätten benützen können. Merkwürdigerweise standen hier sehr viele und große Fische im Wasser, ganz eng einer neben den andern gepreßt; ihre Rücken schauten etwas über die Wasseroberfläche heraus. Die beiden Männer wollten in ihrer Not versuchen, über diese Fische hinwegzuschreiten, zuerst der eine, dann der andere. Der erste schritt nun mit größter Vorsicht über die Fische hinweg, er kam ans Ufer und sprang dort auf einen Felsen; so war er gerettet. Aber der zweite trat mit wenig Vorsicht auf, deshalb bewegte sich einer der Fische, der Mann glitt aus, fiel hin, sank ins Wasser und lebend wurde er von den großen Fischen aufgefressen. Der andere sah das vom Ufer aus und wurde sehr traurig darüber. Aber er mußte schnell weiterlaufen. Bald kam er nach *Aniawáia* [Bucht östlich von Puerto Olla]. Hier traf er ein großes Lager an, wo viele Leute ihre Hütten gebaut hatten. Diesen erzählte er sofort, wie jene Leute dort im anderen Lager ihn hatten umbringen wollen, wie er schnell weggelaufen war, wie er sich gerettet hatte in *Kaluwêllawaja*, wie aber sein Freund dort ausgeglitten war und lebend von den großen Fischen aufgefressen worden war. Als sie das hörten, wurden sie sehr traurig. Sofort begannen sie ihr *yamalaëmbína*. Lange Zeit hindurch malten sie sich wie immer, wenn sie in Trauer sind. Sie entschlossen sich auch, viele *yêkuš* herzustellen; mit diesen wollten sie jene großen Fische töten.

Als sie ihre Trauerkundgebung eingestellt hatten, bestiegen eines Tages mehrere Männer und ein Weib das Kanu; sie wollten dorthin fahren, wo sich brauchbares Gestein findet, und Steinspitzen verfertigen. Den ganzen Tag ruderten sie und erst am Abend kamen sie an jene Stelle. Sie stiegen aus. Die Männer bauten schnell eine Hütte und das Weib suchte Miesmuscheln am Strande. Danach setzten sie sich alle ans Feuer und aßen viel; denn die Männer mußten sich stärken für die Arbeit, die sie vorhatten.

Am andern Morgen standen sie zeitig auf. Doch bevor sie in den Wald hineingingen, sagten sie zu dem Weibe: „Geh du wieder ins Kanu und fahre weit hinaus auf den Kanal; binde es an die Algen an und bleibe dort sitzen, bis wir wieder an den Strand kommen. Hier in dieser Gegend lebt nämlich

[1] Auch diesmal, wie schon in der vorhergehenden Erzählung (S. 1271), erweist sich dieser unauffällige, allerdings sehr empfindliche Mann als ein wohlmeinender Helfer.

ein Mann, der ist so schön wie *máku;*[224] dieser könnte dich leicht berücken, so schön ist er! Deshalb ist es das beste, du fährst hinaus auf den Kanal und bleibst dort draußen, damit dieser hübsche Mann dich nicht etwa verführe." Diese Frau war sehr ernst und hatte einen starken Willen; nie hatte sie sich mit andern Männern eingelassen und zeigte auch keine Lust dazu. Deshalb erwiderte sie: „Ich werde alles so machen, wie ihr es mir gesagt habt!"

Nachdem die Männer nochmals gut gegessen hatten, gingen sie in den Wald hinein; danach stiegen sie den Berg hinauf. Sie kamen zu der Stelle, wo sich das brauchbare Gestein findet, und machten sofort Steinspitzen. Von dieser Höhe aus schauten sie oft auf den Kanal hinunter und sahen das Kanu weit entfernt vom Strande, an Algen angebunden; drinnen saß das Weib. Beruhigt sagten sie: „Schaut doch mal hin! Das ist ein gute, ernste Frau; mit der wird der schöne *Hulušénuwa*[225] nichts anfangen können!"

Wirklich kam bald der *Hulušénuwa* an den Strand, er war tatsächlich so schön wie *máku.* Er sah die Frau dort im Kanu allein sitzen. Sogleich winkte er und rief ihr zu, an den Strand zu kommen; er wollte sich vertraulich mit ihr abgeben. Lange lockte er sie mit schmeichlerischen Worten. Das Weib schaute ihn öfters an und merkte immer deutlicher, wie herrlich schön dieser *Hulušénuwa* war; sie hörte seine lockenden Rufe und sie fühlte sich, je länger je stärker, zu ihm hingezogen: Er war überaus schön und lockte mit süßen Worten ganz verführerisch. Trotz alledem beherrschte sich diese Frau, sie blieb unentwegt in ihrem Kanu sitzen und band es von den [Macrocystis-]Algen nicht los.

Gegen Abend kamen die Männer vom Berge herab und näherten sich dem Strande. Das merkte der hübsche *Hulušénuwa* und er versteckte sich im Walde. Jetzt traten die Männer auch aus dem Walde heraus und riefen die Frau. Da band sie das Kanu los und kam an den Strand gefahren. Die Männer luden alle *yékui* ein, sie hatten sehr viele mitgebracht. Jetzt stiegen auch sie selber ein und fuhren zurück zum Lager. Als sie dort angekommen waren, stiegen sie wieder aus. Diese Frau aber ging zu den anderen Weibern und erzählte, was sie erlebt hatte. Sie sagte: „Dort, wo wir heute waren, lebt ein überaus hübscher Mann, so schön wie *máku!* Der kann uns Weiber ausnahmslos berücken, so stattlich ist er. Auch mich hat er mächtig angelockt. Da fühlte ich große Lust, mich ihm hinzugeben. Aber ich habe mich sehr angestrengt und meiner Lüsternheit nicht nachgegeben; wirklich blieb ich sitzen im Kanu, weit draußen auf dem Kanal. Keine von euch bringt das fertig; denn dieser Mann ist über die Maßen schön!" Das hörten alle Weiber mit großer Aufmerksamkeit an. Dann sagten sie unter Lachen: „Dergleichen bringen wir auch fertig, genau so wie du!" Eine andere Frau sagte laut: „Mich würde er auf keinen Fall verführen. Ich ließe mich von ihm nicht

[224] Abermals wiederholt sich hier ein Hinweis auf die scharlachrote Blüte des Embothrium coccineum-Strauches. Vgl. Abb. 78.

[225] Das ist die kleinste Art der beiden feuerländischen Zaunkönige, nämlich Troglodytes hornensis (S. 12). Auch in einer anderen Erzählung (S. 1169) spielt er eine Rolle.

berücken!" Das hörte ihr eigener Mann. Also sagte er zu ihr: „Gut, da fahre morgen mit uns; dann wollen wir sehen, wie du dich verhalten wirst!"

Am nächsten Tag fuhren die Männer wieder los und nahmen diesmal jene andere Frau mit. Sie kamen an die bekannte Stelle und stiegen aus. Die Männer schlugen schnell eine Hütte auf und das Weib suchte Muscheln. Diese brieten sie jetzt am Feuer, sie aßen und kräftigten sich. Doch bevor sie in den Wald gingen, sagte der Mann zu seinem Weibe: „Du mußt jetzt ins Kanu steigen und weit hinausfahren auf den Kanal. Dort binde das Kanu an einem Algenknäuel fest und bleibe drinnen sitzen, bis wir wieder zurückkommen. Wir werden dich rufen und du kommst dann an den Strand gefahren!" Das Weib erwiderte: „Gut, ich werde gleich abfahren!" Sofort gingen die Männer in den Wald und stiegen dann den Berg hinauf.

Aber das Weib blieb noch einige Zeit hier am Strande sitzen, es wartete wohl auf jenen hübschen Mann. Wirklich kam der *Hulušnuwa* auch bald heran. Die Frau war schon berückt, als sie ihn nur anschaute. Sie lief ihm entgegen und warf sich ihm in die Arme. Sie zwang ihn nieder auf den Sand und hier überließen sie sich lange ihrer Geilheit. Längst waren die Männer zu jener Stelle hinaufgestiegen, wo sich die Steine für die *vékuš* fanden, und sie arbeiteten hier emsig. Dann und wann schauten sie zwar auf den breiten Wasserarm hinunter, konnten aber das Kanu nicht wahrnehmen. Wiederholt sagten sie zu einander: „Da haben wir es jetzt! Sicherlich liegt das Kanu noch am Strande. Es wird schon so sein: Jene Frau hat sich vom *Hulušnuwa* verlocken lassen und beide vergnügen sich miteinander auf dem Ufer." Nach einiger Zeit stiegen die Männer den Berg hinunter und erreichten bald den Strand. Hier sahen sie das böse Treiben der beiden, die einander noch immer umarmt hielten und auf dem Strande lagen. Als der *Hulušnuwa* merkte, daß jene Männer sich ihm näherten, lief er eiligst davon. Die Frau aber blieb noch liegen, ganz außer Sinnen vor Lüsternheit. Sobald nun ihr eigener Mann neben ihr stand, stieß er sie an. Da erst erkannte sie ihn und bat ihn: „Kühle mich ab; denn ich bin noch ganz geil. Wie verzückt bin ich, so herrlich schön ist der *Hulušnuwa*!" Da entfernte sich dieser Mann ein wenig und erhitzte abseits eine scharfe Steinspitze. Damit kam er schnell zur Stelle zurück, wo seine Frau lag. Mit aller Kraft stieß er diese glühende Steinspitze in ihre Vagina und schlitzte ihr den Bauch bis zum Nabel auf. In diesem Zustande ließ er sie liegen. Er kochte vor Wut.

Die Männer bestiegen jetzt ohne die Frau das Kanu und fuhren zurück zum Lager. Die Weiber dort warteten am Strande. Da sahen sie, daß nur Männer im Kanu saßen und sagten: „Wie? Nur die Männer kommen zurück? Wo mag denn das Weib geblieben sein? Aha! Die ließ sich gewiß von jenem hübschen Manne dort verführen; sie hat sich ihm hingegeben und ist mit ihm zurückgeblieben. Also hat sie sich doch von ihm verlocken lassen!" Da stiegen die Männer aus. Sie erzählten, die Frau hätte sich von jenem Manne dort berücken lassen und sei vor geiler Lüsternheit gestorben. Doch sagten sie nichts davon, daß ihr erzürnter Gatte ihr den Bauch aufgeschlitzt hatte.

Am nächsten Tage fuhren die Männer wieder an jene Stelle, denn es fehlten ihnen noch viele *yékui*. Doch fanden sie jene Frau nicht mehr, die sie gestern zurückgelassen hatten: Der schöne *Hulušénuwa* selbst, der ein tüchtiger *yékamuš* ist, hatte sie vollständig wieder geheilt und zu sich genommen. Beide leben seitdem zusammen und vergnügen sich miteinander.

4. Ergänzende Bemerkungen

Die anschauliche Reihe der Geschichten und Sagen ist hiermit abgeschlossen. Frühere Beobachter haben nur vereinzelt einen kurzen Hinweis auf diese oder jene Mythe gebracht, der inhaltlich so lange belanglos blieb, bis die ungekürzte, vollständige Fassung vorlag. Immerhin kommt einer jeden derartigen Andeutung ein gewisser Wert zu; denn er bestätigt, daß die in Frage stehende Erzählung tatsächlich im Umlauf ist. Auffälligerweise wurde mehrmals der kleine *Omóra* (der feuerländische Kolibri) als ein Held gepriesen, nämlich von Barclay (a): 64, Dabbene (a): 66 und (b): 205, Hahn (c) und Martial: 213. Im BD: 120 heißt es: *Ummóora*, a man who lived a long time ago, and was very successful with the spear in killing seal. Aus diesen Worten läßt sich kaum ableiten, daß eine Gestalt der Sage gemeint ist; doch BD: 385 bringt ergänzend noch *Syunnū*, a traditional being half stone and half man of giant stature and strength who being stone could not be killed and yet was finally killed by *Umóora*. Damit erscheint diese Persönlichkeit deutlicher gezeichnet. Auch bringt BD: 275 noch *hulla*,[230] the name of a certain fabulous hair seal of great daring and cruelty which lived at *wēukuf* in a certain cave still pointed out and was a source of great dread to all as he had killed many who had passed that way, but was eventually killed by a brave man called *Umóora*, who also killed the fabled stone man. Offensichtlich sind die eben genannten Quellen voneinander abhängig. Cojazzi: 106 hat die wesentlichen Züge des *Hášaxuwa wátuwa* aufgezeichnet (S. 1225). Was darüber noch als bedeutungslose Andeutungen an Yamana-Mythen sich findet, hat Cooper: 163 zusammengestellt.

Mich persönlich haben einige Indianerinnen verständigt, daß zur Zeit ihrer Kindheit *axápu wátuwa*, die Geschichte von den drei Sternen erzählt worden sei, nämlich von den drei Sternen zweiter Größe δ, ε, ζ im Sternbild des Orion, die in Europa als "Jakobsstab" bekannt sind. Im BD: 81 findet sich nur als Tatsache verzeichnet: *ākápū*, constellation of six stares, Orion. Niemand war mehr imstande, jene Mythe mir zuverlässig wiederholen. In einer anderen Geschichte, deren Einzelheiten sich keiner meiner Gewährsleute im Gedächtnis bewahrt hat, spielt ein vierbeiniges Tier von der Größe eines Pferdes die Hauptrolle. Im Westen soll es gelebt und als Körperfarbe ein helles Braun mit vielen dunklen Streifen getragen haben; man nennt es *lótex* und diesen Namen gibt man auch einem handlangen Fische, der die gleiche Streifung zeigt. Möglicherweise handelt es sich um den nämlichen

[230] Damit dürfte vermutlich "ulkuda", der Tümmler, Tursio Peronii (S. 37) gemeint sein.

Gegenstand, den auch SPENCER: 106 bezeichnet: „Yahgans talk of two animals with horns (deer?) long ago on Hoste Island. The deer came down to Kasusni Point in winter, but were killed in the very hard winter when Hanufs [*Hánnuš!*] died out." Warum die beiden kurz angedeuteten Erzählungen von den heute lebenden Yamana nicht wiederholt werden können, ist damit zu erklären, daß jene Personen schon ins Grab gesunken sind, in deren Heimatbereich dieselben am besten eingewurzelt waren. Kaum je wagt es nämlich ein Yamana, jene besonderen Geschichten zu wiederholen, die in einer bestimmten Gegend zu Hause sind.

Rechnet man zu dem, was oben vorgelegt wurde, noch diese kurzen Andeutungen, so dürfte wohl alles zusammengetragen worden sein, was den Mythenschatz der Yamana ausmacht. Als sehr voreilig erscheint auch diesmal wieder das Urteil jener Reisenden, die den Besitz jedweder Überlieferung unsern Feuerländern rundweg abgesprochen haben. Rein nichts besäßen sie, wenn sich bewahrheitet hätte, was HYADES (q): 253 behauptet: „Il n'y a ni poésies, ni histoire, ni traditions quelconques du passé touchant les origines de la peuplade, ses migrations, ses guerres avec les tribus voisines."[237] Der vorliegende Stoff dürfte wie eine Rechtfertigung wirken. Von Vergleichen mit den Mythen und Sagen anderer Völkerschaften auf amerikanischem Boden sehe ich aus Gründen, die schon mehrmals genannt worden sind, hier ab. Über diesen an sich schon weiten Rahmen noch hinausgreifend, hat es W. SCHMIDT (d): 944 beispielsweise schon unternommen, „mit der Gesamtheit des bis jetzt untersuchten Mythenmaterials [vier] mutmaßliche Phasen der Geschichte der Yamana zu konstruieren", deren Eigenart er kennzeichnet. Er nennt die Phase der Urkultur, die der alttotemistischen Kultur, die des älteren Zweiklassen-Mutterrechtes und die des totemistischen Vaterrechtes.

[237] Er beruft sich (ib.) auf BRIDGES: Mémoire inédit, wo es heißt: „Leur passé leur est presque aussi inconnu que l'avenir; ils n'ont ni espoir ni crainte après cette vie; pour eux, il n'y a ni Dieu, ni bien, ni mal, ni esprits à craindre à l'exception des fantômes qui peuvent leur nuire en cette vie; la mort est le dernier terme de l'existence, et ils n'ont pas de notion d'une vie spirituelle ou de l'homme composé d'une âme et d'un corps." Müßte ich zu jedem der vielen, in diesem einzigen Satze zusammengeballten schweren Irrtümer eigens Stellung nehmen, könnte ich mit ganzen Abschnitten dieses Buches antworten.

D. Geisterglaube und Aberglaube

Deutlich geschieden vom Vorstellungskreise des *Watayinéiwa*, von dem der Heroen und von dem der Mythengestalten bewegen sich in der Einbildung unserer Feuerländer noch einige besondere Gruppen von Geistern. Sie sind weit davon entfernt, etwas Großes oder Vorteilhaftes für das Yamana-Volk geschaffen zu haben, vielmehr bedeuten sie für dasselbe so etwas wie Schreckgestalten und gefährliche Unholde. Wenn nämlich eine Einzelperson auf ihren alltäglichen Wanderungen oder Fahrten jenen Wesen zufällig begegnet, bleibt es meist nicht aus, daß sie von ihnen zumindest bedroht oder gefährdet, zuweilen schwer geschädigt und umgebracht wird. Durchgehends sind sie übelwollende Geister, allein die gutmütigen *Yeſáčel* ausgenommen. An die jetzt beginnende Beschreibung dieser Geistergruppen schließt sich gleich an, wie die Yamana ihre Träume und gewisse abergläubische Anschauungen bewerten.

a. Die Geistergruppen

In den vorausgegangenen Abschnitten ist mehrmals nachgewiesen worden, daß die Yamana die gleiche richtige und vollständige Vorstellung von einem eigentlichen Geiste besitzen, die sonstwo geläufig ist. Demnach erübrigt sich eine eigene Begriffsbestimmung. Sie wenden das Wort *kĕlpix* zunächst und unmittelbar auf die Natur der menschlichen Seele (S. 1094) und des *Watayinéiwa* (S. 1048) an und bezeichnen damit ein selbständiges, tätiges, körperloses Wesen. Über diesen engen Rahmen hinausgreifend, bezeichnen sie mit *kĕlpix* auch noch solche Wesen, die ihre eigene Vorstellung, ihr Aberglaube geschaffen hat, die als sogenannte Erscheinungen in ihrer Phantasie und in ihren Träumen auftauchen. Diesen kommt also ein wirkliches Dasein oder reale Wirklichkeit nicht zu. Die Yamana unterscheiden mehrere Gruppen derartiger sogenannter Geister sehr bestimmt voneinander und zwar nach deren Naturanlage, Betätigung und Aufenthaltsort; je nachdem hat für sie die eine mehr Bedeutung als die andere. Das gegenseitige Verhältnis und die Beziehungen zu ihnen sind derart, daß die Yamana diese Gruppen von Geistern fürchten und meiden; denn nur ausnahmsweise zeigt einer von ihnen sich den Menschen lieb und freundlich. Niemals bringt ein Feuerländer ihnen religiösen Kult oder eigentliche Ehrfurcht entgegen.

Teilweise finden sich diese allgemeinen Begriffe bei Bridges (k): 237 schon, was Cojazzi: 106 wörtlich wiederholt: „Creían en la existencia de espíritus o ánimas que de noche podían hacerse visibles pero que no eran tangibles. Estos espíritus eran malignos y los naturales los relacionaban con las enfermedades y la muerte. Solían emplear la palabra *cushpick* [*kĕlpix*], ánima, como calificativo ... Pero los indígenas jamás rendían culto ni reveración a *cushpik*, *hannush* ni a ningún otro ser." Anderswo sagt Bridges (e): 332 und (i): 15 noch: „Obwohl die Yahgans keine Religion hatten, so hatten sie doch manchen Aberglauben. Sie glaubten an Geister, welche die Form

von Menschen, aber nicht deren Wesen hatten. Diese lebten, wie sie sich einbildeten, in Höhlen in den Wäldern und haßten und töteten ihrer Meinung nach jeden, der ihnen zu nahe kam ... Persons from time to time believed they had seen these spirits and gave account of the apparition." Auch nach Bridges (h): 209 gibt es mehrere Gruppen von Geistern: „Los yahganes creian en aparecidos, así como en muchos seres sobrenaturales y en la existencia de hombres salvajes en los bosques." Immer aber weichen alle diese *kĕipiš* wegen ihrer eigenartigen, befremdlichen Natur[210] von den lebenden Menschen und den Menschenseelen nach dem Tode sehr deutlich ab. Demzufolge ist *kĕipiš* ein Allgemeinbegriff, nicht der Eigenname einer bestimmten Einzelperson.[211]

Erweitert der Yamana den Sinn des Wortes *kĕipiš*, dann meint er jene merkwürdigen Geistwesen, die seiner Einbildung und Phantasie, seinem Glauben und Träumen entspringen, also nicht wirklich leben wie *Watayinéjwa* und die vom Körper getrennten Menschenseelen. Die einzelnen Gruppen bilden je eine sonderbare Gesellschaft für sich allein. In Anlehnung daran dehnt der Yamana die Bezeichnung *kĕipiš* noch auf einen seltenen, vom normal Menschlichen abweichenden Einzelfall aus. Darauf weist BD: 466 hin unter *tūköšpigöna*, to say a person is *cushpik* [*kĕipiš*] or like one, to accuse a person of acting the part of a *cushpik* i. e. of speaking and acting without any regard to truth or propriety. Das eigene Bewußtsein, die Geistesgegenwart, das persönliche Wachsein wird ebenfalls als *kĕipiš* gedeutet und zwar als jener bestimmte *kĕipiš*, der im Menschen lebt; wobei dann kein scharfer Unterschied zwischen diesem Zustande und der menschlichen Seele gemacht wird. Auch ein ungewöhnlicher Einfall oder Antrieb oder sogar Zufall gehört hierher. Früher (S. 697) habe ich ein belangloses Vorkommnis erzählt. Die etwa siebenjährige Tochter des alten Pedro Maïkikens ist, ihrem Spieltriebe folgend, mit anderen Mädchen von Puerto Mejillones aus am Strande entlang gelaufen und hat sich weit von der elterlichen Hütte entfernt; die Dunkelheit der Nacht überraschte jene Kinder in Puerto Piedra und deshalb blieben sie dort zurück. Voller Angst um sie begaben sich die Eltern auf die Suche, fanden die Kinder und brachten sie in der Morgenfrühe zum Lagerplatze zurück. Niemand schimpfte erregt auf die Kinder ein, nicht einmal die eigenen Eltern machten ihnen Vorwürfe. In der gleichen Nacht starb die schon lange sieche Frau des greisen Thomas. Alle Leute erklärten das Verhalten jener Kinder damit, daß sie sagten: „Der *kĕipiš* jener Frau hat es den Kindern eingegeben, vor Einbruch der Nacht so weit wegzulaufen. Sie selber trifft keine Schuld." Daher dachte auch niemand daran, die Kinder zu

[210] Daraus ist zu verstehen, wie Bridges (i): 15 sagt: „To call a person Cushpij was a great insult." In (e): 332 und (k): 237 heißt es: „'Cushpik' ist ein Name, den sie auch Leuten geben, die lächerlich waren oder einen schlimmen Charakter hatten und war dies eine große Schmähung." Ebenso Hyades (q): 255.

[211] In diesem Irrtum war Despard (b): 717 befangen: „Fuegianders have a dread of a being called 'Cushpree', and are loth to hear his name mentioned. He seems to be a very lean man. When met with, he makes doleful cries ..." Vgl. hierzu die ausführliche Erklärung dieses Gattungsbegriffes weiter oben S. 1094.

bestrafen. Wie selbstverständlich gesteigerte Gemütsbewegungen und aufwallende innere Erregungen als Äußerungen des *kŏlpiś* und kurzweg als *kŏlpiś* angesehen und ausgegeben werden, ist ausführlich an jenen Erwachsenen erörtert worden, die sich in der *čiźzaya*-Hütte am Singen beteiligen (S. 922).

Um das Wirken der *yékamuš* richtig zu verstehen, ist diese Feststellung von Bedeutung. Sogar die Kraft, durch die ein *yékamuš*, sei es an Ort und Stelle, sei es in weiter Ferne, wirkt, bezeichnet man als seinen *kŏlpiś*.

Schließlich wird sogar das Treiben der wilden Naturgewalten gelegentlich als Äußerung übelwollender *kŏlpiś* gedeutet. Auf dieser Grundlage sind Wendungen entstanden, wie etwa Kuckenberg: 322 sie gebraucht: „Die großartige Natur seiner Heimat belebt der Feuerländer mit Dämonen." Hierher gehört auch, was Fitz-Roy (a): 179 teilweise richtig geahnt hat: „The fact of their believing that the evil spirit torments them in this world, if they do wrong, by storms, hail, snow, etc., is one reason why I am inclined to think that they have no thought of a future retribution."[200]

Der Begriff *kŏlpiś* ist also sehr weit und er hat vieles zum Inhalt, was sich nicht auf eine kurze Formel bringen läßt. Schon Hyades (q): 255 hat dieses Wort hingestellt als „terme intraduisible se rapportant à des êtres fantastiques qui vivent dans des grottes désertes, au milieu des plus épaisses forêts." Indes, in diese zu knappe Begrenzung darf der Begriff *kŏlpiś* nicht eingeengt werden, die folgenden Darlegungen beweisen es zur Genüge.

1. Die Menschenfresser

Von vornherein erscheint es nicht befremdlich, daß auch die Yamana irgendwie an Menschenfresser glauben. Aus ihrer Furcht und Angst vor den der Westgruppe unmittelbar benachbarten Halakwulup (S. 205) dürfte dieser Glaube entstanden sein, ein besonderer Anlaß hat möglicherweise den Anstoß gegeben. Sicher ist, daß die Yamana fast durchgehends eine näher nicht bestimmbare Gruppe innerhalb der Halakwulup als die *aaiaun* bezeichnen, was soviel wie Menschenfresser besagt. Zuweilen dehnt man den Glauben an Menschenfresserei auf alle Halakwulup aus; andere Yamana wieder meinen nur jene Gruppe der Halakwulup, die weiter im Norden, etwa am Canal Smith wohnt, deren Vertreter vermeintlich dann und wann im Canal de Beagle auftauchen. Es werden von dem und jenem sogar die westlichen Yamana, die sogenannten *Inaamuŋgala*, dieser Gewohnheit zu haben, für verdächtig gehalten.[201] Man erzählt: Diese *aaiaun* verfügen über lange Kanus von festem

[200] Damit allein ist widerlegt, was Darwin (f): I, 122 berichtet hat: „Jemer Bewohner behauptete mit geschwätzigem Ernste fest und sicher, daß in seinem Lande kein Teufel sei." Richtiger urteilt Bridges: 51: „Die Vorstellungen von der Sonne als willenbegabtem, mächtigem Wesen, von dem der Mensch sich abhängig fühlt, liegt in dem, was der Missionar Pullen erzählt, als er an einem schwülen Tage gegen einen jungen Feuerländer über die Tageshitze klagte, dieser ingeblich antwortete: 'Sprich nicht, die Sonne sei heiß, gleich verhängt er sich und der Wind weht kalt'."

[201] Bridges (VSA: XI, 259; 1864) hatte schon erfahren: „These natives say there is

Bau, in deren jedem viele Männer unterkommen. Da diese alle rudern, bewegt sich das Kanu mit außerordentlicher Geschwindigkeit. Nur des Nachts brechen die *asáusa* in das Yamana-Gebiet ein. Wen sie dann einfangen, den schleppen sie mit sich fort, um ihn zu verzehren. Damit sie Erfolge haben und nicht abgewehrt werden, machen sie sich das Dunkel der Nacht zunutze; tagsüber bleiben sie in den heimatlichen Grenzen oder halten sich an einem geschützten Orte im Bereiche der Yamana verborgen, bis wieder die Nacht hereinbricht; denn nur unter diesem Schutz führen sie ihre Überfälle durch. Die Yamana insgesamt, nicht nur die westlichen, leben in ständiger Angst vor den *asáusa*, eben weil diese mit größter Eile herankommen und sich wieder entfernen. Sie heißen auch *wólaputuy*, Mörder (vgl. BD: 619), weil sie jeden, der in ihre Hände fällt, umbringen und verspeisen. Eine dritte Bezeichnung, nämlich *Hupánana-yámana*, das Volk in *Hupanawáli*, wird aus einer Mythe abgeleitet (S. 1282); man spricht auch *Apunáwáli* aus (S. 243).

Schon der junge Bridges (a): 207 ist diesem Glauben auf die Spur gekommen: „Cannibalism is unknown, but they have reports that it is practised by some people far to the westward, whom they call *Hupánanóoshiwáila*." Später schrieb er (k): 237 ausführlicher: „Creían en la existencia de ciertos asesinos occidentales, a quienes llamaron *asaysu, asesinadoles poderes* maravillosos y una *malidad* fabulosa. Estos vagaban de noche, embarcados en canoas *rápidas* y *de* sólida construcción, con el *objeto de* matar a cuantos encontraran. De día se ocultaban con *artificio* tal que *jamás* podían ser hallados; pero se referían cuentos *de este* y aquel que los habían visto de noche *logrando escapárseles*."[1] BD: 30 *deutet asáusi*, person who go about in the dark *of* night to kill persons. Dem fügt Hyades (g): 39 noch an: „Wer die *Ualaputa* sieht, ist verloren; öfter hört man ihre Stimme, welche der der Robbe gleicht, aber von den Feuerländern sofort unterschieden wird. Glauben sie dieselbe gehört zu haben, so erfaßt sie eine wahnwitzige Angst, sie verrammeln sorgsam jede Öffnung der Hütte und warten, die Waffen in der Hand, zitternd am Feuer den Morgen ab. Dann aber verlassen sie alsbald den Lagerplatz und flüchten nach einer anderen Insel. Gar oft folgt ihnen das Schreckgespenst auch dorthin und hetzt sie mehrere Nächte lang."

Wie die Angst vor diesen Menschenfressern auf die Yamana wirkt, erklärt Bridges (i): 15 an unmittelbaren Beobachtungen: „The *Asasyu*, or *Apunawaiala*, people of the West, were much feared. During the afternoon (January 1st, 1872) Sisterança's wife was sleeping and awoke hearing a strange noise in the next room, she got up, but could see nothing. She was in a great fright and spread a report that an *Asasyu* had come into the house." Auch

[1] a tribe speaking their language, but with a peculiar accent, they call them 'Ishawa', who are cannibals, but they strenuously deny any such connection among themselves." Hyades (h): 1246 und (p): 331 hingegen versichert lautstark: „Il n'y a pas de tradition d'anthropophagie." Wenn er damit sagen will, daß von den Yamana selber die Menschenfresserei nicht geübt wird, ist er ganz und gar im Recht (S. 252).

[1] Ebenso Bridges (j): 15, Dabbene (k): 294, Hyades (f): 508 und (q): 159, u. a. m.

Hyades (f): 588 und (q): 254 wiederholt ausführlich die Ansicht, die ihm drei Yamana-Männer in Bahía Orange am 3. April 1883 enthüllt haben. Demzufolge dringen die Mörder mit großen Booten in das Gebiet der Yamana ein. „Si les hommes s'endorment, les habitants de l'ouest s'introduisent aussitôt dans les huttes, coupent le cou de tous les individus, hommes et enfants (sauf peut-être les femmes), et les mangent ensuite en les faisant cuire sur le feu."

Überdies erzählen sich die Yamana eine eigene Geschichte von den Menschenfressern, *Hamanáylum wátuwa*, die hier folgt: Einige Leute aus der Zentralgruppe lagerten einst in *Hamanáylum*.[243] Sie hatten beobachtet, daß schon viele andere Familien westwärts gefahren waren. Das Gerücht ging nämlich um: „Dort in *Wáiman*[244] liegt ein Wal am Strande." So sagten sich diese Leute hier: „Auch wir werden dorthin fahren, um viel Fleisch und Speck uns dort zu verschaffen. Nur diese Nacht ruhen wir hier noch einmal gut aus!" Wirklich, am nächsten Morgen bestiegen sie ihre Kanus. Sie fuhren den ganzen Tag hindurch und fuhren immer weiter, auch während der Nacht; denn sie wollten möglichst bald zum Wal hinkommen. Es waren zehn Familien und ein *yékamuš*. Weil sie auch während der ganzen Nacht weiterfuhren — und diese Nächte waren sehr dunkel —, konnten sie die Küste nicht genau sehen. Tatsächlich fuhren sie an jenem Wal vorbei! Doch sie ruderten immer weiter und weiter. Sie waren längst nach *Hapananüši*[245] gekommen und liefen hier endlich in einen Hafen ein, sie waren alle sehr müde. Hier stiegen sie aus, um zu sehen und zu fragen, wo denn eigentlich der Wal wäre, den sie schon so lange suchten.

Viele Leute hatten hier ein großes Lager gemacht; diese aber waren Menschenfresser. Sie hatten die Gewohnheit, jeden aufzufressen, der vom Osten hierher kam. Um jeden leicht umbringen zu können, ließen sie immer nur je einen Fremden in je eine ihrer Hütten eintreten und dort übernachten; denn mit einem Fremden konnte jede Familie in ihrer Hütte leicht fertig werden und ihn schnell umbringen.

Als nun diese zehn Familien hier ausgestiegen waren, wurden sie an zehn verschiedene Hütten verteilt, und den *yékamuš* schickte man in eine andere Hütte. Er trat hier ein; eine alte Frau saß auf ihrem Lager, nahe dem Feuer und machte ein Körbchen. Ihr Mann sagte zum *yékamuš*, als dieser eingetreten war: „Setz dich hierher, nahe ans Feuer! Du bist wohl sehr hungrig?" Darauf erwiderte der *yékamuš*: „Ja, ich bin sehr hungrig; denn wir sind sehr lange gefahren und suchten den gestrandeten Wal, ohne ihn zu finden. Wo mag wohl der Wal liegen?" Da nahm jener Mann sein Messer und faßte bei seinem Weibe nach der linken Brust; diese war lang und fett und er schnitt sie ab. Er hing sogleich dieses Stück ans Feuer, um es zu braten. Das sah der

[243] Ein kurzer Strand, etwa 3 km westlich vom heutigen Ushuaia.

[244] Damit bezeichnet man den ganzen Westen des Yamana-Gebietes, im besonderen das nördliche Ufer des Canal de Beagle (S. 205).

[245] Bezeichnung für das angrenzende Gebiet der Halakwulup.

yékamui. Entsetzt sagte er: „Willst du dieses Stück etwa für mich braten?" Der andere Mann erwiderte: „Ja, das ist für dich; denn du bist ja sehr hungrig!" Hierauf sagte der *yékamui* ganz entrüstet: „Ich werde nie Menschenfleisch essen! Was hältst du denn überhaupt von uns? Wir sind gekommen, um jenen Wal zu suchen, von dem man uns sagte, daß er hier im Westen gestrandet sei. Wir essen kein Menschenfleisch!" Dabei verließ er die Hütte und suchte draußen herum, bis er ein Stück Fleisch fand. Damit kam er zur Hütte zurück, legte es ans Feuer und briet es; dann aß er es.

In dieser Hütte war auch ein Korb aufgehängt. Darin saßen zehn kleine Kinder. Als diese den *yékamui* ansichtig wurden, hüpften sie freudig auf in ihrem Korbe und sangen: *yérum hapánana, yérum hapánana*. Sie wollten damit sagen: „Heute möchten wir diesen Mann verspeisen." Doch die beiden Alten erwiderten, ebenfalls sehr freudig: *„hamaüinna hapánana, hamaüinna hapánana*."[946]

Da ahnte der *yékamui*, was das wohl bedeuten sollte; er erkannte die ernste Gefahr, in der er mit seinen Leuten schwebte! Weil er ein großer *yékamui* war, warf er unbemerkt ein Stück Fett ins Feuer. Während es verbrannte, ließ er über alle Leute dieses Lagers hier einen sehr tiefen Schlaf kommen. Sofort schliefen auch alle diese Leute hier ein und schliefen so tief, daß keiner mehr sich regte. Schnell lief der *yékamui* jetzt zu seinen eigenen Leuten und sagte ihnen, sie alle wären in größter Gefahr. Alle griffen sie sofort nach ihren Sachen und stahlen, was sie erreichen konnten vom Gut dieser Menschenfresser hier, luden alles auf ihre Kanus und fuhren schleunigst fort. Sie beeilten sich, wieder nach Osten zu kommen, zu ihrer Heimat.

Als sie schon weit weg waren, fing ein Hund an laut zu bellen. Weil er sehr stark bellte, wachten jene Leute dort wieder auf und merkten gleich, daß ihnen alle Sachen geraubt worden waren. In weiter Ferne erblickten sie soeben noch die davoneilenden Diebe. Schnell machten sie sich fertig, um jene Diebe zu verfolgen. Als diese aber sahen, daß die Menschenfresser ihnen nachgefahren kamen, überfiel sie eine große Angst. Sie versteckten sich in *Asásiwuja*.[947] Doch das merkten die *Hapanannüli*-Leute und warfen jetzt mit der Schleuder einen großen *kpuáli* [Feuerstein]. Dieser schlug ganz nahe dem Versteck jener Flüchtlinge auf; er platzte und gab einen lauten Knall wie Donner. Diesen hört man heute noch in jener Gegend.[948] Daraufhin warfen

[946] Das hier von den Halakwulup verwendete "hapanana" ist mir als ein Wort ohne jeden Sinn bezeichnet worden. Die Kinder wollten jenen Alten zu verstehen geben, daß sie am liebsten heute schon jenen Mann verzehren möchten, während die Alten den Schmaus auf morgen verschieben wollten. Damit aber jener fremde Mann nicht erkennen könnte, was man mit ihm vorhatte, so benutzten jene eben allein die Adverbien "heute" und "morgen", in Verbindung mit einem durchaus inhaltslosen Worte. Den Alten war dies Kindern reichte das aus und sie verstanden sich gegenseitig. Ob es mit "hapána" im BO-Text zusammenhängt, kann ich nicht entscheiden. — Das gleiche nichtssagende Wort war auch der Anlaß dafür, sie selber als die "Hapanana-Yamana" und ihr Gebiet als "Hapananali" zu kennzeichnen (S. 957).

[947] Diese kleine Bucht liegt westlich von der Bahia La Romanche, im Nordwest-Arm

jetzt die Flüchtlinge einen großen Teil der gestohlenen Sachen aus ihren Kanus hinaus, um auf der Flucht leichter und schneller zu sein. Sie ruderten wieder weiter, immer nach Osten, vorbei an *Lapatája* und an *Hamandjáam*, bis sie wieder nach *Ukuwája* kamen, wo sie ihr früheres Lager hatten. Aber die *Hapanamáli*-Leute warfen ihnen immer noch große Steine nach.

So sieht man auch heute noch in dieser ganzen Gegend, besonders aber in *Ankaiwája* und in *Lapatája* und in *Hamandjáam* sehr große Steine liegen; diese alle hatten die *Hapanamáli*-Leute den Dörben mit der Schleuder nachgeworfen. Auch alle Gegenstände, welche diese gestohlen hatten, wurden zu Steinen und liegen auch heute noch dort herum, wo jene Flüchtlinge sie aus ihren Kanus hinausgeworfen hatten.

Eine Variante dieser Erzählung wird regelmäßig den einäugig beim Abschluß der Jugendweihe vorgetragen. Sie dient dort dem besonderen Zweck, die geschichtliche Herleitung der *Ló'gwas*-Einrichtung aus dem Westen und ihre Übertragung in das Kerngebiet der Yamana zu begründen (S. 956).

Die genannte Darstellung an sich läßt deutlich genug erkennen, daß die gefürchteten Menschenfresser nur Gebilde der Angst der Yamana-Völker vor ihren westlichen Nachbarn sind. *Zu dieser* Beurteilung war sogar Bridges (i): 15 vorgedrungen: „This *Apanamáli* people are reputed to be cannibals, but I do not believe the report, which is no like others we have proved to be false." So viel ist allerdings sicher, daß die Halakwulup im Besitze der eigentlichen Planktonboote sind und zwar seit unbekannten Jahrhunderten.[*] Daß diese eine hübsche Zahl von Ruderern tragen, als die gebräuchlichen Kindskanus, bewährt sich. Bridges (i): 16 gibt anzuwenden an, endlich am 16. Februar 1883 das erste Fahrzeug dieser Art nahe bei der Isla Stuart gesehen zu haben, das auch von Halakwulup geführt wurde und allgemein *Hpáiij*-dann heißt (Vgl. im HD: 280 das *hipáiia*, a pole, log, trunk of a tree). An diese seine persönliche Beobachtung knüpft er die Erwägung: „It is very desirable for the sake of the Eastern natives to clear up the matter about these *hapatej-anan* wooden canoes which have been for ages a source of continual fear to the Eastern. These *hapatej-anan* were supposed to be manned by murderers who moved about in them by night in order to kill any natives they might meet. They drew up their canoes by day and secreted themselves and never lit a fire for fear of detection." Tatsache ist jedenfalls, daß kein einziger Yamana jener Mörder bei Tage gesehen hat und daß niemals die Besatzung einer ihrer Kanus unsere Yamana angegriffen und überwältigt hat. Jene *Whapatej* sind also weiter nichts als Phantasiegebilde.

[*] Damit meint man die dementsprechen Geschnecke oder Schläge, die ein Zusammenstoß von Booten oder ein Abbrechen großer Eisschollen von den Gletschern verursacht.

[*] Außer dem eigentlichen Plankenboot verfertigen und benützen die Halakwulup viel häufiger den Einbaum; auf diese beiden Stücke in ihrem Besitz wurde schon in Gewicht (a): 247 hingewiesen. Ihre Einbäume haben unsere Yamana ursprünglich bei den Halakwulup kennengelernt und von ihnen übernommen (S. 457). Zum Planktonboot sind die Yamana deshalb nicht übergegangen, weil es in ihrem Gebiete zu geringwertig Bäume fehlt.

2. Die Wassergeister

Viel häufiger und lebhafter, als jene Menschenfresser es tun, beunruhigen bestimmte Wassergeister die Aufmerksamkeit aller Leute. Man nennt sie *Lukáma*. Zwar halten sie sich mit Vorliebe an gewissen und ihnen günstigen Stellen auf, sie durchqueren aber auch jeden anderen beliebigen Wasserarm. Schon im *Aldgbaripa* wärenu ist dieses See-Ungeheuer als gefährlich geschildert worden; es bedroht jeden Kanu, holt die Insassen heraus und zieht sie in die Tiefe. Jeder *Lukáma* hat die Gewohnheit, sich ganz flach an der Wasseroberfläche breit zu machen, daß sein Rücken ein wenig herausragt, und dort zu warten, bis ein Kanu sich nähert. Von weitem ist der *Lukáma* nur schwer zu erkennen. Die Leute sagen häufig, nach seiner äußeren Gestalt stimme er mit einem Wal überein, andere vergleichen ihn mit dem dort nicht seltenen Kalmar *háka* (Loligo edulata Lam. Ortspez), und wieder andere mit einem Rochen. Auch sei er groß und sehr stark, nach Sprüche: *Bö „a great monster like a huge worm"*. Ist aber ein Kanu ahnungslos in dessen Reichweite gekommen, gelingt es ihm nur manchmal, dem Unheil zu entfliehen, dann nämlich, wenn der *Lukáma* sättigt oder guter Laune ist.

Nicht genug damit, daß er persönlich ein Kanu und dessen Insassen angreift, liegt es überdies in seiner Macht, plötzlich starke Wellenbewegungen und lebensgefährliches Unwetter zu veranlassen, wenn er ein Fahrzeug gefährden will. Deshalb meiden die Yamana jene Bereiche, in denen vermutlich ein *Lukáma* sich aufhält. Emma erzählte mir: „Als ich noch Mädchen war, planierte meine Familie, in Wulaia aufzubrechen und nach Norden zu ziehen. Am gleichen Morgen, da wir abfahren wollten, träumte jener yékamuk, der später mein Schwiegervater wurde, und sagte uns angsterfüllt: *Seid vorsichtig, sonst wird euch Unheil widerfahren!* Im Traume hatte er nämlich gesehen, wie beim Ausgange von *Yajmálipa* ein mächtiger *Lúkama* plötzlich unter Dampf umschlug und mit größter Geschwindigkeit auf den Grund sog; hier stieß er derart heftig auf, daß er sofort wieder an die Oberfläche zurückgeschleudert wurde. Dieses Hinunter und Herauf vollzog sich blitzartig, weshalb das Wasser zu beiden Seiten stand, als würde es eine Mauer bilden, und nicht einmal ein Tropfen drang in das Kanu. Als der yékamuk uns das mitgeteilt hatte, änderten wir in andere Richtung weiter." Seitdem vermeidet es Emma, den *Lukáma* nur zu erwähnen, und zwar aus höchster Angst vor ihm.

Ein persönliches Erlebnis erzählte Nella Lawrence: „Ich war noch Mädchen, da kam in mein Heimatgebiet [im Westen] eine Frau aus dem Osten. Mit ihr bin ich einmal im Kanu ausgefahren. Plötzlich entdeckte diese Frau einen großen *Lukáma*, der platt auf dem Meeresgrunde lag. Die Leute im Osten essen das Fleisch des *Lukáma*, wie im Westen dieses sie. Da griff die Frau sofort zu ihrer Krabbengabel *ákwa* (Abb. 62, S. 543) und sagte: *Ihn werde ich aufspießen, das gibt einen herrlichen Bissen!* Ich erschrak heftig, als ich das Tier erblickte. Die Frau aber stieß ihm ihre *ákwa* in den Kopf. Der *Lukáma* gebärdete sich außerordentlich wild und schwamm mit der Krabbengabel davon. Die Frau hielt sich daran einer Zeitlang fest und das ganze

Boot wurde nachgesetzt. Aber schließlich mußte die Frau ihre arme Indianerin und den *Lukóma* ertrinken." Bridges (a): 211 hat ebenfalls das Wirken dieses Geistes erwähnt: „They believe in a sea monster they call *Lucooma*, who causes tides and whirlpools, and instances are known, when canoes having been in danger from a whirlpool, or tide rip of children and dogs being thrown overboard to appease the wrath of *Lucooma*." Die hier ausgesprochene Behauptung, es würde dem *Lukóma* sogar ein Kind geopfert, damit er sich beruhige, haben sowohl ein gewisser Fuegos am Punto Arenas, der ein einziges Mal in seinem Leben auf einer zweitägigen Fahrt das Yamana-Gebiet durchquert hat, als auch Furlong (vgl. Cooper: 153) wiederholt. Mir persönlich konnte kein einziger Yamana einen bestimmten Vorfall dieser Art nennen; alle aber haben es einstimmig und entschieden verneint, daß jemals ein Kind oder ein Hund für den *Lukóma* preisgegeben worden wäre. Fred Lawrence beurteilte es als glatte Unmöglichkeit, daß die Yamana sich zu einer derartigen Tat entschließen hätten. Sie lassen wohl, um das Boot zu erleichtern, bei erster Gefahr besonders schwere Stücke Holz oder einen großen Seelöwen ins Wasser fallen, aus Rücksichten der Sicherheit.[90] Vielleicht hat dabei jemand auch einmal an den *Lukóma* gedacht; indes, das ist weder allgemeine Regel, noch ein Zeichen der Ehrfurcht vor *Lukóma* oder den Kultus. Die Tatsache allein, daß die Yamana nicht einmal in ihren Angaben über Gestalt und Größe des *Lukóma* übereinstimmen, weist deutlich darauf hin, daß dieser nur ein Erzeugnis der Einbildungskraft sind: letztere arbeitet bei dem einen Menschen stärker als bei dem anderen. Überdies, so heißt es, unterhält *jeder yékamal* günstige Beziehungen zu den *Lukóma* und wenn er seinen Gesang anstimmt, lassen sie ihn unbehelligt weiterrudern.

Die Yamana erzählen folgende *Lukóma*-Sage: In alter Zeit fuhren Leute nach *Kalawállawaja*. Dort gibt es viele *Lukóma*, aber diese Leute wußten es nicht. Bald kamen auch die *Lukóma* heran und sämtliche Leute ertranken ihre Kanus; eben noch konnten sie ihr Leben retten nach einem Strande, wo gar kein Holz war. Lange blieben sie ohne Feuer und hatten schließlich nichts mehr zu essen. Aber auf der anderen Seite war ein schöner Platz mit viel Holz. Da sah ein Mann an einem Tage etwas auf der Oberfläche des Wassers liegen, es war ganz breit und flach; bald kamen noch mehr mächtige Stücke hinzu. Er schaute genau hin und sah, daß es nur *Lukóma* waren, die dort einer neben dem anderen lagen. Es wurden es viele, daß sie das eine Ufer mit dem anderen verbanden. Ganz ruhig lagen sie da. Der eine Mann sagte: „Wenn wir schnell über diese alle hinweglaufen, so kommen wir ans andere Ufer!" Er machte das, rannte schnell und erreichte den jenseitigen Strand. Sogleich vermochten es auch die beiden anderen Männer und die Frauen und Kinder. Aber da diese gar zu langsame gingen, so senkten sich

[90] Bridges (a): 172 behauptet, die Yamana glaubten an Wirbelwinde „produzidos por espíritus malos, y para apaciguarlos echan al agua algunos bienes y perfumes de maderas". Diese Behauptung dürfte auf ungenauer Beobachtung beruhen; mir gegenüber haben die Indianer einen derartigen Brauch als ihnen fremd erklärt.

alle *Lakúma*, verschwanden im Wasser und nahmen alle diese Leute mit.[350] Die *Lakúma* schaden eben ernstlich einem jeden, der in ihre Reichweite gerät.

Allein jener eine Mann hatte sich gerettet, der ein großer *yékamal* war. Dieser ging dann zu andern Leuten, rief sie herbei und erzählte ihnen alles. Er sagte: „Wir müssen jetzt viele *yékal* machen und diese *Lakúma* dort unten töten!" Sofort begannen die Männer mit dieser Arbeit. Dann gingen sie gegen die *Lakúma* vor und töteten viele davon. Diese lagen unten auf dem Grunde. Wenn man heute an diese Stelle kommt, sieht man auf dem Grunde viele ganz flache Steine. Das sind jene zahlreichen *Lakúma*, die hier langsam, flach sich haltend, damals mit den Leuten untergegangen sind und jetzt noch dort an jener Stelle im Wasser liegen.

Außerdem wird noch die folgende Geschichte vom ungehorsamen Mädchen, *tár-ikīpa sótuma* wiederholt, die ich ebenfalls dem alten WHATTS[351] verdanke: Ein Mädchen, das *tár-i* ist, darf Beeren nicht essen. Nun war einmal eine *tár-ikīpa*, die sehr starke Lust empfand, Beeren zu kosten. Das Mädchen lief heimlich fort, setzte sich im Walde nieder und aß reichlich *mudim*. Eigentlich hat das Mädchen die Beeren nicht gegessen und verschluckt, es brachte nur die Beeren an seine Zähne, preßte den Saft aus und warf die festen Teile beiseite.[352] Keiner von ihrer Familie wußte darum.

Als die Familie dieser *tár-ikīpa* bald danach über einen breiten Wasserarm fuhr, tauchte ein großer *Lakúma* auf und bedrohte alle Personen. Sofort warfen sie in ihrer Angst viele Muscheln, Vögel und Fleischstücke ins Wasser, doch der *Lakúma* gab das Kanu nicht frei. Das Mädchen hielt sich am Boden des Kanus versteckt und schaute gar nicht auf. Jetzt ergriffen die Leute ihren Hund und warfen ihn hinaus; doch auch damit gab sich der *Lakúma* nicht zufrieden. In ihrer Verzweiflung faßten nun die Leute ein kleines Mädchen und schleuderten es ins Wasser: sehr schnell sank das Mädchen unter. Trotzdem gab der *Lakúma* das Kanu noch immer nicht frei. Da griffen die Leute endlich nach jenem großen Mädchen, der *tár-ikīpa*, und stießen es über Bord. *Lakúma* faßte es begierig und sank damit blitzschnell hinunter in die Tiefe. Bald stiegen die Eingeweide [von jenem Mädchen] auf und schwammen an der Oberfläche. Dadurch wurden die Leute sehr traurig gestimmt. Nach einiger Zeit erschien auch jener *Lakúma* selbst wieder an der Oberfläche, legte sich ganz platt hin und dehnte sich sehr in die Breite. Da entdeckten die Leute auf seinem Rücken sehr viele Muscheln von solch ungewöhnlicher Größe sitzen, wie sie ihnen bislang noch nie zu Gesicht gekommen waren.[353] Die Männer griffen darnach und

[350] Das gleiche merkwürdige Motiv wiederholt sich auch noch in einem anderen Zusammenhange (S. 1292).

[351] Eine kürzere Fassung derselben habe ich früher von einigen Frauen erfahren und auf S. 733 wiedergegeben.

[352] Auf diese Weise glaubte das Mädchen den Wortlaut des an sich eindeutigen und bestimmten Verbotes umgehen zu können.

[353] Bekanntlich sitzen auf dem Rücken eines alten Wales zahlreiche Parasiten, vor allem Balanus- und Coronula-Arten. Auf sie spielt dieser Satz an.

holten einige herunter. Deren Schalen waren ganz besonders scharf. In ihrer Wut zerschnitten die Männer damit eiligst den ganzen *Lakúma*, rissen ihm die Eingeweide heraus und zerstückelten ihn vollständig. Der *Lakúma* war sofort tot und sank auf den Meeresgrund hinab. Im gleichen Augenblick bewegte sich das Kanu von der Stelle, ohne daß jemand die Ruder angewendet hätte, und blitzschnell erreichte es das Ufer. Die Leute atmeten erleichtert auf. Jenes Mädchen aber blieb für sie verloren; es hatte eben als *itá-ikipa* von den Beeren gekostet.

Diese Erzählung, die ein offensichtlich erzieherisches Ziel verfolgt, wird ausdrücklich als Mythe *wútuwa*, nicht als wirkliches Erlebnis einer bekannten Familie ausgegeben. Ich vermute, Bridges (a): 211 hat davon einiges erfahren und den echten Sagenstoff als eine tatsächliche Begebenheit aufgefaßt. Jedenfalls steht so viel fest, daß die *Lakúma* als Gebilde der Phantasie und Furchtsamkeit unserer reichlich abergläubischen Feuerländer zu bewerten sind.

3. Die Waldriesen

Da die benachbarten Selk'nam die Gestalt des Riesen und Menschenfressers *Cáxels* besitzen (Bd. I, 593), befremdet es nicht, daß unsere Yamana von vielen riesenartigen Geistern erzählen, die den Kap Hoorn-Archipel unsicher machen. Vergleicht man diesen Sagenstoff hier und dort, so wird offensichtlich, daß der des Selk'nam-Stammes reichhaltiger und gut gegliedert ist, daß aber auch erhebliche Unterschiede bestehen. Immerhin empfiehlt sich auch ein Vergleich mit den *Yóši*.

Die Riesen heißen *Hánnui*. Deren gibt es, wie die Leute sagen, eine unansehnliche Zahl, die sich über das ganze Land verteilt. Jeder hält sich ausschließlich im Walde auf und hier verbirgt er sich hinter dicken Stämmen, so oft ein Mensch sich nähert. Auch beherrscht ein jeder ein gewisses Gebiet, wo er ganz für sich lebt; er durchstreift es nach allen Richtungen regelmäßig allein und äußerst selten nur treffen mehrere *Hánnui* irgendwo zusammen. Jeder ist zumindest noch einmal so hoch als ein erwachsener Yamana. Er geht splitternackt; denn sein Körperhaar ist fast so dicht und wollig, wie die Wolle des Guanaco.

Durchwandert ein einzelner Yamana den einsamen Wald oder streckt er sich darin zum Schlafe aus, dann nähert sich ihm der *Hánnui*. Die Leute vermeiden es deshalb aus Furcht vor ihm, tief in das Innere des Waldes einzudringen und halten sich gewöhnlich am Waldesrande auf. Hier aber vernehmen sie das Krachen der Bäume und Brechen der Zweige, die dort zusammenknicken, wo er seinen Fuß hinsetzt; auch hören sie oft ein sturmartiges Windesbrausen, durch das er seine Annäherung ankündigt. Auf diese Weise gewarnt, bringt sich jeder, der dazu noch eine Möglichkeit sieht, schleunigst in Sicherheit; am besten besteigt er sein Kanu und fährt auf einen offenen Kanal hinaus, wohin ihm der *Hánnui* niemals folgen könnte. Mit Vorliebe überfällt dieser Riese jene Männer und Frauen, die sich dem Schlafe

überlassen haben; er beraubt und erschlägt sie. Auch nähert er sich des Nachts den Hütten, die am Waldesrande aufgerichtet worden sind, zumal dann, wenn sie nur wenige Leute beherbergen; diese bringt er um. Erst recht sieht er es auf träge Weiber ab, die in den Wald gekommen sind, um Holz und Beeren zu sammeln, statt dessen aber sich zum Schlafe niedergelegt haben. Sachte und leise schleicht er sich an sie heran, dann läßt er einen tiefen Schlaf über sie kommen. Jetzt wohnt er ihnen bei und befriedigt seine Lust. Junge Frauen schleift er am liebsten zu seiner Behausung, wo sie ihm wehrlos ausgeliefert sind. Jeder *Hánnuš* gilt als ein geiler Geselle. Männern versetzt er gern einen schweren Schlag mit seiner mächtigen Keule und läßt sie im Walde liegen. Am liebsten jagt er halberwachsenen Kindern, erst recht Mädchen nach; alle, die er einfängt, schleppt er mit sich in den Wald hinein, wo er selbst wohnt. Seine Behausung ist fast immer eine große Höhle tief drinnen im Walde, in der sich gelegentlich auch noch der und jener *Hánnuš* einrichtet. Hier hält er alle jene Kinder zurück, die er eingefangen hat; er bemalt ihren ganzen Körper gleichmäßig rot und spielt oft mit ihnen. Diese Kinder sind, genau so wie er selbst, splitternackt; sie müssen mit ihm ihr ganzes Leben verbringen. Sehr zahlreich ist dieses *Hannuš*-Volk. Ausnahmsweise nur läßt *Hánnuš* das eine oder andere Kind, das ihm nicht gefällt, wieder entweichen, und zwar schon in den ersten Tagen, nachdem er es eingefangen hat, daß es zu seinen Eltern zurückkehren kann. Sämtliche *Hánnuš* sind männlichen Geschlechtes und immer vollreif.

Der eine und andere meiner Gewährsleute vertrat die Meinung, die *Hánnuš* hätten früher unter den gewöhnlichen Menschen gelebt und sich erst später in den Wald zurückgezogen. Seitdem sind sie den Menschen feindlich gesinnt, in erhöhtem Maße den Männern. Aus bloßer Lust am Morden schlägt der *Hánnuš* jeden Mann nieder, den er erreicht. Selbstverständlich bleiben die Yamana jenen Plätzen fern, auf denen ein *Hánnuš* sich häufiger bemerkbar macht, unter keinen Umständen übernachten sie drinnen im Walde.

Bridges (a): 211 hat schon einige Hinweise auf die *Hánnuš* gebracht: „These Indians believe in ghosts, in wild men of the woods, called *Kanoosh* ... Some of them pretend to have seen and killed *kanoosh*, but they never prove their bravery by showing any part of the body, which is said to be very dreadful. They have many *kanoosh* tales. Ocoko supposes the *kanooshes* to be men who either in madness, or after a murder, have run away into the woods, and so became wild." Später hat er (i): 15 und (k): 237 das ein wenig ergänzt; auf ihn stützen sich Cojazzi: 106, Dabbene (b): 203 und Hyades (q): 256.[201]

Noch früher hatte Fitz-Roy (a): 180 von diesen Waldriesen erfahren und eine auf sie passende Geschichte berichtet, ohne ihren richtigen Namen anzu-

[201] Bridges (e): 322 schreibt anderswo reichlich unbestimmt: Die Yamana „glaubten an das Vorhandensein von Wahnsinnigen in den Wäldern, welchen sie übernatürliche Kräfte und die größte Feindschaft gegen das menschliche Geschlecht zuschrieben. Vor diesen hegten sie eine sehr große Furcht und nie wagten sie sich allein auf große Entfernungen in die Wälder". Das paßt am ehesten auf die Waldriesen.

geben: „A great black man is supposed to be always wandering about the woods and mountains, who is certain of knowing every word and every action; who cannot be escaped, and who influences the weather according to men's conduct. York related a curious story of his own brother who had committed a murder. 'In woods of my country, said he, some men go about alone; very wild men — have no belly (meaning probably that they were very thin), live by stealing from other men.' He then went on to say, that his brother had been getting birds out of a cliff, and, on coming down, hid them among some long rushes, and went away. Soon afterwards he returned, and, seeing feathers blown away by the wind from the spot, suspected what was going on; so taking a large stone in his hand, he crept stealthily towards the place, and there saw one of these wild men plucking a bird which he had got out of the cliff. Without saying a word, he dashed the stone at the wild man's head, and killed him on the spot. Afterwards York's brother was very sorry for what he had done, particularly when it began to blow very hard. York said, in telling the story, 'rain come down — snow come down — hail come down — wind blow very much. Very bad to kill man. Big man in woods no like it, he very angry'. At the word 'blow', York imitated the sound of a strong wind; and he told the whole story in a very low tone of voice, and with a mysterious manner; considering it an extremely serious affair."[283]

Wie aus dieser Geschichte zu entnehmen ist, erzählt dann und wann ein Yamana von seinem persönlichen Zusammentreffen mit *Hánnuš*, von seinem Ringen und Kämpfen mit ihm.[284] Nelly Lawrence hat mir am 10. April 1923 folgendes wiederholt: „Mein Onkel weilte einst auf einer Insel und schaute nach Bäumen, in denen Kormorane saßen; er wollte einige fangen. Die einzelnen Stellen merkte er sich gut. Am Abend ging er dorthin zurück und da gewahrte er auf einem Baume einen ungewöhnlich dicken Ballen. Sofort warf er mit seiner Schleuder darnach und der Ballen fiel mit lautem Aufschlag zu Boden. Geängstigt eilte er zu seiner Hütte, es war dunkle Nacht. In der Helle des nächsten Morgens suchte er gemeinsam mit seinem Bruder [Vater der Nelly] jene Stelle auf. Ganz nahe dabei befand sich unauffällig eine tiefe Höhle. Hier lag der entstellte Körper eines *Hánnuš*. Heute noch liegen dort die großen schweren Knochen des *Hánnuš*, die ich mit eigenen Augen gesehen habe."

Noch eine andere Begebenheit hat mir Nelly etwas später mitgeteilt: „Vor vielen Jahren hat mein Vater im Walde nach Rinde für ein neues Kanu gesucht. Ermüdet setzte er sich auf einen Baumstamm und schlief ein. Leise schlich sich ein *Hánnuš* heran und versetzte ihm mit seiner Keule einen schweren Schlag auf den Kopf. Mein Vater sank um und blieb regungs-

[283] Einiges hiervon hat Darwin (d): 247 wörtlich wiederholt.

[284] Bridges (h): 237 hat die gleiche Beobachtung gemacht: „Pasaban de boca en boca historietas de las hazañas de estos Hannuhes, y se refería que fulano o sutano se había encontrado con uno de estos seres, que le había batido, vencido y muerto, y otros cuentos por el estilo."

los liegen. Der *Hánnuš* befühlte ihn nun auf allen Seiten und glaubte, er wäre tot. Er legte meinen Vater auf einen Rasenplatz im Walde und deckte ihn mit Reisig zu. Hier ließ er meinen Vater liegen und eilte davon. Mein Vater indes, obgleich schwer verwundet, beobachtete genau, was der *Hánnuš* mit ihm trieb und stellte sich tot. Nach zwei Tagen erst erhob er sich vorsichtig und schleppte sich unbeobachtet zu seiner Hütte zurück. Am Strande hatten seine Frau und wir Kinder lange in banger Sorge auf ihn gewartet. Wir hatten geglaubt, er wäre verunglückt; denn drei Tage war er ausgeblieben. Nun erzählte er uns allen den Vorfall. Erst nach langer Zeit hat er sich von jenem Keulenschlage erholt." Der alte Wuaits erzählte mir in Gegenwart einiger Familien: „Ich kenne einen Knaben aus meiner Verwandtschaft, der sehr waghalsig und unerschrocken war. Einst kam er im Kánu mit seiner Familie zu jener Stelle, an der sich einige *Hánnuš* aufhielten. Der Knabe wußte nichts davon. Deshalb lief er frei und furchtlos dort herum. Die Mutter warnte ihn: ‚Sei vorsichtig und entferne dich nicht zu weit von uns in den Wald hinein!' Doch der Knabe achtete nicht auf diese Mahnung, sondern lief immer weiter weg und spielte ahnungslos mit seiner kleinen Harpune. In der Dämmerung überraschte ein *Hánnuš* diesen Knaben und schleppte ihn mit sich fort."

Sogar zwei eigentliche Mythen sind *Hánnuš* gewidmet. Die erste lautet: Einst hatte sich ein *Hánnuš* in die *Maxutuwə́r'elakīpa* verliebt. Sie war ein außergewöhnlich schönes Weib, überdies schlau und listig. Sie selber wollte vom *Hánnuš* gar nichts wissen und wehrte ihn jedesmal ab, so oft er sich ihr näherte und sie liebkosen wollte. Erst fühlte er sich enttäuscht. Später aber verdroß es ihn arg, so oft zur Hütte der *Maxutuwə́r'elakīpa* ganz vergeblich gekommen zu sein. Schließlich drohte er ihr damit, sie umzubringen, falls sie sich ihm nicht hingäbe.

Diese Frau lebte auf einer Insel. Es war eben Winter. Als der *Hánnuš* ihr in Aussicht stellte, er würde bald mit vielen anderen *Hánnuš* wiederkommen und ihr den Garaus machen, da dachte sie ernstlich an Abwehr. Eilig richtete sie eine feste Hütte auf und deckte diese mit starken Rindenstücken. Den Eingang hielt sie besonders eng und niedrig. Gegenüber diesem Eingang beließ sie ein kleines Schlupfloch; sie stellte Reisig davor und niemandem wäre es aufgefallen. Sie verstand es, schöne und feste Krabbengabeln *sirsa* (Abb. 62) herzustellen; davon hatte sie regelmäßig auf Vorrat.

Eines Abends fand sich nun wieder der *Hánnuš* bei dieser Frau ein und brachte noch einige Gesellen mit. Sie aber hatte sich gut vorbereitet. Als sie sah, daß der *Hánnuš* an ihre mit großen Rindenstücken gedeckte Hütte herantrat, kroch sie schnell durch die enge rückwärtige Öffnung hinaus ins Freie und nachdem der *Hánnuš* eingetreten war, fand er sie nicht. Er wandte sich wieder dem Eingange zu und schaute hinaus. Während er sich bückte und sich durchzwängen wollte, erhob sich die Frau in ihrem Versteck ein wenig und stieß ihm kräftig eine Krabbengabel ins Gesäß. Da schrie der *Hánnuš* vor Schmerz laut auf und zwängte sich jetzt eiligst durch den

engen Eingang hinaus. Sofort drängte sich ein anderer *Hánnuš* in die Hütte hinein; er wollte sehen, was vorgefallen wäre. Aber auch er fand die *Maxutuwêr'elakīpa* nicht. Als er nun ebenfalls sich bückte, um hinauszukriechen, jagte die Frau auch ihm mit kräftigem Stoß eine *álrsa* ins Gesäß. Er mußte laut aufschreien und augenblicklich preßte er sich durch den schmalen Eingang hinaus; er zog die *álrsa* mit, die ihm im Hintern steckte. Darüber verwunderten sich die übrigen *Hánnuš*. Noch ein dritter wagte sich in die Hütte hinein, suchte hier nach jener Frau umher und konnte sie ebensowenig entdecken. Er stellte sich an den Eingang und rief von drinnen den andern *Hánnuš* zu: „Ich finde das Weib hier nicht!" Während er sich bückte, um hinauszurutschen, stieß die *Maxutuwêr'elakīpa* aus ihrem Versteck auch ihm eine Krabbengabel in das Gesäß. Vor Schmerz konnte er sich kaum rühren; denn die *álrsa* war sehr tief eingedrungen. Er zwängte sich hinaus und die *álrsa* in seinem Hintern schleifte er so lange nach, bis ein anderer *Hánnuš* ihn davon befreite. Er schrie entsetzlich. Daraufhin wurde den übrigen *Hánnuš* unheimlich zu Mute. Sie überlegten und entschlossen sich: „Am besten wird es sein, wir alle machen uns schleunigst davon!" Wirklich, sie standen auf und eilten in das Waldesinnere zurück.

Die schlaue *Maxutuwêr'elakīpa* dort drüben auf der Insel hatte längst ihre sämtlichen Sachen an eine andere Stelle des Strandes geschleppt. Als die *Hánnuš* sich weit genug entfernt hatten, kroch sie aus ihrem Versteck hervor und eilte an den Strand hinunter. Schwerer Winter herrschte und der Kanal war zugefroren. Sie trat auf die dicke Eisdecke, die nicht durchbrach. Während sie voranschritt, schlug sie hinter sich kleinere Eisschollen ab. Kaum hatte sie die Mitte des Kanals erreicht, waren auch die *Hánnuš* oben auf dem nahen Berge angelangt. Von dort aus erblickten sie die *Maxutuwêr'elakīpa*. Sie gerieten in Wut und eilten den Berg hinunter zum Strande hin; sie wollten jenes erbärmliche Weib, das sie alle überlistet hatte, umbringen. Die *Maxutuwêr'elakīpa* aber rief spöttisch den *Hánnuš* zu: „Kommt nur nach, ich werde hier indessen auf euch warten!" Da rannten die ersten von ihnen auf das Eis. Sie hatten nämlich geglaubt, es bilde noch das zusammenhängende große Stück einer festen, unbeweglichen Eisdecke, über die jene Frau hinweggeschritten war. Weil diese aber die geschlossene Eisdecke zu kleinen Eisschollen zerstückelt hatte, sanken jene ersten *Hánnuš* sofort unter; denn die kleinen Eisschollen trugen diese großen, schweren Wesen nicht. Als jene anderen *Hánnuš* am Ufer sahen, wie die ersten ertranken, blieben sie zurück; sie schickten der *Maxutuwêr'elakīpa* noch viele Drohungen nach und kehrten um.

Das eigentliche Ziel dieser Mythe ist es, die ganze *Hánnuš*-Gesellschaft als tölpelhaft und blöd zu kennzeichnen. Eben deshalb können sie mühelos von einem Yamana überlistet und zum Narren gehalten werden. Überdies sind die *Hánnuš* minderwertige Wesen, was die folgende Mythe zum Ausdruck bringt. Sie lautet:

Einst lebte ein blinder Mann mit seiner Frau. Jedes von beiden schlief

auf eigenem Nachtlager, durch das Feuer vom andern getrennt. Eines Nachts schlich sich ein *Hánnuš* in diese Hütte hinein, er näherte sich jener Frau und erzwang den Beischlaf. Der alte Mann spürte leise Geräusche, als der *Hánnuš* sich entfernte, und fragte seine Frau: „Was raschelt denn da so merkwürdig?" Sie antwortete: „Hier rührt sich nichts; rege dich doch nicht unnötig auf!" Nach einiger Zeit aber erkannte der Alte, daß seine Frau schwanger war. Wirklich gebar sie bald einen Sohn. Der blinde Mann liebte diesen Sohn gar nicht; er wußte ja, daß er von ihm nicht herstammte. Und zwar war dieser Sohn ein ungewöhnliches Wesen. Schon nach wenigen Tagen war er um vieles größer, er war imstande zu laufen und zu klettern, er arbeitete sofort fleißig für die Eltern. Besonders dem blinden Manne half er viel, denn er sah in ihm seinen leiblichen Vater.

Wenn dieser Sohn durch den Wald ging, stieß er da und dort gelegentlich auf sonderbare Zeichen an den Bäumen. Er fragte sich: „Woher wohl mögen diese Zeichen stammen? Mein blinder Vater hat sie sicherlich nicht angebracht." Als er eines Tages wieder einmal diese Worte aussprach, schaute ein *Hánnuš* hinter dem Baume hervor und sagte freundlich: „Ich selber bin es, der diese Zeichen angebracht hat!" Der Kleine verstummte, denn er fürchtete sich vor dem *Hánnuš*. Dieser fuhr fort: „Mein eigener Sohn also erschrickt vor mir?" Darüber verwunderte sich der Kleine und lief zur Hütte zurück. Ihn hatten die Worte des *Hánnuš* verletzt, deshalb fragte er seine Mutter: „Es kann doch nicht sein, daß ich zwei Väter habe?" Seine Frage vernahm auch der blinde Vater; voller Ärger erklärte er jetzt dem Kleinen, daß dessen Mutter eines Nachts mit einem *Hánnuš* geschlafen hatte. Die Mutter aber wies das zurück und versicherte: „Das ist nicht so. Nur im Traume ist einmal ein *Hánnuš* an mein Schlaflager gekommen!" Trotzdem arbeitete der Kleine für den blinden alten Mann fleißig weiter; doch jenen *Hánnuš*, seinen richtigen Vater, liebte er nicht.

Eines Tages war der Kleine wieder im Walde beschäftigt. Sein Vater, der *Hánnuš*, näherte sich, nahm ihn in seine Arme und trug ihn an jenen Ort, wo seine große *Hánnuš*-Familie weilte. Das war eine weite Höhle. Hier waren viele *Hánnuš* beisammen, aber sämtlich sehr merkwürdige Wesen: Einige besaßen vier Augen, andere nur ein einziges, einigen fehlte der Kopf, anderen stand das Gesicht auf der Brust, diese hatten nur ein einziges Bein, jene nur einen Arm und andere waren anders verunstaltet. Diese nun stürmten ausnahmslos heran und begafften neugierig den Fremdling. Nach einiger Zeit geleitete der alte *Hánnuš* diesen seinen eigenen Sohn wieder zu jener Stelle im Walde zurück, von der er ihn weggenommen hatte. Dem Kleinen aber war sehr übel zu Mute. Nachher erzählte er den Yamana sehr genau alles, was er dort bei dem *Hánnuš*-Volke erlebt hatte. Auch weiterhin arbeitete er fleißig für jenen blinden alten Mann.

Allein schon diese beiden Mythen sprechen es deutlich genug aus, daß die *Hánnuš*-Geister nicht im entferntesten der Gegenstand kultischer Verehrung oder religiöser Huldigung sind.[257] Die Yamana erzählen, vor einem

Menschenalter seien hier in ihren Wäldern die *Hánnuš* zum letzten Male gesehen worden, seitdem habe man von ihnen keine Spur mehr entdeckt. An den langen Winterabenden, wenn zwei oder drei Familien gemeinsam die gleiche Hütte bewohnen oder wenn mehrere Familien geraume Zeit an der nämlichen Stelle lagern, werden mit Vorliebe die Geschichten von den *Hánnuš* und die Eigenerlebnisse mit ihnen wiederholt (S. 388). Sie gehören in den Winter sozusagen "saisongemäß". Zur Sommerszeit fehlt es dazu an der geeigneten Stimmung. Auf meiner dritten Reise sprachen eines Abends die Leute sehr ausführlich über das, was sie von den *Hánnuš* wußten; der blinde Wratts war zugegen. Arglos warf er die Frage dazwischen: „Ist denn der Winter schon so nahe, daß ihr damit beginnt, von *Hánnuš* zu erzählen?"

Die hochbejahrten Männer verbargen vor mir ihren Schmerz darüber nicht, daß die Leute mittleren und jüngeren Alters den Geschichten und Mitteilungen über *Hánnuš* keinen Glauben mehr schenken und sie als Erzeugnisse der Selbsttäuschung oder Einbildung belächeln. Letztere machen nämlich geltend: „Wir haben doch zuweilen sogar wochenlang tief drinnen im Walde gearbeitet[288] und nie das geringste Anzeichen von einem *Hánnuš* beobachtet; viel weniger sind wir von *Hánnuš* belästigt worden!" So urteilt eben das neuzeitlich aufgeklärte junge Geschlecht der Yamana. Trotzdem halten die Alten an ihrem Glauben fest und sie bleiben dazu bereit, dann und wann aus ihrer festen Überzeugung heraus die beliebten Geschichten zu wiederholen. Vieles, was die Einbildungskraft der Yamana den *Hánnuš* zuschreibt, findet sich bei den *Yóii* der Selk'nam (Bd. I, 697) wieder.

4. Die Schutzgeister

Die Vorstellungen der Yamana von den *Yeſáčel* sind bei weitem nicht so ausgedehnt und so bestimmt, wie die von den *Hánnuš*. Das erklärt sich wohl daraus, daß die *yékamuš* jene Geister auffällig viel für sich selber in Anspruch nehmen; eben deswegen wird es den übrigen Leuten nicht bewußt, daß auch ihnen ein solcher Schutzgeist tatsächlich zugewiesen ist.

Die älteren Yamana, die sich mit dem Inhalt dieses Glaubens etwas nachdenklicher befassen, kennen übereinstimmend das Bild von der Persönlichkeit der *Yeſáčel*. Richard und auch einige Indianerinnen haben sie mir folgendermaßen beschrieben: Die *Yeſáčel* sind sehr kleine Gestalten, "nur eine Daumenlänge groß". Sie fallen dadurch auf, daß sie glatzköpfig sind; ein jeder besitzt nur drei bis vier lange Haare, die in der Gegend des großen Haarwirbels aufgerichtet stehen. Es gibt deren männlichen und weiblichen Geschlechtes in etwa gleicher Zahl. Sie legen keinerlei Kleidung an, sondern laufen splitternackt herum. Die alleinstehende Meinung des alten Maïz-

[287] Auch Bridges (k): 237 bestätigt: „Los indijenas jamas rendian culto ni reverencia a cushpik, hannush ni a ningun otro ser."

[288] Das waren Arbeiten im Dienste einiger Europäer für Sägewerke oder an Wegen im Auftrage der Regierung.

NIKENS, die *Yeſáčel* wären ausschließlich männlichen Geschlechtes, haben alle Leute entschieden zurückgewiesen. Die *Yeſáčel* sind in beträchtlicher Zahl da, doch nur ein *yékamuš* ist befähigt, im Traume sie zu sehen.

Was das Verhältnis der *Yeſáčel* zu den Menschen und insbesondere ihr Können anbelangt, so meinen unsere Indianer: Jedwede Person besitzt ihren eigenen *Yeſáčel*. Aufgabe des *yékamuš* ist es, jedem Kinde, das geboren wird, möglichst bald einen *Yeſáčel* zu "setzen", d. h. zuzuweisen. „Jedermann muß seinen *Yeſáčel* haben!" wird wiederholt und nachdrücklich versichert. Und zwar teilt der *yékamuš* jedem Menschen einen gleichgeschlechtlichen *Yeſáčel* zu, ein Knabe also erhält einen männlichen *Yeſáčel*. Sollte aus Versehen einem Neugeborenen dieser Schutzgeist nicht beigestellt worden sein, muß das Versäumte bei erster Gelegenheit, zumindest beim nächsten *lôjma yékamuš*, der Zusammenkunft der Medizinmänner, nachgeholt werden. Des *Yeſáčel* erste und wichtigste Aufgabe ist es, die ihm anvertraute Person vor Krankheit und leiblichen Schäden zu bewahren; darüber hinaus schützt er sie auch in Gefahren jedweder Art. Eben mit Rücksicht darauf darf man die *Yeſáčel* als "Schutzgeister" der Menschen beurteilen. Wenn ein Kind erkrankt, sehen die Eltern als ersten Grund dafür den, daß ihm noch kein *Yeſáčel* zugewiesen worden ist; sofort beauftragt man einen *yékamuš* damit. Wer einen *Yeſáčel* besitzt, erfreut sich zeitlebens guter Gesundheit, und deshalb „muß jedermann seinen *Yeſáčel* haben!" Stirbt der Mensch, verläßt ihn sein *Yeſáčel* ganz und gar. Dieser bleibt seitdem Waise und irrt allein umher, unabhängig von den anderen. Über ihren Aufenthaltsort und ihre Lebensweise sagen die Yamana nichts. Die *yékamuš* jedoch ergänzen, daß jene verwaisten *Yeſáčel* die sogenannten "gefährlichen Orte" bevorzugen; von hier aus stehen die *Yeſáčel* auch weiterhin mit den *yékamuš* im Einvernehmen und sind diesen immerdar behilflich.

Man hat mir übereinstimmend das Verhältnis eines jeden Menschen zu seinem *Yeſáčel* wie das von Vater und Sohn bzw. Mutter und Tochter, also überaus günstig und sehr vertraulich, geschildert. Noch enger ist jeder *yékamuš* mit seinem *Yeſáčel* verbunden. Obwohl der *yékamuš* jedermann einen *Yeſáčel* zuweist, hat er späterhin über diesen nicht mehr zu verfügen. Wohl aber, so ist mir mit viel Ernst versichert worden, müssen alle *Yeſáčel* sich nach *Watayinčjwa* und seinen Weisungen gleich willfährig und unterwürfig wie die Menschen richten; denn von ihm „hängen die *Yeſáčel* ebenso wie alle *yámana* [Menschen] ab!" Bei dieser Gelegenheit entschlüpfte jemandem die Äußerung: „Auch *Watayinčjwa* besitzt sein *Yeſáčel*." Die Anwesenden verrieten durch ein deutliches Mienenspiel, daß sie dieser Vermutung nicht beipflichteten; noch weniger war jemand imstande zu erklären, wer dem *Watayinčjwa* jenen vermeintlichen *Yeſáčel* zugeteilt hätte. Aus einzelnen vorausgegangenen Angaben ist bequem abzuleiten, warum der vollständige Name dieser Schutzgeister *Yeſáčel xêola*, "Geistchen" lautet. Mancher Indianer spricht statt dessen *Yapáčel*.

Mehrmals hat BRIDGES diese kleinen Schutzgeister erwähnt und zwar

regelmäßig nur in Verbindung mit den *yékamuš*. Gewiß, der *Yeſáčel* bedeutet für einen Medizinmann weit mehr, als für einen gewöhnlichen Menschen; denn er leistet ihm bei seiner beruflichen Betätigung besondere Dienste. Bei Bridges (a): 212 heißt es: Der *Yeſáčel* „is a doctor's son and appears to doctors in their dreams, tells them many things."[299] Im BD: 661 liest man: „*Yăpăčăl*, a being of more than human power and sagacity whom the *yékamuš* claimed as their inspiring power and instructor." Wenn, anschließend hieran, Bridges meint, diese Bezeichnung beinhalte auch noch „spirits of men, especially such as have been killed by violence", so muß ich das als unrichtig ablehnen. Ein Sonderverhältnis zwischen einem *yékamuš* und seinem *Yeſáčel* wird allgemein anerkannt, es kommt weiter unten nochmals zur Sprache. An dieser Stelle sollte vor allem auf den Glauben an die daumenhohen Schutzgeister hingewiesen werden, aus deren großer Zahl einem jeden Menschen sein *Yeſáčel* auf Lebenszeit zugeteilt ist.

b. Formen des Aberglaubens

Mehrere Gruppen bestimmter Geister wurden soeben genannt und beschrieben. Diese stehen als selbständige Wesen nicht im Dasein, sondern sind nur im Glauben der Yamana vorhanden. Insofern müssen sie als Gegenstand des Aberglaubens betrachtet werden. Sie wurden aber aus besonderer Erwägung getrennt behandelt und zwar vor allem deshalb, weil jede Gruppe eine eigene, bestimmte Erscheinung ist. Nicht so die Gestalten, die in den Träumen auftreten, und die mannigfaltigen abergläubischen Ansichten, die mit dem einen oder anderen bestimmten Umstande verknüpft sind.

1. Träume

Auf die rege Wachsamkeit der Yamana im Alltag und auf die gesteigerte Lebhaftigkeit ihrer Phantasie ist es zurückzuführen, daß sie h ä u f i g t r ä u m e n. Sozusagen alltäglich ist es, daß am Morgen irgendeiner der Erwachsenen in einer Familienhütte über seinen Traum berichtet. Ebensowenig gilt es als Ausnahme, daß jemand mitten in der Nacht durch einen lebhaften Traum aus dem Schlafe gerissen wird, seine Angehörigen weckt und dessen Inhalt ihnen mitteilt. Ein *yékamuš* bringt es sogar fertig, von seiner Schlafstätte aus zu sämtlichen Nachbarhütten hinüberzurufen und den Leuten kundzutun, was er soeben im Traume erfahren hat, obwohl dasselbe für die Allgemeinheit meist ohne jede Bedeutung ist. Wie sehr die *yékamuš* in den Träumen berufsmäßig tätig sind, wird weiter unten dargelegt werden. Bei den gewöhnlichen Menschen, so glauben die Yamana, stellen sich die wirklich häufigen Traumbilder von selber ein und beschäftigen jeden reichlich.[300]

[299] Bei (h): 238 wieder: „El y o c a m u s h pretende tener trato con seres llamados yapahchel, y son éstos los que les dan la facultad de ver y hacer cosas fabulosas, y especialmente la de curar y matar."

Je nach Inhalt, nach persönlicher Veranlagung und nach den gegebenen Umständen legt jedermann dem einen oder dem andern Traume eine größere oder geringere Bedeutung bei. Eine gewisse Regel oder eine Art von Maßstab dafür gibt es nicht, der einzelne hält eben nach eigenem Empfinden oder Ermessen von diesem Traume mehr und von jenem weniger. Was einen unmittelbar berührt oder mit ernsten Folgen bedroht, beschäftigt ihn lebhafter und regt ihn stärker auf, als belanglose, unscheinbare Alltäglichkeiten. Jeder, der von einem Traum erfährt, beugt sich ohne Widerspruch der Deutung, die der Träumer selber ihm gibt. Niemals würde es jemand wagen, die Beurteilung des Traumes dessen, der ihn erlebt und der ihn nach seinem eigenen Ermessen wertet, irgendwie abzuschwächen oder gar abzuweisen. Wer durch einen Traum außergewöhnlich beunruhigt wird, der wendet sich damit an einen *yékamuš;* dieser unterstreicht auch seinerseits regelmäßig den Ernst der ganzen Sache und beginnt meist sofort mit der Abwehr des im Traume angedrohten Unheils.

So unterliegt es keinem Zweifel, daß die Yamana ihren Träumen, die sie erschüttern und beängstigen, unbedingten Glauben schenken.[281] Das gilt hauptsächlich dann, wenn ihr eigenes Leben oder das ihrer nächsten Verwandten irgendwie bedroht wird. Die Traumgebilde, seien es nun Geister aus den oben genannten Gruppen, oder befreundete und feindlich gesinnte Bekannte, oder die Seelen der Verstorbenen, oder selbst Tiere, wertet der Yamana als wirkliche Erscheinungen, als lebende Wesen, die sich ihm gelegentlich vorstellen, als *kêšpiš.* Daher traut er ihren Worten und richtet sich nach ihren Warnungen, daher fürchtet er ihre Drohungen und stellt sich stillergeben auf das Unheil ein, das sie ankündigen. Erheblich werden unsere Indianer in ihrem vertrauensseligen Glauben an die Träume dadurch bestärkt, daß dann und wann eine durch den Traum veranlaßte Vorahnung sich erfüllt oder diese und jene Andeutung sich verwirklicht. Dergleichen sogenannte Beweise von der Zuverlässigkeit der Träume bzw. ihres Vertrauens auf dieselben bewahren sie ihr Leben lang im Gedächtnis und weisen darauf bei passender Gelegenheit immer wieder hin. Jeder beliebige Yamana wird zumindest ein derartiges Erlebnis, d. h. die Glaubwürdigkeit eines Traumes vorweisen können. Den Träumen der *yékamuš* mißt man erst recht vollen Wirklichkeitswert bei.

Schon Bridges hat das erkannt: „Dreaming of a doctor is much dreaded by these natives, since they believe it surely forebodes ill — either some sad disaster, or deaths caused by the doctor dreamt of. Uroopatoosh told me that his mother, the day she died, told him that she had dreamt of a doctor" (VSA: XI, 259; 1864). Viel früher hat Fitz-Roy (a): 181 den Jemmy Button als

[281] Hyades (q): 253 sagt kurz: „Les rêves sont fréquents; mais on ne paraît pas, en général, leur attribuer de signification ni d'importance." Nur der erste Teil dieser Behauptung ist richtig.

[282] Zuverlässig hat Bridges (i): 14 versichert: „The Yahgans had great faith in dreams and were consequently often troubled with anticipation of death without reason."

„a great believer in dreams" geschildert und das also begründet: „While at sea, on board the "Beagle", about the middle of the year 1832, he said one morning to Mr. Bynoe, whispered in his ear that his father was dead. Mr. Bynoe tried to laugh him out of the idea, but ineffectually. He fully believed that such was the case, and maintained his opinion up to the time of finding his relations in the Beagle Channel, when, I regret to say, he found that his father had died some months previously. He did not forget to remind Mr. Bynoe of their former conversation, and, with a significant shake of the head said, it was 'bad'. After that time he said no more about his father."

Der feste Glaube an Träume, den ich an Nelly Lawrence unmittelbar beobachten konnte, ist durchgehends allen Yamana eigen. Hier folgen noch einige Beispiele. Am 26. Juli 1923 erzählte mir Nelly betrübt, sie hätte in letzter Nacht sehr üble Dinge geträumt: „Aus Mejillones [auf Isla Navarino] sind einige Familien herüber [nach Punta Remolino] gekommen und haben mir erzählt, dort drüben herrsche allgemeine Trauer. Heute wird gewiß jemand von dort eintreffen und berichten, wer gestorben ist. Nach diesem Traume bin ich aufgewacht und nicht mehr eingeschlafen." Sie sprach sehr bestimmt und schüttelte ihre gedrückte Stimmung auch dann nicht ab, als ich ihr einzureden versuchte, Träume wären bedeutungslos. Wirklich war seit mehreren Tagen aus Mejillones gar kein Besucher bei uns eingelangt, wir fürchteten, eine Krankheit sei ausgebrochen. Zu unser aller Überraschung landete Alejandro gegen Mittag des gleichen Tages in Punta Remolino und erzählte sofort: „In der letzten Nacht sind drüben bei uns zwei Frauen gestorben, Anita, die Frau des Willert, und Sara, die des Mašemikens. Dieser, wie auch die hochbejahrte Emilia sind bedenklich krank und werden wohl auch bald [der dort plötzlich aufgetretenen Grippe] erliegen!" Nachdem Alejandro etwa eine Stunde sich bei Nelly ausgesprochen hatte, suchte sie mich unverzüglich auf und machte mir von allem, was ihr soeben berichtet worden war, ausführlich Mitteilung. „Also hat sich mein Traum in der letzten Nacht, den ich dir heute früh erzählt habe, doch bewahrheitet, sagte sie traurig ernst; etwas [irgendwelche Nachricht] mußte heute eintreffen, dessen war ich sicher! Was ich im Traume erfahre, das erfüllt sich regelmäßig, mag es noch so Betrübliches sein! Ich täusche mich nie in meinen [in dem Inhalt meiner] Träumen! Wie schrecklich ist doch diese Nachricht. Nun müssen wir fürchten, daß bei der allgemeinen Erkrankung auch noch andere Leute dahingerafft werden. Das arme Kind des Mašemikens hat jetzt seine Mutter verloren und wenn der Vater auch noch stirbt, steht das Mädchen verwaist da.[262] So ist zu fürchten, daß gar bald die letzten meiner Landsleute dahinschwinden. Ich bleibe dann als einzige übrig und muß das schwere, tragische Geschick meiner Landsleute fühlen. Als einzige werde ich selber ja auch nur noch kurze Frist dastehen und in mir wird die Letzte der Yamana ins Grab sinken." Jeder, der diese Frau in ihrer besorgten Trauer um ihr eigenes Volk

[262] Dieses Mädchen, die etwa siebenjährige Eva, ist das einzige Kind der eben verstorbenen Sara und des alten Pedro Mašemikens, der jetzt schwer krank darniederliegt.

gesehen hätte, wäre gerührt worden. Aber hier sollte zunächst gezeigt werden, daß die Yamana ihren Träumen einen hohen Wirklichkeitswert beilegen.

Auf der vierten Reise habe ich meinen Aufenthalt am Canal de Beagle durch einen längeren Besuch bei den Selk'nam unterbrochen (S. 191). Als ich von dort nach Punta Remolino zurückgekehrt war, sagte mir NELLY eines Morgens: „Letzte Nacht habe ich zwar wieder geträumt, aber nichts Bemerkenswertes. Wie kommt es wohl, daß wir manchmal sehr gute Träume haben, in denen wir die Zukunft sehen? Ja, es ist sicherlich wahr, was man so oft im Traume schaut! — Aber ich habe dir noch nicht von jenen beiden Träumen berichtet, die ich hatte, während du bei den Selk'nam warst." NELLY erzählte nun: „Damals [im März 1923] träumte ich, MAŠEMIKENS ist zu kurzem Besuch hierher nach Punta Remolino gekommen. Beim Abschied sagte er mir traurig: ‚Es ist mir so zu Mute, als sähen wir uns heute hier zum letzten Male. Du bist eine gute, hilfsbereite Frau und gern möchte ich bald wiederkommen; aber ich fühle es, wir werden uns wohl nicht mehr wiedersehen!' So sagte MAŠEMIKENS. Wirklich, seitdem hat er sich in Punta Remolino nicht mehr sehen lassen und ist später [im August] gestorben." Noch ein anderes Vorkommnis fügte NELLY an: „Eines Morgens kam MAROCHA sehr aufgeregt zu mir, es war am Tage vor ihrem Tode. Sie erzählte mir: ‚Letzte Nacht habe ich sehr schlecht geträumt: Mein Bruder TOM [Vater des HOMESTEAD und Bruder des ALFREDO] kam zu mir und sagte: Wo ist ALFREDO? Ich erklärte: Er hält sich im Süden auf! Auch mir wäre es erwünscht, wenn er bald hierher käme und dem Weißen Freunde [GUSINDE] einige Geschichten erzählte. Dieser kehrt bald hierher aus dem Gebiete der Selk'nam zurück. TOM: Das kann noch lange dauern, bis er kommt. Ich aber muß bald gehen. MAROCHA: So bleibe du doch einige Zeit hier! TOM: Das geht nicht an; denn mein *haiɣwápisa* erwartet mich, er hat große Eile und gestattet mir keinen Aufenthalt. MAROCHA: Je nun, der *haiɣwápisa* mag warten. TOM: Das läßt sich von ihm nicht erwirken. Ich muß gemeinsam mit *haiɣwápisa* sofort wieder abziehen. Ich bin gekommen, um dich zu rufen! MAROCHA: Ich will aber noch hierbleiben! TOM: Nun aber muß ich wieder gehen; denn *haiɣwápisa* drängt auf Eile und gewährt mir keine Frist mehr! ... Als er schon eine gewisse Strecke entfernt war, winkte er mir nochmals mit der Hand, als wollte er sagen: Bald sehen wir uns wieder! Immer weiter entfernte er sich und entschwand schließlich ganz meinen Blicken.' ... Das alles hat mir MAROCHA erzählt, sie weinte und heulte dabei. Dann ergriff sie drei Körbchen, die sie am Vortage fertiggestellt hatte, und überreichte sie mir mit den Worten: ‚Nimm diese Körbchen für dich. Sollte ich wirklich schnell sterben, könnte ich dir ja nichts mehr schenken. Lieber ist es mir, du selber nimmst diese Körbchen für dich!' Ich nahm die Körbchen entgegen. Am Nachmittag des gleichen Tages fühlte sich MAROCHA sehr übel, sie bekam Fieber und am nächsten Morgen war sie tot. So ist alles verlaufen, wie ich es dir sage!" In jedem Worte lag der Ton ihrer ganzen Überzeugung.

Mit dem eben erwähnten *haiɣwápisa* hat es folgende Bewandtnis. Diesen

Namen trägt bekanntlich der gewaltige Blauwal, Balaenoptera Schlegelii (S. 36). Jener Ton, Marocha's Bruder, war längst vor ihrer Aussprache mit Nelly gestorben, er ist zu seiner Schwester Marocha im Traume gekommen. Von ihm heißt es: Als er eines Tages am Strande entlang ging, tauchte ein *haiywápisa* aus dem Wasser auf, verblieb in dieser Haltung längere Zeit und starrte Ton unentwegt an. Dieser starb noch im gleichen Jahre, der *haiywápisa* hat dessen *kĕipiś* mitgenommen. Seitdem blieben beide miteinander in [irgendwelcher] Verbindung. Im Traume ist nun Ton, von jenem *haiywápisa* begleitet, zu seiner Schwester Marocha gekommen; bei dieser Gelegenheit hat *haiywápisa* deren *kĕipiś* mitgenommen, wie er es damals mit dem *kĕipiś* des Ton gemacht hatte. Deswegen starb Marocha bald nach jenem Traume, in dem eigentlich der *haiywápisa* sie abgeholt hat. Diese befremdliche Deutung ist nach Grundsätzen, die dem Medizinmannwesen geläufig sind, als ein alleinstehender Einzelfall zu werten; damit wird demnach kein Gegensatz zur allgemeinen Auffassung vom *kĕipiś*, der menschlichen Seele nach dem Tode, geschaffen.

Die Einzelperson selber ist es, die ihre Traumgebilde mehr oder weniger belebt, ihnen größere oder geringere Bedeutung beilegt. Einen Wirklichkeitswert gibt sie mit Vorliebe jenen Vorstellungen, die ihr einen Blick in die Zukunft öffnen. Vermutungen und Ahnungen, die ihr erst als Traumbilder erschienen sind und nachher sich irgendwie erfüllen, bestärken sie erneut in ihrem Glauben daran und steigern ihr Vertrauen, das sie darauf setzen.

2. Abergläubische Vorstellungen

Gewisse Anschauungen und Urteile, die als echter Aberglaube in des Wortes engster Bedeutung zu werten sind, fehlen im einfachen Geistesleben der Feuerländer nicht. Diese Tatsache wird niemanden überraschen. Für die vielen Meinungen und Bräuche eine Erklärung oder Begründung bieten zu wollen, hieße etwa so viel, als sie ihres abergläubischen Charakters entkleiden. Sie sind eben einmal da und man richtet sich darnach. Hier zähle ich die ansehnliche Reihe der abergläubischen Vorstellungen auf, von denen gegebenenfalls unsere Yamana sich leiten lassen, einschließlich einiger magischer Gebräuche. Jene, die oben in dem Abschnitt über Pflege des Säuglings und Behandlung der Kinder, auch gelegentlich bei der Beschreibung des Wirtschaftslebens genannt worden sind, werden hier nicht wiederholt, ebensowenig der Glaube an die verschiedenen Gruppen von Geistern und an Gebilde der eigenen Phantasie. Die Tatsache, daß die Yamana leicht zum Aberglauben hinüberneigen, ist von einigen früheren Beobachtern aufgezeigt worden.[202]

[202] *Fitz-Roy* (a): 180, und *Darwin* (f): I, 123 mit ihm übereinstimmend, schreibt: „The natives whom I carried to England often amused us by their superstitious ideas, which showed, nevertheless, that their ideas were not limited by the visible world. If any thing was said or done that was wrong, in their opinion it was certain to cause bad weather. Even shooting young birds, before they were able to fly, was thought a heinous offence.

a. *Abergläubisches aus der Tierwelt*

Der Feuerländer steht in enger Abhängigkeit von den Tieren, die seine Heimat beleben; es befremdet also nicht, daß sie in seinen abergläubischen Vorstellungen eine bevorzugte Rolle spielen.

Wenn ein H u n d des Nachts anhaltend jämmerlich heult, so bedeutet das für seinen Herrn schlechte Aussichten jedweder Art, sei es für seine Person, sei es für sein geplantes Unternehmen, wie Jagd, Reise und größere Arbeit. *Heulen sämtliche Hunde in den wenigen Hütten, die irgendwo ein* kleines Lager bilden, ist eine Epidemie oder zumindest eine schwere Erkrankung vieler Personen zu erwarten. Hat das Geheul der vielen Hunde eine gewisse Zeit angehalten, treten alle Leute aus ihren Hütten heraus und schleudern gegen den Himmel jedwedes Ding, das sie irgendwie erreichen. Steine und Lederstücke, Gerätschaften und Waffen, am liebsten heiße Asche und glimmende Holzscheite. Niemand, halbwüchsige Kinder nicht ausgenommen, darf währenddessen auf dem Schlaflager verweilen oder sich der Ruhe überlassen; alle müssen sich bis zum Beginn des Morgengrauens auf den Beinen halten. Während der ganzen Nacht bewegen sich sämtliche Anwesenden sehr aufgeregt und gebärden sich wie wild, sie schlagen höchst erregt mit den Armen in der Luft herum, stoßen die Arme mit den flachen, auswärts gekehrten Händen nach vorn-oben und schreien aus gepreßter Kehle *tetetet

doch niemand war imstande, sie abzuwehren und davonzujagen. Eine Frau, die dem Tode schon sehr nahe war, hatte neben sich ihr Söhnchen sitzen, das ihr aber nicht helfen konnte. Auch an dieser Frau wagte ein Fuchs zu fressen, obwohl sie noch lebte. Das Söhnchen warf ein Messer gegen den Fuchs und dieserhalb ließ er von ihr ab. Sie starb bald danach. Sofort zündete der Knabe drei Signalfeuer an. Ein Kanu war schnell zur Stelle und nahm ihn auf. Kaum hatte das Kanu sich vom Ufer entfernt, trat der Fuchs wieder an den Leichnam jener Frau heran und fraß davon.

Den Yamana ist *apanáta*, die Fledermaus, sozusagen widerlich und zwar wegen ihrer Ähnlichkeit mit der Ratte *utúsa* (S. 586). Fliegt sie an Hütten vorbei, wird es den Leuten übel; alle schweigen, bis sie sich wieder entfernt hat. Jeder wendet aus Abscheu seine Augen von ihr ab. Auch Bridges (i): 7 bestätigt: „There is a small Bat, loathed by the natives on account of its compound nature." (Vgl. Bd. I, 707.)

Die Yamana betrachten den Wal mit seinen vielen Begleitfischen, die niemals fehlen (S. 37), als eine große Familie. Besonders aufmerksam schauen sie nach dem unruhigen, wütenden *aídyla*, der kleinere Schwertwal (Pseudorca crassidens), und nach dem *épájali* (Orcinus orca). Vor beiden fürchten sich unsere Indianer. Bridges (a): 208 äußert sich in anderem Sinne: Die Wale werden getötet „*by swordfish, which they consequently esteem sacred*". Am 9. Oktober 1871 berichtete Lawrence von einem „small whale, which ran ashore in the inlet. I hastened out, and heard a continuous thumping on the water, which Lucca informed me was a swordfish; he also observed, that if the dog barked, he [*the swordfish*] *would* be frightened and take the whale away. At early dawn we descended, and found the whale, minus any appearance of having been molested by a swordfish" (MM: IV, 34; 1872).

Den Vögeln widmen unsere Yamana nicht minder abergläubische Aufmerksamkeit. Aus ihrer großen Zahl erweisen sich einige als hilfsbereit, sie kündigen den Menschen wissenswerte Dinge zur Aufklärung und Warnung an, die See-Ente *dñka* (Tachyeres patachonicus) fällt sogar zeitweilig unter Speiseverbot (S. 707). Den Reigen der Vögel soll *wárayda*, der mächtige Kondor (Cathartes aura), eröffnen. Er kann kleineren Kindern gefährlich werden, weswegen eine Mutter ihren Säugling niemals ohne Obhut lassen darf. Man erzählt: Eines Tages kroch ein kleines Kind während seines Spielens achtlos von der Hütte weg bis hinunter an den Strand. Seine Mutter saß in der Hütte bei ihrer Arbeit und merkte davon nichts. Ein Kondor stieg aus den Lüften herunter, faßte das Kind mit seinen starken Krallen und schleppte es auf den nächsten Berg. Nach einiger Zeit trat die Mutter aus ihrer Hütte hervor und schaute nach dem Kinde. Sie suchte vergeblich in allen übrigen Hütten und niemand konnte ihr Auskunft geben. Sämtliche Leute halfen ihr suchen, doch das Kind fand sich nicht. Am nächsten Tage liefen sie die ganze Umgebung ab, doch erfolglos. Die Mutter aber und ihre Verwandten suchten weiter. Schließlich stießen sie oben am Gipfel des nahen

Berges auf die letzten Reste jenes Kindes, den Kopf und einige Knochen. Zufällig war das Gesicht unversehrt geblieben und daran erkannte die Mutter ihr Kind. Der Kondor hatte es weggeschleppt und verzehrt, weil es unbeaufsichtigt am Strande gesessen hatte. Die Mutter weinte bitterlich und kehrte zu ihrer Hütte zurück.

Zeigt sich der eine und andere Habicht *yowkally* (Milvago chimango) außergewöhnlich vergnügt und springt er munter umher, dann sieht gutes Wetter herauf. Wer eine lange Reise machen muß, bricht bei diesem Anzeichen früh auf; prächtiges Wetter wird ihn begleiten. Wenn *yowkally* nachts klagend schreit, ist Schnee und Kälte im Anzug; beide sind ihm lästig.

Allgemein beobachtet man sehr genau die hellfarbige Ohreule *alta* (Nyctalops accipitrinus). Umflattert sie ängstlich und anhaltend eine oder mehrere nahestehende Hütten, deutet ihr Schrei darauf hin, daß in der Nachbarschaft jemand gestorben ist. Falls sie sich auf einer Hütte niederläßt — und wäre es auch nur für wenige Augenblicke —, bringt sie damit zum Ausdruck, daß einer der Insassen dort bald sterben wird. Wenn aber diese *alta* bei ihren nächtlichen Flügen den gedehnten, kurz unterbrochenen Schrei *kīt, kīt, kīt* ... ausstößt, der sich anhört, als würden Blutstropfen auf die Erde aufschlagen, gilt das als ein Vorzeichen für einen Mord, dem eine Person in nächster Nachbarschaft zum Opfer fallen wird. Nähert sich jemand einer kleinen Gruppe von Männern oder landet er bei einigen Hütten und beobachtet er, wie eine *alta* öfters während des Tages die Hütten umflattert, erkennt er darin eine bestimmte Warnung, nämlich daß diese Leute ihm übelgesinnt und feindselig gegenüberstehen, vielleicht es sogar auf seine Ermordung absehen. Deshalb macht er sich noch in der gleichen Nacht stillschweigend davon und entfernt sich so weit, daß ihm keiner jener Männer folgen kann. Sollte an einem der nächsten Tage abermals eine Ohreule in seiner Nähe auftauchen oder ihn umkreisen, so entnimmt er daraus, daß jene Männer ihm auf der Spur sind; unverzüglich enteilt er und begibt sich in seine nähere Heimat. Im Kreise seiner Verwandten ist er sicher.

Betonte Ehrfurcht muß man dem kleinen Sperlingsvogel *hélpul* (Taenioptera pyrope) zollen. Wer ihn belästigt und mit Steinen nach ihm wirft, muß sich auf sehr schlechtes Wetter einrichten. Denn aus Rache und aus gekränktem Ehrgefühl veranlaßt er starken Sturm und schweren Regen.

Wem der Ruf des grauen Nachtreihers *tdnuz* (Nycticorax obscurus) ans Ohr schlägt, der jubelt auf; denn dieser Vogel meldet ihm, bald werde ein Kanu mit lieben Besuchern eintreffen. Diese finden sich meist schon am nächsten Tage ein und zwar kommen sie aus eben der Richtung, aus der auch der Ruf dieses Reihers sich vernehmen ließ oder aus der er selber heranflog. Auch heutigentags noch wird der *tdnuz* allerorts geehrt.

Die großen Sturmvögel, besonders die Albatrosse, die weit draußen in der Hochsee über den Wellen aufsteigen und in der Luft weite Kreise beschreiben, kündigen den Leuten an, sie müßten sich auf eine stürmische See und ein wüstes Unwetter gefaßt machen.

Allgemein ist es üblich, einer Mollusagans *lékul* (Chloëphaga hybrida), die ein Jäger erreicht hat, unverzüglich beide Beine zu brechen; sonst bleibt künftighin der Erfolg auf der Jagd aus. Hat jener Jäger aber ein neugeborenes Kind daheim, darf er mit eigener Hand die Beine jener Gans nicht brechen, will er Unheil von seinem Kinde fernhalten (S. 707).

Eine vereinzelte See-Ente *dfika* (Tachyeres patachonicus), die über eine Hütte hinwegfliegt, versetzt sämtliche Insassen in Angst und Schrecken. Sie fürchten nämlich, daß jene *dfika* den *kflpil* der anwesenden Kinder mitnimmt. Deshalb werfen sie eiligst große Fellstücke über jeden Säugling und decken sie gut zu. Andere Leute strecken wiederholt ihre Arme nach vorn, wobei die flachen Hände vorwärts gerichtet sind und gleichzeitig bringen sie einen lautes, ziehenden *l*-Laut hervor. Dieses zielt darauf hin, das unheilvolle Wirken der See-Ente zu entkräften und den *kflpil* der Kinder zurückzuhalten. Unmittelbar nach einer Niederkunft dürfen die Mutter und ihr Mann das Fleisch der *dfika* nicht genießen (S. 707). Man empfiehlt diesen Eltern, dessen sich so lange zu enthalten, bis ihr Kind sein zweites Lebensjahr beginnt. Von da an ist es ganz außer Gefahr, wohingegen es vorher möglicherweise stirbt, wenn seine Eltern oft Fleisch von der See-Ente essen.

Während der rosthrauue Brillenibis *Hyuwu* (Theristicus melanopis) über gereifte Mädchen hinwegfliegt, kreuzen diese ihre Arme und pressen sie gegen die Brüste, um dieselben zu verdecken. Täten sie das nicht, würde *Hyuwu* ihre Brüste lang nach unten ziehen; das ist ein vielbeklagter Schönheitsfehler. Auch ist diese *Hyuwu* als eine empfindsame, auf ihre Ehre ängstlich bedachte Frau bekannt.

Daß die Yamana irgendwelchen Insekten mit abergläubischer Furcht begegnen, ist mir nicht bekannt geworden. Bridges (a): 212 allerdings schreibt: „Many insects are also much dreaded, from a believe that they enter the ear, and work their way into the body, and thus kill those they enter." Dabbene (b): 204 sagt dasselbe. Leider sind diese Hinweise zu allgemein gefaßt.

Vereinzelt sitzt auf einem Steine an der Küste, unter der Linie des niedrigsten Wasserstandes, eine außergewöhnlich große Napfschnecke (Fissurella). Diese betrachtet man als Herrin jener Gegend. In ihrer Nähe müssen alle Frauen, die dort Seetiere sammeln, sich ehrfurchtsvoll und schweigsam verhalten. Tun sie das nicht, veranlaßt *diese pájukalipa*, wie man jene Fissurella nennt, zur Strafe starke Wasserwirbel. Das *pájuka* ist nicht Eigenname, sondern eine Allgemeinbezeichnung (vgl. BD: 370); hier hat es seinen besonderen Sinn. Das Löchlein in der flachen Schale ist „das Auge, mit dem die *pájukalipa* alles sieht, was rund um sie geschieht".

Hat ein Vater seinen Sohn durch den Tod verloren, läßt er die männlichen Tiere, die er zur Strecke gebracht hat, unberührt liegen oder er wirft sie ins Wasser. Ist ihm eine Tochter gestorben, rührt er die erbeuteten weiblichen Tiere nicht an. So verhält er sich durch mehrere Wochen nach dem Ableben seines Kindes. Er will damit seinen Schmerz über den erlittenen Verlust zum Ausdruck bringen und sich zu Watanisiwa gleichsam rüsten.

β. Abergläubisches aus dem Alltag

Die Yamana kennen eine genaue, anhaltender Beobachtung die sie umgebende Natur. Jedwede außergewöhnliche Erscheinung erregt mehr oder weniger lebhaft ihre Aufmerksamkeit. Die eine und andere hat abergläubische Deutungen veranlaßt. Mit den Himmelskörpern beschäftigen sie sich bei weitem nicht so viel und so eingehend, wie die Selk'nam. Setzt eine Sonnen- oder Mondfinsternis ein, greifen alle Leute nach *Eimer*. Unter viel Geschrei reiben sich Männer, Frauen und Kinder damit das Gesicht, als würden sie sich waschen und reinigen; sie rufen und erwarten, daß Sonne bzw. Mond wieder sauber und glänzend werde. Da sie selber nämlich jenen Himmelskörper nicht erreichen können, er aber doch gepatzt worden muß, reiben sie ihr eigenes Gesicht nachhaltig ab; denn Sonnen- bzw. Mondfinsternis bedeutet für sie unsauberes, schmutziges Gesicht jenes Gestirnes. Sonnen- bzw. Mondfinsternis umschreiben sie mit *lîm* — bzw. *hánuya* — *árugáia*, "Sonne bzw. Mond mit einem schmutzigen, gänzlich unverdaulichen und unsauberen Gesicht" (vgl. das *árugaia* im BD: 61). In gleicher Weise bezeichnen sie einen Stern, der auffällig seine Farbe ändert, auch einen Sternschnuppe und einen Kometen mit dem sichtbaren Schweif als *upíwuia árugáia*, ein Stern, der in Unordnung geraten ist. Erscheint der Mond von einem Hof umgeben, der auch der einen oder anderen Himmelsrichtung hin eine offene Stelle erkennen läßt, erwartet man von dorther schlechtes Wetter für die nächste Zeit. Kinder dürfen den Vollmond nicht lange anstarren. Man glaubt, während das Kind seine Augen unverwandt zum Monde hin gewendet hält, erscheint es diesem großen Mund und ruft unwillkürlich aus: „Du Mond, öffne deinen Mund!" Das hätte eine baldige Erkrankung des Kindes zur Folge. Auch die Yamana lesen aus der Vollmondscheibe ein ganzes Gesicht mit Augen und Mund heraus.

Selbstverständlich beschäftigen sich unsere Indianer auch außerordentlich mit dem Wetter. Wenn einige Personen im Kanu fahren und etwas essen, so dürfen Abfälle und Speisereste nicht ins Wasser geworfen werden; denn das würde sofort einen hohen Wellengang oder Sturm verursachen. Jene Reste vernichtet man sorgfältig im Kanofeuer.

Bei der Geburt eines Kindes achtet man darauf, ob schönes oder ungünstiges Wetter herrscht. Für den, der bei gutem Wetter auf die Welt kommt, ist damit zugleich die Aussicht auf einen glücklichen Lebensweg gegeben; vor allem ist er imstande, schlechtes Wetter abzuwehren. Werden eine einige Familien durch Stürme und Regenschauer in einer Bucht zurückgehalten und an der Weiterfahrt behindert, benutzen sie eine Kralle, einen Speerschaft oder ein Ruder mit roter Farbcreme, gebieten das "Schönwetter-Kind" an den Strand und geben ihm jenen benutzten Stock mit der Weisung in die Hände, damit das Meer zu schlagen und günstiges Wetter zu fordern. Führt sich jenes Kind dabei verwöhnt und verzärtelt auf, oder ist es wegen seiner jugendlichen Alters dazu noch unfähig, nimmt es der eigene Vater in seine Arme und stellt es gegen seine Brust; er selber sagt dann die bestimmten Worte her

und teilt die Schläge gegen das Meer aus, wobei die Arme des Kindes etwas mitten müssen. Unbedingt wird gefordert, daß jener Gegenstand zum Schlagen benutzt sei. Die Worte, die gegen das unheimliche Wetter gerichtet werden, haben zum Inhalt, es möge sich schleunigst entfernen, seine Belästigungen der Menschen einstellen und einem guten Wetter den Platz räumen. Sogar zum Wurfgeschoss wird die Aufforderung hinzugefügt, er möge lediglich die Wetterlage ändern; denn letzten Endes ist er ja für die ungünstige Witterung verantwortlich. Beispielsweise sagt man:

Wie	mamgkpe	ikamáse	yelajkpe
Sofort	zum Strand kommen	Schneefall	Schlechtwetter

ptyáia,	ajpáia	kukápa	ási.
Kind	ebenfalls	von hier	da.

Das besagt etwa: „Damit du, Schlechtwetter, sofort von hier wegziehest, ist ein hervorragtes Schlechtwetter-Kind an den Strand herausgegangen und schlägt gegen dich los." Währenddessen streckt dieses Kind seine Arme aus und greift in den Luftraum hinein, als würde es die Wolken fassen, die Nebel auseinandertreiben und den Regenschauer zurückscheuchen; gleichzeitig stößt es starke, einhauende Laute aus. Diese Anstrengungen dienen dem Ziele, das Unwetter schnell zu vertreiben. Die hierbei gebräuchlichen Worte sind in eine festliegende Formel eingekleidet; ein Erwachsener sagt sie dem Kinde vor und dieses wiederholt sie nachmals, während es das Wasser schlägt.

Ein Kind, das bei ungünstiger Wetterlage oder gar unter schweren Stürmen zur Welt kommt, erwerkt allein dadurch bei der Nachbarschaft leichtes Unbehagen. Die Leute verfluchen diesen Zusammenstoß nicht aus dem Gedächtnis und merken das Kind selber damit in späteren Jahren vertraut. Ein solches Kind muß sich bei ruhigem Wetter und heißem Sonnenschein zurückhaltend und gemäßigt benehmen. Durchgängig wünschen die Erwachsenen, daß das so sich knapp benehmende Schlechtwetter, wenn es wirklich einmal einsetzt, sobald warmer, ruhige Tage, ein wenig anhalten. Ebenso deshalb muß dann ein „Schlechtwetter-Kind" es vermeiden, auf dem Strande laut herumzutollen, am Wasserrande lebhaft umher zu laufen, Steine ins Meer zu werfen, die Wellen mit einem Stecken oder Ruder zu schlagen, einen Gegenstand niederfallen und heftig aufschlagen zu lassen. Dagegen zu verstoßen, hätte heftigen Wetterwechsel zur Folge. Die Erwachsenen unterlassen es nicht, das „Schlechtwetter-Kind" scharf zu beobachten und zu verdrießlichem Verhalten zu ermahnen. Sobald starker Gegenwind und hoher Wellengang einer Familie die Weiterfahrt unmöglich macht, versucht es die Frau, durch eine eigene Fürsichtigkeit jene Widerstände zu beseitigen. Sie schneidet eine ihrer Türkisen, die das Gesicht Lebewesen noch nicht erreicht hat, vom Kopfe bis zu den Füßen mit Ruß ein, geleitet sie an den Strand hinunter, schlägt sie nachmals in die Flut hinein und drückt sie wiederholt unter Wasser. So lange fährt die Frau diese Handlung weiter, bis ihr Türkisenkind, dessen Abwehrkräfte es wissen und schonen mußten. Erst jetzt gibt sie ihre Tochter frei, die laut

brüllend der Platz entstellt, um sich am Hüttenfeuer zu wärmen. Die Mutter aber bleibt noch ein Weilchen am Strande und redet klagend das Meer also an:

Yelajáya	yáyima	aipája	uóla	ruendru	ikamáma.
Schönwetter	Kind	abziehe	aufort	Mitleid haben	Schneefall.

Oder mit andern Worten: „Du Schlechtwetter, habe Mitleid mit jenem 'Schönwetter-Kinde' und entferne dich unverzüglich mit dem überreichlichen Schneefall." Mit dieser Handlungsweise, besonders mit dem Untertauchen, will die Mutter vortäuschen, ihr Kind ertrinke im Meere wegen ungünstigen Wetters.

Der Winter Mitte 1923 war ungewöhnlich hart und brachte sehr viel Schnee. Ich weilte auf Isla Navarino und die Indianer gaben mir oft ihren Unmut über die lästigen Schneemassen zu verstehen. Einen Tages vernahmen sie es wieder einmal mit einer altbergebrachten Förmlichkeit, die der Abwehr dient. Zwei Männer richteten nahe den Hütten eine etwa 120 cm hohe, menschenähnliche Gestalt aus Schnee auf, sehr plump und wenig ebenmäßig von der Art, wie Schulkinder in Europa ohne Sorgfalt einen Schneemann aufbauen. In diesem Gebilde waren Kopf, Rumpf und Arme nur andeutungsweise und sehr ungenau ausgeführt; in wenigen Minuten hatte man es aufgerichtet. Währenddessen hatten sich mehrere Kinder und einige Erwachsene davor zusammengefunden. Sobald jene beiden Männer ihr plumpes Gebilde als beendet erklärten, ordneten sich alle Leute davor in einem Abstand von etwa 5 m und warfen in wüstem Zerstörungseifer mit Steinen und Klötzen, mit Knüppeln und Speeren dagegen, bis das lockere Gebilde ganz und gar auseinandergerissen als wirrer Schneehaufen dalag. Das erregte, wüste Gebaren soll dem "Winter", den man sich in jenem Gebilde verkörpert denkt, so ernsthaft gelten, wie angehalten, ja erbittert alle Leute über ihn sind und daß er sich schleunigst davon mache. Von dieser von den Vorfahren überkommenen Förmlichkeit versprechen sie sich baldigen Erfolg und sie nehmen dann mehrmals während der kalten Jahreszeit ihre Zuflucht."[20]

Einen andern Brauch, ebenfalls von der Art eines ernsten Analogiezaubers, hat Bridges aufgezeichnet; ich selber habe davon nichts erfahren: An einem stürmischen Tage, „all men were disguised with paint and charcoal. The men came along, many armed with clubs. One man, Lazarevolum, a vigorous, active young fellow, acted the champion and challenger, and stood prominently forward to meet the foremost and most excited of the opposite party. Like the man who confronted him, he had a broad band of white from his chin downward, and his head was bound with the skin of a kelp gander with white down on it, and his hair was also whitened. He had a white stone in either hand. His antagonist, who came leaping along making much noise, was

[20] Schon im Jahre 1861 hat Bridges derselbe beobachtet: „The Fuegians, to drive away unpleasant weather away, build a figure of the snow, in shape somewhat like a man, and throw spears into it, and demolish it with gambles" (VIA: XII, 4; 1861). — Auch die Selk'nam bemühen sich, durch einen kontinuierlich-zauberischen Brauch das Wetter abzuändern. Dabei spielt ebenfalls je ein symbolisches "Schlechtwetter-Kind" und ein "Schönwetter-Kind" die Hauptrolle (Bd. I, 683).

armed with a club. He kept on demanding what *jacusi* [a term for seals, penguins, and other sea birds] would let him kill some one, as thought he thirsted for blood. He held his club ready to use it, and they both spoke excitedly and loudly to each other. Presently LASAPOWLOOM threw one of his stones a full yard behind his opponent's back, and ran after his stone to pick it up again. Presently looking to where I heard much noise I saw two others highly painted fellows engaged in loud vociferations and earnest gestures, each with an arm round the others neck, and bobbing their heads each to the other. The rest stood quietly looking on .... LASAPOWLOOM acting the part he did, was according to custom, called *tsworoo*, or the storm of wind; the man who met him was called *tumoozworoo*, or one who invited the storm to rage against him" (MM: IX, 13; 1875).

Des Eindruckes kann ich mich nicht erwehren, daß abergläubische Gebräuche und Förmlichkeiten zu dem Ziele, das Wetter zu Gunsten persönlicher Wünsche und Absichten zu beeinflussen, bei den Yamana eben deshalb in einem nur beschränkten Maße zur Entwicklung gelangt sind, weil ihr *Watayindjeu* als eigentlicher Beherrscher der Naturkräfte dasteht. An ihn, als den ersten und sichersten Helfer, wendet sich demnach jedermann unmittelbar mit den von altersher überlieferten Gebetsformeln (S. 1056).

Außerdem besteht noch dieser und jener gleichsinnige Brauch mit abergläubischer Begründung, der ganz eindeutig als ein kluges Speiseverbot sich zu erkennen gibt. Durch sie soll die Selbstbeherrschung gefördert und der Eigennutz hintangehalten werden. Einige derartige Bestimmungen sind früher schon genannt worden. So darf z. B. niemand die Pernettya-Beeren eher abpflücken, als sie ausgereift sind; sollte jemand dem zuwider handeln, würden "die Beeren fortgehen" (S. 588). Wer zu gegebener Zeit *amájm* sammelt, darf wohl die eine und andere naschen; wer ihnen aber reichlich zuspricht, der beschwört durch seine Ungezügeltheit im Essen schlechtes Wetter herauf. Leicht macht man jene ungehorsame Person ausfindig und man setzt ihr mit harten Vorwürfen zu, falls ein plötzlicher Wetterwechsel eintritt. Bei diesem Verbot überwiegt wohl das Bestreben, jedwede Einzelperson zu zwingen, sämtliche von ihr gesammelten Beeren ins Lager zu bringen und andere Leute daran teilnehmen zu lassen, statt ihr selbstsüchtig allein den Genuß zu gewähren. Leute, die aus anderer Gegend kommen, auf fremdem Gebiete landen und hier reichliche Mengen von reifen *amájm* antreffen, dürfen dieselben weder pflücken noch essen. Tun sie es dennoch, müssen sie sich während der Weiterreise auf bedrohliches Wetter einrichten. Der Genuß jener Beeren bedeutet für sie ein *daužíwa*, Unheil und Verderben.

Die *palaxpáix*, die "Regenbeere" vom Rubus praeidos (S. 556) darf man nur bei schönem Wetter zum Munde führen. Hat jemand eine Stelle entdeckt, an der diese Beeren in großer Zahl stehen, so soll er, will er sie sammeln, vorerst beim *ášpine* sich dazu Erlaubnis holen; diese den Erwachsenen und Kindern zu erteilen, steht ihm zu. Wer ohne diese Erlaubnis oder wer bei

Regenwetter die *palexpčix* pflückt, muß sich zur Sühne, *Adneči*, für seinen Ungehorsam darauf gefaßt machen, daß ihn auf offener See ein schwerer Sturm mit Regenschauern plötzlich überfällt und in Lebensgefahr versetzt. Der 16. März 1923 brachte einen außergewöhnlich schweren Wolkenbruch mit Überschwemmung. Zwei Tage vorher hatten sich einige Mädchen zu einem durch seine vielen *palexpčix* bekannten Platz geschlichen — er liegt etwa eine Stunde von Punta Remolino entfernt — und solche Beeren gepflückt. Allen Ernstes erzählte mir NELLY am Abend des 16. März, daß die jugendliche Halskwulup JULIA mit einigen Mädchen zu jener Stelle gegangen sei. Ihr war jenes Verbot nicht bekannt, sie hat nach den Beeren gegriffen und viel davon gegessen; ihrem Beispiel waren auch jene Mädchen gefolgt. Als Strafe dafür ist der schwere Regen niedergegangen.

Über die nach Süden hin offenen, breiten Wasserarme brechen ganz plötzliche Unwetter gar nicht selten herein. Dort besteht der Brauch, gewisse Jagdtiere, die eben erbeutet worden sind, nicht schon am gleichen Tage zu verzehren, sondern bis zum folgenden Tage aufzubewahren. Wer darnach sich nicht richtet, hat für die nächste Zeit einen schweren Verlust zu gewärtigen. Wahrscheinlich soll dieser Brauch zur Vorsorge für den nächsten Tag anleiten und erziehen. Denn nur zu oft sieht sich eine Familie an der Weiterfahrt durch widerwärtige Naturkräfte behindert und könnte in arge Not geraten, wenn sie nicht gelernt hätte und gezwungen würde, mit ihrem ohnedies spärlichen Vorrat überlegend haushzuhalten.

Während der Kanufahrt essen die Yamana sehr selten und dann immer nur wenig. Wer etwas zu sich nimmt, darf Speisereste und Abfälle nicht über Bord werfen, sondern soll sie im andauernd brennenden Feuer vernichten. *Yoálox* hat dies so angeordnet, heißt es. Wer sich gegen diese Vorschrift verfehlt, dessen Kind wird ebenso andauernd schreien, wie seinerzeit das des *Yoálox* geschrien hat (S. 1174). Überdies, so sagen andere Leute, wird jenes Kanu in bedrohliches Wetter geraten. SPENCER: 87 schreibt: „When crossing one of the Sounds, a man will paint broad transverse bands of black across the woman's face. This supposed to ensure a fairweather crossing." Davon habe ich durch meine Gewährspersonen nichts erfahren. Wohl aber, daß unverträglich schlechtes Wetter einsetzt, falls jemand hohe Schilfpflanzen in einer Lagune ausreißt.

Überdies werden die Yamana noch gefangen gehalten in einem Kreise abergläubischer Vorstellungen von sogenannten unheilvollen Orten. Als solche bezeichnet man zunächst jene Stellen, an denen sich *die Lakúma* mit Vorliebe aufhalten. Dorthin soll sich niemand im Kanu vorwagen noch daselbst Muscheln sammeln. Außer den *Lakúma* und der übrigen *Haiéla* machen auch gewisse Tiere, die mit den *yékamai* in Verbindung stehen, einen Ort für die Leute bedenklich. Befremdete, wohlmeinende *yékamai* warnen davor; denn sie erkennen in ihren Träumen den Sachverhalt und die Gefahr, in die irgend jemand deswegen gerät. Wer ahnungslos einer derartigen Zone betritt, fühlt plötzliches Unwohlsein, ermattet gänzlich und schläft

sofort ein. Wird ein *yákamai* nicht zeitig genug zu Hilfe gerufen, daß er jenen Menschen vom verderblichen Einfluß dieses unheilvollen Ortes befreit, dann geht er zugrunde. WHAITE erzählte am 21. März 1923: „In *Lapatéja* ist eine verderbenbringende Stelle, wo sogar die Fische nicht verschont bleiben. Einst hatten mehrere Männer dort ein Netz aufgestellt. Schnell füllte es sich mit Fischen und die Männer begannen, es wieder einzuziehen. Als sie mit dem reichlich gefüllten Netze dem Ufer nahe waren, riß eine starke Kraft sämtliche Fische aus dem Netze heraus und die Männer starrten erstaunt ins leere Netz." Früher hat BRIDGES berichtet: „A certain SHAMJANJIZ had made up his mind to settle out at a beautiful place some three miles from Ushuaia. Accordingly he went there with his wife and family, and one or two friends. These built a wigwam, and had plenty of wood and water close at hand. But late in the afternoon they heard a strange voice or cry, whether from owl, hawk, bird, beast, or evil spirit they knew not and were too much frightened to go and ascertain, saying *sapiccoosh, sapiccoosh*, which means bloody arrow head. They forthwith packed up and hastened back to Ushuaia from the fatal spot" (MM: XIII, 80; 1879).

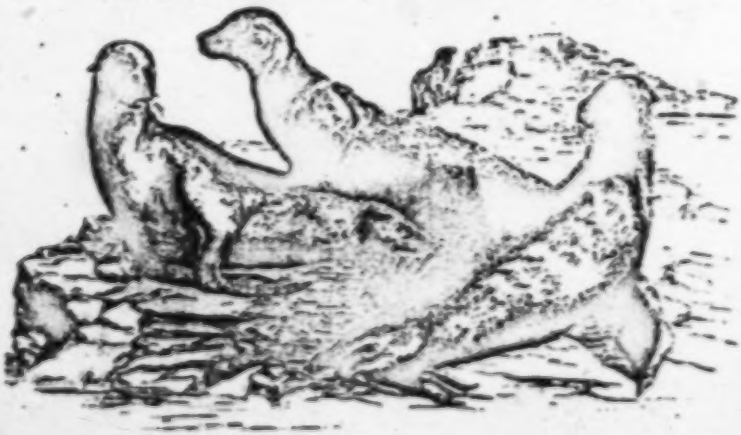
Schließlich gibt es noch einige wenige abergläubische Vorstellungen von einem andersgearteten Inhalt. NELLY hat mir versichert: „Wenn halberwachsene Kinder von der elterlichen Hütte fortlaufen, wenn sich jemand mit einer Axt eine schwere Verwundung zuzieht oder sonstwie bedenklich verletzt, indem er stürzt, stolpert oder fällt, so ist das ein Zeichen dafür, daß irgendeine Person seiner nächsten Umgebung bald sterben werde. Jene Personen, die sich verletzt haben, trifft keine Schuld; ebensowenig jene Kinder, die fortgelaufen sind. Ihr *kélipiš* gibt es ihnen so ein und sie selber können daran nichts ändern. Die eigenen Eltern klären ihr unmündiges Kind, das entlaufen ist, nicht auf; statt dessen erwarten sie mit Angst den dadurch angekündigten Todesfall." Diese Erklärung gab mir NELLY, als ich ihr davon sprach, daß an einem Spätnachmittag die kleine Tochter des MAÍZMIERES mit anderen Mädchen davongelaufen war (S. 697); sie wies darauf hin, daß in der gleichen Nacht die Frau des THOMAS gestorben war.

Eine ungünstige Vorbedeutung für die Jagd verzeichnet das BD: 274 unter *kusöf:* a supposed evil influence arising from unclean and unwashed persons after sexual uncleanness eating animals, as guanaco or otter caught by dogs which caused them (the dogs) to cease to be successful in further hunting. Diese Ansicht habe ich nicht vorgefunden, sie läßt sich mit manchen sicher erwiesenen Vorstellungen nicht in Einklang bringen.

Der jugendliche DARWIN (f): II, 327 berichtet: „Als YORK MINSTER nach seinem Lande zurückgebracht wurde, sagten ihm die Eingeborenen, er solle die wenigen kurzen Haare in seinem Gesichte ausreißen. Sie drohten auch einem jungen Missionär, welcher eine Zeitlang bei ihnen gelassen wurde, damit, ihn nackt auszuziehen und die Haare von seinem Gesicht und Körper auszureißen, und doch war er durchaus kein stark behaarter Mann." Darauf beruft sich HYADES (q): 255 und versichert: „Les Fuégiens jettent dans le feu

les cheveux arrachés ou tombés. Ce n'est certainement pas par précaution hygiénique qu'ils opèrent ces destructions." Tatsächlich sind alle Personen ängstlich darauf bedacht, jedwedes Haar eigenhändig im Feuer zu vernichten. Wie ihrerseits die Selk'nam (Bd. I, 712), tun das bewußt auch die Yamana und zwar aus Angst davor, ein *yékamuš* könne ein Einzelhaar in die Hände bekommen und vermittels dessen jener Person leichter einen Schaden anrichten. Wer dessen sicher ist, daß er nichts zu fürchten hat, läßt sich widerstandslos eine Haarprobe abschneiden; mir ist es gelungen.

Im Westen steht ein Gebirgsmassiv. Aus dem Umriß der höchsten Spitzen kann man die Person eines Jägers herauslesen, der auf seinem Rücken zwei Wildgänse trägt und der rechts und links von einem Hunde begleitet ist. Jener Mann ist dort zu Stein geworden, man weiß den Anlaß nicht mehr; wer vorbeifährt, soll sich ruhig verhalten. SPENCER: 82 schreibt: „KEN told me story of boiling lake high up on Hoste Island behind the tall snow peak on Dumas Peninsula seen from Rio Douglas. Too hot to hold hand in and very dangerous to go near." Nur wenig bekannt ist es, daß da und dort im Kap Hoorn-Archipel eine warme Quelle fließt. Unweit von Punta Remolino, auf ansehnlicher Höhe, habe ich selber eine kohlensäurehaltige Quelle besucht. Unbestimmt ist folgende Angabe, die SPENCER: 82 gemacht hat: „There is a special cove on Tekenika Bay with a cave in which lives a dangerous spirit. No Yaghan dare stay there at night. GEORGE told KEN, who had done so, that he was lucky to have got out alive. Strange noises are always to be heard there at night time." Im Yamana gibt es mehrere Ausdrucksweisen, die genau dem entsprechen, was wir in die Bezeichnungen "Glückspilz" oder auch "Pechvogel" hineinlegen. BD: 42 bringt, nach BRIDGES (k): 240, beispielsweise das *istaunčlux*, successful in hunting, und die damit gebildeten Zusammensetzungen. Die abergläubischen Anschauungen der Yamana bekunden ihre ängstliche Veranlagung und die regsame Tätigkeit ihrer Phantasie.



E. Die Kina-Feier

Die hervorragend fördernde Bedeutung der Jugendweihe für den Bestand der Gesellschaftsordnung unserer Feuerländer kommt äußerlich dadurch zum Ausdruck, daß die Jugendlichen beiderlei Geschlechtes daran zweimal teilzunehmen ausnahmslos verpflichtet werden. Im großen und ganzen ist *čiɛ́ɣaɣs* offensichtlich eine Weiterführung der elterlichen Erziehung über den engen Rahmen der Familienhütte hinaus und zwar mit dem besonderen Ziel, die Jugendlichen zu gut brauchbaren Gliedern der Gemeinschaft zu machen. Wie bestimmt man es darauf absieht, beweist überzeugend die Tatsache, daß die einzelnen Prüflinge mit Abschluß ihrer Jugendweihe in den Kreis der Erwachsenen übertreten und das Recht erhalten, durch baldiges Eingehen einer Ehe ihre eigene Familie zu begründen (S. 955). Eine besondere Ergänzung und einseitig gerichtete Erweiterung des bisher erlangten Wissens um das gesamte Gedanken- und Vorstellungsgut des Stammes erhalten später die jungen Männer in der geheimen Veranstaltung des *kina*, die grundsätzlich dem männlichen Volksteile vorbehalten ist. An erster Stelle wird hierbei nicht ein deutlich umschriebenes Ziel erzieherischer Art angestrebt — obgleich eine gewisse Erziehung nicht ganz und gar beiseite gestellt bleibt —, sondern die belehrende Einführung in einen eigenartigen mythologischen Gedankenkreis, den die Männer als ihren alleinigen Besitz betrachten. Eben deshalb hüten sie ihn ängstlich vor der Neugierde ihrer Frauen und vorübergehend lassen sie, im Bewußtsein dieses Besitzes, ihre Überheblichkeit und Vormachtstellung den weiblichen Bevölkerungsteil als Gesamtheit deutlich fühlen. Alles erklärt sich daraus, daß das *kina* vom tendenziösen Grundgedanken einer mehr oder weniger betonten Weiberfeindlichkeit getragen wird. Dieser einseitigen Richtung wegen entfernt sich das *kina* grundsätzlich vom *čiɛ́ɣaɣs*; letzteres ist beiden Geschlechtern im Reifealter zugänglich, ersteres nur den herangereiften Männern.[*]

Die Selk'nam besitzen in ihrer Kloketen-Feier (Bd. I, 808) eine Einrichtung, in der, wenn man so sagen darf, die beiden Veranstaltungen des *čiɛ́ɣaɣs* und des *kina* unserer Yamana zumindest äußerlich vereinigt wurden. Die Grundrichtung und viele Einzelheiten des *kina* machen genau jenen Gedankenkreis und jene Ausdrucksmittel aus, die sich als eine eigentliche Männerzeremonie zusammenfassen lassen. Alles, was zu einer solchen gehört, findet sich im *klóketen* der Selk'nam deutlicher ausgeprägt; dieses *klóketen* erweist sich als die mehr ursprüngliche, kaum irgendwie verfälschte oder verwässerte Form, obwohl es gleichzeitig eine eigentliche Jugendweihe ist. Um die Vergleiche dieser geheimen Einrichtungen bei beiden benachbarten Stämmen zu erleichtern, habe ich die nun folgende Beschreibung in Anlehnung an die Darstellung der *klóketen*-Feier aufgebaut. Die nicht allzu umfang-

[*] Die gleichen Verhältnisse habe ich auch bei den Halakwulup entdeckt. Diese Feuerländer besitzen neben einer eigentlichen Jugendweihe eine davon getrennte Männerfeier. Vgl. vorläufig Gusinde (a): 511 und (q): 287.

reiche Darstellung gewinnt an sachlichem und auch geschichtlichem Wert dadurch, daß ich das *kina* als erster Europäer aus persönlicher Anschauung kennengelernt habe und daß es nachweislich die letzte Veranstaltung seiner Art gewesen ist. Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es: Das letzte *klóketen*, das die Selk'nam im Jahre 1923 abgehalten, und das letzte *kina*, das die Yamana im Jahre 1922 gefeiert haben, durfte ich, als erster Europäer, aus unmittelbarer Anteilnahme noch eingehend kennenlernen und erleben.[247]

a. Kenntnisnahme durch Europäer

Das Kina ist eine geheime Veranstaltung, zu der grundsätzlich nur erwachsenen Männern der Zutritt gewährt wird. Im Alltag spricht ein Yamana darüber äußerst selten; und auch dann wird das bloße Wort *kina* kaum je wiederholt, wenn Männer unter sich sind. Allein aus diesem Umstande heraus erklärt es sich zur Genüge, daß weder die englischen Missionare, noch die dort seit einigen Jahrzehnten ansässigen Weißen und die gelegentlichen Besucher jenes Gebietes mit dem Kina der Eingeborenen vertraut geworden sind. Damals fehlte dem Durchschnittseuropäer, der bei primitiven Völkerschaften reiste, noch das volle Verständnis für geheime Zeremonien weit mehr, als für manche andere mit den bloßen Augen leicht aufzunehmende Einrichtung. Als Erzeugnis einer verbildeten Phantasie und eines unentwickelten Verstandes wiesen jene Reisenden durchgehends dergleichen Dinge zurück und gaben sich auch nicht Mühe, dieselben einigermaßen zu verstehen. Auf beiden Seiten also lagen die Gründe dafür, daß das Kina der Yamana ebensowenig wie die geheimen Feiern anderer Naturvölker frühzeitig zur Kenntnis der Europäer gelangt sind. Bei meiner dritten Reise haben sich die Yamana zu dieser Feier erst auf mein entschiedenes Drängen hin entschlossen (S. 186); sie hatten dieselbe ja auch seit langem nicht mehr abgehalten und wären deshalb in manchen Einzelheiten nicht ganz sicher. Trotzdem konnten damals die wesentlichen Teile zuverlässig von mir aufgenommen und die Grundgedanken dieser umständlichen, geheimen Veranstaltung aufgedeckt werden.

1. Frühere Angaben

Wie die Mehrheit der Reisenden, die über unsere Yamana berichten, in ihrer Darstellung der vielen Einzelheiten, aus dem Kulturbilde dieser Eingeborenen mehr oder weniger vollständig von den englischen Missionaren bzw. ausschließlich von Rev. Th. Bridges abhängig ist, so auch in dem wenigen, was dieser Mann nur unklar und andeutungsweise über das Kina niedergeschrieben hat. Durchgehends haben alle Zeugen höchstens einige

[247] Bedeutsame Vorteile sind mir daraus erflossen, daß ich mit dem Kina der Yamana bereits vor der besser ausgeprägten und reichhaltiger gestalteten Form der Männerfeier des Klóketen der Selk'nam vertraut geworden bin. An mehreren Stellen habe ich darauf hingewiesen; vgl. wenigstens Bd. I, 816, sowie Gesinde (a): 973 und (q): 277.

kurze, undeutliche Hinweise geboten. Ihre überdies unzuverlässigen Andeutungen ließen sich bislang umso weniger verwerten, als sie die tragenden Grundgedanken jener Feier nicht faßbar genug zu erkennen gegeben hatten.

Auch hier ist es, wie das von manchen anderen bedeutsamen Dingen im Besitz der Yamana schon nachgewiesen wurde, aus den Missionaren allein Bridges, der nennenswerte Einzelheiten aus der Kina-Feier geliefert hat.[249] 1866 hat er (a): 204 zum ersten Male mit folgenden Worten darauf angespielt: „When boys and girls come to the years of virilty, they undergo a kind of discipline and teaching ... It is called *Ceena*. During the time the father and son is at *Ceena*, which is from a few days to about two weeks, neither father nor son sees any female; food sent them by the women, through some man or other, daily. The ceremonies here conducted are to impose upon the women, to effect which the men make large conical masks of bark which completely cover the head; they also paint their bodies peculiarly, and when all is ready they rush out of the *Ceena*, and dance and jump about as nimbly as they can in view of the women, who look upon them as beings from another world." Diese Sätze ergänzt er (a): 212 noch durch die folgenden: „There is a female, a woman who comes up out of the sea, into the *Ceena*, and does certain strange things. There is also a being who is supposed, to come from above, and he also visits the *Ceena* during the time the discipline of the youths is being conducted."[249] In diesen Mitteilungen darf man nicht übersehen — was ich schon S. 809 betont habe —, daß Bridges das genannte „kind of discipline and teaching" irrtümlicherweise als die einzige gemeinschaftliche Veranstaltung der Yamana beurteilt. Tatsächlich sind *čiɛ́xaus* und *kina* zwei weit auseinanderliegende Einrichtungen.

Drei Jahre später erwähnt er „the wigwam called *Keena*, and is wholly set apart for celebrating religious ceremonies and superstitious practices. It is in these places that the youths receive their severe training, which

---

[249] Außer Bridges ist es noch der Missionar Aspinall: 270, der ganz kurz erwähnt: „Um das Recht und Ansehen des Herrn der Schöpfung zu wahren, nehmen die Männer zu geheimnisvollen Bräuchen ihre Zuflucht, die in größerer Gemeinschaft unter Ausschluß der Frauen ausgeführt werden." Einmal hat sich Lewis nebenbei geäußert, auf den Inseln Wollaston gelegentlich im Jahre 1888 den Gottesdienst abgehalten zu haben, „in a Toomeeeoo ushr, i. e. play-house, formerly called a 'keena', a large wigwam, erected not to live in, but in which to perform certain initiatory rites with the youth etc." (MM: XXII, 218; 1888).

[249] Weiter heißt es dort: „When the youths attain thirteen or fourteen years, they are taken by their fathers or uncles to the Keena, where they sit with their eyes fixed on the floor for a long time ... The youths under training called Ooshwauls. At the end of the day they come to the Keena to sleep, and to have a very insufficient repast. No women enter or even go near to the Keena, only men sleep there. Sometimes the youths are made to lie down with their faces downward, and Lizzakoops, an evil cruel being, is announced. The youth is very frightened, and dares not turn his head in order to look at this dreadful being, who is supposed to come up out of the sea. She sings a great deal, and with her club beats the earth violently close by the frightened prostrate youth, who expects every recurring blow to fall upon him; at last Lizzakoops goes away, and he is allowed to sit up again."

is to introduce them to the privileges of man's estate, and every young fellow has to undergo it" (VP: III, 118; 1869). Die dabei gebräuchliche und oft wiederholte Maskierung deutet Bridges (e): 332 und (h): 208 folgendermaßen: Die Männer „stellten auch halb dramatische, halb religiöse Verkörperungen verschiedener schlimmer Mächte dar; diese Aufführungen aber, die für sie eine Quelle von Aufregung und Vergnügen waren, fanden nur statt, wenn eine große Zahl von ihnen versammelt war. Die Verkleidung der Vorsteller ging in besonderen Baulichkeiten vor sich, welchen sich die Weiber und Kinder nicht nähern durften, und man erwartete von ihnen, daß sie eine große Furcht vor jenen Dingen an den Tag legen würden, welche der Dämon vor ihnen aufführte, indem er sie mit allen möglichen Arten von Gewalttätigkeiten bedrohte." Zu dieser Beschreibung kommt in (i): 17 und (h): 209 noch: „The men would be occupied in the *keena*, painting and variously disguising themselves with barkhats, and smearing themselves with blood, procured by pricking the inside of their noses, to represent various characters. Some would appear as an evil being called *Chinoogoo*, others as another evil spirit known as *Tanoowa*, others again represented *Ushoomeena*, and others *Laincakeepa*, a female demon. When all was ready, the women and children being seated outside their wigwams, these variously disguised men, unrecognisable even to their nearest relatives would rush forth with club, spear or bow in hand, dancing and leaping about frantically, threatening the women with their weapons ... In the *keena* they would rest and, amidst roars of laughter, discuss the merits of the different actors. All dances and amusements were accompanied with singing or chanting for the varieties of which they had special names, derived from birds and plantes." Als Ergänzung hierzu sagt Bridges (k): 239 noch: „Los yaganes poseen cierto número de dramas de carácter semi-supersticioso, y a cada uno de estos corresponden disfraces, manera de representación y estilo de cantos especiales ... Los personajes representados eran todos seres mitológicos que, según se supponía, habían existido en otras épocas; todos eran perversos y habían venido de diferentes parajes. Uno, por ejemplo, había llegado a la escena desde los bosques, otro había salido del mar, algunos venían de las nubes y otros salían de la tierra." Das BD führt viele Kina-Geister mit Namen an. Insgesamt sind es also beträchtliche Einzelkenntnisse, die Bridges sich vom Kina erworben hatte; allerdings fehlte ihm das Verständnis, sich in dieses Vielerlei zu vertiefen, es zu ordnen und in seiner Bedeutung zu erfassen.

Gegenüber dem, was Bridges persönlich in Erfahrung gebracht hat, verschwinden die knappen Hinweise aus der Feder anderer Reisender. Letztere sind ausnahmslos von ihm abhängig. Es überrascht, bei Martial: 214 einige Gedanken aus der Umwälzungsmythe zu finden, in der hingewiesen wird auf jene Zeit, da „les femmes détenaient le pouvoir." Davon liefert Dabbene (b): 202 nicht mehr als eine wörtlich genaue Wiederholung. Deutlicher hat sich Hahn (c): 340 und (d): 44 ausgedrückt: „Les Yahganes célèbrent une fête, appelée *Kina*, est commemorative de la révolte des hommes

contre les femmes, qui avant cela avaient l'autorité dans la famille et possédaient les secrets du sorcier. Ils se masquent dans cette circonstance, crient et dansent tant que leurs forces le permettent." Seinerseits beruft sich HYADES (q): 377 auf ein "travail inédit" des Missionars BRIDGES. Dieses Manuskript führe ich unter (*i*) an, daraus habe ich die verwertbaren Sätze soeben wiederholt. Reichlich unbestimmt und knapp sind jene Andeutungen, die SPEGAZZINI (a): 170 bietet. Noch weniger sagt diesbezüglich ein Satz, der sich in WIEGHARDT: 30 findet. Endlich weist neuestens noch SPENCER: 111 auf das Ziel dieser geheimen Veranstaltung mit den kurzen Worten hin: „The initiation of the young men is supposed to prevent women from taking their dominion over men and making them again lead a dog's life." Offenkundig weiß er die eigentliche Jugendweihe von der Männerfeier nicht zu trennen.

2. Meine persönliche Beteiligung

Was an flüchtigen Hinweisen auf die Kina-Feier in weit verstreuten Druckschriften bis zu meinen Reisen vorlag, war nicht dazu angetan, mir irgendwelche Richtung zu geben; das um so weniger, als ja das *čiéxaus* mit dem *kina* fast jedesmal vermengt und bis zur Irreführung verquickt erscheint. Statt dessen erhielt ich eine unmittelbare erste Andeutung auf meiner zweiten Reise von den Yamana selbst (S. 180). Als wir damals das *čiéxaus* beendet hatten, äußerten sich die Leute in überschwenglicher Freude über den ungestörten, guten Verlauf dieser Feier und auch über die taktvolle Art, nach der ich persönlich daran als eigentlicher *uáwɣala* teilgenommen hatte. In diesem Zusammenhange machten sie sich erbötig, bei einer späteren Gelegenheit die Teilnahme am *čiéxaus* mir zum zweiten Male zu ermöglichen; dadurch würde ich die rechtlichen Voraussetzungen erwerben, in das Kina einzutreten (S. 818). Weitgehend wurde ich damals schon über den Ablauf dieser Veranstaltung unterrichtet, hatte auch die Grundgedanken der sogenannten Umwälzungsmythe erfahren und war somit imstande, zuverlässig auf eine regelrechte Männerfeier mit deutlicher Abwehr des Einflusses der Frauenwelt zu schließen.

Als ich in jenem Jahre von den mir sehr ergebenen Yamana wieder Abschied nahm, stellte ich ihnen für den nächsten Sommer meine Rückkehr in Aussicht. Wirklich fanden wir uns im Sommer 1922 zusammen. Damals war es mein besonderes Ziel, das *čiéxaus* zu wiederholen und daran sofort das *kina* anzuschließen (S. 186). Beides kam zustande und so habe ich damals die Männerfeier aus persönlicher Beteiligung kennengelernt. Diese Veranstaltung war bei weitem nicht das, was sie früher in den Zeiten einer gänzlichen Unabhängigkeit und unverminderten Kopfzahl der Yamana gewesen ist. Allein schon die Unerfahrenheit der meisten Teilnehmer in der eigentlichen Betriebsordnung hatte daran ihren beträchtlichen Anteil; denn reichlich zwanzig Jahre waren seit der letzten Veranstaltung dieser Art verflossen und für sämtliche Männer mittleren Alters war das Kina vom Märs

1922, genau so wie für mich, das erste ihres Lebens. Begreiflicherweise wirkte eine beträchtliche Unsicherheit in den vielen Einzelheiten fühlbar lähmend auf die wenigen Alten, die sich nun für den ungestörten Verlauf verantwortlich sahen; auch wollte jene unbefangene, unbehinderte Freude und Selbstgenügsamkeit sich nicht ganz voll entfalten, die ehedem das Herz eines jeden Yamana-Mannes höher schlagen ließ, der in dieser geheimen Hütte den wehrlosen Frauen einen rechten Possen spielen konnte. Ausschlaggebend hat mein unablässiges Drängen zum Zustandekommen dieser Veranstaltung beigetragen, was ich offen eingestehen muß; die Alten zeigten sich um so zaghafter, je näher der geplante Beginn heranrückte. Berechnend stützte ich mich auf einige jüngere Männer und beeinflußte sie in dem Sinne, daß auch sie ihrerseits den hochbejahrten Männern zusetzen müßten, diese möchten sie doch endlich einmal das Kina erleben lassen. Dem harten Druck von zwei Seiten her nachgebend, ließ sich Pedro Maŝemikens endlich gewinnen und in Puerto Mejillones kam im März 1922 die Männerfeier zustande. Sie war wirklich die letzte ihrer Art für die wenigen noch überlebenden Yamana. Unmittelbar mit dem *čiɛ́xaya* ist sie damals verbunden und auf eine ungewöhnlich kurze Zeitspanne beschränkt worden; die näheren Umstände sind in Gusinde (c): 426 geschildert (S. 186). Trotz mancher Behinderung konnte Wesen und Ziel, Hergang und Ablauf dieser an sich reichhaltigen Veranstaltung beobachtet und mit allen Einzelheiten festgelegt werden. Auf der vierten Reise war es mir vergönnt, am *lóima-yékamuš* teilzunehmen. Bei dieser Gelegenheit ist mir die vollständige Fassung der Umwälzungsmythe über den Ursprung des *kina* und noch manches andere mitgeteilt worden.[270] Was ich aus persönlichem Erleben und aus den Mitteilungen zuverlässiger Yamana über ihre Männerfeier in Erfahrung gebracht habe, ist auf den sich hier anschließenden Seiten in einer folgerichtigen Anordnung niedergelegt worden.

b. Vorbereitung der Feier

Man mag das *kina* von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten, immer wird man finden, daß es in jeder Hinsicht an Bedeutung gar weit hinter dem *čiɛ́xaya* zurücksteht. Infolgedessen befremdet es nicht, zu sehen, daß der gesamte Entwicklungsverlauf dieser Veranstaltung vom Anfang bis zum Schluß keineswegs in die strengen Formen eines geordneten und festgefügten Systems eingezwängt ist, vergleichbar dem, das jenes reichhaltige Vielerlei, aus dem das *čiɛ́xaya* besteht, eng verkettet zusammenhält. Immerhin sind die für das *kina* geltenden Regeln ausreichend, um bei geordnetem Ablauf der vielen einzelnen Darbietungen sein Ziel, sowohl bei den Frauen im Lager, wie auch bei jenen erstmalig eingeführten jungen Männern, zuverlässig zu erreichen. Der freien Entfaltung der persönlichen Veranlagung des Leiters und der Auswirkung der unter den beteiligten Männern vorherrschenden Stimmung bleibt hier ein viel weiterer Spielraum, als im *čiɛ́xaya*.

[270] Die näheren Bedingungen und Umstände finden sich in Gusinde (c): 968 gebucht.

1. Anlaß und Dauer

Nach Charakter und Ziel, also aus inneren Gründen, ist das Kina keineswegs für eine bestimmte Gruppe innerhalb des Yamana-Volkes derart notwendig, wie die Jugendweihe. Dasselbe dann und wann abzuhalten, dafür besteht ein wirklich zwingender Grund nicht. Wer zweimal als *ušwǫ́ǫla* in der *čiɛ́xaus*-Hütte gesessen hat, der gehört eben deshalb allein zur Bevölkerungsschicht der Erwachsenen, der kann durch Verheiratung seinen eigenen, unabhängigen Hausstand begründen. Darüber, daß jedes Kind beiderlei Geschlechtes die Jugendweihe erfahre, wacht die Allgemeinheit sehr scharf (S. 827) und sie bleibt in dieser Forderung auch dann noch unerbittlich, wenn irgend ein Kind, das nicht zum *čiɛ́xaus ušwǫ́ǫla* gemacht werden konnte, längst zu einem Erwachsenen herangereift sein sollte (S. 828). Ob aber ein Mann das Kina erlebt hat oder nicht, dieser Umstand läßt die Allgemeinheit sowohl wie auch dessen Verwandtschaft ziemlich gleichgültig. Eine Erziehung in des Wortes strenger Bedeutung erhalten nämlich die Prüflinge hier sowieso nicht, und wenn dem einen oder andern auch alles Wissen um das eigentliche Männergeheimnis zeitweilig abgeht oder für längere Dauer vorenthalten bleibt, irgendwelche nennenswerte Nachteile erwachsen ihnen daraus nicht.

Wieder sind es, wie so oft im Volksleben dieser Feuerländer, ungezwungen verflochtene Umstände, die völlig ungewollt zum nächsten Anlaß für eine Kina-Feier werden. Die bloße plötzlich auftauchende Neigung und Lust, von dem und jenem Manne innerhalb einer kleinen Gruppe zur Begeisterung gesteigert, gebiert den Entschluß. Einige saumselige Nachbarn werden leicht gewonnen, niemand wagt zu widersprechen. Waren beispielsweise viele Leute durch einige Wochen im *čiɛ́xaus* vereinigt und sind sie dieses Beisammenseins müde geworden, bringen neue Besucher einen frischen Geist mit und bietet der Lagerplatz gewisse Vergünstigungen, auf die keine der hier versammelten Familien ohne weiteres verzichten will, nun so bleiben sie eben noch länger an der gleichen Stelle und beginnen zur Abwechslung mit dem Kina. Doch kommt diese Veranstaltung wie von selber auch dann zustande, wenn mehrere Familien sich neben einem gestrandeten Wal niederließen und von vornherein dazu entschlossen waren, etwa wegen des Winters, hier möglichst lange zu verweilen. Hat ein *yamalaɛmǫ́ina* eine ansehnliche Zahl von Erwachsenen zusammengeführt und finden sie bald heraus, daß die Versorgung mit Lebensmitteln an diesem Platze überraschend bequem ist, bleiben sie kurz entschlossen sitzen und schaffen sich durch ein Kina-Fest einen angenehmen Zeitvertreib. Nirgendwo also macht sich ein Zwang geltend, keinerlei Verpflichtung drängt, wenn da oder dort, wenn in diesem Jahre oder nach einer Frist von mehreren Jahren, die geheime Männerfeier zustande kommt. Gewiß, diese und jene äußeren, rein zufälligen Gelegenheiten regen mehr als andere an; doch niemals werden sie zu einem zwingenden Anlaß.

Zieht man dieses alles in Erwägung, wird von selber offenkundig, daß auch die Dauer einer solchen Männerfeier sich in keinem Einzelfalle von vornherein bestimmen läßt und einfachhin unberechenbar ist. Jene zwang-

los miteinander verflochtenen Umstände, die eine Zusammenkunft der Männer haben zustande kommen lassen, bleiben das eine Mal länger und das andere Mal kürzer wirksam. Wie im *čiɛ̈ɣaya*, so gibt auch hier im *kina* die nach gewisser Zeit noch herrschende Stimmung den entscheidenden Ausschlag. Freilich spricht die Nahrungsmittelversorgung ein schwerwiegendes Wort mit. Haben sich beispielsweise sehr viele Familien bei einem gestrandeten Wal eingefunden, daß aller Speck und alles Fleisch in kurzer Zeit aufgebraucht wurde, bietet aber jener Fleck dort nicht jene Menge von Muscheln und Vögeln, die der vielköpfigen Versammlung das Auskommen ermöglicht, so müssen sich die Familien eben wieder in alle Winde zerstreuen, mögen sie sich am Kina noch so begeistert, erfreut und vergnüglich ergötzt haben. Man hat mir versichert, daß frühere kleinere Gruppen von Männern zuweilen sogar bis zu vier Monaten in der Großen Hütte ausgeharrt hätten; für gewöhnlich wurden jedoch diese Spiele schon nach einigen Wochen wieder eingestellt.

Folgende Umstände darf man nicht zu niedrig einschätzen: Die Yamana lassen sich von ihrem unruhigen Trieb zu einem unsteten Hin und Her fast widerstandslos führen, sie können sozusagen von Natur aus nirgendwo lange sitzen bleiben. Wo immer sie einige Wochen verweilt haben, erschöpfen sich in der nächsten Nachbarschaft gewisse Quellen für die Nahrungsversorgung bis zu einem Grade, der sie zwingt, beim Jagen und Sammeln sich weit über ihre Kräfte anzustrengen. Da sie diesen Zustand nicht aushalten können und auch nicht zu ertragen brauchen, wechseln sie kurzerhand den Standort. Endlich wird durch das Beisammensein vieler Leute und die reichlichen Abfälle von den Mahlzeiten jedweder Platz nach gewisser Zeit derart verunreinigt, daß alle von dort — obwohl die Yamana durchwegs dagegen fast unempfindlich sind — weggetrieben werden. Überdies ist beim Kina zu beachten, daß es ein bestimmtes Ziel, das so oder so unbedingt erreicht werden muß, nicht anstrebt. Mit seinen Grundgedanken und seiner vorwiegenden Richtung wird jeder junge Mann, der zum ersten Male dabei sein darf, schon nach wenigen Tagen genügend vertraut. Keiner der Veranstalter könnte also im einen wie im andern Falle zuverlässig voraussagen oder sicher bestimmen, wieviele Wochen oder Monate die Versammelten beisammen sein werden; höchstens wird er — und wohl mit Recht — vermuten, daß der Winter sie länger vereinigt hält als ein heiterer Sommer.

2. Die Teilnehmer

Zwar bleibt das Kina der Yamana, als eigentliche Männerfeier, grundsätzlich nur Männern vorbehalten; doch wird, seit einiger Zeit, ausnahmsweise auch diese und jene vertrauenswürdige Frauensperson zugelassen. Die ursprünglich folgerichtige Ablehnung jeder Frau wird mit dem Hinweis auf die sogenannte Ursprungsmythe begründet. Die Männerwelt soll und muß es eben verhüten, daß der weibliche Bevölkerungsteil jemals wieder in den Besitz dieser geheimen Veranstaltung gelange. Wann eine mildere Beurteilung

zu Gunsten weniger Frauen einmal Platz gegriffen hat, daß die eine und andere mit jenen Geheimnissen vertraut gemacht wurde, läßt sich heute nicht mehr nachweisen. Diese Tatsache an sich ist aber ein deutliches Zeugnis dafür, daß der weiberfeindliche Grundgedanke des Kina der Yamana keineswegs an die Strenge heranreicht, mit der die Selk'nam ihre Frauen vom Kloketen fernhalten (Bd. I, 827).

Mehrmals ist schon die einzige Bedingung genannt worden, unter der ein junger Mann als P r ü f l i n g in die Kina-Hütte aufgenommen wird: Er muß sich nämlich in der Jugendweihe zweimal als *uɨwɔ́ɣla* bewährt haben. Dieser rechtliche Grundsatz ist seit altersher ausnahmslos geltend. Aber die durch eingedrungene europäische Siedler abgeänderten Lebensbedingungen der Yamana haben letztere gezwungen, in dem und jenem Falle die Strenge der genannten Forderung insoweit zu lockern, daß seit einigen Jahrzehnten zum Kina auch jener Bursche zugelassen wurde, der nur ein einziges Mal als *uɨwɔ́ɣla* im *čiɛ́ɛxus* gesessen hat.[271] Trotz unbegreiflicher Nachgiebigkeit in manchen Punkten sogar noch in jüngster Zeit, sind unsere Feuerländer von dieser Mindestforderung niemals abgewichen. Befremdliches enthält es nicht, wenn ich sage, die alten einflußreichen Männer wußten sehr genau, welche Burschen das Kina kennengelernt hatten und welche nicht. Jene, die zum ersten Male die Große Kina-Hütte betreten dürfen, werden als *uɨwɔ́ɣla* bezeichnet, genau so wie die Prüflinge im *čiɛ́ɛxus*. Im BD: 419 findet sich *tämöm*, a lad who has not yet been subjected to the *ceena* discipline.

Jeder junge Mann nun, der das *kina* einmal als eigentlicher *uɨwɔ́ɣla* über sich hat ergehen lassen, rechnet seitdem zu den Kennern. Als einem solchen steht ihm rechtlich der Eingang zu jedweder späteren Männerfeier offen, wo immer sie abgehalten wird. In Wirklichkeit ist ehedem jeder erwachsene Yamana-Mann damit vertraut geworden, obwohl weder Verpflichtung noch Zwang dabei wirksam waren. Als eine Selbstverständlichkeit gehört es eben zu jedem Manne, daß er um das, was dem männlichen Bevölkerungsteile vorbehalten ist, ausgiebig Bescheid weiß. Das Verlangen nach Geselligkeit und die Freude an diesem merkwürdigen Spiel wirken für sich allein stark genug, daß jeder dorthin eilt, wo eine Männerfeier abläuft, vorausgesetzt, daß die Entfernung nicht zu groß ist oder eine Krankheit nicht hindert. Wäre es auch nur aus Neugierde, weswegen dieser und jener sich in einer beliebigen Gruppe sehen läßt, die sich zum Träger dieser Veranstaltung gemacht hat, es drängt sie eben doch zum Versammlungsplatze hin. Wie lange jeder einzelne dabei bleibt, liegt uneingeschränkt in seinem persönlichen Belieben. Aus diesem Grunde läßt sich über die Z a h l der Teilnehmer weder allgemein etwas aussagen, noch eine Mindestzahl für den einzelnen Tag bestimmen.

[271] Mir persönlich war diese Bedingung wohl vertraut. Ein zweites Mal habe ich mich deshalb zur Jugendweihe gestellt, weil ich diese noch einmal zu genauerer Sachkenntnis über mich ergehen lassen — das erste Mal bin ich sehr behindert worden (S. 179) — und die mir ergebene Indianergruppe sozusagen zwingen wollte, ihr Wort einlösend die Männerzeremonien abzuhalten (S. 184).

Auch dort, wo ein Kina-Fest sich abwickelt, gibt es ein unaufhörliches Kommen und Gehen einzelner Familien in unbestimmbarer, unberechenbarer Aufeinanderfolge, was selbstverständlich dann reger sich abwickelt, wenn der Zustrom zu dieser Feier an und für sich stärker ist. Auch persönliche Wünsche und Veranlagung sprechen mit, daß dieser Mann fast nie dabei fehlt und vom Anfang bis zum Ende ausharrt, während ein anderer wenig Geschmack und Freude daran findet, also schon nach wenigen Tagen sich gesättigt hat und wieder das Weite sucht.

Jedwede Gruppe, die sich endgültig zur Männerfeier entschlossen hat, muß noch einen erfahrenen Alten gewinnen, der sich bereit erklärt, das Amt eines L e i t e r s zu übernehmen. Gute Kenntnisse und gründliche Vertrautheit mit vielen Einzelheiten werden dafür gefordert; außerdem kommt dem Leiter ein bedeutendes moralisches Übergewicht über sämtliche beteiligte Männer sehr zustatten; endlich muß er über viel geistige Beweglichkeit verfügen, um die bunte Mannigfaltigkeit der zahlreichen Geister und Geisterauftritte ablaufen zu lassen. Wirklich, nicht jedweder ältere Yamana gibt einen brauchbaren *kina tagáguwa* ab, wie man den Leiter bezeichnet. Auch trägt er die Verantwortung dafür, daß den Prüflingen an erzieherischem Gut und an Unterweisungen alles das geboten werde, was der alte Brauch fordert. Der Leiter allein bestimmt die Ordnung und gibt die Einteilung eines jeden Tages an. Einen Stellvertreter hat er nicht. Wäre er lange verhindert oder müßte er aus irgendwelchem Anlaß ganz ausscheiden, dann schaut sich die Versammlung nach einem anderen *kina tagáguwa* um oder löst sich selber wieder auf. Zwar besteht dafür keine bestimmte Regel, aber tatsächlich ist es so, daß ausnahmslos ein *yékamuš* das Amt des Kina-Leiters übernimmt. Die das Kina beherrschenden Grundgedanken fügen sich in die Vorstellungswelt des Medizinmannes widerspruchslos ein. Allein durch seine Eigenschaft als *yékamuš* besitzt der Leiter einen ansehnlichen Vorsprung.

Soeben ist auf den Umstand hingewiesen worden, daß zu der geheimen Männerfeier ausnahmsweise die eine und andere F r a u e n s p e r s o n zugelassen wird. Diesen Vorzug läßt die Gruppe der älteren Männer nur jener Frau zuteil werden, die sich eines solchen Vertrauens als würdig erwiesen hat. Voraussetzung hierfür ist, daß die Männer nicht zu fürchten brauchen, ihr Kina-Geheimnis werde durch jene Frau mißbraucht und ihre Vormachtstellung werde durch Verrat ins Wanken gebracht werden. Jene bevorzugten Frauen werden in der Großen Hütte genau so wie die männlichen *ušnóala* behandelt; außerhalb derselben sind alle in gleicher Weise zum strengsten Stillschweigen verpflichtet. Lange Besprechungen einflußreicher Männer gehen der Erlaubnis voraus, diese oder jene Frau in die Kina-Hütte einzuführen. Wer dieses hohe Maß des Vertrauens von seiten der Männer erfährt, fühlt sich geehrt. Von sich aus dürfte eine Frau um diese Ausnahme nicht ansuchen; regelmäßig ist es ihr eigener Gatte oder ein naher Verwandter, der den versammelten Männern den Vorschlag macht. Wird ihm dieser zustimmend beantwortet, verständigt er persönlich jene Frau in aller Vertraulich-

keit; diese ihrerseits bereitet sich darauf vor, bald die geheime Hütte der Männer betreten zu dürfen. Beim Kina im März 1922 ist nur Guerre bevorzugt und eingeführt worden; man hat mir versichert, daß sie von allen Frauen ihres Alters allein vertrauenswürdig wäre.

Je beträchtlicher die Zahl der Teilnehmer ist, um so anregender und abwechslungsreicher gestaltet sich das Fest. Die ansehnlich lange Reihe von Geistern kann nämlich nur dann mehr oder weniger vollständig zur Darstellung gelangen, wenn viele Männer beisammen sind, von denen jeder einzelne sich in eine bestimmte Rolle wirft. Mancher ist ehrgeizig genug, um sein Können zu zeigen und mit seiner Gelenkigkeit zu protzen; ihm bereitet es Freude, bald als dieser und bald als jener Geist aufzutreten. Aber es gibt auch Spiele, zu deren Darbietung sich mehrere Männer vereinigen müssen. Je mehr Teilnehmer also ein Kina-Fest aufweist, um so leichter ist die Auswahl unter den Darstellern, um so reicher sind die vorgeführten Einzelbilder.

3. Der Lagerplatz

Hat sich eine nennenswerte Gruppe von Familien dazu entschlossen, die Kina-Feier zu veranstalten, geben sie ihre Absicht bald den nächsten Nachbarn kund und zwar als bestimmte Einladung. Kaum je läßt ein Mann sich die Gelegenheit entgehen, im Kreise seiner Geschlechtsgenossen sich wieder einmal an der possenhaften Einschüchterung der Frauen zu ergötzen, und so finden sich binnen kurzem auch einzelne Familien ein, die einer entfernten Lokalgruppe angehören. Ist überdies ein berühmter *yékamuš* als Leiter gewonnen worden, so übt dieser seinerseits eine eigene Anziehungskraft aus. Also warten viele Familien auf die genauen Weisungen, denen zufolge sie auf dem gleichen Platze bleiben oder an eine andere Stelle ziehen.

Das entscheidende Wort spricht selbstverständlich jetzt schon der Leiter; nach eigenem freien Ermessen urteilt er, wann der rechte Augenblick für den Umzug gekommen ist und wann die näheren Vorbereitungen beginnen müssen. Er persönlich macht sich vielleicht von dem Eintreffen dieses und jenes guten Freundes abhängig, der die ganze Festordnung zuverlässig kennt und als Berater oft befragt wird. Um diesen Leiter stellen sich auch noch einige andere erfahrene Alte, die ihrerseits ihn ohne jede Aufdringlichkeit beeinflussen und beraten. Im verträglichen Einvernehmen mit älteren Männern trifft der *kina tagágusu* seine Anordnungen und die jüngeren Männer fügen sich ohne jeden Widerspruch. Daraus erklärt sich der unauffällige Beginn und der reibungslose Ablauf der ganzen Veranstaltung, vor allem die gemütliche, vergnügliche Stimmung, von der die Teilnehmer während der ganzen Zeit beherrscht werden.

Je nach den äußeren Gründen, die den Entschluß zu einer Kina-Feier haben reifen lassen, wird ein eigener Platz bezogen oder nicht. Das hängt von der gegebenen Örtlichkeit ab, an der jene Familien bisher gelagert haben. Gewisse Bedingungen werden gefordert. Die Kina-Hütte muß in einer

offenen Wiese und auf einer sanften Erhöhung stehen, weil die aus ihr heraustretenden Geister den in ihren Wohnhütten zurückbleibenden Frauen und Kindern bequem sichtbar sein sollen. Die Wiese selber muß möglichst eben sein, damit die tanzenden Männer nicht in Gefahr gerieten, zu stolpern oder zu stürzen. Selbstverständlich fordern einige allgemeine Bedingungen für eine Aufenthaltsmöglichkeit durch längere Zeit ihre Erfüllung, nämlich die unmittelbare Nähe von Trinkwasser und Brennholz, sowie die Leichtigkeit der Lebensmittelbeschaffung und die völlige Ungestörtheit durch Fremde und Neugierige. Viele Plätze gibt es im Kap Hoorn-Archipel nicht, die jene unerläßlichen Ansprüche erfüllen. Mit Vorliebe sammelt sich eine Familiengruppe also auf jener Stelle, die früher schon einmal sich als günstig für ein Kina bewährt hat. Dem Leiter obliegt es zu entscheiden, ob die irgendwo zufällig ansässigen Leute dortselbst verbleiben dürfen und nur die Wohnhütten ein wenig verlegen müssen, oder ob ein allgemeiner Umzug auf eine entfernte Stelle notwendig ist. Seiner Weisung fügt sich jedermann.

Doch genügt es nicht, die Kina-Hütte an einem günstigen Platze und auf einer geringen Erhöhung des Erdbodens aufzurichten, auch die Wohnhütten der einzelnen Familien müssen nach einer gewissen Ordnung auseinander gerückt und in der Weise aufgestellt werden, daß von ihnen aus der breite Eingang der Kina-Hütte nicht sichtbar ist. Die Wohnhütten liegen von dieser mindestens 55 m entfernt, damit das Gespräch und das ganze Treiben der Männer von den Frauen und Kindern nicht belauscht und beobachtet werden kann. Die erhöhte Stellung der Kina-Hütte gestattet es den Männern, mühelos und unauffällig jedwede Bewegung im eigentlichen Lager zu überwachen und zu verfolgen; vor allem darf kein Unberufener sich ihrem geheimen Versammlungsorte nähern.[10] Je enger die Wohnhütten zusammengedrängt dastehen, um so leichter ist die Übersicht von der Kina-Hütte her. Eben deshalb wird auch jenen Personen, die sich verwandtschaftlich nahe stehen, nachdrücklich empfohlen, in den sogenannten Mehrfamilienhütten (S. 386) sich zusammenzuschließen; zwei bis vier Familien bewohnen also den gleichen Raum. Daraus erwächst diesen Familien keine störende Unbequemlichkeit, weil die Männer sich fast ununterbrochen in der Kina-Hütte aufhalten.

4. Aufbau der Großen Hütte

Kaum haben sich die Familien auf dem ihnen zugewiesenen Platze eingerichtet, beginnt der Bau der Großen Hütte, nach Aufforderung und Weisung des Leiters. Die Männer mittleren Alters stellen sich für diese Arbeit bereitwillig zur Verfügung. Vorerst wird die auf der sanften Erhöhung erwählte Stelle von Steinen, niedrigem Gesträuch und manchem

[10] Gesundheitlich wiederholen sich hier die gleichen ärztlichen Bedingungen, welche für die Lagereinrichtung bei der Klubcove-Feier der Selk'nam gefordert werden (Bd. I, 831). Der Versammlungsort der Männer ist gleichsam die Thronbühne, von der, in angemessener Entfernung, die Wohnhütten liegen, als wären sie ein Zuschauerraum für Frauen und Kinder.

Baumstumpf gereinigt, nötigenfalls auch etwas geebnet. Frauen und Kinder dürfen von ihren Wohnhütten aus diesen Arbeiten zuschauen; von jetzt an ist es ihnen nicht mehr erlaubt, näher heranzukommen.

Fast jede Kina-Hütte zeigt die Form eines mehr oder weniger geneigten Kegels, je nach der Ausdehnung des immer kreisförmigen Grundrisses. Zuerst stellt man zwei starke Stämme auf, die den breiten Eingang begrenzen; ein jeder läuft in eine kurze Gabel aus; diese Gabeln greifen ineinander. Sie heißen *másalēx tâgwina*. Wo diese beiden Stämme oben zusammenstoßen, liegt das Ende eines dritten, meist längeren Stammes auf, der nach rückwärts mit einer höheren oder niedrigeren Neigung zur Grundfläche abfällt und *ûlêlun tâgwina* heißt."[1] Daher auch die mehr oder weniger geneigte Kegelform des Gerüstes, je nachdem die Länge dieses dritten Stammes die Höhe der beiden andern Pfosten übertrifft. Ist der Grundriß von vornherein klein, dann zeigt die Kina-Hütte eine ganz regelmäßige Kegelform. Jene drei Hauptpfosten bilden das tragende Gerüst, weswegen man sie einige Zentimeter tief in den Erdboden einläßt. Die beiden großen freien Felder rechts und links vom Eingange zum mittleren langen Pfosten hin werden mit enggestellten, mehr oder weniger dicken Stämmen ausgefüllt. Man setzt einen jeden derselben, den kreisförmigen Grundriß beachtend, dem Erdboden glatt auf, ohne ihn einzugraben, und lehnt ihn gegen die oben zusammenlaufenden freien Enden aller Pfosten. Die eigene Schwere jedes einzelnen von ihnen gewährt ausreichenden Zusammenhalt aller Stücke. Unvermeidlich bleiben zwischen den einzelnen Stämmen schmale Lücken offen. Um diese zu verdecken, baut man außen, vom Erdboden her nach oben und gegen das Hüttengerüst, rundherum Rasenklumpen auf, die eng aneinandergepreßt werden, etwa einen Meter hoch. Die darüberliegende Fläche deckt man mit langen, zusammengenähten Lederstücken zu, bis nahe an die Spitze, wo der Rauch des Hüttenfeuers frei entweicht. Mit alledem erscheint die Große Hütte hinreichend geschlossen, kein Lichtstrahl verrät den Außenstehenden das Treiben der Männer im Innern und kein Luftzug stört die ruhige Tätigkeit des Hüttenfeuers. Für gewöhnlich steht der breite Eingang *kina ŧfya* nach Osten hin offen, und zwar mit Rücksicht darauf, daß von Westen her am häufigsten schweres Unwetter eintrifft. Ob bei dieser Anordnung auch der Gedanke daran, daß diese geheime Feier aus dem Osten in das Yamana-Gebiet eingedrungen ist, entscheidend mitgewirkt hat, ließ sich nicht mehr nachweisen. Tatsache ist, daß der Eingang zur Kloketen-Hütte bei den Selk'nam regelmäßig nach Osten (Bd. I, 838) schaut.

Im Innern dieser Kina-Hütte richtet man nun die eigentliche Lagerstätte, abweichend von der im *čiŧgaya*, auf folgende Weise her. Um den für das Feuer freigelassenen Platz in der Mitte legt man Rasenklumpen, die man durch Einstampfen mit den Füßen möglichst auf gleiche Höhe bringt. Häufig streut man darüber eine Schicht des langen, breitblättrigen Grases

[1] Vgl. die Bezeichnung, mit der man die Hauptpfosten der Großen Hütte für die Jagdzeit belegt, auf S. 833.

lähe (Poa flabellata), das in den gewöhnlichen Wohnhütten verwendet wird (vgl. S. 382). Zu diesem Gras zu greifen, ist jedoch nur dann statthaft, wenn das kurze, scharfspitzige Pampagras *mér-ainka* nicht beschafft werden kann. Das letztgenannte Gras steht büschelförmig auf offenen Plätzchen, ist sehr trocken, hart und kaum 35 cm hoch;[274] mit festem Griff nur kann ein solches Büschel unter drehender Bewegung von den Wurzeln abgerissen werden. Während die Männer viele Stämme und Stöcke für das Hüttengerüst herbeischaffen, werden die Frauen und Mädchen vom Kina-Leiter verpflichtet, die erforderliche Menge von Gras zu besorgen; er sagt ihnen sehr bestimmt, daß sie viel *mér-ainka* herbeibringen müssen.[275] Erst über dieser Grasschicht breitet jeder Mann seine Lederstücke auf dem Sitzplatze aus, den er während der ganzen Feier inne hat.

Merkwürdig ist es, daß diese kegelförmige Große Hütte für die Kina-Feier eine besondere Innenbemalung trägt. Auf Mannshöhe zeichnet man rundherum einen dreifingerbreiten roten Strich, darüber einen ebenso breiten weißen, und über diesem einen schwarzen Strich; alle drei sind durch zwei einfingerbreite Zwischenräume voneinander getrennt. Man gibt diesen drei Strichen, die als Zierbemalung gelten, eine symbolische Deutung als Hinweis auf eine steinige Meeresküste. Das Rot erinnert an die unregelmäßigen Steine am Strande, die mehr oder weniger dicht mit Rotalgen (Rhodophyceae) bewachsen sind; das Weiß bezeichnet den Schaum der Wellen, der über jene Steine geworfen wird; und das Schwarz deutet die vielen Miesmuscheln an, die eng gedrängt auf dem steinigen Ufer sitzen. Als ob die Kina-Geister, aus dem Meere heraustretend, an der Küste aufstiegen, so treten die als Geister maskierten Männer aus der Großen Hütte vor die Augen der Frauen und Kinder.[276]

Obwohl im ganzen Yamana-Gebiete die soeben beschriebene Hüttenform für das Kina-Fest nach einem einheitlichen Plane aufgebaut wird, ist im äußersten Westen daneben auch jene langgezogene Kuppelform statthaft, die man überall für die *tšíyaus*-Hütte wählt. Der Eingang an einer jeden der beiden Schmalseiten wird von zwei stärkeren, langen Stangen gebildet und ist viel breiter und höher als in einer *tšíyaus*-Hütte. Der Grund dafür liegt nahe; die mit hoher Maske ausgerüsteten Männer müssen bequem hinaus- und hereintanzen können. In dem angrenzenden südlichsten Gebiete der Halakwulup sind ebenfalls beide Formen für die Kina-Hütte nebeneinander in Gebrauch, obwohl die Kegelform den Vorzug hat; weiter nach Norden wird nur die langgezogene Kuppelform aufgerichtet.[277]

[274] Es handelt sich um Gebrauchsgut-Arten, die auch auf den felsigen Küsten zwischen Steinen gut gedeihen. Vgl. Bernatzik (d): 84.

[275] Sehr beachtenswert ist es, daß in der Klokstoo-Hütte der Seh'kum ebenfalls nur dieses kurze, harte Pampagras für die Lagerstätte der Männer verwendet wird (Bd. I, 839).

[276] Auffälligerweise weicht hiervon die Klokstoo-Hütte der Seh'kum ab; denn der fehlt jede Zierbemalung im Innenraume (Bd. I, 839). Hingegen wird die Große Hütte für die Männerfeier der Halakwulup mit Bemalungen nach reichhaltiger als bei den Yamana geschmückt. Vgl. Gusinde (bb): 246.

Oben wurde schon angedeutet, daß die nächste Umgebung der Großen Hütte glatt und eben sein muß. Links von dieser Hütte her, vom weiten Eingang hina ôjya — beurteilt von den Zuschauern aus — wird ein 2 m breiter und 10 m langer Gang von Grus und Steinen geebnet und genau geebnet. Hier zeigen sich die Tänzer, die oft und oft aus der Großen Hütte vor den Augen der Lagerinsassen auftreten. Der Hüttenausgang liegt regelmäßig entweder vom Lager abgewendet und meist nahe beim Waldesrande, die Wohnhütten befinden sich gewöhnlich zwischen der Kino-Hütte und dem Strande. Während dieser Arbeiten am Hüttenbau und an der Innenrichtung verstatten gehen, nähmen einige Männer dicke Holzhölzer und Baumstämpfe in Menge herbeischleppen, bis ein ansehnlicher Haufen Brennholz sich neben der Großen Hütte aufgetürmt hat. Den Frauen kann man diese Arbeit jetzt nicht aufbürden; denn sie würden sich dabei zu sehr dem geheimen Versammlungsorte der Männer nähern. Viel Brennholz aber wird benötigt, um ein leichtes Hüttenfeuer Tag und Nacht zu unterhalten.

Wie lange in jedem Einzelfalle die Vorarbeiten sich hinziehen, hängt von mehreren Umständen ab. Entscheidend ist jedenfalls die Zahl der männlichen Teilnehmer und die besondere Eignung der erwählten Örtlichkeit. Sobald einmal die Männer von der Freude und Lust am Kino-Spiele erfaßt sind, greifen sie eifrig zu und beeilen sich auch ihrerseits, ohne ausdrückliche Aufforderung von seiten des Leiters, daß die eigentliche Veranstaltung so schnell als möglich beginne. Ungünstige Witterung allerdings verzögert dann und wann sehr empfindlich die nötigsten Vorbereitungen.

c. *Verlauf der Feier*

Die Männergruppe verrichtet mit dem Kino als erstem Ziel, dem weiblichen Bevölkerungsteil ihre Überlegenheit erneut im Bewußtsein zu rufen und ihre Vormachtstellung alle Frauen deutlich fühlen zu lassen. Demzufolge umgeben sie ihr ganzes Gebaren mit viel Geheimniskrämerei und achten streng darauf, daß die Hintergründe ihres betrügerischen Spieles von den Frauen nicht entdeckt werden; erst recht vermeiden sie in ihrem Verhalten jedweden Umstand, der den Verdacht auf eine bewußte Täuschung erregen könnte. Auf eine alte Mythe gründet sich diese geheime Zusammenkunft und betrügerische Veranstaltung der Männer. Durch sie sollen die Frauen wieder einmal in dem falschen Glauben bestärkt werden, daß ihre Männer in engster Beziehung zu gewissen Geistern stünden und daß letztere den Männern dabei behilflich seien, die Frauen in Botmäßigkeit zu halten. Durch Jahrhunderte haben die Männer die Geheimnis in strengster Verschwiegenheit für sich bewahrt.

Im ganzen Verlauf dieser Feier werden alle Frauen und Kinder mit un-

[1] Vgl. hierzu Gennep (4): 288. Auf die Form der großartigen Wohnhütten, wobei sich hier im Westen, vom Unterschiede von den Hütten im Osten des Tanuma-Gebietes (S. 371), die Macht einer anderen Umwelt aus. Bei dieser Ausgestaltung der Hütte für die Kino-Feier spielen aber auch auch ein kultusgeschichtlicher Einfluß von dem Nachbarsgebiete mit.

erhöhtester Schärfe bewacht. Während es für die in der Großen Hütte versammelten Männer langsam ist, sich an ihre Tagesordnung zu halten, werden die im Lager verbleibenden Personen zu empfindlichster Beschränkung ihrer Freiheit verpflichtet und zwar aus dem Grunde, damit sie keinerlei der Kina-Geheimnis entdecken. In dieser Zeit verfahren die Männer rücksichtslos streng gegen alle Frauen und Kinder. Ihnen wird dabei aber auch so viel Anregung und Abwechslung geboten, daß diese Tage und Wochen nicht etwa eine unerträgliche Qualerei sind. Verlautete Bemerkungen und unbändigste Neugierde werden schwer bestraft, dennoch ist sich jede Frauenperson bewußt.

Nach bestimmten Regeln, die eine lange Vergangenheit herausgebildet hat, läuft die Kina-Feier ab. Das Verlaufen der Auftritte und der Geistererscheinungen bringt es mit sich, daß die eine Veranstaltung sich von der andern durch größere Mannigfaltigkeit der Vorführungen oder durch regere Beteiligung der Spieler abhebt; auch die persönliche Veranlagung des Leiters und die Zahl der männlichen Teilnehmer begründen manche Unterschiede. Das Grundsätzliche aber wiederholt sich regelmäßig. Irgendwelche regionale Sonderformen haben sich in den verschiedenen Teilen der Yamana-Heimat nicht ausgebildet, wohl aber hat man in den einzelnen Gegenden bald diesen und bald jenen Geisterauftritt den Vorzug gegeben.

Im Verlaufe der folgenden Beschreibung werden viele Übereinstimmungen des Kina unserer Yamana mit dem Klubrem der Selk'nam sogar treten. Schon jetzt sei darauf mit einem einzigen kurzen Worte hingewiesen; es würde zu weit führen, jedem Einzelteil unsrer dieser Rücksicht zu kennzeichnen. Eine kaum Gleichartigkeit lassen auch die beiden Formen der sogenannten Ursprungsmythe erkennen.

Im März 1922 hatte der alte Maiwanaia nach langem Zureden sich endlich bereit erklärt, die Leitung des Kina-Festes zu übernehmen. Er war wirklich der einzige vertrauenswürdige Mann, der den vielen mit diesem Amte verbundenen Pflichten und Anforderungen auch vollständig entsprechen konnte. Dieser und jener ältere Yamana erinnerte sich auch, daß seinerzeit hier in Puerto Mejillones die geheimen Männerfeiern abgehalten worden war, und sie zeigten die Stelle, auf der damals die Große Hütte gestanden hatte. Da dieser Platz sich jetzt auch als sehr vorteilhaft erwies, wurde auch diesmal die Kina-Hütte an der gleichen Stelle aufgerichtet; nur hielt man den Durchmesser der Grundfläche kleiner, nämlich 8 m, was für die geringe Beteiligung ausreichte. Die Ausdehnung der Grundfläche richtet sich selbstverständlich jedesmal nach der Zahl der an diesem geheimen Feste teilnehmenden Männer.

1. Der Beginn

Neigen sich die Arbeiten am Aufbau und im Innenraume der Großen Hütte dem Ende zu, beginnen einzelne Männer damit, unauffällig und jeder für sich die notwendigen Bedarfsgegenstände in der eigenen Wohnhütte zu ordnen und zur Kina-Hütte zu bringen. Das sind einige Lederstücke für den

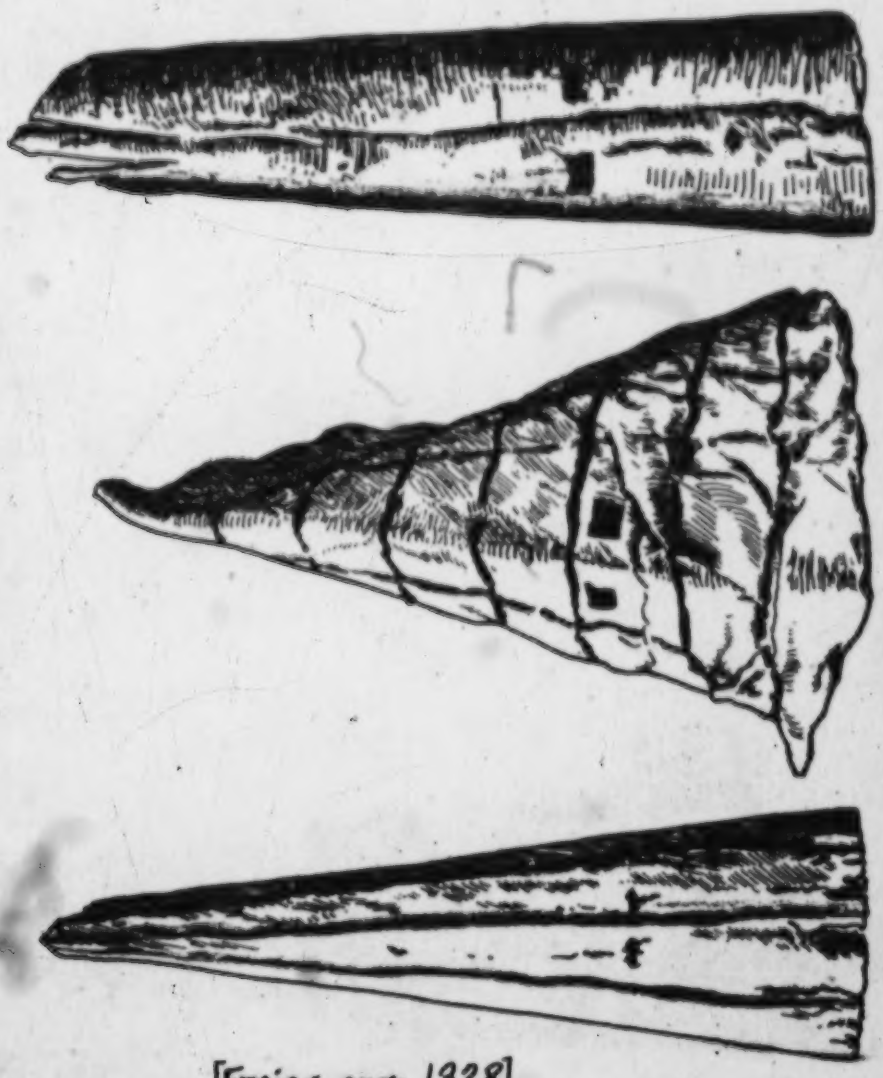
Schlafjunge, Waffen und Gerätschaften, endlich reichliche Mengen von Farbstoffen. Nach und nach **sammelte sich** alle im Lager anwesenden Männer in ihrer geheimen Hütte und zündete ein kreises Feuer an. Steigen die ersten Rauchwolken auf, sehen Frauen und Kinder im Lager darin ein Zeichen für den Beginn der Feier. Ohne besondere Aufforderung, ohne Lärm und auffällige Bewegung haben sich die Männer in der Kina-Hütte vereinigt, einzig folgend ihrem Urteil über die Sachlage und geleitet von der eigenen Überzeugung, daß die Vorarbeiten beendigt sind.

Die Yamana kennen eine bestimmte Ordnung, nach der in dieser geheimen Hütte für die anwesenden Männer die **Platzverteilung** erfolgt, nicht. Der Leiter läßt sich regelmäßig beim südlich gestellten Pfosten am Eingange nieder; denn von hier aus übersieht er mühelos die Tanzbahn, die am Eingange ihren Anfang nimmt; auch kann er von da aus sehr bequem heraustreten, so oft er das Lager überwachen will. Die erfahrenen Männer suchen sich nach freier Wahl, ohne besondere Aufgabe zu stellen, einen Platz aus, wie es der Augenblick ihnen eingibt, und zwar in der Weise, daß vertraute Freunde oder nahe Verwandte sich nebeneinander niederlassen. Nur im Hintergrunde, nämlich dem Eingange gegenüber, bleiben einige Sitzplätze für jene jungen Männer frei, die zum ersten Male als **aiwáglo** eingeführt werden sollen.

Kaum haben sich die versammelten Männer im allgemeinen Stillschweigen ein wenig mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt und sich auf das Ziel dieser Veranstaltung besonnen, beginnt der Leiter mit einer **Ansprache**. Ihm obliegt es, jene Männer zu gewinnen, die für eine Geisterrolle sich eignen und die bald damit anfangen können, sich einzuüben. Nicht minder wichtig ist es, jetzt schon jene Burschen zu bestimmen, die dermal als **aiwáglo** in Aussicht genommen werden können. In dieser Frage entscheidet die übereinstimmende Meinung der einflußreichen Alten. Die frühere Zeit forderte, daß ein solcher Bursche zweimal das **tšíyaga** mitgemacht habe; neuerdings ist man in dieser Hinsicht nachgiebiger und man zeigt sich schon damit zufrieden, daß er die Jugendweihe einmal über sich hat ergehen lassen. Tatsächlich wird keinem dieser Burschen die Zulassung verwehrt, der irgendwie als vertrauenswürdig gilt. Sind die geeigneten Burschen im Lager anwesend, einigen sich die Alten bald, sie auszulesen. Doch könnte — im Gegensatz zum **tšíyaga** — ein Irrtum auch dann stattfinden, wenn es an eigentlichen **aiwáglo** zufällig fehlen sollte. Weil seit einigen Jahrzehnten auch diese und jene verheiratete Frau in die geheime Hütte eingeladen wird, überlegen darüber die Männer ebenfalls schon am Anfange der Veranstaltung.

Unverzüglich beginnen die Vorarbeiten für das Auftreten der sogenannten Geister. Hierfür sind reichliche Mengen von Farbstoffen erforderlich, die jeder Mann heimlich herbeigeschafft hat. Ebenso unentbehrlich sind die **Woohva**. Man benützt dafür ein größeres Rindenstück, das man nach einer langgezogenen Dreiecksform zuschneidet. Die freien Kanten verbindet man oben der Spitze entsprechend einer Wölbung, der untere Rand bildet einen flachen Bogen. Diese untere Kante ruht den Schultern des Trägers auf. In

Tafel IV



Masken aus der Kina-Hütte

[Facing page 1328]

entsprechender Höhe werden kleine Löcher für beide Augen eingeschnitten. Diese dütenförmige Rindenmaske heißt *ájyuku álka*,[279] sie ist 50 bis 60 cm hoch. Kann man aus irgendwelchem Grunde die erforderlichen Rindenstücke nicht beschaffen, darf als Ersatz auch ein Lederstück zur Maske verwendet werden. Letztere führt den Namen *alminu* und stimmt nach Form und Größe mit der Rindenmaske überein; ihr Unterteil jedoch ist gewöhnlich breiter und das ganze Stück läuft oben in eine scharfe Spitze aus. Vgl. *alminu* im BD: 113. Schon Bridges (i): 17 hat von den Masken gesprochen und sie als "harkhats" bezeichnet. Zieht sich die Kina-Feier in die Länge, müssen die Rindenmasken wiederholt erneuert werden; denn unter der Hitze des Hüttenfeuers und beim unvermeidlichen Eintrocknen krümmen sie sich so eng zusammen, daß sie sich nicht mehr verwenden lassen. Aus diesem Grunde sind die Masken aus Leder zweckmäßiger und dauerhafter. Einige wenige Stücke genügen für das mannigfaltige Programm; denn bei der Darstellung der verschiedenen Geister braucht nur die Bemalung geändert zu werden. Sorgsam behütet liegen diese Masken gewöhnlich im inneren Abschnitt der Großen Hütte, wo sie jedem Manne zugänglich sind, der sich ihrer bedienen will. Eine kurze Bemerkung sei hier eingefügt. Wegen der besonderen Bedeutung, die den Masken zukommt, gestattet man den Kindern nicht, mit Dingen zu spielen, die einer Maske gleichen oder darauf hindeuten (S. 763).

Während sich die Besprechungen und nächsten Vorbereitungen in der Kina-Hütte abwickeln, ändert sich im eigentlichen Lager die Geisteshaltung und das äußere Benehmen der *Frauen* ganz offensichtlich. Ihnen wird wirklich etwas unheimlich zumute, *sie* fühlen sich wie beängstigt und bedroht, sie laufen aufgeregt und unruhig hin und her, wie ratlos sprechen sie sich bald in dieser und bald in jener Hütte aus. Im großen und ganzen wirkt der Gedanke an das nahe herangerückte Kina mit seinen vielen Geistererauftritten lähmend und belästigend *auf jede Frau*; die eine und andere wagt es kaum noch, ihre Wohnhütte zu verlassen und sich draußen zu zeigen. Das gedrückte Verhalten der Frauen wirkt einschüchternd *auf die Kinder*, die sich in der Hütte zusammendrängen und bekümmert *auf ihre Mutter* schauen. Dieser Zustand dauert bis kurz vor Sonnenuntergang an.

Wo die Männer dort drüben in ihrer geheimen Hütte seit dem Aufsteigen des ersten Rauches treiben, entzieht sich der Kenntnis aller Frauen und Kinder, die in ihren Wohnhütten still und erwartungsvoll verharren. Kein Laut, keine Anweisung des Leiters dringt während langer Stunden von dorther in das Lager. Eben diese Unsicherheit versetzt Frauen und Kinder in höchste Spannung. Währenddessen aber sind die Männer in der Großen Hütte nicht untätig, sie bereiten das erste *Auftreten der Geister* vor. Im März 1922 haben die anwesenden Männer gegen fünf Uhr nachmittags mit der Bemalung begonnen. Früher trug man sie dem völlig nackten Körper auf,

[279] Diese Bezeichnung bezeugt ursprünglich: Köcher aus Rinde für die Pfeile, auch der Lederköcher führt den gleichen Namen (S. 689). Diese eine Bedeutung für Köcher und Maske bestätigt auch das BD: 268.

jetzt entkleiden sich die Männer bis auf eine kurze Unterhose. Sie begnügen sich zunächst damit, handbreite weiße Querstreifen auf den Rumpf und die Gliedmaßen zu legen. Gegen sechs Uhr stellt sich der Leiter neben die Kina-Hütte und fordert mit lauter Stimme die Frauen im Lager auf, aus ihren Wohnhütten herauszutreten; als geschlossene Gruppe sollen sie sich etwa in der Mitte zwischen Lager und Kina-Hütte niederlassen. Dann geht er wieder zurück. Ein wüstes, bedrohliches Heulen setzt sogleich in der Großen Hütte ein, sämtliche Männer brüllen und stöhnen aus Leibeskräften. Damit wollen sie andeuten, daß der gewaltige *Téeuwu*-Geist in der Kina-Hütte mit der Absicht eingekehrt ist, alle Leute zu knechten und zu quälen, zu mißhandeln und zu vergewaltigen; er tut das persönlich sowohl wie auch durch verschiedenartige Geister, die bald sich vor aller Augen zeigen werden. Angst und Schrecken prägt sich im Gesicht der Frauen und Kinder aus. In Zeitabständen von mehreren Minuten brüllen und heulen sämtliche Männer, was die Frauen jedesmal aufs neue erzittern macht. Inzwischen wurde es dunkel.

Kaum verstummt wieder einmal das Brüllen der Männer, als Mašwaxano sich neben die Große Hütte stellt und seinen gestreckten Arm schnell im Halbkreis wagrecht durch die Luft sticht, unter lautem, gedehntem s-Zischen; er ruft damit den ersten Geist herein, *Kinamjéwa* genannt. Dieser springt tänzelnd auf der eigentlichen Tanzbahn hin und her; mit beiden Händen hält er einen Stab auf Augenhöhe, die Arme sind rechtwinklig gebogen, sein Körper zeigt auf weißem Untergrund viele rote und schwarze Querstriche. Mehrmals schwebt er tänzelnd über jene Tanzbahn hinweg, bis der Leiter durch ein Zeichen mit dem ganzen Arme ihn wieder zurückruft. Drinnen setzt augenblicklich ein starkes Brüllen und Heulen ein. Kaum ist es verklungen, stellt sich Mašwaxano wieder neben die Große Hütte und ruft den Frauen laut warnend zu, alle müßten auf ihrem Platze verharren und das baldige Erscheinen der anderen Geister abwarten. In kurzen Pausen wiederholt sich drinnen das Brüllen der Männer.

Abermals tritt der Leiter heraus und meldet den Frauen mit ängstlicher Stimme: „*Der gefürchtete Kalampáia ist soeben davongegangen und wird sich unverzüglich vorstellen!*" Die Männer haben sich inzwischen auf den Rumpf einige breite weiße Querstreifen und in der Mitte einen ebensolchen Längsstreifen gezeichnet. Bald beginnt die ganze Männergruppe drinnen nach einem kämmernden Rhythmus, erst kaum vernehmbar, dann immer stärker, das *háj háiu, háj háiu* ... in gleicher Tonlage, mit langsam ansteigender Beschleunigung. Währenddessen ordnen sich sechs Männer hintereinander zu einer exaggerierten Reihe, wobei jeder seine Arme über die Schultern und um den Hals eines jeden seiner beiden Nachbarn legt. Seitwärts und kurz entschlossen bewegt sich diese frotzelverbindungene Reihe geradlinig auf den Tanzplatz hinaus. Hier verharrt sie fast regungslos etwa zwei Minuten, nur das *háj háiu* ... andauernd wiederholend. Auf ein Zeichen des Leiters zieht sich diese *Kalampáia*-Gesellschaft eingrad wieder zurück und ihr rhythmisches Rufen verklingt langsam. Wenige Minuten später zeigt sie sich abermals auf

die gleiche Weise. Während sie noch draußen steht und ununterbrochen das Alj Alilu wiederholt, hebt im Innern der Großen Hütte ein sehr lautes Brüllen an, aus dem man deutlich ein rhythmisches *pay, pay* heraushört, und das bald jenen Ruf der *Kalampáia*-Gruppe übertönt. Letztere schweigt nun langsam wieder vor Kina-Hütte zurück. Zur Erklärung sei jetzt schon eingefügt, daß diese Reihe nicht den *Kalampáia*-Geist selber darstellt, sondern daß die Männer auf Grund seiner Weisung diesen Tanz aufführen.

Kaum ist jene Gruppe verschwunden, brüllen sämtliche Männer ungewöhnlich heftig auf. Da ich selber bei ihnen bin, kann ich beobachten, wie Sawiaan ein trockenes, dickes Seetierfell zusammenrollt und damit fest gegen den glatten Erdboden schlägt. Auf jeden Schlag folgt ein jäher Aufschreien der Männer, das sich mehrmals wiederholt. Der ganze Vorgang soll den Frauen vorspiegeln: Der in dieser Kina-Hütte anwesende *Tánuwa*-Geist beabsichtigt in seiner heftigen Wut, sämtliche Männer niederzuschlagen; doch sie wehren sich dagegen, so daß es ihrer geschickteren Überwacht dieses mal gelingt, sich von jenem mächtigen Geiste frei zu machen und ihn zu verdrängen. Durch neue jenem schweren Ringen trägt jeder Mann seine Wunden davon. Zwei alte Frauen, die in der Kina-Hütte anwesend sein dürfen, stürzen angstverfüllt hinaus. Vorher haben sie mit spitzen Stöckchen in ihrer Nase herumgebohrt und ist dickes Tropfen fällt sichtbar das Blut. Sie laufen auf die noch immer vor der Kina-Hütte versammelten Frauen und Kinder zu; diese erkennen genau deren Zustand und erschrecken darüber. Wirklich, alle erheben sich und eilen zu ihren Wohnhütten, wo sie sich einschließen und lautlos verharren. Die eine und andere Person hat sich erkundigt, jene beiden Alten mitleidsvoll zu fragen: „Was ist euch denn zugestoßen?" Diese antworten unter schauderhaftem Schrecken: „Wir haben dort drüben mit der *Tánuwa* ringen müssen; sie hat uns blutig geschlagen, nur unter größter Anstrengung konnten wir uns retten." Diese Worte erfüllen alle Leute mit Angst.

Eine halbe Stunde lang gewährt man Frauen und Kindern etwas Ruhe in ihren Hütten; einige draußen allein verbliebene weint in ihre Kina-Hütte auch dann und wann. Wieder tritt der Leiter des Festes heraus und ruft laut ins Lager: „Die Frauen müssen sich abermals sammeln und näher kommen, bald wird der Sohn des *Kalampáia* aus der Höhe herunterringen und sich vor aller Augen zeigen!" Alle Lagerinsassen leisten dieser Aufforderung unverzüglich Folge und lauern sich wieder auf jenen Platz, den sie erst vor etwa dreißig Minuten verlassen haben. Inzwischen wird Sawiaan für den geplanten Geistaufritt vorbereitet. Er trägt schon bereits weiße Längs- und Querstreifen auf dem ganzen Körper; nun reibt man noch vier weiße Ringe auf die Arme und füllt die Zwischenräume mit Rot aus; die Beine schmiert man von oben bis unten mit weißer Farbe ein. Über seinen Kopf stülpt man eine Maske, die auf einfärbig weißem Untergrunde mehrere rote, schmale Querstriche zeigt.

Wieder lassen die Männer in der Großen Hütte ihre brüllenden Rufe hören. Die Frauen und Kinder horchen gespannt drauen, was angekündigt

worden ist. Inzwischen hat sich SANTIAGO drinnen ein wenig in der diesem Geiste eigentümlichen Tanzweise eingeübt. Abermals tritt MAŠEMIKENS neben die Kina-Hütte, diesmal hält er sein Gesicht mit einem Stück dunklen Stoffes verhüllt. In hoher Tonlage stößt er mehrmals ein starkes *hō* aus, das er in die Gruppe der aufmerksamen Frauen hineinruft. Dann dreht er sich um die eigene Körperachse, daß er diesen seinen Rücken kehrt, wendet seinen Kopf zum Hütteneingange, streckt den rechten Arm weit aus und zieht ihn mit kräftigem Ruck im Halbkreis wagrecht durch die Luft, indem er gleichzeitig laut vernehmbar ein gedehntes *s* zischt. Diesem Zeichen folgend tänzelt SANTIAGO heraus, der den Sohn des *Kalampáio*-Geistes darstellt. Breitbeinig nach seitwärts ausschreitend wiegt er sich in sanften Sprungbewegungen, mit einem Fuße ausgreifend und den andern nachziehend, entlang der Tanzbahn. Mehrmals bewegt er sich hin und her. MAŠEMIKENS folgt ihm mit seinen Blicken und ruft ihn schließlich wieder mit der nämlichen Armbewegung in die Kina-Hütte zurück. Hier empfängt ihn ein lautes, brüllendes, langgezogenes *hō hō* ... aller Anwesenden, das bald in ein rasches *la la* ... umschlägt und als gedehntes, halblautes *gā gā* ... allmählich verklingt. Die völlige Ruhe, die nun in der Kina-Hütte herrscht, deuten die Frauen als ein Anzeichen dafür, daß die "Geister" sich zurückgezogen haben. Demnach verlassen auch sie ihren Platz und eilen schweigend in ihre Wohnungen zurück. Die Männer ihrerseits waschen sich die Bemalung ab und kleiden sich an. Nun dürfen sie sich Ruhe gönnen in dem Bewußtsein, den Frauen und Kindern einen heillosen Schrecken eingejagt zu haben.

Bei vergnüglicher Unterhaltung vergeht eine halbe Stunde. Währenddessen hat SANTIAGO wieder ungestüm in seiner Nase herumgestochert, in dicken Tropfen fällt das Blut. Er verschmiert es sich selber im ganzen Gesichte und auf der Brust, sein Anblick wird reichlich Schrecken und Bedauern hervorrufen. Weil SANTIAGO selber das Anerbieten macht, fangen auch dieser und jener Mann sein Blut auf und verreiben es im eigenen Gesichte; sie ersparen sich somit kleine Schmerzen und den Verlust des eigenen Blutes. Die derart entstellten Männer zeigen sich ihrer Familie und wollen damit kundtun, vom gewalttätigen *Tánawa*-Geiste mißhandelt worden zu sein. Sie laufen mit diesen Schreckenszeichen so lange umher, bis sie von selber abfallen. Die gleiche Täuschung wiederholen die Männer mehrmals während der Kina-Feier.[179] Selbstverständlich bleibt das beklagenswerte Gesicht der Männer nicht ohne Eindruck auf Frauen und Kinder.

In früherer Zeit waren die Teilnehmer der Kina-Feier verpflichtet, in der Großen Hütte fast ununterbrochen auszuharren, hier nahmen sie das Essen ein und schliefen hier auch. Diesmal, im März 1922, ist es ihnen nur darum zu tun, die wichtigeren Eigenheiten dieser Veranstaltung zu zeigen; was darüber hinaus liegt, lassen sie beiseite, da sie sich nicht unnötig anstrengen wollen. Aus Bequemlichkeit nehmen sie das Essen nicht in der Großen Hütte

[179] Auch die Selk'nam kennen diese merkwürdige Art, Mißhandlungen der Männer durch die sogenannten Kluketen-Geister ihren Frauen vorzutäuschen. Vgl. Bd. I, 941.

ein, sondern jeder eilt zu seiner Familie und läßt sich hier von seiner Frau bedienen. Nur zwei jüngere Männer, die alles bewachen müssen, bleiben zurück. Da es in jener Männerrunde kurz vorher sehr vergnüglich zugegangen ist, drängt es alle Teilnehmer bald nach dem Essen wieder in ihre geheime Hütte hinüber. Hier besprechen sie in gemütlicher Unterhaltung alles, dessen sie sich als Erfolg ihrer gerissenen Täuschungen rühmen können, und fassen Mut zu weiteren Betrügereien gegen die Frauen. Zum Abschluß des Tages wollen sie letzteren noch einen besonders fühlbaren Schrecken einjagen. MAŠEMIKENS, der verschmitzte Leiter, legt den Männern dar, ein *Kalampáia mátu* würde den Lagerinsassen in die Glieder fahren. Begeistert stimmen alle Anwesenden zu. Als Bemalung genügt ein weißer Strich von den Mundwinkeln zu den Ohrläppchen; es ist ja dunkle Nacht und nicht zu fürchten, daß eine Frau den Männern scharf ins Antlitz schaut. *Kalampáia mátu* könnte man wiedergeben mit "Besuch des *Kalampáia*". BD: 348 bringt *mátū*, to come as crabs do into shallower water when the winter is past, to come at any special season. Wirklich ist der ganze Auftritt ein Zug der Männer hinüber ins Lager. Die jüngeren Leute zittern schon vor Neugierde und Begeisterung. Da tritt MAŠEMIKENS endlich wieder neben den Eingang der Kina-Hütte, schaut hinunter auf das Lager und ruft laut: „Habt ihr euch schon schlafen gelegt? — Ich nehme an, ihr seid noch auf den Beinen! — Also abwarten, es wird sich bald noch etwas ereignen!" In den folgenden zehn Minuten unterhalten sich die Männer und besprechen den geplanten Auftritt. Dann ruft MAŠEMIKENS laut in die stille Nacht hinein: „Soeben ist *Kalampáia* herabgestiegen. Ich weiß nicht, was er vorhat. Möglicherweise besucht er jetzt eure Hütten. Legt euch [auf der Schlafstätte] nieder und deckt euch gut zu. Hütet euch, aufzuschauen oder euch auch nur zu rühren, falls *Kalampáia* in eure Hütten eintreten sollte!" Auf diese Anweisung an die Frauen folgt aus der Kina-Hütte lautes *hō hō* ... Brüllen der Männer. Sie legen ihre Fußbekleidung ab, stellen sich hintereinander und schleichen im Gänsemarsch hinaus; jeder schweigt und sein Gesichtsausdruck verrät tiefen Ernst. In der Wohnung des Cuns sind einige Frauen und Kinder vereinigt; das ist den Männern bekannt und die lange Reihe begibt sich dorthin. Vorsichtig schleicht sie hinein. Wirklich, alle Personen liegen auf dem Boden und sind mit Decken vollständig verhüllt. Die Männer schließen um das Feuer einen Kreis; sie haben sich davon überzeugt, daß Frauen und Kinder reichlich bedeckt sind und sich nicht rühren. Auf ein stummes Zeichen des Anführers stoßen alle ein starkes, gedehntes *pū* aus und stampfen gleichzeitig heftig auf den Boden. Etwa zwei Minuten verweilen die Männer völlig regungslos, dann rufen sie abermals das laute *pū*. Nach einer weiteren Pause beginnen sie mit kurzen, sich schnell folgenden *hp hp* ... Rufen, stampfen noch einmal heftig gegen den Boden und trippeln in der gleichen Reihe, wie sie gekommen, wieder hinaus, geradewegs zur Kina-Hütte zurück. Kaum haben sie sich hier in Sicherheit gebracht, da bricht auch schon ihre verhaltene Genugtuung über den trefflich gelungenen Spaß in voller Ungebundenheit los, sie ergötzen sich lange an den

wenigen, für sie wertvollen Einzelheiten und beglückwünschen sich gegenseitig zum vollen Erfolge ihres Streiches. Die jüngeren Männer sind wie außer sich vor Vergnügen, mit viel Spannung besprechen sie die für morgen geplanten Auftritte.

Mit den erwähnten Geistererscheinungen schließt der erste Tag ab. MAIENIKENS, der in außergewöhnlich guter Stimmung schwelgt, beginnt nun damit, einige persönliche Erlebnisse aus früheren Kina-Festen, die er sich frisch im Gedächtnis bewahrt hat, dem begeistert lauschenden Kreise der Männer zum besten zu geben. Von da leitet er auf die alte Mythe über, die den Ursprung dieser geheimen Veranstaltung schildert. Bis gegen elf Uhr sitzen wir vergnüglich in der geräumigen Kina-Hütte. Jetzt wird MAIENIKENS sichtlich von Ermüdung übermannt und entfernt sich; ihm folgen bald die übrigen Teilnehmer. In früherer Zeit mußten alle Männer in der geheimen Hütte übernachten; heute suchen sie das viel bequemere Schlaflager in der eigenen Wohnhütte auf.

Auf die eben geschilderte Art ist auch ehedem jedes Kina-Fest eröffnet worden, nach der üblichen Ankündigung durch den Leiter trat irgendein "Geist" vor die versammelten Frauen und Kinder, und danach folgten sich andere dieser Art in unberechenbarer Reihenfolge. Zu Beginn trifft man niemals eine bestimmte, verpflichtende Einteilung; an jedem Tage und auch fast zu jeder Stunde entscheidet die augenblickliche Stimmung oder der glückliche Einfall eines Teilnehmers über das, was unmittelbar folgt.

2. Einführung der Prüflinge

In zwangloser Aussprache treffen die maßgebenden Alten untereinander gleich zu Beginn der Kina-Feier die A u s w a h l unter jenen Burschen, die *als alosfole* zugelassen werden sollen. Dieselben weisen selbstverständlich die erforderliche geistige Reife auf, da sie in der Regel ein zweimaliges *čifyaga* hinter sich haben. Wem immer dieser Vorzug zuteil wird, der freut sich der Auszeichnung nicht minder, als der merkwürdigen Geheimnisse, die sich ihm nun enthüllen werden. Der eigene Vater oder ein naher Verwandter läßt es den jungen Mann wissen, daß er diesmal als *alosfole* das Kina mitmachen darf.

Seitdem er benachrichtigt worden ist, hält er sich fast ununterbrochen in seiner Wohnhütte auf; denn bald zu Beginn der Feier w i r d e r a b g e h o l t, ohne daß er den genauen Zeitpunkt kennt. Dabei muß eine bestimmte Förmlichkeit eingehalten werden. Im März 1922 ist sie nur bei Einführung der Cantu beachtet worden, bei welcher Gelegenheit ich sie zum persönlichen Beobachtung kennengelernt habe; sie war früher in jedem Falle verpflichtend. Läuft das Spiel schon einen oder zwei Tage, bestimmt der Leiter eine Stunde, in der jeder *alosfole* herausgeholt wird. Ein Verwandter eilt zum Lager hinüber, sucht den erwählten Burschen in der Wohnhütte auf und verbindet ihm die Augen mit einem breiten Lederstreifen. So geleitet er ihn zur Kina-Hütte. Hier ist inzwischen das Feuer entfernt und die Feuerstelle mit Erde

überschüttet worden; das geschah, um etwas Raum zu gewinnen. Mit einigen Lederstücken bildet man neben dem Eingange eine Art von Vorhang, hinter dem sich zwei bemalte Männer mit der Maske über dem Kopfe verstecken. Der *ušuǥǥla*, von einem Manne geführt, tritt nun durch den weiten Eingang ein und wird bis an die gegenüberliegende Innenwand geführt. Ein lautes Heulen und Brüllen hebt an. Inzwischen setzt sich der Prüfling und sein Führer an der bezeichneten Stelle nieder, den Rücken zum Eingang gewendet. Wenige Augenblicke später legt der Führer seinen Schützling um, daß dieser mit seinem Gesichte den Boden berührt und nicht sehen kann, was um ihn herum geschieht. Wenn nach einiger Zeit das Brüllen etwas nachläßt, erheben sich die Anwesenden ausnahmslos, aus jenem Versteck hinter dem Vorhange treten die beiden "Geister" heraus und springen neben der Feuerstelle auf den Boden, gleichzeitig einen lauten *pax*-Ruf ausstoßend.

Der *ušuǥǥla* liegt immer noch gegen die Innenwand gewendet. Hinter seinem Rücken, also in der Mitte der Hütte, tanzen und springen nun die beiden Geister; alle übrigen Männer können das bequem beobachten, weil sie um jene Tänzer einen geschlossenen Kreis bilden. Die Männer brüllen und heulen mit kurzen Unterbrechungen, in die der Leiter einige Ermunterungen und Befehle hineinwirft. Dann fordert er den *ušuǥǥla* und seinen Führer auf, sich zu erheben. Kaum ist das geschehen, springt ein Geist nach dem andern wütend auf den *ušuǥǥla* zu, als wollte er ihn umrennen; jeder rückt so nahe an den Burschen heran, daß er ein wenig nach hinten gehoben wird. Es ist das ein regelrechter Angriff des Geistes, den der *ušuǥǥla* zwar deutlich genug fühlt, nicht aber sehen kann. Das Heulen aller Männer und das hastige Stampfen des Bodens mit den Füßen wirkt unheimlich. Einige Minuten lang hält diese erregte Bewegung an. Schließlich nimmt der Führer dem *ušuǥǥla* die Binde vor den Augen weg und dieser sieht nun jene beiden "Geister" vor sich. Abermals fährt Schrecken durch seine Glieder. Der Leiter ruft ihm zu: „Fasse ihn am Kopfe!" Entschlossen streckt der Bursche seine Hand aus und reißt dem "Geiste" die Maske herunter. Jetzt erkennt er jenen Mann und sucht vor Überraschung zusammen. Auf gleiche Weise muß er unverzüglich auch noch den andern "Geist" entlarven. Dieser ganze Vorgang wirkt auf ihn wie eine Offenbarung, er steht wie versteinert vor den ihrer Maske beraubten Männern. Währenddessen brüllt und trompetet der geschlossene Kreis der Teilnehmer rundherum aus allen Kräften. Nun weiß er, welcher Art jene Geister sind, er benötigt keine weitere Erklärung.

Der *ušuǥǥla* muß sich jetzt niedersetzen. Er sieht eben noch, wie jene beiden "Geister" sich in den Kreis der Männer stellen. Wieder wird ihm sein Gesicht verhängt. Nun tanzen alle Männer um das Feuer in wilder Eile und heulen dabei ganz entsetzlich."[20] Plötzlich halten sie ein, springen an gleichem Fleck einmal in die Höhe, stellen noch ein langgezogenes *hô* aus

[20] Bemerkenswert ist es, daß der eben eingeführte Prüfling im Kinkaben der Geh'imen das Geheimnis um die angewandten Geister in der gleichen Weise entschleiert, nämlich dadurch, daß er selber die Maske wegreißt (Bd. I, 853).

und der ganze Kreis löst sich wieder auf. Jeder läßt sich auf seinem Sitzplatz nieder, die beiden "Geister" aber vor dem *alwáglo* und neben ihm sein Führer. Doch schaut der *alwáglo* auch jetzt wieder gegen die Innenwand und wendet seinen Rücken dem Eingange zu. Werden zwei oder drei junge Männer bei einer und derselben Gelegenheit erstmalig eingeführt, dann wickelt sich der oben beschriebene Vorgang zwar in gleicher Weise ab, doch so, daß vor jedem *alwáglo* je ein Geist tanzt und diesen Tänzern wird von jenen Burschen auf ein Zeichen des Leiters im gleichen Augenblick die Maske über den Kopf gezogen.

An diese Enthüllung schließt sich eine nur kurze Pause an, in der die erschreckten Prüflinge sich etwas beruhigen. Die folgenden Minuten sind ganz ihrer B e l e h r u n g gewidmet. Regelmäßig erteilt sie der Leiter und sie hat eigentlich nur zum Inhalt, jene Burschen eindringlich zu ermahnen, das Kina-Geheimnis in aller Treue und Gewissenhaftigkeit zu hüten. Entweder vereinigt er die Prüflinge vor sich, daß sie in einem Halbkreise zu seinen Füßen hocken, oder er selber setzt sich neben den vielleicht einzigen *alwáglo*, der da ist. Mehrmals wiederholt der Leiter allen Ernstes: „Du bist nun hier in der Großen Hütte. Du weißt jetzt, was unsere Spiele bedeuten. Nur Männer sind es, die jeden [sogenannten] Geist darstellen. Sie kommen weder aus der Höhe herunter, noch steigen sie aus der Erde heraus. Jeder [Geist], der sich draußen vor dieser Hütte den Frauen und Kindern zeigt, ist immer nur einer von uns Männern. Nun kennst du unser Geheimnis. Aber hüte dich, es irgendeinem, der draußen steht, zu verraten. Das ist eine Angelegenheit, die nur Männer wissen dürfen. Nimm dich in acht und sei auf der Hut; die alten Leute werden dich scharf beobachten, ob du verschwiegen bist!" Im März 1922 ist Gusinde in das Kina eingeführt worden. Der alte Maiswanne hatte sich neben sie auf den Boden gehockt und ihr diese eindringlich warnenden Worte vorgehalten. Er fügte noch an: „Jedermann kennt dich als eine gute Yamana-Frau. Du fühlst dich treu an ihn, weil du ihn ehrlich liebst; deshalb schützen dich Männer und Frauen. Wir haben dich in diese Große Hütte eintreten lassen. Du kennst nun das Geheimnis der Männer. Was hast du nun für eine Meinung von dieser Hütte? Du hast soeben die Maske von dem einen und anderen ["Geister"] gefaßt; nachher hast du die beiden Männer erkannt. Also brauche ich dich nicht weiter aufzuklären. Vom Anfange her weißt du es auch, niemand darf ausplaudern, was in dieser geheimen Hütte vor sich geht; wer es tut, wird umgebracht. Du weißt, in manchem Sumpfe, in dem kaltes Schilf gedeiht, riecht es übel. Kennst du den Anlaß? Ich will es dir sagen: Vor langer Zeit hat eine junge Frau das Kina-Geheimnis erfahren und ausgeplaudert. Also hat man sie an den Sumpf geführt und dort versenkt. Dich wird die gleiche Strafe ereilen, wenn du etwas verrätst. Andere Männer werden dir noch manche Dinge enthüllen; ich bin ein alter Mann und muß mich auf wenige beschränken. Schweige darüber vor jeder anderen Frau. Mißbrauche niemals das Vertrauen, das wir Männer dir heute schenken!" Während dieser Ermahnungen zeichnete sich tiefer Ernst in das Gesicht aller

Anwesenden, schweigend und regungslos lauschten sie. Regelmäßig vergeht geraume Zeit, bis die Männer aus dieser angespannten Selbstbesinnung in die Heiterkeit ihrer vergnüglichen Betrügereien überleiten. Die weitere Behandlung, die den *xáwǰgla* zuteil wird, soll später geschildert werden.

3. Die Ursprungsmythe

Die gesamte Gedankenwelt des Kina beruht auf einer alten Sage, in der auch die weiberfeindliche Richtung dieser geheimen Veranstaltung begründet ist. Wenn die Versammlung der Männer am **ersten Abend** durch einige Geisteraufritte den Beginn eingeleitet hat und sich ihrer ersten Erfolge erheblich freut, kommt der Leiter in der sich anschließenden Aussprache ganz zwanglos und wie selbstverständlich auf die Herkunft und Entstehung des Kina zu sprechen. Wie ich persönlich damals im März 1922 erfahren habe, sind es nur einige Hauptgedanken, die er in gedrängter Fassung bietet: für die damit längst vertrauten Männer genügen sie. Es ist, als würde damit eine Rechtfertigung für die geheime Zusammenkunft und das feindselige Verhalten der Männer gegen die Frauen geboten, erstere weisen sich gleichsam vor sich selber wegen ihres ganz ungewöhnlichen Benehmens aus.

Die Einführung jener Burschen in die Kina-Hütte, die zu *xáwǰgla* auserwählt worden, läßt, nachdem die Veranstaltung einmal begonnen hat, nicht lange auf sich warten. Einen Abend also, gleich zu Beginn der Feier, wird ihnen die Ursprungsmythe vollständig und in der überlieferten **Fassung** vorgetragen. Zum ersten Male kommt sie jenen Burschen hier zu Ohren. Nicht ohne eine gewisse Förmlichkeit darf das abgehen. Selbstverständlich ist der jeweilige Leiter nicht immer geeignet und veranlagt, jene Erzählung genau und eindrucksvoll vorzutragen; ihm obliegt jedenfalls die Pflicht, dafür zu sorgen, daß sie den *xáwǰgla* einwandfrei geboten wird. Fühlt er selber sich ohne ausreichende, erwacht er einen der anwesenden Alten, der vielleicht schon bei früherer Gelegenheit diesen Dienst erfüllt hat. Grundsätzlich ist es diesem Umstande zuzuschreiben, daß der Wortlaut der Ursprungsmythe im Laufe der Jahrhunderte gleich geblieben ist. Erst auf meiner vierten Reise habe ich sie aus dem Munde des zuverlässigen Maßmann genau zu erfahren, wie sie hier anschließend niedergelegt wurde;[221] anläßlich der Medizinmannschule hat er sie mir vor mehreren Männern wiederholt. Auf jeden jungen Mann, der sie zum ersten Mal erfährt, macht sie einen Eindruck von lange anhaltender Wirkung. Sie lautet in der möglichst wortgetreuen Übersetzung wie folgt:

Oben im Norden der Isla Grande[222] und dann weiter auf der schönen, weiten Pampa von *Yaiyáfpam*[223] spielten die Weiber als erste das Kina. Damals

[221] Dieser Wortlaut ist schon von Gusinde (a): 278 und (bb): 337 veröffentlicht worden.

[222] Unzweideutig ist mit dieser bestimmten Angabe der nördliche Teil des Heimatgebietes der Yahgan bezeichnet.

[223] Das ist der Name für die flache Umgebung der Bahía Thetis.

hatten die Frauen allein die Gewalt; sie befahlen den Männern und diese waren untertan, so wie heute die Weiber den Männern gehorchen. Auch saßen die Männer hinten am Heck, die Frauen vorn am Bug des Kanus; alle Arbeiten in der Hütte verrichteten die Männer nach Anweisung der Frauen, sie betreuten die Kinder, hüteten das Feuer, reinigten die Felle. So sollte es immer sein. Deshalb erfanden die Weiber diese Große Hütte und alles, was darin vorgeht. Sie sagten den Männern: „Wir suchen *Tánuwu!* Ob sie sich wohl finden lasse, ob sie aus der Erde hervorkäme und in die Große Hütte einträte!" Das hielten die Männer für Wahrheit. Sie mußten mit weiter ziehen, so oft die Weiber irgendwo das Lager abbrachen.

Aber sie fanden die *Tánuwu* in jener Gegend nicht. Also zogen sie an einen anderen Ort, erst der Nordküste der Isla Grande entlang, bis an die Nordost-Spitze. Überall, wo sie Rast machten, bauten sie die Kina-Hütte auf und spielten wieder. Von dort wanderten sie das Ostufer der Isla Grande nach Süden entlang. Überall, wo sie spielten, bildete sich eine weite, flache Pampa. Allerorts suchten sie nach der mächtigen, bösen *Tánuwu*. Südwärts zogen sie weiter, bis sie in die Nähe des Cabo San Pablo kamen. Von hier an gingen sie nicht mehr der Küste entlang; daher sieht man auch heute noch südlich von diesem Kap nur bewaldetes, gebirgiges Land. Die Weiber schlugen nun eine südwestliche Richtung ein, überschritten das Gebirge und erreichten an der südlichen Küste dieser Isla Grande den Canal de Beagle, dort in der Gegend von Puerto Harberton. Von hier aus zogen sie westwärts. Wo sie ihre Kina-Hütte aufbauten und spielten, wie bei Puerto Brown, da wandelte sich die Erdoberfläche um und es bildete sich ebenes, offenes Land. An der [nördlichen] Küste des Canal de Beagle zogen sie entlang, immer westwärts, bis sie endlich nach *Yáŋaŋálga*[201] kamen. Hier spielten sie ihr Kina sehr lange Zeit. Sie traten aus der großen Hütte heraus, eine nur oder mehrere, über und über bemalt, mit einem *hllix* [Maske] auf dem Kopfe. Den Männern rief jedesmal eine *yékamuí* zu: „Das ist *Sána-yáka!*"; wieder ein andermal: „Das ist *Waʂaim-yáka!*" Und noch viele andere Geister kamen heraus. Die Männer glaubten, es wäre so. Eigentlich aber hatten die Weiber sich selber bemalt, und da sie mit der Maske ihr Gesicht verdeckten, konnte kein Mann sie erkennen.

Trotz langen Spielens und Suchens konnten sie die *Tánuwu* doch nicht finden und aus der Erde herausholen. Also entschlossen sie sich, nicht mehr weiterzuziehen, sondern hier in *Yáŋaŋálga* zu bleiben. Dieser Platz besitzt eine schöne Pampafläche, er gefiel ihnen sehr und sie sagten: „Hier wollen wir bleiben! Wir werden jetzt die Männer täuschen und ihnen zurufen: Wir haben *Tánuwu* gefunden, sie kam jetzt aus der Erde heraus und ist bei uns in der Großen Hütte!" Sogleich wickelten sie einige trockene Felle zu einer dicken Rolle zusammen, schlugen damit auf die Erde, daß es dröhnte, schrien, brüllten und heulten, wie aufs höchste gelüstet. Die Männer hörten das.

[201] Heute allgemein "Bahía del Inglesa" genannt, wörtlich unter Einfluß jener Mythe. Diese Stelle findet sich auf der nach Süden vorstoßenden Halbinsel in der Bahía Ushuaia.

eilten in ihre Hütten und versteckten sich hier voller Furcht. Sie raunten hier einander nur ganz leise zu: „Wirklich, unsere Frauen haben jetzt die *Tánawa* entdeckt! Früher hatten sie nämlich nicht so laut und anhaltend geschrien, wenn die Geister auftraten." Als dieses fürchterliche Geheul anhob und die Erde dröhnte, sagten sich die Männer voll Überzeugung: „Das ist sicherlich *Tánawa*, die aus der Erde heraufsteigt. Die Weiber haben sie also doch gefunden!" Diese spielten nun dort in *Yéjusálge* weiter. Die Männer wurden in Angst und Unterwürfigkeit gehalten; auch künftighin erledigten sie alle Arbeiten, wie die Frauen es angaben.

Lém, der Sonnenmann, war ein trefflicher Jäger. Immer wieder wurde er auf die Jagd geschickt. Er brachte reiche Beute heim. Die zahlreichen Weiber in der Kina-Hütte benötigten viel Fleisch. Eines Tages hatte er wieder ein großes Guanaco auf der Jagd erlegt[999] und er lud es sich auf die Schultern. Während er sich dem Lager näherte, kam er an einer Lagune vorbei und hörte hier die Stimme zweier Mädchen. *Lém* wurde neugierig und sagte sich: „Was treiben wohl diese beiden hier?" Er schlich sich leise heran, verdeckt vom Gebüsch. Nun sah er, wie die beiden Mädchen sich die Bemalung abwuschen, in welcher die "Geister" aufzutreten pflegten. Dabei machten sie Übungen, die Stimme und das Spiel seiner beiden Töchter [der Töchter des *Lém*][1000] nachzuahmen; denn diese spielte im Kina-Hause eine bevorzugte Rolle. Die Mädchen plauderten: „Wir wollen uns gut üben, daß wir die Tochter des *Lém* genau nachahmen. Dann werden wir ihr singen helfen und mit ihr die Männer täuschen." Sie übten weiter und sprachen dabei über das Treiben der Weiber in der Kina-Hütte.

Plötzlich sprang *Lém* aus seinem Versteck hervor. Er stellte sich derart nahe vor die Mädchen, daß sie nicht entwischen konnten. Außerordentlich *ernst fuhr er sie an:* „*Was treibt ihr denn hier?*" Erschreckt verstummten sie. Da befahl er ihnen: „Ihr müßt mir alles sagen, was ihr hier treibt, was ihr hier gesprochen habt und was in der Kina-Hütte vor sich geht! Vieles weiß ich schon, denn ich habe euch belauscht." Da wurden die Mädchen rot vor Scham und der Angstschweiß trat ihnen *auf die* Stirn. Schließlich erzählten sie dem *Lém* alles und bekannten: „Die Weiber selber sind es, die sich bemalen und eine Maske aufsetzen; dann treten sie aus der Hütte heraus und zeigen sich den Männern. Andere [Geister] gibt es dort nicht. Die Weiber selber sind es, die brüllen und heulen; *auf* solche Art erschrecken sie die Männer. Aber die *Tánawa* tut so etwas nicht." Noch manches andere erzählten die Mädchen. Da sagte *Lém:* „Als Dank dafür will ich euch einen Rat geben: Bleibet hier an der Lagune und gehet weder zum Lager noch zur Kina-Hütte zurück; etwas Schlimmes wird sich jetzt ereignen!" Also blieben die beiden Mädchen dort zurück, sie wurden später zu kleinen Süßwasser-Enten.[1001]

---

[999] Es verdient hervorgehoben zu werden, daß im mittleren Teile des Yamana-Gebietes Lama je auf die dort sehr selten auftretenden Guanacos von unseren Feuerländern Jagd gemacht wird (S. 134).

[1000] Der alte Wassa erwähnte bei dieser Stelle nur „seine Tochter des Sonnenmannes."

Ärgerlich nahm nun *Lêm* sein Guanaco wieder auf die Schultern und wandte sich dem Lager zu. Unterwegs dachte er darüber nach, wie er sich an den Weibern rächen sollte. Vor seiner Hütte angekommen, warf er das Guanaco auf die Erde und sagte mißmutig: „Dafür also schleppe ich alle Tage reichliche Jagdbeute herbei, daß meine Töchter sich über mich lustig machen und uns Männer insgesamt betrügen! Sie nehmen uns das Fleisch weg, als ob es für *Tánuwa* wäre; jedoch, sie selber verzehren es in der Kina-Hütte!" Alle Frauen, die in der Nähe seiner Hütte standen, horchten erstaunt auf und fragten sich: „Was ist geschehen? Was redet der *Lêm*? Weshalb ist er so wütend?"

Zufällig saß die *Télur'kipa*[**] in der Nähe und arbeitete an einer Harpunenspitze. Sie hörte die erregten Worte des *Lêm* und sagte sich: „Irgend jemand muß ihm die Sache der Weiber erzählt haben! Vielleicht hat er die Mädchen belauscht, die zur Lagune gegangen sind, um sich zu waschen." Sie wurde rot vor Scham; denn sie ahnte, die Betrügereien der Weiber seien verraten worden. Sie überlegte nun: „Wie könnte ich den *Lêm* zum Schweigen bringen, daß er nichts erzählt und daß andere Männer nichts erfahren!" Viele Männer lagen nämlich allerdings zugedeckt, in der Hütte, vor der dieser Frau saß; aber sie waren wach. Nur sie allein saß aufrecht; sie brauchte ja nicht unter die Decke zu kriechen."[***] Als nun *Lêm* in jene Hütte eintrat, sagte ihm diese Weib unter einer Redewendung, die alles vertuschen und ihn zum Schweigen bringen sollte: „Soeben haben wir Weiber den Männern hier einen

---

[**] Schon im Januar 1920 hat der alte Wanate mir diesen Abschnitt in etwas anderer Form erzählt: Der Sonnenmann war ein tüchtiger Jäger. Obwohl er regelmäßig reichliche Beute von der Jagd heimbrachte, fehlte es bald wieder an Fleisch; er mußte erneut auf die Jagd gehen. Das Fleisch wurde ihm nämlich von den Weibern gestohlen. Als er einen Tages mit einem schweren Guanaco beladen sich dem Lager näherte, kam er an einer Lagune vorbei, in der sich zwei Mädchen badeten. Unbemerkt schlich er sich heran und belauschte ihre Unterhaltung. Da hörte er, wie sie sagten: „Lêm bringt regelmäßig viel Fleisch von der Jagd heim. Heute ist er wieder unterwegs und wird bestimmt nicht mit leeren Händen zurückkommen. Aber die schlauen Weiber stehlen ihm allen Fleisch, schleppen es zur Kina-Hütte und verzehren es miteinander. Darum weiß Lêm nichts." Als nun der Sonnenmann plötzlich aus seinem Versteck hervortrat, wurden die Mädchen seiner ansichtig; erschreckt dachten sie sich unter Wasser. Er aber rief ihnen zu: „Ich habe euch schon gesehen und erkannt, kommt nur hervor!" Angsterfüllt näherten sie sich. Lêm sagte ihnen: „Was sucht ihr hier? Ich habe euch belauscht!" Sie stammelten: „Wir haben nur gesagt: Lêm bringt regelmäßig viel Fleisch heim, hier wird es ihm gestohlen und deshalb muß er täglich wieder auf Jagd gehen." Lêm forderte sie nun auf: „Ihr sollt mir nun sagen, wer mir das Fleisch stiehlt, es sollt ihr mir diese [Personen] nennen!" Die Mädchen offenbarten ihm nunmehr: „Alle Weiber, die in der Kina-Hütte zusammenkommen, stehlen das Fleisch, das du bringst, und verzehren es. Ihnen darum bleiben sie so lange in der Kina-Hütte, spielen weiter und verbergen die Männer!" Jene beiden Mädchen, die den Geheimnisse verraten hatten, blieben auf Anweisung des Lêm in der Lagune. Sie wurden zu Enten und sind sehr scheu.

[***] Jetzt ein dort sehr verbreitetes Spezialgeschicklichkeitsspiel mit gelbem Gefieder.

[***] Beim Kokomyuka-Spiel saßen die Leute im Lager sich möglichst in einer großen Wohnhütte versammeln und hier den Beginn des gemeinsamen Gesanges abwarten. Dieses Ausharren im Lager soll S. 1350 geschildert werden.

großen Schrecken eingejagt! Wir alle sind hierher in die Hütte geklommen und die Männer haben sich zugleich unter die Decken verkrochen; sie glaubten nämlich, wir selber wären der *Kalampáka*.“ Diese sagte sie, um *Lém* vorlegen zu machen und abzulenken, damit er nicht weiter herumspräche und die Männer nichts erführen.

Danach lief sie zugleich zur Kina-Hütte und erzählte den Weibern: „Der *Lém* weiß alles, was hier vor sich geht!“ Sämtliche Weiber waren über diese Worte sehr bestürzt. Sie standen auf, schrien sehr laut, malten sich, setzten sich Masken auf und kamen wieder zu jener Hütte, in der sich alle Männer zusammengefunden hatten. Diese wollten sie jetzt ganz besonders in Angst und Schrecken jagen. Doch diesmal schauten einige Männer unbeobachtet aus den Fellen hervor, mit denen sie zugedeckt waren. Sie sagten sich: „Jetzt wollen wir uns nicht erschrecken lassen, sondern gut zuschauen, ob es wirklich unsere Weiber sind, die hierher kommen!“ Wohl hielten sie sich die Hände vor das Gesicht, aber unbemerkt schauten sie zwischen den Fingern durch. Während die Weiber tanzten und schrien, auch ihren Mund den Ohren der Männer nahe brachten, schauten diese scharf zu, verhielten sich aber vollkommen regungslos. Als nach langem Tanzen die ermüdeten Weiber abzogen, deckten sich die Männer wieder auf und sagten untereinander: „Jene [Person] war meine Tochter. — Jene war *deine* Frau. — Jene war meine Frau, ich habe sie erkannt. Also ist das nicht *Kalampáka* gewesen, sondern unsere Weiber waren es!“

Damit war der Betrug der Weiber entlarvt. *Lém* erzählte ausführlich den Männern, was er dort an der Lagune gesehen und gehört hatte. Jetzt wollten sich die Männer durch weitere Erkundigungen vergewissern. Sie überlegten, was zu tun wäre. Sie schickten den schnellsten von ihnen zugleich ab, den Weibern nachzulaufen. Er rannte hinter diesen her und huschte in die Große Hütte hinein. Die Weiber saßen rund um das Feuer und jede Frau hatte hinter sich ihre Maske gegen die Hüttenwand gelehnt; das Gesicht einer jeden erkannte der kleine Mann ganz deutlich. *Sahdahkóna* hieß er, heute ist er ein kleiner Vogel.[**] Er schlüpfte in die Große Hütte hinein und machte die Runde hinter dem Rücken der dort hockenden Weiber; dabei warf er alle Masken um und entwischte an der anderen Seite des breiten Eingangs. Angesichts dessen schauten die Weiber, daß wohl ein schneller Mann hier durchgelaufen sein mußte; denn wir wären sonst alle Masken umgefallen! Aus Wut und Beschämung kreischten sie und schrien laut auf. Der kleine *Sahdahkóna* erzählte inzwischen den Männern: „Ich schlich in die Hütte, lief schnell von der einen Seite hinüber zur anderen und warf alle Masken um. Aber die Tänzer habe ich nicht gesehen. Nur Weiber saßen dort in der Großen Hütte!“ Das hörten sich die Männer an.

Sie glaubten indes, noch mehr Sicherheit sich verschaffen zu müssen; sie wollten wissen, ob die Weiber sie wirklich mit all dem, was sie über Tänzen

[**] Diesen schwarz, flinken Vogel hält sich in sumpfigen Gebieten auf; seine Gefiederung ist schwarz-schneeweiß, er hat einen schlanken Schnabel. Auch den Bd. VII erwähnten den

sammen, nur betrügen. Aber entsandten sie bald diesen und bald jenen Mann, der besonders schnell laufen konnte, erst die kleineren, dann die größeren. Ein jeder von ihnen schlich sich bei der einen Seite hinein, huschte schnell durch und entwischte auf der anderen Seite. Das merkten die Weiber gar bald und sie griffen nach Bogen und Pfeil. Jedem Manne, der wieder durch die Hütte gelaufen war und ihre Masken umgeworfen hatte, sandten sie einen Pfeil nach; der blieb ihm hinten stecken und wurde zu einem Schwanze. Besonders die schwerfälligen Tiere [die damals Männer waren] wurden leicht vom Pfeile erreicht, daher tragen sie bis heute einen Schwanz. Dem Fischotter warfen die Weiber eine Harpune nach, deshalb trägt er bis heute einen kurzen Schwanz. Dem Fuchs warfen sie einen dort liegenden *ûškútto*-Strauch[291] mit allen Blättern und Zweigen nach; der blieb ihm hinten stecken und so ist sein Schwanz buschig. Ein jeder Mann, der die Große Hütte durcheilte, wurde von den Weibern auf diese Weise vertrieben.

Als sich endlich unter den Männern kein schnellfüßiger Läufer mehr fand, rückten sie an. Dann bewaffneten sie sich mit Knüppeln und Schleudern, mit Harpunen und Speeren, mit Pfeil und Bogen, und zogen gegen die Große Hütte. Die Weiber gerieten in entsetzliche Angst. Aber jene stürmten voran und es kam zum schweren Kampfe. Die Männer schlugen wütend auf die Weiber ein. Nur zwei von ihnen konnten unbehelligt entwischen, alle übrigen erhielten schwere Schläge und wurden in Tiere umgewandelt; ihnen allen kann man ansehen, daß sie damals arge Hiebe mitbekommen haben. Während dieses Kampfes schütteten *Lém* große Wassermengen auf die Kina-Hütte, um das Feuer zu löschen; sie war nämlich in Brand geraten. Sehr viel Wasser goß er aus. Es wurde zu einer gewaltigen Welle. Diese Welle flutete weit hinaus ins Meer und nahm die großen Hochseetiere mit; denn für diese gibt es nicht Platz [Bewegungsmöglichkeit] auf der Erde. Noch heute sieht man diese Welle: es sind die schweren Wogen, die sich an hochragenden, unbeweglichen Felsen brechen. Einen großen Eimer füllte, bis obenauf mit Wasser gefüllt, hat *Lém* in diesem Brand hineingeschleudert. Das machte stark auf. Auch diesen Eimerbrei ging auf die hohe See hinaus und noch heutigentags hört man es durch das gewaltige Rauschen der Wogen hindurch.

Sämtliche Weiber wurden umgebracht oder umgewandelt, einige entflohen, nur die kleinen Kinder blieben unbehelligt. Bald nach diesem schweren Kampfe ging *Lém*, der Sonnenmann, zum Firmament hinauf; auch sein Bruder *Ahdjeis*, der Regenbogen, und dessen Weib *Hánaya*, die Mondfrau. Seit jener Zeit nun spielen die Männer in der Kina-Hütte; sie tun es nach der gleichen Art und auf die nämliche Weise, wie ehedem die Weiber.

Als Ergänzung lasse ich hier die kurze Fassung dieser Umwälzungsmythe folgen, die Malennuwe am Abend des 8. März 1923, als die geheime Feier eben entflohen worden war, vorgetragen hat. Er führte aus: Wir Männer haben vor langer Zeit den Weibern das Ihre weggenommen. Hoch oben im Norden der

[291] Bei der Wasserschlange, Seiner Wurzel (S. 98).

Isla Grande, in der Gegend von *Yaŋyíɲan* haben die Weiber das erste *kina* gespielt. Wer kann wissen, ob es Selk'nam-Weiber gewesen sind oder nicht? Vielleicht waren die Selk'nam damals noch nicht so verschieden von uns Yamana hierzulande, wie das heutzutage ganz offensichtlich ist. Auf ihrem Zuge von Norden hierher suchten die Weiber überall nach der *Tánuwa*, fanden sie aber nicht. Vergeblich bemühten sie sich darum an den verschiedenen Stellen, wo sie ihre Große Hütte aufrichteten; schließlich gelangten sie nach *Yáŋnáŋa*. Hier gefiel es ihnen und sie entschlossen sich, zu bleiben. Sogleich täuschten sie sämtliche Männer und gaben vor, sie hätten hier endlich die *Tánuwa* gefunden. Alle lärmten und schrien, sprangen und tanzten sehr erregt. Die Männer sollten glauben, dieses alles verursache die *Tánuwa*; diese selber tat das aber nicht. Was die *Tánuwa* allein wirklich veranlaßt hat, sind die beträchtlichen Abfälle von Steinen, Schotter und Geröll, die man immer noch westlich von Ushuaia sieht. *Tánuwa* ist es gewesen, die jene Massen gehoben, aufgerührt und verschoben hat. Hätte sie selber nämlich derart wüst getobt und so erregt um sich geschlagen, wie jene Weiber sich in der Kina-Hütte benommen haben, wäre das ganze Gebiet zertrümmert und vernichtet worden. Alles Lärmen und Wüten haben die Weiber selber betrieben, diese haben jene Männer glauben gemacht, *Tánuwa* tobe sich auf diese fürchterliche Art aus.

Als *Lém* eines Tages von der Jagd heimkehrte, belauschte er zwei Mädchen an einer Lagune. Während er sich im hohen Schilf verborgen hielt, plauderten jene Mädchen miteinander: „Wir wollen uns noch weiter üben." Dabei trillerten sie immer wieder das *lo lo lo* ... Schließlich sagten sie: „Nun können wir es ganz genau so, wie die Weiber in der Kina-Hütte!" Als sie ihre Stimmübungen einstellen wollten, erhob sich *Lém* in seinem Versteck und trat ihnen entgegen. In seinem Ärger redete er sie schroff und verzweifelt an: „Also sind es unsere eigenen Weiber, die mit ihrem Singen uns Männer täuschen! Die *ukamlna*[36] steigen auch nicht aus der Höhe in die Kina-Hütte herab! Davon werde ich unverzüglich sämtliche Männer verständigen!" Die Mädchen zitterten vor Angst und Bestürzung. *Lém* aber befahl ihnen: „Erzählt mir jetzt alles!" In ihrer Hilflosigkeit offenbarten sie ihm: „Dort in der Kina-Hütte halten sich nur unsere Frauen auf; sie allein sind es, die alles veranstalten. Die Männer aber werden getäuscht und in falschem Glauben gehalten." Damit gab sich *Lém* zufrieden und versicherte den Mädchen: „Wohlan, euch beide werde ich retten. Bleibet hier an dieser Lagune und versteckt euch, so werdet ihr mit dem Leben davonkommen!" Als *Lém* das Lager erreicht hatte, warf er ärgerlich das Gummen auf den Erdboden und sagte verächtlich: „Was das Fleisch betrifft, so täuschen die Weiber mich und alle Männer!" Diese Worte erschreckten die *Téku'kipa*. Angsterfüllt

[36] Eine bestimmte Art von Kina-Geistern. HO: 113 sagt zu dieser Bezeichnung: Certain men are being supposed to be the sons of a certain hálapáta, who acted parts in the crane dance. So wird auch hier, wie in der anderen Fassung dieser Mythe, wieder auf den Kalampata-Aufzug (S. 1330 und S. 1340) hingewiesen.

eilte sie zur Kina-Hütte und erklärte den Frauen: „Der *Lôm* muß etwas [von unseren Betrügereien] erfahren haben!" Die Frauen wurden von Entsetzen erfaßt und bereiteten lärmend einen Geisterauftritt [das *Kalampána ondu*] vor. Die Männer aber schauten aus ihrer Verhüllung hervor und erkannten deutlich ihre Weiber, die bemalt und maskiert waren.

Bald begann das gewaltige Ringen dort in *Yâjanâpa*. Die Männer verdrängten die Weiber aus der Kina-Hütte und diese alle wurden dabei zu Tieren. Einer jeden warfen die Männer eine Harpune oder einen Speer nach; so sieht man heute noch, daß *jedes* Tier einen Schwanz hat.[1] Jener Mann, der nach der *Ôlamâjakipa* warf, hatte keinen Speer mehr bei der Hand. So schleuderte er gegen sie den nächstbesten Winterreisighaufen samt Gezweig und Laubwerk, daher der buschige Schwanz [des Fuchses]. Die *yêkâlêf* lief davon, ohne ihre Maske abzuwerfen, und flüchtete sich ins Wasser. Noch jetzt trägt sie die Maske.[2] Genau wie sie benahm sich auch die *halfîjin*; an ihr erkennt man bis heutigentags die Maske, die sie damals auf dem Kopfe hatte.[3] Ebenso die *tâpêrukipa*.[4] Die *udmar'kipa* (Larus glaucodes) ist von vielen Pfeilen getroffen worden; die vielen dunklen Striche und Punkte auf ihren Flügeldecken zeigen das an. Zufällig war *aiâgala* (der kleine Schwertwal, Pseudorca crassidens) abwesend, als das allgemeine Ringen begann. Als er später an diese Stelle zurückkehrte, fiel ihm auf, daß nur wenige Leute sich zeigten. Er sagte: „Hier muß sich etwas ereignet haben. Wie gerne hätte ich in diesem Kampfe mitgeholfen!" Er griff nach einem glimmenden Knüppel — dieser glomm noch von jenem allgemeinen Brande her —, dabei verrenkte er sich unter den Achseln und an anderen Körperstellen: Das sind die hellen Flecke, die man seitdem an ihm wahrnimmt.

Bei jener Lagune dort in *Yâjanâpa* hingen gegenwärtig noch die gewaltigen Speere und Harpunen, die damals unsere Männer abgeschleudert haben; hohes Gras ist darüber hinweg gewachsen. Jedem, der dorthin kommt, fallen sie auf. Dazwischen liegen riesengroße Steine; auch diese haben unsere Männer damals gegen die Weiber geworfen. In dem allgemeinen Ringen wurden sämtliche Frauen, die Kina gespielt hatten, in Tiere verwandelt, in Landtiere, Vögel und Seetiere. Gleichzeitig verlieh auch *Lôm* diese Erde. Er war ja gleichsam als Diener der Frauen am Kina beteiligt; denn er mußte alle mit Fleisch versorgen. Mit ihm stiegen sein Bruder *Akâjaia* und dessen Frau *Hânaya*, sowie manche andere, zum Himmelszelt hinauf; alle wurden dort zu

[1] In der ersten Fassung dieser Mythe (S. 1343) hat der gleiche Mechanismus verfehlt, so hätten die Weiber den verschiedenen Männern verschiedene Waffen zugeworfen, welch letztere man heute noch als Schwanz erkennt.

[2] Diese Bezeichnung trägt der Kalmar (*Loligo subulata*). Wahrscheinlich meint auch Bb. 646 diese Art, a species of cuttle fish with 3 hard bill or beak. Der gesamte Kopffüßler trägt am ausgestreckten Ende seines eigenartig langgestreckten Körpers ein Paar breitere, dreieckige Flossen. Diese Bildung wird als "Maske" gedeutet, die er damals getragen haben soll.

[3] Die ist ein knollenförmiger Kalkaufsatz auf hinteren Enden auf dem gestreckten Körper.

[4] Die Bildung der Maske dieser Röhrenwürmer, *Serpula*-Arten (S. 42), deutet man als eine von der früher getragenen Maske.

Sterben. Seitdem herrschen die Männer in der Kina-Hütte und keine Frau darf unbefugt sich nähern, auch weniger in deren Verwandtschaft eintreten. —

Die beiden hier niedergelegten Fassungen der alten Sage sprechen ein deutig zwei Hauptgedanken aus. Erstens: Die Kina-Feier war ursprünglich im Besitz der Frauen. Zweitens: Der vom Sonnenmann entdeckte Betrug hatte eine allgemeine Umwälzung zur Folge, bei der die Männer sich in den Besitz dieser geheimen Veranstaltung gebracht haben und alle beteiligten Personen in Tiere oder Bäume (S. 873, 884) oder Gestirne umgewandelt worden sind. Die Sage will erklären, daß seitdem eine neue Weltordnung herrscht und damals eine Scheidung der Welt mit vielen Tierarten erfolgt ist; den Nachdruck legt sie auf die Umgestaltung der beteiligten Menschen, da es ein Ringen der Männer mit den Frauen um Sein oder Nichtsein war.[1] Noch ein anderer bekannter Gedanke sei hier wiederholt: Unter Führung der Kina-spielenden Frauen sind die Familien aus dem Norden kommend an den Canal de Beagle eingewandert, der damals nicht bevölkert war; diese haben als erste Ansiedler sich hier niedergelassen. Mit diesem Hinweis stützen die Yamana ihren Rechtsanspruch auf die Gegend, die sie seitdem als alleinige Besitzer bewohnt haben (S. 964). In Einzelheiten und Nebenumständen weicht der Wortlaut der oben niedergelegten einen Fassung von der anderen ab. Selbstverständlich kennen nicht nur alle gereiften Männer, die das Kina an sich persönlich erlebt haben, diese Ursprungssage in ihren Grundgedanken, sondern sie ist auch unseren Frauen geläufig; das soll weiter unten noch erklärt und bewiesen werden.

4. Die Tagesordnung

Die beteiligten haben sich die Yamana-Männer für beständig, in der Großen Hütte zusammenzukommen und das Kina grundsätzlich mit Ausschluß der Frauen zu feiern; sie machen ausdrücklich geltend, daß diese dadurch rituell durch die gleiche Veranstaltung alle Männer in Unzuverlässigkeit gebracht haben. Ihre Handlungsweise ist also, nach ihrem eigenen Urteil, eine durchaus passende Erwiderung auf das, was früher einmal die Gruppe der Frauen in genau der gleichen Weise getrieben hat. Den Inhalt der Ursprungssage bewerten die Männer selbst Erwachsenen als wahr und zuverlässig, auf den Knaben sie ihre Rechtfertigung auf. Während im Alltag die Verantwortung der Frauen durch die Männer grundsätzlich keine Beeinträchtigung erfährt und die gesellschaftliche Stellung jeder Frauenperson durchaus würdig ist, kennen die Männer während der Kina-Feier alle ihnen sonst angebrachten Rücksichten und überlieferten Gewohnheiten beiseite, als wären ihnen selbst vollständig in ihrem Gedächtnis ausgelöscht. Daß damit eine innere Zwiespältigkeit empfunden wird, die sie irgendwie durch empfinden, ist selbstverständlich.

[1] Bemerkenswert ist hier eine kurze Stimme auf die übereinstimmend vollständige Übereinstimmung der Grundgedanken in den Ursprungssagen, wie sie bei den Selk'nam (Bd. I, 879), Yamana und Halakwulup die geheimen Männerfeiern begründet werden. Alle drei sind bei Gusinde (a), 502 gegenübergestellt gewürdigt. Vgl. die Zusammenfassung in Anthropos (d), 995.

Trotzdem hatten alle Männer während ihrer geheimen Versammlung unausgesetzt an dem Ziele fest, das sie durch dieselbe anstrebten, nämlich alle Frauen zur Botmäßigkeit und Unterwürfigkeit zu zwingen. Ihnen wollten die Männer wieder einmal ihre persönliche Verantwortlichkeit zum Bewußtsein bringen und sie ihre stärkere Macht fühlen lassen. Daß dieses vollkommen und wirksam sei, zeigt sich bei dieser Gelegenheit der Zusammengehörigkeitsbewußtheit aller Männer, die sich als Hüter der von einmal bestehenden gesellschaftlichen Ordnung betrachten und sie solche verantwortlich fühlen. Daher auch ihre innerliche Einmütigkeit und selbstgewisse Zusammenarbeit im Streben nach dem Ziele, das der Kina-Feier gesetzt ist.

Diese hierzu unerläßliche Geistesbildung kennzeichnet sich auch selbst durch einen unverwüstlichen und unzerbrechlichen Ernst, mit dem die gewählteren Gemeinschaft der Männer auf der überlieferten Tagesordnung mit ihren mannigfaltigen Einzelheiten bestehen. Bis in die neueste Zeit herein ist an der grundlegenden Wesensart nichts geändert und nichts in den leitenden Gedanken verändert worden. Keineswegs aber soll damit gesagt werden, daß die Männer ihre Lage als bedrückt bezeichnen; vielmehr wollen sie, nach ihrer entschieden Verneinung, der Forderung einer aus einer Zeit übernommenen Verpflichtung entsprechen und scheinbar, zu deren persönlichem Vorteil, auch tatsächlich mit ihrer eigenen Person wichtig tun. Mit der Verführung der einfachen empfundenen Geister und mit den durch die Tagesordnung aufgelegten Verpflichtungen scheinen sie so unerbittlich ernst genau, daß man vergessen wurde. Im großen und ganzen aber ist ihre geheime Zusammenkunft doch ein vergnügliches Beisammensein mit unterhaltenden Gedankenaustausch und unbewußter Hingabe an ein sorgloses Nichtstun. Das erst recht dann, wenn — wie bei der meinen Anlässen — die Kina-Feier in unmittelbarer Nachbarschaft einen gastfreundlichen Wohn eingeladen wurde. Während die Männer sonstigen hinter den Kulissen für sich in Geschäftlichkeit und Ungeschwungenheit schwelgen, müssen sich alle Frauen und Kinder im Lager manche unbequemere Einschränkungen ihrer persönlichen Freiheit und ihrer sonst allgemein zugestandenen Freizügigkeit gefallen lassen. Die damit verbundene Ungemütlichkeit empfinden die Männer durchaus nicht als solche.

Um diese Bestrebung unmittelbar vollständig zu gestalten, empfiehlt es sich, einmals darzulegen, wie die Männer in der Großen Hütte und wie die Frauen und Kinder im Lager während dieser Feier sich verhalten müssen; darauf folgt eine Hinweis auf die Behandlung, die den erstmalig eingeführten obliegen wird. Später kommt noch zur Sprache, mit welchen Dingen jeder einzelne Tag und ein erheblicher Teil der Nacht ausgefüllt wird.

a. *Tagesordnung für die Männer*

Jeder Versammlung, der das Gepräge als ständige zweimal durchgemacht hat, erwirbt dadurch die Berechtigung, bei nächster Gelegenheit den Ihr zu erhalten. Diese endgültige Form angenommen, hängt es jeweils von

Urteil der einflußreichen Alten ob, ob ein bestimmter Bursche zu der gegenwärtigen Veranstaltung zugelassen wird, oder ob man ihn bis zur nächsten Gelegenheit warten läßt. Irgendwie muß sich der Bursche nämlich als durchaus verträglich erwiesen haben. Da beispielsweise ein Alter sich einem Häuptling dann und wann unmittelbar anschließt, hätte ein ständiger des letzteren keine Möglichkeit, sich in den Gemeinsinn zu ergeben, die er soeben mitbekommen hat. Die Alten geben ihm also, aus voller Vernicht, dann Gelegenheit, indem sie ihn bis zum nächsten Kina warten lassen.

Wer sich als ständiger einmal im Kina bewährt hat, erfreut sich für alle Zukunft der unbehinderten *Freiheit*, an jedweder Veranstaltung dieser Art sich zu beteiligen. Regelmäßig ist seine Anwesenheit sogar erwünscht; denn es gibt gemütlicher und abwechslungsreicher zu, wenn zahlreiche Teilnehmer sich zusammengefunden haben. Den größten Vorteil indes zieht jeder für sich persönlich daraus, weil ihm viel Anregung geboten und sein ganzes Innenleben neu bereichert wird; aus eigenem Antrieb eilt also jeder gern zu einem Kina-Fest. Einen Stammesgenossen förmlich auszuschließen, dazu ist es nie gekommen. Wer sich nämlich durch seinen unverträglichen Charakter mißliebig gemacht hat oder wer die Rache und gerechte Strafe anderer fürchten muß, der bleibt von sich aus einer Zusammenkunft von Männern fern, die geschlossen gegen ihn auftreten würden.

Ohne bestimmte Förmlichkeit wird aus dem Kreise der Teilnehmer ein erfahrener, gereifter Mann herausgehoben, der als *Leiter* die ganze Veranstaltung führen soll. Er wird nicht nach gewissen Regeln, etwa auf eine Art und Weise, die bei den Seli'nam (Bd. I, 829) gilt, erwählt und bezeichnet. Die bei den Yamana mehr oder weniger zufällige Wahl gewährt aber eine größere Sicherheit dafür, daß ein guter Kenner dieser Veranstaltung die Leitung übernimmt. Seinen Anordnungen und Weisungen, Befehlen und Aufträgen fügt sich jeder Teilnehmer; das braucht, in Anbetracht des unseren Yamana angeborenen Unterwürfigkeitsinnes, nicht eigens begründet zu werden.

Betrachtet man in der soeben geschilderten Reihe von Teilnehmern einen genauer die persönliche *Haltung des einzelnen*, wird man erkennen, daß jedweder sich möglichst bequem und gehaben dem vorgesehenen Verlaufen überläßt. Der sogenannte Kampf zum Beispiel beweist ihn hier überhaupt nicht und er wägt sich unbewußt in dem Glauben, daß er jetzt von seiner Familie im Lager sich nicht zu kümmern brauche; echte Mannespflichten harren nämlich seiner hier in der Kina-Hütte, die allerdings an sich nichts weniger als anstrengend sind. Letzten Endes sorgt der Leiter dafür, daß jeder reichlich zu essen hat; müssen die notwendigen Lebensmittel dann und wann von der Ferne beschafft werden, beauftragt er damit ausschließlich jüngere Leute, deren gemeinschaftliche Jagden eine Lust und ein Vergnügen sind. Ebensowenig läßt sich jemand hier durch unvermeidliche Arbeiten drängen. Zu seinem Zeitvertreib allerdings beschäftigt sich der eine oder andere hämmelnd mit seinen Gerätschaften und Waffen, ernstere Mühen und drängendere Schaffen merkt man seinem Tun keineswegs an. Für den

größten Teil des Tages ist jeder Mann sowieso sich selber überlassen, die Auftritte der einzelnen Geister fallen fast nur in die Zeit vom Niedergang der Sonne bis Mitternacht. Wer in einem ungestörten Nichtstun sich gehen lassen will, der hüllt sich zu beliebiger Stunde des Tages in seine Decken und streckt sich auf seinem Schlaflager aus; niemand belustigt ihn, vielmehr ahmt mancher sein Beispiel nach. In der Zeit von Sonnenaufgang bis nach Mittag ist in der Großen Hütte fast niemand tätig. In den späten Nachtstunden jedoch, wenn die Geisterauftritte vorüber sind und alle Anwesenden sich mittelbar oder unmittelbar daran beteiligt haben, geht es in der ganzen Gesellschaft lebhaft und munter her, dann schildern sich die Männer gegenseitig ihre Beobachtungen und Erfahrungen, dann finden sie für ihre Erzählungen und Witze kaum ein Ende.

Die eben beschriebene zwanglose Unabhängigkeit und möglichste Bequemlichkeit, der sich jeder Teilnehmer überläßt, fügt sich vollständig in die Festordnung ein, vorausgesetzt, daß gewisse F o r d e r u n g e n erfüllt werden. Oberste steht die Pflicht, fast täglich den einen oder anderen Geist vor die Augen der Lagerinsassen treten zu lassen. Nun gewährt aber ein solcher Auftritt dem, der die Rolle des Geistes übernimmt, so viel persönliche Freude und eigene Genugtuung, daß Männer mittleren Alters sich darum drängen. Allerdings müssen sie sich in den ungewöhnlichen Tanzbewegungen geraume Zeit üben. Sie wählen dafür die späten Stunden der Nacht, wenn sie von den Leuten im Lager nicht beobachtet werden können; aber auch tagsüber, und zwar in der Großen Hütte selbst, gibt sich mancher dann mit diesen Übungen ab, wenn nur wenige Männer anwesend sind und genügend Raum frei steht. Für jeden sind sie ein vergnüglicher Zeitvertreib. Gelegentlich müssen jüngere Leute allerdings zu gemeinschaftlichen Jagden ausziehen, wie eben erwähnt worden ist. So wird für jeden Mann der Aufenthalt in der Kina-Hütte zu einer Erholung für Leib und Seele, zu einem Ausruhen und Auffrischen des ganzen Menschen. Allen obliegt es in gleicher Weise, recht wachsam zu sein, daß keine Frau und kein Kind sich der geheimen Zusammenkunft nähere, daß diesen nichts zu Gesicht oder zu Ohren komme, was den ganzen großen Betrug verraten würde. Mit alledem ist wahrhaftig nicht die mindeste Anstrengung für die Männer verbunden. Niemals, selbst nicht für wenige Stunden, darf die Große Hütte gänzlich entvölkert werden; zumindest ein Mann muß zurückbleiben und sie bewachen, irgend jemand hütet sich dafür bereitwillig an.

Nicht einmal die S i t z p l ä t z e werden nach zwingenden Rücksichten vergeben. Jeder läßt sich nach freier Wahl gern neben einem Verwandten oder vertrauten Freunde nieder und sichert sich von vornherein ein gemütliches Beisammensein. Tagsüber steht es jedem frei, sich hierhin und dorthin zu setzen, auch vor der Großen Hütte sich niederzulassen und ins Lager zu gehen. Selbstverständlich wird niemand gezwungen, während der ganzen Dauer der geheimen Feier anwesend zu sein. Wem irgendetwas nicht behagt, wer sich aus persönlicher Rücksichtnahme auf andere nicht wohl fühlt, wem die Anwesenheit eines Gegners belästigt, der ruft unauffällig seine wenigen Sachen

zusammen, verständigt seine Frau und Kinder im Lager und sucht wieder das Weite; keiner einziger der Kina-Teilnehmer wird ihn irgendwie daran hindern.

Allerdings fordert es die allgemeine Regel, daß die Teilnehmer in der Großen Hütte selbst ihren nächtlichen Schlaf verbringen. Die Sorge um Sicherung des Kina-Geheimnisses hat wohl zu dieser Bestimmung den Anlaß gegeben. Nur zu leicht kann es geschehen, daß jemand die Körperbemalung nicht restlos abwäscht, daß jemand in seiner Gemütserregung so redselig wird und bedenkliche Wendungen fallen läßt, daß einer laut träumend das Geheimnis ausplaudert. Freilich ist das gemeinsame Schlafen, wegen des beschränkten Raumes, für den einzelnen etwas lästig und unbequem: dafür aber kann er sich tagsüber ungehindert der Ruhe überlassen. Tatsächlich scheuen sich einige greise Männer die Freiheit, in ihrer Wohnhütte zu übernachten; niemand kann es ihnen zwingend verwehren und jeder gönnt ihnen willig diese geringe Bequemlichkeit. Im März 1922 haben alle Teilnehmer ausnahmslos ihre Familienhütte für den nächtlichen Schlaf aufgesucht: ich sehe darin einen stummen Beweis dafür, daß schon viel vom früheren Ernst dieser Verpflichtung verloren gegangen ist. Noch aus einem anderen Grund sollten die Männer in der Großen Hütte ihre Nachtruhe verbringen. Ehedem war man bemüht, Frauen und Kinder möglichst in Gemeinschaftshütten zu vereinigen; darin hatten dann um so mehr Personen ihren Platz, wenn nicht auch für die Männer ein eigener Raum zum Nachtlager frei gelassen werden mußte. Auch war die Bewachung aller Lagerinsassen um so leichter, je mehr Personen in jeder Gemeinschaftshütte untergebracht waren.

Arg betrogen werden die Frauen über die Art und Weise, nach der die Männer in der Kina-Hütte sich das Essen verschaffen. Man macht sie glauben, die Männer nähmen in ihrer geheimen Hütte überhaupt nichts zu sich. Will ein Mann sich sättigen, geht er zu seiner eigenen Wohnung und läßt sich hier von seiner Frau mit etwas aufwarten. Selbstverständlich gibt jeder hier quälenden Hunger vor und fällt sich jedesmal gut auf. Wäre er auch gar nicht hungrig, er muß trotzdem dieses Ansinnen erwecken. Die Frauen und Kinder sollen nämlich in der Meinung bestärkt werden, jeder Mann werde von den Geistern gequält und mißhandelt, überanstrengt und entkräftet; ihr Mitleid soll erregt und ihre Furcht vor den Geistern gesteigert werden. Da die Männer die Große Hütte nicht verlassen dürfen, nimmt ein Verwandter oder Bekannter von dessen Mutter oder Frau täglich mehrmals für ihn die Mahlzeit entgegen und trägt sie zur Großen Hütte. Gleichzeitig aber versichert dieser Mann es jener Frauenperson, daß fast regelmäßig irgendein Geist sich der Mahlzeit bemächtige und sie verzehre, mithin jener nötigte das Nachsehen habe. Unter dem Eindruck dieser Worte schickt also eine solche Frau oft und viel zur Großen Hütte und zwar in der Erwartung, daß vielleicht doch die eine oder andere ihrer Sendungen in die richtigen Hände komme. Tatsache ist es — was vor den Frauen streng verborgen gehalten wird —, daß die Männer sich heimlich sehr reichlich mit Lebensmitteln versorgen und zwar vorwiegend auf gemeinschaftlichen Jagden. Die Beute, die sie erreichen,

schleppen sie zunächst in die Nähe der Kina-Hütte und überführen sie unter dem Schutze der Dunkelheit ins Innere. Hier machen sie sich unverträglich darüber her und schwelgen fast regelmäßig im Überfluß. Auch den Großteil von dem, was Frauen für die nächste bestimmt und übergeben haben, verzehren die Männer; jenen lassen sie nur eine Kleinigkeit zukommen. Jedes Ansuchen dafür, daß in der Kina-Hütte nicht nur gegessen, sondern auch üppig geschmaust wird, hindern die Männer sehr sorgfältig am. Trotzdem vergeht kein Tag, an dem sie nicht durch Wort und Gebärde ihre Frauen mißtrauisch stimmen, und zwar hauptsächlich wegen der vermeintlichen Hungerqualen, die ihnen von den Geistern bereitet würden.

Mit außerordentlich schlauer Berechnung spielen die Männer ihre Betrügereien vor den Frauen und mit staunenswerter Verschwiegenheit decken sie für vergnügliches Treiben in der Großen Hütte an. Um jeder immerhin möglichen Unvorsichtigkeit vorzubeugen, wird jüngeren Männern empfohlen, tunlichst den Umgang mit ihren Verwandten im Lager zu vermeiden und sich dort nur bei einem dringlichen Anlasse zu zeigen. Der mancher hält sich wirklich während der ganzen Dauer des Kina seiner Wohnhütte fern. Vor allen Frauenspersonen stellen die Männer einen unwandelbaren Ernst zur Schau; sie wollen dadurch an die Quälereien und Mißhandlungen erinnern, denen jeder von ihnen in der Großen Hütte von seiten der vielen Geister ausgesetzt sei. Demnach liegt auf den Wohnhütten eine trübe, gedrückte Stimmung, verursacht durch die Besorgnis der Frauen und Kinder um ihre Gatten, Väter und Verwandten. Diesen Ziel streben die Männer mit ihren schlau ausgeklügelten Vorstellungskünsten und ihrem gemeinen Betrug bewußt an, ohne sich selber auch nur im geringsten wehe zu tun oder anzustrengen.

β. Tagesordnung für die Prüflinge

Jene jungen Burschen, die zweimal als eigentliche ahnglo das *Hjuna* überstanden haben, werden zu dem Ziele in das *kina* eingeführt, daß sie hier mit den ausschließlich Männern vorbehaltenen Geheimnissen vertraut gemacht werden. Gleich zu Beginn erfahren sie die sogenannte Ursprungsmythe und damit wird ihnen der Sinn dieser Veranstaltung erhellet. Außerdem können sie das ganze Treiben sozusagen hinter den Kulissen jetzt offenen Auges beobachten. Über diesen erste und hauptsächliche Ziel hinaus werden die ahnglo aber auch noch erzieherisch beeinflußt, je nach Notwendigkeit. Unter dieser wie jener Rücksicht erweist sich das *kina* als eine Fortsetzung des *Hjuna*, etwa wie dieses eine Weiterführung der ehelichen Erziehung im engen Kreise der Familie ist. Sehr genau stimmt die Behandlung, die man den ahnglo im *kina* angedeihen läßt, mit jener überein, die alle ahnglo zusammen im *Hjuna* erfahren; allerdings nehmen die Belehrungen und Übungen in der Jugendweihe einen weit umfänglicheren Umfang an (S. 864). Man hört ihnen hier den geschlossenen Erziehungskreis, der sich um die Yahgan-Familie zieht; etwas davon hörten sie früher im *Hjuna* (S. 899).

Die erwähnten Prüflinge (S. 1280) werden ohne jeden Unterschied der Person unter einer gewissen, weiter ohne kundzutuende Pünktlichkeit in die Große Hütte geliefert (S. 1234). Frauen und Kinder sollen es ebenfalls aus eigener Wahrnehmung erfahren, welchem jungen Manne jener Vorzug der Beteiligung gewährt wird. Man reicht ihnen ein, die Colonie hätten diesen und jenen Burschen als ehrfüglich empfohlen; einer derartigen Willenskundgebung nicht zu entsprechen, bedeutete ehrliche Männer in größte Gefahr. Jener Mann nun, der den Prüfling zur Großen Hütte geleitet, betätigt sich in der Regel weiterhin als eine Art von Pate. Als solcher wählt er seinem Pate seinen Schützling, beobachtet und unterweist ihn gelegentlich, sorgt

Abb. 94. Einsalznapf der Prüflinge. ⅛ nat. Größe.

für dessen Unterkunft und Schlaf. Beide sind miteinander nicht so eng verbunden, wie Prüfling und Pate im Ajiyaga; denn alle Hüttenbauten und die Tagesordnung im Kino reichen bei weitem nicht an die Strenge heran, mit der sie dort gewertet und durchgeführt werden. Deshalb erwarten den Paten weniger Pflichten aus seinem Amte über die Dauer dieser Verantwortung hinaus nicht. Gewöhnlich stellt sich ein Verwandter von sich aus und freiwillig dem ehrfüglich zur Verfügung; ausführlichere Besprechungen dieser Angelegenheit erübrigen den Teilnehmern erübrigen sich. Dem Leiter genügt es, daß sich irgendein Mann als Pate für einen jeden der erwähnten ehrfüglich empfohlenen hat, besonderer Eignung für diesen Dienst bedarf es nicht.

In ähnlicher Weise, wie die ehrfüglich den Ajiyaga, werden auch die den Kino äußerlich durch einen Bemalung gekennzeichnet. Letzteres bleibt ganz allein auf den Gesichts beschränkt. Man hat es in einer Zeit mit weißer Farbe gleichmäßig eingerieben und ein Augenlidern, wenigstens einen Streifen über die Mitte der ganzen Stirn. Stets denen erhält jeder Prüfling, mit unterschiedlicher langer Zeit, einen dickwandigen Schmuckmesch. Dieses bildet man aus einem etwa 15 cm langen und kaum 3 cm breiten Lederstreifen, dessen Enden sich ein wenig verjüngen, breit sie miteinander verbunden werden.[1] Mit weißem Farbstoff wird er dick bestrichen, breit man den breiter um den Kopf legt (Abb. 94). Damit ist der Prüfling gekennzeichnet.

so lange er auf seinem Platze hockt. Dann und wann wird ihm vom Paten eine ermahnliche Bemerkung ins Gesicht geschleudert. Dreimales Essen vom Beginn auf weißen Untergrunde, die, im Hammermittel bare, am unteren Augenlid beginnend und gleichmäßig verteilt, strahlenförmig nach unten verlaufen; die Augenlidkante, ausgenommen unter Strich verbleiben die beiden äußeren Augenwinkel über dem Hammermittel bleiben und setzt sich vom äußeren Augenwinkel bis zum Ohre auf jede Seite fort.[*] Bald nach Beginn der Feier schneidet der Pate für seinen Schützling zwei Stäbchen, etwa 30 cm lang, in der Mitte etwa 1,5 cm dick, einkerbig und mit einem langsgemessenen Bruchstück als Querschnitt. Das eine Ende wird mehr als das andere zugespitzt; ersteres bleibt, so lange es in der Hand ruht, nach oben gerichtet. Während der Unterredungen und des Vortrages der Ungemeinsprüche oder Tabuge-Gebräuche hält der Prüfling in jeder Hand einen dieser beiden Stäbchen, dabei rudern die geschlossenen Flügel dem Endhaken auf. Nachher steckt er diese Stäbchen in die Bleiwerkwand, wo sie bis zum nächsten Gebrauch aufbewahrt bleiben. Häufig reibt sie der Pate mit rotbraunem Ocker-Pulver ein (Abb. 97).[**]

Abb. 97. Zwei Stäbchen

Wenn es am ersten Tage nicht möglich war, so werden am zweiten Tage nach Beginn dieser Verrichtung die weiblichen Prüflinge gleichzeitig zur Großen Hütte gebracht. Hier kommt es möglich zu ihrer ersten Begegnung mit einem "Geiste" und darauf folgen die ersten wichtigen Aufführungen (S. 1220). Der Prüflingen weist neue ihren Sitzplatz gewöhnlich dem rechten Eingange gegenüber an. Kaum haben sie sich vom lästigen Schmucke erholt und sind über den ersten Gemeinschaft etwas zur Ruhe gekommen, bringt jeder Pate seinen Schützling in die gewonnenen Kleidung, an der er während der ganzen Veranstaltung mehr oder weniger streng festhalten hatten. Über die Stirn von Ohr wird ein Lederstreifen angebunden, auf dem sich der obenhin einschließt. Er hockt da mit vorgeschlagenen Beinen, den Oberkörper leicht nach vorn gebeugt, die Arme vor den Brust verschränkt, die Augen starr auf den Boden gerichtet. Möglichst regungslos

[*] Man spricht die jeden Tode dieses Lederstreifens in der Hütte und vielleicht die eines 3 cm langen Bambusrohres ins wirklichen.

[**] Diese Bedeutung von einem kleinen Querschnitt in der Zahl der Bretter abgeleitet, erfolgt, nach Abb. 96, 3. (S. 1221), ein Tabuhalten der Jugendlichen.

[***] Diese beiden kurzen Stäbchen haben die Gegenstück in den längeren Tanzstab, den jeder Tabuhalten an der Jugendfeier in seiner Hand hält (S. 1221).

muß er auf diese Art verharren, selbstverständlich in strengem Stillschweigen, ohne sich irgendwie mit andern Personen abzugeben; er darf weder laut lachen noch seine Zufriedenheit über das mustere Treiben der Männer kundtun, weder sich gegen die Hüttenwand anlehnen, noch lässig in sich zusammensinken, weder sich an verschiedenen Körperstellen kratzen noch lästige Insekten abwehren. Auch das Ungemach, das ihm ein starker Luftstrom oder der Rauch vom Hüttenfeuer bereitet, muß er regungslos ertragen. Nur wenn dieses eine zu starke Hitze vorübergehend ausstrahlt, richtet der Pate eine niedrige Schutzwand aus Ästen und Reisig auf, die er zwischen den Prüfling und das Feuer stellt. In den ersten Tagen halten sich die Alawäpfe an diese Förderungen peinlich genau; nachher aber verwehrt es ihnen weder der Pate noch der Leiter, daß sie ihre Augen erheben und offenen Blickes die verschiedenen Geisterauftritte betrachten, oder daß sie sogar das Gelächter der Männer über den wohlgelungenen Betrug mit deutlichem Schmunzeln begleiten. Damit ist die anfängliche Strenge ansehnlich gelockert und schließlich entwickelt der einzelne für sich selber eine reichliche Bequemlichkeit. Allerdings gewährt man ihm nie die Ungebundenheit voller Bewegungsfreiheit, deren die übrigen Teilnehmer sich erfreuen. Ein Alawäpfe darf wohl nach mehreren Tagen zu einer lässigen Körperhaltung übergehen und seine Augen fast ungezügelt umherschweifen lassen, jedenfalls aber muß er unausgesetzt auf seinem Platze hocken bleiben.

Während tagsüber dieser und jener Mann sich bequem auf die Schlafstätte ausstreckt, muß der Prüfling sich aufrecht halten. Der nächtliche Schlaf ist für ihn allein durch den Ablauf der Tagesordnung kurz bemessen. Sind nämlich die Geisterauftritte eingestellt worden und haben die Männer dann sich daran anschließender Unterhaltung beendet, ist Mitternacht gewöhnlich schon vorüber. Erst nachdem die übrigen Männer sich in ihre Decken gehüllt haben und tiefes Schweigen in die Große Hütte eingezogen ist — es soll den Frauen draußen anzeigen, daß sämtliche Geister sich wieder entfernt haben —, erteilt jeder Pate seinem Schützling mit ausdrücklichen Worten die Erlaubnis, sich dem Schlafe zu überlassen. So weit der an sich beschränkte Platz in der Großen Hütte es gestattet, darf der Alawäpfe sich ausstrecken und bequem einrichten. Zeichnet sich aber das erste Morgengrauen auf dem OstHimmel, weckt ihn schon wieder ein Ruf oder unharmonischer Stoß, der vom Paten ausgeht. Sofort richtet sich der Alawäpfe auf und nimmt wieder die Haltung ein, zu der er verpflichtet ist. Mit der Hand reibt er sich die verschlafenen Augen aus und ordnet flüchtig das Kopfhaar; der Morgenputz ist damit beendet. Die regelmäßige Einschränkung des nächtlichen Schlafes hat zur Folge, daß der Prüfling matt und schwach wird.

An dieser Schwächung hat auch die wirklich knapp bemessene tägliche Nahrungsmenge ihren Anteil. Niemals gestattet man dem Alawäpfe einen freien Zutritt zu dem Fleische, das an manchen Tagen im Überfluß zur Großen Hütte gebracht wird; vielmehr bedenkt ihn der Pate eigenhändig jedesmal nach seinem Ermessen. In der Regel verabreicht er ihm in den ersten

Morgenstunden ein größeres Stück Fleisch oder etwa zwanzig Muscheln und gleichzeitig so viel Wasser, als das Gehäuse einer großen Volute-Schnecke faßt. Am späten Nachmittag, ehe die Geisterauftritte beginnen, läßt er seinem Schützlinge noch einmal wenige Bissen zukommen. Verspürt dieser in der einen und anderen Stunde des Tages wieder Durst, darf er um Trinkwasser bitten und es wird ihm gewährt. Jedoch über die angegebenen Kleinigkeiten von Fleisch hinaus erhält er nichts. Die anwesenden Männer sprechen wiederholt ihre Zufriedenheit darüber aus, daß der abwesende sichtlich abmagert und in einen körperlichen Schwächezustand verfallen ist; in dieser Verfassung, so glauben sie, ist er empfänglicher für Belehrungen und prägt sich der Ernst der Eindrücke tiefer ein.[99]

Selbstverständlich sieht man die Prüflinge, im Auftrage des Leiters, zu jenen Arbeiten heran, die in der Großen Hütte verrichtet werden müssen. Die Burschen stehen dann immer unter der Obhut ihres Paten oder einer Gruppe jüngerer Männer. Ansehnliche Haufen von Brennholz werden benötigt, die sie zuweilen aus beträchtlicher Entfernung herbeischleppen. Auf gemeinschaftlichen Jagden werden die erforderlichen Mengen von Fleisch besorgt. Hierbei sehen es die Männer darauf ab, daß die Prüflinge sich weit über ihre Kräfte anstrengen und sehr ermatten. Bequemer sind andere Arbeiten. So müssen sie an jedem Morgen und nachts nach Beendigung der Geisterauftritte die Große Hütte fegen, das Feuer wieder ordnen, alle Farbspritzer sorgfältig abkratzen und manchen Fellstück gleichmäßig ausbreiten. Von diesen Beschäftigungen abgesehen, ruft der eine und andere Mann einen abwesenden zu kleinen persönlichen Dienstleistungen auf, wenn er sich seinen Handarbeiten widmet oder eine Waffe zurecht macht. Den Prüflingen sind offensichtlich dergleichen Handgriffe und langes Laufen vorteilhaft und erwünscht; das stumpfsinnige, fast regungslose Hocken am gleichen Fleck ermüdet sie weit mehr, als eine angestrengte Jagd bei ausgiebiger Körperbewegung sie ermüdet. Gewissenhaft wird folgende Regel beibehalten, die man gleich bei Einführung der abwesende erfüllt. Diese dürfen in der Großen Hütte nur auf der Seite ein- und ausgehen, die nördlich vom Feuer liegt. Dieser Pflicht kann jedermann leicht entsprechen, da der weite Eingang sich bekanntlich nach Osten öffnet (S. 1324). Man weiß für diese Vorschrift keinen anderen Grund zu nennen als die Gewohnheit, von der sich sämtliche Frauen damals haben leiten lassen, als das Kind noch in ihren Händen lag. „Wir Männer halten es in dieser Großen Hütte mit allem und jedem genau so, wie es einst bei den Weibern üblich war!" Mit diesen Worten wurde meine Frage nach Sinn und Herkunft dieser Regel beantwortet.[100]

In gleicher Weise, wie dieser und jener junge Mann von selber es tut,

---

[99] Für den gleichen Zweck werden auch die Prüflinge in der Jugendweihe durch Hungerkuren und für die Belehrungen aufnahmefreudig gemacht (S. 858).

[100] Diese Gewohnheit könnte man als einen Hinweis auf die Herkunft der Kino-Feier eine nördlichen Gegenden werten, von der die Ursprungsmythen mit einhelliger Bestimmtheit sprechen (S. 1299).

vorführung der Letzter dann und wann einem Prüfling, sich bei Übungen für die Tänze und Geisterauftritte zu erproben und anzustrengen. Jeder tut das kurzweilig; denn es gefällt ihm, in der Rolle eines Geistes sich vor anderen zu zeigen. Ein erfahrener Mann erteilt die Anweisungen und macht wohl auch die Vorführungen, die zuschauenden Männer geben ihr Urteil ab. Selbstverständlich wickeln sich dergleichen Übungen im Innern der Großen Hütte ab, unter dem Schutze einer dunklen Nacht auch außerhalb, nahe dem Eingange. Erst dann, wenn ein junger Mann oder ein Prüfling die Tanzbewegungen fehlerfrei und sehr geschmeidig ausführen imstande ist, wird ihm gestattet, eine Geisterfalle vor den Augen der Frauen und Kinder zu überschauen. Bei derglichen Übungen stellt sich auch heraus, welcher Mann sich mehr für diese oder jene Rolle eignet; je nachdem muß er sich dann weiter zu oder zu vervollkommnen. Auf diese Weise sorgt die Gemeinschaft der Männer dafür, daß gut geschulte jüngere Leute die lange Reihe der Geister darzustellen befähigt sind.

Zu den genannten Förmlichkeiten, die das persönliche Auftreten und die Körperhaltung des Prüflings betreffen, tritt selbstverständlich die schon gleich zu Beginn gebotene Aufklärung über den Sinn der Veranstaltung, und zwar an Hand der Ursprungsmythe. Darüber hinaus werden diesen und jenen einzelnen noch besondere Belehrungen und Ermahnungen erteilt, falls er deren, nach der Meinung einiger Männer, bedarf. Gar nicht selten haben nämlich die Alten beobachtet, daß ein aus dem Jünglings stationswesen einzelne mit den Unterweisungen und Verboten, die er von dort mitgenommen hat, nicht genügend Ernst macht. Wo an Schwächen und Unarten bei ihm entgegentritt, merken sich die Erwachsenen gut, und sie äußern sich gegenseitig darüber ganz offen in der Absicht, jene Fehler des Burschen beim nächsten Kino-Feste abzustellen. Selbstverständlich denkt es sich dabei immer nur um die Einzelpersönlichkeit des betreffenden einzelnen und um bestimmte Charakterschwächen. Gewöhnlich macht es ein naher Verwandter sich zur Aufgabe, jenen Burschen eindringlich anzureden und an ihm zu bessern, was Anlaß zu Klagen und Besorgnissen gegeben hat. Eine Kino-Feier ist wirklich die letzte Gelegenheit, bei der auf einen jungen Mann noch mit dem ganzen Gewicht der Autorität, deren ein an Jahren reiferer Stammesgenosse sich erfreut, erzieherisch eingewirkt werden kann; es ist hier eben ein einzelner und als solcher widerstandsloser der ganzen Versammlung zur Behandlung und Erziehung ausgeliefert. Den Alten ist es um aufrichtiger Gesinnung und um weiterbauender Besorgnis um das Allgemeinwohl darum zu tun, bei jungen Leuten gründlich jene Neigungen und Anlagen abzustellen, die zu verderblichen Charakterfehlern auswachsen können. Deshalb nimmt jener Mann, der sich um den ihm verwandten Prüfling müht, auch auch den einen und anderen Teilnehmer zu Hilfe, nicht selten den Leiter selber; sie alle, heute diesen und morgen jenen, reden ernstlich auf den einzelnen ein, je nachdem sein Fehler oder seine Charakterschwäche es fordert. Sie belehren ihn in aller Güte, warnen ihn voller Besorgnis und scheuen sich auch nicht, ein übles

Ende seiner (ehrlichen) Entwicklung anzudeuten. Wer auf diese Art sich um einen einzigen bemüht, der glaubt sich dann vollauf berechtigt und verpflichtet. Sollte es sich nach Jahren erweisen, daß seine Anstrengungen erfolglose gebliebene sind, dann erschrickt sich dieser Mann vor der Allgemeinheit und bringt ihr in Erinnerung, was alles er einst im Kino für jenen einzigen getan hat. Bisher wurden auch bei der Männerfeier zweimalen einige junge Leute ausscheidet bekannt und zwar nach den allgemeinen Grundsätzen, die sie im Jahre erfahren haben. Man sieht überrascht vor der Tatsache, mit der die Allgemeinheit den heranwachsenden Geschlechte auch einmal im Kino betreut, auf daß jeder "ein guter und brauchbarer Mensch" werde.

Darauf ist schon hingewiesen worden, daß die Yamana an ihrer Männerfeier zusammenweise auch eine Frauenopferung nahmen (S. 1321). Wie es zu dieser befremdlichen Nachgiebigkeit gekommen sein soll, erklärt man folgendermaßen. Früher hatte einmal eine Frau gelegentlich und zum Neugierde sich der Großen Hütte sehr genähert. Sofort stürzten mehrere Männer auf sie ein und schleppten sie gewaltsam mit sich fort. In der Großen Hütte hielt man sie nur Straße einige Tage versteckt. Obwohl sie die Augen verbunden hatte und die Männer sich sehr vorsichtig bei den Geisterausführungen benahmen, erkannte sie doch deren Treiben als einen gemeinen Betrug. Demnach blieb den Männern nichts anderes übrig, als sich selber vor dieser Frau zu entlarven und der unter Todesstrafe die Verpflichtung auszuerlegen, das Geheimnis streng zu hüten. Von da an durfte sich jene Frau auch bei späteren Gelegenheiten in der Kino-Hütte einfinden; denn sie wußte jetzt über alles und jedes restlich Bescheid. Später erhielt diese und jene neugierige Frau die gleiche Strafe; einige Männer schleppten sie gewaltsam zur Großen Hütte, wo man sie mit verbundenen Augen abwies einen und lange ohne jede Nahrung einkerren ließ. Mit solch rücksichtslosem Vorgehen wollte man gleichzeitig die übrigen Lagerinsassen warnen. Dieses Schicksal ereilte auch Clara und Pinta, als sie auch im mütterlen Lebensalter standen. Als entscheidender Grund wird man aber wohl den betrachten müssen, der mit im März 1922 bei Einführung der Caorni genannt wurde: Vor einer vertrauenswürdigen Frauenopferung wenig etwa wollten die Männer die Masken ihrer Betrügereien, mit denen ehemalige Weiber bereits getäuscht wurden, fallen lassen, und es scheint fast, als wollten sie auf diese Weise für die zweifelhaften Treiben einer gewissen Gewöhnung bringen. Die Fürchtbarkeit, unter der Caorni durch die beiden ihren gemeinten Frauen in den Kreis der Männer gestellt wurde, habe ich selber kennengelernt (S. 1324). In der Großen Hütte wußte sie sich schließen genau zu verhalten, wie jedweder junge Mann, der sie einzigste zum ersten Male anwesend ist. Selbstverständlich wird keine dieser Frauen dazu aufgefordert, die Rolle einer Caiana zu übernehmen; die Ungeschicklichkeit einer erfahrenen sie vollständig. Daraus aber, daß überhaupt eine Frauenopferung den Raum für die geheimen Zusammenkunft der Männer benutzen darf, kann jeder Fremde Beobachter unschwierig schließen, mit welch geringen Ernste die Yamana, gegenüber den Schlauen, der Kino-Geheimnis für sich allein zu bewahren bemüht sind.

Die bisherigen Einrichtungen boten erkennen, daß die gemeine Tagesordnung für die ehrsame mit ihren Verpflichtungen vielfältig unvereinbar ist. Die jungen Männer selbst auch vielfach verbrauchen eine strenge Zucht und eine harte Schule erfahren, woraus wird ersichtlich das Bild seiner Fehler und Unarten, die in der Allgemeinheit schon Bedenken genug hätten, als letzte Warnung vor Augen gehalten. Jeder Tamaru, der das Kina kennengelernt hat, wird damit zu einem vollwertigen Manne, weil ihm nun auch jene Geheimnisse, die sich die Männerwelt vorbehält, anvertraut werden sind. In dieser letzten Prüfung hat sich auch die Allgemeinheit auch vollkommen Bewußtsein ihrer Erziehungspflicht vorbringt, denn sie hat den jungen Mann derart gründlich geschult, daß sie von ihm erwarten darf, er werde sich als ein guter und brauchbares Glied der Volksgemeinschaft bewähren.

3. *Tagesordnung für die Frauen*

In ihrer Grundsätzen ist die gleiche Veranstaltung des Kina bereits und heißt *Frauenfreiheit*. Demgegen richtet sich das Bestreben der Männer darauf, den Frauen jede Möglichkeit zu nehmen, diesen heiligmäßigen Spiel als das, was es unzweifelhaft ist, zu entlarven und zu erkennen. Grundsätzlich bleiben also Frauenpersonen von der Teilnahme ausgeschlossen. Jene wenigen, die den Vertrauen verdienen und den Vorzug erhalten, die Kina-Hütte zu betreten, werden zu strengsten Stillschweigen über das, was sie dort erlebt haben, verpflichtet. Jedem männlichen ehrsamen erwartet in gleicher Weise schwerste Strafe, wenn er es wagen würde, das Kina-Geheimnis auszuplaudern. Der strengen Schweigepflicht zu entsprechen, ist weder schwer noch unlustig; im Alltag spricht niemand über das Kina-Fest.

Während es anderen, beschränkigen die Männer sehr schwer den Frauen gut Kinder. Diese werden in ihrer Bewegungsfreiheit empfindlich behindert. Von vornherein steht man dahinter, mehrere Familien in Gemeinschaftshäuser zu vereinigen. Diese wie auch die Einzelhäuser werden eng zusammengedrängt. Da die Kina-Hütte meistens auf einer geringen Erhöhung errichtet wurde, ist von hier aus die Übersicht auf das Lager bequem und ausgiebig. Wenn immer die Frauen das unerbittliche Benehmen meiden und Streitfälle ausmerzen wollen, müssen sie sich in weiten Bogen um die Großen Hütte bewegen, damit sie ihre Blicke keinesfalls in den heiligen Eingang hineinwerfen. Wer sich so nähern wagt, weiß von vornherein, daß ihn die Männer empfindlich strafen und mißhandeln werden. Am späten Nachmittag, bevor die Geisterstunden beginnen, ruft ein Horn von der Großen Hütte her alle Frauen und Kinder, die Wirkung zu, sich schnell in ihre Wohnungen zu verkriechen. Groß und Klein im Lager sucht in hastiger Eile die eigene Hütte auf, verhängt den Eingang und verharrt eingeschüchtert bis ungefähr bei der Frauenstille. Nach einiger Zeit klopfen die anderen Tod von der Großen Hütte an, wie Frauen und Kinder sich weiter zu verhalten haben. Voran ertönt einige Geister auf, denen dürfen Frauen und Kinder, jedoch als ein-

geschlossene Gruppe, sich bis auf kurze Entfernung der Großen Hütte nähern und von dieser Stelle aus alle Vorgänge beobachten. So lange harren sie aus, bis eine kommandierte Aufforderung einen Mitglied aus der Kina-Hütte sie wieder in ihre Wohnungen zurückscheucht. Bei anderen Geisterauftritten müssen sie sich auf ihren Schlafplätzen halten und unter Decken verkriechen. Sind während des Tages, an beliebiger Stunde, die Männer mit der umständlichen Vorbereitung einer größeren Aufführung beschäftigt, müssen die Frauen es sich gefallen lassen, daß sie während dieser Zeit aus ihren Hütten nicht hinaustreten dürfen. Sie alle wissen es, daß einige Männer scharf zuschauen, ob jede Frau und jedes Kind sich auch den best übermittelten Weisungen richtet. Eigens bemerke es nicht hervorgehoben zu werden, daß bei dergleichen Einschränkungen die Männer willkürlich ihren Übermut an den Frauen auslassen.[**]

Nicht genug damit, daß die Frauen trotz alledem auch wie vor ihre Familie besorgen und den Lebensunterhalt besorgen müssen, verlangen die Männer von ihnen auch noch einige Arbeiten im Dienste der Kina-Hütte. Mehrmals werden sie durch einen lauten Ruf aufgefordert, Brennholz zu sammeln. Mehrere Frauen eilen daraufhin unverzüglich in den Wald, beladen sich dort mit ausschließlichen Bündeln und legen diese etwa in der Mitte zwischen Lager und Kina-Hütte nieder. Einige jüngere Männer treten aus dieser heraus und schaffen das ganze Holz dort hinein, während die Frauen zu ihren Wohnungen eilen. Sie alle der Versammlung der Männer die Lebensmittel ausgeben, tritt einer andere die Große Hütte und ruft ins Lager hinein: „Alle Geister benötigen wieder Fleisch!" Diesem Auftrag kommen mehrere, gewöhnlich alle jüngeren Frauen eine Zeitlang nach. Was sie am Strande zusammengesucht haben, legen sie in gutem Abstand von der Großen Hütte nieder, während sie sich heimlich entfernen, greifen die Männer, von dorther kommend, alle Muscheln auf und nehmen sie weg. Mit diesen gelegentlichen allgemeinen Aufträgen verbinden sich häufig noch allerlei persönliche Wünsche, die jeder Mann an seine Frau richtet. Sie muß ihm oft kleine Mengen von weißer und roter Farberde zubringen, über die in der eigenen Wohnung bereitwerte Mahlzeiten können auch Fleisch für die Kina-Hütte überlassen, vielleicht sogar ein großes Lederstück hergeben, das der Mann unerfüllig sich aneignet, zurechtmacht und für eine Maske verwendet.

Man kann sagen, daß die Frauen während der ganzen Kina-Feier Tag für Tag in Anspruch genommen sind und sich im allgemeinen sehr beschäftigt fühlen. In dieser Freiheit sind sie empfindlich eingeschränkt und sie können sich keineswegs durch die sehr gereizt und unbeholfenen auftretenden Männer. Auch wissenschaften dieses so sicht, daß sich jemand im Lager über die Geschehnisse in und neben der Großen Hütte unterrichtet oder darüber sich länger in einem größeren Kreise unterhält. Alle Äußerungen der Frauen werden durch einzelne Männer unaufhörlich belauscht; fangen diese wirklich

[**] Vergleiche zum Thema die ähnlichlautenden Vorgänge der Selk'nam-Männer gegen ihre Frauen während der Klaksmaske-Feier (Bd. I, 857, 1968), wobei sich heraus, daß die Yamana-Frauen viel gleichgültiger dagegen und unempfindlicher anderen behandelt werden.

eine verdächtige Bedeutung auf, wird die geheime Versammlung in der Kina-Hütte sofort verständigt, die ihrerseits ausschließlich Stellung nimmt. Da die Frauen es genau wissen, welcher Argwohn sie umgibt, verlieren sie überhaupt kein Wort über das, was während der Kina-Feier sich abspielt, und verhalten sich offensichtlich schweigsam. Eben das ist es, was die ängstlichen, mißtrauischen Männer wünschen und anstreben. Sehr aufdringlich fordern diese immer wieder, auch ohne jede Notwendigkeit, daß die Kinder streng behütet und zurückgehalten werden. Mag auch jedes Auftreten von Geistern den Frauen manchen Genuß bieten, die Kina-Veranstaltung an sich ist ihnen unangenehm und unerwünscht. Aber sie werden um ihre Zustimmung ja niemals gefragt, wenn die Männer zu diesen Betrügereien wieder einmal zusammentreten wollen. Wird die Feier beendet, atmen sie erleichtert auf.

5. Die Geisterauftritte

Unvermeidlich muß die hier folgende Beschreibung ermüdend schematisch gestaltet werden, auf daß sie vollständig sei. Dieses Vorgehen rechtfertigt sich damit, daß die Vorbereitung und die Darbietung der Geisterauftritte im großen und ganzen ziemlich einförmig gehalten werden. Mag auch eine lange Reihe von Geistern zur Vorführung gelangen, die meisten unterscheiden sich voneinander einzig durch geringfügige Besonderheiten in der Körperbemalung, gleichen einander aber ganz genau in ihren Bewegungen. Eben unter dieser Rücksicht beginnt die Kina-Feier nach einer gewissen Zeit langweilig zu wirken, was sich die beteiligten Männer und die im Lager zusammengedrängten Frauen durchaus nicht verhehlen und was auch offensichtlich wird.

a. *Vorbereitung und Darbietung*

Die in der Kina-Hütte vereinigten Männer sind darauf bedacht, daß an jedem Tage einige Geister den Frauen vorgeführt werden. Als **geeignete Zeit** dafür wählen sie die Abendstunden, wenn alle Leute bereits daheim bleiben. Auch soll die Dunkelheit der Nacht das Ihrige dazu beitragen, die Person der Darsteller so unverläßlich zu verdecken, daß sie von den Zuschauern im Lager nicht erkannt wird. Sind die Männer bei guter Laune, dann ziehen sich die Auftritte der Geister bis lange nach Mitternacht hinaus. Regen und Schneefall unterbrechen und verhindern zwar oft das Spiel der Männer; doch sie lassen sich ihre muntere Stimmung nicht verderben und haben bei anderer Gelegenheit reichlich nach, was jetzt durchzuführen nicht möglich ist. Die Dauer der ganzen Veranstaltung können sie sowieso nach Belieben ausdehnen.

Sollten auch zufällig Frauen in die Große Hütte hereingekommen sein, die **Rolle eines Geistes** dürfen grundsätzlich nur Männer übernehmen. Jedem von ihnen bereitet es viel Genugtuung, vor anderen sich zeigen zu können; ältere Männer allerdings sind weniger darauf versessen. Man läßt aber keinen hinaustreten, der sich nicht die merkwürdige Tanzweise der darzustellenden Geister gut angeeignet hätte. Jüngere Männer sind oft und oft,

auch allein zu ihrer Unterhaltung, damit beschäftigt, sich gut einzuführen; die anwesenden Zuschauer geben ihnen Anleitung und beurteilen ihr Können. Ein jeder übernimmt von sich aus am liebsten jene Rolle, in der er selber sich am meisten wohlfühlt. Dieser Umstand bringt es mit sich, daß dieser und jener Geist viel häufiger den Frauen vorgeführt wird, als manchen anderen, für den sich nicht leicht ein Darsteller findet.

Auffällig ist es, daß die Yanomo sich für die überwiegende Mehrheit der vorzuführenden Geister mit einer einzigen Bewegungsart begnügen. Der Darsteller stülpt die Kindermaske über den Kopf und stützt sie auf jeder Seite mit den flachen Händen, die er auf die Oberpgrund preßt; die stark gekrümmten Arme hält er in der Ebene der Schultern. Die Bewegung selber ist ein seitliches Ausschreiten; das eine Bein wird weit seitwärts gestellt, der Körper neigt sich in der gleichen Richtung hinüber und das andere Bein wird langsam nachgezogen. Es ist ein leicht elastisches Tänzeln und sanftes Springen und bewegtes Schreiten zugleich, die nicht lange Tanzdauer auf und ab. Am Ende derselben wechselt der Darsteller einen Augenblick nur die Bewegungsrichtung und verschwindet wieder in der Großen Hütte. Ausnahmsweise bleibt auch einmal ein Geist am Ende der Tanzdauer für einige Minuten regungslos stehen. Jeder Geist tritt in der Regel nach einer Unterbrechung von mehreren Minuten noch ein zweites bis fünftes Mal heraus, nach persönlichem Belieben oder seiner Wirkung auf die Anwesenden, wenn sie daran Ergötzen finden.

Soll den Frauen und Kindern einer der vielen Geister gezeigt werden, muß der Darsteller selbstverständlich in einer bestimmten Bemalung auftreten. Man begnügt sich mit den üblichen Farben, schwarz, weiß und rot. Peinlich genaue Ausführung der Zeichnungen erübrigt sich, da die Zuschauer weit abstehen. Am häufigsten werden in einen weißen Untergrund rote bzw. schwarze Striche und Streifen, kleine Kreise und Halbkreise, Punkte und Strichlein nach gewisser Anordnung eingetragen. Von einem etwa faustgroßen Klumpen Kalk schabt ein Mann mit seinem Schneidezähnen eine Schicht ab, vermengt das feine Pulver durch Kaubewegungen mit Speichel und trägt diesen Gemenge durch Verreiben mit der Hand oder den Fingern auf. Wer damit bemalt wurde, stellt sich bald neben den Feuer, damit die Farbe schnell eintrocknet. Der rote und schwarze Farbstoff wird manchmal mit Tran vermengt, manchmal trocken aufgetragen. Mit einem ausgefaserten Stengelende braucht man die Muster und die aufgetragenen Zeichnungen stimmen mit denen auf dem Körper des Darstellers in etwa überein. Dieser führt eigenhändig die Bemalung nicht aus; andere Männer tun es und gern beteiligt sich der Leiter daran, weil er meistens das zu wählende Grundmuster bestimmt. Man trägt es allein auf der Vorderseite des Körpers auf, denn nur sie ist den Blicken der Frauen und Kinder zugänglich. Nach jedem Auftritt wechselt man die Farben sorgfältig ab. Während einer Bemalung beharrigen sich die Männer andauernd zu allerhand Scherzen. Als sie sich einmal für das Hirsche-Spiel vorbereiteten und die in reichlicher Menge ihren Körper aufgetragene weiße Farbe eingetrocknet war, konnte manchmal Mann nur schwerlich erkannt werden. Mehr-

sogleich schweres schwarzes Gewitter im Kreise der Männer wachen und fragte schwitzend: „Wo ist denn jener Mann geblieben, der sich Tuesse nennt? Ich sehe ihn nicht mehr! Er ist doch vorhin noch hier gewesen." Tuesse verstand den wichtigen Anruf und erwiderte: „Ich bin doch groß genug, daß jeder mich sehen könnte!" — Die ganze Gesellschaft lachte laut auf. Als die Männer noch mit der Besprechung beschäftigt waren, hauptsächlich Meisenmann seine Frau Sara, die Weiber aus den Wohnungen herauszuholen und mitzuteilen auf die Wiese zu führen; denn bald würden die Geister sich wieder lassen. Ob Sara die Frauen nicht streng genug aufgefordert hat oder ob diese selber davon Worte nicht ernst genommen haben, war weiß es; jedenfalls kam niemand auf die Wiese. Verstimmt stellte sich Meisenmann wieder die Großen Hütte und schickte ins Lager einige drohende Worte gegen die Frauen. Der Schall in den grauen aber schnell die Oberhand, er machte sich eilig weiterbereiten und schickte sein hohes Gefährte vor den Männern in der Großen Hütte aus.

Wie so schon mehrmals ausgesprochen worden ist, wiederholt sich immer wieder die gleiche Art der Verführung der einzelnen Geister. Der Leiter, auch sie von den begeisterten Männer Haus, stellt sich wieder den Eingang der Großen Hütte und schaut vom Lager hin. Sind die Frauen auch nicht verwundt, ruft er sie herbei. Sogleich merkt er dann eine kurze Mitteilung über den Geist, der sich bald verwirbeln wird, sowiedann beginnen er den weiteren Namen auch. Er ruft beispielsweise: „Hier hat sich Kalumpaine angemeldet. Ich weiß nicht, was sie hierher in unsere Hütte wirbt. Nun läßt er wieder auf sich warten!" Oder auch: „Kinumjäwa weilt gegenwärtig hier unter uns. Sehr freundlich benimmt er sich, bald weilt die [Frauen] den schon." Einmal habe ich gehört: „Mehrere Geister sind im Anzuge, unruhig und schwierig gebärden sie sich. Wenn sie nun nur nicht gar zu sehr heftigen würden!" Ein anderer Ruf: „Merkwürdig, auch in so später Stunde scheint sich ein Geist unserer Hütte; er steigt von oben herab. Wer könnte es wohl sein? Um Männern wäre es lieber, er hätte nun in Ruhe. Hierher, schon weilt er ein; es ist Angakkäuka. Er läßt euch [Frauen] sagen, er habe einen weiten Weg hinter sich. Schaut ihn gut an." Endlich auch: „Nochmals sind gleichzeitig zwei Geister in unsere Hütte hereingestiegen. Ich kenne sie noch nicht. Sie scheinen indes gutes Lassen zu sein und hier sich wohl zu fühlen." Nach dieser oder einer ähnlichen Ankündigung dreht sich der Leiter um die eigene Achse und wendet den Frauen jetzt den Rücken zu; er schaut in die Große Hütte hinein und mit einem starken Zischlaut, begleitet von einer weiten Armbewegung, holt er den Geist von dem Inneren herein; dieser hat im Kreise der Männer auf ein solches Zeichen gewartet, er bewegt sich nun auf der Tanzbahn hin und her und bald verschwindet er wieder. Nun folgt der Leiter unverzüglich in die Hütte nach, ohne irgendwelche Worte oder Zeichen an die Zuschauer. Soll dieser oder ein anderer Geist nochmals sich vorstellen, ruft der Leiter ihn auch der oben geschilderten Weise herein. Niemals tritt ein Geist ganz unvermittelt aus der Großen Hütte vor die Augen der Frauen.

[*] Er war um etwa einen Kopf höher als Meisenmann selber.

Anwesenheit begleitet die geheimen Initiationsriten Grier vorbei der Tamahaia. Kurz vor Abschluß der Riten-Feier im Jahre 1922 kamen Amerunen zusammen, die Große Hütte und schliefen, im Traume benachrichtigt wurden zu sein, durch Cuscinnen den Geist eines bestimmten Fisches darstellen zu lassen. Niemand wagte es, diesen Akten, der geistig schon etwas schwach war, zu widersprechen und ihn auf die weit vorgeschobene Fischinsel hinzuweisen. Also brachte Cuscinnen seinen ganzen Körper und die Maske weiß, darüber schickte er mehrere zweiflügelartige rote Längsstreifen. Amerunen, der schwach ist, trug seine Federhaube, Gesicht und Oberkörper hatte er weiß bemalt, seine drei Nase rechts bis zu jedem Ohrläppchen ein roter Querstrich. Beide stellten sich gegenüber, die Gesichter einander zugekehrt; Cuscinnen schlug, wie üblich, seine Maske, hingegen hielt Amerunen seine beiden Arme auf Schulterhöhe wagerecht gestreckt. Nun gab Cuscinnen mit Hallhörnern, gedrehte Schlag-Rufen den Rhythmus an. Erst tanzte er, wie nur Chang, innerhalb der Hütte, danach führte er den kurzen, seitlichen Sprung rechts der Tamahaia aus. Plötzlich tanzte er heraus und bewegte sich hin und her, jedesmal nach einer Pause von wenigen Minuten. Amerunen bekam dabei seinen Körper dem Leger so weit entgegenschiebt, daß Cuscinnen ein wenig. Als beide diese Tanz beendet hatten, setzte sich Amerunen an das Feuer und ging auch lange Zeit weiter, ganz in sich versunken; Cuscinnen wusch sich die Bemalung wieder ab.

In gleicher Weise, wie der Leiter die Frauen und Kinder an Beginn der Geisterzeremonien herausgerufen hat, kündigt er diese auch den Abschluß mit einem kurzen Worte an. Er sagt: „Nun hat auch der letzte Geist diese Hütte verlassen, kein einziger steht mehr im Kreise der Männer. Geht auch ihr in eure Wohnungen zurück!" Das Eintreten eines Geistes in die Riten-Hütte heißt die Männer regelmäßig mit einem schrillenden Schalmeiengeräusch, wodurch die Frauen erschreckt werden, auf der Flut an seinem ist es dem still, ein Zeichen, daß alle Geister sich entfernungen haben.

3. Die einzelnen Geister

Die verschiedenen Persönlichkeiten, die als Geister ausgeführt werden, werden eine vollständig große Zahl sein. Jeder, der einst seine bestimmt ausgeprägte Charaktereigenschaften mit besonderen Eigenarten, wie etwa die Kindlichen Geister, werden vorwiegend als Geister von bekannten Tieren mit schwacher Andeutung der dieses Tieres eigentümlichen Färbung dem Tier oder dem Gefieder dargestellt. Nicht so seltene abenteuerlichen Geistern oder eigentümlichen Tanz erkennt man den Geist, sondern der Leiter benachrichtigt die Leut nach seinem Planen, schwach deutet auch die Körperbewegung des Tieres die äußere natürliche Anwesenheit der jeweilig dargestellten Tiergeist an.

Jeder bei der Riten-Vorgangsführung ingendein erwähnter Geist, selbst er auch den Frauen nicht zu Gesicht kommen, besitzt einen Namen. Meist ist er weiter nichts als die bildliche Bezeichnung für eine bestimmte Tierart,

mit der das Wort gilbe, d.h. "Spiel", verbunden wird.[1] Wenige Gäste tragen auch ihren Eigenanteil; diese Freudenbildchen sind es, denen hier in Kins besonders Macht zugeschrieben wird, Damit ist auf den Unterschied oder die Rangabstufung hingewiesen, die wirklich bestehen. Die lange Rolle, die ich kennengelernt habe, wird jetzt vorgelesen.

Obenan steht die Lijuhtjen. Nach Ansicht der Yanuna ist sie die hier in der Großen Hütte alles bebeerrecbeede Beberegeiet. Einzig und allein während der Kins-Feier wird sie in Ehrung und außerhalb derselben wird sie nicht einmal genannt, viel weniger angerufen, dafür aber erweist sie sich im Verlauf der ganzen Feier allen Beteiligten als Retter und Helfer. Dieser weiblichen Schutzgeister ist den Männern gut gesinnt und unwandelbar wohlwollend. Man sagte mir: „Wie im Anfange der Weltgeschichte über allem [über der ganzen Einrichtung] steht, alle Tollheiten [beherrschend] beobachtet und mit allem so gut weiß, so steht die Lijuhtjen in der Kins-Hütte da; sie ordnet alles an, hütet alle Tollheiten und schützt jeden. Sie also muß jedermann sich fügen. Im Kins sprechen wir nicht von Verquijöjen, nicht einer von der Lijuhtjen. Wie jeder Tollheiten sich bei dieser Feier bewahren soll, bestimmt unser alter Brauch, dieser ist uns Gesetz, so will es Werquijöjen. Wer gegen diese Vorschriften verstößt und das Geheimnis verplaudert, wird von Werquijöjen zur Rechenschaft gezogen und mit einem verständigen Tode bestraft." Ehrerbietig wies das Mädchen Weare zuvor auch hier als allerhöchsten Grund für die heute Kins gebrauchte Ordnung da, durch ihre unmittelbare Beziehung zu dieser Feier und zu der Lijuhtjen. Auf meine Frage, wie dieser Schutzgeist mit der Großen Hütte in Verbindung gebracht sei, antwortete man: „Wir wissen das nicht. Genau so, wie früher die Frauen bei Übernahme der Kins gespielt haben, wurde dieses Fest von den Männern übernommen. Wir selbst haben nichts Neues hinzugefügt. Demnach wird die Lijuhtjen schon damals ein Schutzgeist des Kins gewesen sein!" Insofern, als die Lijuhtjen die höchste Macht innehat, sagt sie über die gewöhnlichen Frauen und sämtliche Geister hinaus, daß letztere von der lebendigen oder in sonstwelcher Abhängigkeit gehaltene] sagen die Yanuna nicht. Als Schutzgeister obliegt es ihr, die unterworfenen Männer gegen die ungerechteren Willkürlichkeiten und Quälereien der anderen Geister zu verteidigen, außerdem die verwandelten und getrübten Männer zu heilen und zu neuem Leben zu erwecken. Dergleichen Einwirkungen teilt der Leiter, der sich jeweilen neben die Große Hütte stellt, den Lagen hinüber, dabei legt er in seine Worte so viel Ernst und Überzeugung, als würden sich wirkliche Geschehnisse abwickeln, durch ganz leise Schilderungen weiter wirken als lauteste Täuschung der Frauen. Nämlich wird die Lijuhtjen außerhalb der Großen Hütte sprechend dem anderen Leuten gezeigt.[2]

Die geschlechtlichen Kins-Geister der Männer, der alle anderen an Gewaltätig-

[1] In BB.-MS. heißt sich ydyn und yddyn. Infinitive of verwandten, aber die diffusen nomen of both which as neben the traditional nomen of which was used in the various forms the nomen of the nomen and nomens and others.

[2] [illegible]

keit überträft und deswegen am meisten gefürchtet wird. Allein die *Lípaklpa* ist imstande, seinem Treiben wirksam Einhalt zu gebieten. Sein verübergehendes Verweilen in der Großen Hütte stimmen die Männer mit sehr ernstem Lärmen ein; auf ihn weisen sie hauptsächlich dann hin, wenn sie die nächtigen erschrecken und warnen wollen. Damit die heilsame Furcht tief eindringe und lange wirke, verhängt man ihr Gesicht während seines vermeintlichen Auftretens den *Tánuwa* innerhalb der Großen Hütte und verpflichtet sie alle, sich auf die Seite zu legen. Von jetzt an verständigen sich die Männer nur noch durch stumme Zeichen. Das ängstlich gemiedene Inlule ... läßt keinen gutmütigen Geist erwarten. Wirklich, bald erkennen die Frauen draußen an verschiedenen Zeichen, daß *Tánuwa* eingetroffen ist.

Vorerst, um die Prüflinge einzuschüchtern, läßt der Vorsteher kleine Mengen von Wasser in die Glut des Hüttenfeuers fallen, daß ein leises Zischen erfolgt. Er fragt, vermutlich und für die nächtige hervorkommt: „Was geht hier vor sich?" Bald danach wird in dichtem Strahl Wasser auf die Glut geschüttet, unter lautem Zischen erhebt sich eine Dampfwolke mit viel Asche und die Männer ertönen mit einem ängstlichen Brüllen ein. Sie erheben sich hastig und tanzen in wilden Sprüngen um das Feuer herum, während ein einzelner Mann mit einem trockenen Lederballen markwärts auf den Erdboden schlägt. Dieses Lärmen wird plötzlich abgebrochen und es folgt lautlose Stille. Nach etwa zehn Minuten steht sich der alte Tannas an den Hüttenausgang und ruft wehmütig: „Seid aufmerksam! Ich weiß nicht, was hier geschehen ist und was wir zu gewärtigen haben. Es wird sich bald etwas ereignen. Seid auf der Hut!" Wirklich, bald erheben sich alle Männer, springen hin und her und stampfen den Boden, tanzen sich gegenseitig und singen miteinander unter entsetzlichem Heulen und brüllenden Verwandlungsrufen. Hier eine und andere schlägt mit einem Lederballen auf den Erdboden, dazwischen ertönen gellende Angstrufe, ein furchtbares Durcheinander wird bis zur höchsten Kraftanstrengung vorgetäuscht; dann läßt alles Lärmen allmählich nach und ermüdet mit matten Gesprächen vollständig. Gleichzeitig legen sich die Männer auf die Seite und verharren regungslos, wie ein unregelmäßig aufgeworfener Haufen liegen sie da. Die aufgewühlten Staub- und Aschenmengen erfüllen als undurchsichtige Wolken die Luft.

Nach vielen Minuten erhebt sich Samuwa und fragt laut, daß sowohl die Schläfer in der Kina-Hütte, wie auch die Leute im Lager seine Worte vernehmen können: „Welch ein Bild tut sich mir auf! Alle Männer rund um mich herum sind erschlagen. Wehe mir selber; auch ich fühle mich schwach, weil ich einen schweren Schlag bekommen habe. Dieser hier und jener [Mann] sind tot, alle liegen regungslos da. Ich gehe von einem zum andern, ich befühle sie, ich rüttle sie; keiner bewegt sich, alle sind sie tot, wirklich, alle sind sie tot!" Nach kurzer Pause fährt er mit gebrochener, aber verstärkter Stimme fort: „O weh mir, auch ich werde jetzt." Seine

[*] Die gleiche, abschließende Deutung, die diese Lesefrage im Kina einnimmt, besitzen der Lípaklpa im Kinderreim der Schüsse an (Bd. I, 956).

Worte verhallen wie die eines Sterbenden. Auf ein lautloses Zeichen der Leiterin stehen zwei Männer in ihrer Nähe bereit, daß Blut fließt; denen geben sie weiblich an sämtliche Männer ab, die es sich in der Gemeinschaft erkämpfen. Manchmal kann ein vergnügliches Schauspiel über diese brutalgierige Power nicht unterdrückt werden, die als solche wieder von den unterwandert, verhältlich abgejagt, auch von den Frauen draußen im Lager erkannt wird.

Zehn Minuten vergehen, dann setzt ein sanftes, lobpreisendes Jubeln ... ein, von zwei Männern vorgetragen; es soll den Einzelnen der *Hyakkiga* zum Hinzutreten auffordern. Da erheben sich die Männer langsam, wie wenn sie am tiefen Schlafe erwachen würden, dehnen und recken sich, als würden sie noch empfindlichen Schmerzen leiden. Der eine klagt jämmerlich: „Mich hat Tämaera unbarmherzig gepeinigt, als ich mich nur Wehr setzte. Mit einem dicken Knüppel schlug er auf mich ein. Ich wollte den Schlag auffangen, doch zwang er mich nieder. Lange wehrte ich mich, aber er überwand mich schnell und warf mich zur Hütte hinein, trampelte auf mir herum und mißhandelte mich schrecklich. Kaum kann ich mich rühren vor Schmerzen!" Ein anderer stöhnt: „Alle Glieder tun mir weh; denn Tämaera hat mich ganz entsetzlich gequält. Ich wage es nicht einmal, meinen Arm zu heben vor Schmerz müßte ich aufschreien!" Ein dritter Mann jammert: „Was soll ich erst sagen, der ich mich wie sterbenskrank fühle? Alle Knochen hat Tämaera mir gebrochen. Langsam nur wird es besser!" Damit will er auf die Heilung und Rettung hinweisen, die durch die *Hyakkiga* bewirkt wird. Hinter und jener Maske klagt deutlich, läßt aber die leise Hoffnung auf baldiger Genesung durchblicken. Wie es ihrem "Patienten" entspricht, äußert sich jeder mit seiner Stimme; doch das gewagt und die einzelnen verstehen jeden Wort. Nach einigen Minuten stimmen sie ein lautes Jubel, Jubel ... an. Sie lassen eine Pause von wenigen Sekunden verstreichen und wiederholen diesen Ruf mit gesteigerter Kraft. Bald danach heißen sie laut und lange *den Ersehnten* ... Dadurch wollen sie bekunden, in ihrer höchsten Gefahr sei endlich *Hyakkiga* hervorgetreten, bei deren Anrufung Tämaera aus der Großen Hütte geflüchtet sei, *Hyakkiga* habe sämtliche Männer zum Leben erweckt und schnell geheilt.

Alle erheben sich schließlich, ordnen sich zu einer Reihe einer hinter den anderen, und in gebückter Haltung, mit langen Schritten, gehen sie zum Lager. Andauernd wiederholen sie in scharfem Rhythmus und auf gleicher Tonhöhe, den nebenstehenden ... Sie gehen nahe an den Hütten vorbei, daß die übrigen Gemeinschaft und ihre mitbildungsgrade Männer von jeder Frau erkannt werden kann; nach diesem Rundgang verschwinden sie wieder in der Großen Hütte. Nun geben sie still und lautlos, aber mit sehr deutlichem Mienenspiel, ihrer großen Genugtuung über den gelungenen Streich sichtlich Ausdruck. Erst später nimmt ein Mann endlich die Verhältnisse von den sämtlichen heraus; diese stimmen auch nun Angst vor Tämaera und weitere diesen verwandtschaftlichen Äußerungen, sowie das der *Hyakkiga*, als wirklichen Gebieterin. Offensichtlich will man an erster Stelle die Priesterin und an zweiter Stelle die Frauen mit Tämaera verfeindeten, um allen Angst und Hochachtung vor dem Kinn-Geheimnis

einmütiges. Wer sie ansieht, der muß unsere Mahr in der Großen Hütte verwirft, erfährt willkommenheiten die wahre Natur des Tätowens nicht; darüber öffnen sich ihm die Augen erst bei seiner späteren Teilnahme. Niemals wird dieser Geist in irgendwelcher Markierung dargestellt. BD: 421 sagt von Tätowen, a being personified in the young drama, was supposed to come up out of the earth, he was an old man and did not come forth and keep about but lay still in the room and hear the earth and beyond.

Den Tätowen überrascht an Häufigkeit Cuiba, ein ebenfalls männermordender Geist. Zu einem Cuiba-yaba steigt er vom Himmel herab, sein Kommen kündigen die Männer mit sehr ängstlich klingenden Idda-Rufen an. Am meisten gefällt er sich darin, die Männer zu morden und fortzuschleppen, wie ein Jäger die Tierfährte schaut und sich aufhält. Dieser Geist ist über und über mit Haaren und zeigt einige weiße Flecke von der Größe einer Handfläche; sein Kopf ist mit einem groß breitem Lederstück, das hinter hängt, verdeckt. In gleicher Weise ist sein Leib eingewickelt. Kaum ist er in den Kreis der Männer eingetreten, beginnen diese mit ängstlichem Blicken und verwundertem Gucken. Einer nach dem anderen beißt in einen Pfeil, als wünsche er verwundet, und machen schwierig ein gänzlich. Alle diese Männer ruft nun Cuiba an den Eingang der Hütte, wo sie auf einem Haufen durcheinander liegen, ohne sich zu rühren; sie sind eben von dem "verwundet" worden! Die letzten Männer schickt er weiter vom Hüttenausgange weg. Sein Wüten gegen die alle beobachtet die Frauen vom Lager aus. Mehrere Harpunen hat er derart an einen Pfosten des Eingangs gebissen, daß sie weit sichtbar herausragen; den Frauen will man vortäuschen, Cuiba habe mit diesen Waffen sämtliche Männer ermordet. An einer Harpune wurde wirig genug und unvorsichtig ein langes, dünnes Schmarotzer von der Muscheln-Art angebracht, das man mit Blut beschmiert hat. Nun tritt Cuiba selbst heraus, schaut auf den am meisten abseits liegenden Mann und schreit: „Mir scheint, dieser Mann ist auch nicht tot. Also wurde ich ihm mit der Harpune den Garaus machen!" Er greift nach der anderen erwähnten Harpune und wirft sie gegen jenen Mann ab. Dabei stellt er sich, als würde er viel Kraft aufwenden; sieht aber nahe daneben, schleudert sie fort und läßt fast gleichzeitig mit, um sein heimtückisches Tun zu verdecken. Schnell läuft er den Abgeworfenen und zieht ihn in einer Weise heim, daß die Zuschauer von der Entfernung den Eindruck gewinnen, er zieht jenen Mann die Gedärme aus dem Bauche. Grinsend und triumphierend schwingt die Waffen auf, die rufen dem Cuiba zu: „Du glaubst wohl einen Sterblichen vor dir zu haben? Du verwechselst Männer, wir kennen die unsere Männer so gemein umbringen! Entferne dich endlich von hier und gib uns frei!" Wütend packt Cuiba jenen Mann und stellt sich, als wolle er ihn in den Inneren der Großen Hütte schleppen. Im gleichem Augenblicke tritt, wie durch blinden Zufall — sonst ist es ohne Wissen der Frauen zu empfangen worden —, ein schwarz aus einer Wahnsinnige heraus, der sich auffällig mit einigen Schritten der Großen Hütte entfernt. Sie bemerkt Cuiba und eilig verschwindet er dort

dränen. Damit hat der Darsteller seine Rolle beendet, er setzt sich zum Feuer und ruht sich aus; der Kreis der Männer bricht sich der gelungenen Täuschung.

Nach sehr kurzer Pause erscheint jetzt vor den Augen aller Frauen der angenommene Sohn des Gwe'indo, in gleicher Weise wie sein vermeintlicher Vater ausgestattet. Man hat für diesen Auftritt einen Mann gewählt, der etwas kleiner ist, als der Darsteller des ersten Gwe'indo. Nur dreimal springt er die Tanzbahn auf und ab, dann verschwindet er. Dies geschieht deshalb, weil jener jedesmal inzwischen bei der Gwe'indo Hütte angekommen ist. Dieser entkleidet nochmals den Hinterteil der Männer, die noch immer regungslos da liegen, macht weit ausgeholte Armbewegungen und bringt sich sehr ermüdet, bis alle Männer vom Lehm erweckt sind und sich wieder erheben, als ob sie verschüttet wären, schleppen sie sich in den Innern der Gwe'indo Hütte hinein. Sämtliche Frauen, die bisher vor dieser Wohnungen gestanden und zugeschaut haben, eilen freudig erregt durchein zurück. Hier zeichnet sich jede einen konzentrischen weißen Strich vom Halse bis zum Nabel und einen fingerbreiten roten Strich von jedem Mundwinkel zum Ohrläppchen. In der Gwe'indo Hütte malt jener jedesmal seinen ganzen Körper rot, darüber einige große weiße Punkte und einen konzentrischen weißen Strich vom Halse bis zum Nabel. Wieder tritt er aus der Gwe'indo Hütte hervor und sämtliche Männer, die er vom Lehm auferstehen gemacht hat, folgen ihm. Die Frauen eilen ihnen von den Wohnhütten her entgegen. Nach den Weisungen des jedesmal dirigierenden Mannes ordnen sich die Männer zusammen und die Frauen schließen sich an einen Ring. Sogleich setzt sich dieser um die Männer herum in Bewegung und zwar nach dem Rhythmus, den die Männer stampfend begonnen, andauernd und schnell den Schritt auf dem gleichen Tone wiederholend. Gewisse Zeit ergötzen sich die Frauen auf diese Art; sie wollen ihre Freude darüber kundtun, daß ihre Männer ihnen zurückgegeben worden sind. Auf ein Zeichen des jedesmal führenden löst sich beide Gruppen auf und trennen sich wieder voneinander.[*] Der BB. 135 erwähnte Häuptl. gebietet all over with spots and bands of white, dressed almost naked and in frantic manner, and was supposed to come up through the earth and pretended to kill the men in the Corna.

Bemerkenswert und aufregend für die Frauen ist das Spiel vom Tamâpiâpeama. Dieser Geist war und ist ein gefährlicher Mörder. Den Frauen im Lager wird er nicht sichtbar; statt dessen wütet er, für sie deutlich erkennbar, im Kreise der Männer. Besonderen Vorbereitungen zu diesem Spiele bedarf es nicht. Der Leiter stellt sich nur einmal neben den Hintereingang und ruft mit ungewöhnlicher Stimme zum Lager: „Schlimmes nicht zum Lager, ein gefährlicher Geist hat sich andere angekündigt! Wehe uns weibliches Männervolk!" Diese Ansprache erfüllt die jämmerlichste Gebärde. Die Frauen eilen nach allen Richtungen und Richtd. Dann verweilt in der Gwe'indo Hütte für sonderen Augenblicke tiefe Stille. Ein Mann stellt ein großes, hartes Lederstück zusammen, ein anderer reinigt einen kreisförmigen Platz auf dem

[*] Viele Südfeldstämme setzen diesen Spiel mit dem Auftreten des Kanoe zu Kinderen. Das bestätigt es ebenfalls große Freude, die Männer zu spielen und verschwinden (Bd. I. Vgl.

Erdbeben. Jener heult weit aus und schlägt stark auf. Ein Teilnehmer schreit entsetzlich laut auf, als wäre er von diesem Schlage tödlich getroffen worden, und läßt seine Stimme langsam verklingen, als würde er sterben. Nach einer Pause erfolgt ein zweiter Schlag; wieder schreit ein Mann auf, der seinen Ruf in der gleichen Weise zu Ende führt. So geht es weiter, bis sämtliche Männer, eingerechnet die Pyúllaga, "vom Geiste erschlagen sind". Die Frauen wissen, wieviele Männer in der Großen Hütte vereinigt sind, und achten genau auf die Zahl der Todesschreie; kein Mann vortäuscht seine Stimme, damit er von seinen Familienmitgliedern erkannt werde. Während der nun folgenden Minuten rührt sich nichts in der Großen Hütte, "denn alle sind tot". Auf ein Zeichen des Leiters setzen zwei oder drei Männer mit einem freudigen, schnalzenden *Iahsis* ... in hoher Stimmlage ein, was das Herausnahen der Retterin *Lêyaklpa* ansagen soll. Wenige Augenblicke danach geben alle Männer ein lautes, jubelndes *yá* in hoher Stimmlage von sich; damit geben sie bekannt, durch die *Lêyaklpa* zu neuem Leben erweckt worden zu sein. Nun wollen sie aber auch den Frauen beweisen, welche Qualen sie haben erdulden müssen. Also stechen diese und jene mit einem spitzen Hölzchen in seiner Nase herum, bis Blut fließt. Das verschmiert er nicht nur in seinem Gesichte, sondern gibt davon bereitwillig auch an andere Männer ab. Mit diesen "Beweisen" der Mißhandlungen durch Yamâgalêyumna tritt jeder vor seine Familie hin. Diese betrachtet ihn mitleidig und bedauert ihn schweigend. Haben sich nach einer oder zwei Stunden die Männer wieder in ihrer Kina-Hütte zusammengefunden, empfangen sie sich weiblich zu dem gut gelungenen Auftritt.

Von der gleichen Art, wie der eben beschriebene Geist, ist die *Kôyaxalklpa*, eine *Mörderin*. Sie besucht hüchstens zweimal während der Kina-Feier die Große Hütte und "ermordet" die Männer auf die nämliche Weise, wie Yamâgalêyumna es tut. Ihr Kommen sagt der Leiter mit lauter Stimme an. Auch nach diesem Auftritt zeigen sich alle Männer mit Blut im Gesicht ihren Familien im Lager.

Außer der *Lêyaklpa*, die alle Geister überragt, nennen die Yamana noch einige *untergeordnete Schutzgeister*, die den verstorbenen Männern wohlgesinnt und in mancher Lage behilflich sind. Letztere finden es ein jeder Geist mehr oder weniger gut mit allen, die sich in der Kina-Hütte vereinigt haben. *Kinamjôna* achtet hauptsächlich darauf, daß keine Frauenaugen sich der Großen Hütte nähern oder irgendwelchen Schaden anrichten. Bald zu Beginn der Feier wird er gesagt. Man erkennt ihn an den vielen zweifingerbreiten roten und schwarzen Querstrichen, die in ebenso breiten Abständen sich auf dem weißen Untergrunde folgen, von der Spitze der Maske an bis zu den Knien. Jeder Geist hat die Unterschenkel und Füße einförmig weiß bemalt, einerlei, wie er heißt und gekennzeichnet ist.

Tulêwa-yâka. Auch dieser gutmütige Schutzgeist zeigt sich schon zu Anfange der Feier. Auf weißem Untergrunde trägt er rechts und links zwei handbreite, senkrechte Streifen. Offensichtlich hängt diese Bezeichnung mit *tulêwa*-Affe zusammen, der Name für den kleinen Cercitheo niger.

Tuhéši-yáku ist ebenfalls ein wohlwollender Helfer und Schützer der Männer. Wer ihn darstellt, der bringt auf weißem Untergrunde mehrere senkrechte Reihen eingestellter roter Punkte auf seinem ganzen Körper an.

Kinajagúllum. Von diesem Geiste heißt es, ihm bereite es eine außergewöhnliche Freude, in der Kina-Hütte bei den Männern zu sitzen; nur deshalb steige er von Himmelshöhen herunter. Der Darsteller schmiert sich seinen Körper zuerst mit roter Farbe ein; vom Halse bis zum Genitale verläuft ein dreifingerbreiter weißer Streifen, in dem drei Querstreifen ihren Anfang nehmen; jeder Arm trägt vier weiße Ringe. Auch BD: 165 erwähnt kurz und ohne nähere Erklärung das *kinajagúllum*.

Ulamifyáku, das Spiel vom Waldgeist. Dieser wird als besonders eng mit dem Kina verbunden betrachtet. Man stellt ihn dar mit einer roten Körperbemalung, in die einige senkrechte weiße Striche von der Schulterhöhe abwärts eingetragen sind. Das BD: 88 sagt vom *ulámina*, he was a man disguised by paint and a conical bark hat who acted the part of a lustful spirit in the presence of women whom he went to meet and speak to.

Wongaglúku, das Spiel vom Meergeist. Man zeigt ihn in reichhaltiger Bemalung. Auf weißen Untergrund zeichnet man viele kleine, eingestellte rote Halbkreise ein, welche Fischschuppen andeuten sollen. Dieser Geist hat Fischgestalt, ist der "Sohn" eines Wales und tritt als solcher meist in Begleitung von zwei in gleicher Weise bemalten Männern auf. Die Yamana erzählen, er sei den Menschen wohlgesinnt. Bisweilen taucht er neben einem Kanu aus den Tiefen auf und zeigt sich den Insassen: Kopf und Rumpf seien so schön, wie die eines reifen Mädchens, an Stelle von Beinen besitze er den rückwärtigen Körperteil eines großen Fisches; um seine Schläfen laufe ein Kranz aus dichten Buchenzweigen. An diesem Zeichen erkennt man ihn zuverlässig. Einmal hat er, nur mit diesem Kranze aus Reisig geziert, die Große Hütte verlassen und, begleitet von zwei jungen Männern ohne jede Bemalung, sich ins Lager begeben. Sein Kommen war durch laute Rufe den Frauen angekündigt worden. Da es an rotem Farbstoff mangelte, sollte er neue Mengen davon einsammeln. Wirklich legte jede Frau vor ihrer Wohnung ein Stückchen mit *lasi* nieder. Der Geist ging an den Hütten schweigend und ruhig entlang, hob jedes Päckchen auf, gab es seinen Begleitern und eilte mit den reichen Geschenken zur Männerhütte zurück.[109]

Mísyurdku ist ebenfalls ein den versammelten Männern wohlgesinnter Geist. Auf weißem Untergrunde trägt er mehrere senkrechte, handtellergroße schwarze Punkte über den ganzen Rumpf verteilt.

Yagdruwa-yáku, das Spiel vom Geist der Hochsee. Der Darsteller zeigt auf seinem weiß bemalten Körper nur drei gleichmäßig verteilte handbreite, senkrechte rote Streifen.

Hánu-yáku, das Spiel vom Nordhimmel. Auch dieser Geist ist ein Helfer der

[109] Man wird bei dieser Beschreibung an den Auftritt des Halé im Klosterer der Seh'nam (Bd. I, 926) erinnert; auch er besucht die Wohnhütten und sammelt dort roten Farbstoff für die "Geister" in der Großen Hütte ein.

Männer in der Kina-Hütte; vor allem untersuchte er sie beim Singen und verleiht ihnen immer wieder neue Kraft. Der Darsteller malt seinen ganzen Körper und die Maske gleichmäßig weiß, auf letztere gibt er noch sieben fingerdicke schwarze Querstriche. Im BD: 270 heißt es: *Ámiuko*, a play enacted in the *ceremonial* drums accompanied with painting, singing, and acting in supposed imitation of the N. wind.

Anyuhákjuko, das Spiel vom Südhimmel. Die Bemalung hierfür ist reichhaltig. Maske und Körper werden mit weißer Farbe eingerieben, ersterer erhält dann sieben fingerdicke schwarze Querstriche, der Rumpf samt Armen deren acht und die Beine sechs; in ein jedes der so entstandenen Felder wird noch ein roter Querstrich eingetragen.

Nalgurápise-yáka, das Spiel vom gewaltigen Blauwal (Balaenoptera intermedia). Kalkpulver mit Tran gemischt wird in fingerbreiten, waagerechten senkrechten Strichen von der Spitze der Maske an auf den Körper des Darstellers geschmiert. BD: 269 schreibt *Ákilápise-iuko*, a certain play in the *ceremonial* drums imitative of whales.

Sagyánay-yáka, das Spiel vom Kurzschnabelbürgbin (Lagenorhynchus Fitzroyi). Die vordere Körperfläche und die Mitte der Maske bedeckt man mit einem etwa 20 cm breiten, senkrechten weißen Streifen, auf beiden Seiten verteilt man schwarzen Farbstoff.

Kíyiterko-yáka, das Spiel vom grauen Geierfalken (Circus cinereus). Der Darsteller bemalt Körper und Maske weiß, auf diesen Untergrund verteilt er unregelmäßig schwarze Punkte.

Ákimapáio-yáka, das Spiel vom Falken (Ibycter australis). Auf dem weiß bemalten Körper trägt der Tänzer einen dreifingerbreiten roten Strich von der Maskenspitze über die Brust zum Genitale und einen anderen rundherum auf Nabelhöhe ein.

Kílaglio-yáka, das Spiel vom Bussard (Buteo polyosoma). Zuerst verreibt man trockenen *Imi*-Puder auf dem ganzen Körper und setzt dahinein, mit der Spitze des Zeigefingers, einige schwarze Punkte.

Lárus-yáka, das Spiel von der Graukopfgans (Chloëphaga poliocephala). Der Körper des Darstellers erscheint von den Achselhöhlen an nach unten ganz weiß, weil mit Kalkpulver beschmiert; nach oben, samt der Maske, hellrot, weil mit *Imi*-Puder eingerieben.

Kímpe-yáka, das Spiel von der Magellansgans (Chloëphaga picta). Der ganze Körper wird rot bemalt und auf die Brust setzt man große weiße Punkte.[*]

Alakuá-yáka, das Spiel von der Dampfschiff-Ente (Tachyeres brachypterus). Man bemalt mit weißer Farbe den ganzen Körper und die Maske. In letztere wird Nase und Mund mit roter Farbe eingerieben. Von der einen Schulter zur anderen verläuft in flachem Bogen über die Brust ein dreifingerbreiter schwarzer Strich.

[*] Die den beiden zuletzt genannten Arten verwandte Halbgans (Chloëphaga hybrida) wird nicht dargestellt. Man sagt, sie sei gekommen zur Zeit der allgemeinen Umwälzung der großen, wie sie heute sind.

Wiwa'Yága-yáka, das Spiel von der kleinen Hüte (Larus glaucodes). Hierfür malt man Körper und Maske ganz weiß; Larus, dünne, waagerechte rote Striche bis vorne überall eingezogen.

Yaquillina-yáka, das Spiel vom Steamerarbeiter (Puffinus griseus). In genauer Übereinstimmung mit der natürlichen Färbung dieses Vogels genügt es, den ganzen Körper einförmig schwarz zu bemalen.

Yáhgúlyáka, das Spiel von der braunen Raubmöwe subantila (Megalestris skua chilensis). Um diesen Geist darzustellen, malt man sich Maske und Körper weiß. Von oben her zieht man mehr gleichmäßig verteilte Reihen kurzer, roter Striche bis an die Kniekehl. Die Maske wird anders bemalt. Auf weißem Untergrund zieht man von der Spitze vier zweifingerbreite rote Streifen bis zu ihrem unteren Rand, in einen jeden dieser Streifen setzt man dammbrettartig weiße Querstriche in kurzen Abständen ein.

Gúrápa-yáka, das Spiel vom weißen Albatros (Diomedea exulans, Abb. 98). Zu diesem Spiele malt man sich Kalkpulver, mit Wasser verrührt, auf Körper und Maske; letztere erhält in der Gegend der Nase auch einen fingerlangen, senkrechten roten Strich. BD: 246 [illegible] gúrápá ôta, the initiatory rite of the crane dance. — Eigenartig ist [illegible] gúrápa-háwa-yáka. Die Männer und Prüflinge bemalen sich ihr Gesicht ganz weiß. Von jedem Mundwinkel zum oberen Augenlid spannen sie ein dünnes Stäbchen, das etwas federt; das Gesicht wird dadurch arg verzerrt. Alle husten sich, ausgedrängt, am Eingange zieher, als ob er abgesperrt werden sollte. Die Hüte dieser Gruppe nehmen die abenteuerlichsten Formen ein. Ein jeder von ihnen hält einen Bogen und einen Köcher in der Hand. Diese Stücke müssen eigens hergestellt werden, sind von ausgesuchter Ausführung und nicht für den Gebrauch auf der Jagd berechnet. Jeder der Männer faßt mit seiner Vorderzähnen einen yóhui, d. h. Pfeilspitze oder Speerspitze, ist den Händen hält er das Geflecht einer noch nicht fertiggestellten Korbes, an dem er arbeitet. Ist die Gruppe der Männer auf diese Weise vorbereitet, naht einer von ihnen die Frauen und Kinder heran. Diese dürfen sich bis auf wenige Schritte nähern und die ganze Gruppe schweigend betrachten. Weder Worte noch Blicke werden gewechselt, die Männer halten unverwandt ihre Augen niedergeschlagen. Nach einigen Minuten werden die Frauen wieder zurückgewiesen. Das gleiche Schauspiel wiederholen auch die Yamana im Süden und Westen, jedoch mit folgender Änderung. Männer und Prüflinge malen sich das Gesicht weiß und ziehen von jedem äußeren Augenwinkel bis zum Ohre einen fingerdicken schwarzen Strich. Alle tragen in ihren Zähnen einen yóhui. Außerdem halten sie in ihren Händen einen gespannten Bogen mit einem Pfeile und zielen damit auf die Frauen, während diese draußen vor dem Eingange stehen. Auch dieses Gebärdenspiel verläuft durchaus still und währt nur einige Minuten, seinen Sinn wollte mir niemand zu nennen.

Kaidaup-yáka, das Spiel von der See-Taube (Daption capensis). Der Spieler bemalt Körper und Maske ganz weiß und setzt nachher mit dem Zeigefinger viele schwarze Punkte ein. Genau so ist dieser Seevogel gefärbt.

1372 Vierter Teil

Yagerdile-yáka, der Spiel von kleinen See-Taucher (Podiceps caliparenei). Dieser Vogel, von der Größe einer Taube, trägt kommerbraunen Gefieder und einen weißen Schwanz. Wer ihn als Geist darstellt, streicht trockenen Holzkohlenstaub auf seinem ganzen Körper, einschließlich der Maske, und zieht vom Nabel bis zum Genicke einen konfluierten weißen Strich.

Yáyy-yáka, der Spiel von der schwarzen Schwalbe (Phalacrocorax atriceps). Der Spieler trägt keine Maske. Er bemalt sich den ganzen Körper mit Strich von Holzkohle, die mit etwas Tran vermengt wurde; die Brust, den bekannten Teil des Kopfes und die Wangen bemalt er weiß. Die Arme hält er in gleicher Weise, wie wenn er eine Maske stützen würde. Nach BD: 274 bemalen sich Jungen[1] der Mädchen dieses Spiel. Vgl. Abb. 58 auf S. 535.

Wánjuin-yáka, der Spiel von der Kaubrandschwalbe (Phalacrocorax gaimardi). Wer diesen Geist darstellt, trägt eine weiß bemalte Maske. Den Körper reibt er mit trockenem Holzkohlenpulver ein, vom Hals zum Genicke. Dabei er einen sehr breiten weißen Streifen.

Ukuhlé'-yáka, der Spiel von Austernfischer (Haematopus ater). Über die Mitte der weißen Maske verläuft von der Spitze her ein zweifingerbreiter roter Strich. Der ganze Körper ist weiß, ein konfluierter schwarzer Bogen verläuft über die Brust von einer Schulter zur anderen. Nach BD: 117 mimt diesen Spiel. Vgl. Abb. 74 auf S. 626.

Sárie-yáka, der Spiel von Brillenpinguin (Spheniscus magellanicus). Der Darsteller malt sich Brust und Bauch weiß, die übrigen Flächen seines Körpers schwarz; die weiße Maske trägt über jedem Lauh für das Auge einen breiten, schwarzen Bogen. BD: 140 schreibt mühelos.

Shánsa-yáka, der Spiel des Rábalo-Fischers (Eleginus nawaga). Wenn er gewagte einige weiße senkrechte Striche vom Halse her über Brust und Bauch, sowie einige schwarze strahlförmige Striche, die in den Achselhöhlen ihren Anfang nehmen. Nach BD: 261 erwähnt das Animal-yáka.

Shes-yáka, der Spiel vom Igelfisch. Man zieht in die gleichmäßig weiße Maske einen fingerbreiten roten Querstrich auf Mundhöhle, auf den ganzen Körper den Darsteller setzt man sehr viele waagerechte rote Halbkreise, als Nachahmung der Fischschuppen. Diese Zeichnung ist sehr wirkungsvoll.[2]

Shóli-yáka, der Spiel vom Skorsy (Chaera gracilenta). Sowohl die Maske wie der ganze Körper sind gleichmäßig weiß bemalt, auf jeder Körperseite verläuft ein konfluierter schwarzer Strich von der Achselhöhle zum Kniebeil.

Sushai-yáka, der Spiel von der See-Pantelle (Achirichthys). Der Täuner verteilt sich unregelmäßig über den ganzen Körper und die Maske viele fingerdicke, dunkelrote, weiße senkrechte Striche.

Kalampálo-yáka, der Spiel vom Fisch Kalampálo. Dieser trägt einen breiten Kopf und verjüngt sich von hier an gleichmäßig zur Schwanzflosse hin. Der Darsteller bemalt sich den gesamten Geist durch kleine rote Halbkreise auf dem ganzen Körper, der vorher weiß bemalt wurde; die weiße Maske

[1] Bekanntlich ist das Kind, das nach der Sage einen Indianer zum Vater und einen Schwarzen der Yaghan-Rasse zur Mutter hatte, in diesen Fisch verwandelt worden (S. 1195).

erhält einen dreifingerbreiten roten Querstrich in der Mundgegend. Dieser Geist erhält den Namen dann und wann den Auftrag, verwandte als gewöhnliche Raben aus der Großen Hütte hinauszufliegen oder im ungünstigen Falle gewöhnliche als Einzelgänger nach dem Verhalten der Frauen in den Wochenbetten zu erkennen. Auch das BD: 178 verzeichnet den Kälbgeschrei.

Jyabbi-yabbe, der Spirit vom kleinen Rattfisch. Der Spirit soll sich auf den ganzen Körper eine Unzahl weißpunktiert, dünnen, fingerlangen roten Seidenbändern und überzeugen werden. Die Maske bleibt weiß.

Bibo-Bubbi-yabbe, der Spirit von der Quelle (Mutter). Einzelne werden ohne Gelb dünnen, etwa 3 cm lange, weißpunktierte rote Seidenbänder auf der ganzen Körperoberfläche und Maske gefunden, aber nicht in so hoher Zahl, wie beim vorher genannten Spirits.

Bibo-yabbe, der Spirit vom kleinen Tannenbaum (Stengel). Wer diesen Geist darstellt, der ausschließlich auch Gelbe genannt wird, verwendet auf seinem Körper verschiedene Ton-Pulver und bringt hinter dem seinen Kopf ein quadratisches, ebenen gefärbtes Lederstück, meistens der spitzen Maske.

Yibbi-Yabbi-yabbe, der Spirit vom Kalmar (Lodige schwimmt). Der Tänzer bemalt sich den ganzen Körper und die Maske einförmig rot. Bekanntlich ist die Yibbi-Yabbi-Feige beim Überfall der Männer auf die Knaben-Hütte verwendet, die genaueste Einrichtung ist gleich jener, die sie damals getragen hat und heute noch an dieser kleinen Gestalt nur Sohne stellt (S. 1344).

Kinabi-yabbe, der Spirit vom der Schwalbflüge. Wer diesen Geist den Frauen vor Augen führt, malt seinen Körper und die Maske schwarz, darauf zeichnet er mit dem Zeigefinger unregelmäßig viele weiße Punkte. Nach BD: 141 bedeutet Kinabi auch Wespe und Biene.

Im Ganzen wiederholte man die angenannte ausgiebig-yabbe. Ohne jede Bemalung treten mehrere Männer als Gruppe aus der Knaben-Hütte heraus, jeder trägt einen unterlangen, unten angespitzten Stock. In einiger Entfernung von der Großen Hütte stehen die Männer eng zusammen, bilden einen Kreis und stoßen mehrmals den Stock in die Erde hinein. Sie machen auf diese Weise einige Minuten lang, ohne aufzuschauen und ohne ein Wort zu sagen, dann heben sie schweigend wieder zurück. Niemand wußte den Sinn dieses Aufzuges zu erklären. BD: 425 bringt wiegen-gebunden, to dig, bauen.

Einen sonderbaren geschichtlichen Wert hat das Kinabi-Spiel erhalten. Während die Männer so verbrachten, begann auf die Zeichen des Leiters das einförmige, auf gleichen Tonhöhe anhaltend wiederholte Jubbi, Jubbi ... mit schneller Bewegung. Langsam steigert sich Stärke und Bewegung dieses Rufes, um die Frauen im Lager zur Aufmerksamkeit anzuregen. Inzwischen bemalen sich die Teilnehmer ihren ganzen Körper weiß; über die Stirn ziehen sie eine fingerdicke, rote, nach unten hängende Bogenlinie. Dann ordnen sich die Männer, unter sehr lautem Rufen, einer hinter den anderen; sie laufen sich so weit wieder, daß sie sich mit beiden Armen stützen und das Gesäß fast den Boden berührt. In dieser Schräge nur können sie sich vorwärts bewegen. Kaum werden die ersten dieser Reihe sichtbar, eilen einige ihrer

Frauen auf die Wiese und erwarten hier die Männer. Diese behalten ihre Kampfaufstellung bei, ordnen sich aber zu einem geschlossenen Kreise. Die Frauen nähern sich und gehen außen an diesem Kreise entlang; mit einem Stück Leder oder mit der Hand schlagen sie sanft jeden Mann und dieser legt sich sofort um, als wäre er getötet worden. Eilig entfernen sich die Frauen. Erst nach etwa zehn Minuten, während welcher Zeit sich niemand im Lager rührt, erheben sich die Männer vorsichtig und gehen, tief gebeugt und hintereinander, ohne einen Laut von sich zu geben, zur Großen Hütte zurück. In aller Stille waschen sie sich die Bemalung ab und unterhalten sich mit gedämpfter Stimme sehr vergnüglich; denn sie sind ja nicht wirklich getötet und von den Frauen nicht umgebracht worden. *Ilatuku* ist der Geist des Seehären *tēpfeu* (Arctocephalus australis). Damals beim großen Ringen in Tājuaiāga bewegte er sich auf die gleiche schwerfällige Weise wie heute noch und viele Weiber sind auf ihn losgestürzt, um ihn zu töten. Genau so sieht es jetzt bei diesem Spiele."[1]

Mit all den hier aufgezählten Spielen, die ich persönlich erfahren habe, ist die lange Reihe derselben noch nicht abgeschlossen. Das BD nennt hier manche andere. Beispielsweise BD: 170 *hiūāgwiaka*, das Spiel von der Möwe *hiwāga* (Larus dominicanus), dann BD: 413 *tākalaiaka*, das Spiel der lautre *tākala* (Larus Belcheri), ferner noch BD: 112 *alāgfaiaka*, das Spiel vom Schwertwal *alāgfa* (Pseudorca crassidens), endlich BD: 262 das *...iga*, BD: 277 *lamākaiaka*, das Spiel vom Wal, BD: 276 das *laiakākipa* BD: 247 das *gōtanna*, d. i. "*tānāwrs son*", one of the opening scenes and ...ctors in the keena drama. Das BD erwähnt noch einige wenige Spiele. Vgl. jedenfalls im BD: 212 die Erklärungen zu *hūpi*.

Zum Abschluß sei eigens hingewiesen auf das sogenannte *kina-tālagwāja*, die Totenfeier. Dann und wann ereignet es sich, daß im Verlaufe dieses oder jenes Verlustes einer der beteiligten Männer oder einer ihrer Verwandten stirbt. Die in der Großen Hütte vereinigten Teilnehmer veranstalten daraufhin des Abends für sich allein ein eigentliches *tālagwāja*. Die einzelnen legen eine Körperbemalung an, die bei diesem Anlaß üblich ist (S. 1129), je nach näherer oder entfernterer Beziehung, in der jeder zum Verstorbenen steht. Damit nicht genug, bestimmt ein maßgebender *yēkamā* einem Manne, der Vorliebe den Leiter, sich auf eine bestimmte Art zu bemalen. Im März 1922 hat Maiauuano sich dann hergegeben, er war damals Vorsteher des Kina. Der ganze Körper wird weiß bemalt; darüber legt man insgesamt vier breite schwarze Streifen, die in der Mitte eines jeden Schlüsselbeines in jeder Achselhöhle beginnen und die bis zum Knie laufen. Nach vorne ziehen sie sich als schmälere Streifen auf der weißen Maske bis zur Stirne fort. Der Darsteller tanzt auf die gleiche Weise wie irgendeiner der anderen "Geister" aus der Großen Hütte hinaus und bewegt sich auf dem Vorplatze mehrmals hin und her. Die Leute im Lager erkennen ihn sofort

[1] Dieser Auftritt ist der Notten-Scene im Klaketen der Selk'nam fast gleich (Bd. I, 997). Im BD: 262 spricht man von diesem Spiele „*before the women and children as spectators.*"

zu seiner Bemalung. An einem *tólguedje*-Abend verhalten sich die Männer sehr schweigsam und zeigen sich traurig und aufrichtigem Mitgefühl. Für den auf die bezeichnete Weise dargestellten Geist besitzen die Yamana keinen Eigennamen. Unrichtig wäre es, ihn als den *hálpis* des betreuerten Verstorbenen anzusprechen; der ganze Auftritt soll allein an diesen Hinscheiden und an die schmerzliche Teilnahme der Überlebenden erinnern.

Ausdrücklich versichern die Yamana, daß beim Kina die Geister jener Tiere nicht zur Darstellung gelangen, die zur Zeit der großen Umwälzung hier bereits als eigentliche Tiere gelebt haben. Das gilt vom Kalongeier *oótriyáy*, vom Habicht *yeuhalla*, vom Geierfalken *kótlla*, von der gewöhnlichen Möwe *hiuágu*[*] und erst recht von den vielen kleinen Vögeln. Die bestimmte Bemalung, in der jeder Geist auftritt, bringt zwar eine gewisse Abwechslung in den Ablauf des Kina-Festes, aber diese einförmigen Tanzbewegungen wirken bei beträchtlicher Dauer fühlbar langweilig auf die Frauen, ein wenig auch auf die Männer. In welcher Reihenfolge und Anzahl die Geister an jedem Abend vorgeführt werden, bleibt der willkürlichen Entscheidung des Leiters und der allgemeinen Stimmung der Teilnehmer überlassen. Unter dieser Rücksicht hebt sich die eine Kina-Feier von der andern manchmal sogar auffallend ab und das begründet eine Abwechslung.

d. Abschluß der Feier

Offensichtlich sind es die von der Umwelt, im besonderen die vom Wirtschaftsbetrieb den Beteiligten aufgezwungenen **Gründe**, die dazu zwingen, ein Kina-Fest zu beschließen. Auch hierbei entscheidet das gleiche Kräftespiel, das die Beendigung einer Jugendweihe herbeiführt (S. 947). Vor allem wären Nahrungsmangel, Überschwemmung des Lagerplatzes, die unzureichende Menge von Brennholz, Erkrankung mehrerer Personen und ein Todesfall zu nennen.

Ließe man auch diese unvorhergesehenen und dennoch bestimmenden Umstände ohne Berücksichtigung, so muß man doch bei jedem Kina fast ausnahmslos in Erwägung ziehen, daß die Aufmerksamkeit der Täufer und Zuschauer schon nach mehreren Tagen ermattet. Man kann nicht umhin, die Anteilnahme aller Anwesenden an der Veranstaltung aufs neue zu beleben und anzuregen: Gelingt alles Bemühen nicht recht, so zeichnet sich deutlich die Langeweile in die Gesichter sämtlicher Anwesenden. Den Frauen ist das Kina von vornherein nicht erwünscht. Sie wirken von sich aus wahrhaftig nicht darauf hin, daß die **Zeitdauer** für diese Veranstaltung verlängert werde. Die Männer allerdings fühlen sich in ihrer geschlossenen Gesellschaft eine Zeitlang ganz wohl und das um so mehr, je größer ihre Zahl ist und je lebhafter die einzelnen sich beteiligen. Eben damit werden alle über die bedrohliche und unvermeidliche Eintönigkeit, in der jeder Tag verläuft, hinweggetäuscht. Viel zu unruhig ist die Naturanlage der Yamana, als daß

[*] Das BD: 170 allerdings hat diesen Geist genannt.

sie ein oft sich wiederholendes Einerlei lange ertragen würden, und eine derart tiefgründende Mannigfaltigkeit, die wirklich aufzufrischen und zugleich Lebhaftigkeit in weiten vermöchten, hörten die an sich lange Reihe der Geister-auftritte wahrhaftig nicht. Schließlich entbehrt alles betrügerische Treiben der musizierten Männer selbstverständlich jeder ernsthaften Notwendigkeit. Ist aber ihre erworbene handgreifliche Neugierde und ihre Lust an der vergnüglichen Täuschung der Frauen durch die verwunderlichen Geisterauftritte befriedigt, dann übrig weiteres Spiele nicht mehr genügend starken Reiz aus, um die herausfordernde Langeweile und den Überdruß an den sich gleichbleibenden Wiederholungen zu bannen. Ganz unbedeutend! Anlässe von außen her lösen jetzt sogar ohne den geringsten inneren Widerstand aller Teilnehmer den Wunsch zum Abschluß des Kino-Festes aus. Wie mir versichert worden ist, begnügten sich die Männer gewöhnlich mit zwei bis drei Worten; doch können sie auch eine kürzere oder längere Zeit beanspruchen, je nachdem es ihnen beliebte oder irgendein Anlaß sie auseinander trieb.

Jedesmal aber bespricht sich der Leiter mit den älteren Männern und wenn alle mehr oder weniger sich einigen, bestimmt er den gleichen oder nächsten Abend für das sogenannte *Mabéjakima*, die förmliche Abschieds-szene. Die jüngeren Männer fügen sich selbstverständlich: erst recht freuen sich die *wiwigála*, von ihrer Zwangslage befreit zu werden. Mit dieser letzten Zeremonie beabsichtigt man, alle unbefugten Geister aus der Kino-Hütte und ihrer Umgebung zu vertreiben. Sämtliche Anwesenden legen nur im Gesichte eine einfache Bemalung an, nämlich einen fingerdicken weißen Querstrich, der unter der Nasenscheidewand beginnt und zu jedem Ohrläppchen hinzieht; dazu kommt entweder ein roter Strich über den ganzen Nasenrücken hinweg oder eine wechselnde Anzahl von dünnen roten Strichen zwischen dem unteren Augenlid und jenem weißen Querstreifen. Um die Stirn windet jeder sein *apaukwa*. So ausgerüstet stellen sich alle Männer zu einem geschlossenen Kreise um das Hüttenfeuer. Der Leiter oder ein einflußreicher ‡ékamai ergreift einen Stab — gleich dem im *tifanga* üblichen Taxatabe (S. 847) —, dessen oberes Drittel weiß bemalt ist. Diesen hält er senkrecht in der rechten Hand, bei ausgestrecktem Arme, nach Art eines Taktstockes. Erhebt er ihn, stoßen alle Männer ein wildes *hit hit* ...; aus, das sie zwei bis drei Minuten lang wiederholen. Plötzlich brechen sie es ab und fügen scharfe, schrille *i*-Laute unmittelbar an. Diese werden abgelöst von krächzend klingenden *ts ts* ... Rufen, die einander schnell folgen. Währenddessen streckt jeder Mann immer und immer wieder seine beiden Arme, die offenen Handteller nach vorn gewendet, geradeaus, zu unverkennbaren Abwehrbewegungen. Nach einiger Zeit wendet sich das Geschrei auf das anfängliche *hit hit* ... zurück und läuft in der oben beschriebenen Weise ab, jetzt aber viel lauter und erregter. Etwa eine halbe Stunde verbringen die Männer damit und schließen mit einem sehr starken *pū*. Unvermüglich ergreift jeder von ihnen einen zumindest meterlangen Knüppel, stößt damit leidenschaftlich auf den Boden und trampelt gleichzeitig sehr heftig mit beiden Füßen.

Nach der dritten Litanei und Trompete steht verhältnismäßig, bewegt sich, wenn die ganze Gruppe von der Kiva-Hütte hinaus auf den freien Platz davon, und zwar in langer Reihe. Den Anfang bildet der Leiter selber, ihm schließen sich die jüngsten an, die kleinen und jüngeren Männer, endlich die übrigen. Während sie hinausgehen, ergreift jeder einen kurzen, ungefähr fußlangen Kürbisstengel. Wenden die ersten in dieser Reihe zurückkehren, beginnt abermals der laute Ruf *hâ hâ* ..., und während die schrillen *i*- und die kräftigeren *ay ay*-Rufe folgen. Das alles geschieht unter sehr energischen Abwehrbewegungen, indem jeder seinen Kürbisstengel drohend in der Luft schwingt. Auffälligerweise richtet sich diese Wehr und Tobsucht zuerst und sehr nachdrücklich gegen Norden, die überwundenen Geister selber möglichst energisch in nördlicher Richtung verjagt und zurückgedrängt werden. Während die Männer bisher nebeneinander und mit dem Gesicht nach Norden gewendet dastanden, drängen sie sich jetzt für den Abschluß zu einem engen Kreise zusammen; mit dem Kürbisstengel stoßen sie sehr lebhaft auf den Erdboden und trampeln stark bei schnellen Bewegungen beider Füße. Rechtzeitig haben auch die Frauen und Kinder sich zu einer geschlossenen Gruppe vor dem Lager aufgestellt, ungefähr den Männern gegenüber, und sie begleiten diese durch laute Schreie und wilden Herumschlagen mit den Armen; auch ihre Abwehrbewegungen richten sich nordwärts. Der enge Kreis der Männer löst sich wieder auf und wird zu einer Längsreihe, die nach Norden schaut. Alle stoßen ein oder mehrere Mal aus und begleiten es mit einem kräftigen Ausstrecken beider Arme. Ohne daß die Männer sich Ruhe gönnen, dreht sich ihre eingedrängte Reihe in der Weise, daß der Leiter wie ein Flügelmann auf dem gleichen Fleck langsam eine halbe Rechtsdrehung ausführt, der jeder Mann, bis zum letzten in der Reihe, genau folgt. Nun steht diese lange Reihe nach Osten gewendet da. Wieder beginnen die Rufe und Abwehrbewegungen wie vorher, diesmal nach Osten hin. Auch dieses alles findet nach einigen zwanzig Minuten seinen Abschluß mit starkem Trompeln. Dann lassen die Männer ihren Kürbisstengel fallen, neigen den Kopf tief und geben ein kreidiges Ha gegen die Erde von sich; gleichzeitig stoßen sie ihre ausgebreiteten Hände markenweise nach unten, als würden sie alle Geister in die Erde hineindrücken. Auf diese Art beschließen sie ihre Abwehr der Geister und wenden sich ohne bestimmte Ordnung wieder der Großen Hütte zu.

Hier treten sie einzeln ein, zuerst der Leiter, dann einer nach dem anderen, umkreist die schräggelegte Kiva-Leiter in der Mitte auf. Es wiederholen sich die wilden *hâ hâ* ... Rufe, das schrille *i i*... und schließlich das krächzende *ay ay*..., unter einem blindwütigen Gebrause, das mit Trompeln des Bodens unter stärkstem *ho ho*... Rufen beschlossen wird. Wie in wahnsinnigen Verkrampfungen legt jeder Mann seine beiden flachen Hände auf den Kopf und läßt sie unter leichter Pressung an den Körperseiten entlang nach unten gleiten. Fünfmal wiederholt jeder schnell diese Bewegungen. Noch einmal legt er beide Hände auf den Kopf und verursacht mit gespannten, knipsenden Fingern einen harten Knall:

ungewöhnlich schwierig es häufig den Kopf in seitlicher Bewegungen und gibt die Umgangsformen, schließen sich von sich. Endlich ziehen die Männer die farbigen Gebärdenspiel mit einem selbstgefügten Programm der Arme aus, dann "was sind die Gelster verschwunden". Jedermann, ganz und gar unabhängig, scheint sich die Bemalung ab und glänzt sich Ruhe für einige Minuten. Eine weitere Unterhaltung entwickelt sich nicht mehr. Schließlich schaut sich jeder allmählich nach seinen eigenen Sachen um, packt die schnell zusammen und verläßt bereits den Versammlungsraum. Gemächlich wandert er sich seiner Wohnhütte zu, in der er unendlich verschwindet. In wenigen Minuten spendiert sich die Kino-Hütte auf dieser Art. Der Leiter verläßt als letzter; er hat die Mission nötig genug im Feuer verschlossen und jedenfalls verschiedene Ausschüsse unnötigen Lasten, auf daß nichts mehr den heimgeschickten Trotzen der Männer hier an Frauen und Kinder verraten.

Solchen besuchs einmal mehr die Kino-Hütte. Sie bietet nun nun an den unmittelbaren Eindrücken der Nacht-Hütte ungewohnt. Schon am ersten oder zweiten Tag nach dem Abschlußtanz stürzt sich die Mehrzahl der Familien zur Abfahrt und bald ist das ganze Lager aufgelöst. Für alle Familien bedeutet die Rückkehr zum gewohnten Alltagsbetrieb eine Entlastung und Befreiung von den besonderen Pflichten der für die Männerhütte gebrauchten Tagesordnung. Niemand vermißt ein Wort darüber, was sich in den letzten Tagen und Wochen abgespielt hat, jede Familie fühlt sich wieder wohl in ihrer vertrauten Beschäftigung und gleichförmigen Lebensweise. Kein einziges Anzeichen an diesen Lesten verrät, daß sie soeben eine Kino-Feier veranstaltet und erlebt haben. Einzig und allein die schmächtige Hütte eines unverwerteten Vorteil verschiebt, insofern sie von jetzt an als vollwertiges Mitglieder in der Gruppe der Männer dastehen. Namentlich gebühren ihnen für alle Zukunft freier Zutritt zu jedem Kino-Feste und jene Einzelheiten, die ihnen bisher noch unerklärt oder verhüllt geblieben sind, werden sich bei der nächsten Gelegenheit ihren offenen Augen weiten.

Im März 1922 ist das Kino von den Yaruma zum letzten Male abgehalten worden. Die beteiligten Männer haben es auf wenige Tage zusammengedrängt, dabei die reiche Mannigfaltigkeit dieser Feier trotzdem sich entfalten lassen. War sie auch den Europäern bisher in ihren Einzelheiten nicht bekannt, einem gütigen Geschick ist es zu danken, daß sie durch jene letzte Wiederholung auf meiner dritten Reise davor bewahrt wurde, spurlos unterzugehen.

c. Kulturhistorische Beurteilung

Man kann nicht umhin, die gesamte Kino-Einrichtung nach der Art, wie sie sich in die allgemeine Gesellschaftsordnung der Yaruma einfügt, kurz zu kennzeichnen. Im großen und ganzen, aber auch wegen mancher Einzelheiten, mutet sie befremdlich an, sie trägt unverkennbar ihre Eigenbedeutung an der Stirn geschrieben. Dafür spricht schon das Wort Kino selber, für dessen ursprünglichen Sinn ich eine befriedigende Erklärung

nicht erhalten haben. Im BD. 140 wird a wiedergegeben sowohl mit: flock, troop, herd, als auch mit: separate, keep apart and of logs always for superstitious purposes, to cause to burn, flame up, kindle, to be burning up or a fire to catch. Man fragt sich, wie kann das gleiche Wort einmal "Herde, Trupp, Gruppe", ein andermal als Zeitwort "brennen, aufflammen ..." bedeuten? Selbst wenn man annähme, daß innerhalb der Großen Hütte regelmäßig die Frauen brennt, oder daß "trippen" dem Sinne nach mit "grouped together" sich vereinigen heißt, so kann doch "Hütte, Gruppe, Brennen" nicht dasselbe sein. Vergleichen wir die anderen auf den Kino bezüglichen Ausdrücke, die im BD. wiedergegeben werden, kann man sich leicht davon überzeugen, daß Daneben die "superstitious purposes" bewußt in den Vordergrund rückt. Mit dieser Bewertung ist es insofern im Einklang, als die vielen Kino-Geister tatsächlich im Glauben und in der Vorstellung der Yamana leben. Dem Reiche der Sage und Phantasie also entstammt der Kino, seinen Ursprung erzählt die eingangs wiedergegebene Überlieferung (S. 1377).

Was diese über den Ursprung der geheimen Veranstaltung berichtet, ist die Überzeugung der Männer von einem Geschlecht zum andern weitergegeben worden. Die Yamana nennen jenen darin erwähnten Geschlechtsteil den gleichen Wort, wie dem Inhalt einer ihrer vielen Mythen bei, und sie treten zum Kino in dem Glauben zusammen, dazu verpflichtet zu sein. Diese Verpflichtung entspringt zwar weniger der Furcht, es könnten die Frauen wieder einmal die gegenwärtige Gesellschaftsordnung umkehren, als vielmehr der Ehrfurcht vor der überlieferten Gewohnheit. Deshalb nämlich, weil das vorhergehende Geschlecht sich dann und wann in der Großen Hütte versammelt haben und die jungen Männer als ungefähr mit dem geheimen Treiben vertraut gemacht hat, handelt das gegenwärtige Geschlecht in der gleichen Weise. Ein ernster oder gar bedrohlicher Zweck aus den Grundgedanken dieser heiligsprechenden Veranstaltung heraus, hat entscheidend die Männer niemals in ihre Kino-Hütte hineingetrieben.

Auf der gleichen Basis eindeutigen, dem Wesen der Yamana eigenen Gedankenfolge bewegt sich auch das Urteil der Frauen. Man braucht nur zu fragen, was sie selber vom Kino im großen und ganzen halten und wie weit sie mit seinen Grundgedanken vertraut sind. Die kurze Antwort darauf lautet, daß die Frauen ohne Zweifel zwar mehr oder weniger bestimmt um das heiligsprechende Treiben der Männer wissen, daß sie aber gleichzeitig mit überwiegendem Glauben an dem Vorhandensein und der Betätigung jener Geister festhalten, die genannt werden oder auftreten. Im einzelnen läßt es sich kaum klarlegen, welches von beiden Urteilen bei der einen und andern Person überwiegt und ob die Wertung der mannigfaltigen Einzelheiten irgendwie einheitlich ist; denn die Frauen tauschen ihre Meinung niemals weitläufig miteinander aus. Manche von ihnen dürften es wohl wissen, daß die vielgenannten Geister weder in die Große Hütte einziehen, noch im Kreise der dort versammelten Männer sitzen; sie sprechen sich aber nie darüber deutlich aus.

Im weiblichen Bevölkerungsteile erzählt man sich: Einst hat sich eine

Frau über ihren Mann verhältnismäßig spätschaft zusammensprechen, weil er lächerlich und verächtlich wäre, falsch auftritte und eine schlechte Gangart hätte. Diesen Verwandten begegnen sich darüber und allenfalls jenen Mannes schließlich die sämtlichen Urteile seiner Frau. Schnell war er entschlossen, sich gründlich zu rächen; er machte seinen Verwandten und Freunden den Vorschlag, ein Kina vorzubereiten, im Verlaufe dessen er sein Weib einschüchtern und erschrecken würde. Wirklich trafen bald viele Männer zu der geheimen Feier zusammen. Jene Frau aber war sehr schlau; sie merkte bald, daß die Männer es diesmal auf ihre Person abgesehen hatten. Sie schämte dieser nicht zurück, sich zu verbergen. In dunkler Nacht bemalte sie sich ihren ganzen Körper genau so, wie auch ihrer Vermutung die Männer drinnen in der Großen Hütte bemalt wären und schlich sich unbemerkt hinein. Die Männer saßen eng gegeneinander gedrängt rund um das Feuer und hielten den Kopf in ernstem Nachdenken tief gesenkt. Ganz leise schob sie sich an der einen Seite des Einganges hinein, schlich hinter allen Männern schnell herum, zeichnete jedem im Vorbeilaufen einen Strich auf den Rücken und verschwand wieder an der anderen Seite des Ausganges. Im Lager erzählte sie allen Frauen, daß sie einem jeden Manne den gleichen Strich auf den Rücken gezeichnet hätte; daran möge jede Frau erkennen, daß nur ihre Männer in der Kina-Hütte säßen, nicht aber Geister. Wirklich, als bald danach die Männer heraustraten, trug jeder auf seinem Rücken jenen eingezeichneten Strich. Seitdem wissen alle Frauen um den ganzen Sachverhalt.

Man wird wohl zugeben müssen, daß alle Frauen ihre eigenen Männer tatsächlich in der Rolle der einmalaru Geister erkennen, aber ihr Glaube an diese letzteren steht trotzdem unerschütterlich fest. Einem europäischen Beobachter wird es schwerlich gelingen, klarzulegen, wie jenes Wissen und jener Glaube im Verstande einer Yamana-Frau zur Übereinstimmung gebracht werden. Weil ehemalige Weiber und Kinder der Überzeugung sind, die Männer stünden im Verkehr mit den Kina-Geistern, so ist es für sie selbstverständlich, alle Weisungen ihrer Männer als Aufträge der Geister anzuerkennen und zu befolgen. In dieser ihrer Beurteilung und Stellungnahme werden sie durch das Beispiel der früheren Geschlechter entscheidend geleitet; denn als unwandelbares Gesetz gilt für das lebende Geschlecht jedwede allgemeine Anschauung und Gewohnheit, die ihm von dem vorhergegangenen übermittelt worden ist. Gerade deshalb würde keine Frau es wagen, während einer Kina-Feier ihr Verhalten irgendwie zu ändern.[*]

Zur Beurteilung der Grundgedanken, auf denen diese geheime Männerfeier ruht, ist es nicht unwichtig, an die rege Beteiligung der yékamal zu erinnern. Einer von ihnen übernimmt in der Regel nicht nur die Leitung des ganzen Kina, sondern auch fast regelmäßig das Amt, mit der üblichen Armbewegung einem jeden der oft auftretenden Geister aus der Großen

[*] Der Glaube der Sch'aoo-Frauen an die Kinkoxoo-Geister ist tiefer und überzeugter (Bd. I, 901); aber auch für sie ist die Pflicht, den ihnen überlieferten Verhaltungsvorschriften sich zu fügen, von entscheidender Bedeutung.

Hütte herumzureden. Bei allen Übertretungen und Entwöhnungen der Männer sprechen die jeweiligen den entscheidenden Wort.[10] Sie betrachten man als eng mit dem Geistern verbunden; ausschließlich einem von ihnen, der sich dazu angeregt fühlt, hat es gestattet, gemeinsam mit einem Geiste außerhalb der Großen Hütte den üblichen Tanz aufzuführen. Oft und oft nähert sich dieser und jener jeweilige einem Tänzer oder Darsteller und vermindert ihm seine Kraft und Festigkeit der Gliedmaßen durch die ihm eigene Art von magischer Massage. Bei den Yamana gibt es keine andere für eine größere Gruppe bestimmte Veranstaltung, deren Verlauf sonstigen ganz und gar in den Händen der jeweiligen liegt, als eben das Kina.

Man darf sich über die aufgezählten befremdlichen Eigenheiten des Kina aber nicht etwa durch die Tatsache hinwegtäuschen lassen, daß fast jedesmal Prüflinge eingeführt werden, die einer strengen Behandlung unterliegen. Hauptsächlich will man sie mit der Ursprungsmythe vertraut machen, mit eigentlicher Erziehung kommt man ihnen erst an zweiter Stelle. Nur jene Burschen werden ja in eine harte Schule und in persönliche Botmäßigkeit genommen, bei denen üble Charaktereigenschaften vorliegen sind oder denen Brauchtum schlimmer Auswirkungen befürchten läßt. Die älteren Mitglieder des Stammes dürfen eben, mit Rücksicht auf das Allgemeinwohl, keine Gelegenheit unbenutzt lassen, um Nachteile und Schäden von der Einzelperson und vom Volksganzen fernzuhalten. Erzieherische Aufgaben hat das Kina-Fest an der Gemeinheit der einzelnen dann doch nicht zu erfüllen.

Betrachtet man es schließlich in seiner Verbindung mit der gesamten Gesellschaftsordnung, dann erscheint es unzweideutig als ein Fremdkörper. Auch wenn man der Ursprungsmythe einen geschichtlichen Wert nicht beizulegen gewillt ist, erfordert doch ihre Hinweis eine gewisse Berücksichtigung, daß das Kina aus dem nördlichsten Teile des Selk'nam-Gebietes in die jetzige Heimat der Yamana gebracht worden sein soll. Die herrschende Winterhaftform mit ihrer Verteilung der Arbeiten innerhalb der Familie auf Mann und Frau ist derart glücklich, vernünftig und so ganz naturhaft, daß eine Umkehrung offensichtlich den Bestand des Volksganzen gefährden würde. An eine Gefahr, etwa die in der Mythe geschilderten Anfangszustände könnten wiederkehren, denkt ernstlich nicht ein einziger Mann; ebensowenig käme auch einer Frau der Plan in den Sinn, die wahrhaftig nicht drückende Unterordnung unter die Männer, wie sie zum Bestand und Gedeihen der Familie unabänderlich gehört, abzuschütteln und die Verhältnisse umzukehren. Die Betätigung der Männer während ihrer geheimen Veranstaltung verrät nicht im entferntesten einen dringend nötigen Wider-

[10] Genaues so ist es im Kinkatera. — Von einem eingehenden Vergleich des Männerkinas bei den Selk'nam und Yamana kann hier füglich abgesehen werden, da er bereits von Gusinde (q): 391, unter Einbeziehung der gleichen geheimen Veranstaltung der Halakwulup, durchgeführt worden ist. Auf den ersten Blick fällt auf, daß bei den Selk'nam die eigentliche Jagdzeremonie mit der charakteristischen Männerfeier zu einer einzigen Veranstaltung vereinigt dastand (Bd. I, 1982).

stand gegen irgendwelcher Art von Bedeutung dieser Verunsicherstellung durch die Frauen. Diese auch viel weniger als die Männer selber wissen sich dieser Spiele mit dem Ernst und der Begeisterung, die beide Geschlechter beispielsweise für das Jägerspiel an den Tag legen. Übrigens ist nicht etwa, wie anderswo, die schadig übliche Männerkunst der Tabgan dieser geheimen Feier, sondern jedwedem Bewohner, der zweimal das sexuelle Jägerspiel über sich hat ergehen lassen, steht auch nachträglich der Zutritt zu der selben, und zwar erst als schuldige, nachher als vollberechtigter Teilnehmer, jedesmal, so oft sie abgehalten wird. Alle Beschränkung der gesellschaftlichen Freiheit, die den Frauen durch die Tagesordnung und Gesetzesvorschrift auferlegt wird, bedeutet für die Männer nichts mehr, als ein vorgeschriebenes Pensumquant auf diesem Kontinent, das sie nach dem langen Zeitraume von einem Kino zum andern sich herumschwere zu dürfen glauben; einer Feindseligkeit ernsterer Art liegt ihnen ganz und gar fern.

Da, wie erwähnt, beim Kino die Beteiligung der jahrmarkt hervorragend ist, unterbleibt auch jeder direkte Hinweis auf das Bildnis Wesen. Nur so mehr muß dieser Mangel bei einer solch unentbehrlichen Veranstaltung auffallen, weil sogar manche bedeutungslosere Kleinigkeit im Alltag der Tamanu mit diesem Wesensgleichen in Verbindung gebracht wird. Kein einziger der vielen sogenannten Gründe wird außerhalb dieser Männerfeier irgendwie erwähnt, noch viel weniger können diese ein Einfluß auf das gesellschaftliche Leben oder Verhalten der Einzelpersonen sein; denn sie sind ja nur jene Affekte, die teils ehedem von den Frauen dargestellt worden sind, teils den damals in Tiere umgewandelten Frauen angehört haben. Ist das Kino vorüber, dann wickelt sich das gesamte Gesellschaftsleben in seiner ausgeglichenen Harmonie der Kräfteverteilung wieder so ruhig und selbstverständlich ab, als wüßte niemand etwas von jener Veranstaltung; auch viel weniger empfindet jemand eine Notwendigkeit, sie nach gewisser Zeit abermals in die Wege zu leiten.

Mehrere Umstände also kennzeichnen das Kino als einen Fremdkörper in der Gesamtkultur der Tamanu. Diese haben sich allerdings damit abgefunden, es in ihren Stammesleben dann und wann zu berücksichtigen, doch so, daß letzteres nicht beeinträchtigt wird. Die Betätigung der Männer in dieser geheimen Zusammenkunft zu offensichtlicher Feindseligkeit gegen die Frauen ist ihnen nicht nur nicht ernst gemeint, sondern widerspricht auch ihrer innersten Naturanlage; deshalb rechtfertigen sie ihr Treiben mit Hinweis auf die Ursprungsmythe, obwohl sie nicht im entferntesten es für möglich halten, die Frauen könnten sich gegen das bestehende Verhältnis der Geschlechter erheben. Vieles deutet darauf hin, daß die Tamanu ihre Männerfeier auf dem Wege über die Sekt'saus erhalten haben. Auf eine für die allgemeine Beurteilung derartiger Veranstaltungen bedeutsame Eigenart des Kino hat W. Sumner (d): 954 mit folgenden Worten hingewiesen: „Kaum irgendwo auf der Welt wird der Charakter dieser Männerfeier als Reaktion der Männer gegen die mutterrechtliche Vormachtstellung der Frauen so deutlich, auf eine geradezu klassische Weise in der Mythe selbst zum Ausdruck gelangt sein wie hier." Für weitere Vergleiche fehlt mir der Raum.

F. Das Medizinmenschentum

Aus Mitteilungen der Missionare und Reisenden ist längst bekannt, daß es den Yaruros nicht an Personen fehlt, die sich gewohnheitsmäßig auf die gleiche Weise und für die gleichen Ziele betätigen, wie die bekannten Medizinmänner bei den nordamerikanischen Indianerstämmen. Im Kap Hoorn-Gebiet heißen sie yékamak. Der Wirkungskreis ist ausgedehnt, die Einzelpersonen wie auch die Allgemeinheit steht mit dem yékamak zeitlebens und bis auf die ungewissen Vorgänge nach dem Medizinmenschentum unserer Yaruros mit dem der bereits beschriebenen Stämme (Bd. I, 717), denen meine eigenen Untersuchungen gelten. Die Einzelheiten brauchen hier nicht aufeinander gestellt zu werden. Darauf allein sei hingewiesen, daß im großen und ganzen den gut bei den Selk'nam gegebenen den vollständigen yékamak der Yaruros weit mehr markantere Körper und ein selbständigeres Wirken zugesprochen wird. Während das Gedankengut, auf dem das Medizinmenschentum bei den Selk'nam ruht, folgerichtig durchgebildet und reich entwickelt ist, fehlt es in den Vorstellungen vom yékamak gar manchmal an der klaren und folgerichtigen Gedankenfolge; dafür aber verfügen die Yaruros über eine gut eingeübte Medizinmannschule, zu welcher die Selk'nam nicht gelangt sind; insbesondere ist den ersten Ziel dieser Pflege nicht die Heranbildung junger Berufsgenossen (Bd. I, 717).

Während wir so oft, meinen Gewährsmännern auf dem verwirklichten Gedankengängen durch das Reich der yékamak-Vorstellungen zu folgen, Eine wesentliche Förderung brachte mir der außerordentliche Vorzug, daß ich den angesehenen Häuptling, einen Medizinmenschen im eigentlichen Wortsinne, mitunter durfte. Die vielen Beobachtungen und Erklärungen, die ich an diesem Gegenstande auf meinen Reisen gesammelt habe, folgen hier in übersichtlicher Anordnung. Wenn ich die Bezeichnung yékamak mit "Medizinmann" übersetze, so gebe ich damit durchaus nicht eine inhaltlich genaue und eindeutige Erklärung, wie etwa nach Art einer Definition; ich bin mir dessen wohl bewußt, daß bisher weder die Ethnologie, noch im besonderen die Völkerpsychologie es vermocht hat, einen deutlichen Trennungsstrich zwischen dem wirklichen Inhalt der Bezeichnungen: Medizinmann, Zauberer, Zauberer, Zauberpriester und Schamane zu ziehen. Der Ausdruck "Zauberer" umfaßt einen großen Teil der rein suggestiven Beeinflussung gewöhnlicher Leute durch den yékamak nicht und "Zauberer" gibt ebensowenig wie "Schamane" zu erkennen, daß dem yékamak eine unmittelbare Einwirkung auf die Naturkräfte zugesprochen wird. Aber "Medizinmann" ist eine Prägung, deren vielseitiger Inhalt aus nordamerikanischen Verhältnissen bekannt ist. Bezeichnungen wie Doktor, Arzt und Heilkünstler, eignen sich deshalb wenig oder gar nicht für unsere Zwecke, weil jede von ihnen die Vorstellung vom Wirken gegen ein körperliches Übel oder gegen Gebrechen des erkrankten Leibes weckt. Im Gegensatz dazu macht der yékamak seinen Einfluß auf das Seelenleben der Stammesgenossen geltend, weswegen er weit eher als Seelsorger[1] oder "Seelenarzt" angesprochen zu werden verdient. Die folgenden An-

[illegible]

[illegible] Übungen entsprechen die hier geschilderten Übungsweisen der Westen vollkommen. Obwohl die geistigen Führer der Yaunde seit einigen Jahrzehnten schon verschiedene stärker kriegerische Verfahrensweisen übernommen hat, hat dennoch der Medizinmannberuf sich seine Prestigeträchtigkeit bis zu den Jahren erhalten, in denen ich meine Beobachtungen durchführte; in seiner Eigenart konnte ich es noch vollständig erfassen. Sogar Mißerfolge existieren dafür, die durch viel Bestätigung mit Exemplaren erweisen ganz deutlich so etwas wie "Erwartungsdruck" von den Medizinmännern (nach Aussagen und Gewohnheiten zu schließen gehören, sind in den Vorstellungen von ihrer geheimnisvollen Existenz unverändert [illegible] und unverdächtigt erhalten geblieben.

a. Persönlichkeit des Medizinmannes

Die Yaunde schreiben ihren geheimnisvollen eine außerordentliche Macht zu, die von diesen vielfach unter gewissen Bedingungen zum Schaden und Nachteil einer Personengemeinschaft angewendet wird. Obwohl die geheimnisvollen wegen auch lebenslänglich auch zum Vorteil ihrer nächsten Umgebung tätig sind und manchen Personen die größten Dienste erweisen, ist dennoch der einzelne Persönlichkeit den geheimnisvollen dieser eingestellt, wie es Ehrfurcht und heilige Scheu, Mißtrauen und Angst ausgedrückt.[1] Gewöhnlich kennt man ihre Beziehungsgewalten ebenso wenig wie ihre Verbindung mit den vielen Geistern, mit denen sie zusammenarbeiten, sieht es nahezu von der Art ihres Einflusses auf Naturkräfte, welche sie beherrschen sie ausgeben. Diese Voraussetzung erklärt ein Gefühl der Unsicherheit bei jedermann im Verkehr mit den geheimnisvollen und wirkt vor ihnen erzeugen auch höchste gesteigerte Angst. Sie selbst auch durch ihren körperlichen Beschaffenheit von den übrigen Stammesgenossen grundverschieden sein und dieser Glaube verbunden die Kluft zwischen ihnen und jenen. Im alltäglichen Verkehr tritt die von der Furcht vor den geheimnisvollen Zurückhaltung der Allgemeinheit kaum je deutlich erkennbar in die Erscheinung, auch ist dieses Beziehung meistens ganz unerheblich. Trotzdem vergißt es niemand, daß der Medizinmann als ein Wesen eigener Art oder wenigstens so behandelt und so [illegible] zu werden ist, weil ihm Kräfte zur Verfügung stehen und er mit Fähigkeiten ausgerüstet ist, die der Mehrheit der Yaunde versagt sind und denen gegenüber sie wehrlos dasteht.

b. Seine Volksverbundenheit

Wollte man alle jene Eingebungen zum beiden Gesichtspunkten zusammenstellen, die im Kap Nauen-Archipel mit ihrer ganzen Persönlichkeit und die

[1] Ein Versuch zur Einordnung dieser Begriffe bei südamerikanischen Indianern, und zwar grundsätzlicher Art, ist in Cooper (11): 286 unternommen worden. Es, den vielen Hinweisen auf den geheimnisvollen verbreitet die Bemerkungen andererseits. Vgl. dazu in Cooper: 139 zusammengestellten Quellenschriften, außerdem Steward (1): 10 und Cooper (g): 54.

[2] Die gleiche Beobachtung konnte bei den Sub'tiaba (Bd. I, 718). Nur Nützlich sei darauf hingewiesen, die Vergleiche hier nur einzelnen zu lange aufhalten wollten.

mit einem geringeren Können bis zu stümperhaftem Versuchen hinunter sich so oder so als yékamal betätigen, würde man eine **ausschließliche Zahl** erreichen. Schaut man genauer zu, dann stellt sich heraus, daß gar mancher bejahrte Mann sich selber mehr oder weniger überzeugt für einen Medizinmann hält.[37] Damit ist aber noch nicht gesagt, daß jeder von ihnen auch bei der Allgemeinheit und seiner Umgebung als vollwertig gilt. Hierfür ist nämlich die Berufung zu diesem Amte in jungen Jahren eine unumgängliche Voraussetzung. Im BD: 73 findet sich die Bezeichnung ógawa, a man who is not a yecamouth.

Sämtliche yékamal sind miteinander nicht in einem Verbande oder Verein zusammengeschlossen, sondern jeder steht auf eigenen Füßen und wirkt für sich allein. Als allgemeine Regel gilt, daß jede Familiengruppe, also die Vereinigung einiger verwandter Familien, ihren eigenen yékamal besitzt. Selbstverständlich nimmt er in diesem Kreise einen gewissen **Vorrang** ein. Eine derartige Auszeichnung ist zwar rechtlich nicht begründet, besteht aber wirklich. In diesem Sinne verbindet den yékamal jeweils Bande des Blutes mit seiner Gruppe. Der Vorteil seines höheren Lebensalters kommt ihm dabei sogute, nicht minder seine reiche Erfahrung und manche hervorragende Leistung, die ihm nachgerühmt wird. Sein Pflichtenkreis ist ausgedehnt und von ihm erwartet die Familiengruppe, in der er steht, gar vielerlei Hilfe. Gewährt er sie gern und erfolgreich, steigert sich sein Ansehen immer mehr. Schließlich entwickelt sich eine derart weitreichende Abhängigkeit aller von ihm, daß es den Anschein erweckt, er sei eine rechtlich bestellte Autoritätsperson.[38] Doch wäre es falsch, zu meinen, der einzelne werde durch den yékamal in seiner Bewegungsfreiheit oder unabhängigeren Lebensweise empfindlich behindert. Nur gelegentlich nämlich betätigt sich der Medizinmann in einer Form, daß der ihm unliebsame Stammesgenosse nachgeben muß oder in seine seinem Wunsche entgegenlaufende Richtung abgedrängt wird. Vorwiegend gewährt der yékamal seiner Gruppe und seinen Verwandten viel Hilfe in den Nöten und Sorgen des Alltags, darin sieht er selber und auch seine Umgebung die erste Berufspflicht.

Gern sei das wohltuende Wirken des yékamal anerkannt. Darüber hinaus ist er aber doch die Ursache einer großen **Ruhestörung**. Das gilt hauptsächlich für jenen, der beschuldigt wird, den Tod einer beliebten Person oder

---

[37] Schon Bridges hat beobachtet, daß „most of the older men are doctors, but very seldom a young man, unless he is particularly cunning and clever" (VSA: XI, 238; 1861). Später versichert er (h): 209 und (i): 18 kostimmter: „Los hombres que pasan los treinta o cuarenta años de edad suelen entrar en las filas de los médicos o exorcistas." Noch ein drittes Mal sagt er (e): 332 kurz: „Beinahe jeder ältere Mann war ein Zauberer." Vgl. Hyades (q): 256.

[38] Dieses Zustand hat Pyre-Ker (a): 211 richtig beurteilt: „I never could distinctly ascertain whether the oldest man, or the doctor of a tribe had the most influence; but from what little I could learn, it appeared to me that the elder of a family or tribe had a sort of executive authority, while the doctor gave advice, not only in domestic affairs, but with respect to most transactions."

eine allgemeine Erkrankung veranlaßt zu haben. Der eine und andere yékamul sind für viele Leute fast unentbehrlich; ein Anlaß zu Angst und Beklemmung; nur ihnen kann man sich zur eigenen Sicherung nicht einmal in die Ferne flüchten, da sie ihren Einfluß sogar über weite Abstände ausdehnen. Die Missionare haben deswegen oft Klage geführt. Bridges z. B. schrieb am 29. Oktober 1883: „Death has removed from us one poor woman who gave us much trouble at Wulaston with her conversion, and by causing the death of those she hated, and who went so far as to try her evil designs upon us because I reproved her and some others for their sins" (MM: XXVIII, 57; 1883). Die Bezauberung einer Familiengruppe zieht sich sogar bezeichnenderweise in die Länge, wenn mehrere yékamul sich auf die ihnen eigene Kampfesart betätigen.

Trotz alledem ist es gerade der yékamul, in den in Zeiten persönlicher Bedrängnis und allgemeiner Not die Leute ihr ganzes Vertrauen setzen. Er muß ihnen helfen in schwerer Krankheit, sie schützen gegen das Dräuen der unbeherrschten Naturgewalten, in einem Racheweg die Führung übernehmen und jedem einzelnen gegen allerlei Führerlose, die der Alltag mit sich bringt, verteidigen. Im großen und ganzen wirkt er tatsächlich mehr zu Nutz und Frommen, als zum Nachteil und Schaden der Einzelpersonen und seiner Gruppe. Ein tüchtiger, hilfsbereiter yékamul ist deswegen bei seinen Leuten beliebt, sie schätzen und verehren ihn, leisten ihm Folge und vertrauen sich ihm an. Eine höhere Tüchtigkeit des einen yékamul gegenüber dem anderen verursacht sogar bedenkliche Eifersüchteleien der einzelnen Familiengruppen untereinander. Im allgemeinen hält jede derselben zu ihrem führenden yékamul, vertraut sich ihm an und verteidigt ihn gegen andere. Aus alledem ist ersichtlich, wie eng ein yékamul mit seiner nächsten Umgebung verbunden ist.

Wenn die Eingeborenen selber davon sprechen und manche Europäer es bestätigen, daß auch Frauen als yékamul wirken, so darf man nicht vergessen, derglechen Angaben auf das richtige Maß einzuschränken. Meist tut eine solche Frau nicht mehr, als dann und wann ihren Mann beim Singen zu begleiten oder neben ihm stillschweigend auszuharren, wenn er sich der tiefsten Sammlung überläßt. Dessen bin ich oft genug Zeuge gewesen; die alte Emilia, mit Manuel mittleren Alters verheiratet, und Sara, die Frau des Matrosen, sind mir als yékamul bezeichnet worden.[69] Weder in früherer noch in heutiger Zeit hat sich eine Frau auf diesem Gebiete ganz selbständig betätigt oder sich mit dem jedem vollwertigen yékamul vorbehaltenen Federschmuck öffentlich gepriesen. Das aber ist gewiß, daß manche Leute jener Frau, die durch ihr Verhalten zu dem Verdacht angeregt hat, wirklich die Fähigkeit und Bosheit zuzusprechen, sie füge Schaden und Krankheiten ihren Gegnern nach Art der Medizinmänner zu. Auf diese Einflüsse allein beschränkt sich der Argwohn der Leute gegenüber einer solchen Frau und nur unter dieser Rücksicht wird sie als eine yékamul bezeichnet; darüber hinaus vermag sie nicht zu wirken. Ihr Können reicht demzufolge bei weitem nicht an das eines

[69] Auch Hyades (q): 257 schreibt: „M. Bennett ajouta qu'il peut arriver de rencontrer une vieille femme qui soit yokamouch."

vollwertigen Medizinmannes heran. Durchgehends handelt es sich um vereinzelt stehende, hochbejahrte Frauen, die nicht beliebt sind und wegen ihres unangenehmen Wesens oder widerlichen Charakters von der Umgebung gemieden werden. Befremdlich ist es angesichts dessen nicht, daß man gerade sie für fähig hält, mit geheimen Kräften zu arbeiten und andern Leuten in boshafter Absicht irgendwelchen Schaden zuzufügen.

Die Yamana glauben ausnahmslos an das Können ihrer Medizinmänner und sind von deren **Macht überzeugt**. Am deutlichsten beweist diesen Glauben sowohl die scheue Ehrfurcht und betonte Angst, mit der jedermann einem mächtigen *yékamuš* begegnet, als auch das Vertrauen, mit dem der einzelne ihm seine Bitten vorträgt, und endlich die Zuversicht, mit der die Allgemeinheit in kleineren wie größeren Nöten von ihm Abhilfe erwartet. In äußerster eigener Hilflosigkeit bleibt manchem Yamana nur noch der Medizinmann als letzte Rettung. Gewiß, die Leute unterscheiden bei ihren *yékamuš* eine größere und geringere Tüchtigkeit, sie schmälern wohl auch den guten Ruf des einen und andern, als sei er schwach und unfähig; aber jedermann fürchtet sie trotzdem und muß ihre Rache für den Fall gewärtigen, daß sie sein verächtliches Urteil erfahren. Bridges hat die Yamana wiederholt aufgefordert: „Glaubt doch nicht dem, was eure *yékamuš* sagen und treiben; denn ihr Tun und Gebaren ist gerissene Täuschung. Glaubt nicht dem schlau berechneten Unsinn, den sie euch vormachen!" Er hat sich in der Tat über ihre Wirksamkeit derart verächtlich ausgelassen, daß es jedermann, erst recht die Medizinmänner, empören mußte. Nach einigem Zuwarten faßten zwei gekränkte *yékamuš* den Entschluß, die Verunglimpfung ihres Standes zu rächen, und sagten sich: „Wir wollen uns reichliche Genugtuung verschaffen! Vielleicht gelingt es uns, jenem Europäer[39] einen empfindlichen Schaden zuzufügen!" Nun schleuderte jeder von ihnen einen *yékuš*. Dieser gelangte wirklich zu Bridges hin und drang tief in seinen Bauch ein. Seit jener Zeit war Bridges krank und er hat sich bis zu seinem Lebensende über ein schweres Unterleibsleiden beklagt. Sämtliche Yamana sind davon überzeugt, daß ihm die Krankheit von jenen beiden *yékamuš*, namens Kalasakun und Kalakeim, beigebracht worden sei; sie hatten sich in Lapataia zusammengefunden und von dort aus ihre *yékuš* gegen Bridges, der in Ushuaia lebte, geschleudert. Die Leute erzählten mir auch: „Im Augenblick, da die beiden *yékuš* in seinen Bauch eindrangen, empfand er plötzlich heftige Schmerzen, gab sich von der eigentlichen Ursache sofort Rechenschaft und rief aus: ‚O wehe mir! Ich habe die *yékamuš* lächerlich gemacht, deshalb haben sie Rache an mir geübt. Jetzt weiß ich, daß sie über große Macht verfügen!' Obwohl Bridges zweimal weit weg gefahren ist [nach Buenos Aires], ist er von jenem Übel nicht befreit worden; jene beiden *yékamuš* wollten ihm wirklich für sein Leben lang ihre Rache zu fühlen geben." Diese Darstellung ist mir mehr-

[39] Sie sprechen hier den Zweifel aus, ob ihr Können über die eigenen Landsleute hinausreichend, einen europäischen Fremdling zu erfassen imstande sei.

mals vorgetragen worden, damit auch ich mich von den hervorragenden Leistungen und der erfolgreichen Wirksamkeit der *yékamuł* überzeuge."[221]

Unverhohlen haben meine Gewährsmänner ihre Überzeugung ausgesprochen, daß die *yékamuł*, ganz allgemein beurteilt, früher tüchtiger und in ihren Kunstfertigkeiten leistungsfähiger gewesen wären. Gegen dergleichen Behauptungen erheben die Medizinmänner der Jetztzeit keinen Widerspruch; sie gestehen ihre Minderwertigkeit im Vergleich zu ihren Vorgängern leidenschaftslos ein und entschuldigen sich damit, daß ihnen persönlich wirklich große Meister dieser Kunst nicht zur Verfügung gestanden hätten. Eine bezeichnende Antwort erhielt ich auf meine Frage an die Männer, aus welchem Grunde ihnen gegenwärtig die tüchtigen *yékamuł* fehlen: „Das kommt her vom vielen und guten [nahrhaften] Essen, das die Europäer zu sich nehmen und das auch wir jetzt zu bevorzugen uns angewöhnt haben. Davon werden Körper und Geist schwerfällig, die Träume sind nicht mehr so lebhaft. Früher haben die *yékamuł* bis Mittag gar nichts zu sich genommen und sich mit zwei oder drei Miesmuscheln an dem Tag begnügt, da sie einen Kranken heilen oder einen üblen Geist verscheuchen oder im Traume ihre Schutzgeister befragen wollten; sie kannten weder Wein noch Tee noch Kaffee, wir hingegen genießen diese Dinge häufig. Jene tüchtigen *yékamuł* von ehedem haben sich mit einigen Tropfen Wasser begnügt, nachts gönnten sie sich Ruhe nur kurze Zeit und verharrten dabei in Hockerstellung; die *yékamuł* der Gegenwart sind von alledem abgekommen."

Um mir die Tüchtigkeit der früheren *yékamuł* zu veranschaulichen, erzählte Nelly Lawrence folgende Geschichte, die ihr von ihrer Tante Flora mitgeteilt worden war: Zu Flora's Verwandtschaft gehörten zwei *yékamuł*, die zu den tüchtigsten aller Zeiten gezählt werden müssen. Die Leute im Westen waren einst in große Not geraten; denn wegen schlechten Wetters konnten sie seit langem weder Seelöwen jagen noch Muscheln sammeln. Die *yékamuł* erkannten diesen Notstand. Da überließ sich der eine von ihnen dem Schlafe, um im Traume tätig zu sein. Am andern Morgen sagte er seinen Leuten: „Zieht weiter nach Westen und haltet euch am Südufer!" Unverzüglich brachen alle Familien auf und begaben sich dorthin. In der folgenden Nacht träumte jener *yékamuł* abermals und erklärte am nächsten Morgen: „Ich habe [im Traume] gesehen, daß zwei Wale sich uns nähern. Es sind Schwestern. Beide sind trächtig; jede von ihnen hat ein nahezu reifes Junges im Leibe. Draußen auf hoher See hat sich ihnen ein *aldyla* [der kleine Schwert-

[221] Im Februar 1878 hat Bridges (i): 18 versichert: „The natives, strange as it may seem, had great faith in these doctor's alleged powers and entertained some fear of them." Für die Unrichtigkeit der angeführten Behauptung: „But this state of things has long since passed away, there are no more doctors", ist er persönlich ein überzeugender Gegenbeweis. Allein von dessen Worten hat sich Bove (e): 158 abhängig gemacht, wenn er versichert: „In der Mission Ushuaia schämen sich die Jekumusch schon so sehr ihres Handwerks, daß sie nur bei Nacht ausgehen und ihr Handwerk ohne Geschrei, ohne Gesang und ohne jeden Lärm ausüben." Heutigentags noch sind die Medizinmänner der Yamana in gleichem Umfange wie ehedem tätig; mehr brauche ich hierzu nicht zu sagen.

wal, Pseudorca crassidens] genähert und sie wütend bedroht. Die beiden Schwestern baten ihn flehentlich: ‚Töte uns nicht! Falls du uns tötest, sterben auch die Kleinen in unserem Leibe, damit gäbest du vier Lebenden auf einmal den Tod!' Indes, jener *alógia* ließ sich nicht rühren und tötete erbarmungslos die beiden Wale. Bald werden sie in Sicht kommen und an diesen Strand hier getrieben werden." Die Leute freuten sich außerordentlich über das, was ihr *yékamuš* ihnen mitgeteilt hatte. Wirklich, noch am gleichen Abend setzte die Flut zwei mächtige Wale dort auf die flache Küste. Es waren weibliche Tiere. Als man ihre Leiber öffnete, sah man je ein Junges darin. Lange hielt das höchste Erstaunen der Leute an. — Als NELLY diese Geschichte beendet hatte, bekräftigte sie mit bestimmten Worten ihren eigenen Glauben an die Macht der *yékamuš* und versicherte mehrmals mit Bedauern, daß heutigentags kein einziger Medizinmann dergleichen Leistungen zu vollbringen vermag. Offensichtlich erwirbt sich ein *yékamuš*, der seiner Gruppe solche Wohltaten erweist, wie jene Geschichte berichtet, die Hochschätzung und den Dank aller.

2. Seine körperliche Beschaffenheit

Ebensowenig wie die *yékamuš* einen Verband oder eine eigene Gesellschaftsklasse bilden, leben sie getrennt von den übrigen Stammesgenossen. Sie unterscheiden sich von diesen im Aussehen durch nichts, weder durch ein besonderes Benehmen, noch durch äußerliche Abzeichen irgendwelcher Art. Jeder von ihnen muß für sich und seine Familie genau so, wie ein beliebiger Yamana, den Lebensunterhalt herbeischaffen, auch seine Hütte und sein dinglicher Besitz gleichen in allem dem der Nachbarn.[322] Im Kreise mit andern Männern, gewähren diese zuweilen einem Medizinmanne unauffällig den Vortritt und richten sich gern nach seinem entscheidenden Worte; von ihm erwartet die ganze Umgebung weit mehr Hilfsbereitschaft und Selbstlosigkeit als von andern Personen.

Wann immer der *yékamuš* seinem eigentlichen Berufe gemäß für irgendein Ziel tätig ist, legt er den ihm allein zustehenden Schmuck an. Mit diesem äußeren Kennzeichen bringt er bewußt zum Ausdruck, daß der ihm verbundene Schutzgeist sich seiner Person bemächtigt hat und er im Verein mit ihm tätig ist, daß jetzt die gesamte Umgebung ihn in keiner Weise stören darf. Darnach richten sich selbstverständlich alle Leute, die den *yékamuš* beruflich beschäftigt sehen.[323] Er trägt, wie DESPARD (b): 717 kurz angibt, als „distinguishing mark: white down on the head, and pipe-clay lines across his face". Kennzeichnend ist der diademartige Federschmuck *apasdrua*. Man benützt hierfür die fingerlangen, mattgrauen Federn, die der Nachtreiher *tâmux* (Nyc-

[322] Zu Unrecht behauptet SPEGAZZINI (a): 169, daß deren Hütten „difieren por tener la parte superior alargada en un cono en lugar de ser esféricas". Vgl. auf S. 371 die allgemeinen Angaben über den Bau der Wohnhütten.

[323] Gänzlich abwegig ist, was BRANDES (b): 237 hierzu geäußert hat: „Para darse el aspecto de la vejez collan untar las cabezas diariamente con tumrepu", d. i. rote Farberde.

tigeras obscurus) auf der Unterseite seines Körpers trägt. Diese werden in einem Flechtwerk von drei Strähnen dünner Schnurfasern eng nebeneinander gereiht. Der *yékamuš* windet sich diesen Schmuck nach Art eines Stirnbandes in der Weise um die Schläfen, daß die natürliche Neigung der Federn nach unten gewendet ist. Legt er sein *apandra* wieder ab, rollt er es stramm zusammen und verwahrt es in einem Lederbeutelchen, damit es keinen Schaden leide. Zur Bemalung seines Gesichtes und ganzen Kopfes bevorzugt er den weißen Farbstoff. Offensichtlich ist es eine Übertreibung, wenn Bridges (e): 332 berichtet, die Medizinmänner „machten sich den Kopf jeden Morgen mit Kreide weiß". Dadurch würden sie sich ja von allen Stammesgenossen abheben, was nicht in ihrer Absicht liegt. Sie haben vielmehr zur Regel, ausschließlich dann sich zu bemalen, wenn sie sich zu irgendwelchem Ziele beruflich betätigen. Also greifen sie sogar auch in tiefer Nacht zum Farbstoff, wenn sie nach besonderen Träumen erwachen und sich ernstem Nachdenken überlassen. Am häufigsten verreibt der *yékamuš* trockenes Kalkpulver im Kopfhaar und Gesicht. Früher trug er es auch seinem Oberkörper auf, als er diesen noch nicht in europäische Kleider hüllte. Zuweilen begnügt er sich damit, einen fingerdicken weißen Strich unter der Nase her von einem Ohrläppchen zum andern zu ziehen. Selten nur führt er diesen Strich mit roter Farbe aus. Selbstverständlich verzichtet er gelegentlich auf jedwede Bemalung, aber auch dann ist er deutlich genug an seinem *apandra* zu erkennen. Weiter unten muß noch die Bemalung der Prüflinge in der Medizinmannschule beschrieben werden; daraus geht nicht minder eindeutig die Vorliebe der *yékamuš* für die weiße Farbe hervor."[99]

Schwierig ist es zu erklären, wie die Yamana sich den Körperbau ihrer Medizinmänner vorstellen. Diese besitzen — wie ich erfahren konnte — einen Scheinleib, der auf die Augen der gewöhnlichen Yamana ebenso wirkt, wie der Körper eines der Ihrigen. Vor allem soll die Körperhaut des *yékamuš* unbeschreiblich zart und dünn sein, der gesamte Umfang ihres Körpers den eines andern Menschen um ein Vielfaches übertreffen; nach Maßen, die man mir angegeben hat, überschreitet der Durchmesser des Medizinmannes sogar hundert Meter. Trotzdem erscheint dieser den Augen seiner Umgebung als ein gewöhnlicher Yamana. Letzten Endes, so möchte ich sagen, wird dieser sogenannte Körperumfang am besten als Einflußzone des *yékamuš* zu deuten sein; denn es heißt: „Alles, was in diesem Umfange vorhanden ist und sich abspielt, erkennt der *yékamuš* so genau, als ob es drinnen in seinem Körper wäre." Diese Deutung wird als richtig durch folgendes bestätigt. Die Yamana sagen nämlich auch: „Wenn ein *yékamuš* sich verwandelt oder sein Körper sich irgendwie verändert, täuscht sich unser Auge demgegenüber; wir sehen das alles in einer Weise, nach der solche Geschehnisse sich an unserm eigenen Leibe vollziehen, in Wirklichkeit ist es beim *yékamuš* aber nicht so." Niemand ist imstande, bestimmtere Erklärungen zu geben, und viele Yamana haben

[99] Frühere Mitteilungen, z.B. von Spegazzini (a): 168, die eine andere Ausdeutung des Medizinmannes nennen, entsprechen meinen Erfahrungen nicht.

sichtlich für sich selber keine deutliche Vorstellung von dem, was sie immer wieder mit den gleichen Worten behaupten. Mir scheint ein Hinweis auf die Ansicht der Selk'nam von ihren Medizinmännern berechtigt (Bd. I, 748); denn manche Einzelheiten, die sie ihren *yoo* zuerkennen, passen genau auf die *yékamuš* unserer Yamana, z. B. die Überempfindlichkeit und äußerste Leichtverletzlichkeit der Körperhaut. In den folgenden Zeilen finden sich noch einige Ergänzungen zu dieser merkwürdigen Vorstellung der Yamana vom körperlichen Sein bzw. von der Körperbeschaffenheit ihrer *yékamuš*.

3. Seine seelische Veranlagung

Im Anschluß an die vorausgegangene Beschreibung befremdet es nicht, daß die Yamana nur wenig über die geistige Seite und seelische Ausrüstung eines Medizinmannes auszusagen imstande sind. Sie vertiefen sich überhaupt nicht in dieses schwer zugängliche Gebiet und geben sich mit dem zufrieden, was sie mit ihren Sinnen vom Wirken des *yékamuš* wahrnehmen. Dieser ist vorwiegend von seinen ganz persönlichen Gefühlen und unfaßlichen Phantasiegebilden abhängig, die er weder deutlich zu erkennen gibt, noch mit menschlichen Worten beschreibt. Man bleibt mithin darauf angewiesen, die Arbeitsweise der *yékamuš* so darzustellen, wie sie sich einer genauen Beobachtung bietet. Die Selk'nam besitzen einen durchsichtigen Aufbau ihrer Vorstellungen vom *yoo* und die Gedanken, auf denen ihr Medizinmannwesen ruht, sind gut entwickelt. Weit hinter dem steht alles das zurück, was die Person des *yékamuš* umgibt und ausfüllt. Dieser Unterschied, sowohl nach dem Umfange als auch nach dem Erfassen der Gedanken und Vorstellungen vom Medizinmannwesen bei diesen beiden feuerländischen Stämmen, fällt für eine kulturhistorische Betrachtung entscheidend in die Wagschale.

Einige grundsätzliche Tatsachen aus der Handlungsweise und dem Wirkungskreis des *yékamuš* gestatten eine immerhin eindeutige Beurteilung. Diese ist um so wichtiger, als nach einer weitverbreiteten Ansicht das ganze Tun eines Medizinmannes nur ausgeklügelter Betrug und feinstberechneter Schwindel sein soll. Mit aller Bestimmtheit sei festgestellt, daß jeder *yékamuš* ein durchaus normaler, geistig gesunder Mensch ist. Personen von geistiger Minderwertigkeit und vorgeschrittener Altersschwäche werden nicht einmal im Alltag ernst genommen; wie könnten sie da einen gewissen Vorrang erreichen, dessen jeder tüchtige Medizinmann sich erfreut. Vielmehr kann man es als allgemeine Regel ansehen, daß der *yékamuš* eine den Durchschnitt überragende Begabung aufweist, daß er regsamer und leistungsfähiger als die Männer seiner Umgebung ist. Sein größeres Können und seine reicheren Geistesgaben allein heben ihn über seine Nachbarn hinaus, sein ausgedehntes und vertieftes Erfahrungswissen verschafft ihm Ansehen. Diesen natürlichen Vorzügen verleiht die Betätigung als Medizinmann eine erhebliche Steigerung.

Selbstverständlich wird, je nach Begabung und Wissen der einzelnen, auch deren Können unterschiedlich beurteilt und gewertet. Man

kennt und nennt jene wenigen *yékamuš*, die unerreichbare Leistungen vollbracht haben, und man gibt sich mit der Mehrheit jener zufrieden, die über eine Mittelmäßigkeit nicht hinausgekommen sind. Bei der Veranlagung unserer Yamana überrascht es nicht, daß die größere Tüchtigkeit eines *yékamuš* Eifersüchteleien von seiten einer andern Gruppe veranlaßt, deren *yékamuš* niedrig eingeschätzt wird. Wer sich in seiner Ehre getroffen fühlt, fordert den Nebenbuhler zu einer der üblichen Kraftproben heraus. Grundsätzlich spielen diese sich in der Weise ab, daß der eine *yékamuš* einen Gegenstand, z. B. *yékuš*, auf seinen Widersacher wirft. Falls der angegriffene *yékamuš* den herannahenden Fremdkörper nicht erkennt oder dessen Wirkung nicht zu brechen vermag, wird er verwundet, ermattet und stirbt. Gelingt es dem Angreifer von vornherein nicht, den *yékuš* weit genug zu schleudern, so daß dieser vor seinem Ziele schon niederfällt oder vom angegriffenen Medizinmann aufgefangen wird, dann gilt eben der Angreifer als der Schwächere und er hat den Wettstreit verloren. Alles dieses vollzieht sich im geistigen Sehbereich der Medizinmänner, welcher den gewöhnlichen Yamana unzugänglich bleibt; letztere erfahren davon allein aus dem, was die kämpfenden *yékamuš* selber mitteilen, und nur so viel, als diese bekannt geben.

Am 19. März 1923 haben mir die Yamana folgende alte Erzählung wiederholt: Einst lebten zwei Brüder. Sie waren tüchtige *yékamuš*. Lange Zeit hatten sie friedlich miteinander gelebt, aber eines Tages verfeindeten sie sich arg. Sämtliche Leute, die gleichzeitig mit diesen beiden Brüdern in *Agáio-uráia* [ein Küstenstrich im Seno Ponsonby] beisammen waren, trennten sich ebenfalls in zwei Gruppen; eine jede schloß sich dem *yékamuš* an, für den sie die meiste Zuneigung hegte. Eine jede dieser beiden Gruppen zog von dort weg. Beide suchten einen langen Kanal im Westen auf; die eine ließ sich auf dem Südufer und die andere auf dem Nordufer nieder. Die Feindschaft zwischen den beiden Brüdern und der Gegensatz der beiden Gruppen dauerten an, jeder *yékamuš* hielt sich selbst für leistungsfähiger als den andern und jede Gruppe lobte den am meisten, dem sie sich angeschlossen hatte. Endlich dort in jenem langen Kanal sagte[225] der eine zum andern: „Dir will ich es nun beweisen, daß ich mehr vermag und stärker bin als du!" Sogleich bereiteten sie sich beide [auf die Kraftprobe] vor. Der eine verließ [im Traume] seine Hütte, bestieg sein Kanu und fuhr bis zur Mitte des Kanals. Hier traf er mit seinem Bruder zusammen, der vom gegenüberliegenden Ufer gekommen war. Augenblicklich begann er den Kampf gegen ihn und schleuderte einen spitzen *yékuš* in dessen Herz. Dann kehrte er an sein Ufer zurück und begab sich in seine Hütte. Der andere Bruder hatte ebenfalls geträumt: Er verließ seine Hütte, bestieg sein Kanu und fuhr bis zur Mitte des Kanals. Hier traf er mit seinem Bruder zusammen, der vom gegenüberliegenden Ufer gekommen war. Augenblicklich begann er den Kampf

[225] Alles das geschah in der Vision bzw. im Traumzustande und jeder der beiden Gegner hatte so genaue Kenntnis davon, als würde es sich im Alltag abspielen. Das ist eben die besondere Betätigungsart der Medizinmänner.

gegen ihn und schleuderte einen spitzen *yékuš* in dessen Herz. Dann kehrte er an sein Ufer zurück und begab sich in seine Hütte. Am andern Morgen wachten beide *yékamuš* auf. Jeder fühlte sich sehr matt und schwach, jeder sagte zu seiner Umgebung: „Ich werde bald sterben, viel Blut fließt mir aus Mund und Nase. Mein Bruder hat mich letzte Nacht tödlich verwundet!" Wirklich starb der *yékamuš*, noch bevor die Sonne im Mittag stand. Sogleich zündeten seine Leute ein Signalfeuer an und benachrichtigten die Gruppe auf dem andern Ufer, daß hier bald ein *lóima* gesungen werden würde. Genau zur gleichen Zeit zündeten auch die Leute auf dem andern Ufer ein Signalfeuer an und benachrichtigten die Gruppe auf dem gegenüberliegenden Ufer, daß hier bald ein *lóima* gesungen werden würde. Von jedem der beiden Ufer ging unverzüglich ein Kanu mit Boten ab, welche die Nachricht ans andere Ufer tragen sollten. Beide Kanus trafen sich mitten im Kanal und die einen erzählten den andern: „Unser *yékamuš* ist soeben gestorben, sein Bruder hat ihn getötet!" Nun wußten es bald alle Leute, was sich zugetragen hatte und daß jene beiden *yékamuš* gleich leistungsfähig gewesen waren.

Die Macht des Medizinmannes reicht auch über die Grenzen seiner eigenen Heimat hinaus, sie bezwingt Europäer, wie am Beispiele Bridges' erörtert worden ist (S. 1387) und die benachbarten Selk'nam, wie Clara im März 1923 erzählt hat: Einst saßen nahe Puerto Harberton mehrere Yamana beisammen. Nicht weit von ihnen entfernt hatten einige Selk'nam ihre Hütte aufgerichtet. Als diese dort der Yamana ansichtig wurden, traten sie heraus und machten sich lustig über sie. Dadurch fühlten sich die Yamana beleidigt, wagten aber nicht, jene anzugreifen. Ein *yékamuš* aber sagte schließlich: „Jenen werde ich doch einen Schaden zufügen!" Unbemerkt schleuderte er gegen den letzten jener Selk'nam, die sich wieder in ihre Hütte zurückzogen, einen *yékuš*. Dieser Mann war am nächsten Morgen, da er erwachte, auf einem Auge blind; als er später einen kurzen Gang machen wollte, stürzte er tot zu Boden. So schnell hatte der *yékuš* jenes Medizinmannes gewirkt. — Sämtliche Anwesende bestätigten mir diesen Vorfall überzeugt als reine Wahrheit.

Genug der Beweise sind nun dafür angeführt worden, daß die *yékamuš* selber an ihr e i g e n e s K ö n n e n g l a u b e n. Sie sind davon überzeugt, daß ihre Träume und ihre Unternehmungen im Traumzustande einen Wirklichkeitswert besitzen, daß ihre Machteinflüsse auf die Naturkräfte den angestrebten Erfolg zeitigen. Wer sich mit Bitten um Hilfe an seinen befreundeten *yékamuš* wendet, dem stellt er die Erfüllung in Aussicht und beginnt meist ohne Verzug sich zu betätigen; sollte der *yékamuš* das angestrebte Ziel nicht sogleich erreichen, wiederholt er seine Bemühungen auch ein zweites und drittes Mal. Jeden Erfolg und jede Wunscherfüllung anerkennt die ganze Umgebung dankbar, vor allem jene Person, die den größten Vorteil erreicht hat. Gänzlich ungerecht und falsch wäre es also, den Medizinmann als einen Betrüger und Schwindler hinzustellen.[226] Er hat ja wirklich und offensichtlich

[226] Hemmungslos fällt Bove (g): 235 dieses ungerechte Urteil. Als Beweis führt er

Erfolge, an die er persönlich sowie seine Umgebung glaubt. Allerdings ist damit noch nicht erklärt, auf welche Weise er das angestrebte Ziel erreicht. Darum kümmert sich die Allgemeinheit nicht, wohl aber ist jede Gruppe auf die überragenden Leistungen ihres eigenen *yékamuš* reichlich stolz.

b. *Berufung des Medizinmannes*

Wenn ein *yékamuš* sich beruflich betätigt, wirkt und arbeitet nicht etwa er persönlich, sondern einer oder mehrere seiner Schutzgeister regen sich für ihn zur Erreichung des Zieles, das er anstrebt. Mit jenen Schutzgeistern tritt die Einzelperson zum ersten Male bei einer wirklichen Berufung zu diesem Amte in Verbindung. Wer durch sie nicht schon in jüngeren Jahren gewonnen und gefördert worden ist, bringt es nie zu einem tüchtigen, vollwertigen *yékamuš*. Die Berufung ist eine mehr oder weniger bestimmte, deutliche Aufforderung eines Geistes an die erwählte Person, sich den Aufgaben eines *yékamuš* zu widmen; Sache des einzelnen und seiner nächsten Umgebung oder einiger Medizinmänner ist es, zu erkennen, ob eine Berufung wirklich erfolgt ist und ob die derart berufene Einzelperson derselben sogleich stattgeben muß.

2. Die persönliche Berufung

Unsere Yamana sind sehr empfänglich für Regungen und Bewegungen in ihrem Seelenleben, alles Außergewöhnliche erschüttert sie stark, sie lassen sich außerordentlich leicht gefangen nehmen von jenen vielen sogenannten Geistern, an die sie glauben. Von Jugend auf erfahren sie die Betätigungsweise ihrer *yékamuš*, sie können dieselbe mit eigenen Augen beobachten, sie hören davon bei einer Aussprache der Erwachsenen, sie erhalten manche Erklärungen darüber durch die *yékamuš* selber. Die gewöhnlichen Leute verstehen zwar die inneren Zusammenhänge im Wirken der Medizinmänner nicht, noch viel weniger deren vermeintliche enge Verbindung mit den oft genannten Geistern; aber eine gewisse Vorstellung von alledem haben sie doch und diese genügt ihnen, um mit einigem Verständnis das Medizinmannwesen zu würdigen. Jeder Yamana weiß mehr oder weniger genau, auf welchem Wirkungsfelde die *yékamuš* tätig sind, welcher Mittel sie sich bedienen, an welche äußeren Bedingungen ein Erfolg geknüpft ist und wie sehr sich der eine vom andern nach seiner Leistungsfähigkeit unterscheidet. Diese Einzelkenntnisse sind Allgemeingut, die *yékamuš* widmen sich ja ihrer Aufgabe vor den Augen der nächsten Stammesgenossen und in aller Öffentlichkeit. Dabei lernt jedweder, sofern er ein wenig Bedacht darauf nimmt, die äußere Handlungsweise eines Medizinmannes mühelos kennen. Verknüpft er damit dessen Erklärungen, so macht er sich schließlich mit dessen ganzem Gedankengut vertraut. Ist bei dem und jenem Yamana die sichere Überzeugung vom eigenen Können

c): 131 an: „Sorprende en habilidad para esconder objetos en la boca." Diesen Satz wiederholt wörtlich WIGANDT: 48 und SPEGAZZINI (a): 169 spricht den gleichen Verdacht aus.

weit genug gereift, entscheidet die Zeit, nach der er selber sogar damit beginnt, sich als ein *yékamasi* zu betätigen. Mit diesen kurzen Strichen ist der Entwicklungsgang jener Personen gezeichnet, die in vorgeschrittenen Lebensjahren von sich aus noch anfangen, das Handwerk eines Medizinmannes in bescheidenen Grenzen auszuüben.

Dergleichen Einzelpersonen fehlt jedoch eine Berufung nach des Wortes strenger Bedeutung. Ohne diese wird aber niemand zu einem vollwertigen *yékamasi*. Zunächst, so glaube ich, kann man von einer indirekten bzw. mittelbaren Berufung sprechen. Dieser Ausdruck besagt ein Dreifaches. Haben Verwandte eines jungen Mannes oder befreundete *yékamasi* an ihm die Befähigung für dieses Amt entdeckt und halten sie ihn für geeignet, mit den *Sówánni*-Geistern mühelos Verbindung anzuknüpfen, indem er sich schnell in einen Traumzustand zu versetzen vermag, dann tun diese Beobachter jenem Manne ihre eigene Überzeugung kund und raten ihm, ein Medizinmann zu werden. Auch kann es sein, daß irgendein *yékamasi* im Traume von Geistern beauftragt wird, den von ihnen bezeichneten Mann in seine Kunst einzuführen, auf daß dieser sie später ausübe. Jener *yékamasi* wirkt eifrig auf den bezeichneten Mann ein; denn er will sich den Geistern willfährig erweisen und es bereitet ihm viel Freude, einen Schüler auszubilden. Endlich muß man hierher alle jene Personen stellen, die aus sich heraus dem *yékamasi*-Amte sich widmen. Das tun sie deshalb, weil sie persönlich zur Überzeugung gelangt sind, zu den gleichen Leistungen, die sie an vollwertigen *yékamasi* beobachtet haben, fähig zu sein. Bei dieser letztgenannten Art von *yékamasi*, zu der auch vereinzelt Frauen gehören, kann man am wenigsten von einer Berufung sprechen; ein wenig besser steht es bei jenen beiden Gruppen, die zuerst erwähnt worden sind. In keinem Falle hat die Person irgendwelchen Schaden zu gewärtigen oder die Rache der Geister zu fürchten, die sich zum Amte eines *yékamasi* trotz jener Aufforderungen nicht entschließt; denn letztere gelten nur als zwanglose Einladungen. Falls nämlich gewisse Geister einen Mann ernstlich für dieses Amt wünschen, so berufen sie ihn mit unzweideutiger Bestimmtheit. Eher [illegible] braucht jemand anderen Einflüssen oder unklaren Eindrücken Folge zu leisten. Das erklärte mir Cacus im März 1923 an einem persönlichen Erlebnis. Vor Jahren ging ich einmal allein durch dichten Wald. Da hörte ich plötzlich sehr schönen Gesang, wie von einer Vogelstimme vorgetragen; noch nie hatte ich dergleichen vernommen. Ich schlug die Richtung zu jener Stimme ein. Als ich ganz nahe war, klang der Gesang noch schöner; aber ich sah niemanden. Da warf ich einen Speer in der Richtung jener Stimme. Ich sah niemanden, aber das Singen brach plötzlich ab. Kurz darauf fühlte ich mich sehr schwach und unwohl, mühsam schleppte ich mich weiter und erreichte meine Hütte. Die *yékamasi* in der Nachbarschaft erkannten sofort, daß sich mit mir etwas Besonderes ereignet haben müßte und sie rieten mir, ein *yékamasi* zu werden. Dazu aber verspürte ich keine Lust und deshalb drängten jene Männer nicht weiter. Ein Jahr darauf hatte ich einen Traum. Ich sah einen Greis, der mich ernstlich

warnte: ‚Werde nie ein *yékamuš*! Am Tage, da du dich als solcher betätigst, wirst du sterben!' Ich weiß nicht, wer jener Greis gewesen ist; ich habe mich zu seiner Warnung gehalten." Wer also aus den hier bezeichneten Anlässen die Aufgaben eines Medizinmannes übernimmt, spielt immer nur eine untergeordnete Rolle.

Dem steht nun die mit einem entscheidenden Zwange verbundene außergewöhnliche oder direkte bzw. **unmittelbare Berufung** gegenüber. Sie erfolgt auf verschiedenen Wege. Da geht z. B. ein junger Mann durch den Wald und sucht ein Stämmchen für einen Harpunenschaft. Lange schlendert er umher, viel länger als sonst, schaut hierhin und dorthin, doch kein Bäumchen will ihm so recht gefallen. Er kennt sich selber nicht wieder wegen seines Verhaltens, er wundert sich über sein eigenes Ich, er ist wie verändert und wie verzaubert. Plötzlich steht er vor einem Bäumchen, das ihm außerordentlich gefällt und ganz seinem Geschmack entspricht. Er setzt sogleich seine Axt an, doch erst nach manchem schwerem Schlage erreicht er das Mittelstück. Augenblicklich quillt daraus eine ansehnliche Wassermenge. Er erschrickt und erkennt dieses Zeichen. Unverzüglich wendet er jenem Bäumchen den Rücken und eilt zu seiner Hütte. Ohne sonst ein Wort zu verlieren, bittet er nur Frau und Kinder, ihn nicht zu berühren, anzureden und zu stören, sondern sich ganz ruhig zu verhalten. Er legt sich nieder und schon ist er in tiefem Schlaf befangen. Da stellt er seinen *kĕ̆pix́* wieder vor jenem Bäumchen dort im Walde, aus dem immer noch reichlich Wasser quillt. Rundumher stehen zahlreiche andere *kĕ̆pix́*; einige sind ihm bekannt, die meisten aber nicht. Diesen und jenen befreundeten *yékamuš* entdeckt er dabei. Der eine und andere *yékamuš* zeigt auf seinen eigenen *kĕ̆pix́* in jener Gruppe, benimmt sich sehr freundlich und kommt dem Träumer wohlwollend entgegen. Nach und nach lassen sich alle Geister an jener schönen Stelle dort nieder. Dann bieten sie dem *kĕ̆pix́* des Träumers vorzügliche Geschenke an und reichen ihm zu essen und zu trinken; dort erscheint nämlich eine Überfülle von allem. Der *kĕ̆pix́* des Träumers fühlt sich wohl in jener Gesellschaft, alles ist herrlich und ganz nach seinen Wünschen, jede Einzelheit sagt ihm zu. Lange unterhalten sich die *kĕ̆pix́* miteinander, besprechen allerlei Dinge und verbringen vergnüglich eine geraume Zeit. Plötzlich erheben sich alle Geister und jeder einzelne nimmt eilig Abschied vom *kĕ̆pix́* des träumenden Mannes. Bald wacht dieser auf und sieht sich wieder allein in seiner Hütte. Mit gedämpfter Stimme ruft er seine Nachbarn herbei; diese erkennen seinen geistverlorenen Zustand und die anwesenden *yékamuš* beginnen den *čówánni*-Gesang. Das Herz jenes Mannes hat sich mit Trauer gefüllt und sehnsüchtig schmachtet er nach jenen freundlichen Geistern, in deren Gesellschaft er sich soeben noch unbeschreiblich glücklich gefühlt hat. Der *čówánni*-Gesang bringt gar bald jene freundlichen Geister zu ihm zurück, er sieht sich wieder in ihrer Gemeinschaft und ist ganz glücklich. Stellen die Leute ihr Singen ein, ziehen jene Geister wieder fort und dieser Mann sieht sich in den gewöhnlichen Alltag zurückversetzt. Er ist beruhigt; denn nun weiß er, daß jene

Geister ihn in ihre Gemeinschaft aufgenommen haben. Schon in der folgenden Nacht träumt er wieder. Sein *kŏlpiś* eilt zu jenem Bäumchen im Walde zurück, aus dem immer noch Wasser quillt. Dort findet sich unversüglich auch jene frohe Gesellschaft ein, die ihn als Freund und Vertrauten herzlich begrüßt. Dieser und jener der Geister benimmt sich besonders zutraulich, bietet sich diesem *kŏlpiś* hilfsbereit an und sagt ihm *offen* heraus, er müsse ein *yékamuł* werden. Am andern Morgen erwacht dieser Mann. Jeder Nachbar sieht es ihm an, daß er sich wohl fühlt; die Erinnerung an jene Geistergesellschaft ist es, die noch in ihm lebt. Ohne sich auszusprechen, greift er seine Sachen auf, verläßt seine Familie und begibt sich zu jenem erfahrenen *yékamuł*, dessen Geist er in der letzten Nacht gesehen hat; bei ihm bleibt er längere Zeit und läßt sich von ihm unterrichten.

Auf ähnliche Weise erfolgt eine andere Berufung. Geht jemand träumerisch in sich selber versunken durch den Wald und vergißt er sozusagen das eigene Ich, da sieht er plötzlich vor sich eine große Zahl von Geistern. Diese sind ein Volk von niedriger Gestalt und nach ihrer Körperform den Menschen gleich. Bald sinkt jener Mann in sich zusammen und ein tiefer Schlaf übermannt ihn. Im Traume sieht er jetzt jenes kleine Volk viel deutlicher. So erkennt er, daß viele Geister rund um ein Feuer dasitzen, sich wärmen und leise miteinander plaudern; freundlich winken sie auch dem *kŏlpiś* des Träumers und einer zeigt sich ganz besonders wohlwollend. Alle laden ihn ein, neben ihnen sich am Feuer niederzulassen; er tut es und fühlt sich wohl in ihrem Kreise. Nach einiger Zeit erwacht jener Mann und muß sich mühsam den tiefen Schlaf aus den Augen reiben. Der Traum aber steht lebhaft vor ihm und jener besonders wohlwollende *kŏlpiś* bleibt sein Schutzgeist: dieser wird ihm seinen Gesang geben und damit ist er ein *yékamuł*. Die erwähnte Art von Geistern heißt *hĕlteka-yékamuł*. Mit Vorliebe halten sie sich in alten Baumstämmen auf. Sie bewegen zuweilen dergleichen Stämme so, daß diese sich ungewöhnlich tief neigen, um die eigene Längsachse drehen und unter starkem Zittern schütteln. Alte, morsche Baumstämme sind es, die jenen *hĕlteka-yékamuł* als Wohnung dienen.

Die unmittelbare Berufung kann auch durch eigentliche *čówánni*-Geister erfolgen. Ein Mann schlendert allein die Küste entlang, wie in der Traumwelt verloren, ohne bestimmte Vorstellungen. Plötzlich sieht er sich in ein geistiges Schauen versetzt, das man *aukáku* nennt: Vor ihm drängt sich eine unübersehbare Schar von Heringen, Walen, Schwertfischen, Geiern, Kormoranen, Sturmvögeln und anderen Tieren. Alle reden schmeichelnd auf ihn ein, zeigen sich liebenswürdig und ihm ganz ergeben, benehmen sich wie die freundlichsten Menschen. Jener Mann ist ganz von Sinnen und weiß nicht, was ihm geschieht; gefühllos am ganzen Körper, ist er umgesunken und liegt regungslos da. Sein *kŏlpiś* verkehrt nämlich mit jenen *čówánni*-Geistern und empfindet dabei ein außerordentliches Glück. Plötzlich verabschieden sich die Geister und verschwinden. Aus dem schweren Traume erwachend taumelt der Mann nach Hause. Er weiß kaum, was um ihn geschieht; er läßt sich auf sein Lager

nieder und sinkt in seinen Traum zurück. Wieder erscheint ihm jener Schwarm von Tieren; alle verkehren freundlich mit ihm und locken seinen *kŏlpiś* an. Bald *fliegt* dieser ihnen weit hinaus *auf* die Hochsee. Einer *jener* Geister bemüht sich um diesen *kŏlpiś* mit überschwenglicher Liebenswürdigkeit, er wird *der* besondere Schutzgeist *dieses* Mannes werden; alle andern Geister stehen ebenfalls zu seiner Verfügung als Freunde und Gehilfen. Die nächste Umgebung dieses Mannes, erst recht jeder *yékamul*, erkennt an seinem Verhalten, was in ihm vorgeht; man läßt ihn unbehelligt und wartet geduldig, bis er seinen schweren Traum abgeschüttelt hat.

Vereinzelt wird *jemand* auch durch die *Haştéllakipa*, den mächtigsten Geist im *Idjma-yékamul*, berufen. Der von ihr erwählte Mann sinkt ganz plötzlich in einen tiefen Traum. Seinem *kŏlpiś* stellt sich die *Haştéllakipa* in Form eines ungeheuren Wales vor, *der* bedeutend größer ist als *jeder* Vertreter dieser Art. Der *kŏlpiś* versteht, was diese Erscheinung besagt; er kann nicht mehr entrinnen und muß ein *yékamul* werden. Die alten Meister werden durch ihre eigenen Schutzgeister von jeder einzelnen *aníkáku*-Berufung verständigt. Wem eine derartige Erscheinung zuteil wurde, verliert während einiger Tage ganz und gar die Herrschaft über sich selber, er ißt und trinkt nicht und bleibt jedermann fern. Diese Zeit verbringt er träumend und sein *kŏlpiś* kehrt oft in den Kreis jener Geister zurück, wo er sich ansteigend wohler fühlt. Schon bald stellt sich diesem *kŏlpiś* einer jener Geister als sein *yeşáčel* und persönlicher Schutzgeist mit überwältigender Freundlichkeit zur Verfügung. Gibt der *yeşáčel* schließlich jenem *kŏlpiś* sogar seinen Gesang, dann ist der Besitzer dieses *kŏlpiś* ein *yékamul*. Hat er es so weit gebracht, daß er traumverloren von selber laut diesen Gesang anstimmt, dann weiß seine ganze Umgebung, was aus ihm geworden ist. Jedweder Mann, der eine dergleichen direkte Berufung erhalten hat, geht *auf* einige Monate zu einem erfahrenen Medizinmann in die Lehre. Ist er zu seiner Familiengruppe zurückgekehrt, stellt er sich ihr zur Verfügung.

Nur der ist ein vollwertiger *yékamul*, der zu diesem Amte auf dem Wege eines *aníkáku* gelangt ist. In einer der sich folgenden „Erscheinungen" stellt sich der träumenden Person ein besonderer Schutzgeist vor, der ihr von da an ständig als persönlicher Helfer verbunden bleibt. Er läßt von jener Person nicht mehr ab, so daß sie sich als *yékamul* betätigen muß. Weigert sie sich, nimmt jener *yeşáčel*, den man richtiger *yeşáčel-xŏla* und auch *qŏna-xŏla* nennt, bald ernste Rache, indem er jene Person sterben läßt. Vereinzelt kann ein aufmerksamer *yékamul* diesen schlimmen Ausgang verhüten. Nelly Lawrence erzählte mir ihre Berufung; sie hat derselben nicht Folge geleistet und ist deswegen in höchste Lebensgefahr geraten: „Einst ging ich mit meiner kleinen Tochter durch den Wald. Aus einem Baumstamme erklang plötzlich ein sonderbares lautes *pâx*. Ich schaute zurück und sah in jenem morschen Stamme ein niedliches *qŏna-xŏla*, das mir sehr freundlich winkte. Ich hielt es nicht für ein *aníkáku*, sondern für einen gewöhnlichen *kŏlpiś*. Wie wenn ich bewußtlos geworden wäre, schleppte ich mich weiter; unheimliche Angst

steckte mir in allen Gliedern und eine unwiderstehliche Ermattung warf mich auf mein Schlaflager. Ich träumte und wieder stand jener *gûna-gûgla* vor mir. Sehr freundlich lächelte er mir zu und überschüttete mich mit allerlei Geschenken, mit Fellen und Körbchen, Schmuckschnüren und *yêkuil*, sogar einen besonderen Gesang überließ er mir. Nachdem ich schwerfällig erwacht war, klang jener Gesang noch lange in meinem Innern weiter. Mehrere Tage war ich matt und krank, ich fühlte mich wie entkräftet und leblos. Eine *yêkumalkipa* redete mich an: „Wie bist du doch jetzt gar so matt? Vor kurzem erst sah ich dich frisch und gesund!" Ich gab ihr keinen bestimmten Bescheid, sondern bot ihr eine Tasse Tee an. Sie ergriff die Tasse und schreckte zurück: „Warum bietest du mir dieses ekelhafte Tier an?" Ich stutzte und sagte: „Aber ich habe dir doch eine Tasse Tee angeboten!" Jene Frau erwiderte erregt: „Nein, das ist ein ekelhaftes Tier!" Mich hat nämlich jener *gûna-gûgla* seit meinem Traume nicht mehr frei gegeben, es hat mich verfolgt auf Schritt und Tritt. Langsam kam mir die Überzeugung, ich müsse mich als *yêkumal* betätigen; drum das eben streckte jener Geist bei mir an. Aber dann konnte ich mich nicht entschließen. Jene *yêkumalkipa* wurde nun, als sie die Tasse Tee in Händen hielt, von ihrem Geiste aufgeklärt und sofort erkannte sie, was mir zugestoßen war. „Du mußt eine *yêkumal* werden!" sagte sie mir. Sie sah nämlich: Jener *gûna-gûgla* hatte mir einen Fellmantel umgelegt, der mit einem Lederriemen mir am Halse hing; eben dieser Mantel drückte mich so sehr, daß ich oft zu Boden fiel! Voller Angst um mich eilte jene Frau in ihre Hütte zurück. Bald schlief sie ein. Im Traume sah sie, wie jener Fellmantel mir immer mehr die Kehle zuschnürte, daß ich in wenigen Tagen erstickt wäre. In aller Morgenfrühe begann sie gruselig ihren Gesang. Sie rief mich herbei und fragte: „Hast du dort im Walde ein *anikûku* gehalt und hast du seitdem das Gefühl, als ob jemand dich würgt, daß du oft niederfällst ohne Atemnot?" Ich sagte ihr: „Ja, so ist es!" Nun mußte ich mich vor ihr auf den Boden niederlassen. Mit beiden Händen griff sie andauernd nach jenem Fellmantel und nach den vielen Geschenken, mit denen das *gûna-gûgla* mich überhäuft hatte; alles warf sie mit energischen Bewegungen so lange beiseite, bis ich endlich von diesen Dingen frei war; auch den Gesang und das *anikûku* nahm sie von mir. Erst dann fühlte ich mich erleichtert und seitdem habe ich keine Beschwerden mehr. Jener *yêkumalkipa* danke ich ihre Hilfe heute noch, sie hat mich vor einem nahen Sterben bewahrt." Die vollständige Bezeichnung für einen, der durch eine Vision seine Berufung zur Betätigung als *yêkumal* erhalten hat, lautet demnach *anikûku-yêkumal*.

2. Die Medizinmannschule

Wenn auch feststeht, daß die *yêkumal* der Yamana nicht in einem Verbande zusammengeschlossen sind, so kennt man allgemein doch *jêwoden*, der in diesem Amte tätig ist. Befreundete *yêkumal* vereinigen sogar gelegentlich ihre Kräfte zu einer gemeinsamen Handlung. Ein bejahrter Meister nimmt

selbstverständlich darauf Bedacht, daß ein junger Mann aus seiner Verwandtschaft für diesen Dienst wenig genug herausgebildet wurde; eine größere Familiengruppe ist eben doch auf den Wirkem einer yámanal angewiesen und sie könnte auf ihn nicht ganz verzichten, ohne sich selber zu schädigen. Fühlen es gewisse Zeit mehrere yámanal die Notwendigkeit, diesen und jenen jugendlichen Anwärter auf den von ihnen empfohlenen Beruf vorzubereiten, regen sie an einem *lájma*-yámanal an. Das Ziel dieser so bezeichneten Zusammenkunft ist damit deutlich angegeben, sie ist m. a. W. eine eigentliche Schule für solche, die als Medizinmänner in Aussicht genommen werden.

Wie durch Zufall hatte ich erfahren, daß die yámanal sich dann und wann mit der Absicht in einer besonderen Hütte vereinigen, jüngere Nachfolger für ihr Amt zu gewinnen.[47] Auf meiner vierten Reise habe ich darauf hingearbeitet, diese merkwürdige Einrichtung zu erforschen (a): 968). Meine feuerländischen Freunde waren anfänglich für diesen Plan überhaupt nicht zu haben. Sie fühlten sich nämlich unsicher, weil seit der letzten Feier dieser Art, die unter Leitung des Ahlmmen in Ámantiyomia (Punta Pentelán auf Isla Navarino) stattgefunden hatte, etwa 25 Jahre verstrichen waren und weil die yámanal der Gegenwart sich selber, im Vergleich zu ihren Vorgängern, als schwach und minder leistungsfähig beurteilen. Trotzdem ist mir der seltene Vorzug zuteil geworden, auch diese unter mancher Rücksicht sehr bedeutsame Veranstaltung aus persönlicher Beteiligung kennen zu lernen (S. 190). Sie ist seitdem nicht mehr wiederholt worden und es war ein, im eigentlichen und strengen Wortsinn, das letzte *lájma*-yámanal überhaupt.

a. *Die Vorbereitung*

Falls diese und jene Medizinmänner ihre Absicht, bald ein *lájma*-yámanal einzuleiten, mit Nachdruck betreiben, einigen sie sich in der alltäglichen Unterhaltung gar bald über den Platz, auf dem sie zusammenkommen wollen. Besondere Anforderungen stellen sie an ihn zwar nicht; doch kommt nur eine Gegend in Betracht, die sich für einen längeren Aufenthalt mehrerer Familien eignet. Die Bedingungen, die sich erfüllen müssen, gleichen jenen, die man für Plätze fordert, auf denen man die *kíjepa-* oder *kina*-Hütte aufzurichten plant. Vor allem muß es eine Stelle sein, in der größere Störungen irgendwelcher Art nicht zu fürchten sind.

Haben sich mehrere Familien auf dem vereinbarten Platze niedergelassen, beginnt unverzüglich der Aufbau der besonderen Hütte. Man bezeichnet sie mit *lájma tawáhir*, sonstwo spricht man deutlicher *lájma sirna ákir* aus. Sie zeigt die gleiche Art wie jene für eine *kina*-Feier, ist also eine geräumige Hütte von regelmäßiger Kegelform. Die Grundfläche erscheint kreisförmig oder zu einem Oval ausgezogen, je nachdem sie für wenige oder viele Teilnehmer aufgerichtet wird. Die einzelnen Stämmchen dieses Baues

[47] Darnach wollte ich auch nichts von Feiern der Schl'aam (Bd. I, 786), die teilweise den gleichen Zweck wie die Medizinmännerschule der Yamana dient.

werden an größerer Standfestigkeit wenige Zentimeter in den Erdboden eingelassen und rag nebeneinander gestellt. Dieses geschlossene Gerüst behängt man außen mit Lederstücken, Stoffen als vielen zusammengenähten Fellen, besonders aus dichtem Laubwerk von Bäumen als Bedeckung. Die höchste Höhe im Innern beträgt etwa 2½ m. Mit einem handbreiten weißen Strich, der etwa 1 m über dem Boden rundherum läuft, ist es verziert; ausnahmsweise benutzt man auch die Innenflächen vom Erdboden an bis auf etwa 2 m Höhe einfarbig weiß. In der Mitte der Hütte brennt das Feuer unterhalb. Rund um dieses läuft ein schmaler Gang frei. Zwischen ihm und der Innenwand zieht sich eine genügend breite Fläche hin, auf der die Teilnehmer sitzen oder liegen. Diese ganze Fläche bedeckt man mit einer 8 cm hohen Schicht von dichtbelaubten Zweigen der immergrünen Buche (Nothofagus betuloides), darüber legt man eine Schicht von dem langen, harten Pampagras, *ofe-zainke* (Calamagrostis), das man auch in der Männ-Hütte für den gleichen Zweck verwendet. Draußen wird Brennholz aufgestapelt, das gelegentlich jüngere Männer, die als Zuschauer oder Besucher — also weder zukunft sind, noch solche werden wollen — mitzubringen, beizuschaffen. Die Verteilung der Sitzplätze ist derart, daß der Leiter dieser Veranstaltung sich links beim Eingange niederläßt; weiter nach innen schließen sich die zukunft und Prüflinge in abwechselnder Folge an, daß ein bis drei von diesen je zwischen zwei *zukunft* kommen. Selbstverständlich ist die Große Hütte so angelegt, daß ihr weiter Eingang sich nach Osten hin öffnet und vom Lager mit den Familienwohnungen abwendet.

Wie schon angedeutet wurde, versieht ein sehr einflußreicher, älterer Medizinmann das Amt des Leiters. Man nennt ihn *klóno-ashe-mawu*. Auf ihn geht gewöhnlich die entscheidende Anregung zu dieser Veranstaltung zurück, er trifft die ersten Vereinbarungen, ernennt einige befreundete Amtsgenossen um sich und begnügt mit ihnen die Einzelheiten der Tagesordnung. Ohne besondere oder förmliche Wahl ist er wie von selber zum Leiter bestimmt und jedermann unterstellt sich widerspruchslos seiner Führung. Nur ein Mann von überragendem Wissen und reicher Erfahrung kommt für diesen Posten in Frage, er gilt viel bei allen Leuten wegen seiner starken Könnens und seiner unvergleichlichen Leistungen. Dieser Leiter nun gibt den Teilnehmern die Einzelanweisungen auf Grund der überlieferten Tagesordnung, die ihm geläufig sein muß. Vor allem achtet er darauf, daß jede Störung und Ablenkung von den Anwesenden ferngehalten wird.

Dem Ziele dieser Veranstaltung entsprechend, finden sich an ihr selbstverständlich mehrere *zukunft* als Teilnehmer ein, denn das Ganze ist ja recht für eigenes Unternehmen, an dem sie an erster Stelle offensichtlich den Zweck haben. Aus der Nachbarschaft eilen sie herbei. Auch findet sich zuweilen auch ein *zukunft* aus weiter Ferne ein, falls er mit dieser Veranstaltung durch Freundschaft verbunden ist und seine überragenden Leistungen für vor Augen führen will. Als Lehrlinge werden jene jungen Männer zugelassen, die sich dem Amte eines *zukunft* aus eigenem Antrieb widmen

wollen, die dazu Befähigung und Anlage zeigen und die von ihren Verwandten eingeführt werden. Mancher Bursche steht unter Zwang, wenn ein *yékamai* in seinen Träumen erfahren hat, jener sei zu diesem Amte unmittelbar von den Geistern berufen worden. Somit ist das *Idjima-yékamai* eine Zusammenkunft für Auserlesene. Selbstverständlich würde solchen Personen kein Dauteraufenthalt gewährt, die dort, ohne irgendwelche Dienstleistungen, nur ihre Neugierde zu befriedigen wünschen. Bei den sogenannten *alaságlépamai* (gebildet aus *alaságlo yékamai*) muß der ernstliche Wille vorhanden sein, das Handwerk der *yékamai* zu lernen, um selber es später auszuüben. Mancher Vater bringt seinen erwachsenen Sohn mit der Absicht, daß er in dieser Schule Lust bekomme, ein *yékamai* zu werden; aber unter ernstem Zwang von seiten der Verwandten und Freunde wird niemand gestellt.

Allerdings darf sich die Gattin eines Medizinmannes täglich auf mehrere Stunden einfinden; in dieser Zeit begleitet sie ihn bei den üblichen Gesängen, wie sie das auch außerhalb der Großen Hütte oft zu tun pflegt. Zur Nachtruhe zieht sie sich wieder in das Lager zurück. Dorthin darf ihr der Mann nicht folgen; während der ganzen Veranstaltung, die wenige Monate andauert, muß der eheliche Verkehr und das gemeinschaftliche Schlafen unterbrochen. Einige Männer mittleren Alters werden von dem maßgebenden *yékamai* gebeten, sich ganz oder für gewisse Zeit im *Idjima*-Hause niederzulassen. Ihnen werden die notwendigen Arbeiten und Dienstleistungen übertragen, auf daß die *yékamai* und alle Lehrlinge ungestört sich selber überlassen bleiben und nicht die mindeste Ablenkung durch Handarbeiten erfahren. Jene Männer also, die eigentlich Helfer sind, bedienen das Hüttenfeuer; sie sorgen auch für den Unterhalt, mag dieser noch so knapp sein, und achten sehr scharf darauf, daß jedwede Störung vom *Idjima tamákze-* ferngehalten werde. Allein vom Leiter sind jene Helfer abhängig, obwohl sie auch den übrigen Teilnehmern auf jede Weise behilflich sind. Mehr als fünfzehn Personen sind es zumindest, die zu einem *Idjima-yékamai* sich vereinigen. Außerdem finden sich für dieses und jenes Abend mehrere Männer mit Erlaubnis des Leiters ein; sie wollen sich von den Fortschritten der Lehrlinge überzeugen und verfolgen in gewissen Zeitabständen den Verlauf der Veranstaltung mit eigenen Augen. Doch müssen diese Besucher sich gänzlich ruhig verhalten, sie dürfen weder plaudern noch irgendwie stören; regungslos sitzen sie nahe dem Eingang und betrachten unauffällig das, was sich ihren Blicken bietet.

Schließlich kommen als Teilnehmer noch die eine und andere Frau in Betracht, die als *yékamai* sich bereits in engen Grenzen betätigt haben; sie wollen sich im *Idjima-yékamai* sozusagen fortbilden. Zu Beginn desselben muß der Leiter ihnen die Beteiligung zusichern. Gerade am Verhalten der drei Frauen, die am 19. März 1923 zum ersten Male das *Idjima*-Haus betraten, konnte ich die Ehrfurcht und Scheu ermessen, die jedwede Person vor demselben empfindet. Es gilt als ein besonders gefürchteter Ort. Zuerst verharrten sie in ihrer Wohnung zwei bis drei Stunden in ernster Sammlung, dann traten sie heraus und wandten sich dem *Idjima*-Hause zu. Jede neigte

den Kopf tief nach unten und hielt ihre Augen mehr geschlossen als geöffnet. Mit betonter Zaghaftigkeit schob sie den einen Fuß so langsam vor den anderen, als würde sie den Erdboden befühlen; etwa 150 cm glitt sie vorwärts und etwa 80 cm wieder zurück. Einige Minuten verharrte sie regungslos, dann bewegte sie sich aufs neue. Von Zeit zu Zeit hob sie zaghaft den Kopf und richtete ihre angsterfüllten Augen auf das *lâjma*-Haus. Scheu und zitternd wandte sie ihre Blicke schnell wieder ab, als hätte sie etwas Schreckliches wahrgenommen. Ganze fünfviertel Stunden benötigte jede Frau, bis sie endlich den Eingang der *lâjma*-Hütte erreicht hatte. Hier mußte sie einige Minuten warten, von drinnen rief der Leiter sie an und hieß sie eintreten. Gebeugter kam sie sehr langsam herein und ließ sich an der für angewiesenen Stelle nieder. Jedermann, der dem *lâjma*-Hause nahekommt, fühlt, daß er wehrlos der Gewalt vieler Geister anheim fällt, die auch eine geringe Unehrerbietigkeit schwer strafen. Behend und ganz verschüchtert begeben sich selbstverständlich auch die *alaqâtyamal* zur Versammlungshütte. Bei anderen Frauen, die sowieso für das *yékamal*-Handwerk keine Lust verspüren, obsiegt die Neugierde nicht über die Furcht vor den Geistern; sie meiden entschieden jene Große Hütte. „Wer sich ihr ohne ernste Sammlung und tiefe Ehrfurcht nähert, verfällt schwerer Bestrafung von seiten der Geister!"; so wurde mir allen Ernstes mehrmals versichert.

Als günstigste Zeit für ein *lâjma-yékamal* bezeichnen unsere Yamana die stillen, zur Selbstbesinnung mahnenden Wintermonate. Dann ist die allgemeine Freude am Reisen gemindert, dann fühlt sich jede Familie am wohlsten, wenn sie möglichst lange auf der gleichen Stelle verharren kann. Die äußere Ruhe, die in der Natur herrscht, wirkt günstig auf die seelische Verfassung der *yékamal*; eben diesem Umstande tragen sie Rechnung. Einige Monate dauert diese Veranstaltung. Sie zieht sich unter Umständen in die Länge, falls die Lehrlinge, nach dem Urteil der Meister, nur langsam Fortschritte machen. Merkwürdig ist es, angesichts der unruhigen Veranlagung unserer Yamana, daß die Medizinmänner für ihr Ziel einige Monate selbst zu bleiben vermögen, obwohl sie Tag für Tag in einer ganz gleichförmigen Haltung und strengen Zusammenfassung ihrer Geisterkräfte gewungen sind.

β. Der Verlauf

Alle vollberechtigten Teilnehmer, die wirklich tätigen *yékamal* und die Lehrlinge, müssen ohne Unterbrechung im *lâjma*-Hause aushalten. Auch nicht in der Absicht dürfen sie es verlassen, in der eigenen Familienhütte eine längere Arbeit durchzuführen oder dort sich dem nächtlichen Schlafe zu widmen. Jedwede Ablenkung unterbleibt während der ganzen Zeit, die *Tagesordnung* selber dient einer ernsten Sammlung des Geistes. Die Teilnehmer verharren ununterbrochen auf ihrem Platze. Sobald sich gegen vier Uhr das Abenddunkel, beginnt das gemeinschaftliche Singen; es wird ohne Pause so lange weitergeführt, „bis die beiden *Ypélay* ihren höchsten Stand am Himmel

Abendruhestätte haben", das ist 2 bis 3 Uhr. Jetzt weiß sich jeder der Nachtruhe überlassen. Zeigt sich das erste Morgengrauen, schlüpfen alle den Schlaf wieder ab und rüsten ihre Gedanken zusammen. Regungslos hatten sie nun, bis die Sonne ihren Mittagsstand hinter sich hat. Jetzt beginnen an manchen Tagen für die abwechslungsmal einige Dienstleistungen, die sie stillschweigend verrichten. Man will ihnen die naturnotwendige Körperbewegung verschaffen, obwohl Schlaf ihnen auch mehr nottut. Sie ordnen das Hütteninnere und Schlaflager oder sammeln Brennholz im Walde und bauen es vor der Großen Hütte auf, einige begeben sich, geführt von Frauen, an den Strand hinunter und suchen nach Muscheln. Für dergleichen Beschäftigungen werden etwa drei Stunden freigegeben. Danach setzt sich jeder wieder regungslos auf seinen Platz und überläßt sich seinen Träumereien. Diese Ordnung läuft einen Tag wie den andern in gleicher Weise ab, immer mit größter Ruhe und strenger Schweigsamkeit.

Bei manchen Gelegenheiten, die bekannt sind, verrichten unsere Yamana pranzähnlich auf volle Sättigung. Im Hijos-Hause begnügen sie sich mit einer möglichst geringen Menge von Nahrung. Während dieser Verrichtung beobachtet man die Mienenarbeit als die am meisten geeignete Spitze dafür, daß die Alten und Lehrlinge sichere ihr Ziel erreichen. Nahrung nimmt jeder nur einmal am Tage zu sich und zwar bald nach dem Aufstehen. Die einmalige[*] erhaltene Mahlzeit besteht aus drei Miesmuscheln, alle anderen Teilnehmer legen sich selber die gleiche Einschränkung auf und manchen bleibt zuweilen den ganzen Tag vollständig nüchtern. Im Einzelfalle erlaubt man einem Schüler, statt der Miesmuscheln einen Fisch zu essen; er gönnt aber nur die hintere Hälfte und verzehrt die vordere samt Kopf im Feuer. Auf jeden Diener, den der Lehrling zum Mundo führt, streut man ein wenig zermahlenes Pulver.[*] Alles Essen wird in der Großen Hütte selbst gekocht, die Übrigen verzehren rohe täglich im Feuer. Nachdem der Schüler erkennbare Fortschritte, werden die drei Miesmuscheln für den Tag erst auf zwei, später sogar auf eine herabgesetzt, und zwar bis zum Abschluß der Veranstaltung. Um gewöhnt, damit er sich unaufhaltsam und schnell vervollkommne. Mehrmals täglich reicht man ihm Wasser, das er in begrenzter Menge vermittels des bekannten Seehundes, ein dünnes Röhrenknochen (S. 618), aus einer gefüllten Mytilus-Schale schlürft, ein zeichnet reicht sie ihm. Jeder Teilnehmer weiß es und den Lehrlingen wird es vom Leiter wiederholt: Je geringer das Maß von Speise und Trank ist, mit dem einer auskommt, um so schneller stellen sich Träume ein, um so lebhafter wird der Verkehr mit den Geistern, um so geeigneter macht sich jeder älteren zeichnet für seine Leistungen. Sollte ein einzelgängerisch, dem quälenden Hunger nachgebend, heimlich etwas genießen, etwa dann, wenn er im Walde Holz sammelt, gelten, wie es heißt, die zeichnet diesen Vorgehen den zeichnet bekannt. Einer von ihnen stellt darauffin jenen Sachverhalt zur Rede: „Wir wissen es, du hast heimlich außerhalb dieser Hijos-Hütte ge-

[*] Niemand konnte mir den Grund für diese merkwürdigen Vorschriften nennen.

gemacht" Eine Bemerkung folgt oder nicht, jeder Einzelne ist geeignet eingeschätzt und nimmt den Verweis oder Widerrede hin, es ist leichter für [illegible]

Für die eigentlichen Teilnehmen, die während und die abschließende, ist eine Bemerkung vorgesehen, alle sind während der ganzen Zeit, da sie sich in der Hütte aufhalten, vollständig nackt. Zur Bemalung schöpfen mit seinen Schamlendhaaren feinen Puder von einem Körperteil, oder Tee ab und verreiben es, durch Kreisbewegungen, mit Spucke. Diese Mischung sparkt er auf seine flachen Hände und verreibt sie auf dem ganzen Körper. Bevor sie eingerieben ist, hilft ihm sie anderen Hände weiter. Dieser kratzt mit den Nägeln seiner ausgestreckten Fingerspitzen von der Stirn bis zu den Knöcheln, also über den ganzen Körper, von oben nach unten, senkrechte Bahnen in die aufgetragene Farbe; diese erzeugen später den Eindruck von dunklen, eingeritzten Streifen. Manchmal kann jemand sich damit nur mit einem Finger mehrere Bahnen einzeichnen, da manchmal Tage groß der Vorräthen auch nun Puder. Das ist eine Aufforderung an alle Teilnehmen, sich ebenfalls mit zu malen und auf dieser Grundbemalung die weiße Linien anzubringen. In den Kopfhaar mischt manchmal nur trockenen weißen Puder ein, die meisten schmieren sich auf den Kopf eine weißliche Menge von der heiligen Masse zu sprengen. Um die Schläfen windet sich jeder den Federschmuck, der allein den während verbleiben ist, das speziellen, nicht etwa den Stammesführer mit Damenfedern, die Augenlid (S. [illegible]). Ohne Körperbemalung erscheint jedermann nächtlich, gewöhnlich gewöhnlich das am Nachmittag und zwar gemeinschaftlich. Jener Prozess, die die Hütten oder Zeichnen sich in der Großen Hütte aufhalten, und alle während-Frauen während sich Gemüse und Obstsäfte weiß malen, während von jedem Mannschaft bis zum Obstlippenhaus einen Gegenstücken meine Gesicht sichern. Ohne Bemalung darf niemand im Hüpa-Hause sein.

Jedem eigentlichen Teilnehmer wird schon an Beginn der Feier ein kostbarer Steinplatte angewiesen. Dieses genau zum sieben und Sehr mit einem kurzen Knüppel ab. Jedermann hält die Beine auch vom ungewandt, der während Obstsäfte nicht so sehr an den Körperumfang kommt, daß der Klumpfuß ermüdet. In den Pausen wird ein kurzes, dickes Stück von weichem, schwammartigem Holze gebogt, beschädigt genommen, als wäre es ein Nackenkissen; der Hals preßt es gegen die Hüftenwand und so hält es sich in dieser Lage. Wie unschicklich, weiß jedermann weiß und ungenehm dieses bleibens. Ohne Arme halten beiden Körperseiten hinunter. Auf die Dauer erzeugt diese Haltung über alle Maßen an und wird zu einer unerträglichen Qual. Es ist jedoch unerlaubt, daß jemand seine Füße an den Knüpf zu einer Veränderung wechselt, unmöglich darf er auch mit ausgestreckten Beinen einige Zeit dastehen; dabei hält er die Arme vor der Brust verschränkt. Unbedingt unerlaubt ist der Einfluß, den die Runde jener ungenehmen, unbequemen Gestalten auf mich gemacht hat.

Nirgends ist schon angedeutet worden, daß den Teilnehmen der ältesten Gebet knapp bemessen wird, und zwar fällt es in die ersten bis fünf

Standen von Lebensbeginn des Tages. Diese Stunde empfiehlt es, und die richtigen pflanzen sich dementsprechend in der ihnen bestimmten Richtung zu entfalten. Manche stehen die Reise etwas zu weit entfernt, die wenig weniger, daß der günstigste Moment zu der Blütenreife verfällt und der Pflanze auch weiter auch den Befruchtern trägt. Wer das nicht weiter können kann, der darf sich auch auf eine Reise legen und die Reise etwas verändern, vielleicht eher weil er einige weitere Zeit jenen Befruchtern erhalten, in ihren Blumen, von denen jenen befruchtenden Pflanzen, können schließlich die pflanzlichen, von den jenen Befruchtern im Pflanzen trägt, der hilft für sich weiter pflanzlich-pflanzlich auch im Befruchtern verhilft. Die besonderen Eingerichtungen während den Befruchtern verschiedene und befruchten Pflanzen. Dadurch, daß auch den Zwischengängen den sehr verschiedenen Blumen auch auch der pflanzlichen Befruchtern beschleunigt wird, entgehen wenn die Empfänglichkeiten und Befruchtern der Pflanzen bis zum Befruchten, ohne diesen Zeit sind damit verwirkt, wie mit der Befruchtungsbeschleunigung und dem verschiedenen Befruchtungen angewirkt.

Nach dem Glauben der Pflanzen besteht die vollkommene pflanzlich von der Entwicklung auch (S. 139ff.) den gleichen Körper wie der geschlechtliche Mensch. Die Entwicklung des Körpers beginnt hier im Blumenpflanzen bei jeder einzelpflanzlich, die einen wirklichen Beruf zu erfüllen haben. Die ganze Gestalt wird darum ganz besonders, bei die Befruchtungsmöglichkeit einige Tage im Gange, wird jeder Befruchtung, auch Anordnung der pflanzlichen pflanzlich, mit folgender Befruchtungen ein, die es nicht mehr unterbrechen darf. Ebenso Befruchtungen bei den einzelnen Pflanzen der Befruchtungsmöglichkeiten, wenn pflanzlich den Pflanzen, wenn pflanzlich den Pflanzen, wenn pflanzlich den Pflanzen

ihrem geistigen Schauen und verständigen sich gegenseitig in kurzen Worten, die für alle Schüler verständlich sind. Keinesfalls handelt es sich um ein mechanisches Zerstören der wirklichen Gesichtshaut; vielmehr glauben autosuggestiv auch die *uáwǫ́ǧlɛ́xamuš* an jene vermeintlichen Veränderungen, die jene alten Lehrmeister mit vernehmbarer Stimme besprechen. Man sagt dann weiter, daß jene außerordentliche Empfindlichkeit der Gesichtshaut zwar allmählich schwinde, doch behalte sie ihre sehr zarte Art. Im Anschluß an die Umgestaltung der Gesichtshaut bildet sich auch die übrige Haut und der ganze Körper zu jenem Scheinleibe um, den man allen *yékamuš* zuspricht.

Im Verlauf des *lóima-yékamuš* führen die alten Meister wiederholt zwei Arten von Bewegungen aus, für die sie viel Vorliebe zeigen. Mit ihren beiden hohlen Händen fahren sie über das Hüttenfeuer hinweg und fangen sozusagen eine Handvoll Wärme auf, die sie über dem Kopfe eines Lehrlings gleichsam ausschütten; zumindest dreimal hintereinander tun sie das. Auch fangen sie Wärme über dem Hüttenfeuer mit nur einer hohlen Hand auf, bei gestrecktem Arme, und führen diesen derart weiter, daß ihre hohle Hand sich auf den Mund eines Lehrlings legt; ihm schütten die förmlich die Wärme hinein. Diese beiden Bewegungsweisen, so heißt es, entfernen eine Art von undurchdringlicher Nebelwand vor den Augen des *uáwǫ́ǧlɛ́xamuš*, von nun an kann er unbehindert die Geister sehen bzw. sein Singen wird durch nichts mehr gehemmt.

Bekanntlich führen die *yékamuš* jedwede ihrer beruflichen Handlungen im Traume aus, wie man sich allgemein ausdrückt. Gemeint ist eine starke Einbildung oder Autosuggestion, eine lebhafte Phantasietätigkeit und rege Vorstellungskraft. Man behauptet, der *yékamuš* verliert seine Eigenpersönlichkeit und an deren Stelle tritt sein Geist, nämlich der ihm eigene *kɛ̀ɛ̀pix̌* bzw. *yeʃáčel-xə́ǧla;* dieser eigentlich führt das aus, was der *yékamuš* anstrebt oder wünscht. Die engste Verbindung mit seinem *yeʃáčel* erhält der *yékamuš* "im Traume". Eben deshalb ist es für ihn von ausschlaggebender Bedeutung, imstande zu sein, schnell und mühelos sich in den Traumzustand zu versetzen. Diese Kunst vor allem soll jeder Lehrling sich im *lóima-yékamuš* aneignen. Er beobachtet die anwesenden erfahrenen Meister, denen es gelingt, nach kurzem Singen ganz geistesabwesend dazusitzen; dadurch bekunden sie, ihre Eigenpersönlichkeit habe sich verloren. Entweder sinken sie in sich zusammen und verharren regungslos wie im Schlafe, oder sie bewegen gemächlich ihren Oberkörper, leise singend, hin und her, während die halbgeöffneten matten Augen wie glänzern sich auf einen bestimmten Punkt heften. Alles das ahmt der *uáwǫ́ǧlɛ́xamuš* nach; die Alten beobachten ihn, erteilen jedoch keine bestimmte Anweisung. Er selber spricht sich ebensowenig darüber aus, ob seine Einbildungskraft sich gesteigert hat und seine Phantasie lebhaft arbeitet. Von seiner Gewandtheit erfahren die gewöhnlichen Leute erst später, nachdem jeder *uáwǫ́ǧlɛ́xamuš* selbständig zu wirken begonnen hat.

In der Gewalt eines jeden *yékamuš* liegt es, seinen eigenen Schutzgeist und beliebige andere Geister durch Singen herbeizurufen. Anläßlich des *naikáku* übermittelt das *yeʃáčel-xə́ǧla* jenem Manne, dem es sich zugesellt,

seinen Gesang. Hat jener Auserwählte diesen Gesang in sich aufgenommen und sich zu eigen gemacht, besitzt er damit den Schlüssel zum Eintritt in das Reich der Geister; denn auf diesen Gesang hört vor allem der persönliche Schutzgeist und stellt sich früher oder später seinem Schützling zur Verfügung. Die Yamana behaupten nun, nicht der *yékamuš* singe wirklich, sondern sein *yeſáčel*. Genauer besagt diese Wendung: Der *yékamuš* beginnt mit dem vom *yeſáčel* übermittelten Gesang, aber binnen kurzem übernimmt das *yeſáčel* den Gesang und führt ihn lange weiter; schließlich zieht sich das *yeſáčel* aus dem Traumbilde seines *yékamuš* zurück und dieser erwacht. Bei diesen Gesängen handelt es sich um sehr einfache Melodien auf einem einzigen Tone und um solche, in denen zu Beginn oder am Schluß eine Terz oder Quart eingefügt wird; dabei wiederholen sich die Silben *háiyang háiyang hó* oder auch *hók yō yō*, endlich *hainán wagán harán* und ihnen naheliegende Lautschwankungen. Ein *uiwóglexamuš* kennt längst diese Melodien aus seiner Jugendzeit. Hier im *lóima-yékamuš* fängt er, unter lebhafter Phantasietätigkeit, eine bestimmte Melodie auf und klammert sich an sie fest; ihn belebt der Glaube, sie von seinem *yeſáčel-xégla* erhalten zu haben. Daraus erklärt sich ihre suggestive Wirkung auf das eigene Ich, so oft ein *yékamuš* sie wiederholt. Hier im *lóima-yékamuš* muß der Prüfling lernen, mit kurzem Singen sich in das Traumreich zu versetzen, in dem die Geister zu seiner Verfügung stehen. Außerhalb der *lóima*-Hütte zu singen ist nicht statthaft; denn dadurch würde das *yeſáčel* herausgelockt. Sollte aber doch ein *yeſáčel* dem Lehrling, der in den Wald gegangen ist und dort Holz sammelt, gefolgt sein und ihn zum Singen anregen, dann allerdings muß der Lehrling den Gesang aufgreifen und seine Begleiter müssen ihn dabei mit leiser Stimme unterstützen. Die fertigen *yékamuš* werden regelmäßig im Traume zum Singen angeregt und sie führen es, nachdem sie erwacht sind, selbstverständlich so lange weiter, als die Anregung anhält, d. h. ihr *yeſáčel* bei ihnen ist, ausnahmsweise sogar über die Mittagstunde hinaus.

Die Lehrlinge bleiben in der Medizinmannschule fast ganz und gar auf die eigene Beobachtung und Selbsttätigkeit angewiesen; sie schauen den alten Meistern alles und jedes ab, ahmen es nach bestem Können nach und machen es sich zu eigen. Ausführliche Belehrungen gibt es im *lóima-yékamuš* nicht. Die Autosuggestion läßt es einen jeden Prüfling fühlen, wie weit sein Wünschen bei ihm schon Wirklichkeit geworden ist. Ihrerseits erkennen die alten Meister im geistigen Schauen das, was der Lehrling erreicht hat und was von ihm noch zu erwarten ist. Hierüber sprechen sie sich nicht etwa mit bestimmten Worten aus, vielmehr verständigen sie sich untereinander in jenem Traumreiche, in dem sie jedwede Wirksamkeit ausüben.

Die bisherige Beschreibung hat nur die Lehrlinge des *lóima*-Hauses berücksichtigt. Über das Verhalten der alten Meister ließen sich viele Einzelheiten anführen; doch dürfte es genügen, einige Grundzüge zu zeichnen. Wenn ich soeben versichert habe, daß alles Beobachten und Wirken der *yékamuš* sich in ihrem geistigen Schauen vollzieht, so bleibt trotzdem bestehen,

daß sie in den späten Abendstunden mit sehr reger Tätigkeit manches aus ihren Halluzinationen mit deutlichen Worten aussprechen. Sie schildern vor allem das Auftreten ihres eigenen *yeſáčel*, sein Verhalten im *lôjma*-Hause und seinen Abschied; auch den Flug ihres eigenen *kêipix* in das Reich der Geister und sein Zusammensein mit ihnen. Das alles wickelt sich u. a. in folgender Weise ab. Während des gemeinschaftlichen Singens verstärkt ein Mann in kurzer Frist ansteigend seine Stimme, sein ganzer Körper gerät ins Zittern, seine Augen heften sich starr auf einen bestimmten Punkt und in der gleichen Richtung rutscht er ein wenig auf das Hüttenfeuer zu. Plötzlich ruft er — ich wiederhole Worte des MAĬKMIKENS —: „Mein *yeſáčel* ist schon ganz nahe!" Er erhebt sich, geht mit tief gebücktem Oberkörper rund um das Feuer, rührt diesen und jenen Mann an und fragt ihn: „Wer bist du?" Ein jeder antwortet „*Karendáylum mûtu*, ich stamme aus dieser Gegend hier!" Nachdem MAĬKMIKENS sich auf seinem Platze niedergelassen hat, spricht er weiter: „Ich sehe, wie mein *yeſáčel* und andere *yeſáčel* nach *Anjawája* gehen; dort holen sie einige *yeſáčel* ab. Sie bereiten viele Dinge vor! Seid auf der Hut und achtet auf alles, was sie tun werden!" Nach kurzem Singen und Heulen sagt MAĬKMIKENS: „Jeder muß sich immer wieder malen!" Er greift nach *čilēr*[1] und *tumgrápu*, damit reibt er sich die Wangen. Währenddessen strecken einige *yékamuš* ihre beiden hohlen Hände nach der vom Hüttenfeuer aufsteigenden Wärme aus, schöpfen sie sozusagen und schütten sie über den eigenen Körper. Dann schreit MAĬKMIKENS, am ganzen Leibe heftig zitternd: „Mein *yeſáčel* ist schon da, eben tritt es in dieses *lôjma*-Haus ein!" Dabei rutscht er an das Hüttenfeuer heran, die *yeſáčel* nämlich lieben die Wärme. MAĬKMIKENS ruft: „Mein *yeſáčel* ist jetzt bei mir! Seid ihr alle mutig und stark genug, um laut mitzusingen? Viele *yeſáčel* drängen sich in unsere *lôjma*-Hütte herein!" Jetzt beginnt ein lautes Heulen und angsterfülltes Schreien, sämtliche Anwesenden zittern erregt, als wären sie von Sinnen, jeder erhebt seine Augen und starrt wie geistesabwesend ins Weite. THOMAS brüllt dazwischen: „Ich singe aus allen Kräften! Mein *yeſáčel* ist auch schon hier und lauscht meinem Gesange!" WHAITS sagt laut: „Ich kann nicht verstehen, welche Worte die *yeſáčel* miteinander wechseln. Sehr viele sind hier im *lôjma*-Hause. Wir alle müssen kräftig singen!" Plötzlich schlägt EMILIA mit beiden Armen wie eine Wahnsinnige um sich. MAĬKMIKENS erklärt dies mit folgenden Worten: „EMILIA hat soeben ein *yeſáčel* gepackt und ins Feuer gestoßen. Das aber entwischte schnell!" Der Gesang geht erregter weiter. MAĬKMIKENS schreit: „Ich sehe, die *yeſáčel* sind sehr erzürnt! Mit ihren Schleudern werfen sie Steine gegen uns, weil EMILIA ein *yeſáčel* ins Feuer gestoßen hat. EMILIA hat dies getan, weil jenes *yeſáčel* nicht mitsingen wollte." Bald danach ergreift EMILIA die Hand des SANTIAGO und reibt mit ihrer Hand dessen Handteller, indem sie sagt: „Ich habe diesen *yêkuš* hier, den jenes *yeſáčel* mit seiner Schleuder geworfen hatte, aufgefangen; er gehört jetzt dir [SANTIAGO], ich gebe ihn dir!" Während alle Anwesenden weitersingen, fügt sie noch an: „Ich habe große Gewalt über die *Hayčélla*. Mein erster

Mann war nämlich ein tüchtiger *yékamuš*, von ihm habe ich viel gelernt!" Der Gesang wird nach einiger Zeit etwas matter; deshalb ruft Emilia gellangtigt: „Alle Leute hier scheinen sehr entmutigt zu sein! Sie strengen sich gar nicht mehr an und sind wie tot. Helft mir doch beim Singen, das mein *yeʃáčel* sehr liebt. Aus weiter Ferne kam es, aus *kíŋgtgí-tuškʷa* [auf den Islas Wollaston]. Sind alle *alwʃglétʃamuš* anwesend?" Ein vielstimmiges Ja ertönt. Emilia fährt fort, während ihre Augen ins Weite starren: „Andere *yeʃáčel* sehe ich dort auf dem Kap Hoorn. Einige gleiten fortwährend auf dem glatten Eise aus. Aber die anderen kommen mit Windeseile herbei. Schon stehen sie hier. Ich muß mich vor ihnen auf den Boden setzen!" Ein wenig später hockt sich Emilia vor mich hin, ihre flachen Hände läßt sie erregt an meinem Körper entlang gleiten, vom Scheitel bis zu den Knien, dann preßt sie ihre Hände stark gegen meine Brust und sagt mir schließlich ins Gesicht: „Dir gebe ich hiermit dein eigenes *yeʃáčel*. Aus dem äußersten Süden mit dem vielen Eise stammt es. Von jetzt an gehört es dir!" Thomas ruft laut: „Sehr freundlich benimmt sich dieses *yeʃáčel*!" Lautes Singen folgt und hält zehn Minuten an. Endlich verkündet Maiʒnikens: „Nun ziehen sich alle *yeʃáčel* wieder zurück. Das meinige ist traurig, weil es mich verlassen muß; aber das fordern eben die andern *yeʃáčel*. Schon sind sie draußen auf hoher See!" Schnell wird es wieder still in der *lójma*-Hütte, nur der eine und andere setzt mit matter Stimme sein Singen fort.

Ähnliche Auftritte wechseln einen Abend um den andern ab und alle Anwesenden beteiligen sich daran. Die Worte und Gebärden sind Ausdruck der ungeordneten Phantasietätigkeit eines jeden Sprechers, dem es jeweils freisteht, sein Fühlen in Worte zu kleiden. Dann und wann tragen die *yékamuš* auch ihre bekannten Kraftproben aus, nämlich den einen und anderen Wettstreit, zu dem gewöhnlich zwei Gegner im geistigen Schauen zusammentreten. Die übrigen *yékamuš* verfolgen genau deren Kampf und teilen den Anwesenden mit, was sie beobachten. Enttäuschung und Mißvergnügen bei jenen, deren *yékamuš* unterlegen ist, Freude und Genugtuung bei jenen, deren *yékamuš* gesiegt hat, sind die selbstverständliche Folge derartiger Kraftproben. Die alten Meister erfreuen sich reichlich daran; denn das *lójma-yékamuš* ist die beste Gelegenheit, ihr Können vor andern zu beweisen. Jene Kraftproben werden wieder abgelöst von lautem Singen und den Zwischenrufen der Anwesenden. Auf ein Zeichen des Vorstehers bricht Gesang und Rufen plötzlich und scharf ab. Sofort beugen sich alle tief nach unten und drücken ihre beiden flachen Hände stark gegen den Erdboden, als würden sie ihn pressen; damit wollen sie die vielen Geister hier in der Hütte oder in nächster Nähe zurückhalten. Nachher nimmt jeder wieder die starre Haltung ein und verharrt schweigsam auf seinem Sitzplatze. Wenn jemand die *lójma*-Hütte verläßt, ergreifen die Anwesenden seinen *kélpiš*, damit dieser zurückbleibe und auch weiterhin alle beim Singen begleite.

Mehrmals schon sind die *Hayčéllakīpa* genannt worden. Diese Geister gelten als die Beherrscher des *lójma-yékamuš*. Es gibt viele *Hayčélla*, männ-

lichen und weiblichen Geschlechtes, die eine schlimme Gesellschaft bilden. Jeder *yékamuš* besitzt seine *Hayčéllakīpa*, ebenso wie er auch sein eigenes *yeſáčel* hat. Wenn es heißt, *Hayčéllakīpa* ist Herrin und Beherrscherin des *ldíma-yékamuš*, will man damit zum Ausdruck bringen, daß die Geister dieser Art dort drinnen sich häufig bemerkbar machen, ihre Streitigkeiten unter sich mit gesteigerter Wut austragen und sämtliche Männer ihren ganzen Ingrimm fühlen lassen. Täglich finden sie sich in der Großen Hütte ein; mehrere *Hayčélla* vereinigen sich sogar und bedrohen die Runde der Männer mit dem Tode. Die *yékamuš* beobachten in ihrem geistigen Schauen alle Einzelheiten. Daher die ständige Angst und Wachsamkeit der *yékamuš* gegenüber den *Hayčélla*. Eine jede von ihnen ist zwar im Alltag ihrem eigenen *yékamuš* dienstbar, aber hier in der Großen Hütte benimmt sie sich zuweilen wie eine gewalttätige Feindin. Niemand ist hier vor ihren Übergriffen sicher, sie tobt ihre ganze Wut aus und hält alle Männer in Schrecken. Eben das wollen die Leute ausdrücken, wenn sie die *Hayčéllakīpa* als Beherrscherin des *ldíma-yékamuš* hinstellen. Die höchste Erregung und bedrohlichste Haltung dieser Geister ist dann erreicht, wenn sie alle Anwesenden zwingen, das *hęte, hęte, hętetetętę*, mit scharfem Rhythmus auf gleicher Tonhöhe schnell zu wiederholen. Man nennt es: Gesang der *Hayčéllakīpa*. Dabei erheben sich die Männer zur Gegenwehr, sie ringen diese Geister entweder nieder oder unterliegen deren Übermacht.

Eines Abends, während des üblichen Singens, erregte sich Emilia über alle Maßen. Sie schreit: „Eine *Hayčéllakīpa* hat sich des Maïxnikens bemächtigt! Ich werde sie unverzüglich umbringen!" Maïxnikens muß sich vor ihr auf die Erde hocken. Sie singt und mit dem Zeigefinger kratzt sie einen Strich in den Erdboden rund um ihn. Dann brüllt sie laut, ballt beide Fäuste, trommelt damit gegen den Erdboden, heult entsetzlich, knirscht mit den Zähnen, legt den Mund an die Erde und beißt wütend hinein. Während die andern Leute ängstlich weitersingen, setzt sich Emilia auf, und macht mit der gestreckten Hand einige hastige Bewegungen, als würde sie irgendein großes Stück auf der Erde zerschneiden und die Stücke nach allen Richtungen verteilen. Über jener Stelle am Boden häufelt sie Sand zusammen. Dann schlingt Emilia wiederholt ganz fest ihre Arme um Maïxnikens, von der Schulterhöhe bis zu den Knien hinunter, als müßte sie ihn zusammenraffen; laut heult sie währenddessen. Der ganze Auftritt besagt: Emilia hat die *Hayčéllakīpa*, in deren Gewalt sich Maïxnikens befand, umgebracht und diesen befreit. Nun meldet sich die Eifersucht der Frau des Maïxnikens, welche ruft: „Schon seit geraumer Zeit habe ich gemerkt, daß mein Mann im Banne jenes Weibes steht!" Emilia fällt ihr ins Wort: „Mit einer *Hayčéllakīpa* darf man kein Erbarmen haben! Eilig muß man sie umbringen, sie ist immer höchst gefährlich! Ein Mann, an den die *Hayčéllakīpa* sich hängt, lebt nicht mehr lange, er geht an ihr schnell zugrunde!" Wütend schlägt sie mit beiden Fäusten in der Luft umher und schreit: „Jetzt sehe ich, mein *yeſáčel* regt sich darüber auf, daß ich jene *Hayčéllakīpa* umgebracht habe;

es kommt zurück, um seinen hellen Zorn an uns allen auszutoben. Ich werde ihm offen sagen, daß ich allein die Mörderin bin; daraufhin wird es euch unbehelligt lassen!" Während sie weitersingt, macht sie Bewegungen, als würde sie Steine mit der Schleuder gegen jenen Geist werfen. Schließlich ruft sie freudig erregt: „Ich sehe, mein *yeſáčel* zieht sich wieder zurück!" Bei diesen Worten atmet Maïkmikens erleichtert auf und bekennt: „Seit langem war ich ganz mutlos, ich war völlig entkräftet, ich fühlte mich sehr bedrückt. Nun bin ich wieder frei!" Der ganze Kreis der Teilnehmer beruhigt sich daraufhin. Szenen, wie diese, wiederholen sich fast täglich. Bisweilen vereinigen die Männer ihre Kräfte und gehen gemeinsam gegen *Hayčélla* vor (S. 1411). Die Frauen im Lager geraten in Angst, so oft sie aus dem Gebrüll der Männer darauf schließen, daß diese wieder mit *Hayčélla* ringen müssen.

γ. *Der Abschluß*

Aus der vorausgegangenen Darstellung ersieht man gut, welches Ziel das *lójma-yékamuš* anstrebt: Eine volle Entfaltung der Vorstellungskraft und Autosuggestion, Belebung und Bereicherung der Phantasie, Steigerung der schnellen Verquickung äußerer Erscheinungen und alltäglicher Vorkommnisse mit den eigenen Phantasiegebilden. Ein *yékamuš* muß imstande sein, vermittels seines Gesanges sich schnell in einen Traumzustand versetzen zu können, auf daß er die Traumgestalten und Phantasiebilder als wirklich lebende Persönlichkeiten empfinde, mit ihnen umgehe und verhandle, ihnen Widerstand leiste und Aufträge erteile, als ob sie Menschen seien. Wie weit es ein *uxuɣaléxamuš* in dieser Fertigkeit bringt, läßt sich eindeutig nicht bestimmen; er bleibt mit alledem auf seine Einbildung angewiesen. Was die alten Meister hierüber aussagen, gilt nicht als sachliches Werturteil. Zu einem besonderen Verfahren entschließen sie sich bei einem Prüfling, der nur sehr langsam Fortschritte macht. Maïkmikens hat es an sich selber erfahren und mir beschrieben. Ein tüchtiger *yékamuš* stellt jenen erfolgarmen Lehrling vor sich auf und sagt ihm: „Ich werde versuchen, dich zu erwürgen!" Er ergreift eine feste Lederleine, legt sie ihm um den Hals und sagt: „Jetzt gib acht!" Der *yékamuš* würgt den Lehrling mit aller Kraft, bis dieser umfällt; wiederholt ruft er ihm zu: „Bedenke, dieses *lójma*-Haus ist ein Ort der *Hayčélla!*" Bald sieht nun der Lehrling viele *Hayčélla*, die rund um das Feuer sitzen und sich wärmen. Dann geht des Lehrlings *kéipiš* auf diese Geister zu; doch es wird ihm in deren Gesellschaft unheimlich und angsterfüllt zieht er sich wieder zurück. Der *yékamuš* nimmt jetzt jene Lederleine vom Halse des Lehrlings herunter. Seitdem hat dieser keine Mühe mehr, sich schnell in den Kreis der *kéipiš* zu versetzen; Maïkmikens versicherte dies aus eigener Erfahrung. Selbstverständlich würgt ein *yékamuš* den Lehrling nicht handgreiflich; vielmehr vollzieht sich auch dieses Verfahren im geistigen Schauen und der *yékamuš* schildert es nur in vernehmbaren Worten.

Die alten Meister erstreben mit dem *lójma-yékamuš*, einigen Prüflingen

die hinreichende Fertigkeit in dem Amt, das sie vertreten, anzuerziehen. Demnach läßt sich die Dauer dieser Schulung von vornherein nicht bestimmen. Die meisten *yékamuš*, wenn auch nicht alle, bleiben so lange beieinander, bis sie die erwünschten Erfolge erreicht haben, d. i. während des ganzen Winters, vielleicht sogar fünf Monate. Das tägliche Einerlei zermürbt die *ušwǫ́ǫlé̯xamuš* und bringt ihre Nerven in den Zustand höchster Reizbarkeit. Auf diesem Boden entwickeln sich üppig jene Halluzinationen und Phantasiegebilde, die von der Autosuggestion gewünscht und von der nächsten Umgebung angestrebt werden. Jeder Lehrling schließt sich, nach Beendigung des *lóima-yékamuš*, jenem Manne an, der ihn währenddessen besonders betreut hat. Von ihm läßt er sich allein noch weiter unterrichten, bis er die Kunst des Medizinmannes selbständig auszuüben beginnt. Die übrigen *yékamuš* beobachten auch weiterhin genau einen jeden, der in der *lóima*-Hütte ausgebildet worden ist, und verfolgen sein Wirken; sie tauschen gegenseitig ihre Meinung darüber aus, ob von ihm besondere Leistungen zu erhoffen sind oder nicht.

Haben sich die Erwartungen der alten Meister erfüllt, besprechen sie mit dem Leiter den Abschluß. Bald hat man sich geeinigt, die bekannten Besucher werden verständigt und jedermann erneuert seine Köperbemalung mit besonderer Sorgfalt. Der förmliche Abschied vom *lóima*-Hause erfolgt durch einen *čówánni*-Gesang, mit dem man die Geister der vielen Strand- und Seetiere aller Arten aufruft. Am letzten Abend also verstärken die Anwesenden zu gegebener Stunde ihr Singen, geraten in seelische Erregung und rufen zunächst die *kélpiś* jener *yékamuš*, die in dieser Gegend hier gestorben sind, in das *lóima*-Haus herein. Jeder Teilnehmer glaubt nach kurzem Singen deren Anwesenheit zu fühlen und von da an wird der Gesang nur noch matt weitergeführt. Währenddessen besinnt sich jeder auf die *čówánni*-Geister. Nach einiger Zeit wird das Singen wieder lauter und stärker. Gleichzeitig deutet jeder mit den Fingern seiner beiden Hände auf dem Erdboden laufende Bewegungen an. Damit will er zum Ausdruck bringen, daß sein *kélpiś* mit dem der Pinguine den Strand hinunter bis zur Wasserlinie läuft; von hier aus tritt sein *kélpiś* einen Flug weit über das Meer hinweg an, um aus der Ferne die *čówánni*-Geister herbeizuholen. Sogleich folgen Bewegungen der Arme, als würden die hohlen Hände fortwährend Wasser von unten nach oben schaufeln. Das besagt, daß die *kélpiś* der *llélli* (Heringe) aus den Meerestiefen emporsteigen und sich sammeln. Ihnen gesellen sich die *kélpiś* von Walen und Seelöwen, von Hochsee- und Strandvögeln bei. Mašxuikens ruft: „Es bildet sich Schaum auf den Wellen, der ständig anwächst! Bald werden die *čówánni*-Geister die Richtung auf unsere *lóima*-Hütte einschlagen!" Sofort reinigt Emilia ein wenig den Erdboden im Hüttenceingang, „damit die Kanus der *kélpiś* bequem einfahren können." Sie ruft dazwischen: „Jene *čówánni* Geister besitzen viele Fahrzeuge!" Nun starrt sie hinaus in bestimmter Richtung und bewegt ihre Arme sehr lebhaft, „damit jene Geister eilig herankommen". Das Singen aller Teilnehmer wird erregter. Emilia ruft begeistert: „Die *čówánni*-Geister sind schon ganz nahe!" Sie starrt vor sich auf den Boden

hin und schreit freudig erregt: „Hier, wo ich sitze, stehen jetzt alle Kanus! Sehr viele sind es. Wir müssen auf der Hut sein, sonst eilt dieses und jenes Kanu mit unseren *kĕlpiś* davon!" Sofort streut Black *lmi* über die vielen Fahrzeuge, d. h. auf den Platz vor Emilia, weil auch er im Geiste die vielen Kanus schaut. Ganz aufgeregt benimmt sich Emilia, sie starrt wie suchend auf den Boden und erklärt: „Diese *kĕlpiś* bringen viele Ruder mit, die Männer besitzen viele Harpunen. Ich werde jetzt einige von diesen Dingen verteilen!" Sie macht Bewegungen, als würde sie Ruder bzw. Harpunen ergreifen, und reibt die Hände aller Frauen und Männer, denen sie damit jene Dinge übermittelt. Alle Frauen machen nun Bewegungen, als würden sie rudern, und alle Männer machen Bewegungen, als würden sie eine Harpune abwerfen; dazwischen tönen schrille *hi hi hi*...-Rufe. Mit alledem wollen diese Leute den anwesenden *kĕlpiś* eine Freude bereiten. Mašemikens schreit wiederholt dazwischen: „Seid auf der Hut!" Der Gesang wird schwächer. Emilia schaut wie geistesabwesend im Kreise umher und sagt mit krächzender Stimme, als ginge ihr der Atem aus: „Mein eigener *kĕlpiś* sitzt jetzt in einem Kanu der *čōwánni*-Geister. Von diesen kenne ich gar manchen!" Noch einmal lebt das Singen auf, alle Leute beteiligen sich mit ganzer Kraft; immer ist es die einförmige Melodie auf gleicher Tonhöhe, ohne Zusammenklang der Beteiligten. Erst nach geraumer Zeit werden die Stimmen schwächer und Emilia sagt laut: „Nun werde ich alle Kanus wieder zurückschicken!" Die Leute rufen zustimmend: „Gut, sie mögen sich entfernen!" Während das schwache Singen weitergeht, erheben sich alle Anwesenden und beginnen damit, ihre Arme parallel immerfort nach vorwärts zu stoßen; dabei sind die Hände gestreckt und aufgerichtet. Diese Bewegungen begleiten sie mit lauten *kẹ́ketz*-...-Rufen und wollen damit die *čōwánni*-Geister aus dem *lōima*-Hause in weite Ferne abdrängen. Dann trampeln sie kräftig den Erdboden mit beiden Füßen, damit die *Haučélla*-Geister tief ins Erdinnere hinuntersteigen. Der Gesang verklingt endlich. Mit matten Augen schaut der und jener noch ins Weite, als verfolge er das Hinscheiden der *čōwánni*-Geister.

Mit dem erregten, etwa eine Stunde anhaltenden *čōwánni*-Gesange haben alle Anwesenden endgültig Abschied genommen von den Geistern, die in der *lōima*-Hütte aufgetreten sind. Ein jeder ergreift seine Sachen und verläßt dieselbe ohne Förmlichkeit. In der Familienhütte beginnt nun für jedermann wieder das alltägliche Einerlei. Die große *lōima*-Hütte überläßt man ihrem Schicksal. Bald zerstreuen sich die Familien in alle Richtungen.

Nicht nur das *lōima-yékamuš*, das gesamte Medizinmannwesen überhaupt ist schon lange im Besitz der Yamana. Sie wissen nichts Bestimmtes über seine Herkunft, keine Mythe erzählt davon. Der alte Thomas hat mir die Überzeugung maßgebender Leute enthüllt: „Die *yékamuš*-Einrichtung ist schon sehr alt. In weit zurückliegender Zeit haben jene Leute, die *klna*-spielend als erste in dieses unser Gebiet eingewandert sind, auch die *yékamuš*-Einrichtung mitgebracht. Sie haben dieselbe erfunden, wie sie auch das *klna* erfunden haben. Als sich dann die allgemeine Umwälzung in *Yáiaššga* voll-

zogen hat und den Weibern das *kina* durch die Männer abgenommen worden ist, da haben sich die großen *yékamuš* der damaligen Zeit in Gestirne und Tiere umgewandelt, *Lëm* und *Akáinix*, *Ašóyla* (Pseudaretus crassidens), *Yaokalla* (Milvago chimango) und noch mancher tüchtige *yékamuš*. Die wenigen Männer *[yékamuš]* und Frauen, die bei jener Umwälzung nicht zugrunde gegangen sind, wurden die Lehrmeister aller folgenden *yékamuš*. Deren gab es zu allen Zeiten." Dieser Hinweis auf die Herkunft der *yékamuš*-Einrichtung aus dem Norden besagt gleichzeitig ihren Zusammenhang mit dem *kina*; schon in Gusinde (n): 972 ist das hervorgehoben worden. Hieraus erklärt sich die Bezeichnung *qóna-xéola*, die mit *yeſáčel-xéola* gleichbedeutend ist. Mit *Watayinéiwa* wird *lóima-yékamuš* in gar keine Verbindung gebracht. Ich stellte die bestimmte Frage: „Wie verhält sich *Watayinéiwa*, wenn sich die *yékamuš* im *lóima*-Hause versammeln?" Darauf erwiderten meine Vertrauensmänner einstimmig und ohne Zaudern: „Er schaut nur zu und läßt sie gewähren!" Den erfahrenen Meistern bereitet ein *lóima-yékamuš* viel Genugtuung, erst recht dann, wenn sie einige junge Männer für ihr Amt gewinnen.

c. *Betätigung des Medizinmannes*

Wann immer ein *yékamuš* sich beruflich betätigen will, muß er sich in einen Zustand der Autosuggestion versetzen. Die Leute sagen, er wirkt "im Traume". Nun kann es sein, daß im Schlafe ein gewöhnliches Traumbild ihn lebhaft erregt und weckt. Er deutet es als das Erscheinen eines Geistes. Mit der so gewonnenen Vorstellung beschäftigt er sich im halbwachen Zustande noch weiter; damit er sie nicht verliere, singt er seine einförmige Melodie unter ruhigem Hin- und Herschwanken seines nach vorn geneigten Oberkörpers. Der Vorgang ist kurz so zu deuten, daß das eigene *yeſáčel* oder ein anderer Geist mit dem *yékamuš* in Verbindung getreten ist; diese Verbindung dauert so lange an, als er das Singen weiterführt; währenddessen werden Mitteilungen gegenseitig ausgetauscht. Aber noch häufiger geht vom *yékamuš* selber der Wunsch nach einer Verbindung mit seinem *yeſáčel* aus. Um dieses heranzuholen, setzt sich der *yékamuš* auf seine Schlafstätte, wehrt jedwede Zerstreuung ab, richtet seine Gedanken starr auf seinen Schutzgeist und singt ununterbrochen seine eigene Melodie, unter leichtem Wiegen des Oberkörpers.[399] Nach einiger Zeit wird das Singen plötzlich lebhafter: Das ist der Augenblick, in dem das *yeſáčel* selber die Melodie übernimmt und weiterführt. Damit ist die persönliche Wirkungsweise des Medizinmannes ausgeschaltet und seitdem betätigt sich das *yeſáčel*; es erkennt die Ziele und Absichten, die der *yékamuš* anstrebt, und bemüht sich seinerseits, dieselben

[399] Bridges (e): 332 und (k): 237 hat schon berichtet: Sie „stimmten viele und lange Zaubergesänge an, wenn sinnloses und einförmiges Geräusch und andauerndes Hin- und Herwiegen des Körpers so genannt werden kann ... Por medio de encantos, ayunos y mecimientos del cuerpo, procuraban inducir un estado de sobreexcitación; y llegados a esta condición, pretendían poseer poderes extraordinarios".

zu verwirklichen. Alles, was das *yeſáčel* durchführt, erfaßt der *yékamuš* in seinem eigenen Bewußtsein, er gibt sich Rechenschaft von der Gesinnung und Tätigkeit des *yeſáčel* und unterhandelt mit ihm. Verläßt es ihn wieder, verstummt das Singen und der *yékamuš* erwacht aus seiner Traumverlorenheit.

Mit diesen knappen Worten habe ich die Grundlinien des Zusammenwirkens des *yékamuš* mit seinem *yeſáčel* bzw. mit anderen Geistern gezeichnet. Der *yékamuš* mag vorhaben und erstreben, was auch immer, die ausführende Kraft ist sein *yeſáčel* bzw. ein anderer Geist. Die Leute drücken dieses Zusammenwirken in der Weise aus, daß sie sagen: „Der *kĕipiź* des *yékamuš* tritt vor dem *yeſáčel* zurück; dieses ist seitdem so lange allein tätig, als das Singen andauert." Der *yékamuš*, der irgendetwas durchführen will, beginnt also damit, von sich aus durch Singen sein *yeſáčel* anzulocken. Vereinzelt bleibt es aus, obwohl der *yékamuš* sich länger als eine Stunde singend angestrengt hat; gegenüber dieser Erfolglosigkeit stellt er sein Singen ein und teilt seiner Umgebung unumwunden mit: „Mein *yeſáčel* läßt mich heute im Stiche!" Bei anderer Gelegenheit macht er einen zweiten Versuch.

1. Sein Wirken für Stammesgenossen

Niemals verzichtet der Medizinmann, selbst wenn er in dunkler Nacht sein Singen eröffnet, auf seine an sich einfache äußere Ausstattung. Sie besteht im *apawêra*, das er sich um die Schläfen windet (S. 1389), und in einer einfachen Bemalung des Gesichtes. Hierfür verreibt er trockenes weißes Pulver im Gesicht und auf dem Kopfe, oder er zieht einen einzigen fingerdicken weißen, auch roten Strich von einem Ohrläppchen zum andern. Diese Dinge trägt er in erreichbarer Nähe ständig mit sich; seine Frau besorgt ihm zeitig genug die Farbstoffe.

Früheren Berichten und Mitteilungen konnte man unzweideutig entnehmen, daß dem *yékamuš* eine vielseitige Betätigung obliegt. Schon Despard (b): 717 hat versichert: „His business is to allay the storm; and as he must lead in funeral ceremonies, his qualifications must be to weep whenever he desires. His practice is to outshout, if possible, the roaring of the wind, and to stay the pitiless pelting of the storm by pelting mussel shells into it." Bridges schreibt: „Doctors are believed to have great power in their dreams, even to eat persons, that is, to kill them" (VSA: XI, 259; 1861); er (h): 209 und (a): 213 sagt auch: „Se decian poseídos de influencias sobrenaturales para procurar el buen o mal tiempo, curar las enfermedades etc." Nach Burleigh, „the *yékamuš* practice a kind of witchcraft and profess to be able to see into the future and foretell events" (MM: XXIII, 245; 1889). Wirklich verhält es sich so.

Auf diese mehrfache Inanspruchnahme der *yékamuš* ist es zurückzuführen, daß diese sich in ihrem Aufgabenkreise sozusagen spezialisieren, demnach fast ein jeder sich einem besonderen Teilgebiete widmet, auf dem er es zu gewisser Meisterschaft bringt. Demzufolge wissen einige *yékamuš*

sehr genau Bescheid um Himmel und Sonne, Mond und Sterne; andere um Wetter und Wolken, Regen und Schnee, Frost und Eis; wieder andere um Luftströmungen, nämlich Winde und Stürme, und um Bewegungen im Wasser, vor allem Wellen und Strudel; andere *yékamuš* kennen zuverlässig alles, was sich im Walde regt, hauptsächlich das Verhalten der Guanacos und Füchse, der Ratten und Eulen; wieder andere beobachten sorgfältig die Züge der Wale, Robben und Fischschwärme im Wasser und der Vogelschwärme an den Küsten; endlich sind gewisse *yékamuš* hervorragend tüchtig im Bekämpfen von Krankheiten. Ein Yamana also, der sich in irgendeiner Notlage sieht, wendet sich an einen befreundeten "Spezialisten", von ihm erbittet er sich Rat und Aufklärung, Hilfe und Unterstützung.

Nochmals sei betont, daß jeder Medizinmann sich beruflich nur "im Traume", d.h. im geistigen Schauen betätigt. Wie traumverloren singt er anhaltend und was er in diesem Zustande der Wachvision sieht, hat für ihn Wirklichkeitswert; er nennt und beschreibt mit vernehmbaren Worten die Einzelheiten seiner und seiner Geister Handlungsweise und auf Grund dessen verfolgen die Umstehenden seine Tätigkeit. Was immer er während des Singens zeigt oder beschreibt, ergreift oder hergibt, ist weder tatsächlich als solches vorhanden noch kann es von den anderen Leuten mit den Sinnen wahrgenommen oder mit den Händen betastet werden. Allein der *yékamuš* geht mit den verschiedensten von ihm aufgezählten Dingen, *yékuš* und Schleuder, Waffen und Gerätschaften, *kŏ̈pix̌* von Menschen und Tieren, *yeſáčel* und *Hayčélla*, in seinem Traumzustande genau so um, als wäre alles reine Wirklichkeit; die Umstehenden, denen er davon mehr oder weniger genau Mitteilung macht, glauben daran und halten es für wahr. Ruft er beispielsweise: „Ich habe diesen *yékuš*, geschleudert von einem feindlichen *yékamuš*, mit meiner rechten Hand aufgefangen und lege ihn vor meinen Füßen auf den Erdboden!", so will das besagen: In der Vision führt der *yékamuš* diese Handlungen durch, einerlei, ob er dabei auch seine Arme bewegt oder nicht. Alle Leute, die seine Worte hören, nehmen diese mit genau der gleichen Gläubigkeit entgegen, wie ein Europäer die Mitteilung über Traumbilder seines Nachbarn sich anhört; unsere Yamana aber beurteilen alle Vorgänge "im Traume" ihres *yékamuš* als wirkliches Geschehen und glauben an deren unmittelbare Wirkung bzw. an die angekündigten Erfolge.

a. *Krankenheilung*

Das Gebiet, auf dem am meisten die Medizinmänner sich betätigen und ihre Hilfe von den Landsleuten gefordert wird, ist die Krankenheilung. Zu richtiger Beurteilung dessen muß man sich vergegenwärtigen, daß der *yékamuš* nicht das eigentliche physische Leiden bekämpft. Hat sich ein solches eingestellt, kann es wohl sein — und er erkennt diesen Umstand "im Traume" oder aus einer Mitteilung seines *yeſáčel* —, daß ein böswilliger *yékamuš*, ein Feind der erkrankten Person, das Leiden ihr geschickt hat.

Liegt das wirklich vor — man könnte die Herkunft eines solchen Leidens als magisch kennzeichnen —, dann allerdings muß ein stärkerer *yékamuš* die betroffene Person davon befreien, indem er den Zauber jenes feindlichen *yékamuš* unwirksam macht. Wer beispielsweise gestolpert ist oder sich den Magen verdorben hat, der wendet ein erprobtes Mittel an, das er selber kennt oder seine Familienmitglieder ihm anraten; aber darüber hinaus unterläßt er es nicht, um ja sicher zu sein, zu einem befreundeten *yékamuš* zu gehen und sich von ihm auf dessen magische Art behandeln zu lassen. Der gewöhnliche Mensch kann nämlich nicht unterscheiden, ob sein Leiden sich einzig und allein auf natürliche Ursachen zurückführt oder ob ein böswilliger Medizinmann die Hand im Spiele hat. Die meisten Leiden, besonders jede ungünstige Beeinträchtigung des Seelenlebens, werden bewußt von einem rachsüchtigen *yékamuš* verursacht, um jenen Menschen krank zu machen oder sogar dem Tode zu überliefern.

Abb. 98. Yekuš. 1/3 n. Gr.

Der Medizinmann geht dabei folgendermaßen vor: Er versetzt sich durch sein Singen "in den Traum". Jetzt sieht er den *kēlpiš* der andern Person, ergreift einen *yēkuš* und schleudert diesen gegen jene Person; diese wird an einer mehr oder weniger gefährlichen Stelle verwundet, genau nach der Absicht des *yékamuš*. Er erkennt sogleich die Wirkung seines *yēkuš*, obwohl die betroffene Person sich erst nach einiger Zeit von dem, was ihr zugestoßen ist, Rechenschaft gibt. Über seinen Erfolg freut sich der boshafte *yékamuš*; erst recht dann, wenn er diese Handlung auf besonderen Auftrag eines Stammesgenossen ausgeführt hat. Jene andere Person nun fühlt früher oder später stechende Schmerzen, vielleicht bekommt sie Angstgefühle oder wird unvermittelt vom Schreck geschüttelt. Da sie einen äußeren Anlaß dafür nicht findet und sich ihre Lage aus augenfälligen Ursachen nicht erklären kann, offenbart sie sich einem befreundeten *yékamuš*. Dieser versetzt sich in den Traumzustand, entdeckt und beobachtet die Verwendung des *kēlpiš* jener Person, findet auch den eingedrungenen *yēkuš*, holt ihn heraus, beschaut ihn genau und erkennt daran die Person dessen, der ihn geschleudert hat. Eben, weil er stark genug ist, d. h. stärker als jener erste *yékamuš*, gelingt es ihm, die verwundete Person vom *yēkuš* zu befreien und gesunden zu lassen; andernfalls kann er in seiner Ohnmacht ihr Hilfe nicht bieten und sie muß sterben, wenn der *yēkuš* nicht zeitig genug so oder so beseitigt wird.[320] Wie

[320] Durchgehends ungenau ist diese Auffassung früher schon von Alvarez: 147, Bridges (i): 18, Cojazzi: 106, Dabbene (b): 192 u. a. angedeutet worden. Etwas bestimmter sagte Bridges einmal: „Yeccosh, they suppose, is driven into their bodies by some ill-disposed

immer auch seine Betätigung ausgefallen sein mag, bald, nachdem er wieder erwacht ist, verständigt er jene Person von ihrem Zustand und bezeichnet ihr auch den *yékamuš*, der sie verwundet hat. Überdies wendet er sich bald danach, selbstverständlich "im Traume", an jenen *yékamuš*, hält ihm seine verderbenbringende Handlungsweise vor und tadelt ihn nachdrücklich: „Wisse, daß ich stärker bin als du! Hüte dich, irgendeinen meiner Verwandten und Freunde zu schädigen! Sieh hier den *yékuš*, den du gegen X. [er nennt den Namen] geschleudert hast und von dem ich ihn befreit habe!" Der andere *yékamuš* sieht sich entlarvt und erhebt keinen Widerspruch. Gelegentlich zeigt der erfolgreiche *yékamuš* auch seiner Umgebung den *yékuš*, den er aus der verwundeten Person herausgeholt hat; alle, die den *yékuš* — selbstverständlich, zufolge den Worten der *yékamuš*, nur in ihrer Einbildung — sehen, bestaunen seine Größe und die Leistungskraft ihres Medizinmannes. Die Verwunderung der Leute steigert sich, wenn der *yékamuš* eine befreundete Person befreit hat, die bereits in höchster Gefahr durch einen feindlichen *yékamuš* schwebte, ohne selber ihren Zustand zu ahnen. Auf dem weiten Gebiet der Phantasie und Einbildung tummeln sich manche Medizinmänner reichlich; offensichtlich sind sie der Anlaß zur Verhetzung mancher Einzelpersonen und ganzer Gruppen untereinander.

Für gewöhnlich führt der *yékamuš* die Heilung unmittelbar an der kranken Person aus. Er hat sich seinen eigenen Körper mit weißer Farbe eingerieben und um die Schläfen das *apawčr-a* gewunden; zwei oder drei Stücke dieser Art legt er sich manchmal auch um den Rumpf. Durch diese äußere Aufmachung gestaltet er seine T ä t i g k e i t besonders feierlich. Der Kranke liegt auf seiner Schlafstätte ausgestreckt, neben ihm hockt der *yékamuš*; meist sind dessen Familienmitglieder anwesend. Der Medizinmann beginnt seinen Gesang und in der Wachvision bezeichnet er mit dem Finger den Körperteil, in dem der *yékuš* steckt. Zunächst preßt und knetet er jene Stelle mit den Händen; dann legt er seinen Mund an und saugt, als würde er den *yékuš* an die Oberfläche ziehen. Schließlich, im Augenblick höchster Erregung, währenddessen sein ganzer Körper beängstigend zittert, führt er einen erschütternden Ruck aus und hebt in seinen krampfhaft geballten Fäusten den hervorgeholten *yékuš* hoch. Statt dessen beugt er manchmal seinen Oberkörper tief nach vorn, drückt mit heftigen Pressungen seinen Bauch und macht anstrengende Brechbewegungen; mit alledem will er sich des *yékuš* entledigen, den er aus dem Körper des Kranken in seinen eigenen hineingesogen hat.[331] Wurde der *yékuš* bzw. ein Stein, eine Harpunenspitze,

---

doctor or other. This Yecoush, which can only be seen by a doctor, and can only be held by him, the doctors pretend to suck out of the body of the sick person, who afterwards is supposed to recover his health quickly" (VSA: XI, 258; 1864).

[331] Bridges (i): 18 schildert die Tätigkeit der Medizinmänner folgendermaßen: „They oftentimes handle the sick very roughly when in this wrought-up state, excited through much chanting and violent contortions they exorcised the pain and its cause from the body of the sufferer, pretending to do this by the hands and suction and to swallow the malady

so oder so herausgeholt, zeigt ihn der *yékamuš* auf seiner flachen Hand den Leuten rund umher. Danach führt er seine gestreckte Hand nahe an den Mund heran, der flache Handteller ist nach oben gerichtet, und mit einem starken, kurzen Luftstoß schießt er den *yékuš* in weite Ferne, daß er sich dort verliere. Nach kurzem Singen wacht der *yékamuš* allmählich auf und erlangt sein volles Bewußtsein zurück. Jedermann dankt ihm für seine Bemühungen. Die auf solche Art behandelte Person erhebt sich ebenfalls und verspürt irgendwie Erleichterung.[332] Wir würden eine derartige Erscheinung als autosuggestive Wirkung deuten.

Bei oberflächlichen Verletzungen oder wenn jemand nur gestrauchelt ist, bei einem leichten geistigen Unwohlsein oder nach unangenehmen Träumen suchen die Yamana ihren vertrauten *yékamuš* auf. Sofort behandelt er den Bittsteller mit seiner, wie ich wohl sagen darf, "magischen Massage"; daraufhin zieht jener erleichtert von dannen. Der *yékamuš* reibt nämlich sanft mit beiden flachen Händen die schmerzvolle Stelle, oder knetet die Knie- und Armgelenke, oder fährt bei einem Augenleiden mit den flachen Händen in kleinem Kreise mehrmals vor dem Gesichte her; nachher reibt er beide Hände gegeneinander, richtet die Handteller nach oben und bläst mit starkem Luftstoß, der sich wie schrilles *ft* anhört, das "Übel" weit fort. Die gleichen Bewegungen führt er über einer Person aus, die ahnungslos einen "unheilvollen Ort" betreten hat (S. 1309), oder über gewissen Nahrungsmitteln, um ihren Genuß unschädlich zu machen (S. 707).

Bestimmt und eindeutig unterscheiden die gewöhnlichen Leute, wie auch die Medizinmänner, ob ein Übel und Leiden von einem *yékamuš* oder von *Watayinčjwa* verursacht worden ist; jedweder *yékamuš* kann sich "im Traume" bzw. durch Nachfrage bei seinem *yeſáčel* darüber Gewißheit verschaffen und seine Umgebung verständigen. Falls ein Leidender sehr mühsam ę. ę stöhnt, ist es offensichtlich, daß *Hayčélla* das Übel verursacht hat und selber aus ihm herauscuft. Setzt aber eine Krankheit heftig ein und bringt ihre rasche Entwicklung den Betroffenen an den Rand des Grabes, erkennt man an diesen Umständen das Eingreifen des *Watayinčjwa*. In jedem Falle, zur Beruhigung der Leute und vor allem des Kranken, versucht es der *yékamuš* mit seiner Heilungsmethode. Er weiß es genau so gut wie seine Umgebung, daß das Leiden von *Watayinčjwa* selber jener Person zur Strafe geschickt worden ist und eine wirkliche Krankheit ist, die nur er zurücknehmen kann, daß also weder ein geschleuderter *yékuš* noch eine *Hayčéllakípa* hieran beteiligt ist. Im Bewußtsein dessen, daß *Watayinčjwa* allein Hilfe gewähren kann, strengt sich der *yékamuš* auf seine Art an und bittet gleichzeitig, im Namen des Kranken: „Möge Jener-dort-oben dir die Gesundheit zurückgeben!" Erkennt der Medizinmann sein Unvermögen gegenüber

and its cause, which was supposed to be an arrow or spear pointed flint called yecoosh, of which the doctors always professed to have a supply in their stomachs."

[332] Auf Grund dieser Beschreibung muß das richtiggestellt werden, was z. B. Bridges (k): 237, Bove (e): 158 und andere über die Behandlung eines Kranken aufgezeichnet haben.

einer Krankheit, dann wendet also auch er sich unmittelbar an jene höhere Macht, die das schwere Leiden verursacht hat. Ja noch mehr. Bevor der *yékamai* bei einer besonders ernsten Erkrankung sein Heilungsverfahren beginnt, wendet er sich betend an *Watayinčjwa* und sagt: „Heile du diesem Menschen! Wenn du ihn aber deshalb nicht gesunden lassen willst, weil du berechtigterweise ihm zürnst, so nimm doch mir zuliebe die Krankheit von ihm! Zeige dich wenigstens mir gefällig; denn mir ist es sehr darum zu tun, daß dieser Mensch gesunde. Sei gut zu mir und gib mir so viel Kraft, daß ich mit dieser Kraft ihn gesund mache! Verleihe dem Kranken Mut und gib ihm die Gesundheit zurück, mir zuliebe!" Offensichtlich ist es aufrichtige Absicht, aus der heraus der *yékamai* sich an *Watayinčjwa* mit diesen Worten und andern uralten Gebetsformeln wendet, damit der Kranke schnelle Heilung erhalte. Doch treibt auch Ehrgeiz den *yékamai*; denn weil er unter allen Umständen den Leuten sein Können beweisen will, ruft er sogar den *Watayinčjwa* zu Hilfe und pocht auf seine günstigen Beziehungen zu ihm. Sind einige Angehörige der gleichen Familie schnell hintereinander gestorben, kann es geschehen, daß ein befreundeter *yékamai* den Überlebenden sagt: „Jener *yékamai* [er bezeichnet ihn mit Namen] hat die Todesfälle verschuldet!" Nun ist es allgemeiner Glaube, daß nur *Watayinčjwa* einen Menschen sterben lassen kann. In dem erwähnten Falle wenden die Leute sich klagend an *Watayinčjwa*; sie werfen ihm vor, mit jenem *yékamai* in Verbindung zu stehen und gemeinsame Sache gemacht zu haben. Sie sagen z. B.: „*Hitapčyn*, warum hast du dich mit jenem *yékamai* eingelassen und gemeinsam mit ihm unsere Verwandten getötet?" Das ist der Schrei aus einem von Trauer gequälten Herzen, nach Art der bekannten Trauerrufe (S. 1062).

β. Allgemeine Hilfeleistung

Sowohl der einzelne Yamana als auch die geschlossene Familiengruppe wendet sich an einen befreundeten *yékamai* in den vielfachen Nöten des Alltags. Obwohl ich oft gehört habe: „*Hidálgun* verursacht das schlechte Wetter, *Hidálgun* schickt den reichlichen Schnee und die starken Stürme!", zuerkennen die Yamana doch auch ihren *yékamai* einen bestimmten Einfluß auf das Wetter.[102] Wem wäre dort im Kap Hoorn-Archipel ruhige, klare und warme Witterung nicht erwünscht? Im Winter drängen die Familien gern ihre Wohnungen etwas zusammen, so daß einige *yékamai* längere Zeit beieinander sind. Hält gelegentlich dichtes Schneegestöber an und werden die Leute traurig, versprechen ihnen die *yékamai*: „Haltet euch still und mutig, morgen [bzw. übermorgen] trifft günstigeres Wetter ein!" Die Kinder an erster Stelle benehmen sich geräuschlos und die alten Leute sind voller Erwartung: Wirklich, am angekündigten Tage läßt zumindest das Schneegestöber nach und vielleicht zeigt sich überdies ein wolkenfreier Himmel.

[102] Bridges (i): 18 und (k): 237 hat schon seinerzeit versichert, daß die Medizinmänner „had power to procure good weather and drive away bad".

Auch hörte ich einmal an einem regnerischen Tage: „Morgen wird *uzápu* [Das Sternbild: "Der Jakobsstab", S. 1276] erscheinen!" An einem andern Wintertage versicherte ein *yékamuš*: „Wir werden morgen wieder die *Ydólog-tórnasipu* sehen und damit beginnt gutes Wetter!" Wirklich, jedesmal erfüllte sich die Vorhersage. Ob jene *yékamuš* sich von einem Erfahrungswissen, begründet auf genauer Beobachtung, haben leiten lassen? Ich kann es nicht entscheiden. Jedenfalls schreiben die Leute den Wetterwechsel dem überragenden Wissen und Können der *yékamuš* zu. Beim *lápus-yékamuš* kommen bekanntlich mehrere Medizinmänner zusammen. Da diese gemeinsam ihren Einfluß auf die Naturkräfte geltend machen, herrscht, wie die Leute sagen, während der ganzen Dauer jener Veranstaltung ein günstiges Wetter.

Bei anhaltenden Stürmen sind die Leute in ihrer Bewegungsfreiheit behindert und sie geraten zuweilen in arge Not. Jetzt muß der *yékamuš* sie durch Nahrungsbeschaffung retten. Er legt sich zum Schlafe nieder, stimmt den *čiwánni*-Gesang an und ruft damit die *čiwánni*-Geister herbei. Diese führen ganze Herdengeschwärme mit sich, in deren Begleitung selbstverständlich viele andere Tierarten sind; bald bedecken diese dicht den Strand, auf dem jene notleidenden Leute wohnen. In gleicher Weise treiben die *čiwánni-Geister* viele Rundkrabben (*Lithodes autarctica*, Abb. 13) das Ufer hinauf oder bewirken, daß viele Vögel auf nahen Steinen sich niederlassen. Der *yékamuš* bedient sich auch eines andern Helfers. Im Traume ruft er einen *aídgla* zu sich und schildert ihm die bedrohliche Lage seiner Familiengruppe. Dadurch veranlaßt kehrt der *aídgla* in seine Gegend zurück und führt von dorther am nächsten Tag der bedrängten Gruppe einen Wal mit seinen Begleittieren zu (S. 1268). Sobald die Leute der vielen Tiere ansichtig werden, danken sie freudestrahlend für diese erlösende Tat ihrem *yékamuš*; er entläßt schließlich mit seinem *čiwánni-Gesange* die hilfebereiten Geister, die sich wieder weit hinaus auf die Hochsee zurückziehen. Planen die Männer für den nächsten Tag eine gemeinschaftliche Jagd, dann setzen sich die *yékamuš* tags zuvor zusammen und beginnen den *čiwánni-Gesang;* damit wollen sie für morgen die Hilfe dieser Geister sich selber und gleichzeitig guten Erfolg den Jägern sichern. Während sie singen, starren sie in die Weite, strecken beide Arme aus, öffnen die Hände und greifen in die Luft, führen die geschlossenen Hände zu ihrem Körper zurück, öffnen sie, pressen sie gegen die Brust und fahren damit, unter leichtem Druck, bis zu den Knien hinab. Mehrmals wiederholen sie dabei ein schrilles *st*. Sie wollen mit diesen Bewegungen die *hlípil* der Jagdtiere herunterholen, an sich ziehen und in ihre Gewalt bringen. Voll Vertrauen sehen die Männer am nächsten Tage hinaus.

Die Yamana glauben, daß ihre Medizinmänner die Zukunft schauen können und über ein unfehlbares Vorhersehen verfügen. Die *yékamuš*, erst recht davon überzeugt, warnen zeitig genug diese und jene Person, auch mahnen sie ihre ganze Gruppe zur Vorsicht oder stellen ein vorteilhaftes Ereignis in Aussicht. Am 22. März 1923 stand ich selber bei einigen Leuten, als Maizuzuwe deutlich vernehmbar sagte: „Ich sehe draußen ein langes

Kanu mit *toqwlkinu* [Phalacrocorax olivaceus] näher kommen!" Wirklich, tags darauf erblickten die Leute ungewöhnlich dichte Schwärme dieser Vögel, die in solcher Menge nur selten einen Wasserarm überqueren. Bei einer andern Gelegenheit rief Emlaa, indem sie wie eine Seherin auf den Ozean starrte: „Das Meer wird weiß, es bilden sich Wellenberge und viel Schaum sammelt sich!" Da die Wasseroberfläche völlig glatt war, befremdete uns ihr Wort. Aber am andern Morgen zog aus dem Osten schlechtes Wetter mit hohem Wellenschlag herauf und wir erinnerten uns, daß Emlaa gestern mittag diesen Wechsel angekündigt hatte. Einige Leute sagten verwundert: „Wie merkwürdig, daß unsere *yékamui* gar vieles im Voraus wissen!"

Wird die Bevölkerung von einer Allgemeinerkrankung befallen, etwa wegen Genusses schlechten Fleisches, oder neuerstens von einer eigentlichen Epidemie, eingeschleppt durch Europäer — was die *yékamui* bisweilen im Traume voraussehen —, fühlen sie sich zu sofortiger Abhilfe verpflichtet. Im Traume wird ihnen bekannt gegeben, an welcher Stelle sich alle Leute versammeln müssen. Diesen machen die *yékamui* davon Mitteilung und fordern unverzüglich zu einem *makéjnkinu* auf. Zunächst wird ein großes Feuer angefacht. Alle Erwachsenen und Kinder stellen sich um dasselbe herum. Sobald dieser Kreis sich zu drehen beginnt, erheben alle ihre Fäuste, heulen in dumpfen Tönen und werfen oft laute *tę tę*-Rufe dazwischen. Schließlich ergreifen sie glimmende Holzscheite und werfen diese hoch in die Luft. Sie glauben, *Watayinčjuu-sčf* habe das Leiden geschickt (S. 1049); gegen ihn also richtet sich der Ingrimm aller. Nachher stoßen sie die flachen Hände mit gespreizten Fingern wiederholt mit voller Kraft mehrmals gegen das Feuer, als würden sie das "Krankheitsübel" in die Flammen schieben. Nach diesem erregten Gebaren versprechen die *yékamui* den Leuten, daß sie bald von ihrem Leiden befreit würden.

Daran sei hier wieder erinnert, daß der Medizinmann gelegentlich eine Art von Führeramt bekleidet. Das ist offensichtlich beim *Išjuu-yékamui* und *kina* (S. 1321). Bei einer Blutrache befehligt er gewöhnlich seine Leute (S. 998) und zwei sich bekämpfende Gruppen gehen nach Anleitung ihrer *yékamui* auf einander los. Auch im Alltag holt sich *jedermann* gern Rat bei dem ihm befreundeten Medizinmanne und richtet sich nach seinen Weisungen. Erst recht dann, wenn Gefahren irgendwelcher Art drohen, nimmt die ganze Gruppe zu ihm ihre Zuflucht. Daß die *yékamui* ihren Gruppen gegenüber sich verpflichtet fühlen, ersieht man aus folgendem. Hat eine bedrückende Stimmung, ein geistiges Unwohlsein, ein allgemeines Angstgefühl die Leute erfaßt, wie etwa bei einer Allgemeinerkrankung, dann veranstalten die *yékamui* das *makéjnkinu*; auch eine Kina-Feier wird meist damit beschlossen (S. 1376). Dieses Mittel verscheucht jene besonderen Geister, die Trübsinn und allgemeine Mutlosigkeit herbeigeführt haben. Wollen die *yékamui* nach den Aufregungen eines Tages die Gemüter wieder beruhigen und für einen ungestörten Schlaf vorbereiten, stimmen sie den *tčjer*-Gesang an; dieser ist ein wirkliches Abendlied, ein alle versöhnender Abschied vom untergehenden Tage (S. 922, 954).

3. Schadenbringende Besitzung

Hat sich der yékamai selber mit einer Person verfeindet und will er sie schwer schädigen, oder trägt er sich mit der Absicht, eine persönliche Beleidigung gründlich zu rächen, oder führt er den gedungenen Auftrag eines Fremden aus, der einen Gegner bestrafen lassen will, dann muß er zunächst darnach trachten, den *kíipii* jener Person aufzufangen und in einem Beutelchen einzusperren, sollte dieser *kíipii* auch noch so weit entfernt sein. Er benötigt ein winziges Teilchen, das mit jener Person in einiger Verbindung oder Berührung gestanden hat, sei es ein Haar von ihrem Pelzmantel, ein Hölzchen aus ihrer Hütte, eine Schneeflocke aus ihrer Tasche, sei es sogar ein Haar von ihrem Haupte oder ein Splitter vom Fingernagel, sei es irgendwelches unscheinbare Ding. Dieses nimmt er in seine Hände, starrt es gewisse Zeit unentwegt an, knetet und preßt, zerrt und formt es solange, bis es die Gestalt jener zu schädigenden Person angenommen hat. In seiner Wurfweise kann er diese Umwandlung verfolgen. Dann versteckt er dieses Teilchen in einem unscheinbaren Beutelchen, *wókar* genannt.[*] Nun ist der *kíipii* jener Person darin wie in einem Gefängnis eingeschlossen und er kann sich daraus mit eigenen Kräften nicht befreien. Mit Vorliebe benützt der yékamai für ein *wókar* den dütenförmigen, etwa 3 cm langen Kokon von der Thanatopsyche chilensis (Bombycidae), ein unscheinbares feuerländisches Schmetterling, dessen Raupe ihren Kokon gewöhnlich an Berberisgesträuchen hängt. Von Zeit zu Zeit holt der yékamai sein eigenes *wókar* jenes Teilchen hervor, drückt und knetet, quetscht und preßt, zieht und zerrt es, wirft es zu Boden und stampft mit den Füßen darauf herum, schleudert es hoch in die Luft und fängt es wieder kraftvoll mit seinen Händen auf, quält es auf alle erdenkliche Art, und zwar mit einer betont grausamen Bösartigkeit. Schließlich fühlt sich jene Person, der das Teilchen im *wókar* des yékamai entstammt, etwas matt und unwohl. Je länger nun so mehr steigert sich ihre Übelkeit; sie entbehrt ja ihren *kíipii*, den der yékamai in seinem *wókar* zurückhält und andauernd quält. Da der Körper dieser Person so lange den *kíipii* entbehren muß, verausgabt er seine ganze Lebenskraft und erkrankt fortschreitend. Falls jetzt nicht ein stärkerer yékamai im Traume den Sachverhalt schaut und, die bedrohte Lage jener Person erkennend, Halt gebietet, ist sie dem Tode geweiht. Es muß, sofern er stärker ist als jener andere yékamai, unverzüglich ihren *kíipii* aus dessen *wókar* befreien und zum Körper zurückführen. Die leidende Person erfaßt es in der Regel nicht sofort genug, daß ein yékamai sie ihres *kíipii* beraubt hat; erst, nachdem viel Blut aus Nase und Mund geflossen und sie schon sehr geschwächt ist, denkt sie tüchtiger yékamai ihrer Lage auf und bringt ihr die dringend notwendige Rettung. Das geschieht auf die Weise, daß er ihren *kíipii* aus der Gewalt

---

[*] Ich kann nicht entscheiden, ob damit dasselbe gemeint ist, was im BD-278 unter "kowolaf", a skin bag in which yékamai keep their odds and ends, verzeichnet steht. Strauss (q): 307 gibt diese Wort wieder mit "Sac de guérisseur".

jener bestimmten Medikamentenart befreit, in seinen eigenen Händen auffängt und den der leidenden Person zurückstellt. Gewöhnlich steht dieser Retter den anderen während einer einstündigen Handlungsweise zur Verfügung.

Die hier beschriebene Art, einer anderen Person zu schädigen und zu Tode zu quälen, übersteigt alle früheren. Jedem Mittel, dem sie eingeflößt haben, entziehen sie in ein eigenes ein[1]. In einem unbewachten Augenblick hat sich ein früheres durch ein Verletzen nach dem anderen von dem eigentlichen Personen und damit dessen Mittel befreit, genau jedes mit Namen, spritzt jedes auf eigenen Wesen und schließlich einen jedem abermals in sein eigenes ein. Dieses Gift ist tödlich mit Tran an, und daß der Mittel unbemerklich verbrennt, und nicht ist mit Schmerzlosen an. Die eingeführte ‚Mittel' verwandelt sie sicher an einem geheimen Ort. Seiner Qualen wird er an jedem einzelnen Mittel so lange fort, bis die betreffende Person vorübergehend zusammenbricht und stirbt. Im geistigen Schauen des Medikamentes läßt der Mittel die gleiche Form und Gestalt erkennen, die dem lebendigen Menschen eigen ist, wo dem dieser gehört; allerdings sieht der früheren sich nur in winziger Größe.

Will ein Medikamente besonders nachhaltigen Eindruck bei seinen Lesern erwecken, teilt er die einen Tages zusammen. Nach kurzem Singen verwirrt er sich in Wortwirbeln. Dann zeigt er den Lesern ein wirkliches ‚Mittel' vor, hält ein verschwindend kleines Ding hervor und starrt angestrengt einer bestimmten Person an; der sagt er: „Allerweil gebe ich die deinem Mittel zurück, es war in der Gewalt dem X.[***] Das Gleiche wiederholt sich bei der einen und anderen Person. Diese sind überrascht und glauben sich an erinnern, einer größeren oder geringeren Erwartung gemäß zu haben. Nun sind sie aus erster Gefahr selbst und danken dem früheren laut für ihre Rettung; dieser steigt noch mehr in ihrer Achtung.

Einem tüchtigen Medikamente gelingt es zuweilen, einen anderen Menschen innerhalb weniger Tage umzubringen. Entweder geht er gegen einen persönlichen Feind vor oder er benützt im besonderen Auftrage einen Dritten. Irgendwo verwirrt er sich im Träumen, sein eigenes Mittel verläßt den Körper und trifft sich irgendwo mit seinem Gegenbildchen. Beide unterhalten jetzt einen intimen Augenblick und das Mittel jener Person, die sie angreifen wollen; sie umgeben ihn, singen ihn wieder und spenglen auf ihn herum. Mag der Mittel sich auch noch so tapfer wehren, Gegenhilfe ist stärker und schließlich unbedingt gegen den einen selbst, daß er tot niederfällt. Gegenhilfe ist davon und der Mittel des Medikamentes kehrt zu seinem Körper zurück. Jener armer Mensch aber wacht mit einer unbefriedigten Erwartung auf, fühlt sich nun von Neue und Mensch, Erbrechen und andere ernste Beschwerden stellen sich ein. Es ist dieser gewöhnlich, daß sein Mittel sich gar nicht davon entfernt, da der vorgegangene Markt schwere genommen zu haben.

[***] Es wurde deutlich, daß Patient einen Medikamente und einer gewöhnlich einen nähern, von dem er weiß, daß er ihm gewöhnlich oder jener Person freundlich gegenüberstehe.

Seine Eingeschlossenheit schwächte sich mit der wenigen Tagen ab, so daß er eine Leiche. Man schätzte sein Volk eines Eingeborenen mit dem selbst seine Muttersprache nicht mehr verstanden, gilt es für die verwandten Formen seiner Bewegung wurde. Allerdings gelingt es nur wenigen gelernt, diese besonders schwierige Muttersprache zu erwerben. Ob und wie die weiter geschilderte Beschäftigung mit dem sagenumwobenen Buche Wanjukijuni's über Leben und Tod der Menschen in Einklang gebracht wird, hat sein niemand erklärt. Es viel aber ist offensichtlich, daß die geheimnisvollen Formeln dieses Buches und Übungen für den Sonnengesang sind und daß jedermann von vielen übelgesinnten, feindlichen geheimnisvollen Kräften und mächten weiß.

6. Kraftgeräte

Manche Gebrauchsgegenstände können sich, bei der eine geheimnisvolle wie Kleidung von der eigenen Familiengruppe oder seiner Übergruppe vor Ansteckungsgefahr schützen will. Denn je mehr einer besitzt, um so stärker ist der Verführung, der man ihm schenkt, um so leichter stirbt er der Ansteckung allen. Gegenstände Kraftgeräte verschiedener, wichtige besonders gefährliche Tätigkeiten, die sich bei ihrer Ausübung vor Ansteckung verschützen müssen. Aber wohl gemerkt, die geheimnisvollen Stoffe als Leistungen dieser Art in ihrem geistigen Schutze vor und sie schützen alle Einzelheiten mit deutlichem Warnen. Die einst z. B. einer vor dem Einsteigen und große während seiner Tätigkeit in außerordentlicher Erregung. Plötzlich rief er: „Mein Leben ich glühende Kohlen und Hölle dieser meiner Hand!“ In der Wachstätigkeit verwahrt er seiner Arbeit vom Feuer hier, als wurde er die dem benutzenden Stücke in seiner Hand hinein; nach einiger Zeit wurde er Bewußtlosigkeitsgrenzen, als gebe er die glühenden Kohlen wieder von sich. Wenn er nachher erwachte, erzählte er selbstverständlich niemandem, aber die Umstehenden glaubten, an ihm habe sich etwas zu wallungen, wie er es geschildert hat. Inzwischen erzählt er sich dann und wann, daß er wirklich noch die Stückchen glimmender Kohle fühlt und augenblicklich wegschleudern, in dieser kurzen Zeitspanne können langwierige Brandwunden sich nicht bilden; aber seine Einbildungskraft, die durchaus nicht Betrug ist noch sein will, wurde Eindruck.[**] Gelegentlich wurde sein erzählt: „Der Medizinmann kann, wie der Gegengruppe, heute einst in einem einsamen Abenteuer den Weißen ein schönes und reichverziertes langes Schwert. Er sah selbstverständlich viele Abenteuer-Geister, die rund um den hier sich niederließen, aber vorgängig waren auf den neuen Besitz einen. Als er erwachte, konnte in seiner Nähe nicht den Frauen, daß die Abenteuer-Geister angefüllt hatten. Er griff nach einigen glühenden Kohlenstücken, legte sie sich in den Mund, auf den Schädel und im Gesicht und

[**] Von in diesem Sinne ist das, was Bauman (1) (20) und (2) (3) beobachtet hat, so daß: „Als einer z. was die alten Leuten sahen in Ingwer z. erregen bei denen verschiedene gar reichen da bei sahen sonst in ganzen alle verschie, wiederum ob Gefühle sahen ob Ingwer verschwinde. Es da ergaben gar also so Gefühl gemeinde in dem glad da bei gute z. so gestalten gar Gefühl vergehe in gemeinden die verschie Sinn die verwandt."

schlief nachher wieder ein. Später berichtete er darüber seinen Verwandten. Diese erkannten den großen Mann, verehrten ihn als Ausleiher von Verbesserung und waren sehr erstaunt." Offensichtlich ist das alles im geistigen Schauen des Weltsinnmenschen geschehen. Im März 1923 erzählte mir Gnomide: „Einst schlief ich Nähe Mont einige Stunden Mittagsruhe. Zufällig schob gerade dieser ein neues Wal auf dem breiten Wasserstrom. Es war hoher Wellengang, und einem Kamm wagte sich niemand hinaus. So blieb denn kein anderer Ausweg, als den Wal mit dieser "Kraft" herauszuführen. Sie ersten sich an die Wasserfläche und begannen zu singen. Willenskräfte schwebten wie jeder anderen selbst gegen den Wal. Die selbst schlugen ein und trieben den Wal zum Ufer. Als die Leute von dieser Handlungsweise Ihres schlafen, bestaunten sie die Männer." Wieder also ein Vorgang, der sich im geistigen Schauen des schlafenden abgespielt hat und der nachher den Umstehenden erzählt wird.

Gnomide setzte auch zwei schlafen in einen eigentlichen Wettstreit, bei dem der eine den anderen zu übertreffen suchte. Ein Beispiel wurde schon auf S. 1392 geschildert. Im allgemeinen gelten sie davon aus, daß sie sich ein bestimmtes Ziel stecken, auf das jeder seinen schlafen richtet, wenn schlafen bis dorthin gelangt oder wenn darüber hinaus fliegt, der ist der Sieger über den Gegenspieler. Eine andere Konstellation ist die, daß der eine schlafen den vom Gegner abgeschlafenen schlafen im Fluge auffängt und weiterschießt, wenn dem die Kraft nicht ausreicht, im entgegen. Dergleichen Vorgänge können die übrigen schlafen in ihrem geistigen Schauen beobachten und sie werden den gewöhnlichen Lenten davon Mitteilung. Die Überlegenheit des einen schlafen über seinen Gegner wird auch dann offenbar, wenn er einen anderen zwingt, seine schadenbringende Handlungsweise einzustellen. Beispiele dieser Art sind S. 1419, 1425 gegeben worden. Sie bewirken auch, wie leicht ein schlafen den Frieden seines und Freundschaft beeinträchtigen kann (S. 1393).

Jeder schlafen kann sich den Mißgeist eines gewöhnlichen Menschen selbst heranbilden und das um so leichter, je jünger derselbe ist. Der schlafen hält jenen "Geist" so lange in seiner Gewalt, als er ihn befiehlt, es sei denn, daß ein stärkerer schlafen ihn davon befreit. Geschieht das nicht und wird jener Mißgeist nicht freigegeben, stirbt der "verkaufte" Körper allmählich hin und der Mensch stirbt. Wenn beispielsweise ein Kobaltmännchen in seiner Hütte den Hinz-Genug anstimmt und er dabei von einem Kinde gestört wird, ergreift er diesen Mißgeist. Das wirkt sich für das Kind in der kurzen Zeit des Genusses zwar nicht übler auswirkig aus; die Auswirkung aber sind lediglich darauf beschränkt, daß der schlafen dem Kinde bald den Mißgeist wieder entreißt. Also merkt er nach Abschluß seines Genusses schwere Beeinträchtigungen, gibt den Mißgeist von sich und überredet das jenes Kind, indem er mit seinen Händen an seinen Körper anhemmde kommt und lappere gleitet. Geschieht diese Rückgabe des Mißgeist nicht, würde jenes Kind recht übler dran werden. Von der eigenen Umgebung wird jeder schlafen scharf beobachtet, das ist notwendig und nötig, damit bemerkt die gleichen oder ungleichen Dinge der Daumengenossen über den.

2. Seine Beziehungen zu Geistern

Die bisherige Beschreibung läßt keinen Zweifel darüber offen, daß alle Tätigkeit des Medizinmannes sich auf dem Gebiete des Geistigen vollzieht; auf gewisse Geister bleibt er dabei ganz und gar angewiesen. Ist er streng beruflich tätig, hat er mit *Watayindjiwa* gar keine Fühlung; er anerkennt aber in einzelnen Fällen, daß er gegen das Höchste Wesen nichts zustande bringt (S. 1420). Mit bestimmten Worten erklärte mir einmal Maiennikens: „*Watayindjiwa* kümmert sich nicht um das, was die *yékamuš* treiben. Diese lassen ihn ganz beiseite. Zuweilen allerdings bitten sie ihn um Hilfe." Ebensowenig erwähnt man Verbindungen des *yékamuš* mit *Yetájta*, auf den in der Jugendweihe hingewiesen wird (S. 894), oder mit *Tánuwa*, die beim Kina eine bedeutende Rolle spielt, oder mit der *Yoálox*-Familie, die den Yamana bedeutsame Dienste erwiesen hat (S. 1159). Die Wassergeister *Lakáma*, von denen die gewöhnlichen Leute bedroht werden, erweisen sich einem *yékamuš* wohlwollend und lassen ihn unbehelligt weiterziehen, wenn er sich durch sein Singen zu erkennen gibt. In seinem beruflichen Wirken ist er unmittelbar auf die *Yeſáčel* und *Hayrálla* angewiesen,[337] er wendet sich aber gelegentlich auch an andere Geister.

Man hat mir folgendes *lakáma-asikáku yékamuš*, d. i. der visionäre Verkehr eines *yékamuš* mit einem *lakáma*, erzählt: Ein *yékamuš* war mit einer Frau verheiratet, die auf ihn sehr eifersüchtig war. Er nahm sehr auf das Wohl seiner Landsleute Bedacht, was ihr mißfiel. Als beide wieder einmal eine Kanufahrt machten, sagte sie spöttelnd: „Ich hatte geglaubt, du seiest ein tüchtiger *yékamuš*! Andern Leuten verschaffst du allerlei zum Essen; für mich läßt du weder einen Wal noch Fische stranden, weder Vögel landen noch Rundkrabben aufsteigen. Du solltest dich deines Weibes viel mehr annehmen!" Der *yékamuš* wurde durch diese anzüglichen Worte arg verstimmt und ohne zu erwidern, legte er sich nieder. Obwohl er seine Augen geschlossen hielt, stichelte seine Frau weiter. Erst als der Medizinmann laut schnarchte, hörte sie auf. Sie steuerte ihr Kanu auf *Kágwaja* hin. Währenddessen schlief der *yékamuš* und rief zwei *Lakáma* aus *Kálawa* [im Westen] herbei, das weit entfernt war. Diese trafen schließlich in *Kágwaja* ein, faßten sogleich das Kanu und hoben den Bug hoch. Angsterfüllt rief die Frau ihren Mann, der noch schlief: „Stehe auf und hilf mir in dieser Gefahr, du bist ja ein *yékamuš*!" Er erwiderte ganz ruhig: „Versuche es, allein fertig zu werden. Du hast mir oft genug zu verstehen gegeben, ich leiste nichts!" Sie flehte: „Laß dich erbitten und hilf mir, sonst bringen mich die *Lakáma* um!" Nachdem seine Frau lange gezittert hatte, richtete er sich auf, rührte aber noch immer keine Hand. Die Frau schwebte in entsetzlicher Angst. Schließlich trug er ihr auf: „Bemale beide *Lakáma* mit weißer Farbe!" Sie erwiderte: „Unmöglich, das bringe

[337] Davon hat schon Bascaas (h): 238 gesprochen: „El yecamush pretende tener trato con seres llamados yapahchel y hoschiella, y con estos lo que les dan la facultad de ver y hacer cosas fabulosas, y especialmente la de curar y matar."

ich nicht zustande!" Da sagte er ihr: „So reiche mir den Farbstoff!" Damit näherte er sich dem Bug, neigte sich hinaus und bemalte beide *Lakúma*; der eine war auf der rechten und der andere auf der linken Seite. Die *Lakúma* ließen das widerstandslos an sich geschehen. Nachher richtete sich der *yékamuš* auf, streckte beide Arme aus und lachte *hī hī* ... Die beiden *Lakúma* ließen das Kanu langsam sinken und tauchten selber unter. Augenblicklich schickten sie dem Kanu günstigen Wind und schnell erreichte es sein Ziel. Die Frau war gänzlich umgestimmt und bekannte reumütig ihrem Manne: „Bisher habe ich mich über dich lustig gemacht und dich sehr niedrig eingeschätzt; nun weiß ich, daß du wirklich ein tüchtiger *yékamuš* bist!"

a. Die Yeſačel

Bekanntlich steht jedwedem Yamana ein Schutzgeist zur Seite, *yeſáčel* genannt. Während die gewöhnlichen Leute diesen Glauben wenig oder gar nicht wirksam machen, unterhält jeder *yékamuš* mit seinem *yeſáčel* die engsten Beziehungen. Sogar im BD: 661 wird diese Tatsache bestätigt: *yāpāčāl*, a being of more than human power and sagacity whom the *yékamuš* claimed as their inspiring power and instructor.

Der Medizinmann behandelt das *yeſáčel* so etwa wie sein Kind; er ruft es mit zärtlichem Singen herbei und spricht sich ganz vertraulich mit ihm aus; er erteilt ihm allerlei Aufträge, die es widerspruchslos erfüllt. Der *kēlpiš* des *yékamuš* verkehrt mit dem *yeſáčel* in allem und jedem genau nach Menschenart, im geistigen Schauen sehen sie sich und verhandeln miteinander. Das *yeſáčel* ist es eigentlich, von dem das berufliche Wirken des Medizinmannes ausgeführt wird. Während es allein in weiter Ferne tätig ist, verharrt jener gänzlich regungslos, hingestreckt auf seinem Lager und wartet, bis es sich des erteilten Auftrages entledigt hat;[m] bleibt es in der Nähe, führt es den vom *yékamuš* angestimmten Gesang weiter, d. h. es singt aus diesem heraus. Der *yékamuš* ruft seinen kleinen Schutzgeist, so oft er dessen Hilfe bedarf, vermittels jenes bestimmten Gesanges zu sich, den das *yeſáčel* ihm vor langer Zeit, bei Berufung zu diesem Amte, überlassen hat (S. 1398, 1407). Dieses Singen heißt *ušúna yeſáčel* und *ašúna lóima*. Sollte *yeſáčel* sich ausnahmsweise nicht einstellen, fühlt sich der *yékamuš* vereinsamt und enttäuscht; er sagt klagend und laut genug, daß seine Umgebung ihn versteht: „Wo hält sich denn heute mein *yeſáčel* auf? Es wird wohl im Walde zurückgeblieben sein und mich läßt es hier warten. So ist mir jetzt mein Gesang nicht gelungen, ich werde ihn später wiederholen müssen!" Mit ihresgleichen und mit den *yékamuš* unterhalten sich die *yeſáčel* in eigener Sprache. Sie hört sich für gewöhnliche Menschen zwar wie tiefklingende *tę, tē*-Laute an, doch verbergen sich darunter Worte, die für alle *yeſáčel* und *yékamuš* verständlich sind.

[m] Diesen Zustand hat auch Bridges (i): 18 angedeutet: „When under the influence of the yapachel they pretended to be insensible to outward things, the burning of the fire and the presence of their friends. They at such times acted as though really possessed."

In der Gesellschaft seines *yeſáčel* fühlt sich der *yékamuš* wohl. Um es dann und wann bei sich zurückzuhalten, preßt er beide Hände mit starkem Druck gegen die Brust oder er legt sie an die Gurgel. Das *yeſáčel* berichtet aus eigenem Antrieb seinem *yékamuš* diese und jene Dinge, die für ihn wissenswert sind. Dieser Schutzgeist ist die tätige Kraft in der Wirksamkeit des *yékamuš* und sein engster Begleiter auf Lebenszeit, immer zu seiner Verfügung stehend.

β. Die Haučella

Außer einem *yeſáčel* steht dem Medizinmanne eine *Hayčéllakīpa* zur Seite. Allerdings treffen sie sich beide nicht häufig; dafür aber ist die *Hayčélla* unvergleichlich mächtiger als das *yeſáčel*. Die Herkunft dieser Geister, die männlichen und weiblichen Geschlechtes sind, ist schon beschrieben worden (S. 1158). Hierzu sei ergänzt, was Maikmikens mir im August 1923 erzählt hat: Damals, als die allgemeine Umwälzung sich vollzog, enteilten einige Weiber ihrer Kina-Hütte und verbargen sich auf den Islas Wollaston. Dort wurden sie zu *Hayčéllakīpa* und drangen in die Erde ein. Sie stehen den Menschen feindlich gegenüber. Einer jeden gelang es, einen Mann in das Innere der Erde hinunter zu ziehen; dort wurde er zu einem *Hayčélla*. Alle gehen darauf aus, unsere Männer und Frauen mit ihren Liebeständeleien zu umgarnen. Sehr übel ist es, daß vereinzelt [männliche] *Hayčélla* sich sogar mit unseren Männern und *Hayčéllakīpa* sich sogar mit unsern Frauen vergehen.“[1] Wer von diesen Geistern berückt wird, der ist verloren, es sei denn, daß ein *yékamuš* ihn zeitig genug rettet. Aber echte Liebe ist das nicht. Gehe ich da, ganz in Gedanken verloren, zu einem Bache, scheint vor mir plötzlich ein bezaubernd schönes Weib auf, das mich schmeichelnd anlockt und widerstandslos gefangen hält. Das ist eine *Hayčéllakīpa*. Seitdem werde ich dieses Bild nicht mehr los, es steht unwandelbar vor meinen [geistigen] Augen, es hält mich im Liebesbann gefangen. Wo ich gehe und stehe, wo ich sitze und arbeite, überall schwebt mir dieses Bild vor, es folgt mir überallhin nach. Monate vergehen und immer noch überwältigt mich das Bild jenes Weibes. Während sich das alles mit jenem Manne abwickelt, kommt ihm schließlich die rechte Einsicht und er sagt: „Jede Bewegung ist mir beschwerlich, ich fühle mich unwohl, meine Kräfte sind mir längst entschwunden. Von jener Frau aber kann ich mich nicht mehr trennen, ich bin ihr derart eng verbunden, als wären wir verheiratet. Als ob eine Krankheit in meinen Leib eingedrungen sei, so erfüllt und beherrscht mich jenes Weib; es hat mich längst bezwungen, ich muß sterben!“ So redet ein solcher Mann. Wirklich zieht ihn die *Hayčéllakīpa* zu sich unter die Erde, sein *kēlpiš* bleibt mit ihr für immer verheiratet und sein Leib auf der Erde stirbt. In gleicher Weise berückt ein [männlicher] *Hayčélla* eine Yamana-Frau, bis auch sie ihm ganz und gar anheimfällt. Ein *yékamuš* erkennt genau, was zwischen einem jeden von unsern Leuten und

[1] Mit diesen Worten wird deutlich homosexueller Verkehr angegeben, aber doch nur als eine seltene Entgleisung der genannten schlimmen Geister.

den *Haučélla* sich abquälte; zeitig genug muß er ihn aus der Gewalt jener üblen Erdgeister befreien, damit er nicht zu einem sicheren Tode komme.

Maïsenikens hat an diese Schilderung noch folgende angefügt: Als junger Mann bin ich mit meinem Vetter durch den Canal Molinare südwärts gefahren. Er stand in Verbindung mit einer *Haučélla*, ohne daß er sich Rechenschaft davon gab. Seit mehreren Tagen schon hatte er nichts gegessen. Obwohl ich ihm mehrmals zu essen anbot, nahm er nichts zu sich. Regelmäßig entgegnete er: „Zum Essen fehlt mir alle Lust! Ich weiß nicht, was mit mir vorgeht!" Wir kamen an einer Stelle vorbei, an der wir viele Vogeleier fanden. Mein Vetter aß nichts. Als wir weiterfuhren, leuchtete mir plötzlich ein: Mein Vetter ist in der Gewalt einer *Haučélla!* Nachdem wir einige Zeit weitergefahren waren, sprang er im Vorderteil des Kanus auf und schrie ängstlich: „Ein bedrohliches Unwetter zieht herauf!" Ich erwiderte: „Keineswegs! Wir haben herrliches, ruhiges Wetter!" Er war ganz von Sinnen. Als wir *Arákuwčlla* erreicht hatten, befahl mein Vetter: „Zünde ein großes Feuer an! Schon kommt sie näher und bringt viele *axlya* [Rundkrabben] mit." Ich tat nach seinen Worten, doch bald befahl er wieder: „Fache das Feuer stärker an! Sie wird von der Kälte empfindlich geplagt." Ich war sprachlos. Da schrie mein Vetter: „Jetzt ist sie hier und packt mich!" Augenblicklich griff ich nach einem Knüppel und schlug damit rund um meinen Vetter. Allmählich beruhigte er sich, wir legten uns nieder und schliefen ein. Da mein Vetter sich am andern Morgen wohler fühlte, fuhren wir nach *Hakétexiáka*. Dort angekommen, landeten wir. Voll Verzweiflung sagte er mir: „Laß du dich warnen! — Ich muß bald sterben." In meiner Angst griff ich wieder nach einem Knüppel und schlug dicht neben meinem Vetter auf die *Haučéllakipa* los. Diese aber entwischte unter der Hüttenwand hinaus ins Freie. Mein Vetter eilte ihr sofort nach und rief sehnsüchtig: „Mein Weib entflieht!" Nach einigen Schritten brach er zusammen und war tot.

Allgemein bezeichnet man das Innere der Erde als den regelmäßigen Aufenthalt der *Haučélla*-Gesellschaft. Dort bewohnen diese Geister gemeinsam eine außerordentlich geräumige Hütte. Was jeder einzelne dort treibt, kann ein *yékamuš* in seinem geistigen Schauen mehr oder weniger deutlich beobachten. Maïsenikens hat mir versichert: „Wenn ein *yékamuš* plötzlich niederfällt, wie betrunken zusammenbricht und regungslos liegen bleibt, dann gerade sieht er ganz klar, was in der geräumigen Hütte der *Haučélla*-Gesellschaft vor sich geht." Man bezeichnet die *Idima*-Hütte deshalb als "Haus der *Haučélla*", weil diese Geister hier den Männern mehr als anderswo zu schaffen machen. Mit Vorliebe verweilen einzelne *Haučélla* an den sogenannten "gefährlichen Orten", denen jeder Yamana ängstlich ausweicht (S. 1309). Calderon erzählte: „Betritt ein einzelner Mann ahnungslos eine solche Stelle, so wird er plötzlich matt, setzt sich erschöpft nieder und schläft ein. Im Traume sieht er sich neben einer *Haučéllakipa* liegen, die ihn liebkost und geschlechtlich mißbraucht. Da er sich ganz entkräftet fühlt, kann er sich ihrer nicht erwehren und muß sie gewähren lassen. Nachdem er

aufgewacht ist, erinnert er sich nur schwach noch dessen, was er im Traume erlebt hat und erschrickt darüber, in der Umarmung der *Hayčélla* gelegen zu haben. Seine eigene Schwäche zwingt ihn, sich wieder niederzulegen, und Traumseligkeit überfällt ihn. Das alles bewirkt die *Hayčéllakīpa*, weil sie mit ihm geschlechtlich verkehren will. Lange Wochen dauert ein derartiger Zustand an, bis ein tüchtiger *yékamuš* den widerstandslosen Mann befreit. Der *yékamuš* sieht ja, wie eine *Hayčélla* mit jedem Manne umgeht, den sie in ihre Umarmung gebannt hat; mit seinem Singen holt er die *čówánni*-Geister herbei, die einen solchen Mann aus dem Banne jenes Weibes wieder herausreißen müssen. Ein schweres Ringen setzt ein, das der *yékamuš* im Traume verfolgt. Die Geister fassen jenen Mann [seinen *kēipix*] und zerren ihn weg; er blutet und seine Eingeweide hängen heraus. Die *Hayčélla* verteidigt ihn gegen die Geister und wehrt diese ab. Schließlich aber siegen die vielen *čówánni*-Geister, befreien den Mann aus dem Banne der *Hayčélla* und bringen ihn auf die Erde zurück. Für immer ist er nun jenes bösen Weibes ledig und langsam erholt er sich von seiner Schwäche. Die *čówánni*-Geister sind eben die Helfer des *yékamuš;* sie benehmen sich wie Menschen, sehen und kennen alles, er verkehrt mit ihnen wie mit seinesgleichen und erteilt ihnen Aufträge, die sie nach seinem Wunsche durchführen. Der *yékamuš* ist gänzlich frei, sich dieser Geister zu bedienen; aber er hilft nur jenen Personen, denen er seine Hilfe angedeihen lassen will. Daß viele andere Yamana im Banne der *Hayčélla* stehen, sieht er zwar, bemüht sich aber nicht um sie."

Ausnahmsweise besitzt ein *yékamuš* ein weibliches *yeſáčel* als Schutzgeist. Dieses ist wie seine Tochter, ungeziemende Dinge darf er sich mit ihr nicht zu schulden kommen lassen. Falls aber der *yékamuš* sein [weibliches] *yeſáčel* zu Liebeleien zwingt, wird seine *Hayčéllakīpa* eifersüchtig, kommt im Traume zu ihm, überläßt sich ihm und macht ihn glauben, er sei in der Umarmung des *yeſáčel*. Der *yékamuš* fühlt sich überglücklich; er weiß ja nicht, daß er durch seine *Hayčéllakīpa* irregeführt wird. Langsam ermattet er, sein Zustand verschlimmert sich unaufhaltsam und schließlich gerät er beim Sterben ganz in die Gewalt der *Hayčéllakīpa*. Von vornherein muß ein solcher *yékamuš* wegen seines weiblichen *yeſáčel* auf der Hut sein. Wieder tritt zutage, daß alle *Hayčélla*-Geister den gewöhnlichen Menschen wie den *yékamuš* unfreundlich, mißgünstig, ja feindlich gegenüberstehen.

Aus der schon mehrmals erwähnten geschlechtlichen Vereinigung eines Yamana mit einem *Hayčélla*-Geiste gehen K i n d e r hervor. „Diese sind immer vollwertige *Hayčélla*, bleiben bei der *Hayčélla*-Gesellschaft in der Erde und lassen zeitweilig den oder jenen Menschen ihre Abneigung fühlen. Sehr zahlreich sind die *Hayčélla*-Geister. Ein *yékamuš* kennt jeden genau."

Zwar muß sogar der *yékamuš* vor seiner *Hayčéllakīpa* auf der Hut sein, doch ist sie ihm eine verläßliche H e l f e r i n bei einer besonders schwierigen Tat. Will er schnell einen Feind aus dem Wege schaffen, schickt er gegen ihn seine *Hayčéllakīpa* ab. Sie dringt in dessen Leib ein, der ungeheuer anschwillt, und bald ist das Ende da. Mancher Person ist es ein Genuß, den Lockungen

der *Hayčéllakīpa* in die Erde hinein zu folgen und bei ihr zu bleiben (S. 1100). Hierzu erhielt ich folgende Erklärung: „Wenn jemand auf Veranlassung eines *Hayčélla*-Geistes stirbt, so lebt sein *kĕ̄pix* in der *Hayčélla*-Gesellschaft weiter; er wird aber nicht auch ein *Hayčélla* und tut keinem Menschen etwas zu leide. Die *yékamuš* müssen darauf achten, daß kein Yamana sich von den *Hayčélla* berücken läßt oder von diesen zugrunde gerichtet wird." Ist eine Person im Banne eines *Hayčélla*-Geistes, dann lädt der *yékamuš* mehrere Männer ein, daß sie um jene kranke Person einen enggeschlossenen Kreis bilden. Er selber hält einige Zeit den bösen Geist in diesem Kreise zurück, auf daß er ermatte; nachher beißt der *yékamuš* wütend in den Erdboden und verwundet den *Hayčélla*-Geist tödlich. Damit ist der Kranke erlöst. Es kommt auch vor, daß ein böswilliger Medizinmann auf einem Gange durch das Lager von seiner *Hayčéllakīpa* begleitet wird. Gehen beide an einem ahnungslosen Kinde vorbei, nimmt sie dessen *kĕ̄pix* fort. Eilig muß ein aufmerksamer *yékamuš* der *Hayčéllakīpa* den geraubten *kĕ̄pix* entreißen und ihn dem Kinde zurückgeben. Also ruft er das Kind herbei, fährt mit seinen flachen Händen sanft streichend an dessen Körper mehrmals auf und ab, macht Brechbewegungen und hustet unter starken Erschütterungen; schließlich knetet er des Kindes Körper und erklärt: „Nun hast du deinen *kĕ̄pix* zurück!"

Eine gewisse Folgerichtigkeit sehe ich darin, daß die Yamana das e r s t e K r a n k s e i n mit diesen Geistern in Verbindung bringen. Es wird erzählt: „Vor der allgemeinen Umwälzung in *Yáinaiága* gab es keinen einzigen Kranken. Nach derselben aber fühlte plötzlich ein Mann heftige Schmerzen, die andauerten; er war krank und mußte liegen bleiben. Aufgeregt liefen viele Männer zusammen und überlegten, wie wohl das Kranksein zustande gekommen wäre. Nach langem Suchen entdeckten sie, daß das Leiden von jener böswilligen Frau herstamme, die damals entwischt und nach Süden geflüchtet war, wo sie in die Erde eindrang."[349] Die Männer nannten jenes gefährliche Weib *Hayčéllakīpa*. Dann überlegten sie, wie sie sich gegen das Kranksein schützen könnten und beauftragten die *yékamuš*, allen Yamana ihre Hilfe zu bieten." Diese Angaben beleuchten gut die erste Betätigung der Medizinmänner.

d. Eigenart des Medizinmannwesens

Aus der vorliegenden Beschreibung ergibt sich mit Bestimmtheit, daß der *yékamuš* eine Sonderstellung im Yamana-Volke einnimmt. Die P e r s o n des Medizinmannes ist mehr oder weniger gefürchtet, mag er seiner Familiengruppe noch so viel Hilfe gewähren. Da er doch darnach trachtet, andern Stammesgenossen gelegentlich sogar empfindlichen Schaden und den Tod zuzufügen, sei es aus eigenem Antrieb, sei es auf Bitten eines Freundes, ent-

[349] Einmal heißt es, „eine Frau hat es versucht, ob sie sich umwandeln und eine Haučella werden könnte" (S. 1158); ein andermal wird gesagt, daß „einige Weiber auf den Inseln Wollaston zu Haučella wurden und in die Erde eindrangen" (S. 1430). Der Unterschied in der Personenzahl ist belanglos, bedeutsam ist die übereinstimmend geschilderte Tatsache.

fernt er sich weit von der oft empfohlenen Tugend allgemeiner Hilfsbereitschaft. Die Vorzugsstellung, die man ihm bei manchen Anlässen einräumt, widerspricht der Gleichberechtigung, die allgemein den Stammesmitgliedern zuerkannt wird. Eine Folge davon ist, daß jeder *yékamuš* übertrieben ängstlich auf seine persönliche Ehre bedacht ist, wie das die Geschichten vom Medizinmann (S. 1266) beweisen. Damit verbindet sich Selbstsucht, die im Alltag unserer Yamana arg verpönt ist. Hat ein *yékamuš* auf eine schöne, tüchtige Frauensperson sein Auge geworfen, so folgt diese ihm in die Ehe auch dann, wenn sie nur wenig Lust dazu verspürt; aber geleitet von der Überlegung, daß er ihr bei einer Weigerung ernsten Schaden zufügen könnte. Ausschließlich den *yékamuš* ist der besondere Federschmuck *apawêr-a*, eine eigene Bemalung und das *lôima-yékamuš* vorbehalten. Sitzen mehrere Medizinmänner im Kreise beieinander, müssen sich die andern Leute, vor allem die Kinder, besonders ehrfürchtig und schweigsam benehmen, auf daß jene nicht gestört werden. Gar oft ergreift ein *yékamuš* den Geist jener Person, die ihm nahe kommt. Deshalb ist es ratsam, nicht hinter ihm, sondern vor ihm vorbeizugehen, damit man sein Verhalten beobachte. Müßte jemand an seinem Rücken vorbeigehen, soll er das sehr langsam und vorsichtig tun. Die Medizinmänner trauen einander selber nicht. Wer einen Bissen Fleisch oder einen Schluck Wasser zum Munde führt, soll vorher das "Unheil" entfernen, das ein Feind möglicherweise hineingelegt hat; andernfalls erkrankt er. Also macht er Bewegungen, als würde er das "Übel" herausschöpfen, legt es auf die flache Hand und bläst es weit fort.

Eine sorgfältige Behandlung erfährt der Leichnam eines Medizinmannes. Bald nach dem Ableben wird er in der Weise, die ihm eigentümlich ist, bemalt und mit dem *apawêr-a* geschmückt (S. 1105); auch ganz rot bemalt man ihn (S. 1151). Daneben legt man seine dinglichen Besitzgüter und steckt die Hütte in Brand.[241] Die vielen Leute, die sich eingefunden haben, werfen allerlei Gegenstände, die sie eben erreichen, ins Feuer; sie entledigen sich derselben aus Wertschätzung des Toten (S. 1111). Da in neuester Zeit auch die Medizinmänner beerdigt werden, achtet man darauf, daß das Gesicht nach oben gewendet bleibt. Die Gemeinschaft der Seelen aller verstorbenen *yékamuš* und jener Menschen, die ertrunken sind, betrachtet man als die eigentlichen *âlulušôala*. Diese Bezeichnung, die auch eine mehr allgemeine Bedeutung hat (S. 1101), hängt mit *ălăuš* im BD: 91 zusammen. Jene Seelen bewegen sich nach Osten hin, wo sie verweilen.[242] Nachts kehren sie manchmal in ihre Heimat zurück und jeder lebende Medizinmann kann sie sehen. Nelly Lawrence erzählte allen Ernstes: „Da im nächtlichen Traume oder im träumerischen Brüten tagsüber unsere *kĕlĕpiš* gern nach Osten ziehen, müssen die *yékamuš* singen

[241] Despard (b): 717 behauptet: „When yacoomosh dies, his body is burned to ashes, and those ashes thrown to the winds he rules so mightily, for them to make sport withal." Der letzte Teil ist unrichtig.

[242] Zwar schreibt Bridges (i): 19, daß „shooting stars were spoken of as the dead wizards of their people". Doch habe ich diesen Glauben nicht angetroffen. Bekanntlich werden Sternschnuppen von den Selk'nam als "Spiel der Medizinmänner" gedeutet (Bd. I, 680).

und die *kĕlpiš* bald zurückholen; sonst verlieren sie sich in jener fernen Gegend, wo eigentlich die *kĕlpiš* der toten *yékamuš* sich aufhalten." Mit alledem ist die Sonderstellung der Medizinmänner gekennzeichnet, mögen sie sich auch im Alltag gar nicht von ihren Landsleuten merklich unterscheiden, sondern als echte Yamana sich nach der Stammesüberlieferung einrichten.

Betrachtet man Sinn und Charakter des Medizinmannwesens, so wird die Eigenart dieser Einrichtung offenkundig. Sie entspricht weder der naturhaften Veranlagung unserer Yamana noch den Grundzügen ihrer geistigen Haltung. Die Mythe verlegt den Ursprung des Medizinmannwesens außerhalb der Grenzen des heutigen Yamana-Gebietes und bringt es in enge Beziehung zum Kina. Als erste *yékamuš* hat Maŭzmikens den *Hĕ̆pul*, den *Yovokallŋ* und andere Vögel bezeichnet (S. 1268, 1271). „Diese haben ihre Kunst einigen Leuten gelehrt und so ist sie auf uns gekommen!" Mit andern Einrichtungen unserer Feuerländer zeigt das Medizinmannwesen keine Zusammenhänge, es steht in ihrem Kulturganzen deutlich als eine Sonderbildung da.

G. Die geistige Befähigung

Kein Volk auf amerikanischem Boden ist von der gesamten Europäerwelt derart niedrig eingeschätzt und gering gewertet worden, wie unsere Yamana. Richtunggebender Anstoß zu diesem ungerechten Urteil sind schon die Mannschaften der holländischen Flotte des L'Hermite gewesen, die als erste Europäer den Bewohnern des Kap Hoorn-Archipels zu Gesicht gekommen sind (S. 50). Weitester Verbreitung indes erfreute sich die mangelhafte und ungenaue Schilderung, die der damals 22jährige Charles Darwin niedergeschrieben hat (S. 97). Zwar hat er in seinen Schriften vereinzelt einen richtigen Ausspruch[443] getan und als hochbejahrter Mann seine Meinung sehr zu Gunsten unserer Feuerländer geändert (S. 106), doch ist davon die Voreingenommenheit der Allgemeinheit nicht beeinflußt worden. Wer die staunenswert zahlreichen Berichte der Missionare (S. 146) durchblättert, den berührt es eigenartig, daß diese fast nur geringschätzig, ja verächtlich von der geistigen Haltung dieser Eingeborenen sprechen, und daß auch nach jahrzehntelanger Berührung sich ihr Urteil über sie nicht gebessert hat. In der Unterschätzung des gesamten geistigen Kulturgutes unserer Feuerländer ist Bridges allen andern Missionaren zuvorgekommen (S. 323); es wäre ja auch keinem von diesen gelungen, ihm gegenüber mit einer andern Meinung durchzudringen. Die Yamana hatten es bald erfaßt, daß Bridges ihre eigenen Anschauungen und Gebräuche, die ihnen ausnahmslos wertvoll und verehrungswürdig waren, mit betonter Verachtung ablehnte; deshalb entfernten sie sich von ihm und verschlossen ihm

[443] Er (*f*): I, 234 sagte: „Die Feuerländer gehören zu den niedersten Barbaren; ich habe mich aber fortwährend darüber wundern müssen, wie genau die drei an Bord der "Beagle" befindlichen Feuerländer ... und in der ganzen Anlage den meisten unserer geistigen Fähigkeiten glichen."

unerreichbar viele ihrer geistigen Güter (S. 144). An ihrer Haltung änderte auch der Umstand nichts, daß Bridges ausnahmsweise ein kurzes Wort zu ihren Gunsten fallen ließ.“[344] In Wirklichkeit ist Bridges der Berater und die ausschlaggebende Nachrichtenquelle aller jener Feuerlandbesucher gewesen, die ihn während seiner langjährigen Missionstätigkeit befragt haben; auch seine vielen Veröffentlichungen sind als die eines maßgebenden Beobachters, den zu berichtigen andere keine Gelegenheit hatten, anerkannt worden. Zwar haben beispielsweise die Mitglieder der Mission Scientifique du Cap Horn ein ganzes Jahr hindurch mit einer Gruppe der dortigen Eingeborenen nahe Beziehungen unterhalten; wie sehr sie aber gerade in Beurteilung der seelischen Ausrüstung und der geistigen Güter der Yamana von Bridges abhängig geblieben sind, bezeugen ihre Veröffentlichungen. Aus diesem Sachverhalt heraus erklärt sich das einförmige, niedrig gehaltene Urteil fast aller Reisenden, die sich über die geistige Befähigung unserer Feuerländer ausgesprochen haben. Trotzdem fehlt es an vorteilhaften Zeugnissen, wie das eines Snow (b): 266, nicht ganz und gar: „I will only venture to call your attention to the fact, that these savages have a heart and feeling as well as we have. And I saw many instances of warm love and affection for their children, and for each other.“

Gute Kenner der Naturvölker haben gar bald die Unglaubwürdigkeit jener vielen Mitteilungen aus dem Feuerland in Zweifel gezogen und aus unscheinbaren Angaben wie aus gerechten Urteilen manchen günstigen Umstand hervorgeholt. Waitz: 507 schon hat nachdrücklich betont: „Man darf doch nicht glauben, daß die geistige Stumpfheit [der Feuerländer] bei ihnen durchgängig herrsche ... Die vier Feuerländer, welche Kapitän Fitz-Roy mit nach London nahm, zeigten durchaus gute Fähigkeiten.“ Ratzel: I, 520 würdigt ihren Besitz an dinglichen Gütern und gesellschaftlichen Einrichtungen. Darüber hinaus versichert er: „Je nähere Kenntnis man von ihren gemütlichen und geistigen Fähigkeiten im näheren Umgang gewann, desto höher stieg auch in dieser Hinsicht ihre Wertschätzung. Die Feuerländer sind, wenn auch durch das Elend ihrer Lage gedrückt, im Kerne doch Indianer wie alle anderen. Die ungenügenden Ergebnisse der Mission können nichts dagegen beweisen.“ Hält man die Yamana also für echte Indianer, müssen sie auch als vollwertige Menschen betrachtet werden. Daß sie es wirklich sind, beweisen überzeugend ihre auf den vorausgegangenen Seiten geschilderten Einrichtungen; die folgenden Seiten bringen eine nicht unbeträchtliche Ergänzung dazu. Befremdlich mutet es uns, die wir so tiefe Einblicke in das Geistesleben der meisten heute noch erreichbaren Naturvölker tun durften, gegenwärtig an, daß man sich genötigt sieht, zu beweisen, auch die Yamana seien ganze Menschen.

[344] Einem jeden solcher Worte, wie dem in (i): 12, kommt für den Außenstehenden deshalb ein erhöhter Wert zu: „These natives have usually been described as a great deal worse than they were. I well know they were bad enough as all ignorant, lawless people must be, but they were falsely reported to be cannibals, and the sketches of them have been rather caricatures than likenesses.“

a. Geisteskraft und Sinnestätigkeit

Als ungenau erachte ich die oft wiederholte Frage, ob die Yamana ein "intelligentes Volk" und für die Forderungen unseres Kulturlebens geeignet seien. Eine gerechte Würdigung ihrer Geisteskräfte wird man nur dann erzielen, wenn man die Feuerländer nach ihrem erfolgreichen Beherrschen der Umwelt zu verstehen gelernt hat. Sie haben sich in ihre Heimat vorzüglich eingepaßt, die verfügbaren dinglichen Güter zu zweckdienlichen Gerätschaften verwenden gelernt und im Ringen mit den Naturkräften ihre überragende Stellung verteidigt. Wirklich, sie behaupten sich in ihrem Lebenskreise und haben einige nicht unbeträchtliche Leistungen vollbracht, zu denen viele Europäer, plötzlich dorthin versetzt, nicht fähig wären. Ihr gesamter Kulturbesitz, richtig verstanden als herausgebildet aus der umgebenden Natur, ist ein beredtes Zeugnis für die geistigen Fähigkeiten und die gut ausgebildeten Sinne, deren unsere Feuerländer sich freuen. Ihre geistigen Anlagen konnten und brauchten sie nur bis zu einem gewissen Grade zu entwickeln, und zwar in Übereinstimmung mit den Forderungen, die an sie von außen herangetreten sind. War dieses Gleichgewicht erreicht,[245] fehlte nicht nur der Drang zu weiterer Steigerung der Leistungen, sondern es hätten diese sogar Störungen desselben zur Folge gehabt. Deshalb ein wirklicher Stillstand und ein unentwegtes Beharren durch Jahrhunderte auf der besonderen Kulturform mit ihren vielen auffälligen und unscheinbaren Eigenheiten, die nach einer unübersehbaren Reihe von Einzelerfahrungen einmal zustande gebracht worden ist und die dem Feuerländer ein ausreichend befriedigendes Dasein verbürgt.

1. Verstandestätigkeit

Weit entfernt davon, sich allein von den blinden Trieben drängen und leiten zu lassen, entspringt das Tun und Lassen des Yamana gar oft einer gründlichen, langen Überlegung. Er stellt den Plan für ein bestimmtes Ziel zusammen, überdenkt die Mittel, die ihm dazu verhelfen, er prüft die verfügbaren Kräfte, er beobachtet scharf den Werdegang seines Unternehmens. Zuweilen spricht er mit anderen darüber und sichert sich deren Rat, Erfahrung und Mithilfe; klug zieht er in Erwägung, was am meisten zweckdienlich zu sein scheint. Ist ihm der Versuch geglückt oder nicht, er legt sich selber und seiner Umgebung darüber schonungslos Rechenschaft ab; mit be-

[245] Diesen Gleichgewichtszustand hat Darwin nicht gesehen. In seinen Erörterungen von der Armut jenes Erdwinkels ausgehend, urteilt er (d): 247 durchaus unrichtig: „Wie wenig können hier die höheren Geisteskräfte in Tätigkeit kommen; was kann dort die Einbildungskraft sich vormalen, die Vernunft vergleichen, das Urteil entscheiden. Eine Schüssel Muscheln vom Felsen zu stoßen erfordert nicht einmal Schlauheit, diese niedrigste Geisteskraft eines Tieres. Ihre Geschicklichkeit kann in mancher Beziehung mit dem Instinkt der Tiere verglichen werden; denn er wird durch Erfahrung nicht veredelt: ihr Canoe, ihre ingeniöseste Arbeit, so elend es ist, ist, wie wir von Drake wissen, die letzten 250 Jahre dasselbe geblieben."

stimmten Worten beurteilt er diese Handlung als einen Fehlgriff und jene als die entscheidende Wendung zum Erfolge. Zur Selbstbeschämung klagt mancher Mann und manche Frau offen vor andern: „Ich hätte dieses oder jenes auf andere Art tun müssen, dann hätte ich mich nicht erfolglos angestrengt!" Jeder Außenstehende, der die Yamana genau beobachtet, kann Beweise für ihr kausales Denken zu hunderten sammeln. Gewiß, unsere Feuerländer handeln oft ohne lange Überlegung und bohren sich nicht nachdenkend tief in manchen Sachverhalt ein, wenn sie sich augenblicklich entschließen müssen; ihre Gedanken steigen jetzt ruckartig auf und ihre Entscheidungen fallen ohne Vorbedacht. Aber abgesehen davon, daß sie auch in dieser Handlungsweise allen übrigen Menschheitsgruppen gleichen, leitet sie in solcher Lage zumindest ein im Erfahrungswissen geschulter und von schnellem Denken erleuchteter Instinkt. Für Personen, die regelmäßig unbedachtsam handeln oder sich blöde anstellen, verfügt ihre Sprache über grob kennzeichnende Worte zur Auswahl.

Wer die eigene Erfahrung oft zu Rate zieht und die Handlungsweise der Personen seiner Umgebung mehr als andere überdenkt, der gelangt zu einem nennenswerten Scharfsinn im Urteil. Mit dessen Hilfe bewahrt er sich selber vor Fehlgriffen. Nicht zu verwundern ist es, daß ein scharfsinniger Yamana mit Vorliebe betont: „Was die Vorfahren uns gelehrt haben, ist ganz vorzüglich, ist am geeignetsten!" Er erkennt eben, daß diese und jene Einrichtung oder Besonderheit weit besser als neue Versuche sich bewährt. Daher die Ehrfurcht aller Leute vor dem überlieferten Gut, und zwar vor den vielen Einzelheiten und Einzelstücken ihres gesamten Kulturbesitzes. Bei einer geistig überragenden Person holen die Stammesgenossen sich Rat; sie richten sich nach deren Weisungen, wenn Umstände außergewöhnlicher Art zusammentreffen. Nach scharfsinnigen Überlegungen vorzugehen, ruhig die Wirkungen einer Handlung zu werten und nach der Menge des Erfahrungswissens vieler Geschlechter sich einzurichten, hat unsere Yamana dazu geführt, das Zweckdienlichste in ihrer Heimat sich anzueignen. Alle kommenden Geschlechter haben daran festgehalten."[999]

Besser, als unsere Feuerländer es erreicht haben, ließen sich die dort kärglich gebotenen Naturerzeugnisse für bescheidene Ansprüche wohl nicht ausbeuten. Im besonderen sei auf die technische Vollendung der Waffen und Gerätschaften hingewiesen (S. 508), deren Leistungsfähigkeit sich kaum erhöhen ließe. Den Männern sowohl wie den Frauen stehen nur unzureichende Rohstoffe und Hilfsmittel zur Verfügung. Das Handwerkszeug, dessen sie sich bedienen, ist ja auch ihr Werk. Man muß sich wundern, wie nützlich und wirkungsvoll alle Gegenstände sind, die sie mit geduldiger Arbeit aus dem spröden Stoffe anfertigen. Aufmerksam achten die "Handwerker" auf

[999] Nichtssagende Worte sind es, wenn Hyades (q): 248 von den geistigen Fähigkeiten der Yamana behauptet, „qu'elles sont peu développées, ne s'appliquent pas à améliorer les conditions d'existence et paraissent incapables de perfectionnement"; oder wenn Lovisato (b): 144 versichert, daß „i Furghini hanno poca intelligenza, pochissima memoria, nessuna ritentiva".

Schönheit und Regelmäßigkeit; diese wird von anderen Leuten entsprechend mehr oder weniger belobigt. Ein Weiterstreben und der Drang, das eine oder andere Stück nach seiner Leistungsfähigkeit zu vervollkommnen, liegt also außerhalb von Wunsch und Willen der Yamana; denn die ihnen überlieferten Güter sind für sie eben deshalb die besten und wirkungsvollsten, weil sie als solche bei den früheren Geschlechtern sich bewährt haben. Mit diesen und ähnlichen Worten rechtfertigt sich das abtretende Geschlecht vor dem aufsteigenden Nachwuchs für seinen entschiedenen Entschluß, auf der von den Vorfahren erreichten und überlieferten Kulturform beharrt zu haben und dabei unentwegt stehen geblieben zu sein.[247] Die fördernde Hilfe des erst vor etwa zwei Jahrhunderten eingeführten Hundes erkennend, haben sie dieses Tier binnen kurzer Frist in ihren Dienst genommen (S. 565) und mit Rücksicht darauf Bogen und Pfeil seitdem weniger gebraucht (S. 470). Was an dinglichem Besitz den Yamana in neuester Zeit von Europäern zugeflossen ist, bedeutet für sie eine Bereicherung oder eine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen wahrlich nicht (S. 624).

Wer die Betätigung der Geisteskräfte unserer Yamana mit der des benachbarten Selk'nam-Volkes *vergleicht*, wird sich von einem leicht erkennbaren Unterschiede überzeugen. Die bei den Selk'nam vorhandene geistige Schwerfälligkeit bei Entschlüssen und ihre deutliche Ratlosigkeit bei plötzlich veränderter Lage ist bei den Yamana längst nicht so allgemein; diese sind, gegenüber jenen, lebhafter, regsamer und schneller schlüssig. Besonders fällt auf, daß der Yamana einen Scherz oder eine witzige Bemerkung sofort erfaßt, während der Selk'nam fast regelmäßig eine Erklärung dazu braucht. Beide Volksstämme gleichen sich jedoch im staunenswerten Gedächtnis, das unter keiner Rücksicht versagt (Bd. I, 1089); diese Worte gelten im besonderen für das Ortsgedächtnis. Schließlich sei noch hingewiesen auf eine ganz verläßliche Beobachtungsgabe, die den Yamana dazu verholfen hat, alles und jedes in ihrer Heimat genau zu kennen und jedwede Veränderung sofort zu bemerken; diese Gabe macht es ihnen auch möglich, die Bewegungen und Laute der Tiere mit vollkommener Naturtreue[248] nachzuahmen. Gelegenheiten, diese Fertigkeit zu zeigen, bieten sich oft, nicht nur auf der Jagd oder im Kina, sondern wirklich ausgiebig bei ihren Gesellschaftsspielen.

2. Charakter

Mit wenigen Strichen läßt sich der Charakter des Yamana-Volkes zeichnen, er ist ja im ganzen einfach und durchsichtig, auch drückt er sich im Gebaren

[247] Wendell (a): 6 hat eine nicht zutreffende Erklärung genannt: „Den Einwohnern des Feuerlandes hat man alle Fähigkeit zur geistigen Ausbildung abgesprochen und ihnen einen tierischen Instinkt zuerkannt. Ich glaube, daß dieser Zustand bloß eine Folge ihrer abgeschiedenen Lage ist, der durch öfteren Besuch von Fremden bald verbessert werden würde; ich fand sie willfährig und friedlich, ja in mehrerer Hinsicht tätig und erfinderisch."

[248] Meine Angaben werden durch bestimmte Beispiele, die Hyades (q): 249 aufzählt, und durch viele Aussprüche der Missionare reichlich bestätigt.

der Einzelperson leicht erkennbar aus. Gegenüber Fremden sind unsere Feuerländer außerordentlich scheu und zurückhaltend; eben daraus erklären sich die unrichtigen Aussagen voreiliger Beurteiler.[349] Im Grunde ihrer Seele sind die Yamana g u t m ü t i g und verträglich, friedliebend und Störungen durch Feindschaft und Gehässigkeit deutlich abhold.[350] Sie sind genügsam und mit einiger Bequemlichkeit schon zufriedengestellt; obwohl für sich anspruchslos, sind sie doch gegen jedermann unbegrenzt hilfsbereit. Wer sich einer bestimmten Gruppe überläßt, mag er selbst Europäer sein, ist in ihrer Hut gut geborgen und wird mit dem Besten, was ihr zur Verfügung steht, versorgt. Im gleichen Maße, wie Selbstlosigkeit gepriesen und geübt wird, verurteilt und haßt man Eigennutz in jedweder Form. Ein staunenswertes Feingefühl für den Verkehr mit andern und für das Verhalten des einzelnen in Gesellschaft hat Umgangsregeln aufgestellt (S. 1006), die auch in Europa am Platz wären und empfohlen werden können.

Überzeugtes Pflichtgefühl macht unsern Indianern das oft unangenehme Tagewerk zu einer willkommenen Beschäftigung, dem sie sich ohne Murren widmen (S. 511). Aus E h r f u r c h t fügen sie sich dem übernommenen Brauch, beugen sie ihr Urteil den überlieferten religiösen und mythologischen Vorstellungen, vermeiden sie jedes Nörgeln und Deuteln am ererbten Gedankengut. Ihre Gefühle wissen sie bis zur vollständigen Unkenntlichkeit zu verbergen, wenn sie verdächtigen und feindlich gesinnten Personen gegenüberstehen; in munterer Gesellschaft benehmen sie sich zuweilen frischfröhlich ausgelassen. Ihren Trauerschmerz, der immer tief empfunden ist, gießen sie auch in einem großen Kreise von Stammesgenossen schrankenlos aus. Hyades (p): 33 zeichnet diese Züge mit folgenden Worten: „Le caractère est serieux et concentré. On ne rit pas facilement; le rire est toujours bruyant." Es ist nicht zu viel behauptet, wenn ich sage: Jeder Yamana, ob Mann oder Frau, kann augenblicklich aufbrausen und hemmungslos sein überschäumendes Gemüt austoben lassen; nach einigen Stunden, wenn ruhige Überlegung eingesetzt hat, sinkt er wie ein gänzlich Entwaffneter in sich zusammen.

Für sein eigenes Recht tritt jeder mit zäher Unnachgiebigkeit ein. Jedermann nimmt persönliche Belobigung mit Wohlgefallen entgegen, ohne es zu erkennen zu geben; verächtlich gemacht zu werden, kränkt sogar Kinder, erst

[349] Beispielsweise behauptet Forster (b): 244 von den wenigen Eingeborenen, die er Dezember 1774 im Paso Christmas angetroffen hat: „Ihr Zustand war weit von aller Behaglichkeit entfernt; daher bemerkt man nie einen Ausdruck der Freude oder Zufriedenheit in ihren Mienen, vielmehr waren ihnen diese sittlichen, gesellschaftlichen Gefühle fremd, und ganz in dem Gefühl ihrer Bedürfnisse verschlungen."

[350] Aspinall: 270 sagt ähnlich: „Überhaupt sind sie von Charakter gutmütig und hilfsbereit. Nie sagen sie die Unwahrheit oder versuchen sie fremdes Gut sich anzueignen. Um so nachdrücklicher fordern sie dagegen, was ihnen 'von rechtswegen' zusteht und greifen selbst zu den Waffen, um das ihnen Gebührende zu erlangen." Hyades (c): 142 und (d): 307 versichert: „Le caractère des Fuégiens est généralement gai, rieur, mobile mais peu expansif." Vgl. Sorgazzini (a): 167. In unschönen Farben und mit unwahren Behauptungen entwirft Barozzi (a): 203 eine arg verzerrte Charakterzeichnung von den Yamana.

recht Erwachsene außerordentlich tief. Alle sind reichlich e i t e l. Jedweder Gefahr gegenüber zeigt sich der Yamana kühn und unerschrocken, an der Durchführung seiner Pläne hält er im Vertrauen auf seine Kräfte fest. Bridges (e): 332 versichert, daß die Yamana „in ihrer eigenen Schätzung stärker und weiser als die Bleichgesichter waren".

Der Umgang mit diesem Volke ist mir angenehm und gemütlich gewesen; das gleiche Wohlgefühl hatte ich in solcher Stärke bei den Selk'nam nicht. Der hier niedergelegten kurzen Charakterzeichnung füge ich folgendes Zeugnis aus Hyades (q): 244 an: „Quand on les a fréquentés longtemps, et pour ainsi dire apprivoisés, on constate comme nous que les dispositiones générales de leur caractère sont plutôt bonnes que mauvaises."[351] In ihren Charakterzügen erscheinen die Yamana als ganz und gar m e n s c h l i c h, dafür sprechen die hier zusammengestellten Urteile und viele Angaben auf den vorhergehenden Seiten. Sogar Darwin (f): I, 234 bekennt: „Ich war, als ich mit den Feuerländern an Bord der 'Beagle' zusammenlebte, unaufhörlich von vielen kleinen Charakterzügen überrascht, welche zeigten, wie ähnlich ihre geistigen Anlagen den unsrigen waren."

Jene eben gezeichnete Charakterbildung fördern die vielen Grundsätze, nach denen die Erziehung der Jugend in der elterlichen Hütte (S. 854) durchgeführt wird; nicht minder fördernd wirkt auf Erwachsene der Zwang zu so manchen gesellschaftlichen Pflichten (S. 1000). Die S i t t l i c h k e i t, in des Wortes weitester Bedeutung, steht allgemein hoch (S. 1086), durchgehends bemühen sich die Stammesmitglieder um treue Pflichterfüllung. Sogar Bridges (e): 333 hat mit folgender Anerkennung nicht zurückgehalten: „Unter den Yahgans war Laster jeder Art, der üblen Folgen wegen, verdammt und die Tugend, ihrer guten Resultate wegen, empfohlen." Nochmals sei zugegeben, daß mancher Feuerländer vorwiegend deshalb nicht vom rechten Wege, besonders im Gebiete der geschlechtlichen Moral, abweicht, weil er seinen guten Leumund bei seiner Umgebung bewahren will. Das Empfinden für eine schickliche Sittsamkeit, mehr bei Frauen als bei Männern,[352] und für Recht im allgemeinen sind gut entwickelt, die feuerländischen Anstandsregeln überraschen nach Form und Inhalt. Manche seiner falschen Behauptungen hat Bridges später berichtigt, wenn er das Geständnis macht: „The native mind is much more settled in approval of what is good and against evil than ever I have known before, and they are consequently better behaved, and exercise more self-control" (MM: XVIII, 31, 1884). Die von Europäern eingeschleppte Zügellosigkeit hat den früheren Ernst sittlicher Bindungen und Verpflichtungen zum schweren Schaden der Eingeborenen ganz erheblich gelockert (S. 353).

[351] Im Anschluß an diese Worte bietet Hyades (q): 244 noch einen eigenen Abschnitt über: Expression des émotions.

[352] Snow (a): I, 326, 349 hat mehrmals sein Erstaunen darüber ausgedrückt. Von den Frauen sagt er (b): 262 freudig erregt: „The modesty of their conduct was very remarkable, and nothing would induce them to come on deck." Auch Hyades (d): 308 versichert: „La pudeur existe dans les deux sexes, mais elle est plus développée chez la femme." Vgl. das

3. Ausbildung der Sinne

Was bisher über die Geisteskräfte unserer Feuerländer gesagt worden ist, spricht gleichzeitig für eine genügende Ausbildung ihrer Phantasie. Diese ist lebhaft, allerdings wenig schöpferisch. Ihre Leistungen sind trotzdem nicht gering; man vergegenwärtige sich nur die vielen Geistergestalten im Kina und die zahlreichen Persönlichkeiten in der Mythenwelt, ferner die ansehnliche Auswahl an Spielen und Zieraten, Schmucksachen und Körperbemalungen. Eine Erfindungsgabe, die alles das und manches andere geschaffen hat, kann nicht als beschränkt gewertet werden. Daß sie sich immer noch regt, beweist die neugierige Haltung dieser Naturkinder gegenüber fremden Dingen; nicht selten benehmen sie sich dabei sogar aufdringlich. Übereinstimmend mit manchen Reisenden hat schon Despard bestätigt: „The Fuegians are very curious, and naturally watch all you do; they like to touch, and feel everything they see" (VP: VI, 167; 1859). Mit dieser gesunden Neugierde ist ein gutes Maß Wißbegierde und Gelehrigkeit verbunden.

In der Ausbildung ihrer Sinnestätigkeit übertreffen die Feuerländer bei weitem uns Europäer und die Leistung ihrer Sinne setzt uns zuweilen in Staunen. Darin sind alle Beurteiler einig. Dem scharfen Gesichtssinn des Yamana entgeht sozusagen nichts, keine noch so unscheinbare Veränderung auf seinem Wege, an seinen Gebrauchsgegenständen, an einer anderen Person. Mit sicherem Urteil bestimmt er die Spuren und Anzeichen von Tieren am Boden, sowie die Insassen eines am Horizont aufsteigenden Kanus; in der Nahbeobachtung wie in der Fernsicht ist sein Auge untrüglich. Noch im hohen Alter erfreut sich jedermann seiner vorzüglichen Sehkraft; bei einigen bejahrten Personen setzt allerdings Weitsichtigkeit ein, daß sie kleinere Gegenstände beim Beschauen oder Bearbeiten etwas weiter von ihren Augen abrücken müssen. Die Augen der Eingeborenen vertragen direkte Sonnenstrahlen und starkes Licht vom Hüttenfeuer bedeutend leichter, als das Europäeraugen möglich wäre. Hyades (f): 580 und (p): 329 versichert: „Les Fuégiens ont une acuité visuelle satisfaisante et ... ils sont, en général, doués d'un grand pouvoir d'accomodation." Aus seiner Erfahrung bestätigt Darwin (f): I, 43 kurz: „Ich habe reichlich Gelegenheit gehabt, das außerordentliche Sehvermögen der Feuerländer zu beobachten."[333] Hier sei auch ihre staunenswerte Fertigkeit in der Zeichensprache erwähnt. Selbst bedeutsame Mitteilungen verstehen sie zuverlässig auf eine für andere nicht zu erkennende Art jenem zukommen zu lassen und an jenen weiterzugeben, für den sie be-

gleichlautende Urteil in Bridges (h): 208. Hyades (p): 335 und (q): 239 geht sogar weiter in folgenden Worten: „On pourra peut-être s'étonner de lire ici que le sentiment de la pudeur est très développé chez les Fuégiens, habitués à vivre nus."

[333] Er (d): 239 sagt noch ergänzend: „Ihr Gesicht war merkwürdig scharf. Sowohl York als Jemmy waren allen Matrosen an Bord bedeutend überlegen: mehrmals erklärten sie, was irgendein entfernter Gegenstand gewesen sei, und obschon es von allen bezweifelt wurde, stellte es sich heraus, daß sie Recht hatten, wenn derselbe durch ein Teleskop untersucht wurde. Sie waren sich dieses Vermögens wohl bewußt." Ebenso Boys (e): 125 u. a.

rechnet sind. Daher wird das Mißtrauen aller gegen alle, die eine größere gesellschaftliche Runde bilden, verständlich. Um die physiologische Leistungsfähigkeit der Augen unserer Yamana zu bestimmen, hat Hyades (q): 196 genaue Untersuchungen durchgeführt.

Da die Feuerländer sehr aufmerksam auf alles, was sie umgibt, Bedacht nehmen müssen, beanspruchen sie auch ihr Gehör bei Tag und bei Nacht. Ihnen entgeht ebensowenig, wie einem wachsamen Hunde, der leiseste Ton oder das schwächste Geräusch, man möchte meinen, sie halten andauernd ihre Ohren gespitzt. Es mag sein, daß, nach Hyades (q): 329, „l'ouie a la même acuité et la même portée que chez la majeure partie des Européens"; indes, unsere Feuerländer sind aufmerksamer, weswegen sie eben auch mehr bewußt aufnehmen, als Europäer. Andauernde Übung macht es ihnen sehr leicht, mit Sicherheit die einzelnen Geräusche auf ihre Ursache zurückzuführen, die Stimme von Vögeln und Säugetieren zu unterscheiden, sogar sehr schwache Töne zuverlässig zu deuten. Merkwürdig ist, daß eine ungewöhnlich starke Erschütterung der Luft, etwa ein lauter Knall oder schriller Pfiff, sie weder schreckt noch belästigt.

Aus dem zu schließen, was über das Gefühl für Reinlichkeit unserer Indianer mitgeteilt worden ist (S. 425), könnte man ihren Geruchsinn als hochgradig unempfindlich ansehen. Hyades (q): 209 drückt sich auf diese Weise aus: „La sensibilité olfactive est assez émoussée chez les Fuégiens; ils ne paraissent pas faire de différences entre ce que nous appelons les bonnes et les mauvaises odeurs." Doch mit alledem will ich nicht sagen, daß ihr Geruchsinn weniger leistungsfähig als der eines Europäers sei. Auch der Yamana läßt seine Nase oft und oft entscheiden, ob ein Stück Fleisch schon in Fäulnis übergegangen und somit ungenießbar geworden ist, oder ob verwesende Stoffe ihm den Aufenthalt an einer bestimmten Stelle unmöglich machen (S. 384). Ihren heftigen Widerwillen erregt der Gestank von Exkrementen eines Menschen und Hundes. An ihren eigenen, uns Europäern ekelhaften Hautgeruch haben sie selber sich so vollkommen gewöhnt, daß sie ihn gar nicht zu verspüren scheinen.

Bei der Nahrungssuche und beim Essen gehen die Yamana offensichtlich wählerisch vor (S. 586). Ihr Geschmackssinn unterscheidet deutlich genug, was ihrem Gaumen mehr oder weniger oder gar nicht mundet. Auf einige Dinge, des Geschmackes wegen, sind sie manchmal versessen, z. B. auf den flüssigen Tran in einem kurzen Darmstück (Abb. 99) und auf gewisse Teile vom Wal (S. 577). Ihre Heimat liefert ihnen außerordentlich wenige Süßstoffe (S. 570), deshalb führen die Leute sich neuerdings Zucker in verschwenderischer Menge zu. Ihr Verlangen nach Salz ist aus einleuchtenden Gründen sehr gering: sie nehmen es eben in ihrer ausschließlichen Fleischkost zur Genüge auf (S. 570). Alkoholische Getränke bieten ihnen wirklichen Genuß nicht; die meisten Yamana von heute verlangen aber sehr danach wegen des Rausches (S. 571). Sogar dann, wenn einen schwerer Hunger quält, weist er Dinge ab, die seinem Geschmack zuwider sind.

Auf den ersten Blick erscheint es, als wäre es etwas Eigenes um den Gefühlssinn unserer Feuerländer. In Wirklichkeit ist dem aber nicht so; auch nach HYADES (p): 328, „la sensibilité tactile n'est ni plus ni moins développée que chez les observateurs français". Der Yamana ist allerdings nicht im gleichen Maße empfindlich und wehleidig, wie ein Europäer. Er fühlt Kälte und Hitze, Frost und Sonnenbestrahlung, die spitzen Steine auf dem Boden und den harten Druck seiner Schlafstätte, Verletzungen und Wunden. Aber jedweden Ungemach nimmt er gleichmütig hin und trägt es schweigsam; muß jemand andauernd sehr empfindliche Schmerzen aushalten, dann stöhnt und wimmert er nur leise. Wo er sich leicht einige Bequemlich-

Abb. 99. Darmstück mit Tran gefüllt. 1/3 nat. Größe

keit schaffen kann, unterläßt er es nicht; ist aber die Belästigung nicht abzustellen, findet er sich gleichgültig damit ab. Sicherlich reagiert seine Körperhaut, zumal die an Händen und Füßen, nicht so wirksam wie bei Europäern, die sich andauernd durch Kleidung und geschlossene Wohnung schützen; er aber hat sich selber auch reichlich gegen äußere Einwirkungen abgestumpft und deshalb beherrscht er seine Gefühle weit stärker. Daß auch feines Empfinden in seinen schweren Händen und klobigen Fingern steckt, geben manche zierliche und genaue Gegenstände, die er anfertigt, zu erkennen. Überdies spricht die Geschicklichkeit, die jeder Yamana auf der Jagd und beim Fallenstellen aufbietet, für die gute Ausbildung seiner Sinne."[88]

b. *Allgemeines Wissen*

Die Begabung, die jedes Kind als Erbteil von seinen Eltern und als natürliche Ausrüstung auf diese Welt mitbringt, weist auch hier im Feuerlande sehr verschiedene Grade auf. Die Veranlagung des einzelnen wird in der eigentlichen Erziehung ausgebildet, zunächst in der elterlichen Hütte, später im *čiɣuyu*. Die Erwachsenen betrachten ihre eigenen erzieherischen Be-

[88] Sogar DARWIN (*f*): I, 63 ist darüber in Staunen geraten und sagt: „Einen Stein genau nach einem Ziele zu werfen, wie es ein Feuerländer kann, wenn es gilt sich zu verteidigen

wälzungen um die heranreifende Jugend als eine ernste Pflicht, der sie sorgsam tagtäglich nachkommen. Unermüdlich lernen sie ihre Kinder an, sie zeigen ihnen dieses und jenes Handgriff, erklären ihnen das eine wie das andere, machen ihnen das und jenes vor, stellen selber Fragen und beantworten die der jugendlichen Fragesteller, beobachten deren Fortschritte und warnen vor falscher Richtung. Handelt es sich bei diesen Anleitungen vorwiegend darum, dem jungen Geschlecht zu hoher Fertigkeit im Gebrauch der Waffen und Geräteschaften zu verhelfen, übermitteln ihm die Erwachsenen im täglichen Verkehr auch allgemeine Kenntnisse und gelegentlich das besondere Wissen um bestimmte Einrichtungen und Gebräuche, um das Religiöse und Mythologische im weitesten Sinne des Wortes. Schrittweise und allmählich, so wie die Umstände es empfehlen und die geistige Reife des Jugendlichen es erfordert, erfährt er mehr und mehr aus dem reichen und mannigfaltigen Wissensgut seines Stammes. Von einem geordneten Unterricht kann keinesfalls die Rede sein; die Erklärungen und Deutungen erfolgen bei den im Alltag sich bietenden Anlässen, den Knaben vorwiegend von den männlichen, den Mädchen von den weiblichen erwachsenen Stammesmitgliedern, hauptsächlich von den Verwandten innerhalb der Familiengruppe.

Ohne empfindlichen Zwang bereichern sich die Jugendlichen, der eine mehr als der andere, je nach der natürlichen Begabung und dem persönlichen Fleiß. Wer besonders geweckt und geistig regsam ist, macht schnellere Fortschritte; seiner nehmen sich die Alten mit größerer Genugtuung an und sie lassen ihn manches früher wissen, was seinen Altersgenossen noch vorenthalten wird. Auf Anlage, Fleiß und Wißbegierde ist es zurückzuführen, daß auch bei den Yamana einzelne Personen über das durchschnittliche Wissen hinaus noch viele Kenntnisse besitzen. Manche sind außerordentlich beschränkt und kennen sich nur im Notwendigsten genügend aus. Wer ein überragendes Wissen sein eigen nennt, der zieht seine Umgebung an, der nimmt Einfluß auf sie, der gilt sehr viel bei nah und fern. Die Vormachtstellung der meisten yékamai beruht darauf, daß sie ihre Landsleute durch den Besitz an geistigen Gütern übertreffen.

Würde man das gesamte Erfahrungswissen und die zahlreichen Einzelkenntnisse, die jeder Yamana sein eigen nennt, zusammentragen, es würde sich ein erstaunlicher Wissensschatz auftürmen. Aus ihm schöpfend, bereichert sich jedes heranwachsende Geschlecht aufs neue. Es genügt, um den Anforderungen des Daseins entsprechen, um die Bedürfnisse des Geistes befriedigen, um die Ziele der Wirtschaftsbetriebes erreichen, um ein gesundes, harmonievolles Stammesleben zum Wohle jedes einzelnen führen zu können. Vertrauend auf sein Wissen und seine Kräfte arbeitet und strebt der Feuerländer zielgewiß seinen Zielen entgegen, als ein Herrscher über die Tierwelt und die starken Naturkräfte seiner unfreundlichen Heimat.

oder Vögel zu töten, erfordert die höchste Vollendung der in Generationen entwickelten Wirkungen der Muskeln der Hand, des Armes und der Schultern, einen feinen Gefühlssinn dabei gar nicht zu erwähnen."

1. Worte und Zahlen

Das Yamana kennt ein allgemein gültiges Wortmaß nach Art der Silben oder der vorkommenden Laute. Die kleinere Einheit ungefähr, dem Fachwort Lautabteilung entsprechend. Dieser wird nach vorkommenden Silbenarten bestimmt, nicht selten und oft sogar unterschiedlich nach der Schärfe und individuellen Ausführung des Sprechenden. Je schwerer ein Ding zu erreichen ist, um so kürzer wird es im Worte. Diese und andere Silbenarten sind selbstverständlich im Verständnis unterschiedlich, wie bekannt auch, ob der Empfänger das ihm übermittelte Gesprochene kürzer oder ausführlicher wiedergibt. Beispiele für einen Art von Wortsilbe sind S. 978 aufgeführt. Daß unsere Yamana die ihnen von Europäern übermittelten Dinge nicht abzumessen imstande sind, ist offensichtlich; deshalb bekommen sie einmal, wenn es sein, daß die Indianer neue Farben oder weitere Stücke weder schauen noch gut aufbewahren. Ganz allgemein gilt, daß sie mit ihrer Gedächtnisfähigkeit weder verwirrig umgehen noch sie bekommen schützen; weniger vertrauen sie auf das eigene Können und verlorengen sich ohne viel Mühewaltung, was sie benötigen. Irgendwelche Bücherkenner und ein Aufbewahren von Gegenständen wären für sie weiter nichts, als kommende Belastung.

Für Besitz an dinglichen Gütern ist erwartungsvoll gering. Deshalb können sie Zahlwörter auch bisheren als eine unentbehrliche Wortsilbe entbehren. Bestimmt sind die Bezeichnungen für eins = pūkūji, für zwei = kamapūjur und für drei = mūrra. Im allgemeinen zählen die Yamana nicht höher hinauf. Was Drei übersteigt, bezeichnen sie als mūrra = viel, was sehr viel erscheint, kennzeichnen sie entweder als mūrra mūrra oder auch als Hände mūrra; für einen ganz außerordentlichen Menge gebrauchen sie den Ausdruck mamāpana mūrra. Außerdem gibt es einige Zusammensetzungen, mit denen man Zahlen über drei ausdrückt. Man sagt pūkūji yāli = eine Hand und kamapūji yāli = zwei Hände, das heißt: fünf bzw. zehn. Im BD: 131 finden sich danach, a few as from five to twenty. Auch noch einige andere Formen bringt das BD. Bildungen, wie mūrra Hälfte mūrra, dürften zwar unter Einfluß der Europäer entstanden sein. Vgl. Bridges (g): 317. Wollen die Yamana eine höhere Zahl als drei angeben, bedienen sie sich am liebsten der Finger und deuten die zu kennzeichnende Zahl durch Schütteln der betreffenden Fingern an, ohne die eigenen Zahlwort zu bilden oder auszusprechen. Längen- und Höhenmaße kennen unsere Feuerländer nicht. Um einer ungefähren Andeutung auszudrücken, halten sie beide Hände und gehen durch Entfernung derselben voneinander die ersehnte Länge an; gleichzeitig sagen sie: kotōmūka, was kotōa = wie dieser hier, mūka = lang. Wieder im Zählen auch im Messen ersetzen die Yamana ausgesprochene Genauigkeit an.

Kurz sei noch auf einige Worte hingewiesen, denen sich unsere Indianer als Ausrufe bedienen. Stimmen sie einem Worte oder Anfrage zu, gewinnen sie ein mattes a hervor, ohne den Mund zu öffnen; verneinend neigen sie auch den Kopf ein wenig. Bei bildhafter Beteiligung sprechen sie ein kurzes āji = gut, richtig, schön! aus; auch ein energisches ma = so ist; endlich ein

2. Zeitbestimmung

Die Unterschiede von Tag und Nacht, sowie von einer zur anderen Jahreszeit, sind so groß, daß schon frühzeitig Feststellungen darüber getroffen wurden, wann es Zeit sei, sich zur Ruhe zu begeben, wann man aufstehen müsse, wann die Arbeit beginnen könne und wann sie beendet sein müsse. Dabei spielte die Helligkeit, das Licht, eine große Rolle. Daher kommt es, daß in vielen Sprachen das Wort für Tag zugleich auch die Bedeutung „hell" hat. Vgl. z. B. engl. *day* „Tag" und *dawn* „Morgendämmerung", dt. *Tag* und *tagen*, ferner auch *Dienstag* (s. Bd. I, S. 1447). Auch die Bezeichnungen für die Tageszeiten sind vielfach von der Helligkeit abgeleitet, z. B. *Morgen* (s. Bd. III, S. 1), *Abend* (s. Bd. I, S. 1), *Mittag* (s. Bd. III, S. 1), *Nacht* (s. Bd. III, S. 1). Ferner ist *Stunde* (s. Bd. III, S. 1) ursprünglich die Zeit, in der die Sonne scheint, und *Zeit* (s. Bd. III, S. 1) bedeutet ursprünglich „Tageshelle". Auch die Bezeichnungen für die Jahreszeiten sind vielfach von der Helligkeit abgeleitet, z. B. *Frühling* (s. Bd. II, S. 1), *Sommer* (s. Bd. III, S. 1), *Herbst* (s. Bd. II, S. 1), *Winter* (s. Bd. III, S. 1). Vgl. auch *Jahr* (s. Bd. II, S. 1).

Aber auch die Wärme wirkt sehr stark auf das Empfinden des Menschen ein, und so ist es nicht verwunderlich, daß auch sie vielfach zur Zeitbestimmung herangezogen wurde. Vgl. z. B. *Sommer* (s. Bd. III, S. 1), *Herbst* (s. Bd. II, S. 1), *Winter* (s. Bd. III, S. 1). Ferner ist *Stunde* (s. Bd. III, S. 1) ursprünglich die Zeit, in der die Sonne scheint, und *Zeit* (s. Bd. III, S. 1) bedeutet ursprünglich „Tageshelle". Auch die Bezeichnungen für die Jahreszeiten sind vielfach von der Helligkeit abgeleitet, z. B. *Frühling* (s. Bd. II, S. 1), *Sommer* (s. Bd. III, S. 1), *Herbst* (s. Bd. II, S. 1), *Winter* (s. Bd. III, S. 1). Vgl. auch *Jahr* (s. Bd. II, S. 1).

Aber auch die Wärme wirkt sehr stark auf das Empfinden des Menschen ein, und so ist es nicht verwunderlich, daß auch sie vielfach zur Zeitbestimmung herangezogen wurde. Vgl. z. B. *Sommer* (s. Bd. III, S. 1), *Herbst* (s. Bd. II, S. 1), *Winter* (s. Bd. III, S. 1). Ferner ist *Stunde* (s. Bd. III, S. 1) ursprünglich die Zeit, in der die Sonne scheint, und *Zeit* (s. Bd. III, S. 1) bedeutet ursprünglich „Tageshelle". Auch die Bezeichnungen für die Jahreszeiten sind vielfach von der Helligkeit abgeleitet, z. B. *Frühling* (s. Bd. II, S. 1), *Sommer* (s. Bd. III, S. 1), *Herbst* (s. Bd. II, S. 1), *Winter* (s. Bd. III, S. 1). Vgl. auch *Jahr* (s. Bd. II, S. 1).

Adalbrun: "Die Zeit, da die Blade lockre ist", wenn die Säfte in den Rückenstämmen wieder treiben und die Blade sich leicht lösen lässt. Der Vorfrühling, September und Oktober, wenn die ersten Triebe sprossen, ist gemeint. Wer wissen will, "ob die Blade schon lockre ist", löst Umschau und horcht auf, ob er den Ayk, Ayk vernimmt, den Ruf der großen Lerche. Unsere Schwalbe, genannt Ayhdun Lerc, pfiffdundy. Dieser Ruf klingt genau so wie das Geräusch, das beim rückwärtigen Abführen eines Blankmessers entsteht. Das Ayhdun dürfte zusammenhängen mit Aka, to make cause, im BD: 132. Auch BD: 270 belegt Adlunrärun, the early season for making spring comes early in October.

Aran: "Die Zeit, da man die ersten Vogeleier findet", der Vollfrühling. Wer jetzt das erste frische Ei entdeckt, schlägt es auf und schlürft sich mit dem Eigelb einen erquickenden Trank über Stirn und Nasenrücken, zum Zeichen seiner Freude (S. 1960). Auch suchte jetzt jeder an der Küste aufzuwachsen nach Anhaltbild, der Seeamsel (Artistaria). Begegnete ihm besonders hellwachende Kolonien dieser Tierchen, jauchzte er auf, denn sie sind ihm Boten des Frühlings (S. 1960). BD: 61 belegt auch drindrum, very early in spring. Aber man begnügt sich nicht mit einem einzigen Anzeichen für das Eintreffen des Frühlings. Ein mannigfaltiges Merkmal ist das Ausreifen der Saaten. Wer gut zu beobachten weiß, löst von einer bestimmten Stelle seiner Hütte aus und in der gleichen Körperhaltung einige Tage lang durch ein Lichtloch genau Ausschau. Hat er sich überzeugt, daß die Saaten wieder ausreift, läßt er auch die anderen ihren erwünschten Anzeichen gelten und verkündet freudig der Nachbarschaft: „Der Frühling ist da!"

Alal: "Die Zeit, in der die Vogeleier schwer sind", weil die Vögel schon brüten und der Embryo wächst. Der Vorsommer ist gemeint.

Ady-Adalbaldra: "Die Zeit, da die Vogeleier leer werden", denn die Brut ist geschlüpft. Das ist der beginnende Hochsommer. Jene Bezeichnung ist weiter nichts als eine Zusammensetzung von Ady, Ei und Adalbaldra, leer sein. Das BD: 281 sagt hierzu: Adalbaldra, the season of the year when empty shells are in the nests, answering to January.

Ayi-adlhagi: "Die Zeit, in der die jungen Vögel sich vorgeübt haben und erstarken"; denn es bilden sich bereits ihre großen Flügelfedern und sie sind bald flügge. Der Hochsommer. Man erklärt jene Bezeichnung aus ayiya, the young of any animals or birds, und ilagi, to lie or sit down in the sun to enjoy its heat, nach BD: 64, 286.

Adalalal: "Die Zeit der reifenden Buchweizen", der eigentliche Herbst, der ganze Mai. Jetzt kommen die Störchenvölker mit ihren Jungen von Süden und Lagunen im Innern der Inseln wieder an den Meeresstrand zurück, wo die schmächtigen Tiere sich sämtlichen aufgehalten haben.

Ayiyildin: "Die Zeit der ersten Schnee", der Vorwinter, April und Mai. Erst fällt Schnee auf den Bergen, dann dringt er in tiefere Schichten vor und erreicht schließlich den Strand. Über Sümpfe und Lagunen legt sich eine dünne

Eindecke. Jetzt sind alle Säugetiere und Vögel fett, die Seetiere besonders schmackhaft, und darum ist während dieser acht Wochen die Jagd einträglich.

lämkämöči: "Die Zeit, da die Sonne nach Westen geht", d. h. am längsten im Westen bzw. Norden verweilt, der Jahresabschnitt mit den kürzesten Tagen um die Sonnenwendzeit. Jene Wortbildung ist ebenfalls nur einfache Zusammensetzung aus: *lëm*, die Sonne, und *kumöři*, to enter going W., nach BD: 210. Die Zeit des strengsten Winters. Die Yamana sagen erklärend: „Der Sonnenmann verbirgt sich in seiner Wohnung und unter der gewaltigen Schneemenge; er will den Leuten verheimlichen, daß er wieder zurückkehrt." Einige bejahrte Männer verfolgen mit besonderer Aufmerksamkeit, daß die Tage länger werden; ihre Beobachtungen geben sie weiter und ihre Versicherungen wecken laute Freude. Die Jagd ist auch jetzt noch sehr ergiebig.

Die genannten acht Zeitabschnitte bilden den geschlossenen Kreislauf des Jahres. Um sie ungefähr abzugrenzen, beobachten die Yamana gleichzeitig den Stand gewisser Sterne; sie wollen die Übereinstimmung ihrer Stellung am Himmelszelt mit den entsprechenden Vorgängen hier auf der Erde nachweisen. Entscheidend sind der Stand der Sonne und auffällige Wetterverhältnisse. Um diese Bewegungen der Sonne hervorzuheben, verwenden die Feuerländer das *ūsiāgulū*, time of return of the sun E.ward after midwinter, nach BD: 104. Oder das *lākilla*, strong S. or SW. winds accompanied with rain and sleet prevalent at the break up of winter, nach BD: 283. Ferner das *haumölämūkn*, the late autumn, early winter, referring to the snowy, overcast, dull weather then prevalent, nach BD: 274. Sogar deutliche Erscheinungen an gewissen Tierarten benützen die Yamana dazu, die Jahreszeit zu kennzeichnen. Sie weisen auf *hakyáluł* hin (S. 1060); sie gebrauchen *iūen*, the time of the young crabs, Oct. and Nov., nach BD: 11; endlich sprechen sie von *lākāiun*, shell time when the young birds are hatched, i. e. January, nach BD: 281.

Sogar die regelmäßigen Veränderungen an der Pflanzenwelt, vorzüglich an Pilzen, dienen den Yamana als Anknüpfungspunkte zur Bestimmung der Jahreszeit. Sie gebrauchen das *tiindeka*, the time of the withering of plants i. e. early winter, nach BD: 387. Sehr beliebt ist die Ausdrucksweise, die auf den Entwicklungsstand der *aγčiš*, Cyttaria Darwinii fußt. Nach BD: 64 ist dieser Pilz "the chief summer fungus", der auf Wulstungen an Buchenästen (Abb. 8) gedeiht. Die allgemeine Bezeichnung ist *šeš*, das Reifestadium heißt *aγčiš* (S. 554).

aγčiš manaŕigẖ-a: der eben erscheinende Pilz.

aγčiš kálala, der bis zur endgültigen Größe auswachsende Pilz.

aγčiš tápa, der Pilz schmeckt süß, seine Oberfläche ist noch glatt.

aγčiš tanẖ-a, der Pilz mit durchlöcherter Oberfläche.

aγčiš aγẖnadër, der von den Hyphen gelockerte, leicht abfallende Pilz.

aγčiš tupφna, fast sämtliche Pilze sind abgefallen, aber noch etwas weich.

aγčiš málaku, die auf feuchtem Waldboden liegenden Pilze werden schwarz und beginnen zu faulen.

Die hiermit gezeichnete Entwicklung der Cyttaria Darwinii vollzieht sich von Anfang Dezember bis Ende Februar. Auch das Wachstum der kleineren Cyttaria Harioti *allm* (S. 555) dient zur Zeitbestimmung.

maxlnix heißt dieser winzige Pilz bei seinem Erscheinen im Januar.

hōtlɔ-na nennt man ihn, so lange er bei endgültiger Größe seine Oberfläche glatt bewahrt.

kōtlɔ-na ālɛ́ɣ ist der abfallende, faulige Pilz. Diese Entwicklung füllt die Zeit von Januar bis Ende April. In gleicher Weise bezieht man sich auf das wechselnde Entwicklungsstadium des großen Baumpilzes *áman* und teilt darnach die erste Winterhälfte ein.

Wie ersichtlich, verfügen die Yamana über mehrfache Zeitbestimmungen, von denen eine jede an Erscheinungen in ihrer nächsten Umgebung anknüpft. Außer Wendungen, die soeben genannt worden sind, hört man auch: „Ich komme wieder, wenn die ersten grünen Sprossen erscheinen, — wenn die jungen *lárin* aus dem Ei kriechen, — wenn die *klmon* flügge sind, — wenn die roten Buchenblätter fallen, — wenn das Wasser [im Canal] braun wird,[353] — wenn die Miesmuscheln mager sind."[354] Diese Ausdrucksformen sind einfach gebildet und für jedermann durchaus eindeutig verständlich.

3. Himmelskunde

Das Hervortreten und Verschwinden, der Hochstand und Tiefstand einiger Sterne kennzeichnet ebenfalls die einzelnen Abschnitte im Jahresverlauf. Alle Sterne, ob sie heute nach ihrem Namen bekannt sind oder nicht, waren früher, und zwar vor den eigentlichen Menschen, als selbständige Persönlichkeiten auf dieser Erde; einigen sind besondere Mythen gewidmet. Es ist Tatsache, daß dieser und jener Yamana, vor allem gilt das für gewisse *yékomuš* der früheren Zeit, die Eigenart und Bewegung der Sterne gut gekannt und darüber ihre Umgebung unterrichtet haben. Neuestens, während ich im Feuerland weilte, habe ich mich gar manchmal mit einigen Alten in eine sternenklare Nacht gestellt, um von ihnen etwas Sicheres über die Sterne zu erfahren; ihre Kenntnisse waren jedoch auffallend mangelhaft. Mit Bedauern haben diese Personen eingestanden, daß ihnen viele Einzelheiten verloren gegangen wären, seitdem sie die Sprechweise der Europäer übernommen hätten.

Die unregelmäßige Zusammenstellung einiger Sterne faßt man als Familiengruppe auf, in der die größeren Sterne als Erwachsene und die kleineren als Kinder gelten. Die dichte Anhäufung vieler kleiner Sterne betrachtet man als eine Menge *amáim*, Beeren. Gern strecken Mädchen ihre Arme aus, als würden sie darnach greifen, und machen dann Bewegungen, als würden sie eine Handvoll überallhin ausstreuen; sie versprechen sich davon, daß die *amáim* reichlich wachsen. Das Sternbild *uxápu*, der "Jakobstab" im Orion

[353] In Wirklichkeit ändern im Frühling nur die Algen ihre Farbe; das drücken die Yamana so aus, als würde das Wasser seine Farbe ändern.

[354] Damit ist der ausgehende Winter gemeint.

(S. 1276), leuchtet im mittleren Winter besonders stark. Solange es sichtbar ist, darf man weder Holz spalten noch lautes Geräusch verursachen; ebensowenig darf man währenddessen ein glimmendes Holzscheit offen tragen und man schließt es in Rindenstücke ein. In nächster Nähe von ihm steht *hâjuʒîpa*, der Riegel. Als *Yɑ́lox-tárnuʒîpa* wird Aldebaran α Tauri bezeichnet. Die zwei erkennbaren Nebelflecke *hámulaf* deutet man als Taschen der *Yɑ́lox*-Brüder, die darin allerhand Dinge aufbewahren und darauf scharf achten. Der helle, rötlich funkelnde Beteigeuze α Orionis ist die *Mákuʒîpa*, als Stern meist *Lâikipa* genannt, die erste Frau der beiden *Yɑ́lox*-Brüder (S. 1170). Die Milchstraße *hɛ́lɨtɛ́ka tâgwina* ist am Himmelsgewölbe das, was ein breiter bemalter Gerüststab für die *čiɛ́gwa*-Hütte bedeutet (S. 835). Aus dem Glanz ihrer Sterne schließen einige Yamana auf die zu erwartende Windrichtung. Ein geschlossener Sonnenring gilt als Anzeichen für gutes Wetter; öffnet er sich an einer Stelle, dann kommt aus dieser Richtung starker Wind.

Selbstverständlich beobachten unsere Feuerländer den fortlaufenden auffälligen Wechsel des M o n d e s und mit besonderen Ausdrücken bezeichnen sie die einzelnen Phasen. So ist *hánuʒa taiyîgata* der Vollmond, *akuĭ́dra* der völlig unsichtbare Neumond, *yárum hánuʒa* der zunehmende Mond und schließlich noch *hánuʒa hɛ́gku*, der abnehmende Mond. Das *hɛ́gku* dürfte dem *hakũ* another, the other, im BD: 262. gleich sein. Auch noch andere Bezeichnungen für die Mondphasen finden sich im BD. Mit Vorliebe wählt man den ganzen Mondlauf als Zeitmaß. Beispielsweise sagt jemand: *„Yárum hánuʒa kâtja-muĭ har-t-hajnɡa*, beim eintretenden Neumond werde ich wiederkommen."[887]

Von ihrem Nomadenleben werden unsere Yamana gezwungen, das in ihrer Heimat außerordentlich wechselreiche W e t t e r genau zu beobachten und jede besondere Erscheinung zuverlässig zu deuten. In langer Erfahrung haben sie hierin wirkliche Meisterschaft erreicht und man kann sich unbedingt auf ihr Urteil verlassen. In ihre Beobachtung beziehen sie gewöhnlich zwei bis drei Erscheinungen gleichzeitig ein, nicht zuletzt das Verhalten der Tiere. Trotzdem wird zuweilen eine Familie im Kanu von einem plötzlichen Wetterwechsel überrascht und gerät in Lebensgefahr. An Ausdrücken für die einzelnen Wettererscheinungen fehlt es den Yamana wahrlich nicht. Donner *kiklka* vernimmt man in jenen Gegenden fast nie; weder für ihn noch für den nicht minder seltenen Blitz (S. 21) haben unsere Feuerländer eine bestimmte Erklärung.

4. Geographisches Wissen

Auf ihren ununterbrochenen Fahrten durch die vielverschlungenen Wasserarme des Kap Hoorn-Archipels sind die Yamana deshalb so zuverlässig sicher, weil sie einen gut ausgebildeten Sinn für Orientierung nach den H i m m e l s g e g e n d e n besitzen. Bezeichnungen hierfür stehen ihnen in guter Auswahl

[887] Auf die verschiedenartigen Zeitbestimmungen der Yamana haben auch Hyades (p): 340 und Spegazzini (a): 189 kurz hingewiesen.

zur Verfügung. Die Grundformen sind *ihu*, *ihe* der Süden, südwärts; *itu*, *ita* der Osten, in östlicher Richtung; *lago* nördlich, der Norden; endlich *inu* in westlicher Richtung, der Westen. Diese Wurzelworte dienen zu mannigfaltigen Bildungen. Statt sie aufzuzählen, verweise ich auf das BD. Außerordentlich häufig werden sie gebraucht, nicht nur um die Verteilung der großen Volksgruppen zu bestimmen, sondern auch um die Richtung der Luft- und Wasserströmungen, die der Vögel- und Fischzüge, die einer Wanderung und Kanufahrt zu bezeichnen. Demnach heißt es: *itulum-ɣgla* Leute des Ostens, vollständiger ist die Form *itulum-ddúlum-ɣgla*. Das *ddúlum* oder *ddúnlum* besagt: von dieser Stelle her, von dorther. Als Gegenprobe sei genannt: *italum-hála*, der Ostwind. Man kann als Regel aufstellen, daß die Angabe einer Bewegung oder Bewegungstätigkeit gleichzeitig die bestimmte Richtung erkennen läßt. Eine derartige Genauigkeit, die an sich noch nicht ein Beweis für den Reichtum der Sprache selber ist, erscheint uns vielleicht übertrieben, doch dem nomadisierenden Feuerländer ist sie wertvoll und zuweilen lebensnotwendig. Ein Beispiel möge das erläutern: Stehe ich in einiger Entfernung und nördlich von einem Wasserarm, zugleich nach Süden schauend, so bezeichne ich die nördliche Küste dieses Kanals mit *kutáyutekaivdia*, aber seine südliche Küste mit *ilukupe-hdyunli-ydia*. Diese letzte Bildung verwendend, sagt der Yamana *ilukupe-aidga*, ein im Süden von mir sich hinziehender Kanal, bzw. *lugukupe-aidga*, ein Kanal, der nördlich von meinem Standpunkt aus verläuft. Wie aus diesen Beispielen ersichtlich ist, wird die Beziehung des einen Dinges zum andern im Raume eigens gekennzeichnet. Das geschieht am häufigsten unter Hinweis auf die Himmelsgegend allein; vielfach wird sogar die senkrechte Beziehung eines Dinges im Raume zugleich mit der waagrechten Beziehung, d. h. nach der Himmelsgegend, ausgedrückt.[220]

Was aber noch mehr überrascht, ist die fast unglaublich hohe Zahl von Ortsnamen. Küsten, die häufiger von den einzelnen Familien betreten und aufgesucht werden, vor allem der Canal de Beagle und die Angostura Murray, haben eigene Benennungen, die ganz kurze Strecken oder nur einen Punkt, einen kleinen Vorsprung oder größeren Stein, eine seichte oder tiefe Einbuchtung, ein steiles oder flaches Ufer kennzeichnen; jedwede besondere Eigentümlichkeit, mag sie nebensächlich erscheinen, wird genannt und mit dem entsprechenden Ergänzungswort versehen. Dieser Art sind *wélakir*[4] Vorsprung, Spitze; *aidga* Kanal, Arm, Abwrigung; *ydia* Küstenstreifen, Strand; *wdia* große und kleine Bucht; *yilka* Insel, alleinstehender Felsen, aus dem Wasser hervorragender Stein. In eine geographische Karte vom Heimatgebiet der Yamana habe ich die geläufigsten Benennungen eingetragen und ich zähle deren über 370. Die meisten von ihnen sind wirkliche Eigennamen, die andern sind einfache Beschreibungen mit einem Ergänzungswort. Beispiele für die erste Gruppe finden sich auf S. 200, 730; solche für die zweite Gruppe sind

[220] Die auffallend häufige Verwendung von Beziehungen für die Himmelsrichtungen hat Bamezai (h): 206 mehrmals bestätigt. Vgl. Fenton (r): 171, Hyades (q): 281, Lovisato (b): 151.

hallčnaka-alma-yïlka, die "Insel des schmutzigen Wassers", zwischen Tierra Mayor und der Isla Gable, — *hallčnaka* schmutzig, trüb; *alma* Wasser; *yïlka* die Insel — und das S. 732 aufgeführte längste Wort der Yamana-Sprache. Selbstverständlich gibt es besondere Namen für jeden größeren Wasserarm: so *gán[a]-aïága*, östlicher Canal de Beagle; *wáiman-aïága*, der Brazo Nordoeste; *ïčluf-aïága*, der Brazo Suroeste; für eine größere Insel und eine ganze Inselgruppe, so *Wulája-yïlka*, Isla Button vor der Wulaia-Bucht, *Uïtánux*, Isla de Hornos, *Yčlkdžin*, Islas Wollaston; für eine größere Bucht, so *Agáiya*, Ponsonby Sound, *Hátuwčja*, New Year Sound; für einen längeren Küstenstrich, so *Wasanjága*, der Südrand der Isla Navarino; endlich für ausgedehntere Flächen nahe dem Strande, so *Anjauája*, das Tal zwischen *Uïauája* und *Lapatája*. Jedweden größeren Gebiet im Innern einer Insel, von der Küste wenig oder weiter entfernt, heißt allgemein *úla;* man kennt hierfür bestimmte örtliche Sonderbezeichnungen nicht. Auch begnügt man sich mit dem Allgemeinbegriff *tulčra* Berg, ohne die eine Erhöhung von der andern durch Eigennamen zu trennen. Der weite Ozean heißt *kïka*. Sehr vereinzelt trägt auch ein größerer Bach oder Fluß eine Sonderbenennung, beispielsweise *ïhšf-háiax*, Rio Mayor bei Puerto Harberton.[332] Der vielen Einzelnamen bedienen sich die Yamana mit staunenswerter Sicherheit.

Dabei kommt ihnen eine nicht minder zuverlässige und sehr genaue Ortskenntnis zu Hilfe, die sie sich von jedweder Stelle bei den oft wiederholten Besuchen erwerben. Ihr Ortsgedächtnis wird jedesmal, wenn sie im Kanu fahren oder irgendwo verweilen, aufgefrischt. So erklärt eines das andere. In Wirklichkeit ist das eigentliche Heimatgebiet, das jede Familie unaufhaltsam durchquert, nicht sehr ausgedehnt; dessen Grenzen überschreitet sie nur bei besonderen Anlässen und sie vertraut sich dann einer Familie an, die dort beheimatet ist. Dank überdies der vorzüglichen Beobachtungsgabe, über die unsere Feuerländer verfügen, kennt groß und klein wirklich jeden Fleck und Felsen, jede Bucht und Küste, jeden Bach und Strand. Wie die vielen breiten und schmalen, ganz unregelmäßigen Wasserarme entstanden sind, die den ganzen Kap Hoorn-Archipel als eine wild zerzauste Landmasse erscheinen lassen, erzählt die Geschichte vom *Laiauája*-Felsen (S. 1216); die Herkunft der Bächlein, die von Hügeln und Bergen herunterfließen, wird im *Cilauája-wátuwa* erklärt (S. 1207); sogar vom Ursprung der prächtigen Gletscher im Brazo Nordoeste, die *dáyn* heißen, berichtet die Sage (S. 1233).

Gegenüber diesem Reichtum an Ortsnamen erscheint der Mangel an Bezeichnungen, die Entfernungen, Abstände und Zeitmaße ausdrücken, um so auffälliger. Man richtet sich gewöhnlich nach der Stellung der Sonne bzw. der Sterne, um ungefähr die Tages- bzw. Nachtzeit zu bestimmen. Dergleichen Angaben lassen offensichtlich einen weiten Spielraum offen, die damit gegebene Ungewißheit stört den Feuerländer nicht im geringsten. Bei seinen Wanderungen und Fahrten ist er sowieso von ganz unberechenbaren Einflüssen

[332] Diesen echten Yamana-Namen findet man in Karten als "Lasiparchas" eingetragen.

der Naturkräfte abhängig; in welcher Weise diese sich auswirken werden, das weiß er von vornherein nie. Jene unbezähmbaren Naturgewalten, denen er ausgeliefert bleibt, sind stärker als er; deshalb wäre es widersinnig, sich ein Ziel zu stellen, das er innerhalb einer kurzen Frist unter allen Umständen sicher zu erreichen trachtet. Will unser Feuerländer ausgedehnte Entfernungen kennzeichnen, dann spricht er von zwei oder drei oder vielen Fahrttagen und rechnet für den einzelnen Tag eine Fahrt von sechs bis acht Stunden. Ob er sein Ziel früher oder später erreicht, er gewinnt und verliert ja doch nicht so viel, daß es nennenswert wäre; seinem Glück dort im Kap Hoorn-Archipel schlägt wirklich keine Stunde! — genommen im strengsten Sinne des Wortes.

5. Pflanzenkunde und Tierkunde

Höhere Pflanzen sind im Heimatgebiet der Yamana nur in wenigen Arten vertreten, von höheren Tieren gibt es bedeutend mehr Arten. Von den einen wie andern besitzen unsere Feuerländer eine genaue Kenntnis. Zunächst soll das heißen, daß sie jede Pflanze, die ihnen für den Wirtschaftsbetrieb von irgendwelchem Nutzen ist, nach dieser besonderen Eignung kennen, und daß sie eine Auswahl unter dem, was ihnen zur Verfügung steht, nach Rücksichten der größeren Zweckmäßigkeit getroffen haben. Bei Beschreibung der einzelnen Gerätschaften und Waffen habe ich auf diesen Umstand nachdrücklich hingewiesen. Das Pflanzenreich liefert dem Yamana nennenswerte Nahrungsmittel nicht; das ganz wenige aber, was es ihm an Genußmitteln — wenn man so sagen darf — bietet (S. 570), kennt er gut und nützt es auch aus. Man wird kaum berechnen können, wie viele Versuche und welch lange Beobachtungen frühester Geschlechter dieser Art von Kenntnissen vorausgegangen sein müssen, ehe sie Gemeingut des ganzen Stammes geworden sind; durch Jahrhunderte sind sie dann dem folgenden Geschlecht vom vorhergehenden übermittelt worden.

Lebensnotwendig ist der Yamana täglich von der Tierwelt abhängig, ihr ausschließlich verdankt er seinen Lebensunterhalt. Somit ist jedermann gezwungen, die ihm nützlichen Arten nach ihrer Lebensweise und Bewegungsart genau zu beobachten. Wie er jede größere Pflanzenart mit Eigennamen bezeichnet, so erst recht jede Tierart; abgesehen von unscheinbaren niederen Tieren, die ihm in keiner Weise dienlich sind. Die verschiedenen Fangmethoden hat er auf Grund seiner guten Kenntnis der Gewohnheiten einer jeden Tierart ersonnen und ausgebildet (S. 511). Seine Beute ist keineswegs gleichwertig; er unterscheidet die Tierarten und sogar die Körperteile derselben Art nach der Schmackhaftigkeit des Fleisches, die höhere und geringere Brauchbarkeit der Knochen und Federn, der Felle und Häute, sogar die Darmstücke nach ihrer Dauerhaftigkeit und Leistungsfähigkeit. Dem allen liegt ein reiches Erfahrungswissen zugrunde. Staunenswert geschickt können die Yamana ihre Beutetiere beschleichen und in einigen ihrer Spiele die Bewegungen gewisser Tierarten nachahmen. Auch darin kommt zum Ausdruck, welch scharfe Beob-

achtung unsere Feuerländer der ihnen benachbarten Tierwelt widmen. Darauf beruhen wieder ihre Regeln für die Jagd, für das Einsammeln von Eiern und Schalentieren. Mit kluger Berechnung halten sie bei gewissen Arten eine eigentliche Schonzeit ein und kennen jene Zeitabschnitte des Jahres, für die sich der Genuß einer bestimmten Art nicht empfiehlt. Das harmlose Spiel der Elterntiere mit ihren Jungen betrachten unsere Indianer mit viel Vergnügen, sie bestaunen den wunderbar majestätischen Flug der gewaltigen Sturmvögel und ergötzen sich an den plumpen Bewegungen der Pinguine (Abb. 100) und Kormorane, die anmutige Gewandtheit der Flossenfüßer im Wasser setzt sie nicht minder in Erstaunen, als deren plumpes Benehmen auf dem Lande (Abb. 95) sie zum Lachen reizt. Je nach der Charakter-Anlage, Körperkraft und Regsamkeit einer bestimmten Art geht der Jäger mit ihr äußerst vorsichtig oder siegessicher um. Wie gut er mit der gesamten Eigenart der häufigsten Tiergruppen vertraut ist, ersieht man aus den unübertrefflichen Charakterzeichnungen, die manche Mythen enthalten. Im häufigen Spiel mit jungen Tieren und in täglicher Beobachtung erwirbt sich der Feuerländer von früher Jugend an seine reichen Kenntnisse von den Eigenheiten der nicht unbeträchtlichen Anzahl von Tierarten, die in gleicher Weise wie er dort am sturmumtosten Kap Hoorn ihre Heimat haben und die ihm für seinen und seiner Familie Lebensunterhalt zur Verfügung stehen.

Abb. 100. Pygoscelis adeliae

Man wird es unsern Indianern nicht verübeln, daß sie manches eigentümliche Benehmen der Tiere abergläubisch deuten (S. 1301). Sie wollen sich eben mit einer Erklärung dafür befriedigen und urteilen meist aus dem heraus, was in ähnlichen Umständen unter Menschen geschieht. Also sagen sie, um noch ein Beispiel zu nennen: Wenn ein Hund wie verzweifelnd in der Familienhütte stöhnt, ist das eine Trauerkundgebung; denn er weiß, daß ein naher Verwandter seines Herrn soeben gestorben ist oder bald sterben wird.

6. Heilkunde

In den folgenden Zeilen kommt selbstverständlich das berufliche Wirken der *yékamuš*, das auf Suggestion bzw. auf eigenartigen Geistervorstellungen beruht, nicht zur Sprache. Ebensowenig werden Infektionen und Epidemien berücksichtigt, die nachweislich erst durch Europäer eingeschleppt worden sind (S. 340). Die Yamana sind ein widerstandsfähiges, gesundes Volk, mag ihre Körperform uns Europäer wenig oder gar nicht ansprechen (S. 214). Ausschreitungen auf dem Gebiet der geschlechtlichen Sittlichkeit kennen sie ebensowenig wie Alkohol. Obwohl sie sich das eine oder andere Mal im Jahre den Magen überfüllen, wenn ein Wal gestrandet ist (S. 579), müssen sie doch auch vorübergehenden Nahrungsmangel dann und wann ertragen (S. 574); gar manches, was ihnen das Leben angenehm machen könnte, entbehren sie (S. 569). Ihrer Lebensweise und den atmosphärischen Bedingungen ihrer Heimat ist es zu danken, daß viele Leute ein beträchtliches Lebensalter erreicht haben; Jahreszahlen zu nennen, wäre willkürlich. Altersbeschwerden, die ohne Zweifel auftraten, belästigten kaum je eine Person ernstlich. Ohne daß ein langwieriges Leiden vorausgegangen ist, sind die meisten aus eigentlicher Altersschwäche einem fast plötzlichen, sanften Tod erlegen.[340] Überraschend hat es auf Fitz-Roy (a): 186 gewirkt, weder Männern noch Frauen begegnet zu sein, „who appeared to be very old — certainly no one was decrepit".

Unsere Feuerländer sind nichts weniger als wehleidig, körperliche Schmerzen ertragen sie still mit mutigem Dulden, ihr Schmerzempfinden ist bei weitem nicht so lebhaft wie bei Europäern. Vgl. Hyades (p): 328. Schon die ersten Missionare Despard (b): 698 und Bridges (a): 202 haben die am meisten verbreiteten Krankheiten genannt, eine zuverlässige Zusammenstellung hat Hyades (f): 580 und (q): 222 gemacht, aus eigener Beobachtung kann ich einiges ergänzen. Am häufigsten sind eigentliche Unglücksfälle, nämlich Verbrennungen und Verwundungen.[341] Personen jeglichen Alters klagen viel über Kopfschmerzen, *lēkápi-sĕx*. Als Allgemeinerscheinung tritt Rheumatismus auf, *akutarʲána* oder *akutaxĕlla*, allerdings ist die akute Form selten. Die erste Bezeichnung entspricht wohl dem *akútāsāna*, to chop off, im BD: 18. Gicht befällt ein einzelnes Glied bei vielen Personen, hebt sich aber schnell wieder. Die Atmungsorgane werden selten von Bronchitis angegriffen, ganz ausnahmsweise von Lungenentzündung und Rippenfellentzündung. Leiden dieser Art heißen *šemŏjna-sĕx*, d. i. Stechen, Schmerzen in der Brust (S. 1127). Ältere

[340] Auch Hyades (f): 573 versichert: „Les Fuégiens peuvent parvenir à un âge avancé (70 à 80 ans). Ils présentent alors des signes extérieurs de décrépitude, mais leurs aptitudes physiques sont, pour la plupart, conservées. Les infirmités de l'âge avancé sont, à peu près exclusivement, des douleurs rhumatismales chroniques."

[341] Burlesch versichert mit vollem Recht: „To meet a person of mature age who has not received an injury in some form or other, either violence or accident, is a rare occurrence" (MM: XXV, 23; 1891). Hierzu paßt, was Hyades (f): 585 sagt: „Il est probable que les accidents et les blessures doivent enlever un grand nombre d'indigènes, car ils ne donnent aucun soin aux blessés."

Personen husten häufig. Unterleibskrankheiten sind eine Seltenheit, statt dessen gibt es viele Verdauungstörungen, hauptsächlich Diarrhöen, als Folge übermäßigen Essens oder verdorbenen Fleisches. Ekzeme und andere leichte Hautübel trifft man häufiger an; sie heilen meist binnen kurzer Zeit. Daß Wunden, die nicht gepflegt werden, zu Phlegmone und Gangrän führen, leuchtet ein. HYADES (*f*): 581 versichert: „Je n'ai pas eu à observer une seule maladie cancéreuse." Auch steht fest, daß die Yamana ursprünglich von Syphilis, Gonorrhöe und jeder Form der Tuberkulose frei waren. An Entzündung der Augen leiden die meisten Leute, weil sie dauernd dem Einfluß des Rauches vom Hüttenfeuer her ausgesetzt sind. Geistesstörungen sind als sehr seltene Erscheinungen nachgewiesen; aber „l'idiotie n'est pas connue", wie HYADES (p): 339 versichert. Schwerhörigkeit *ufkir'táyuu* plagt manche hochbejahrte Person. Infektiöse Allgemeinerkrankungen, eigentliche Epidemien, *lēkhája*, *lēmája*, gab es vor der Berührung mit Europäern nicht.

Unter Krankheiten hatten also unsere Yamana nur ganz wenig zu leiden. Das war auch insofern vorteilhaft, weil in ihrem Heimatgebiet wirksame H e i l m i t t e l ganz und gar fehlen.[342] Man bemüht sich, den Schmerz oder das Übel mit Dingen zu beheben, die eine allgemeine Gesundheitspflege empfiehlt. Viel verspricht man sich bei Unwohlsein aus irgendwelcher Ursache vom gänzlichen Verzicht auf Nahrung während eines ganzen Tages; davon erwartet jeder, wie auch BRIDGES (i): 19 versichert, sogar „good health and efficiency in hunting". Aus diesem Gedanken heraus hält ein Jäger es unter seiner Würde, einen Imbiß mitzunehmen, wenn er sich auf die Jagd begibt. Wer krank ist, sitzt zusammengekauert in seiner Hütte, hält sich regungslos und läßt die Wärme des Hüttenfeuers auf sich einwirken. Ein Familienmitglied reicht ihm bei Aufforderung das, was er wünscht. Oft empfiehlt man das Schwitzen; der Kranke wird neben das Feuer gelegt und mit vielen Fellstücken zugedeckt. Tran wendet man vielfach an: Bei Rheuma reibt man damit den leidenden Körperteil ein; bei Ohrleiden wärmt man ihn auf einer Muschelschale vor und träufelt ihn in den Gehörgang. Statt dessen, besonders zur Reinigung der Ohren kleiner Kinder, preßt man einer Frau etwas Milch aus der Brust, wärmt diese in einer Muschelschale vor und läßt sie in den Gehörgang einfließen. Das gleiche Mittel wendet man zur Reinigung der Augen Neugeborener und allgemein bei Augenleiden kleiner Kinder an. Zieht Krampf *kešéki* durch ein Glied, reibt man es mit frischen Blättern der Drimys ein. Bei Hexenschuß läßt sich ein Mann auf folgende Weise behandeln: Er legt sich auf den Bauch. Seine Frau erwärmt sich den rechten Fuß am Feuer und setzt

[342] Das wird mehrmals bestätigt. FITZ-ROY (a): 186 schreibt: „When ill, however seriously, they know of no remedies but rubbing the body with oil, drinking cold water, and causing perspiration by lying near the fire, wrapped up in skins." DESPARD (b): 698 versichert: „Remedies are simple indeed; they burn the part where pain is felt, or produce counter-irritation by whipping with stinging nettles." Nach HYADES (f): 585, „les Fuégiens ne connaissent pas de médicaments." Endlich sagt ASPINALL: 270 kurz: „Die Arzneikunst beschränkt sich auf das Frottieren und den Aufguß einiger Wurzeln."

ihn sanft auf dessen Rücken; dann hebt sie den linken Fuß, daß ihre ganze Körperlast auf dem rechten Fuße ruht. Nach einiger Zeit, wenn die Wärme ihrem rechten Fuße entschwunden ist, steigt sie herunter und erwärmt ihn aufs neue. Auf dieselbe Art behandelt sie den ganzen Rücken, Teil für Teil, beginnend beim Gesäß und fortschreitend bis hinauf zum Genick.

Als Abführmittel empfiehlt man, die Blätter *lɨyɨ̌* von *ɨ̈šk'útta* (Drimys Winteri) zu kauen; das hilft auch bei Herz- und Magenleiden. Noch wirksamer sind reichliche Mengen von Tran, die in kurzen Abständen hintereinander getrunken werden müssen. Endlich erwirbt man sich den Saft aus einem jungen Buchenstämmchen auf folgende Weise: Dieses wird abgebrochen oder abgehackt, das Ende hält man über ein Feuer und den abtropfenden Saft fängt man in einer Muschelschale auf; den Saft verschluckt man ohne weiteres und wartet die abführende Wirkung ab. Dieses Mittel heilt auch entzündete Augen. Außerdem empfiehlt man bei entzündeten Augen, *télla sɛ̌x*, ein eigentliches Augenbad, nämlich das Gesicht in Salzwasser einzutauchen und dabei mehrmals die Augenlider zu öffnen und zu schließen. Viel Salzwasser trinkt man bei starkem Erbrechen *amája*. Die große Bartflechte *tɨ̈xalapaíɣla* (Usnea barbata) ist wirksam gegen die dort häufige Diarrhöe *ɨ̈špalaxána* oder *yikɛ̌na:* Man kaut kleine Mengen, verschluckt den Saft und speit die Holzfasern aus. Heutigentags bereitet man in passendem Topfe einen Absud. Die Sellerie *húšun* empfiehlt man bei Leiden der Atmungsorgane; Stengel dieser Pflanze werden gekaut und der Saft wird geschluckt. Bei Husten schmieren die Yamana den Hals außen mit Speichel ein, führen eine kurze, eigentliche magische Massage aus und blasen schließlich die Hustenstöße *háša* mit lebhaften Handbewegungen fort. Wer Blut spuckt, trinkt Seewasser; noch besser ist es, er stellt sich in die Flut, taucht einigemale unter, schluckt mehrmals Wasser, trocknet sich nachher gut ab und legt sich neben das Hüttenfeuer nieder. Bei starkem Herzklopfen und Stechen im Herzen muß der Kranke regungslos auf seinem Schlaflager verharren. Wer Fieber spürt, was eine seltene Erscheinung ist, der legt sich derart auf den Strand, daß die Flut ihn bedeckt; je nachdem hält er zwanzig Minuten oder länger unter Wasser aus, weder Tran und Speck, noch Fleisch vom Wal, von Seelöwen oder Vögeln genießt er.

Gegen den sehr allgemeinen Kopfschmerz legt man sich frische Brennesseln um die Schläfen und hält sie mit Lederstreifen fest. Auch peitscht man sanft den ganzen Kopf mit einem Sträußchen der Pernettya mucronata (Abb. 12, S. 121), deren Blättchen bekanntlich in scharfe, harte Spitzen enden. Der *yékamaš* hilft auf seine Art damit nach, daß er ein Bündel Haare der leidenden Person faßt und es plötzlich hochzieht, wodurch ein leichtes Knacksen verursacht wird. Statt dessen, wie Despard (b): 698 angibt, „they roast their heads, and take repeated draughts of stagnant sea-water to produce nausea". Bridges (i): 19 behauptet, was auch ich beobachtet habe: „Headache was relieved by making the nose to bleed by cutting it within the nostrils." Schmerzhafte Stellen erleichtert man durch kurze flache Einschnitte zu geringem Blutfluß. Bei Stichen in der Brust und erschwertem Atmen legt man flache,

handgroße Steine auf, die man vorher im Feuer erhitzt hat; haben sie sich abgekühlt, erhitzt man sie aufs neue. Ein magischer Einfluß ist es, wenn jemand die schmerzende Stelle mit einem Fellstücke mehrmals schlägt und bei jedem Schlage mit viel Anstrengung einen Luftstrom laut auspreßt.

Eiterwunden und Geschwüre *álax* heilen die Yamana auf mehrfache Art. Die Rinde von jungen Ästen oder lange Zweige von irgendwelchem Baume hält man mit dem einen Ende über das Feuer; den am andern Ende abtropfenden Saft läßt man auf die kranken Stellen fallen. Im Winter greift man statt dessen zu fingerdicken Stämmchen der Macrocystis. Gewisse kirschengroße Wucherungen an Buchenstämmen enthalten einen klebrigen Saft; diesen läßt man in die Wunden fallen, nachdem man das Gebilde zerquetscht hat; darüber streut man Daunen, die festkleben und die Wunde trocknen. Außerdem schmiert man bei Hautausschlägen, Ekzemen u. dgl. den ganzen Körper mit Kalkpulver ein. Statt dessen verreibt man die harzigen, gummiartigen Ausscheidungen der Polsterpflanzen (Azorella); dieses Mittel wirkt zuverlässig gegen furunkelartige Gebilde. Pusteln betupft und reibt man sanft mit Speichel. Auf Schwellungen legt man die frischen Stengelchen und Blättchen von Macrocystis; sie entwickeln eine schleimige Masse, die man wirken läßt. Auf einen schmerzenden Zahn legt man frisch geschabte Spänchen der Berberitze. Lockere Zähne bricht man mit den Fingern aus. Hyades (p): 339 sagt, was ich aus eigener Beobachtung nicht bestätigen kann: „La folie, si elle existe, est très rare. Les folies sont traitées par les bains froids." Um einen gebrochenen Arm legt man erst dünne Stöcke und dann einige Lederstücke, nachher umwickelt man alles mit festen Lederstreifen; diesen Verband läßt man liegen, bis Schmerzen und Schwellungen nachgelassen haben. Auf diese Art wissen sich die Feuerländer bei ihren Unfällen und körperlichen Leiden zu helfen.

7. Die Sprache

Bekanntlich ist über die Sprache der Yamana in allgemeinen Angaben erstaunlich viel und oft geschrieben worden. Mancher hat sich überraschen lassen von dem wiederholten Hinweis auf einen ungewöhnlich reichen Wortschatz; Bridges selber hat hierzu den Anstoß gegeben. Wie es dazu gekommen ist, daß er den Umfang seines Dictionary mit 32 430 Wörtern angegeben hat, habe ich in (gg): 162 zu erklären versucht. Auch habe ich es nicht unterlassen, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß die Yamana-Sprache die eben genannte Zahl von Wörtern nicht besitzt und daß ein reicher Wortschatz an sich keinesfalls ein Gradmesser für den hohen Entwicklungsstand dieser Sprache ist. „Ganz im Gegenteil wird man in der Notwendigkeit, daß eine Sprache sich mit vielen Worten behelfen muß, ihre empfindliche Armut erkennen;" so habe ich mich (hh): 183 schon früher ausgesprochen. Lange vorher hatte Garbe: 336 auf diesen entscheidenden Umstand hingewiesen. Daß eine kritische Untersuchung der gesamten Grammatik des Yamana bislang noch nicht durchgeführt worden ist — F. Hestermann hat einige Teile bearbeitet —,

sei niemandem zum Vorwurf gemacht; denn es fehlen Texte, das umfangreiche Dictionary des Rev. T. Bridges ist erst 1933 von Hestermann und Gusinde herausgegeben worden und die bekannten Übersetzungen des neuen Testamentes, die Bridges vor sechs Jahrzehnten durchgeführt hat, eignen sich nicht für diesen Zweck. Man mache aber auch mir nicht den Vorwurf, ich hätte es versäumt, Originaltexte zu sammeln. Zu meiner Entlastung weise ich darauf hin, daß ich auf meinen Reisen von andern, nicht minder dringlichen Arbeiten vollauf in Anspruch genommen war. Auch verdient der Umstand ernste Beachtung, daß die heute gebräuchliche Sprachform abgeändert und verunreinigt worden ist, nämlich als Folge des Zusammenschlusses der letzten Überlebenden aus den fünf ursprünglichen Dialektgruppen und ihrer Verbindung mit dem Europäertum. Bezeichnend hierfür ist es beispielsweise, daß ihr eigenes Wort für "nichts" gänzlich außer Gebrauch gekommen ist und von groß und klein durch "nothing" ersetzt wird. Ich persönlich stand also vor der beklagenswerten Tatsache, daß es zu Beginn meiner Reisen für eine Aufnahme des reinen, unverfälschten Sprachgutes der Yamana zu spät war. Doch konnte ich noch die Grenzen der ehemaligen, vor mir so genannten Dialektgruppen (S. 199) und das Lautsystem bestimmen. Vgl. Gusinde (s): 1000.

Hier ist nicht der Ort, an dem die wichtigeren Besonderheiten der Grammatik des Yamana ausführlich geschildert werden können. Auch brauche ich nicht zu wiederholen, was ich in (hh): 183 erörtert habe, daß „der niedrige Bildungsgrad der Sprache in vollkommener Übereinstimmung mit der gesamten geistigen Verfassung der Yamana, wie sie sich auch auf anderen Gebieten offenbart, erscheint. Damit wird nicht im mindesten bezweifelt, daß diese Indianer, nach ihrer geistigen Befähigung beurteilt, vollreife Menschen sind". Bis auf weiteres muß man das Yamana als eine isolierte Sprache ansehen, die nicht einmal mit dem benachbarten Selk'nam und Halakwulup eng verwandt ist; ob es sich mit den noch erhaltenen spärlichen Resten einer bestimmten Chaco-Sprache wird in Verbindung bringen lassen, werden vergleichende Untersuchungen lehren.

Nur auf folgende Merkmale dieser Sprache sei hier hingewiesen: Wurzel und Wort sind selten dasselbe. Meist ist Verbum und Nomen, seltener im Nomen das Adjektiv und Substantiv, immer aber das Pronomen geschieden. Die Wortbildung und jede andere grammatikalische Bildung vollziehen sich durch Anwendung eigentlicher Präfixe und Suffixe. Verbum und Nomen zeigen reiche Bildungen, die allerreichste weist das Pronomen auf; deswegen nimmt es vor allen Sprachen der Welt eine ganz hervorragende Stellung ein. Die Nomina sind einsilbig und mehrsilbig, letztere nicht immer als Zusammensetzung erkennbar. Oft stehen Präfix und Suffix zugleich in einer und derselben Bildung. Das grammatische Geschlecht fehlt, Zahl und Kasusverhältnisse sind um so reichhaltiger. Das Nomen umfaßt die dreifache Zahl Singular, Dual und Plural, die beiden letzteren bildet man allein durch Suffixe. Der Genetiv steht vor. Das dem Genetiv angefügte Suffix tritt aber auch als Objektkasus auf. Das Adjektiv ändert durch bloße Stellung seinen Wert; vorgesetzt ist es

attributiv und nachgesetzt ist es prädikativ. Das Pronomen ist von einheitlicher Wurzel, aber seine Form wird als verbal und personal, possessiv und subjektiv unterschieden. Die Vielgestaltigkeit der gesamten Pronomina steigert sich ganz erstaunlich, vor allem dadurch, daß Ortsbestimmungen gleichzeitig in waagrechten und senkrechten Beziehungen ausgedrückt werden, oft sogar die her-Bezeichnung als Präfix und die hin-Bezeichnung als Suffix mit einem einzigen Worte verbunden wird."[203]

Das Verbum läßt sich durch zahlreiche Suffixe von nominaler Grundlage aus bilden. Auch kann man Verben zusammensetzen, die gleichgeordnet nebeneinander stehen. Nach den vier verschiedenen Endvokalen hat man vier Konjugationen aufgestellt. Auch erstreckt sich die soeben beim Nomen geschilderte lokale Variation in jeder Hinsicht über das ganze Verbum. Zumindest sechs verschiedene Formen verbaler Verneinung sind vorhanden. Wie Hesternann versichert, „bilden die hier nur kurz angedeuteten Abwandlungen mit denjenigen am Nomen eine geradezu unerschöpfliche Erscheinung, die sich durch formvollendete Kürze sowohl, wie auch durch feinsinnige Eleganz auszeichnet. Das Yamana ist ein schönklingender Typ einer Indianersprache, knapp, reich, präzise und inhaltsvoll". Wenn ich in diesem Werke mehrmals von Dialektunterschieden gesprochen habe (S. 200), sind damit durchaus nicht etwa erhebliche Abweichungen der einen Gruppe von der andern gemeint, sondern nur geringe Unterschiede in Worten und Benennungen für das gleiche Ding, sowie in einigen Lauten. Mit diesen unbedeutenden örtlichen Sonderbildungen sind Dialekte im strengen Wortsinne offensichtlich noch nicht gegeben.

c. *Kunstgefühl*

Das Sinnen und Trachten unserer Wassernomaden am Kap Hoorn ist dem unumgänglichen Lebenserwerb zugewendet, von ihm wird die Einzelperson fast voll und ganz in Anspruch genommen. Was darüber hinaus ihr an freier Zeit und unverbrauchter Kraft noch übrigbleibt, widmet sie der Ruhe oder ihren bescheidenen gesellschaftlichen Bedürfnissen. Gefühl für das Schöne und Sinn für Ebenmaß besitzen die Yamana wohl, ihm aber zu reicher Entfaltung zu verhelfen, dazu sind die Lebensbedingungen nicht angetan. Von der Umwelt, die sich in matte Farben kleidet und wild zerzauste Formen zeigt, erhält der Yamana eine nennenswerte Anregung zu ästhetischem Genuß oder künstlerischer Betätigung nicht. Ein Verlangen darnach bricht dann und wann aber doch aus seiner innersten Naturveranlagung hervor und wirkt sich auch tatsächlich innerhalb bescheidener Grenzen in dieser oder jener Weise aus.

1. Schönheitssinn

Bei einigen Gelegenheiten geben unsere Feuerländer ihren gut entwickelten Sinn für körperliche Schönheit unbestreitbar zu erkennen. Am meisten gefällt eine schlanke, bewegliche, mittelgroße, ebenmäßige Gestalt

voll gesunder Kraft; eine solche wirkt besonders eindrucksvoll auf jugendliche Vertreter des andern Geschlechtes, die in Gesellschaft sich ganz offen darüber aussprechen. Die heiratsfähigen Burschen und Mädchen lassen sich vor der Ehe zuweilen ganz erheblich durch die Körperform der Person ihrer Wahl beeindrucken und bestimmen (S. 637). Die Eltern und nächsten Verwandten sind darauf bedacht, daß ein Säugling sich zu einer schönen Gestalt von frühester Jugend an entwickle. Diesem Ziele hauptsächlich dient eine Art von leichter Massage (S. 722), obwohl sie allein den Erfolg nicht regelmäßig sicherstellt. Man sagt, daß ein besonders reizender, anmutiger Säugling später meist umschlägt und häßlich wird, während häufig ein weniger schönes Kind nach einigen Jahren sehr wohlgestaltet erscheint. Auf die Augen unserer Feuerländer wirkt Körperbehaarung unangenehm, weswegen sie Achsel- und Schamhaare, auch das Barthaar ausrupfen (S. 422). Gern bedienen sie sich hierzu zweier genau aufeinander passender Muschelschalen nach Art einer Pinzette. Einige Personen achten mit viel Sorgfalt auf ein gutgeordnetes Kopfhaar, das sie mit etwas Tran einfetten und mehrmals täglich kämmen (S. 423). Die meisten lassen es sich zeitig genug in der Weise kürzen, daß es bis etwa auf die Schultern reicht (S. 421); zu Zöpfen wird es nicht zusammengeschlossen. Wenn ausnahmsweise einige Männer sich unmittelbar vor einem Kampfe das Kopfhaar glatt scheren lassen, wollen sie vermeiden, vom Gegner an den Haaren gefaßt und gezerrt zu werden. Auch ein Europäer empfindet das gleiche Wohlgefallen an dieser und jener Gestalt, die bei den Yamana als schön gelten; Spegazzini (a): 165 weist ausdrücklich darauf hin. Die verschiedenen Arten von Schmuck sollen den Reiz der körperlichen Schönheit erhöhen; der Antrieb

Abb. 101. Körbchen in schöner Ausführung

[*] Beispiele hierfür vorzulegen, würde zu weit führen; man findet sie in guter Auswahl in Hestermann (b), Bancks (h): 235 und mehr noch in Hyades (q): 280.

hierzu ist je nach Person, Alter und Geschlecht verschieden, jedoch fast genau übereinstimmend mit dem, was man diesbezüglich in Europa beobachten kann.

Bei Herstellung seiner Gerätschaften und Gebrauchsgegenstände, Waffen und Schmuckstücke achtet jedermann auf ein gewisses Ebenmaß und zwar allein deshalb, weil es seinem Auge und Empfinden wohl tut. Sogar eigene Bezeichnungen für solche Personen gibt es, die gewisse Dinge kunstgerecht und tadellos ausführen. Einigen dieser Ausdrücke liegen nur Nützlichkeitsrücksichten zugrunde; man sagt *wöläpütas*, clever, expert, careful in cutting up a whale, nach BD: 630, oder auch *wöglina* für einen Mann, dem der Kanubau gut gelingt. Jene Personen sind überall bekannt, die ein Körbchen oder Schmuckstück besonders sorgfältig herstellen; dessen genaue Ausführung wird von andern Leuten deshalb besprochen, weil sie ihnen gefällt und wahren Genuß bereitet. Oft hört man Wendungen, wie die folgenden: „Welch schönes Ding! — Wie gut schaut das aus! — Sehr genau und ebenmäßig ist es gearbeitet!..." Jedermann belobigt die Mühe, die ein Handwerker aufgewendet hat; angesichts eines formvollendeten Stückes muntern bejahrte Leute die Jugend zur Nachahmung auf. Jedes Lob tut dem Yamana wohl und damit es ihm zuteil werde, strengt er sich an. Darüber hinaus findet er aber auch an den Vorzügen des schönen Gegenstandes an sich ein eigenes Wohlgefallen. Ein Europäer muß, falls er in seinem Urteil gerecht sein will, die Schwierigkeiten in Erwägung ziehen, die sich dem Yamana bei Anfertigung und Bearbeitung seiner Gerätschaften entgegenstellen. Dieser verfügt beispielsweise nicht über Handwerkszeug aus Metall und über Meßinstrumente, sondern er ist allein auf seine harten, wenig gelenkigen Finger und auf das Augenmaß angewiesen. Offensichtlich ist deshalb die Reihenfolge einzelner Glieder eines Körbchens (Abb. 101) und Schmuckstückes, oder die Linienführung bei Bemalungen niemals einwandfrei genau. Trägheit und Nachlässigkeit einzelner Personen, die sich nicht anstrengen und mühen wollen, sind selbstverständlich auch ein Grund für manche mangelhafte Ausführung.

Die Schönheit gewisser Gegenstände und des eigenen Körpers erhöhen die Yamana durch Bemalung. Sie bedienen sich der bekannten Stoffe (S. 427) zu den allein verwendeten drei Farben, nämlich *lüï* = rot, scharlachfarben; *yágu* = hell, leuchtend, weiß; endlich *lhmhi* = schwarz. Die Farbstoffe werden entweder trocken verrieben oder erst mit Wasser bzw. Tran in einer großen Mytilus-Schale (Abb. 102) zu einem dicken Brei verrührt und dann mit dem Finger bzw. Malstäbchen (S. 429, 860, 917) aufgetragen. Für andere Farbentöne fehlen die Bezeichnungen nicht ganz, werden aber selten gebraucht. So sagt man *laklma* = graufarben, allein für Kopfhaar und Pelze, hingegen *pëwajágu* für die graue, fahle und matte Farbe jedweden anderen Dinges; ein Hellrot oder rötliches Gelb kennzeichnet man mit *pájalüï*. Keiner dieser Farben an sich kommt eine bestimmte Bedeutung zu (S. 430),[882] obwohl man bei gewissen Anlässen der einen oder andern den Vorzug gibt, z. B. bei

[882] Ohne Berechtigung sind dafür Martius: 188 und Spegazzini (a): 170 eingetreten.

Trauerbemalungen (S. 1116). Das Scharlachrot bereitet den Yamana einen hohen Genuß,[*] es ist ihnen in eben der Tönung, welche die *máku*-Blüte besitzt, ein Gradmesser und Vergleichspunkt (S. 701). Der bekannten Farbstoffe bedienen sich die Yamana zur Bemalung des eigenen Gesichtes oder ganzen Körpers bei verschiedenen Anlässen. Die bunte und reiche Mannigfaltigkeit, die sie in ihre Zeichnungen hineinlegen, spricht deutlich für ihren keineswegs engbegrenzten Schönheitssinn. Dieser wirkt sich noch deutlicher bei den eigentlichen Schmuckstücken und bei den Farbenmustern aus, mit denen man manche Gegenstände bedeckt; hingewiesen sei *auf die* Kina-Masken und Zierstäbchen in der *Iéʃaus*-Hütte (Tafel II, III, IV). Je nachdem eine

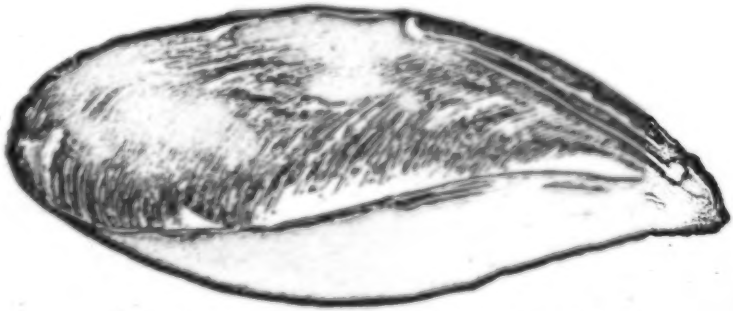


Abb. 102. Schale einer großen Mytilus-Muschel. 1/3 nat. Größe

Bemalung auf diese oder jene Art ausgeführt wird, verwenden die Yamana eine beträchtliche Zahl eigener Bezeichnungen. Das *uíyatəkə* besagt: to paint horizontal lines upon the face with *lmi* as a mark of friendship, nach BD: 610; das *éjasina* besagt: to paint the face with up and down bands or lines of either red or black. Die Bemalung wird zuweilen durch Federschmuck ergänzt. Weder besondere Anlage noch Lust zum Zeichnen habe ich bei den Yamana beobachtet;[**] niemals sah ich die Kinder mit Fingern oder Stäbchen einfache Striche oder Zeichnungen in den Sand einkratzen, noch mit Holzkohlestückchen das Hüttengerüst oder Kanu bekritzeln. Obwohl ich sehr häufig in meinem

[*] Das wird mehrmals besagt. Hyades (b): 1345 und (d): 386 sagt: „La couleur préférée est la couleur rouge; les autres couleurs sont souvent confondues." Auch im letzten Teile seiner Behauptung stimme ich ihm bei. Die von ihm (q): 285 aufgezählten Bezeichnungen für allerlei Farben sind wertlos.

[**] Hiervon abweichend, hat Pertero (a): 1811 berichtet: „Merkwürdig war es, daß die Feuerländer große Neigung zum Zeichnen verrieten. Ungefähre hatten die Papierstreifen genommen und mit Kohle darauf Gegenstände gezeichnet, die ihre Cameraden vorstellen sollten. Man versah sie dann mit Bleistiften, und ein jeder ihrer Künste eifrig fort, um dieses und jenes, namentlich Porträts, zu copiren, freilich mit sehr mäßigen Erfolgen." Agassiz: 271 begründet nicht, was er behauptet, daß „sie ein großes Talent zum Zeichnen besitzen".

Tagebuch schrieb und zeichnete, wurden dadurch nicht einmal die Erwachsenen, und noch viel weniger die Jugendlichen, zur Nachahmung angeregt.[307]

2. Kunstbetätigung

Die vielen Gelegenheiten sind schon genannt worden, in denen sich zeigt, wie sehr der Yamana *schmuckliebend* ist. Bei manchem tritt sogar die Sorge für die körperliche Reinlichkeit weit zurück hinter das Verlangen, mit der Schönheit des eigenen Körpers oder mit besonderem Zierat andern zu gefallen. Diese Art von Eitelkeit wird schon den Kindern bewußt anerzogen und niemand erblickt etwas Fehlerhaftes in ihr. Eben deshalb beschäftigt sich mancher gleichzeitig mehrere Schmuckstücke und glänzt besonders gern mit jenen, die von auffälliger Eigenart sind oder aus abgelegener Gegend stammen. Auch gibt es Personen, die aus bloßer Lust sich fast jeden Tag bemalen. Da ein Besucher in der Regel eine Gesichtsbemalung tragen soll, wenn er sich vorstellt (S. 431, 1013), verwendet manche Person darauf viel Zeit und Mühe, damit man sie bewundere. Doch geht es nicht an, mit Bove (e): 157 zu behaupten: „Die Begierde nach Schmuck scheint bei den Männern noch stärker als bei den Frauen zu sein." Im einen wie im andern Geschlecht finden sich nämlich einzelne Personen, die in der Sucht zu gefallen weit über die große Menge hinausragen.

Die Gefallsucht bedient sich, außer eigentlicher Körperbemalung in mannigfaltiger Ausführung, noch bestimmter *Schmuckstücke*. Von einfacher Art sind Gelenkbänder (S. 433), reicher ausgestattet die Halsschnüre. Entweder werden feingefaserte Sehnenfäden vom Guanaco oder Wal geflochten und die langen Schnüre zu mehreren Kreisen zusammengelegt, oder man reiht auf ihnen kurze Knochenstückchen auf bzw. bindet enggestellte kleine Gehäuse *šón ülpúka* von der Photinula violacea an. Das sind die Grundformen für die von den Yamana getragenen Halsschnüre. Eine jede von ihnen läßt noch verschiedene Besonderheiten zu. Die aufgefädelten Knochenstückchen sind, je nach Wahl, länger oder kürzer; man ritzt in jedes der längeren auch deutlich erkennbare Ringe ein, welche sehr kleine Stückchen vortäuschen sollen. Überdies läßt man die von Natur aus weißlichen Stückchen mit solchen abwechseln, die eigens geschwärzt worden sind (S. 435). Endlich bringt man noch als besonderen Anhänger unten in der Mitte den toten Schnabel des Austernfischers (Haematopus ater, Abb. 76) an, oder man verteilt vier bis sechs dieser Schnäbel auf die untere Hälfte des ganzen Halsbandes (Abb. 103). Statt kurzer Stückchen, die man von dünnen, hohlen Vogelknochen abschneidet, fädelt man zur Abwechslung auf eine lange Sehnenschnur die kurzen Kalkröhrchen von Seewürmern. Doch dergleichen Stückchen sind wenig regelmäßig, weswegen

[307] Was Snow (a): I, 339 erzählt, beweist die Neugierde der Feuerländer in Banner Cove: „They were all greatly astonished at my writing in pencil on blank paper; ... and they eagerly begged of me some magic wood. Of course I gave them some, and they soon set to work trying to write as I did."

1666

[illegible] diese ganze Zusammenstellung kaum gewonnen wird (Abh. 196). Am einfachsten sind jene Zierate, bei denen die Schwanzhaare eine einzelne Wendelschnur oder den kleinen Schnabel eines Vogels als einzigen Anhänger oder mehrere dieser Stücke trägt. Als die schönste und wertvollste Halskette gilt die lange Reihe von Gehängen der Pharaonin, deren sie diese Darstellung meist viel lang- fast aufgewunden werden (Abh. 22).

Abb. 194. Halskette. ¹/₁₀ Gr.

Eben deshalb fehlt diesen Stück, das zuweilen mehr als 2 m Länge aufweist, keinen Frauenquasten, die etwas auf sich hält. Schon Pete Ber (a): 201 hat erkannt, und später Burton (i): 33, daß „the Fenglan architects show more ingenuity in those who make them, ... that one is, at first, inclined to doubt their being the manufacture of such uneouth arrangit". Auch Swinburne (a): 141 verweigert nicht die Anerkennung, daß diese Dinge „are tredeje learnere ennoncide" darstellen, „your as convers de bellest"; sie deuten einen gut entwickelten, feinsinnigen Geschmack an. Ein Gleiches muß man über die Verwendung von Federschmuck sagen, den man bei einigen feinfühligen Arabern im Alltage (S. 860, 917) und bei Trauerzeremonienlösungen (S. 1130) sehen kann, sei es als Anputz, sei es größeren Anhängen Gestalt, sei es beispielsweise, als zweifingerbreiter Haarschmuck mit Daumenbreite besetzt. Das spanische stehe man dem schmuck an, bei seinem bevorzugten Wohnen liegt es so sich verständlich an (S. 1300).

Eine erwähnte Tatsache ist es, daß die Tamanu keine Art von bewußter Körperverunstaltung üben (I. 437) und Burton (a): 1345 erkannt mit warmem Bedauern darin überein, daß „I, e'y a pas de différentiation et de modification ethnique". Auch Petherick (a): 138 ist im Recht, wenn er behauptet: „No ornaments are worn in the nose, ears, or lips, nor are the fingers." Denham (b): 256, Barth (a): 117 und (g): 234, Burton (d): 206 und (g): 225, sowie andere Reisende bezeugen es entschieden als, daß den Tamanu die Tätowierung bekannt sei. Trotzdem kennen ich anerkennen, daß sie in bemerkenswerten Maße an den Prüfungen im Alltage früher vorgenommen wurde (I. 862), allerdings nicht von Schönheitsrücksichten. In neuerer Zeit wird sie durch eine besondere Bedeutung erregen. Besonders durch die, welche auf S. 862 beschrieben worden ist. Oder man braucht den ganzen Oberkörper einfärbig weiß und stets rund eingeschlossen. Gegenüber dem Farbbekenntnis von der weißen schönen Ge-

Tafelung der einen Schüssel vor anderen im Regen auch unter dem Dach und Blechen (vgl. Abb. 8) der Tischbeschädigung. Diese Bewertung gilt nur für Gänge.

Unsere Feuerländer kennen weder Gabelchen noch Tischmesser. In den Völkern aber, die sie in ihren Gastgängen anbewundert wiederholten, liegt ein ungewohnter Rhythmus und ein voller Klang, einen harmonischen Ton jedoch vollendet sie nicht. Die Gabelchen sind regelmäßig nur kurze Stäbe mit einfachen Widerhaken. Wer Gänse, die sich aus den gleichen oder ähnlichen zusammensetzen, deren Lastes zusammenmessen, werden entweder in einen einzigen Tischgang eingeschaltet oder in einen Tanzverband, in dem die Tore verbrennen. Deutlich unterscheiden sich hiervon von traurigen Weisen.[1] Die Tänzerin singen gern, nur andere hören sie die künstlerische Meisterschaft ihrer Gesänge anzuerkennen. Diese werden, so weg hervorgehen, gemeinsamen von einer kleineren oder größeren Gesellschaft vorgetragen. Wer einmal seinen Wagen gute oder im Kanu mit seiner Familie still über das Wasser gleitet, wird vergnügt den Strang vergessen, wie Landleben anerkennen. Eine Mutter singt ihrem Liebling, den sie in ihren Armen schaukelt oder auf dem Schlafgang bekleidet, keine Art von Wiegenlied. Sie begnügt sich damit, das Kind auf den gestreckten Arme zu legen und sie von einer Seite zur anderen sanft zu schwenken; dieser Bewegungen fühlt sie im Rhythmus aus und wiederholt bei jedem Mal auf Ihre die Laute halt hält. Ihre Rhythmen einiger Gesellschaftsspiele begleiten Kinder und Erwachsene mit einfachen Melodien auf hinteren Worten (S. 166).

Diesen Tänzen sind die Tanzweisen im Allgemeinen, die in zwei Gruppen zerfallen. Die zusammenfassenden Wiederholen einiger Laute in der gleichen Tonlage, durchgeführten bei Nacht verrichten nur von einer Person und regelmäßig gleichmäßig von den meisten Anwesenden, gehören zur Tagesordnung (S. 917); schalmeienartigen Melodien begleiten die besonderen Tänze und Gesellschaftsspiele an den meisten Abenden (S. 939). Bei Tanzgelegenheiten, wo allen beim zusammenkommen, wiederholt man den gleichen Text, man singt die ganze Nacht hindurch, in der ähnlichen Tonlage, die Melodie wird andauernd durch Zwischenrufe und laute Klänge unterbrochen (S. 1139).

Das Ohr wirkte ich allgemein als einen Schauspielgang bezeichnen, mit dem man eine Tanzvorstellung oder ein festliches Beisammensein oder ein Gelage (S. 913) beschließt. Der bessere Wiedergabe eines Tanz Gesang vollendet und der als letzter empfunden, da er, wie nächtigen schwand, einen ganzen Teil vom Besuches beendet und alle Leute zum nächtlichen Schlafen einlud. Wer jetzt diesen Gesang vielleicht, der will seine Landsleute mit einer Überraschung erfreuen und mit hohen Stimmung begleiten, weil dem Tanzlied gegen Tagen. Während gesungen wird, macht eine Person die Runde

---

[1] „The singing of these Indians is of different kinds", bei einer Gesang (2) 487 fragmentis. York Steam (2) 198, „In short we Indianerdiener gab, I so compare them with parts as when these ends collide, rejoice sometimes". In Gesang (1) heißt es: „The words, they say (in their songs), have no meaning to them, and have been handed down to us from their ancestors, and all their songs originally came from the Abkehrt who."

und vermöge an jedem Anwesenden einen Bereich Pfleich oder einen gebrochenen Bereich. Einen jeden Allgeist vermöge dem an den Pfeil gebundenen Körper und begibt sich zum Feste des Ajax-Vogels. Weil dieselben auf jedem Fest treffen diese Allgeist mit anderen Allgeist und mit diesen ihrer verschiedenen Verwandten zusammen. Diese besonders sind Gesänger der anhaftenden Allgeist und alle vergangene sich wiederholender gewesener Zeit. Gegen Ende des Schlussgesanges wechseln die Gesänger mit solchen Gleiches bewirkenden Gesängen, als welches sie angefertigt und ihre Gänse erleichtert beschreiben. Darauf hin verabschieden sich diese Allgeist und Lebens zur Hütte, von der sie sich entfernt hatten, wieder zurück; jene anderen Allgeist bleiben weit draußen über dem Hause. Wo der Allgeist einen Menschen beim Trinken sich von Leibe entfernt, gerade so tut er es auch beim Ajax-Gesang. Dieser ist jedesmal neues und gefasstes, erweitert er an einen neuen Trauergesang. Wer bei diesen Erklärung von den Tonnen mit Allgeist bezeichnet wird, gehen wie Exemplare deutlich mit Gemütsverfassung oder Stimmung wieder; durch den Ajax-Gesang soll jedesmals auch starken seelischen Erregung in den ruhige Gleichgewichte seines Seelenlebens wiederhergestellt werden. Jeder jedesmal besitzt den besonderen Gesang, den sein psychisch den Gleichgewicht hat (S. 1398). Der Absolut-Gesang, mit dem die Geister der Toten, vor allem die der Kriegsgefallenen und Wale beruhigt werden, besitzen einer allgemeingültige Melodie, welche absolutes den jedesmal vorhandenen ist (S. 1422); der Absolut-Gesang heißt im Osten anderen jedesmal und im Westen englischjedesmal, Schwerlich ist ein Melodiemann nur im "Tonmenschen", in den er sich durch sein Singen verwirrt, herzlich tätig; diesen Singen beziehen man auch als Ajax-jedesmal, weil dabei jeder Melodiemann mit seinen Gedanken in Verbindung tritt.

Als einer der leitenden Volksliede kann man die gemeine betrachten, wenigen gelinde in die Beziehung empfinden. Jedermann darf sie anstimmen, wenn und wo es ihm beliebt, ohne Zwang von außen, folgend der eigenen Anregung. Stets wohnen die Personen, die durch ihre Freude daran und damit ihre Umgebung gelegentlich erheitern, versteht die kleine Gesellschaft gemeinsam haben verschiedenlich verschieden, daß ebenliche gemeine in weit verschiedlegender Zeit von den Melodiesang von der verschiedene Tonnen-Gruppe überhaupt wurden wären und daß später diese besonders jene Gedenge an die anderen Gruppen weitergegeben hätten. In diesem Sinnes liegt auch erklärt, daß das der Melodie angemalte Singende Textwort ein deutlich erkennbares, bei den Tonnen einen nicht gebräuchlichen Melodiesang-Wort ist. Sowohl das erste, wie auch das singemalige — die jedes wird auf eigener Melodie wiederholt — sind als reines Melodiesang-Worte bezeichnet worden. Das reinen gemeine Lied gilt als "gemeine der Besonderen"; es wird unter schwerfälligen Schwankens der ganzen Oberkörpers und mit viel Melodiefreie vorgetragen. In Melodiesang bedeutet *Wiegenen Wasser*, *Trinkwasser*, alle heilenden Getränk (Genesen [s]) 1912). Bei einem anderen gemeine wiederholt man gemeine erfindet. Das Wort gemeine dichte von in unserer Zeit

durch dieses *pasánna* bei den Yamana Eingang gefunden haben, sie verwenden sonst nur *amêra*. Dieses *pasánna*, wie auch das vorhergenannte, lassen deutlich erkennen, daß noch in einer nicht weit zurückliegenden Zeit die Halakwulup das eine und andere ihrer Lieder unsern Yamana überlassen haben. Gertiz und andere Gewährspersonen haben mir bestimmt versichert, noch in ihrer Jugend auf Fahrten durch den Westen dieses und jenes Lied erfahren zu haben, das im mittleren Yamana-Gebiete unbekannt war. Wie noch heutigentags von einer vergnüglichen Runde gelegentlich ein *pasánna* angestimmt wird, so geschah es in früherer Zeit bei dem seltenen Ereignis der Durchfahrt eines europäischen Schiffes, zum Zeichen der Freude und Überraschung. Die Yamana-Mutter ist wahrhaftig nicht sangeslüstig, aber diese und jene, das ist Tatsache, erfreut doch zuweilen ihren Säugling mit einem *pasánna*.

Bei den Yamana ist es Gewohnheit, während des Singens einen Farbstoff herumzureichen. Jeder Anwesende nimmt davon etwas und bemalt sich sein Gesicht, durch dieses Zeichen bekundet er seine Anteilnahme am Singen. Eine einzelne Frau stimmt gelegentlich in einer vergnügten Gesellschaft den sogenannten *akáinix*-Gesang an. Mittendrin streckt sie beide Arme nach vorn, die flachen Handteller sind nach oben gewendet. Plötzlich liegt auf jeder Hand ein Stückchen Holzkohle und damit bestreicht die Sängerin das Gesicht eines jeden Anwesenden. Den Sinn alles dessen konnte mir niemand erklären.[***]

Erheiternd wirkt es zu erfahren, daß ausnahmsweise ein sangeslustiger älterer Mann die Jugend in seine Hütte ruft — einige Erwachsene schließen sich an —, um mit ihnen Lieder einzuüben. Aïskanïs ist als solcher bekannt. Diese Personen bleiben einige Stunden beisammen, lernen oder wiederholen ein Lied nach dem andern und beenden ihre vergnügliche Runde mit dem sogenannten *ánauĉ-*, einem lustigen Auftritt. Außerhalb der Versammlung hüllt ein Spaßvogel seine ganze Gestalt in mehrere Felle ein, daß nur sein Gesicht frei bleibt. In dieses zeichnet er viele weiße und rote Punkte; zwischen jeden Mundwinkel und ein Nasenloch, sowie zwischen jedes Augenliderpaar spannt er kurze Stöckchen, die das Gesicht verzerren. Dieser bei Knaben beliebte Scherz (S. 763) heißt *hanaxwénteg* und jene Stöckchen sind weiche Zweige der Schmarotzerpflanze Myzodendron punctatum; sie wird wegen ihrer äußeren Form sinnig als *hánis tauwêla*, Korb der Buche, beurteilt. In der beschriebenen Aufmachung tritt jener Mann plötzlich in die Versammlung der jugendlichen Sänger ein, zeigt sich aufdringlich jedem einzelnen und beteiligt sich am allgemeinen Gelächter. Zuweilen vermummen sich mehrere halbreife

[***] Während meiner beiden letzten Reisen durch das Feuerland habe ich bei jedem der drei dort ansässigen Stämme phonographische Aufnahmen gemacht. E. M. von Hornbostel hat die Bearbeitung übernommen, doch kann seine vergleichende Untersuchung, die ich bereits im Manuskript von ihm erhalten habe, erst im Band 3 dieses Werkes erscheinen. Vorläufig sei hingewiesen auf seine kürzere Darstellung: Fuegian songs, in: "American Anthropologist", vol. 38, no. 3, p. 357—367; July-September 1936. — Auf die irrige Ansicht eines Spegazzini (a): 169 und anderer brauche ich hier nicht einzugehen. Barbosa (i): 18 nennt kurz einige Gesänge der Yamana. Vgl. in Coppet: 90 die Mitteilung über Gesänge, die Furlong mit dem Phonographen aufgenommen hat.

Burschen auf die geschilderte Art und alle beenden die Gesangsübung mit lebhaften Sprüngen außerhalb der Hütte des "Lehrers". Diesen heiteren Abschluß nennt man *hanaxwęrentega* (vgl. Abb. 4 der Tiefdrucktafeln).

Eigentliche Musikinstrumente besitzen die Yamana nicht. Kinder greifen wohl nach dem kurzen Röhrenknochen von einem Vogel oder nach dem hohlen unteren Teile eines dicken Federkiels, halten das Stück senkrecht an die Unterlippe und bringen durch kurze Luftstöße sanfte pfeifende Töne hervor. Doch können diese einfachen Stücke, *umáku* genannt, keinesfalls als Musikinstrumente gelten. Indes, die verschiedenartigen Gesänge, die Mannigfaltigkeit in den Bemalungen und die Freude am Schmuck bezeugen ein nicht geringes ästhetisches Empfinden der Yamana. Für eine Wertung nach kulturhistorischen Rücksichten ist eine mir oft wiederholte Unterscheidung bedeutungsvoll. Man sagt nämlich: Das *čönönni* und jeder *yékamui*-Gesang sind sämtlichen fünf Volksgruppen in gleicher Weise eigen; jedoch das *tǫ́xer*, die *čiẹ́xaus*- und *pasánna*-Gesänge sind, als Eigengut der Halakwulup, erst zu den West-Yamana gelangt und von diesen allmählich an die mittleren Yamana-Gruppen weitergegeben worden, so daß auch diese seitdem sie besitzen.

d. Gesellschaftlichkeit

Durch die von der Umwelt unsern Feuerländern aufgezwungene Wirtschaftsform bleibt der einzelne den längsten Teil seines Lebens auf sich allein bzw. auf seinen engsten Familienkreis angewiesen. Von Natur aus besitzt er die Fähigkeit, mit sich allein fertig zu werden und sich selber zu genügen. Von allem, was ihn umgibt, bekommt er andauernd neue Anregungen und der Zwang zur Nahrungssuche weckt immer wieder seine Tatenlust. Demnach kann er eigentlich nie längere Zeit hindurch untätig sein und sich langweilen. Sein Temperament ist viel zu lebhaft und zu regsam; so weiß er sich auch dann anregend genug zu beschäftigen, wenn er allein sein muß. Die Zahl jener Personen mittleren und höheren Alters ist nicht gering, denen ein anhaltendes Alleinsein weit mehr erwünscht ist, als ein Besuch nach dem andern von dieser verwandten oder jener befreundeten Familie. Der Yamana hat viel inneren Gehalt und überläßt sich gern den eigenen Gedanken; er findet reichliches Genügen daran, ganz allein dazusitzen und so oder so beschäftigt zu sein. Trotzdem treibt der hohe Genuß, welchen muntere Geselligkeit zu bieten vermag, diesen und jenen gar oft in den Kreis seiner Stammesgenossen, wo er sein Wissen und Gemüt bereichern kann, wo er für Geist und Herz neue Anregung erfährt. Seine frohe Naturanlage kommt in Gemeinschaftsspielen auf ihre Rechnung, er ist ein sehr angenehmer Gesellschafter.

1. Versammlungen

Aus früheren Mitteilungen kennen wir den Yamana als einen, der sich fast in der Gewalt hat und im Kreise anderer meistenteils sich sehr

zurückhaltend zeigt (S. 1007). Nicht nur das Mißtrauen gegen andere und die überlieferten Regeln für den wechselseitigen Verkehr (S. 1006) bestimmen diese Haltung; diese ist weit mehr eine naturhafte Eigenart unserer Indianer, zu der selbstverständlich die Erziehung ihren Teil beiträgt. Im Kreise der eigenen Familie ist jedes Mitglied sehr verschwiegen und wortkarg. Stundenlang sitzen die einzelnen nebeneinander im Kanu und in der Hütte, ohne ein Wort zu wechseln. Wenn sie dann und wann miteinander plaudern, bewegt sich ihr Gespräch fast regelmäßig um das, was der gleiche Tag gebracht hat. Laute Munterkeit und übermütige Freudenausbrüche sind in der Einzelfamilie mehr oder weniger selten. Trotzdem belustigt sich mancher Vater mit seinen halbreifen Söhnen und manche lebhafte Mutter mit ihren Töchtern auf alle erdenkliche Art, die Eltern spielen wirklich gern mit ihren jüngeren Kindern und liebkosen sie von den ersten Lebenstagen an sehr herzlich (S. 714). Sobald die Kinder mit ihrem Urteil folgen können, vertrauen ihnen die Eltern das eigene Erleben und Erfahrungswissen, auch vieles aus dem religiösen und mythologischen Glauben an. Auf diesem Wege erhalten die Kinder ein reiches Gedankengut und sie lernen, damit sich in ihrem Alleinsein zu beschäftigen. Nach der langen Tagesfahrt wiederholen die Eltern abends, am Hüttenfeuer hockend oder auf das harte Lager ausgestreckt, ausführlich ungefähr alles, was der Tag ihnen beschert hat, sie knüpfen Vergleiche an und rufen anderes ins Gedächtnis zurück, begründen dieses und warnen vor jenem, besprechen ihre Pläne für morgen und spielen mit Zukunftshoffnungen. Das ist die eigentliche Geselligkeit, wie die feuerländische Familie sie zu bieten vermag und wie sie sich im engen, ja engsten Rahmen hält.

Einzelpersonen auf dem Lande und Kanus auf der Fahrt gleiten gewöhnlich ohne Aufenthalt aneinander vorbei; ein kurzer Gruß, eine bescheidene Frage und ebenso kurze Antwort genügt beiden Teilen (S. 1012). Lagern aber mehrere Familien beieinander, die der Zufall nach langem Getrenntsein zusammengeführt hat und die miteinander befreundet bzw. verwandt sind, dann geht es in diesem Kreise sehr munter her. Die Begrüßung zweier Freunde kann zuweilen laut und stürmisch sein, die Aussprache zwischen den einzelnen zieht sich bei dieser Gelegenheit bis tief in die Nacht hinein.[272] Dabei werden die persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen ausgetauscht, die Vorkommnisse in der eigenen Familie mitgeteilt und besprochen, das Leben und Treiben, wie es sich im Alltag eines kleineren oder größeren Kreises abwickelt, bis ins einzelne erörtert. Durch dergleichen Gedankenaustausch wird jedermann über das Tun und Lassen seiner Verwandten und Freunde auf dem Laufenden gehalten.

Von einer darüber weit hinausreichenden Bedeutung sind jene Versammlungen, die aus der allgemeinen Pflicht zustandekommen, entweder die

[272] Haben sich, wie Bridges (b): 305 berichtet, mehrere Familien um das Feuer vereinigt, „mostrábanse muy animados, pasando la mayor parte de su tiempo en jovial conversación y en demostraciones de la más exuberante alegría. Su vivo, natural y cordial, era excesivo en grado extremo".

Jugendlichen zu unterweisen, wie das im *šiźuya* (S. 854) und *kina* (S. 1336), oder den Trauernden die Anteilnahme zu bekunden, wie das beim *yamalaxodjua* (S. 1127), oder für ein Vergehen gegen das Leben die Sühne zu fordern, wie das bei der Blutrache (S. 995) geschieht. Die eine wie die andere dieser Zusammenkünfte ist ein abermaliges Bekenntnis zur herrschenden Gewohnheit und rechtskräftigen Überlieferung, bei der das wertvolle Erbgut sowohl Erwachsenen aufs neue in Erinnerung gebracht, als auch an die Jugendlichen weitergegeben wird. An erster Stelle denke ich hier an den religiösen Glauben und die gesellschaftlichen wie sittlichen Vorschriften, dann aber auch an die geschichtliche und mythologische Überlieferung."[1] Wie sehr gute Erzählertalente geschätzt werden, ist mehrmals angegeben worden (S. 1022, 1141)."[2] Für den sicheren und geordneten Fortbestand des ganzen Volkes sind die erwähnten Zusammenkünfte unumgänglich notwendig; sie bereichern die Einzelperson und fördern das Gemeinwohl. Löst die eine oder andere Versammlung sich wieder auf, zerstreuen sich die Teilnehmer in alle Winde, voller Befriedigung über das Erlebnis und mit verstärktem Halt im eigenen Innern; sie sind willens, den geltenden Pflichten und Gesetzen treu zu entsprechen.

Außerordentlich wertvoll sind also die größeren wie kleineren Zusammenkünfte von Familien; den meisten Nutzen hat die Einzelperson und das Volksganze gewinnt dabei sehr viel. Hierher gehört auch das halb ernsthafte, halb scherzhafte Redegefecht, *wólanka* genannt (S. 1023), an das sich zuweilen eine regelrechte Schlägerei zweier Gruppen anschließt, die einander sämtliche erreichbaren Gebrauchsgegenstände zertrümmern. Alles geschieht aus bloßem Übermut und obwohl die Beteiligten sich während des tollen Treibens stark erhitzen, beschließen sie es doch mit friedlichem Ausgleich ihrer Gemüter. Endlich sei hingewiesen auf das *iklnaipi*, ein Gesellschaftsfest im engeren Rahmen. Es kommt dann zustande, wenn einige Leute sich aus freudigem Anlaß zusammenfinden, also wenn die Jagd sehr einträglich war oder die Eltern ihre Tochter einem Burschen zur Frau übergeben. Die Veranstalter schaffen viel Fleisch herbei und laden alle erreichbaren Personen zum gemeinschaftlichen Essen ein. Der nahezu beherrschende Einfluß eines *tjámuna* ist schon geschildert worden (S. 803). Er ist niemals zugleich *yékamui*. Weit tritt er bei einer Trauer hervor; jenen, die am meisten betroffen sind, redet er tröstend zu und macht sie aufmerksam, daß *Watunándjua* den nahen Verwandten aus gerechtfertigtem Zorn und zur Strafe hat sterben lassen. Die jüngeren Leute weist er immer wieder mit liebevollen Worten auf die Stammessitten hin. So wirkt jeder *tjámuna* durch Beispiel und Belehrung.

[1] Wie Bamgboye (h): 236 und Hvasser (p): 338 behaupten: „Les indigènes ne conservent traditions aucune de ce passée historia, ni sabem de *dinde* han vendo"; und „*il y a* deux ou trois légendes de faits phantastiques, aucun récit de *fait réel* ancien" ..., bedarf einer eigenen Widerlegung angesichts dessen nicht, was der vierte Teil dieses Buches enthält.

[2] Bove (r): 159 versichert: „Die Feuerländer besitzen eine erstaunliche Redegewandtheit [d. i. Erzählertalent!]; sehr häufig nimmt ein Alter in den Hütten das Wort, um stundenlang ohne Aufhören von Kämpfen, heftigen Stürmen, Zusammenstößen mit dem bösen Geiste und Jagdabenteuern zu erzählen."

2. Belustigungen

Wie Kinder spielen, wenn mehrere Familien an der gleichen Stelle für einige Tage lagern, ist bekannt (S. 759). Wie sie nach echter Kinderart einander necken, beweisen z. B. die Überraschungen, welche verschmitzte Knaben mit der Adenocystis-Alge (Abb. 80, S. 772) ahnungslosen Mädchen bereiten. Kleinere wie größere Kinder haben viel Freude an der Schaukel (S. 766); sogar von Personen mittleren Alters behauptet Bridges, daß „the swing also they are very fond of" (VSA: XII, 53; 1865). Auch die Erwachsenen nützen ihr Beisammensein zu gegenseitiger Aufheiterung und allgemeiner Belustigung aus.[273]

Eigene Vorbereitung fordert das beliebte Ballspiel nicht. Irgendjemand ruft die Leute aus den Hütten auf eine ebene Rasenfläche, wo sie sich zu einem großen Kreise ordnen. Den faustgroßen Ball *kálaka* macht man aus der Schwimmhaut des Albatros, die man erst zum Trocknen aufbläst, mit Daunenfedern vollstopft und endlich vernäht. Man schlägt ihn mit der flachen Hand senkrecht nach oben; wenn er zurückkommt, muß ein anderer Spieler ihn wieder in die Luft schlagen und darauf achten, daß er möglichst senkrecht aufsteigt. Geschieht das nicht, geht er gewöhnlich außerhalb des Kreises der Spieler nieder und fällt auf die Erde. Eben das soll vermieden werden. Mit Bridges (i): 16 versichert Lawrence: „The Indians are very fond of playing at ball" (MM: VI, 128; 1872), das *sie kálaka ʃraka* nennen. Diesem ist das andere Ballspiel fast gleich, das *kálɛu* heißt. BD: 201 schreibt nur *kálaka* a ball *of* any kind. Zum *kálɛu* benötigt man den Magen eines Seelöwen, der getrocknet und aufgeblasen wird. Man schlägt auch ihn mit der flachen Hand senkrecht in die Luft; aber weil er eine unregelmäßige Form besitzt, ist sein Flug unsicher und er fällt oft außerhalb des Kreises der Spieler zu Boden.

Während am Ballspiel sich Männer und Frauen gemeinsam beteiligen, treten zum weniger beliebten Ringen nur zwei Männer zusammen. Man nennt es *kálaka múlúka*. Der Name ist leicht erklärt: Vor Beginn des Kampfes holt sich einer aus der Gruppe der Zuschauer seinen Gegner und macht ihm die Aufforderung damit, daß er ihm einen kleinen Ball *kálaka* vor die Füße legt. Dieser Mann muß annehmen, will er nicht als feig gelten, und er tritt sogleich mit jenem in den großen Kreis der Zuschauer. Unversöhnlich umschlingen sie sich und ringen so lange, bis der eine vom andern derart niedergedrückt wird, daß er mit dem ganzen Rücken dem Erdboden aufliegt. Mit lautem Rufen folgen die Zuschauer dem Verlauf des Ringens und jubeln begeistert dem Sieger zu. Das Bein zu stellen, ist nicht gestattet. Wohl aber darf einer mit dem Knie stark gegen den Unterschenkel des andern stoßen,

[273] Bridges (k): 240 sagt ganz allgemein: „Son principales diversiones con la lucha, el juego a la pelota y el ejercicio con lanzas, flechas, hondas y piedras." Vom Tänzen spricht Bridges (e): 298, Gusinde (g): 53, Spegazzini (a): 170, Wanero in MM: X, 12; 1876 und mancher andere. Diese und die wenigen Angaben im BD sind leider unvollständig. Bridges (a): 209 hat zwar behauptet, daß „most of their amusements are very childish"; allein diese Worte verraten offensichtlich, wie gering sein eigenes Verständnis für das Eigenleben jener Indianer gewesen ist.

daß er wankt und sich leichter umlegen läßt. Wer unterliegt, erleidet für sich und seine nächsten Freunde eine empfindliche Ehrenkränkung. Einer von diesen stellt sich sofort in den Kreis der Zuschauer, erfaßt den Ball und legt ihn dem Sieger vor die Füße; diesem bleibt kein anderer Ausweg, als sein Können gegenüber dem neuen Gegner zu beweisen und beide umschlingen sich. Wie Bridges (i): 16 versichert, „they never tried more than twice when those matches proved equal". Vor dem Kampfe vermittelt ein *yékamuš* den Ringern durch seine magische Massage Kraft und Festigkeit in den Knien. Wer unterliegt, wird *ðiya* oder *takupčna* genannt; den Sieger *ðiaša kálaka*, der unverheiratet ist, begehren Mädchen sehr zur Heirat (vgl. den Ringkampf der Selk'nam in Bd. I, 1134). Zu einem allgemeinen Ringen, *hankaiyðwa* genannt, kommt es dann, wenn ein Mann hintereinander Sieger über mehrere Männer einer andern Gruppe gewesen ist. Um ihre verletzte Ehre zu retten, findet sich letztere gelegentlich bei jenem ein und ein Mann legt ihm den kleinen Ball vor die Füße. Im großen Kreise der Zuschauer, der sich schnell gebildet hat, beginnen beide zu ringen. Behält jener Sieger die Oberhand, tritt ihm ein Freund des Besiegten sofort entgegen und ein neues Ringen beginnt. Ein dritter und vierter folgt. Bald hat sich auch ein zweites, viertes und sechstes Paar zusammengefunden, schließlich ringen alle Männer der einen mit denen der andern Gruppe. Jetzt greifen auch die Frauen ein und zerren die einzelnen Ringerpaare zu Boden. Zu guter Letzt weiß keiner bei dem wüsten Durcheinander, wer als Sieger sich rühmen darf. Somit glauben jene, die das Ringen begonnen haben, ihre Ehre sei wieder hergestellt und beide Gruppen trennen sich im Frieden. Dieses allgemeine Ringen ist den Frauen wenig erwünscht, denn es endet mit einer schlimmen Rauferei.

Schöner und den Yamana viel angenehmer, weil ihrer Wesensart ganz entsprechend, sind sogenannte N a c h a h m u n g s s p i e l e. Man zeigt die Bewegungen und den Ruf gewisser Tierarten mit staunenswerter Naturtreue. Die Mimik ist nur ein ergänzender Bestandteil; denn oft wiederholt man allein die Melodie ohne die Körperbewegungen. Diese Spiele sind ausschließlich während der *ʌ́ɩ́ɛɣaus*-Feier gestattet, entweder in der Großen Hütte oder vor derselben (S. 939); dem *wineſkĕ·n* obliegt es, Neugierige fernzuhalten. Beim allgemeinen Schlußfest allerdings darf groß und klein zuschauen (S. 932). Manchmal beteiligen sich je Männer und Frauen allein, meistens aber beide gemeinsam. Jedes dieser Spiele besitzt seine eigene Melodie.

Das *ána·xĕl*, Spiel des Seelöwen (Otaria jubata). Schwerfällig und lässig legen sich Männer und Frauen zu einer unregelmäßigen Gruppe eng nebeneinander. Einige recken sich langsam, andere schauen gelangweilt umher, diese stützen sich auf die flachen Hände, jene schleifen, halb aufgerichtet, über den Boden hinweg. Einer kratzt sich auf dem Rücken derart, als wäre seine Hand eine Flosse, ein anderer wälzt sich übermütig im Sande. Sehr laut schnarcht einer, bis sein Nachbar sich über ihn legt; da schnellt jener wütend in die Höhe und ächtet seine Zähne auf den, der ihn gestört hat. Zwei andere liebkosen sich, wie Männchen und Weibchen das tun. Dieser und jener schnappt

wiederholt, mit weitgeöffnetem Munde, als hätte er Fische im Wasser erwischt, macht laute Knubewegungen und schnalzt vergnügt. Einige brüllen wie drohend mit tiefer Stimme dazwischen. Während dieser wirre Knäuel sich regt und bewegt, wiederholen die nahen Zuschauer die Melodie und klatschen oft in die Hände. Auch die Spieler selber rufen dazwischen *hor-hór-* ... oder *rúkruk* ... Nach einiger Zeit erhebt sich eine Frau und berührt mit einem kurzen Lederstück sanft schlagend einen Spieler nach dem andern. Jeder fällt augenblicklich in sich zusammen und ist "tot". Durcheinander liegend verharren sie regungslos, bis jene Frau einem jeden eine Muschelschale mit Wasser an den Mund hält; er nimmt einen kleinen Schluck und ist wieder "lebendig". Haben alle Spieler ihren Sitzplatz erreicht, beschließt die ganze Gesellschaft mit lauten *hō hō*-Rufen in hoher Tonlage dieses außerordentlich reizvolle Spiel.

Das *haiɣwápisa-ɣēl*, Spiel vom Blauwal (Balaenoptera intermedia). Männern allein ist es gestattet. Zumindest zwölf setzen sich auf den Boden, ein jeder spreizt die gestreckten Beine und lehnt seinen Rücken eng an die Brust seines Hintermannes. Dieser schiebt seine beiden Arme unter den Achselhöhlen seines Vordermannes durch und hält ihn fest umschlungen. Wer an der Spitze der Reihe sitzt, stützt beide Fäuste auf den Erdboden und stemmt sich fest gegen seinen Hintermann. Schwerfällig rutscht die ganze Reihe, von der einen Seite auf die andere schwankend, langsam vom Fleck, selbstverständlich entgegen der Richtung, in der jedermann schaut. In kurzen Zeitabständen brüllen sämtliche Männer, während die anwesenden Frauen ununterbrochen den schwerfälligen rhythmischen Gesang weiterführen. Schließlich eilt eine Frau der ganzen Reihe entlang und berührt sanft schlagend jeden Mann mit einem Fellstück, daraufhin legt sich die Reihe der Männer auf die Seite und "der Wal ist jetzt tot". Es sollen mit diesem Spiel die letzten schwerfälligen Bewegungen eines Wales, der auf den Strand geworfen wurde, gezeigt werden.

Das *aišúyla-ɣēl*, Spiel vom kleinen Schwertwal (Pseudorca crassidens). Zunächst bildet sich eine lange Reihe von Männern in der eben beschriebenen Weise und an diese lehnt sich eine ebensolche kürzere an; erstere stellt den *haiɣwápisa* und letztere den *aišúyla* dar. Der Begleitgesang ist dem vorhergehenden gleich, das Brüllen der langen Reihe jedoch kläglicher, matter. Beide Reihen rutschen gleichzeitig, aber sehr schwerfällig vom Fleck. Nach einiger Zeit stemmt sich die kürzere Männerreihe mit aller Gewalt gegen die längere; diese stöhnt ganz jämmerlich, ihr Ruf verklingt allmählich und sie sinkt in sich zusammen: Der *aišúyla* hat den *haiɣwápisa* "tötlich verwundet und dieser stirbt".

Das *ilauáia-ɣēl*, Spiel vom Hühnergeier (Catharista stratus). Männer und Frauen drängen sich eng zusammen und nehmen Hockerstellung ein. Die halbgeöffneten Hände ruhen locker auf dem Erdboden und scharren im Sande; sehr genau ahmen sie das raschelnde Schlagen der harten, steifen Flügelfedern des Geiers nach. Einige Personen hüpfen vergnügt, sich um die eigene Achse drehend oder steif vorwärts bewegend. Ihr andauerndes Singen unterbrechen sie oft durch kreischende Freudenschreie. Mit beiden Händen fassen sie ein

Stück Fell, schlagen damit gegen die Erde oder ziehen es durch den Sand; in genau der gleichen Weise wühlt dieser Geier mit seinen Flügeln den Boden auf. Andere Personen bewegen sich lang ausschreitend vorwärts, sozusagen stoßweise; andere hüpfen mit halberhobenen Armen. Man erkennt in allem und jedem die Bewegungen des *ilawáia*. Vgl. Abb. 10 der Tiefdrucktafeln.

Das *yorokallg-xĕl*, Spiel vom Habicht (Milvago chimango). Dieses ist dem vorhergehenden fast gleich in den Bewegungen, die Melodie aber ist verschieden. Außerdem ist das ganze Gebaren viel lustiger und erregter, die Schreitbewegungen sind leicht federnd und anmutig. Der von einzelnen Personen oft wiederholte kurze, schrille Schrei ist von dem dieses Raubvogels nicht zu unterscheiden.

Das *kĕtêla-xĕl*, Spiel vom großen Geierfalken (Polyborus tharus). Ist der bestimmte Gesang in Fluß geraten, treten einige Männer und Frauen aus dem Kreise der Anwesenden zur freien Feuerstelle. Hier lassen sie sich in Hockerstellung nieder. Die offenen Hände stützen sie locker auf den Erdboden. Öfters spreizen und schütteln sie die langgestreckten Arme genau so, wie der Falke seine halbgeöffneten Flügel schüttelt. Auch führen sie damit kurze rollende Bewegungen aus, genau so, wie wenn der Falke sich zum Fluge erhebt; dabei sind die Hände etwa dreiviertel geöffnet und die Finger gespreizt. Bei vorgebeugtem Oberkörper scharren sie eifrig mit den Händen im Sande, eine Bewegung, die dem Geierfalken viel Freude bereitet. Oft ertönt ein munteres, schrilles Kichern. Die Anwesenden werfen einige Stücke Fleisch in den Kreis der Spieler. Dieser und jener faßt das Stück mit den Zähnen. Sofort springt ein anderer Spieler herbei, beißt in jenes Stück Fleisch hinein und zerrt ungeduldig daran, bis noch jemand herzukommt. Wer sich einen Bissen abgerissen hat, kichert laut und verbirgt dieses Stückchen vor einer andern Person, die es ihm entreißen könnte. Sehr lebhaft sind alle Bewegungen, munter erregt die Sprünge und laut die schrillen Rufe *kĕr- kĕr-* ... oder *xĭ xi* ... oder *yę yę* ... Gegen Schluß geben alle Spieler mehrere krächzende *kĭ kĭ* ... von sich und die Zuschauer antworten abschließend mit lauten *ho ho*-Rufen.

Das *gĕrápu-xĕl*, Spiel vom großen Albatros (Diomedea exulans, Abb. 88). Nachdem die Anwesenden die besondere Melodie eingeleitet haben, treten einige Männer und Frauen in den kleinen Kreis, bleiben teils aufrecht stehen, teils knien sie nieder und erheben die gestreckten Arme bis auf Schulterhöhe. Diese Lage der Arme halten sie unverändert bei. Nun gleiten diese aufgerichteten Personen, langsam schreitend, aneinander vorbei und neigen ihren Oberkörper ruhig, gemessen, bald nach dieser, bald nach jener Seite. Dabei bewegen sich die gestreckten Arme in weiten Schwingungen durch die Luft, doch kein Spieler stößt den andern an. Vereinzelt fallen mittelstarke *hoû hoû*-Rufe des *gĕrápu* dazwischen, die sich wie ein langgezogenes Girren der Tauben anhören und ganz naturwahr wiederholt werden. Die Spieler machen eigentliche kurze Schreitbewegungen nicht, sondern gleiten über den Erdboden hinweg. Alle ihre Bewegungen wirken außerordentlich vornehm; denn nur

schlanke Personen führen dieses Spiel aus, das den majestätischen Flug der Albatrosse bei tosender See zeigen will. Nach einiger Zeit stellen sich alle Spieler zu einem Kreise zusammen, fassen einander an den Händen, die Arme stehen nur wenig vom Körper ab und langsam schreiten sie um das Feuer. Einigemal kauern sie für Augenblicke nieder und stehen wieder auf; denn auch die Albatrosse setzen sich vereinzelt auf das Wasser eng nebeneinander. Während dieser Kreis sich langsam dreht, naht sich ihm eine Frau; im Vorbeigehen nimmt jeder einen Schluck Wasser aus der Muschelschale, die sie ihm an den Mund hält, denn auch der Albatros kommt gelegentlich an die Küste nach Trinkwasser. Ertönen aus der Masse der Zuschauer die lauten *ho ho*-Rufe in hoher Stimmlage, stellen die Spieler ihre anmutigen Körperbewegungen ein. Vgl. Abb. 11 der Tiefdrucktafeln.

Das *tákala-ɣél*, Spiel der lauten Möwe (Larus Belcheri). Vorwiegend Mädchen und junge Frauen rücken eng aneinander und verweilen einige Zeit in Hockerstellung. Sie erheben sich, fassen einander an den Händen und gehen mehrmals im Kreise herum. Nachdem sie sich niedergekauert haben, sucht die eine die andere durch schrille *ɣa ɣa*-Rufe zu bewegen, aufzustehen. Wirklich erhebt sich diese und jene springend, neigt den Oberkörper halb nach vorn und hält die Arme im Ellbogengelenk rechtwinkelig geknickt; das ist eine beliebte Haltung dieser Möwe, wenn sie Beute erspäht. Hocken die Spielerinnen nachher wieder im geschlossenen Kreise auf dem Boden, eilt eine Frau an ihnen vorbei und läßt eine jede etwas Wasser aus einer Muschelschale nehmen; denn auch *tákala* trinkt Süßwasser. Unter lauten *ɣa ɣa*-Rufen erheben sich sämtliche Spielerinnen und gehen an ihren früheren Platz zurück.

Das *stkul-ɣél*, Spiel der Molinaegans (Chloëphaga hybrida). Männer und Frauen, die in den offenen Kreis eintreten, neigen den Oberkörper etwas nach vorn, beugen die Knie beträchtlich, halten die Oberarme waagrecht auf Schulterhöhe und lassen die Unterarme, im Ellbogengelenk rechtwinklig geknickt, locker herabfallen. In Hockerstellung verharren sie, bis der Gesang der Anwesenden laut genug ist. Alle erheben sich und nehmen die soeben beschriebene Haltung wieder ein, während die Männer muntere *ɣi ɣi*-Rufe und die Frauen freudige *ɣa ɣa*-Rufe von sich geben. Dann hüpfen sie in dem enggedrängten Haufen durcheinander und jeder Mann sucht, unter lauten *ps ps*-Rufen, entweder die eigene Gattin oder eine befreundete Frau auf. Dieses Pärchen hüpft vergnügt an derselben Stelle, beide schauen sich verliebt an und sie schlagen bzw. streicheln sich mit den "Flügeln". Sehr lebhaft wiederholt der Mann seine *ps ps*-Rufe und die Frau ihre *ɣa ɣa*-Rufe; er klopft ihr auf die Schultern, sie ihm auf die Hüften. So lange hüpft und kichert dieses Pärchen, bis ein anderer Mann sich an diese Frau herandrängt und den ersten Mann beiseite stößt. Freudig erregter Gesang der Anwesenden ermuntert die Pärchen zu ihrem reizvollen Liebesspiel, bis es mit lauten *ho ho*-Rufen beendet wird. Bekanntlich lebt *stkul* streng monogam.

Das *kimga-ɣél*, Spiel der Magellansgans (Chloëphaga picta). Auch hierbei lassen die Leute in ihrer Mitte eine kreisförmige Fläche frei. Die Spieler

treten in der Haltung ein, die beim *lêkuš-xĕl* gewahrt wird. Erst verweilen alle eine kurze Frist in Hockerstellung, dann erhebt sich ein Mann, bewegt sich zu einer ihm lieben Frauensperson hin, klopft ihr auf die Schultern und fordert sie damit zum Liebesspiel auf. Sogleich erhebt sie sich. Diese beiden Personen, einander gegenüberstehend, wechseln sich in lautem kicherndem *xa xa* ... und *xi xi* ... ab und hüpfen hierhin und dorthin; dann trennen sie sich wieder und bilden mit anderen Personen eigene Pärchen. Die kurzen schreitenden Bewegungen sind steif, wie die der *klmpa*-Art. Wie beim *lêkuš-xĕl*, wird auch das Liebesspiel dieser Vogelart in hervorragend genauer Naturtreue dargestellt. Beide Spiele unterscheiden sich deutlich durch die dazugehörige Melodie.

Das *ušpêr'ĕi-xĕl*, Spiel vom Austernfischer (Haematopus ater, Abb. 76). Zusammengekauert hüpfen mehrere Personen in den Kreis hinein. Immer wieder neigen sie den Kopf bis nahe an den Erdboden, stützen sich auf die Arme und wiederholen andauernd kurze *pit pit*-Rufe. Drei oder vier hüpfen gleichzeitig an derselben Stelle, neigen mehrmals den Kopf und wiederholen die *pit pit*-Rufe. Genau so benimmt sich der Austernfischer auf dem Strande. Unter schrillem *i i* richten sich alle Spieler gleichzeitig auf, als flöge ein Schwarm dieser Vögel davon, und sie gehen unter lauten *ho ho*-Rufen der Zuschauer auseinander.

Das *toyuššiwa-xĕl*, Spiel vom Viguakormoran (Phalacrocorax olivaceus). Mehrere Frauen hocken sich neben das Feuer oder auf den freien Platz im Haufen der Leute, welche die neue Melodie angestimmt haben. Sie stützen sich derart auf die Fäuste, daß Daumen und Zeigefinger sich gegen die Erde pressen. Sachte hüpfend bewegen sie sich in dieser gebückten Haltung und ahmen gut die wacklige Gangart des Kormorans (Abb. 105) nach. Dann und wann kichern sie *xi xi* ..., während sie einander vorbeischieben. Schließlich ordnen sie sich zu einem Kreise, reichen einander die Hände, richten sich auf und machen einige Runden. Eine Frau stellt sich neben diesen Kreis; sie hält in der linken Hand eine Muschelschale mit Wasser und in der rechten Hand ein Zweiglein. Damit bespritzt sie jede Person, die an ihr vorbeigleitet; "denn wenn die *toyuššiwa* ihr Nest bauen, kommen sie an die Küste, trinken Wasser und spritzen es nach allen Richtungen umher". Auf ein Zeichen des Vorstehers beendet man dieses Spiel mit lautem *ho ho*.

Die Rufe des *wineškĕ-a* fallen zuweilen in die einzelnen Spiele hinein. Diese werden deshalb in der *čiĕxaus*-Hütte und nicht in aller Öffentlichkeit aufgeführt, weil "die dabei nachgeahmten Tiere früher Menschen waren und manches von dem bekannt ist, was sich mit ihnen ereignet hat". Einige dieser Spiele, z. B. das *lakûma-xĕl*, habe ich nicht mehr zu sehen bekommen; die Leute waren in der Melodie nicht genügend sicher. Statt dessen haben mir Nelly Lawrence und bejahrte Frauen folgenden Brauch offenbart. Ehedem haben die Yamana diese Spiele durch eigentliche Maskierung der Beteiligten noch mehr naturwahr gestaltet. Sie hüllten sich vollständig in ein Seelöwenfell, von dem der Kopf noch nicht abgetrennt worden war, oder sie legten über

ihren Kopf ein Fellstück, das nur einen Teil des Gesichtes frei ließ, und schoben einige große Seelöwen-Zähne so in den Mund, daß diese weit herausstanden. Alle derart Maskierten ahmten die Bewegungen und das Gebaren der Seelöwen genau nach, während sie sich von der *čiɣ̌ɣaus*-Hütte zum flachen Strande begaben. Schwerfällig rutschten sie in die See und bespritzten sich aus übermütiger Lust mit Wasser. War es dabei mehreren Frauen gelungen, einen Mann zu umzingeln, führten sie ihn in ihrem Kreise zur *čiɣ̌ɣaus*-Hütte zurück; hier erst gaben die sieghaften Weiber unter lautem Johlen ihn wieder frei. Entsprechende Maskierung besaßen die früheren Yamana für die andern Nachahmungsspiele. Diese bereiteten in der einen wie andern Form allen Beteiligten einen vollen Genuß. Selbstverständlich unterhalten sich die Männer bis heutigentags noch vereinzelt mit Übungsspielen, die zum Teil bei der Jugend beliebt sind (S. 762); sie erstreben damit gleichzeitig, im Handhaben ihrer Waffen sicherer zu werden. Zu Wettläufen jedoch entschließen sie sich nie, was schon Bridges (a): 209 mitgeteilt hat. Die vielen andern Belustigungen, an denen sie sich nie langweilen, genügen ihnen reichlich und frischen sie auf.

H. Eigenart der Yamana-Kultur

Die in diesem Buche gebotenen zahlreichen Einzelheiten kennzeichnen die Wirtschaftsform der Yamana als die der Sammelstufe. Alles, was diese Eingeborenen benötigen und verwerten, da nehmen sie einfachhin in der Form entgegen, in welcher die freischaffende Natur es ihnen freiwillig bietet. Sie selber bemühen sich in keiner Weise darum, jene Stoffe zu erzeugen oder jene Pflanzen und Tiere zu züchten, deren sie benötigen. Damit ist die gänzliche Abhängigkeit dieser Menschen von ihrer Umwelt besiegelt.

Ein solches Verhältnis ist jedoch nicht das einer völligen Untätigkeit oder Gleichgültigkeit des dabei beteiligten Menschen. Seine ganze Aufmerksamkeit und ruhelose Anstrengung war von jeher darauf gerichtet, die Bedingungen der gegebenen Umwelt für sich auszunützen und die Naturkräfte bis an die Grenze des Möglichen zu meistern. Auf diese Weise hat er schließlich eine Anpassung an seinen Lebensraum erreicht, die bei den vorhandenen Gegebenheiten sich kaum steigern ließe; seine Wirtschaftsform stellt, als Ganzes und in ihren Einzelheiten betrachtet, nach meinem Urteil ein "optimum adaptationis" dar. Mehrmals habe ich auf die hochgradige Zweckdienlichkeit der meisten Einrichtungen und auf die bei geringem Aufwand von eigener Körperkraft staunenswerte Leistungsfähigkeit der Waffen hingewiesen. Warum der Feuerländer es zu einer vollkommeneren Wirtschaftsform nicht gebracht hat, liegt keineswegs daran, daß ihm etwa die erforderliche körperliche Ausrüstung oder geistigen Fähigkeiten fehlen; die Umwelt selber nämlich ist es, die seinem Vorwärtsstreben unüberwindbare Grenzen gestellt hat. Bis an diese ist er wirklich vorgedrungen, indem er seine einzigartigen, sehr zweckdienlichen Gerätschaften geschaffen hat. Das Rindenkanu findet seinesgleichen nicht

mehr auf der weiten Welt; sogar das der benachbarten Halakwulup weist Unterschiede auf, die durch den verwerteten Stoff bedingt werden. Könnte mit so einfachen Mitteln, mit denen unser Feuerländer seine große Harpune herstellt, eine wirkungsvollere Waffe zustande gebracht werden? Aus den von der Umwelt gebotenen Möglichkeiten und aus den vorhandenen Gegebenheiten hat er jene Eigenarten geschaffen, die seine Wirtschaftsform ausmachen.

Dergleichen Leistungen sind eigentliche Kulturarbeit in des Wortes engster Bedeutung, ausgeführt an Ort und Stelle. Die Vorfahren der Yamana waren bei ihren Wanderungen durch den ausgedehnten amerikanischen Erdteil vom hohen Norden her bis in den untersten Süden selbstverständlich im Besitz verschiedener Kulturgüter dinglicher und geistiger Art: diese haben sie in ihre endgültige Heimat hereingebracht. Aber alle Sonderformen, denen man, wenn ich so sagen darf, den "Bodengeruch" anmerkt, sind von diesen Einwanderern erst im Feuerlande selber geschaffen worden. Das bedeutet einen wirklichen Kulturfortschritt über das hinaus, was jene ersten Ankömmlinge bis dahin im Besitz gehabt hatten, und durch diese Leistungen haben sie wirkliche Kulturgeschichte gemacht. Sämtliche neue Errungenschaften, für die ihnen allein als den nachweislich ersten Besiedlern des Kap Hoorn-Archipels gedankt werden muß, sind zwar an andere Völkerschaften nicht weitergegeben worden, weil die Yamana sich in völliger Abgeschlossenheit gehalten haben; jedoch stellen jene Kulturgüter absolute Werte dar und sind mithin eine Bereicherung der Kulturarbeit der Gesamtmenschheit. Überdies haben die Yamana ihre Errungenschaften bis zu jener Vollkommenheit ausgebildet, die der Stoff selber zugelassen hat; wäre diese Grenze nicht aufgerichtet worden, wer könnte bezweifeln, daß unsere Eingeborenen genug Geisteskraft besaßen, um sogar noch Größeres zu leisten. Die Umwelt selber hat es ihnen unmöglich gemacht, ihre aneignende Wirtschaftsform zu einer vollkommeneren weiterzubilden. Monzno (d): 578 vertritt die gleiche Ansicht, daß „this apparent inferiority is due to the land environment in which they obtain their food, principally by fishing in the fjords in their canoes". Als nach langen Beobachtungen und Versuchen jene Formen und Besonderheiten ausgewählt und in Dauerbesitz genommen worden waren, die ein ruhiges Gleichgewicht ermöglichten zwischen den Ansprüchen und Lebensforderungen der Bewohner einerseits und dem niedrigen Angebot an Rohstoffen und der Ungunst der Lebensbedingungen im Kap Hoorn-Archipel anderseits, fühlte sich der Feuerländer in diesem harmonischen Ausgleich zufrieden. Eben deshalb verharrte er auf dem überlieferten dinglichen Besitz mit starrer Unnachgiebigkeit. Als aber einmal, und zwar von außen her, ihm eine Möglichkeit zu einer kleinen Änderung und zu einem gewissen Fortschritt durch Einführung des Hundes geboten wurde, hat er sie entschlossen aufgegriffen und auch diese neue Kraftquelle störungslos in seinen bisherigen Wirtschaftsbetrieb eingegliedert. Diese Tatsache beweist zur Genüge, daß die Grenzen für die vom Feuerländer wirklich erreichte Wirtschaftsform durch die Umwelt ihm aufgerichtet worden sind: in ihm selber lebte noch mehr Kraft zum Aufstieg, diese aber konnte sich nicht auswirken.

Eng damit verbunden ist die Gesellschaftsordnung; denn der Lebenserwerb durch Sammeln gestattet eine Gliederung und einen engen, andauernden Zusammenschluß aller Stammesmitglieder nicht. Das religiöse Bewußtsein gipfelt in der Annahme eines persönlichen Höchsten Wesens mit bestimmten Eigenschaften. Dieses Bild, das der Feuerländer sich von seiner Gottheit geschaffen hat, läßt irgendwelchen Umwelteinfluß nicht sicher erkennen. Ganz im Gegenteil ist es das Ergebnis einer einfachen Überlegung, einer unmittelbaren Forderung des kausalen Denkens; es unterscheidet sich ganz deutlich von eigentlichen mythologischen und abergläubischen Vorstellungen.

Geschichtliche Zusammenhänge dieser Feuerländer mit andern Völkerschaften und auch Vergleiche ihrer Kulturgüter mit denen anderer Volksgruppen wären am Platze; denn nur Tatsachen festgestellt, Gegenstände beschrieben und Einrichtungen gewertet zu haben, ist noch nicht Kulturgeschichte. Dessen bin ich mir wohl bewußt und werde ich diesen berechtigten Forderungen im dritten Bande dieses Werkes nachkommen. Mit reichlicher Genugtuung schließe ich diese lange Beschreibung jetzt ab. Sie entrollt ein Gesamtbild von der befremdlichen Eigenkultur jenes Volksstammes, der auf der unwirtlichen Südspitze Amerikas durch lange Jahrhunderte beheimatet gewesen ist und von dem erst neuestens eindringenden Europäertum in den Untergang getrieben wurde. Die letzten zwei Dutzend überlebender Yamana werden bald ins Grab gesunken sein. Diesem von Europäern durch drei Jahrhunderte verkannten Volke widmet einen nieverklingenden Grabgesang in ihren tosenden, schäumenden Wogen die ewig bewegte See am Kap Hoorn.

p.
[1483]

Quellennachweis

An dieser Stelle werden nur jene Schriften aufgeführt, die im Text dieses Buches nicht ausführlich bezeichnet worden sind.

Sind mehrere Abhandlungen aus der Feder desselben Verfassers geflossen, so bediene ich mich jener Zeichen, die Cooper: *Analytical and Clinical Bibliography of the tribes of Tierra del Fuego and adjacent Territory* gebraucht hat, d. i. das Alphabet der Kleinbuchstaben in ( ). Dadurch ist seine Bibliography und mein Quellennachweis vereinheitlicht.

Im Text sind nachstehende folgende Abkürzungen verwendet worden:

BD	=	T. Bridges: Yamana-English Dictionary.
Bd. I.	=	M. Gusinde: Die Feuerland-Indianer, Band I.
VF	=	The voice of pity for South America, London 1854—1862.
VSA	=	A voice for South America, London 1863—1866.
MM	=	South American Missionary Magazine, London 1867—1913.

Agostini, Alberto de
Zehn Jahre im Feuerland. Leipzig, 1924.

Alvarez, José, S. (Frey Mocho)
En el Mar Austral. Crónicas Fueguinas. Buenos Aires 1898.

Andree, Richard
Die Anthropophagie. Leipzig 1887.

Angot, Alfred
Mission Scientifique du Cap Horn. *Science et Nature*; 1re année, 1re sem., p. 273—276. Paris 1884.

Arquistade, Joaquin d'
Breve et demonstrive relation de la nouvelle découverte d'un grand enfoncement ou Baye ou la route occidentale de la Terre-de-Feu, ou l'Amérique méridionale, par le sieur Joaquin d'Arquistade, en son dernier voyage en la mer du Sud, aux années 1714—1717, estant capitaine en chef sur le navire "le Saint-François" ... Par Le Demaret Gonallier, hydrographe ordinaire du Roy (171.). — Eine spanische Übersetzung erschien in *Anuario hidrográfico de la Marina de Chile*; tomo XIV, p. 531—537. Santiago 1889.

Aspinall, E. C.
Die Mission auf Feuerland, nach einem Vortrage im Deutschen Wiss. Verein zu Santiago am 25. Juli (1897) von L. Dr. Globus; Bd. LV, 270—271. Braunschweig 1889.

Banks, Joseph
Journal of the Right Honourable Sir Joseph Banks during Captain Cook's first voyage in H. M. S. "Endeavour" in 1768—71, ed. by Sir Joseph D. Hooker, London 1896.

Barlow, William S.
(a) The Land of Magellanes, with some account of the Ona and other indians. *Geographical Journal*; vol. XXIII, p. 62—79. London 1904.
(d) The of Magellan. London 1926.

Barros Arana, Diego
(a) Los Fueguinos. *La Lectura*; vol. I, p. 3—5. Santiago 1884.
(b) Historia jeneral de Chile. 16 vols. Santiago 1884—1902.

Beauvoir, José Maria
(a) Pequeño diccionario del idioma fueguino — usos con su correspondiente castellano. Buenos Aires (1901).
(b) Los Shelknam: Indígenas de la Tierra del Fuego. Buenos Aires 1915.

Bove, Giovanni
(a) Viaggio alla Patagonia ed alla Terra del Fuoco. *Nuova Antologia di scienze, lettere ed arti*; vol. LXVI, 733—800. Roma 1882.
(b) La spedizione antarctica. *Boll. d. Società Geografica Italiana*; anno XVII, vol. XV, ser. II, vol. VIII, pag. 5—40, 96—113, 132—147. Roma 1883.
(c) Esplorazioni australi argentine: Informes preliminares presentados a S. S. E. E. los ministros del Interior y de Guerra y Marina de la República Argentina. Buenos Aires 1883.
(d) I Fueghini, secondo l'ultimo viaggio (Patagonia, Terra del Fuoco, Mari Australi). Rapporto del tenente Giovanni Bove, Capo della Spedizione al Comitato Centrale per le Esplorazioni Antartiche. Parte I. *Géneva* 1883. 1 vol. di pag. 158, con carte e tav.; *Archivio per l'Antropologia e la Etnologia*; vol. XII, p. 267—298, Firenze 1882.
(e) Giovanni Bove über die Feuerländer. *Globus*; Bd. XLIII, S. 156—159. Braunschweig 1883.
— ist eine deutsche Übersetzung von Bove (a).
(g) La Spedizione Italo-Platense in Patagonia. *Cosmos di Guido Cora*; vol. VII, p. 161—192, 231—239, 272—277. Torino 1882—1883. — Cora: 80 citiert diese Abhandlung unter: Cora, Cosmos.

Bridges, Thomas
(a) Manners and customs of the Firelanders. *A voice of South America*; vol. XIII, p. 181—184, 201—214. London 1866. — Franzos. Übersetzung durch Hamy in *Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris*; tome VII, p. 169—183. Paris 1884.
(d) The Yahgans of Tierra del Fuego. *Journal of the Anthropological Institute*; vol. XIV, p. 288—299. London 1885. Extract from a letter addressed to Prof. Flower, dated Ushuaia, August 24th, 1884.
(e) Das Feuerland und seine Bewohner. *Globus*; XLVII, 331—333. Braunschweig 1885.
(h) El cráneo una de la República: La Tierra del Fuego y sus habitantes. *Boletin del Instituto geográfico argentino*; vol. VII, p. 200—212. Buenos Aires 1886.
(i) Manuscripte inédits, Manuscript. — Die Abschrift umfaßt 28 Bücher Manuskriptschrift mit ausgeschriebenen Zeilen. Dieses in englischer Sprache niedergelegte Manuskript enthält viele Texte der Tagebuch- und Erinnerungen des Verfassers aus verschiedenen Jahren. Das Original ist im Besitze der Gesellschaft Buenos Aires; eine Abschrift wurde mir zur Verfügung gestellt.
(j) Datos sobre la Tierra del Fuego. *Revista del Museo de La Plata*; tomo III, p. 19—32, 313—328. La Plata 1892.
(k) La Tierra del Fuego y sus habitantes. *Globus*; vol. XIV, p. 221—241. Buenos Aires 1893.
Diese Abhandlung ist eine fast wörtliche Wiedergabe des Aufsatzes betreffs "Tierra del Fuego", soweit veröffentlicht im S. d. Wednesday Magazine; vol. XXII, p. 267 u. London 1868.
(l) Yamana-English, a dictionary of the speech of Tierra del Fuego. Edited by F. Hestermann and W. Gusinde. Printed for private circulation only. Mödling 1933.

Brosses, Charles de
Histoire des navigations aux terres australes. 2 vols. Paris 1756.

Brown-Adelung
Vollständige Geschichte der Schiffahrten nach den größtentheils unbekannten Südländern, aus dem Französischen des Herrn Präsidenten de Brosses übersetzt, mit Anmerkungen begleitet und mit verschiedenen Zusätzen versehen von Johann Casimir Adelung. Halle 1767.

Bry, Johann Theodor de
Collectio peregrinationum in Indiam occidentalem. Devinae in eiusque partes Americae, aevum decursu. Ille manuscriptae Jurabi Hieronimi. p. 82–123. Francofurti ad Moenum 1619.

Burney, James
A chronological history of the Voyages and Discoveries in the South Sea or Pacific Ocean. 5 vols. London 1813.

Cabot, H.
La Civiltà nelle Regioni Magellaniche e i Missionari Salesiani. Torino 1925.

Cairo Pinnebert, Alejandro
La geografía de la Tierra del Fuego y noticias de la antropología y etnografía de sus habitantes. *Trabajos del IV. Congreso científico (1. Pan-American)*; tomo IV, pag. 331–401. Santiago de Chile 1911.

Cajani, Antonio
Gli Indii dell'arcipelago fuegino. Contributo al folklore e all'etnografia descritti alle missioni salesiane. Torino 1911.

Calisi, Giuseppe Angelo
Cenno del Nuovo Protettorato Etnografico. *Bollettino d. Società Geografica Italiana*; serie VI/III, vol. VII, ser. II, vol. IV, p. 157–162, 237–240. Roma 1883.

Cahowerman, George Monday
Four years in a government exploring expedition. New York 1852.

Cook, Frederick Albert
(a) Through the first antarctic night 1898–99, a narrative of the voyage of the "Belgica". New York 1900.
(d) Die erste Südpolarnacht. Bericht über die Entdeckungsreise der "Belgica". Deutsch von A. Rosa. Jena 1903.

Cook, James
(a) Capt. Cook's journal during his first voyage round the world made in H. M. bark "Endeavour", in the years 1768–1771. Edit. with notes and introduction by Capt. W. J. L. Wharton. London 1893.
(b) A voyage towards the south pole and round the world in H. M.'s ships "Resolution" and "Adventure" in the years 1772–1775, including Capt. Furneaux's narrative. 2 vols. London 1777.
(c) Voyage dans l'Hémisphère austral et autour du Monde, fait ... en 1772–1775. Paris 1778.

Cooper, John M.
Analytical and critical bibliography of the tribes of Tierra del Fuego and adjacent territory. Washington 1917.
(a) Fuegian and Chaconan tribal relations. *Proceedings of the 19th Internat. Congress of Americanists*; p. 115–153. Washington 1917.

Cordova, A. de
Reise nach der Magellanstraße, nebst einem Berichte über die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen und die Naturerzeugnisse von Patagonien. Auf Königlichen Spanischen Befehle unternommen von dem Admiral Don A. de Cordova. Nach einer Englischen Übertragung des Spanischen Originals in's Deutsche übersetzt. Weimar 1820.

Coverdale, Richard
The birds of Tierra del Fuego. London 1907.

Cunningham, Robert Oliver
Notes on the natural history of the Strait of Magellan and west coast of Patagonia made during the "voyage of H. M. S. "Nassau" in the years 1866–1869. Edinburgh 1871.

Dabbene, Roberto
(a) Viaje a la Tierra del Fuego y a la isla de los Estados. *Boletín del Instituto geográfico argentino*; vol. XXI, p. 3–78. Buenos Aires 1900.
(b) Los indígenas de la Tierra del Fuego. *Ibidem*; vol. XXV, p. 162–226, 267–300. Buenos Aires 1904.
(c) Mamíferos y aves de la Tierra del Fuego. *Anales del Museo Nacional*; tomo VIII, p. 311–410. Buenos Aires 1902.
(d) Ornithologia argentina. *Anales del Museo Nacional*; serie III, tomo VI, p. 1–513. Buenos Aires 1910.

Dabrowsky, Luis L.
(b) Estudios lingüísticos americanos: Fueguinos. *Boletín del Inst. geogr. argentino*; tomo X, p. 225–299. Buenos Aires 1889.

Darwin, Charles Robert
(a) Journal of Researches in Geology and Natural History of the various countries visited by H. M. S. "Beagle" under the command of captain Fitz-Roy, from 1832 to 1836; by Charles Darwin, secretary to the Geological Society. London 1839.
(d) Reise eines Naturforschers um die Welt. Ch. Darwin's gesammelte Werke; aus dem Engl. übers. von J. Victor Carus. 1. Band. Stuttgart 1875.
(e) Leben und Briefe von Charles Darwin, mit einem seine Autobiographie enthaltenden Capitel. Herausgeg. von seiner Tochter Francis Darwin; aus dem Engl. übers. von J. Victor Carus, in drei Bänden. Ch. Darwin's gesammelte Werke, vierundzwanz. Band; schluss- und ergänzungs-Band. Stuttgart 1888.
(f) Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. In zwei Bänden. Ch. Darwin's gesammelte Werke, fünfter und sechster Band. Stuttgart 1875.

Dreher, Adolph
siehe unter: Wilhelmi.

Dreyer, B.
Die Indianer Feuerlands und die Tuberkulose. Sonderabdruck aus der Münchener medizinischen Wochenschrift; No. 20. München 1910.

Dreyfus, J.
(b) Anthropologie fuégienne. Congrès Intern. des Américanistes, huitième session; p. 352–354. Paris 1892.

Dreyer, George P.
(b) Feuerland: s. Tierra del Fuego. *Sonder at Sea*; vol. I, p. 675–680, 696–698, 716–718, 730–734, 741–748. London 1863.

Dominguez, Luis L.
Los fueguinos del Cabo de Hornos y los naufragios de la fragata "Uranie". *Boletín del Instituto Geográfico Argentino*; tomo IV, p. 141–143. Buenos Aires 1883.

Dove, Samuel August
Unter Pinguinen und Seehunden. Reisenovellen von der schwedischen Südpolarexpedition 1901–03. Deutsch von Ernst Krause. Berlin 1905.

Drude, P.
(a) Die Pflanzenvereine der Magellansländer. Wissenschaftliche Ergebnisse der Schwedischen Expedition nach den Magellansländern 1895–1897; Bd. III, S. 351–549. Stockholm 1900.
(b) Die Vegetation der feuerländischen Inselgruppe. *Jahrbuch für Systematik, Pflanzengeschichte und Pflanzengeographie*; S. 179–196. Leipzig 1898.

Dy, L.
siehe unter: Agassiz.

Ehrenreich, Paul
(a) Allgemeine Mythologie und ihre ethnologischen Grundlagen. Leipzig 1910.
(b) Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker und ihre Beziehungen zu denen Nordamerikas und der alten Welt. *Zeitschrift für Ethnologie*; Bd. XX, Supplement. Berlin 1905.

Ellis, Alexander John
Report on the Yaogan language of Tierra del Fuego. *Transactions of the Philological Society* 1862–63, p. 26. London and Strassburg 1865.

Fenzlau, Alberto
Magallanes: El país del porvenir. Valparaíso 1903.

Fitz-Roy, Robert
(a) Narrative of the Surveying Voyages of his Majesty's ships "Adventure" and "Beagle", between the years 1826 and 1836, describing their examination of the southern shores of South America and the "Beagle's" circumnavigation of the globe. Volume II. Proceedings of the Second Expedition, 1831–1836, under the

command of Captain Robert FitzRoy. London 1839.
(b) Appendix on (a)

Forster, George
(a) George Forster's ukraitische Reisebüren, Übersetzung, von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's, von G.G. Gervinus. Leipzig 1843.
(b) Johann Reinhold Forster's Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung, Naturgeschichte und sittlichen Philosophie auf einer Reise um die Welt gesammelt. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von dessen Sohn und Reisegefährten Georg Forster. Berlin 1783.
(c) Johann Reinhold Forster's Reise um die Welt, während den Jahren 1772–1775, in dem von Seiner Britannischen Großbritannischen Majestät auf Entdeckungen ausgeschickten und durch den Capitain Cook gebildeten Schiffe "The Resolution". Untersuchungen, Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Reiche Natur und Völkergeschichte. Georg Forster. 2 Bände. Berlin 1778.

Forster, Johann Reinhold
Observations made during a voyage round the world on physical geography, natural history and other philosophy. London 1778.

Fox, Hawks
siehe unter Hawks, Jose N.

Freeburg, Charles Wellington
(a) Amid the islands of the Land of Fire. Harper's monthly magazine, vol. CXVIII, p. 833–847. New York, Febr. 1909.
(b) The reinforcement groups of the world. Harper, vol. CXIX, p. 126–137. New York, June 1909.
(c) Hunting the pumas. The Outing Magazine, vol. LVI, p. 1–20. New York, Okt. 1910.
(d) The Shetlands and Falklands, the world's rendezvous of whalemen. Proceedings of the Fifth Internat. Congress of Americanists, p. 329–333. Washington 1907.
(e) Tribal distribution and early history of the Yaghans. Geographical Review, vol. III, p. 169–187. New York, March 1917.

Gallardo, Carlos
Los Onas. Buenos Aires 1908.

Garbe, R.
Glossar der Gravelandschen Sprache von Jeremy Pecoraga. Correspondenz gelehrter Anzeiger. Bd. I, S. 33b–37b. Göttingen 1801.

Gargaro, G. B. de
La discussione della geografia delle Terre del Fuoco. Bollettino per l'Esercizio geografico. vol. XXXVIII, p. 161–166. Firenze 1914.

Gusinde, Pedro
Tierra del Fuego. Informe de su primer viaje. Boletín del Instituto Geográfico Argentino, vol. XIX, p. 281–307. Buenos Aires 1898.

Gusinde, J.
Das südamerikanische Nordwestwind und Passatwinde und der Feuerland. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft, S. Ellenbeck. Wien 1897.

Gusinde, Hans
Die Feuerland-Indianer. Band I: Die Yámana. Mit 2 Karten, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1931. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band II: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band III: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band IV: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band V: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band VI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band VII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band VIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band IX: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band X: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XIV: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XV: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XVI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XVII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XVIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XIX: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XX: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXIV: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXV: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXVI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXVII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXVIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXIX: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXX: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXXI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXXII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXXIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXXIV: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXXV: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXXVI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXXVII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXXVIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XXXIX: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XL: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XLI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XLII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XLIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XLIV: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XLV: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XLVI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XLVII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XLVIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XLIX: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band L: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LIV: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LV: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LVI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LVII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LVIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LIX: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LX: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXIV: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXV: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXVI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXVII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXVIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXIX: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXX: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXIV: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXV: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXVI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXVII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXVIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXIX: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXX: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXXI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXXII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXXIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXXIV: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXXV: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXXVI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXXVII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXXVIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band LXXXIX: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XC: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XCI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XCII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XCIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XCIV: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XCV: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XCVI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XCVII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XCVIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band XCIX: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band C: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CIV: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CV: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CVI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CVII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CVIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CIX: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CX: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXIV: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXV: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXVI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXVII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXVIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXIX: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXX: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXIV: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXV: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXVI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXVII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXVIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXIX: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXX: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXXI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXXII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXXIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXXIV: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXXV: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXXVI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXXVII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXXVIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXXXIX: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXL: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXLI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXLII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXLIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXLIV: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXLV: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXLVI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXLVII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXLVIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CXLIX: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CL: Die Alakaluf. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CLI: Die Yámana. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CLII: Die Halakwulup. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
Die Feuerland-Indianer. Band CLIII: Die Selk'nam. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)
*Die Feuerland-Indianer. Band CLIV: Die Ona. Mit 1 Karte, 24 Tafeln und 1 Textbild. Mödling bei Wien 1937. (Anthropos-Bibliothek, Band II, Heft 5.)

Hamy, Paul
La expedición de l'Archipel Magellanique. Science et Nature; les annales, les sens., pag. 321—324, 401—404. Paris 1884.

Hellmann, Charles E.
The Birds of Chile. Field Museum of Natural History; Publications 208, Zoological Series, volume XIX. Chicago 1932.

Hestermann, Ferdinand
(a) Zur Ureinheitsproblematik der Yagan. Journal de la Soc. des Américanistes de Paris; tome X, p. 27—41. Paris 1913.
(b) Die Pronomen im Yamana. Internat. Journal of Amerikan Linguistics; vol. V, p. 150—179. New York 1929.

Holmberg, Edmundo Abraham
(a) Viaje al Interior de Tierra del Fuego. Anales del Ministerio de Agricultura, sección de Inmigración, Propaganda y Geografía; República Argentina; vol. I, cuad. I. Buenos Aires 1906.
(b) El último representante de una raza. Apuntes de Historia Natural; vol. I, núm. 3, p. 73—76. Buenos Aires 1909.

Hohlenstein, J. Alb.
(b) Zur Ethnologie der Ona und Yahgan-Indianer des Feuerlandes. In: Wissenschaftl. Ergebnisse der schwedischen Expedition nach den Magellansländern 1895—97, unter der Leitung von Dr. Otto Nordenskiöld. Bd. I, S. 109—173. Stockholm 1900.

Hyades, Paul Daniel J.
(b) Rapport sommaire ... sur les recherches d'Histoire naturelle faites par la Mission Scientifique du Cap Horn. Comptes Rendus hebdom. de l'Académie des sciences, séance du 10. déc. 1883, tome 97, p. 1340—1347. Paris 1883.
(c) Les Fuégiens et la mission française du cap Horn. La Nature; revue des sciences, année XII, premier sem., p. 142. Paris 1884.
(d) Les Fuégiens à la baie Orange. Science et Nature; les annales, les sens., pag. 305—309. Paris 1884.
(f) Notes linguistiques et météorologiques sur les Fuégiens de l'Archipel du cap Horn. Revue d'Linguistique et de philologie comparée; année XI, pag. 330—336. Paris 1884.
(g) Ein Jahr am Cap Horn. (Nach dem Französischen in "Tour du Monde"). Paris 1885; Globus; Bd. XLIX, S. 1—7, 17—22, 33—38. Braunschweig 1886.
(h) La chasse et la pêche chez les Fuégiens de l'archipel du cap Horn. Revue d'Ethnographie; tome IV, p. 344—353. Paris 1885. Ich konnte auch auf diese Abhandlung auch unter "Journal", p. 1—40.
(i) Observations sur les Fuégiens. Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris; ser. 3, tome VI, p. 617—621. Paris 1883.
(j) Contribution à l'ethnographie fuégienne. Globus; 1e sem., tome VII, p. 197—198. Paris 1885.
(k) Sur les Fuégiens. Globus; tome VII, p. 610—624.
(l) Sur les Fuégiens. Globus; tome VII, p. 716—735.
(m) Sur l'état actuel des Fuégiens de l'archipel du cap Horn. Globus; tome VIII, p. 200—215. Paris 1885.
(n) La maternité chez les Fuégiens. Globus; tome VIII, p. 362—363.
(o) Les épidémies chez les Fuégiens. Globus; tome IX, p. 202—205. Paris 1886.
(p) Ethnographie des Fuégiens. Globus; tome X, p. 327—330. Paris 1887.
(q) Mission scientifique du cap Horn 1882—1883. Tome VII: Anthropologie, Ethnographie par P. Hyades et J. Deniker. Paris 1891.
(r) Mission scientifique du Cap Horn; Géologie, Flore et Faune. Science et Nature; les sujets, les sens., pag. 291—293. Paris 1886.

Jenkins, John Stilwell
Recent exploring expeditions to the Pacific, and the South Seas, under the American, English, and French governments. London 1853.

King, Phillip Parker
Narrative of the Surveying Voyages of his Majesty's ships "Adventure" and "Beagle", between the years 1826 and 1836, describing their examinations of the southern shores of South America and the "Beagle's" circumnavigation of the globe. Vol. I, Proceedings of the First Expedition, 1826—1830, under the command of Captain P. Parker King. London 1839.

Koch, Theodor
Die Anthropologie der südamerikanischen Indianer. Internationale Archiv für Ethnographie; Bd. XII, S. 28—110. Leiden 1899.

Koelliker, Oscar
Die erste Umsegelung der Erde durch Fernando de Magalhães. Hamburg 1908.

Kohl, Johann Georg
Geschichte der Entdeckungsreisen und Schiffahrten um die Südspitze Amerika und um den Nordpol's. Nordpol und um den Südpol. Nordwestlichen Ländern und Meeren. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde; Bd. XI, S. 315—402, Berlin 1876. — Ich benutzte die Sonderausgabe nach der Sonderausgabe, Berlin 1877.

Koppers, Wilhelm
(a) Unter Feuerland-Indianern. Eine Forschungsreise zu den südlichsten Bevölkerungen der Erde mit 56 Lichtbildern. Stuttgart 1924.
(b) Die ethnologisch-sprachlichen Stellung unserer drei Yamana auf Feuerland (1924—1926). Anthropos; Bd. XI—XII, S. 1—48, 620—632. Wien 1924.
(c) Wirtschaftsordnung und Gesellschaft der Jungfeuerländer Yamana auf Feuerland. Acta del XXIII Congresso Internac. d. Americanistes; p. 111—126. Roma 1928.
(d) Die Eigennamen-Tabuierung bei den Yamana auf Feuerland. Acta del XXIV Congresso Internac. d. Americanistes; p. 175—196. Roma 1930.
(e) Gottesglaube und Gebete der Yamana auf Feuerland. Religiöse Gesellschaftsleben, Heft 17. Düsseldorf 1935.

Krickeberg, Walter
Amerika; in Bernatzik (Herausgeber) Völkerkunde, Bd. I. Stuttgart 1939.
(a) Beiträge zur Frage der alten Kulturzusammenhänge zwischen Nord- und Südamerika. Zeitschrift für Ethnologie; Bd. LXIV, S. 287—373. Berlin 1932.

Kühn, Franz
Fundamentos de Patagonia Argentina. Buenos Aires 1932.

Lamarche d'Hermitte, J.
Les chiens des Fuégiens. Science et Nature; les sujets, les sens., p. 117—120. Paris 1885.

Lehmann-Nitsche, Ricardo R.
Antropología chilena. Revista del Museo de La Plata; tomo XVI, p. 211—319. Buenos Aires 1909.

Lemoine, Georges
Les Bords des Pléiades. Médecine-sorcellerie chez des Fuégiens des "Belgica". Halle a. S. 1906.

Lehmann-Nitsche, Roberto
(a) El grupo lingüístico Yahan de las regiones magallánicas. Revista del Museo de la Plata; vol. XXII, p. 217—276. Buenos Aires 1914.
(b) El grupo lingüístico Alakaluf de las regiones magallánicas. Anales; vol. XXI, p. 13—60. Buenos Aires 1913.
(c) El grupo lingüístico "Ona" de la pampa argentina. Anales; tomo XXIII, p. 89—161. Buenos Aires 1922.

L'Hermite, Jacques
siehe unter: Wallerin.

Leplay, J.
Mission Scientifique du Cap Horn. Tome III. Météorologie. Paris 1887.

Lista, Ramon
(a) La Tierra del Fuego y sus habitantes. Boletín del Instituto geográfico argentino; tomo II, p. 109—116. Buenos Aires 1881.
(b) Viaje al país de los Onas. Tierra del Fuego. Buenos Aires 1887.

Lumb, E. H.
The religious organisations of South Central Californis and Tierra del Fuego. American Anthropologist; vol. XXXIII, p. 307—326. Menasha 1930.

Lünenburg, Elmer
Beiträge zu einer South American Grammar. Archiv für Ethnologie; Bd. II, Nr. 13. Stuttgart 1929.

Lothrop, Samuel K.
(a) Museum expedition to Tierra del Fuego. Indian Notes; vol. III, no. 1. New York 1926.
(b) The culture of Tierra del Fuego. Contributions from the

Museum of the American Indian, vol. 5. New York 1909.

(c) Text and notes to Theal, Kaffir Races, vol. 1, p. 380–387. New York 1909.

Lehmann, Hermann

(a) Die älteren sozial- u. wirtschaftl. Verhältnisse d. Araukanen in Südchile. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 1–8.

(b) Araukanische Eigennamen. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 9–16.

(c) Araukanische Familiennamen. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 17–20.

(d) Araukanische Personennamen. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 21–24.

(e) Araukanische Ortsnamen. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 25–28.

(f) Araukanische Tiernamen. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 29–32.

(g) Araukanische Pflanzennamen. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 33–36.

(h) Araukanische Krankheitsnamen. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 37–40.

(i) Araukanische Zahlwörter. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 41–44.

(k) Araukanische Verwandtschaftsnamen. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 45–48.

(l) Araukanische Wochentagsnamen. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 49–52.

(m) Araukanische Monatsnamen. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 53–56.

(n) Araukanische Jahreszeitennamen. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 57–60.

(o) Araukanische Himmelsrichtungsnamen. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 61–64.

(p) Araukanische Tageszeitennamen. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 65–68.

(q) Araukanische Farbennamen. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 69–72.

(r) Araukanische Maßbezeichnungen. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 73–76.

(s) Araukanische Redensarten. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 77–80.

(t) Araukanische Sprichwörter. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 81–84.

(u) Araukanische Rätsel. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 85–88.

(v) Araukanische Volkslieder. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 89–92.

(w) Araukanische Kinderspiele. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 93–96.

(x) Araukanische Tanzspiele. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 97–100.

(y) Araukanische Gebräuche. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 101–104.

(z) Araukanische Aberglauben. Mitt. Anthropol. Ges. Wien, 1908, Sitzungsber. Abh., p. 105–108.

Lehmann-Nitsche, Robert

(a) Los araucanos y sus lenguas. Anales de la Univ. de Chile, 1907, Anales, p. 1–100.

Lehmann-Nitsche, Robert

(a) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1–6. Leipzig 1908.

(b) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 17–20. Leipzig 1908.

(c) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 33–38. Leipzig 1908.

(d) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 49–52. Leipzig 1908.

(e) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 65–70. Leipzig 1908.

(f) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 81–84. Leipzig 1908.

(g) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 97–102. Leipzig 1908.

(h) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 113–116. Leipzig 1908.

(i) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 129–134. Leipzig 1908.

(k) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 145–148. Leipzig 1908.

(l) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 161–166. Leipzig 1908.

(m) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 177–180. Leipzig 1908.

(n) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 193–198. Leipzig 1908.

(o) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 209–212. Leipzig 1908.

(p) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 225–230. Leipzig 1908.

(q) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 241–244. Leipzig 1908.

(r) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 257–262. Leipzig 1908.

(s) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 273–276. Leipzig 1908.

(t) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 289–294. Leipzig 1908.

(u) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 305–308. Leipzig 1908.

(v) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 321–326. Leipzig 1908.

(w) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 337–340. Leipzig 1908.

(x) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 353–358. Leipzig 1908.

(y) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 369–372. Leipzig 1908.

(z) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 385–390. Leipzig 1908.

(aa) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 401–404. Leipzig 1908.

(bb) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 417–422. Leipzig 1908.

(cc) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 433–436. Leipzig 1908.

(dd) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 449–454. Leipzig 1908.

(ee) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 465–468. Leipzig 1908.

(ff) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 481–486. Leipzig 1908.

(gg) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 497–500. Leipzig 1908.

(hh) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 513–518. Leipzig 1908.

(ii) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 529–532. Leipzig 1908.

(kk) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 545–550. Leipzig 1908.

(ll) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 561–564. Leipzig 1908.

(mm) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 577–582. Leipzig 1908.

(nn) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 593–596. Leipzig 1908.

(oo) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 609–614. Leipzig 1908.

(pp) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 625–628. Leipzig 1908.

(qq) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 641–646. Leipzig 1908.

(rr) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 657–660. Leipzig 1908.

(ss) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 673–678. Leipzig 1908.

(tt) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 689–692. Leipzig 1908.

(uu) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 705–710. Leipzig 1908.

(vv) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 721–724. Leipzig 1908.

(ww) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 737–742. Leipzig 1908.

(xx) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 753–756. Leipzig 1908.

(yy) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 769–774. Leipzig 1908.

(zz) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 785–788. Leipzig 1908.

(aaa) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 801–806. Leipzig 1908.

(bbb) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 817–820. Leipzig 1908.

(ccc) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 833–838. Leipzig 1908.

(ddd) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 849–852. Leipzig 1908.

(eee) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 865–870. Leipzig 1908.

(fff) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 881–884. Leipzig 1908.

(ggg) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 897–902. Leipzig 1908.

(hhh) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 913–916. Leipzig 1908.

(iii) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 929–934. Leipzig 1908.

(kkk) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 945–948. Leipzig 1908.

(lll) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 961–966. Leipzig 1908.

(mmm) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 977–980. Leipzig 1908.

(nnn) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 993–998. Leipzig 1908.

(ooo) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1009–1012. Leipzig 1908.

(ppp) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1025–1030. Leipzig 1908.

(qqq) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1041–1044. Leipzig 1908.

(rrr) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1057–1062. Leipzig 1908.

(sss) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1073–1076. Leipzig 1908.

(ttt) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1089–1094. Leipzig 1908.

(uuu) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1105–1108. Leipzig 1908.

(vvv) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1121–1126. Leipzig 1908.

(www) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1137–1140. Leipzig 1908.

(xxx) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1153–1158. Leipzig 1908.

(yyy) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1169–1172. Leipzig 1908.

(zzz) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1185–1190. Leipzig 1908.

(aaaa) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1201–1204. Leipzig 1908.

(bbbb) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1217–1222. Leipzig 1908.

(cccc) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1233–1236. Leipzig 1908.

(dddd) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1249–1254. Leipzig 1908.

(eeee) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1265–1268. Leipzig 1908.

(ffff) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1281–1286. Leipzig 1908.

(gggg) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1297–1300. Leipzig 1908.

(hhhh) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1313–1318. Leipzig 1908.

(iiii) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1329–1332. Leipzig 1908.

(kkkk) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1345–1350. Leipzig 1908.

(llll) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1361–1364. Leipzig 1908.

(mmmm) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1377–1382. Leipzig 1908.

(nnnn) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1393–1396. Leipzig 1908.

(oooo) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1409–1414. Leipzig 1908.

(pppp) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1425–1428. Leipzig 1908.

(qqqq) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1441–1446. Leipzig 1908.

(rrrr) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1457–1460. Leipzig 1908.

(ssss) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1473–1478. Leipzig 1908.

(tttt) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1489–1492. Leipzig 1908.

(uuuu) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1505–1510. Leipzig 1908.

(vvvv) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1521–1524. Leipzig 1908.

(wwww) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1537–1542. Leipzig 1908.

(xxxx) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1553–1556. Leipzig 1908.

(yyyy) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1569–1574. Leipzig 1908.

(zzzz) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1585–1588. Leipzig 1908.

(aaaaa) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1601–1606. Leipzig 1908.

(bbbbb) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1617–1620. Leipzig 1908.

(ccccc) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1633–1638. Leipzig 1908.

(ddddd) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1649–1652. Leipzig 1908.

(eeeee) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1665–1670. Leipzig 1908.

(fffff) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1681–1684. Leipzig 1908.

(ggggg) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1697–1702. Leipzig 1908.

(hhhhh) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1713–1716. Leipzig 1908.

(iiiii) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1729–1734. Leipzig 1908.

(kkkkk) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1745–1748. Leipzig 1908.

(lllll) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1761–1766. Leipzig 1908.

(mmmmm) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1777–1780. Leipzig 1908.

(nnnnn) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1793–1798. Leipzig 1908.

(ooooo) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1809–1812. Leipzig 1908.

(ppppp) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1825–1830. Leipzig 1908.

(qqqqq) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1841–1844. Leipzig 1908.

(rrrrr) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1857–1862. Leipzig 1908.

(sssss) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1873–1876. Leipzig 1908.

(ttttt) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1889–1894. Leipzig 1908.

(uuuuu) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1905–1908. Leipzig 1908.

(vvvvv) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1921–1926. Leipzig 1908.

(wwwww) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1937–1940. Leipzig 1908.

(xxxxx) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1953–1958. Leipzig 1908.

(yyyyy) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 1969–1972. Leipzig 1908.

(zzzzz) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 1985–1990. Leipzig 1908.

(aaaaaa) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2001–2004. Leipzig 1908.

(bbbbbb) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2017–2022. Leipzig 1908.

(cccccc) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2033–2036. Leipzig 1908.

(dddddd) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2049–2054. Leipzig 1908.

(eeeeee) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2065–2068. Leipzig 1908.

(ffffff) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2081–2086. Leipzig 1908.

(gggggg) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2097–2100. Leipzig 1908.

(hhhhhh) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2113–2118. Leipzig 1908.

(iiiiii) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2129–2132. Leipzig 1908.

(kkkkkk) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2145–2150. Leipzig 1908.

(llllll) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2161–2164. Leipzig 1908.

(mmmmmm) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2177–2182. Leipzig 1908.

(nnnnnn) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2193–2196. Leipzig 1908.

(oooooo) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2209–2214. Leipzig 1908.

(pppppp) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2225–2228. Leipzig 1908.

(qqqqqq) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2241–2246. Leipzig 1908.

(rrrrrr) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2257–2260. Leipzig 1908.

(ssssss) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2273–2278. Leipzig 1908.

(tttttt) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2289–2292. Leipzig 1908.

(uuuuuu) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2305–2310. Leipzig 1908.

(vvvvvv) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2321–2324. Leipzig 1908.

(wwwwww) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2337–2342. Leipzig 1908.

(xxxxxx) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2353–2356. Leipzig 1908.

(yyyyyy) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2369–2374. Leipzig 1908.

(zzzzzz) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2385–2388. Leipzig 1908.

(aaaaaaa) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2401–2406. Leipzig 1908.

(bbbbbbb) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2417–2420. Leipzig 1908.

(ccccccc) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2433–2438. Leipzig 1908.

(ddddddd) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2449–2452. Leipzig 1908.

(eeeeeee) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2465–2470. Leipzig 1908.

(fffffff) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2481–2484. Leipzig 1908.

(ggggggg) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2497–2502. Leipzig 1908.

(hhhhhhh) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2513–2516. Leipzig 1908.

(iiiiiii) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2529–2534. Leipzig 1908.

(kkkkkkk) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2545–2548. Leipzig 1908.

(lllllll) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2561–2566. Leipzig 1908.

(mmmmmmm) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2577–2580. Leipzig 1908.

(nnnnnnn) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2593–2598. Leipzig 1908.

(ooooooo) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2609–2612. Leipzig 1908.

(ppppppp) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2625–2630. Leipzig 1908.

(qqqqqqq) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2641–2644. Leipzig 1908.

(rrrrrrr) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2657–2662. Leipzig 1908.

(sssssss) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2673–2676. Leipzig 1908.

(ttttttt) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2689–2694. Leipzig 1908.

(uuuuuuu) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2705–2708. Leipzig 1908.

(vvvvvvv) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2721–2726. Leipzig 1908.

(wwwwwww) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2737–2740. Leipzig 1908.

(xxxxxxx) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2753–2758. Leipzig 1908.

(yyyyyyy) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2769–2772. Leipzig 1908.

(zzzzzzz) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2785–2790. Leipzig 1908.

(aaaaaaaa) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2801–2804. Leipzig 1908.

(bbbbbbbb) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2817–2822. Leipzig 1908.

(cccccccc) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2833–2836. Leipzig 1908.

(dddddddd) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2849–2854. Leipzig 1908.

(eeeeeeee) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2865–2868. Leipzig 1908.

(ffffffff) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2881–2886. Leipzig 1908.

(gggggggg) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2897–2900. Leipzig 1908.

(hhhhhhhh) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2913–2918. Leipzig 1908.

(iiiiiiii) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2929–2932. Leipzig 1908.

(kkkkkkkk) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2945–2950. Leipzig 1908.

(llllllll) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2961–2964. Leipzig 1908.

(mmmmmmmm) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 2977–2982. Leipzig 1908.

(nnnnnnnn) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 2993–2996. Leipzig 1908.

(oooooooo) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3009–3014. Leipzig 1908.

(pppppppp) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3025–3028. Leipzig 1908.

(qqqqqqqq) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3041–3046. Leipzig 1908.

(rrrrrrrr) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3057–3060. Leipzig 1908.

(ssssssss) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3073–3078. Leipzig 1908.

(tttttttt) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3089–3092. Leipzig 1908.

(uuuuuuuu) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3105–3110. Leipzig 1908.

(vvvvvvvv) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3121–3124. Leipzig 1908.

(wwwwwwww) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3137–3142. Leipzig 1908.

(xxxxxxxx) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3153–3156. Leipzig 1908.

(yyyyyyyy) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3169–3174. Leipzig 1908.

(zzzzzzzz) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3185–3188. Leipzig 1908.

(aaaaaaaaa) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3201–3206. Leipzig 1908.

(bbbbbbbbb) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3217–3220. Leipzig 1908.

(ccccccccc) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3233–3238. Leipzig 1908.

(ddddddddd) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3249–3252. Leipzig 1908.

(eeeeeeeee) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3265–3270. Leipzig 1908.

(fffffffff) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3281–3284. Leipzig 1908.

(ggggggggg) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3297–3302. Leipzig 1908.

(hhhhhhhhh) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3313–3316. Leipzig 1908.

(iiiiiiiii) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3329–3334. Leipzig 1908.

(kkkkkkkkk) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3345–3348. Leipzig 1908.

(lllllllll) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3361–3366. Leipzig 1908.

(mmmmmmmmm) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3377–3380. Leipzig 1908.

(nnnnnnnnn) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3393–3398. Leipzig 1908.

(ooooooooo) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3409–3412. Leipzig 1908.

(ppppppppp) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3425–3430. Leipzig 1908.

(qqqqqqqqq) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3441–3444. Leipzig 1908.

(rrrrrrrrr) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3457–3462. Leipzig 1908.

(sssssssss) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3473–3476. Leipzig 1908.

(ttttttttt) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3489–3494. Leipzig 1908.

(uuuuuuuuu) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3505–3508. Leipzig 1908.

(vvvvvvvvv) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3521–3526. Leipzig 1908.

(wwwwwwwww) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3537–3540. Leipzig 1908.

(xxxxxxxxx) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3553–3558. Leipzig 1908.

(yyyyyyyyy) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3569–3572. Leipzig 1908.

(zzzzzzzzz) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3585–3590. Leipzig 1908.

(aaaaaaaaaa) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3601–3604. Leipzig 1908.

(bbbbbbbbbb) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3617–3622. Leipzig 1908.

(cccccccccc) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3633–3636. Leipzig 1908.

(dddddddddd) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3649–3654. Leipzig 1908.

(eeeeeeeeee) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3665–3668. Leipzig 1908.

(ffffffffff) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3681–3686. Leipzig 1908.

(gggggggggg) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3697–3700. Leipzig 1908.

(hhhhhhhhhh) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3713–3718. Leipzig 1908.

(iiiiiiiiii) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3729–3732. Leipzig 1908.

(kkkkkkkkkk) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3745–3750. Leipzig 1908.

(llllllllll) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3761–3764. Leipzig 1908.

(mmmmmmmmmm) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3777–3782. Leipzig 1908.

(nnnnnnnnnn) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3793–3796. Leipzig 1908.

(oooooooooo) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3809–3814. Leipzig 1908.

(pppppppppp) Über die Verwandtschaft der Araukanen mit den Indianern der Pampas. Globus, vol. 93, p. 3825–3828. Leipzig 1908.

(qqqqqqqqqq) Die Araukanen und ihre Nachbarn. Globus, vol. 93, p. 3841–3846. Leipzig 1908.

(rrrrrrrrrr) Über die Verwandtschaft

[illegible]

A
(1911)

Stichwörter-Verzeichnis

Abendschule, 1911, 1912, 1913, 1914, 1915, 1916
Abfahrt, 1911, 1912
Abfahrtszeit, 1911, 1912
Abfahrtszeiten, 1911, 1912
Abfahrtszeiten, 1911, 1912
Abfahrtszeiten

1-265 Subject Index

Abgeschlossenheit 734
Abs. Verfahren 478
Abtretungsverbot 451, 648
Adressierung 473
Akzeptanz, direkter Typus 981
Algebra 667
Algorithmus 481
Anschaltung 486
Anschluss, digitaler 649
Antrag, neuer 647
Antrag, zweiter 678
Anwendungsklasse 480
Anwendungsprogramm, der Daten 486
Arbeitsraum 635, 651
Archivierung 651
Ausgangsdaten 649
Ausgangsgerät 647
Ausgangsspeicher 648
Automatisierung 649
Bedingung 647
Bedingungsklasse 651
Bedingungsmodell der Daten 647
Bedingungsraum 647
Bedingungsspeicher 647
Bedingungsverarbeitung 649
Bedingungsverbund der Daten 647
Bedingungsverwaltung 649
Bedingungsverwaltungsmodell der Daten 647
Bedingungsverwaltungsprogramm 649
Bedingungsverwaltungssystem 647
Bedingungsverwaltungssystem der Daten 647
Bedingungsverwaltungssystem der Daten 647
Bedingungsverwaltungssystem der Daten

Gattenwahl, freie 638, 641
Gebären, Geburt 700, 706
  Abnehmen 699
  außerehelichen 645
  Einleitung 705, 708
  ersten 1174
  Hebamme 704
  leichten 706
  Mißgeburt 710
  Schwangerschaft 701
  Schwangerschaft 706
  Spätgeburten 707
Gebete 1055
Gebräge 11
Gebührsteine 1444
Gegenstände aus Bein 437
Gegenstände aus Horn 501
Gegenstände aus Leder 498
Gegenstände aus Rinde 501
Gehör 1443
Geisterglauben
  Ajiyaga-Geister 894
  Aiwiwini 1397, 1413, 1426
  Ademul 1288
  Angekkok 1430
  Atna-Geister 1362
  Ashdena 1285, 1309, 1428
  yeyäkwi 1294, 1429
Geiste, Begräbnisveranstaltung 1278
Geisterkrieger, geschulte 558, 1437
Gebrauchsmusik 833
Gemeinschaftsjäger 962
Gemeinschaftsjäger 390
Gemeinwald 1081, 1024
Gemeinschaft 558
Geographische Bezeichnungen 1452
Geologie des Feuerlandes 14
Geräteschaften in Muschelhaufen 684
Geräteschaften, ungewandelte 438
Gerechtigkeit 1443
Geierfalke, grauer, Circus cinereus 42, 1291
Geierfalke, großer, Polyborus thurus 42, 1295
Gerüste 1468
Geschwulstwesen 641, 687, 980, 1016
Geschicklichkeit 510, 558, 1444
Geschlechterverteilung 737, 746, 1009
Geschlechterverteilung 729
Geschlechtliche Aufklärung 631, 747
Geschlechtsliebe Lust, ihr Anfang 1168
Geschmacksinn 1413
Gesetzgeber 730
Gesellschaftliche Pflichten 1000
Gesellschaftsfähigkeit 1020, 1071
Gesellschaftsform 1473
Gesellschaftsspiele 766, 939, 1474
Gesichtsringe 220
Gesichtssinn 1412
Gestirne im Abergbauben 1305
Gesundheitszustand 216, 1456
Gewohnheitsrecht 1001
Gewässer, fehlen 570
Gletscher 12
Gleichberechtigung alter 778
Gottheit = Höchstes Wesen
Grammatik des Yamana 1468
Grenzen der Lokalgruppen 199, 799, 1019
Grenzen der Yamana-Heimat 2
Grindwal, Globicephala melas 37, 1227
Großfamilie 1012, 1072
Gummirojagd 535
Güterteilung 969
Gutmütigkeit im Charakter 1410

Hadetracht 421
Haberbaumark 431, 436, 1466
Hammer 496
Handfertigkeit 510, 558, 1444, 1463
Handschutz aus Leder 448
Handwerkzeug 491
Harpune, große 474, 514, 518
Harpune, kleine 478, 515
Harpunenspitze, 476, 510, 608
Harpunenspitze, ihre Erfindung 1165
Hauptgegenden 781
Hautbeutel 501
Häute, Bearbeitung 412
Hautfarbe 221
Hautgeruch 419, 1113
Hebamme 701
Heilkunde 1456
Heilmittel 1457
Heimatberechtigte 797
Heimatbezirk 799
Heimatliche 798
Heirat = Ehe
Heirat einer Witwe 646
Heiratsfähiges Alter 631
Heiratsfähigkeit 631
Heringsfang 550
Heringsschwärme 549
Hilfsbereitschaft für einander 887, 979, 1010
Himmelsgegenden 1151
Himmelskunde 1450
Höchstes Wesen
  Allwissenheit 1018
  Aufenthaltsort 1018
  Besitzer der Tiere 1069
  immerwährendes Dasein 1052
  Gebete 1055
  Geistigkeit 1018
  Macht 1019
  und die Menschen 1050, 1052
  Name 1015
  Namensumschreibung 1017
  Persönlichkeit 1045
  und Rache eines Menschen 1391
  Schöpfer 1050
  Selbständigkeit 1053
  und Sintflut 1156
  und Sittengesetz 1048
  Urheber des Sterbens 1132
  Verehrung 1054, 1088
  und Wetter 1388

Wirkungsweise 1049
und *Yefátel*
und *yékamal*
und *Yoálas* 1184
Hochzeitsbemalung 455
Hochzeitsfeier 454
Höflichkeit 888
Holz, Brennholz 397
Hungersnot 574
Hund 535, 536, 560
Hund als Spielzeug 766
Hund im Aberglaube 1301
Hütte, kegelförmige 375
Hütte, kuppelförmige 378
Hütte als Wohnung 379, 388
Hüttenbau 367
Hüttenfeuer 394
Hüttenformen, zwei 371, 375, 378

Jagdmethoden 512
Jahreszeiten 24, 1447
Jakobstab, Sternbild 1276
Jenseitsglaube 1096
Jugendweihe 805
Abschluß 947
Andeutung 954
Anlaß 823
Arbeitsübungen 900
Belehrungen 864, 868
Besuche 944
Dauer 825, 832
Entdeckung 176, 800
Folgenschwere 892
Frauenvorrecht 951
Geisterversammlung 845
Hauptbegriffen 886
Hüttenbau 832
Hüttenmaterial 834
Körperhaltung 856, 859
Körperschmuck 846, 860, 916
Kratzstäbchen 953
Kürbishütte 837
Lehrmeister 864
Leiter 828, 832
Mahlzeiten 838
Mythenerzählen 891
Nahrungsbeschränkung 857
Namensänderung 950
Ordnungsdienst 838
Paten 852, 953
Platzverteilung 844
Prüflinge 827, 848
Rechtsbelehrungen 936
Religiöse Gedanken 894
Sangriiberbe 953
Schlafbeschränkung 858
Schlußfest 952
Selbstzucht 855
Singen 817, 917, 1468
Spiele 939
Stillschweigen 854, 892
Strafen 893
Tagesordnung für Erwachsene 904
Tagesordnung für Prüflinge 854
Tanz 919
Tanzstab 847, 861
Tatauierung 862
Teilnehmer 826, 831
Totengedenken 923
Vorbereitungen 821, 826, 831
Vorsteher 829
Wächter 838, 930
Wächtergehilfen 840
und *Watanéjiwa* 894, 897
und *Yetáita* 850, 894, 929
und *Yoálas* 899
Ziele 807, 841, 864, 886, 955

Kahn, ärztlicher 460
Kälteschutz durch Einfetten 411
Kamm 422
Kanu 438
Aufbau 443
Bauart 439
Fahrt 614
von der Frau bedient 456, 614, 618
Haltbarkeit 455
Leistungsfähigkeit 439, 452
Zubehör 448
Kanu-Indianer 198, 208
Kaufehe 640
Kegelförmige Hütte 375
Keil aus Bein 496
Keppel, Ida, Missionsstation 290, 309
Keule 514
Keule bei Trauer 1131
Keuschheit, vorehelliche 645, 686
Kina = Männerfeier
Kind 693
geschlechtliche Aufklärung 747
Ehrfurcht vor Eltern 773
Erziehung 776, 855
Freude am Kind 694
Herkunft 700, 748
Kindermord 724
Liebe zu Eltern 773
Nabelschnur 706, 721
Namensgebung 729
Pflegekind 695
Spiele 750, 763
Spielzeug 723
Statistik 726
Sterblichkeit 727
Streichkur 722
Kinderhütte 388
Kindermord 710, 724
Kindreiche 773
Klagerufe zum Höchsten Wesen 1862
Klagweiber 1122
Kleiderlaus 421
Kleidung 399
Änderung 411
allgemeine Art 399, 488, 607
der Frau 405

des Kindes 607
des Mannes 601
Zweck 609
Knaben unter sich 741
Knabenspiele 760
Knochenkalk 441, 496
Knochenspitze 472, 475, 510, 600
Körber 469
Kohlhai 42, 1208, 1211, 1215, 1218
Kopfbedeckung fehlt 607
Kopfhaar 220, 421
Kopfhaar 420
Kopfschmerzen 1458
Korb zum Fischfang 551
Körbe 502
Kornmesse 43, 525, 1187, 1482
Körperbehaarung 422, 1462
Körperbemalung — Bemalung
Körperbemalung, erster Anfang 1368
Körperform 214, 367
Körpergröße 218, 220
Kommunion 1139
Körperkraft 559
Körperpflege 417
Körperschmuck 416, 433
Körperschutz 412
Krabben 541
Krabbengabel 489, 543
Krankes, Fürsorge für 1028
Krankheiten, eingebildete 340
Krankheiten, einheimische 1456
Krankheiten, erster 1433
Krebstötterei 953
Kryptogamen 32
kupferein, schwarzer 491, 1212
Kulturbringer 1150
Kulturform der Muschelhaufen 608
Kulturform der Steinzeitstufe 1180
Kulturgut, geistiges 1435
Kunstbetätigung 1465
Kultgefühl 1061
Lappelförmige Hütte 378
Känen 714, 1012

Lagerverkehr 300, 385
Landerben 619
Landschaft, frauelländische 9
Landüberfüllung 622
Lanze 481
Lanzenspitzen 481, 601
Laus 420, 421
Lebensmittelaufbewahrung 595
Lederbereitung 498
Ledertücher 500
Leviratsehe 636
Leichen, Scheu davor 1123
Leichenverbrennung 1185
Leiden, körperliche 1457
Leichen 979, 1019
Lichtverehlung 636
Lieder 1068
Lochsteine 607
Lokalgruppen, ihre Grenzen 199, 799, 1019
Luftfeuchtigkeit 21

Mädchen unter sich 741
Mädchenspiele 763
Mahlsteine 492
Malsteinchen 129
Männerfeier — Kina
Abschlußfeuer 1376
Anlaß 1318
Belehrung der Prüflinge 1336, 1355
Berichte, erste 1313
beschränkte Freiheit 1348, 1357
beschränkte Nahrung 1349, 1353
beschränkter Schlaf 1349, 1353
Cimbu, Geist 1366
Dauer 1318, 1373
Eröffnung 1327
Feuergeister 1349
Feuers, ordnungsbrude 1329, 1357
Feuerabteilung 1321, 1356
Feuerdienstleistungen 1358
Geisterangriffe 1329, 1350
Geisterbemalung 1360
Geisterrufer 1362, 1368, 1374
Hüttenbau, Hüttenfeuer 1323
Kina-Stätten 1352
kultarhistorische Wertung 1378
Leiter 1321
Lézahipa, Schutzgeist 1363
Masken 1328
Patru der Prüflinge 1351
Platzverteilung 1328, 1348
Prüflinge 1320, 1331, 1351, 1354
Tagesordnung für Lagerinsassen 1357
Tagesordnung für Prüflinge 1350
Tagesordnung für Männer 1316
Tänzer, Endgeist 1338, 1363
Trillerhaus 1319
Totengedenken 1374
Umwandlung in Tiere 1312, 1311
Ursprungsmythe 1337
Verbrennung des Weiber-kina 1342
Vorbereitung 1317
zeitweise Einflüsse 1321, 1380
Männerhäuflein 711
Marsippospermum grandiflorum, Fluor 303
Mäßigkeit 1041
Mastrum magellanica 15, 28
Medizinmann 1383
Anzahl 1385
Aufrichtigkeit 1387, 1393
Ausbildung 1391, 1397, 1413
Berufung, mütterliche 1395
Berufung, mannliche 1396
Beziehung zu Hanisella 1430
Beziehung zu Lélapai 1427
Beziehung zu Lukuma 1430
Beziehung zu Watauinéiwa 1426
Beziehung zu xoßáiel 1429
Einfluß auf Lélapai 1427
Frauen in diesem Amt 1386

Führerstellung 1423
Geschichten vom Medizinmann 1260
Herkunft dieser Einrichtung 1414, 1453
Hilfe bei Epidemie 1423
Hilfe bei Naturumwandel 1422
Kennzeichen, äußere 1389, 1416
Kleinen, unterscheidliches 1385, 1391
körperbeschaffenheit 1389, 1396
Kraftprobe 1392, 1416, 1426
Krankenheilung 1417
Persönlichkeit 1384
Schädigung anderer 1418; 1424
Schamen, geistiges 1417
Schule für Lehrlinge 1399
Siegen 1407, 1415
Traum, Träumen 1417
Ursprungsgang, seelische 1391
Volkserbmedizinkraft 1384
Verbreitung, besondere 1400
Verberufung 1422
Weiterbreitigung 1421
Wettstreit der Medizinmänner 1392, 1427
Wirken, allgemeines 1415, 1420
Wirken, spezialisiertes 1417
Meeresstrümmerung 18
Mehrfamilienhäuser 386
Meidungsgebiet bei Schwangerschaften 420
Menarche 733
Menopause 729
Menschenentstehung, erste 1138, 1174
Menschenfresser 252, 1280
Menstruation, Anfang der 733, 1149
Menstruation, Deutung 728
Messer 191
Mitmenschen, als Nahrung 339, 385
Mißbrauche 1420
Mission, englische
Anfänge 288
Ansiedlungsversuche 311
Arbeitsweise 321
Erfolge 310, 324, 328, 331
Europäisierungsversuche 326
Geschichte 288
Kequet-Station 290
Nahrungsversorgung 312
Rio Douglas-Station 301
Schwierigkeiten 310, 312
Seuchen 311, 330
Stationen 290, 298, 302, 304
Tagesordnung 317
Tekenika-Station 302
Ukaia-Station 298
Mißernte 1413
Mitgift 642
Monatfrau 1420
Mondphasen 1420, 1450
Monogamie 663
Mond 1099
Mondbeobachter 388, 340
Mondbegabel 687, 340
Mondbeobachtung 386
Mondmetamorphose Sehre 1071
Mythen, lehrhafte 1243
Mythen, erklärende 1187
Mythenerzähler 1139

Nabelschnur 706
Nachbarschaftsgruppe 1475
Nachrichtenübermittlung 1420
Nachrichtenübermittlung 1442
Nachtvögel, Nestvögel oberarme 1259
Nachtheit 399, 603
Nähen der Felle 414
Nahrung, Zubereitung 560, 581, 587
Nahrungsverzehr 511, 558
Nahrungsmittel 539, 553
Nahrungsmehr der Frau 538
Nasenpflanzung 704, 729
Nasenscheidewand 950
Nebelflecke, Sterne 1430
Neckereien der Kinder 732
Nellen, verwandte 646
Neuvermählte 20
Neumondmonate 631, 635
Nordwind, natürliche 125, 1404
Nothelfer, Raben 27

Obrigkeitsperson Sehre 882, 1000
Öffentliche Meinung 1007, 1025
ovarium 103, 260, 237, 279, 292
Ozbird, väterliche 646
Ozbird, mütterliche 648
Ozium, Sterne 1430
Ozon, mütterliche 1309, 1431
Ozonmann 1152
Ozongruppe 291

paarbeziehung 57, 62, 112, 198, 263
Pfeil 161, 166
Pfeilgifter 167, 605, 1163
Pflanzenkunde 557, 569
Pflanzenkunde 1151
Pflanzenreich, Gesetzlichkeiten 26
Pflichten, gesellschaftliche 1000, 1024
Pfeifen 695
Phantasie 1142
Pfeife 555, 1149
Pinguine, Jagd auf 559
Polygamie 636, 663, 670
Preisgut, Sterne 1184
Puppe, Spiel 764
Putzmarke 633
Pyris zur Feuerbereitung 292

Rachenhöhle 904
Rauhnacht 642
Rauch in der Hütte 394
Rauchsignale 1420
Recht, allgemeines 1021
Recht, Eigentumsrecht 935
Recht, Volksrecht 1002
Rechtsbruch 1023
Regenbogen, mythologische Person 1140

Regenwald 27
Reife, geistige 631, 733, 828
Reife, körperliche 753, 827
Reinlichkeit in der Küche 304, 621
Reinlichkeit, körperliche 107, 623, 1401
Reisen – Forschungen 45
  Albertis de Agostini 137
  Joachim d'Arpajonde 55
  W. S. Barclay 155
  Expedition der "Belgica" 134
  Giacomo Bove 14b
  George M. Colesworthy 107
  James Cook 2b
  Charles Robert Darwin 97
  Adolphe Duclaux 24
  Robert FitzRoy 77, 88
  J. Reinhold und George Forster 2b
  Charles W. Furlong 12b
  Sven Hedin de Goothaa 45
  Albert Gardiner 13b, 20b
  Francis H. Gighlell 14b
  Martin Gusinde 94d
    1. Reise 94d
    2. Reise 172
    3. Reise mit W. Koppers 98b
    4. Reise 187
  Jacques L'Hermite 47, 2b
  Phillipp Parker King 77
  Samuel E. Lothrop 139
  Fernando de Magallanes 45
  Robert M'Cormick 123
  Meiners Seereisiger de Cap Horn 14b
  Otto Nordenskjöld 153
  James Clark Ross 15b
  Andrew Sparrmann 64
  Carlos Spegazzini 47
  Baldwin Spencer 16b
  William Parker Snow 125
  Nikolajew A. Ujamzi 15b
  Johannes von Wallbrunk 2b
  W. H. R. Webster 19b
  James Weddell 64
  Francis Wegdenell 133
  Charles Wilkes 112
Religion 1403
  Begriff 1404
  Bedeutung 1405
  Eigenwert 1407
  Einheitlichkeit 1402
  Erkenntnis 1406
  Inhalt 1401
  Vergleichbarkeit 1473
religiöse Erziehung 747
Reptilien 332
Riten, magische 31
Ritual, Tanz 1424
Rückenlehne 442
Rückenlehnen 380
Rückzug 138
Rückzug der Männer 1474
Rio Claro-Region 304
Robbenjagd 314
Robben, Pinnipedier 38
Rückverbindung 995, 995, 997
Ruder 148
Rundhäuschen 364, 544

Salzbereitung 270, 1443
Samenflüssigkeit des Mannes 598, 599
Sandalen 391
Sandstrom, unterirdischer 1091
Satzbau 625
Säugetiere im Feuerland 34
Säugling 714
  Ablegen 720
  Adoptivkinder 713
  Behandlung 714
  Bewegungsfreiheit 719
  Entwicklung 729
  Geräte, Werkzeuge 715, 721
  Hilflosigkeit 723
  Lagern und Tragen 717
  Lichtkompass 735
  Lutschen 729
  Muttermilch 721
  Regungslosigkeit 731
  schreien, Schreien 730
  Spielzeug 733
  Spielzeug 723
  Sprechen 734
  Stillen 719
  Wiegen 708, 716, 733
  Zeichnen 735
Säugetierherden 373, 932
Schalen 892, 895
Schamgefühl 893, 899, 1400
Schamhaare 893, 896, 898
Schatten, Lagerfeuer
Schattenbild im Feuer 1438
Schenkel 766
Schenkelmuskel bei Frauen 1134
Schiefl, Schiefgefäße 883
Schiefgefäße 882, 887
Schiefgefäße 881, 322, 324
Schiefgefäßen 885, 329
Schiefgefäßen 886, 330
Schiefgefäßen „Ahl"
Schiefgefäßen 887
Schiefgefäßen 646m 897
Schiefgefäßen 888, 1065
Schiefgefäßen, Längefäße 1243, 1461
Schiefgefäßen ohne Gegenstände 1468
Schiefgefäßen 1461
Schiefgefäßen am Bauch 438
Schiefgefäßen 1431
Schiefgefäßen, aufgefaßt 1291
Schiefgefäßen, verschiedene 646
Schiefgefäßen 630
Schiefgefäßen 766
Schiefgefäßen 1008
Schiefgefäßen 638
Schiefgefäßen 638, 1260
Schiefgefäßen 647
Schiefgefäßen, ungefähr 1070

Bevölkerung 1094
Eigentumsform 1094
Hochzeit 1096
Siedlungsform 1093
Wirtschaft 1099
Seegang 543
Seehunde 38, 811
Seehundsjagd 14, 1162
Seetüchtigkeit u. Kanu 619
Sehnenfaserung 16
Selbstbeherrschung 588, 889
Selbstmord 148
Selbstsucht 188
Selbstständigkeit 190, 1018
Selbstverleugnung 511
Seuchen, eingeschleppte 340
Siedlungen, geheimliche 369
Signalfeuer 1025
Singen - Gesänge 723, 1468
Sinne, Ausbildung 1442
Sinne, ihre Ausbildung 1437
Sintflut 1123
Sitten, Streit 118
Sittenverschiedenheiten 1087, 1090
Sittlichkeit 141
Sitzen, Haltung beim 621
Sonnenfinsternis 967
Sonnenmann, älterer 1145
Sonnenmann, jüngerer 1147
Sprache, gesalbte, Jpocrantor 42, 1200
Sprache, kleinere, Drudrocopus 42, 1197
Sprech 583
Sperr 872
Spielzeugkanoe 31, 707, 1308
Spiele 730, 761 939
Spiele, ernstliche 1475
Spielzeug 723
Spitznamen 729 731
Sprache, Eigenart 577, 1459
Sprachentwicklung des Kindes 731
Sprachen, lebendige 426
Sprachgrenze 867
Staatsgesellschaft 778, 797
Staatsgesellschaftsordnung 798
Staatsregierungen 799, 964, 1081
Staatsverwaltung 993, 197
Stadtteile der Yamana 222, 736
Stadtbezirke 993
Stehen, Haltung beim 622
Stehlen 983
Steinbeilscheiden 686
Steinbeil, ungeschäftet 686
Steinbeilklingen 593, 681
Steinbeilscheidenbeile 1209
Steinbeilklingen 686, 681, 685
Steinbeilklingenscheiden-Mythe 1273
Steinbeile 1095, 1082
Steinbeilscheiden 1450
Steine, Bedeutung der 1150
Steinbeilbeile 58
Steinbeile durch Bärchen Werden 887, 1063, 1082
Streiterein 991
Südgruppe 200
Südwestgruppe 285
Süßstoffe 570, 1443
Tabak 572
Tagreinbrüche 1447
Tatauierung 1467
Tau aus Binsen 451
Tausch, Tauschhandel 509, 977
Technik des Flechtens 503, 507
technische Fertigkeiten 508
technisches Können 1438
Tekeniko-Missionsstation 302
Temperatur 23
Tierahnglaube 1301, 1455
Tierarmut im Feuerland 34
Tierkunde 1454
Todesursache 1456
Tran 584, 1167
Trauerausgaben 1124, 1131
Trauerbemalung 924, 1116, 1129
Trauerfeier, gemeinschaftliche 1126
Trauergesänge 1120, 1131
Trauerkundgebung, private 1111
Trauerschmerz 1062, 1111
Trauertonsur 1119
Träume, Glaube an 1296
Trocknen der Felle 413
Überfälle der Yamana 250
Überlieferung ist unabänderlich 1440
Überschwemmung, allgemeine 1153
Übungen der Knaben 750
Übungen der Mädchen 750
Ufersäumung 11
Uhu, Bubo magellanicus 42, 1190
Umgangsformen 1006, 1018
Umwälzung, allgemeine 1147, 1155
Umweltanpassung 623, 1468
Umweltbedingungen 5
Unfruchtbarkeit 888
Unfälle, tödliche 1101
Unmäßigkeit im Essen 589
Unterhaltungsweise 1014, 1472
Unverschämtheit 988
Urteilsschärfe 1438
Ushuaia-Missionsstation 298
Vaterrecht 782
Venus, Gestirn 1118
Verantagung, geistige 1441
Vergeltung nach dem Tode 1099
Verwirrung, allgemeine 1155
Verkehr, verkehrsreiniger 1006, 1118, 1472
Verwandtschaften 1471
Verzehrungsgrenze 617
Verstandesbildung 1437
Verstümmelung fehlt 1467
Verwandtenkreis 782, 801
Verwandtschaft 618, 777, 779
Verwandtschaftsbezeichnungen 781

Verwandtschaftsgrade 777
Verwundung aus Trauer 1119
Vögel im Feuerland 41
Vogeleiersuchen 553
Vogeljagd 521, 1162
Vogelpfeife 477, 523
Volkslieder 1469
Volksstärke 222, 227
Vorbild der Alten 742
Vorrecht des Alters 803, 1026

Wachstum der Kinder 735
Wahlfreiheit der Heiratsfähigen 641, 649, 943
Waisenkinder 648, 1028
Wal, Zerstückeln des 576
Walarten 36
Waldform im Feuerland 27
Waljagd 517
Walken der Häute 415
Waldriesen, *Hánnuš* 1288
Wandertrieb 612
Wanderungsmythe 231
Waschen des Körpers 417
Wassergeister, *Lukúma* 1285
Wassertrinken 572
Wechseljahre 729
Weltbrand 1146, 1157
Weltentstehung 1142
Werten, Sachwert 978, 1446
Westgruppe 205
Wetteraberglaube 1305
Wettereinflüsse 368
Wettermacher *hešpul* 1272
Wetterschutz 370
Wetterzauber, zwei 19
Wildgansfang 528
Winde im Feuerland 22
Winterhütte 388
Wirtschaftsform, aneignende 346, 613
Wirtschaftsleben 365
Wissen, allgemeines 1444
Wissen, geographisches 1451
Wissen, pflanzenkundliches 1454
Wissen, tierkundliches 1454
Witwenheirat 646
Witwenschaft 647
Witterung im Feuerland 18
Wohnungsweise 367, 379, 388
Wort, längstes im Yamana 732
Wortschatz der Sprache 1459
Wunden 1459
Wurfspieß 477
Wurst 584

Yamana
in günstiger Beurteilung 256
Beziehungen zu Halakwulup 241
Beziehungen zu Selk'nam 234
als Europabesucher 267
Herkunft 230
Stellung zum Europäertum 246, 264, 332
Stellung zu Missionaren 257
Stammesname 193

Zahlwörter 1446
Zauberer = Medizinmann
Zeichensprache 1442
Zeichnen nicht üblich 1464
Zeitbestimmungen 1447, 1450
Zentralgruppe 204
Zerlegen der Beutetiere 576, 582
Zierbemalung 430, 1464
Zirkrule 1131
Zweckdienlichkeit der Kleidung 410
Zweckmäßigkeit der Gerätschaften 438, 491, 508
Zwillinge 708

[p. 1498]

Verzeichnis einiger Yamana-Wörter

Abujélkin Höchstes Wesen 1046
adakutdrunxajpa Pflegemutter 713
áinpuy Fischotter, Lutra felina 36, 536, 1193, 1277
akdinix Regenbogen 1148, 1342
álkm Schwager 1250
amákin Beeren 556, 1450
amára Gesang 1240
ánan Kanu 448
aina-yéula Schutzgeist 1398
apanamáli Land der Halakwulup 243, 1282
apanára Federlinderu des *yékamai* 1389, 1116
apanáta Federmann 1382
áppi Ruder 419
asima Beutel für Feuerzeug 393
asikáku Erscheinung 1398, 1426
asina Halsschnur 431
astíla Wetterschutzdach 371
aiápa Kanal, Wasserarm 1452
aiim Cyttaria Harioti 554
aidála Schwertwal 37, 1261, 1282
anilíf Außenutter, Lutra felina 536
anpíti Cyttaria Darwinii 554
aplya Rundkralbe, Lithodes antarctica 364, 189
áyuinthér' Mehrfamilienhütte 386
čiéxaus Jugendweihe 176, 184, 805, 823
čilaxája, čilpin großer Furbe 25, 537, 1307
čilér' grochalter Berberis-Spänchen 397
čúxanni Geister 1397, 1413, 1426
dáialuy Albatros, Diomedea melanophrys 43
dápa Gletscher, großes Eis 1453
dítika See-Ente 1304
dítthárux kleiner Specht 42, 1197
čkíli Kinderhütte 388
Dukalim Seegrüßerchen 573, 953
épájati Schwertwal 37
érna Frühling 1447
érnf Miesmuschel, Mytilus chilensis 487, 1464
éxif Pilz, Cyttaria Darwinii 554
éxtex Kormoran, Phalacrocorax magellanicus 43, 1189
gálthér' Kegelförmige Hütte 375
halakwúlup Halakwulup 246
hánichai Herbst 1447
Hánnai Waldrieseu 1288
hánnax Mondfrau 1152, 1342
hapanamáli Land der Halakwulup 243, 1282
hapaxíl Stirnschmuck 846, 860, 1130
haiyudpine Bisamvogel 36, 1299
haiamáli Buchenart mit Wucherung 864, 1300
hálaxnare Elefantenrobbe, Macrorhinus leoninus 40, 1225
hámai Heidelerde 435
Hanpélla böser Geist 804, 1062, 1100, 1158, 1309, 1398, 1410, 1425, 1430
hélpai Sperlingsvogel 956, 1271, 1303
héiteho-yékamai Geist 1397
Hiddihpan, Hitzpdpa Höchstes Wesen 1046, 1048
Hike Ozean 1453
Hílix Mauke aus Rinde 1329
Hyai Binsterie 471, 497
hulalthnaxra Zauberkönig 42, 1169, 1274
hupuxlhémak Halszierde 434
Idru! Macrocystes gigantea 43, 1237
ihamána zeichnen, malen 429
ila Knochenkeil 441
Ilahamáyala Südwestgruppe 205
Ilfíti Hering 549
ilu Süden, südwärts 1452
imam Onkel mütterlicherseits 648
imi roter Farbstoff 428
ina Winter 1447
Inalamáyala Westgruppe 205
inddrawa Onkel väterlicherseits 648, 662
ina Westen, westwärts 1452
inga Norden, nordwärts 1452
ihkan Fleisch 579
itu Osten, ostwärts 1452
Itukamáyala Ostgruppe 205
kála Rindenbehälter 501
kálaha Ball, Ballspiel 772, 1474
kálaha málélta Ringkampf 1474
kaléna Muschelgabel 487
kálex Ballspiel 1474
kelélja Miesmuschel, Mytilus edulis 487
kélpai Seele 1094, 1278
kéxlla Geierfalke, Polyborus thurus 42, 1205
kéxi Wurst 584, 1191, 1267
kíli Sandalen 404
kina Männerfrier 1312
kina tagdpara Kino-Leier 1321
kíni Sommer 1447
kiudpa Möve, Larus dominicanus 43
kipintcha grauer Geierfalke, Circus cinereus 42, 1201
kumpdjar zwei 1446
kuldrux Uhu, Bubo magellanicus 42, 1190
kux Trau 584
kuxinéra Muschelkasten 500

kwazuŋ̊ŋgai Hautstreifen mit Daunen 1447
kwánan wieder verheiratete Witwe 647
lóka Feuerzange 396
lukúma Wassergeist 1236, 1285, 1309, 1428
lúna großer Specht, Ipocraator magellanicus 42, 1199
lúla Lederbeutel 499
lúlir Mauerschwalbe 1227
lŋ̊zuukipa Brillenibis, Theristicus melanopis 42, 1155, 1232, 1304
lŋ̊m jüngerer Sonnenmann 1147, 1339, 1342
lŋ̊zukipa Kina-Geist 1363
lúŋna-yékamai Medizinmannesschule 1399
lui rot, scharlachfarben 1463
makájinkina Veranstaltung zu allgemeiner Beruhigung 1376
máku Strauch, Embothrium coccineum 702, 1243
mákuzipa Frau des Yaálag 1169, 1451
Manunákin Höchstes Wesen 1046
mápi Binse, Marsipposperma 503
mesiakána Schamorbare 406
métra drei 1446
mŋ̊gla Tag, Licht 1447
mexenthír' kuppelförmige Hütte 378
mŋ̊rana kuppelförmige Hütte 375
mun Gelenkband 434
omára Kolibri, Sephanoides 42, 1206, 1211, 1215, 1218, 1276
pálala Europäer 333
panúna Unterhaltungslied 723, 1469
paláki Feuer 392
sŋ̊s körperlicher Schmerz 1458
Sinalunatapiatjun 547
sírru Krabbengabel 544
sita Ohrenrole 42, 1303
stykútai Rundkrabbe, Paralomis granulosa 489
tuftua Schlauder 481
tgudli Feuerstein 392
tŋ̊kuf Medizinmann, Chlorŋ̊phaga hybrida 42, 1197, 1304
tŋ̊petŋ̊s Eisvogel, Ceryle torquata 42, 1219
tkinaipi Gesellschaftstanz 1473
tku tŋ̊pika Photinula violacea 1465
tŋ̊pun Junggeselle 1256
tŋ̊ŋgunŋ̊a Trauer 1122
tulagikumána Malstäbchen 429
Túnuru Höchstes Wesen 1046
túnuru Kina-Geist 1338, 1363
túrunuŋ̊m älterer Sonnenmann 1145
tŋ̊ser Gesang 922, 1423, 1468
tukomika geographischer Name 194, 209, 237
tŋ̊ú Kugelstein 491, 547, 1212
tŋ̊úmana einflußreicher Alter 803, 1473
tuguŋ̊kina Vigunkormoran, Phalacrocorax olivaceus 43, 1259, 1482
túku Schöpfgefäß 450
tulíru Berg 1453
tumgrápu weißer Farbstoff 427
túrikipa Mädchen in der Menarche 743, 1172
tútu kleiner Vogel, Myiotheretes 1239
tuurŋ̊ghi Rückenbehang 401, 405
tyurin Wiesenvogel, Spinus icterieus 42
tŋ̊uwus Nachtreiher, Nyctieorax obscurus 42, 1219, 1303
ufkŋ̊r' Schalter 192
ŋ̊kŋ̊la langer Lederriemen 440, 840
ŋ̊lulu[ŋ̊]gla Volk bestimmter Serien 1301, 1434
ŋ̊ri Hautfasern 145
ŋ̊lŋ̊pin einer ohne Geburtsort 930
ŋ̊lŋ̊ka europäische Kleidung 111
ulŋ̊yangána sagenhaftes Volk 201, 243
uimŋ̊ka Maske aus Leder 1329
ŋ̊lŋ̊pŋ̊ka Halsziersde 435
ulŋ̊nim Kanun 422
ulurŋ̊gla Prüfling 1320
ulurŋ̊gl[ŋ̊]amai yékamai-Lehrling 1405
ulurimi Schneefasern 116
urŋ̊pa Strohbild 1276
urŋ̊ŋ Bucht 1432
urŋ̊kuf Pfriemen 195
urŋ̊kimŋ̊gla Zentralgruppe 205
urŋ̊nim Kanunen, Phalacrocorax gaimardi 43, 1187, 1216
Watunŋ̊ŋ Höchstes Wesen 1045, 1156, 1158, 1184
wŋ̊ŋgu Grind, Globicephala melas 37
wŋ̊lukir' Felsenspitze, Vorsprung 1432
Wŋ̊lupatux Höchstes Wesen 1046
wŋ̊tóna Schlender 1258
wŋ̊ŋ̊rŋ̊ŋ Kondor, Cathartes aura 42, 1302
wincfkára Raubvogel, Leucopharus occcidentalis 43, 838
wŋ̊ya Ente, Anas cristata 43
wulukfuru Zwillinge 708
wúkur' Beutel des *yékamai* 1424
wŋ̊ru viel 1146
yél Nachahmungsspiel 1473
yoaga, yokgam, yagam 196
yoki, yokir' Bogen, Pfeil, Pfeilschuß 459
Yámaiŋ̊ga (Ort 1009, 1338, 1344
yamalaiwuŋ̊ga allgemeine Trauer 1127
yámana Mensch 197, 332
yamankána Kuf 103, 133, 198, 245, 283, 333
yapulúkir Halskahle 127
yekámai Schutzgeister 1294, 1398, 1430
yékamai Medizinmann 190, 1383
Yetaiŋ̊a Geist 856, 894
yétkli eine 1146
yŋ̊kúni Pfeilspitze 466, 480, 1418
yŋ̊lŋ̊ka Hund 568
yŋ̊lŋ̊kŋ̊ŋ̊ga Südgruppe 200
yŋ̊pudaki Tante mütterlicherseits 662
yŋ̊pulem Venus-Gestirn 1140
yŋ̊ŋka Insel, Felsen 1432
Yuŋ̊ŋ kulturbringer 178, 1144, 1159, 1160
yurukuŋ̊ Habicht, Milvago chimango 42, 1266, 1303
yŋ̊ŋ Strand, Küstenstrich 1432

Personennamen-Verzeichnis

Nur die aufschlußreichsten Stellen werden angegeben. Die Namen der Eingeborenen sind in dieses Verzeichnis nicht aufgenommen worden, ausgenommen jene fünf bekannten, die für die Geschichte der Yamana-Forschung von besonderer Bedeutung sind.

Agostini, Alberto de 157
Alvarez, José J. 155
Arquintade, Joachim v 55
Aspasia, F. C. 303
Barclay, W. S. 153
Beauvoir, José María 150
Boat Memory 83, 88, 269
Bove, Giacomo 146
Bridges, Thomas 139, 144, 258, 298, 301 785, 1035, 1039, 1314, 1435
Burlenk, L. H. 303
Button, James 86, 88, 97, 104, 195, 267, 276, 280, 282, 291, 297
Button, Tommy 96, 270
Calao Pinochet, A. 152
Casati, Antonio 157
Chatterbridge, George M. 117
Cook, Frederick A. 143, 154
Cook, James 26
Darwin, Roberto 156
Darwin, Charles Robert 97, 259
Decker, Adolfo 51
Despard, C. Pakenham 139, 298, 296
Ebrantsee, Cruciform 182
[illegible] 77 98 196 191
Forster, George 56
Forster, J. Reinhold 56
Fuegia Basket 88, 88, 267, 281, 284
Furlong, Charles W. 156
Gallardo, Carlos 155
Gardiner, Allen Francis 136, 288
Gallardi, Ferico H. 160
Gusinde, Martin 161, 164, 172, 181, 187, 813, 818, 845, 1001, 1316
Hahn, Philipp 148
L'Hermite, Joseph 67, 58, 192
Hestermann, F. 143, 285, 1459
Hyades, Paul D. 150
Kok, Philipp Pierre 77
Kaspers, Wilhelm 183, 818, 845, 1010
Lahmeyer, Alberto 170, 1085
Lahmeyer, Paul 168, 170, 1085, 1105
Lawrence, John 145, 162, 168, 298, 301, 305, 1074, 1079, 1083
Lawrence, Martin 170, 192
Lawrence, Nelly 170, 175, 183, 191, 319, 815, 819, 1040, 1079, 1098, 1130
Lecluyse, Georges 154
Le Maire, Jacob 1
Lepray, J. 29
Latimer, Samuel K. 159
Lucisano, Dionisio 148
Magallanes, Fernando de 45
Martial, L. F. 148
Matthews, R. 94, 100, 104, 272, 276
M'Cormick, Robert 123
Nordenskjöld, Otto 153
Ogarrio, Adriano 162, 189
Phillips, Garland 139, 257, 291, 294
Pleschow, Gustav 288
Rae, R. R. 149
Rodolfo, José, F. 158
Rose, James Clark 159
Serviento de Gamboa 45
Schmid, P. Wilhelm 182
Schmidt, Wilhelm Johan 1
Snow, William Parker 125, 290
Spaarbaan, Abraham 64
Speare, John Randolph 152
Speluzzini, Carlos 147
Spencer, Baldwin 160
Stirling, W. H. 148, 258, 283, 290
Stirling, H. John 198
Thomas, Antonio 157
Vanay, Salvador A. 159
Walbeeck, Johannes van 50
Wallis, H. 286
Webster, W. H. D. 148
Wehrli, James 64
Weissbrodt, Johann 155
Wilkes, Charles 112
Williams, John 146, 162, 804, 266
Yora Whittle 91, 88, 267, 276, 280
Zahnow, Gustavo 158

[p. 1500]

[p 1500-A]

Abb. 1. Yamana-Mann

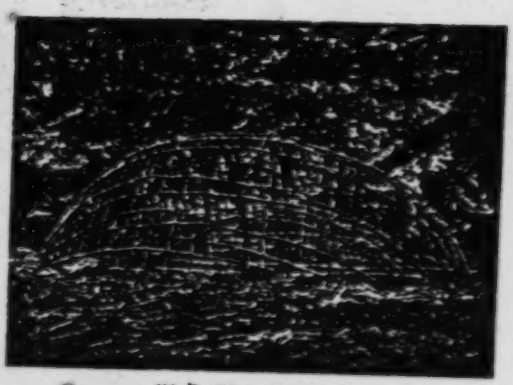
Abb. 2. Yamana-Frau

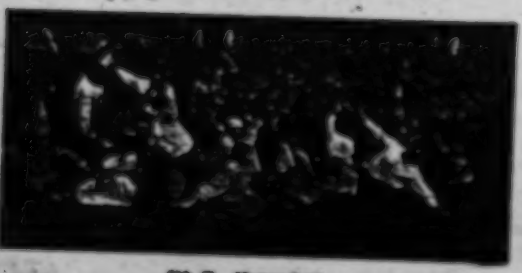
Abb. 3. Yamana-Familie

Abb. 4. Kindlicher Indio Yahgan

Abb. 5. Am Strande des Canal de Beagle

[P-1500-B]





[P 1500-C]

Abb. 13. Wächter a Tänzerin

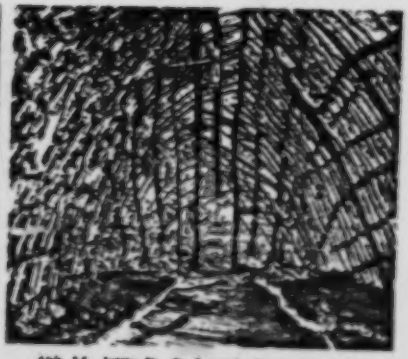


Abb. 14. Hütte für die Jugendweihe, Innenansicht

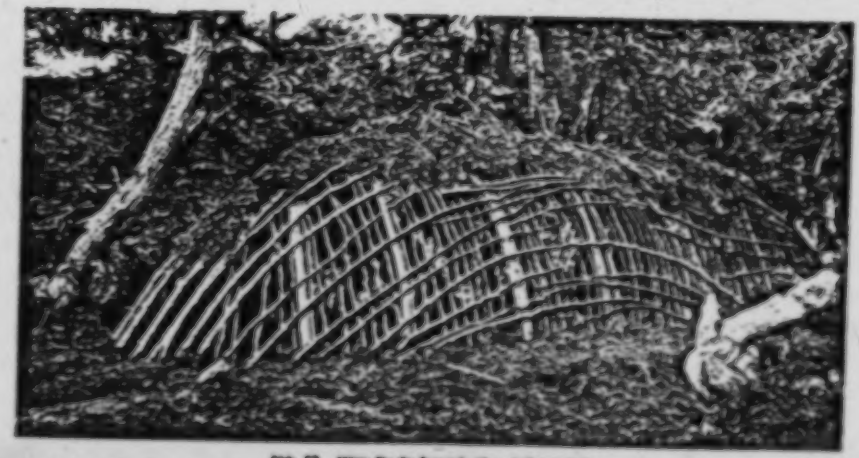


Abb. 15. Hütte für die Jugendweihe, Außenansicht

Abb. 16. Ángel Samuelsen

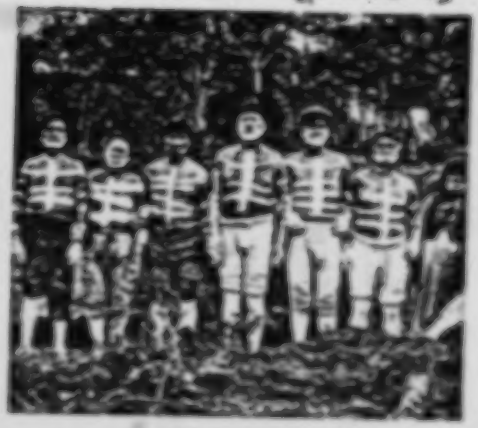
Abb. 17. Walter

Abb. 18. Thomas Gallo

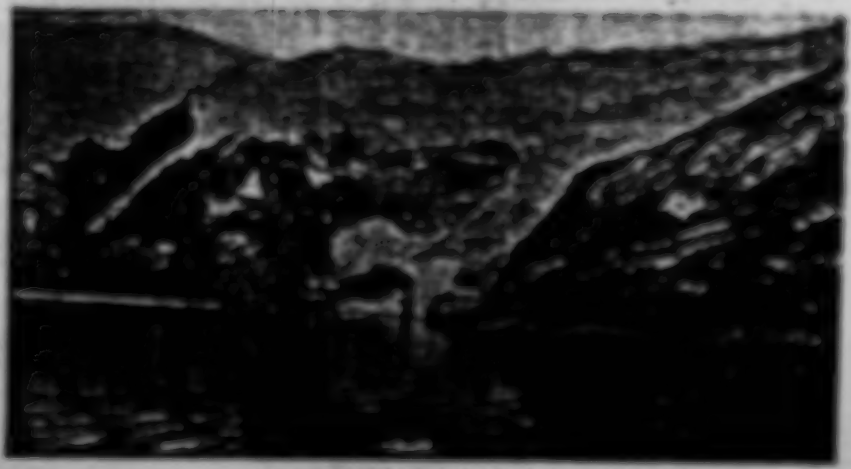
1: Gusinde STIS Tšágan

[p. 1500-D]

[p. 1500-E]



[A 1500-F]

[p.1500-G]

[p. 1500-H]